Der Gute Kamerad

Alois Rheinwald.

Inhaltsverzeichnis

(Die mit * bezeichneten Aufsätze und Erzählungen sind illustriert. Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Erzählungen und Sagen

*„Der fliegende Holländer" 488. Fahrt, die letzte 811, 822. Gefangenen des Berges, die 634, 650, 666, 683, 698, 714, 730, 746, 760. *Gg und der Schienenzwack 218, 232. Gold, das lockende 442. *Heiligabendwache 241. Kompaß und Karte durch den Balkan, mit 26, 40, 58, 76, 88, 106, 120, 136, 154. Kurts erstes Motorrad 538, 555. *Meute im Winterlager, die 251, 264, 280, 296. *Raketenwagen, unser 10. *Rätsel der Drusenkopfinsel, das 1, 17, 33, 49, 65, 81, 97, 113, 129, 145, 161, 177, 193, 209, 225, 243, 257, 273, 289, 305, 321, 337, 353, 369, 385, 401, 424. Retter von Andernach, die 506. Robinsonade auf einem Adria-Eiland 618. *Sieben deutsche Jungen 417, 433, 449, 465, 481, 497, 514, 529, 545, 561, 577, 593, 610, 625, 641, 657, 673, 689, 705, 721, 737, 753, 769, 785, 801, 817. Sonora-Pepe und der rote Bronco 170, 184, 202. Spukgeschichte, eine 344. Treibanker, der 778, 794. Verirrt 363. Wünschelrute, die 522.

Belehrende Aufsätze, Plaudereien und Fahrtenberichte

*Alpine Abenteuer im Herzen Europas 356. April, rund um den 1. 469. *Bergungsdampfers, an Bord eines 292, 318. Beruf verhalf, wie mir „Der G. K." zu meinem 123, 132. Berufe, seltsame 291. *Brieftaube im Staatsdienst 533, 549. Brillengläser, Entstehung und Verbreitung der 505. Buch und Jugend 460. *„Columbus"-Modell in Amerika, mit dem 615. Dummejungenstreiche 541. Erziehungsregeln aus dem sechzehnten Jahrhundert 239. *Etonboys 52. *Faltboot und Zelt auf der oberen Donau, mit 717, 725, 751, 764. *Feuerschutzwoche, zur deutschen 535. Gastgeschenke, mittelalterliche 119. Geradeaus zu gehen, es ist nicht möglich 100. Gewohnheiten, schlechte 791. Hand, die eiserne 583. Handelsmarine, zu Besuch bei den künftigen Seeoffizieren und Kapitänen der deutschen 228. *Heraldik 453. *Jordan, Paul 400. Journalisten, der Beruf des 332. *Jugendherberge geschlafen? hast du schon mal eine Nacht in der 733. *Jungengruppe, Aufbau einer 749, 766. *Kriegshunde einst und jetzt 21. *Kürschners Handlexikon 326, 347. Männern in der Schule erging, wie es berühmten 358, 381. *Marionettentheaters, hinter den Kulissen des 201. Mathematische Fallgruben 110. Mensch und Tier in der Sprache, die Beziehungen zwischen 189. Mensch zu Mensch, von 19. *Mozart, Woferl und Nannerl 235. *Nansen †, Fridtjof 661. *Pfingstpredigt 632. *Piraten, moderne 814. Postkarte, die 686. Ratschläge für Schadenfrohe, drei 826. Reichsmarine, der Beruf des Offiziers der 391. *Reklame 565. Schätze, die versanken 340. *Schullager, im englischen 629. *Sturmfluten? wie schützt sich Deutschland gegen 389. Tanzstunde und Tanzfestlichkeit 92. Weihnachten im Mittelalter 249. *Weihnachtsbüchertisch, vom 180, 212. *Wundertrank, vom braunen 164.

Geschichte, Länder-, Völker- und Himmelskunde

*Amphitheater von El-Djem, das 440. *Arkebusier im Anschlag 791. *Arktis, S. O. S. in der 456, 474. *Beduinen, die 168. Bomben aus dem Weltall 308. Bruder der Erde, ein neuer 568. *Cäsars, der Tod Julius 680. *Datum und Datumwechsel 86. *Fernrohr und seine Leistung, das kleine astronomische 622, 637. *Feuerland, der „Silberkondor" über 552. Geschichte machen, auch Tiere können 413. *Grußformen, die Herkunft unserer 428. Grußfragen der Völker, die 592. *Indianer als Schiffer 313. *Islandpony, der 421. *Karawanenkamele, meine 196. *Kurische Haff, Schlittenfahrt über das 373. *Lamamusikanten in der Mongolei 350. *Lapplandfahrt 776, 792. *Leben und Tod, auf 315, 328. *Masken 405. *Massai, meine erste Bekanntschaft mit den 376. *„Mayebuye i Africa!" 70. *Neujahrsbräuche der Chinesen 262. *Nordpol, im Luftschiff zum 570, 584, 602. *Pompeji, ein afrikanisches 230. *Regenbogen, rundum geschlossene 352. *Requisition, auf 151. *Salzburg 598. *Schmucknarben 365. *Schweizergarde am Vatikan, die 215. Sternhimmel im September 1930, der 827. *Transjordanien 84. *Truppendurchmarsch im Dreißigjährigen Krieg 825. *Tschang, der große 397. *Virgils, zum 2000. Geburtstag 774. *Wallensteins Leben, aus 102. *Wikingerfahrt 9. *Winterkälte und ewiger Schnee 260, 278. *Yucunasindianer, maskierte Tänzer der 302. Zodiakallicht, das 368.

Technisches

*Dampfturbine, die 23. *Diesel-Druckluftlokomotive, eine 775. *Do X, das größte Flugzeug der Welt 29, 43. *Eisenbahnwesens, das Studium des 68. Erdwärme ausnützen? läßt sich die 39. *Feuer an Bord 588. Funkfeuer 621. *Gleitschiffe 361. Glühlampe, eine deutsche Erfindung, die elektrische 207. Großrundfunksendern, Leistungsteigerungen von europäischen 766. Kreuzer „Leipzig" 197. *Lokomotivbau, moderner 581. *Luftbafen, der 789. *Luftverkehr, die Sicherheit im 54. *Magnetische Helfer 108. *Meereswärme, Energie aus 478. *Meerwunder, das 37, 60. *Motorschneepflug 284. Radiopeiler und Walfischfang 607. *Rundfunksender, die Einrichtung der deutschen 172, 190. *Sanitätsflugzeuge 260. *Schiffahrt auf dem Bodensee 821. *Schuhfabrik, Besuch in einer 757. *Seeflugzeug mit rückklappbaren Flügeln, amerikanisches 502. Sender und Wellenänderungen 154. *Spielzeugmachern, bei den erzgebirgischen 255. *Tageszeitung entsteht, wie eine 646. *Technik in alten Zeiten 221, 238. *Telegraphenamt, ein fliegendes 743. *Telephongespräche über 23000 Kilometer 814. *Türme der Technik 7. *Uhrenaufzug, ein neuer selbsttätiger 614. *Wanderschrift 268. *Wecker, fünfzehntausend täglich 117. *Wunder der tönenden Wand, das 330, 342. *Wüstenschiff, das moderne 148. *Zugsicherung 485, 503. Zündhölzchens, der Werdegang des 300.

Naturwissenschaftliches, Sport und Gesundheitspflege

*Alpenfahrten im Auto, sportliche 810. *Biologischen Schulgebiet Gerstungen, im 759, 780. *Boxen „foul"? was ist beim 813. Eiche, die alte 198. Fahrrad wähle ich? welches 494. *Familienglück, winterliches 220. *Fliegen, gehörnte 639. *Flugsport im Rahmen des Deutschen Luftfahrt-Verbandes 590, 605. *Freiübungen der Lehrlinge 573. *Freundschaften im Tier- und Pflanzenreich 134. *Gesellen, ungleiche 471. *Giraffe, trinkende 383. *Gymnastisches Kunststück, ein 91. *Handschlitten, Sport mit dem 285. *Höhenforschung im Freiballon 437. Jugendfliegerhorst Böblingen, „Der G. K." beim 63. Kälte, der Pflanze Kampf gegen die 166. *Nachtreiher, der 508. Ohrfeigen austeilen, Tiere, die 368. *Peter der Star 750. Pfingstpflanzen und Pfingsttiere 631. Pflanzenwelt im Frühjahr, die Aufstehung der 439. *Reinekes Kinderstube 735. *Ren, das wilde 310. *Riesenfrosch, ein südamerikanischer 127. Seepolypen, vom 71. *Skiern, Überschreiten eines Baches auf 277. *Störche im Winterquartier, unsere 294. *Tierauge lese, was ich im 13. *Tierleben im australischen Busch 710. *Turnen, lebendiges 196. *USA-Ballsport 741. *Wanderheuschrecken 678. Zimmergärtnerei, der gesundheitliche Wert der 601.

Beschäftigungen, Experimente, Aufführungen, Spiele und Sammlungen

*Achterspulen 366. Amateurphotographen, Reisevorbereitungen des 712. *Aquariumfische 324. *Ätzen von Metallen und andern Materialien für kunstgewerbliche Zwecke 375, 398. *Auslegerboot als Spielzeug, das 15. *Balancieraufgabe 654. *Batterie- und Netzanschlußempfänger, ein 574. *Behobeln von Leisten und Brettern, das 128. *Blitzlichtapparates, Selbstbau eines einfachen elektrischen 270. *Briefmarke sterben? wird die 558. *Briefmarke und Landkarte 188, 205. Briefmarken-Kamerad 79, 95, 175, 236, 283, 334, 432, 463, 511, 542, 620, 719, 799. *Briefmarken, religiöse Darstellungen auf 525. *Briefmarkenausstellungen 806. *Brückenbaukasten aus einem alten Regenschirm 72. Diapositive 720. *Drehscheibe, die Arbeit an der selbstgefertigten 31. „Eierhut" 528. *Eingipsen von Haken, Schrauben und Dübeln 128. *Fingerhut, der geheimnisvolle 637. Geduldspiel, ein neues 648. *Geldtasche, Selbstanfertigung einer 782. *Gipsschneiden, vom 125. *Glas, das Durchbohren von 540. Glühlampen für Photoaufnahmen 222. *Gruppenaufnahmen 4. *Jubiläumsmarken 1930, Islands 653. *Kamel durchs Nadelöhr? wie kommt das 525. *Kinoamateurs, die Aufnahme des 445, 462. Klettertour, die 677. *Kohlen- und Schneeschippe 304. Kölner Leim 720. *Kolumbuseier 383, 512. *Laubforschhaus und das feuchte Terrarium, das 693. *Laut-

sprechers, Selbstbau eines 45. *Lichtwerks, Bau eines 430, 447. Marke Europas, die seltenste 349. *Maskenscherze und Ulkspiele 414. *Mathematik und Schere 174. *Nachtlicht, billiges 304. Nestabenden, die Ausgestaltung von 187. *Optische Täuschungen 606. *Ostereier, der Schmuck der 518. *Papierfaltkunststück: Die Mühle 592. *Pfeilschießen 663. *Rennbootes, der Bau eines selbstfahrenden 206. *Rocktaschenstativ 492. *Rundeisen zu durchbohren 127. *Sage mir, was du spielst 700. *Schachspieler, zwei schwierige Aufgaben für 736. *Scharniere 128. *Schattenbilder 78, 79. *Schießstätte mit Blinkscheiben 727. Schreibtafel, die geheimnisvolle 828. *Schwingungsübertragungs-Experiment, ein 766. *Skier? wie baue ich mir ein Paar 140, 157. *Skistiefel 304. *Sonnenuhr her? wie stelle ich mir eine 703. *Spare in der Zeit! 424. *Spielzeug zum Selbstbauen 246. *Spiralfedern, das Anfertigen von 540. *Streichholz, das magnetische 752. *Taucherglocke, eine einfache 560. *Trichter für enghalsige Flaschen 720. *Trink- und Scherzbilder, photographische 406. Tuschezeichnungen aus Photographien 509. *Wasserbarometer, ein einfaches 703. *Wunderapparate 654, 670. *Wurfspiel „Der Clown" 828. Würstleesser und Menschenfresser oder Kasperl als Detektiv 394, 410. *Zeichenaufgabe 16, 32. *Zeichenscherze 156, 157. *Zeichen und Wunder 96. *Zusammensetzaufgabe 448.

Gedichte, Sprüche, Rätsel

*Denksportaufgaben 144, 543, 767. Ehre der Arbeit 427. Es steht im Wald geschrieben 722. *Feiere Ostern! 513. Maienzeit 555. Mein Fenster geht nach Morgen 795. *Nur eins tut not! 609. Rätsel 16, 48, 64, 96, 112, 128, 144, 176, 208, 224, 240, 256, 272, 304, 336, 352, 368, 384, 400, 416, 432, 448, 464, 496, 528, 544, 560, 592, 624, 656, 704, 736, 768, 800. Sprüche 77, 107, 203, 299, 459, 619, 667, 762. Wanderlied 627. Wie herrlich leuchtet 692.

Bilderläuterungen, Anekdoten, Allerlei

*Anstreichen eines Ozeandampfer-Schornsteins 268. Anzeige, die lustige 688. Appel wider Appel 336. Bäckerei im Mittelalter 478. Blücher und das Rauchverbot 272. *„Bremen"-Flugzeug 544. Brief, der vielseitige 154. Brieftaube, aus der Geschichte der 53. Bücher reinhält, wie man seine 32. *Chapeau claque, der verkannte 636. Eins nach dem andern 16. Einzige, das 512. *Elefantenkur, eine 718. *Erlebnis, ein schmerzhaftes 300. Fahrgast, ein seltsamer 682. Farbenblindheit 384. Flötentrio in Sanssouci, ein 763. Föhn, der 488. Geburtstagsgast, der verkannte 384. Glocke vor dem Guß bestimmt, wie man den Ton der 135. Hochzeitsverse, die 496. *Jagd, mißlungene 826. Kleider warm? warum halten die 362. Kraftmaß 711. Kritik, eine 624. *Leser, der eifrige 668. *Lipp und Ler als Flugzeugbauer 412, 413. *Luftkreuzer R 101 über London, der englische 392, 393. *Menelaos mit der Leiche des Patroklos 669. *Nesträuber, der bestrafte 140. *Peter Schnäuzchen hört Radio 94. *Peter Schnäuzchens Training 509. *Rast vor dem Ritt ins Abenteuer 105. Schlagfertig 48. Schlaraffenlandes, der Entdecker des 304. S. O. S. 327. *Squaw, die gutmütige 44. Stoiker, ein 528. Telegramm, kurzes 592. Unverfrorener, ein 240. Vermächtnis, auch ein 144. Volkes Gunst 464. *Vorsicht, sehr bissig! 443. *Wanderzirkus wird aufgebaut, der 56. Was mancher nicht weiß 663, 703, 768. Wer lacht mit? 192, 480, 624, 704, 784. Wollen und Können 75. Wrangels Rechtschreibung 160. *Wüstenpolizei 476, 477. Zurückgegeben 677.

Bilder ohne besonderen Text

Abfahrt! das war eine, nach Seite 352. Abzug der englischen Besatzung 111. Alphabet lernt, wie der Türke sein 761. Atlas, der größte der Welt 132, 133. Aufstellung von Schülern eines Gymnasiums 798. Aufziehendes Gewitter 772. Ausfahrt, Vorbereitung zur ersten 444. Autoreifen als Schaukel 363. Autoreifen? wo bleiben unsere alten 531. Bahnübergang 687. Ball, um den 723. Bastler, der junge, nach Seite 16. Befreiungsfeier in Mainz 768. Benzwagen, ein dreißig Jahre alter 398. Beruf, ein schwieriger 176. Bescherung, nach der 248, 249. Bienenkunde in der Schule 159. Bismarck-Hindenburg-Gedenkmünze 621. „Bremen" und „Europa", die beiden Schwesterschiffe 595. Briefmarken des Kirchenstaates, die ersten 63. Briefträger der Zukunft 815. Christbaummarkt, auf dem Heimweg vom 229. Clowne einer Zirkustruppe, die 409. Dackel, der Schwerverbrecher 237. Delphinfang 569. Drachensport in China 151. Dreigespann, ein seltenes 613. Dschunken, segelnde 576. Duett 511. Edisons Nachfolger 144. Eingeschneit 295. Einer, der nicht übersehen werden kann 649. Elefantenbaby Kalifa 185. Erinnerungsmünze zur Weltfahrt des „Graf Zeppelin" 80. Eulenkinderstube 89. Felsengebirge, im kanadischen 563. Ferienssonderzug, im 753. Filmkomiker der Welt, die berühmtesten 48. Flaschenkürbis, ein seltsam geformter 812. Flugzeughalle in Los Angeles 705. Fox geht als erster durchs Ziel 501. Frühjahrsregatta 445. Früh übt sich 487. Fußballspieler, vierbeinige 673. Gesellschaft? sind wir nicht eine reizende 465. Giganten des Meeres 489. Gilt's? 545. Glühlampenbriefmarke 112. Graf und Gräfin Luckner 827. Großstadtbahnhof 169. Großvater als Osterhase, nach Seite 528. Hansakogge „Lübeck" 308. Hans Huckebein 155. Heimzahlung, eine feuchte 359. Helmholtz-Gymnasium, im 638, 639. Hockeyspiel, Kampfpause im 119. Hühneraugenoperation mit Stemmeisen und Schlegel 704. Hühnerdieb, der verratene, nach Seite 608. Indianer in Hollywood 433. Ingenieure in 250 Meter Höhe 139. Jockei-Lehrlinge 461. Jugend aus Oberammergau 524. Jugendherberge, schwimmende 644, 645. Jugendlust 681. Jumbo, der Seebär, wünscht „Fröhliche Weihnachten" 242. Jungen der Schiffsmodellschule 708. Junkers G 38, die neue 316, 317. Kakteenzüchter, der 738. Kamele auf der Wüstenstraße 641. „Kamerad"-Bote, der 691. Karnevalsfigur aus St. Moritz 401. Koi Muren, ein berühmter Bärenjäger 7. König-Warthausen, Freiherr von 261. Konzert 620. Kriegschiff aus einem Holzbaukasten 533. Krokodil, afrikanisches 734. Kuli der Tierwelt, der 823. Kultur, zurück zur 817. Landung, unfreiwillige 455. Lehrmeisterin, die größte 727. Letzte an Bord, der 472, 473. „Leviathan", der Riesendampfer 504, 505. Lokomotivmodell 309. Los-Angeles-Colosseum 659. Luftschaukel, selbstgebastelte 336. Luftschiffhalle in Akron 419. Mahlzeit, leckere 684. Maulkorb! endlich ohne 391. Max und Moritz im Sommerlager 811. Meerschweinchens Ausfahrt 685. Modellflugzeugwettbewerb in Los Angeles 340. Mohrrübe in der Form einer menschlichen Hand 399. Mondnacht im Dezember 224. Motorradmodell aus Abfällen 309. Mümmelmänner im Schnee 288. Nachwuchs der Heereshundeanstalt 656. Nasenreiben, Begrüßung durch 167. Neger aus Afrika, junger, nach Seite 32. Nordhorn, Jagdhaus der „Kamerad"-Ortsgruppe 557. Osterbrauch in Spanien 517. Osterhase reitet an, der 521. Osterküken 523. Patient, der 612. „Perückenbock", ein 566. Peter-Schnäuzchen-Briefmarke 468. Peter Schnäuzchen „kopflos" 192. Pferderennen auf dem Wasser, lustiges 804, 805. Pilzzeit 91. Platanenbaum in Como 608. Potsdamer Platzes, Modell des 41. Primaner der Redemeisterschaft, fünf 43. Reiterangriff, indianischer 600, 601. Rettungsboot mit Luftkammern 199. Rheinland, das befreite 696, 697. Sackläufer, der behinderte 670. Sanitätsübungen auf dem Berliner Zentralflughafen 773. Schaufelrennen, Start zum 281. Schauspieler, Berlins jüngste 495. Schimpanse Jimmy, der 272. Schlachtkreuzer „Hindenburg" 709. Schmeling, Max 737. Schmeling gibt Anleitungen im Boxen 597. Schmeling, der neue Weltmeister 813. Schmetterlingsammler, der 763. Schneemann aus Pappe und Watte 283. Schneemännerbauen auf dem Schulhof 228. Schularbeit 39. Schülerrat im Landschulheim 24, 25. Schwindelfrei! 631. Segeljacht „Hindenburg" 341. Segeln als Lehrfach 694. Segeln, mit vollen, nach Seite 432. Siebenbürger, Tiroler und Kärntner Trachten 702. Skiausflug im Erzgebirge 319. Skimannschaft, die jüngste 385. So knipsen unsere Leser 713. Späher, der 208. Spielkameraden 750. Stabübergabe beim Staffellauf 500. Störche, ziehende 585. Stötzner, Wolf Dietrich 368. Streit um die Beute 771. Technik, im Zeichen der 462. Techniker und Städtebauer, junge 532. Tierschau, Peter Schnäuzchens 744, 745. Trapper und Indianer 320. Überfall, mißglückter 543. Verkehrsunfall in der Luft 747. Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig 432. „Volunteer", das amerikanische Schul-Luftschiff 103. Waldstraße, verschneite 335. Wasserschlacht im Ferienlager 662. Weihnachtsmarkt in Japan 253. Weihnachtsmorgen, nach Seite 256. Werbekundgebung des V. D. A. 223. Werkunterricht, moderner 422, 423. „Westfront 1918 — Vier von der Infanterie" 664, 665. Wildwest im Schnee 240. Wüstenpost, die 651. Wüstenschiff vor dem Mikrophon, das 567. Zeppelin mit seinen Mitarbeitern 121. Zeppelinmarken, amerikanische 688. Zirkuspferd 344.

Illustriertes Knaben-Jahrbuch

Der Gute Kamerad

44.

FOLGE

Alois-Rheinwalt

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart / Berlin / Leipzig

Nachdruck verboten / Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten / Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

Von Otfrid von Hanstein

Vor ungefähr fünf Jahren hatten sich allerhand höchst sonderbare Dinge ereignet, die alle Zeitungen beschäftigten. In kurzer Zeit verschwanden aus den verschiedensten Städten Deutschlands und auch anderer Länder spurlos Männer, die sich noch gar nicht lange zuvor in irgend einer Weise ausgezeichnet hatten. Alle diese Fälle waren sich merkwürdig ähnlich. Es handelte sich jedesmal um Junggesellen. Fast alle standen im Alter von höchstens dreißig Jahren und waren Gelehrte, die irgend eine neue Entdeckung gemacht hatten und deren kühne Pläne zunächst angefochten wurden.

Der Bergwerksingenieur Eberhard Römer hatte einen Vortrag gehalten über die Möglichkeit einer Ausnutzung der Mondmetalle. Mit Weltraumschiffen wollte er dorthin gelangen. Auf dem für Erdbewohner wegen seiner mangelnden Atmosphäre keine Lebensmöglichkeit bietenden Mond beabsichtigte er, luftdichte Häuser zu erbauen, die innen mit Sauerstoff gefüllt werden sollten. Von dort aus würde dann der Bergbau beginnen. Man hatte ihn ausgelacht. Verbittert hatte er im Flugzeug München in der Richtung auf Leipzig verlassen und — war spurlos verschwunden.

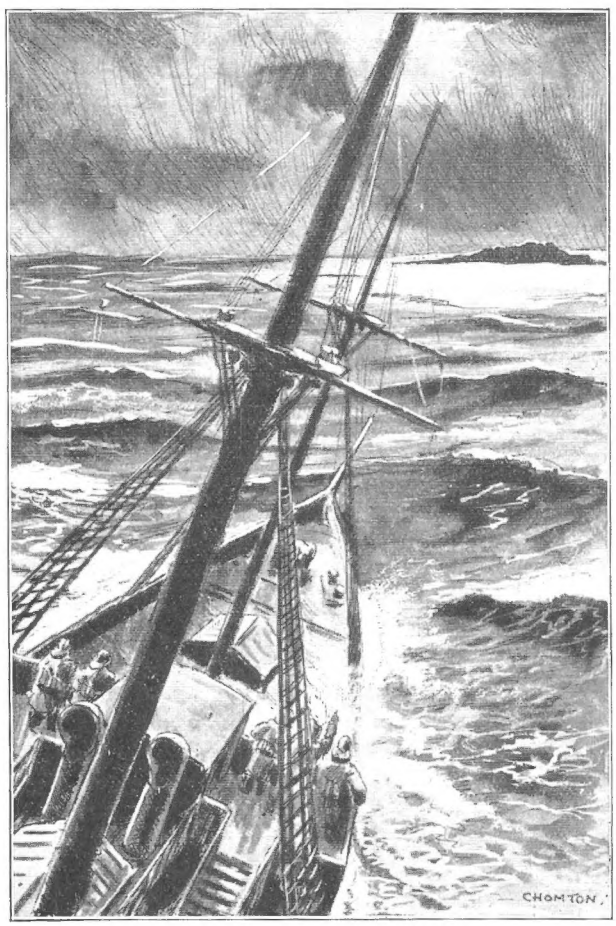
Auf dem medizinischen Kongreß in Wien hatte Privatdozent Doktor Weigand ganz neuartige Theorien über die Bekämpfung des Krebses entwickelt. Seine Vorschläge waren abgelehnt worden. Er hatte von Triest aus eine Mittelmeerreise angetreten, und am Tage nach der Abfahrt war seine Kabine leer. Man nahm Selbstmord infolge plötzlicher Nervenzerrüttung an.

Ottomar Goldner, der Schweizer Ingenieur, hatte vom Bundesrat Mittel verlangt, um auf den Schneefeldern des Sankt Gotthards in großem Maße Versuche zur Gewinnung von Wärmemengen aus Sonnenstrahlen und zu ihrer Aufspeicherung anzustellen. Als man sein Gesuch verlachte, wollte er mit der Bahn nach Deutschland und — verschwand aus dem Schlafwagen.

Otto Schütz, der geniale Berliner Städtebauer, Viktor Grotefendt, der den Plan einer höchst merkwürdigen Schnellbahn mitten durch den Ozean entworfen hatte und den man zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Nervenheilanstalt bringen wollte, Gerhard Vetter, einer der begabtesten Mitarbeiter der Siemenswerke, sie verschwanden in ähnlicher Weise. Das alles geschah innerhalb einer einzigen Woche.

Während die Allgemeinheit in jedem Einzelfall ein Unglück annahm, war in Berlin der greise Kriminalrat außer Dienst Doktor Schlüter der Ansicht, daß hier ein Zusammenhang bestehen müsse, und es wurden Nachforschungen durch die Polizei angestellt. Diese Bemühungen wurden verdoppelt, als etwa ein halbes Jahr später schon wieder zehn junge Männer verschwanden. Diesmal waren es allerdings junge, gleichfalls unverheiratete Werkleute, Monteure, Poliere und Vorarbeiter. Wieder stammten sie aus verschiedenen Städten.

Schließlich wuchs auch darüber Gras, zumal sich die Fälle zunächst nicht wiederholten; nur Schlüter setzte seine heimlichen Nachforschungen fort.



„Das Schiff gehorcht nicht. Alle Wetter, wir fahren geradezu auf das Riff los!“ brüllte der Kapitän.

Wieder etwa sechs Wochen später stand im „Hamburger Fremdenblatt“ eine sonderbare Anzeige:

„Man sorge sich nicht um uns! Wir sind wohl und voller Hoffnungen. Genau nach fünf Jahren werden wir von uns hören lassen.“

Freilich war man davon überzeugt, daß diese Anzeige, die sowohl von den verschwundenen Gelehrten als auch von den Werkleuten unterzeichnet war, nichts bedeutete als einen schlechten Scherz, zumal sie gerade am ersten April erschien. So ging denn die Welt über diese Fälle allmählich wieder zur Tagesordnung über.

Alles dies hatte sich, wie gesagt, vor etwa vier bis fünf Jahren ereignet.

Neuerdings war nun von Berlin aus eine wissenschaftliche Expedition ausgerüstet worden. Die interessanten Berichte des Amerikaners Beebe über höchst seltsame Tierformen

und andere unerklärliche Naturerscheinungen auf einzelnen Inseln des Stillen Ozeans hatten den Anlaß dazu gegeben. Auch die gründliche Erforschung der Drusenkopfinseln, das Rätsel der alten Kulturen auf den Osterinseln und andere Ziele schwebten den Teilnehmern dieser Expedition, dem Botaniker Professor Ortler aus Göttingen, dem Bergwerksachverständigen Geheimrat Viktor Zolling, dem Meteorologen Gumppendorf, dem Oberingenieur der Schuckertwerke Professor Gert van Rhyn und dem Chirurgen Geheimrat Frank vor, denen sich einige jüngere Gelehrte und im letzten Augenblick auch Doktor Ernst Schlüter, der Sohn des Kriminalrats, angeschlossen hatten. Sie fuhren zunächst nach Neuyork, durchquerten das amerikanische Festland und schifften sich endlich in San Franzisko auf der Jacht „Nightingale" ein, die ihnen Mister Hastings, ein Pflanzer aus Chile, zur Verfügung gestellt hatte.

Schon bei der Abfahrt herrschte ein starker Sturm, der sich am fünften Tage zu einem gewaltigen Wirbelorkan auswuchs. Schwefelgelbe Wolken jagten vor tiefschwarzen Wänden dahin. Hoch schäumten die aufgewühlten Wogen mit weiß leuchtenden, phosphoreszierenden Wellenspitzen. Blitze zuckten auf, Donner verhallten trotz ihrem Grollen im Brüllen der See, im Pfeifen und Heulen des Sturmes, und fast ununterbrochen tanzten unheimliche Sankt-Elms-Feuer auf den Spitzen der beiden schlanken Antennenmaste.

Die „Nightingale" tanzte auf den Wassern. Sie war eine stattliche Privatjacht, die der reiche Besitzer mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüstet hatte. Schlingertanks sollten das Rollen der See vermindern, die Schrauben wurden durch elektrische Motoren betrieben, eine selbsttätige Steuermaschine ersetzte den Mann am Ruder, und Geheimrat Frank, der bekannte Chirurg, der als Arzt die Expedition begleitete, hatte ein mit jeder Bequemlichkeit ausgestattetes Krankenzimmer zur Verfügung. Der Kapitän van Breeken aber war in vielen Seefahrten erprobt.

Freilich, vor der Gewalt dieses Wirbelsturmes war die stolze Jacht nicht mehr als eine Nußschale. Sie tanzte auf den Kämmen der Riesenwogen, schaukelte von Backbord nach Steuerbord hinüber, senkte die Spitze tief in die Wellentäler und wurde im nächsten Augenblick von heranrasenden Wogenbergen überschüttet. Schon drei volle Tage wütete der Orkan in dieser Stärke, ein Zyklon, wie er selten ist in diesen Teilen des Ozeans.

Endlich lag der Kern des Zyklons hinter dem Schiff. Für Augenblicke war den erschöpften Reisenden etwas Ruhe vergönnt, aber die weiße Jacht war schlimm mitgenommen. In der Reling klafften böse Lücken, Teile der Kommandobrücke waren im Sturm zersplittert, und Kapitän van Breeken hatte buchstäblich drei Tage und Nächte nicht die Kleider vom Leibe bekommen. Andauernd arbeitete die Mannschaft an den Schiffspumpen, aber trotzdem alle Schotten und Decklichter geschlossen waren drang andauernd Wasser in das Innere. Was nicht niet- und nagelfest war, lag zerbrochen unten in den Kajüten.

Bis auf die kurzen Minuten der Windstille hatte man keinen Bissen zu genießen vermocht. Auch in dieser Erholungspanne war es nur ein schlechter, mit Sturzwasser vermischter Kaffee und etwas kaltes Fleisch gewesen, was man, mit der einen Hand sich anklammernd, verzehrte. Trotzdem genossen die mutigen Männer ein herrliches Schauspiel. Unheimlich großartig hoben sich die Sankt-Elms-Feuer und die grellen Blitze vom Nachthimmel ab, und das Meer öffnete sich, in allen Farben schillernd, wie ein gähnender Teufelsschlund unter ihnen. Sie standen dicht beieinander mit ernsten, bleichen Gesichtern. Bei jeder neu anstürmenden Riesenwoge hörten sie das Ächzen der Schiffsplanken und trugen die bange Frage auf den Lippen: Wie lange wird die Jacht noch standhalten, wann ein neuer Wellenberg sie zum Kentern bringen?

Gert van Rhyn benutzte eine augenblickliche Besserung, um das Tau zu lösen, mit dem er sich an die Reling gebunden hatte. Sich mit den Fingern ankrallend, drang er bis zum Kapitän vor. „Holla!"

Fast hätte eine neue Woge den Voreiligen von Bord gespült, wenn nicht Paul Gesche, der Erste Offizier, der das sonst elektrisch betriebene Ruder jetzt selbst überwachte, ihm beigesprungen wäre.

Van Rhyn wandte sich an den Kapitän. „Was wird?"

„Hängt davon ab, ob das Schiff die nächsten sechs oder neun Stunden noch übersteht."

„Wo sind wir?"

„Offen gestanden, das weiß ich selbst nicht. Wir sind weit abgetrieben. Sternbeobachtungen sind seit Tagen unmöglich. Zuverlässige Landpeilungen waren bei diesem Sturm auch nicht zu machen."

„Gibt es hier Klippen?"

„Wahrscheinlich mehr, als uns lieb ist. Wir können gar nicht mehr weit von den Drusenkopfinseln entfernt sein, und hier lauern überall kleine unbewohnte Eilande und schroff aus dem Ozean aufragende frühere Vulkane. Vielleicht glückt es uns, in irgend einen Sund einzufahren. Vor einer halben Stunde habe ich im Nordosten Klippen gesichtet. Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, kann das Pinta gewesen sein. Dann müßte in südwestlicher Richtung eine große Insel auftauchen."

„Ist dort ein Hafen?"

„Eine uralte Seeräuberzuflucht. Sonst läuft im allgemeinen niemals ein Schiff diese trostlosen Inseln an."

Das Gespräch wurde wegen des Sturmes schreiend geführt. Dann wurde es wieder für Minuten stiller. Die Pause benutzten auch die andern Herren, um auf die Brücke zu steigen. „Es wird etwas ruhiger," wurde allgemein festgestellt.

Ein neuer furchtbarer Blitz zuckte auf und ließ vor dem Schiff weißen Gischt erkennen. Noch war man etwa zehn Seemeilen davon entfernt, aber das machte bei der wahnwitzigen Sturmfahrt nur wenig aus.

„Dort ist eine Klippe. Steuerbord, Gesche, stark Steuerbord!"

„Was kann das sein?"

„Weiß nicht genau. Möglich, daß es eines der kleinen Riffe der Drusenkopfinseln ist. Steuerbord, Gesche!"

„Bin ganz scharf Steuerbord."

„Donner und Doria, das Schiff gehorcht nicht!"

„Das Steuer arbeitet richtig."

„Aber das Schiff gehorcht nicht. Alle Wetter, wir fahren geradeswegs auf das Riff los!"

Es wurden Signale zum Notsteuer gegeben.

„Alles in Ordnung, aber das Schiff gehorcht nicht."

„Wenn die alte Sage vom Magnetberg nicht Wahnsinn wäre, glaubte ich, der Felsen ziehe uns geradeswegs an. In einer halben Stunde sind wir zerschmettert. — Backbord, Gesche, scharf Backbord! Vielleicht gelingt das."

Das Steuer drehte sich herum. Doch das war völlig ohne Einfluß, das Schiff raste auf den Felsen.

„Es müssen mir völlig unbekannte Korallenriffe um die Felsen herumliegen. Ich begreife das nicht; die Wellen schäumen nicht um die Felsen, sie branden auf offener See."

„Wie sie phosphoreszieren!"

„Es sieht fast aus, als verwandelten sich die Wasser an den Wellenkämmen in kochenden Dampf."

„Das ist auch Dampf." — „Wahnsinn!"

Ein neuer furchtbarer Windstoß erfolgte. Der Mittelmast brach mit kurzem, scharfem Knall, flog über Bord, sauste hinaus in die Luft und wurde trotz seiner Schwere wie eine Feder davongetragen.

„Was ist das?"

Plötzlich flammte der ganze Mast auf und verbrannte im Nu in einer lodernden Flamme hoch in der Luft.

„Welch furchtbarer Blitz!" — „Das war kein Blitz." — „Was denn?" — „Ein Blitz kann nicht in einer Minute einen Mast in der Luft geradezu schmelzen lassen." — „Meine Herren, wir sind verloren!" — „Die Rettungsboote bereit!" — „Ist ja Wahnsinn! Wie könnte ein Boot auf diesem Höllenmeere sich auch nur eine Sekunde halten?"

Die Männer standen dicht beieinander, jeder im Ölzeug und Südwester, den Rettungsgürtel und die Schwimmweste umgetan, jeder davon überzeugt, daß auch dies zwecklos war. Der Untergang schien gewiß, und trotz allem war nicht zu erkennen, welche Gewalt hier so unheilvoll wirkte, daß das Steuer völlig versagte, während doch die Ketten unversehrt waren und die Motoren bis zur Überlastung arbeiteten.

Dann wurde es ebenso plötzlich ganz ruhig. Der Sturm wehte noch immer, aber das Meer war ganz glatt. Auch dies schien wieder ein Wunder. Von der höchsten Aufgewühltheit gingen die Wogen zu vollkommener Glätte über. Noch einige Male taumelte das Schiff wie betrunken von einer Seite zur andern, dann richtete es sich auf. Es stand ganz ruhig, aber auch jetzt gehorchte es trotz allen Anstrengungen dem Steuer nicht, sondern fuhr geradeswegs auf den nun ganz scharf aus dem ruhigen Wasser aufragenden Felsen zu.

„Ein Wunder, ein ausgesprochenes Wunder! Der Magnetberg!"

Die Herren der Wissenschaft und der Kapitän hatten keine Erklärung dafür. Sie sahen zurück. Hinter ihnen, jetzt schon Seemeilen entfernt, raste wilder Gischt auf, derselbe Gischt, den sie noch vor einer Viertelstunde vor sich gesehen hatten.

„Das ist ganz unmöglich." — „Wir sind verzaubert." — „Es spricht allen Naturgesetzen hohn, daß hier vollkommen ruhiges Meer ist."

Es schien ganz sicher, daß die Jacht nun in einigen Minuten an den Klippen zerschellen würde, wenn auch ein Wunder sie über den Riffgürtel hinübergebracht hatte, der diesen durch unerklärliche Vorgänge windstillen Platz bestimmt einkreiste.

Wieder verstrichen Minuten, die eine Ewigkeit schienen. Jene seltsame Macht, der ihr Schiff gehorchte und die stärker war als Motoren und Steuer, zog sie in jetzt allerdings langsamer Fahrt unwiderstehlich zu den Klippen heran. Und dann — machte das Schiff einen Bogen, wich der Küste aus, wurde von einer unsichtbaren, geheimnisvollen Macht gelenkt und glitt am Strande dahin. Noch eine Wendung führte das Schiff aus, als sei es in der Hand eines gewandten Lotsen. Längst hatte der Offizier das Steuerrad, das doch nutzlos war, sich selbst überlassen.

Die Jacht zog in vielen Wendungen an starrenden Klippen vorüber, die alle einen trostlosen, völlig unbewohnten Eindruck machten. Ein kleiner Hafen öffnete sich, ein richtiger kleiner Hafen, allerdings mit wüstem Strand, an dem weder ein Haus, geschweige eine Siedlung und nicht einmal irgend eine Spur von Pflanzenwuchs zu sehen war. Dann stand das Schiff, etwa eine Seemeile von der Küste entfernt, still.

„Die Anker herunter!"

Die Ankerwinde gehorchte nicht. Das Ankerseil ließ sich einfach nicht lösen, es bildete eine einzige feste Masse. Trotzdem stand das Schiff ganz still. Obgleich auch hier eine allerdings sehr geringe Dünung war, wurde die Jacht gar nicht bewegt, nicht einmal gedreht.

„Das alles ist unglaublich."

„Holla, am Strande steht ein Mensch!" Kapitän van Breeken hielt das Fernglas ans Auge.

„Ein Wilder?" — „Nein, ein Europäer." — „Das wird ja immer toller!" — „Wir müssen hinüber." — „Wir wollen versuchen, ein Boot ins Wasser zu lassen."

Spielend glitt das Boot an den Davits hinunter.

„Ich möchte das Schiff nicht verlassen."

„Ist auch nicht nötig, Kapitän."

Der Arzt war als erster an der Fallreeptreppe. Die andern Gelehrten, alle voller Wißbegierde, alle froh, der augenblicklichen Gefahr entronnen zu sein, standen im Boot. Eben befahl der Kapitän einigen Leuten der Mannschaft, zu ihnen hinabzusteigen — er und die Offiziere wollten an Bord bleiben — als wieder etwas

Unglaubliches geschah. Das Tau, das das Boot an der Schiffseite festhielt, flammte, wie von einer unsichtbaren Hand entzündet, auf, brannte durch, und gleichzeitig, wieder von einer unerklärlichen Macht getrieben, setzte sich das Motorboot in Bewegung und glitt der Küste entgegen, während die Schiffsmannschaft zurückblieb.

Die Gelehrten sahen sich um. Die Jacht drehte sich, wandte die Spitze dem offenen Meere zu, und während der Kapitän laut rief und winkte, während an Bord der Jacht alles in heftiger Bewegung war, zog diese in voller Fahrt wieder dem offenen Ozean entgegen. Die Herren im Boot waren völlig verstummt. Sie verstanden das alles nicht. Da machte sich unter dem Kiel des kleinen Motorbootes ein leises Knirschen bemerkbar, es glitt über Sandstrand und — war hart am Ufer.

Die Herren sprangen hinaus. Immerhin fühlten sie doch wenigstens wieder einmal festen Boden unter den Füßen. Trotzdem waren sie sich über das Verzweifelte ihrer Lage klar. Sie waren an Land, aber an einem steilen, schroff aufsteigenden Felsstrand, der nur hier unten einen ganz schmalen Sandstreifen besaß. Hier gab es kein Haus, keinen Strauch. Auch von dem Europäer, den der Kapitän vorher gesehen haben wollte, war nichts zu bemerken. Die Gelehrten hatten, so wie sie gingen und standen, nur ihr Ölzeug an, staken noch in den Schwimmwesten, hatten nicht die geringsten Lebensmittel bei sich und sahen, wie draußen auf der weiten See die sich entfernende Jacht immer kleiner und kleiner wurde. (Fortsetzung folgt)

Gruppenaufnahmen / Von Dr. Jäger

„Ist's wahr, Fritz, du hast eine Kamera zum Geburtstag gekriegt?" — „Ja freilich! Aber woher weißt du denn das schon wieder?" — „Ich glaube, der Karl hat's gesagt. Weißt du, da könntest du mich eigentlich mal photographieren. Ich möchte so gern ein Bildchen für meinen Onkel haben. Überhaupt mußt du uns alle einmal aufnehmen, zunächst uns drei, den Karl, den Willi und mich, und vielleicht noch deine Schwester, die Grete. Die nehmen wir dann in die Mitte. Das wird fein! Und dann unsere Fußballmannschaft und beim nächsten Wandertag die ganze Klasse. Du, das gibt einen Spaß!"

So oder ähnlich ist wohl schon manches Gespräch unter Kameraden verlaufen. Ist auch ganz begreiflich, denn ein Bildchen von uns selber, möglichst im Kreise unserer Freunde, haben wir halt doch recht gerne. Was knipsen denn unsere jungen Freunde, sobald sie eine Strahlenfalle bekommen haben, zu allererst? Vielleicht die Eltern und Geschwister, bestimmt aber ein paar Freunde. Und nun sehen wir uns diese Bilder einmal etwas genauer an! Vorausgesetzt, daß bei der Aufnahme alles gut gegangen ist: daß scharf eingestellt wurde, daß keine Doppellinien da sind, die auf ein Wackeln des Stativs oder der Person schließen lassen, daß die Beleuchtung nicht zu ungünstig war und richtig belichtet wurde, wie steht es mit den aufgenommenen Personen selber, wie ist ihre Anordnung und Aufstellung im Raum, ihre Haltung und Miene? Da ist wohl meistens eine gewisse Gleichmäßigkeit zu beobachten. In der Regel finden die Aufnahmen im Freien statt, im Hofe oder im Garten, während eines Spazierganges, seltener auf der Straße. Da werden die Personen irgendwie hingestellt, oft sogar so, daß ihnen die Sonne unmittelbar ins Gesicht scheint, das Stativ wird gerade noch so weit von der Gruppe aufgebaut, daß alle möglichst groß darauf kommen, das geheimnisvolle Hantieren dauert der wartenden Gruppe schon etwas lange, und endlich, endlich ertönt von der Kamera her ein „Achtung, jetzt geht's los!" Alles schaut gespannt nach dem kleinen Glasfensterchen am Apparat, jeder bemüht, so schön wie möglich auszusehen, oder auch, wenn die Stimmung launig war, mit einem unterdrückten Lachen kämpfend oder gar hinausplatzend. Ist das Bild fertig, dann sind einige „großartig getroffen", andere

Beispiel einer ungezwungenen Gruppenaufnahme: Jungen mit einer zahmen Dohle.

finden, daß sie so nicht aussehen, wieder andere rufen empört: „Das soll ich sein?“ Einige schauen, von der Sonne geblendet, mit faltenreichen Gesichtern drein, andern wieder deckt der Mützenschirm das halbe Gesicht mit schwarzem Schatten zu. Wer mit schärferem Auge nicht bloß die Gesichter der Gruppe, sondern das Bild als Ganzes ansieht, der findet wohl noch mancherlei, was ihm nicht gefällt. Da ist zum Beispiel die Gruppe gerade so gestellt worden, daß die Linie des Horizontes die Köpfe abschneidet oder irgend einem der unglückseligen Opfer ein Baum des Hintergrundes gerade aus dem Kopfe wächst, oder die Figuren kleben zu fest am Hintergrunde, oder irgend ein unpassender Licht- oder Schattenfleck stört die Ruhe und lenkt ab. Oft ragt auch ein spitz zulaufender Schatten von vorn in das Bild hinein, in dem man bei genauerem Zusehen den Apparat mitsamt dem Photokünstler wiedererkennt. Das Bildchen ruft also mancherlei Enttäuschung hervor. Woher kommt das? Nun, der junge Photokünstler hat nach der Schablone gehandelt, ohne sich um die Forderungen zu kümmern, die an ein befriedigendes Bild zu stellen sind.

Von der Kamera überrascht: Beim „Prellen“.

Welches sind denn nun diese Forderungen? Zunächst eine richtige Verteilung der Figuren im Raum. Ich sage absichtlich nicht Aufstellung, denn in diesem Wort liegt bereits zuviel von dem Gesuchten, Gewollten, Gemachten, das den Betrachtenden bei so vielen Gruppenaufnahmen so kalt bleiben läßt. Stellt euch überhaupt nicht auf mit dem Bewußtsein, daß ihr jetzt photographiert werden sollt! Und macht euch frei von dem Gedanken, daß eure Gesichter durchaus von vorn und in aller Deutlichkeit zu erkennen sein müssen! Eine charakteristische Bewegung oder Haltung lassen euch viel deutlicher erkennen als eine vielleicht unnatürliche Aufnahme eures Gesichtes von vorn. Drum bildet eine kleine Gruppe, deren allseitige Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Tätigkeit inmitten dieser kleinen Schar gerichtet ist! Eine oder zwei beherrschende Gestalten sind mit irgend einer natürlich wirkenden Arbeit beschäftigt, die andern stehen oder sitzen ungezwungen dabei und richten ihr Interesse gleichfalls auf diese Tätigkeit. Und dann paßt auf und sorgt dafür, daß im Augenblick des Knipsens nicht doch einer nach dem Apparat hinblickt!

Da ferner zu einer guten Bildwirkung immer gewisse

Beispiel einer schlechten Gruppenaufnahme.

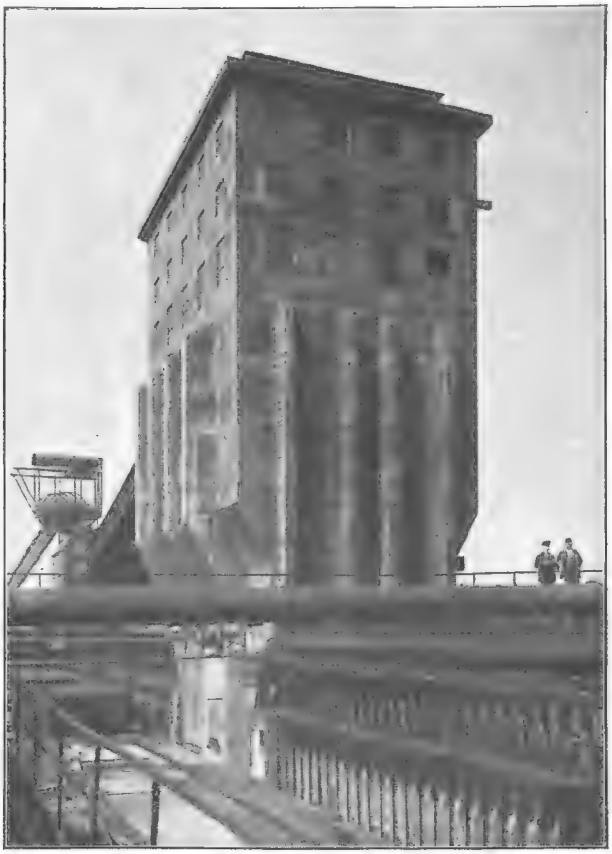
Überschneidungen von Linien gehören, so werden hinweisende Bewegungen der Hände sowie die Blickrichtung der Augen unter diesem Gesichtspunkt zu führen sein. Aufgabe des Photographierenden ist es dann, darauf zu achten, daß keine zu starken Überdeckungen einzelner Gestalten entstehen, was mitunter leichter durch Änderung des eigenen Standpunktes vermieden wird als durch Umstellung der Personen. Solche die Aufmerksamkeit mehrerer Personen auf einen Punkt hinlenkende Beschäftigungen gibt es zahllose. Sie müssen aber der augenblicklichen Stimmung und Lage angepaßt sein. Im Zimmer kann es ein Buch oder Bild, ein Schach- oder Kartenspiel, eine Bastelei oder dergleichen sein, im Garten irgend eine Beschäftigung um eine Blume, eine Frucht, in Feld und Wald ein Picknick, irgend ein interessanter Fund, eine gemeinsame Aussicht, das Studium der Karte und so weiter.

Dann achte man stets auf einen geeigneten Hintergrund! Die Gruppe muß sich deutlich von diesem abheben; daher arbeite man immer mit der größten Blende! Dann wird der Hintergrund von selbst undeutlich. Man vermeide alle störenden Nebenerscheinungen, die die Aufmerksamkeit von der Gruppe ablenken könnten! Leicht werden Linien oder Flecken des Hintergrundes bei der Aufnahme übersehen, die aber nachher auf dem fertigen Bild ganz ungebührlich stark ausfallen, zum Beispiel im Zimmer helle Bilder an der Wand, Lichtreflexe an polierten Möbeln, weiße Türen mit ihren scharfen Begrenzungslinien oder im Freien Baumstämme, Laternenpfähle, Hauskanten und ähnliches, die just aus dem Kopf einer Person hervorzuwachsen scheinen. Ist der Hintergrund ein Strauch, dann achte man darauf, daß keine Lichtlöcher zwischen dem Ast- und Blattwerk hindurchblinken, denn sie werden durch die unscharfe Auflösung des Hintergrundes als phantastische Lichtkringel die Köpfe umgeben.

Auch die Beleuchtung verdient einige Beachtung. Hat der Photographierende die Sonne im Rücken, dann fehlen bei den Personen die Schatten, und das Bild entbehrt der plastischen Wirkung. Umgekehrt würde eine Gruppenaufnahme gegen die Sonne dem Beschauer nur die beschatteten Teile der Personen zeigen. Also richte man es so ein, daß das Licht von der Seite einfällt!

Große Vorsicht erheischt auch die Frage: Aus welcher Entfernung nehme ich die Gruppe auf? Man gehe nicht zu nahe heran, um eine zu unnatürliche Vergrößerung der vorderen Personen oder ihrer Körperteile zu vermeiden! Ihr kennt doch gewiß alle die beliebte Anordnung, wo die Vordersten, auf der Erde sitzend oder „malerisch hingegossen", ihre Füße nach vorn strecken und dem Betrachtenden Schuhnummer 48 entgegenzuhalten scheinen. Also die Tiefenausdehnung eurer Gruppe so klein als möglich halten! Jeder Amateur ist an sein Handwerkszeug gebunden; mit eurer Handkamera 9 : 12 und der Brennweite 13,5 könnt ihr auf keinen Fall dasselbe erreichen, was der Berufsphoto-

Kalkturm in Aschaffenburg zur Gewinnung von Sulfitlauge.



Kokskohlenturm der Zeche Hannibal I in Bochum.

graph in seinem Atelier mit der langen Brennweite von 30 bis 40 Zentimeter erzielt.

Nun macht recht viele Gruppenaufnahmen, die überhaupt nicht gestellt sind, sondern deren zufällige Stellung und Haltung euch das Charakteristische an euren Bekannten viel besser zeigt als die beste Aufstellung! Das muß natürlich ohne Stativ aus der Hand geschehen, ohne daß auch nur einer es merkt. Habt ihr eine solche Gruppe erspäht, dann schnell die kleine Kamera aus der Tasche, Entfernung geschätzt, mit weggewendetem Körper alles schußfertig gemacht und schnell, ehe die Gruppe ihre Stellung ändert, mit angehaltenem Atem und ruhiger Haltung losgeknipst! Ihr werdet sehen, diese Bildchen machen euch selbst und den Aufgenommenen die größte Freude.

Koi Muren, zu Deutsch Langer Krieger, vom afrikanischen Negerstamme der Nandis, ein berühmter Löwenjäger, der dem Beherrscher des Dschungels nur mit Speer und Schild entgegentritt / Phot. New York Times.

Türme der Technik

Von Dipl.-Ing. Richard Stotz

In der Baukunst der Völker kommt dem Turm von alters her eine außerordentlich große Bedeutung zu. Neben den lediglich kriegerischen Zwecken dienenden Wacht- und Schutztürmen, den Kugel- und Pulvertürmen entstanden die friedlichen Türme der Kirchen, deren einprägsame Umrisse zu Wahrzeichen ganzer Länder und Religionen wurden. Jahrhundertelang, ja jahrtausendelang gab es nur die beiden Türme: den des Krieges und den des Friedens.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik wuchsen im Laufe der Zeit noch andere Türme empor, die ihre Aufgabe sowohl im Frieden als auch im Krieg zu erfüllen hatten. Da entstanden zunächst die Leuchttürme, deren Bedeutung als Wegweiser für die Schiffahrt noch heute ungeschmälert ist. Ein Produkt der neuesten Zeit sind dagegen die Funktürme, schlanke, aus Eisengitterwerk gebildete Maste, die in die Wolken ragen zu wollen scheinen. Viele von ihnen sind über hundert Meter hoch, und gar mancher will es dem Riesen unter den Türmen, dem Eiffelturm, gleichtun, der sich bis auf dreihundert Meter in die Höhe reckt und, ursprünglich nur um seiner selbst willen, nur aus Freude an der Technik und am Bauen errichtet, heute ebenfalls ein Funkturm geworden ist. Andere in ihrem eisernen Fachwerk den Funktürmen gleichende Türme sind bestimmt, lenkbaren Luftschiffen als Ankermast zu dienen, und wieder andere Eisenfachwerktürme dienen der Technik als Turmkrane und als Betongießtürme.

Mit diesen wenigen Türmen ist indessen das große Heer der Türme, das sich die nie rastende Technik geschaffen hat, noch lange nicht erschöpft. Überall und immer häufiger treffen wir auf Türme: auf Türme aus Holz, aus Mauerwerk, aus Eisenbeton, auf runde, viereckige, vieleckige, auf solche, die nach oben pyramidenförmig verlaufen, und auf solche, deren Äußeres einem Paraboloid oder einem Hyperboloid gleicht, auf solche, die einsiedlerisch allein, und solche, die gruppenweise beieinander stehen. Einige von ihnen sind ganz schlicht, ganz sachlich, wieder andere durchaus monumental. Hundertfältig ist ihre Gestalt, und hundertfältig sind auch die Aufgaben, die sie zu erfüllen haben.

Da sind zunächst Türme, die in ihrem obersten Teil mächtige Behälter umschließen, aus denen den Werkstätten und Wohnungen der Menschen Nutz- und Trinkwasser zufließen. So hoch sind diese Wassertürme, daß

das aus ihnen ausströmende Wasser unter seinem eigenen Druck in den Leitungen der Häuser bis zu deren Dächern emporsteigt. Da sind Türme, die zur Abkühlung von heißem Wasser dienen. In ihrem Innern fällt das durch vielverschlungene Röhren zufließende heiße Wasser aus großer Höhe in Form eines Rieselregens nach unten und kommt dabei mit kalter Luft in Berührung. Abgekühlt sammelt es sich am Fuß der Kühltürme in Rinnen und Behältern, um wieder verwendet zu werden. Ähnliche Türme haben die Aufgabe, Abdämpfe von Dampfmaschinen und Dampfturbinen abzukühlen und zu Wasser zu verdichten. Weiße, aus ihrem oberen Ende entströmende Dampfwolken geben den Außenstehenden Kunde von dem, was in ihrem Innern vorgeht. Wieder andere, runde, eisenummantelte, oben halbkugelförmig geschlossene Türme stehen neben den Hochöfen der Hüttenwerke. Ihre Aufgabe ist es, die zum Betrieb der Hochöfen notwendige Gebläseluft zu erhitzen. Drei bis vier Winderhitzer oder Cowpertürme sind die unzertrennlichen Begleiter jedes Hochofens. Aus Eisenbeton erbaute Türme erheben sich in den den Hüttenwerken benachbarten Kokereien, die das für den Hochofen und zum Einschmelzen der Erze allein geeignete Brennmaterial, den Koks, liefern. Wie ein solcher Kokskohlenturm aussieht, zeigen wir im Bilde, das den Turm der Zeche Hannibal I der Friedrich Krupp A.-G. bei Bochum wiedergibt. Dieser Turm enthält einen Behälter für 2500 Tonnen Steinkohlen und in seinen Obergeschossen einen Wasserbehälter mit 30 000 Liter Inhalt. Die durch ein Becherwerk in den Bunker eingefüllte Steinkohle wird dort gespeichert und nach Bedarf aus am Bunkerboden befindlichen trichterförmigen Auslaufschnauzen in Wagen abgezogen, die ihrerseits die Kohle den eigentlichen Koksöfen zuführen.

Wikingerfahrt / Nach einem G

emälde von Bernhard Borchert.

Außer Steinkohle werden noch andere Schüttgüter, wie Erze, Zement und Getreide, in Turmsilos gespeichert, um von dort nach Bedarf entnommen zu werden.

Auch die chemische Industrie hat ihre eigenen Türme: Türme, in denen Gase gereinigt, gewaschen, verdichtet oder absorbiert werden. So dient zum Beispiel der im Bild wiedergegebene Kalkturm in Aschaffenburg zur Gewinnung von Sulfitlauge, die bei der Zellstoff- und Papierfabrikation gebraucht wird. Dieser Turm enthält drei 31 Meter hohe zylindrische Kalkzellen und eine Aufzugzelle. Darüber befindet sich ein Beschickungsraum, über dem sich wieder ein Wasserbehälter erhebt. Zwischen den Zellen sind eine 75 Zentimeter weite Gaszuleitung und die Treppenanlage eingebaut.

Neben den reinen Zecktürmen, neben den Türmen, die sich die Technik erbaut hat, erheben sich die Turmhäuser, die Hunderten von Menschen Wohnung geben, Hunderte von Arbeitsräumen umschließen, die zum Symbol wirtschaftlicher Macht und Großzügigkeit und zu Wahrzeichen der modernen Großstadt geworden sind. Vor allem sind es die großen Industriebetriebe, die Großkaufhäuser, die Weltfirmen, die im Turmhaus ihre hohe Entwicklung und ihre überragende Bedeutung zum Ausdruck bringen wollen. Stolz und triumphierend erheben sich all diese Türme, Geschöpfe einer hochentwickelten Baukunst und der sieghaften Technik.

Wikingerfahrt

Von Ernst Wächter

Finster und schwer, zu mächtigen Klumpen geballt, hängen Wetterwolken tief hinein in den Fjord. Zwischen den verhüllten Wänden seines Zwingers wandert ruhelos auf und ab, ein gefangenes Raubtier, das eingepferchte Meer, zuweilen wie zornig sich aufbäumend, wenn ein heftiger Windstoß es trifft wie Peitschenschlag und weißer Gischt den düsteren Rachen

säumt wie der Geifer das Maul des hungrigen Tigers. Wen will es verschlingen?

Was bricht da hervor aus der sicheren Bucht und zwängt sich hindurch zwischen Schären und Klippen, hinaus in die Weite des Fjords? Winkt hier Beute für des Meeres unersättlichen Rachen? Vielleicht, doch ist sie nur schwer zu packen, denn sie ist so stark wie behende und weiß sich zu wehren. Die Wikingerflotte ist es, die da herangerauscht kommt, von windgeschwellten Segeln und den kraftvollen Schlägen der von nervichten Männerfäusten geführten Ruder so mächtig getrieben, daß die von dem breiten Bug der anstürmenden „Meerrappen" getroffene Wasserfläche aufreißt und wütend emporgischtet an den hochragenden Steven bis zu den holzgeschnitzten, wuchtig geformten Pferde- und Drachenköpfen an ihren Enden. Den Rossen gleich, die in der Rennbahn dahinstürmen, die Köpfe bald hebend, bald senkend, jagen die schwarzen Wikingerschiffe, schwarz von dem deckenden Teer, der das Gefüge der eichenen Planken dichtet und das Holzwerk schützt vor den scharfen Bissen der Salzflut, durch das Gewoge der Wellen dahin, auf und ab, auf und ab. Sattelfest und ohne Besorgnis vor jähem Sturz sind dieser „Meerrappen" Reiter, er, der stolz und selbstbewußt sich Seekönig nennt, und seine wetterfesten, kampferprobten Mannen.

Stoße nur zu, Sturm! Wütet nur, Wellen! Was schert sich darum der kühne Wikingsmann! In seiner Brust hat die bleiche Furcht nicht Raum noch das bangende Zagen. Kampf ist ihm Lust, Gefahren sind sein Element, Heldenruhm und in hartem Waffengang errungene Beute seines Sehnens Ziel. Und trifft ihn das Todeslos, fällt er im Kampfe der Männer oder verschlingt ihn die feindliche Flut, was tut's? Dann steigt er auf zu Asgards seligen Gefilden, zieht ein in Allvaters Freudensaal; drunten aber, auf der leiderfüllten Erde, im kampfdurchtobten Midgard, lebt ruhmvoll sein Name fort in der Sage des Volkes, in dem Sange der Skalden.

Von wilder Kampflust jäh gepackt, springt der Seekönig auf vom harten Hochsitz im Bug des Schiffes, reckt den mächtigen Leib und strafft der Glieder schwellende Muskeln. So steht er da, trotzig und unbeugsam wie die starke Eiche, die ein Orkan wohl entwurzeln, aber nicht zerbrechen kann. Sein langer Rotbart wallt im Winde wie loderndes Feuer, seine Augen sprühen Blitze, sein kraftstrotzender Arm schwingt gewaltig das Schwert. Dann schlägt er damit auf des Rundschilds metallene Wölbung, daß es weithin über die rauschende Flut dröhnt und das Echo an den Felswänden des Fjords weckt.

Ein wilder, jauchzender Kampfruf, wie der Brunstruf des starken Elches, entringt sich seiner breiten Brust: „Hoihotoho!" und mit rauher, ungeübter Kehle stimmt er den Sang an, den der Skalde ihn gelehrt als gutes Geleite bei der Ausfahrt auf Wiking: „Hoihotoho!"

Unser Raketenwagen / Von Günter Grell

Wir drei, Dieter, Otto und ich, befanden uns in dem Alter, in dem man bereits bestimmte Interessen hat, furchtbar viel schmökert und auch wohl schon die Tageszeitung eingehend liest. Man weiß ungefähr, was man werden will, und sucht sich nun auf alle mögliche Art auf den späteren Beruf vorzubereiten.

So war es auch bei uns. Dieter wollte Ingenieur werden. Ihn interessierten darum alle nur möglichen technischen Dinge. Otto hatte ebenfalls einen Hang zum Ingenieur. Ich wußte noch nicht, ob ich das nicht auch werden sollte, doch machte ich bei allen Versuchen und Erfindungen, von denen meistens Dieter der geistige Urheber war, fleißig mit, und ich hatte auch Spaß daran.

Jules Verne, so meinten wir, als wir noch keines seiner Werke genau kannten, sei überlebt. Diese Ansicht änderte sich aber sofort, als wir seine „Reise um den Mond" gelesen hatten. Das Buch wurde die Ursache zu mancher erregten Unterhaltung unseres Kleeblatts über die Frage, ob eine Verbindung mit dem Monde oder dem Mars möglich sei oder nicht.

Eines Tages hörten und lasen wir von den Versuchen mit einem Raketenauto und einem Raketenflugzeug. Das war Wasser auf unsere Mühle. Sofort tauchte der Gedanke einer Weltraumrakete in uns auf. Mit Spannung verfolgten wir alle weiteren Berichte über diese Versuche. Sorgfältig wurden sie nebst andern Abhandlungen über den Raketenwagen ausgeschnitten und aufbewahrt.

An einem Nachmittag — wir hatten uns auf Dieters Bude zusammengefunden, um wieder einmal irgend etwas Neues auszuhecken — meinte Dieter ganz beiläufig, es werde höchste Zeit, daß wir uns endlich einen Raketenwagen bauten, um selbst damit Versuche anzustellen. Dabei wippte er so mit seinem Stuhl, daß er um ein Haar damit umgekippt wäre. „Ja, und was sagt ihr dazu?" fragte er, als er sein stabiles Gleichgewicht wiederhergestellt hatte.

Wir beiden andern sagten fürs erste gar nichts. Vorläufig war uns das Unternehmen doch etwas zu groß. Ich dachte daran, wie Dieter mit dem Plan angekommen war, wir sollten eine Telephonleitung durch den Garten von Dieter nach meinem Hause legen. Damals hatten wir auch Bedenken gehabt und unüberwindbare Hindernisse gesehen. Aber hatte nicht alles geklappt? Was Dieter angefangen hatte, war noch immer zu einem gedeihlichen Ende geführt worden.

„Mensch, was das kostet! Das können wir ja gar nicht bezahlen," ließ Otto sich vernehmen.

„Du glaubst wohl, wir werden einen richtigen großen Raketenwagen hier aufbauen?" fuhr Dieter ihn wütend an. „Nee, mein Freundchen! Natürlich meine ich einen mit dem Stabilbaukasten gebauten Modell-Raketen-

wagen, der dann auf Schienen einer Spieleisenbahn fährt."

Es dauerte noch ziemlich lange, bis wir Otto umgestimmt hatten. Wenn die Kostenfrage kam, war Otto immer sehr empfindlich. Er ärgerte sich nämlich jedesmal, wenn er nicht wenigstens zwei Drittel seines Taschengelds in die Sparbüchse stecken konnte. Kosten würde es etwas, das wußte er zu genau. Schließlich aber stimmte er doch zu, denn es galt ja, ernsthafte Versuche zu unternehmen. Noch an demselben Tage begann das Bauen an dem Raketenwagen. Vorerst erfuhr noch keine menschliche Seele, was wir am Nachmittag immer so eifrig in Dieters Bude zu basteln hatten. Der alte Daniel, der Gärtner bei Dieters Eltern, witterte zwar irgend etwas, was wieder gegen ihn und seinen Garten, wie er sich ausdrückte, gerichtet sei, aber er vermochte nicht in unsere Geheimnisse einzudringen, denn das Modell wurde jedesmal sorgfältig eingeschlossen.

Endlich stand das Gestell für den Raketenwagen fertig da. Es war ein langer, nicht zu schwerer Wagen. Jetzt galt es aber erst die Hauptaufgabe zu lösen. Wie sollten wir uns eine Rakete beschaffen, die das ziemlich groß geratene Gefährt antreiben konnte? Dieter hatte die Sache bald heraus. Aus Blech wurde eine längliche Röhre zusammengelötet und hinten am Wagen befestigt. Wir wußten uns Schießpulver zu verschaffen und füllten damit das Blechrohr. Dann wurde diese Düse, der besseren Wirkung halber, bis auf eine kleine Öffnung dichtgemacht.

Ganz am andern Ende von Dieters Garten, bei dem Treibhaus, lief neben dem Ententeich ein längerer, schnurgerader, mit Kies bestreuter Weg, geradezu geschaffen für einen Start des Raketenwagens. Unser Taschengeld wurde zusammengeworfen, und dafür kauften wir Schienen, die zusammengesteckt eine Länge von über zehn Meter ergaben.

Alles war nun so weit fertig, nur eine Zündschnur hatten wir nicht bekommen können. Unter diesen Umständen stand ein Start unseres Raketenwagens noch sehr in Frage. Diesmal wußte ich Rat. „Wir befestigen unter der Rakete einfach eine Blechplatte, darauf wird dann ein mit Benzin getränkter Lappen gelegt, der die Rakete zur Explosion bringt."

„Das ist gar kein schlechter Gedanke," rief Dieter. „Ja, so müssen wir es machen."

„Wann soll der Start eigentlich stattfinden?" wollte Otto wissen.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Sonntagmorgen dazu zu nehmen. Dann ist nämlich der alte Daniel nicht da. Auf uns ist er gar nicht gut zu sprechen, einmal wegen unseres letzten Streiches und dann, weil wir ihn immer Daniel in der Löwengrube betiteln. Erst neulich hörte ich, wie er zu meinem Vater sagte, wir Spitzbuben machten ihm im Garten alles zu Schanden. Er würde uns sofort aus der näheren Umgebung seines Heiligtums, des Treibhauses, vertreiben, und der schöne Raketenversuch würde zu Wasser werden."

Start eines Modell-Raketenautos / Phot. Atlantik, Berlin.

„Na ja, also am Sonntagmorgen! Aber wir müssen noch dem Hans Merkel Bescheid sagen, der will mal Journalist werden. Er kennt irgend jemand von der Zeitung und könnte darum gut einen Bericht für die Zeitung schreiben. — Und du kannst ja den Start des Raketenwagens mit deinem schönen neuen Apparat knipsen," wandte Otto sich an mich.

Nun, wir sagten dem künftigen Zeitungsmann Bescheid. Die andern Klassenkameraden sollten erst bei dem zweiten Start zugegen sein. Vielleicht konnte der Raketenwagen ja gleich aus den Schienen springen oder geschah sonst etwas, dann waren wir blamiert.

Mit Spannung wurde der Sonntagmorgen erwartet. In der Nacht zum Starttag hatte ich einen verheißungs-

Wüstenluchs.

vollen Traum. Mir träumte, ich blätterte in einer riesig dicken Zeitung. Ich blätterte und blätterte, ohne daß die Zeitung zu Ende ging. Plötzlich las ich eine fettgedruckte Überschrift: Gelungener Versuch mit einem Raketenwagen! Darunter standen in dem Artikel unsere Namen. Die andere Seite des Blattes nahm eine photographische Aufnahme des Raketenwagens ein. Deutlich erkannte ich hinten am Wagen das mit Pulver gefüllte Rohr. Dann ging ich zur Schule. Alle Schulkameraden bejubelten uns drei. Unser Klassenlehrer kam und gab Dieter und Otto die Hand. Dann trat er auch zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter. Da erwachte ich. Vor meinem Bett stand Dieter.

„Junge, Junge, hast du aber wieder mal lange geschlafen! Man muß dich ja erst ordentlich rütteln, wenn man dich wach haben will. Otto und ich haben die Schienen gelegt; es ist schon alles bereit. Hans Merkel ist auch schon da."

Schnell zog ich mich an, nahm die Kamera und ging in Dieters Garten hinüber. Da lagen auf dem Wege schon die Schienen. Ganz dicht vor dem Treibhaus waren sie zu Ende, und dort stand auch der Raketenwagen. Otto kroch auf dem Boden umher und schob die Schienen zurecht. Neben ihm stand Hans Merkel, der Journalist in spe.

Ich hatte das Stativ vergessen und sah mich nach einer geeigneten Stütze für meinen Apparat um. Ganz dicht am Ententeich, recht günstig für mich, stand ein nicht zu hoher Pfahl. Er war zwar dem Rande des Teiches so nahe, daß ich mich an ihn anklammern mußte, um nicht hineinzustürzen, aber was schadete es!

Dieter und Otto machten sich am Raketenwagen zu schaffen. Dieter hatte es sich vorbehalten, den Benzinlappen vor dem Pulverrohr anzuzünden.

„Hallo, jetzt Vorsicht! Er geht gleich los," rief Dieter. Otto und der Journalist machten, daß sie schleunigst aus der Nähe des Raketenwagens kamen.

„Beeile dich doch etwas! Ich kann mich hier kaum mehr am Pfahl halten," rief ich Dieter prahlend zu.

„Jetzt, Achtung!" Dieter zündete an und machte sich, so schnell er konnte, aus dem Staube. Eine kleine Flamme loderte hinter dem Raketenwagen auf.

Ich hänge, aufs äußerste gespannt, an meinem Pfahl, jeden Augenblick bereit, den Verschluß der Kamera auszulösen. Die Flamme hinter dem Raketenwagen brennt immer noch, aber nichts geschieht. Fragend sehen wir uns an. Ich schicke mich an, meinen etwas unsicheren Standpunkt zu verlassen.

Mit einem Male ertönt ein mächtiger Knall. Ich bekomme einen furchtbaren Schreck, verliere den Halt und stürze rücklings in den Ententeich. Mein schöner Sonntagsanzug! Als ich wieder aus dem schmutzigen Wasser auftauche, kann ich vor weißem Rauch nichts von den andern sehen. Wenn sie nur nicht durch den explodierten Raketenwagen verletzt sind! denke ich bestürzt. Mühsam ziehe ich mich aufs Trockene. Endlich verzieht sich auch der Rauch. Da liegen die andern alle schreckensbleich zwischen den Beeten. Glücklicherweise ist keiner von Sprengstücken getroffen worden. Das Glasdach des Treibhauses aber ist vielfach durchlöchert. Ich wanke nach Hause, um mir erst einmal trockenes Zeug anzuziehen. Die andern beiden bleiben noch zurück. Sie getrauen sich nicht nach Haus.

Unsere Väter taten sich noch an dem unglückseligen Sonntag zusammen und saßen über uns drei Sünder zu Gericht. Wir kamen noch glimpflich davon. Dieter mußte allerdings erfahren, daß ihm der Stabilbau-

kasten eine Zeitlang beschlagnahmt wurde. Wir alle bekamen so lange kein Taschengeld, bis die Scheiben des Treibhauses, die entzweigegangen waren, davon bezahlt werden konnten. Der alte Daniel hatte die Genugtuung, daß uns für einige Wochen der Zutritt zu seinem Garten verwehrt blieb. Meinen Photoapparat, der mit in den Ententeich gefallen war, fanden wir zum Glück nach langem Suchen wieder. Er konnte wieder gebrauchsfähig gemacht werden.

Leguan.

Am unangenehmsten war noch, daß Hans Merkel in der Schule von dem mißglückten Raketenversuch und von meinem Bad im Ententeich plauderte. Lange Zeit neckte man uns damit. Unser Klassenlehrer hielt eine lange, schöne Rede. Da kam zum Beispiel auch drin vor, daß Versuche mit Raketenwagen für uns eine gefährliche Spielerei seien und wir derartiges lieber ernsten, erfahrenen Forschern überließen.

Uns war die Lust zu weiteren Versuchen vergangen. Dieter beschäftigte sich vorläufig nur noch theoretisch mit der Sache, die Praxis hatte ihn auch gleich zu hart angefahren. Zum Geburtstag bekam er von seinem Vater das im Unionverlag Stuttgart erschienene Buch „Hans Hardts Mondfahrt" von Otto Willi Gail. Er war sehr begeistert davon. Neuerdings hat er Entwürfe zu einer Weltraumrakete gezeichnet, mit der er, wenn er erst groß ist, den Mond oder den Mars besuchen will. Welchem von den beiden Planeten er seinen Besuch abstatten wird, weiß er noch nicht genau; aber er hat ja auch noch viel Zeit dazu, sich diese Frage zu überlegen.

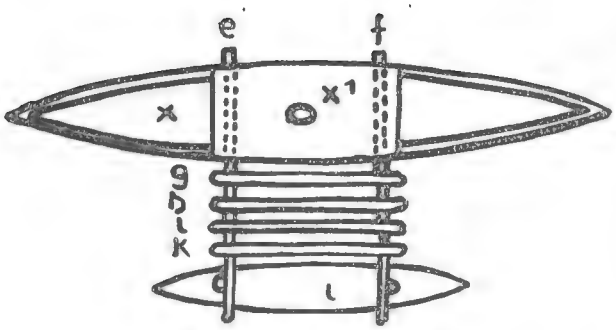
Was ich im Tierauge lese

Von Dr. Kurt Floericke

Kann man denn wirklich im Tierauge lesen, ähnlich wie im Menschenauge? Ich bejahe diese Frage aus vollster Überzeugung, obschon sie von denjenigen verneint werden wird, die das Tier lediglich als eine willenlose Reflexmaschine auffassen. Man beobachte doch nur einmal einen liebevoll erzogenen, seinem Herrn blindlings vertrauenden Vorstehhund! Wie freudig und unternehmungslustig blitzen seine Augen, wenn der Jäger die langen Wasserstiefel anzieht, sich den Rucksack umhängt und die Flinte aus dem Gewehrschrank nimmt! Wie traurig blicken sie, wenn ein hartes Wort ihn zum Daheimbleiben verurteilt, wie gelangweilt, wenn er im Wirtshaus oder auf der Bahn stundenlang mäuschenstill unter der Bank liegen muß, wie erwartungsvoll, wenn es zu Tische geht! Wie spiegeln sich Beschämung, Furcht vor Strafe und Bitte um Verzeihung in dem treuen Hundeauge wider, wenn er einen dummen Streich gemacht hat! Wie friedlich und gemütlich blickt Miezekatze, wenn sie behaglich schnurrend auf dem Sofa liegt, und wie gierig funkelt ihr Auge, wenn sie am Fenster sitzt und den draußen herumschwirrenden Spatzen nachschaut!

Nicht nur bei Haustieren, auch bei den freilebenden Arten können wir solche Beobachtungen machen. Wer jemals bei einer Treibjagd Hirsche oder Rehe in unmittelbarer Nähe vorüberrasen sah, der wird nicht so leicht das angstvolle, von Entsetzen geweitete Auge des gehetzten Wildes vergessen. Ähnliches gilt auch für die Vögel. Wie sanft und träumerisch mutet zum Beispiel das Rotkehlchenauge an, wenn der Vogel abends im Baumwipfel sitzt und wie selbstvergessen seine feierlichen Kirchhofsweisen ertönen läßt, und wie kampfgierig und haßerfüllt blitzt es, wenn er sich zum Streite um das Weib auf den Nebenbuhler stürzt! Unauslöschlich hat sich meinem Gedächtnis der Blick des brechenden Adlerauges eingegraben. Es lag etwas so unsagbar Trotziges, Furchtloses, Königliches darin. Das Auge ist also auch bei den höherstehenden Tieren der Spiegel der Seele, und wer in ihm zu lesen versteht, der vermag sich auch in das Seelenleben der Tiere zu vertiefen.

Lama.



Das Auslegerboot von oben gesehen.

Etwas ganz anderes ist der jeder Tierart als solcher eigene Blick des Auges und der dadurch bedingte Gesichtsausdruck, den wir im Gegensatze zu dem individuellen geradezu als den „artlichen" bezeichnen können. Hier scheiden augenblickliche Gemütserregungen und seelische Beeinflussungen aus, hier herrscht der der betreffenden Art eigentümliche Instinkt. Deshalb müssen wir uns gerade hier vor unangebrachten Vermenschlichungen hüten. Wir dürfen deshalb nicht ohne weiteres dem Löwen einen „großmütigen" und dem Falken einen „edlen" Charakter zuschreiben und dafür den Sperber einen „Strauchdieb" und die Wildkatze einen „blutdürstigen Räuber" schelten. Der artliche Augenausdruck eines Tieres hängt vielmehr eng mit seiner Lebensweise, vor allem mit seinem Nahrungserwerb zusammen. Der feinfühlige und geschärfte Blick des Tierforschers kann aus den Augen eines Tieres herauslesen, ob es sich um ein Geschöpf der Steppe oder um ein Kind des Waldes handelt, ob es in der Wüste oder im Hochgebirge heimisch ist. Jene haben einen ganz andern Blick als diese.

Sehen wir uns einmal im Tiergarten die Löwen recht genau und recht lange an! Der König der Tiere beachtet nicht unser Nähertreten, würdigt uns keines Blickes; sein Auge schweift achtlos, aber keineswegs „verächtlich" über uns hinweg, als wolle es die weite Ferne endloser Steppen durchdringen. Und so ist es auch. Der Löwe ist ja im Grunde genommen eigentlich nichts als eine große gelbe Steppenkatze. Seine Hauptbeute sind die großen Zweihufer der Steppe, deren weidende Rudel er schon von weitem erspähen muß, um sich dann unter geschickter Ausnutzung des Geländes und des Windes an sie heranschleichen und sie schließlich mit plötzlichem Sprunge überfallen oder sie an der Tränke erlauern zu können. Daher dieser weltfremde und hochmütig anmutende Blick. Was in seiner unmittelbaren Nähe vorgeht, kümmert ihn nicht. Die frechen Sperlinge dürfen ihm in seinem engen Käfig ungestraft vor der Nase herumhüpfen; sie sind für ihn einfach Luft. Aber es wäre verkehrt, ihn deshalb „edelmütig" nennen zu wollen. Es ist lediglich sein Instinkt, der ihm sagt, daß die Jagd auf solches Kleinzeug keine lohnende Beschäftigung für ihn wäre. Immerhin hat der Blick des Löwen und dementsprechend auch sein Charakter entschieden etwas Gutmütigeres, Freieres, fast möchte ich sagen Männlicheres als bei dem im dichten Dschungel jagenden Tiger oder beim Panther. In deren Lichtern flimmert es beständig von Tücke. Und dem Wüstenluchs sieht man es auch im ruhigen Zustande sofort an, daß er nur auf einen Anlaß wartet, seine ewig schlechte Laune so grimmig wie möglich zum Ausbruch kommen zu lassen. Er ist und bleibt eben ein richtiger „Bosnickel".

Auslegerboot eines Südseeinsulaners. Modell aus dem Stuttgarter Lindenmuseum.

Bieder, friedlich und urgemütlich erscheint dagegen der Blick eines Walrosses. Man sieht es diesem Tiere sofort an, daß es in seinen eisigen Wohngebieten keinen allzu schweren Kampf ums Dasein zu führen hat und ihm in jeder Beziehung gewachsen ist. Die Nordmeere

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Die Herren stiegen die Steilwand empor. Hier hatten offenbar Menschenhände eine ganz bequeme Treppe angelegt und sogar mit einem Geländer versehen.

Nun standen sie oben und blickten sich um. Es war augenscheinlich eine kleine, völlig unbewohnte Insel, auf die sie das Wunder geführt hatte. Ringsum erstreckte sich freies Meer. Es war hell geworden, der Orkan war abgeflaut, und nur große schwarze Wolkenfetzen rasten noch über den Himmel; von der Jacht war nichts mehr zu sehen.

„Die Insel ist unbewohnt," stellte man fest.

Professor van Rhyn hob den Kopf. „Meine Herren, haben Sie für alles das eine Erklärung?"

„Leider nein."

„Glauben Sie an den Magnetberg?"

„Wir träumen oder haben den Verstand verloren."

Jetzt rief Doktor Schlüter, der sich bisher von den andern völlig abgesondert gehalten hatte: „Meine Herren, die Zauberei geht weiter."

Sie sahen sich um, und was sich ihnen jetzt zeigte, war wieder toll genug. Oben, am Ausgang der Treppe, dort, wo sie vor Minuten auf dem kahlen Felsen gestanden hatten, war jetzt ein Zelt, ein hübsches, buntes, von der nun wieder klar leuchtenden Sonne bestrahltes Zelt. Es war offen, und in ihm stand — ein Tisch mit sechs bequemen Stühlen darum. Auf diesem Tisch aber war ein kaltes Büfett aufgebaut, ein richtiges kaltes Büfett mit allerhand guten Dingen: Kaviar, Austern, Hummern, kalten Braten, Salaten. Schöne Kristallgläser standen da, und im Eiskühler lagen ein paar Flaschen Rheinwein.

Geheimrat Frank lachte vergnügt. „Wenn wir hier wirklich im Bereich eines Zauberers sind, dann ist es jedenfalls ein liebenswürdiger Hexenmeister, der weiß, daß wir Hunger haben."

Doktor Ortler schüttelte ärgerlich den Kopf. „Wenn das Menschenwerk ist, so ist es jedenfalls eine ganz unglaubliche Freiheitsberaubung."

Frank lachte. „Schnell, meine Herren! Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Wer weiß, wann dieses ‚Tischlein deck' dich' wieder verschwindet!"

Professor Zolling blieb etwas bedenklich. „Soll man wirklich . . .?"

Frank hatte bereits eingegossen und langte in die Schüssel. „Die Austern sind vorzüglich."

Jetzt verspürten sie alle einen mörderlichen Hunger, hatten sie doch seit drei Tagen kaum etwas gegessen.

Frank erhob sein Glas. „Es lebe der Hexenmeister!"

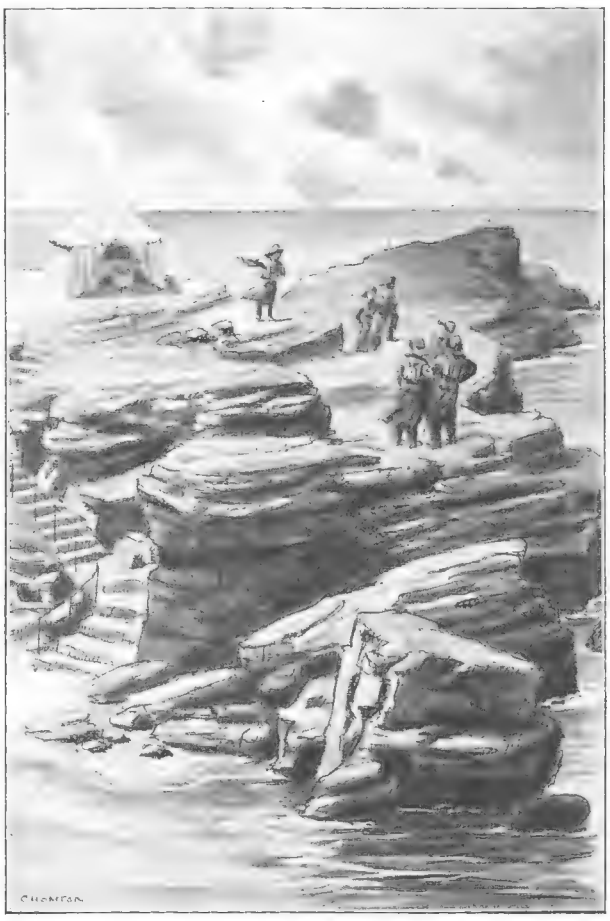
„Wenn das alles vergiftet ist?"

„Ist mir vollkommen gleichgültig." Professor Gumppendorf quälte sich mit einem riesigen Löffel Kaviar herum.

Ortler zögerte noch immer. „Ich kann Dinge nicht leiden, die ich nicht zu begreifen vermag."

„Dann hungern Sie, Kollege! Der Hummer ist großartig."

Da saßen nun diese sechs Männer, die kaum wußten, wie ihnen geschah, saßen, ganz plötzlich dem sichern Untergang im Wirbelsturm entronnen, auf einer wilden, unwirtlichen Klippe in behaglichen Korbstühlen, schlemmten die feinsten Leckerbissen und tranken herrlichen Rheinwein dazu.



Oben, am Ausgang der Treppe stand jetzt ein Zelt, ein hübsches, buntes, von der nun wieder klar leuchtenden Sonne bestrahltes Zelt.

Frank wischte sich den Mund. „Jetzt aber . . ." Er konnte nicht weitersprechen, denn ebenso unvermutet, wie vorher der Tisch aus dem Nichts gezaubert worden war, stand jetzt auf einmal ein junger Herr vor ihnen, offenbar ein Europäer, in kleidsamem Sportanzug. Er hielt den Hut in der Hand. „Meine Herren, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen."

Die sechs Herren starrten den Fremden, der mit dem Tonfall des Deutsch-Amerikaners sprach, an. Er war groß, hager, hatte ein sehr straffes Gesicht, sah wettergebräunt und ein wenig verwildert aus, trug aber einen tadellosen

Sportanzug und besaß die Umgangsformen eines Weltmannes.

Professor Ortler redete ihn an: „Was ist denn eigentlich hier los?"

Der Fremde lächelte. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle! White, Bob White! — Herr Geheimrat Frank, Herr Professor Ortler, meine andern Herren, ich habe die Ehre, Sie als Vertreter der Siedlung Santa Scientia willkommen zu heißen."

„Santa Scientia? Das heißt doch soviel wie ‚heilige Wissenschaft'?"

„So ungefähr."

Ortler schüttelte den Kopf. „Ich begreife nicht ..."

White lächelte. „Ich muß wegen der allerdings etwas gewaltsamen Art, in der wir uns das Vergnügen Ihrer Anwesenheit verschafften, um Entschuldigung bitten und hoffe, daß Sie alles begreifen werden, wenn Sie erst unsere Gäste in der Hauptstadt Isabela sind."

„Der Teufel soll ..."

„Bitte, lassen Sie den unangenehmen Herrn aus dem Spiel! — Meine sehr verehrten Herren, es wird mir ein Vergnügen sein, alles, was Ihnen jetzt vielleicht noch etwas wunderbar erscheint, auf natürlichem Wege zu erklären. Sie werden in wenigen Stunden einsehen, daß wir auch in Ihrem Interesse gehandelt haben, wenn wir Sie zunächst aus den Unbequemlichkeiten des Orkans erlösten."

Ortler wandte sich an seine Kollegen: „Der Mann ist augenscheinlich verrückt."

Bob White tat, als hätte er den Einwurf nicht gehört. „Ich muß Sie allerdings bitten, für den unwahrscheinlichen Fall, daß Sie, nachdem Sie unsere Gäste gewesen sind, den Vorschlag, für fünf Jahre in den Dienst unserer großen Sache zu treten ..."

„Den Deibel werden wir tun!"

Wieder überhörte der Fremde den Einwurf. „... für den Fall also, daß Sie unsern Vorschlag ablehnen und den Wunsch haben sollten, in Ihre Heimat zurückzukehren — wir werden diesem Wunsch natürlich willfahren — also, für diesen Fall muß ich Sie bitten, uns Ihr Ehrenwort zu geben, von alledem, was Sie hier gesehen und erlebt haben, bei Ihrer Gelehrtenehre nach Ihrer Rückkehr kein Wort verlauten zu lassen."

„Und wenn wir dieses Wort nicht geben?"

„Dann wird in einigen Stunden Ihre Jacht, die wir bisher noch in unserm Bereich festhalten, zurückkommen. Sie werden wieder an Bord gehen und Sie sowohl wie wir sind um eine Hoffnung ärmer."

Frank, der bis dahin noch immer gegessen hatte, sah auf. „Ich will wissen, was hier eigentlich los ist."

„Sie geben das Ehrenwort?"

„Hier ist meine Hand."

Zolling hatte es sich überlegt. „Wenn Sie meinen, Frank ...?"

Van Rhyn nickte lebhaft.

„Sie verpflichten sich dagegen, uns alles zu erklären?"

„Selbstverständlich, Sie bekommen alles zu sehen."

„Hier haben Sie mein Wort, rief nun auch Zolling."

Gumppendorf nickte ebenfalls. „Ich willige ein."

Doktor Schlüter streckte seine Hand aus. „Ich auch."

Ortler seufzte grimmig auf. „Ich bin also überstimmt. Hier, meine Hand."

„Ich habe das nicht anders erwartet. Lassen Sie mich also mit drei Worten erklären, was bis jetzt geschehen ist! Es erscheint Ihnen wie ein Wunder und ist in Wahrheit durchaus nichts Besonderes."

„Erlauben Sie mal!"

„Zu erfahren, daß Sie auf jener Jacht waren, wurde uns in Santa Scientia natürlich nicht schwer."

„Was ist denn nur eigentlich diese ‚heilige Wissenschaft'?"

„Das erfahren Sie später. Heute möchte ich nur kurz andeuten, daß Santa Scientia sozusagen das eigentliche Herz und Gehirn der ganzen Welt zu werden bestimmt ist."

„Jedenfalls ist das nicht gerade bescheiden."

„Sie werden anders urteilen, wenn Sie erst alles wissen. Es ist uns eine Kleinigkeit, über alle in der Welt vorgehenden Dinge unterrichtet zu sein. So wußten wir von Ihrer Expedition, wissen, daß Sie zu den Inseln des Stillen Ozeans wollen, und auch, daß Sie, Herr Doktor Schlüter, gewissermaßen in polizeilichem Auftrag kommen. Ich darf Ihnen verraten, daß Sie den vor etwa fünf Jahren nicht etwa gegen ihren Willen, sondern mit ihrem völligen Einverständnis verschwundenen Deutschen in kurzer Zeit persönlich gegenübertreten werden."

Während Schlüter aufhorchte, fragte Ortler: „Welchen Herren?"

„Unsern Mitarbeitern, dem Ingenieur Römer, Herrn Professor Weigand und ..."

Ortler nickte. „Jetzt bin ich im Bilde. Die Herren sind ...?"

„... die Begründer von Santa Scientia, ganz recht. Wir haben also während des Wirbelsturms, der uns sehr gelegen kam ..."

„Sehr menschenfreundlich!"

„... die Lage Ihres Schiffes stets verfolgen können und, sobald Sie in den Bereich unserer elektrischen Fernsteuerung gerieten, haben wir Ihre Eigenbewegung einfach aufgehoben und Sie an unsere Küste herangezogen. Sie wissen, daß dies eine alte Erfindung ist, die nichts Außergewöhnliches bedeutet."

„Na, na!"

„Wir haben ferner die Möglichkeit — deren Erklärung jetzt zu weit führen würde — das Meer im Bereich unseres Hafens ruhigzulegen. Sie werden bemerkt haben, daß, obgleich der Sturm auch hier wehte, die Wellen völlig glatt waren. Dies ist eine Erfindung unseres Freundes Vetter. Unter Zugrundelegung der Theorie von der Atomzertrümmerung werden durch ein System unterseeischer Röhren und sehr starke, besonders geartete elektrische Ströme andauernd, das heißt während der Stürme, im Umkreis von etwa zwei

Kilometern außerhalb der Insel große Mengen Wasserstoffatome aus der Tiefe nach oben geschleudert. Diese erzeugen den leichten Schaum, mit dem Sie unsern Hafen bedeckt sahen und der Ihnen draußen als eine Brandung erschien. Der dort aufsteigende Wall von Wasserstoffatomen verursacht, daß die heranbrausenden Wogen abflauen und daß hier im Hafen ruhige See ist. Es handelt sich um dieselbe Wirkung, die man sonst mit Öl erzielt, nur ist sie viel stärker. Sobald Sie also im Bereich unserer Fernsteuermaschinen waren und dann den Schaumwall überschritten hatten, befanden Sie sich in Sicherheit. Schade, daß uns ein kleiner Fehler unterlief und der künstliche Blitz unserer Starkstrommaschine, der eigentlich nur das Tau durchbrennen sollte, durch das Ihr Boot an der Jacht festgehalten wurde, infolge eines Versehens zu früh abgesandt wurde und den einen Mast der Jacht verbrannte. Wir sind gern zu Schadenersatz bereit."

„Unglaublich!"

Die Gelehrten betrachteten den Mann, der von so unmöglich erscheinenden Dingen mit harmloser Selbstverständlichkeit sprach, mit immer größeren Augen, und van Rhyn sagte: „Ich glaube, wir träumen. Nein — ich träume alles, von Ihnen auch."

White lächelte. „Sie werden das alles bald ganz verstehen. Ich erkläre Ihnen das ja jetzt nur in kurzen Zügen, damit Sie einsehen, daß die ungewöhnliche und etwas gewaltsame Art unserer Einladung leider unvermeidlich und Ihnen selbst nur zuträglich war."

„Aber ..."

„Nein, nein, es ist wirklich durchaus nichts Wunderbares daran, wenn man die Kräfte der Natur richtig zu benutzen versteht."

„Unglaublich!"

White hatte ein leises Lächeln um den Mund. „Nichts, was geschieht, ist unglaublich. Es war weder ein Magnetberg, der Sie anzog, noch sind Sie in den Bereich eines Zauberers gekommen, sondern lediglich in ein Land, das eben der übrigen Welt um einige Jahrhunderte voraus ist."

„Und wo liegt dieses rätselhafte Santa Scientia?"

„In einer recht angenehmen und fruchtbaren Gegend, die auf den Landkarten noch als die völlig unbewohnte Hauptinsel des Drusenkopfarchipels verzeichnet ist."

„Wir sind doch hier auf einem Riff und nicht auf einer Insel, auf der eine Stadt, geschweige ein ganzes Reich, liegen kann!"

„Sehr richtig, wir sind auf einem der Hauptinsel vorgelagerten Riff; diese selber ist von hier einige hundert Kilometer entfernt. Wir haben Gründe, vorläufig keinen offenen Hafen zu unterhalten, obgleich der Staat Puitu, von dem unser Chef, Mister Benjamin Cook, oder, wenn Sie wollen, König Benjamin der Erste von Santa Scientia, die Insel gekauft hat, nichts dagegen haben könnte."

Zolling wurde nervös. „Wenn die Frage erlaubt ist, wie kommen wir denn nun nach der Insel hinüber?"

„Mit der elektrischen Bahn," erklärte White ruhig.

„Mit ...?"

Doktor Schlüter unterbrach. „Wo ist denn das Zelt?"

„Ach so! Ich glaubte, Sie hätten gespeist. Sehen Sie, hier ist, allerdings ganz versteckt, eine steinerne Platte in den Felsen eingefügt, absichtlich in unregelmäßiger Form. Diese Platte ist versenkbar, steht ganz einfach auf einem Stempel und hat vorhin das Zelt mit dem kleinen Frühstück heraufbefördert, während Sie die Insel besahen. Weil ich hoffte, daß Sie gesättigt seien und mir nun die Ehre geben würden, mir in unsere Hauptstadt Isabela zu folgen, haben meine Leute das Zelt wieder verschwinden lassen. Dies ist eine recht nützliche Einrichtung. Es kommt immerhin bisweilen vor, daß wir mit Menschen zu verhandeln haben, die wir nicht hinter unsere Kulissen schauen lassen möchten. Diese können wir dann hier bewirten. Wir sind aber vorsichtig und laden nur wirklich hervorragende Menschen zu uns ein."

Ein leiser Pfiff ertönte.

„Ist es den Herren jetzt recht? Der Chef fragt bereits an, wo wir bleiben."

„König Benjamin der Erste?"

„Sagen Sie auch einfach ‚der Chef'! Wir wissen hier selbst nicht, sind wir ein Königreich, eine Republik oder eine Aktiengesellschaft. Das einzige nämlich, was hier überhaupt nicht getrieben wird, ist Politik."

Die Herren sahen einander an. Hätte ihnen das gute Essen nicht ein so angenehmes Gefühl behaglicher Sättigung zurückgelassen, hätten nicht noch jetzt so vorzügliche Importen zwischen ihren Zähnen geglommen, sie wären gewillt gewesen, noch immer an einen Traum zu glauben. Zögernd folgten sie dem vorangehenden Mister White, der übrigens ein ganz vorzügliches Deutsch sprach.

Es hatte sich wieder ein Stück des Felsens geöffnet, und Stufen führten in ein von unsichtbaren Lampen hell erleuchtetes Gemach, an dessen Seite sich die Tür eines Wagens auftat, der halb wie ein Fahrstuhl, halb wie der Wagen einer elektrischen Bahn aussah.

„Wir hätten Sie ja vorhin gleich nach Isabela führen können, wir mußten aber vorher erst Ihr Wort haben."

(Fortsetzung folgt)

Von Mensch zu Mensch

Man mag an unserer neuen Zeit tadeln, soviel man will, eines gibt es, das sie sicher voraus hat vor früheren Zeiten: trotz allen Parteischeidungen im politischen Leben stehen wir im Verkehr miteinander unsern Mitmenschen weit unbefangener und schlichter gegenüber als vordem. Es ist viel von den Standesunterschieden und -vorurteilen hinfällig geworden, die Grenzen sind verwischt, und man fragt weniger nach dem, was einer ist, als danach, wie er ist. Das läßt sich überall beobachten, und wenn's auch in einzelnen Kreisen nur immer erst ein Anfang ist, so berechtigt er doch auch da schon zu den besten Hoffnungen für die Zukunft.

Aus der Heereshundeanstalt in Kummersdorf: Ausmarsch zur Dressur.
Photothek, Berlin.

Im Menschen immer den Menschen zu sehen, das war ja von jeher schon das Bestreben aller Guten und Edlen, aller wahrhaft vornehmen Naturen. Und die Allerbesten waren und sind heute noch die, welche die Brücke von Mensch zu Mensch stets überschreiten mit der Hoffnung, mehr Gutes im andern zu finden als Schlechtes, mehr Liebens- als Hassenswertes. Es ist nicht so leicht, sich diese klare Unbefangenheit und dies köstliche Vertrauen im Verkehr mit den Menschen zu eigen zu machen, aber es lohnt schon, danach zu ringen, denn es macht den Umgang leicht und gibt viel Beglückendes. Der menschenfreundlich Gesinnte, der im ganzen wie im einzelnen an die großen ungehobenen Schätze in der Menschheit glaubt, ist tausendmal besser daran als der Menschenfeind, der jede Hoffnung darauf längst begraben hat. Er findet den Schlüssel zu den Menschenherzen und gewinnt durch sein eigenes Vertrauen auch das Vertrauen der andern, während der Mißtrauische, der lange zögert, später vielleicht vergebens an verschlossene Türen klopft.

Das Brückenbauen von Mensch zu Mensch tut in unserer Zeit mehr not als je, und wir haben auch nach jeder Richtung hin Veranlassung dazu, uns zu besinnen, daß wir zusammengehören als Deutsche und als Menschen. Ehe wir nicht alle von Mensch zu Mensch verbunden sind, in dem Bewußtsein, Kinder eines Vaterlandes zu sein und mit unsern Volksgenossen die gleiche Not zu teilen und der gleichen Zukunftshoffnung zu leben, werden wir nicht erstarken zum großen Ganzen eines gesunden, kräftigen Volkes. Dazu mache jeder den Anfang im kleinen Kreise! Es ist nicht so schwer, wie mancher denkt. Hochmut und Vorurteile müssen wir freilich ablegen und mit der rechten Unbefangenheit und warmem Interesse den Menschen aller Kreise entgegentreten. Leben wir in besseren Verhältnissen, wachsen wir in glücklicherer Lage auf als so viele andere, so ist es nicht unser Verdienst, und wir dürfen uns ja nicht etwas darauf einbilden. Nichts wäre törichter als das; solche Vorzüge verpflichten uns viel mehr, als sie uns zu Ansprüchen berechtigen. Und das gleiche gilt von den inneren Besitztümern, die wir vor andern voraushaben. Auch unsere Gaben und Befähigungen haben wir empfangen, und zwar ohne unser Verdienst; die weniger damit bedacht wurden, dürfen wir deshalb nicht geringschätzen. Vielleicht — wenn wir genauer zusehen — haben die, welche weniger mit Geistesgaben bedacht wurden, dafür Gaben des Herzens empfangen, die den Wert der ersteren reichlich aufwiegen und im Verkehr von Mensch zu Mensch noch weit mehr Segen stiften; denn diese Gaben des Herzens sind es

Festschnallen von Meldehunden und Patronengurten an den Meldehunden.
Phot. Wide World.

ja gerade, die wir brauchen, um in rechter Gemeinschaft miteinander zu leben. Warme Menschenliebe, herzliche Teilnahme am Geschick des Nächsten, tatkräftige Hilfsbereitschaft, ehrliches Verständnis füreinander, das sind die starken Bande, die das rechte Verhältnis der Menschen zueinander knüpfen. Wo so von einer Seite gegeben und von der andern genommen wird, schließen sich viele einzelne dadurch zu einem Ganzen zusammen, und ein Ganzes vermag immer mehr als viele einzelne. Stehen wir so von Mensch zu Mensch, dann wird auch aus uns Millionen von Deutschen ein starker, einiger, großer Volkskörper werden, der zum Wohle aller sein Recht in der Welt behauptet.

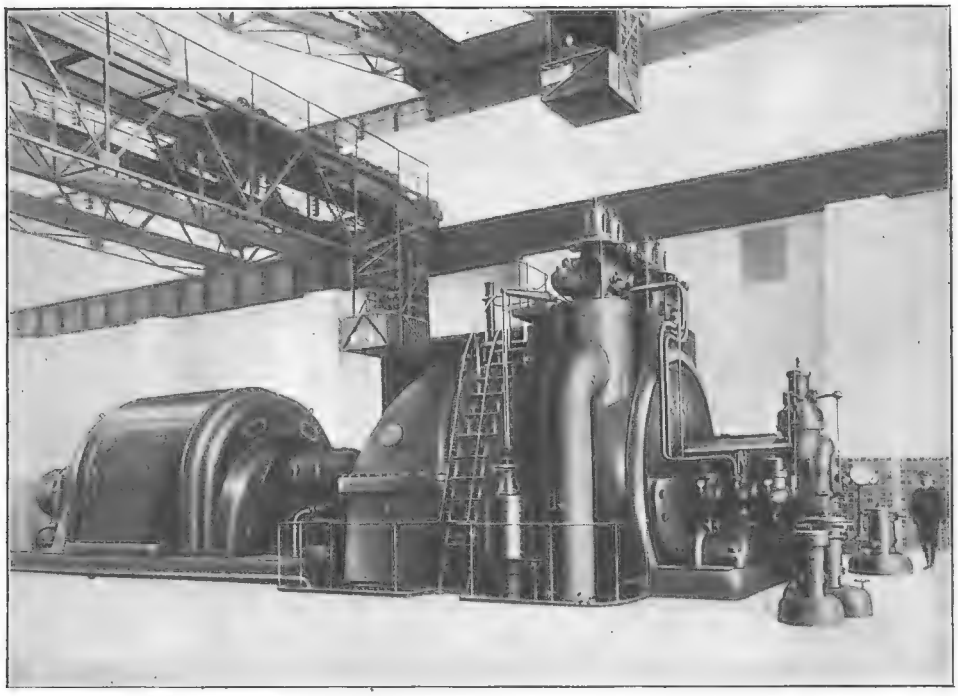
Der Meldehund legt Kabel / Photothek, Berlin.

Kriegshunde einst und jetzt / Von E. v. Otto

Die Verwendung von Kriegshunden ist uralt; schon die Römer, Griechen, Zimbern, die alemannischen und iberischen Völkerstämme führten in ihren Heeren starke und scharfe Hunde doggenartigen Aussehens, sogenannte Molosser, mit sich und verwendeten diese auch zur Bekämpfung des großen Raubwildes oder zum Schutze der Herden gegen Räuber und Wild. Diese Hunde griffen zur Unterstützung unmittelbar in den Nahkampf ein oder dienten zur Verfolgung der geflüchteten Feinde, die sie in den Schlupfwinkeln aufspürten. Im Mittelalter bedienten sich die Spanier, besonders bei den Kämpfen und Verfolgungen auf Kuba, der Bullenbeißer, der sogenannten Bluthunde, ebenso die Engländer auf Jamaika.

Erst in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts wurden Versuche gemacht, ausschließlich die Sinnesanlagen der Hunde in den Dienst der Heere zu stellen. Größe, Stärke und Wildheit, die nützlichen Eigenschaften der ehemaligen Kriegshunde beim Nahkampf, sind der heutigen Verwendung, die vor allem Dressurwilligkeit fordert, eher hinderlich. Die ersten Versuche, die hauptsächlich dem Aufsuchen der Verwundeten, der Verwendung hinter der Front, also nach der Schlacht, galten, wurden mit den hochgezüchteten schottischen Schäferhunden (Collies) gemacht. Mit ihrer Ausbildung befaßte sich der Verein für Sanitätshunde, Sitz in Oberollendorf (Rheinland), in seiner Dressuranstalt, später in Oldenburg unter der Schirmherrschaft des Großherzogs von Oldenburg. Den Jägerbataillonen standen die Jagdhunde der Jäger, deutsche kurzhaarige Vorstehhunde, näher, mit denen man aber infolge ihrer Jagdleidenschaft bei der Sucharbeit ebensowenig zufriedenstellende Ergebnisse erzielte, wie bei den hochgezüchteten, etwas nervösen und wenig dressurwilligen schottischen Schäferhunden. Es lag daher nahe, die sogenannten Polizeihundrassen auch für den Heeresdienst heranzuziehen. Nach der ersten im Jahre 1902 in Frankfurt abgehaltenen öffentlichen Prüfung für

Ein Ziehhundegespann / Phot. Atlantik, Berlin.



AEG-Turbine, 50 000 KW Leistung, 1000 Umdr./Min., mit Generator gekuppelt.

Kriegshunde durften laut Armeebefehl nur noch Airedaleterrier, rauhhaarige, robuste, mittelgroße Hunde von hoher Anpassungs- und Dressurfähigkeit, sowie deutsche Schäferhunde für Kriegsdienstzwecke eingestellt werden. Der Bestand sollte in jeder Kompanie mindestens zwei fertige Hunde, nicht mehr als zwölf in den Jägerbataillonen, betragen.

Die zu übenden Aufgaben der Hunde waren: Sicherungsdienst beim Vormarsch, Botengänge, das heißt Überbringen von Meldungen zwischen zwei Führern, Verbindung zwischen Posten und Abteilung, vereinzelt auch das Vortragen von Patronen an angeschnalltem Gurt zu vorgeschobenen Posten durch Gelände, das ungefährdet von Menschen nicht beschritten werden konnte, endlich auch das nächtliche Aufsuchen von verstreuten, verborgenen Verwundeten, was die Hunde durch Verbellen vor diesen, also Heranrufen der Sanitätsmannschaft, anzeigen sollten. In der Praxis erwies sich das Verfahren aber als untauglich, da in der Richtung des Gebelles sofort das feindliche Feuer eröffnet wurde.

Das Hundematerial wurde meist schenkungsweise durch die Zuchtvereine für Polizeihundrassen, deren Kreis sich durch Dobermannpinscher und Rottweiler alsbald erweitert hatte, beigestellt. In gleicher Richtung wurde mit Kriegshunden in Österreich und in der Schweiz gearbeitet, hier teilweise auch mit Zughunden für schmale Gebirgswege, die für Pferdegespanne ungangbar waren. In Belgien dienten die dort gezüchteten Zughundschläge zum Gespann für Maschinengewehre, um diese durch jedes Gelände und weniger dem Feuer ausgesetzt in die vorderen Reihen vorbringen zu können.

Schon die erste Verwendung im Weltkrieg ergab die Notwendigkeit, die Arbeit der Kriegshunde, die in die vorderste Linie, nach dem Gefecht auf die Feldwache gehörten, von den den Sanitätsmannschaften zuzuteilenden Sanitätshunden zu trennen. Der Bewegungskrieg rollte sich im Westen anfänglich so schnell ab, daß es gar nicht dazu kam, auch die Sanitätsformationen mit den Hunden zu ausgiebigem Gebrauch heranzuziehen. Mit Ausbildung der Tiere war das Sanitätsdepot Fangschleuse bei Berlin betraut worden. Im Jahre 1916 forderten im Stellungskrieg das Generalkommando des Marinekorps in Flandern und ein sächsisches Reservekorps erstmals Meldehunde an. Alle die bis dahin privaten zahlreichen Melde- und Sammelstellen der Zuchtvereine wurden heeresamtlich übernommen und das ganze Versorgungs- und Ausbildungswesen wurde dem Chef des Nachrichtendienstes zugeteilt. Statt „Kriegshunde" wurde die Bezeichnung „Meldehunde" eingeführt. Die privaten Anforderungen hörten auf, die Zentralstelle besorgte die Zuteilung der verfügbaren ausgebildeten Hunde, die eine Stammrolle und Erkennungsmarke erhielten.

Dem Beispiel Deutschlands folgten alsbald England, Frankreich und Belgien, teils aus eigenem Landesmaterial, teils aus erbeuteten Beständen. Zur Deckung des sehr großen Abgangs und Neubedarfs wurden 1917 die noch vorhandenen brauchbaren Hunde im besetzten Gebiet, namentlich in Belgien, requiriert und ausgebildet. Die mit wenig Ausnahmen von den Vereinen kostenfrei zur Verfügung gestellten Hunde, deren Ernährung in Deutschland Schwierigkeiten bereitete, sollten, soweit noch am Leben, den Besitzern zurückgestellt werden, für Verluste hatte das Kriegsministerium Entschädigung vorgesehen. Doch gingen infolge des Niederbruchs und der Revolution die meisten Hunde beim Rückmarsch verloren. Die Gesamtzahl wird auf zwanzig- bis dreißigtausend Hunde geschätzt, von denen etwa viertausend als Sanitätshunde Verwendung gefunden hatten.

Seit der Heeresneuorganisation erfolgt die Ausbildung der Meldehunde in der Heereshundeanstalt in Sperenberg bei Zossen in der Mark, die im Herbst 1926 nach Schießplatz Kummersdorf, sieben Kilometer von Sperenberg entfernt, verlegt wurde. In dieser werden

auch die jetzt im allgemeinen Dienstgebrauch als Polizeihunde stehenden Rassen gezüchtet und die für den Dienst geeignetsten ausgelesen, wobei zu einem besonders sorgfältigen Ausbau viel Gewicht auf Güte der Nase gelegt wird. Zurzeit besitzt jedes Infanterieregiment vierundzwanzig, jedes Artillerieregiment zwölf ausgebildete Hunde. Besondere Sorgfalt wird der Ermittlung der Spurfähigkeit gewidmet. Zum Schutz gegen giftige Gase werden die Hunde an Gasmasken gewöhnt. Das Finden von Verwundeten durch Sanitätshunde wird nicht mehr durch Beibringen eines Ausrüstungsstückes — wobei die Hunde, auf Bringen der Mütze dressiert, häufig Wundverbände abgerissen hatten — sondern durch das sogenannte Bringsel ausgeübt, einen am Halsband angehängten Lederstreifen, den der Hund mit dem Maul erfaßt, sobald er einen Verwundeten entdeckt hat; dann kehrt er zum Sanitätspersonal zurück, um dieses zum Verwundeten zu führen.

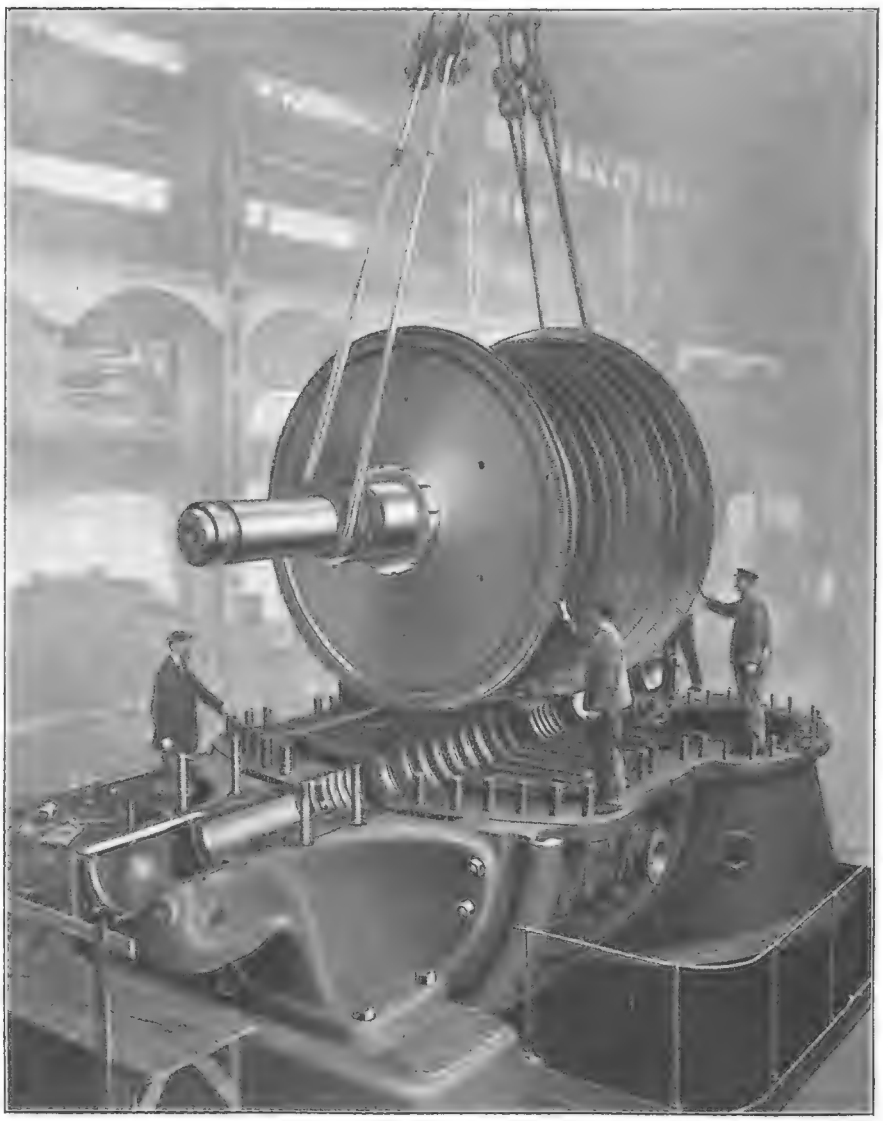
Die Verwendung der Kriegshunde ist, wie aus unsern Abbildungen ersichtlich ist, jetzt außerordentlich vielseitig. Der Hund bringt Nachrichten von einem Posten zum andern, er trägt im dichten Kugelregen Patronen am Gurt, Brieftauben und Arzneimittel in die vorderste Linie. Durch besonders konstruierte Kabel rollt er Telephonleitungen auf eine Länge bis zu fünfhundert Meter selbständig und ohne menschliche Beihilfe ab. Auf schwer begehbaren, engen Wegen werden mit Hundegespannen Lasten befördert. Auf eigener natürlicher Spur (sogenannter Rückfährte) unterrichtet sich der Hund bei fleißiger Arbeit über Strecken von sechs bis sieben Kilometer, unter Zuhilfenahme von starken Riechstoffen (Moschus, Anis). Aus Tropfflaschen konnte der Aktionsradius bis zu fünfzig Kilometer erweitert werden.

Zu den Lehrgängen in Kummersdorf, wo gegenwärtig etwa achtzig Hunde stehen, werden Offiziere und Mannschaften kommandiert, die dann als Lehrer bei ihren Truppenteilen tätig sind. Die einzelnen ausgebildeten Hunde werden auf zwei Führer, die sogenannte Führerrolle, verteilt; jede Rotte hat zwei bis drei Hunde. Der Ausbildungsgang gliedert sich in Gewöhnung der Hunde an den Führer, Schulübungen in allgemeiner Dressur mit Übungsmärschen, Meldelauf der Hunde, Übungen im sicheren Hin- und Rückgang.

In dankbarer Anerkennung der Leistungen, die die Sanitätshunde im Weltkriege vollbrachten, wurde in Hals Dals (Amerika) sogar ein Kriegshunddenkmal errichtet, das einen Sanitätshund in Bronze darstellt, auf hohem Granitsockel, darunter die kurze Widmung: Des Menschen hingebendstem Freund für seine wertvollen Dienste, geleistet im Weltkrieg 1914 bis 1918.

Die Dampfturbine / Von Dipl.-Ing. R. Stotz

Den gewaltigen Aufschwung, den die Technik im Laufe des vergangenen Jahrhunderts erfahren hat, verdanken wir hauptsächlich der Dampfmaschine, die — als erste von Wind- und Wasserkraft unabhängige Antriebsmaschine — berufen war, die Krafterzeugung für die



Einbau des Läufers in eine AEG-Turbine.

verschiedensten Zwecke zu übernehmen. Mit dem wachsenden Kraftbedarf der Industrie nahmen natürlich auch die Anforderungen zu, die hinsichtlich der Leistung und des Wirkungsgrades an die Dampfmaschinen gestellt wurden. Insbesondere waren es die der öffentlichen Stromerzeugung dienenden Betriebe, die gegen Ende des genannten Zeitraums ihre Ansprüche an die Kraftzeugung von Jahr zu Jahr derart steigerten, daß die damals allein zur Verfügung stehenden Kolbendampfmaschinen trotz Vervollkommnung aller konstruktiven Einzelheiten kaum noch damit Schritt zu halten vermochten. Als Haupthindernis für die Weiterentwicklung der Kolbendampfmaschinen erwies sich die Notwendigkeit, die durch den Dampfdruck erzeugte, stoßweise hin und her gehende Bewegung des Dampfmaschinenkolbens in eine gleichmäßig kreisende Bewegung umzuformen, da die zu dieser Bewegungsumwandlung erforderlichen Kurbeltriebe mit ihren großen Massen und Schwungrädern und der damit verbundenen Reibung einen zu großen Teil der geleisteten Arbeit des Dampfes für sich selbst in Anspruch nehmen und so den Wirkungsgrad der gesamten Maschine herunterseten. Über diesen offenkundigen Mangel konnten auch Verbesserungen, wie sie die Heranziehung des Dampfes zur mehrfachen Arbeitsleistung in Hoch- und Niederdruckzylindern, die Anwendung von Dampfüberhitzern und die verbesserte Ausbildung der Kondensatoren darstellten, nicht hinweghelfen. Der Entwicklung der Kolbenmaschinen sind eben Grenzen gesetzt, die nicht mehr zu überschreiten sind.

Zur rechten Zeit erinnerte man sich der Idee zu einer direkt umlaufenden Dampfmaschine, die von dem genialen Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, bereits ums Jahr 1769 ausgesprochen worden war. Watt hatte damals schon in einer Patentschrift den Gedanken niedergelegt, nicht nur die Druckkraft des Dampfes in einem Zylinder mit Kolben auszunützen, sondern auch die einem aus einer engen Öffnung austretenden Dampfstrahl innewohnende Strömungsenergie mit Hilfe eines Schaufelrades, ähnlich den bekannten Wasserrädern, zur Arbeitsleistung heranzuziehen. Lediglich durch den Mangel an geeigneten Konstruktionsmaterialien wurde der Bau der ersten „Dampfturbine" um mehr als hundert Jahre verzögert. Heute ist man im Bau von Dampfturbinen bekanntlich schon so weit vorgeschritten, daß sie die Kolbendampfmaschinen bei allen größeren Anlagen fast vollständig verdrängt haben.

Schülerrat im Landsch

Die Dampfturbinen unterscheiden sich von den Kolbendampfmaschinen vollständig durch ihre ganz andersartige Bau- und Wirkungsweise; nur das Antriebsmittel, der Dampf, ist beiden gemeinsam. Die Hauptteile der Turbine sind das in sich geschlossene Gehäuse und der darin drehbar gelagerte Läufer, der aus

ulheim / Phot. Terra.

mehreren Schaufelrädern zusammengesetzt ist. Der Dampf tritt durch eine Reihe enger Düsen in das Gehäuse ein und trifft mit hoher Geschwindigkeit auf die ihm entgegenstehenden Schaufeln des ersten Laufrades. Unter der Einwirkung der Dampfstrahlen, die eine Eintrittsgeschwindigkeit von ungefähr dreißig Meter in der Sekunde besitzen, werden die Schaufeln mitgerissen, wodurch der Läufer in schnelle umlaufende Bewegung versetzt wird. Der aus dem ersten Laufrad austretende Dampf wird durch die Schaufeln eines im Gehäuse feststehenden Leitrades dem zweiten Laufrad zugeführt und zur erneuten Arbeitsleistung gezwungen. Dieser Vorgang wiederholt sich so lange, bis der Dampf das letzte Laufrad berührt hat und in einem angebauten Kondensator zu Wasser verdichtet worden ist. Manche Turbinen besitzen bis zu zehn Laufräder und eine entsprechende Zahl Leiträder.

Nach jedem Durchgang des Dampfes durch ein Laufrad wird der Dampfdruck entsprechend der abgegebenen Leistung schwächer, das Dampfvolumen aber größer. Zur vollen Ausnützung des verringerten Dampfdrucks wie auch zur raschen Weiterleitung der größeren Dampfmengen ist man gezwungen, jedes weitere Laufrad mit einem größeren Durchmesser und einer längeren Beschaufelung auszuführen, wodurch dann ein treppenartiger Aufbau des Läufers entsteht. Unser zweites Bild, das den Zusammenbau einer Dampfturbine in dem Augenblick wiedergibt, wo der Läufer in den Unterteil des Gehäuses eingesetzt wird, läßt deutlich die verschieden großen Laufräder und im Gehäuse die kammartige Anordnung der Leiträder erkennen. Gleichzeitig gibt dieses Bild auch einen recht anschaulichen Begriff von der Größe einer modernen Turbine. Das Vorbild zu dem stufenförmigen Aufbau der Turbine ist übrigens bereits in der Mehrfachexpansions-Dampfmaschine gegeben, bei der der Dampf nach der Arbeitsleistung in einem Hochdruckzylinder einem zweiten und dritten Zylinder, den Mitteldruck- und Niederdruckzylindern, mit jeweils größeren Durchmessern zugeführt wird. Durch die weitgehende Ausnützung des Dampfes wird bei der Turbine ein sehr hoher Wirkungsgrad erzielt, der noch dadurch erhöht wird, daß man den

Dampf nach seinem Austritt aus dem letzten Laufrad einem mit Frischwasser gekühlten Kondensator mit 95 bis 96 v. H. Luftleere zuführt, wodurch er sehr rasch zu Wasser kondensiert. Infolge der entstehenden Luftleere und des damit verbundenen Unterdrucks wird der Dampf gewissermaßen aus der Beschaufelung des letzten Laufrades herausgesaugt und dadurch die Strömungsgeschwindigkeit des Dampfes erhöht.

Die ersten Turbinen, die gebaut wurden, besaßen nur ein Laufrad (Laval-Turbine) und waren dementsprechend klein. Mit dem Ausbau der mehrstufigen Turbinen (Curtis-Turbine) nahmen die Abmessungen, aber auch die Leistungen zu. Trotzdem ist der Platzbedarf einer modernen Turbine von fünfzigtausend Kilowatt Leistung, wie eine solche unser erstes Bild zeigt, gegenüber dem einer weit weniger starken Kolbendampfmaschine viel geringer. Die verhältnismäßig kleinen Abmessungen der Turbinen sind in erster Linie auf ihre hohen Drehzahlen zurückzuführen. Maschinen mit dreitausend und mehr Umdrehungen in der Minute sind nicht selten und werden besonders gern zum Antrieb von Dynamomaschinen in größeren Elektrizitätswerken verwendet. Die Kraftübertragung von der Turbine zum Generator wird meist durch eine direkte Kupplung vermittelt, doch können auch unter Zuhilfenahme von Zahnrädern oder Flüssigkeitsgetrieben langsamer laufende Arbeitsmaschinen, wie Kraftpumpen und Kompressoren, von Turbinen angetrieben werden. Ein weiteres großes Wirkungsfeld wurde der Turbine durch ihre Einführung als Schiffsantriebsmaschine geschaffen. Hier ist sie den seither üblichen Kolbendampfmaschinen besonders noch durch ihren gleichmäßig ruhigen Lauf und die geringe Zahl der Bedienungsmannschaft überlegen. Der Nachteil, daß man eine Turbine nicht umsteuern kann, muß allerdings durch Aufstellung einer zweiten als „Rückwärts"-Turbine arbeitenden Maschine behoben werden. Inwieweit sich die Turbine als Antriebsmaschine für Eisenbahnlokomotiven ausbilden läßt, kann man heute noch nicht sagen; doch sind bereits Versuche angestellt worden, die hoffen lassen, daß auch auf dem Gebiete des Lokomotivantriebs die Turbine den Sieg über die Kolbendampfmaschine davontragen wird.

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

Am vorletzten Tage der Pfingstferien kam die Jungengruppe wieder in ihrer norddeutschen Heimatstadt an. Sie hatte den Marsch vom Orte des Zeltlagers aus zu Fuß zurückgelegt, denn es mußte Geld gespart werden für die kommende Großfahrt. Zu Fuß also zog sie auch in die Stadt ein, in Reih und Glied wie immer, wenn es durch einen Ort ging. In der ersten Viererreihe marschierte Horst, der die Fahne trug, neben ihm die Jüngsten der Gruppe, in der letzten Reihe unter den Älteren der Schar Karlheinz Detlefs, der Führer. Es war ein stattlicher Zug; waren diesmal doch alle Scholaren mitgewesen, und die Gruppe war eine der stärksten der Stadt. „Trem, trem, trem diridi, wir wolln freie Schwizer sin," sangen sie, und Lied und Marsch waren kraftvoll und frisch.

„Halt!" kommandierte Karlheinz, als sie auf dem Markt angelangt waren. Er löste den Zug auf, man schüttelte sich die Hände. „Also am Mittwoch beim Nestabend!" Dann gingen die Jungen einzeln oder in kleinen Trupps, wie der Heimweg das verlangte, auseinander.

Karlheinz, Horst und Günter hatten den gleichen Weg. In der Holstenstraße wurden sie angerufen. Ein langer Oberprimaner kam von der andern Straßenseite her auf sie zu und schüttelte Karlheinz die Hand. „Erinnerst du dich noch an Ernst Bergmann?"

Karlheinz nickte stumm.

„Er ist tot, am Fieber gestorben als Arzt in Ostasien. Schade, daß ein Kerl wie der so enden mußte! Na, auf Wiedersehen, Detlefs, übermorgen in der Penne!" Schon war er weiter. Karlheinz aber stand wie angewurzelt. Sein Gesicht war blaß, sein Atem ging schwer.

Die beiden Scholaren sahen ihren Führer bestürzt an. „Ernst Bergmann, war der nicht früher einmal bei uns Gruppenführer? Du hast uns nie von ihm erzählt, aber ich hörte es. Was war damals mit ihm?" fragte Günter.

Doch der Ältere antwortete ihm nicht. Es dauerte lange, bis er sich zusammenriß und weiterging. Stumm schritt er neben den beiden her, bis sie vor seiner Wohnung standen. „Ich werde euch am Mittwoch von Ernst Bergmann erzählen. Bis dahin lebt wohl!" sagte er dann, und seine Stimme klang heiser.

Es gab außer Karlheinz nur noch einen Jungen in der Gruppe, der damals noch mit Ernst Bergmann auf Fahrt gezogen war, damals vor bald sieben Jahren; das war Hans-Ullo. Die übrigen kannten Ernst nicht. Sie hatten alle nur irgendwann einmal gehört, daß er die Gruppe früher geführt hatte, aber die beiden, die ihn selbst noch gekannt hatten, sprachen nie von ihm, und in den alten Chroniken der Schar fehlte diese Zeit seines Führertums. Es mußte irgend ein Geheimnis um Ernst Bergmann sein, der nun tot war und von dem sie an diesem Nestabend hören sollten. Die beiden Jungen hatten auch einigen andern davon erzählt, und alle waren sie gespannt auf das, was sie erfahren sollten.

So saß die Schar nun in ihrem Stadtnest im Oberstock der Volksbücherei und wartete des Kommenden. Nicht wie sonst wurde getobt und gelacht, denn das Gesicht des jungen Führers war blaß wie das eines Kranken und seine Augen waren traurig, wie die Jungen sie noch nie gesehen hatten. Hans-Ullo war noch nicht da; er wohnte draußen in einem Vorort und kam häufig

etwas später. Nun trat er ein. Er war voller Freude und begrüßte lebhaft die Kameraden.

„Ullo," sagte Karlheinz, „du bist so froh. Hast du noch nichts über Ernst Bergmann gehört?"

Jäh wandelte sich das Gesicht des Jungen. „Was ist mit ihm?"

„Er ist tot."

Ullo setzte sich auf die Bank, legte Arme und Kopf auf die Tischplatte, und ein furchtbares Weinen machte seinen Körper zittern.

Karlheinz trat neben den Freund. „Wir haben viel verloren, Ullo, und durch unsere Schuld." Als Ullo sich gefaßt hatte, seine Tränen zurückdrängen konnte und nur noch mit starren Augen auf den Tisch sah, da begann Karlheinz seiner Schar von Ernst Bergmann zu erzählen, und nie hat es in dem Stadtnest so aufmerksame Zuhörer gegeben wie an diesem Abend. Eine amerikanische Zeitung zog der junge Führer aus der Brusttasche, legte sie vor sich hin und begann, einen Artikel zu übersetzen. Wo sein Englisch nicht ausreichte, da fand sein Herz die richtige Übersetzung, und was er da las, war das Hohe Lied von einem braven Mann. Ein amerikanischer Kriegsberichterstatter Allan C. Murridge hatte diesen Aufsatz geschrieben, und er erzählte von einem jungen deutschen Arzt, der in China den Heldentod seines Berufes gestorben war. Er schilderte den Mut des Toten, den weder Granaten noch Seuchen abgehalten hatten, dort Hilfe zu bringen, wo sonst niemand half, dort sich einzusetzen, wo weder Reichtum noch Ruhm zu erwerben waren. Er schilderte die übermenschliche Arbeitslast, die dieser Mann freiwillig auf sich nahm, und die hingebende Liebe, die die armen Teufel von Soldaten und Kranken ihm entgegenbrachten. Er ließ in dem Artikel all die Schrecken Leben gewinnen, die Schrecken der Zeit des chinesischen Krieges, der gewaltige Kämpfe und unvorstellbare Hungersnot mit sich brachte, wo die Generale der einzelnen Provinzen, unumschränkte Herrscher über das Leben, einander sich verbündeten und bekämpften und das Volk dabei zu verbluten drohte. Und in all den Schrecken und dem Chaos stand dieser Arzt, der sein Leben hingab an die Ärmsten der Armen. Von dem Charakter des Toten schrieb Murridge, daß ihm in allen Erdteilen und in einem langen Leben kein Mensch sonst begegnet sei, wie dieser es war, der dem Alter nach sein Sohn hätte sein können und den Freund haben nennen zu dürfen ihn mit Stolz erfüllt habe. Auch der Name des heldenmütigen Arztes wurde genannt: Ernst Bergmann, ein junger Deutscher.

Als Karlheinz die Übersetzung beendet hatte, schwiegen die Jungen eine ganze Weile. Es war eine Art Epos, ein Heldenlied, was sie soeben gehört hatten, und der sonst wohl stets nüchterne und sachliche Amerikaner, der Zeitungsberichterstatter, der das geschrieben hatte, hatte darin ein Denkmal geschaffen für ein Heldentum, das sicher noch ein schwereres und höheres war als das des Kriegers. Solch ein Mensch also, solch ein Held war einmal einer der Ihren gewesen, hatte die Gruppe geführt! Warum nur hatten Karlheinz und Ullo, die doch stolz darauf hätten sein müssen, Ernst zu kennen, vielleicht gar seine Freunde gewesen zu sein, niemals von ihm erzählt? Warum fand sich in den Chroniken nie der Name Ernst Bergmann? Wer solch heldischen Tod starb, der mußte doch auch ein heldisches Leben geführt haben, mußte doch schon als Schüler allen Kameraden ein Vorbild gewesen sein. Das waren die Gedanken, die die Jungen bewegten, und Otto war es, der denn auch danach fragte.

Ein Zug der Qual trat auf das Gesicht des jungen Führers, als er nun zu erwidern begann: „Ja, Jungen, das ist eine so furchtbare Sache, daß ich weit ausholen muß, um sie aufzuklären, und ihr werdet anfangs meinen, sie gehöre nicht hierher, aber hört zu! Nehmt an, es sei von Sexta an mein sehnlichster Wunsch gewesen, später einmal Offizier zu werden. Ich hätte mich für diesen Beruf bestimmt gehalten, ich wäre kräftig und gesund und im Besitz der vollen Sehschärfe, hätte in der Schule immer glänzend gestanden und alles spräche dafür, daß mein Wunsch sich nach Beendigung der Schule erfüllen und ich später ein tüchtiger Offizier würde. Gleich nach der Versetzung nach Oberprima hätte ich mein Gesuch eingereicht, wäre vom Militärarzt für tauglich befunden worden und hätte kurz vor Pfingsten schon bei der ersten Prüfung der Anwärter hervorragend abgeschnitten, so daß die zweite Prüfung und die Vorstellung beim Regiment nur mehr Formsache zu sein schienen."

Die Jungen machten verwunderte Gesichter, denn alles dieses, was sie annehmen sollten, traf ja tatsächlich auf Karlheinz zu und war einem jeden von ihnen bekannt.

Noch verwunderter aber wurden ihre Gesichter, als der Führer nun in seiner Erzählung fortfuhr: „Nehmt nun weiter an, ich zöge jetzt in den kommenden Großen Ferien mit euch auf Fahrt. Auf irgend eine Art und Weise käme einer von euch Jüngeren in Lebensgefahr, und ich holte ihn unter Einsatz des eigenen Lebens heraus. Traut ihr mir das zu?"

„Gewiß; aber was hat das alles mit Ernst Bergmann zu tun?"

„Geduld! Ihr werdet's hören. Bei dieser Rettung des andern nun ziehe ich mir eine Verletzung des rechten Armes zu. Sie sieht erst böse aus, wird aber wieder ziemlich gut; nur drei Finger der rechten Hand bleiben gekrümmt, ich kann sie nicht mehr strecken. So geringfügig die Sache erscheinen mag, genügt sie doch, um mich von der Aufnahme bei der Reichswehr auszuschließen. Alle meine Zukunftsträume von Generalslitzen und Feldherrnruhm sind jäh zerstört. Was meint ihr wohl, wie würde ich mich zu dem Jungen stellen, den Ungehorsam und Leichtfertigkeit in jene Lage gebracht hatten, aus der ihn zu retten mich dann so teuer zu stehen kam?"

„Toben würdest du." — „Ihn aus der Gruppe werfen." — „Ihn nicht mehr ansehen." — „Kein Wort mehr mit ihm reden."

„Ihr habt wohl recht; so oder ähnlich würde ich wohl handeln," sagte Karlheinz und schwieg zunächst.

Die Jungen waren ganz aufgeregt geworden. „Sag' mal," begann Erich, „ist dir eigentlich ganz entfallen, daß du uns über Ernst Bergmann berichten wolltest? Statt dessen erzählst du uns zunächst zur Hälfte deinen Lebenslauf und zur andern Hälfte eine unmögliche Phantasie, wie dir der Eintritt ins Heer durch irgend einen unsinnigen Zufall vereitelt werden könnte. Nun erzähl' aber endlich einmal von Ernst! Der interessiert mich offen gestanden augenblicklich bedeutend mehr als du."

„Ich bin ja schon in einem fort dabei, von Ernst zu berichten," entgegnete Karlheinz, „aber ihr müßt euch meine scheinbare Geistesverwirrung schon noch eine Weile gefallen lassen. Ernst Bergmanns Schicksal im Leben und in der Gruppe ist von der Art, daß ich ganz einfach nicht mit dürren Worten die Tatsachen berichten kann. Schwer genug fällt mir diese Erzählung auch so schon, aber ich bin sie euch schuldig." Dann fuhr er fort, ohne sich durch die immer weiter steigende Verwunderung der Schar stören zu lassen. Sein Blick war auf die Wand gerichtet, es war, als sähe er den Raum, in dem sie sich befanden, gar nicht, und er sprach, als höre niemand zu und er rede nur für sich. „So weit also wären wir nun in meiner angenommenen Lebensgeschichte, und nun kommt das Schlimmste. Man beschuldigt plötzlich mich, den Führer einer Jungengruppe und Oberprimaner Karlheinz Detlefs, des Diebstahls. Ich soll einem bekannten Herrn einen bedeutenden Geldbetrag entwendet haben. Man stellt mich vor Gericht, ich werde freigesprochen, nicht aber, weil meine Unschuld erwiesen wurde, sondern freigesprochen ‚wegen Mangels an Beweisen'. So, nun äußert euch einmal dazu, welche Folgen so etwas haben würde, zunächst einmal für mich persönlich in der Schule!"

„Du spinnst, Karlheinz," sagte Erich daraufhin. „Ich will nicht hoffen, daß du jemand etwas zu klauen beabsichtigst. Mir scheint, du hast Fieber. Das beste wird sein, du gehst nach Hause."

Die andern Jungen interessierten sich nun aber für die aufgeworfene Frage der Folgen des Freispruchs wegen Mangels an Beweisen. Wenn sie auch keinen Zusammenhang mit Ernst Bergmann sahen, so antworteten sie doch. „Du würdest natürlich von der Schule fliegen," äußerte Günter. „Kein Pennäler würde dir mehr die Hand geben," fügte Otto hinzu.

„Nein, von der Schule jagen könnte man mich nicht," sagte Karlheinz, „da ich freigesprochen wurde; aber Otto hat recht, Lehrer und Kameraden würden mich behandeln, als wenn ich Luft wäre, ich würde es kaum aushalten in der Schule. Im gesellschaftlichen und familiären Verkehr wären die Folgen natürlich genau die gleichen. Nun aber zum Kernpunkt der Frage: Wie würde alles dieses sich in Bund, Gau und Gruppe auswirken?"

Nun begann auch Erich wieder Interesse an der Sache zu nehmen und äußerte sich dazu: „Der Gauführerkonvent würde dich aus der Gauführerschaft ausschließen. Damit würdest du ganz von

Das Riesenflugzeug Do X in den Dornier-Werkstätten in Altenrhein am Bodensee.
Presse-Photo-Zentrale, Berlin.

selber dein Gruppenführeramt und die Zugehörigkeit zum Bunde verlieren, man würde einen andern zum Führer deiner Schar ernennen."

„So, meinst du? Und das, trotzdem diese Leute mich seit Jahren als ganzen Kerl kennen und trotzdem ich ihnen versichere, daß ich unschuldig bin?"

„Ja, auch dann, selbst wenn der Konvent einhellig von deiner Unschuld überzeugt wäre, denn er darf nicht nach dem Gefühl entscheiden, sondern muß vor allem darauf sehen, daß man von außen her weder dem Gau noch dem Bunde etwas am Zeuge flicken kann."

„Du hast recht, Erich, so würde es sein," entgegnete Karlheinz. Darauf schwieg er eine Weile, um dann fortzufahren: „Nun aber die Gruppe selbst. Ihr, die Scholaren, wie würdet ihr euch dazu stellen? Ich habe euch alle geworben, ich habe euch die Schönheiten des Fahrtenlebens erschlossen, ich habe euch zu Kerlen gemacht, bin euch Kamerad und Berater, mehr als das, bin euch Freund gewesen all die Jahre hindurch, und nun trete ich vor euch hin und sage: ‚Ich bin unschuldig.' Würdet ihr mir glauben, wo doch jeder Hund in der Stadt bellt, ich sei ein Dieb?"

„Ja, Karlheinz, wir würden dir glauben." Da war nicht einer unter den Scholaren, der das nicht versichert hätte. Hans-Ullo aber war hinausgegangen, als der Führer diese Frage stellte; ihn hatte das Weinen aufs neue gepackt, und er schämte sich der Tränen.

„So, ihr würdet mir glauben? Ich weiß nicht recht. Aber weiter! Ihr glaubt mir also, und ich sage zu euch: ‚Gau und Bund haben mich ausgeschlossen. Wer mir Treue hält, geht mit mir hinaus aus Gau und Bund, schickt die Bundesnadel zurück, auf die er so stolz war, verzichtet auf alle die prächtigen Gautreffen und großen Geländespiele, auf Auslandfahrten und Bundestage.' Wer von euch würde auch das fertig bringen?"

Als nun Erich sagte, er wisse das nicht genau, vielleicht würde er doch beim Gau bleiben, da brach ein Sturm der Entrüstung gegen ihn los, denn alle übrigen Scholaren waren für ihre Person fest davon überzeugt, daß sie ihrem Führer in solchem Falle unbedingte Treue halten würden.

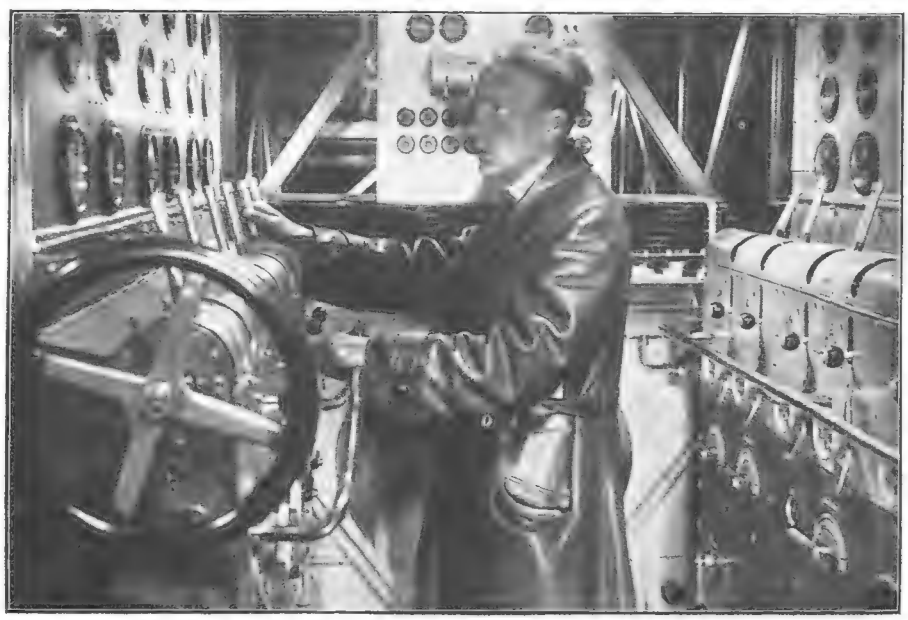
(Fortsetzung folgt)

Do X, das größte Flugzeug der Welt

Von Joachim Matthias

Die Dornier-Do X, das bei weitem größte Flugzeug der Welt, kann als das Ergebnis einer zwanzigjährigen theoretischen und praktischen Arbeit angesprochen werden. 1919 entstand das erste Dornier-Großflugboot Rs III mit vier Motoren im Gewicht von 7000 Kilogramm. Es folgten dann verschiedene, im ganzen dreißig, Baumuster für Land und See. Die Do X ist als Kind einer „Familie ähnlicher Flugboote" zu betrachten, wie Dr. Claudius Dornier seine Ganzmetall-Flugbootreihe bezeichnet. Die Familie beginnt mit dem Boot A, einmotorig, von 80 PS, Libelle, und setzt sich fort über Do E, einmotorig, 450 PS, Wal, zweimotorig, 900 PS, Superwal, viermotorig, 2000 PS, Do X, zwölfmotorig, 6300 PS. In dieser Familie ist Do X die jüngste, nicht aber die letzte Tochter der Familie. Die Steigerung des Flächeninhalts der angeführten fünf Boote von der Libelle bis zur Do X ist folgende: 15,5 cm², 52,9 cm², 95,2 cm², 143,8 cm² und bei Do X 467,7 cm².

Da man seit langem, besonders auch in Fachkreisen, auf dem Standpunkt stand, daß mit der Vergrößerung der Flugzeuge eine Verschlechterung in wirtschaftlicher Beziehung zu erwarten sei, ist es beachtenswert, einmal nach den von Dornier gegebenen Daten zu vergleichen, wie es sich mit dieser Annahme in Wirklichkeit verhält. Man kommt zu dem Schluß, daß tatsächlich das Gegenteil der Fall ist; es tritt bei Vergrößerung eine Verbesserung fast aller in Frage kommenden Faktoren ein. Die Reisegeschwindigkeit (Drosselflug) beim ersten Boot Libelle ist 110 km/Stunden, sie steigert sich über die vorgenannten Muster wie folgt: 140 km/Stunden, 160 km/Stunden, 170 km/Stunden, bis zu 185 km/Stunden bei Do X. Beachtenswert dabei ist aber, daß beim ersten Boot eine Drosselung des Motors bis auf etwa 80 v. H. erfolgt, während die zwölf Motoren der Do X bis auf 40 v. H. gedrosselt werden können, um die ge-



Blick in den Hauptschaltraum von Do X mit den Kontrollapparaten und Hebeln für die Bedienung der zwölf Motoren / Phot. Scherl, Berlin.

nannte Reisegeschwindigkeit beizubehalten. Welche Bedeutung das in bezug auf die Betriebsicherheit und längere Lebensdauer der Motoren hat, kann jeder, auch der Nichttechniker, leicht begreifen.

Ein anderer von Dr. C. Dornier auf Grund praktischer Erfahrungen gegebener Beweis für die Notwendigkeit großer Flugzeuge zeigt folgende Aufgabe: Es wird verlangt, eine Entfernung von 1000 Kilometer zurückzulegen. Gefordert wird aus Sicherheitsgründen die Mitnahme einer Betriebsmittelreserve von 50 v. H., also ausreichend für einen theoretischen Flugweg von 1500 Kilometer. Die Boote Libelle, Do E und Wal sind für diese Aufgabe schon zu klein, der Superwal kann noch 2250 Kilogramm zuladen. Do X dagegen ist in der Lage, bei einer derartigen Brennstoffbelastung, trotz ihren zwölf Motoren, noch 14 400 Kilogramm Zuladung, also zahlende Last, aufzunehmen.

Beim Bau der Töpferscheibe.

Wie außerordentlich günstig die Beeinflussung des Bootsgewichts bei Zunahme des Rauminhaltes wird, zeigt die Gegenüberstellung der Libelle mit der Do X. Danach wird für einen Kubikmeter Bootsinhalt bei der Libelle ein Gewicht von 29,85 Kilogramm benötigt, während Do X nur annähernd 20 Kilogramm braucht. Auch daraus ersieht man, daß eine Vergrößerung, bei richtiger Konstruktion und Berechnung, den Anteil des Leer- oder Reingewichts herabsetzt und nicht, wie angenommen, verschlechtert.

Ganz besonders günstig gestaltet sich die Zunahme der Betriebssicherheit bei Verwendung großer Flugzeuge. Nicht nur die Unterteilung des Triebwerkes in mehrere getrennte Einheiten bietet erhöhte Sicherheit, sondern vor allen Dingen die Möglichkeit der Mitnahme der verschiedensten Ersatzteile wie Luftschrauben, Ventilfedern, Kipphebel für die Motoren, ganz abgesehen von Zündkerzen. Man ist nun in der Lage, beim Eintreten von Unregelmäßigkeiten im Lauf eines Motors diesen ruhig stillzulegen und ihn instandzusetzen. Im Marsch- oder Reiseflug können sowieso mehrere Motoren angehalten und geschont oder oberflächlich überholt werden. Vier Bordwarte (Maschinisten) haben neben einem Ingenieur nur die eine Aufgabe der Überwachung und Regelung der Triebwerke. Hierfür stehen ihnen elektrisch zu betätigende Kontakte an Stelle der bisher üblichen Gestänge zur Verfügung.

Der Tonblock wird in der gebrauchten Höhe auf die Drehscheibe gebracht.

Die Aufgaben der Flugzeugführer, vergleichbar mit denen der Steuerleute, beschränken sich in Zukunft auf derartigen Großflugzeugen auf die reine Steuerung und das Start- und Landemanöver, das ausgeführt wird nach den Anweisungen des Kapitäns. Diesem steht ein Navigationsoffizier zur Seite, der die Kurse absetzt und so weiter. Es findet also ähnlich wie bei Schiffen eine Unterteilung auch der Arbeitsaufgaben der Besatzung statt. Dazu kommt eine gesteigerte Seetüchtigkeit und geringere Verletzbarkeit der hochgelegenen Motoren, die sich etwa 7 Meter über dem Wasserspiegel befinden und so vor überkommenden Seen sehr geschützt sind.

Das ganze Boot von Lot zu Lot, also vom Bug bis zur Spitze, mißt genau 40,05 Meter, die größte Breite ist 6 Meter. Da die Do X ein nur schwach gekieltes Boot ist, geht sie auch im beladenen Zustande verhältnismäßig flach, nämlich 1,25 Meter. Das bedeutet also eine Gesamthöhe bis zu den Luftschraubenwellen von 8,50 Meter. Das Boot nimmt im Bug einen Gepäckraum auf, dem ein Kollisionsraum noch vorgelagert ist, in dem gleichzeitig in üblicher Weise das Bordgerät der Seeausrüstung untergebracht ist, wie Leinen, Anker und Treibanker und so weiter. Nach hinten schließt sich dann der große Raum von ungefähr 20 Meter Länge an, in dem die Fluggäste untergebracht werden können und der nach den jeweiligen Bedürfnissen der Käufer des Bootes ausgerüstet wird. Es kommt hierbei in Frage, welche Aufgaben das Boot erfüllen soll. Angenommen, es soll nur auf kürzeren Strecken, bis zu 1000 Kilometer oder noch weniger, verkehren, dann können bis zu hundertzwanzig Personen in den Räumen Platz finden, das heißt sitzen. Sollen dagegen größere Strecken in Frage kommen, dann muß auf die erhöhte Mitnahme von Brennstoff Rücksicht genommen und auch für die Reisenden größere Bewegungsfreiheit geschaffen werden, das heißt, es müssen Schlafgelegenheiten, Wandelgänge und dergleichen mehr vorhanden sein. Dieser mittlere

Aufenthaltsraum wird in der Längs-, also Flugrichtung zweimal geteilt, so daß drei getrennte Räume in der Längsrichtung geschaffen werden, die vier- oder sechsmal quergeteilt werden. Steuer- und backbord sind die Kabinen mit den Bullaugen angeordnet, während in der Mitte Speise- und Aufenthaltsräume liegen, die am Tage ihr Licht von oben erhalten. Anschließend kommen Schlafräume und die Küche. Nur das letzte Viertel des Bootrumpfes bleibt ungenutzt, also ein verhältnismäßig kleines Stück, verglichen mit andern Flugzeugen. Die Höhe all dieser Räume ist etwa 1,95 Meter, also für jeden, auch für einen großen Menschen ausreichend. (Schluß folgt)

Der Ton wird mit der Schablone geformt, während sich die Drehscheibe dreht.

Die Arbeit an der selbstgefertigten Drehscheibe / Von Bruno Zwiener

Die wenigsten Leser werden schon Gelegenheit gehabt haben, einem Töpfer bei seiner Arbeit zuzuschauen. Das sieht nämlich fast drollig aus. Sitzt da der Meister oder Geselle vor einer kreisrunden Scheibe, auf der ein Klumpen Ton liegt, arbeitet mit den Füßen, formt mit den Händen, und kaum daß wir's recht erfaßt haben, steht eine Vase oder eine Schale vor uns. Ja, das ist wirklich eine kleine Kunst, so in aller Kürze aus einem unförmigen Kloß Erde eine schöne Zierfigur zu formen.

Wir wollen hier nun einmal versuchen, das, was wir dem Töpfer abgeguckt haben, praktisch zu erproben. Wir wollen uns selbst eine Drehscheibe bauen und wollen selbst an ihr arbeiten. Ja, die Drehscheibe, die ist an sich zwar recht einfach, wird uns aber trotzdem ein wenig Mühe machen. Dennoch kenne ich Jungen, die sich die Sache ganz leicht gemacht haben. Sie besorgten sich ein altes ausgedientes Wagenrad, nagelten eine Holzplatte auf die eine Achsenöffnung und stülpten es so mit der andern noch freien Öffnung über einen passenden Holzpflock, den sie sich in die Erde gerammt hatten. Dem nun frei wagrecht liegenden Rad gaben sie einen tüchtigen Schwung, es drehte sich und mit ihm der Ton auf der Scheibe, so daß es geschickten Händen nun leicht möglich war, allerlei schöne Dinge zu formen. Wer möchte es auf diese Art einmal versuchen?

Jedoch können wir es aber auch noch anders anfangen und dabei sicherer gehen. Wir besorgen uns, wie die Jungen auf unsern Bildern, zuerst einen alten abgebrochenen oder, wenn der nicht zu haben ist, einen neuen Besenstiel. Aus starkem Holz sägen wir uns weiter für den oberen Teil der Drehscheibe eine kreisrunde Scheibe mit einem Durchmesser von vielleicht 20 Zentimeter und eine ebensolche für unten von 30 bis 40 Zentimeter Durchmesser. Durch die Mitte der Scheiben bohren wir uns Löcher, in die wir dann die Achse, den Besenstiel von vielleicht 1 Meter Länge, befestigen können. Haben wir Glück, dann trägt es uns auch zwei Böden oder zwei Deckel von alten Tonnen hierzu ins Haus. Die lassen sich ebensogut verwenden. Nun gilt es noch, ein Gestell aus alten Latten oder Leisten zu zimmern und zu nageln, das die Achse mit den beiden Scheiben senkrecht halten kann, ohne die Drehfähigkeit der Scheiben und mit ihr der Achse zu hindern. Es gibt da die verschiedensten Möglichkeiten. Die Jungen auf den Bildern hatten es ziemlich leicht; sie bekamen vom Vater die Erlaubnis, einen alten, invaliden Tisch zu verwenden. Da wurde ganz einfach oben durch die Platte für die Achse ein Loch gebohrt, und unten gab eine ebenfalls durchlochte Leiste dem Stab Halt und Stütze.

Die Scheiben lassen sich drehen, der Stab läuft recht leicht auf seinem eigens angespitzten unteren Ende. Noch aber fehlt der eigentliche Schwung. Die Scheiben laufen noch zu leicht, zu kurz. Wir müssen deshalb die untere größere Scheibe mit Gewichten, mit Steinen, mit Bleiklumpen oder Platten beschweren. Dann läuft die oben mit Ton beschwerte Scheibe ruhiger und bleibt länger im Schwunge. Aber da hätten wir beinahe die Hauptsache vergessen, den Ton. Wo bekommen wir denn den Ton her? Vom Töpfer. Wie teuer ist denn solch ein Ballen für eine kleinere Vase? Nun, für fünfzehn oder zwanzig Pfennig Ton genügt hierfür schon.

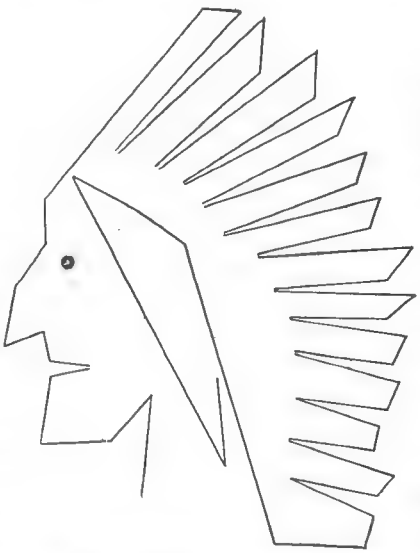
Mit der Schnur werden Zierleisten in den Ton geschnitten.

Und wie stellen wir es weiter an, um zu einer einfachen Schale zu kommen? Wir legen den Ton auf die Mitte der oberen und drehen die untere große Scheibe mit den Füßen, bringen sie in Schwung. Ist ein solcher genügend vorhanden, dann formen wir mit den Händen durch Drücken und Streichen und ziehen aus dem sich drehenden Ton eine konzentrische Schale. Konzentrisch, das heißt, sie würde, in allen Teilen wagrecht zur Drehscheibe durch-

schnitten, Kreise mit gleichem Mittelpunkt geben. Der Ton klebt am Anfang noch immer etwas und ist zäh und scheinbar schwer zu bearbeiten. Da tauchen wir die Hände öfters ins bereitstehende Wasser und während sich die Drehscheibe fleißig, weiter durch die Arbeit der Füße bewegt, im flotten Tanz dreht, formen wir mit den angenäßten Händen die Schale, bis sie uns richtig erscheint und wir sie mit einer Schnur von der Scheibe abschneiden und abheben können.

Nun hatte aber der Töpfer noch ein kleines, unscheinbares Brettchen, ganz seltsam ausgesägt; mit dem machte er allerlei Kunststückchen. Was war das? Das nannte er Schablone. Dieses Holzbrettchen zeigte genau die halbe Umrißlinie einer Vase. Sägen wir uns mit der Laubsäge aus Laubsägeholz ein ähnliches Brett und halten wir es an den Tonblock, der wieder ins Drehen gebracht wurde, dann schabt die Schablone allmählich eine Form in den Ton, die einer Vase immer ähnlicher wird. Auf ähnliche Weise, ebenfalls mit einem gesägten Holz, holen wir den Ton aus dem Innern der Vase heraus. Nun fehlen uns nur noch außen einige kleine Verzierungen, Einschnitte, Hohlkehlen und was es sonst von Zieraten an Schalen und Vasen und Töpfen und Tellern gibt. Die schneiden wir uns auch, während sich die Scheibe dreht, mit einer Schnur oder einem Stück Holz in den Ton.

Was fangen wir nun mit der noch nassen Tonarbeit an? Wir trocknen sie entweder an der Luft oder geben sie bald dem Töpfer in den Ofen zum Brennen. Der stellt die Arbeit mit den andern in den Brennofen, und nach kurzer Zeit schon können wir von ihm das „Gebrannte" holen und mit unsern Farben bemalen. Daß besonders präparierte Farben auch vorher schon aufgetragen und mitgebrannt und glasiert werden können, wissen unsere Leser sicherlich auch schon. Dann also munter an die Arbeit jetzt und mit den Töpfergesellen ein wenig in Wettbewerb getreten! Es kann uns ja nicht weiter schwerfallen.



Auflösung der Zeichenaufgabe von Seite 16.

Wie man seine Bücher reinhält

Wer seine Bücher liebt, wird vor allen Dingen immer bemüht sein, sie rein zu erhalten. Aber selbst bei vorsichtigem Umgang mit Büchern lassen sich kleine Unfälle oft nicht vermeiden, und ehe man es sich versieht, prangt irgend ein böser Fleck auf dem Papier, vor dessen Vertilgung man dann zumeist ratlos steht, weil man durch wahllose Reinigungsversuche den Schaden nur zu verschlimmern fürchtet. Es ist deshalb sehr begrüßenswert, daß sich ein Bücherfreund vor einiger Zeit die Mühe gab, für die verschiedensten Flecke auf Papier die geeigneten Gegenmittel auszuprobieren. Zudem sind diese Reinigungsverfahren so einfach, daß sie jeder ohne besondere Mühe anwenden kann.

Die häufigsten Flecke in den Büchern sind die durch das Umblättern mit den oft angefeuchteten Fingern entstandenen sogenannten Fingerflecke. Diese tilgt man am besten, wenn man sie mit einer dünnen Lage von wässerigem Seifenbrei bedeckt, den man eine Stunde liegen läßt und hernach mit warmem Wasser abwäscht. Getrocknet wird dann zwischen weißem Löschpapier. Ist die trockene Stelle noch etwas rauh, kann sie mit Gummiwasser bestrichen und mit Hilfe eines Falzbeins geglättet werden. — Fettflecke, diese vor allem gefürchteten Feinde unserer Bücher, werden zunächst mit weißem Löschpapier unterlegt, worauf man sie mit einem in Benzin getauchten Wattebausch abtupft. Noch feucht wird die behandelte Stelle sodann zwischen Löschpapier gepreßt. — Flecke, die durch Milch, Kakao, Kaffee oder Bier entstanden, sind mit lauem Ammoniakwasser, das heißt verdünntem Ammoniak, abzuwaschen, während man Rotwein- und Fruchtsaftflecke zuerst mit einer zehnprozentigen Lösung von kristallisierter Zitronensäure abtupft und danach mit Wasser nachwäscht.

Ziemlich hartnäckige Flecke sind die Tintenflecke, die übrigens im alten Zustande gewöhnlich überhaupt nicht mehr zu vertilgen sind. Solange sie aber noch nicht zu alt sind, kann man sie zum Verschwinden bringen, wenn man sie mit einer zehnprozentigen Lösung chemisch reiner Salzsäure (Vorsicht beim Hantieren!) betropft. Die Flüssigkeit läßt man von Löschpapier aufsaugen und träufelt dann etwas Chlorwasser auf die feuchte Stelle. Sind trotzdem noch Flecke sichtbar, kann das Verfahren wiederholt werden.

Verhältnismäßig leicht ist Straßenschmutz, wie er entsteht, wenn man ein Buch etwa auf der verregneten Straße fallen läßt, aus Papier herauszubringen, da in diesem Fall die Flecke nur mit Seife und lauem Wasser zu reinigen sind.

Im Gegensatz zu allen diesen fast durchweg ziemlich gut und ohne erhebliche Mühe tilgbaren Flecken gibt es aber leider auch gewisse Flecke, die sich jedem Reinigungsverfahren standhaft widersetzen. Zu ihnen gehören alle Teer- und Wagenschmierflecke, ferner solche von Tabak, Bratensoße und auch einigen Fettfarben.

*

Auflösung des Silbenrätsels von Seite 16:

Indien, Chronik, Hansa, Atem, Tanne, Tannhäuser, Elia, Irland, Nase, Egon. — Ich hatt' einen Kameraden.

Junger Neger aus Ostafrika.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Kuhnert.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Die Herren traten in den Fahrstuhl. Auch jetzt sahen sie außer ihrem Führer kein lebendes Wesen, und dieser schloß die Tür. „Achtung, es geht nun etwas rasch abwärts! Sie müssen bedenken, daß das Meer und diese Klippen überall recht tief sind und daß wir über hundert Meter hinab müssen. Herr Geheimrat Zolling, denken Sie an den Schacht eines Bergwerks!"

Der Fahrstuhl glitt, allerdings sehr rasch, aber völlig geräuschlos abwärts, dann gab es einen kleinen Ruck.

„Wir gleiten jetzt auf einer schiefen Ebene in den eigentlichen Stollen. Es wäre unnützer Zeitverlust, wenn wir umsteigen müßten."

Gleich darauf fuhr der Wagen mit sehr erhöhter Geschwindigkeit in ebener Lage weiter.

„Bald sind wir am Ziel. Wir fahren hier ungefähr mit fünfhundert Kilometer in der Stunde. Ich sagte Ihnen schon, es ist nur ein einziges Rohr, in dem unser Wagen frei schwebend dahingetrieben wird. Dies ist die einzig vernünftige Untermeerbahn der Zukunft. Es ist unverständlich, daß sie in der übrigen Welt noch nicht ausgeführt wurde, obgleich sie sich im Bau nicht einmal teuer stellt. Wir haben die Bahn in wenigen Monaten hergestellt."

Oberingenieur van Rhyn sah ihn fragend an. „Erlauben Sie, dann sind wir hier also in einem Tunnel unter dem Meere?"

„Durchaus nicht. Ein Tunnelbau ist unnütz teuer und zudem tausend Fährnissen ausgesetzt, besonders in einer Zone, in der Erdbeben nicht allzu selten sind. Wir bedauern, daß wir das letzte Stück, das unter dem Lande hindurchführt, als Tunnel gestalten mußten."

„Was für eine Bahn ist das also hier?"

„Eine Röhrenbahn. Gebraucht wird nur ein einziges Rohr, das ungefähr hundert Meter unter dem Wasserspiegel liegt. Es besteht aus einer bestimmten Metall-Legierung, die vom Meerwasser nicht angegriffen wird, und schwebt frei im Meer in einer Tiefe, die es von den Bewegungen der See unabhängig macht."

„Wieso schwebt es?"

„Das mit Luft, meist sogar mit stark komprimierter Preßluft gefüllte Rohr hat natürlich einen starken Auftrieb. Nun ist es etwa alle fünfhundert Meter durch zwei Trossen, ebenfalls aus dieser vom Seewasser nicht zerstörbaren Legierung, am Meeresgrund verankert, kann also nicht höher auftreiben, anderseits aber auch nicht zu Boden sinken. Kleine Schwankungen, die vielleicht eintreten können, sind belanglos."

„Und wie setzten Sie dieses Rohr, das doch hier mindestens fünfhundert Kilometer lang ist, zusammen?"

„Gar nicht, es besteht einfach aus einem Stück."

„Erlauben Sie!"

„Das ist ein von unserm Ingenieur ausgearbeitetes Verfahren. Sie werden es selbst sehen. Eine große Preßmaschine ist dort aufgestellt, wo das Rohr in das Meer hinaustritt. Von oben wird andauernd weißglühendes Metall zugeführt, während ein Kolben im Innern dieses Metall in Röhrenform preßt und als Rohr, selbstverständlich vorn vorläufig geschlossen, aus der Form in das Meer hinausdrängt. Weil dieses Rohr durchaus nicht sehr dickwandig zu sein braucht, also auch nicht schwer ist, wird es zunächst von Schiffen an Trossen in der ungefähr gewünschten Höhe geschleppt, bis die nächste Station erreicht ist und die Verankerung beginnen kann. So haben wir ein völlig geschlossenes Rohr."

„Und in diesem fahren die Wagen durch Preßluft?"

„Nicht allein. Das Rohr ist innen ganz dicht mit Kupferdraht ausgelegt, der in Eisen gebettet wurde. In bestimmten Abständen führen Starkstromkabel versenkten Transformatoren Strom zu. Es entsteht also ein dauernd fortschreitendes elektrisches Feld, das die Wagen vorwärts reißt und der Preßluft die Arbeit erleichtert. Weil nun

Ein Wandstück schob sich zur Seite, und vor ihnen lag ein sehr sauberes, ebenfalls in bläulich getöntem Marmor gehaltenes Badegemach.

der Wagen ſelbſt etwas kleiner iſt als der Durchmeſſer des Rohres, alſo ringsum eine geringe Freifläche bleibt, wird er während der Fahrt in eine ſchwebende Lage gehoben; ein Syſtem von Laufrädern dient nur dazu, daß am Anfang das Fahrzeug darauf gleiten kann und daß es nirgends die Wände berührt. Auf dieſe Weiſe fällt jede Reibung fort, und unſer Rohr wird äußerſt wenig beanſprucht. Sie haben geſehen, daß wir zunächſt fahrſtuhlähnlich abglitten. Wir ſanken in eine ſich ſelbſttätig abſchließende Preßluftkammer, und jetzt ſchießen wir in dem völlig wagrechten Rohr vorwärts. Die Fenſter aus Hartglas — nach dem Verfahren der Firma Schott in Jena — ſind der Außenwand ſo eingefügt, daß eine völlig glatte Fläche gewahrt bleibt, und dieſe kleinen Apparate an der Decke ſorgen für genügende Sauerſtoffzuführung. — Meine Herren, wir werden unſere Fahrt bald beendet haben. Sie bemerken bereits, daß wir langſamer gleiten. Ich habe die Ehre, Sie auf dem Boden von Santa Scientia, in der Stadt Iſabela, zu begrüßen."

Die Reiſenden hatten die Empfindung, aufwärts zu ſchweben. Dann ſtand der Wagen, und als jetzt die Tür aufſprang, fanden ſie ſich, von der raſchen Fahrt allerdings etwas benommen, in einer kreisrunden, gewölbten Halle, deren Wände völlig mit einer marmorartigen Maſſe ausgekleidet, bläulich getönt und mit Goldornamenten verziert waren. Sie beſaß keine Fenſter, trotzdem war ſie taghell, wenn auch nirgends ein Beleuchtungskörper zu ſehen war; das indirekte Licht ſchien aus den Wänden ſelbſt zu kommen. Der Raum erinnerte in nichts an die Halle eines Hotels. Es ſtanden nur, paarweiſe geordnet, eine Anzahl bequemer Klubſeſſel im Kreiſe in der Mitte.

„Sie werden jedenfalls zunächſt das Verlangen haben, ſich umzukleiden und zu ſäubern. Ich darf die Herren alſo bitten, ſich in ihre Zimmer zu begeben. Wir geſtatten uns, Ihnen alles Nötige zur Verfügung zu ſtellen. Es iſt Ihnen doch angenehm, wenn immer zwei Herren zuſammen wohnen? Auch haben wir mit dem Brauch gebrochen, Ihnen ein großes Begrüßungsmahl vorzuſetzen. Sie ſollen durchaus alles nach Ihrer Bequemlichkeit finden. Darf ich die Herren bitten, mir zu ſagen, in welcher Weiſe Sie zu wohnen wünſchen?"

Geheimrat Frank nickte dem Bergwerksprofeſſor zu. „Zolling, wenn es Ihnen recht iſt?"

Ortler trat zu dem Meteorologen. „Vielleicht wir beide?"

Van Rhyn nickte Schlüter zu. „Dann tun wir beide uns gleichfalls zuſammen."

„Darf ich Sie bitten, in dieſen Klubſeſſeln einen Augenblick Platz zu nehmen?"

Jetzt ſahen ſie, daß die Seſſel numeriert waren.

„Wir ſind naß und ſchmutzig."

„Das tut durchaus nichts. Ich bitte."

Etwas zögernd ſetzten ſie ſich. Bob White drückte auf einen Knopf. Drei bisher völlig unſichtbare Türen öffneten ſich in den glatten Wänden, die Seſſel ſetzten ſich in Bewegung, glitten mit ihren Inſaſſen durch den Kuppelraum und gelangten in einen ſchräg aufſteigenden Gang. Wieder öffneten ſich drei Türen, und nach wenigen Sekunden waren immer zwei in einem freundlichen Zimmer. Dieſes enthielt ſehr wenig Möbel und war trotzdem behaglich. Ein weicher Teppich bedeckte den Boden, die Wände waren allerdings ohne Bilder, aber in einer warmen, angenehm gemuſterten Farbe gehalten. In der Mitte ſtand ein niedriger Tiſch mit einem bequemen Lederſofa davor, außerdem ein Schreibtiſch mit Seſſel. Doch an den Wänden war durchaus keine Spur einer Türöffnung zu ſehen, auch weder ein Schrank noch ein Bett oder Waſchtiſch.

„Ein höchſt merkwürdiges Zimmer, Zolling!"

„Mir ſcheint faſt, daß wir in eine Falle geraten und eingeſperrt ſind."

„Wo iſt denn hier eine Waſchgelegenheit oder zum wenigſten eine Klingel?"

„Blicken Sie einmal dorthin!"

Mitten auf der Wand war jetzt ein Licht zu ſehen, nicht etwa eine elektriſche Lampe, ſondern ein kreisrunder leuchtender Fleck. Frank trat auf dieſen zu, und als er noch einige Schritte davon entfernt war, ſchob ſich ein Wandſtück zur Seite, und vor ihnen lag ein ſehr ſauberes, ebenfalls in bläulich getöntem Marmor gehaltenes Badegemach, das in zwei Abteilungen zwei Wannen enthielt. Davor lagen auf einem Seſſel Kleidung, Hemden, Strümpfe, Unterzeug, vollſtändige Joppenanzüge, Schuhe und alles, was ſonſt noch dazu gehörte. Aus zwei Hähnen rieſelte warmes und kaltes Waſſer in die Wannen.

„Das läßt ſich ſchon ſehen."

„Sollen wir denn aber wirklich dieſe Anzüge nehmen?"

„Ich wüßte nicht, was uns ſonſt übrigbliebe."

Die Herren badeten, ließen ihre von dem dreitägigen Sturm übel zugerichteten Sachen zurück, kleideten ſich in die ſichtlich nagelneue Wäſche und die Anzüge und traten dann in den Hauptraum zurück. Sofort ſchloß ſich hinter ihnen wieder die Tür. Dafür glitt jetzt der leuchtende Kreis, der vorhin auf der Wand geſchwebt hatte, über den Schreibtiſch dahin.

„Sehen Sie mal, Zolling!" ſagte Frank zu ſeinem Zimmergenoſſen.

Auf der Schreibtiſchplatte wurde jetzt eine von unten erleuchtete Glasplatte ſichtbar, und unter dieſer erſchienen Schriftzeichen in lateiniſchen Buchſtaben. Es war eine richtige Tabelle: Telephon. Küche. Chef. Bedienung. Poſt. Flugzeug. Elektriſche Bahn. Arzt. Toilette. Neben jedem dieſer Worte war ein kleiner roter Knopf. Ferner ſtanden auf der Liſte die Namen der Herren und jeweils hinter zweien die Nummer eines Zimmers.

„Sehen Sie, da!"

Über dem Schreibtiſch war gleichfalls eine Glasſcheibe eingelaſſen, die ſie bisher nicht beachtet hatten, weil ſie erſt jetzt beleuchtet wurde. Auf dieſer Platte

erschien eine Schrift. „Wünschen die Herren gemeinsam zu speisen? — Wünschen die beiden Herren in ihrem Zimmer zu essen?“ Hinter jeder dieser Fragen war wieder ein Knopf.

„Eine höchst angenehme Art der Bedienung. Ich denke, wir speisen mit den andern.“ Frank drückte den Knopf, und die Schrift verwandelte sich. „In zehn Minuten, bitte!“

„Ach, ich möchte mich erst noch rasieren! Ich sehe ja aus wie ein Wilder, aber ich habe kein Rasierzeug.“

„Versuchen Sie Ihr Glück mit der Bedienung!“

Zolling drückte auf den Knopf. Ein kleiner Wandschrank sprang auf, und eine Mahagoniplatte schob ein Telephon vor. „Ich möchte mich rasieren, aber ich habe keinen Apparat.“

Es erfolgte keine Antwort, aber fast sofort sprang ein anderer Wandschrank auf, wieder schob sich eine Tafel vor und auf ihr stand ein vollkommenes Rasierzeug mit allem Zubehör.

„In der Tat, höchst angenehm!“

In zehn Minuten erschien wieder an einer Wandfläche der leuchtende Kreis. Gleichzeitig ertönte eine leise Summglocke. Die beiden Herren traten heran, und wieder sprang eine Tür auf, dieselbe, durch die sie vorher gekommen waren. Vor der Tür stand ein kleiner gepolsterter offener Wagen.

„Der Fahrstuhl!“

Sie nahmen Platz, und sofort glitt der Wagen mit ihnen auf den Schienen, die in den Boden eingebettet waren, dahin, glitt auf eine Drehscheibe, kam in einen andern Gang und in ein ebenfalls rundes Zimmer, in dem eine Tafel für sechs Personen gedeckt war. Zur gleichen Zeit kamen von zwei andern Seiten die vier übrigen Herren.

Sie berichteten die gleichen Erlebnisse.

„In der Tat, ein vollkommenes Hotel!“

Sie traten an den Speisetisch. Vor jedem Platz lag eine sehr ausführliche Speise- und Weinkarte. Hinter jeder angeführten Speise war wieder ein Knopf.

„Nehmen wir Suppe?“

Die Herren drückten auf die Knöpfe. Nach kurzer Zeit öffnete sich in der Mitte des Tisches eine kreisrunde Platte und ein Gestell stieg hervor. Der Tischausschnitt stand jetzt auf drei zierlichen Säulen über diesem Gestell, und auf diesem wiederum befanden sich sechs Teller Suppe.

Ortler, der immer Nervöse, schmunzelte zufrieden. „Vorzüglich! Man braucht keinen Kellner um sich zu haben, der den Daumen in den Teller steckt.“

Frank musterte die Weinkarte. „Wenn schon, denn schon!“

Auch der Wein erschien ebenso rasch. Dann blieb das Gestell so lange sichtbar, bis die Herren die leeren Teller daraufgestellt hatten, und der nächste durch den Knopf bestellte Gang erschien in derselben Weise.

Frank war ehrlich begeistert. „Das nenne ich wahrhaftig eine geniale Lösung der Hotelfrage!“ rief er aus.

Van Rhyn nickte. „Dabei wahrscheinlich sehr einfach und praktisch. Da sitzt irgendwo in der Nähe der Küchenräume ein Mann, der die Bestellungen annimmt. Wenn ein Haus von vornherein so gebaut ist ...“

Die Herren waren gesättigt. Automatisch erschienen Zigarren, Zigaretten und Pfeifen mit Tabak nebst Zubehör.

„Vortrefflich!“

Dann glühte ein Licht auf, und eine Glastafel an der Decke zeigte eine Schrift: „Bitte, von der Tafel aufzustehen!“

Wieder ein Summzeichen, dann versank der Eßtisch, der auf einer kreisrunden Platte stand, diese schloß sich und trug jetzt sechs Korbsessel. „Bitte!“ Dieses Wort erschien in der Mitte der Plattform.

Die Herren, die immer begeisterter von diesen seltsamen Dingen wurden, nahmen Platz. Wieder ertönte ein Summzeichen, die Plattform hob sich und verschwand mit ihnen durch eine sich öffnende kreisförmige Lücke in der Decke. Sie waren jetzt in einem gewölbten, vollkommen aus Glas gebildeten Raum, einer Art Gartensaal, in dem Palmen und blühende Pflanzen standen und der einen Ausblick nach allen Seiten bot. Auf einem Tisch an der Seite stand eine Kanne mit dampfendem Mokka, kleinem Gebäck und sechs Tassen.

Die Herren standen zusammen und blickten hinaus. „Das ist also die Drusenkopfinsel?“

„Ich habe noch immer den Eindruck, daß ich träume.“

„Wo zum Kuckuck steckt denn die Stadt?“

Es war ein einziger großer Garten, auf den sie hinabblickten. Jetzt schien der Glaspavillon auf einem niederen Hügel inmitten einer sehr großen Parkanlage zu liegen, einer Parkanlage, die überall von solchen Hügeln unterbrochen und durch zierliche Geländer in einzelne Abteilungen geteilt war. Alles atmete Fruchtbarkeit. Kleine Springbrunnen verbreiteten angenehme Frische, Papageien schwebten in Ringen, große Käfige enthielten buntfiedrige, singende Vögel. Die Sonne schien, aber sie war durch einen leichten Wolkenschleier verdeckt.

„Ich begreife das alles nicht. Zum Kuckuck, wo steckt denn die Stadt?“

„Sie befinden sich mitten in ihr. Meine Herren, ich hoffe, Sie sind vorläufig zufrieden.“ Mister White stand wieder vor ihnen. „Sie brauchen wirklich nicht an ein Märchen zu glauben. Sie sehen hier nur eine Stadt, die bewußt praktisch gebaut ist. Wir befinden uns augenblicklich im elften Stockwerk der Häuser. Was Sie vor sich sehen, sind ganz einfach die Dachgärten. Ich muß Ihnen allerdings zugeben, daß hier manche günstige Momente zusammentreffen, zunächst, daß die ganze Stadt Isabela, die für etwa zehntausend Menschen eingerichtet ist, zunächst aber von kaum tausend bewohnt wird, von Mister Cook aus einem Guß erbaut worden ist und daß mit Geldmitteln nicht gespart zu werden brauchte.“

„Woher aber stammt dieser gewaltige Reichtum?“

„Reiner Zufall. Vor einigen Jahren hat ein deutſcher Gelehrter, ein Profeſſor Aleſius, den der Schiffbruch des Luftſchiffes, mit dem er von Friſko nach Jokohama fahren wollte, auf dieſe Inſel verſchlug, die alten Höhlen wiedergefunden, in die einſt Ruminjahui, der getreue Feldherr des letzten Inkakaiſers, deſſen Leiche und auch die geſamten unendlich großen Gold- und Edelſteinſchätze verborgen hat. Miſter Cook iſt mit Profeſſor Aleſius bekannt geworden. Der Gelehrte hat mit Freuden der Verwendung zugeſtimmt, der der Chef dieſen Reichtum widmen wollte; dann hat Miſter Cook ganz einfach die Inſel Iſabela und die benachbarten Riffe der Regierung von Puitu abgekauft. Ich denke, er wird ſelbſt mit Ihnen über alles das ſprechen. Wenn ich Sie jetzt zu ihm führen darf?"

„Wir ſind in der Tat geſpannt, dieſen Zauberer kennenzulernen."

Man nahm wieder in den Seſſeln Platz, und Zolling meinte kopfnickend: „Es iſt unglaublich, wie raſch man ſich an dieſe Dinge gewöhnt!"

Sie fuhren durch ein ganzes Syſtem von Gängen, dann öffneten ſich Türen, und ſie waren in einem großen rechteckigen Gemach, in deſſen Mitte ein gewaltiger Schreibtiſch ſtand. Vor dieſem ſaß in einem Seſſel — Miſter Cook. Der „Chef" war ein großer, hagerer Mann mit ſcharfgeſchnittenem, echt amerikaniſchem Geſicht, das von bedeutender Klugheit und Entſchloſſenheit ſprach.

Er erhob ſich jetzt und redete die Erſchienenen in fließendem Deutſch an: „Meine Herren, ich muß Sie um Entſchuldigung bitten wegen der ſeltſamen Art, in der Sie empfangen und gewiſſermaßen gegen Ihren Willen hierher geführt wurden. Sie werden die Gründe ſelbſt einſehen. Es iſt ein ganz eigenartiges Reich, in das Sie eintreten. Sie machen gewiſſermaßen einen Sprung in die Zukunft. Als der Zufall einen großen Schatz zu Tage brachte, hatte ich mit meinem Freunde, dem deutſchen Gelehrten Aleſius, eine lange Beratung. Dieſer Schatz, den die Vorſehung durch Jahrhunderte bewahrt hatte, ſollte nicht zu alltäglichen Zwecken verſchleudert werden. Ich war aber der Anſicht, daß er auch nicht ungenutzt vermodern dürfe. Da kam mir der Gedanke, eine Art Inſel der Zukunft zu begründen. Es wird unendlich viel für die Verbeſſerung des menſchlichen Lebens getan. Große Städtebauer haben neue Gedanken ausgearbeitet. Dieſe ſollten hier ein Feld finden, unbeeinflußt von Vorurteilen ihre Gedanken zu verwirklichen. Nicht Altes umzubauen gilt es, ſondern Neues zu ſchaffen. Große Erfinder haben Pläne gefaßt — hier werden ſie verwirklicht. Große Ärzte und Wiſſenſchaftler ſollen hier Ruhe und alles finden, was ſie brauchen, um ihren Studien zu leben. Der Verſuch ſoll gemacht werden, völlig losgelöſt von politiſchen Dingen, einen Staat der Aufgeklärten, der Geiſtesarbeiter zu gründen. Wir wollen danach ſtreben, dem Menſchen alles Mechaniſche abzunehmen und es durch Maſchinen zu erſetzen. Unter vielem andern wollen wir auch den Sport in ganz neue Bahnen führen. Es ſoll verſucht werden, der Welt zu beweiſen, daß der Zukunftsmenſch ein froher, glücklicher, geſunder, langlebiger Menſch ſein wird. Dazu war es notwendig, aus aller Welt die beſten Köpfe, eine Art von geiſtiger Ausleſe, gewiſſermaßen zunächſt zu ſtehlen und dann, wie wir es auch von Ihnen hoffen, für unſer Ziel zu ge-

Eine der 17000 Kilo ſchweren Schrauben des neuen Lloyddampfers „Bremen". Dahinter das rieſige Steuerruder.

winnen. Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie herumzuführen und selbst alles sehen zu lassen."

Die Rede hatte einen höchst seltsamen Eindruck hervorgerufen. Von diesem Manne, der durchaus den Eindruck jugendlicher Schaffensfreude machte und gar nichts allzu Selbstbewußtes oder etwa Überspanntes an sich hatte, ging ein merkwürdig beruhigender Einfluß aus. Da niemand antwortete, erhob sich Mister Cook lächelnd. „Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das ich in Ihren Augen lese, und für Ihre innerliche Zustimmung, die ich fühle. Ich hoffe bestimmt, daß Sie dieses Vertrauen auch in Zukunft nicht verlieren werden, und bitte Sie, zu entschuldigen, wenn ich Sie jetzt kurze Zeit allein lasse. Mit diesen Heften darf ich Ihnen einen Wegweiser in die Hand geben, der Ihnen Aufklärung über die Entstehung von Santa Scientia bieten wird. Ehe ich Sie aber der Lektüre überlasse, möchte ich Sie noch mit meinen Mitarbeitern bekannt machen, die wahrscheinlich bereits nebenan warten. Also, ich bitte um einen Augenblick Geduld." (Fortsetzung folgt)

Das Meerwunder

Ein Gang durch den neuen Lloyddampfer „Bremen" / Von Dr. Heinrich Resch

Mit Aufnahmen des Norddeutschen Lloyds

Vor dem Kriege besaß Deutschland die größten Schiffe der Welt, „Imperator", „Bismarck" und „Vaterland", die alle mit dem Friedenschluß den früheren Feinden ausgeliefert werden mußten. Dann war längere Zeit der Dampfer „Columbus", der dem Norddeutschen Lloyd gehört, mit seinen 32 000 Tonnen das größte deutsche Schiff. Er war nicht viel mehr als halb so groß wie die Schiffsriesen, die Deutschland vor dem Kriege besaß. Jetzt erst hat man wieder zwei wirkliche Riesen für die deutsche Handelsflotte gebaut, die „Europa", die vor einiger Zeit ein Brand kurz vor der Fertigstellung schwer beschädigt hat, und die „Bremen", die unlängst den Verkehr mit Amerika aufgenommen hat.

Diese beiden Schiffe sind gegen 50 000 Tonnen groß, also noch nicht so groß wie „Imperator", „Bismarck" und „Vaterland". Warum hat man sie nicht ebenso groß gebaut? Die Schiffbauingenieure können heute ganz gut Schiffe erstellen, die noch wesentlich größer sind. Aber auf die Größe allein kommt es gar nicht an. Viel wichtiger ist es heute, daß die Schiffe so schnell wie möglich über das große Wasser hinüber und herüber kommen. Die meisten Schiffe brauchen für die Fahrt von Bremen nach Neuyork etwa acht Tage, manche sogar neun und zehn. Die Seeschiffahrt hat für den schnellsten Ozeandampfer auch eine Ehrung, nämlich das „Blaue Band" des Ozeans, das an das jeweils schnellste Passagierschiff fällt. Diesen Preis, den bisher der englische Passagierdampfer „Mauretania" innehatte, hat die „Bremen" bereits mit ihrer Jungfernreise an sich gebracht, auf der sie für die Strecke Europa-Amerika nur 4 Tage, 18 Stunden und 17 Minuten brauchte. Hätte man die neuen Lloydschiffe wesentlich größer gehalten, so hätte man, um sie ebenso schnell vorwärts zu bringen, auch viel größere Maschinen gebraucht, und diese hätten wiederum so viel Raum und Geld verschlungen, daß der Größenzuwachs nicht nur nichts eingebracht hätte, sondern auch noch ein unrentables Geschäft geworden wäre. Wenn ein Schiff einmal sechzig Millionen Mark kostet, dann muß man

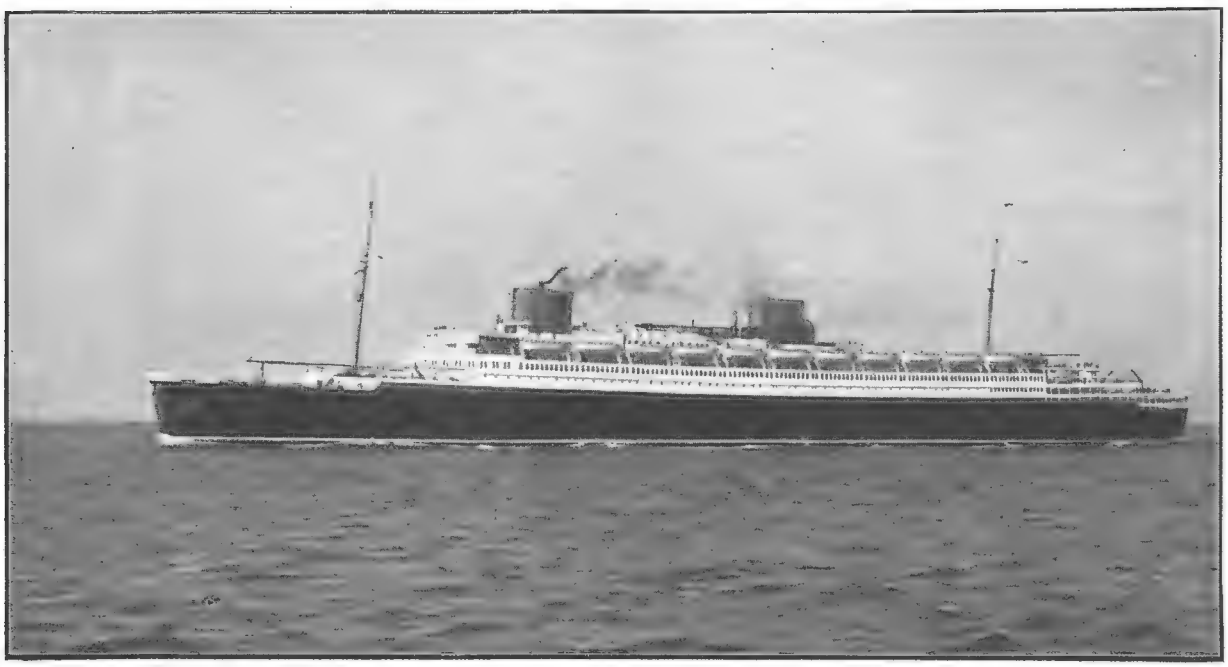
Wie der Schiffsboden der „Bremen" gelegt wurde. In der Mitte bis nach vorn durchgehend der massige Kiel. Rechts und links werden die unteren Bodenplatten befestigt. Weiter hinten sieht man das Werden des Doppelbodens.

sich schon sorgfältig überlegen, wie man bei seinem Betrieb am besten auf die Kosten kommt.

Die „Bremen" hat also gegen 50 000 Tonnen. Jedem, dem es schwerfällt, sich 50 000 Tonnen Wasserverdrängung vorzustellen, möchte ich wünschen, daß er einmal, wenn das Schiff in voller Fahrt ist, ganz vorne auf dem Bug stehen und zusehen könnte, wie die Spitze des Schiffes eine mehrere Meter hohe Welle gleichsam aus dem Wasser herausbricht, verdrängtes Wasser, das nirgends hin kann als nach oben. Ich möchte nicht mit einem kleinen Boot in das Kielwasser der vier Schrauben kommen, von denen unser erstes Bild eine zeigt und deren jede 17 000 Kilogramm wiegt und mehrere Meter hoch ist. Unmittelbar hinter den Schiffsschrauben entstehen nämlich Strudel und Wirbel von einer Gewalt, wie sie kaum auf den reißendsten Strömen vorkommen. Bekanntlich dürfen die ganz großen Schiffe auch nicht mit ihrer eigenen Schraubenkraft die Weser von Bremen bis Bremerhaven oder die Elbe von Hamburg bis Kuxhaven befahren; die Schrauben würden das Wasser der Ströme derart aufwühlen, daß die übrigen kleinen Schiffe und vor allem die Uferbauten Schaden leiden könnten. Die großen Schiffe müssen sich daher von kleinen Schleppern aus dem Stromgebiet und aus den Hafenanlagen hinausbugsieren lassen. Wenn das Schiff am Ufer liegt, muß ein sehr rüstiger Fußgänger, um es von der Spitze bis zum Hinterschiff abzuschreiten, volle drei Minuten am Ufer gehen, denn das Schiff ist beinahe doppelt so lang, wie etwa der Kölner Dom hoch ist, oder beinahe ebenso lang, wie der Eiffelturm hoch ist, nämlich 281 Meter. Die Mastspitzen liegen 65 Meter über dem Wasserspiegel, der Schiffsrumpf geht so tief ins Wasser, wie ein zweistöckiges Haus hoch ist, nämlich $9\frac{1}{2}$ Meter. Wenn man sich während der Bauzeit vom Land her dem Kai in Bremerhaven, wo das Schiff lag, näherte, sah man schon von weitem seine Deckaufbauten hoch über die Fabrikhallen und die umliegenden Gebäude hinausragen.

Dieser ungeheure Schiffskörper ist aus einer Unzahl von einzelnen eisernen Platten und Trägern zusammengesetzt. Es ist schwer, sich vorzustellen, wieviel mühsame und sorgfältige Berechnungen für den Bau eines solchen Schiffes angestellt werden müssen. Einen ungefähren Begriff davon kann man bekommen, wenn man sich eine Eisenbahnbrücke ansieht. Sie ist ja nichts als ein System von Eisengitterwerk, das dazu dient, den Brükkenweg zu tragen. Wenn man sich von dem Schiff alle Platten wegdenkt, die seine Außenhaut ausmachen, so hätte man ein ungeheures Gewirr von Eisengitterwerk vor sich. Man würde entdecken, daß es keineswegs überall gleich stark und kräftig ist. Hinten am Schiff, wo die baumdicken Schraubenwellen herauskommen, und vorne am Bug würde man besonders dicke Eisenträger sehen. Hier stehen sie auch am dichtesten beisammen. Man muß schon in die Maschinenräume hinabsteigen oder bis auf den untersten Schiffsboden, der überhaupt zugänglich ist, um zu sehen, wie die baumdicken Träger da aufsteigen. Oben in den Passagierräumen ist alles Stützwerk sorgsam verkleidet, und man sieht dort ebensowenig davon, wie man in seiner Wohnung von den Trägern sieht, die Decke und Fußboden stützen.

Wenn man das fertige Schiff betrachtet, wundert man sich, daß es überhaupt möglich ist, in drei Jahren ein solches Schiff zu erbauen. Es ist nur dadurch möglich, daß fast während der ganzen Zeit mehr als zehn-



Der rund 50 000 Tonnen große neue Lloydschnelldampfer „Bremen" auf seiner Jungfernfahrt, die ihm das „Blaue Band des Ozeans" eintrug.

tausend Menschen dafür gearbeitet haben. Der wichtigste Abschnitt in dieser langen Bauzeit war der Stapellauf. Er bedeutet für den Schiffsbau das, was etwa für den Hausbau das Richtfest bedeutet; er kann dann stattfinden, wenn der Schiffsrumpf fertig ist, wenn die wichtigsten Decks, das heißt die Böden, die das Schiff in viele Stockwerke einteilen, eingebaut sind, ebenso die ganz großen Maschinen, die man nicht mehr einbringen kann, wenn erst einmal die verschiedenen Etagen und Aufbauten an ihrem Platz stehen. Wenn das Schiff so weit ist, läßt man es vom Land, wo es bis jetzt gebaut wurde, ins Wasser gleiten, wo dann die weiteren Arbeiten ausgeführt werden. Der Stapellauf ist sozusagen die erste Probe auf die Richtigkeit der geleisteten Arbeit.

Schularbeit / Nach einem Gemälde von Paul Plontke.

Was beim Bau eines Hauses die Grundsteinlegung ist, das ist beim Schiffbau die Kiellegung, das heißt, der lange, von der Spitze bis zum Hinterschiff in der Mitte unten durchgehende Eisenträger, an dem die Bodenplatten und die Querrippen, die sogenannten Spanten, befestigt sind, wird auf riesige Balken und Holzklötze gelegt, die sogenannten Stapel. Bei einem kleineren Schiff ist die Arbeit ziemlich einfach. Man legt den Kiel und die Bodenplatten, dann der Reihe nach sämtliche Spanten, von vorn bis hinten; hierauf wird die Außenhaut aufgenietet, und schließlich werden die Decks eingebaut. Bei einem solchen Riesenschiff geht das natürlich nicht so übersichtlich und gleichmäßig vor sich, und vor allen Dingen braucht man zum Bau eine sehr große Zahl von mehr als haushohen Kranen, die alle die Träger, die oft so lang sind wie Baumstämme, und die Eisenplatten, die oft größer sind als eine stattliche Haustür, an den richtigen Platz heben und so lange festhalten, bis sie befestigt sind. So umgibt das wachsende Schiff eine ganze Allee von Kranen verschiedenster Bauart, die als ein weithin sichtbares Wahrzeichen weit über die Hallen der Werft hinausragen.

Die Eisenplatten und Eisenträger werden durch Nieten miteinander befestigt. Dreieinhalb bis vier Millionen Nieten mußten mit schweren Niethämmern, deren Arbeiten an das Geräusch von Maschinengewehrfeuer erinnert, eingeschlagen werden. Es gibt in der ganzen Industrie kaum eine lautere Arbeit als die des Nietens auf der Werft.

Mit all diesem Höllenlärm und der jahrelangen Arbeit ist aber zunächst nur der Rohbau des Schiffes fertig. Während im Freien der Schiffsrumpf aufgebaut wurde, hat man in den Werfthallen die Schiffsmaschinen gebaut, die Dampfkessel und Turbinen, auch wurden dort bereits viele Einzelheiten des Innenausbaues vorbereitet. Als ich seinerzeit in Bremen das Schiff auf der Werft besichtigte, fragte ich einen Ingenieur, wieviel einzelne Konstruktionszeichnungen für das Schiff nötig gewesen seien. Jedes kleine Stückchen muß ja vorher in einer genauen Zeichnung dargestellt werden. Der Ingenieur schaute mich verwundert an, wie wenn ich ihn etwa gefragt hätte, wieviel Tropfen Wasser täglich unten in der Weser vorbeifließen. Aber ich wollte eine Zahl haben und verlegte mich aufs Raten. „Dreißigtausend?" Der Ingenieur lächelte und meinte, es könnten auch noch mehr gewesen sein. (Schluß folgt)

Läßt sich die Erdwärme ausnützen?

Daß das Erdinnere sehr heiß ist — nach Lord Kelvin 4000 Grad — ist sicher; in Bohrlöchern nimmt die Temperatur in Deutschland in einer Tiefe von 25 bis 40 Meter („geothermische Tiefenstufe") um 1 Grad zu. Die Verhältnisse des Erdinnern bewirken, daß diese Tiefenstufe im Gebiet von Neuffen (Württemberg) nur elf Meter beträgt. Diesen günstigsten Fall legt Herbig seinen Berechnungen zu Grunde. Man hat hinsichtlich der Ausnützung der Erdwärmen an eine Kraftanlage im Erdinnern gedacht, an einen Kessel, in dem dort Wasser in Dampf verwandelt wird. Dieser Wasserdampf müßte zwei Kilometer weit bis an die Erdoberfläche geleitet werden. In dieser Tiefe würde das Gestein eine Temperatur von 200 Grad haben. Nun

bedenke man, daß bis dahin ein Schacht in die Erde gebaut und dann dort die Kesselanlage und so weiter gemacht werden müßte, also bei 200 Grad Wärme. Das genügt wohl schon, um die Unausführbarkeit des Planes zu erweisen. Herbig berechnet aber auch die Kosten eines solchen Unternehmens. Nur die Anlage des Schachtes von zwei Kilometer Tiefe würde ohne Zinsendienst fünfzehn Jahre dauern und fünf bis sechs Millionen Mark kosten, die großen Temperaturschwierigkeiten gar nicht gerechnet, die bei Neuffen schon bei 1000 Meter Tiefe sehr bedeutend wären. Und zu jenen Kosten kämen dann noch die für den eigentlichen Tiefbau zur Erreichung der Heizbodenfläche.

Nach alledem ist jener phantastische Plan eine Utopie. Da müßte man also schon ein ganz anderes Prinzip als die Wasserverdampfung heranziehen, und das wird wohl noch gute Wege haben. Bleiben wir also mit unsern Kraftanlagen lieber an der Erdoberfläche, zum Beispiel bei Ausnützung unserer Wasserkräfte!

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

„Erich ist der einzige Ehrliche," meinte nun aber Karlheinz, „und wenn das auch nicht heißen soll, daß ihr theoretisch Treuen bewußt schwindelt, so seid ihr euch eben über euch selbst nicht klar. Bedenkt doch auch, daß bei den meisten von euch die Eltern den Verkehr mit einem mutmaßlichen Dieb untersagen würden, daß, wer mir treu bleiben wollte, es zu Hause nicht leicht haben würde, daß er auf der Schule verspottet würde, daß schließlich auch er wohl geächtet und verfemt würde! Wenn ihr das bedacht habt, dann mögt ihr es sagen, wenn ihr glaubt, daß eure Treue so mächtig und euer Glaube an meine Unschuld so stark sei, all dieses zu ertragen."

Da verstummten die Jungen nachdenklich, und schließlich war es nur Horst, der zwölfjährige Fähnrich der Schar, der von sich behauptete, er würde bestimmt Karlheinz auch dann die Treue halten.

Dieser fuhr dem Jungen lächelnd über den Kopf und sagte: „Besten Dank für deine guten Absichten, Horst! Wir wollen aber hoffen, daß keine Probe darauf nötig wird. Du mußt mir schon verzeihen, wenn ich annehme, daß auch du dich überschätzest." Dann wandte er sich zu den übrigen und sagte: „Nun werdet ihr hören, was alles dies mit Ernst Bergmanns Schicksal zu tun hat, alles, denn es ist wortwörtlich das seine. Auf unserer Bulgarienfahrt 1921 führte er, damals wie ich heute Oberprimaner, die Schar. Ich werde euch nachher noch ausführlich über diese Fahrt berichten, die damals ein kühnes Unternehmen war und vielleicht sogar das erste seiner Art. Ich werde euch von dieser Fahrt berichten, damit ihr Ernst Bergmann kennenlernt, wie er war als Führer, als Freund, als Kerl. Dann sollt ihr mir zum Schlusse sagen, ob ihr ihn für fähig haltet, einen Diebstahl auszuführen, dessen man ihn im Herbst darauf beschuldigte, und ob ihr an Ullos und meiner Stelle den Mut zum Glauben und zur Treue gegen ihn aufgebracht hättet. Also ich werde euch ausführlich berichten, nichts fortlassen und nichts hinzufügen, und ihr sollt Richter sein über ihn und über uns, nämlich Hans-Ullo und mich, die wir die Erinnerung an diesen Führer der Gruppe zu löschen versucht haben als die Erinnerung an einen, der unwürdig war, unser Führer zu sein, und die wir nun bei der Nachricht seines Todes doch fast zusammenbrechen vor Schmerz, denn damals liebten wir ihn. Zuvor aber will ich von dem berichten, was nach der Balkanfahrt geschah, weil das der Schlüssel ist zu seinem Tode. Das meiste wißt ihr ja bereits. Wir kamen also zurück vom Balkan, und die erwähnte Armverletzung Ernsts machte ihm klar, daß es mit seinem Traume, Offizier zu werden, endgültig vorbei sei. Das war ein harter Schlag für ihn, aber er war kein Weichling, vergrub sich nicht in Schmerz, sondern beschloß, dann eben Arzt zu werden und später möglichst Militärarzt. Da wollte es das Schicksal, daß er eines Abends, spät von einem Besuche heimkehrend, einen älteren Herrn auf dem einsamen Düsternbrooker Weg vor den Tätlichkeiten zweier Betrunkener bewahren konnte, denn er war groß und kräftig, und schon sein entschlossenes Dazwischentreten verscheuchte die beiden Rohlinge. Aus diesem Erlebnis entstand eine enge Bekanntschaft mit jenem älteren Herrn, einem berühmten Schriftsteller, der damals in unserer Stadt ansässig war. Ernst hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter konnte ihrem Einzigen nur mit Mühe den Besuch des Gymnasiums ermöglichen. So nahm er mit Freuden das Angebot des Schriftstellers an, sich in seiner Freizeit gegen ein gutes Entgelt bei ihm zu betätigen. Kurzschrift konnte Ernst bereits, Maschinenschreiben lernte er rasch, und alles ging prächtig, bis dann — es war damals Inflationszeit — dem Schriftsteller eine große Summe Geldes in englischen Pfunden, die er von einem Londoner Verlag für die Überlassung eines Übersetzungsrechtes erhalten hatte, gestohlen wurde. Als Täter schien nur Ernst in Frage zu kommen. Er wurde von der Schule suspendiert, bis die gerichtliche Verhandlung kam, nach dem Freispruch wieder zugelassen, hatte aber die Hölle auf Erden. Er kam zu uns in die Gruppe, aber wir wagten nicht, ihm die Treue zu halten, ja wir schrieben ihm sogar einen Brief, in dem mit dürren Worten stand, daß wir zwar wüßten, was wir ihm verdankten, daß wir auch von der Möglichkeit seiner Unschuld überzeugt seien, daß wir aber im Interesse der Gesamtheit ihn bitten müßten, in keiner Weise wieder an die

Modell des Potsdamer Platzes, an dem Berliner Schulkindern das gefahrlose Überqueren belebter Plätze erklärt wird.

Gruppe heranzutreten'. Da brach er völlig zusammen. Zu Ullo und zu mir, die wir ihm am nächsten gestanden hatten, kam er persönlich an die Schule. ‚Wenn nur einer, ein einziger der Schar mir die Treue hält, dann will ich diesen schweren Kampf wohl ausfechten,' sagte er. Ich aber entgegnete nur, ich bitte ihn, fortzugehen, damit ich nicht mit ihm zusammen gesehen würde, und war sehr empört, als er mir daraufhin eine schallende Ohrfeige gab und mich stehen ließ. Ullo ging den ganzen Weg über heulend neben ihm her, sagte aber kein Wort. Da zog er fort von hier und hat dann später in der kürzest möglichen Zeit Medizin studiert und seine Prüfungen mit Auszeichnung bestanden. Doch auch auf die Universitäten kroch ihm das Gerücht nach und ließ ihm keinen Frieden, und an die Laufbahn eines Militärarztes war nicht mehr zu denken. So ging er denn in die weite Welt. Woher er das Geld für das Studium und für die weite Reise genommen hat, konnten wir hier uns alle nicht erklären, wollten wir nicht doch an den Diebstahl glauben. Er ging fort nach Ostasien in die Schrecken von Krieg und Pest hinein und fand nun den Tod, den er suchte. — Ullo, Junge, wein' doch nicht so schrecklich! Ich habe doch mindestens die gleiche Schuld daran wie du, du schleppst sie doch nicht allein. — Ihr aber sollt nun hören, wie es damals unter Ernst Bergmann in der Gruppe aussah, und sollt den Bericht über unsere Balkanfahrt 1921 vernehmen, die uns von allen unsern Fahrten am meisten brachte und deren Schilderung ich doch mit eigener Hand aus der Chronik herausriß. Tat ich recht daran?"

Gespannte Erwartung lag auf den Gesichtern der Scholaren, als Karlheinz nun fortfuhr: „Vor sieben Jahren war es, als Ernst in die Gruppe hereinkam. Das war damals ein merkwürdiger Verein. Das Durchschnittsalter lag nahe an Zwanzig. Es war eine gemischte Gruppe, also Mädel und Jungen zusammen. Man trieb Ästhetik und Volkstanz, redete sich den Mund lahm über Siedlungsfragen und Nietzsche, Vegetarismus und Lebensreform, Rassenforschung und Abstinenz und wälzte endlos Probleme, in denen man sich verlor, ohne sie je auch nur annähernd zu klären. Auf Fahrten, die freilich nur selten angesetzt wurden, waren die Jungen unter sich, aber bei der Sonnenwende waren auch die Mädel dabei. Die Lieder, die man sang, waren ausgesucht empfindsam, und das ganze Gruppenleben schien rettungslos in falsche Bahnen gemündet zu sein. Die Jüngeren, nur wenig an Zahl, fanden keinen rechten Anschluß, keiner kümmerte sich um sie; meistens waren sie durch ältere Geschwister in die Gruppe gekommen und liefen eben mit, weil sie nichts anderes kannten. So war auch ich ausgerechnet durch meine ältere Schwester in die Gruppe gekommen. Diesen süßen Frieden störte nun Ernst, kaum daß er unter uns aufgetaucht war. Er vertrat die Ansicht, die Mädel sollten sich von uns lösen, gar nichts mehr mit uns zu tun haben und versuchen, aus ihrer Eigenart heraus ein eigenes Leben zu führen. Was aber die Jungen angehe, so müßten Jüngere, Scholaren, hinein; auf die komme es an, wenn man von Jugendbewegung sprechen wolle. Die Gruppe in ihrer bisherigen Form sei keinesfalls eine Jugendgruppe gewesen, und wer eben innerlich zu alt sei für die neuen Ziele, der solle die Folgerungen daraus ziehen und das Leben eines Erwachsenen führen, nicht aber an der Jugendbewegung hängen bis zum Alter eines Großvaters. Ihr könnt euch wohl denken, welche Aufregung diese ketzerischen Pläne einer neuen Zeit in den alten Hühnerhof brachten. Vier Wochen lang hörte man sich das an, dann aber warf die gestrenge Gruppenführung Ernst in hohem Bogen hinaus. Überflüssig, zu erklären, daß ich und außer mir noch Helmut Reklow und Heini Wöhler, die etwa in meinem Alter waren, hinausgingen und Ernst folgten. Wir vier nun machten eine Jungengruppe auf, wie wir sie uns dachten. Gleich in der ersten Zeit schon kam Hans-Ullo hinzu; Heinz Sell und Detlev Meusel folgten als nächste, und schon im Herbst stand eine gute Gruppe von zwölf ausgesuchten Scholaren auf den Beinen. Die gemischte Gruppe dagegen hatte doch einen gehörigen Knacks bekommen, sah schließlich selbst ein, daß sie in dieser Form keine Daseinsberechtigung mehr habe, und löste sich auf. Ja, man begriff dort sogar, daß Ernst auf dem rechten Wege sei, und brachte ihm die alten Chroniken aus der Geschichte der hiesigen Gruppe, damit er die Traditionen der alten Schar, wenn auch in neuem Sinne, weiterführe. Was für eine Gruppe waren wir nun damals? Wahrhaftig, eine bessere, als wir es heute sind! Das soll keine Beleidigung für euch sein, Jungen, denn eine Jungengruppe ist immer das, was ihr Führer aus ihr zu machen versteht, und so trifft das Gesagte lediglich mich. Ein Führer wie Ernst Bergmann kann ich nie sein, denn wer vermöchte sich dem zu vergleichen! Sein Mut, seine Klugheit, seine Güte, seine Selbstlosigkeit und Entschlossenheit sind unter Tausenden von Menschen wohl kaum einmal in einer Persönlichkeit vereinigt. Dadurch wurde unsere Schar auch eine so ausgesucht gute Gruppe, als Ernst uns führte. Wir zwölf paßten prächtig zusammen, waren ein Herz und eine Seele, und alle haben wir das meiste, was wir heute sind und leisten, Ernst zu verdanken. Ullo und mich kennt ihr ja, und Ernst Bergmann werdet ihr noch genau durch meine Erzählung kennenlernen. Warum soll ich die Namen der übrigen einzeln aufzählen? Die wichtigsten waren mit in Bulgarien und ihr werdet also noch von ihnen hören. Nur soviel: Als dann Ostern ins Land kam, da stand unsere Gruppe fest, als könne keine Macht der Welt sie mehr trennen. Wir hatten uns einem großen Jungenbund angeschlossen, zogen jeden Sonnabendabend auf Fahrt, hatten unsere Turn- und Schwimmnachmittage sowie unsere Nestabende und fühlten uns sehr glücklich. Die Ferien brachten uns immer größere Fahrten, und von einer

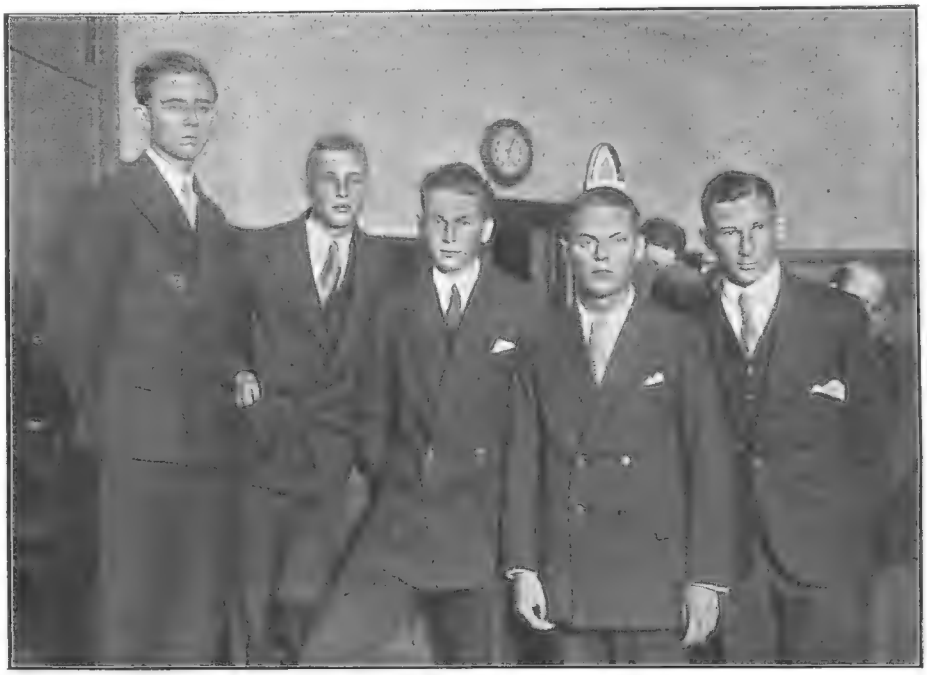
jeden kamen wir noch enger miteinander verbunden zurück, als wir losgezogen waren. Ullo war damals Quartaner und elf Jahre alt, ihm hatte Ernst die Fahne der Gruppe anvertraut. Ja, die alte Fahne, es war schon die, die heute Horst uns voranträgt, und Ernst Bergmann hat sie der Gruppe gegeben. Er selbst war Oberprimaner und eben neunzehn Jahre alt. Wenn er nach der Reifeprüfung als Offizieranwärter zum Reichsheer ging, dann wollte er versuchen, zu dem in unserm Ort stehenden Bataillon zu kommen, denn ihm wie auch uns schien damals in der Zeit des Glücks eine völlige Trennung untragbar. Ich selbst war damals vierzehn und ein Jahr jünger als Heini Wöhlers, während die übrigen alle zwölf oder dreizehn Jahre alt waren, also jünger als ich. Wir waren alle auf der gleichen Schule und auch sonst immer zusammen, unzertrennlich und stets einig. Jeder von uns hatte sich hohe und edle Ziele gesetzt und war auf dem besten Wege dazu. Wir waren eine wahre Gemeinschaft, und jeder war ein ganzer Kerl. Das also hatte Ernst in noch nicht einem Jahr aus einer Anzahl von Jungen gemacht, die sich bis dahin gewiß in nichts vom Durchschnitt ihres Alters unterschieden hatten. (Fortsetzung folgt)

Do X, das größte Flugzeug der Welt

Von Joachim Matthias / Schluß

Im Mittelteil der Do X befinden sich unter den großen Gasträumen die Tankräume. Sie sind dort angeordnet, wo das Boot am flachsten ist und die Kielung nicht den Einbau von brauchbaren Räumen unmöglich macht. Hier können etwa 20 000 Liter Brennstoff und 1600 Kilo Öl untergebracht werden. Diese Anlage ist vor allem beachtenswert, da sie ganz besondere Sicherungen gegen jede Brandgefahr bietet. Abgesehen davon, daß hier eine Berührung mit irgendwelchen heißen Motorteilen bei Brüchen von Tanks oder Rohren unmöglich ist, kann der ganze Tankraum im Augenblick mit Stickstoffgasen gefüllt werden, wozu eine besondere Anlage vorhanden ist, so daß jede Flammenbildung erstickt wird.

Über dem Haupt- und Mitteldeck für die Fluggäste befinden sich alle die Räume, die der Unterbringung der Flugbootführung oder, um mit Dr. Dornier zu sprechen, der „Flugschiffführung" dienen. Auf unserm ersten Bilde sehen wir, wie dieses Oberdeck vorn oben herauswächst. Im Bug des Oberdecks sind die doppelten Führersitze angebracht, die ganz verglast sind und eine Aussicht nach allen Seiten ohne Behinderung gestatten. Die Piloten haben, wie wir am Anfang schon sagten, nur die reine Steuerung zu besorgen. Alle Anordnungen bekommen sie vom Kapitän. Infolgedessen haben die Steuerleute auch nur diejenigen Instrumente vor sich, die zur Erkennung der Lage des Flugzeugs und der Geschwindigkeit dienen. Alle andern Geräte sind ihnen entzogen; so wird ihre Aufmerksamkeit durch nichts beschränkt. Anschließend folgt der Kommandoraum, vergleichbar mit der „Brücke" des Seedampfers. Hier hält sich der Kapitän mit dem Navigationsoffizier auf. Auch hier sind alle zur Geschwindigkeits- und Höhenmessung erforderlichen Instrumente vorhanden, ebenso die zur Navigation, also Ortsbestimmung erforderlichen Einrichtungen, die ähnlich oder gleich denjenigen auf Seeschiffen sind. Wieder nach hinten anschließend folgt die Maschinenzentrale. Hier hält sich der Ingenieur mit den Bordwarten auf. Sämtliche Maschineninstrumente und Bedienungshebel, wie Drehzahlenmesser für die zwölf Motoren, Öldruckanzeiger und so weiter, sind an Schaltbrettern angebracht. Die bisher bekannte Anordnung, die Motoren durch Gestänge zu steuern, konnte bei der Do X nicht mehr durchgeführt werden, da das Gewicht der für jeden Motor mehrfachen Gestänge, wie Zündpunktverstellung, Drosselklappe und so weiter, zu groß



Die fünf Primaner, die den Endkampf um die Redemeisterschaft der Hochschule für Politik in Berlin ausfochten. Von links nach rechts: Lange-Essen (2. Preis), Jaschke-Beuthen (5. Preis), Köppke-Berlin (4. Preis), Schaumann-Insterburg (1. Preis), Hirschfeld-Berlin (3. Preis). Deutsche Presse-Photo-Zentrale, Berlin.

Die gutmütige Squaw

1. Lipp und Lex und Hans und Veit
Spielen Indianer heut'.
Das Kriegsbeil ist schon ausgegraben,
Sie müssen nun 'nen Feind noch haben.
Der Lex, „Das Adlerauge", spricht:
„Die weiße Squaw dort paßt mir nicht."

geworden wäre. An Stelle der Gestänge wurden elektrische Regelkontakte angeordnet. Dieser Raum, in dem vier Bordwarte nebst dem Ingenieur arbeiten, befindet sich ebenso wie der folgende Post- und Funkraum im Flügel, der wie bei allen Dornier-Booten auf dem Rumpf aufliegt, so daß auch die Do X entsprechend ihrer Familie ein Hochdecker ist. Im Maschinenraum ist auch noch ein kleiner 4 PS-DKW-Motor ein-

2. Sie rennen hin in großer Eil',
Umtanzen sie mit Kriegsgeheul.
Die arme Squaw ist fassungslos,
Sie schimpft, sie schreit, ihr Schreck ist groß.
Doch wehe! Das Verhängnis naht:
Dort kommt Herr Lehrer Eisendraht.
Die Indianer nun faßt Schreck,
Denn nirgends zeigt sich ein Versteck.

gebaut, der nötigenfalls die Lenzpumpe sowie den Lichtgenerator speist und gleichzeitig auch den Kompressor zum Anlassen der Motoren in Betrieb setzt.

Das Boot hat zwei Stufen, wie unsere Leser sie aus früheren Flugbootbeschreibungen des „Guten Kameraden" bereits kennen. Hinter der zweiten Stufe ist ein Wassersteuer angebracht, das die Wendigkeit des Bootes bei langsamer Fahrt auf dem Wasser erhöht. Am Heck trägt Do X auf den Bootsrumpf aufgebracht je ein einfaches Höhen- und Seitenruder, die ebenso wie die verhältnismäßig kleinen Querruder an den Flügelhinterkanten mit Hilfsruder ausgestattet sind, um die Hauptruder zu entlasten beziehungsweise die Steuerung zu erleichtern.

Wie schon erwähnt, befindet sich die Maschinenzentrale teilweise im Flügel, das heißt im Mittelstück des Flügels. Der Flügel von 48 Meter Spannweite und 9 Meter Tiefe ist, wie alle Dornier-Flügel, verhältnismäßig dünn. Die Bauhöhe auf der dicksten Stelle des Profils beträgt nicht ganz ein Meter. Zur Verwendung als Baustoff kamen Stahl und Leichtmetall für geringer beanspruchte Teile. Der Aufbau des Flügels ist im wesentlichen in der bekannten Dornierschen Art gehalten, nur daß nicht zwei, sondern drei Hauptholme oder holmartige Baukörper angeordnet wurden. Infolgedessen führen von Mitte Tragdeckunterkante auch je drei Verdrehungsstiele zu den von allen Dornier-Booten her bekannten seitlichen Flossenstummeln hinab. Diese Flossenstummel sind auch gleichzeitig als „Landungsbrücke" zu benutzen, da von hier aus eine Tür in die Räume des Bootskörpers führt. Im Flügel selbst sind auf jeder Seite, bis zu den äußeren Motoren führend, Kriechgänge von etwa 0,75 Meter Höhe. In diesen Gängen laufen auf Schienen kleine Leichtmetall-Liegewagen, auf denen die Bordwarte von der Maschinenzentrale zu den Steigschächten der Motoren fahren können. Zu den beiden nahe der Mitte liegenden Steigschächten kann man von der Maschinenzentrale ohne Benutzung der Liegewagen kommen; zu den beiden außen liegenden Motorensteigschächten über jedem Flügel aber muß man fahren. Von jedem Steigschacht aus gelangt man in die Mitte zwischen die beiden Motoren und ist hier gegen Wind gut geschützt. Steht der Bordwart in dieser motorengondelartigen Verkleidung, dann hat er vorn und hinten je eine Rückseite der beiden Motoren, an der Magnete und Vergaser angebracht sind. Er kann also hier ziemlich gut arbeiten und auch während des Vollgaslaufes alles genau beobachten. Die Motorengondeln, also von einer zur andern führend, verbindet eine wie eine kleine Tragfläche aussehende Flügelfläche. Es handelt sich um eine Aussteifung, die gleichzeitig luftdynamisch günstig verkleidet wurde und so auch tatsächlich der Do X etwas Auftrieb verleiht. Als Antriebskraft des Flugbootes wurden bei der ersten Ausführung 450 PS starke Jupiter-Motoren eingebaut, und zwar je sechsmal zwei hintereinander. Dornier mußte diese Motoren nehmen, da sie im Augen-

blick die betriebsichersten luftgekühlten Flugmotoren sind, die er bekommen konnte. Wassergekühlte kommen bei der Do X zunächst nicht in Frage, da die mit der Kühlwasserregulierung zusammenhängenden Betätigungshebel — Gestänge — vermieden werden sollten, weil diese Anordnung noch ziemlich viel Schwierigkeiten macht. Von den Motoren arbeiten sechs auf Druck- und sechs auf Zugschrauben.

Die normale Besatzung der Do X besteht aus einem Kapitän, einem Offizier, zwei Flugzeugsteuerleuten, einem Ingenieur, vier Bordwarten, einem Funker, einem Koch und einem Steward, also insgesamt zwölf Mann. Wie wir am Anfang sagten, werden die Ausstattung des Schiffes und die Anzahl der Fluggäste von der jeweiligen Aufgabe abhängig sein.

Im Auge behalten müssen wir aber immer, daß Do X noch nicht das Ozean- oder Weitstreckenflugzeug ist. Do X stellt nur die erste Stufe einer bisher noch nicht praktisch erprobten neuen Entwicklungsleiter im Großflugzeugbau dar. Es werden allem menschlichen Ermessen nach wohl noch Jahre vergehen, bis der Flugzeugbau einen Entwicklungsstand erreicht haben wird, wie der Schiffbau, und noch oft werden wir im „Guten Kameraden" über neue, noch größere Flugzeuge berichten können.

Selbstbau eines Lautsprechers

Es ist der Wunsch der meisten Radiobastler, nachdem sie mit ihrem Empfangsapparat gute Ergebnisse erzielt haben, einen Lautsprecher zu besitzen. Da wird es ihnen nun beim Kauf eines solchen durchaus nicht leicht gemacht, denn die Industrie hat eine Unmenge von in Form und Bauart verschiedenen Typen auf den Markt gebracht. Wie diese Lautsprecher nun im Bau verschieden sind, so verschieden sind sie auch in ihren Leistungen. Es gibt hier wie bei allen Dingen gute und schlechte Stücke, ja auch die Lautsprecher gleicher Typen anerkannt guter Marken fallen oftmals verschiedenartig aus. So sind manche Typen besonders für die Wiedergabe von Musik geeignet, andere wieder bringen die Sprache deutlicher hervor, während wieder andere die höheren oder tieferen Tonlagen bevorzugen. Es ist also bei der Anschaffung eines Lautsprechers zu empfehlen, diesen erst einmal unverbindlich am eigenen Gerät auszuprobieren, bevor man sich entschließt, ihn fest zu übernehmen. Ist, wie wir gehört haben, auch bei der reihenmäßigen Herstellung von Lautsprechern die Möglichkeit vorhanden, daß einzelne Stücke weniger gut ausfallen, da bei der Anfertigung vielerlei beobachtet werden muß, so ist der Selbstbau nicht weniger schwierig, und es genügt nicht, wenn wir uns nur genau an die Bauanleitung halten. Es ist vielmehr erforderlich, auch den in seinem Aufbau einfachsten Lautsprecher gut zu erproben und den Ursachen ungenügender Lautstärke, schlechter Tonwiedergabe, Klirren und andern Übeln mehr nachzugehen und zu versuchen, diese Mängel zu beseitigen. Wir bringen nun heute die

3. Doch sieh, der edle Feind, die Squaw,
Schnell weiß sie Rat, ihr Herz ist brav,
Und hinter ihren weiten Röcken
Die schlimmen Buben sich verstecken.
Herr Lehrer kann vorübergehn,
Von Indianern nichts zu sehn.

Anleitung zum Bau eines einfachen Lautsprechers, der, gewissenhaft gebaut, recht gute Leistungen ergibt.

Die Hauptteile des hier beschriebenen und in Abbildung 1 schematisch dargestellten Flächenlautsprechers sind das Magnetsystem S, der Anker A und die Membran M. Die von dem Empfänger aufgenommenen und umgeformten elektrischen Schwingungen werden dem Magnetsystem zugeführt und versetzen, indem sie durch die Magnetspulen fließen, den Anker A in Schwingungen. Die Schwingungen des Ankers werden durch einen Stahldraht auf die Membran übertragen, die ihrerseits die Schwingungen akustisch wahrnehmbar macht.

Als Magnetsystem können wir das eines alten kräftigen Telephons verwenden. Es gibt solche aus Heeres- und Postbeständen im Handel; wo sie nicht zu haben

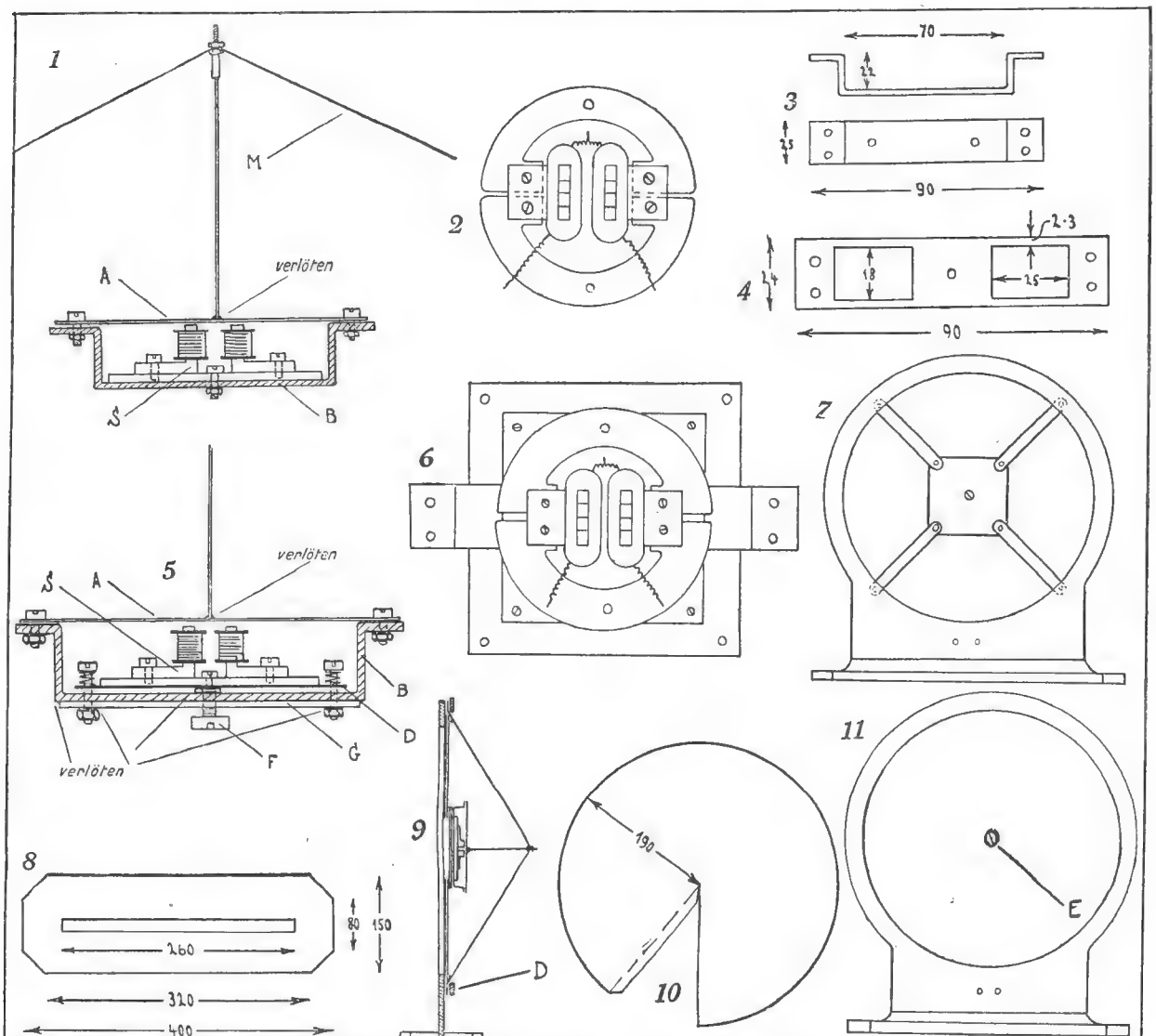
4. Wie war den Buben da zu Mute!
Dann hat ihnen die Squaw, die Gute,
Dieweil sie alle so erschreckt,
Je einen Apfel zugesteckt.
Da liefen sie beschämt nach Haus,
Das Indianerspiel war aus.

sind, wenden wir uns mit einem kurzen Gesuch an das Telegraphenzeugamt unserer zuständigen Oberpostdirektion und bitten um käufliche Überlassung eines solchen Hörers. Preis je nach Ausführung etwa 50 bis 80 Pfennig. Haben wir einen Hörer, so bauen wir das Magnetsystem aus, entfernen die darauf befindlichen Spulen und besorgen uns in einer Radiohandlung zwei darauf passende von je 2000 Ohm Widerstand. Abbildung 2 zeigt uns ein solches Magnetsystem mit aufgesetzten Spulen von oben gesehen. Der Wicklungsanfang der einen Spule wird später mit einer Anschlußklemme verbunden, während das Spulenende mit dem Wicklungsanfang der zweiten Spule verlötet wird, deren Ende dann an eine zweite Anschlußklemme angeschlossen wird. Magnetsystem S und Anker A werden, wie uns dies Abbildung 1 zeigt, in einem Bügel B mit Hilfe zweier Schrauben befestigt. Zur Herstellung des Bügels beschaffen wir uns in einer Metallhandlung ein 135 Millimeter langes Stück Flachmessing oder Aluminium von 2 mal 25 Millimeter Querschnitt und biegen es in die in Abbildung 3 gezeigte Form. Die hier angegebenen Maße sind für das in Abbildung 2 gezeigte Magnetsystem eines Feldtelephons gerechnet. Steht uns ein anderes Magnetsystem zur Verfügung, so sind die Maße natürlich diesem anzupassen. Dies gilt auch für die andern Maßangaben, soweit sie in Abhängigkeit zu dem Magnetsystem stehen. Der Bügel erhält in seinem Mittelstück zwei Bohrungen von 3,5 Millimeter Durchmesser, um das Magnetsystem mit Hilfe von zwei 3 Millimeter starken Metallschrauben und Sechskantmuttern befestigen zu können. In die beiden Laschen bohren wir ebenfalls je zwei 3,5 Millimeter große Löcher, die später zur Befestigung des Ankers dienen. Dieser, in Abbildung 4 dargestellt, wird aus einem 0,5 bis 1 Millimeter starken Eisenblech angefertigt. Zu diesem Zweck schneiden wir uns zuerst einen 90 Millimeter langen und 24 Millimeter breiten Streifen zurecht, um alsdann an die weitere Bearbeitung zu gehen. Die beiden Ausschnitte von 18 mal 25 Millimeter Größe werden entweder ausgebohrt oder mit Hilfe eines scharfen Meisels ausgeschlagen und alsdann der etwa vorhandene Grad mit einer Feile entfernt. Wer einen Laubsägebügel besitzt, kann die Ausschnitte auch aussägen, wenn er sich einige Laubsägeblätter für Metallbearbeitung besorgt. Sind die Ausschnitte hergestellt, so erhält der Anker an seinen beiden Enden zwei Bohrungen, die in ihrer Anordnung denen des Bügels entsprechen müssen. In die Mitte bohren wir ein Loch von 2 Millimeter Durchmesser. In dieses löten wir, wenn der Anker auf einer ebenen Platte vollkommen plan gerichtet worden ist, ein etwa 10 Zentimeter langes Stück einer Stricknadel genau senkrecht ein. An das andere Ende der Stricknadel löten wir eine etwa 10 Millimeter lange Blechhülse zur Hälfte an, um in die andere Hälfte eine etwa 15 Millimeter lange Metallschraube von 2 bis 3 Millimeter Stärke einzulöten, deren Kopf wir abgezwickt haben. Diese Anordnung ist aus Abbildung 1 zu ersehen. Ist der Anker soweit fertig, wird er auf dem Bügel montiert, nachdem zuvor das Magnetsystem eingebaut worden ist. Es ist hierbei darauf zu achten, daß der Anker so montiert wird, daß er nicht die Pole des Magnetsystems berührt, der Abstand zwischen diesen und dem Anker aber so gering als möglich ist, da hiervon im wesentlichen das gute Arbeiten des Lautsprechers abhängt. Keinesfalls darf der Anker, wenn er sich in Schwingungen befindet, an die Pole des Magnetsystems stoßen. Um diese genaue Einstellung zu erzielen, ist es erforderlich, daß wir zwischen den Anker und die Befestigungslaschen des Bügels so viel dünnes Papier unterlegen, bis der richtige Abstand erreicht ist. Alsdann wird der Anker mit Hilfe von vier 3 Millimeter starken Metallschrauben und Sechskantmuttern befestigt. Ist dies geschehen, kann das Lautsprechersystem in einen Rahmen eingebaut und fertig montiert werden, wie dies weiter unten beschrieben wird.

Für diejenigen unserer Leser, die über genügende Geschicklichkeit verfügen, haben wir in Abbildung 5 und 6 ein Lautsprechersystem abgebildet, bei dem es möglich ist, die Feineinstellung des Ankers zu dem Magnetsystem mit Hilfe einer Feinstellschraube F (Abbildung 5) vorzunehmen. Dies ist von großem Vorteil, da hierdurch eine genaue Einstellung leicht möglich ist. Dieses Lautsprechersystem besteht wie das erste aus einem Bügel B, an dessen Unterseite eine Messingblechplatte G von etwa 80 mal 80 Millimeter Größe und 1,5 Millimeter Stärke angelötet wird. Der Bügel darf in diesem Fall nicht aus Aluminium sein, da sich dieses nicht weich löten läßt. Diese Grundplatte erhält in ihren Ecken je eine Bohrung zur späteren Befestigung des Systems im Lautsprecherrahmen, ferner, wie dies aus Abbildung 6 hervorgeht, etwas eingerückt vier weitere Bohrungen zur Befestigung des Magnetsystems. Dieses wird, wie das auch aus den Abbildungen 5 und 6 zu ersehen ist, mit Hilfe von zwei kleinen Schrauben mit Sechskantmuttern auf einem etwa 0,5 Millimeter starken messingenen Distanzierungsblech D von 60 mal 60 Millimeter Größe befestigt. Dieses Blech erhält in jeder Ecke eine Bohrung. Diese Bohrungen müssen in ihrer Anordnung den inneren Bohrungen der Grundplatte G entsprechen. Bevor wir nun das mit dem Distanzierungsblech versehene Magnetsystem in den Bügel einbauen, bohren wir in der Mitte des letzteren durch die Grundplatte G hindurch ein Loch von 4,5 Millimeter Durchmesser und löten über diesem eine 4-Millimeter-Sechskantmutter fest, um von unten die etwa 15 Millimeter lange Feinstellschraube (4 Millimeter Gewindestärke) einzuschrauben. Ist dies geschehen, so wird das Distanzierungsblech mit dem an ihm befestigten Magnetsystem eingesetzt und durch vier 15 Millimeter lange, 3 Millimeter starke Metallschrauben und Sechskantmuttern befestigt. Zwischen die Köpfe der Schrauben und das Distanzierungsblech legen wir

je eine Feder, die das Bestreben hat, das Magnetsystem auf den Boden des Bügels zu drücken. Mit Hilfe der Feinstellschraube F ist es dann möglich, das Magnetsystem langsam dem Anker A zu nähern und so das Lautsprechersystem genau einzustellen. Erwähnt sei noch, daß die Maße des in Abbildung 3 dargestellten Bügels unverändert bleiben können bis auf das Tiefenmaß, das statt 22 etwa 27 Millimeter betragen muß. Doch wie gesagt, richten sich diese Maße ganz nach dem uns zur Verfügung stehenden Magnetsystem; nachdem wir uns ein solches beschafft haben, empfiehlt es sich, die hier genannten Maße zu überprüfen und wo nötig entsprechend abzuändern.

Zum Einbau des Lautsprechersystems fertigen wir uns aus einer etwa 8 Millimeter starken Sperrholzplatte, die wir uns bei einem Tischler besorgen können, einen Rahmen an, wie uns dies die Abbildungen 7 und 11 zeigen. Der Innendurchmesser des runden Rahmens soll 280, der Außendurchmesser 360 Millimeter betragen. Das Fußstück machen wir etwa 8 Zentimeter hoch und lassen es in eine Fußplatte von 2 Zentimeter Stärke ein, wie sie in Abbildung 8 dargestellt ist. Wenn dies geschehen ist, setzen wir in die Mitte des Fußteils zwei isolierte Buchsen ein, an die später die Spulenenden des Magnetsystems angeschlossen werden. Vor dem Einbau des letzteren beizen wir die Holzteile noch, um dem Lautsprecher ein schöneres Aussehen zu geben. Sodann wird über die Öffnung des



Einzelbilder zum selbstgebauten Lautsprecher: 1. Lautsprechersystem fertig montiert mit Membran (diese nur angedeutet). 2. Magnetsystem mit aufgesetzten Spulen, fertig zur Montage, mit Bügel und Anker. 3. Bügel zur Befestigung des Ankers und des Magnetsystems, von der Seite und von oben gesehen. 4. Anker fertig bearbeitet. 5. Lautsprechersystem mit Feineinstellung, fertig zum Einbau in den Holzrahmen, Ansicht von der Seite. 6. Lautsprechersystem mit Feineinstellung, fertig zum Einbau, von oben gesehen. 7. Anordnung des Lautsprechersystems im Rahmen, von vorn gesehen, ohne Bespannung. 8. Fußbrett für den Rahmen des Lautsprechers. 9. Ansicht des fertigen Lautsprechers, von der Seite gesehen (Schnitt). 10. Die Membran. 11. Ansicht des fertigen Lautsprechers, von vorne gesehen.

Lautsprecherrahmens von hinten ein Stück feine, den Schall gut durchlassende Seide gespannt, um nun das Lautsprechersystem mit Hilfe von vier Flachmessingstücken von etwa 2 mal 10 Millimeter Querschnitt einzubauen, wie uns dies Abbildung 7 zeigt. Ist dies geschehen, so gehen wir an die Herstellung der Membran. Zu diesem Zweck schneiden wir uns aus einem etwa 0,2 Millimeter starken Stück Zeichenkarton oder Preßspan eine runde Scheibe von 380 Millimeter Durchmesser aus, schneiden sie einmal in gerader Linie bis zum Mittelpunkt auf und fügen die beiden so entstandenen Teile übereinander, um die Membran einmal an System und Rahmen zu halten und anzupassen. Dann schneiden wir den entsprechenden Sektor aus, lassen einen schmalen Falz stehen, wie dies Abbildung 10 zeigt, und leimen die Membran zusammen. Während die Membran trocknet, löten wir die Enden der Magnetspulen an die Anschlußbuchsen an. Nun tränken wir die Membran kurz mit heißem Paraffin, um sie gegen Feuchtigkeit unempfindlich zu machen. Ist dies geschehen, so bohren wir in den Mittelpunkt der Membran ein kleines Loch und befestigen sie auf dem am Ende der Stricknadel angelöteten kleinen Gewindebolzen zwischen zwei Sechskantmuttern, unter die wir zwei Unterlegscheiben von etwa 10 Millimeter Außendurchmesser legen, wie dies Abbildung 9 zeigt. Die Membran erhält dann an ihrem Umfang alle zwei Zentimeter einen 5 bis 8 Millimeter tiefen Einschnitt, um den Membrankranz etwas umschlagen zu können und ihn so zwischen den Lautsprecherrahmen und einen 1 Zentimeter breiten Pappring, den wir mit kleinen Schräubchen aufschrauben, befestigen zu können. Bevor wir den Lautsprecher nicht ausprobiert haben, ist es zu empfehlen, den Pappring nur lose zu befestigen, um etwaige Änderungen leichter vornehmen zu können.

Ist alles soweit fertig, kann der Lautsprecher in Betrieb genommen werden. Abbildung 11 zeigt uns den fertigen Lautsprecher von vorn gesehen mit der Einstellschraube E, die durch ein kleines in der Seidenbespannung gelassenes Loch eingestellt werden kann.

Die berühmtesten Filmkomiker der Welt, Charlie Chaplin, Harald Lloyd und Buster Keaton, als Reklamegrotesken auf der Internationalen Welt-Reklame-Schau in Berlin / Deutsche Presse-Photo-Zentrale, Berlin.

Schlagfertig

Der auf seinen Reichtum sehr eingebildete, sonst aber mit Geistesgaben nicht sonderlich bedachte Lord Fitzgerald wünschte den berühmten englischen Dichter Johnson (1709 bis 1784) persönlich kennenzulernen und lud ihn deshalb einst zur Tafel ein.

Als sich der Dichter pünktlich einfand, wollte der Pförtner den Gast nicht eintreten lassen, weil dieser ihm gar zu bescheiden gekleidet ging. Da infolgedessen ein lauter Wortwechsel entstand, erschien der Lord, um nach der Ursache zu fragen. Befremdet sah er den Dichter an. „Sie wollen Johnson sein? Nicht möglich! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht einmal ‚Mäh' zu einem Schafe sagen."

„Mäh, Mylord!" antwortete Johnson schlagfertig und empfahl sich dem verblüfft dreinschauenden Lord.

*

Buchstabenrätsel

A I M N O R R S = Pflanze
C E H H I O T Z = Familienfestlichkeit
B E E E G I R T = Bezeichnung für Herr
C E H I L L R S = Deutscher Dichter
A D E E E N R S = Ständchen
A A D E R S S T = Briefempfänger
A A H M N O R T = Schlachtort der Antike
B E G I N N T Ü = Deutsche Universitätsstadt

Aus den vorstehenden Buchstaben sind Wörter von der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die Diagonale, von links oben nach rechts unten durch die von den gefundenen Wörtern gebildete Figur gezogen, nennt den Held einer bekannten Knabenerzählung.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Mister Cook ging mit einer verbindlichen Verneigung hinaus und Frank rief unwillkürlich: „Ein seltener Mann!"

„Auf jeden Fall ist es kein Alltagsmensch."

„Und noch weniger ein Betrüger."

Dies hatte Doktor Schlüter ausgerufen, und nun trat van Rhyn zu ihm. „Herr Doktor, verzeihen Sie, wenn ich diesen Augenblick des Alleinseins zu einer Frage benutze, die ich Ihnen gern im Angesicht aller meiner Kollegen stellen wollte. Wir hatten auf dem Schiff infolge des Sturmes keine Gelegenheit, in nähere Fühlung miteinander zu kommen, werden aber nun wohl noch längere Zeit auf ein engeres Zusammenleben angewiesen sein. Darf ich fragen, ob wir in Ihnen einen Kollegen, einen Wissenschaftler zu begrüßen haben?"

„Ich bin Kriminalist."

„Kriminalist?"

„Ich bin Ihnen eine nähere Erklärung hierfür schuldig. In den letzten Monaten hat sich Ähnliches ereignet, wie bereits vor fünf Jahren. Sie wissen, daß damals eine Anzahl besonders tüchtiger Männer spurlos aus Deutschland verschwand. Ich weiß nicht, ob Sie die Berichte verfolgt haben."

„Gewiß, bisweilen."

„Nun also, gerade vor drei Monaten sind aus Berlin an einem einzigen Tage wieder eine ganze Anzahl Menschen verschwunden, von denen besonders die beiden Ingenieure Bollmann und Müller bereits einen geachteten Namen besaßen. Es waren diesmal vor allem Monteure und Chemiker und sogar ganze Familien mit Frauen und Kindern. Fast jedesmal kam dann nach einiger Zeit eine Postkarte aus San Franzisko an die Angehörigen, mit dem Inhalt, daß es den Betreffenden gut gehe. Es ist klar, daß sich die Polizei über diese fortgesetzte Verschleppung deutscher Untertanen Gedanken machte, und so erhielt ich den Auftrag, selbst zunächst nach San Franzisko zu gehen und von da aus zu versuchen, irgend etwas in Erfahrung zu bringen. In Frisko aber wußte niemand etwas, nur daß ich von dunklen Gerüchten erfuhr, daß auf den mir bis dahin unbekannten Drusenkopfinseln im Stillen Ozean rätselhafte Dinge vorgingen. Zu jener Zeit machte ich die Bekanntschaft des Besitzers der Jacht ‚Nightingale', und da ich auch von Ihrer Expedition erfuhr, meine Herren, nahm ich den Vorschlag des chilenischen Farmers, auch auf der Jacht mitzufahren, mit großem Dank an. Ich hatte ein bestimmtes Gefühl, als ob ich in Ihrer Gesellschaft etwas erreichen würde, wagte aber nicht, Sie sofort von meinen Absichten und Hoffnungen in Kenntnis zu setzen, weil ich befürchtete, Sie würden sich dann meiner Mitreise widersetzen."

Van Rhyn streckte ihm die Hand hin. „Was Sie uns da sagen, ist sehr interessant. Ich denke im Sinne meiner Freunde zu sprechen, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Sie uns herzlich willkommen sind. Gerade in unserer Lage kann es uns höchstens von Nutzen sein, wenn wir einen Mann mit der geschulten Menschenkenntnis eines Kriminalisten unter uns haben."

Schlüter verbeugte sich dankend, dann nahmen die Herren wieder Platz, sprachen den Zigarren zu, die vor ihnen standen, und warteten mit der Spannung von Leuten, die vor der Lösung eines interessanten Rätsels stehen, auf die Rückkunft Mister Cooks und die angekündigte Vorstellung seiner Mitarbeiter.

„Wer sind Sie?" fragte Bob White. — „Ich? Ich bin Elsa Dorn."

* * *

Während die Mitglieder der Expedition mit Mister Cook sprachen und dann darauf warteten, daß dieser ihnen die Herren zuführte, die ihnen die Rätsel und Wunder von Santa Scientia und seiner Hauptstadt Isabela erklären sollten, hatte Bob White, der Sekretär des Amerikaners, ein anderes, gleichfalls merkwürdiges Erlebnis. Bob White, eigentlich deutscher Abstammung und bei seiner Geburt Robert Weiß genannt, war äußerlich vollkommen Amerikaner geworden. Er

verband die eiſerne Arbeitskraft eines ſolchen mit der Begeiſterungsfähigkeit des Deutſchen und hatte in den letzten Jahren kaum noch Zeit gefunden, an ſeine Heimat zurückzudenken. Er ſaß jetzt über einer eiligen Arbeit, die durch den Empfang der Gelehrten unterbrochen worden war, als er höchſt unerwartet an ſeine früheſte Jugend erinnert werden ſollte.

Ein Klingelſignal ſchreckte ihn auf. Über dem Schreibtiſch war eine Mattſcheibe in die Wand eingelaſſen, und auf dieſer erſchien jetzt eine Schrift: „Zeppelin 307 glücklich aus Friſko zurück. Telephon nehmen!“

Er griff zum Hörer.

„Mit dem Zeppelin iſt ein junger Mann aus Friſko gekommen.“

„Wie iſt das möglich?“

„Weiß nicht; das Luftſchiff hat Fernleitung und bringt nur Ladung. Kein Mechaniker iſt mitgefahren. Beim Entladen ſprang der junge Menſch heraus und verlangte nach Miſter Cook. Er verweigert jede Auskunft und erklärt, daß er ſolche nur ‚Seiner Majeſtät dem König Benjamin oder Seiner Exzellenz dem Reichskanzler‘ geben werde.“

„Lächerlicher Kerl!“

„Gefällt uns auch nicht. Iſt anſcheinend ſehr jung und hat immer etwas Spöttiſches um den Mund. Scheint mir ein Spion, den uns wieder irgend eine Regierung auf den Hals ſchickt, und hat vielleicht Möller in Friſko beſtochen.“

„Möller iſt zuverläſſig. Schicken Sie den jungen Mann einmal her!“

Es war allerdings eine alltägliche Sache, daß Spione der verſchiedenſten Länder, beſonders der Vereinigten Staaten und Englands, verſuchten, hinter das Geheimnis der Druſenkopfinſeln zu kommen.

Schon ertönte eine Klingel, die Tür ging von ſelbſt auf und einer der Wagen der elektriſchen Hausbahn hielt vor ihr. Sie war ſo eingerichtet, daß ſie genau die Türöffnung deckte und dem Inſaſſen nur der Ausgang in das Zimmer offenſtand.

Ein ſehr ſchlanker, kleiner, knabenartig junger Menſch trat heraus und blieb ſtehen. Bob warf einen Blick auf das Geſicht. Es hatte durchaus nichts Amerikaniſches, im Gegenteil, ihm war, als habe er dieſe Züge bereits früher einmal geſehen. Dabei waren dieſe viel gereifter, als man bei einem Knaben hätte erwarten ſollen.

Der Ankömmling machte eine tiefe Verbeugung, während etwas mutwillig Spöttiſches um den fein gezeichneten Mund lag. „Exzellenz — ich weiß nicht, wie ich den Herrn Reichskanzler anreden ſoll.“

Bob White runzelte die Stirn. „Laſſen Sie dieſe Kindereien! Ich heiße Bob White.“

Wieder lächelte der Fremde. „Das glaube ich nicht.“

Bob fuhr in die Höhe. „Was wünſchen Sie? Was drängen Sie ſich unberechtigt in unſer Gebiet? Wie kamen Sie in das Luftſchiff? Was veranlaßt Sie, ſich ſo ungehörig zu benehmen?“

Der Fremde zuckte die Achſeln. „Das ſind ſehr viele Fragen, die ich nicht alle auf einmal beantworten kann.“

„Sie haben ſich geweigert, Ihre Papiere zu zeigen?“

„Weil ich keine habe — ſehr einfach.“

„Wer ſind Sie?“

„Ich? Ich bin Elſa Dorn.“

White ſprang auf. „Wer?“

„Elſa Dorn. Und wenn ich mich nicht irre, biſt du — und wenn du zehnmal Reichskanzler, König oder Tyrann der ſagenhaften Druſenkopfinſeln biſt — mein Vetter Robert, der aber früher Weiß und nicht White hieß.“

Bob ſtarrte ſie an und begriff jetzt, warum ihm dieſes Geſicht ſo bekannt erſchienen war. Die kleine Baſe Elſa war vor Jahren, als er Deutſchland verließ, ein kleines Mädchen geweſen.

Sie ſchien ſeine Gedanken zu erraten. „Ganz richtig, ich war fünf Jahre alt, als du plötzlich verſchwandeſt. Jetzt bin ich leider ſchon zweiundzwanzig. Sollteſt du noch zweifeln — ich erinnere mich genau, daß ich dir damals noch meinen Pfannkuchen anbot, als du das letztemal bei meinem armen Vater, der dein Vormund war, dein Geld abholteſt.“

„Elſa — du biſt es wirklich?“

„Allerdings. Sehr höflich ſcheinſt du aber nicht zu ſein, daß du mir noch nicht einmal einen Stuhl angeboten haſt.“

Bob ſtarrte die Mädchengeſtalt noch immer an. „Bitte, nimm Platz! Ich ...“

„Du wunderſt dich über meine Erſcheinung? Es iſt ſehr einfach und durchaus verſtändlich, daß ich es vorzog, zu dieſer Reiſe einen Männeranzug zu wählen. Ein einzelnes Mädchen reiſt nicht gern in die Welt hinaus.“

„Alſo, du biſt ...“ Bob ſuchte nach Worten, während Elſa, die ihr kurzgeſchnittenes Haar nach Herrenart trug, ſich niederſetzte.

„Das alles iſt gar nicht ſo ſeltſam. Vater iſt tot, Mutter hat ihn nur wenige Wochen überlebt. Das alles ſpielte ſich vor zwei Jahren ab. Ich ſtand ganz allein, wenn auch die Eltern mich ſelbſtändig erzogen hatten und mich allerhand lernen ließen. Ich nahm den Antrag einer deutſchen Firma an und ging nach Amerika. Vor einem Jahr kam ich nach Friſko. Ich muß dir offen geſtehen, daß ich dabei an dich dachte. Ich hatte gehört, daß es dir irgendwo in der Welt gut ging, daß du dein Glück gemacht hatteſt. Da glaubte ich, auch mir müſſe draußen in der Welt das Glück blühen. Leider war das ein Irrtum. Die deutſche Firma, die mich verpflichtet hatte, ging zu Grunde. Zum Glück verſtand ich inzwiſchen hinreichend Engliſch und trat bei Smith & Co. in Friſko als Sekretärin ein.“

„Alſo bei unſerer Vertretung?“

„Sehr richtig. Wir wurden alle verpflichtet, über die Geſchäfte der Firma Stillſchweigen zu bewahren. Immerhin muß ich ganz brauchbar geweſen ſein, denn ich wurde im Laufe der Zeit Privatſekretärin des Miſter

Möller und erfuhr so mancherlei über die seltsame Stadt Isabela und die noch seltsameren Geschäfte, die Mister Möller im Auftrage dieser Stadt abschloß. Es ist nur zu verständlich, daß ich mir meine Gedanken darüber machte und entsprechende Wünsche hegte. Mister Möller, den ich auszufragen versuchte, lehnte jede Auskunft ab; darum beschloß ich, gleich an die richtige Schmiede zu gehen. Ich wußte, daß die Drusenkopfinseln irgendwo vorhanden waren, wenn sie auch im Atlas nur als unfruchtbare Eilande verzeichnet sind. Auch war mir bekannt, daß jede Woche ein Zeppelin dorthin abging und daß die tollsten Gerüchte über das große Geheimnis der Inseln in Frisko umherschwirrten. Also, ich beschloß, zu reisen. Das war nicht so schwer. Ich wußte, daß die Zeppeline auf dem Riff Santa Rosa bei Los Angeles zu landen pflegen, um nicht von den amerikanischen Behörden überrascht zu werden, und daß ein Unterseeboot den Verkehr von dieser angeblich Mister Möller gehörigen Insel nach Frisko vermittelte. Ich nahm Urlaub zu einer Reise nach Neuyork, schmuggelte mich auf das Unterseeboot und verbarg mich dann ein paar Tage in den Lagerschuppen, die unterirdisch in Santa Rosa angelegt sind. Der Zeppelin kam, und es war kein Fahrgast zu sehen. Ich schlich mich während der Nacht in die Kabine. Mundvorrat hatte ich natürlich bei mir. Trotzdem war es keine angenehme Stunde, als das brave Luftschiff abgondelte und ich nicht einmal wußte, wohin. Dann wurde die Kabine verschlossen, zum Glück, ohne daß jemand sie vorher durchforscht hätte. Wäre im letzten Augenblick noch ein Mitreisender gekommen, hätte etwa Mister Möller etwas von dem Schwindel erfahren — ich weiß wirklich nicht, was ich dann getan hätte. Die Fahrt begann. Sie war herrlich, über alle Maßen großartig. Unten lag das schäumende Meer und ich schwebte hoch in der Luft. Ich war jetzt völlig sicher. Der Führer hatte gewiß während der Fahrt keine Zeit, sich um mich zu kümmern. Leider war es schauderhaft kalt, und es mußte ein böser Sturm herrschen, denn mir war sehr elend zu Mute. Endlich wurde mir besser, und ich wagte ganz leise den Vorhang vor der Glastür etwas zurückzuschieben, die die Pilotenkabine von der meinigen trennte. In diesem Augenblick sank allerdings mein Mut auf den Nullpunkt, als ich sah, daß überhaupt gar kein Führer da war, sondern ich ganz mutterseelenallein in dem Luftschiff über das Meer flog. Ich muß gestehen, daß ich mich für verloren hielt und glaubte, der Zeppelin habe sich losgerissen. Endlich beruhigten mich ein wenig die gleichmäßige Fahrt und der Umstand, daß das Schiff entschieden planmäßige Wendungen ausführte, und ich bekam einen Begriff von eurer genialen Fernsteuerung. Dann senkte sich das Märchenluftschiff in großen Kreisen zur Erde. Wir landeten vorzüglich, und ein allerdings recht wenig höflicher Mann nahm mich in Empfang."

„Jedenfalls bist du mutig."

„Das ist wohl eine Familienähnlichkeit mit dir."

„Du wußtest wohl, daß ich hier in Isabela bin?"

„Keine Ahnung. Ich habe dich aber sofort erkannt, als ich dich hier am Tisch sitzen sah."

„Und was willst du hier?"

„Genau dasselbe, was du hier tust: in Isabela mein Glück machen, nichts weiter."

Bob schritt auf und nieder. „Du hast leichtsinnig gehandelt."

„Vielleicht auch nicht."

„Du wußtest nicht einmal, ob das Schiff nach Isabela ging."

„Wohin sollte es sonst gehen?"

„Was hättest du dann angefangen, wenn ich nicht hier gewesen wäre?"

„Ich habe gar nicht an dich gedacht."

„Weißt du, für was jener Mann dich hielt, der dich entdeckte?"

„Woher soll ich das wissen?"

„Für einen Spion."

„Alle Wetter, sehe ich so aus?"

„Ich weiß wirklich nicht, was ich jetzt mit dir anfangen soll."

„Mir eine Stellung verschaffen, in der ich etwas leisten kann."

„Ich weiß keine. Wir haben überhaupt nur sechs europäische Frauen hier."

„Dann bin ich Nummer sieben, hoffentlich nicht die böse Sieben."

„Mache keine dummen Witze!"

„Du brauchst mich."

„Nein." Bob mußte Elsas Mut bewundern, trotzdem war ihm die ganze Sache recht lästig. Was sollte ein einzelnes Mädchen hier?

„Du brauchst eine Schreibmaschinendame."

„Nein; unsere Schreibmaschinen sind so gebaut, daß wir nur in einen Trichter diktieren und durch die Verwendung von Selenzellen die Sprache in Schrift umgewandelt wird, die Maschinen also selbsttätig arbeiten."

„Großartig! Das wollte ich längst erfinden. Dann brauchst du eben eine Registraturbeamtin."

„Wird automatisch erledigt." Allmählich machte das kühne Mädchen mit dem immer lächelnden Gesicht ihm Spaß.

„Eine Köchin."

„Das Kochen besorgen unsere Apparate."

„Ein Dienstmädchen."

„Machen die Maschinen."

„Eine Sportlehrerin."

„Die Männer unterrichtet? Das glaubst du doch wohl selber nicht."

„Was bist d u hier eigentlich?"

„Privatsekretär des Mister Cook, dem die Inseln gehören."

„Was ist das für ein Mann?"

„Ich lernte ihn kennen, als ich nach Chikago kam, als Gläserspüler auf Tagelohn in einer Schlächterkneipe. Er brauchte einen Sekretär, hatte Vertrauen

Etonboys beim Prüfen ihrer Kricketſchläger.
Phot. E. Schlochauer.

zu mir und erkannte, daß er mich brauchen konnte. So nahm er mich mit. Mir war es damals ganz gleich, wohin."

„Das war anſtändig von ihm. Und jetzt?"

„Bin ich ſozuſagen ſeine rechte Hand."

„Und wirſt ſpäter ſein Nachfolger."

„Unſinn!"

„Du verdienſt es auch gar nicht."

„Weißt du das?"

„Weil du ein ganz ſchlechter Menſch biſt."

„Du kennſt mich doch gar nicht."

„Dieſer fremde Mann hat ſich deiner angenommen und etwas aus dir gemacht, und du willſt dich nicht um mich kümmern, obgleich ich dir, als du aus Berlin abreiſteſt, meinen einzigen Pfannkuchen geſchenkt habe?"

Bob lachte. „Das weißt du noch ſo genau?"

„Iſt es etwa nicht ſo?"

„Es war kein Zufall, daß Miſter Möller dich in ſein Geſchäft nahm. Ich wußte von dir und bat Miſter Cook, daß er es mit dir verſuchte."

„Iſt das wahr?" Sie trat ganz dicht an ihn heran. „Höre einmal, Bob, du biſt ein vortrefflicher Menſch. Du mußt es ſein, und dein Miſter Cook muß es auch ſein, wenn ich auch ſonſt von dieſem Sagenreich Santa Scientia und ſeiner Hauptſtadt Iſabela noch faſt nichts weiß. Man behauptet, daß dieſer Herr Cook der reichſte Mann auf der Welt ſei."

Bob lachte. „Iſt nicht ſo ſchlimm."

„Jedenfalls, du biſt bei ihm etwas geworden; jetzt zeige, daß du mir helfen willſt! Behalte mich hier, bringe mich zu Miſter Cook, ſprich für mich und ſchicke mich nicht wieder fort!"

„Wenn ich nur wüßte, was mit dir geſchehen ſoll!"

„Dann überlege!"

Elſa hatte aus der Doſe, die auf dem Tiſch ſtand, eine Zigarette genommen, entzündete ſie und ſetzte ſich behaglich im Seſſel zurecht. Sie erſchien Bob wie die verkörperte Willenskraft, dieſes Mädchen, das ganz allein über das Meer geflogen war. (Fortſetzung folgt)

Etonboys / Von Dr. Ernſt Franck

Eton (It'n ausgeſprochen) iſt eine kleine engliſche Stadt an der Themſe mit ein paar tauſend Einwohnern. Dort hat Heinrich VI. von England vor fünfhundert Jahren eine ſehr berühmt gewordene Erziehungsanſtalt gegründet, das Eton College. Die jungen Leute, die dort erzogen und auf den Beſuch der Univerſität vorbereitet werden, heißen die Etonboys und ſind durch ihre auffallende Kleidung eine ſehr charakteriſtiſche und volkstümliche Erſcheinung in England; ſie tragen Zylinder, kurze ſchoßloſe Jacke und geſtreifte Hoſen, dazu breite weiße Umlegkragen mit ſeidengeſtrickten Matroſenſchlipſen. An hohen Feiertagen, beſonders beim Jahresfeſt, das am 4. Juni ſtattfindet, treten ſie durchaus als junge engliſche Gentlemen auf und erſcheinen im Frackanzug oder im Cutaway mit der üblichen Nelke im Knopfloch.

Das Eton College hat oder hatte bis zur Jahrhundertwende eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem deutſchen Schulpforta in Thüringen. Nur wurde dort von jeher viel mehr Sport getrieben als auf deutſchen Schulen. Beſonders Kricket, das mit einem Schlagholz geſpielte engliſche Nationalballſpiel, erfreut ſich größter Beliebtheit. Dann war Eton auch geſellſchaftlich wichtig. Es war und iſt die vornehmſte Lateinſchule, und die geſellſchaftliche Ausbildung, die Erziehung zum guten Ton und zum „Gentleman" ſpielen in Eton eine ſehr bedeutende Rolle.

Eton iſt ein Internat, wenn auch nicht alle, die das College beſuchen, im Hauſe wohnen und beköſtigt werden, und die Gewohnheiten und Sitten, die ſich in Schülergemeinſchaften herausbilden, haben auf der ganzen Welt eine große Ähnlichkeit untereinander. So iſt es denn auch in Eton nicht anders, als daß die älteren Schüler befehlen und die jüngeren gehorchen müſſen. Das Verhältnis entſpricht etwa dem zwiſchen Fuchs und Fuchsmajor in unſern ſtudentiſchen Verbindungen. Der jüngere Etonboy führt den Spitznamen „Fag", was ſoviel wie Packeſel oder Sklave bedeutet; auch der Begriff von ſchwer arbeiten und Prügel bekommen liegt darin. Sein älterer Kamerad dagegen iſt der „Fag-

master", der Gebieter des Fags, der Sklavenhalter, und wenn der Fagmaster „Boy!" ruft, so hat jeder in Hörweite befindliche Fag herbeizuspringen und den geforderten Dienst zu verrichten. Die Spitznamen spielen in Eton überhaupt eine große Rolle, und manche dieser Namen sind so durchaus englisch, daß sie unübersetzbar sind. So werden ältere Schüler, die eine gewisse Selbständigkeit genießen und eigene Farben tragen dürfen, „Pops" genannt, was sich nicht verdeutschen läßt, weil „Pop" im Grunde nur einen Knall oder Puff oder auch eine kleine Pistole bedeutet. Vielleicht kommt unser Ausdruck „Kanone" im Sinne von „Stimmungskanone" oder „Verkaufskanone" der Sache noch am nächsten. Natürlich haben auch die einzelnen Schüler, die verschiedenen Rangordnungen unter ihnen und besonders die Lehrer alle ihre Spitznamen, die sich oft, wie Spitznamen nun einmal sind, nicht gerade durch Zartheit und Rücksicht auszeichnen.

Wenn neue Boys in das Eton College einziehen, so ist es ihre erste Sorge, das Zimmer, das sie bewohnen sollen, recht gemütlich auszustaffieren. Ein paar billige Drucke, Landschaften oder Pferde darstellend, werden gekauft, um die kahlen Wände zu schmücken, auch wohl das Bild eines schneidigen Kavallerieoffiziers, der mit dem Rufe „Floreat Etona (Eton blühe)!" vorstürmt. Auch Kerzen und Leuchter mußten noch bis in die neueste Zeit von den Schülern gekauft werden, und die schweren Zündholzbehälter mit dem Wappen von Eton in heraldischen Farben waren wohl in jedem Zimmer zu finden.

Eine der wichtigsten Stunden des Tages im Eton College war immer die Teestunde. Da wurden aus den Zimmern der Fagmasters herrischen Tons Befehle gebrüllt. Füchse polterten die Treppen hinauf und hinunter und rannten die langen dunklen Gänge des Hauses entlang, Teekannen wurden wie Tomahaks geschwungen und mit Toastgabeln wurde lebensgefährlich in der Luft herumgefuchtelt. Diese Gabeln, an denen die Weißbrotscheiben zum „Toast" geröstet werden, waren auch sonst gefürchtet, denn das runde Ende ihres Griffes, sachverständig als Züchtigungsmittel angewendet, hinterließ auf der getroffenen Stelle eine hellrote Beule von Kirschenform, und dieser als „Kirschenpuff" beliebte Schlag war die übliche Strafe für solche, die aus Unaufmerksamkeit oder Ungeschicklichkeit den Toast hatten anbrennen lassen.

Die Erziehung in Eton ist streng und vielfach noch an sehr alte Formen gebunden. Die religöse Erziehung wird besonders gepflegt, und die Chorübungen in der Kapelle müssen fleißig besucht werden. Nächtliches Ausbleiben ist natürlich verpönt, und Eton College ist nachts durch Ketten und Riegel vor dem gewichtigen Tor geschützt. Das hinderte die Jungen freilich niemals, zu nachtschlafender Zeit heimlich durch die Fenster das Freie zu suchen. Ehrfurchtsvolles Benehmen und fleißiges Mitsingen im Chor gehören zu den Dingen, die dem Etonboy als notwendig am meisten eingeschärft werden. Der vollkommene Etonboy hat vor allem Pflichten gegen Gott und gegen seine Dame. Was die letzteren angeht, so bestehen sie vornehmlich darin, daß der Junge täglich den Kragen wechselt und seine Dame, wenn er sie auf der Straße trifft, ehrerbietig grüßt.

Aus der Geschichte der Brieftaube

Die Verwendung der Brieftaube zu Botenzwecken stammt für das Gedächtnis der meisten Menschen erst aus dem Jahre 1871, wo man bekanntlich bei der Verteidigung von Paris von diesem Mittel Gebrauch machte. Es gab jedoch in Belgien bereits im Jahre 1820 Klubs von Brieftaubenzüchtern, die Wettfliegen ihrer Tauben veranstalteten. Doch sogar im Altertum

Etonboys, Schüler des altehrwürdigen englischen Eton College, in ihrer charakteristischen Kleidung / Phot. E. Schlochauer.

war die Verwendung der Brieftaube nicht unbekannt. Schon in der Blütezeit des persischen Reiches gab es solche, die jedoch damals ausschließlich für Regierungszwecke benutzt wurden. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts breitete sich dann die Verwendung der Brieftaube zunächst in England, später in Deutschland und andern Ländern allgemein aus.

Die Sicherheit im Luftverkehr

Unter diesem Titel erschien unlängst von Erhard Milch, dem technischen Direktor der Deutschen Lufthansa, eine umfassende Schrift, die das gesamte Zahlenmaterial enthält, das in den Jahren 1926 bis 1928 von der Deutschen Lufthansa gesammelt wurde. Einwandfrei läßt sich hieraus erkennen, welchen Sicherheitsgrad der deutsche Luftverkehr erreicht hat und wo die Mängel liegen, die noch von der Technik und dem Verkehrsbetrieb zu beheben sind. Aus der über siebzig Seiten umfassenden Broschüre soll an Hand der wichtigsten Daten ein kurzes, allgemein interessierendes Bild gegeben werden, das einen Überblick über Unfallursachen und Unfallfolgen gibt.

Das Streckennetz umfaßte am 1. August 1926 vierundfünfzig Strecken mit einer Tageshöchstleistung von 37 222 Kilometer. 1927 waren siebenundsiebzig Strecken mit 49 898 Kilometer und 1928 neunundneunzig Strecken mit 61 719 Kilometer im Betrieb. Im ersten Jahre wurden zweiundsiebzig, im zweiten Jahre neunundneunzig und im Jahre 1928 ebenfalls neunundneunzig Häfen im In- und Auslande angeflogen. Im planmäßigen Verkehr wurden 1926 8 141 479 Kilometer geflogen, 1927 9 208 029 und 1928 10 217 528 Kilometer. Hinzu kommen die nicht planmäßigen Rund-, Sonder- und Werkflüge, die etwa noch 6 v. H. auf die jeweils angeführten Zahlen ausmachen. Die Regelmäßigkeit der Flüge betrug 1927 89,7, 1928 91,9 v. H. im Durchschnitt. Hierbei sind die Zahlen für 1926 nicht angeführt, da der Flugbetrieb in diesem Jahr erst am 1. April aufgenommen wurde. Die Regelmäßigkeit wurde behindert 1927 durch Witterungseinflüsse um 9,3 v. H., durch technische Störungen um 0,7 v. H. und durch sonstiges um 0,3 v. H. 1928 übte das Wetter einen wesentlich geringeren Einfluß aus. Die Zahl sank auf 7,0 v. H. Dagegen stieg die technische Störungsquelle um 0,1 v. H. auf 0,8 v. H. Sonstiges blieb gleich mit 0,3 v. H. Das geringe Ansteigen der technischen Störungen erklärt sich durch das Indienststellen neuer Muster, ist aber an sich belanglos. Zu bemerken ist hierbei, daß unter regelmäßigen Flügen solche verstanden werden, die am gleichen Tage bis zum Zielhafen durchgeführt werden konnten.

Die Bruchübersicht zeigt, daß 1926 128, 1927 144 und 1928 138 Brüche verzeichnet wurden. Diese Zahlen beziehen sich auf die gesamten Flüge, nicht nur auf die planmäßigen Streckenflüge. Weiterhin ist zu beachten, daß hier unter Bruch jede, auch die kleinste Beschädigung zu verstehen ist, die zum Teil in wenigen Minuten von der Besatzung selbst behoben werden konnte. Nur 1,6 bis 2,2 v. H. der Brüche waren hundertprozentig, dagegen waren 64,8 bis 50,7 v. H. so gering, daß der Bruchschaden als unter 10 v. H. galt. Von den insgesamt 410 Brüchen und Beschädigungen ereigneten sich 32 außerhalb des Verkehrsbetriebes, also bei Werkflügen und so weiter. Die Ursachen lagen in der Hauptsache in ungünstiger Witterung. In den drei Jahren erfolgten aus diesem Grunde 125 Beschädigungen. Hundertsiebenmal wird die Ursache beim Motor gefunden und sechsundzwanzigmal die Zelle beschuldigt. Der Flugplatz trug fünfundvierzigmal die Schuld, an 18 Beschädigungen soll die Besatzung schuldig sein, und 57 Beschädigungen werden unter „Sonstiges" aufgeführt.

Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, daß die 410 Beschädigungen auf 200 724 Flüge kommen, bei denen 27,08 Millionen Kilometer bewältigt wurden. Betrachtet man die durch Motorstörungen verursachten Brüche, so ist es wesentlich, wie sich diese auf ein- und mehrmotorige Flugzeuge verteilen. Es seien infolgedessen die drei Berichtjahre zusammen betrachtet, wobei die Brüche auf jeweils eine Million der von den entsprechenden Typen geflogenen Gesamtkilometer betrachtet seien. Bei einmotorigen beträgt die Zahl 3,73, bei zweimotorigen 7,87, bei drei- und viermotorigen 4,11 und bei sogenannten modernen dreimotorigen Flugzeugen, das sind solche, die auf Grund der neuzeitlichen Durchentwicklung das zurzeit vollwertigste der Erzeugnisse darstellen, nur 1,48. Schon daraus ergibt sich, daß die Weiterentwicklung der mehrmotorigen Flugzeuge von besonderer Wichtigkeit ist, denn die noch verhältnismäßig hohe Anteilzahl der dreimotorigen Flugzeuge erklärt sich dadurch, daß es sich zum großen Teil noch um solche handelt, die bei Ausfall eines Motors nicht weitergeflogen werden können. Der geringe Anteil der sogenannten „modernen" beweist, daß das mehrmotorige Flugzeug doch dem ein- und zweimotorigen überlegen ist. Eine Rolle spielt allerdings auch heute noch die Geschicklichkeit und Übung des Piloten; nicht alle Flugzeugführer können ohne weiteres mit teilweise völlig stillstehendem einen Seitenmotor fliegen.

Aus der Übersicht der Personenschäden geht hervor, wie gering der Anteil der ernstlichen Flugzeugunfälle ist. Gleichzeitig ergibt sich eindeutig, wie die Sicherheit des Luftverkehrs auf Grund der technischen und betrieblichen Erfahrungen gestiegen ist. Beim Vergleich der Zahlen ist darauf zu achten, daß die Leistungen in den Jahren bedeutend gesteigert wurden, was sich aus der Übersicht auf je eine Million Fluggastkilometer ergibt. 1926 wurden achtunddreißig Gäste verletzt und vier getötet, 1927 dreiundzwanzig verletzt und sieben getötet und 1928 ebenfalls nur dreiundzwanzig verletzt und nur vier getötet. Auf eine Million Gastkilometer kamen also 1926 1,77 Verletzte, 0,28 Getötete; 1927 0,92 Verletzte und 0,28 Getötete; 1928 waren nur noch 0,87 verletzte und 0,15 getötete Fluggäste zu verzeichnen.

Sehr beachtlich sind auch diejenigen Zahlen, die sich auf die Erfahrungen mit Nachtstrecken beziehen. Im allgemeinen ergeben sich hier keine wesentlichen Unterschiede gegenüber den Tagesstrecken. Das mag zunächst eigentümlich erscheinen, da noch teilweise die irrige Ansicht verbreitet ist, der Nachtflug sei wesentlich unzuverlässiger. Wenn die folgenden guten Ergebnisse gezeitigt werden konnten, so liegt das viel an den ausgesuchten Besatzungen, die zunächst Erfahrungen zu sammeln hatten, auf denen dann weiter aufgebaut wurde und vor allen Dingen auch weitergebaut werden muß. Es sei hier besonders des Flugkapitäns Funk gedacht, der die meisten Streckenkilometer in der Nacht auf der Strecke Berlin—Königsberg zurücklegen konnte. Bevor 1926 auf der Strecke Berlin—Königsberg der erste Personennachtflugdienst der Welt planmäßig aufgenommen wurde, hatten die Vorgänger der Deutschen Lufthansa, der Junkers-Luftverkehr und der Aero-Lloyd, ausgedehnte Post- und Versuchsflüge planmäßig ausgeführt. In der Zeit von 1926 bis 1928 wurden von der Deutschen Lufthansa insgesamt 1271 Nachtflüge ausgeführt. Hierbei wurden 487 747 Kilometer zurückgelegt. Das ergibt für die einzelnen Jahre: 1926 503 Flüge mit 162 948 Kilometer, 1927 217 Flüge mit 70 048 Kilometer und 1928 551 Flüge mit 254 751 Kilometer. Der geringe Anteil des Jahres 1927 erklärt sich daraus, daß nur in der Zeit vom 1. August bis 15. Oktober geflogen wurde. 1928 wurde dann auch die Strecke Berlin—Königsberg zu der genannten hinzugenommen, nachdem der Befeuerungsausbau beendet war. Die Regelmäßigkeit im Jahre 1928 zeigt den Monat April, in dem der Nachtverkehr in diesem Jahre aufgenommen wurde, mit 100 v. H. Sie sinkt wesentlich erst in den beiden letzten Monaten November und Dezember und erreicht im Dezember mit 32,3 v. H. den tiefsten Stand. Dennoch ist das Gesamtergebnis — April bis Dezember 1928 — 83 v. H. Die Ursachen dieser Erscheinung findet man leicht in der ungünstigen Witterung der Wintermonate, besonders des Winters 1928, und darin, daß in diesem der Gastverkehr erstmals planmäßig auch des Nachts durchgeführt wurde.

Bei den 551 Nachtflügen im Jahre 1928 sahen sich die Besatzungen achtzehnmal zu nicht planmäßigen Zwischenlandungen gezwungen. Die Ursache war vierzehnmal das Wetter, und in vier Fällen zwangen technische Störungen zur unbeabsichtigten Landung. In vierzehn Fällen konnte in vorbereitetem Gelände gelandet werden (auf Notlandeplätzen und Flughäfen), nur insgesamt vier Landungen waren sogenannte Außenlandungen in nicht vorbereitetem Gelände. In vier Fällen machte das Flugzeug bei der Landung Bruch, jedoch waren drei Brüche ganz leicht, nur einer schwer, der aber auch ohne jede Personenbeschädigung verlief.

Der Personalbestand der Deutschen Lufthansa betrug am 1. September 1928 an fliegendem Personal 167 Flugzeugführer, 65 Bordwarte und 39 Bordfunker. Die Zahlen verringerten sich im Winter; infolgedessen

Der Zentralflughafen Berlin-Tempelhof bei Nachtbeleuchtung. Auf den Radiotürmen sind drei rote Blinkfeuer.
Phot. Scherl, Berlin.

wurden am 1. Januar 1929 nur 135 Flugzeugführer, 75 Bordwarte und 37 Funker gezählt. Die nur geringe Einschränkung der Funker erklärt sich aus der im letzten Winter durchgeführten Befliegung der wesentlichsten von den großen Strecken, die mit Funkgerät ausgerüstete Flugzeuge befliegen.

Der Flugzeugbestand der Deutschen Lufthansa am letzten Stichtag, dem 1. August 1928, war insgesamt 197 Flugzeuge. Davon waren 163 einmotorig, 7 zweimotorig, 27 mehrmotorig, und 146 werden als moderne Verkehrsflugzeuge bezeichnet. 51 waren veraltet und sollen in diesem Jahre nicht mehr im Verkehr verwendet werden.

Der Wanderzirkus wird aufgebaut

Von Dr. Alfred Lehmann

Zu unserm Vollbild

Der Zirkus kommt! Das ist eine Freude bei jung und alt, in der Großstadt wie auf dem Dorf, in Europa wie in Australien und der ganzen bewohnten Welt! Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, und meist prangen je nach der Größe des wandernden Unternehmens schon einige Tage vorher große, bunte Plakate mit vielversprechenden Ankündigungen an den Anschlagsäulen oder den Scheunen. Diese Plakate, oft in lithographischer Technik ausgeführt, nennt der Artist in der ganzen Welt „Lithos", und sie sind sein ganzer Stolz. Die großen Wanderzirkusse, in Deutschland etwa Sarrasani, Krone, Hagenbeck, Barum, Kapitän Schneider und wie sie alle heißen, in der Schweiz Knie, in Südafrika Pagel, in Nordamerika einst Barnum & Bailey, jetzt in den Ringling Brothers aufgegangen, sowie Sells-Floto, in Italien die Franconi-Truzzi, kurz die Wanderzirkusse in allen kultivierten Ländern sind stets auf schnelle Beförderungsmöglichkeit eingestellt. In Amerika zum Beispiel arbeiten Zirkusse an einem Ort im Höchstfalle drei Tage, meist aber nur einen Tag. Deshalb wird bloß eine Zelt- und Wagenstadt errichtet. Wo am Vormittag ein öder Platz vor der Stadt die Gegend wenig anmutig machte, steht am Abend bereits eine schmucke Zeltstadt und lädt Neugierige zum Besuch ein.

Beim Aufbauen des Wa

Jedermann kennt die kleinen grünen Wägelchen, die zu dritt oder viert auf der Landstraße heranpendeln, Maringotten oder Wohnwagen genannt, in denen der

)erzirkus / Phot. Defina.

Der Zirkus wird aufgebaut. Die großen Zelte errichten die Musikanten. Das ist nun einmal eine alte Pflicht der Zirkusmusikkapellen, daß ihre Mitglieder imstande sein müssen, rasch und sicher Zelte zu errichten. Namentlich die pfälzischen und die tschechischen Musikanten sind als gute Zirkusbauer bekannt. Natürlich helfen bei kleineren Unternehmen auch die Artisten selbst mit, obwohl sie außer der Vorführung ihrer „Nummer" meist noch andere Verpflichtungen haben. Die großen Zirkusse freilich haben mit den Artisten einen Tarifvertrag, der solche Nebenarbeit nicht mehr zuläßt. Früher gehörte zum Beispiel noch „Uniformstehen" dazu, das heißt, während der Vorführung mußten die Nichtbeteiligten in einer Diener- oder Stallmeisteruniform in der Zirkusmanege zugegen sein. Bei kleinen Wanderzirkussen, deren Mitglieder häufig ein und derselben größeren Familie angehören, gilt freilich kein Tarifvertrag, sondern hier muß jeder nach besten Kräften

Direktor, der Clown und die andern Artisten hausen, die uns mit ihrer „Arena" besuchen wollen. Mancher Leser kennt aber vielleicht auch die großen weißen Eisenbahnwagen, die sämtlich den gleichen Namenszug eines bekannten Riesenzirkus tragen, oder die Dutzende von mächtigen Automobilen, die die Maringotten ersetzen und auch den Unternehmungsgeist des Besitzers verraten. Wie dem auch sei, jeder Zirkus ist uns willkommen, weil wir wissen, hier wollen arbeitsame Leute uns ihre Künste zeigen, denn fleißig sind sie alle zusammen, das gehört schon dazu, um in dem heutigen schweren Daseinskampf nicht etwa zu unterliegen.

helfen, den Lebensunterhalt zu verdienen. Schnell ersteht ein solches riesiges Zelt, das ganz verschiedenen Umfang hat, je nachdem es eine, zwei oder drei Manegen beherbergt. Jeder weiß, wo er anzufassen hat, keiner hat an diesem Tage Zeit. Abends geht die Vorstellung los, und da muß es so aussehen, als hätte der Zirkus schon tagelang Gastspiele gegeben.

Einmal schlenderte ich an einem frühen Morgen durch eine solche Wagenstadt. Die Autolenker hatten gerade Appell. Wer auch nur fünf Minuten zu spät kam, mußte Strafe zahlen. Die Musiker eilten mit ihren blank geputzten Instrumenten zur Probe, die im Zirkus selbst

stattfand. Man denkt so leichthin: Ach, was wird das schon für eine Probe sein! Die spielen doch Abend für Abend dasselbe. Der so denkt, soll das nur einmal sehen! Der Kapellmeister studierte neue Stücke ein, die die Kapelle abends vor der Fassade spielen sollte. Die Jacke mußte er ausziehen, so kam er in Schweiß. Dutzende von Malen wurden schwierige Stellen wiederholt. Dann kamen die Artisten selbst. Kleine Japanerkinder mußten, wo irgend eine kleine Ecke in einem Stall frei war, Handstand üben und Purzelbäume schlagen, die der Vater mit ernster Miene beaufsichtigte. Wieder anderswo übten arabische Springer, in der Manege selbst Trapezkünstler; die Clowns bürsteten ihre in der Vorstellung beschmutzten Kostüme, die Tiere bekamen ihr Futter und wurden gestriegelt und geputzt — kurz, es war schon ein reger Betrieb. In dem Wagen, der den „Pressechef" — ein solcher gehört heutzutage zu jedem größeren Zirkus — beherbergte, rasselte das Telephon. Der Direktor selbst ging durch das Zelt, in dem die kleinen Personenautomobile standen. Wehe, wenn sie nicht in Reih und Glied standen und nicht sauber geputzt waren!

Am Abend erstrahlt dann wieder die Fassade im hellsten Licht und lockt so die Leute zu den Genüssen, die in Aussicht stehen. Es ist schon ein eigener Reiz, das fahrende Volk bei seiner emsigen Arbeit zu bewundern, doch darf man dabei nicht verkennen, daß hinter aller Romantik sich oft ein bitterer Kampf ums tägliche Brot abspielt. Nur, wer den Willen zu eiserner Arbeit hat, wird sich hier auf die Dauer behaupten können. Dann freilich mag auch das Wandern, das ruhelose Umherziehen von Ort zu Ort seine eigenartigen Reize haben.

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

So war die Zeit gekommen, die nun gerade sechs Jahre zurückliegt, die Tage nach Pfingsten 1921. Wie heute, waren wir damals eben aus dem Pfingstzeltlager zurück, wo wir herrliche Tage verlebt hatten. Ebenso wie heute waren wir dabei, die Großfahrt des Jahres vorzubereiten, und diese Großfahrt sollte nach Bulgarien gehen. Ein kühner Plan war das damals, und ein Berg von Hindernissen mußte aus dem Wege geräumt werden. Es war Inflationszeit, und mit Papiermark konnte man an ein solches Unternehmen natürlich nicht herangehen. Jungen, heute noch wundere ich mich über unsere Schlauheit, die wir aufbrachten, um die so seltenen Dollarscheine aufzutreiben, sobald wir einen nennenswerten Betrag Papiergeld zusammengespart hatten. Auf welche Weise wir Geld zu verdienen wußten, um die Großfahrt sicherzustellen, das war auch aller Anerkennung wert. Der treibende Geist bei all diesem war natürlich Ernst. Er erreichte im schriftlichen Verkehr mit den Konsulaten Verbilligung der Visakosten und die Erlaubnis, daß der Führer des Trupps eine Pistole mitführen dürfe. Er arbeitete den Ausrüstungsplan, die Reisewege und alle andern Dinge aus und bewältigte damit eine Riesenarbeit. Er wälzte fremde Kursbücher und war stundenlang mit dem Zirkel auf der Landkarte beschäftigt, um die riesigen Strecken, die zurückgelegt werden mußten, mit unsern Geldmitteln und der möglichen Tagesmarschleistung des Trupps in Einklang zu bringen. Er arbeitete sich durch ethnologische, geographische und geschichtliche Werke über den Balkan durch, damit wir nicht nur so hindurchtrotteten, sondern auch etwas lernten und er uns alles erklären könne. Er erwirkte beim Direktor und bei der Oberschulbehörde auch eine einwöchige Ferienverlängerung für die Teilnehmer. Alles dieses, was ich hier angeführt habe, erschöpft noch lange nicht das, was er tat, um dem Unternehmen ein Gelingen zu sichern; paukte er doch sogar Bulgarisch und mußte er doch bei allen Eltern der Scholaren Besuche machen, um in oft stundenlanger Rede deren Bedenken gegen den ‚gefährlichen Balkan' zu widerlegen. Kurz, er leistete eine Arbeit, die zu leisten ich mir wohl kaum zutrauen möchte, und wir alle unterstützten ihn darin mit einer Begeisterung und einer Zähigkeit, wie ich sie von euch wohl auch kaum erwarten könnte, denn, wie gesagt, ihr seid keine Gruppe, wie wir es damals waren, einfach deshalb nicht, weil ich kein Ernst Bergmann bin. Damals bestand auf unserer Schule noch die uns sehr unangenehme Einrichtung, daß die Schüler, deren Kenntnisse oder Betragen und Fleiß zu wünschen übrigließen, vor den Großen Ferien einen Blauen Brief vom Direktor erhielten. Darin wurden den Eltern diese betrüblichen Tatsachen mitgeteilt. Ich kann euch versichern, daß wir in diesem Jahre zwischen Ostern und den Großen Ferien mit einem nicht zu überbietenden Fleiß gearbeitet haben. Trotzdem konnten drei von uns dann schließlich doch nicht mit, Werner und Kurt, zwei Brüder, weil deren Vater mit dem ersten Juli ins Rheinland versetzt wurde und mit dem ganzen Haushalt umzog, und Alfred, weil seine Mutter kurz vor unserm Aufbruch schwer erkrankte und er bei ihr bleiben wollte. So blieben denn neun Mann übrig, die sich einmal den Südosten Europas besehen wollten. Ich nenne sie dem Alter nach: Ernst, Heini und ich, Helmut, Detlef, Heinz, Erwin, Karl und Hans-Ullo, der der Jüngste war und die Fahne trug."

Bei dieser Stelle der Erzählung stand Ullo, der seine Fassung wiedergewonnen hatte und längst wieder im Zimmer war, auf, ging auf die Fahne zu, die in der Ecke stand, und nahm sie mit auf seinen Platz. Seine Hand strich über das verblichene Tuch, das schon vielfach geflickt war, und in seinen Augen lag ein Glanz der Erinnerung an eine herrliche Zeit, da er diese Fahne

der Schar vorangetragen hatte durch die Felstäler des Balkans.

Auch Karlheinz machte eine kurze Pause des Erinnerns und des Nachdenkens, bis er dann fortfuhr: „Nun, Leute, unsere Ungeduld könnt ihr euch ja vorstellen. Es waren einige unter uns, die führten schon vier Wochen vor Ferienbeginn große Bogen in der Tasche, und auf diesen Bogen hatten sie fein säuberlich ausgerechnet, wieviel Wochen, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden uns noch von dem heiß erwarteten Augenblick trennten, in dem der Zug die heimische Bahnhofshalle verlassen würde. Da war einer dabei, der schlief acht Tage lang nicht in seinem Bett, sondern auf dem Fußboden, denn er behauptete, wir hätten bisher immer auf weichem Boden gezeltet, man müsse sich aber abhärten, um auch auf Stein gut zu schlafen, denn der Balkan sei nur nackter Fels. Tatsächlich benutzte er in dieser Woche einen Pflasterstein als Kopfkissen. Da waren andere, die zeichneten die Balkankarte des Atlasses mit großer Sorgfalt ab, und Erwin gar, seit er gehört hatte, man brauche hauptsächlich Französisch da unten, war nicht zu bewegen, noch ein deutsches Wort mit uns zu reden, obwohl einem Neuphilologen bei seinem furchtbaren Französisch bestimmt schlecht geworden wäre. Unsere Balkanbegeisterung hatte eben keine Grenzen, und alles Grenzenlose wirkt leicht komisch. Ernst lächelte zu alledem, er sprach nicht viel; er war ganz erfüllt von der Schönheit des Gedankens, daß er nun bald mit uns, mit seinen getreuen Jungen, auf sechs Wochen die Wunder des vorderen Orients schauen sollte. Mit seinen getreuen Jungen, ja! Wenige Monate später sah das Bild anders aus.

Dann kam der Tag des Schulschlusses endlich doch. Bei der Schlußandacht in der Aula hat niemand das Lied so hell und froh gesungen wie wir neun. Wenn wir auch bedauerten, daß Werner und Kurt nicht mehr bei uns waren, und vor allem Alfred bemitleideten, der nun in Angst um das Leben seiner Mutter zurückblieb, während sich uns das Tor aller Freuden öffnete, ging uns dies alles doch nicht gar so tief, denn Jungen in jenem Alter sind wenig gefühlvoll und das eigene Glück steht ihnen über dem Leid anderer. Drei-, viermal packte jeder seinen großen Rucksack um, jedesmal war noch etwas vergessen worden. Schließlich aber war alles da, wir saßen im Zuge und warteten, daß er abfuhr. Mit drei Minuten Verspätung ging es los, und diese drei Minuten haben wir alle der Reichsbahn mächtig übelgenommen. Ein lustiges Winken, bald waren unsere Eltern nicht mehr zu erkennen, bald war auch von der Stadt nichts mehr zu sehen, unaufhaltsam und rasch fuhren wir südwärts.

Ja, Jungen, ich will mich nun nicht lange mit den Einzelheiten der Reise und dem Besichtigen von deutschen Städten aufhalten, denn wie es in Mitteleuropa aussieht und was man da auf Fahrt zu treiben pflegt, wißt ihr so gut wie ich. So mache ich denn einen kühnen Sprung von fünf Tagen und ein paar tausend Kilometern und fange mitten in Serbien an, und ein Eisenbahnunglück kommt auch gleich dran. Zunächst muß ich aber erst einmal wieder etwas Atem schöpfen.

Wir kamen also von Pancsowa aus mit dem Dampfer in Belgrad an. Belgrad! Darunter hatten wir uns etwas besonders Schönes und Romantisches vorgestellt, eine orientalische Stadt. Wir saßen auf dem Dampfer, unsere Fahne flatterte lustig im Winde, und wir selbst waren voll freudiger Erwartung auf Belgrad. Der erste Eindruck, den wir von der ‚Stadt und Festung Belgerad' bekamen, war auch schön; sahen wir doch zunächst die Trümmer der alten Türkenfestung oben an dem Felsufer, und alles schien noch so wie zur Zeit von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, zu sein. Vom Landungsplatz aus mußten wir dann endlose schmale Steintreppen hinaufsteigen — es war heiß und der Rucksack schwer — aber das machte uns nichts aus. Enttäuscht waren wir aber, als wir die Stadt selbst uns näher ansahen. Sie schien uns eine böse Mischung von Europa und Orient. Hier stand ein moderner Hotelpalast, nahe dabei waren elende Lehmhütten, kaum eine Straßenfront war einheitlich, da die Häuser oft ganz schief und winklig zur Straße standen. Schmutz bedeckte den Fahrdamm, das Pflaster war meistens in fürchterlichem Zustand und dicker Staub lagerte überall. Immerhin lernten wir hier an den Ladenschildern zuerst die zyrillischen Buchstaben kennen und ein lustiges Raten hub an. So deuteten wir den einen Namen als Bainep und mußten lachen, als Ernst dann an Hand seines Sprachführeralphabetes feststellte, daß der Ladeninhaber nicht Bainep hieß, sondern den biederen deutschen Namen Wagner führte. Allmählich aber lernten auch wir dieses Alphabet, jedenfalls soweit es sich um gedruckte Buchstaben handelte; mit den geschriebenen freilich kamen wir nie zurecht.

Da nun die Stadt uns gar nicht gefiel, begannen wir noch am gleichen Nachmittag, als es nicht mehr gar so heiß war, den Marsch. Freilich, so heiß wie am Mittag war es nicht mehr, aber doch für uns Norddeutsche eine recht ungewohnte Hitze, und ungezählte Schweißtropfen haben wir dort auf dem Balkan verloren. Unser von Ernst festgelegter Weg führte durch das ostserbische Gebirge, immer durch Flußtäler, zunächst an der Morawa entlang. Die Hauptorte, die wir berührten, waren Smederevo, Svilajnac, Cuprija, Alexinac, Nisch und Pirot, von denen allen aber eigentlich nur Nisch nach unsern Begriffen den Namen einer Stadt verdient. Es ist Festung, und wir mußten dort unsern Photoapparat ängstlich verborgen halten, wäre er uns doch sonst fortgenommen worden, wenn man uns nicht gar wegen Spionageverdacht eingesperrt hätte, denn in diesen Dingen sind die Serben sehr argwöhnisch.

Der Marsch selbst brachte uns auf unbeschreiblich schlechten Wegen durch eine ebenso unbeschreiblich schöne Landschaft, die uns mit jedem neuen Tage neue

Reize zeigte. Wir schliefen, gastfreundlich aufgenommen, manchmal in den elenden Hütten der Gebirgsbauern, die keinen Rauchfang haben und an Stelle der Fensterscheiben Ölpapier aufweisen. Die Hütten bestehen aus gestampftem Lehm und Flechtwerk, und regendicht wird ihre Bedachung wohl kaum sein. Zu unserer Zeit allerdings regnete es dort in Serbien nicht. Wir haben in den Bauernhäusern kaum ein Bett getroffen, denn das Holzgestell, auf dem zehn und mehr Menschen

Blick auf die Decks der „Bremen" mit den Rettungsbooten.

nebeneinander liegen, kann man wohl kaum so nennen. Die Lebensmittel, die wir kauften, waren nach deutschen Begriffen unerhört billig, vor allem die Eier und die Büffelbutter. Auch Wein kostete nicht viel, und Ernst hatte nichts dagegen, daß wir auf einer so ungewöhnlichen Fahrt ungewöhnlicherweise auch einen Becher Wein tranken, der dort gebaut wird. Es hat auch keinem von uns geschadet. Nur vor dem Zwetschgenbranntwein, den die Leute brauen, muß man sich hüten, denn der zerreißt dem, der ihn nicht gewohnt ist, fast Gaumen und Kehle. Die nötigsten Worte kannten wir bald, und unser ‚Dober den (Guten Tag)!' wurde von jedem Begegnenden freundlich erwidert. Anfangs war es uns Jüngeren oft noch ein unheimlicher Anblick, wenn uns Männer begegneten, die Schußwaffen und Dolche bei sich trugen und deren bärtige Gesichter und wildbunte Tracht uns zunächst immer wieder fürchten ließen, diesmal seien es aber wirklich Räuber und unsere besorgten Eltern hätten mit ihren Befürchtungen ganz recht gehabt. Freilich anmerken ließ sich natürlich keiner von uns diese Furcht, die wir auch immer sogleich überwanden, wenn wir auf Ernst sahen, dessen offener Blick stets nur Freude, nie aber Angst zeigte und dem wir damals wohl zutrauten, daß er allein mit einem ganzen Dutzend von Räubern fertig geworden wäre. Etwas ähnliches hat er uns auch später, als die Abenteuer und Gefahren dieser Fahrt wirklich kamen, bewiesen. Hier aber begegneten wir lauter friedlichen Leuten, die nur äußerlich gefährlich schienen. Von Deutschfeindlichkeit haben wir überhaupt nur manchmal bei den Behörden, nie aber bei der serbischen Bevölkerung selbst etwas gemerkt.

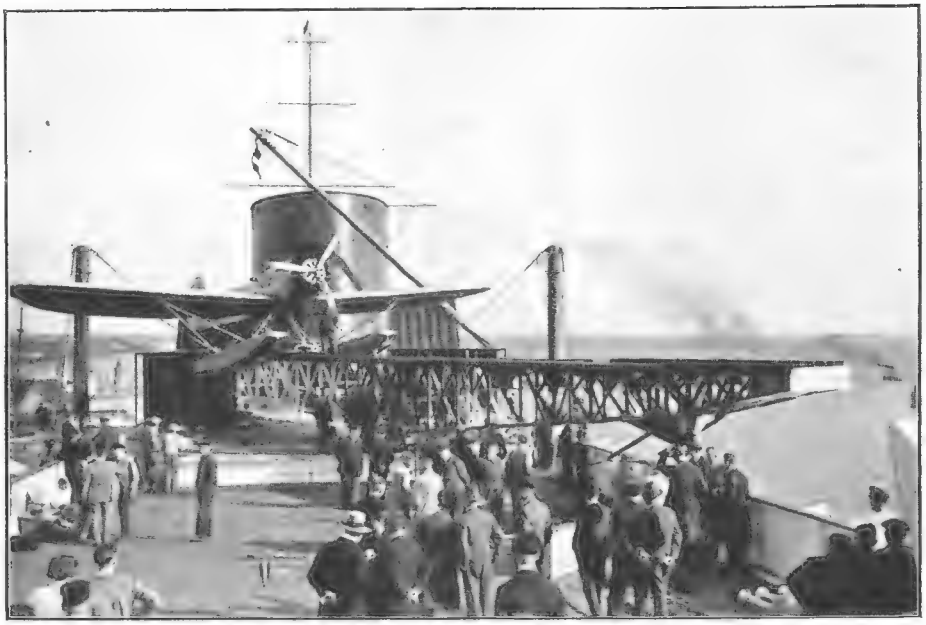
Oh, er war schön, dieser Marsch! Wenn wir in der Mittagszeit rasteten, dann war es so heiß, daß die Gegenstände zu zittern schienen, so erhitzt war die Luft. Wir suchten den Schatten und kochten uns unser Essen, das so erstaunlich billig war und immer so vorzüglich mundete. Des Abends, wenn wir, wie meistens, zelteten, saßen wir noch manche Stunde der Nacht davor und sangen deutsche Heimatlieder, deren Tiefe wir nun ganz anders zu erfassen vermochten. Manchmal las uns Ernst auch beim Schein des kleinen Lagerfeuers aus einer Übertragung serbischer Heldenlieder vor, die so voller Farbe und Erleben sind wie die weniger Nationen nur. Mit diesen Liedern stieg wieder die alte und doch gar nicht ferne Zeit empor, wo der Türke der Erbfeind und der Serbe geknechtet war, wo ein immerwährender blutiger Kampf in diesen Bergen tobte. Wenn manchmal ein ferner Tierschrei zu uns drang, dachten wir jedesmal, das seien die Wölfe, deren es hier noch so viel geben sollte und von denen noch keinen gesehen zu haben wir sehr bedauerten. Nun, wir wußten, daß im Sommer der Wolf den Menschen nie angreift und schon gar nicht an ein Lagerfeuer sich heranmacht, aber doch war es eine Art wohliges Gruseln, das uns bei diesen nächtlichen Lauten über den Rücken lief. Wenn wir endlich hineingekrochen waren ins Zelt, schliefen wir noch nicht, denn die Gedanken beschäftigten sich noch mit all dem Geschauten des vergangenen Tages und mit dem noch Schöneren, das der kommende Tag bringen sollte. (Fortsetzung folgt)

Das Meerwunder

Ein Gang durch den neuen Lloyddampfer „Bremen"
Von Dr. Heinrich Resch / Schluß
Mit Aufnahmen des Norddeutschen Lloyds

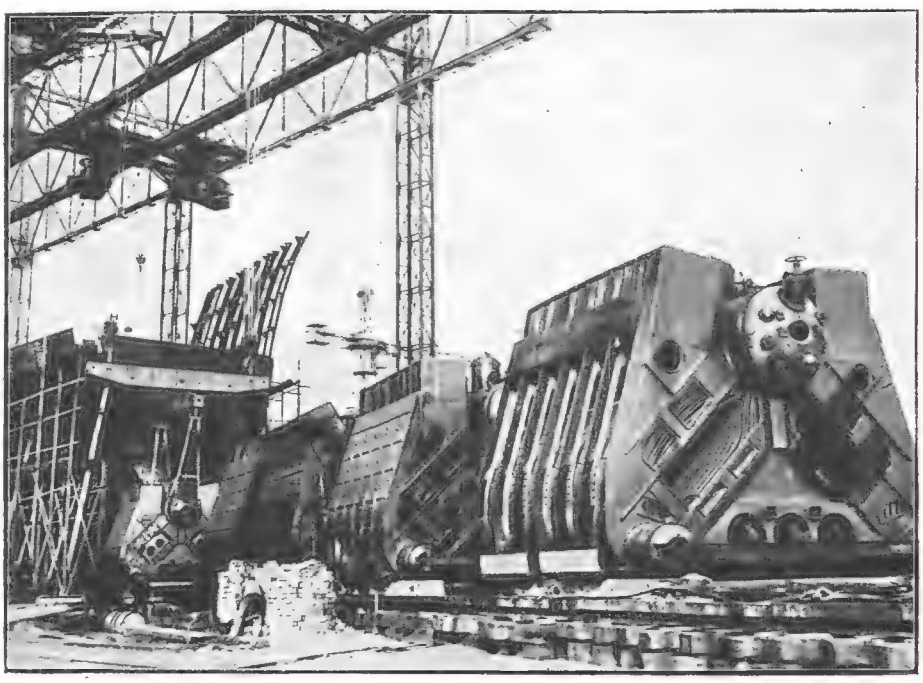
Die großen Schiffe, die haushoch über die Ufermauern hinausragen, kann man natürlich nicht vom Land aus von oben her betreten. Man spaziert vielmehr mitten in

der Schiffswand hinein, wo etwa vier bis fünf Meter über dem Wasserspiegel verschiedene große Türen angebracht sind. Wenn man durch eine solche Tür das Innere betritt, vergißt man für eine Weile völlig, daß man in einem Schiff ist. Da ist ein großer, breiter Gang, von dem Treppen und Gänge abzweigen, und in dem Gewirr kommt man sich vor wie in einem großen Geschäftshause. Man ist froh, daß man einen Führer bei sich hat, denn man könnte nicht dafür einstehen, daß, wenn man alle die langen Gänge weiterginge, von denen immer wieder kleinere zu den Kabinen abzweigen, treppauf treppab durch Säle und Maschinenräume, daß man da ohne langes Umherirren wieder die Tür finden würde, zu der man hereingekommen ist. Es hilft nichts, daß man sich sagt, im Schiff sind ganz zuunterst die Maschinenräume, dann kommen die Lebensmittelräume und die Wohnungen der Mannschaft, dann die Kabinen für die dritte, zweite und erste Klasse, schließlich die Gesellschaftsräume und ganz oben die Navigationsräume. Die Besatzung ist 950 Mann stark, Fahrgäste können 2200 befördert werden. Wie soll man sich da zurechtfinden! Man kommt sich hier vor wie in einer fremden Stadt. Die einzelnen Gänge sind gleichsam die Straßen und Gassen, die einzelnen Decks die Stadtviertel.



Die Katapultstartanlage mit dem Bordflugzeug der „Bremen".

Ganz zuunterst ist die Maschinenstadt, das Arbeiterviertel. Sie liegt zum größten Teil unter dem Wasserspiegel und ist in viele große Hallen eingeteilt, wie in eine Reihe von Fabriken. Zwischen jeder Halle befindet sich eine starke Wand, die mit einer schweren Eisentür hoch oben von der Kommandobrücke aus wasserdicht abgesperrt werden kann, wenn das Schiff an irgend einer Stelle beschädigt wird. Die ganze Kessel- und Maschinenanlage ist in zwei gleiche Hälften geteilt. Wenn die eine einen schweren Schaden hat, genügt die andere immer noch, um das Schiff sicher an Land zu bringen. Zwanzig Kessel sind da unten, zwanzig feurige Schlunde, in die dickes Öl aus großen Behältern geleitet wird, um staubfein zu verspritzen und ein weiß leuchtendes Feuer von weit mehr als tausend Grad Hitze zustande zu bringen. Von den zwanzig Kesseln stehen immer zwei oder drei nebeneinander. Durch ein winziges Guckloch kann man in den Flammenkrater hineinsehen. Was in diesen Kesseln an Dampf erzeugt



Einige der riesigen Dampfkessel der „Bremen" vor dem Einsetzen in die Kesselräume.

wird, sammelt sich in Rohren von mächtigem Umfang, die dadurch noch besonders unförmig wirken, daß sie mit einer dichten Packung umhüllt sind, um eine Abkühlung des Dampfes auf dessen Weg zur Maschine zu verhindern. Früher wußte man den Dampf nur dadurch zur Arbeit zu zwingen, daß man ihn in einen Zylinder eintreten ließ, wo er auf einen Kolben drückte, heute gibt es aber einen andern Weg, den Dampf noch besser auszunützen: die Dampfturbine. Das ist ein großes Schaufelrad, das in einem starken Gehäuse sich drehen kann. Dieses Rad hat Tausende ganz kleiner Schaufeln, auf die sich der Dampf in seinem gewaltigen Drang, sich auszudehnen, mit aller Gewalt stürzt. Seine Kraft ist so groß, daß er das Schaufelrad in einer Minute achtzehnhundertmal sich drehen läßt. Wenn der Dampf aus der Turbine herauskommt, hat er immer noch Kraft genug in sich, um eine weitere Turbine, eine sogenannte Mitteldruckturbine, zu treiben, und wenn er da hindurch ist, reicht seine Leistungsfähigkeit sogar noch für eine dritte Turbine, eine sogenannte Niederdruckturbine. Alle drei Turbinen zusammen übertragen ihre Umdrehungen auf Zahnräder, von denen ein mannshohes die Umdrehungen bedeutend langsamer an die großen Wellen, an denen außerhalb des Schiffes die Schrauben aufgesetzt sind, weitergibt. Vier Schrauben hat das Schiff und dementsprechend vier Schraubenwellen und vier Turbinensätze zu je drei Turbinen. Von außen sieht man den Turbinen nicht allzu viel von ihrer Kraft an. Man sieht nur ihr Gehäuse, große schwarze Trommeln, die tief in den Schiffsboden eingelassen sind. Einen viel größeren Eindruck machen die Dampfrohre, durch die beinahe ein Mann hindurchkriechen könnte und die aus dem Kesselraum den Dampf von einer Turbine zur andern leiten. Neben diesen großen Dampfröhren ist in allen Maschinenräumen noch eine Unzahl von größeren und kleineren Rohren, deren Zahl für jeden, der nicht mit der Bedienung des Schiffes vertraut ist, einfach sinnverwirrend ist. Ihre Aufgabe ist es, Wasser zu den Dampfkesseln zu führen, Dampf zu einer großen Zahl von kleineren Maschinen, Öl und dergleichen mehr. Außer diesen Dampfmaschinen stehen unten im Schiffsraum vier große Dieselmotoren, die lediglich elektrische Kraft erzeugen, für die Beleuchtung, zum Kochen, zum Heizen und für die Ventilatoren.

Die Kessel und die Maschinen des Schiffs nehmen den Raum ein, den man etwa für zwölf Einfamilienhäuser braucht. Um die ganze Maschinerie dauernd in Gang zu halten, sind hundertsechzig Mann technisches Personal nötig, deren Arbeit sich in drei Schichten auf den Tag verteilt. Wenn das Schiff, wie das früher üblich war, seine Dampfkessel mit Kohlen und nicht mit Öl heizen wollte, so würde man außerdem noch eine große Zahl von Heizern brauchen. So aber bedienen sich die Dampfkessel sozusagen von selbst. Man dreht den Hahn der Ölleitung auf, und der Mann, der die Aufsicht über eine Reihe von Kesseln hat, hat nur dafür zu sorgen, daß immer die richtige Menge Öl ins Feuer kommt. Abgesehen von der Arbeit im Maschinenraum hat das technische Personal noch die Aufgabe, ein Kabelnetz von mehr als 1000 Kilometer Länge, das durch das ganze Schiff gelegt ist, zu überwachen und in Ordnung zu halten. Die Leute, die hier unten, mehrere Meter unter dem Wasserspiegel, ihren Dienst tun, haben nicht viel von den Freuden der Seereise. Unter den ganzen 950 Köpfen der Besatzung sind vielleicht keine 200, die noch die alte Seemannsschulung auf kleinen Seglern und kleinen Dampfern durchgemacht haben.

Auf den großen Schiffen hat man für die Reisenden der Ersten Klasse eine Fülle von Bedienungspersonal. Man findet auf dem Schiff seinen Haarschneider, seinen Buchhändler; für die Kinder der Reisenden Erster Klasse ist ein Spielsaal da mit Kindermädchen; im Schwimmbad, tief unten zwischen den Kesseln, gibt es natürlich einen Bademeister, im Turnsaal nebenan einen Sportlehrer, bei dem man Boxen lernen kann. Mehrere Musikkapellen sorgen für die musikalische Unterhaltung, einer muß Filme vorführen können, Leute müssen da sein, die die Bordzeitung drucken, und natürlich noch eine Menge Küchenpersonal und Kellner, Lebensmittelverwalter und Kellermeister.

An Bord des Schiffes werden während der Fahrt von Bremen nach Neuyork und zurück ungefähr 15 000 Flaschen Wein ausgetrunken, ebenso 15 000 Flaschen Mineralwasser. Beinahe 100 000 Pfund Fleisch und Wurst werden in dieser Zeit verbraucht, weiter 440 Zentner Mehl, 17 500 Liter Milch. In der Ersten Klasse werden bei jeder Mahlzeit vier bis fünf Gänge, die man sich nach Belieben auswählen oder auch alle der Reihe nach durchessen kann, aufgetragen. Kein Kellner kommt nachher und reicht einem die Rechnung; alles, was man im Speisesaal ißt, ist im Überfahrtspreis inbegriffen.

Natürlich ist dieser für die Erste Klasse nicht ganz billig. Unter zwölfhundert Mark ist die Fahrt kaum zu machen, in der Dritten Klasse aber kann man schon für fünfhundert Mark überfahren. Für ganz anspruchsvolle Leute gibt es auch Staatszimmerfluchten, mit zwei Wohnzimmern, zwei Schlafzimmern und zwei Badezimmern, und für zwei Personen kostet dann der Spaß die Kleinigkeit von zwölf- bis vierzehntausend Mark.

Die Reise nach Neuyork soll eine richtige Erholungsreise sein. Auch mit der Seekrankheit ist es nicht schlimm, denn einmal ist das Schiff sehr groß und dann sind sogenannte Schlingertanks eingebaut; das sind große Ölbehälter auf beiden Seiten des Schiffs, die durch Röhren miteinander verbunden sind. Wenn das Schiff sich zur Seite neigt, so fließt das Öl von einem Tank zum andern; da es aber nicht so schnell fließen kann wie Wasser, wirkt es hemmend auf die Pendelbewegung des Schiffes.

Man braucht nicht allzu früh aufzustehen auf dem Schiff, man kann nach Belieben vor dem Frühstück sein Bad nehmen oder schwimmen gehen; ein Fahrstuhl bringt einen zum Schwimmbad, das tief unten im

Schiffsraum liegt. Man kann auch turnen und trainieren. Auf dem großen Promenadedeck, das fast so lang ist wie eine Rennbahn, kann man seinen Dauerlauf üben oder faul im Liegestuhl liegen. An warmen Tagen ohne Regen geht man auf das Sonnendeck; da ist Gelegenheit zum Sonnenbad, zu Tennis- und andern Bordspielen. Nachmittags, wenn man ausgeruht hat, kann man sich einen Film ansehen, die Nachrichten hören, die drahtlos an Bord gekommen sind, wieder bummeln, und abends gibt es Musik und Tanz.

Es scheint fast überflüssig, daß auf diesem festen, großen Schiff eine stattliche Zahl von Rettungsbooten vorhanden ist. Indessen können schließlich doch einmal schlimme Zufälligkeiten eintreten. Was wird dann geschehen? Alle Fahrgäste werden sich oben auf dem Bootsdeck sammeln und in Ordnung in die Rettungsboote steigen. Hundertdreißig Personen haben in einem Boot Platz, und die Boote sind so gebaut, daß sie nicht kentern und, selbst wenn sie bis über die Sitzbänke mit Wasser gefüllt sind, nicht sinken können. Sie haben einen Motor und einen Lebensmittelraum. Ein Mann braucht nur den Hebel einer Winde zu drücken und die Boote seilen sich, auf den kleinen Rollen außenbords gleitend, langsam ins Wasser hinab. Diese Vorrichtung, die Boote ohne alle Schwierigkeiten, auch wenn das Schiff schief liegt, abzulassen, ist ganz neu.

Auf diesem mit allen Errungenschaften neuzeitlicher Technik ausgerüsteten Meerwunder fehlt schließlich auch das Flugzeug nicht. Zwischen den beiden Schornsteinen ist eine Katapultstarteinrichtung eingebaut, mittels deren das Bordflugzeug, ein Heinkel-Tiefdecker, etwa achthundert bis tausend Kilometer vor der Küste abgeschleudert wird, um Post- und Zollpapiere bereits zwölf bis fünfzehn Stunden vor dem Eintreffen des Schiffes selber in den Bestimmungshafen zu bringen.

Der „G. K." beim Jugendfliegerhorst Böblingen / Von Dr. Arndt Ledig

„Dienstag nehme ich euch mit zum Jugendfliegerhorst." Himmel, was machten meine beiden jungen Freunde Umberto und Hermann für strahlende Augen, als ich ihnen dies mitteilte! Herr Major Palmer, der liebenswürdige Leiter des Horstes, hatte die „Kamerad"-Redaktion zu einer Besichtigung eingeladen. Dort war gerade ein vierwöchiger Kursus im Gange, auf den seinerzeit „Der Gute Kamerad" seine Leser hingewiesen hatte. Hundertzwanzig Anmeldungen waren daraufhin in Böblingen eingegangen, doch mehr als fünfunddreißig Jungen auf einmal können vorerst nicht untergebracht werden. So galt es nun, diesen fünfunddreißig den Gruß des „G. K." zu entbieten. Mit vor Erwartung pochenden Herzen fuhren wir drei also hinaus zum Flughafen von Groß-Stuttgart. Dort angekommen, lief uns ein netter Junge über den Weg, den wir nach dem Horst fragten. Sieh da, es war schon „einer", nämlich Kamerad Kay von Münchhausen aus Florenz. Schnell fanden sich nun auch die andern zusammen. Wir überbrachten unsere Grüße und verteilten allerhand Lesestoff, nicht zu vergessen die großen Mengen Peter-Schnäuzchen-

Die ersten Briefmarken des Kirchenstaates, die am 1. August 1929 ausgegeben wurden. Ein Teil der Marken zeigt das Bildnis des Papstes, ein anderer die päpstlichen Insignien, Tiara und gekreuzte Schlüssel / Deutsche Presse-Photo-Zentrale, Berlin.

Bilder, um die eine förmliche Schlacht entstand. Herr Major Palmer und sein Mitarbeiter Herr Schroers zeigten uns dann eingehend den Horst. Nun, was wir da sahen, das war in der Tat das reine Ferienparadies für flugbegeisterte Jungen. Ein schönes, neues Haus mit großen, hellen Räumen bot alle Behaglichkeit, die man sich nur denken kann. Da waren wundervolle Schlafsäle mit je sieben Betten, Wasch- und Duschräume, Unterrichtssäle und ein hochmodern mit eleganten Schleiflackmöbeln ausgestatteter Tagesraum. Eine Fülle von Anschauungsmaterial stand für den technischen Unterricht zur Verfügung. An nichts ist gespart worden, alles ist großzügig. Hier nun werden die Jungen eingeführt in alles, was irgendwie mit dem Fliegen zusammenhängt, wennschon das Fliegen selber in der kurzen Zeit nicht gelehrt werden kann und soll. Darüber hinaus aber wird auch noch vieles andere geboten, was zur rechten Ferienfreude gehört. Ein großer Sportplatz und ein Schwimmbad stehen zur Verfügung. Elf Mann haben diesmal die Gelegenheit benutzt, um das Reichsjugendabzeichen in Böblingen zu erwerben. Es finden Ausflüge in das prächtige Schwabenland statt, die Hauptstadt Stuttgart wird besucht und dergleichen mehr. Der Flughafen selber mit seinem lebhaften Fern- und Sportverkehr steht natürlich im Vordergrund des praktischen Unterrichts. Auch ihn durften wir drei unter Herrn Major Palmers Führung ganz genau besichtigen. Umberto und Hermann sehen kühnste Träume erfüllt, als sie nun auf einmal in den gewöhnlichen Sterblichen sonst unzugänglichen Hallen standen, vor Dutzenden von Flugzeugen aller Typen. Vom kleinen Sporteinsitzer — so einer Art „Luftkanu" — bis zur „Hochzeitskutsche" und zum großen Verkehrsflugzeug war alles vertreten. Wir sahen in der Schlosserei und der Schreinerei Reparaturarbeiten zu, und zwischendurch wanderten die Augen immer wieder hinaus zu den unmittelbar vor uns startenden Maschinen.

Beim Experiment. Eingesandt von Kamerad Karl Weill, Frankfurt am Main.

Schließlich durften wir sogar noch Herrn Wolf Hirth, dem bekannten Piloten, der eben erst vom Europafluge heimkehrte, persönlich die Hand schütteln. Herr Hirth, der in seiner Jugend selber den „Guten Kameraden" las, ist nämlich von Anfang an ein besonders guter Freund des Horstes und erzählt dort viel und gern aus seinem Fliegerleben. Auch die andern Piloten freuen sich über ihre jugendliche Nachbarschaft, und jeder Kursteilnehmer darf einmal einen Flug mitmachen.

Schwer fiel uns der Abschied. Ich glaube, Umberto und Hermann wären am liebsten gleich ganz dort geblieben. Nun, wer weiß, vielleicht bietet sich auch ihnen einmal Gelegenheit, im Jugendfliegerhorst einen Kursus mitzumachen gleich vielen andern Lesern des „Guten Kameraden"; gibt es doch dort neben den längeren Kursen auch Wochenendkurse, die von Samstagmittag bis Sonntagmittag dauern.

Die alte Freundschaft aber, die zwischen dem Jugendfliegerhorst Böblingen und dem „G. K." besteht, wurde durch diesen Besuch aufs neue besiegelt. Strahlende Augen glücklicher Jungen, die durch ihr Leibblatt hier zu einem Ferienaufenthalt von ganz besonderer Art gekommen waren, sagten mehr, als Worte vermögen, wie prächtig es ihnen in Böblingen gefiel. Aus allen deutschen Ländern, ja sogar aus Italien und aus Spanien hatte der Aufruf des „Guten Kameraden" sie hierher gelockt. Wie ihre Lehrer uns verrieten, hatte der „G. K."-Kursus sich vom ersten Tage an durch ein mustergültiges Zusammenleben aller seiner Teilnehmer ausgezeichnet. Sie alle verstanden sich sofort, als Mitglieder einer großen Gemeinde von Jungen und erfüllt von dem einen gemeinsamen Ziel.

Wechselrätsel

Boden, Heine, Weile, Bast, Hobel, Schill, Meise, Wall, Nebel, Reise, Rabe, Sang.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe in einen andern zu verwandeln, so daß neue Hauptwörter entstehen. Die neuen Buchstaben nennen, aneinandergereiht, den Namen eines unvergessenen Patrioten, der für seine Heimat erschossen worden ist.

Auflösung des Buchstabenrätsels von Seite 48:

ROSMARIN
H**O**CHZEIT
GE**B**IETER
SCH**I**LLER
SERE**N**ADE
ADRES**S**AT
MARATH**O**N
TÜBINGE**N**

Robinson.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Wieder ertönte ein Klingelzeichen. Gleich darauf sprang die Tür auf, und ein Tischchen rollte automatisch herein, das auf seiner Platte einen Brief trug.

„Eilige Flugsache aus Frisko." Bob brach den Brief auf, lachte und reichte ihn Elsa. „Das wird dich interessieren."

„Mit Zeppelin 337 kommt als blinder Passagier Ihre Base Elsa Dorn. Habe ihre Abreise schweigend geduldet, um ihren Mut zu prüfen. Rate Ihnen, das tüchtige und zuverlässige Mädchen dort zu behalten. Gruß, Möller."

Elsa bekam einen roten Kopf und blinzelte Bob verlegen an.

„Du siehst, daß es dir nicht gelungen ist, Mister Möller zu täuschen. Das Flugzeug wurde mit Absicht nicht untersucht, weil man ganz genau wußte, daß du in der Kabine warst."

Sie schmollte ein wenig. „Schade! Es hätte mir Vergnügen gemacht, euch zu überlisten."

Bob streckte ihr die Hand hin. „Willkommen also in Santa Scientia! Was mit dir wird, weiß ich nicht. Ich werde mit Mister Cook reden und hoffe, da dich Möller empfiehlt, wird er dich schon hierbehalten. Vor allem mußt du dich umziehen und wieder zum Mädchen werden, ehe ich dich Mister Cook vorstelle."

„Ich habe auch durchaus nicht die Absicht, hier als Mann herumzulaufen. Das war doch nur wegen der Verkleidung."

„Hast du Gepäck?"

„Diese Handtasche, in der ich ein Kleid und das Nötigste habe. Du kannst dir denken, daß ich keinen Koffer mitnehmen konnte. Ich habe alles im Stiche gelassen und hoffe, daß ich hier etwas finden werde."

An der Glasscheibe leuchtete eine Schrift auf: „Telephon."

Bob schüttelte den Kopf. „Was gibt's denn schon wieder?"

„Mit dem Flugzeug, das den Brief brachte, ist ein großer Koffer gekommen, der an ein Fräulein Dorn adressiert ist. Eine Dame dieses Namens gibt es ja hier gar nicht."

„Gibt es doch. Der Koffer soll ins Hotel, Zimmer 608."

Elsa hatte erstaunt mit zugehört. „Was ist gekommen?"

„Natürlich dein großer Koffer, den Mister Möller dir fürsorglich nachgeschickt hat. Geh ins Zimmer 608 und zieh dich um!"

„Wo ist denn das Zimmer? Ich weiß hier noch nicht Bescheid."

„Steige nur in den Wagen, in dem du gekommen bist! — Warte mal! — So, jetzt habe ich dem braven Wagen gesagt, wohin du willst. Nun auf baldiges Wiedersehen! In einer halben Stunde erwarte ich dich, aber als Mädchen."

Bob hatte einige Hebel gedreht und Knöpfe gedrückt. Jetzt bestieg Elsa mit neugierigen Augen den Wagen, der noch immer in der offenen Tür stand. Bob drückte abermals auf einen Knopf, der auf eine lange Tabelle eingeordnet war. Augenblicklich, noch ehe Elsa etwas zu sagen vermochte, schloß sich die Tür und der Wagen glitt mit ihr davon. Er war vollkommen fensterlos, und sie wußte nicht, durch wieviel Gänge, über wieviel schiefe Ebenen, die sie zu fühlen glaubte, um wieviel Biegungen er glitt, bis er stand, die Tür aufsprang und sie in ein großes viereckiges, helles und durch seine warmen Tapeten und behaglichen Möbel anheimelndes Zimmer eintrat.

Sofort schloß sich die Tür; an der Wand war nicht mehr zu sehen, wo sie sich befunden hatte.

Elsa blickte sich um und trat ans Fenster. Ein unbeschreibliches Bild bot sich ihr. Sie mußte sich sehr hoch befinden. Tief unter ihr lagen Straßen, aber Straßen, in denen kein Wagen fuhr, die mit Rasen bewachsen waren und von Blumen eingefaßt wurden. Zu beiden Seiten dieser Straßen erhoben sich

In dem Kiosk stand ein Tisch, der mit vielen elektrischen Schaltern bedeckt war. Mister White drückte auf einen Knopf.

riesenhafte Gebäude, Häuser aus Glas und Eisen, aus deren Innerm Licht schimmerte, denn es war mittlerweile Abend geworden. Über diesen Häusern, noch zwei oder drei Stock höher, lagen Gärten, und in ihnen erhoben sich hohe Glastürme, die hell erstrahlten. Es war wie ein Märchen.

Elsa trat vom Fenster zurück. Sie wußte genau, daß das Zimmer vorher ganz leer gewesen war; jetzt stand an der einen Seite ihr großer Koffer, den sie in Frisko zurückgelassen hatte. Sie öffnete ihn. Auf einer Wandfläche erschien kreisrundes Licht. Sie trat darauf zu. Als sie noch einen Schritt bis zur Wand hatte, flog eine Tür auf, und sie erblickte ein Bad mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten.

Eine halbe Stunde später war Elsa wieder in weiblicher Kleidung und hatte ein Sportkostüm angelegt. Sie sah auf die Uhr. Jetzt erwartete sie ihr Vetter. Wie aber sollte sie zu ihm gelangen, wo sie nicht einmal eine Tür fand? Doch da ertönte ein Klingelzeichen. Gleichzeitig öffnete sich wieder die Wand, der Wagen stand bereit und eine unsichtbare Stimme aus einem Lautsprecher rief: „Bitte!" Sie stieg ein, und augenblicklich sauste der Wagen mit ihr davon. —

Bob White saß in seinem Zimmer, neben ihm Doktor Georg Helling, der Leiter des Luftverkehrswesens in Isabela, und eine junge Frau. „Gestatte, lieber Georg, daß ich dich dem angekommenen Spion vorstelle!"

„Nanu, wer ist denn das?"

„Meine Base Elsa Dorn, die auf Veranlassung des Herrn Möller nach Isabela gekommen ist. — Herr Doktor Helling, unser Verkehrsleiter — Frau Helling. Sie haben wohl die Güte, sich meiner Base ein wenig anzunehmen, verehrte Frau Helling?"

Die junge Frau streckte Elsa die Hand entgegen. „Willkommen in Isabela! Es ist reizend, daß Sie gekommen sind."

Als Elsa sich umsah, hatten die beiden Herren schon wieder das Zimmer verlassen; sie war mit der jungen Deutschen allein.

Die kleine, zierliche Frau Margarete war eine überaus lebhafte Person. „Was werden Sie hier tun? Welches Amt werden Sie übernehmen? Wir sind hier alle beschäftigt, das heißt, wir arbeiten mit unsern geistigen Kräften und treiben Sport, um unsere Körper frisch zu erhalten. Zu untergeordneten Dingen sind hier Maschinen da. Doch das wird sich finden. Sie werden Mister Cook kennenlernen. Er wird Sie ansehen und wissen, was mit Ihnen los ist. Unfähige Menschen gibt es hier nicht, die werden gar nicht hereingelassen. Es ist gut, daß Sie gegen Abend ankamen. Bei Tage hat hier niemand Zeit. Aber — wissen Sie, was uns hier fehlt? Wir haben zu wenig Frauen, junge Frauen. Mädchen haben wir überhaupt nicht hier. Hoffentlich bleiben Sie nicht die einzige. Wir haben noch nicht einmal einen Frauenverein in Santa Isabela." Sie sah so reizend aus, während sie sprach, hastig sprach, weil sie in Elsa Dorn zum erstenmal seit Jahren wieder ein junges Mädchen sah und diese im Alter zu ihr paßte. Elsa war sofort entzückt von der fröhlichen Grete Helling.

* * *

Während Elsa Dorn mit Frau Helling allein war und sich innerlich freute, so leichten Kaufes aus dieser heiklen Begegnung hervorgegangen zu sein, trat Bob White in das Zimmer Cooks, in dem ihm der Amerikaner, um den sich bereits die andern Herren versammelt hatten, entgegenkam.

„Lieber Bob, wenn Sie wieder Basen aus Deutschland erwarten, suchen Sie sich eine bessere Zeit aus!"

„Sie wissen?"

„Ich weiß natürlich; Möller hat mich doch vorher befragt. Nur Sie wollten wir ein wenig überraschen. Nun aber schnell! Die Herren warten seit einer halben Stunde auf meine Rückkehr, und denen kann ich nicht gut erzählen, daß Ihre Base die Schuld trägt."

Mister Cook schien besonders gut aufgelegt. Sie gingen in die Halle hinüber, und augenblicklich begann der Amerikaner, nach kurzer Entschuldigung wegen des langen Ausbleibens, die Herren miteinander bekannt zu machen. „Herr Geheimrat Frank, nicht wahr, Ihr Kollege Professor Weigand ist Ihnen bekannt? Herr van Rhyn, es wird Sie interessieren, Ihren ehemaligen Kollegen, Herrn Gerhard Vetter, wiederzusehen. Herr Professor Zolling, Sie finden in Herrn Eberhard Römer einen alten Studiengenossen."

Die neuen Gäste machten immer erstauntere Augen. Da standen die Männer, die man vor fünf Jahren als vermißt gemeldet und betrauert hatte, gesund und kräftig vor ihnen und machten durchaus nicht den Eindruck, als seien sie etwa Gefangene, die gegen ihren Willen zurückgehalten wurden.

Der stets lebhafte Gerhard Vetter streckte als erster van Rhyn die Hand hin. „Auf gute Kameradschaft! Es freut mich wirklich, lieber van Rhyn, daß Sie sich auch zu uns herübergerettet haben, und ich hoffe auf gute gemeinsame Arbeit."

Etwas verlegen antwortete van Rhyn: „Wir sind hier nur Gäste."

„Waren wir auch. Auch Sie werden bleiben, Sie alle. Wer einmal in der Zukunft gelebt hat, will nicht mehr in die Vergangenheit zurück."

Professor Zolling warf erstaunte Blicke umher. Inzwischen waren auch die Herren Schütz, der berühmte Städtebauer, Ottomar Goldner, der Mann mit der Sonnenwärme, und der Schnellbahnerbauer Grotefendt vorgestellt. „Ich weiß nicht recht, ich habe durchaus keine Veranlassung, an Ihren Worten zu zweifeln, es ist uns aber in diesen wenigen Stunden hier so vieles Unerklärliche vorgekommen. Wenn Sie indessen wirklich die Männer sind, die damals vermißt wurden — es kann ja gar kein Zweifel sein, Kollege van Rhyn hat ja Herrn Vetter erkannt, und ich sehe, daß auch Kollege Frank Herrn Professor Weigand mit staunenden Augen betrachtet. Alle diese Namen, deren wir in der

Heimat mit Trauer und Ehrfurcht gedachten, gehören doch Männern an, die unsere Lehrer waren, sie aber stehen so jugendlich vor uns, daß wir andern Ihnen gegenüber als alte Männer erscheinen."

Jetzt lachte Mister Cook. „Das wird anders werden, sobald Sie eine Kur im Sanatorium des Herrn Professor Weigand durchgemacht haben. Wir sind längst zu der Überzeugung gekommen, daß es Unsinn ist, jung zu sterben, Unsinn und Kraftvergeudung. Wer wird eine Taschenuhr einfach verschmutzen lassen und dann wegwerfen? Was ist der Mensch anders? Im Gegenteil, er ist die beste Maschine der Welt und behandelt sich selbst am schlechtesten. Herr Geheimrat Weigand — ich nenne ihn Geheimrat, weil das bei Ihnen so Sitte war; wir hier kennen keine Titel — hat die Lehre der Verjüngung, das heißt ganz einfach die Lehre der Kunst, den menschlichen Organismus nicht verschleißen zu lassen, weiter ausgebaut, und unsere Lebensweise, die Art unserer Wohnungen bilden die Grundlage seiner Forschungen. Er verwendet keine Affendrüsen, macht keine künstlichen Operationen." Mister Cook nickte ihnen vergnügt zu. „Im Ernst, das Sterben ist eine Verschwendung. Wir können sie uns vorläufig nicht leisten, da wir nicht leichtsinnig sein dürfen mit dem Material, das wir besitzen. Wir dürfen nicht jeden ersten besten in unsere Vereinigung aufnehmen. Überhaupt ist das Sterben der Menschen in den sogenannten besten Jahren nur unwirtschaftlich. In den ersten drei bis vier Jahrzehnten lernt das Individuum erst und entwickelt sich. In den fünfziger Jahren kommt die richtige Reife. Welcher vernünftig denkende Geist würde eine Maschine benützen, die vierzig Jahre zu ihrem Bau braucht und dann nur zehn oder zwanzig Jahre in Betrieb ist? Wie ich Ihnen sagte, Sterben oder Altern, ehe die natürliche Abnützung, so etwa um die Hundertdreißig herum, erreicht ist, stellt Verschwendung dar, und wir sind keine Verschwender."

Bei diesem Gespräch waren die Herren der Expedition stumm geworden. Das Aussehen ihrer Kollegen, das gleichmütig ruhige Gesicht Doktor Weigands verschlug ihnen die Rede.

Sie fuhren jetzt zusammen mit dem Fahrstuhl wieder hinauf und standen nun in dem Parkgarten, der sich um den Raum, in dem sie ihren Mokka getrunken hatten, herumzog.

Mister Cook sagte leichthin: „Ich muß mich jetzt leider verabschieden, da ich heute abend noch eine wichtige Besprechung in der Hauptstadt von Puitu habe."

Zolling sah ihn entsetzt an. „In der Hauptstadt von Puitu?"

„Ganz recht, mit dem Präsidenten."

„Aber das sind doch fünfzehnhundert Kilometer, also ungefähr soviel wie von Genua nach Königsberg!"

„Es wird ungefähr dasselbe sein. Unsere Flugzeuge, die selbstverständlich für Fernfahrten nach dem Raketensystem konstruiert sind, haben etwa tausend Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde. Jetzt ist es sechs Uhr nach europäischer Zeit, ich habe mich zu halb acht angesagt und kann noch bequem wieder zurückkommen. Sie gestatten?"

Sie schritten Stufen hinan und standen jetzt auf dem Dach des Raumes, in dem sie den Kaffee genommen hatten. Hier stand in einem Kiosk ein Tisch, der mit vielen elektrischen Schaltern bedeckt war.

Mister White, der die beiden als stummer Zuhörer begleitet hatte, drückte auf einen Knopf und Cook sagte: „Vorsicht, meine Herren, jetzt kommt das Flugzeug!"

Es dauerte gar nicht lange, bis in der Luft das bekannte Surren ertönte. Ein zierliches Flugzeug, von Propellern getrieben, die sich über ihm befanden und spiralartig wirkten, schoß heran, senkte sich lotrecht auf die Plattform und stand in demselben Augenblick unbeweglich, als White wieder einen andern Knopf drückte. Mister Cook stieg ein, wieder betätigte White einen Hebel, und augenblicklich stieg das Flugzeug senkrecht in die Höhe.

„Das ist unsere Fernsteuerung. Wozu brauchen wir Flugzeugführer? Allerdings, jetzt habe ich nur den Apparat aufsteigen lassen. Hoch in der Luft bedient der Chef dann selbst die Raketendüsen, aus denen das Gemisch von Sauer- und Wasserstoff ausströmt — immer noch ganz nach den Gedanken des Professor Oberth — schaltet an Ort und Stelle die Raketen wieder aus, und die Spiralpropeller, die während der Raketenfahrt automatisch zusammengeklappt und umgelegt wurden, treten wieder in Tätigkeit, um ein bequemes Landen zu ermöglichen. — Meine Herren, ich würde Ihnen vorschlagen, jetzt noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Wir haben in den Abendstunden noch unsere Arbeit. Morgen früh dürfen wir Sie zu den Führungen erwarten."

Mister White verschwand im Fahrstuhl. Auch die andern Herren gingen mit ihm, und die Neuangekommenen blieben allein. Sie waren zu benommen, als daß sie sich nach weiteren Gesprächen gesehnt hätten.

Sie gingen nebeneinander. Gleich an die Plattform, auf der das Flugzeug gelandet war, schlossen sich wieder Parkanlagen an, ein herrlicher Garten voller blühender und duftender Blumen. Immer wieder wurde die Anlage durch regelmäßige, sehr tiefe Einschnitte unterbrochen, über die zierliche Brücken aus Edelholz und mit Geländern in japanischer Schnitzart hinwegführten.

Seltsam war der Blick in die Tiefe. Die Wände der Einschnitte, also die Wände der Häuser, waren vollkommen aus Glas. Sie strahlten von innen ein weiches Licht aus, denn dieses Glas war in den verschiedensten Farben getönt, rosa, grünlich, sanft blau. Unten aber lagen Straßen, auf denen kein Wagen, kein Auto, kein Fahrrad einherglitt und Staub aufwirbelte, sondern nur Menschen wanderten auf sauberen, nicht allzubreiten Kieswegen. Immer lagen zwei solcher Wege nebeneinander, und die Leute gingen auf dem einen Wege nach rechts, auf dem andern nach links, während

zwischen den Wegen blühende Sträucher standen und auch die Seiten an den Häusern mit Grasflächen und blühenden Gewächsen bepflanzt waren. Diese Straßen lagen etwa vier Stockwerke unter den Dachparks.

„Eine ganz unglaubliche Stadt! Anscheinend sind alle Häuser aus Eisen und Glas und alle ganz gleichmäßig hoch. Es ist klar, daß diese Parks die flachen Dächer von Baublocks darstellen, und diese Brücken vermitteln den ungehinderten Verkehr von einem solchen Baublock zum andern."

Professor Ortler, der sich zuerst am ablehnendsten verhalten hatte, war völlig verwandelt. „Dann gibt es keine Stadt der Welt, die so viel Grünflächen besitzt wie diese."

Gumppendorf, der Geograph und Meterologe, schüttelte den Kopf. „Dies k a n n kein Bluff sein, dies m u ß eine Stadt sein. Aber hier ist eine geradezu herrliche Luft, reine Gebirgsluft, voller Ozon. Wo bleiben die Gerüche der Großstadt?"

Zolling blieb stehen. „Meine Herren, ich kann nicht mehr; das ist für mein Fassungsvermögen zuviel. Ich schlage vor, wir gehen in unsere Zimmer und sammeln erst unsere Gehirne wieder."

Im selben Augenblick war vor ihnen, mitten auf dem Kiesweg, auf dem sie zwischen den Palmen dahinschritten, wieder genau derselbe leuchtende Kreis zu sehen, den sie im Zimmer erblickt hatten, als sich ihnen die Tür zum Badezimmer öffnete.

Frank rief fast ärgerlich: „Hier wird anscheinend jedes unserer Worte belauscht. Sie sagen, Kollege, wir wollen in unser Zimmer. Sie haben natürlich ebensowenig eine Ahnung wie ich, wo dieses und wo überhaupt das Hotel liegen könnte. Sofort ist dieser Kreis da. Sehen Sie, er bewegt sich langsam über den Kies! Da steht er still, jetzt geht er wieder weiter. Das ist geradezu wie ein Hund, der auf seinen Herrn wartet."

„Also gehen wir ihm getrost nach!" (Fortsetzung folgt)

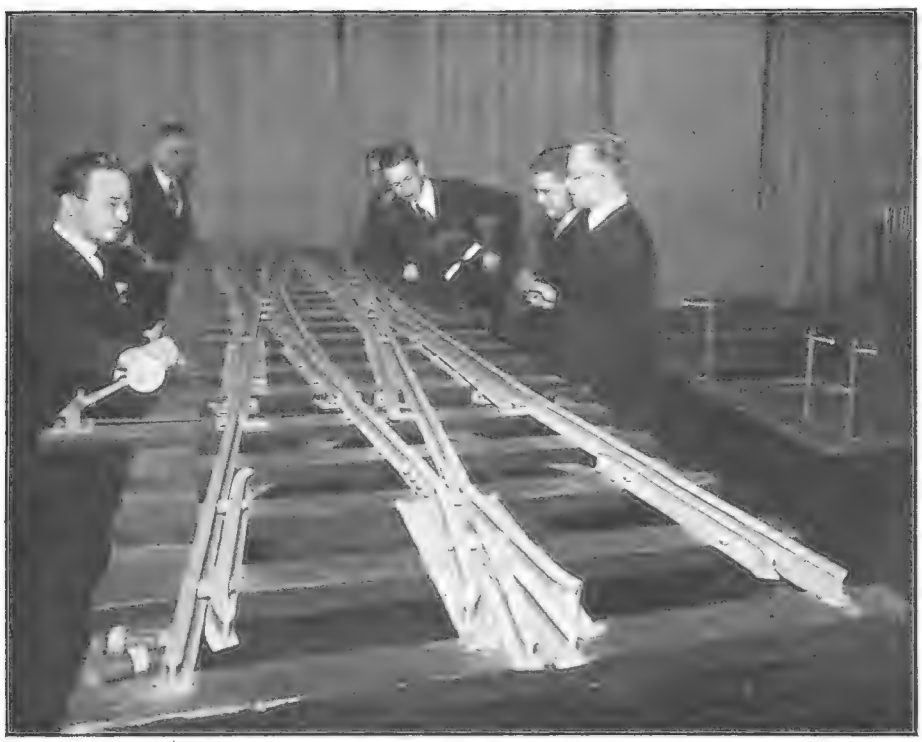


Abb. 1. Modell einer Eisenbahnweiche / Photothek, Berlin.

Das Studium des Eisenbahnwesens

Von Professor Dr. Muhle

Die technischen Einrichtungen der Deutschen Reichsbahn stehen auf einer sehr hohen Stufe und brauchen den Vergleich mit denen der Bahnen anderer Länder nicht zu scheuen. Trotzdem aber wird ständig an der Verbesserung und Vervollkommnung der Betriebsmittel, der Bahnanlagen, des Bahnkörpers, der Sicherheitsvorrichtungen und so weiter fortgearbeitet. Freilich erfordert die Beseitigung und Abstellung noch vorhandener Mängel Geld und sogar sehr viel Geld. Nun ist die Deutsche Reichsbahn aber durch die Reparationen geldlich sehr stark belastet, indem sie große Summen für die Zahlungen an Deutschlands Gläubiger aufbringen muß. Es ist daher nicht möglich, alles das neu zu schaffen oder zu verbessern, was erwünscht wäre; die mangelnden Geldmittel zwingen zu einer starken Beschränkung.

In erster Linie müssen natürlich die Sicherheitsvorkehrungen einwandfrei ausgestaltet werden. Jede Neuerung bedarf vor ihrer Ausführung erst langer, sorgfältiger Erprobung. Haupterfordernis jeder technischen Anlage im Bahnbetrieb ist unbedingte Zuverlässigkeit. Da müssen vor allem, zum Beispiel bei Signalen, die Einflüsse von Wind und Wetter, Frost und Hitze, Schnee und Eis berücksichtigt werden. Je einfacher eine Anlage ist, umso betriebsicherer wird sie sich in der Regel erweisen. Freilich ist die Einfachheit, die früher angängig war, heute nicht mehr möglich. Bekannt ist das Gedicht „Der Weichensteller". Es schildert, wie der Bahnbeamte durch den starken Schnee sich den Weg zur Weiche bahnt, wie er, als er an ihr angelangt ist, bereits die Lichter der Lokomotive des heranbrausenden Schnellzugs von Charleroi erblickt, wie er die Weiche umlegen will und zu seinem Schrecken bemerkt, daß die eiserne Stange der Weiche gebrochen

ist, sie also in der erforderlichen Lage nicht hält und den Zug auf den entgegenkommenden Schnellzug auffahren lassen würde, wie sich dann im letzten Augenblick der Weichensteller zwischen die Schienen wirft, mit seinem Körper die Weichenzunge anpreßt und der Zug, nun gerettet, über den pflichttreuen Mann hinwegbraust. So dichterisch schön die Darstellung ist, so entspricht doch die in dem Gedicht gegebene Schilderung den heutigen Vorgängen bei der Durchfahrt eines Schnellzuges durch einen Bahnhof gar nicht mehr. Heute wird natürlich keine Weiche einer Schnellzugshauptlinie wenige Sekunden vor dem heranbrausenden Zuge mit Handstellung von einem Weichensteller in Sturm und Wetter draußen an der Weiche selbst umgelegt. Das wäre eine viel zu große Gefahrenquelle. Heute geschieht die Weichenstellung der Hauptfahrstraßen der Bahnhöfe von einem Stellwerk aus, in dem die Drahtzüge der einzelnen Weichen zusammenlaufen. Hier muß der Stellwerkswärter erst alle Weichen der Zugfahrstraße für den durchfahrenden D-Zug in die richtige Stellung bringen. Dann werden diese Weichen in dieser Stellung festgelegt, verriegelt. Nun erst kann für den Zug das Einfahrtsignal auf „Freie Fahrt" gestellt werden. Dazu kommt als weitere Sicherungsmaßnahme noch der Zustimmungskontakt des Fahrdienstleiters. Der Zug findet also einen gesicherten Weg und kann nicht durch eine falsch gestellte Weiche verunglücken. Die Einrichtung eines solchen Stellwerks mit allem, was damit verbunden ist, ist technisch ein kleines Wunderwerk, recht verwickelt, kunstreich ersonnen.

So ist es klar, daß das Studium des Eisenbahnwesens nicht leicht ist und viel Sorgfalt und Mühe, Wissen und Können erfordert. An den Technischen Hochschulen sind für dieses Studium zahlreiche Modelle vorhanden. Unsere drei Bilder entstammen der Berliner Technischen Hochschule. Das in der ersten Abbildung dargestellte Modell der Eisenbahnweiche zeigt die vier möglichen einstellbaren Wege, zeigt das Kreuzstück, die Führungschienen, die Zungen der Weichen und läßt die Bewegungen der einzelnen Gleisteile beim Umstellen verfolgen. Das untenstehende Bild, das Modell eines Stellwerks, läßt die Bewegung der Drahtzüge beim

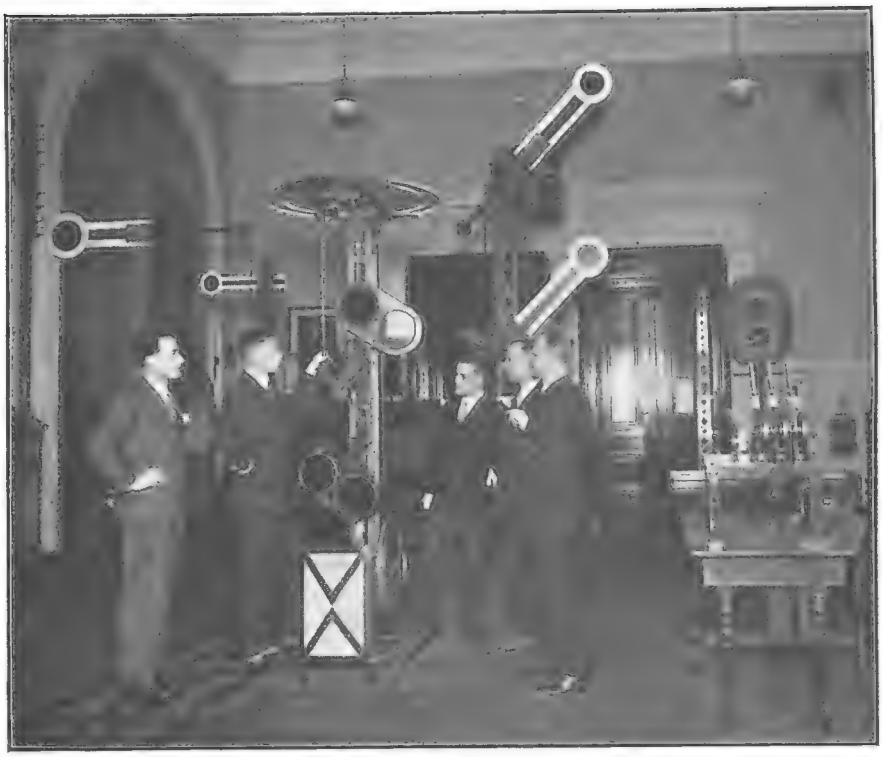


Abb. 2. Studenten des Eisenbahnwesens an Signalmodellen / Photothek, Berlin.

Abb. 3. Am Stellwerkmodell / Photothek, Berlin.

Umlegen der Weichenhebel erkennen und das Eingreifen der Zahnstangenriegel verfolgen. Auch Morseapparat und Telephon, durch die die Verständigung mit den Fahrdienststellen der Bahnhöfe erfolgt, sind vorhanden.

Das zweite Bild zeigt uns Studenten an Signalmodellen, und zwar an einem Vorsignal. Ein solches steht mindestens dreihundert Meter vor dem Hauptsignal. Ein Hauptsignal ist in der Mitte des Bildes zu sehen, es ist zweiflügelig. Bei Frei-Fahrt-Stellung zeigt der oberste seiner Arme schräg aufwärts nach außen, der zweite Arm liegt in der Richtung des Signalmastes; oder aber beide Flügel weisen schräg aufwärts nach außen. Die erste Stellung besagt, daß der Zug auf dem Hauptgleis in den Bahnhof einfahren wird, letztere, daß die eingestellte Fahrstraße eine einmalige Abbiegung vom Hauptgleis bei der Einfahrt bringen wird. Die Halt- oder Frei-Fahrt-Stellung des Hauptsignals soll nun, namentlich in unübersichtlichem Gelände, dem Lokomotivführer schon vor dem Anblick des Hauptsignals selbst bekanntgegeben werden, damit er nötigenfalls seinen Zug rechtzeitig bremsen und halten lassen kann. Deshalb ist zwangsläufig mit dem Hauptsignal das Vorsignal verbunden. Bei der Haltstellung des Hauptsignals zeigt das Vorsignal eine senkrecht stehende gelbe, weißgeränderte Kreisscheibe, abends zwei schräg zueinanderstehende gelbe Lichter. Bei der Frei-Fahrt-Stellung liegt die Scheibe wagrecht, wie es unser Bild zeigt, die beiden Lichter sind grün. Um das Vorsignal, namentlich am Tage bei wagrechtliegender Scheibe, deutlich erkennen zu lassen, steht vor ihm eine weiße Holztafel mit zwei schwarzen Kreuzbalken. Beim Umklappen der Scheibe müssen also gleichzeitig die beiden Lampen ihr Licht von Gelb in Grün wandeln. Die dazu dienende Hebelvorrichtung bildet gerade Gegenstand der Betrachtungen der Studierenden.

Die hier wiedergegebenen Bilder stellen nur eine kleine Auswahl aus den Räumen des Instituts dar, vermitteln aber eine Vorstellung davon, wie im Eisenbahnwesen alles darangesetzt wird, um den Betrieb der Reichsbahn so sicher wie nur möglich zu gestalten.

„Mayebuye i Africa!“ / Von Ernst Wächter

„Mayebuye i Africa!“ — „Kehre wieder, Afrika!“ So schallt es heute von den Lippen vieler Tausender schwarzer Menschen, so lebt es, oft unbewußt, als sehnsüchtiges Verlangen in der Brust von Millionen. Es ist der Kehrreim eines Kaffernliedes, eines afrikanischen Volksliedes, nicht aus alter Zeit, sondern erst entstanden, als mit der Begründung der Südafrikanischen Union eine neue Zeit über ganz Südafrika hereinbrach und die europäische Zivilisation hier ihren Siegeszug hielt bis in die einsamste Farm, bis in den entlegensten Kral der Eingeborenen. Es sind nicht die Schlechtesten unter dem schwarzen Volk, die diese Sehnsucht mit ganz besonderer Stärke bewegt, denn es ist ihnen mit erschreckender Klarheit zum Bewußtsein gekommen, daß mit dem schrankenlosen Umsichgreifen der ihm wesensfremden europäischen Zivilisation und Kultur das eigene Volkstum rettungslos verloren gehen muß, daß mehr die Schatten- als die Lichtseiten dieser Zivilisation, mehr ihre Nachteile als ihre Vorzüge sich wirksam erweisen und dabei die schwarze Rasse nie wieder gutzumachenden Schaden nimmt an Leib und Seele. Dagegen bäumt sich ihr Innerstes auf. Aber der Fortschritt ist nicht aufzuhalten. Nie wieder kann es so werden, wie es ehedem gewesen, und „Mayebuye i Africa!“ wird ewig ein unerfüllbarer Wunsch bleiben.

Und es ist auch gut so. Vom Standpunkt der Menschheitsentwicklung aus betrachtet wäre es beklagenswert, wenn jenes alte Afrika mit all seiner Barbarei und Unkultur wiederkehren würde, nicht anders, als wenn bei uns die sogenannte „gute alte Zeit“ wieder lebendig würde. Nur eins ist dabei mit allem Ernst zu fordern: daß die abendländische Menschheit sich allezeit der ungeheuren Verantwortung bewußt sei, die sie mit der Ausbreitung oder besser Aufzwingung ihrer Zivilisation und Kultur in Afrika den ihr machtlos ausgelieferten Schwarzen gegenüber auf sich genommen hat, und daß sie infolgedessen diese nicht mit kaltem Eigennutz ausbeute, sondern ihnen für das, was sie ihnen notgedrungen nehmen muß an Eigenart, Selbständigkeit in Denken und Fühlen, Selbstbestimmung in Wollen und Handeln, nicht nur vollgültigen Ersatz, sondern Besseres und Wertvolles gebe. Damit ist es aber leider in Afrika, wie freilich auch anderswo, übel bestellt, und darum ist jener Schrei aus gepreßtem Negerherzen nur zu verständlich.

„Mayebuye i Africa!“ So möchte man auch sagen, allerdings mehr mit scherzhaftem Pathos, wenn man auf unserm Bilde die groteske Figur des jungen Zulu betrachtet, der als Rikschaboy in Port Durban seinen Lebensunterhalt sucht und findet. Diese ganze phantastische Körperbedeckung: das gestreifte Badehöschen, die frauenhaft anmutende, buntgestickte, kurzärmelige Jacke mit der breiten Agraffe am Halsausschnitt, das mit bunten Federn, bis zu einem halben Meter langen Stacheln des Stachelschweins, Büffelhörnern und anderm phantastischen Zierat geschmückte Käppchen, das er auf dem schwarzen Wollkopf trägt, die mit Kalk aufgetragene, zierliche weiße Damenstiefelchen vortäuschende Bemalung der Füße und Waden, dazu der Fliegenwedel, den er in der rechten Hand hält — das ist freilich ein anderer Anblick, als es der war, den noch bis vor wenigen Jahrzehnten die kriegerischen Vorfahren dieses modernen Zulusprößlings boten. Nur mit einem kurzen Leder- oder Fellschurz bekleidet, auf dem Kopfe als eine Art uniformes Kriegerabzeichen einen breiten Ring, bei vielen am linken Arm als Zeichen besonderer Tapferkeit vom Zulukönig verliehene Ringe, in der linken Faust den Kirri, eine Art Totschläger aus Eisenholz oder Horn, mit faustdickem Knopf auf kurzem, handlichem Stiele, in der Rechten die Assagaie, die gefürchtete kurze Stoßlanze mit dem meterlangen

Schaft und der zweischneidigen, fünfzehn Zentimeter langen und zwei bis drei Zentimeter breiten Stahlklinge, die beim Angriff wie ein Bajonett gebraucht wurde, dazu am linken Arm den Ischilunga, den fast mannshohen, ovalen, am oberen Ende mit einem Ochsen- oder Leopardenschwanz oder einem Federbusch geschmückten Kriegsschild aus Ochsenhaut, so traten damals die Krieger der Zulu — und Krieger, nur Krieger waren alle Männer und Jünglinge dieses Volkes — den Fremden gegenüber. So stürzten sie sich in den Kampf mit schnellen, weitausholenden Sprüngen, in breiter Schlachtreihe, Regiment nach Regiment, jedes zwei- bis dreitausend Mann stark, wie unaufhaltsam anstürmende Wasserwogen, ein schreckenerregender Anblick, bei dem dem Gegner gar leicht der Mut sank, zumal der ungestüme Angriff dieser ganz soldatisch geschulten, ausgezeichnet disziplinierten und glänzend geführten Zulutruppen von wildem Kriegsgesang begleitet zu sein pflegte.

Der Rikschaboy auf unserm Bilde erinnert in nichts mehr an jene heldenmütigen Kämpfer der großen Zulukönige Tschaka, Dingan und Ketschwayo, die den Engländern einst so mannhaften Widerstand leisteten, als diese sich 1879 anschickten, dem Zulureiche in Natal ein Ende zu bereiten. Keine Spur vom Heldengeist der Vorfahren ist in diesem lächerlich aufgeputzten Jüngling vorhanden; er macht als zweibeiniger Gaul sicher sehr gute Geschäfte in Durban, denn diese große Stadt ist ein vielbesuchter Badeort und die Rikscha dort ein nicht minder beliebtes Beförderungsmittel als in ihrem Ursprungslande Japan. Viel besser hat er es als die Tausende seiner Landsleute, die als Arbeiter auf den Goldfeldern und in den Diamantgruben von Johannesburg und Kimberley oder in Fabriken an Leib und Seele zu Grunde gehen, und doch lebt sicher auch in seiner Brust das sehnsüchtige Wort: „Mayebuye i Africa!“

Ein Zulu-Rikschaboy in Durban, Südafrika, in seiner eigenartigen Tracht. Phot. Keystone.

Vom Seepolypen

Der Polyp der Alten oder Seepolyp ist ein dem Tintenfisch wie auch den Muscheln verwandtes Tier mit sackartigem Körper und acht langen Armen. Das Tier ist ein arger Räuber, der auf dem Meeresgrund an den Küsten West- und Nordeuropas haust und in Felsenklüften auf die Beute lauert. Diese besteht besonders aus Krabben, Muscheln und Schnecken. Da das Tier wie die Felsen düster gefärbt ist, ist es für die ahnungslose Beute schwer sichtbar. Sein Körpersack ist zwar nur bis fünfzehn Zentimeter, die Arme sind aber fast ein Meter lang, so daß es mit ihnen aus dem Versteck heraus weithin reichen kann. Zwei Arme sind besonders lang und werden weit hinausgeschleudert. Die Beute wird mit Saugnäpfen festgehalten. Diese bestehen aus einem Knorpelring und einem Muskel in der Mitte, beide werden dem Opfer fest aufgelegt. Erschlafft dann der Muskel, so geht er stempelartig nach oben, und es entsteht innerhalb des Knorpelrings ein luftleerer Raum. Dadurch haftet der Saugnapf fest, ähnlich einem Schröpfkopf. Übrigens dienen die Arme auch zur Fortbewegung auf dem Meeresboden; die Tiere kriechen dann, den Kopf nach unten, langsam weiter. Im übrigen bewegen sie sich dadurch im Wasser fort, daß sie ihr Atemwasser aus einem Trichterrohr plötzlich nach außen stoßen; sie selbst fahren dann durch Rück-

stoß nach rückwärts, auch schlagen sie dabei ihre Arme zusammen, wodurch natürlich der nach vorn gerichtete Wasserstrom ganz erheblich verstärkt wird.

Der Brückenbaukasten aus einem alten Regenschirm / Von W. Boos

Ein alter Regenschirm, dessen Seide zerrissen, dessen Spitze oder Krücke abgebrochen ist, ein Schirm also, der wirklich ausgedient hat, ist sicher ein Gegenstand, der für einen Menschen ohne Bastlerherz völlig wertlos ist und in den Müllkasten wandert. Wenn man aber mit Bastleraugen einmal genauer die einzelnen Streben des Schirmgestells betrachtet, dann sieht man, daß sie einen U-förmigen Querschnitt haben und darin den Trägern sehr ähnlich sind, die im Brücken- und Eisenhochbau viel verwendet werden.

Aus diesen Schirmstreben, die also ein vorzügliches, der Wirklichkeit entsprechendes Konstruktionsmittel darstellen, kann man sich fast ohne Kosten einen sehr hübschen Baukasten basteln, der außer der Freude, die das Zusammenbauen der verschiedensten Modelle an sich schon bereitet, noch den Vorzug besitzt, daß die damit hergestellten Bauten sehr naturwahr wirken und zum Beispiel beim Spielen mit der Eisenbahn auch tatsächlich als tragfähige Brücken verwendet werden können.

Zum besseren Verständnis und zur leichteren Verständigung sollen an Abbildung 2 zunächst einige Bezeichnungen und die Bedeutung der einzelnen Brückenteile erklärt werden. Es sind dort einige Grundformen gezeigt, die in den verschiedensten Zusammenstellungen immer wiederkehren. Das Grundelement ist das aus drei Stäben gebildete Dreieck. Mehrere solcher Dreiecke bilden aneinandergesetzt ein „Fachwerk", und wenn dieses Fachwerk die Aufgabe hat, etwas zu tragen, etwa eine Eisenbahn, so nennt man es einen „Fachwerkträger". Die äußeren Umgrenzungen der Träger heißen Gurtungen, „Obergurt" und „Untergurt". Die beide miteinander verbindenden Stäbe nennt man „Füllstäbe", je nach ihrer Lage vertikale oder diagonale. Der Punkt, an dem zwei oder mehr Stäbe zusammenstoßen und miteinander vereinigt werden, wird als „Knotenpunkt" bezeichnet. Die Längen der Stäbe zählen von einem Knotenpunkt bis zum nächsten. Diese wenigen Erläuterungen mögen vorläufig genügen.

Die Last, die eine Brücke zu tragen hat, verteilt sich nicht auf alle Stäbe gleichmäßig. Die Gurtstäbe zum Beispiel werden im allgemeinen mehr zu tragen haben als die Füllstäbe und müssen daher kräftiger ausgebildet werden. Wir wählen also stets die kurzen, dickeren Schirmstreben als Gurtstäbe, die langen, dünneren als Füllstäbe; das ist unsere erste Grundregel. Als zweite gilt: die Enden aller Gurtstäbe werden gegabelt, die aller Füllstäbe flach zusammengedrückt. Dadurch ergeben sich die in Abbildung 3 dargestellten Formen. Diese verschiedenartige Endausbildung erleichtert später das Zusammenbauen.

Die Herstellung der Stäbe ist nicht ganz so einfach, wie es nach der Abbildung aussieht, weil die Schirmstreben aus Stahl bestehen, der leicht gehärtet ist. Diese

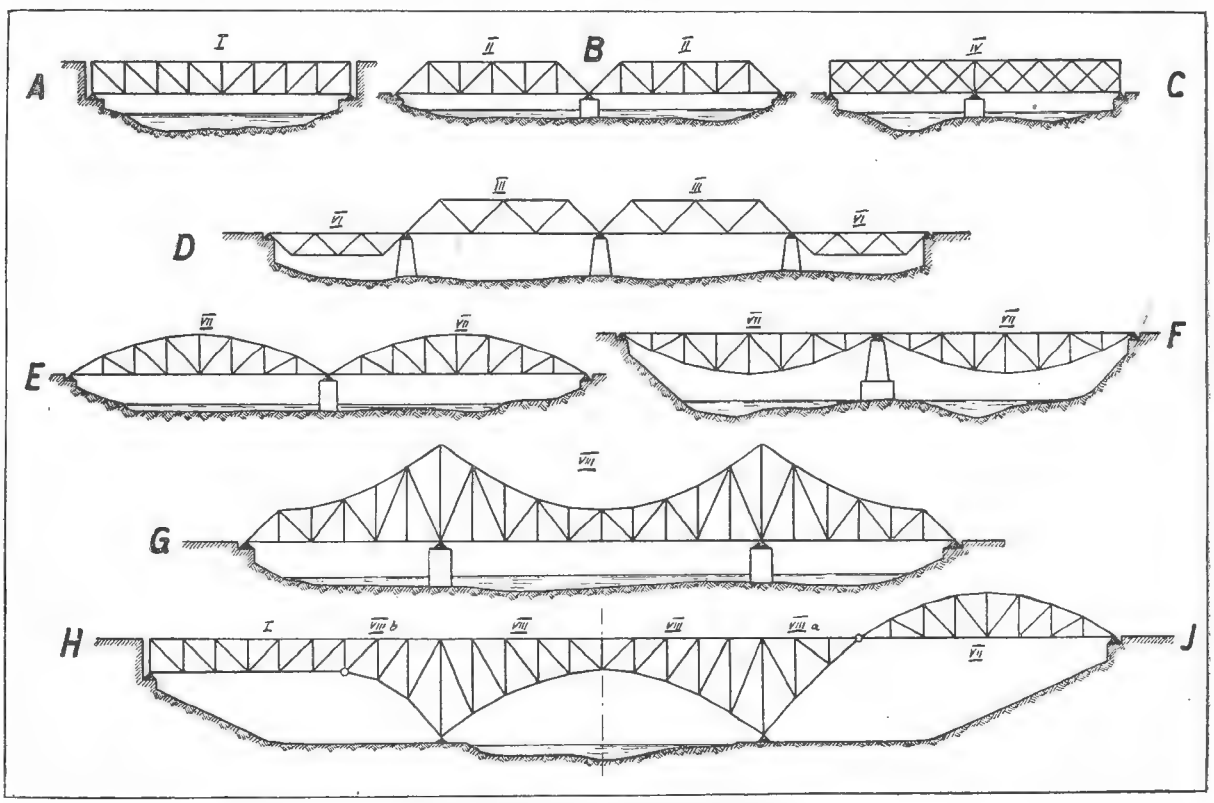


Abb. 1. Verschiedene Brückenmodelle.

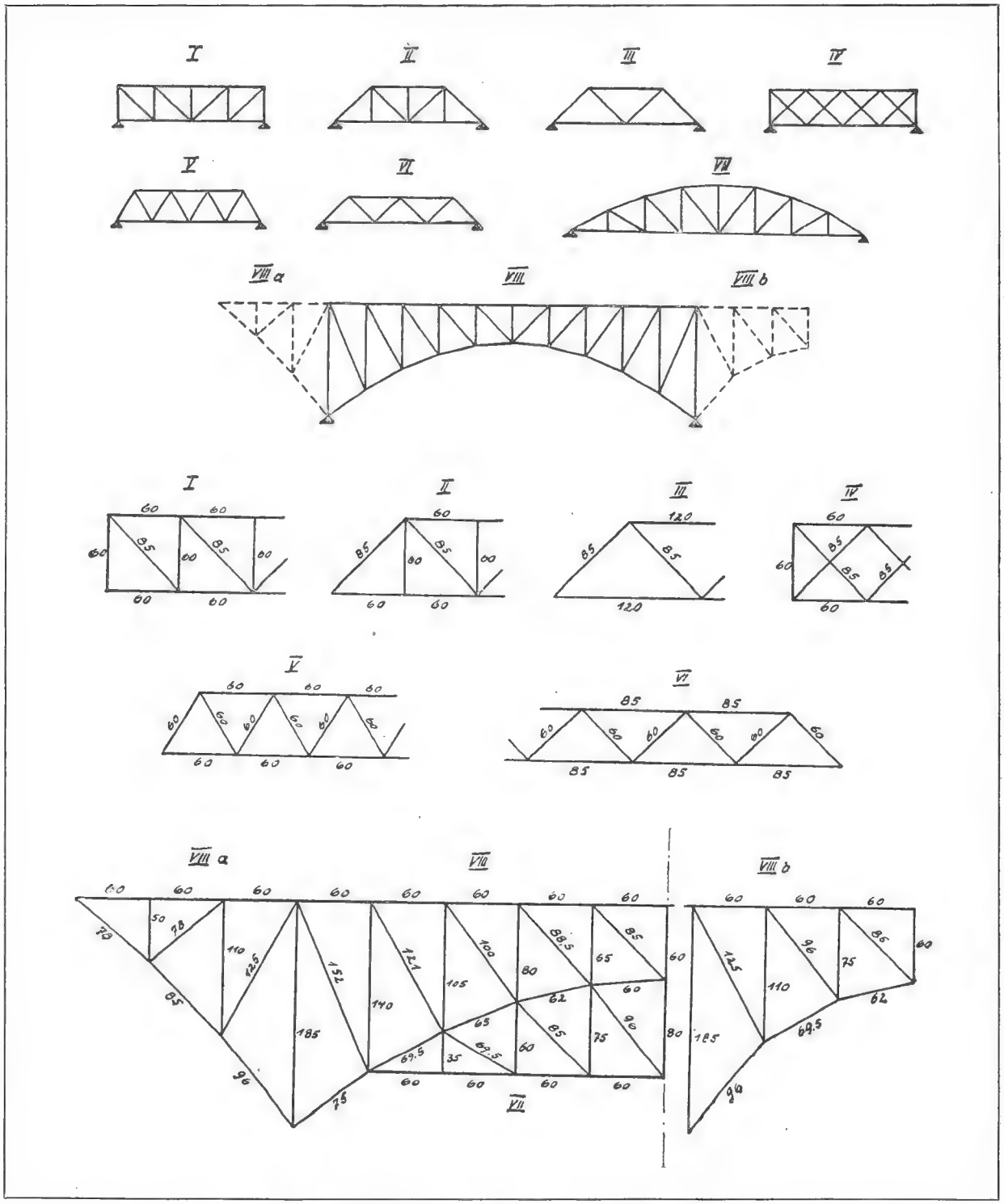


Abb. 2. Grundformen der Brückenträger (Maße in Millimeter).

Schwierigkeit ist durch Enthärten zu überwinden, was allerdings sorgfältig geschehen muß. Nachdem das Gestell durch Lösen der beiden um den Schirmschaft sitzenden Drahtringe auseinandergenommen ist und die einzelnen gelenkig miteinander verbundenen Streben durch Entfernung der Niete getrennt sind, werden zunächst die entsprechenden Längen abgeschnitten. Die in der Abbildung 2 angegebenen Maße (in Millimeter) geben die Lochentfernungen an, während die Stäbe selbst um 3 Millimeter länger sind. Sicherheitshalber werden die Stäbe aber mit 5 Millimeter Zugabe zum Lochmaß abgeschnitten (also etwa 65 Millimeter bei 60 Millimeter Lochabstand). Das geschieht am besten mit der Dreikantfeile. Man feilt zu diesem Zweck die

drei Seiten kräftig an und kann dann die Stücke mit Leichtigkeit abbrechen.

Wenn man alle Stäbe zurechtgeschnitten hat, folgt das Enthärten und das Flachdrücken der Füllstäbe. Man legt um einen Gasbrenner sternförmig so viele Stäbe, wie man unterbringen kann. Die Enden müssen etwa 1 Zentimeter weit in die Flamme hineinragen. Nun glüht man die Stäbe zunächst einmal tüchtig durch. Dann nimmt man einen Stab aus der Glut, drückt schnell und kräftig mit der Flachzange das noch glühende Ende auf etwa 8 Millimeter Länge (nach Augenmaß) zusammen und legt ihn wieder in das Feuer. Das ist unbedingt notwendig, da bei der Berührung mit der kalten Zange der Stab sehr schnell abkühlt und dadurch noch einmal gehärtet wird. Gehärteter Stahl läßt sich aber gar nicht oder nur sehr schwer bohren. Erst wenn alle Stäbe ebenso behandelt sind, wird die Gasflamme langsam ausgedreht. Zur weiteren allmählichen Abkühlung bleiben die Stücke noch einige Zeit über dem immer noch Wärme ausströmenden Brenner liegen.

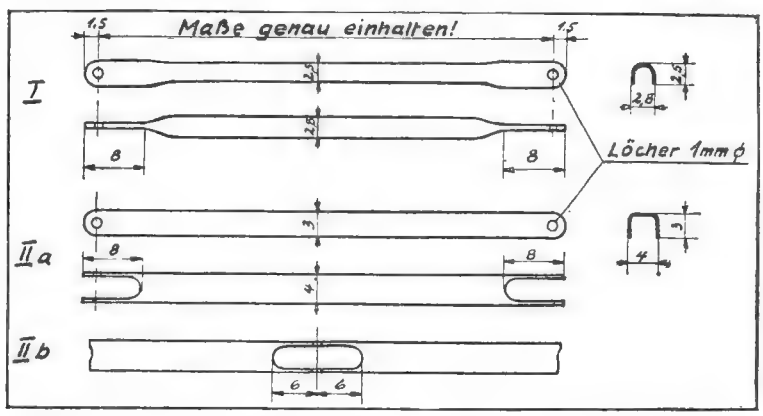


Abb. 3. Gurt- und Füllstäbe.

Man scheue diese kleine Umständlichkeit nicht, da sonst allzu leicht wieder eine Härtung eintreten kann, die das Bohren später sehr erschwert oder gar unmöglich macht.

Das andere Ende der Füllstäbe wird ebenso behandelt, während die Gurtstäbe natürlich nur ausgeglüht, nicht flachgedrückt werden. Die in Abbildung 4 dargestellten Verbindungstücke werden außer an den Enden auch zweimal in der Mitte ausgeglüht, flachgedrückt und rechtwinklig umgebogen.

Als nächste Arbeit folgt das Bohren der Löcher. Die in Abbildung 2 angegebenen Maße müssen sehr genau eingehalten werden, da sonst die Brücke schief und krumm wird. Für häufig wiederkehrende Lochentfernungen, also etwa 60 und 85 Millimeter, macht man sich aus 1 Millimeter starkem Blech Schablonen, in die zwei Löcher im gewünschten Abstand gebohrt werden. Sie werden mit den Stäben zugleich in den Schraubstock gespannt und ermöglichen es, stets das gleiche Maß ohne Abmessen und Aufzeichnen zu erhalten, indem man die vorgebohrten Löcher einfach als Führung für den Bohrer benutzt. Als Bohrer verwendet man einen 1 Millimeter starken Spiralbohrer.

Nach dem Bohren brauchen die Füllungs- und Querverbindungstäbe nur noch befeilt zu werden; dann sind sie schon fertig. Die Gurtstäbe müssen dagegen noch gegabelt werden. Mit einem kleinen Meißel werden je zwei Längsschnitte geschlagen und die dabei entstehenden Zungen durch Hinundherbiegen abgebrochen; dann wird nachgefeilt. Die Abbildungen lassen alle Einzelheiten erkennen und machen weitere Erklärungen überflüssig.

Für die geraden Gurtungen stellt man sich zweckmäßig Stäbe her, die mehrere „Einheitslängen" (ein Vielfaches von 60 Millimeter) lang sind. Da die kurzen, dicken Schirmstreben etwa 25 Zentimeter Länge besitzen, kann man Gurtstäbe mit 4 mal 60 gleich 240 Millimeter Lochentfernung anfertigen. Diese durchlaufenden Gurtungen erhalten außer an den Enden auch in Abständen von je 60 Millimeter Löcher, im ganzen also fünf. Figur II b in Abbildung 3 zeigt, wie die den Gabeln am Ende entsprechenden Aussparungen bei den Löchern aussehen. Schließlich werden die einzelnen Stäbe noch gekennzeichnet und in einem in Fächer eingeteilten Kasten geordnet, so daß die verschiedenen Längen jederzeit ohne langes Suchen gefunden werden können.

Die Verbindung der Stäbe bereitet einige Schwierigkeiten, da die Verbindungsmittel leicht zu befestigen und ebenso leicht wieder zu lösen sein müssen. Wegen des kleinen Lochdurchmessers kommen Schrauben mit Muttern nicht in Frage; sie würden auch zu teuer werden. Am einfachsten hilft man sich, indem man sich aus Kupferdraht von etwa 0,7 Millimeter Stärke kleine Bügel biegt von der Form, wie sie in Abbildung 5 dargestellt ist. Die Bügel lassen sich einfach herstellen, indem man Draht, Windung an Windung, um einen entsprechend geformten Stab wickelt und ihn dann in der Längsrichtung des Stabes durchsägt. Die so entstandenen Bügel werden etwas aufgebogen, mit dem freien Schenkel durch die Löcher gesteckt und wieder zugedrückt, so daß sie nicht zurückrutschen können (Prinzip der Sicherheitsnadel). Da Kupferdraht weich ist, lassen sich die Bügel leicht wieder aufbiegen und herausziehen; sie können dann natürlich beim Zusammenbauen anderer Modelle wieder verwendet werden.

Wie die Stäbe miteinander verbunden werden, läßt ebenfalls die Abbildung 5 erkennen. Als Regel gilt dabei, daß sämtliche Füllstäbe zwischen den Gabeln der Gurtstäbe liegen müssen. Weitere Regeln ergeben sich von selbst beim Zusammenbau.

Die Auflager, auf denen die Brücke ruht, sind nach Abbildung 5 sehr leicht herzustellen. Eine halbrunde Leiste wird in 5 Millimeter Entfernung von den Enden

mit Sägeschnitten versehen, in die ein Blechstück von der dargestellten Form hineingepreßt und mit einem Nagel befestigt wird. Die Länge der Leiste richtet sich nach der Breite der Brücke. Der Abstand der beiden Bleche ist derselbe wie bei den Verbindungstücken und muß so bemessen werden, daß die Eisenbahn, die darüber fahren soll, zwischen den beiden Trägern freien Raum hat.

Zum Schluß noch einige Worte über den Zusammenbau. Jede Brücke besteht natürlich aus zwei Brückenträgern, die durch die Verbindungstücke und Rahmen verbunden und gegen seitliches Umkippen gesichert werden. Es genügt im allgemeinen, die Rahmen an jedem Ende der Brücke, bei langen auch noch einen oder zwei in der Mitte anzuordnen, wobei die freien S-Schenkel die senkrechten Füllungstäbe ersetzen. Zwischen die beiden Träger wird auf die Querverbindungen dicke Pappe gelegt, die man ebenfalls in Normallängen von etwa 24, 36, 48 Zentimeter zurechtschneiden kann. Dadurch wird eine Unterlage für die Schienen geschaffen.

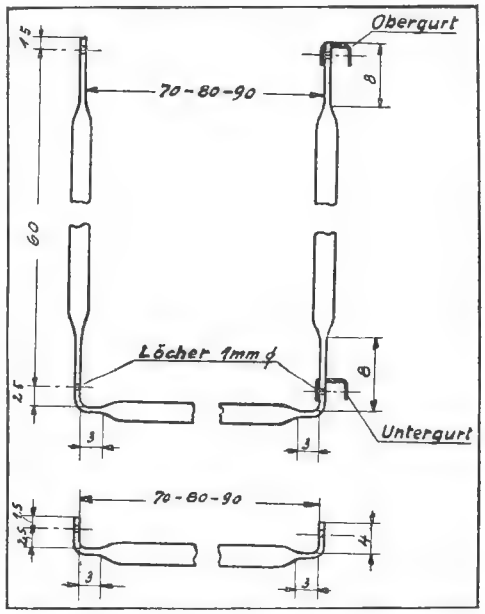


Abb. 4. Rahmen- und Querverbindungstücke.

Aus einem Schirm lassen sich die Modelle A, B, C und D in Abbildung 1 herstellen, während zum Beispiel das sehr schöne Modell G von 132 Zentimeter Länge drei Schirme erfordert. Die römischen Ziffern in Abbildung 1 bezeichnen die Grundformen, aus denen die Brücken zusammengesetzt sind. Die entsprechenden Maße finden sich in Abbildung 2.

Man braucht sich natürlich nicht auf Brücken zu beschränken, sondern kann auch Bahnhöfe, Fabrikhallen, Krane und dergleichen bauen. Die verschiedensten Figuren lassen sich zum Beispiel zusammenstellen, wenn man ein Quadrat von 60 Millimeter Kantenlänge aus der Grundform I nicht durch eine Diagonale von 85 Millimeter Länge in zwei Dreiecke zerlegt, sondern durch eine längere oder kürzere, wodurch das Quadrat in einen Rhombus verwandelt wird (zum Beispiel Grundform V). Wer mit offenen Augen aufmerksam technische Bauten betrachtet, wird Anregungen in Fülle finden.

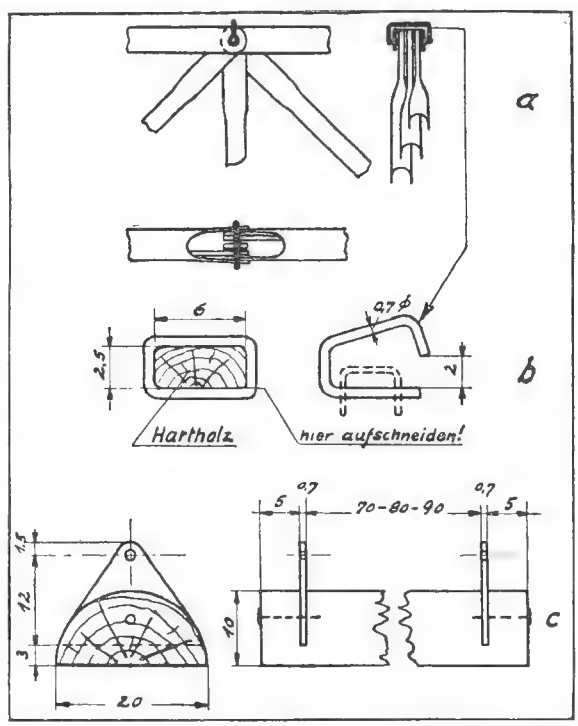


Abb. 5. a Verbindung der Stäbe am Knotenpunkt; b der Drahtbügel der Verbindung; c das Auflager.

Wollen und Können

Der 1829 verstorbene Berliner Philologe Professor Philipp Karl Buttmann, der Verfasser einer bekannten griechischen Grammatik, ging stets grau gekleidet. Da nun damals, des abstäubenden Puders halber, die Friseure ebenfalls grau gekleidet waren, so konnte es vorkommen, daß man Buttmann für einen Friseur hielt.

Einst stand er vor der Tür seines Hauses, als ein Mann mit der Frage auf ihn zutrat: „Wollen Sie mir das Haar schneiden?"

„Gern," versetzte der Professor artig und führte den Kunden in sein Zimmer, hieß ihn auf einen Stuhl niedersitzen, ergriff eine Papierschere und schnitt darauf los.

Der Kunde hielt geduldig still, obschon die Schere öfter seine Ohren streifte. Endlich war der Professor fertig und führte sein Opfer vor den Spiegel.

„Um Himmels willen, wie sehe ich aus!" rief der Fremde. „Herr, Sie wollen Friseur sein?"

„Friseur?" wiederholte Buttmann. „Nein, das bin ich nicht. Ich bin der Professor Buttmann."

„Aber ein Professor kann doch keine Haare schneiden!" rief der Herr ganz entrüstet.

„Sie fragten mich auch nicht: ‚Können Sie Haare schneiden?' sondern ‚Wollen Sie mir das Haar schneiden?' Und da ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, so erwies ich Ihnen eben den Gefallen. Natürlich müssen Sie mit meinem guten Willen fürlieb nehmen; mehr können Sie von einem ordentlichen Professor der Philologie wirklich nicht verlangen."

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Nach zwölf Tagen kamen wir beim Dragomanpaß an die bulgarische Grenze. Diese kleine Grenzstation liegt an der Linie des bekannten Orientexpreßzuges. So wollten wir denn auch einmal dort diesen Luxuszug an uns vorbeibrausen sehen, wenn wir selbst auch gerne auf die Mitfahrt verzichteten. Lag uns doch immer daran, auf unsern weiten Fahrten Land und Leute kennenzulernen und nicht, wie die vornehmen Weltreisenden, nur Oberkellner, Eisenbahnschaffner und Bädekerseltenheiten. Aber vorbeijagen wollten wir ihn einmal sehen, den Orientexpreßzug. So fragten wir denn die Zollbeamten, die unsere Rucksäcke nur ganz oberflächlich auf Schmugglerwaren durchsahen, wann der Expreß zu erwarten sei. Es paßte gerade, in einer halben Stunde mußte der Zug kommen, der damals nur jeden zweiten Tag fuhr. So erwarteten wir ihn denn mit Freude und Spannung, ahnten wir doch nicht, welch furchtbaren Dinge wir dadurch zu sehen bekommen sollten, denn gerade dieser Tag war es, an dem im Jahre 1921 der Orientexpreß bei Dragoman entgleiste. Hui, heulte es heran! Dann tauchte eine zischende Schlange heißen Dampfes auf — ein Krachen, ein Splittern, eine Explosion. Ein Stück zerrissenes Holz flog zwischen uns, traf Ullo an der Schulter und zerriß ihm das Fahrtenhemd, daß Blut floß. Ernst faßte sich als erster und sah mit einem Blick, daß Ullos Wunde nicht gefährlich war. ‚Karl, bleib bei ihm und verbinde ihn! Ihr andern los, helfen!‘

Hilfe war dringend nötig. Gellende Schreie drangen aus den zusammengeschobenen Wagen, die zerdrückt waren wie Spielzeug aus Blech, andere Wagen waren umgestürzt, alles lag durcheinander. Die paar Bahn- und Zollbeamten der kleinen Station rannten kopflos herum, und wir Jüngeren wußten auch nicht, wo anfangen, wagten kaum hinzusehen, fürchteten uns vor dem Anblick der Toten und Verletzten, die dieses Trümmerfeld barg. Doch Ernst ließ uns keine Zeit, teilte uns ein und gab Aufträge. ‚Heini und du, Karlheinz, mit mir hinein in die Wagen, Verwundete herausbringen! Ihr Jüngeren holt Wasser und unsere Verbandskästen her. Zerreißt euer Leinenzeug zu Binden! Ein Feigling, wer hier schwach wird! Es sind Menschen zu retten. Los! Jede Sekunde ist wertvoll.‘ Und wir drei stiegen zu den Fenstern, die zersplittert waren, hinein in den nächsten der umgestürzten Wagen. Grauenhaft sah es da drinnen aus, nie vorher hatte ich etwas so Entsetzliches gesehen. Ein Schwächegefühl wollte mich umwerfen, aber Ernst packte mich am Arm und hieß mich eine verletzte Frau anfassen, die wir hinaushoben. Bald sahen wir, daß wir Beile und Sägen brauchten, um Eingeklemmte zu befreien, und Ernst forderte den Stationsvorsteher auf, sie zu holen. Der Mann, wie auch die übrigen Beamten, hatte völlig den Kopf verloren, ordnete sich aber sofort Ernsts Weisungen unter, der umsichtig und rasch alles veranlaßte, was irgend getan werden konnte. So war denn bald jeder am Rettungswerk beteiligt, und viele Verwundete waren schon herausgebracht, als die Beile kamen und wir mit erneuter Anstrengung zu arbeiten begannen. Was aber konnten das halbe Dutzend Männer und wir sechs Jungen schon ausrichten bei dieser Katastrophe? Wir waren von Blut bedeckt und am Ende unserer Kräfte. ‚Ist schon nach Hilfszügen telephoniert worden?‘ rief Ernst den Stationsvorsteher an.

Der Mann sprach Deutsch. ‚Ja, aber nur die Bulgaren kommen. Die unsern haben geantwortet, wenn der Zug auf bulgarischem Gebiet liege, seien sie nicht zuständig.‘

‚Sollte man so etwas für möglich halten?‘ brüllte Ernst den Mann an, packte ihn am Arm und rannte mit ihm nach dem Stationsgebäude. ‚Verbinden Sie mich mit der fraglichen Dienststelle! — Ja? — Hier Dragomanpaß! Können Sie Deutsch? — Nein? — Sagen Sie dem Manne, daß ich mit einem Oberbeamten verbunden sein will, der Deutsch spricht!‘

Der Beamte richtete dies aus, und schon nach einer Minute war Ernst, der sich inzwischen einen Plan ausgedacht hatte, mit einem solchen Beamten in Nisch verbunden. ‚Hallo! Also hier ist ein furchtbares Unglück geschehen. Senden Sie Hilfszug! — Was? Nicht zuständig? Liegt in Bulgarien? Herr, wollen Sie wegen der hundert Meter hundert Menschen draufgehen lassen? Was, Sie bedauern? Anweisung höheren Ortes? Dann sagen sie dem höheren Herrn nur, daß hier Doktor Mertens sei, Berichterstatter des ‚Berliner Tageblatts‘, Ihnen doch wohl bekannt, wie? Auch im Zug gewesen, zufällig unverletzt, und wenn Sie nicht augenblicklich Hilfe schicken, dann wird die westeuropäische Presse sich einmal sehr ausgiebig mit diesen merkwürdigen Verhältnissen beschäftigen. Verstanden? Schluß!‘

Eine halbe Stunde später war der bulgarische Hilfszug da, und kurz danach kam der serbische. Unter Anleitung der Ärzte und erfahrener Beamten war denn auch binnen kurzem gerettet, was zu retten war, und als die Dämmerung des Abends einbrach, da gönnte sich auch Ernst Ruhe, der bis zuletzt der Tätigste gewesen war, während wir Jüngeren schon zwei Stunden vorher zu Tode erschöpft zusammengebrochen waren, all unserm Opferwillen zum Trotz.

Als dann am andern Morgen der Regierungszug aus Sofia eintraf, da war die Arbeit getan, und auf der Rückfahrt nahm er auch uns mit nach Sofia hinunter. Die Fahrt in dem vornehmen Zug kostete uns keinen Stotinki, waren wir doch Gäste der Regierung, und das hatten wir auch verdient.

Dann kam ein Ruhetag in Sofia, an dem wir uns die Stadt selbst ansahen, die uns sehr gefiel; aber immer

wieder kam unser Gespräch auf Dragoman, und wir alle bewunderten unsern Ernst. Freilich, auch auf unsere eigene Beteiligung am Rettungswerk waren wir stolz und wunderten uns eigentlich, daß nicht Zar Boris bei uns erschien, um jedem von uns einen hohen Orden zu verleihen. Zar Boris kam nicht, Ernst aber wurde im weiteren Verlaufe der Fahrt von uns häufig Doktor Merten oder Zeitungsberichterstatter genannt, und Hans-Ullo, dessen Vater ja Jurist ist, erklärte dann später, das sei eigentlich eine strafbare Amtsanmaßung gewesen, wozu Ernst lachte. Ullos Wunde stellte sich übrigens als ganz harmlos heraus und behinderte ihn gar nicht, wenn sie auch die große Narbe zurückließ, nach deren Herkunft ihr ihn später so oft vergeblich gefragt habt.

Sofia, ja, die Stadt gefiel uns. Wir schliefen dort in der deutschen Schule, wo wir von Herrn und Frau Direktor Bach freundlich aufgenommen wurden und vergnügt zusahen, wie die Lehrerin Fräulein Hartmann den ganz kleinen Bulgarenkindern beibrachte, ‚Fuchs, du hast die Gans gestohlen' zu singen. Wir gingen die Ulitza Parisch, in der die deutsche Schule liegt, hinauf und kamen zu der gewaltigen Alexander-Newski-Kirche, die eine der prunkvollsten griechisch-orthodoxen Kirchen ist. Wir sahen sie uns an und mußten immer aufs neue über den reichen Glanz staunen, den sie unter ihrer riesigen vergoldeten Kuppel birgt. Dann gingen wir schräg über den Platz und hinunter zur Ulitza Zar Oswoboditl, die eine der schönsten Straßen dort ist und auf das Zarenschloß zuläuft. Da sahen wir denn auch den Witoscha, den schönen Berg des Scherren Wrch (Schwarzen Gebirges). Seine Kappe war auch in diesem Sommer von Schnee bedeckt, den wir zuerst für eine Wolke hielten. Ja, was sahen wir uns nicht alles an! Wir gingen am Schloß und am Kriegsministerium vorbei, um dann am Narodnatheater in den Park einzubiegen, wo wir uns ein wunderbares Sladoledd leisteten, auf deutsch Fruchteis, das uns aber viel besser mundete als je in Deutschland. Überhaupt, die Konditoren da unten verstehen ihr Handwerk, das muß man sagen, und die Baklawa (Kuchen in Blätterteigart, mit viel zerlassener Butter und Mohn) schienen uns eines der schönsten Weltwunder zu sein, obwohl Herodot sie nicht unter den seinen aufzählt. Auch die Sobranje, das bulgarische Parlament, sahen wir uns an, das Denkmal Basil Lewskis, des Nationalhelden, die riesige Markthalle und die große Moschee an dem Boulevard Maria-Louise. Da wir recht staubig waren, meinte Ernst, ein Bad könne uns nichts schaden; wenn er aber geahnt hätte, was in dem großen türkischen Bade alles auf uns wartete, wäre er wohl kaum mit uns hineingegangen. Es gibt da ein Dampfbad, in dem man furchtbar schwitzt und sich schließlich so leicht wie ein seliger Geist vorkommt. Dann gibt es die verschiedenartigsten Duschen, immer in den unerwartetsten Temperaturen, darauf ein kaltes Bad und schließlich und schlimmstens eine türkische Massage, in deren Verlauf man glaubt, daß einem sämtliche Knochen gebrochen werden. Man wird in Badetücher gepackt und wieder ausgewickelt, in Wannen gesetzt und wieder herausgeführt, wandert von einer dienstbaren Hand in die andere, und es gibt kein Entrinnen, bis man nach überstandenem ‚Bad' wieder draußen auf dem Platze steht und mehr tot als lebendig ist. Dann freilich überkommt einen eine ungemein wohlige Müdigkeit, und schließlich fanden wir alle, es sei doch sehr fein gewesen, aber ich glaube, es hätte keiner von uns ein zweites Mal da hinein mögen.

Da wir nicht gut mitten in der Stadt abkochen konnten, gingen wir denn auch in ein Restaurant, um zu essen. Wir paßten sehr genau auf die Leute an den Nebentischen auf und bestellten dann, was diese bestellt hatten. ‚Slusche! Slusche!' riefen auch wir den Kellner und meinten, das heiße etwa: ‚Herr Ober!' bis wir später erfuhren, es heißt: ‚Hören Sie!' Aber auch so bekamen wir unser Essen. Wenn wir auch manchmal nicht wußten, was das nun eigentlich war, geschmeckt hat es uns vorzüglich. Es war sogar ganz gut, daß wir nichts Näheres darüber wußten, denn wir haben unter anderm auch geröstete Wegschnecken verzehrt, was wir sonst bestimmt nicht getan hätten. Auch eine der vielen Milchwirtschaften besuchten wir und verzehrten dort prösno mleko (frische Milch), kisselum mleko (Joghurt) und ungezählte jeidza (Eier), alles für unwahrscheinlich wenig Geld. Daß die Gäste dort ihr Geschirr selbst ausspülen und das Spülwasser dann einfach in den Raum gießen, kam uns anfangs etwas merkwürdig vor, später aber taten auch wir das mit der Sicherheit alter Bulgaren.

Spruch

Was du hast, gilt alles gleich;
Was du bist, macht dich arm oder reich.

Mit der Sprache und den Gebärden der Leute hatten wir die merkwürdigsten Erlebnisse, während wir in Bulgarien waren. So war es uns nicht bekannt, daß die Völker da unten, wenn sie ‚ja' meinen, den Kopf schütteln, bei ‚nein' dagegen nicken, welche Tatsache uns natürlich anfangs manche Verwunderung bereitete. Allerdings kam es auch den Leuten ihrerseits sonderbar vor, wenn wir zum Beispiel in einem Laden fragten, ob wir dort eine bestimmte Sache kaufen könnten, und auf das Kopfschütteln des Mannes hin dann den Laden wieder verließen. Merkwürdig erging es auch Ernst, als er auf die Fremdenpolizei mußte, um uns abzumelden. Da ging er zunächst auf einen Herrn los, um zu erfragen, wo das Polizeiamt sei, und betete sein eingelerntes Sprüchlein herunter: ‚Molle, gospodina, Kade tuka ulitza schesti schettembri, ochrana otschastnik?' Aber er hatte das scheinbar zu gut aufgesagt, denn der Herr nahm an, daß er fließend Bulgarisch spreche, und begann nun zu reden wie ein

Das Kaninchen. Die Lichtquelle befindet sich links, die Pfoten können bewegt werden, ebenso die Ohren. Das Auge wird durch den gekrümmten rechten Zeigefinger hervorgerufen, der eine Lücke zum Mittelfinger läßt.

Wasserfall. ‚Pollecke, pollecke, negovorimo po bulgarski (Langsam, langsam, ich verstehe nicht so viel Bulgarisch)!‘ stammelte Ernst entsetzt. Schließlich einigten sie sich auf die Zeichensprache, und wenn die Mimik und die Gesten des Mannes Ernst auch zuerst reichlich schleierhaft vorkamen, so fand er doch den Weg. Dort ging ein Woinik (Soldat) als Posten mit seinem Gewehr auf und ab, und diesen fragte Ernst nun nach dem Paßbüro. ‚Dole!‘ sagte der Mann. Ah, endlich eine bekannte Vokabel! Dole heißt ‚unten, im Keller‘. Es führten aber zwei Treppen da hinunter, und an jeder stand ‚swchod sastrachen‘ dran, was, wenn ich mich recht entsinne, ‚Verbotener Eingang‘ heißt. Ernst ging zur linken Treppe. ‚Tuka (hier)?‘ fragte er den Posten. Der schüttelte den Kopf. Also ging Ernst nun zur rechten Treppe und fragte wieder ‚Tuka?‘ worauf der Soldat heftig nickte. Als Ernst dann aber hinunterzusteigen begann, kam er hinterher und schleppte ihn wieder nach links. ‚Tuka!‘ Die beiden haben sich gegenseitig

Bauernkopf. Schon wenn man die Handstellung mit etwas zugekniffenen Augen betrachtet, kann man die Form des Kopfes erkennen. Wird der linke Ringfinger gestreckt, dann sieht es aus, als ob der Schattenkopf die Zunge herausstrecke.

für verrückt gehalten, bis Ernst dann später erfuhr, daß es mit dem Nicken und Schütteln des Kopfes dort unten umgekehrt ist als bei uns.

Wir haben dann noch etliche Dinge in Sofia eingekauft, was uns Jüngeren ungemein viel Spaß machte. Stolz waren wir, als wir endlich edin, dwä, tri, schetteri, päd, schess, ssedem, ossem, devet, descet, das heißt bulgarisch von eins bis zehn zählen konnten. Es ist dort üblich, daß Käufer und Verkäufer lange miteinander feilschen, und die Händler haben deswegen schon immer gleich einen entsprechenden Aufschlag auf die Ware gelegt; ja, wenn da irgend so ein Mitteleuropäer gleich ohne Murren den vollen geforderten Preis zahlt, lachen sie ihn insgeheim wegen seiner Dummheit aus. Nun, wir unserseits waren nicht so dumm; es machte uns Spaß, zu feilschen. Wir bildeten uns sehr viel darauf ein, wenn wir einige Stotinki abgehandelt hatten, wußten wir doch damals nicht, daß wir immer noch zu viel bezahlten.

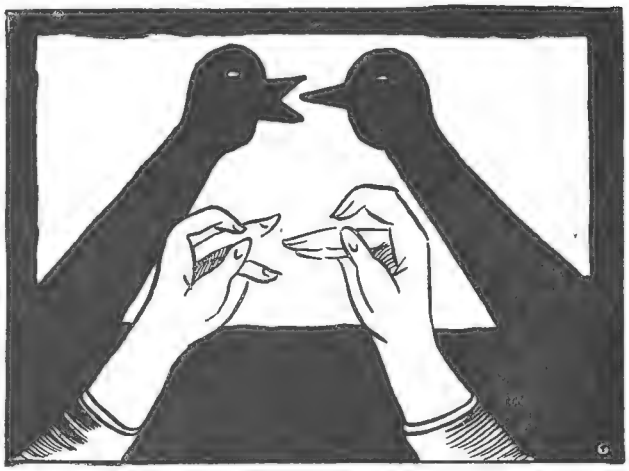
So sehr uns aber auch Sofia gleich gefallen hatte, so bald schon wurde es uns unheimlich. War das doch damals die Zeit, wo Stambulinski Ministerpräsident, in Wahrheit aber Diktator des Landes war. Dieser Mann hatte eine recht üble Vergangenheit hinter sich und war ein Mensch, der vor nichts zurückschrak. Wurde ihm ein politischer Gegner unbequem, so war dessen Leben verloren. Morde durch Stratscharen (Polizeitruppe) auf offener Straße waren nicht eben selten, und als Helmut und Heini Augenzeugen eines solchen schrecklichen Vorfalls wurden, da duldete es Ernst nicht länger in der Stadt, und noch am selben Abend zogen wir weiter. Was Stambulinski angeht, so hat er übrigens seine Schreckensherrschaft nur noch zwei Jahre weiter ausüben können; die Revolution vom Juni 1923 fegte ihn fort, und er verlor dabei sein Leben.

War Sofia unser erstes Hauptziel gewesen, so war Saloniki das zweite, und von dort sollte es dann an die Küste des Schwarzen Meeres gehen. Ernst hatte den Weg durch das Strumatal gewählt, und die Orte, die auf unserm Wege lagen, waren Dubnitza, Dschumaja, Barackewo, Sveti Vratsch, Petritsch und einige noch kleinere, bei deren Aufzählung ich zwar für die Richtigkeit der Namen, nicht aber der Reihenfolge einstehen kann, denn es ist ja einige Jahre her, daß wir diese Gegend durchwanderten. Nun, bis zur Überschreitung des 42. Breitengrades, um mich einmal geographisch auszudrücken, ging die Sache glatt wie Lebertran. Wir waren rechts am Witosch vorbei in genau südlicher Richtung losmarschiert und kümmerten uns in den ersten drei Tagen überhaupt nicht um die Landstraße. Dem Kompaß nach ging unser Marsch, und wenn wir auch dadurch im unwegsamen Gebirge oft große Umwege machen und häufig klettern mußten, so machte sich die größere Mühe doch dadurch bezahlt, daß wir mutterseelenallein in einem schönen Landstrich waren und mehr von der Ursprünglichkeit der Natur sahen, als wenn wir die Landstraße marschierten. Es gibt da

oben Hirsche, riesige Tiere mit dunklerem Fell als in Deutschland, und es ist jedem erlaubt, sie zu jagen, denn sie zerstören den Bauern oft die Ernte, und Jagdgesetze wie bei uns gibt es da nicht. Nun hatte ja Ernst seine Parabellum 09 und auch die Erlaubnis zum Tragen von Waffen, aber trotz all unserm Drängen war er für eine Jagd nicht zu haben. Er erklärte, er fühle sich so ungeheuer glücklich, daß ihm nach Töten gar nicht der Sinn stehe. Wir begriffen so etwas freilich nicht ganz, aber zu machen war da nichts. Also zogen wir bei herrlichstem Wetter durch die nicht minder herrliche Gegend, strengten uns nicht gar so sehr mit Marschieren an und führten ein wunderbares Fahrt- und Lagerleben. Es war alles so still und friedlich, daß wir meinten, ungefährlicher könne auch ein Gang durch den Hamburger Botanischen Garten nicht sein, und fast ärgerlich waren, daß uns so gar keine Abenteuer begegneten. So etwas sollte nun der wilde Balkan sein! Nun, wir sollten noch weit mehr Abenteuer erleben, als uns selbst schließlich lieb war, und zwar, nachdem wir wieder an die Straße und die Struma gestoßen waren und den genannten Breitengrad überschritten hatten, womit ich nicht gesagt haben will, daß diese geographische Linie in ursächlichem Zusammenhang damit gestanden habe.

Unser erstes Abenteuer war derart, daß es sehr leicht auch unser allerletztes hätte werden können, nämlich unser Kampf mit dem Jel Tepe. Besagter Jel Tepe ist nicht etwa, wie ihr vielleicht meint, ein bei uns ausgestorbener Riesensaurier, auch kein Morlakenfürst, sondern ganz einfach ein Berg, schlicht und bürgerlich ein Berg, der nicht einmal irgendwie gefährlich aussah. Nun, für uns war es immerhin schon ein Entschluß, seinen Gipfel zu bezwingen, waren wir doch vorher nur einmal mit freundlicher Hilfe von Drahtgeländern auf die Zugspitze gestiegen, und einige andere gar hatten sich bis dahin nur den Brocken geleistet. Im Vergleich zu diesem war unser Berg hier freilich schon ein anderes Ding, zumal für uns Norddeutsche, die wir keinen Schimmer von der Kunst des Gebirgskletterns hatten. Wenn man dem Atlas glauben kann, ist der Jel Tepe 2681 Meter hoch, er schien uns aber später bedeutend höher. Nun, von unten sah er jedenfalls recht zahm aus. Es schien überall nur ganz allmählich bergan zu gehen, und die kleine Schneekappe, die er auf dem Haupte hatte, sah so niedlich und zierlich wie Großmutters Schlafhaube aus. Also Ernst hielt das Unternehmen für ungefährlich, wir unserseits stimmten begeistert zu, und so wurde denn am Abend unten gezeltet, um am kommenden Tage gleich in aller Frühe den Aufstieg zu beginnen.

In dieser menschenverlassenen Gegend glaubten wir ohne Gefahr unser Gepäck in einer kleinen Höhle allein zurücklassen zu können, zumal wir von der Ehrlichkeit der bulgarischen Landbevölkerung den besten Eindruck hatten. Nur unsere getreue Wäscheleine nahmen wir mit und jeder seinen Brotbeutel mit Mundvorrat, Ernst den Revolver und den Feldstecher. So stiefelten wir schon um fünf Uhr morgens los. Himmel, wie kann man sich über Entfernungen täuschen! Es dauerte über zwei Stunden, bis wir überhaupt an den Fuß des Berges heran waren und den Aufstieg beginnen konnten. Dabei war schon jetzt die Hitze beträchtlich. Dann ging das Steigen und gelegentlich auch die Kletterei los. Auch darin hatten wir uns getäuscht, daß wir gemeint hatten, das Hinaufkommen sei einfach. Häufig kamen recht steile Hänge, und unsere Kräfte ließen nach, nicht aber unser Unternehmungsgeist. (Fortsetzung folgt)

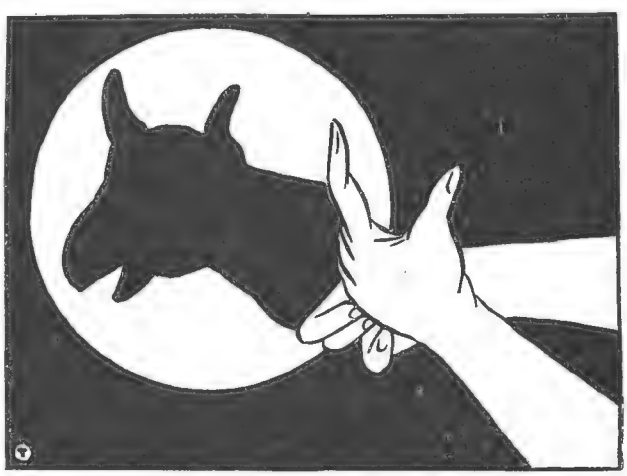


Zwei Gänse. Die Hände werden über den Kopf gehalten, und die Schattengänse machen abwechselnd die Schnäbel auf. Die Täuschung wird erhöht, wenn man mit dem Munde Gänseschnattern nachahmt oder ein Pfeifchen dafür zu Hilfe nimmt.

Briefmarken-Kamerad

Australien hat eine Flugpostmarke zu 3 Pence grün ausgegeben. Das Markenbild zeigt einen Doppeldecker über dem Lande. Inschrift: Air Mail Service.

Danzig. Anläßlich der Internationalen Briefmarkenausstellung, die im Juli in Danzig abgehalten wurde, wurden Sondermarken mit der Brunnenfigur



Die Kuh. Wird der gekrümmte rechte kleine Finger bewegt, dann kaut die Kuh.

Neptuns im Danziger Artushofe ausgegeben. Werte: 10 Pf. grün, 15 Pf. karmin, 25 Pf. blau, Mittelstück auf sämtlichen Werten schwarz. Die Marken wurden zum doppelten Nennwert abgegeben und waren bis zum Schluß der Ausstellung vollständig ausverkauft.

Eryträa. Die italienische Freimarke zu 20 Cent. lilabraun hat den Aufdruck „Colonia Eritrea", die zu 50 Cent. braun und schieferfarben den „Eritrea" erhalten.

Frankreich. Nach der 20-Frs.-Marke ist nun auch der 10-Frs.-Wert der neuen Bilderreihe erschienen. Farbe: hellblau in Kupferdruck. Darstellung: Hafen von La Rochelle. — Die Postauftragsmarken zu 1 und 2 Frs. wurden außer Kurs gesetzt und mit neuem Wertaufdruck versehen: 1,20 auf 2 Frs., 5 auf 1 Fr.

Lettland. Mit dem Bildnis des ehemaligen Ministers Meirowitz erschien eine kleine Reihe von fünf Werten: 2 + 2 Sant. orangegelb, 6 + 6 Sant. grün auf gelb, 15 + 10 Sant. violett auf lachsfarben, 25 + 10 Sant. ultramarin, 30 + 10 Sant. rotlila.

Niederlande. Eine kleine Reihe hochwertiger Luftpostmarken in quadratischem Format zeigt den Kopf Merkurs mit Flügelhelm in moderner Stilisierung. Die Werte sind: 1,50 Gulden schwarz, 4,50 G. rot, 7,50 G. grün.

Norwegen. In der Type des beiltragenden Löwen: 14 Öre orange.

Persien hat eine neue große Freimarkenreihe mit dem Bildnis des Schahs Riza Pahlavi ausgegeben: 1 Chahi gelbgrün und lilarot, 2 Ch. rot und blaugrün, 3 Ch. karmin und blaugrün, 6 Ch. graubraun und oliv, 9 Ch. blaugrün und rot, 10 Ch. blaugrün und braun, 12 Ch. grau und violett, 15 Ch. olivgelb und blau, 24 Ch. oliv und rotbraun, 1 Kran blau und schwarz, 2 Kr. orange und violett, 3 Kr. grün und karmin, 5 Kr. braun und grün, 1 Toman blau und karmin, 2 T. karmin und schwarz. Die bisher aufgeführten Werte zeigen das Brustbild des Schahs; nur der höchste Wert, 3 Toman bronzefarben und violett, stellt den Schah in vollem Herrscherornat auf dem Throne dar, die persische Fahne in der Hand. Dieser Wert weicht auch durch größeres Format von den übrigen Werten ab.

Rhodos, die italienische Besitzung im Ägäischen Meere, die bisher nur italienische Überdruckmarken besaß, hat anläßlich des Besuches des italienischen Königs die ersten eigenen Marken erhalten. Die Darstellungen nehmen sämtlich Bezug auf die Jahrhunderte, wo die Insel sich im Besitz des Johanniterordens befand. Die Werte sind: 5 Cent. lilarot alter Leuchtturm, 10 Cent. braun Johanniterschiff, 20 Cent. karmin, 25 Cent. grün Johanniter Wache haltend am Stadttor, 30 Cent. blau (Querformat) Ritter im Gebet, 50 Cent. braun, 1,25 Lira blau Johannitergrabmal, 5 Lire lilarot, 10 Lire olivbraun in Querformat Ritter im Gebet.

Schweiz. Eine neue Luftposttype zeigt über schweizerischer Alpenlandschaft einen geflügelten Brief. Werte: 35 Cent. gelbbraun und rotbraun, 40 Cent. gelbgrün und blau.

Ungarn. In der gleichen Type wie im Vorjahr erschienen auch diesmal Gedenkmarken zu Ehren des heiligen Stephan. Die Werte sind die gleichen, nur die Farben sind andere: 8 Filler violett, 16 Filler lila, 32 Filler braun.

Erinnerungsmünze zur Weltfahrt des „Graf Zeppelin". Die Preußische Staatsmünze hat anläßlich der glücklich beendeten Zeppelin-Weltfahrt aus Gold geprägte Erinnerungsmünzen in der Größe der früheren 10- und 20 Mark-Stücke herausgegeben. Die Vorderseite der Münze zeigt Graf Zeppelin und Dr. Eckener, die Rückseite das Luftschiff über dem Meere mit der Umschrift „Weltfahrt August 1929". Phot. Scherl, Berlin.

* * *

Die neue Post im neuen Kirchenstaat. Am 1. August 1929 wurde das vatikanische Postamt eröffnet. Eine riesige Menschenmenge wohnte der Eröffnungsfeier bei. Die Nachfrage nach den neuen vatikanischen Marken war stürmisch, in Koffern und Handwagen wurden sie fortgeschafft. Im Vatikan waren außerdem verschiedene Verkaufsstellen eingerichtet, um der Nachfrage zu genügen. Auch ein päpstliches Ufficio filatelico für Markenbestellungen in größerem Umfang ist bereits eröffnet worden. Die Auflieferung von Postsachen war am Eröffnungstag ungeheuer, da natürlich jedermann Marken mit dem Stempel des ersten Tages besitzen wollte. Die neue päpstliche Post besitzt zum Unterschied von andern Postverwaltungen nicht zwei, sondern drei Tarife. Der niedrigste gilt für den Verkehr innerhalb des vatikanischen Gebiets, der zweite für den Verkehr mit Italien, der dritte für das eigentliche Ausland.

Die vatikanische Postverwaltung ist die kleinste der Welt. Sie besitzt nur ein einziges Postamt, zehn Postbeamte, von denen vier Briefträger sind, ein halbes Dutzend Briefkästen und ein einziges Postauto.

*

Auflösung des Wechselrätsels von Seite 64:

Baden, Henne, Weide, Bart, Hebel, Schall, Messe, Wahl, nobel, Reise, Rebe, Sarg. — Andreas Hofer.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Die Herren folgten dem Lichtführer, der sie über mehrere Brücken und am Flughafen vorüber führte; dann standen sie ebenso unerwartet vor einer Tür und befanden sich gleich darauf wieder in dem Zimmer, in dem sie gespeist hatten. Sofort schloß sich hinter ihnen die Tür, und sie sahen sich in einem nicht allzu hell, aber anheimelnd aus indirekten Lichtquellen erhellten Gemach, das in der Mitte einen Tisch mit Weinflaschen, Sodawasser, kleinem Gebäck, Zigarren, Zigaretten und einer Zündlampe trug. Um den Tisch standen Klubsessel.

Ortler rief laut: „Wenn wir nur nicht immer belauscht würden!"

Sofort ertönte ein Lautsprecher. „Sie brauchen nur zu bestimmen, dann werden Sie nicht mehr belauscht und vollkommen unbeobachtet sein. Wenn Sie etwas wünschen, bitte auf das Tastwerk am Schaltbrett zu drücken!"

„Na also, wir müssen es glauben."

Die Herren nahmen Platz.

„Was sagen Sie zu dem allen?"

„Gar nichts. Ich denke, es wäre am besten, wenn wir den Abend — ich glaube, zum Schlafen hat doch keiner von uns Lust — dazu benutzten, die kleinen Schriften durchzublättern, die uns Mister Cook gab. Vielleicht können wir daraus etwas über diese seltsame Stadt erfahren."

„Bei dem Licht kann kein Mensch lesen."

„Da in der Ecke steht eine Art Lampe."

Jetzt beachteten sie erst, daß in der Ecke des Zimmers ein merkwürdiger Apparat stand, eine Art kleiner Schrank. An der Vorderseite war ein Pult, und über diesem hing eine elektrische Birne, die ein sonderbar helles, wie fluoreszierendes Licht ausstrahlte.

„Dann müßte abwechselnd einer von uns vorlesen."

„Wollen erst einmal sehen!"

Van Rhyn trat heran, nahm aus seiner Tasche eine Postkarte, die er in San Franzisko aus der Heimat erhalten hatte, schob sie unter die Birne und versuchte zu lesen.

In demselben Augenblick aber hörte er ein Räderrasseln in dem Schränkchen, und gleich darauf ertönte eine laute Stimme durch den Raum: „Lieber Männe! Ich sende Dir herzliche Grüße. Vergiß mir nur nicht, immer gute, trockene Strümpfe zu tragen, und zieh mir nicht wieder sechs Hemden übereinander ..."

Der Professor zog schnell die Karte zurück und unwillkürlich lachten die andern Herren laut auf, während van Rhyn verlegen lächelte.

„Was ist das nun wieder?"

Van Rhyn steckte die Karte ein und legte, ohne zu antworten, eine alte Zeitung, in die sein Paß eingewickelt war, unter die Birne. Sofort wurde diese Zeitung laut vorgelesen.

„Das ist — den Kerl soll doch der Kuckuck holen!"

„Aber erklären Sie uns doch!"

„Was das ist? Das ist ... Meine Herren, da sitze ich in Berlin Jahre und Jahre und arbeite an dem Werk meines Lebens. Jetzt komme ich hierher ... Nein, zwicken Sie mich in den Arm, hauen Sie mir eine Maulschelle herunter! Ich will endlich aufwachen."

„Aber ..."

„Wir schlafen! Wir träumen! Wir sind vielleicht wahnsinnig! Nein, Sie meine ich gar nicht, Sie sind natürlich alle gar nicht da, ich träume Sie ja alle nur."

„Erlauben Sie mal!"

„Ich erlaube gar nichts. Ich träume sie ja alle, also kann ich auch brüllen. Hallo! Hallo! Ich will aufwachen!"

Dabei tanzte er im Zimmer herum, kniff sich, zwickte sich in die Backen und machte die tollsten Anstrengungen, um sich aus seinem vermeintlichen Schlaf zu erwecken.

Die vier Professoren sahen mit wachsendem Staunen dem Veitstanz zu, den Professor van Rhyn vollführte. Dann trat Geheimrat Frank neben ihn. „Aber Kollege!"

Es war eine unheimliche Bucht, ein uralter Seeräuberhafen.

„Was heißt Kollege?“ fragte Professor van Rhyn.

„Sie träumen ja gar nicht.“

„Was wissen Sie, ob ich träume, Sie, der Sie gar nichts sind als eben ein Schemen aus meinem Traum!“

„Erlauben Sie mal! Soll ich Ihnen vielleicht einen Zahn ziehen oder etwa Ihren Blinddarm herausschneiden, damit Sie sehen, daß wir alle wach sind?“ Geheimrat Frank griff in die Tasche und holte sein ärztliches Besteck heraus.

Van Rhyn sah ihm zu. „Geheimrat — wir wachen wirklich?“

„Aber gewiß. Erklären Sie uns lieber, was das da für ein Ding ist!“

„Geheimrat, wenn Sie ihr ganzes Leben über irgend etwas nachgegrübelt hätten, etwa über eine ganz unausführbare Operation und jetzt — hier — in dieser unwirklichen Stadt sähen Sie dann plötzlich, daß ein anderer alles das schon kann, schon gelöst hat ...“

„Das wird mir vielleicht morgen der Hexenmeister und Verjüngungsdoktor Weigand vormachen. Also — hören Sie mal, trinken Sie diesen Boonekamp! Er ist ganz schauderhaft bitter, aber Sie wissen, ich liebe das Zeug. Wenn Sie das schmecken — es ist eine alte Tatsache, daß im Traum kein Mensch Geschmack besitzt.“

„Stimmt das?“

„Das wissen Sie ja selber.“

„Her mit dem Zeug!“

Frank hielt ihm ein großes Glas Boonekamp hin.

„Prost! Brrr — brrrrrr! Alle Wetter!“

„Sehen Sie, daß Sie wach sind?“

„Geheimrat, ich verklage Sie wegen Mordversuches. Mein ganzer Magen krempelt sich um.“

„Also, haben Sie schon einmal einen Menschen gesehen, der träumt, daß sich sein Magen umkrempelt?“

„Wenn Sie barmherzig sind, bringen Sie mir ein Glas Sodawasser.“

„Dann ist auch alles wieder in Ordnung.“

„Meine Herren, wir leben also. Wenn ich das geträumt hätte — ich wäre ganz sicher erwacht. Also hören Sie! Dies ist ein ganz unglaublich prachtvoller Apparat. Sie wissen, daß man bereits Versuche gemacht hat, die menschliche Stimme durch die Verwendung von Selenzellen und allen möglichen empfindlichen Membranen in Licht und dieses Licht dann in Kraft umzusetzen. Zum Beispiel muß es theoretisch gelingen, eine Schreibmaschine zu bauen, die nach einfachem Diktat selbsttätig schreibt.“

„Ist hier sicher vorhanden.“

„Sehen Sie, dies hier ist genau das Gegenteil, eine Maschine, die es fertigbringt, die geschriebene oder gedruckte Schrift durch irgendwelche mir vorläufig unbekannte Wirkungen in Lichtstrahlen und dann in Laute umzusetzen. Sie haben eben gesehen, daß mir der Apparat die Postkarte und die Zeitung laut vorgelesen hat.“

„Großartig!“

„Unglaublich großartig! Eigentlich sind das alles meine Gedanken. Ich habe damals in meinen Kollegs, die dieser Herr Vetter mit anhörte, davon gesprochen, als gewissermaßen von einer letzten, fernen Schlußfolgerung unseres Wissens. Vergebens habe ich daran gearbeitet, und jetzt steht das Ding hier. Er hat es gemacht und stellt es uns ins Zimmer, als etwas ganz Selbstverständliches.“

„In der Tat großartig. Das ist ja ein zweites Leben für jeden Blinden!“

„Ja, für den, der das Geld hat, sich solch ein Ding anzuschaffen. Doch das ist alles ganz gleich; ich möchte am liebsten den Apparat sofort auseinandernehmen und studieren.“

„Tun Sie das nicht! Ich denke, wir machen von ihm Gebrauch und lassen uns durch ihn die Geschichte von Santa Scientia vorlesen.“

„Natürlich, Sie haben recht. Ich werde mich neben den Apparat setzen und immer umblättern.“

Die Herren nahmen Platz. Van Rhyn schob das kleine Buch unter die Lampe und klemmte es in die Stahlgriffe auf dem Pult.

Sofort begann sehr laut und deutlich die Vorlesung des Manuskriptes, das sich sehr bald als ein Tagebuch darstellte. Die Mühe des Umblätterns blieb dem Professor jedoch erspart; als er zum erstenmal zugreifen wollte, wendete sich, ebenfalls durch eine elastische Stahlklammer geführt, die Seite völlig von selbst.

Alle lauschten sie nun mit aufmerksamen Ohren dem Tagebuch, das ihnen die Geschichte der Wunderstadt enthüllen sollte. Anstatt auf der kleinen Jacht, den fast sicheren Tod vor Augen, gegen das Wüten eines Wirbelsturmes zu kämpfen, saßen sie jetzt in einem behaglichen Zimmer auf weichen Klubsesseln und sahen und hörten eine höchst merkwürdige Geschichte. Ja, sie sahen und hörten, denn das Buch, das ihnen Mister Cook gegeben hatte, enthielt in der Mitte einer jeden Seite ein Bild. Während die Schrift laut vorgelesen wurde, erschien gleichzeitig, durch ein vorzügliches Skioptikon wiedergegeben, jedesmal ein dazugehöriges Bild oben in der Mattscheibe über dem Apparat und erweckte vollkommen den Eindruck, als würde ihnen ein Vortrag mit Lichtbildern gehalten.

Das aber war der Inhalt des Vortrages:

Wie Santa Scientia entstand.

Der Kongreß in Chikago, der sich mit dem Gedanken beschäftigte, die großen Erfindungen und Erfinder der Erde zu unterstützen, war zu Ende. Aufsehen erregt hatte eigentlich nur die Rede Benjamin Cooks.

„Meine Herren, das ist alles nur Halbheit. Was nützt es einem Manne, der sein Leben einem großen, neuen Gedanken weiht, wenn er ein paar tausend Dollar erhält? Er ist an die Umgebung gebunden, an das Alltagsleben gekettet, er wird vorzeitig von Millionen Augen überwacht. Wie vieles ist daran gescheitert, daß man es in die Öffentlichkeit zerrte, ehe es richtig erprobt war! Wieviele Hoffnungen wurden

vergebens erweckt, wieviele Männer gaben verbittert ihre Pläne auf! Nein, solange es nicht möglich ist, irgendwo ein Plätzchen zu finden, auf dem, ganz unbeachtet, ganz losgelöst von der andern Welt, große Köpfe arbeiten, schaffen, ihre Gedanken, ohne an Geld und Zeit gebunden zu sein, in Wirklichkeit umsetzen können, so lange ist alles eitel. Gründen wir, irgendwo auf einer einsamen Insel, gewissermaßen eine Weltuniversität, nicht zum Lehren, sondern zum Schaffen, eine Insel, auf der Städtebauer ihre großzügigen Pläne verwirklichen, auf der Gelehrte ihren Studien nachhängen können. Freilich, das kostet viele Millionen. Ich selbst bin bereit, die erste zu zeichnen."

Man hatte den Vorschlag belächelt und war, wie es meist bei solchen Kongressen geschieht, mit großen Worten auseinandergegangen. Nur ganz hinten hatte unbemerkt ein sehr alter Herr gesessen, ein Mann, der bis vor wenigen Jahren ein anerkannter Gelehrter gewesen war und jetzt gleichfalls belächelt wurde. Es war der greise Professor Alesius, der behauptet hatte, er habe den Schatz der Inka gehoben und — wieder versenkt.

Am Abend des Tages, als Benjamin Cook im Hotel bereits seine Koffer packte, ließ sich ein Besuch melden: Professor Alesius.

Cook hatte zufällig gesehen, daß dieser der einzige gewesen war, der bei seinen Worten lebhaft genickt hatte. „Womit kann ich dienen?" fragte er den Besucher.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß mich Ihr Vorschlag begeistert hat."

Cook zuckte die Achseln und der Professor trat dicht heran. „Ich bringe Ihnen vielleicht, was Sie suchen. Ich möchte die Weltuniversität mit Ihnen gemeinsam gründen."

Cook sah ihn mitleidig an. Auch er hatte davon gehört, daß der alte Herr nicht mehr ganz zurechnungsfähig sein sollte. Er lachte. „Sie haben die Millionen?"

Alesius nickte. „Die Millionen und auch die Insel."

Cook wurde noch nervöser, aber Alesius sagte sehr ernst: „Ich denke, es sind hundert Millionen oder noch mehr, die das Schicksal mir anvertraut hat, als ich auf der wüsten Drusenkopfinsel durch Zufall, selbst schon am Leben verzweifelnd, den Gold- und Juwelenschatz entdeckte, den Ruminjahui, der Feldherr des letzten Inkakaisers Attahualpa, um das Grab seines Herrn häufte."

Cook machte ein abweisendes Gesicht, aber Alesius fuhr fort: „Ich bin nicht schwachsinnig, obgleich ich weiß, daß man es annimmt. Mit Absicht lasse ich die Welt in dem Wahn. Ich habe den ersten Eindruck gesehen, den mein Bericht hervorrief. Was wäre aus dem Gelde geworden? Vielleicht hätte der Staat Puitu damit seine Schulden bezahlt oder wären an der Börse Drusenkopfpapiere gehandelt worden. Durch Jahrhunderte hat der Schatz in heiliger Unberührtheit gelegen. Niemand kennt ihn außer mir, niemand weiß ihn zu finden. Er sollte begraben sein. Das Gold, das die Treue um den Toten legte, soll nicht entweiht werden. Sie aber haben einen Plan, der der Welt nützen kann. Mit Ihnen zusammen — das heißt nur, wenn Sie schriftlich bestätigen, daß Sie ihn ausschließlich zu Ihren wissenschaftlichen Plänen benutzen werden — will ich ihn heben."

Der Alte hatte bestimmt und begeistert gesprochen und Cook wurde schwankend. „Sie wollen mir den Schatz zeigen?"

„Ihnen allein."

„Wann?"

„Noch heute können wir reisen, aber es muß heimlich geschehen. Die Zeit drängt, und ich bin alt."

Mit dem Nachtzug reisten die beiden Herren nach Frisko. Nur einen Begleiter hatten sie bei sich, Bob White, den jungen Sekretär Cooks, der vorher sein Ehrenwort geben mußte, über alles zu schweigen.

In Frisko wurde Mister Möller, der Inhaber der Firma Smith & Co., ins Vertrauen gezogen. Allerdings wurde er nicht von dem Goldschatz verständigt, sondern nur beauftragt, eine kleine Jacht auszurüsten, und höchst wunderbar waren alle die Dinge, die Professor Alesius anschaffen und an Bord bringen ließ.

Das Wetter war günstig. Es dauerte nur etwas über eine Woche, da lagen trostlose Eilande vor ihnen, kahle Gestade, aus deren Mitte vulkanische Kegel aufragten, braunes Lavagestein, Geröllhalden, die unter den menschlichen Füßen nachgaben und jedes Gehen bergan unmöglich machten, wilde, rauhe Klippen, die grau und kahl aus dem Gischt der Brandung emporstarrten.

Sie ankerten in einer Bucht. Das Schiffspersonal wunderte sich nicht wenig. Es war eine unheimliche Bucht. Uralte, zum Teil schon versteinerte Schiffstrümmer lagen am Strande, von grünen Algen und toten Muscheln überzogen.

„Es ist ein uralter Seeräuberhafen. Auch Barthelemy Roberts, der König der Flibustier, den später der tapfere Kapitän Ogle von der ‚Schwalbe' überlistete, hatte hier seinen Zufluchtsort."

Sie stiegen an Land, ein Zelt wurde errichtet, und mit ernsten Augen wanderte Professor Alesius am Strande entlang. Dann stand er an einem kleinen See. Es war kein Binnensee, sondern der Rand eines Kraters, dessen eine Seite das Meer fortgerissen hatte; so hatte sich nun eine für Schiffe durch eine starke Barre gesperrte fast kreisförmige Bucht gebildet.

Cook und White sahen dem Alten verwundert zu.

„Ich habe die Stelle gefunden."

Der Amerikaner horchte auf. „Wirklich?"

„Es sind sechs Jahre vergangen. Das Meer hat gearbeitet, und die Grotte, in die wir hinein müssen, ist vom Wasser überflutet. Wahrscheinlich hat sich dieser Teil der Insel gesenkt."

„Was soll nun eigentlich geschehen?" fragte Cook.

„Wir müſſen tauchen," entgegnete Profeſſor Aleſius.

Die Taucherhelme wurden gebracht.

„Sie wollen?"

Cook bewunderte die Willenskraft des Greiſes. Die drei Männer legten Taucheranzüge an. Ein kleines Boot wurde in die Bucht gebracht. Jetzt ruderten ſie in deren Mitte. Es war ihnen feierlich zu Mute. Am Ufer ſaß auf einem Stein ein merkwürdiges Ungeheuer, ein Rieſenleguan, an einen Drachen der Vorzeit erinnernd, der ihnen regungslos und mit ernſten Augen zuſah. Jetzt zweifelten die beiden Begleiter wieder an dem Verſtande des Profeſſors, denn dieſer nickte dem Leguan

Emir Abdullah, der Beherrſcher Transjordaniens.
Welt-Photo-Dienſt, Berlin.

faſt freundſchaftlich zu. „Biſt du noch da, alter Freund Druſenkopf? Bringſt du mir Glück? Du haſt mir auch damals den Weg gezeigt."

Eine ſtählerne Leiter wurde tief ins Waſſer gelaſſen, und Aleſius nahm als erſter den Taucherhelm. Seine ſchwächliche Geſtalt brach unter der Laſt faſt zuſammen, aber als er unter Waſſer war, fühlte er ſie nicht. Die beiden andern folgten, und oben ſtanden die Männer der Beſatzung, ſorgten für Sauerſtoffzufuhr und verſtanden das alles nicht.

Die Stufen der Leiter waren zu Ende. Sie ſtanden jetzt ſechs Meter unter der Meeresfläche auf ſteinigem Boden, ſetzten ſich einen Augenblick nieder, und eine neue Welt tat ſich ihnen auf. Sie fühlten nichts mehr von der Schwere des Taucherhelmes. In bunten Farben ſchillerte es um ſie her, herrliche Seeanemonen, bunte Korallen, ſeltſame Fiſche mit wunderbaren Flügelfloſſen, die zart wie Papageienfedern um ſie wirbelten; grauſige, kleine, gedrungene Fiſche mit großen Mäulern ſchoſſen heran, kannten keine Furcht, ſchnappten nach ihren Gliedern mit weichen, gefahrloſen Lippen. Scharenweiſe tummelten ſich winzige Tierlein, Seeſterne, Quallen, Tintenfiſche. Große Krabben ſtießen graue Wolken aus und verwandelten das klare Waſſer für Minuten in undurchſichtigen Nebel. Über all den Wundern aber lag eine heilige Stille, während die Sonnenſtrahlen nur ganz matt von oben herabſchimmerten und der Kiel des Schiffes über ihnen wie ein ſchwarzer Schatten lag. (Fortſetzung folgt)

Transjordanien / Von Ernſt Halle

Es iſt nach dem Weltkrieg für England immer ſchwerer geworden, ſeine alte Vormachtſtellung in der Welt auch weiterhin zu behaupten, ja es hat alle Hände voll zu tun, um zu verhindern, daß das britiſche Weltreich, das den vierten Teil der geſamten Landmaſſe der Erde umfaßt, auseinanderfällt, daß ſeine Kolonien, wie einſt vor anderthalb Jahrhunderten in Amerika, vom Mutterlande ſich loslöſen und ihre eigenen Wege gehen. Doch ſelbſt wenn Südafrika, Auſtralien, Neuſeeland, Kanada noch einen größeren Grad von Selbſtändigkeit erhalten ſollten, als ſie jetzt ſchon haben, ſo würde England dadurch nicht in ſeinem Lebensnerv getroffen werden; das würde erſt geſchehen, wenn Indien ihm verloren ginge. Um dies zu verhindern, iſt England fieberhaft bemüht, die ungeſtörte Verbindung mit ſeinem koſtbaren indiſchen Beſitz, dieſem Eckpfeiler ſeiner Großmachtſtellung, ſei es zu Waſſer, ſei es zu Land auf jegliche Weiſe ſicherzuſtellen und neue Verkehrswege zu erſchließen, die dieſe Verbindung noch enger und kürzer geſtalten.

Da legt ſich nun aber der gewaltige Klotz der Halbinſel Arabien, in der das heutige Deutſche Reich faſt ſechsmal Platz finden könnte, dieſen britiſchen Beſtrebungen als ein ſchweres Hemmnis in den Weg, weniger dadurch, daß die Wüſtennatur Arabiens einen Durchgangsverkehr unmöglich macht — die von dem paläſtinenſiſchen Hafen Haifa aus von England geplante und in abſehbarer Zeit ſicher zur Ausführung kommende Eiſenbahn- und Autoverbindung mit Bagdad, die den Weg nach Indien außerordentlich abkürzen wird, kann, ohne die Halbinſel zu berühren, mit Leichtigkeit durch die Syriſche Wüſte geführt werden — als vielmehr durch den Umſtand, daß im Herzen der Halbinſel zwei mächtige Araberreiche, das des großen Stammes der Schammar und vor allem das Reich der fanatiſchen Wahabiten, eine beſtändige ernſte Bedrohung für einen ungeſtörten Verkehr zwiſchen England und Indien bilden. Um dieſem Übelſtande zu begegnen und ſich vor gefährlichen Überraſchungen von dorther zu ſichern, hat England in den letzten zehn Jahren zu den

Panorama von Es Salt in Transjordanien / Welt-Photo-Dienſt, Berlin.

alten arabiſchen Randſtaaten von Jemen, Oman und Koweit noch drei beziehungsweiſe vier weitere Staatengebilde geſchaffen, die zwar angeblich ſelbſtändig, in Wirklichkeit aber ganz und gar von England abhängig ſind und als richtige Pufferſtaaten ſich zwiſchen jene großen Araberreiche und das engliſche Machtgebiet einſchieben: das Fürſtentum Aſir im ſüdlichen Teil der arabiſchen Weſtküſte, das Königreich Hedſchas, das die heiligen Städte Mekka und Medina umfaßt und bis zum Golf von Akabah reicht, im Norden das Königreich des Irak oder Meſopotamien, das bis weit in die Syriſche Wüſte ſich erſtreckt, und als letztes und jüngſtes dieſer engliſchen Staatſchöpfungen das Emirat Kerak, das man aber häufiger als Transjordanien bezeichnet. Das iſt nun von allen der echteſte Pufferſtaat und am meiſten von England abhängig, da es eigentlich nur der öſtliche Teil des engliſchen Mandatsgebiets von Paläſtina iſt. Trotzdem iſt ſein Herrſcher, der Emir Abdullah, ein Bruder des Königs Feiſſal von Irak und Sohn des Königs Huſſein von Hedſchas, kein unbedingter Gefolgsmann der Engländer, denn er tritt den Unabhängigkeitsbeſtrebungen ſeiner Untertanen nicht mit der von England gewünſchten Entſchloſſenheit entgegen, wenn er auch zu klug iſt, ſich öffentlich gegen die engliſche Oberherrſchaft aufzulehnen.

An dem Lande ſelbſt iſt England herzlich wenig gelegen, denn es bietet wirtſchaftlich gar zu wenig und es wird auch in Zukunft dort nicht viel zu holen ſein, ſelbſt wenn es durch europäiſche Arbeit wieder in einen höheren Kulturzuſtand gebracht ſein wird. Transjordanien iſt ja, wie ſein Name beſagt, das Land jenſeits des Jordans, alſo ein Teil des arabiſch-ſyriſchen Steppen- und Wüſtenlandes, das von dem Kulturlande Paläſtinas durch den großen ſyriſchen Grabenbruch, die tiefſte Einſenkung der ganzen Landmaſſe der Erde, getrennt wird. Unter dem Namen des Ghor ſchließt dieſe Senke den Bahr el Hule oder Meromſee, den See Genezareth, den ganzen Lauf des Jordans ſowie das Tote Meer zwiſchen ſeinen hohen Steilrändern ein und ſetzt ſich als Wadi el Araba bis zum Golf von Akabah fort. Sie bildet alſo die ſcharf ausgeprägte Weſtgrenze Transjordaniens, das im Oſten ohne eigentliche Grenze in die Syriſche Wüſte übergeht, im Süden an das Hedſchas grenzt und im Norden

Stimmungsbild aus der Gegend von Amman, der Hauptſtadt Transjordaniens. Welt-Photo-Dienſt, Berlin.

bis zu dem wilden Jarmuktale reicht, das unweit des Sees Genezareth sich zum Jordan öffnet.

Der landschaftliche Charakter Transjordaniens ist überwiegend öde und wüst. Es ist ein trockenes Tafelland von durchschnittlich sechshundert bis achthundert Meter Meereshöhe und besteht meist aus horizontal gelagerten, zu starker Zerklüftung neigenden, höhlenreichen Kalk- und Sandsteinen der Kreideformation, die im Norden, im Bannkreis des wilden Dschebel ed Druz oder Haurangebirges, der das umliegende Land um mehr als tausend Meter überragt, vielfach von riesigen, einer erstarrten Meeresbrandung gleichenden basaltischen Lavamassen überschüttet sind. Zwar sind die Niederschläge kräftig genug, um Quellen sprudeln zu lassen, die dem Jordan seine Nebenflüsse und dem Toten Meer seine Zuflüsse liefern, aber schon fünfzig Kilometer östlich des Flusses beginnt die echte Wüste. Nur wenige Bergzüge oder einzelne Berge überragen um ein Geringes die kahlen, steinigen Hochflächen, darunter der Nebo, von dessen Gipfel der greise Moses hinüberschaute in das Land der Verheißung, und weiter im Süden, im alten Moabiterlande, der Berg Hor, auf dem sein Bruder Aron starb und begraben wurde. Die zahllosen Wadi, die den größten Teil des Jahres trocken liegen, aber nach heftigen Regen oft ungeheure Wassermassen führen, sowie die wenigen, ständig Wasser enthaltenden Flußtäler sind allein die Träger einer kräftigeren Pflanzenwelt, wo Palmen, Mimosen, Akazien, Tamarinden, Oleander, Riedgräser und Schilficht einen erquickenden Anblick für das vielleicht in tagelanger Wüstenwanderung ermüdete Auge gewähren. Wo die Bewässerung des Bodens etwas üppiger ist, da ist auch bebautes Land anzutreffen, da gibt es gute Weide für die Kamele, Rosse, Ziegen und Schafe der hier hausenden Beduinenstämme. Zahlreiche Spuren aus längst vergangenen Tagen bezeugen, daß hier einst regeres Leben herrschte als gegenwärtig. Ja die zahlreichen Ruinen von Burgen, Wasserleitungen und Städten lassen auf eine gewisse Fülle und einen nicht geringen Wohlstand schließen, von dem heute allerdings nichts mehr zu spüren ist, der aber wenigstens bis zum Ausgang der Römerherrschaft vorhanden gewesen sein muß. Davon berichten schon die Überlieferungen des Volkes Israel aus seiner Heroenzeit, als die kriegerischen Nachkommen Abrahams und Jakobs unter Moses, Arons, Josuas und anderer tüchtiger Männer Führung sich mit den alten Einwohnern des Ostjordanlandes, den Edomitern, Moabitern, Ammonitern und wie sie alle geheißen haben, herumschlugen. Damit stimmen ferner die Nachrichten der alten Schriftsteller überein, die von der Blüte und der Macht des alten Nabatäerreiches Kunde geben, das hier ein halbes Jahrtausend bestand, bis ihm Kaiser Trajan ein Ende machte und römische Kultur und römisches Provinzleben im ganzen Ostjordanlande Einzug hielten. Für die Römer aber war das Land doch nichts anderes als ein Bollwerk gegen die ewig unruhigen Wüstenstämme Arabiens, und als die römische Kraft erlahmte, das römische Kaiserreich zerfiel, da schwand auch Transjordaniens Blüte dahin. Es wurde ein Tummelplatz räuberischer Beduinen und blieb dies auch im großen und ganzen unter der Türkenherrschaft. Erst der Bau der Hedschasbahn, die Transjordanien der ganzen Länge nach durchzieht, brachte etwas Ordnung in das Land, und heute sorgt England im höchsteigenen Interesse für die Erhaltung friedlicher Zustände und eine ruhige und stetige Entwicklung des jungen Staates.

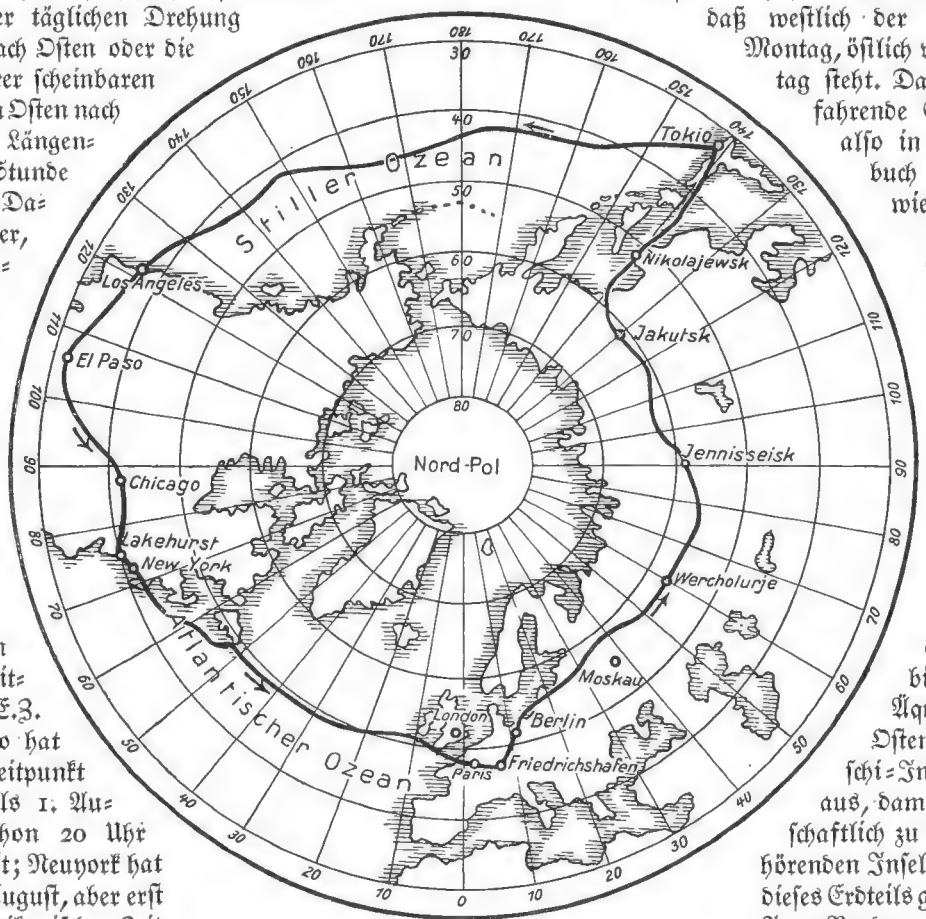
Transjordanien ist heute noch ein äußerst dünn bevölkertes Land, was ja den natürlichen Verhältnissen entspricht; die Zahlenangaben über die fast rein arabische Bevölkerung schwanken zwischen zweihunderttausend und dreihunderttausend. Städte in unserm Sinne gibt es nur ganz wenige: weit im Süden das kleine Maan, bis zum Ausbruch des Weltkriegs der Endpunkt der Hedschasbahn, in einer fruchtbaren Oase unweit der großartigen Ruinenstätte des alten Petra, der Hauptstadt des Nabatäerreiches, mit seinen Höhlenwundern; El Kerak, ebenfalls eine Oasenstadt, tausend Meter hoch östlich vom Toten Meer im Moabitergebirge gelegen; im Norden über dem Jordantale die kühn sich aufbäumende Bergstadt Es Salt, die vielleicht am meisten modernisierte Stadt Transjordaniens, und schließlich Amman, die Hauptstadt des Landes, wie Es Salt etwa dreizehntausend Einwohner zählend, aber erst als Residenz des Emirs Abdullah zu neuem Leben erwacht. Es ist das alte Rabbath Ammon, die Hauptstadt des Ammoniterlandes, vor deren Mauern der tapfere Hethiter Uria um seines Weibes willen sein Leben lassen mußte. Es ist aber auch das alte Philadelphia, zu Ehren des prachtliebenden syrischen Königs Ptolemäus II. Philadelphus, der die Stadt mit herrlichen Kunstbauten schmückte, also genannt. Die Römer, unter deren Herrschaft Philadelphia eine der ersten Städte des Ostjordanlandes wurde, entfalteten gerade hier eine rege Bautätigkeit. Die Mehrzahl der großartigen Ruinen von Amman ist denn auch römischen Ursprungs. Heute geht Amman vielleicht sogar einer neuen Blüte entgegen, dank seiner günstigen Verkehrslage. Es ist Station der Hedschasbahn und durch eine gute Automobilstraße über Es Salt mit Jerusalem verbunden. Regelmäßige Autokolonnen gehen auch von Amman durch die Wüste nach Bagdad, und außerdem unterhalten die Engländer hier einen Flughafen, der den Überlandflügen Kairo—Bagdad als Etappenstation dient.

Datum und Datumwechsel

Von Ernst Entreß

Bei den Meldungen über die von jedermann mit äußerster Spannung verfolgte Weltfahrt des „Graf Zeppelin" wird unsern Lesern aufgefallen sein, daß die Zeitungen die jeweiligen Ankunft- und Abfahrtzeiten des Luftschiffs stets in mitteleuropäischer Zeit, M.E.Z., angaben. Das hat seine guten Gründe, da es andernfalls

nicht möglich wäre, die tatsächliche Fahrtdauer auszurechnen. Die meisten Kulturstaaten haben bekanntlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an Stelle der Ortszeit — 12 Uhr Mittag, wenn die Sonne im Meridian des betreffenden Orts steht — Zonenzeiten eingeführt. Nach M.E.Z. ist es Mittag 12 Uhr, wenn die Sonne im Meridian von Stargard oder Görlitz steht. Dieser liegt 15 Grad östlich Greenwich; dort ist es dann erst 11 Uhr (westeuropäische Zeit), da die Erde bei ihrer täglichen Drehung von Westen nach Osten oder die Sonne bei ihrer scheinbaren Bewegung von Osten nach Westen zu 15 Längengraden eine Stunde braucht. Das Datum ist daher, streng genommen, nur für Erdorte, die auf demselben Längengrad liegen, gleich; es ändert sich, sobald wir uns nach Osten oder Westen bewegen. Funken wir am 1. August Mittag 12 Uhr M.E.Z. nach Tokio, so hat zu diesem Zeitpunkt Tokio ebenfalls 1. August, aber schon 20 Uhr japanischer Zeit; Neuyork hat ebenfalls 1. August, aber erst 6 Uhr ostamerikanischer Zeit (7 Uhr Sommerzeit), Los Angeles 3 Uhr früh pazifischer Zeit. Das Datum 1. August 0 Uhr bis 24 Uhr M.E.Z. verteilt sich in Tokio auf 1. August 8 Uhr bis 2. August 8 Uhr, in Neuyork auf 31. Juli 18 Uhr bis 1. August 18 Uhr, in Los Angeles auf 31. Juli 15 Uhr bis 1. August 15 Uhr. Am 1. August 6 Uhr M.E.Z. hat also zum Beispiel Los Angeles den 31. Juli 21 Uhr. Kritisch wird die Sache, wenn wir von Tokio weiter nach Osten oder von Los Angeles weiter nach Westen fahren bis zum 180. Grad östlicher oder westlicher Länge, auf dem die Fidschi-Inseln liegen. Kommen wir von Japan, so müssen wir diesen das Datum 1. August 11 Uhr bis 2. August 11 Uhr, kommen wir von San Franzisko, das Datum 31. Juli 11 Uhr bis 1. August 11 Uhr geben. Vom Greenwicher Nullmeridian aus gerechnet laufen diese Daten je von 12 Uhr bis 12 Uhr. Nach Westen zu fiele der größere Teil des Tages in das höhere, nach Osten zu in das niedrigere Datum. So ist es verständlich, daß die Seefahrer beim Passieren des 180. Längengrades, der sogenannten Nautischen Datumsgrenze, von Westen nach Osten das Datum zweimal setzen, von Osten nach Westen dagegen einen Tag überschlagen. Auf den Karten für den Weltverkehr ist dieses Verfahren dadurch angedeutet, daß westlich der Datumgrenze Montag, östlich von ihr Sonntag steht. Das nach Osten fahrende Schiff schreibt also in seinem Tagebuch statt Montag wieder den vorhergehenden Sonntag, das nach Westen fahrende statt Sonntag sofort Montag. Von dieser nautischen Linie weicht die „wirtschaftliche" Datumgrenze etwas ab: sie biegt südlich des Äquators nach Osten um die Fidschi-Inseln herum aus, damit diesen wirtschaftlich zu Australien gehörenden Inseln das Datum dieses Erdteils gewahrt bleibt. Im Norden jenseits des 45. Breitengrads schlägt sie aus demselben Grunde einen Haken um die zu den Vereinigten Staaten gehörigen Aleuten und biegt dann weiter nördlich nach Osten um den östlichsten Zipfel von Sibirien herum. Noch im vorigen Jahrhundert verlief die „historische" Datumgrenze in weitem Bogen nach Westen um die Philippinen herum und dann nördlich von Neuguinea und den Salomoninseln, östlich von den Fidschi- und Samoainseln. Wie kam dieser merkwürdige Verlauf zustande? Die Holländer kamen bei ihren Entdeckungsfahrten von Westen, die Spanier aus der Neuen Welt her von Osten. Beide zählten nach ihren Schiffsjournalen, und so kam es, daß die einzelnen Inseln das Datum beibehielten, das die ersten Besiedler — auf den Philippinen die Spanier, auf Samoa die Holländer —



„Graf Zeppelins" Weltfahrt.
Friedrichshafen—Tokio 12 000 Kilometer, Tokio—Los Angeles 8500 Kilometer, Los Angeles—Lakehurst 5000 Kilometer, Lakehurst—Friedrichshafen 6500 Kilometer. Gesamtdauer der Fahrt 21½ Tage, reine Flugzeit 285 Stunden, zurückgelegter Weg rund 32 000 Kilometer.

ihnen gebracht hatten. Die Korrektur wurde auf den Philippinen 1844 vorgenommen; dort ließ man den 31. Dezember 1844 einfach ausfallen, auf Samoa wurde der 4. Juli 1892 zweimal gezählt.

Zum ersten Male wurde die Schiffahrt auf die Notwendigkeit des Datumwechsels hingewiesen bei Gelegenheit der ersten Weltumseglung durch den Portugiesen Magalhães. Dieser war am 20. September 1519 von Spanien abgesegelt. Eines seiner Schiffe — er selbst war im April 1521 auf den Philippinen gefallen — kehrte nach stets westlicher Fahrt, bei der ein genaues Tagebuch geführt wurde, am 7. September 1522 zurück; auf dem Schiffe war es aber zur allgemeinen Verblüffung der 6. September.

Was dieses Schiff in drei Jahren vollbrachte, erreichte unser wundervoller Zeppelin bei östlicher Fahrt in nur 21½ Tagen. Wie hat er sich nun mit dem Datum abgefunden? Nach den Standortmeldungen muß er die Datumgrenze am Sonnabend den 24. August etwa um 17 Uhr M.E.Z., das ist Sonntag den 25. August 4 Uhr seiner Ortszeit, überflogen haben. Von da ab hatte er bis zur Festlegung am Ankermast in Los Angeles 42 Stunden Fahrzeit; hierzu kommen bei Überwindung eines Längenunterschieds von 60 Grad 4 Stunden Vorrückung seiner Ortszeit, zusammen 46 Stunden. Hätte er sein Schiffsdatum nicht geändert, so hätte seine Landung am Dienstag den 27. August erfolgen müssen, sie hat aber, wie die Tabelle am Ende des Aufsatzes ausweist, am 26. August stattgefunden. Dr. Eckener hat demnach, auch in dieser Hinsicht der erfahrene Navigator, am Sonntag den 25. August sein Schiffsdatum auf den 24. August zurückdatiert oder, was auf dasselbe herauskommt, den 25. August doppelt gezählt.

Daten zur Weltrundfahrt des „Graf Zeppelin" 1929:

Lakehurst ab 8. August 00 Uhr 40 ostamerikanischer Sommerzeit = 5 Uhr 40 M.E.Z.
Friedrichshafen an 10. August 13 Uhr 02 M.E.Z.
Friedrichshafen ab 15. August 04 Uhr 35 M.E.Z.
Tokio an 19. August 06 Uhr 40 japanischer Zeit = 18. August 22 Uhr 40 M.E.Z.
Tokio ab 23. August 15 Uhr 12 japanischer Zeit = 7 Uhr 12 M.E.Z.
Los Angeles an 26. August 5 Uhr 15 pazifischer Zeit = 14 Uhr 15 M.E.Z.
Los Angeles ab 27. August 00 Uhr 15 pazifischer Zeit = 9 Uhr 15 M.E.Z.
Lakehurst an 29. August 8 Uhr 15 ostamerikanischer Sommerzeit = 13 Uhr 15 M.E.Z.
Lakehurst ab 1. September 8 Uhr 18 ostamerikanischer Sommerzeit = 13 Uhr 18 M.E.Z.
Friedrichshafen an 4. September 8 Uhr 48 M.E.Z.

Gesamtdauer der Weltrundfahrt 21½ Tage, reine Flugzeit 285 Stunden, zurückgelegter Weg rund 32000 Kilometer (Lakehurst—Friedrichshafen 6500, Friedrichshafen—Tokio 12000, Tokio—Los Angeles 8500, Los Angeles—Lakehurst 5000 Kilometer).

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Als es Mittag war und wir rasteten und als Ernst mit einem bedenklichen Blick zum Gipfel meinte, das vernünftigste wäre, wir kehrten jetzt um, da brach ein wahrer Sturm der Entrüstung los. Die ganze Schar behauptete, noch ganz frisch zu sein, und Helmut meinte, es sei doch eine Schande, ein begonnenes Unternehmen abzubrechen. Immerhin war auch Ernst noch viel zu optimistisch, glaubte er doch, daß wir den Abstieg in ungleich kürzerer Zeit würden bewältigen können. Wenn wir wirklich alle uns noch frisch fühlten, dann wäre es wohl zu schaffen; wer aber schon ermüdet sei, solle umkehren. Na, klar, daß niemand wollte! So ging es denn weiter. Jungen, Jungen, je höher wir hinaufkamen, umso mehr mußten wir um jedes Meter kämpfen, und ich bildete mir sogar schon ein, die Luft werde dünner und das Atmen schwerer. Trotzdem ging es weiter. Um vier Uhr waren wir am Rande des Schnees. Hei, gab das eine lustige Schneeballerei mitten im Sommer! Nun hieß es doppelt vorsichtig sein, da wir ja nicht sehen konnten, ob nicht verschneite Spalten da waren, und wir auch keine Erfahrung auf diesem Gebiete besaßen. Wir seilten uns an, und es ging weiter. Nun, die Schneekappe erwies sich als unermeßlich groß und am Gipfel waren wir noch lange nicht. Kalt kam es uns allerdings nicht vor, trotzdem wir nur unser dünnes Fahrtenhemd auf dem Oberkörper hatten. Manchmal mußten wir auf den eigenen Spuren zurück, da plötzlich irgend eine Felswand zur Umkehr zwang, und viel Zeit ging damit verloren. Es war auch immer nur wenig von unsern Spuren noch zu sehen, der Schnee schien nachzurutschen und verdeckte die Fährte. Immer zittriger wurden unsere Knie, aber eingestehen wollte das niemand. Ernst, der selbst noch sehr frisch war, nahm das gleiche von uns an.

So kamen wir endlich doch auf den Gipfel, gerade zur rechten Zeit, um einen herrlichen Sonnenuntergang zu sehen und einen unvergleichlich schönen Rundblick zu haben. Sogleich trieb Ernst wieder zum Abstieg. ‚Die Dunkelheit kommt hier rasch, das wißt ihr, und die Nächte sind kalt. Aus dem Schneegebiet müssen wir zum mindesten mit dem schwindenden Tageslicht heraus, sonst wird es schlimm.'

Aber was half es, daß wir Jüngeren das alles sehr wohl einsahen? Wir saßen auf unsern leeren Brotbeuteln und fühlten nun, bei der Ruhe, erst, wie vollständig erschöpft wir waren. Es war uns ganz einfach unmöglich, sogleich wieder aufzubrechen.

Da begriff Ernst die Gefahr der Lage, und eine furchtbare Furcht um uns packte ihn. ‚Jungen,' rief er, ‚begreift doch, es geht um das Leben! Wir müssen gleich los.'

Eulenkinderstube / Nach einem Gemälde von Izet.

Wir begriffen wohl, worum es ging, versuchten es auch, aber die Beine versagten den Dienst. So kam die Dunkelheit und überraschte uns kurz unterhalb des Gipfels, mitten im ewigen Schnee. Keine Taschenlampen waren da, unsere Jacken lagen im Tal, unser Brot war verzehrt, und wir waren müde zum Einschlafen. Darin lag die größte Gefahr. Ernst ließ uns in engem Kreise niederhocken, damit einer am andern Wärme gewann, und dann begann er zu singen. Seine Hoffnung war die Kürze der Sommernacht, und wenn es ihm glückte, uns durch diese knappen fünf Stunden hindurch munter zu halten, dann war Rettung möglich. Gewiß, wir sangen mit, wie Ernst befahl, aber eine Stimme nach der andern verstummte, einer lehnte den Kopf an die Schulter des andern, schlief ein und sackte zurück in den Schnee. Schlafen, nur schlafen dürfen!

Heini war der einzige, der außer Ernst die Willenskraft aufbrachte, uns am Einschlafen zu hindern. Eine Stunde war erst herum, als die beiden einsahen, daß es mit dem Singen nicht zu schaffen sei. Sie rüttelten uns hoch, wir mußten uns hinhocken und im Kreise jeder den Rücken des Vordermannes mit den Fäusten bearbeiten. Tatsächlich, wir prügelten aufeinander los, wurden dadurch warm und für eine Zeitlang wieder ganz munter. Zwar werden die Arme sehr schnell lahm dabei und die Rücken grün und blau, aber munter wurden wir.

Während vorher alles nur wie durch einen Schleier zu uns drang, war unser Gehör jetzt wieder scharf und das Gehirn arbeitete. So erfaßten wir denn auch voll und ganz das Entsetzen, als Heini feststellte, daß ein Mann fehlte. ‚Jeder, der Reihe nach, den Namen sagen!'

‚Helmut' — ‚Ernst' — ‚Karlheinz' — ‚Karl' — ‚Heini' — ‚Detlev' — ‚Heinz' — ‚Erwin'.

‚Tatsächlich, Ullo fehlt!' schrie Ernst.

Ullo war ganz am Ende des Seiles angeseilt gewesen; so hatte er in der Dunkelheit sich unbemerkt entfernen können. Er war fortgegangen, um sich schlafen zu legen, das war uns allen klar; hatten doch auch wir noch vor kurzem nur diesen einen Wunsch gehabt, alles andere war uns gleichgültig gewesen. Nun wollten wir los, um Ullo zu suchen, alle Mann. Aber Ernst ließ es nicht zu. Wenn der Junge sich auch wohl kaum weit entfernt hatte, so war doch jeder Schritt in der Dunkelheit mit der Gefahr des Absturzes verbunden. So befahl er uns, zu bleiben, machte sich los vom Seil und ging allein auf die Suche. Er fürchtete, Ullo möchte vielleicht schon abgestürzt sein. Er war viel zu besorgt, als daß er vorsichtig und langsam hätte suchen mögen. Was lag ihm am eigenen Leben? Den Jungen mußte er finden, den dessen Eltern ihm anvertraut hatten und der durch seine, des Führers Unüberlegtheit in diese Gefahr geraten, wenn nicht gar schon tot war. Es schien kein Mond, man sah so gut wie nichts; gegen Felskanten rannte Ernst an, versank in Schneewehen, kroch schließlich auf allen vieren, erkannte eben noch in letzter Sekunde einen Abgrund und verzweifelte fast an allem. Das Blut floß ihm aus vielen Rissen, seine Füße und Hände schmerzten ihn furchtbar, die Kleidung war durchnäßt, aber er suchte weiter, bis er Ullo fand. Er rieb den Schlafenden mit Schnee, brachte ihn ins Wachen zurück und trug ihn dann zu uns. Ullo selbst wußte nichts mehr davon, daß er sich entfernt hatte und eingeschlafen war; er behauptete, ihm sei ganz warm und wohl.

Die Aufregung hatte uns geholfen, die Müdigkeit zu überwinden, und so gelang es den Bemühungen von Heini und Ernst, uns weiter munter zu halten, bis es heller wurde. Wir hatten das Schlimmste überstanden. Wohl war der Abstieg auch nicht leicht, oft liefen wir uns fest und mußten es anderswo versuchen, und unsere Knochen schmerzten uns. Die Sonne aber fand uns dann doch schon außerhalb des Schnees, es wurde nun wieder warm, und endlich konnten wir ohne Gefahr uns ausstrecken und schlafen.

Ernst freilich schlief auch da noch nicht. Um Mittag weckte er uns, und dann ging es hinab ins Tal. Erst am späten Nachmittag landeten wir wieder bei unserm Gepäck, das wir unberührt vorfanden, und begannen trotz aller neuen Müdigkeit ein gewaltiges Futtern nach dem unfreiwilligen Fasten.

Am anderen Morgen blieben wir noch im Lager, und nun schien uns alles Überstandene gar nicht mehr so schlimm. Wir waren sogar stolz auf unsere Nacht auf dem Jel Tepe. Auf dem Rückweg hatten wir Edelweiß gefunden, und jeder hatte sich etwas mitgenommen. Ich bewahre das meine heute noch zu Hause auf zur Erinnerung an dieses Erlebnis, und Ullo, glaube ich, wird das seine wohl auch noch irgendwo liegen haben. Am frohesten war damals Ernst, daß nun doch alles noch gut gegangen war. Er hatte ja die Verantwortung für uns und machte sich Vorwürfe, daß er die Gefährlichkeit des Unternehmens so sehr unterschätzt hatte. Ja, das war unser Kampf mit dem Jel Tepe. Übrigens sagen auch die Bulgaren zu jener schönen Gebirgspflanze Edelweiß, sie haben das Wort als Fremdwort aus der deutschen Sprache übernommen.

Nun, dieses Abenteuer lag hinter uns, aber weitere warteten noch auf uns. ‚Wennt kümmt, denn kümmt mit Hupen,' sagt Fritz Reuter, und mir scheint, es ist wirklich so, daß es Zeiten gibt, wo das Glück, andere, wo das Leid reihenweise kommt, und dem gleichen Gesetz der Anhäufung scheinen die Abenteuer unterworfen zu sein. Ja, die Erlebnisse mit dem Fahrraddorf, mit dem Gewitter und mit dem Bären lagen noch vor uns, ein reichhaltiges Programm, von dem wir damals noch nichts ahnten, und auch ich will versuchen, hübsch der Reihenfolge nach zu erzählen.

Vierundzwanzig Tage der Fahrt lagen nun schon hinter uns, achtzehn Tage hatten wir noch Zeit, und vier davon mußten wir auf die Heimreise rechnen. Zwei Wochen eigentlichen Fahrtenlebens, zwei Wochen

Balkan blieben uns nur noch, wie wir zu unserm größten Bedauern feststellten. Aber zwei Wochen können eine Fülle des Erlebens bringen, und das sollten sie auch für uns; das war unser aller Wunsch, und er ging in Erfüllung.

Unser Fahrraddorf und was wir in ihm erlebten, war das nächste. Der Name des Orts ist mir entfallen, er hörte sich irgendwie türkisch an, doch das tut ja auch nichts zur Sache. Das Dorf ist recht klein, hat etwa hundert Einwohner und liegt mitten im Gebirge, abseits der Hauptstraße. Wir hatten gar nicht die Absicht gehabt, dort zu rasten, wurden aber auf dem Marsche auf der Dorfstraße plötzlich angerufen. ‚Na, wenn das keine deutschen Jungen sind, freß ich 'nen Besen!' Erstaunt sahen wir uns um. Ein älterer, gut gekleideter Herr stand in der Tür des armseligen Gasthofes, Direktor Voigt, wie er sich vorstellte. Wir begrüßten einander auf das herzlichste, und Ernst beschloß, für den Rest des Tages dazubleiben. Wir wurden zum Essen und einem Glase Wein eingeladen und unterhielten uns aufs beste. Ein jüngerer Bulgare, namens Gospodin Palamarew, war in der Begleitung des Deutschen.

Es war kaum anzunehmen, daß die beiden mit ihrem Auto ausgerechnet hierher eine Vergnügungsfahrt machten. So erzählten sie uns denn auch im Vertrauen den Zweck ihrer Reise. Wir hatten uns in diesem Dorfe und auf dem Wege dahin bereits mächtig über die vielen Fahrräder gewundert, die uns begegnet waren, während wir sonst seit Sofia nie eins erblickt hatten. Die Herren waren die Angestellten einer großen Versicherungsgesellschaft. Vor allem die Transportversicherung ist dort unten ein immer gewagtes Geschäft. So waren auch wieder zwei Eisenbahnwagen mit neuen fahrfertigen Fahrrädern verschwunden, die versichert waren und die zu ersetzen für die Gesellschaft einen schweren Verlust bedeutete. Diese beiden Herren nun hatten in solchen Fällen die Aufgabe, den Verbleib solcher Güter zu ermitteln, denn die Polizei ist dort unten nicht so gewandt, auch wohl nicht so eifrig wie in Mitteleuropa. Sie hatten festgestellt, daß die beiden Wagen in Serbien, nahe der Grenze, gestohlen worden waren, hatten gleich vermutet, daß die serbischen Gauner sie über die Grenze schmuggeln würden, und hatten hier nun auch den größten Teil der Räder wieder entdeckt. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind fuhren hier Rad, und wo eines der Räder durch unvorsichtiges Fahren zu Schaden kam, ließ man es einfach liegen, man besaß ja reichlich davon und hatte gar billig eingekauft. Alle Räder trugen die Fabrikmarke der gestohlenen, es war kein Zweifel möglich.

Noch an diesem Nachmittag wollten die Herren mit ihrem Auto nach der nächsten Polizeigarnison, um mit Hilfe von Beamten die Rückgabe der Räder zu verlangen. Sie waren froh über die glückliche Erledigung ihres Auftrages. Die Sache kam uns mächtig interessant vor. Als dann die beiden aber fortfahren wollten, kamen sie erregt zurück. Vier Bewaffnete hatten am Wagen gestanden und sie nicht fortgelassen. Es war klar: die Bewohner hatten Lunte gerochen.

Bald darauf kam denn auch der Gemeindevorsteher zu uns in die Wirtschaft. Er war in mächtiger Erregung und berichtete, daß die Schmugglerführer nun berieten, was mit den Fremden geschehen solle, denn sie wollten die Räder nicht wieder herausrücken, hatten ja auch, wenn die Polizei kam, noch Strafe zu erwarten. Einige hatten allen Ernstes den Vorschlag gemacht, alle Fremden — dazu gehörten auch wir — umzubringen. Menschenleben gelten dort nicht viel, wo seit Jahrzehnten die Waffen nicht schweigen. Bei aller Heilighaltung der Gastfreundschaft und andern guten Charaktereigenschaften sind die Leute dort doch von einer Grausamkeit, von der wir uns in Mitteleuropa kaum einen Begriff machen können. Nun aber standen wir in der Wirtschaft nicht unter dem Schutze der Gastfreundschaft, und alles Schlimme war zu erwarten.

Der Gemeindevorsteher befand sich in einer bösen Lage. Er sah sehr wohl ein, daß ein solcher Mord von elf Menschen nicht lange unentdeckt und ungeahndet bleiben konnte, und war der Regierung gegenüber verantwortlich. Anderseits mußte er um sein Leben fürchten, wenn er zu uns hielt, das war klar. So rannte er denn wieder fort, nachdem er uns gewarnt hatte. Wir waren allein im Hause. Der Wirt und seine Angehörigen waren fort. Es bestand kein Zweifel, daß man unsere Hütte stürmen wollte. Voigt und Palamarew hatten jeder einen Browning, Ernst seine Armeepistole; aber was war das gegen fünfzig Gewehre?

Ich muß gestehen, daß uns Jüngeren wahrhaftig nicht sehr wohl in unserer Haut war. Wir hatten Angst, regelrechte Angst, nun, wo unser Wunsch in Erfüllung gehen sollte, den Balkan auch von seiner wilden Seite kennenzulernen. (Fortsetzung folgt)

Pilzzeit.

Ein gymnastisches Kunststück

Turnerische Übungen, sofern sie nicht allzu leicht auszuführen sind, haben noch immer den Beifall der Jugend gefunden und

sie zur Nachahmung angespornt, um ihre Geschicklichkeit und ihr Können zu beweisen. Ein gymnastisches Kunststück besonderer Art ist das im folgenden beschriebene, zu dessen Gelingen vor allem ein geschmeidiger und gut trainierter Körper erforderlich ist. Wer es fertig bringt, darf mit Recht stolz sein auf die vollbrachte Leistung.

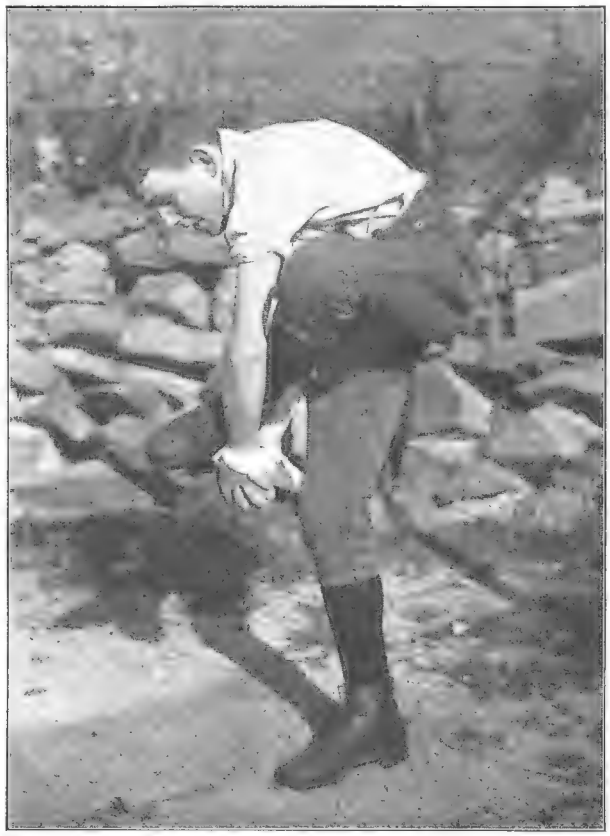


Abb. 1. Das erste Bein wird über die gefesselten Hände geschoben.

Zur Ausführung des Kunststücks halten wir zunächst die Hände mit ausgestreckten Armen vom Körper ab und legen sie mit den Innenflächen aufeinander, worauf sie ein hilfsbereiter Kamerad in dieser Lage mit einem über Eck gefalteten Taschentuch zusammenbindet. Die Fesselung darf aber nicht zu locker sein, da sonst die Ausführung des Kunststücks zu sehr erleichtert wird; anderseits darf sie aber auch nicht zu stramm sein, weil sonst der Blutkreislauf unterbunden wird und Schmerzen auftreten. Nach der Fesselung besteht unsere Aufgabe darin, mit beiden Beinen zwischen den Armen hindurch über die gebundenen Hände hinwegzusteigen und uns hierauf aufzurichten, so daß wir uns zum Schluß in normaler Stellung, aber mit auf dem Rücken gebundenen Händen, befinden.

Wir beginnen mit dem Durchsteigen, indem wir uns vorbeugen und gleichzeitig das linke Bein heben, um es mit der Fußspitze voraus über die gefesselten Hände hinwegzuschieben, wie dies aus dem ersten Bilde hervorgeht. Schwieriger als dieser erste Teil ist das Durchsteigen mit dem zweiten Bein, das auch in stehender Stellung vorgenommen werden sollte, wie unser zweites Bild zeigt. Wer es stehend nicht fertig bringt, mag sich setzen; es geht dann leichter, wird aber dem Ungeübten immer noch genug Mühe machen. Am schwersten ist das Aufrichten in die gerade Stellung. Hierzu muß man sich möglichst eng „zusammenklappen" und die Arme und Hände nach hinten strecken, worauf man das Kreuz hohl macht und sich aufrichtet. Dieses letzte Stadium zeigt unser drittes Bild. Wer das ganze Kunststück fertig gebracht hat, kann es auch in umgekehrter Reihenfolge ausführen, so daß er schließlich wieder aufrecht, mit vor dem Körper gebundenen Händen, dasteht wie zu Beginn der Übung.

Erwähnt sei noch, daß bei diesem Kunststück außer den Muskeln des Ausübenden auch die der Zuschauer in gesunde Tätigkeit versetzt werden, wenn es auch nur deren Lachmuskeln sind. Lachen muß man nämlich beim Anblick eines jungen Schlangenmenschen, der sich beim zweiten Teil der Übung hingesetzt hat und sich nun vergebens bemüht, wieder auf die Beine zu kommen.

Tanzstunde und Tanzfestlichkeit

So mancher Leser wird im bevorstehenden Winter zum erstenmal in seinem Leben nähere Bekanntschaft mit dem machen, was man die „Gesellschaft" nennt. Er kommt nun in die Jahre, wo die mancherlei Freuden und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens kein verschlossenes Reich mehr für ihn sein werden. Die Tanzstunde naht, und aus dem Jungen und Jüngling entwickelt sich allmählich der „Herr". Allen denen, die sich zurzeit diesem Alter nähern, kommt sicherlich ein Buch von Ilse Meister gelegen, das unlängst im Unionverlag Stuttgart erschien und sich „Vom Backfisch zur Dame, vom Jüngling zum vollendeten Herrn" nennt. Hier finden unsere Leser in gefälligem Plaudertone alles besprochen, was irgendwie zur gesellschaftlichen Form, zum richtigen Schliff gehört. Ein treuer und stets zuverlässiger Ratgeber ist dieses Buch, aus dem wir nachstehend ein Probekapitel bringen.

Wieviel zuweilen in einem einzigen Wort steckt! Tanzstunde. Für die ganz Jungen eine Fülle froher Hoffnungen, für die Älteren eine Reihe schöner Erinnerungen, ist sie für die Dritten nichts anderes als eine Kette von Enttäuschungen. Dabei sind die Enttäuschten durchaus nicht immer die, an deren Wiege die Grazien nicht Pate gestanden haben, sondern weit häufiger die gesellschaftlich Ungeschickten, die über jedes Hindernis stolpern, jeder Tücke des Parketts ausgeliefert sind und so zu keiner rechten Freude am Tanzen selbst kommen. Sollten sie nicht lieber die Tanzstunde aufgeben? Nein, mit besonderem Eifer sollten sie diese besuchen, bis sie ihre Unsicherheit durch Übung besiegt haben. Muß man denn überhaupt die Tanzstunde besuchen? Ich möchte sagen: ja! Es zwingt einen natürlich niemand, aber sie gehört heute beinahe zur guten Erziehung, und das mit Recht, denn schon das Bewußtsein, allen Gefahren des Tanzsaales gewachsen zu sein, gibt ein unbedingtes Gefühl der Sicherheit und damit die nötige Haltung. Nun ist freilich heute — wenigstens in den Großstädten — die gute Tanzstunde derart in alle möglichen Luxusbedürfnisse hineingesteigert worden, daß viele Eltern

neben all den andern hohen Ausgaben für die Ausbildung ihrer heranwachsenden Kinder nicht auch noch diese tragen können. Eine billige Tanzstunde aber würde ihren Zweck verfehlen, denn sie würde die jungen Leute in ganz andere Gesellschaftskreise einreihen als die, in die sie hineinwachsen sollen. Was nun tun? Bist du in dieser Lage, so nimm bei einem guten Tanzlehrer ein paar Einzeltanzstunden, gegebenenfalls mit noch zwei oder drei Bekannten zusammen. Das ist wesentlich billiger, da alle Vergnügungen wegfallen, und du lernst auf jeden Fall so viel, daß du Einladungen zu Tanzfestlichkeiten annehmen kannst. Dann aber sei auf der Hut. Bedenke, daß du dir all die äußeren Formen, die in einer guten Tanzstunde gelehrt, geprobt und geübt werden, selbst aneignen mußt. Gelingt dir das nicht, dann nützt dir auch dein elegantes Tanzen nichts, wenigstens nicht in der guten Gesellschaft, und von dieser sprechen wir ja jetzt. Auf alles Praktische, was die Tanzstunde lehrt, brauchen wir hier nicht einzugehen; da heißt es: Probieren geht über Studieren. Für uns handelt es sich jetzt nur um den guten Ton in der Tanzstunde. Zunächst soll sich jeder junge Mann merken: Dame ist Dame; das gilt auch hier, ob sie nun dein Geschmack ist oder nicht. Es macht einen unfeinen Eindruck, wenn der Tänzer seiner Partnerin durch Mienenspiel oder wenig zuvorkommendes Wesen zu verstehen gibt, daß er sehr viel lieber mit einer andern getanzt hätte. Es erheitert auch deine Tänzerin durchaus nicht, wenn du ihr dauernd von den Vorzügen einer andern vorschwärmst. Hast du eine bestimmte junge Dame zur Tanzstunde eingeladen — an den meisten guten Schülertanzstunden dürfen nur eingeladene junge Mädchen teilnehmen — so wird kein Mensch von dir verlangen, daß du dich während der ganzen Dauer der Tanzstunde ausschließlich ihr widmest. Man würde dir im Gegenteil diese Einseitigkeit verübeln. Anderseits aber gehört es sich, daß du dich ab und zu um sie kümmerst. Einen Pflichttanz solltest du schon jedesmal mit ihr tanzen. Beim Tanzen gewöhne dich von vornherein an eine gute Haltung. Es wirkt unschön, wenn du deine Dame auf Armeslänge von dir abhältst, und es wirkt unfein, wenn du sie zu fest hältst. Tanze nicht steif und hölzern, stürme aber auch nicht so durch den Saal, daß du in Gefahr kommst, auszugleiten. Setze dich nicht über die Anordnungen des Tanzordners hinweg und tanze nicht aus der Reihe, du fällst dabei nur unangenehm auf. Nach beendetem Tanz führe deine Dame auf ihren Platz zurück und danke ihr unter höflicher Verbeugung. Die Dame erwidert den Dank durch ein stummes Kopfnicken, wohl auch durch ein Lächeln, mehr ist nicht am Platze. Daß du nach einem Vergnügen deine Dame nach Hause begleiten mußt, weißt du gewiß. Vergiß es aber auch nicht, wenn dir inzwischen eine andere besser gefallen sollte. Fragst du, obgleich du der Antwort sicher bist, erst noch die Eltern der jungen Dame um Erlaubnis, so machst du bestimmt einen guten Ein-

Abb. 2. Das zweite Bein folgt.

Abb. 3. Der Körper wird aufgerichtet.

druck. Daß du in der Dunkelheit der Dame deinen Arm anbieten darfst, um sie sicher zu geleiten, hörst du gewiß gern. Du hast aber kein Recht, beleidigt zu sein, wenn sie das höflich ablehnt.

Eine etwas heikle Frage ist immer das Bezahlen. Im allgemeinen bezahlen heute zu Bällen die Eltern der Dame für den Herrn mit, der noch nicht auf eigenen Füßen steht. Bist du aber von Haus aus so gestellt, daß du gern selbst etwas von den Kosten übernehmen möchtest, so zahle den Wein für dich und deine Dame. Der selbständige Herr zahlt sein eigenes Gedeck und den Wein für beide.

Für die junge Dame gilt im allgemeinen schon in der Tanzstunde alles das, was später auf Bällen von ihr verlangt wird. Da möchte ich als erste Forderung einmal ganz groß schreiben: Zurückhaltung! Sie soll nicht etwa die Schüchterne spielen, steif oder gar kurz angebunden sein. Wenn sie sich nur ganz natürlich gibt, wie sie ist, und ein wenig acht auf sich selbst hat, daß sie nicht zuviel spricht, zu laut lacht, sich zu lebhaft bewegt. Man legt einem jungen Mädchen so leicht als Gefallsucht aus, was vielleicht nichts anderes ist als harmlose Lebhaftigkeit oder Ballfieber. Hinter vorgehaltenem Fächer mit einem Herrn zu kichern, ist verboten. Man vermutet sofort, sie mache sich über andere lustig. Es ist auch nicht zulässig, daß sie sich mit einem Herrn von der Gesellschaft absondert. Es kann dadurch ein ganz schiefes Urteil über sie heraufbeschworen werden, das nur sehr schwer wieder zu ändern ist, wenn es auch noch so ungerechtfertigt sein mag. Wird eine Dame von einem Herrn zu einer Festlichkeit eingeladen, so antworte sie ihm möglichst bald, höflich, aber nicht allzu beglückt. Will sie ablehnen, so gibt sie einen ausreichenden Grund an und nimmt nicht etwa hinterher die Einladung eines andern Herrn an. Ähnlich ist es, wenn die Dame einen Tanz ausschlägt. Sie muß dann auf diesen Tanz überhaupt verzichten. Hat sie einem Herrn einen bestimmten Tanz schon vorher versprochen, so muß sie das unter allen Umständen einhalten, und wenn ihr der Herr, der sie später bittet, zehnmal lieber wäre. Zur Damenwahl holt die Dame nur Herren, die schon mit ihr getanzt haben. Ein gewisser Takt ist erforderlich, wenn zwei Herren zu gleicher Zeit dieselbe Dame zum Tanze auffordern. Sind die Herren gewandt, so bringen sie die Dame nicht in die Verlegenheit, zwischen ihnen zu wählen, sondern der eine tritt zurück und bittet um den nächsten Tanz. Der gebildete Herr tanzt nur mit den Damen, denen er vorgestellt ist. Möchte er also mit einer Dame tanzen, die ihm persönlich noch unbekannt ist, so bittet er jemand, ihn der Dame vorzustellen. Sich selbst beim Tanzen vorzustellen, ist in der guten Gesellschaft nicht Brauch. Bei Hausbällen sollte jeder geladene Herr mindestens einmal mit der Frau oder der Tochter des Hauses tanzen. Hat ein Herr öfter mit derselben jungen Dame getanzt, so sollte er sich ihren Eltern vorstellen lassen. Die Dame darf ihn aber keinesfalls dazu auffordern. Eine alte Sitte verlangt, daß der Herr, der mit einer Dame tanzen will, zuvor ihren Tischherrn um Erlaubnis bittet. Man versucht heute hin und wieder, diese Sitte umzustoßen, und zwar sind es meist gerade Damen, die daran Anstoß nehmen. Sie begründen ihre Ansicht damit, daß die moderne Frau selbständig, gleichberechtigt sei und also auch über sich selbst entscheiden könne. Ich halte diese Einstellung für falsch. Die Selbständigkeit gilt wohl im Beruf und in der Politik, aber nicht in der Gesellschaft, denn logischerweise müßte die Dame, die eine derartige Form als Bevormundung ablehnt, auch auf alle Ritterdienste des Herrn verzichten, und das will sie doch wohl nicht. Daß man beim Tanz nicht die Melodie mitpfeift oder -singt, ist sicher allen bekannt. Man sollte aber auch nicht zuviel sprechen dabei, zum Plaudern sind genügend Tanzpausen da. Pflichttänze waren noch vor wenigen Jahren eine Selbstverständlichkeit. Heute gibt es Herren, die den ganzen Abend nur mit ihrer Dame tanzen, mit der sie eingetanzt sind. Das macht keinen guten Eindruck, ein Ball ist kein Tanzturnier. Der feingebildete Herr tanzt mit jeder Dame, die ihm näher bekannt ist, einen Pflicht-

Peter Schnäuzchen hört Radio

Hochbeglückt ist jedermann,
Der ein Radio haben kann,
Denn mit hohen Kunstgenüssen
Kann sein Leben er versüßen.
Auch der Peter Schnäuzchen hat
Solchen Zauberapparat
Und hat seine freie Zeit
Fortan der Musik geweiht.
Sie allein erweckt und hebt,
Was im Menschen Edles lebt.
Schwelgend horchet er den schönen,
Sinnbetörend süßen Tönen,
Die in holden Melodien
Durch beseelte Drähte ziehn.
Sein Auge quillt in Wonnezähren,
Sein Geist entschwebt in höhre Sphären.
Ganz vortrefflich zeigt sich dann
Sein geräumig Hörorgan,
Weil ja, wie man leicht versteht,
Hier kein Ton verloren geht.
Sein Kopf zeigt auf den ersten Blick
Den tiefen Eindruck der Musik.

tanz, bei kleiner Tafelrunde auch mit jeder Dame am Tisch, aber dann auch tatsächlich mit jeder. Es wäre ein großer Mangel an Takt, wenn er eine, die ihm nicht gefällt, weglassen wollte. Gibt es Tanzkarten, so ist es meist besser, wenn der Herr nicht von Anfang an seine sämtlichen Tänze besetzt, denn es ist unangenehm, wenn später noch eine Dame kommt, mit der er tanzen möchte. Anders steht es bei der Dame. Kein Herr kann von ihr verlangen, daß sie ihm einen Tanz aufhebt, wenn er sie nicht vorher darum gebeten hat.

Alle Tanzfestlichkeiten in Vereinen, Kasinos, Klubs leiden heute oft an einem gewissen Mangel an Tänzern. Es wird deshalb stets Damen geben, die den oder jenen Tanz aussetzen müssen. Das ist gewiß nicht angenehm, aber es läßt sich nun einmal nicht ändern. Deshalb darf die Dame kein gekränktes, verärgertes Gesicht zeigen. Besonders darf sie es am Schluß des Tanzes nicht ihren Tischherrn entgelten lassen, daß sie keinen Tänzer hatte. Ist er ritterlich, war es ihm ohnedies unangenehm, ist er es nicht, so zieht die Dame nur den kürzeren dabei. Für jeden Herrn sei es oberste Pflicht, zuerst für seine Dame zu sorgen. Es macht einen sonderbaren Eindruck auf den gebildeten Beobachter, wenn der Herr öfter mit andern Damen tanzt, lacht und scherzt, während seine eigene Dame allein sitzt und mühsam ihre Enttäuschung verbirgt. Kümmere dich also darum, wer deine Dame unterhält, ehe du eigene Wege gehst. Eine Ausnahme gestatten nur die Pflichttänze. Wollte damit eines aufs andere warten, so käme es häufig überhaupt nicht dazu.

Peter Schnäuzchen hört Radio.

Zu allen Vereinsbällen, ganz gleich welcher Art, darf die junge Dame nur in Begleitung ihrer Eltern oder einer älteren Verwandten erscheinen. Anders ist es bei Hausbällen. Hier würde es eine starke Belastung der Gastgeber bedeuten, sollten noch die Angehörigen der tanzenden Jugend mit eingeladen werden. Die Hausbälle kommen jetzt immer mehr auf, ganz besonders beliebt sind sie in Tanzstundenkreisen. Wie nun, wenn man zu mehreren Hausbällen eingeladen war und die Eltern können derart kostspielige Einladungen nicht erwidern? Das braucht uns zunächst kein Kopfzerbrechen zu machen, Hausbälle gehören nicht zu den Einladungen, die man erwidern muß. Man hat übrigens auch hier schon einen Ausweg gefunden: Mehrere Familien mieten ein Gesellschaftszimmer und übernehmen die Bewirtung der jungen Leute gemeinsam.

Endlich sei noch die Kleidung kurz erwähnt. Der junge Herr trägt zum Ball den Smoking mit schwarzer Schleife — ohne weißen Rand! — und Lackschuhe. Die junge Dame sollte bei aller Eleganz ihres Tanzkleides Einfachheit im Ausputz wahren. Überladenheit wirkt unfein, und zwar umso mehr, je jünger die Dame ist. Und wohlgemerkt: die junge Dame trägt ein Tanzkleid, kein sogenanntes großes Abendkleid. Im übrigen versuche jedes, mit dem Festkleid auch in die rechte Feststimmung hineinzuschlüpfen und so sein gut Teil zum rechten Gelingen des Festes beizutragen. Auch das ist gute Lebensform.

Briefmarken-Kamerad

Ägypten. In der gegenwärtigen Type wurde ein neuer Luftpostwert ausgegeben: 27 Mill. braunrot.

Dänemark hat Wohlfahrtsmarken ausgegeben, die Äskulapstab und Krone zeigen. Werte: 10 + 5 Öre grün, 15 + 5 Öre orangerot, 25 + 5 Öre blau. Der Aufschlag fließt einer Wohlfahrtsorganisation zu, die sich die Bekämpfung der Krebskrankheiten zur Aufgabe gemacht hat.

Italien. Die Benediktinerabtei von Montecassino blickt auf ein vierzehnhundertjähriges Bestehen zurück. Aus diesem Anlaß wurde eine Jubiläumsreihe ausgegeben, die in Format und Aufmachung sich an die Reihe vom heiligen Jahre anlehnt. Da es sich um ein kirchliches Jubiläum handelt, ist auf dieser Reihe ebenso wie auf der vom heiligen Jahre das Abzeichen des faschistischen Staates, das Liktorenbündel, das sonst auf allen Marken des neuen Italien erscheint, weggeblieben. Wir melden die Werte: 20 Cent. orange Klosterhof, von Bramante erbaut, 25 Cent. dunkelgrün Benediktus, der Gründer des Benediktinerordens, predigend (nach einem Mosaik in der Basilika des Klosters),

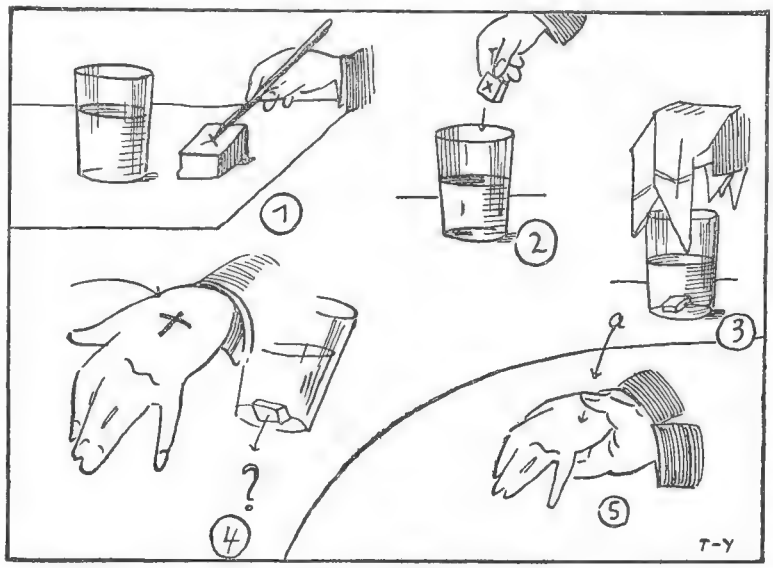
50 + 10 Cent. schwarzbraun Mönche beim Bau des Klosters (gleichfalls nach einem Mosaik in der Basilika), 75 + 15 Cent. karminrosa Ansicht der Abtei, 1,25 L. + 25 Cent. blau Klosterhof, 5 + 1 L. dunkelviolett Ansicht der Abtei. Zähnung 14, Wasserzeichen: Krone in zweifacher Wiederholung. Der Aufschlag wird zugunsten der Ausstellung erhoben, die gleichzeitig mit dem Jubiläum auf Montecassino stattfindet. Der höchste Wert zu 10 Lire steht noch aus.

Jugoslawien. Zur Erinnerung an die Gründung des kroatischen Königreiches vor tausend Jahren erschien eine kleine Gedenkreihe: 50 + 50 Paras grün Basilika von Duvanska, 1 Dinar + 50 Paras rot Tomislav, der erste König der Kroaten, 3 + 1 Dinar blau Tomislav und der heutige König Alexander. Der Aufschlag wird dem Baufonds für die neue Kathedrale von Duvanska zugeführt.

Rußland. Mitte August fand das erste große Zusammentreffen der sowjetrussischen Jugendwehren statt. Aus diesem Anlaß wurden Sondermarken ausgegeben. Darstellung: Junge in Uniform, ein Horn blasend. Werte: 10 Kop. sepia, 14 Kop. stahlgrau.

Tschechoslowakei. Neue Freimarkenwerte: 2 Kr. grün Schloß Pernstein, 2,50 Kr. Statue des heiligen Menzel in Prag.

Vatikanischer Staat. Mit der Eröffnung der päpstlichen Post am 1. August sind zugleich auch die ersten Marken des neuen Kirchenstaates ausgegeben worden. Sie tragen sämtlich das Jahresdatum 1929 in römischen Ziffern als Beginn der neuen Ära päpstlicher Herrschaft. Die ersten sieben Werte lehnen sich in der Zeichnung eng an die Marken des früheren Kirchenstaates an, zeigen wie jene die Schlüssel Petri und die päpstliche Tiara, deuten also den geschichtlichen Zusammenhang an, der zwischen dem einstigen und dem heutigen Kirchenstaate besteht. Die Reihe umfaßt dreizehn Werte: 5 Cent. braun auf rosa, 10 Cent. grün auf hellgrün, 20 Cent. violett auf hellviolett, 25 Cent. blau auf hellblau, 30 Cent. grün auf gelb, 50 Cent. grün auf lachsfarben, 75 Cent. karmin auf grün, sämtlich mit den Schlüsseln Petri und der päpstlichen Tiara, 80 Cent. karmin, 1,25 L. blau, 2 L. olivbraun, 2,50 L. orange, 5 L. grün, 10 L. olivgrün, sämtlich mit dem Bildnis Pius XI., des heutigen Papstes. Während die früheren Marken des Kirchenstaates keine Landesbezeichnung führten, tragen die jetzigen in Anlehnung an den auf italienischen Marken üblichen Text die Inschrift „Poste Vaticane". Außer dieser Freimarkenserie sind auch Expreßmarken erschienen. Sie zeigen ebenfalls das Bildnis des Papstes und sind im gleichen Format wie die italienischen Eilmarken gehalten: liegendes Rechteck. Außerdem führen sie das geschichtliche Jahresdatum 1929. Werte: 2 L. karmin, 2,50 L. blau. Diese Reihen haben nur provisorischen Charakter als Gedenkmarken zur Eröffnung der neuen päpstlichen Post und sollen bald durch Bildermarken abgelöst werden.



Zeichen und Wunder.

Zeichen und Wunder

Man bittet um ein halbgefülltes Glas Wasser und ein Stück Würfelzucker und läßt letzteres von einem Zuschauer mit einem Bleistift kennzeichnen (Abbildung 1). Das Zuckerstück wird von dem Zuschauer in das Glas geworfen (Abbildung 2). Einer muß nun seine Hand über das Glas halten, die mit einem Tuch bedeckt wird (Abbildung 3). Wird das Tuch weggezogen, so befindet sich das Bleistiftzeichen auf dem Handrücken des Zuschauers, während es von dem Zuckerstück verschwunden ist (Abbildung 4).

Erklärung. Während der Zucker gezeichnet wird, befeuchte man heimlich den rechten Daumen, und wenn man den Zucker faßt, um ihn noch einmal vorzuzeigen, wird der Daumen einmal auf das Zeichen gedrückt, wodurch sich dieses auf den Daumen überträgt. Wenn der Zucker im Glase liegt, faßt man mit der Rechten die Hand des Zuschauers und führt diese wie erklärend über das Glas. Dabei wird der Daumen nach Abbildung 5 auf den Handrücken aufgedruckt, das Tuch darüber gedeckt und die eigene Hand fortgezogen. Man hat auf diese Weise das Kreuz vom Daumen auf den Handrücken gestempelt. Das Ganze ist gewissermaßen ein Umdruckverfahren. Das Kreuz vom Zucker verschwindet, weil sich dieses zusammen mit der obersten Zuckerschicht im Wasser ablöst. — Es ist dies eins der dankbarsten und verblüffendsten Tischkunststücke.

*

Scherzfrage

Welche Motte kann nicht fliegen?

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Die Augen der Männer gewöhnten sich an das matte Licht. Alesius stand auf und ging umher. Er nickte. Es sah unheimlich aus, wenn der unförmige Kopf mit dem Taucherhelm sich bewegte.

Vor ihnen tat sich eine Öffnung auf. Es sah fast aus, als stünde hier, auf dem Meeresgrunde, ein steinernes Haus. Als sie herantraten und das Licht ihres Scheinwerfers aufleuchten ließen, schossen aus jener dunklen Öffnung Tausende von Fischen heran.

Hinter dem Loch war eine Treppe, eine richtige Treppe aus großen Steinplatten. War sie von Menschen gefügt? Hatte die Natur sie gebildet? Sie begannen die Stufen hinabzuschreiten. Immer länger rollte sich der dünne Schlauch ab, der jetzt ihr Lebensfaden geworden war, weil er allein ihnen den Sauerstoff zuführte. Vor ihnen schleppte sich ein großer Krake mit seinen mächtigen, schwammigen Gliedern die Treppe hinab. Während Alesius mit zielbewußten Schritten hinabging, folgten die beiden andern zagend.

Sie gelangten in eine gewaltige Grotte. Der Professor schaltete auf Augenblicke den Scheinwerfer aus. Hier war es vollkommen dunkel, bis hierher drang nie ein Schimmer der Sonne. Trotzdem war auch hier Leben, unheimliches, lautloses Leben. Ganz unten, tief unter ihnen — denn die Grotte mußte noch sehr weit hinabgehen — schossen flimmernde Lichtchen umher. Untermeerfische waren es, die auf langen Fühlhörnern wie auf Laternenarmen kleine Glühkörperchen vor sich her trugen und damit andere, noch kleinere Lebewesen anlockten, die ihnen zur Beute wurden.

Der Scheinwerfer flammte wieder auf, die Lichter der Tiefe verblaßten, und Alesius stieg andere Stufen empor. Sie sahen ihn unter der Last des Helmes zusammensinken, ein Zeichen, daß er im Innern der Grotte wieder über die Wasserfläche emporgestiegen war. Er setzte sich und nahm den Helm ab. Die andern folgten. Jetzt sahen sie, daß auch der Schlauch fast zu Ende war. Sie gaben vorher verabredete elektrische Zeichen, den Sauerstoff vorläufig abzustellen.

„Wir sind richtig gegangen. Hier wollen wir rasten," sagte der Professor.

Seine beiden Begleiter waren von der geistigen Größe des Greises mehr und mehr hingerissen. Die Grotte wölbte sich auch jetzt noch hoch über ihnen. Merkwürdigerweise war gute Luft hier, wenn auch alles ein wenig beengt war. Als der Scheinwerfer die Wände absuchte, sahen sie, daß hier uralte Malereien zwischen herniederhängenden Stalaktiten erhalten waren und Reste von Waffen und rätselhaften Dingen an rostigen, vom Wasser halb verrotteten Haken hingen.

„White, Sie sind der jüngste von uns," stieß der Professor mühsam hervor. „Es müssen drei Schächte von hier nach oben gehen. Der mittlere ist der rechte." Die Anstrengung war zu groß gewesen, der Alte sank ohnmächtig hintenüber.

Man flößte ihm Wein ein, er schlug die Augen wieder auf. „Dort hinauf! Dort hinauf! Ich warte hier unten. Mein Vermächtnis! Ich habe Ihr Wort."

Die beiden wollten ihn nicht allein lassen, aber seine gebieterische Handbewegung ließ sie gehorchen. Sie lösten das Tau, das White auf des Professors Befehl um seinen Leib geschlungen hatte, und banden sich aneinander. Auch Cook war noch ein sehniger Sportsmann. Die wasserdichten Laternen um den Leib geschnallt, begannen sie den furchtbaren Aufstieg.

„Hier sind Stufen."

Glitschige, uralte Stufen waren es, die sich wie eine Wendeltreppe emporzogen. Stunden vergingen, aber die Männer zweifelten nicht mehr am Erfolg.

Endlich schimmerte ein unerklärlicher Lichtschein. Sie standen in einem

In der Mitte des Gemaches stand ein Thron, und darauf saß, in goldene Gewänder gehüllt, von Edelsteinen überschüttet, die Mumie Attahualpas, des letzten Inkakaisers.

Gemach, das Menſchenhände einmal geſchliffen und geglättet haben mußten. Es war ein Gemach ohne Ausgang; in der Mitte aber ſaß, von einem Lichtſchein umfloſſen, der durch einen Felsſpalt drang, eine feierliche, goldene Geſtalt auf einem Thron. Halb in ſich zuſammengeſunken, in goldene Gewänder gehüllt, von Edelſteinen überſchüttet, hockte da die Mumie Attahualpas, des letzten Inkakaiſers. Um ſie herum aber, in Barren geſtapelt, lagen gleißendes Gold und in unendlicher Fülle die herrlichſten Edelſteine.

Die beiden ſtanden in ſtummer Erſtarrung.

„Der Schatz der Inka!“

„Millionen und aber Millionen!“

Sie rafften ſich auf. „Wir dürfen den Profeſſor nicht länger allein laſſen.“

Noch ergriffen von den Wundern der Grotte, voller ehrfürchtiger Schauer, begannen ſie den furchtbaren Abſtieg.

Es waren Stunden vergangen, ehe ſie die untere Grotte wieder erreichten. Aleſius lag lang ausgeſtreckt auf der Stelle, wo ſie ihn verlaſſen hatten.

Cook beugte ſich über ihn, behorchte ſein Herz und ſprang erſchrocken auf. „Er iſt tot! Es war für den Alten zuviel.“

Sie knieten neben ihm.

„Er wußte, daß die Zeit drängte, wußte, daß ſein Ende bevorſtand. Er hat uns ſein Vermächtnis hinterlaſſen.“

Cook ſtand auf. Man hätte es kaum für möglich gehalten, daß dieſer Mann, der den Eindruck eines kalten Geſchäftsmannes machte, zu weinen vermochte. „Ich ſchwöre, daß ich mein Wort halte. Schwören Sie auch!“

Er ſagte es in befehlendem Ton, und White gab ihm die Hand. „Ich ſchwöre!“

Es war ein feierlicher Augenblick: die beiden Männer in der Höhle neben dem Toten, ganz unten die kleinen Lichter der Unterwelt, die geſchäftig hin und her huſchten, über ihnen der Felſendom mit dem großen Geheimnis vergangener Jahrhunderte und draußen das Rauſchen der Meereswogen, die gegen den Felſen brandeten. —

Sie waren wieder an Bord, nachdem ſie zum zweitenmal die Helme aufgeſetzt, zum zweitenmal den Weg durch das Meer gemacht hatten. Aleſius war ihnen als Toter gefolgt. Sie hatten ihn zwiſchen ſich getragen und ſeinen erkalteten Leib vor den Mäulern der gierigen Fiſche behütet.

* * *

Miſter Cook und ſein Sekretär White waren wieder in Friſko. Sie ſaßen im Geheimkontor der Firma Smith & Co., deren Inhaber Herr William Möller war, und berieten. Cook rauchte wie ein Schlot. „Was nun?“

Möller lachte laut auf. „Sie kommen mir gerade vor wie ein Menſch, der plötzlich das große Los gewonnen hat und nicht weiß, was er damit anfangen ſoll.“

„Sagen wir lieber, wie ein Politiker, der ſtets geſchimpft hat und plötzlich ſelbſt Außenminiſter eines großen Staates geworden iſt. Ich habe das Geld, das Vermächtnis; ich habe ſogar ſofort die elende Druſenkopfinſel mit allen Rechten von der Regierung von Puitu gekauft und bar bezahlt. Aber was nun? Ich will keine Zeit verlieren.“

Der ſtets nüchterne Möller überlegte. „Was brauchen Sie?“

„Tüchtige Männer, Genies. Können Sie mir die liefern?“

„Smith & Co. liefert alles. Sie haben eine wüſte Inſel, alſo müſſen Sie zunächſt deren Bodenſchätze kennenlernen und wiſſen, wie ſie auszubeuten ſind. Da iſt Eberhard Römer, der ſogar den Mond ausbeuten will, der rechte Mann. Sie müſſen einen Arzt haben, der für die Hauptſache, die Geſundheit, ſorgt. Nehmen Sie den jungen Krebsforſcher Dr. Weigand! Sie brauchen geniale Ingenieure; da wären der Schweizer Ottomar Goldner und der Berliner Elektrotechniker Vetter. Sie werden eine Stadt bauen wollen; ich denke an Otto Schütz in Berlin und noch einige andere, wie den Schnellbahntechniker Grotefendt etwa. Das wären die richtigen Männer; es ſind Genies, die in ihrer Heimat verkannt werden.“

„Wie aber ſie anwerben? Dann wird doch augenblicklich bekannt, daß ...“

„Nicht anwerben!“

„Was ſonſt?“

„Stehlen!“

„Sie ſind ...“

„Gar nicht verrückt, wie Sie freundlichſt bemerken wollen. Stehlen, ganz einfach ſtehlen oder ‚ausheben‘, wie der Soldatenkönig von Preußen es nannte, wenn er ſich ſeine langen Kerls auf der ganzen Welt zuſammenſuchte. ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘, ſagt ein deutſches Sprichwort.“

„Sie reden im Ernſt?“

„Wir ſind doch hier, um business zu machen, wenn auch ſehr ideales business. Man muß die Leute einfach verſchwinden laſſen. Das mache ich ſchon. Wir werden ſie zunächſt gewaltſam entführen, hierher bringen, ihnen alles erklären, und wenn es wirklich Genies ſind, dann werden ſie begeiſtert ſein.“

„Und wenn ſie es nicht ſind?“

„Muß man ſie wegſchicken, ehe ſie etwas geſehen haben.“

„Das wollen Sie machen?“

„Mit Vergnügen, wenn Sie das Geld dazu geben.“

Das war die erſte Beſprechung, der ſechs Wochen ſpäter eine zweite folgte, die allerdings viel ſtürmiſcher verlief, denn die ſechs Männer, die in der Tat in Flugzeugen, Autos, Unterſeebooten und Privatjachten entführt worden und mit großer Mühe vorläufig beruhigt waren, trafen in Friſko, wohin man ſie während der Nacht gebracht hatte, zuſammen, ſchrien auf Cook und Möller ein und drohten mit der Polizei, bis dann

Cook zu Worte kam. „Einen Augenblick, meine Herren, hören Sie mich an!“

Er hielt ihnen eine Rede, entwickelte seinen Plan, und die Männer folgten seinen Worten mit sich steigernder Spannung.

Zuerst sammelte sich Schütz. „Wie, ich soll eine Stadt bauen, so, wie ich sie mir gedacht habe, wie ich sie in meiner Broschüre beschrieb?“

„Genau so.“

„Kostet Millionen.“

„Sind da.“

Römer rannte im Zimmer auf und ab. „Und ich? Was soll ich? Auf den Mond?“

„Vorläufig nicht, aber Sie sollen aus einer wüsten Insel, aus einer Vulkaninsel ein fruchtbares Land machen.“

„Hören Sie mal, wenn man solchen Vulkanboden richtig bearbeitet und bewässert, dann wird er prachtvoll.“

„Nun also!“

„Was gibt's denn da? Gold? Silber? Radium?“

„Weiß ich alles nicht. Sollen Sie feststellen.“

Professor Weigand sprang gleichfalls auf. „Ein Krebslazarett?“

„Was Sie wollen. Jedenfalls ein vollendetes Laboratorium, in dem Sie über alle Probleme in Ruhe nachdenken können, vielleicht auch über die Menschenverjüngung.“

„Die neue Stadt kann ich hygienisch einrichten, wie ich will?“

„Ist Ihre Hauptaufgabe.“

„Geld?“

„Spielt gar keine Rolle.“

Die Ingenieure redeten durcheinander.

„Ist dort Wasser für ein Kraftwerk?“

„Weiß ich nicht. Jedenfalls gibt es vulkanische Kraft in Hülle und Fülle.“

„Kollege Vetter, was meinen Sie zu einem vulkanischen Heizwerk, einer Riesendampfmaschine unter Benutzung vulkanischer Herde als Perpetuum mobile?“

Vetter nickte. „Kraft könnte man auch aus den Wellen des Ozeans erzeugen.“

Grotefendt schüttelte traurig den Kopf. „Schnellbahnen kann man auf einer kleinen Insel nicht brauchen.“

„Dann legen Sie diese quer durch den Ozean.“

„Meine Röhrenbahn — meine ...“ Seine Stimme schnappte fast über.

Die sechs Männer, die wütend gekommen waren, hatten all ihren Groll vergessen, hatten überhaupt vergessen, wo sie waren, kümmerten sich gar nicht mehr um Möller oder Cook oder White, der kaum so schnell stenographieren konnte, um ihre Reden nachzuschreiben, und waren so in ihre neuen phantastischen Aufgaben vertieft, daß sie alles vergaßen. Weil sie sich in ihrer genialen Art alle ähnlich waren, wurden sie blitzschnell zu Freunden.

Dann aber sprang Schütz erregt auf und machte entsetzte Augen. „Ist denn das alles wahr?“ — „Natürlich.“

„Handelt es sich wirklich nicht bloß um einen Bluff?“

„Gewiß nicht.“

„Können Sie uns das beweisen?“

„Sobald Sie sich auf fünf Jahre verpflichtet und Ihr Ehrenwort gegeben haben, in keinem Fall vor Ablauf dieser Zeit irgend etwas von dem zu verraten, was wir Ihnen zeigen, fahren wir zur Insel hinüber.“

„Hier meine Hand!“

„Ich unterschreibe!“

„Ich auch!“

In Kürze waren alle Unterschriften beisammen.

„Können wir jetzt gehen? Ich halte es nicht mehr aus, ich muß an die frische Luft, ich muß nachdenken.“

„Geht leider nicht. Es darf Sie kein Mensch in Frisko sehen. Sie müssen vorläufig für die Welt verschwunden bleiben, sonst macht die Neugier wieder alles zu Schanden.“

„Aber ...“

„Draußen stehen drei Autos. Noch in der Nacht fahren wir nach Los Angeles. Wir haben da eine Jacht. Wenn Sie wollen, sind wir morgen früh nach der Drusenkopfinsel unterwegs.“

„Drusenkopfinsel? Das ist doch kein Name für so etwas.“

„Natürlich müssen wir einen andern finden.“

Weigand hatte ganz ruhig und in sich vergrübelt gesessen. „Es ist Ihre heilige Absicht, daß kein geschäftlicher Gewinn aus der Sache gezogen wird?“

„Nur idealer Gewinn für die Menschheit, für die Wissenschaft.“

Weigand stand ernst in der Mitte. „Meine Herren, dann gibt es nur einen einzigen Namen, unter dem wir uns zusammenscharen können: ‚Santa Scientia‘ — heilige Wissenschaft.“

„Bravo!“

Cook trat jetzt in die Mitte. „Meine Herren, ich hatte an einen andern Namen gedacht, an Alesia, dem edlen Professor, dem ersten, der sein Leben ließ für sein Ideal, zu Ehren. Aber sie haben recht, Santa Scientia, der Name verpflichtet. Meine Herren, auf nach Santa Scientia!“ —

Es war wieder sechs Wochen später. Einige Tage, nachdem die kleine Expedition mit den Forschern auf der Drusenkopfinsel gelandet war, kam dort ein anderes Schiff an, ein ganz gewöhnliches Schiff mit chinesischen Arbeitern an Bord. Diese bauten in kurzer Zeit am Strande eine Anzahl Wellblechbuden auf, hinterließen eine große Menge Lebensmittel und ganze Stapel von allen erdenkbaren Maschinenteilen und Apparaten, dann fuhren sie wieder ab.

Bald darauf kamen mit einer Jacht, derselben Privatjacht Cooks, die nun schon zweimal den Weg zur Insel gemacht hatte, die zehn Vorarbeiter und Ingenieure, die Möllers Agenten inzwischen ebenfalls hatten verschwinden lassen. Sie waren zwar nicht völlig eingeweiht worden, hatten sich aber, von den hohen Gehältern gelockt, zunächst auf fünf Jahre verpflichtet.

Die Jacht fuhr ab, und für ein volles halbes Jahr wurde es ganz ruhig. Cook und sein Privatsekretär waren angeblich nach Europa gereist. Herr Möller führte in alter Weise die Geschäfte der Firma Smith & Co., als gäbe es gar keine Drusenkopfinsel, und das Verschwinden der sechzehn Männer wurde in der Welt langsam vergessen.

Dafür wurde in der kleinen Wellblechsiedlung, die Cook halb scherzhaft die „Stadt Isabela" nannte, umso fleißiger gearbeitet. Jeder der jungen Gelehrten hatte ein oder zwei der Männer bei sich. Zunächst

Deutschlands modernste Schule. Radio-Empfangsraum des neuen Kaiser-Wilhelm-Real- und Vollgymnasiums in Berlin-Neukölln / Photothek, Berlin.

hatten der Ingenieur Goldner und Herr Grotefendt einen Stollen gesprengt, der in wagrechter Richtung so genau ausgerechnet war, daß er, ohne die überschwemmte Höhle erst durch das Meer erreichen zu müssen, geradeswegs in diese führte. Dann waren White und Cook noch einmal den fürchterlichen Weg in die Inkagrotte hinaufgestiegen und hatten auf dem Rückweg eine große Menge kostbarer Edelsteine herabgeschafft. Die Goldbarren ließen sie vorläufig noch oben liegen. Erst wenn unten eine richtige Schatzkammer erbaut sein würde, sollte der gesamte Inkaschatz heruntergebracht werden. Als die sechs Gelehrten die Proben sahen, die beide mitgebracht hatten, schwanden auch die letzten Zweifel.

Es wäre für einen Menschen, der ganz unbefangen, gewissermaßen als Reisender, hierhergekommen wäre, ein höchst wunderbarer Anblick gewesen, was er hier sah. Da saßen in einer großen Wellblechbude, bei furchtbarer Hitze, im Badekostüm Otto Schütz, der Städtebauer, und Weigand, der seine Krebsuntersuchungen unterbrochen hatte und ganz Hygieniker geworden war, zusammen. Sie hatten mächtige Pläne vor sich, zeichneten, berieten, widersprachen einander und fanden sich wieder zusammen. Was aber unter ihren Fingern entstand, das war der Plan zu einer seltsamen Stadt, zu einer Stadt, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hatte.

Da kletterte am frühen Morgen der Ingenieur Römer mit dem Schweizer Goldner auf den Geröllfeldern umher und ließ überall Bohrlöcher graben. Herr Vetter aber fing an, am Meeresstrande elektrische Maschinen aufzustellen, und machte Versuche. An jedem Abend kamen alle Herren in dem größten Hause zusammen, das sie das „Hotel" getauft hatten, weil dort ein Negerkoch wirtschaftete und ihre gemeinsame Abendmahlzeit bereitete, und wenn sie gegessen hatten, gab jeder seinen Bericht, den White mitstenographierte, um dann den Tag dazu zu benützen, alles sauber ins Reine zu schreiben.

(Fortsetzung folgt)

Es ist nicht möglich, geradeaus zu gehen

Von Dr. W. Schweisheimer

Jeder Mensch weiß, daß es ihm nicht ohne weiteres möglich ist, einen gleichmäßigen Kreis zu gehen, daß die zeichnerische Festlegung des eingeschlagenen Weges alles andere ergibt als eine geometrische Kreisfigur. Dagegen ist jedermann zunächst der Überzeugung, daß

es ihm ein leichtes sei, in kerzengerader Richtung geradeaus zu gehen.

Dennoch ist das in Wirklichkeit nicht nur sehr schwer, sondern geradezu unmöglich. Neuerliche Versuche an der John-Hopkins-Universität in Baltimore haben diese nicht unbekannte Tatsache abermals erhärtet. Wir schwenken immer seitlich vom geraden Wege ab, und nur mit Hilfe der Augen gelingt es immer wieder, die notwendige Korrektur vorzunehmen. Man nimmt sich einen Baum oder Pfahl zum Ziel, der in einiger Entfernung steht, und versucht nun, mit geschlossenen oder verbundenen Augen gerade auf ihn zuzugehen. Auch wenn man alle Kraft anwendet, um die gerade Linie innezuhalten, wird man nach Öffnung der Augen erkennen, daß man früher oder später — aber nie sehr spät — von der geraden Linie abgewichen ist und beim Weitergehen ganz anderswo hinkommen würde. Man wird entweder nach rechts oder nach links abweichen. Das Eigentümliche ist nun, daß bei den angestellten Versuchen die gleichen Personen immer nach derselben Seite abgewichen sind, also entweder nach links oder nach rechts, während sie geradeaus zu marschieren wähnten.

Mark Twain erzählt die Geschichte von einem Mann, der spät abends in einen Schneesturm geriet. Er wußte genau, daß ein Obdach in unmittelbarer Nähe sei, und doch irrte er die ganze Nacht umher, ohne es finden zu können. Der Morgen zeigte dann, wie nahe in der Tat das schützende Haus gewesen war, aber der Mann irrte beständig von der geraden Linie, die er sich vorgenommen hatte, ab und bewegte sich immer im Kreise. Dies enthüllten die Fußspuren im frisch gefallenen Schnee aufs klarste.

Wer einmal in unbewohnter Gegend einer geraden Linie folgen wollte, weiß, mit welch großen Schwierigkeiten das verknüpft ist und wie leicht man sich verirrt.

Experimentierzimmer der mittleren Klassen des Kaiser-Wilhelm-Real- und Vollgymnasiums in Berlin-Neukölln. Jeder Schüler erhält einen Apparat zum Basteln / Phot. Scherl, Berlin.

In Schweden werden diese Schwierigkeiten zu sportlichen Wettkämpfen ausgenutzt; die Teilnehmer müssen

Fahrradkeller im Kaiser-Wilhelm-Real- und Vollgymnasium zu Berlin-Neukölln. Presse-Photo, Berlin.

möglichst rasch ein bestimmtes Ziel erreichen, dürfen dazu aber keinen Kompaß, kein Markierungszeichen oder einen andern Hinweis auf die gerade Wegrichtung benutzen. Es ist erstaunlich, wie weit ab vom Ziel manche Teilnehmer an diesen Wettkämpfen sich verirren und wie sehr ihre Gewinnaussichten dadurch herabgedrückt werden.

Am besten geradeaus gehen können blinde Menschen. Sie befinden sich hier den Sehenden gegenüber im Vorteil; die Notwendigkeit hat sie zur Entwicklung eines scharfen Richtungsgefühls geführt. Es bedurfte langer Erfahrung, um sie zur Gewinnung eines geraden Weges zu bringen. Daher kommt es auch, daß sich der blinde Mensch trotz dem Fehlen des Gesichtsinnes so überraschend geschickt und zielbewußt bewegt, während sich ein Sehender, dem die Augen verbunden sind, hilflos und schwankend mit jedem Schritt weiter vom Ziel entfernt. Das „Blindekuhspiel", bei dem mit verbundenen Augen nach einem bestimmten Ziel gesucht wird, gibt Gelegenheit zur Betätigung dieser auch im wissenschaftlichen Versuch bestätigten Tatsache.

Richtungsinn, Gleichgewicht und dergleichen hängen mit einem Organ zusammen, das in enger Verbindung mit dem Gehörorgan steht. Es sind dies die drei Bogengänge, die links und rechts an das innere Ohr angrenzen. Sie sind mit Flüssigkeit gefüllt und mit den Endfasern der Gleichgewichtsnerven ausgekleidet. Eine Verschiebung der Flüssigkeitsäule in der einen oder andern Richtung bringt die Nervenäste zum Schwingen und teilt dem nervösen Zentralorgan, dem Gehirn, mit, in welcher Lage sich der Körper befindet, ob er steht oder liegt oder sich geradeaus bewegt und in welcher Richtung. Offenbar sind aber die übermittelten Reize nicht ausreichend, um einen vollkommen geraden Weg zu ermöglichen, oder die einzelnen Gleichgewichtsorgane sind mit einer Neigung zur Rechts- oder Linkswendung behaftet. Darauf wären dann die unvermeidlichen Abweichungen nach der Seite, die schließlich zu ganzen Kreisbewegungen führen, zu beziehen.

Sehr wichtig für die Lösung des Problems ist auch die Berücksichtigung des Muskelgefühls. An jedem Glied arbeiten verschiedene Muskeln, teils miteinander, teils in ihrer Wirkung einander entgegengesetzt. Zuweilen kommt es vor, daß der Einfluß der einen Muskelgruppe die andere überwiegt. Ist das beispielsweise regelmäßig bei den Beinen der Fall und fehlt die ausgleichende Hilfe des Auges, so wird der ganze Körper beim Gehen allmählich nach der einen Seite gelenkt.

Aus Wallensteins Leben / Zu unserm Vollbild

Es ist bekannt, daß der berühmte Mathematiker und Astronom Johannes Kepler, den man wohl als den Vater der modernen Astronomie bezeichnen darf, sich auch mit der Pseudowissenschaft der Astrologie oder Sterndeutung befaßt hat. Allerdings hat er selbst nicht viel von dieser „Kunst" gehalten, aber er war bei aller seiner geistigen Schärfe und selbständigen Denkweise doch als ein Kind einer überaus abergläubischen Zeit nicht ganz frei von dem uralten Aberglauben der Menschheit, daß das Schicksal der Menschen dem Einfluß der Gestirne unterliege, und so scheute er sich nicht, solchen Leuten, die ihn darum angingen, das Horoskop zu stellen. Dabei scheint ihm gar nicht der Gedanke gekommen zu sein, daß er damit eigentlich ein Unrecht begehe. Überdies trieb ihn die Not dazu, denn seine wissenschaftliche Tätigkeit reichte nicht aus, daß er durch sie sein Leben fristen konnte, selbst dann nicht, als er Hofmathematikus des Kaisers Ferdinand II. geworden war. Vergaß dieser doch nur zu oft, dem armen Gelehrten die an sich schon ziemlich kärglich bemessene Besoldung zukommen zu lassen, wohl weil er selbst dauernd an Geldmangel litt. Da mußte eben die Sterndeutung herhalten, die sich eher bezahlt machte, wie ja auch heute noch beispielsweise Kurpfuscherei oft ein einträglicheres Geschäft ist als die Ausübung wirklicher ärztlicher Kunst.

So geschah es einmal im Jahre 1601, daß Kepler den Auftrag erhielt, einem jungen Manne, dessen Name, Stand und sonstige Umstände ihm aber verschwiegen wurden, während er über Tag und Stunde seiner Geburt die genauesten Angaben erhielt, das Horoskop zu stellen. Er las da ein ganz ungewöhnliches Menschenschicksal aus den Sternen und prophezeite dem unbekannten Auftraggeber unter anderm eine reiche Heirat, die ihm zu den höchsten Ehren und Würden verhelfen werde. Der Mann, dessen Zukunft hier schlaglichtartig aufgehellt wurde, war ein damals noch ganz einfacher achtzehnjähriger böhmischer Edelmann, Albrecht von Waldstein, den die Geschichte gewöhnlich mit dem Namen Wallenstein nennt und dessen Schicksal in der Tat höchst merkwürdig gewesen ist und jene Horoskopdeutung wahr gemacht hat. Wallenstein war eine schwer faßbare, geradezu dämonische Persönlichkeit, derjenigen des großen korsischen Emporkömmlings Napoleon Bonaparte vergleichbar, wie auch ihre Schicksale bei aller Verschiedenheit im einzelnen in ihren Grundzügen eine augenfällige Ähnlichkeit haben: hier wie dort der glänzende Aufstieg aus dem Dunkel ans Licht, aus bescheidenen Verhältnissen zu höchster Macht, die aufs rücksichtsloseste ausgenutzt wird; hier wie dort das berauschende Gefühl, der Erkorene des Weltschicksals zu sein, eine Zeitlang das „Wandeln auf der Menschheit Höhen"; hier wie dort alsdann, nicht zuletzt durch die eigene Maßlosigkeit herbeigeführt, der jähe Sturz aus der schwindelnden Höhe und das klägliche Ende.

Von niemand ist Wallensteins Wesen so tief erfaßt, das Schicksalhafte seines Wollens und Handelns so genial herausgefühlt worden wie von Schiller, der uns den dämonischen Mann in der gewaltigsten seiner Dichtungen „menschlich nahegebracht" hat, wie er ihn denn schon mit den wenigen Worten des Prologs zu seinem „Wallenstein" so unübertrefflich gekennzeichnet hat:

Den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Der hervorstechendste Zug in Wallensteins Charakter, der letzte und stärkste Beweggrund für alle seine oft so rätselhaft, ja dämonisch erscheinenden Handlungen war sein maßloser Ehrgeiz, der mit einem unbändigen Verlangen nach Macht Hand in Hand ging. Was diesem merkwürdigen Mann aber immer wieder die Kraft gab, allen Widerständen, allen Rückschlägen zum Trotz unverrückt auf sein Ziel loszugehen, war sein durch nichts zu erschütterndes Vertrauen auf sein Glück. Worauf gründete sich dieses grenzenlose Vertrauen? Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir dafür in ganz hervorragendem Maße jene oben erwähnte Prophezeiung Keplers verantwortlich machen. Muß sie doch bei einem von dem geheimnisvollen Einfluß der Gestirne auf den Weltlauf und die Einzelschicksale der Menschen so felsenfest überzeugten Mann wie Wallenstein einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben, zumal als sie später Wort für Wort in Erfüllung ging. Dann verstehen wir aber auch die mit seinem sonstigen Tun im Widerspruch stehende Unentschiedenheit, ja man kann beinahe sagen Zerfahrenheit, die Wallenstein um die Wende des Jahres 1633 an den Tag legte, gerade zu einer Zeit, als alles für ihn auf dem Spiele stand, als er zwar noch im Besitz ungeheurer militärischer Machtmittel war, wo aber bereits von allen Seiten, offen und im geheimen, auf den Sturz des gefährlichen Mannes hingearbeitet wurde. Dieser stand nämlich damals unter dem Eindruck einer andern, viel späteren Prophezeiung Keplers, nach der ihm für die ersten Monate des Jahres 1634 ein schweres Verhängnis bevorstehen sollte. Wohl war Kepler seinerzeit auf Wallensteins Anerbieten, als Hofastrologe in seine Dienste zu treten, nicht eingegangen, aber er hat doch bis zu seinem im Jahre 1630 erfolgten Tode dem Herzog von Friedland noch manchmal mit seiner astrologischen Kunst zur Seite gestanden, und der mächtige Mann schätzte ihn zu hoch, als daß er auch eine ihm unangenehme Prophezeiung, die von dieser Seite kam, unbeachtet gelassen hätte, mochte ihm auch der geschmeidigere Italiener Seni, der nach Keplers Tode allein sein astrologisches Orakel war, im Grunde mehr zugesagt haben als der ernste und hartnäckige deutsche Gelehrte.

Wallenstein ist, so sagten wir oben, das Opfer seiner Maßlosigkeit geworden. Er schien vergessen zu haben, daß es nur die Gunst des Kaisers gewesen, die ihn so hoch gehoben hatte, vom einfachen Edelmann bis zum Rang eines Herzogs; er wollte noch höher hinaus, wollte wirklich souveräner Reichsfürst sein und strebte ganz offensichtlich nach der böhmischen Königskrone. Ja, es ist die Behauptung durchaus nicht von der Hand zu weisen, daß er es schließlich sogar in Erwägung zog, den ohne ihn scheinbar ohnmächtigen Kaiser zu stürzen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Im Vertrauen darauf, daß er in dem von ihm zwar für den Kaiser geworbenen, aber von ihm selbst ganz abhängigen Heer jederzeit ein gefügiges Werkzeug bei der Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne haben würde, trotzte er rücksichtslos den Befehlen seines kaiserlichen Herrn und suchte sich, als er merkte, daß man wieder wie vor drei Jahren seine Absetzung betrieb, durch hochverräterische Verhandlungen mit den Feinden

Das amerikanische Schul-Luftschiff „Volunteer" im Bau. Das Luftschiff soll dem Zweck dienen, Luftschiffpersonal, vor allem Führer, heranzubilden / Phot. New York Times, Berlin.

des Kaisers deren Unterstützung zu sichern. Aber diesmal hatte er sich doch verrechnet. Die Feinde trauten ihm nicht; seine vielen offenen und versteckten persönlichen Feinde aber, allen voran der stolze Kurfürst Maximilian von Bayern, der den Emporkömmling haßte, setzten es beim Kaiser durch, daß er sich seines gefährlichen Generalissimus entledigte. Ein kaiserliches Patent vom 24. Januar 1634 erklärte, daß „Friedland in einer Konspiration begriffen sei, um den Kaiser seiner Krone zu berauben", und durch ein zweites Patent vom 18. Februar wurde er in aller Form seines Amtes entsetzt. Doch Wallenstein wollte sich nicht fügen, obgleich ihn die Mehrzahl seiner Generale mitsamt den ihnen unterstellten Truppen verließ und sich dem Kaiser unmittelbar zur Verfügung stellte. Mit den wenigen Getreuen, die ihm geblieben waren, begab er sich am 22. Februar fluchtartig von seinem Standquartier Pilsen nach der böhmischen Grenzfeste Eger, wo er die Verhandlungen mit den Schweden nun zum raschen Abschluß zu bringen hoffte. Allein hier ereilte ihn sein Geschick. Unter den ihm verbliebenen Truppen fanden sich Männer, die, obgleich von Wallenstein mit vielen Gunstbezeigungen bedacht, in Erwartung auf reiche Belohnung durch den Kaiser, seine Ermordung beschlossen und diese auch am 25. Februar durch willfährige Kreaturen ausführen ließen. So hatte, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, Undank den eigenen Herrn geschlagen oder, wie Schiller sich ausdrückt: „Der Undankbare sollte den Streichen des Undanks erliegen."

Im Museum von Königsberg befindet sich das auf unserm Vollbild wiedergegebene berühmte Gemälde von der Meisterhand des großen Historienmalers Carl von Piloty. Es betitelt sich „Der Zug Wallensteins nach Eger" und schildert höchst eindrucksvoll ein an sich ganz harmloses Erlebnis, das Wallenstein kurz vor Eger hatte, das aber auf den abergläubischen Mann bei seiner damaligen körperlichen und seelischen Verfassung einen erschütternden Eindruck machte. Wallenstein war wieder einmal an Gicht und Podagra schwer erkrankt und litt so heftige Schmerzen, daß er den Weg von Pilsen nach Eger in der Sänfte zurücklegen mußte. Aber er war auch seelisch krank; trübe Gedanken quälten ihn, und sein Astrolog Seni durfte ihm in diesen Tagen nicht von der Seite gehen. Da kam der Zug an einem Friedhof vorbei, und als der kranke Mann sein Auge erhob, fiel sein Blick auf ein offenes Grab, an dessen Herstellung noch gearbeitet wurde. Als der Totengräber seine Kappe abnahm und damit sein Auge beschattete, um den vornehmen Herrn in der Sänfte besser betrachten zu können, da war es diesem plötzlich, als winke ihm das Grab eine Einladung zu, und eisig durchschauerte es ihn: Memento mori. Drei Tage später war er tot.

Der Zug Wallensteins nach Eger / Nach einem Gemälde von C. v

Raſt vor dem Ritt ins Abenteuer

Von Ernſt F. Löhndorff / Zu unſerer Kunſtdruckbeilage

Billy hat den blanken Fuchs aus dem Korral geholt und iſt über die ſteinige Meſa geritten. Heiß flutet die Arizonaſonne vom blauen, fleckenloſen Himmel, die flimmernden Schwaden der glühenden Luft tanzen über den graugrünen Büſchen, und hinten, wo unter den hohen Silberpappeln das Ranchhaus ſteht, zittern und zerfließen ſcheinbar die weißen Mauern. Munter trabt der Fuchs den ſchmalen Pfad entlang. Er ſchlägt mit dem langen, ſeidigen Schweif die Flanken und macht einen kleinen Sprung, als die Raſſel eines großen „Rattlers" (Klapperſchlange) drohend warnt.

Dumpf poltern die Hufe, das Sattelleder quietſcht vergnügt, und die Sporen Billys klingeln ſilbern. Er hat den breitrandigen Stetſon ins Genick geſchoben, dreht ſich kunſtfertig eine Zigarette und ſchwankt bequem im Sitz hin und her. In der Ferne weiden einzelne Rinder in den graugrünen Büſchen, und als ſie den Reiter winden, werfen ſie die Hinterleiber poſſierlich in die Luft, tun einige Sprünge und raſen dann davon, krachend durchs Gehölz brechend.

Vorne zeichnet ſich der bläuliche nackte Kamm der gewaltigen Sierra ab, ein Geier kreiſt wie ein ſchwarzes Pünktchen davor. Billys Stirn zieht ſich in ſorgenvolle Falten und er ſpäht nach Süden. Schon das drittemal reitet er nun dieſen Weg, aber heute will er weiter, dort in jene Mulde hinab, um in die bunten Sandſteintore des Cañons einzudringen. Das beſte Pferd ſeines Vaters, der ſchwarze Glanzrappe, iſt aus dem Korral entwichen, und Billy iſt gewiß, daß er die Richtung des Cañons nahm, denn dort wächſt das friſche, ſaftige Gras, rieſelt das kühle, klare Waſſer, wie es der Rappe liebt. Billys Sorge iſt nur: wird er ihn finden? Die Sierra, die dort in ſtummer Schönheit ragt, iſt nämlich mexikaniſches Gebiet, und es gibt dort Banditos und Revolucionarios, die ſolch ein Pferd immer gebrauchen können und ſich den Kuckuck um den rechtmäßigen Eigentümer kümmern.

Klipp, klapp! ertönen die Hufe des Fuchſes, wie er den Pfad ſteil bergab nimmt. Da unten ſchimmert und wallt geheimnisvolles Dämmerlicht, in das ſich die Sonne ſtiehlt. In großen, goldenen Flecken zittert ſie auf den Eichen, ſpiegelt ſich auf dem Waſſer des Creeks und ſchießt blitzende Pfeilbündel über die Wände des Cañons. Es iſt feierlich ſtill, wie Billy die Talſohle erreicht. Ganz friedlich fließt das Waſſer, und der Fuchs, dem Billy abſteigend vorſorglich das Gebiß entfernt, ſchlürft in langen Zügen.

Auch Billy nimmt einen Trunk; es kann vielleicht noch durſtig hergehen heute, und als echter Cowboy führt er keine Flaſche bei ſich. Sinnend ſteht er auf dem

Piloty. Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft, Berlin.

großen Stein im flachen, schimmernden Wasser und blickt um sich. Prächtig grünes Gras sprießt in langen Büscheln längs der Abhänge, die Blüten einiger Kugelkakteen glühen rot. Die Eichenblätter zittern, und die bunten Steinwände des Cañons, der da vorne wie ein gewaltiges Maul klafft, leuchten blau und gelb, von grünen Adern durchkreuzt. Immer noch säuft der Fuchs, und Billy läßt ihn ruhig gewähren. Seine Gedanken wandern voraus in das farbige Tor des Cañons, hinein ins malerische, geheimnisvolle Mexiko, das mit seinen Überraschungen auf ihn wartet und zum Ritt ins große, unbekannte Abenteuer auffordert.

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Voigt machte sich Vorwürfe, daß er uns angehalten und dadurch mit in diese Lage gebracht hatte, aber das hatte er ja nicht ahnen können, war auch nicht mehr zu ändern. ‚Marschieren Sie los! Vielleicht läßt man Sie und die Jungen ziehen,‘ sagte er zu Ernst.

‚Wir können Sie doch unmöglich in dieser Lage allein lassen,‘ war dessen Antwort.

‚Sie können es nicht nur, Sie müssen es sogar, denn Sie tragen die Verantwortung für acht junge Menschenleben, wenn Sie auch selbst bleiben wollten. Außerdem können Sie uns viel besser helfen, wenn Sie vom nächsten Ort aus das Militär in Kula alarmieren, als wenn Sie hierbleiben. Lassen Sie uns Ihre Waffe da!‘

Wenn auch schweren Herzens, fügte sich Ernst doch um unsertwillen. Wir packten die Tornister auf, begannen ein Lied zu singen und marschierten ab. Es klang recht gepreßt, dieses Lied. Doch auch das harmlose Singen nützte nichts. Wir waren noch keine hundert Meter weit, als wir uns vor einer Rotte Bewaffneter sahen, die den Weg versperrten und uns stumm aber verständlich zuwinkten, daß wir umkehren sollten.

So kamen wir wieder bei den beiden an. ‚Dann wird es mächtig ernst, Jungen,‘ meinte Voigt, ‚da wollen wir unsere Haut so teuer wie möglich verkaufen.‘

Unter seiner und Palamarews umsichtiger Leitung verbarrikadierten wir dann mit den wenigen Möbeln das Haus, so gut es ging. Palamarew, Ernst und Voigt verteilten sich an den verschiedenen Seiten, von denen her der Angriff kommen konnte, und uns wurde eingeschärft, uns gleich beim ersten Schuß flach auf den Boden der Hütte zu werfen und dort liegen zu bleiben, komme, was wolle.

Diese Stunden bangen Wartens! Gegen Abend beobachteten wir, daß die Linie der Belagerer näher heranrückte; als die Sonne verschwunden war, sahen wir uns eng eingeschlossen, die Leute schienen nur die Dunkelheit abzuwarten. Wir saßen da und schrieben Abschiedsbriefe an Eltern und Freunde, soweit wir vor dem Zittern der Hand überhaupt schreiben konnten. So wurde es dunkel. Wir alle gingen noch einmal zu Ernst, schüttelten ihm die Hand und dankten ihm für alles, was er uns gegeben hatte. Ich wollte, ich hätte mich später dieser Stunde erinnert, ich hätte ihm gegenüber dann wohl anders gehandelt. Ernst strich einem jeden über die Stirn. ‚Ja, da wird man nun sagen, ich habe euch ins Verderben geführt. Ach, welch unselige Verkettung des Zufalls! Wer aber konnte das auch ahnen! Mut, Jungen! Keine Tränen, Heinz, bitte! Es kann ja noch gut werden, und auch das Sterben ist nicht so schwer.‘

‚Es ist nicht deswegen, Ernst; ich weine, weil ich nun von dir muß,‘ sagte der Junge und glaubte es selbst. Drei Monate später war er der erste, der abfiel.

Allmächtiger, laß diese unerträgliche Spannung enden, laß die Kerle kommen! so dachten wir schließlich alle. Da fiel ein Schuß, dann eine ganze Salve. Wir warfen uns zu Boden. Aber was war denn das? Keine Kugel traf das Haus. Ein wahnsinniges Gebrüll brach draußen los. Wir stürzten an die Öffnungen, die wir zum Schießen freigelassen hatten. Es war nur wenig noch zu sehen; jedoch — waren das nicht Uniformen?

Bald darauf waren wir befreit. Ein Brbrtschtnik (Leutnant) und fünfzig Mann waren im Dorf, die Schmuggler ins Gebirge entflohen. Kein Mann war auch nur verletzt, die Salve waren Schreckschüsse gewesen. Die Leute hatten eingesehen, daß es unratsam sei, mit Militär anzubinden. Der Gemeindevorsteher hatte, gleich nachdem er uns verlassen hatte, heimlich telephoniert. Gerade zur rechten Zeit waren die Soldaten gekommen. Unsere Freude war groß, nicht nur unsertwegen; wir freuten uns auch, daß es auf keiner Seite einen Toten gegeben hatte, denn das wären die gestohlenen Fahrräder doch wirklich nicht wert gewesen.

Während der Leutnant mit dem größeren Teil seiner Truppe im Dorf blieb, um der Gesellschaft wieder zu den Rädern zu verhelfen, gab er uns einen Unteroffizier und zehn Mann mit, damit diese uns sicher bis zum nächsten größeren Ort begleiteten, von wo an dann nichts mehr zu befürchten war. Wir nahmen herzlichen Abschied von unserm Retter und noch herzlicheren von Voigt und Palamarew und zogen schon am frühen Morgen weiter. Wieder ein neues Abenteuer lag hinter uns, und wieder waren wir heil herausgekommen. Das Glück meinte es gut mit uns. Mit unserer militärischen Begleitung freundeten wir uns rasch an; wir unterhielten uns lebhaft mit ihr, wenn auch meistens pantomimisch, denn mit unsern zwanzig bulgarischen Vokabeln war wenig anzufangen, und auch unser Schulfranzösisch blieb unverstanden.

Wir waren nun also in Mazedonien, in dem Lande der weltberüchtigten Komitadschi und des ebenso berühmten Tabaks. Nun, was wir über die Komitadschi sagen können, ist nur Gutes. Diese Leute kämpfen für

ein großes, einiges und selbständiges Mazedonien. Mazedonier nennen sie sich, Autonomisten, und von Alexander des Großen Zeiten her rechnen sie ihre Geschichte. Sie stehen im Kampfe gegen Griechenland, Jugoslawien und letzten Endes auch gegen die bulgarische Regierung, da sie ihre Unabhängigkeit erzwingen wollen. Saloniki nennen sie ihre Hauptstadt und ganz Mazedonien ihr eigen. Sie haben den Mut, den Kampf um ihre Nation mit großen Mächten aufzunehmen, und sind doch ohne die großen Hilfsmittel dieser Länder. Ein Heer haben sie nicht, aber ein jeder ist Soldat. Sie haben keinen General, aber ein jeder übernimmt die Befehle des Führers und führt sie aus unter Einsatz des Lebens. Es sind wilde und grausame Kämpfe, die da nächtlich im unwegsamen Gebirge der Grenze ausgetragen werden. Diese Komitadschi haben eine Organisation, die bewundernswert ist. Ihr Mut ist unermeßlich, freilich auch ihre wilde Grausamkeit. Sie erkennen keine ordentlichen Gerichte an, aber unter sich haben sie eine Gerichtsbarkeit, die rasch und hart arbeitet. Da ist kein Verräter, der dem Tode entginge, kein Mazedonier, der sich dem Auftrage, ihn zu töten, entzöge, und wäre es auch ein Bruder von ihm. Man versicherte uns, und ich glaube es, daß Diebstahl und Einbruch dort fremde Verbrechen seien; wir könnten unsere Sachen überall unbesorgt allein lassen, ohne daß etwas fortkomme.

Als die Leute hörten, daß wir Deutsche seien, waren sie ungemein freundlich zu uns. Man gab uns von Barackewo, der alten türkischen Grenze, an Schreiben mit, die uns vor Überfällen sicherten. Man nahm uns auf das gastfreundlichste auf, ja stellte sogar einmal Pferde für unsern Weitermarsch. Wir waren allerdings sehr mißtrauisch, als wir die primitiven Holzsättel sahen, die sich denn auch als recht hart erwiesen. Es war eigentlich eine größere Anstrengung als der Fußmarsch, aber selbstverständlich waren wir stolz darauf, daß wir ritten. Mancher von uns hatte bis dahin noch nie auf einem Gaule gesessen und befürchtete einiges, zumal der Weg meistens zur einen Seite hin steil abfiel; aber die Pferde warfen niemand ab und waren auch viel kräftiger und zäher, als man es ihren kleinen Leibern zutraute.

Wenn wir dann abends in einem der Dörfer rasteten, erschienen die Männer bei uns, und fand sich ein Dolmetscher, kam stets eine lebhafte Unterhaltung in Gang. Sie erzählten uns von ihrem wilden Leben, und wir mußten ihnen über Deutschland berichten. Sie sangen, und wir sangen, und es war sehr fein. Wie gesagt, wir lernten in den berüchtigten Komitadschis einen prächtigen Menschenstamm kennen, so daß es uns häufig sogar schwer fiel, Abschied zu nehmen. Oft sprachen sie von dem ‚Weißen Adler', und wir erfuhren, daß sie so einen deutschen Fliegeroffizier nannten, den Hauptmann v. Eschwege, der im Weltkriege an der mazedonischen Front als einer unserer Tapfersten gefallen ist. ‚Orel', den Adler, nennen sie ihn mit Bewunderung und verehrender Liebe.

Als wir hörten, daß das Grab dieses tapferen Offiziers in Orfak bei Petritsch, nahe an unserm Wege, lag, da beschlossen wir, es zu besuchen.

So standen wir denn eines Tages vor dem schmalen Hügel, der den Leib dieses Helden deckt, fern der deutschen Heimat, die ihn fast schon vergaß, ihn, der doch einer unserer Besten war. Es ist gut gepflegt, dieses Grab; die bulgarische Bevölkerung hegt es, als wäre der Tote einer der ihren. ‚Er ist für unsere Heimat gestorben,' sagen sie. Wir standen davor und weihten dem Toten eine Weile schweigenden Gedenkens, dann legten wir die Arme um die Freunde, die uns zur Seite standen, und sangen das Deutschlandlied, und wohl nie haben wir es andächtiger gesungen.

Schon der nächste Marschtag brachte uns dann wieder ein unerwartetes Abenteuer. Diesmal kam die Gefahr von der Gewalt der entfesselten Naturkräfte. Wir hatten die griechische Grenze überschritten und uns dabei über das griechische Militär gewundert, das im Gegensatz zum bulgarischen einen sehr schlechten Eindruck auf uns machte, da wir als Deutsche gewohnt waren, vom Soldaten saubere Kleidung und gute Haltung zu erwarten. Diese Soldaten da liefen zum Teil barfüßig herum, und der Kommandant der Grenzwache war ein so krummes, schmächtiges Männchen, daß er in Deutschland nicht einmal als Schneider auf die Handwerkerstube gekommen wäre. Überhaupt haben wir uns in Griechenland fast die Augen aus dem Kopf geguckt, ohne je Menschen zu entdecken, die unserm Begriff von dem adligen hellenischen Volk auch nur annähernd entsprochen hätten. Vielleicht liegt dies mit daran, daß wir nur kurze Zeit in Griechenland waren — warum sind auch die Schulferien so kurz! — und nur diesen nördlichsten Teil kennenlernten.

Wir marschierten also am ersten Tage nach Überschreiten der Grenze durch das Strumatal, von wo aus wir, vor dem Tachynosee rechts abbiegend, quer durchs Gebirge dem Kompaß folgend, auf Saloniki loszuziehen gedachten. Es war der heißeste Tag, den wir bis dahin erlebt hatten, und das wollte gewiß etwas besagen. So ließ Ernst denn auch bald rasten. Wir legten uns in den Schatten, lagerten und kochten ab. Ja, an dieser Stelle badeten wir sogar in der Struma. Die Strömung dieses Flusses ist außergewöhnlich reißend und sein Bett senkrecht abfallend tief in die Felsen gegraben, so daß wir bis dahin in der Struma

Spruch

Den jungen Bäumen gibt man ihre Stützen,
Um einst als grade Stämme frei zu stehn.
Die Jugend mag des Alters Rat benützen,
Sich leiten lassen, bis sie selbst kann gehn.

Rückert

Ein Kruppscher Lasthebemagnet von eineinhalb Meter Durchmesser, der viele Tonnen Eisen zu heben vermag.

nicht hatten baden können. Hier aber schien alles günstiger, wir hatten große Lust zum Baden, und Helmut fand denn auch eine Abstiegstelle. Der Fluß war dort nur ein Meter tief, aber so reißend, daß er jeden umwarf, der sich hinstellen wollte. So wurde zunächst Heini zur Probe angeseilt, bevor er als erster ins Wasser durfte. Dort waren auch keine Felsen im Flußlauf, und so stellte sich das Baden als ungefährlich heraus, auch ohne Seil. Heia, hoho, unsere Freude! Es war ein merkwürdiges Baden. Man sprang hinein, der Fluß jagte mit einem los, und man beeilte sich, wieder das Ufer zu gewinnen, was nicht einmal einfach war. Dann ging man wieder stromauf und wiederholte dieses neckische Spiel, das uns sehr zusagte. Es war nötig, immer so schnell wieder ans Ufer zu streben, weil hundert Meter abwärts schon wieder Felsen im Fluß lagen, an denen man sich bestimmt die Knochen brach, trieb einen die Strömung dagegen. Es ging aber alles gut.

Am Nachmittag schnürten wir wieder unser Bündel und zogen weiter. Dann kam ein Gewitter von solcher Schrecklichkeit herauf, wie wohl keiner von uns allen es je vorher oder nachher ein zweitesmal erlebt hat. In wenigen Minuten war der helle Tag in halbe Nacht verwandelt. Noch grollte es nur in der Ferne, aber schon sahen wir die Blitze zucken. Nicht lange, dann mußte das Wetter heran sein. Wir suchten aufgeregt nach einer Höhle, um uns darin zu verkriechen, aber es fand sich keine. Die einzige Stelle, die etwas Schutz versprach, war ein Platz am Wege, an dem der Hang des Felsens etwas überhing. Aber wohl nur vier oder fünf Mann hatten darunter Platz. Was wurde mit den übrigen und mit dem Gepäck? Es fand sich sonst kein Unterschlupf. Schon war das Gewitter heran. Erst fielen einige vereinzelte dicke Regentropfen, dann aber prasselte Wasser herunter, als würde der Atlantik über uns ausgegossen. Natürlich waren wir alle unter jene geschützte Stelle geeilt, und es entstand da ein Gedränge wie in einem Stall, in dem jede Kuh den besten Platz haben will.

‚Leute,' sagte Ernst, der noch draußen stand und schon bis auf die Haut durchnäßt war, ‚das hätte ich wahrhaftig nicht von euch gedacht. Quetscht ihr da den Erwin an die Wand, und auf Karl trampelt ihr herum wie das liebe Vieh, bloß um selbst gut trocken zu stehen. Ganz gut, daß so ein kleiner Guß kam, damit ich euch einmal richtig kennenlernte.'

Das wirkte. Wir bemühten uns, jedem seinen Platz zu gönnen, aber das war einfach nicht möglich; es war eben nur Platz für fünf Leute da, und als gerade ein gewaltiger Blitz und danach ein furchtbarer Donner kam, da ging das alte Gedränge gleich wieder los.

‚Heini, Karlheinz, Detlev! Heraus zu mir, damit wenigstens die Jüngeren etwas von dem Dach haben!'

Wir drei folgten dem Befehl, obgleich ich etwas knurrte, freilich nur ganz leise, denn ich sah gar nicht ein, warum ausgerechnet immer die Jüngeren es besser haben sollten, wo es im Leben doch gerade umgekehrt ist. Nach wenigen Sekunden waren auch wir durchnäßt, als ob wir mit Kleidern geschwommen wären. Da es aber nicht kalt war, so war das bei weitem nicht so unangenehm, wie wir gedacht hatten.

Unser Gepäck lag noch überall draußen verstreut. Es zusammenzutragen, hatte ja keinen Zweck, da wir doch keinen geschützten Platz dafür hatten und Zeltbahnen bei solchen Güssen auch nicht trocken halten konnten. So ließen wir sie liegen, wo sie waren. (Fortsetzung folgt)

Magnetische Helfer / Von Dipl.-Ing. R. Stotz

Die Chinesen wußten schon vor einigen Jahrtausenden, daß sich ein frei beweglich aufgehängtes Magnetstäbchen in eine bestimmte Richtung einstellt und, einmal aus seiner normalen Lage gebracht, stets wieder in diese zurückkehrt. Es war ihnen bekannt, daß das eine Ende des Stäbchens nach Norden, das andere nach Süden zeigt. Sie waren also die eigentlichen Entdecker des Kompasses und bedienten sich seiner bei ihren Reisen durch die unermeßlichen Steppen der Tartarei. Später fand der Kompaß Eingang in die chinesische Seeschiffahrt, und auf diesem Wege lernten ungefähr im dritten Jahrhundert nach Christus die Araber dieses wichtigste

Navigationsinſtrument kennen. Die Kenntniſſe, die man zu jener Zeit vom Magnetismus beſaß, waren natürlich noch ſehr gering, und ſo iſt es kein Wunder, wenn der reichen Phantaſie der Orientalen in bezug auf die magiſche Kraft des Magnets Tür und Tor offenſtanden. Sie ſuchten ſich die geheimnisvolle Kraft, die die Magnetnadel richtet, durch einen großen, am Ende der Welt liegenden Berg aus Magneteiſen zu erklären. In ihren Märchen iſt von Schiffen die Rede, die ſich dieſem gefährlichen Berg zu ſehr genähert hatten und den Untergang fanden, weil alles an Bord befindliche Eiſen von der geheimnisvollen Kraft des Berges angezogen wurde. So ungeheuer groß dachte man ſich dieſe magnetiſche Kraft des unheimlichen Berges, daß ſie ſogar imſtande geweſen ſein ſoll, die eiſernen Nägel aus den Schiffsplanken herauszuziehen, worauf die unglücklichen Schiffe einfach auseinanderfielen.

Wir wiſſen heute, daß es weder ein Ende der Welt noch einen ſolchen verderbenbringenden Magnetberg gibt, ein ſolcher vielmehr nur in der Einbildung der alten Seefahrer vorhanden war. Ein Körnchen Wahrheit war aber in dieſer Sage immerhin enthalten. Es gibt nämlich in Skandinavien große Lager von Magneteiſenſtein; deren Anziehungskraft iſt indeſſen gering und kann höchſtens eine empfindliche Magnetnadel von der Nord-Süd-Richtung ablenken, unmöglich jedoch Nägel aus einem Brett ziehen oder gar Schiffe an ſich reißen. Wir wiſſen weiter, daß der ſtärkſte Magnet die Erde ſelbſt und der Erdmagnetismus ſo gewaltig iſt, daß zur Herſtellung eines ähnlich kräftigen künſtlichen Magnets nicht weniger als 4 Trillionen — hinter dem Vierer ſtehen achtzehn Nullen! — Magnetſtäbe von je 1000 Kilo Gewicht notwendig wären.

Doch nicht nur unſer Wiſſen um den natürlichen Magnetismus iſt im Laufe der Zeit reicher geworden, wir ſind darüber hinaus jetzt auch imſtande, ſelbſt Magnete bis zu einer erſtaunlichen Stärke herzuſtellen. Das Mittel dazu heißt: Elektrizität. Unſere geſamte heutige Stromerzeugung beruht ja auf den Erſcheinungen der magnetiſchen Induktion und deren geſchickter Anwendung, und ſo wie wir einerſeits den Magnetismus benützen, um elektriſchen Strom zu erzeugen, ſo wenden wir anderſeits die Elektrizität an, um Magnetismus hervorzurufen.

Sehr viele, ja der größte Teil der elektriſchen Apparate, ſind mit Elektromagneten ausgerüſtet. Da ſind, um nur einige anzuführen, die elektriſche Klingel und der elektriſche Türöffner, der Fernſprecher, der Fernſchreiber und noch viele andere derartige Einrichtungen, bei denen dem Magnetismus die Hauptaufgabe zufällt. Die magnetiſche Kraft, die dabei zur Auswirkung kommt, iſt jedoch meiſt ziemlich klein. Stärkere Magnete verwendet der Augenarzt, der deren anziehende Wirkung benützt, um in das Auge eingedrungene kleine Eiſenſpäne zu entfernen. Die zu dieſem Zweck verwendeten Elektromagnete müſſen ſchon ziemlich kräftig ſein, da ſie nicht unmittelbar mit dem Eiſenſplitter in Berührung gebracht werden können, letzteren vielmehr auf eine gewiſſe Entfernung an ſich zu ziehen haben, wobei noch zu berückſichtigen iſt, daß dieſer manchmal ziemlich tief in die Hornhaut des Auges eingedrungen iſt und dort ſehr feſt ſitzt. Ähnliche magnetiſche Helfer kommen auch in der Werkſtatt des Uhrmachers oder des Mechanikers zur Anwendung, um zu Boden gefallene kleine Schräubchen oder Stiftchen zu ſuchen. Wie mühſam und zeitraubend war ohne einen Suchmagnet das Wiederauffinden! Jetzt iſt es ganz einfach, man nimmt den Suchmagnet zur Hand, ſchaltet den Strom ein und fährt damit auf dem Boden umher, unter Kiſten und Kaſten hinunter, und — ſchwupp, da iſt der Ausreißer wieder! Aber nicht nur als Sucher

Ein Kruppſcher Laſthebemagnet hebt eine Fallwerkkugel im Gewicht von hundertſechs Zentner.

allein wird der Magnet in der Werkſtatt verwendet, es wird ihm weiter noch die Aufgabe zugeteilt, Werkſtücke feſtzuhalten, damit ſie leichter bearbeitet werden können. Die elektromagnetiſchen Aufſpannplatten und Planſcheiben ſehen mit ihren glatten Oberflächen ganz harmlos aus; legt man aber ein Arbeitſtück auf und ſchaltet den Strom ein, ſo hält es der Magnet ſo feſt, als ob er damit verwachſen wäre. Der Fräſer, der Drehſtahl, die Feile oder der Meißel ſind nicht mehr imſtande, das Werkſtück auch nur im geringſten zu verſchieben, und ohne Schwierigkeit läßt ſich die auszuführende Arbeit vornehmen.

Bei der Eigenſchaft des Magnets, nur Eiſen und eiſenhaltige Stoffe anzuziehen, war es naheliegend, ihn zum Sortieren und Reinigen von Eiſenerzen zu verwenden. Man ſchüttet dazu die zerkleinerten Erze, die urſprünglich natürlich viel taubes Geſtein enthalten, auf eine umlaufende Trommel, in deren Innerem ein ſtarker Elektromagnet eingebaut iſt. Während die erdigen und unmagnetiſchen Beſtandteile ſofort abfallen, bleiben die guten Erze an der Trommel ſo lange haften, bis ſie an einer andern Stelle abgeſtreift und in einem beſonderen Behälter geſammelt werden. Magnetſeparatoren finden wir ferner in der Mühle, wo das Mahlgut von zufällig vorhandenen Eiſenteilchen befreit wird, ehe es zwiſchen die Mahlwalzen gelangt. Die gleiche Aufgabe haben die Magnetſcheider der Porzellanfabriken und Papiermühlen. Man kann mit Hilfe des Magnets ſogar aus den Feuerungsrückſtänden die noch brauchbaren Kohlen dadurch wiedergewinnen, daß man die Schlacken von ihm herausziehen läßt. Man hat nämlich bemerkt, daß die Schlacken etwas Eiſen enthalten und daß ſie, trotzdem der Eiſengehalt nur ſehr gering iſt, magnetiſch angezogen werden können.

Die ſtärkſten Elektromagnete finden wir in den großen Eiſenhüttenwerken und Gießereien, wo ihnen die Aufgabe zufällt, ſchwere Laſten zu heben. Da liegt zum Beiſpiel zu einem Berg aufgeſchichtet allerlei Alteiſen, das zum Umſchmelzen beſtimmt iſt. Da ſind Eiſenſtangen, Röhren, ſcharfkantige Bleche und ſchwere Bruchſtücke von Maſchinen ſo durcheinandergeworfen, daß es uns geradezu rätſelhaft erſcheint, wie dieſes Gewirr gelöſt und weggeſchafft werden ſoll. Aber warten wir ein wenig! Soeben kommt ein Laufkran angefahren, der gerade über dem Alteiſenhaufen hält. Der Laſthaken ſenkt ſich herunter und mit ihm eine daranhängende kreisrunde Platte von etwa 1,5 Meter Durchmeſſer, die ſich unbeholfen und ſchwer auf den Schrotthaufen ſetzt. Ein leichter Ruck geht durch die nächſten Eiſenſtücke, und jetzt hebt ſich die Platte wieder, aber nicht allein. An ihr hängt ein großes Bündel Schrott. Es hängt ſo feſt, daß auch nicht ein Stückchen ſich rührt oder gar abfällt. Über einem Rollwagen hält der Kran an, die Platte ſenkt ſich ſamt dem Alteiſenbündel, und plötzlich, wie durch ein Zauberwort, fällt die ganze Maſſe ab, nur die Platte ſchwebt empor — leer! Aufs neue kehrt der Laſthebemagnet zum Alteiſenhaufen zurück. Dort liegen noch einige beſonders ſperrige Gußſtücke, die zu groß ſind, um ohne weiteres in den Schmelzofen gebracht zu werden; ſie müſſen erſt zertrümmert werden. Der Magnet hebt eine Eiſenkugel von mehr als 1 Meter Durchmeſſer empor, als ob die $5^1/_2$ Tonnen, die ſie wiegt, gar nichts wären, und läßt ſie dann aus einigen Meter Höhe auf die Gußſtücke herunterſtürzen. Krach — da liegen die Trümmer! Noch einmal und noch einmal wiederholt ſich das Kugelſpiel, dann ſind die Stücke klein genug und wandern, vom Magnet gehoben, auf die Schrottkarren.

In der Gießhalle iſt ein ähnlicher Hebemagnet damit beſchäftigt, die ſoeben fertiggeſtellten Roheiſenbarren zu ſammeln und fortzuſchaffen. Seine Arbeit iſt gewiß nicht leicht, aber er verrichtet ſie ſpielend. 20 000 Kilo kann er heben. Mancher Hebemagnet iſt noch ſtärker, die größten können ſogar 75 000 Kilo bewältigen. Ein einziger Handgriff des Kranführers genügt, um ſie ihre Arbeit verrichten zu laſſen, und unermüdlich ſind dieſe magnetiſchen Helfer, die dem Geſetz der Schwere Hohn zu ſprechen ſcheinen. Immer ſind ſie bereit, mit ihrer magiſchen Kraft zuzufaſſen und den Menſchen ihre Arbeit zu erleichtern. Nur hüten müſſen ſich dieſe, ſich unter ſolchen Kranen aufzuſtellen, wenn ſie gerade eine Laſt emporheben. So rieſenſtark dieſe ſonſt auch ſind, ſie ſind doch abhängig vom elektriſchen Strom. Setzt dieſer auch nur einen Augenblick lang aus, ſo verſiegt ihre Kraft, und polternd ſtürzt die Eiſenmaſſe, die ſie gerade noch ſo leicht emporhoben, zu Boden, den Tod bringend denen, die ſich unvorſichtigerweiſe zu nahe herangewagt haben. Aus der Erkenntnis dieſer Gefahr heraus hat man die Stromzuführung der Laſthebemagnete beſonders ſorgfältig ausgearbeitet und das ſtromführende Kabel ſo verlegt beziehungsweiſe aufgehängt, daß es möglichſt wenig beſchädigt werden kann. Manche der Magnete ſind überdies noch mit beſonderen Greifzangen verſehen, die ſich um die Laſt herum ſchließen, wenn der Magnet dieſe etwas angehoben hat. Dadurch wird ein Abfallen ſelbſt dann verhindert, wenn der Strom verſagen ſollte.

Mathematiſche Fallgruben

Von Dr. Artur Segitz

Franz, der Doktor vom Phyſikaliſchen Inſtitut, hatte — wie auf Seite 614 des 43. Jahrgangs berichtet wurde — ſeinen Vetter Fritz, ſeines Zeichens würdigen Oberprimaner am Gymnaſium, erſt unlängſt mit der harmloſen Frage: „Wieviel PS leiſtet der Menſch?“ ein wenig aufs Glatteis geführt und ſeitdem nichts wieder von ſich hören laſſen.

Heute nun betrat er endlich wieder, mächtig paffend, Fritzens Zimmer, der gerade dabei war, einen kleinen Quartaner in die Geheimniſſe der Regeldetri einzuführen.

Franz hörte ſich das Ende der Privatſtunde intereſ-

siert mit an und sagte dann sehr offen zu Fritz: „Weißt du, Regeldetri war nichts für mich. Himmel, was habe ich da für Böcke geschossen! Wenn etwa drei Bauarbeiter in soundso viel Stunden eine Mauer bis zu der und der Höhe aufführten und gefragt wurde, wieviel Zeit elf Arbeiter dazu benötigten, so errechnete ich ganz bestimmt eine viel längere Arbeitzeit. Am angenehmsten waren immer noch die Aufgaben, bei denen man ungefähr sehen konnte, ob das errechnete Ergebnis stimmte, denn wenn ich herausbekam, daß etwa 23,27 Knaben an einem Klassenausflug teilgenommen haben mußten, so sagte sogar mir mein beschränkter Verstand, daß da etwas nicht ganz stimmen könne."

Vetter Fritz war ziemlich erstaunt, daß der große Physiker so offen seine Schwächen zugab. Der Arme, er hätte lieber etwas mißtrauischer sein sollen!

Anscheinend ganz harmlos fuhr der Doktor fort: „Du bist ja, wie ich eben hören konnte, Fachmann in Regeldetri. Da kannst du mir gleich helfen, denn gestern las ich im Beiblatt der Zeitung in der Sonntagsecke wieder so eine kniffliche Sache, über der ich viel Zeit vertrödelt habe, ohne die Aufgabe lösen zu können. Also: Um acht Uhr soll in München in Richtung Leipzig ein Personenzug abgehen, der stündlich 40 Kilometer fährt. Um zehn Uhr fährt in Leipzig in Richtung München ein D-Zug mit 80 Kilometer in der Stunde ab."

„Fahren beide dieselbe Strecke?" warf Fritz mißtrauisch ein.

„Natürlich, dies tun sie, sonst würde die Aufgabe zu schwierig," sagte Franz und fuhr fort: „Nach vier Stunden begegnen sich die Züge. Nun ist die Frage: Welcher Zug ist näher an München, der Leipziger oder der Münchner?"

„Du meine Güte, das ist doch wirklich eine sehr einfache Aufgabe!" sagte Fritz ohne Überlegung und sehr erhaben. „Hätte nicht gedacht, daß die Herren Doktoren vom Physikalischen derart harmlose Dinge nicht lösen können. Also paß' auf: Wenn Zug M von München nach Leipzig ..."

„Du meine Güte," warf Vetter Franz aus vollem Halse lachend ein, „hätte nicht gedacht, daß der Herr Primaner ein so guter Rechner, aber ein so schlechter Denker ist! Denn weißt du, wenn sich die Züge begegnen, dann müssen sie nämlich alle beide gleich weit von München beziehungsweise Leipzig entfernt sein. Stimmt's?"

Fritz war recht kleinlaut geworden.

„Na, tröste dich!" sagte Franz gutgelaunt. „Ich wollte dich abholen, um dir im Institut unsern neuen Kurzwellensender vorzuführen. Komm, mach' dich fertig!"

Die Räumung der zweiten Rheinlandzone. Abzug der englischen Besatzung aus Königstein im Taunus.
Pacific und Atlantic Photo, Berlin.

Fritz beeilte sich. Währenddessen hob sein Vetter einen daliegenden Flaschenkork spielerisch in die Höhe. „Wieviel mag das Ding wohl wiegen?“ meinte er nachdenklich.

„Gib mal!“ sagte Fritz schon wieder munterer und wog den Stöpsel prüfend in der Hand. „4 Gramm.“ Er warf ihn auf die Briefwage. Es stimmte ziemlich genau.

„Gut schätzen kannst du,“ sagte Franz anerkennend. „Dann sag' mal, wieviel wird da wohl eine Korkkugel von 1 Meter Radius wiegen? Nein, bitte, nicht ausrechnen, sondern nur schätzen, ganz ungefähr!“

„Hm,“ meinte der Primaner nachdenklich, „2 Meter Durchmesser also. Na, die Kuller ist nicht ganz leicht. Hundert Pfund würde ich ihr schon geben. Stimmt's so ungefähr?“

„Wenn du mit zwanzig multiplizierst, dann wird's wohl eher stimmen,“ sagte der Doktor sehr trocken; dann, Fritzens völlig ungläubiges Gesicht sehend, fuhr er fort: „Nein, wirklich, du darfst mir schon glauben. Rechne doch nach! Das spezifische Gewicht von Kork ist etwa viermal kleiner als das von Wasser, also rund 0,25. Die Volumenformel für eine Kugel ist gleich $\frac{4}{3} \cdot r^3 \cdot 3{,}14$. In unserm Falle beträgt der Radius 100 Zentimeter. Die Volumenformel wird, will man das Gewicht errechnen, bekanntlich noch mit dem spezifischen Gewicht, hier also 0,25, multipliziert. Wir bekommen so also — warte mal! — ja, also 1044 Kilo. Bitte! — Nein, du brauchst dich wirklich deshalb nicht zu schämen“, fuhr Vetter Franz dann begütigend fort. „Ich bin neulich selber auf eine sehr harmlose Geschichte hereingefallen, die ich dir noch unterwegs erzählen möchte: Eine Schnecke unternimmt das kühne Wagnis, an einer spiegelblanken, 1 Meter hohen und senkrechten Fläche hochzukriechen. Jeden Tag soll sie nun 10 Zentimeter bewältigen. Des Nachts aber ruht sich das arme Tier von den Anstrengungen des Tages aus und hat dabei das Unglück, jede Nacht wieder 5 Zentimeter von seiner Tagesleistung abzurutschen, so daß es tagtäglich nur 5 Zentimeter zurücklegt. Wieviel Tage nun braucht es, bis es endlich oben angekommen und dadurch nicht mehr der Gefahr des nächtlichen Abrutschens ausgesetzt ist?“

Fritzens Stimme war gar nicht sehr selbstbewußt, als er sagte: „Na, dann wohl doch zwanzig Tage. Stimmt's?“

„Nein, leider wieder nicht,“ sagte Franz seelenruhig, „aber dieselbe Antwort habe auch ich gegeben. Wir haben nämlich beide nicht daran gedacht, daß die arme Schnecke bereits am neunzehnten Tag sozusagen am Gipfel anlangt, so daß nunmehr keine Veranlassung mehr für sie besteht, des Nachts wieder die üblichen 5 Zentimeter abzurutschen.“

Fritz überlegte einen Augenblick. „Nein,“ sagte er dann sehr bestimmt, „die Schnecke kann ja überhaupt nicht auf die Oberkante der Fläche kommen, wenn sie täglich infolge des nächtlichen Abrutschens wirklich ganz genau nur 5 Zentimeter schafft. Am neunzehnten Tag ist sie zwar an der Oberkante angelangt, befindet sich aber doch noch nicht darauf. Dazu müßte sie sich doch noch einen viertel oder einen halben Zentimeter weiterbewegen. Laut Voraussetzung aber macht sie am neunzehnten Tag gegen Abend an der Kante halt und rutscht des Nachts vergnügt wieder 5 Zentimeter ab. Das geht nun in alle Ewigkeit so fort! Arme Schnecke!“

Die neue amerikanische 2 Cents-Glühlampenbriefmarke, herausgegeben zum Andenken an die vor fünfzig Jahren gemachte Erfindung der elektrischen Glühlampe durch Edison. Phot. Atlantik, Berlin.

Hatte Fritz nun seinen Vetter wirklich geschlagen? Kommt die Schnecke tatsächlich nie zum Ziel? —

Leider hatte Fritz auch dieses Mal wieder einen Denkfehler gemacht, einen bösen Denkfehler sogar. Die Schnecke kommt natürlich zum Ziel. Wenn sie des Morgens erwacht, so ist sie zwar infolge des nächtlichen Abrutschens nur neunzehnmal 5 Zentimeter von ihrem vorigen Ruheplatz entfernt. Trotzdem hat sie aber täglich 10 Zentimeter zurückgelegt. Am neunzehnten Abend befindet sie sich also unmittelbar an der Kante, am zwanzigsten Morgen wieder 5 Zentimeter tiefer, so daß sie am zwanzigsten Tage gar nicht einmal mehr 10 Zentimeter zurückzulegen braucht, um auf die Kante zu kommen, sondern nur noch etwa $5\frac{1}{2}$. Daher hatten sowohl Fritz wie auch ursprünglich Vetter Franz recht, wenn sie zwanzig Tage als Ergebnis angaben. Streng mathematisch ist dies die einzig richtige Lösung, wenn sich auch psychologisch einwenden ließe, daß sich die Schnecke am neunzehnten Abend angesichts des Zieles noch einen kleinen Ruck geben und sich auf die Kante schwingen wird. Aber da taucht schon die andere Frage auf: Hat die Schnecke so viel Verstand?

*

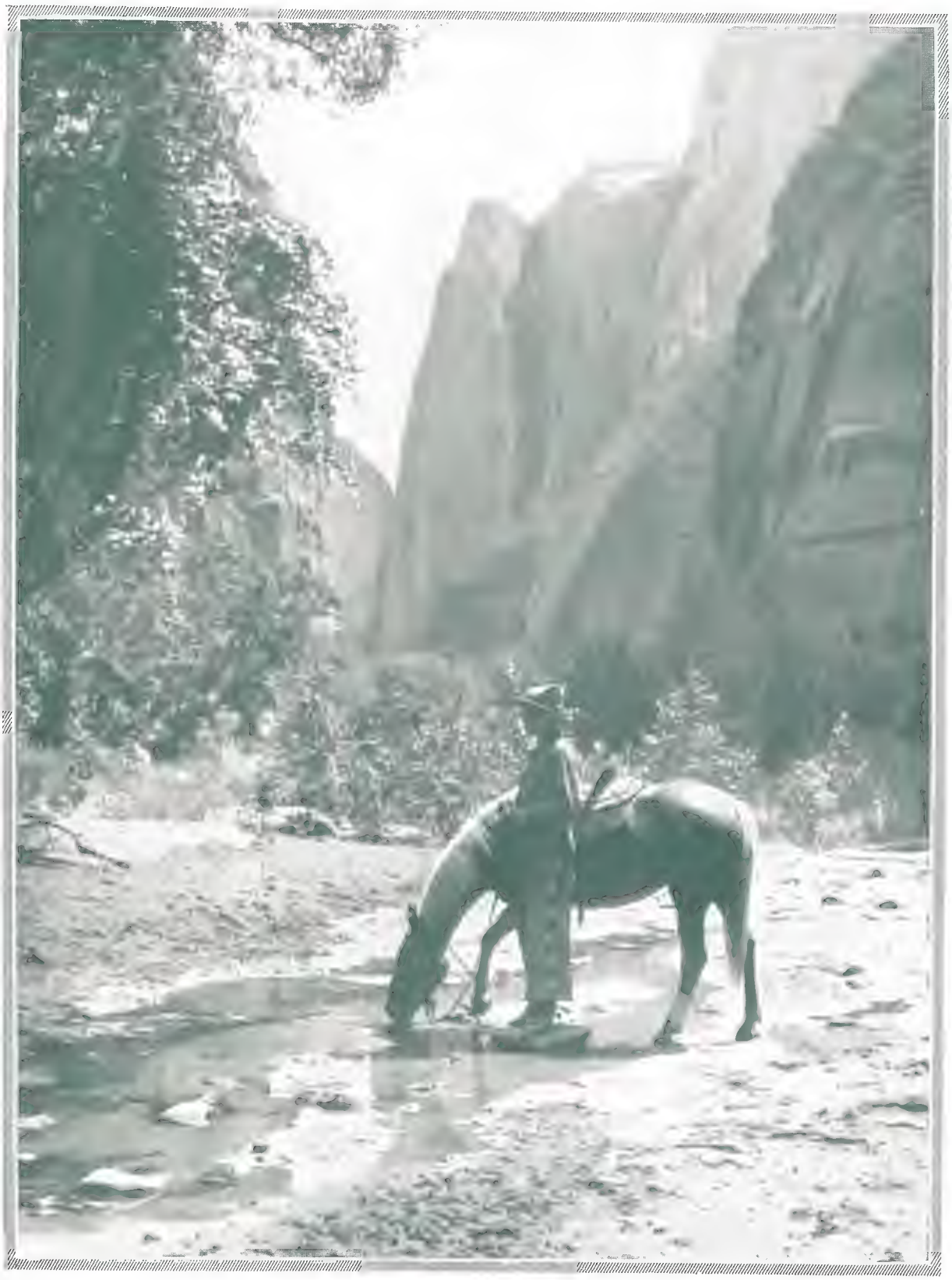
Silbenrätsel

Aus den Silben an, borg, da, ei, fan, gan, ge, ge, ge, ge, gen, gen, gen, han, heil, in, in, jo, kur, mit, mit, mit, na, re, schirm, schla, sicht, sinn, tag, tel, tel, ter, tin, u, vor, wart sind zwölf dreisilbige Wörter von untenstehender Bedeutung zu bilden. Die Mittelsilben ergeben aneinandergereiht ein bekanntes Sprichwort.

1. Tageszeit, 2. Deutscher Nationalheld, 3. Negerreich in Ostafrika, 4. Unsere Zeit, 5. Badeverordnung, 6. Dichterisches Wort für Gesicht, 7. Spanischer Prinzessinnentitel, 8. Gebrauchsgegenstand, 9. Ärztliche Verordnung, 10. Weiblicher Vorname, 11. Weiblicher Vorname, 12. Schlechter Charakterzug.

Auflösung der Scherzfrage von Seite 96:

Die Bergamotte.



Rast vor dem Ritt ins Abenteuer.

Nach einer Photographie von H. Armstrong Roberts.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Genau nach einem halben Jahr war wieder große Versammlung.

„Wir müssen einen Hafen haben."

„Er darf nicht hier sein. Es soll uns niemand in die Karten sehen."

„Ich habe das Riff, das dieser Insel in einer Entfernung von rund fünfhundert Kilometer vorgelagert ist, in Aussicht genommen. Dort ist sogar ein natürlicher Hafen."

Grotefendt nickte. „Dann werde ich dorthin die erste Röhrenbahn legen."

„Natürlich." Cook sagte es ganz gleichmütig, als sei das eine selbstverständliche Sache.

„Wir müssen elektrische Kraft haben."

Vetter bejahte. „Wir werden versuchen, die heißen Dämpfe des Geisers, der in unmittelbarer Nähe des alten Kraters liegt, dazu zu benutzen."

„Sehr schön."

„Der Boden ist sehr fruchtbar, wenn er durch Wasser und Maschinenkraft, die zunächst die Lava zermahlt und das Geröll zerstampft, aufgeschlossen wird."

„Dazu gebe ich Ihnen durch meine Dampfmaschinen den elektrischen Strom."

„Ich brauche nichts als ein Laboratorium und Kranke."

„Ich habe mit Hilfe von Professor Weigand die Pläne zu einer Idealstadt vollendet."

„Was fehlt uns also noch?"

„Menschen! Es ist nicht möglich, daß wir sechzehn, oder mit Ihnen und Mister White achtzehn, das alles vollenden."

„Also muß Möller wieder helfen."

„Wir brauchen Hunderte, Tausende von Menschen."

„Erst hundert, dann tausend, wenn wir sie ernähren können."

„Aber tüchtige Männer."

„Nur Zuchtwahl. Die muß Möller beschaffen."

„Wieder stehlen?"

„Seine Sache."

Mister Cook ging in sein sogenanntes Kontor und schrieb einen Bestellschein, ganz genau so, wie er etwa die Bestellung auf sechs Wagen Margarine aufgegeben hätte. „Herren Smith & Co., Frisko. Wollen Sie uns schnellstens hundert tüchtige gelernte Arbeiter und zweihundert chinesische Kulis liefern, dazu Lebensmittel für ein halbes Jahr und Wellblechhäuser."

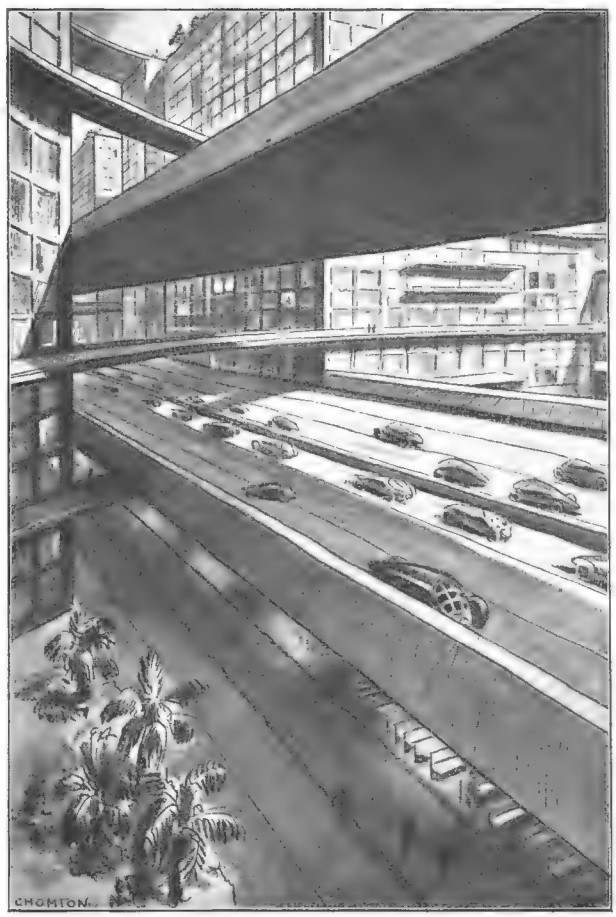
In jedem Monat kam einmal ein Flugzeug von Frisko herüber, das von einem eingeweihten Piloten geführt wurde. Man hatte bisher noch nicht einmal gewagt, eine Radiostation zu bauen, aus Sorge, daß andere Empfänger durch Zufall etwas auffangen könnten.

Diesmal kam das Flugzeug bereits nach drei Tagen zurück und brachte einen Brief. „Mister Cook, Santa Scientia. Auftrag dankend empfangen. Lieferung innerhalb dreißig Tagen. Smith & Co."

Cook lachte. „Auf Möller können wir uns verlassen."

* * *

Ein leises Klingeln ertönte in dem Gemach, in dem die Professoren saßen, das Licht erlosch, die Bilder verschwanden und der Leseapparat schwieg. Die Herren wischten sich den Schweiß von der Stirn, standen auf und reckten die Glieder.



Die Herren befanden sich jetzt in der Höhe des ersten Stockwerks und erblickten die Autowege.

„Hier scheint alles vernünftig zu sein. Der Apparat ist klüger als wir. Mitternacht ist schon vorüber."

Zolling wischte sich die Stirn. „Ich bin ganz benommen. Das klingt wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht."

„Das also war der Anfang?"

„Wir wollen uns die Fortsetzung für morgen aufsparen."

„Ich möchte noch Luft schöpfen."

Eine Tür hatte sich schon geöffnet. Sie traten hinaus. Balsamische Wohlgerüche wehten ihnen entgegen. Unter Palmen plätscherten Brunnen. Ein gedämpftes Licht, das

keinen Gegenſtand genau erkennen ließ, lag über der Rätſelſtadt.

Nach einiger Zeit kehrten ſie in das Zimmer zurück.

„Können Sie ſchlafen?“

„Unmöglich.“

Auf dem Tiſch in der Mitte ſtanden ſechs Gläſer mit einem ſchäumenden Trunk.

„Hier denkt man wahrhaftig an alles.“

Sie tranken die angenehm kühle Limonade. In demſelben Augenblick flammte wieder das Licht in der Mattſcheibe auf. „Gute Nacht, meine Herren!“

Zolling dehnte die Glieder. „Ich bin plötzlich ſchläfrig geworden.“

Die Herren ſetzten ſich in die Stühle, fuhren in ihre Zimmer, legten ſich nieder und ſchliefen ſofort ein, während der Glanz des geheimnisvollen Lichtes weiter über der Stadt Iſabella und ihren Wundern leuchtete. —

Pünktlich um ſechs Uhr am kommenden Morgen ertönte in den Zimmern der Mitglieder der Ozeanexpedition ein weckender Summer, und als die Herren, die prächtig geſchlafen hatten, aufſchauten, ſahen ſie vor ihrem Bett einen dunkelhäutigen Jungen ſtehen. Allerdings war es kein lebender Junge, ſondern eine zierliche Geſtalt, wahrſcheinlich aus Bronze, die lächelte und ihnen eine Speiſekarte entgegenhielt, auf der allerhand Fragen geſtellt waren: „Kaffee? Tee? Schokolade? Gebratenes Fleiſch? Setzei mit Schinken? Fiſch? Kalter Aufſchnitt? Marmelade?“

An der Speiſekarte hing ein Bleiſtift, und das Geſicht des künſtlichen Dieners war ſo vergnügt, die Lippen bewegten ſich, als ſprächen ſie, die großen Kulleraugen rollten ſo komiſch in dem dunklen Geſicht, daß die Herren ſelbſt lachen mußten und mit Vergnügen auf der Speiſekarte ihre Wünſche anſtrichen. Dann rollte der ſtumme Diener davon, um ſehr bald darauf wieder durch eine kleine, ſich nur zu dieſem Zweck öffnende Tür in der Wand zu erſcheinen. Diesmal trug er auf einem Tablett die gewünſchten Speiſen, und dabei lag ein Zettel: „Sam bleibt ſtehen, bis der Knopf auf ſeiner Schulter gedrückt wird.“

Die Herren ſpeiſten, badeten und zogen ſich an. Zolling fragte Frank: „Iſt bei Ihnen auch ſo ein Mohrenknabe erſchienen?“

„Mohrenknabe? Nein, aber ein kleiner Chineſe aus Metall.“

„Jedenfalls der erſte Diener, deſſen Zuſehen beim Eſſen mich nicht geſtört hat.“

„Da haben Sie recht.“

Zolling ſchüttelte den Kopf. „Trotzdem, dieſer künſtliche Mohrenknabe hat mir nicht recht gefallen. Es iſt etwas Kitſch, der in die ſachliche Klarheit alles deſſen, was wir geſehen haben, nicht recht hineinpaßt.“

Bald darauf erſchien in der Mattſcheibe über dem Schreibtiſch wieder Schrift. „Sind die Herren bereit, dann bitte in den Seſſeln Platz zu nehmen!“

Diesmal taten ſie es ſchon, als ſei das eine ſelbſtverſtändliche Sache, und wenige Minuten ſpäter fanden ſie ſich alle in der Empfangshalle zuſammen, die den Mittelpunkt des Gebäudes zu bilden ſchien.

Dort trat ihnen Bob White entgegen. „Gut geſchlafen?“

„Vorzüglich.“

„Ich muß Sie um Entſchuldigung bitten.“

„Wieſo?“

„Herr Geheimrat Zolling, ich ſehe Ihnen an, Sie haben ſich über den Mohrenknaben geärgert.“

Frank lachte. „War doch ein netter Scherz.“

„Ganz recht, Herr Geheimrat. Auch auf die Myſterienſpiele des Mittelalters pflegte als Schluß eine Poſſe zu folgen, in der die Hanswurſte zur Geltung kamen. Wenn den ganzen Tag über gearbeitet wird, dann haben unſere Herren manchmal das Bedürfnis, auch ihrer frohen Laune die Zügel ſchießen zu laſſen und ſolche Spielereien zu machen. Nun aber möchte ich mir erlauben, Ihnen einiges von unſern Werken zu zeigen. Ich muß etwas vorausſchicken. Sie werden eine Stadt ſehen, die für Hunderttauſende eingerichtet werden könnte, die aber noch faſt gar keine Bewohner hat. Ich mache darauf aufmerkſam: Wir wollen keine Induſtrieſtadt ſchaffen, wir wollen mit niemand in Wettbewerb treten. In allem, was wir hier ſchaffen, ſind wir Modell, Beweis, wie etwas geſchehen kann, Verſuchslaboratorium, Univerſität, wenn Sie wollen, in der Zukunft eine ſtändige Ausſtellung von dem, wie die Welt in Jahrhunderten ausſehen kann und muß. Kommen andere geniale Menſchen, die uns beweiſen, daß unſere Gedanken bereits überholt ſind, dann werden wir keinen Augenblick zögern, alles, was wir erbaut haben, abzureißen und durch Beſſeres zu erſetzen.“

Die Gelehrten blickten ſich ſtaunend an, während Bob weitererklärte: „Dieſe Halle, die ſich, wie Sie wohl annehmen, durch vier Stockwerke zieht, hat in Wirklichkeit deren zehn.“

In der Mitte der merkwürdigen turmartigen Halle war eine Plattform in runder Geſtalt, die ſich nach Art der Paternoſterfahrſtühle ganz langſam hob, um eine zweite, ganz gleiche Plattform aus der Tiefe aufſteigen zu laſſen, die dann wieder einer dritten Platz machte. Untereinander waren dieſe Plattformen durch zierliche Säulen verbunden, und bis auf vier Öffnungen, die wieder mit ſtrahlenförmigen Gängen zuſammenhingen, ſchloß ein ſehr ſchönes Bronzegitter ſie ab.

„Sehen Sie, dieſer Paternoſterfahrſtuhl bildet genau die Mitte von Iſabela, wie wir unſere Stadt auch heute noch nennen. Ganz unten, noch unter dem tiefſten Geſchoß, befindet ſich die kleinere Halle, in der unſere Meerbahn, auf der Sie geſtern ankamen, mündet.“

Die Herren betraten den Fahrſtuhl, Bob White drückte auf einen Knopf, und ſie ſanken ſehr tief hinab.

„Wir befinden uns jetzt in dem unterſten Keller-

geſchoß. Sie ſehen, daß ſich von hier nach allen Seiten ſtrahlenförmig Schienenwege erſtrecken. Das ſind unſere elektriſchen Schnellbahnen. Sie haben bei der Kleinheit unſerer Inſel nur eine ſehr geringe Länge, aber in einer wirklichen Großſtadt ſollen ſie den Verkehr weit in das Land hinaus aufnehmen. Dies iſt alſo gewiſſermaßen der Fernbahnhof. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir nur eine Fahrklaſſe vorſehen und daß die Wagen mit der größten Bequemlichkeit ausgeſtattet ſind. Um eine große Schnelligkeit zu erzielen, benutzen wir das Kreiſelſyſtem, machen aber auch Verſuche mit Raketenantrieb. Für den Augenblick zeige ich nur die Einrichtung. Wir fahren mit einer Schnelligkeit von zweihundert Kilometer. Dabei haben wir durchaus keine ſchweren Lokomotiven, ſondern jede Radachſe wird von einem beſonderen Motor getrieben. So kumuliert ſich die Kraft, und wir haben keine langen und ſchweren Züge. Eben ſchlägt die volle Stunde. Genau zur ſelben Zeit ſetzen ſich nach allen Richtungen Züge in Bewegung. Wir ſehen darauf, daß alle Gebiete gleichmäßig bebaut werden, überallhin alſo derſelbe Verkehr herrſcht. Der Fahrplan iſt ganz einheitlich, ebenſo die Fahrzeiten aller Züge, zumal überall die Stationen genau gleich weit auseinanderliegen und alle Bahnen gleich lang ſind. Das läßt ſich eben alles einrichten, wenn man nicht nur eine Stadt, ſondern einen ganzen Staat neu erſchafft. Wir haben natürlich kein Perſonal bei den Zügen; das Perſonal ſind unſere Maſchinen. Alles geſchieht automatiſch. Wir brauchen keine Weichen zu ſtellen, da jeder Zug ſeine gerade Linie einhält. Kreuzungen anderer Bahnen ſind ſtets Unterführungen. Jedes Signal wird automatiſch gegeben und von dem Zug automatiſch befolgt. Der einzige Mann, der jeden Zug begleitet, iſt nur dazu da, um in unvorhergeſehenen Fällen einzugreifen, hat aber ſonſt nichts mit der Führung zu tun. Wir nehmen für dieſe Poſten alte Leute, die mit allem Beſcheid wiſſen und ſich während der Fahrt ausruhen. So iſt es gewiſſermaßen eine Altersverſorgung, denn körperliche Kraft iſt dazu nicht notwendig, auch brauchen die Leute nicht Ausſchau zu halten, das beſorgen die Maſchinen."

Die Herren fuhren zum nächſthöheren Stockwerk, das mit dem Erdboden gleich war.

„Hier ſind die ſogenannten Trambahnen der Stadt und der nächſten Umgebung. Es ſind weder Wagen noch Züge, ſondern ganz einfach fünf nebeneinander hergleitende Bänder, die ſtufenförmig angeordnet ſind und mit verſchiedener Geſchwindigkeit rotieren. Sie ſehen, die höchſte Stufe, in der Mitte des Tunnels, hat Sitze und gleitet am raſcheſten, dann jede folgende etwas weniger ſchnell. Von der langſamſten können Sie ohne jede Schwierigkeit auf den feſten Bürgerſteig abtreten oder umgekehrt; wenn Sie aber in der Mitte ſitzen, fahren Sie mit einer Schnelligkeit dahin, die die jeder Straßenbahn weit übertrifft. Auf der andern Tunnelſeite gleiten die Bänder entgegengeſetzt. Auch dieſe Bahnen fahren nur geradeaus, in jeder Straße. Sie werden geſehen haben, daß unſere Baublocks nicht viereckig ſind, ſondern Kreisſegmente. So iſt dieſer Platz der Treffpunkt aller Straßen. In den gebogenen Verbindungsſtraßen, richtiger -kreiſen, fahren andere Bahnen ein Stockwerk tiefer. Dort gibt es ja keine Fernbahnen. — Nun bitte, wieder ein Stockwerk höher!"

Die Herren befanden ſich jetzt in der Höhe des erſten Stockwerks und erblickten die Autowege.

„Alle Wetter, da raſen die Wagen ja nicht ſchlecht! Das ſind doch mindeſtens zweihundert Kilometer."

„Gewiß."

„Das ſchaffen Ihre Motoren?"

„Durchaus nicht. Die Leute fahren nicht ſchneller als Sie, aber der Weg enthält genau dieſelben Bänder wie unten die Trambahnſtraße. Sie ſehen, in der Mitte iſt der Tunnel durch eine Wand in halber Höhe getrennt. Das ſind wieder die Wege für die verſchiedenen Richtungen. Das erſte Band gleitet ganz langſam. Es iſt gar nicht ſchwer, von dem Autoſtandplatz hier in der Mitte dieſes Band zu erreichen. Dann erfordert es etwas Geſchicklichkeit, mit einer kleinen, raſchen Seitenſteuerung das nächſte Band zu bekommen, das bereits eine ziemlich ſtarke Geſchwindigkeit hat. In der Mitte fährt der Mann mit Eigengeſchwindigkeit von etwa hundert und wird durch das Band gleichzeitig hundert Kilometer gezogen, macht zweihundert. Es iſt wenig Gefahr dabei. Gerade dieſe gleitenden Bänder ſorgen dafür, daß die Autos immer hintereinander fahren, ſich zwangsläufig einordnen. In den Seitenſtraßen darf nicht gefahren werden, Kreuzungen gibt es alſo nicht. Schleudern kommt auf den rauhen Bändern auch nicht vor, und ein Wagenlenker, der nicht genau Beſcheid weiß, wie er ſein Auto von Band zu Band leitet, wird nicht zugelaſſen."

In der Tat glitten die Autos trotz der raſenden Fahrt und ihrer großen Zahl ſtets in ausreichenden Abſtänden hintereinander.

„Genau dasſelbe gilt für den Radfahrweg eine Abteilung höher; auch dort erleichtern die Gleitbänder die Fahrt."

Doktor Frank lachte. „Alſo hier iſt es trotzdem wie überall: für die armen Fußgänger iſt am ſchlechteſten geſorgt."

„Wieſo?"

„Für ſie ſind keine ſolchen Gleitbänder da."

„Mit Abſicht. Wir ſtellen unſern Bürgern alle Verkehrsmittel ſelbſtverſtändlich unentgeltlich zur Verfügung. Es iſt unſer Vorteil, wenn niemand ſich verſäumt. Verkehrsmittel werden bei uns den Einwohnern geliefert, wie bei Ihnen etwa Waſſer und Licht. Wer von dieſen Verkehrsmitteln keinen Gebrauch macht, von dem iſt anzunehmen, daß er gehen will, um eben zu gehen, und für ihn ſind die behaglichen Kieswege zwiſchen den Raſenflächen. — Hallo, unſer Auto ſteht bereit! Nur noch kurz möchte ich erwähnen, daß dieſe Fahrſtühle natürlich in alle Stockwerke gehen und

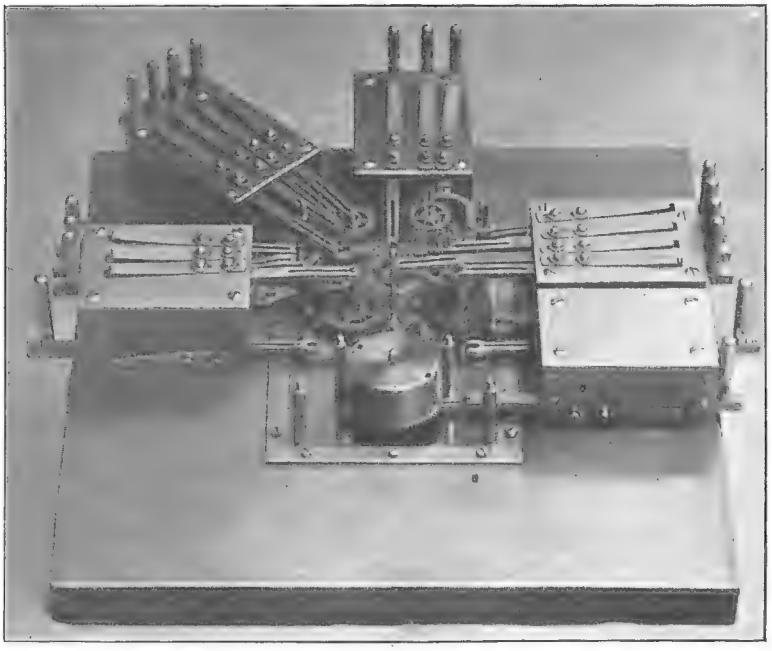


Abb. 1. Uhrenmontageapparat. Metallene Greifer erſetzen die Arbeit der menſchlichen Hand / Phot. C. Faiſt, Schramberg.

bald überall in unſern Sälen Maſchinen arbeiten. Wir werden von jeder auf der Welt irgendwie vorhandenen Induſtrie einen Betrieb einrichten und wollen die beſten Köpfe hierfür anwerben, um Fortſchritte zu erreichen. Es ſollen aber auch dieſe Fabriken nur als Lehrſtätten dienen und niemand ſchädigen. Der Univerſität ſoll alſo eine gewaltige Hochſchule für jedes Handwerk angegliedert werden. Wir werden mit unſern Erzeugniſſen nur ſo viel Gewinn erzielen, daß ſich ſpäter einmal Einnahmen und Ausgaben decken, denn ſchließlich ſind auch Inkaſchätze nicht unerſchöpflich."

Sie fuhren jetzt durch prächtig bebaute Felder.

„Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß uns hier manches zugute kommt, was uns die Natur ſchenkt. Wir haben in großen Stampfmühlen den Lavaſchutt zermahlen, und dieſer wurde trefflicher Humus. Es haben ſich durchaus keine beſonderen Bodenſchätze gefunden, aber wir haben den Beweis dafür erbracht, daß auch das wüſteſte Land unter Zuhilfenahme von Maſchinen und der Erfahrungen der Chemie Ertrag bringt. Wir bewäſſern künſtlich, wir arbeiten mit mechaniſchen Mitteln. So heben wir den Menſchen auf die ſeiner würdige Stufe, indem er nur noch denkt und leitet, während jede rohe Arbeit für ſeine Intelligenz eine Verſchwendung iſt."

„Sie treiben Ihre Maſchinen mit vulkaniſchen Kräften?"

„Wir haben es eine Zeitlang getan, ſie aber dann wieder ausgeſchaltet. Sie werden näheres hierüber erfahren, wenn Sie heute abend unſere Geſchichte weiterhören. Ich führe Sie jetzt zu dem gewaltigen Kraftwerk, das die Wellen des Ozeans unmittelbar in elektriſche Energie umſetzt. Das iſt eine Kraft, die überall zu haben iſt, ebenſo wie wir den Stickſtoff aus der Luft und die Wärme aus den Sonnenſtrahlen auffangen. Allerdings genügt die vulkaniſche Kraft, die noch jetzt auf der Erde vorhanden iſt, dazu, um durch Fernheizwerke faſt die ganze Erde zu erwärmen — allein die Geiſer des Yellowſtoneparkes würden die ganzen

ganz oben im zwölften Stock dieſes Zentralhauſes enden. Sie werden auch dorthin kommen; dort iſt nämlich der Abflughafen für unſere ſämtlichen Flugzeuge."

Während die Herren ſich anſchickten, das große Auto zu beſteigen, in dem ſie alle Platz hatten, fuhr Bob White fort: „Wenn wir auf Santa Scientia auch keine Geſchäfte betreiben wollen, ſo hoffen wir doch, daß ſehr

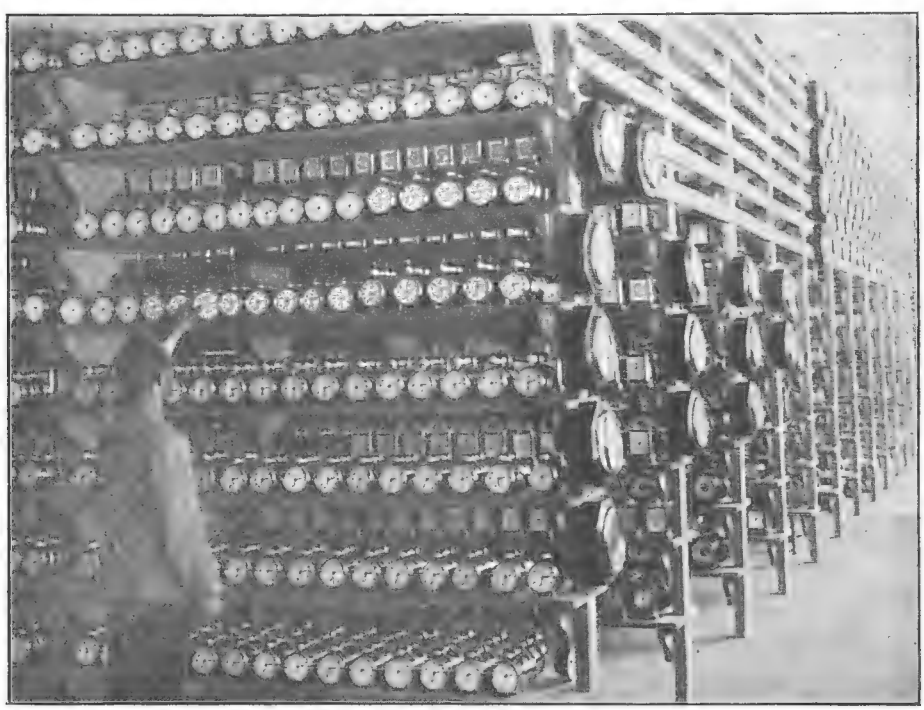


Abb. 2. Regulierſaal der Wecker.

Vereinigten Staaten mit Heizung versorgen — aber das sind vorübergehende Werte, denn die vulkanischen Kräfte werden eines Tages versiegen. Sobald wir aber nicht mehr gezwungen sind, uns vor den Augen der Welt zu verbergen — und Ihre Anwesenheit soll für uns gewissermaßen eine Art Generalprobe bedeuten — werden wir bei der Regierung von Alaska um die Erlaubnis nachsuchen, das Tal der zehntausend Dämpfe, das nach dem Ausbruch des Vulkans Katmai, der die Stadt Kodiak verschüttete, entdeckt wurde, derart zu erforschen und die dortigen heißen Kräfte so zu verwenden, daß vielleicht — und wenn es nur für ein paar Jahrhunderte ist — das ganze in Eis und Schnee begrabene Gebiet von Alaska erwärmt wird. Die Menschen klagen über Überfüllung der Erde, treiben aber einen verschwenderischen Raubbau. Die Erde besitzt noch unendliche Strecken, die gar nicht ausgenützt werden. Denken Sie an die Tropen, an die gewaltigen Gebiete in Guatemala und Honduras, in denen einst blühende Indianerstaaten hohe Kultur zeigten und die dazu bestimmt sind, eine Kornkammer der ganzen Erde zu werden, wenn wir uns erst einmal von Menschenhänden zu den Maschinen bekehren." (Fortsetzung folgt)

Fünfzehntausend Wecker täglich

Von L. Zielesch

Im täglichen Kampfe des Menschen mit der Zeit ist die Uhr sein guter Freund. Das schließt nicht aus, daß er sich gelegentlich auch schwer über sie ärgert, daß er sie am liebsten nehmen und zum Fenster hinausbefördern möchte. Wer kennt nicht solche Stunden schwarzer Undankbarkeit, wenn der unermüdliche Zeiger, einem mahnenden Finger gleich, uns zur Pflicht ruft? Aber erinnert euch auch, wie breit und freundlich sein rundes, weißes Gesicht lächeln kann! „Nein, du brauchst noch nicht aufzustehen, mein Junge; heute ist Sonntag."

Ist es nicht eine merkwürdige Tatsache, daß die Uhr, deren Daseinszweck sich am vollkommensten in der Großstadt erfüllt, ein Dorfkind ist? In abgeschiedenen Bergtälern kommt sie zur Welt, dort, wo der Mensch noch ganz nahe mit der Natur lebt, wo die Minute, in deren Dienst der Uhrmacher arbeitet, ihn nicht tyrannisiert, hastig und ungeschickt macht. Sein Handwerk erfordert eine Ausgeglichenheit, wie sie der unruhige Großstadtmensch selten aufbringt.

Fast jeder Schüler besitzt eine Uhr; was aber weiß er von ihren Wundern? Ahnt er, daß ihr Schwungrad — die flinke kleine Unruhe — in jeder Stunde 18 000mal hin und her schwingt? Das ist 432 000mal am Tage, und daraus ergeben sich schließlich 157 680 000 Pendelbewegungen jährlich. Setzt man ihren Weg aneinander, so würde die Strecke von Europa über den Ozean bis tief in das Innere Nordamerikas hineinführen.

Welcher Uhrenbesitzer weiß, wieviele Teile eine Uhr hat? Der einfache Wecker besteht aus 80 bis 100, die Taschenuhr aus 70 bis 80 Teilen. Einige sind zart wie Kohlenstäubchen, ihre genaue Form kann man nur unter der Lupe erkennen. Achsen von $^1/_{20}$ Millimeter Stärke tragen Zahnrädchen, die sich im Laufe eines Jahres mehrere hunderttausendmal herumdrehen.

Wenn man nun noch einige Zahlen aus dem Betrieb einer Uhrenfabrik erfährt, so kommt man aus dem Staunen nicht heraus. Eine bekannte Firma in Schramberg im Schwarzwald stellt täglich allein 15 000 Wecker her, abgesehen von ihrer Tageserzeugung an Taschen-, Stand- und Wanduhren. Eine Arbeiterin der Firma setzt täglich 300 bis 400 Wecker, das heißt

Abb. 3. Montageraum für Taschenuhren / Phot. C. Faist, Schramberg.

fast in jeder Minute einen zusammen. Wie ist das alles nur möglich, fragt man sich, nicht wahr?

Es leuchtet ein, daß derartige Hochleistungen nicht von heute auf morgen erzielt werden konnten. So haben denn menschlicher Fleiß und Scharfsinn auch jahre- und jahrzehntelang an dem Bau jener Spezialmaschinen herumgeklügelt, die in der Uhrenfabrik die Vorarbeit leisten. Eine Verbesserung kam zur andern, ein guter Gedanke wurde von einem noch besseren übertroffen, und, von der Außenwelt kaum geahnt, entstanden allmählich Wunderwerke der Präzisionstechnik. Sie wuchsen heran in einer Atmosphäre von Pflicht und Arbeit, die ganz mit Unrecht „nüchtern" genannt wird. Der Betrieb in den Fabriksälen gleicht weit eher

einem fesselnden Schauspiel; er ist lebendiger Anschauungsunterricht über die Auswirkungen geheimnisvoller, in den Mechanismus gebannter Naturkräfte.

Da ist eine in unserer ersten Abbildung wiedergegebene merkwürdige Maschine, die an einem Stück drei verschiedene Arbeitsgänge hintereinander erledigt. Ihre metallenen Greifer, die der menschlichen Hand nachgebildet sind, langen wie Finger in ein Magazin, sondern aus dem Vorrat ein winziges Schräubchen aus und setzen es irgendwo ein. Alsdann erfolgt die mechanische Zubringung zum nächsten Magazin und Arbeitsgang. Ein Arbeiter bedient fünf bis sechs solcher Maschinen.

Dann ist da der Schüttelapparat, dessen Tätigkeit anmutet wie ein kleines Zauberkunststück. Er hat die Aufgabe, in die durchlochten Wellen, Triebe genannt, Stahlstäbchen einzusetzen. Die Triebe werden in den Apparat gespannt. Darüber liegen Haufen flüchtig hingeworfener Stahlstäbchen. Jetzt wird der Apparat in rüttelnde Bewegung gebracht und gleichzeitig unten die Luft abgesaugt. Ein rätselhafter Trick von Mutter Natur — so wenigstens wirkt hier die Sichtbarwerdung eines physikalischen Gesetzes — läßt innerhalb weniger Sekunden dreihundert Stäbchen in dreihundert Löcher hineinfallen. Dabei muß man sich vorstellen, daß jedes einzelne Stahlstäbchen einen Durchmesser von $^1/_2$ Millimeter und eine Länge von 6 bis 7 Millimeter hat.

Die mit der Umwandlung des Handgriffs in maschinelle Arbeit bewirkte Leistungsteigerung veranschaulicht ein anderes Beispiel. Zum Einsprengen der Zugfeder in das Zugfederhaus braucht der geübte Uhrmacher eine gute halbe Stunde. Die Maschine setzt in einer Minute zehn Zugfedern ein. Aber auch die Geschicklichkeit der Hand kann zur Spitzenleistung gesteigert werden. Da sitzt ein halbwüchsiger Junge. In einer halben Stunde versieht er fünfzig Uhrgehäuse mit dem Zeigerwerk. Er ist einer der Besten, ein fixer, geschickter Bursche. Aber wie kraft- und zeitsparend, wie knapp ausgewogen ist auch jeder Handgriff! Es ist höchst lehrreich, seinen fast mathematisch abgezirkelten Bewegungen zuzusehen.

Dem Wanderer durch das romantische Schramberg wird eine besondere Überraschung zuteil, wenn ihn sein Weg in die Uhrenfabrik führt. Vor seinem Blick steigt eine mächtige Gebäudegruppe auf, die von einem neunfach gestuften Terrassenbau überhöht wird. Die Stockwerke sind untereinander durch Aufzüge und überdachte Gänge verbunden, so daß man bei Regenwetter trockenen Fußes von einem Gebäudeteil in den andern gelangen kann. Die Form der Anlage, im Verein mit herrlichen breiten Aussichtsfenstern, läßt das Tageslicht voll jeden einzelnen Arbeitsplatz überfluten, und das ist bei einer so haarspalterischen Arbeit, wie der Zusammensetzung einer Uhr, natürlich von größter Wichtigkeit. Will das angestrengte Auge ausruhen, so vermag es ungehindert über das wohltuende Grün weiter Bergwiesen und Wälder zu schweifen. Kein Fenster aber wird jemals geöffnet. Der eindringende Staub würde sich sofort in den Uhren festsetzen. Dennoch herrscht gute, reine Luft. Riesige Ventilatoren und eingebaute Filtrierapparate erneuern, temperieren und ozonisieren sie, um Körper und Geist der Arbeitenden frisch zu erhalten.

Da sitzen sie nun, wie wir auf dem letzten Bilde sehen, einer neben dem andern, an langen, schmalen Tischen, das Vergrößerungsglas im Auge, haarfeine Werkzeuge in der geschickten Hand. Sie dürfen nicht sprechen, nicht lachen, nicht husten, nicht niesen. Ja, bei den allerfeinsten Arbeiten mit winzigen Schräubchen, die ein Hauch wegwehen läßt, dürfen sie sozusagen kaum atmen. Jeder Blick, jeder Gedanke gehört der Arbeit, denn ein einziger Fehlgriff kann alles verderben. Sie tragen Hausschuhe und bewegen sich auf tadellos gebohnertem Parkettfußboden, der am ehesten staubfrei gehalten werden kann. Im Betrieb dürfen sie auch kein Obst essen, da die der Hand anhaftende Säure die Uhren beschädigen würde. Sehr oft müssen sie sich die Hände waschen. An feuchten Händen Leidende können nicht eingestellt werden. Trotz dieser Vorsorge darf kein Teilchen mit der Hand, sondern nur unter Seidenpapier oder mit der Pinzette angefaßt werden, und die Packerinnen arbeiten sogar mit Handschuhen. Sie sind so geschickt, daß bei der Verpackung fast nie ein Bruchschaden vorkommt, obwohl die Uhren weite Reisen in ferne Erdteile machen. Man könnte sie beneiden um das, was manche von ihnen zu sehen bekommen.

Rund dreitausend Arbeiter werden in Schramberg beschäftigt. Oft arbeiten Vater, Mutter, Sohn und Tochter gleichzeitig, denn die Liebe und Geschicklichkeit zum Uhrmacherhandwerk liegt den Bewohnern jener Gegend im Blut und vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Fast alle haben entweder in Schramberg selbst oder in der Nachbarschaft ein Häuschen und einen kleinen Garten. Wohnen sie auswärts, so werden sie allmorgendlich in großen Lastautos zur Arbeitstätte gefahren. Die Ehefrauen dürfen auf Wunsch mittags eine Stunde eher heimgehen, um für die Familie das Essen zu kochen.

Schlägt es zwölf, so hebt im Regulierssaal der Wecker, den uns die zweite Abbildung zeigt, ein vielstimmiges klingelndes Symphoniekonzert an, und der Gedanke drängt sich auf, wie es wohl in der Welt aussehen würde, wenn auf einmal alle Uhren stehen blieben. Was für eine ungeheuere Verwirrung müßte schon allein die nächste Stunde bringen! Vielleicht würde die Menschheit erst dann recht eigentlich ermessen, wie hilflos sie ohne ihre treuen Begleiter ist.

Einmal ist die Weckeruhr allerdings auch zum Verräter geworden. Das war, als eine Kiste Schramberger Wecker in Sydney eintraf. Sie war beschädigt, hatte ein Loch, das den Inhalt erkennen ließ, und wurde zur Reparatur beiseitegestellt. Die Hafenarbeiter konnten der Lockung nicht widerstehen, je eines der hübschen, blinkenden Dinger mitgehen zu heißen. Das hatte ein

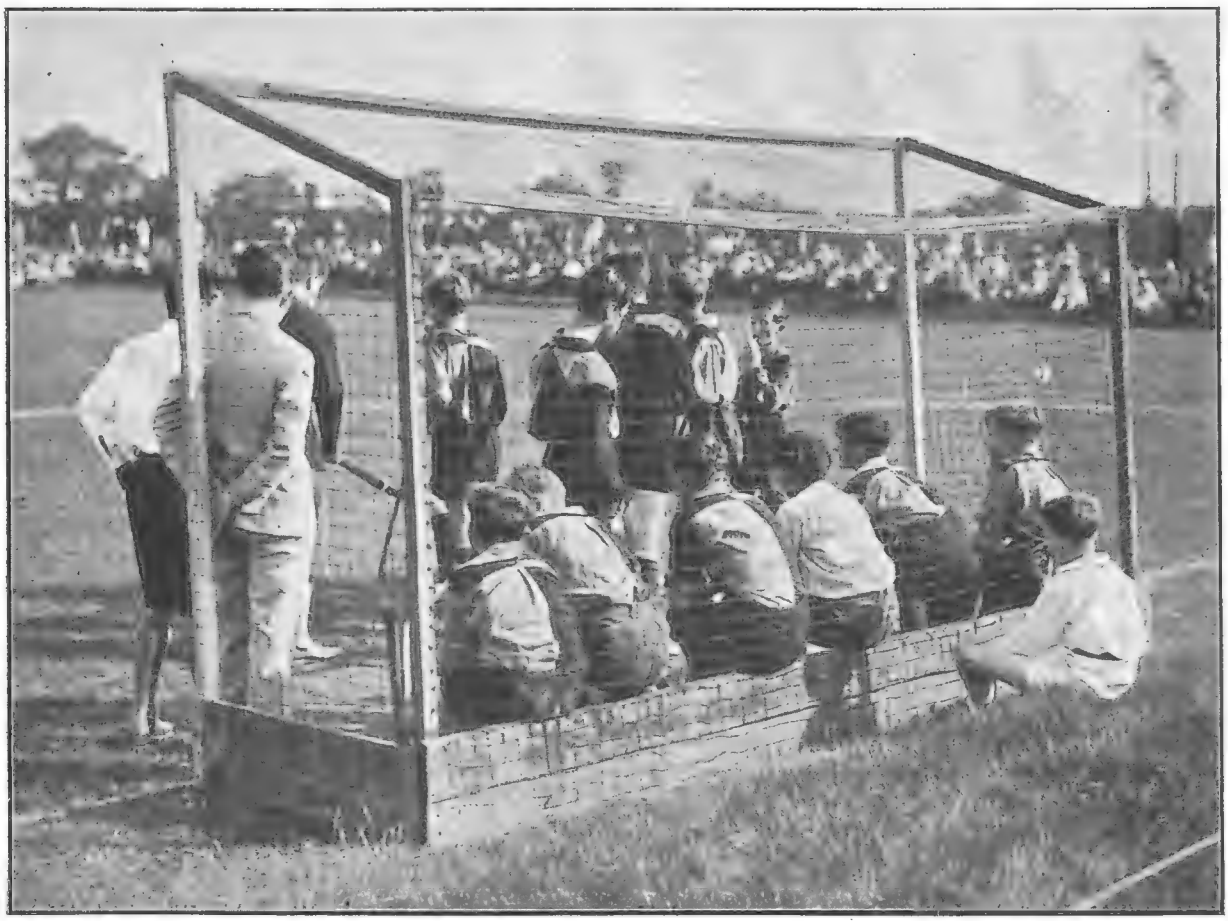
Aufsichtsbeamter beobachtet. Anstatt aber die Leute festnehmen zu lassen, dachte er sich etwas anderes aus, denn er war ein Mann von Humor. In einem unbewachten Augenblick öffnete er sämtliche Bündel und stellte das Alarmsignal der darin befindlichen Wecker mit kleinen Abstufungen auf zwölf und etwas darüber. Es war Sonnabend. Um zwölf Uhr begann das Wochenende. Pünktlich bemächtigten sich die Arbeiter ihrer Bündel. Im Gänsemarsch trotteten sie über die Landungsbrücke. Dort steht der Hafenpolizist. An ihm müssen sie vorbei. Da vollzieht sich das Geschick. Ein fürchterliches Gerassel bricht aus, die Bündel scheinen lebendig zu werden. Hatte sich das eine beruhigt, so erhob schon das nächste seine schmetternde Stimme. Wie Kettenglieder griffen die um halbe Minuten abgestuften Alarmsignale ineinander. Polizei und Schiffsgesellschaft fanden den Anblick der schlotternden, überführten Sünderkolonne so überwältigend komisch, daß sie sich mit der Wegnahme der Uhren begnügten. Es heißt, daß die Sydneyer Hafenarbeiter den metallenen „Ruf zur Ordnung" zeitlebens nicht vergessen haben.

Mittelalterliche Gastgeschenke

Die Aufmerksamkeiten und Gastgeschenke, die die Herrscher und Fürstlichkeiten der ganzen zivilisierten Welt einander im Mittelalter und während dreier Jahrhunderte der Neuzeit verehrten, bilden die Grundlage einer ganzen Wissenschaft, weil man nach der Art eines Geschenkes sehr gut den ganzen Zeitgeist und die Einstellung der Menschen überhaupt zu beurteilen vermag.

Die Sitte des Überbringens von Aufmerksamkeiten und Geschenken nach den einzelnen Höfen stammt aus dem Orient, wo sie im dritten oder vierten Jahrhundert nach Christus aufkam. Betrachtet man die uns bekannten damaligen Geschenke, so kann man feststellen, daß das Hauptgeschenk in praktischen Dingen und in Gebrauchsgegenständen bestand, während man bestrebt war, etwas Besonderes und Seltenes als Zugabe mitzusenden. Diese Zugaben waren dann in der Regel seltene oder besonders kostbare Tiere, wohlriechende Essenzen, Kunstwerke und dergleichen. Die Hauptgeschenke aber waren Kleider von seltener und erlesener Pracht, Felle, Pelze, Teppiche, Zeltdecken, Sättel und sonstige praktische Gegenstände, weil sich der Schenker mit Recht sagte, daß das Praktische in der Regel mehr Freude bereitet als das Überflüssige, wobei es ganz gleich ist, ob es sich um einen reichen Fürsten oder um einen armen Mann handelt.

Als Rudolf von Habsburg im Jahre 1273 nach Rom zog, um vom Papste die römische Kaiserkrone in Empfang zu nehmen, brachte er ihm, obwohl er damals



Kampfpause im Hockeyspiel / Phot. Schirner, Charlottenburg.

noch ein armer Graf aus dem Aargau in der Schweiz war, zum Zeichen seiner Verehrung nicht weniger als zweiunddreißig Lastenzüge voller Geschenke mit. Der größte Teil dieser Geschenke bestand aus Atlasballen und -decken, ferner gab es darunter vier Lasten Teppiche, einen schwarzweißgescheckten Hund nebst sechs Jagdfalken und eine ganze Ladung von Hermelin- und Zobelfellen. Als Rudolf von Habsburg dem Papste entgegentrat, bat er ihn, „nichts von seinen armseligen Geschenken zurückzuweisen".

Im Orient, wo es jahrhundertelang üblich war, jedem durchreisenden Fürsten Gastgeschenke und freies Geleit an die Landesgrenze zu geben, bestand eine eigene Industrie für derartige Gastgeschenke. Die hohen Herren und natürlich auch die Fürsten ließen solche Geschenke, um Vorrat zu haben, anfertigen, und die bekanntesten Atlas- und Damastwebereien des Mittelalters sind darauf zurückzuführen, daß irgend ein morgenländischer Herrscher regelmäßig eine größere Menge von Gastgeschenken benötigte. Hierbei gab man sich die erdenklichste Mühe, zu prunken und das denkbar Beste herzustellen, und die Prunkgewänder, die die orientalischen Herrscher meistens trugen, waren in der Regel Gastgeschenke, die ihnen benachbarte oder befreundete Fürsten verehrt hatten. Als Fürst Basra von Basora im sechsten Jahrhundert nach Christus einen Zug seiner Abgeordneten nach dem heutigen Spanien sandte, um dem dortigen Herrscher seine Hochachtung zu bezeugen, schickte er ihm ein Faß Rosenwasser aus Fars in Arabien, das im Mittelalter wohl das Kostbarste an Wohlgerüchen überhaupt darstellte und sonst nur in geringen Mengen hergestellt werden konnte, ferner neunzig Ballen Samt, vier Prunkgewänder, die aus handgewebtem Brokat bestanden und mit erlesenen Fellen verbrämt waren, außerdem mehrere orientalische Teppiche, die so groß waren, daß jeder einzelne von drei Kamelen getragen werden mußte, und einen Beutel voller Edelsteine.

Nicht selten wurden, wenn der zu beschenkende Herrscher Kinder hatte, den Gastgeschenken auch Spielsachen beigelegt, und da diese ganz besonders kostbar waren und die damaligen Kinder ihre Spielsachen natürlich ebenso gern entzwei machten wie die heutigen — bekanntlich ändert sich die menschliche Natur nicht, sondern nur die zeitlichen Umstände — so wurden diese Dinge den Kindern oft gar nicht in die Hände gegeben, sondern von den Eltern aufbewahrt. Man kann noch heute in den verschiedensten Museen Puppen, Kinderwiegen und hölzerne Soldaten finden, die ursprünglich als Geschenke fremder Fürsten für Herrscherkinder bestimmt waren.

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Nun aber setzte eine wahre Kanonade von Blitz und Donner gegen uns ein, und der Donner wurde in furchtbarem vielfältigen Echo von den Felswänden aufgenommen, so daß kaum für Sekunden einmal eine Atempause eintrat. Solch ein Gewitter im Gebirge ist unvergleichlich grauenerregender als im Flachlande. Auch das Schließen der Augen half nichts gegen die Grellheit der Blitze und das Zuhalten der Ohren schon gar nichts gegen den Lärm des Donners. Ich für meine Person habe sonst keine Gewitterfurcht, aber da beschlich auch mich eine lähmende Angst vor den Naturgewalten. Karl aber, der schon immer sich vor Gewittern gefürchtet hat, kam beinahe um vor Angst. Wir fürchteten alle, daß der Blitz uns treffen würde, und hatten innerlich schon abgeschlossen mit dem Leben.

Bald aber sollten wir merken, daß eine andere Gefahr uns mehr bedrohte als der Blitz; die Wassermassen, die von beiden Hängen herunterkamen, brachten nun Steine mit, wuschen sogar Felsbrocken los, und diese kamen jetzt auf die Straße heruntergestürzt. Während für die fünf unter dem Felsen noch ein Schutz da war, waren wir diesem gefährlichen Hagel frei ausgesetzt. Die Steine schlugen um uns herum ein wie Sprengstücke, einige kleinere trafen uns auch, und das schmerzte nicht wenig. Immer aber, jeden Augenblick war zu erwarten, daß ein großer Brocken kam und einem von uns den Schädel einschlug. So stellten wir uns denn nun auch dicht an die übrigen heran, und wenn wir dadurch auch gerade unter der Wassertraufe standen, so sprangen doch die meisten Steine über uns hinweg, jedoch leider nicht alle. Seit jener Stunde weiß ich, daß die alte Todesstrafe des Steinigens wohl eine der grausamsten gewesen ist, denn ich sah mich schon im Geiste von einem Felsen zerschmettert. Doch auch hier war wieder das Glück auf unserer Seite.

Nichts Schlimmes geschah, kaum eine halbe Stunde — uns freilich eine Ewigkeit — hatte das Gewitter getobt, dann ließ es nach. Blitz und Donner zogen weiter von uns fort, und allmählich hörte auch der Regen auf; es wurde wieder hell, die Sonne kam hervor. Wir hängten unsere Kleider zum Trocknen auf und suchten unsere verstreuten Sachen zusammen. Ach, unser getreuer Hordenpott! Ein großer Stein hatte ihn plattgedrückt, platt wie einen Pfannkuchen; er war durchaus nicht mehr verwendbar. Wir bedauerten ihn sehr, waren aber doch froh, daß der Stein den Topf, nicht aber einen von uns getroffen hatte. Bald wurde es denn auch noch einmal recht schön warm, und unsere Sachen wurden trocken, noch bevor die Sonne uns für diesen Tag Lebewohl sagte. Das war das Gewitter im Strumatal, und keinen von uns hat es je gelüstet, ein zweites dieser Art durchzumachen.

Da es nun doch schon recht spät geworden war, zelteten wir gleich an Ort und Stelle und erholten uns von dem überstandenen Schrecken. Unserm Hordentopf bauten wir dort aus den vielen niedergegangenen

Helfer am Werk: Graf Zeppelin mit seinen Freunden und Mitarbeitern.

Obere Reihe, von links nach rechts: Ingenieur Kober (entwarf nach Graf Zeppelins Angaben die erste Konstruktion); Graf Zeppelin; Direktor Dr. Colsmann (führte das Luftschiffbau-Unternehmen über alle Krisen). Bildmitte: Hacker (bewährter Luftschiffführer). Unten links Dr. Eckener, der verdiente Führer und Organisator des Zeppelin-Luftschiffbaus. Unten rechts: Oberingenieur Dr. Dürr, Chefkonstrukteur, dessen Name mit der technischen Entwicklung der Zeppelin-Luftschiffe eng verbunden ist.

Steinen eine Pyramide, wie sie kein Pharao schöner hat, und unter dieser Pyramide ruht er wohl heute noch aus von seinem arbeitsreichen Leben im Dienste der Horde. Ich habe ihm immer ein ehrendes Andenken bewahrt.

Das war am dreiunddreißigsten Tage unserer Fahrt. Neun Tage nur noch, dann mußten wir wieder zu Hause landen; das machten wir uns damals klar, und es war uns gar nicht recht. In alle Ewigkeit hätten wir mit Ernst auf solcher Fahrt sein mögen und wir wollten kaum glauben, daß nun wirklich so bald schon ein Ende sein sollte mit all diesem bunten Erleben. Das hieß nun aber auch, daß wir uns beeilen mußten, wenn wir den vorgesehenen Weg zu Ende bringen wollten, denn wir hatten noch Saloniki auf dem Programm und mußten dann wieder im spitzen Winkel zurück an die Bahnlinie Drama—Seres, von wo aus wir uns über Sofia nach Lom Palanka verfrachten wollten, um von dort den Donaudampfer zu benutzen. So marschierten wir denn fast die ganze nächste Nacht hindurch. Alle hielten sich sehr wacker, und am nächsten Nachmittag waren wir tatsächlich in Saloniki.

Saloniki ist eine merkwürdige Stadt. Es gibt dort eine große Menge Juden. Meistens sind es sogenannte Spaniolen, deren Ahnen aus Spanien stammen und die noch heute eine dem Spanischen sehr verwandte Sprache reden. Ebenso sind viele Armenier dort ansässig, Griechen, Bulgaren, Türken, Serben, Levantiner, Rumänen, kurz, es ist ein Völkergemisch, wie man es sich bunter gar nicht vorstellen kann. Mancher kleine Geschäftsmann beherrscht fünf oder sechs Sprachen gleich fließend, ohne vielleicht auch nur eine einzige schreiben zu können. Rechnen können die Leute da umso besser; es soll keine gerisseneren Kaufleute auf der ganzen Welt geben als diese. Der Anblick der Stadt vom Meere aus ist sehr schön, und das Straßenleben selbst ist äußerst interessant und lebhaft.

Uns allerdings interessierte damals hauptsächlich das Postamt, denn dahin hatten wir alle unsere Post bestellt. Die Briefe auch für uns waren der Einfachheit halber alle an Ernst adressiert, und so war der Postbeamte recht verwundert, als ein Mann erschien, für den annähernd hundert Briefe lagerten. Wir aber waren froh und glücklich mit unserer Post aus der Heimat, setzten uns gleich vor dem Gebäude hin und begannen zu lesen. Die meisten Briefe drückten die Besorgnis aus, ob wir denn auch alle noch lebten und den Gefahren des Orients bisher entgangen seien. O ja, wir waren alle noch recht munter! Dann machten wir uns gleich auf der Post daran, den Schreibern zu antworten; meistens geschah dies mit Postkarten, auf denen die Worte: ‚Mir geht es gut. Herzliche Grüße Euer ...' häufig den einzigen Inhalt bildeten. Es gibt nur wenig Jungen, die Freunde des Briefschreibens sind. Empfangen wollen sie Post allerdings gerne.

Wir schauten uns dann noch etwas die abendliche Stadt und den Hafen an, stellten jedoch fest, daß wir nun völlig ‚Söhne der freien Wildnis' geworden waren und uns in größeren Städten schon gar nicht mehr wohl fühlten. Also wurde der Affe aufgesackt, und hinaus ging es aus der Stadt, ein kleines Stück freilich nur, denn es war dunkel geworden und wir waren noch müde vom Nachtmarsch.

An einem See, dessen Namen ich nicht mehr weiß, zelteten wir, und so konnten wir am Morgen denn auch gleich zum Wasser gehen und endlich wieder einmal ordentlich schwimmen, was wir bisher so sehr vermißt hatten. Abkochen war ja nun für den Rest der Fahrt unmöglich, da der getreue Pott hinüber war, aber auch von Weintrauben, Feigen und Brot lebt es sich vorzüglich. An diesem Morgen fanden wir auch eine große griechische Sumpfschildkröte, ein Riesentier. Sie zog sich in ihr Haus zurück, als wir sie anhielten. ‚Ganz nett als Uhrkettenanhängsel, nur leider etwas groß,' sagte Helmut, und damit mochte er recht haben; das Tier wog sicher etliche Zentner. Sofort tauchten in uns auch wieder Mordgedanken auf. Schildkrötensuppe soll doch eine Delikatesse sein, auch das Fleisch ist sehr schmackhaft. ‚Schlachten wir sie!' meinte Heini, und Detlev erklärte nach seinen Reiseschmökern, wie man das Schlachten von Schildkröten bewerkstelligen muß. Wieder aber wollte Ernst nicht. Damals eigentlich fiel mir erst auf, daß ich ihn nie ein Tier habe absichtlich töten sehen. Auch fehlte ja sowieso der Kochtopf. Also kam sie mit dem Schrecken davon, blieb erst noch eine Weile mißtrauisch scheintot liegen und machte sich dann in ihre Heimat, den Sumpf, auf.

Wir marschierten wieder nordwärts ins Gebirge hinein und beeilten uns nach Kräften, um noch einen Tag herauszuholen, an dem wir in möglichst einsamer und wilder Gegend faulenzen konnten, bevor wir in die Eisenbahn steigen und damit gewissermaßen schon wieder der Zivilisation verfallen sein würden. Wir schafften denn auch das Vorgenommene und kamen so zu unserm Rasttage. Es war eine Gegend, in der die Felsen sehr zerklüftet waren und Höhlen bildeten, wo auch Wald war, wenn auch nicht sehr groß, und wo eine Quelle uns mit dem klarsten Wasser versorgte. Das also sollte für diese Nacht und den kommenden Tag und eine zweite Nacht unser Standquartier sein, hier wollten wir Abschied von dem geliebten Mazedonien nehmen, um am zweiten Tage vormittags im Gewaltmarsch die Bahn zu erreichen und die Heimfahrt anzutreten.

Wir suchten noch Holz zusammen für ein Zeltfeuer, denn Ernst wollte mit einem jeden von uns in dieser vorletzten Nacht der eigentlichen Fahrt Zeltwache halten. Hans-Ullo machte den Beginn, und in der achten Stunde kroch ich hinaus. Ernst und ich haben wenig gesprochen in dieser Stunde am Feuer, als die Sonne schon wieder die Berggipfel färbte, aber wir waren froh und fühlten uns einander in Freundschaft verbunden für alle Ewigkeit.

Als dann das Wecken vorüber war und wir uns gewaschen hatten, ging Ernst zum Schlafen ins Zelt,

nachdem er uns noch einmal eingeschärft hatte, daß niemand sich außer Sicht vom Lager entfernen dürfe, hatte er doch von verschiedenen Leuten gehört, daß es hier noch Bären gab, und waren doch hier die Felsen auch so schroff, daß die Kletterei leicht einen Absturz eintragen konnte. Mir aber hatte das Verbot gar nicht in den Kram gepaßt. Das Glück, das wir in Gefahr bisher immer gehabt hatten, hatte mich übermütig gemacht, ich wollte vor Schluß der Fahrt noch etwas Besonderes erleben. Diesmal wollte ich einmal für mich allein ein Abenteuer haben; es schien mir langweilig, die Abenteuer immer mit den Kameraden zu teilen. Ich kam mir sehr erwachsen und sehr mutig vor. So nahm ich mir denn heimlich Ernsts Pistole und schlich mich unbemerkt fort, um ‚Bären zu schießen'. Mein Unternehmen sollte einen bösen Ausgang haben.

Als Heini mich sah, war ich schon etwa fünfzig Meter über der Höhe des Lagers. Ich verfolgte eine Art Pfad, der sehr schmal war und hart am Abgrund entlang führte. Es mochte von unten wohl recht gefährlich aussehen. Heini rannte zum Zelt und weckte Ernst. Als dieser aber hervorkam, war ich schon um eine Ecke herum, und wenn ich auch sein Rufen hörte, so kümmerte ich mich nicht darum. Ich war doch kein kleines Kind mehr! Ernst befahl den übrigen, beim Zelt zu bleiben, während er mit Heini nun hinter mir herkletterte. Sie waren kräftiger und gewandter als ich und kamen auf. Manchmal sahen sie mich, und immer rief Ernst, ich solle umkehren. Das gerade weckte meinen Trotz. Warum denn? Es konnte doch gar nichts vorkommen hier. So kletterte ich weiter. Mit jedem Male, da wir einander sahen, waren die beiden näher. Bald mußten sie mich erreichen. Ich muß gestehen, ich hatte auch etwas Angst vor Ernst, denn das war sonst noch nie vorgekommen, daß ihm einer von uns offen Trotz bot. Was würde er tun?

Bei all diesem Denken verfolgte ich meinen Pfad, der immer schmaler wurde, immer gefährlicher. Nun ging es wieder um eine Ecke, ja, und nun — nun ging es nicht weiter. Doch, hier zur Linken war ein enger Spalt in der Wand. Ein dummer Gedanke kam mir. Ich legte die Pistole auf den Pfad und schlüpfte dann in den Spalt hinein, der sich zu einer Höhle erweiterte. Heini und Ernst sollten denken, ich sei dort abgestürzt. Unten standen Bäume, die Sache war an sich denkbar. Dann würden sie traurig ins Lager zurückgehen, und nach einer Weile wollte ich dann hinterherkommen und sie auslachen, daß sie sich hatten anschmieren lassen.

Es wurde nichts aus diesem Plan. Ich war bis an das Ende der Höhle gelangt, als meine Augen sich an das Zwielicht gewöhnt hatten und entsetzt — einen Bären erkannten, der nun zwischen mir und dem Ausgang stand. Drohend hatte das Tier sich aufgerichtet. Kopflos versuchte ich an ihm vorbei den Ausgang zu gewinnen, obwohl der Raum dort nur sehr eng war. Ich kam nicht durch; mit einem Schlage seiner Pranke warf der Bär mich zurück, daß ich gegen die Wand schlug. ‚Ernst!' schrie ich, dann verließen mich die Sinne.

Ja, Ernst war zur Stelle. Er drang in die Höhle ein, aber noch ehe er den Bären erkannt hatte, biß ihn das Tier schon in den rechten Arm, den er unwillkürlich zur Abwehr erhoben hatte, als er den dunkeln Schatten vor sich sah. Trotz dem Schmerz behielt Ernst einen klaren Kopf. Nun, wo er die Gefahr erkannt hatte, stellte er sich ihr entgegen. Wie immer bei Ernst, galt sein erster Gedanke dem Freunde. ‚Heini,' rief er, ‚bleib draußen! Kehre um! Ein Bär ist hier.'

Mancher hätte sich das wohl nicht zweimal sagen lassen, aber Heini war für seine fünfzehn Jahre ein ungewöhnlich mutiger Junge. Zuerst freilich wäre er vor Schreck fast von dem schmalen Pfade abgestürzt, und sein Herz klopfte zum Zerspringen. Da aber sah er die Armeepistole auf dem Boden liegen, nahm sie auf, entsicherte sie und drang in die Höhle ein. Ernst hatte inzwischen gemerkt, daß gleich hinter ihm die Felswand war. Als er vergeblich versucht hatte, seinen Arm aus dem Rachen der Bestie herauszureißen, stieß er ihn ihr noch tiefer hinein, stemmte sein rechtes Bein mit aller Kraft gegen die Wand und preßte das Tier fest gegen die andere Seite. Sofort lockerte sich der Biß des Bären, dessen Kiefer nun gesperrt waren und nicht wieder zubeißen konnten. Da begann das Tier mit den Pranken Ernsts Schultern zu umklammern. Ernst wußte, welche todbringende Kraft diese Umarmung hatte, riß mit der Linken den Dolch aus der Scheide und stieß die Klinge mehrmals in den Leib des Bären. Doch er traf ihn nicht tödlich. Wild schnaufte die Bestie und verdoppelte die Kraft, und der ungleiche Kampf hätte nicht lange mehr unentschieden dauern können. Nun aber hatte sich Heinis Blick an die Dämmerung gewöhnt. Wollte ihm auch zuerst der Herzschlag aussetzen, als er die Lage erkannte, in der sein Führer war, er handelte doch. Der Schuß dröhnte in der Höhle furchtbar wider. Genau wie er es früher in Jagdbüchern gelesen, hatte der Junge die Mündung hinter das Ohr der Bestie gesetzt und abgedrückt. Ein Zittern ging durch den Körper des Tieres, dann sank der Bär zusammen, noch im Fallen Ernst mitreißend. Der Bär war tot.

(Fortsetzung folgt)

Wie mir „Der Gute Kamerad" zu meinem Beruf verhalf

Von einem früheren „G. K."-Leser

Der allwöchentlich mit Ungeduld erwartete „Gute Kamerad" war wieder einmal eingetroffen und wurde zunächst nach langgeübter Gewohnheit auf seine Bilder durchgesehen, denn je nachdem diese oder jene Abbildung mich besonders interessierende Stoffe behandelte, pflegte ich das betreffende Heft als „famos", zuweilen aber auch geringer zu bewerten. Diesmal jedoch fiel die Kritik besonders gut aus, denn eine gelungene Ansicht des Schulschiffes „Niobe" der deutschen

Reichsmarine hatte es mir angetan, ohne daß ich mir fürs erste über die Gründe dieser mich urplötzlich überkommenden Begeisterung Rechenschaft geben konnte. Ich sah mich im Geiste an Bord dieses schmucken Fahrzeuges nicht nur die heimischen Gewässer befahren, sondern vor allem fremde Meere und Völker besuchen; ich träumte von allerlei Abenteuern zu Wasser und zu Lande und faßte schließlich den Entschluß: du mußt Seemann werden, mag da kommen, was will.

Ein paar Tage später schon machte ich meinen Eltern von diesem Plan Mitteilung, was von der Mutter durchaus ablehnend aufgenommen wurde, während der Vater nach einigem Besinnen mir eine eingehende Besprechung für die nächste Zeit in Aussicht stellte. Ich mußte über eine Woche warten, ohne daß von meinen Wünschen auch nur andeutungsweise die Rede war, bis der Vater mir eines Abends eine Postkarte übergab mit der mich niederschmetternden Nachricht von

Abb. 1. Das Handwerkszeug zum Gipsschneiden: Schlegel und Stemmeisen.

der Marinedienststelle in Berlin, daß auf lange Zeit hinaus mit einer Einstellung von Zöglingen auf der „Niobe" nicht gerechnet werden könne. Mein guter Vater hatte sich nämlich ohne mein Wissen mit der genannten Behörde in Verbindung gesetzt und den ablehnenden Bescheid erhalten.

Mein Traum sollte damit aber nicht zu Ende sein; blitzartig erinnerte ich mich, im Briefkasten des „Guten Kameraden" oftmals Auskünfte bezüglich der Adresse des Deutschen Schulschiffvereins in Bremen gelesen zu haben. Gedacht, getan. Flugs wurden die noch ungebundenen Hefte des gerade laufenden „Kamerad"-Jahrgangs gewälzt, und bald schon hatte ich die sich oft wiederholende Adresse des genannten Vereins ermittelt. Nach anfänglichem Zögern sagte mir der Vater zu, diese neue Spur weiterzuverfolgen, und siehe da, die schnell einlaufende Antwort lautete nicht ungünstig. Es war eine besondere ärztliche Untersuchung notwendig, der einwandfreie Zustand der Augen und Zähne sowie die Schwindelfreiheit mußten eigens bescheinigt und noch andere Papiere eingereicht werden, und nicht lange darauf hatte ich die mich mit unsagbarem Stolz erfüllende Gewißheit in Form eines „Gestellungsbefehls" in Händen, der mich zu einem noch bekanntzugebenden Zeitpunkt an Bord des Schulschiffes „Großherzogin Elisabeth" nach Elsfleth an der Unterweser berief. Wie sich baldigst herausstellte, hatte ich noch knapp drei Wochen Zeit, meinen Schulaustritt ordnungsgemäß in die Wege zu leiten und sonstige Vorbereitungen zu treffen, denn am 5. April 1922, meinem vierzehnten Geburtstag, stand ich erstmals als jüngster Zögling des genannten, damals einzigen Schulschiffes auf dessen Planken, die für volle zwei Jahre meine Heimat werden sollten.

An Bord fand zunächst die wirklich entscheidende ärztliche Prüfung statt, die ich trotz meiner Jugend sehr gut bestand, im Gegensatz zu manchem Kameraden, der gleich mir mit stolz geschwellter Brust das stattliche Fahrzeug betreten hatte und es jetzt dieser oder jener körperlichen Unzulänglichkeit wegen aufs tiefste enttäuscht wieder verlassen mußte.

Über das Leben an Bord eines Segelschulschiffes hat „Der Gute Kamerad" schon häufig bebilderte Aufsätze gebracht, so daß ich darüber hinweggehen kann. Ich will nur kurz erwähnen, daß unsere erste Reise im Sommer 1922 um das Skagerrak herum durch den Sund in die Ostsee führte, die unter Anlaufen von Helsingborg, Pillau, Saßnitz, Eckernförde und Travemünde kreuz und quer durchstreift wurde. Anfang September wurde im Glanze der Marineuniform mit der begehrten D.S.V.- (Deutscher Schulschiff-Vereins-) Kokarde und dem schwarzweißroten Mützenband, aber auch unter der Last des umfangreichen Seesackes ein kurzer Heimaturlaub angetreten, währenddessen unser Schiff im Dock einer Hamburger Werft für die Winterauslandsreise gründlich überholt wurde.

Im Oktober endlich schlug die langersehnte Stunde, da die Küste unseres lieben Vaterlandes unsern Blicken für die Dauer fast eines Halbjahres entschwand und das Weltmeer uns in langer Dünung entgegenrollte. Beim Passieren des Äquators erhielt ich unter den Augen seiner feuchten Majestät, des Meergottes Neptun, und seiner hohen Gemahlin im Beisein seines gesamten Hofstaates die Linientaufe und damit außer dem Taufschein das Recht, die Beine auf den Tisch legen zu dürfen. Das Schiff nahm bald nach dieser Feierlichkeit den Kurs auf die Nordküste Südamerikas und warf für etwa vierzehn Tage in dem venezuelischen Hafen Puerto Cabello Anker, um dann nach San Domingo und später nach Veracruz (Mexiko) und Tampico in See zu gehen. An all diesen Plätzen durften die Zöglinge divisionsweise unter Führung der Offiziere Land und Leute besuchen, um überall, besonders herzlich jedoch in Veracruz, von der weißen wie auch der farbigen Bevölkerung freundlich aufgenommen zu werden.

Nach unserer Rückkehr in den Heimathafen Elsfleth

musterte der älteste Jahrgang der Besatzung größtenteils ab, um auf andere Schiffe der deutschen Handelsmarine überzugehen. Dafür rückte neue Mannschaft ein, und wir, das heißt die Kameraden meiner Einstellungsquote und ich, konnten, zu Leichtmatrosen befördert, im Gefühl unserer neuen Würde auf die „lütten Paviane", wie die jüngeren Kameraden scherzhaft genannt wurden, herabsehen.

Das zweite Ausbildungsjahr begann nach wohlverdientem zweiten Heimaturlaub — der mit der langentbehrten Lektüre des „Guten Kameraden" größtenteils ausgefüllt wurde — mit der üblichen Ostseereise, die besonders zur Eingewöhnung der neuen Zöglinge alljährlich unternommen wird und außer den schon vorerwähnten deutschen Anlaufhäfen den einen oder andern Hafenplatz befreundeter nordischer Länder berührt. Auf der Reede von Travemünde ist während dieser Reise für gewöhnlich ein mehrwöchiger Aufenthalt vorgesehen, um einmal den Freunden und Gönnern des Deutschen Schulschiff-Vereins, besonders aus dem Innern unseres Vaterlandes, Gelegenheit zur Besichtigung des Schiffes zu geben, zum andern aber auch, um den aus Steinen bestehenden Ballast des Fahrzeuges aus- und neu einzuladen, ein bei der Besatzung naturgemäß wenig beliebter Dienst. Ist zum Herbstbeginn das Schiff auf einer Werft gründlich überholt und für die große Fernfahrt vorbereitet, dann wird diese im Laufe des Oktober, wie geschildert, angetreten.

(Schluß folgt)

Vom Gipsschneiden

Es war während des Weltkriegs, als eines schönen Morgens ein munteres Quartanerlein mit einer Arbeit in der Schule anrückte, die weiß, sauber und schön aussah und die ihm sein Vater aus dem Felde geschickt hatte. Ein Briefbeschwerer war es, wie sie in jener Zeit recht häufig von unsern Feldgrauen im Westen aus Kreide geschnitten wurden.

Das Geschenk wanderte von Platz zu Platz, von Hand zu Hand und fand überall stille Bewunderer. Nun zeigten aber gerade diese wackeren Quartaner ein lebhaftes Interesse für Werkarbeiten, und immer, wenn es sich darum handelte, eine hübsche Neuigkeit auszuprobieren, waren sie dabei. Darum wurde auch gleich erörtert, ob es nicht möglich sei, ähnliche kleine Kunstgegenstände anzufertigen. Teure Champagnekreide zu kaufen, wurde allgemein abgelehnt, dafür wußte ein schlauer Kopf einen Ausweg. Statt der Kreide, sagte er, könne man den billigen Gips nehmen, und aus diesem durch Wasser gehärteten Gips ließen sich ganz leicht allerlei schöne Sachen schon mit dem Taschenmesser schneiden.

In der nächsten Werkstunde also schon ging es an das Gießen verschieden großer Gipsblöcke, aus denen später geschnitten werden sollte. Es war staunenswert, wie leicht alles von der Hand ging und wie einfach diese

Abb. 2. Der Gips wird in Wasser eingerührt.

Vorarbeiten waren. Zu Nutz und Frommen derer, die gern die schöne Kunst des Gipsschneidens erlernen möchten, sei also folgendes gesagt. Mit einer Tüte voll Gips, die zehn bis fünfzehn Pfennig kostet, und einer gleichgroßen Menge Wasser kann man schon den Gipsblock schaffen. Unter ständigem Rühren wurde der Gips aus der Tüte in das Wasser geschüttet, bis ein suppiger Brei entstand. Im zweiten Bilde sehen wir das Einrühren. Ohne viel Zeit vergehen zu lassen, wird die weiße Masse in eine bereitstehende Pappschachtel oder einen Karton, in ein dünnes altes Holzkistchen oder eine Blechbüchse gegossen und abgewartet, bis der Gips erstarrt ist. Manch einer mag sich wundern, weshalb gerade eine Pappschachtel empfohlen wird. Nun, die Praxis ergab, daß feste, stabile Behälter fast ganz ungeeignet hierfür waren, daß hingegen dünnwandige, leicht biegsame, elastische Wände den Gips sehr leicht wieder freigeben. Alte Kartonschachteln bekommen wir

Abb. 3. Der Gipsblock ist fest und kann herausgeklopft werden.

Abb. 4. Arbeiten mit dem Taſchenmeſſer am Gipsblock.

ja auch jederzeit leicht, und ſelbſt wenn der Karton ſpäter nach dem Herausklopfen unbrauchbar ſein ſollte, ſo ſchadet dies nicht viel, der Verluſt iſt nicht groß.

Nach dem Gießen bildet ſich auf der Oberfläche leicht eine dünne Waſſerſchicht. Solange dieſe nicht verſchwunden iſt, können wir natürlich auch den Gips nicht herausklopfen, denn er würde uns ſonſt zerbröckeln. Warten wir alſo ruhig ſo lange, etwa ein bis zwei Stunden und länger, bis der Gips ganz feſt geworden iſt! Erſt dann denken wir nach und ſehen zu, wie wir den Gips aus ſeiner Umhüllung herausbekommen. Hier haben ſich nun auch einige Handgriffe als ſehr praktiſch erwieſen, die dem Leſer nicht vorenthalten werden ſollen. Man nehme den Behälter mit dem feſten Gips in die rechte Hand — den Boden des Behälters natürlich nach unten — kippe mit kühnem Schwung das Ganze in die bereitgehaltene flache linke Hand — die früher obere Fläche jetzt im Handteller — und klopfe, drücke und ziehe nun, bis der Mantel vom Gips loskommt. Das wird beim dünnen, weichen Pappkarton nicht ſchwer ſein, ſchwieriger bei einer dünnen Holzſchachtel und noch ſchwerer bei Ton- und Blechgefäßen. Die letzteren müſſen vorher ſtark eingefettet werden, damit ſich der Gips nicht zu ſtark mit der feſt anliegenden Wand bindet. Das dritte Bild veranſchaulicht dem Leſer den Vorgang des Herausklopfens.

Abb. 5. Auch Feinheiten in Figuren werden mit dem Meſſer geſchnitten.

Nun gut, der Gipsblock kam gut und ohne viel Schrammen heraus. Wir brauchen nun auch nicht lange zu warten, zücken unſern Bleiſtift und gehen weiter an die Arbeit. Angenommen, wir wollen uns nun einen Briefbeſchwerer ſchnitzen. Dann tun wir gut daran, uns erſt die großen Maße, alſo Höhe, Breite und Tiefe, mit einigen Bleiſtiftmarken anzuzeichnen und dann erſt mit dem Schneiden oder Klopfen zu beginnen. Handelt es ſich um einen größeren Block, dann wäre es ja ratſam, zuerſt mit einem kleinen Stemmeiſen und Schlegel, wie ſie uns die erſte Abbildung zeigt, die großen Brocken abzuſchlagen. Haben wir aber kleinere Arbeiten vor, dann greifen wir am beſten ſofort zum Taſchenmeſſer und ſchneiden, zuerſt mit großen Schnitten, dann immer feiner werdend, bis allmählich die Form klar und deutlich aus dem Block herauskommt. Vom Großen alſo ſoll man zum Kleinen weitergehen und nicht umgekehrt bei Einzelheiten anfangen und dabei das große Ganze verlieren. Sollte einmal das Unglück eintreten, daß ein Stück zu tief herausgeſchnitten wird oder abplatzt, ſo wird der Schaden am beſten durch neuen Gipsauftrag auf das vorher ſtark angefeuchtete Bruchſtück und ſpäter erneutes Schneiden der fehlerhaften Stelle wieder gutgemacht.

Zum Schneiden alſo verwenden wir wie in den beiden letzten Abbildungen am beſten das ſcharfe, ſpitze Taſchenmeſſer. Damit unſere Leſer nicht ratlos ſind, wenn ſie vor der Frage ſtehen, was denn nun geſchnitten werden könnte, ſo wollen wir hier gleich einige Dinge nennen, die für den Gipsſchnitt recht geeignet ſind; das wären: Briefbeſchwerer, kleine Statuen, Vaſen, Aſchenbecher, Schalen, Leuchter, Tiere, Köpfe, Figuren und vieles andere mehr. Jeder kann ganz nach Neigung und Geſchick wählen und wird ſich von den Wünſchen leiten laſſen, die vielleicht die eigentliche Veranlaſſung zu dieſem oder jenem Gipsſchnitt gaben. Dies könnten Geſchenke zu Geburtstagen, Andenken und Erinnerungen ſein. In jedem Falle gibt es viele Möglichkeiten, und auch die Art der Übertragung in den Gips dürfte ganz verſchieden ſein. Der eine wird die ganze Zeit hindurch alles aus dem Gedächtnis ſchneiden, der an-

dere Photographien zur Unterstützung seines Gedächtnisses heranziehen, ein dritter Zeichnungen, ein vierter direkte Vorlagen oder Originalplastiken. Dies soll ja auch jedem überlassen werden, die Hauptsache bleibt das Endergebnis.

Nun ist noch einiges über das Tönen, das Bemalen der fertigen Arbeit, zu sagen. Der weiße Gips ist, wie bekannt, kalt und leblos. Erst eine Farbschicht verschafft ihm wieder Leben und Schönheit. Wenig erreicht man mit einem Ölfarbenüberzug, recht viel dagegen mit Wasserfarben, die dünn und durchsichtig aufgetragen werden. Man rührt sich dann genügend viel Farbe in Näpfchen ein, mehr noch, als man braucht, und trägt sie mit breitem Pinsel auf. Mitunter genügt wohl dieser rohe Anstrich, doch ist es ratsam, ihn später nach dem Trocknen noch durch einen gleichmäßig dünnen Überzug von farblosem Lack zu schützen. Auch von diesem farblosen Lack bekommt man schon für zehn oder fünfzehn Pfennig eine recht ansehnliche Menge. Dieser Lack schützt Gips und Farbe vor Feuchtigkeit und Schmutz und kann leichter als der stumpfe Gips gereinigt werden.

Nun ein frohes „Glückauf" zur munteren Gipsschneiderei! Nur eines darf dabei nicht vergessen werden: man lasse sich hierbei nie im guten Zimmer nieder, sondern setze sich bescheiden in einen weniger schönen Winkel. Weiße Gipsbrocken auf dem Fußboden sind bekanntlich nicht in jedem Haushalt willkommen.

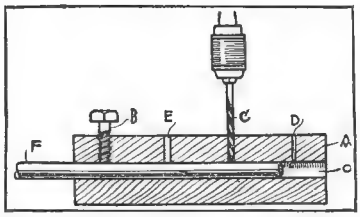
Schmuckhornfrosch / Phot. A. Matzdorff, Berlin.

Ein südamerikanischer Riesenfrosch

Ein merkwürdiges Geschöpf des brasilianischen Urwaldes ist der Schmuckhornfrosch. Er lebt in den feuchten Gegenden der dunklen Urwälder und ist häufig zu finden, wenn ein leichter Gewitterregen gefallen ist. Das Tier ist etwa 15 bis 20 Zentimeter lang und zeichnet sich durch absonderliche Hörner über den Augen aus; seine Färbung, die auf unserm Bilde leider nicht zum Ausdruck kommen kann, ist ein prachtvolles Rot, und die Beine sowie einzelne Flecke sind grasgrün gezeichnet. In der Tat macht das Geschöpf einen ganz eigenartigen Eindruck. In seiner Heimat gräbt sich der Frosch Höhlen, aus denen er nur mit seinen Augen herausschaut. Kommt ihm dann ein Beutetier zu nahe, so befördert er es mit einem Schnapp seiner Zunge in seinen unersättlichen Schlund. Zur Nahrung dient ihm alles, was er bewältigen kann. Er frißt seine eigenen Artgenossen, andere Frösche, Kerfe, selbst Mäuse, und wenn er sie kriegt, auch junge Hühner, die er mit allen Federn verspeist und verdaut. Seine Stimme ist laut und krächzend, und alle Brasilianer erkennen ihn an seinem Geschrei. Von ihnen wird er übrigens gehaßt und als giftig verschrien, was aber nicht zutrifft. Die Eingeborenen, die ihn unter dem Namen Itannia kennen, verehren ihn als heilig und halten ihn in Tongefäßen als Wettergott. So sehr weit scheint aber die Hochachtung vor der Gottheit nicht zu gehen, denn es wird berichtet, daß sie den Frosch, wenn er schlechtes Wetter anzeigt, einfach durchpeitschen; ob das allerdings wirklich Einfluß auf das Wetter hat, möchten wir denn doch einigermaßen bezweifeln. Er vertritt also dort unsern Wetterpropheten, den Laubfrosch, der indessen mit seiner Färbung oder dem Sitzen auf den oberen Leitersprossen oder mit dem Hocken am Boden zur Voraussage des Wetters genau soviel Beziehung hat wie der Schmuckhornfrosch, nämlich gar keine. Gemeinsam ist bei beiden nur der Aberglaube der Menschen.

Praktische Winke für Bastler

Rundeisen, Motorwellen und Schraubschäfte sind quer zur Längsrichtung zu durchbohren, wenn ein Splint oder Keil einzustecken ist. Gewöhnlich versucht der Bastler in einem solchen Fall, das betreffende Rundeisen in den Schraubstock einzuspannen. Trotz Ankörnen rutscht hier der Bohrer ab. Die Gewähr für

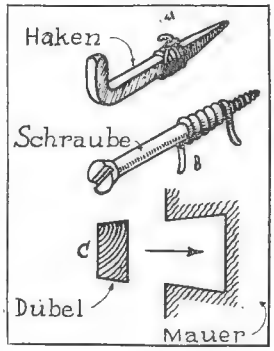


Eine Vorrichtung zum Durchbohren von Rundeisen.

ein vollkommen senkrechtes Loch ist auch nicht gegeben. Die in unserer Abbildung gezeigte Vorrichtung erleichtert das Bohren solcher Löcher wesentlich. Wir besorgen uns einen 30 Millimeter dicken und 100 mal 80 Millimeter großen Eisenblock und lassen diesen beim Mechaniker in der Querrichtung durchbohren. Das zu bohrende Loch o soll dem Durchmesser des zu durchbohrenden Rundeisens entsprechen. In der Nähe der einen Längskante bohren wir ein später mit einem Gewinde zu versehendes Loch für die Schraube B ein, dann in gleichen Abständen die verschieden großen Führungslöcher D und E. Wollen wir ein Rundeisen F quer durchbohren, dann körnen wir die Lochstelle auf F an, schieben F so weit in o ein, bis die angekörnte Stelle unter dem betreffenden Führungsloch liegt. Jetzt halten wir F durch Anziehen von B fest, führen den Bohrer C von oben in das betreffende Führungsloch ein und durchbohren das Rundeisen. Wer diese einfache Vorrichtung einmal erprobt hat, ist von ihrer Brauchbarkeit überzeugt. Es lassen sich auch verschieden große Löcher o einbohren. Ihre Durchmesser richten sich nach den Durchmessern der zu durchbohrenden Rundeisen.

Einfache Scharniere sind für unsere Werkzeug-, Radio- oder Spielkasten von großem Wert. Nach untenstehender Abbildung schneidet man aus Messing oder Weißblech zwei Scheibchen, deren Form einem Kreisviertel entspricht. In jede Scheibe bohren wir drei kleinere und ein größeres Loch und glätten die Kanten jeder Scheibe mit feinem Schmirgelpapier. Dann nageln wir die Scheiben auf den beiden Schmalseiten des Deckels mit je drei Messingstiften fest. Durch das vierte Loch einer jeden Scheibe drehen wir je eine Rundkopfholzschraube in die Rückwand des Kastens. Der Deckel läßt sich dann leicht auf- und zuklappen.

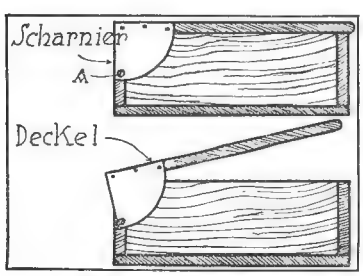
Das Eingipsen von Haken, Schrauben und Dübeln. Bilder, die groß und schwer sind, müssen an Mauerhaken befestigt werden. Bevor man diese Mauerhaken in die Wand schlägt, sucht man mit einer feinen Nadel eine Backsteinfuge, um danach den Haken in diese Fuge zu treiben. Ist ein solches Eintreiben nicht möglich, dann muß der Haken eingegipst werden. Dazu stemmen wir mit dem Kreuzmeißel ein 20 mal 20 Millimeter großes Loch in die Wand, das hinten etwas ausgeweitet wird, damit der abgebundene Gipspfleck nicht herausfallen kann. Die Tapete ist an der betreffenden Stelle auszuschneiden, damit ein Nachreißen nicht möglich ist. In den Hakenschaft feilen wir einige Rinnen und bewickeln ihn nach unserer Abbildung mit einem kräftigen Eisendraht, dessen Enden miteinander zu verdrehen sind. Jetzt ist das Innere des Loches von Staub und losen Mauerteilen zu reinigen und leicht anzufeuchten. Hierauf wird das Loch mit Gipsbrei vollständig gefüllt und erst dann der Haken eingetrieben. Die hervorgequollenen Teile des Gipsbreies sind mit dem Messer abzustreichen; der Gips wird mit Wasserfarbe in der Farbe der Tapeten angemalt. Ebenso kann jede Holzschraube mit Draht bewickelt und eingegipst werden. Die Drahtwicklung sitzt dann im Gips fest, während sich die Holzschraube jederzeit herausdrehen läßt. Will man einen Nagel einschlagen, dann muß zuerst ein Holzdübel C wie oben eingegipst werden.



Das Eingipsen von Dübeln.

Das Behobeln von Leisten und Brettern. Leisten und Bretter können im allgemeinen hochkant nur in der Hobelbank eingespannt behobelt werden. Nun besitzen die wenigsten Bastler ein so teures Gerät. Nach untenstehender Abbildung kann sich der geschickte Bastler behelfen. Er verschafft sich einen 100 Millimeter langen und 100 Millimeter breiten Klotz und schneidet in eine von dessen Schmalseiten einen keilförmigen Schlitz ein. Dann befestigt er den Klotz mit vier versenkt angeordneten Holzschrauben auf der Platte eines stabilen Tisches.

Die zu behobelnden Leisten und Bretter werden mit dem einen Ende in den Schlitz geschoben. Sie lassen sich dann ohne weiteres in der Pfeilrichtung behobeln.



Einfaches Scharnier.

*

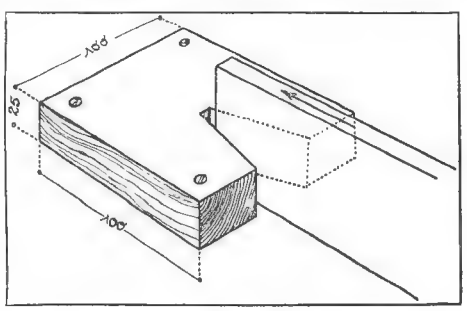
Gegensatzrätsel

Dunkel, lustig, glatt, einfarbig, hungrig, flach, wild, nachlässig, himmlisch, hörend, ordentlich, geschlossen, schwach, weit.

Zu jedem der vorstehenden Wörter ist der Gegensatz zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine herbstliche Pflanze.

Auflösung des Silbenrätsels von Seite 112:

1. Vormittag, 2. Schlageter, 3. Uganda, 4. Gegenwart, 5. Kurmittel, 6. Angesicht, 7. Infantin, 8. Regenschirm, 9. Heilmittel, 10. Ingeborg, 11. Johanna, 12. Eigensinn. — Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.



Das Behobeln von Leisten und Brettern.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Die Männer fuhren jetzt auf einem trefflichen Weg am Ufer entlang und sahen vor sich ein liebliches Tal. Palmenwälder hoben ihre Fächerwedel, buntfarbige Papageien schaukelten sich in den Ästen.

„Hier lebten nur die großen Leguane, die ‚Drusenköpfe', und die Riesenschildkröten auf dem Schutt. Wir haben sie leider vertrieben, bis auf eine Stelle, die wir absichtlich wüst lassen und selten betreten. Dieser Naturpark, der an den früheren Zustand der ganzen Insel erinnert, soll auch als Vergleich dienen."

Auf einer luftigen Höhe erhob sich ein weitgestrecktes Glashaus.

„Hier hat Professor Weigand, der Sie und besonders Geheimrat Frank mit Ungeduld erwartet, um Ihnen seine Erfolge zu zeigen, sein Laboratorium und Krankenhaus. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir überall nur das neue Glas verwenden, das auch die ultravioletten Strahlen hindurchläßt, so daß die hier überreichliche Sonne ungehindert in ihrer Heilwirkung auch jeden Innenraum mit sogenannter Höhensonne durchstrahlt. Jetzt freilich sehen Sie über uns eine leichte Wolke. Sie ist künstlich und dient nur dazu, um die allzugroße Hitze der Mittagstunden zu dämpfen. Dafür wird während der Regenmonate unser Gebiet und besonders auch die Stadt durch künstliche elektrische Lichter erhellt, denen wir durch besondere Strahlen, die wir erzeugen, völlig die Eigenschaften der Sonne zu geben verstehen. Noch eine große Aufgabe ist zu lösen. Wir können durch unsere Bewässerungen künstlich Regen erzeugen. Jetzt müssen wir noch Mittel finden, allzuviel Regen zu unterdrücken oder aufzufangen. Erst wenn wir so weit sind, daß wir überall Klima und Wetter so einzurichten vermögen, wie es uns nützlich ist, erst dann sind wir am Ziel."

Die Herren, die mit staunenden Gesichtern sich längst das Zweifeln abgewöhnt hatten, betraten das große Glashaus. Auf der Veranda, die einen geradezu herrlichen Ausblick auf das Meer bot, trat ihnen Professor Weigand entgegen. „Darf ich zuerst einen Imbiß anbieten?"

„Später, später. Wir sind zu wissensdurstig."

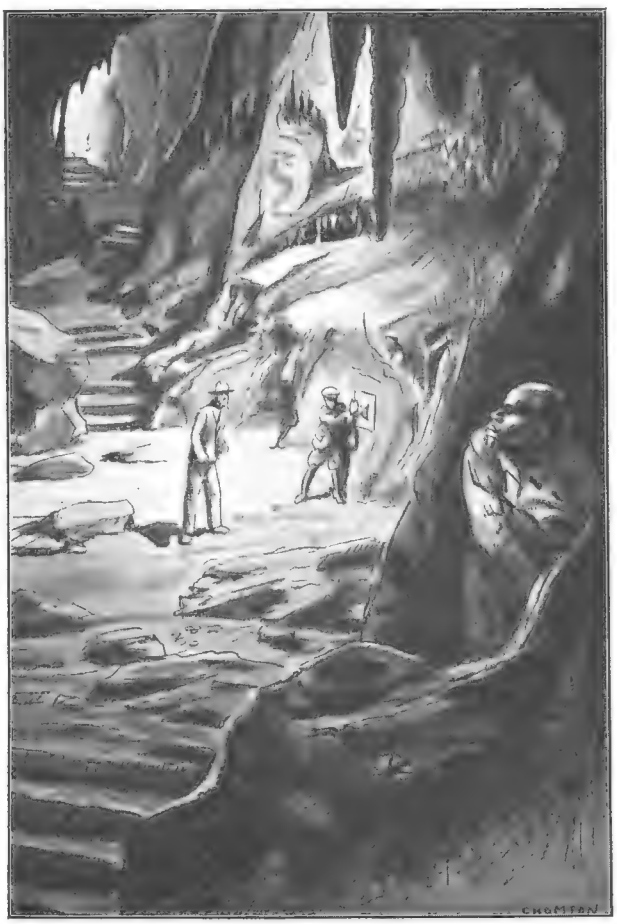
„Auch bei uns sehen Sie nur einen Anfang. Unser Wissen bleibt leider immer noch Stückwerk. Es ist mir noch nicht gelungen, einen Menschen zu machen. Mit den Gliedern ist es nicht gar so schlimm, aber das Hirn ist doch noch ein unergründetes Rätsel."

Es waren hohe, völlig aus Glas und Eisen erbaute Räume, in denen die Kranken lagen.

„Ich habe es schwer, ich muß auch die Kranken stehlen lassen. Von unsern Leuten gibt uns selten jemand Gelegenheit, unsere Kunst zu zeigen, wenn nicht gerade irgend ein Unglücksfall nach dem Chirurgen ruft. Eigentlich müßte ich zuerst Ihre Personalien aufnehmen, wie ich es bei jedem Ankömmling tue."

Frank lachte. „Wenn es weiter nichts ist! Ich heiße ..."

„Nein, solche Personalien meine ich nicht. Wir müssen über jeden Bescheid wissen, das heißt über seinen Körper. Es ist selbstverständlich, daß ich hier in diesem Archiv" — sie waren jetzt im Arbeitszimmer — „genau von jedem ein Aktenstück habe, nämlich Röntgenaufnahmen nach dem neuesten Verfahren. Hier, sehen Sie, ist Mister White, wie er innen aussieht. Dann hier diese Tabellen, sie stellen die Herztätigkeit während und nach der Arbeit dar, und hier vor allem die Blutprobe. Sie kennen die verschiedenen Gruppen der Blutzusammensetzung. Es ist unendlich wichtig, so etwas für vorkommende Fälle zu wissen. Was nützt es, wenn ich einem Verunglückten ein neues Kniegelenk einsetze und es stammt von einem Menschen mit andersartigem Blut! So etwas heilt einfach nicht ein."



„Ich schaltete den Hebel ein, und als wir uns umsahen, erblickten wir einen Neger, der sich in eine Felsspalte gezwängt hatte und uns anstarrte."

Frank schüttelte den Kopf. „Ein neues Kniegelenk?"

„Sehen Sie her!" Professor Weigand führte sie

in den Nebenraum. „Es iſt Verſchwendung, etwa einen ganzen Menſchen, ſagen wir ruhig: als unbrauchbar fortzutun, wenn ein einzelnes Organ ſeinen Tod herbeiführte. Wenn ein Menſch an einer Herzſchwäche geſtorben iſt, ſind doch ſeine Glieder noch geſund. Hier ſehen Sie alle Gelenke, hier Kehlköpfe, hier ganze Knochen, hier iſt ein Magen, hier ſind Nieren. Wenn Sie ſich die Gefäße näher anſehen, werden Sie bemerken, daß dieſer einzelne Magen verdaut, daß dieſes Herz arbeitet."

„Das ſind ...?"

„Zum großen Teil Tierverſuche, aber auch viele menſchliche Organe ſind darunter."

„Sie ..."

„Nein, ich bin kein Leichenſchänder, aber es gibt hier in unſerm Idealſtaat viele, die ausdrücklich beſtimmen, daß nach ihrem Tode einzelne ihrer Organe andern Leidenden zugute kommen ſollen. Das hat durchaus nichts mit einer Verletzung der Pietät zu tun, ſondern iſt ſchließlich nichts anderes als Blutübertragung und hat ſchon manches Leben gerettet. Als bei dem großen Bergunglück vor zwei Jahren einer unſerer beſten Monteure faſt zerquetſcht wurde, war es ein Segen, daß ich eine Niere in Nährflüſſigkeit vorrätig hatte, die ihm eingeheilt wurde und die nun ſchon zwei Jahre lang tadellos arbeitet. Ein Kniegelenk, das ich von einem Mann habe, dem ich im erſten Jahre das Bein amputieren mußte, tut nun ſchon drei Jahre in einem andern Körper Dienſte."

„Sie haben alſo hier ..."

„... eine Reparaturanſtalt für Menſchen mit den nötigen Erſatzſtücken. Aber, wie geſagt, es kommt auf die richtigen Blutgruppen an. Das haben während des Weltkrieges die amerikaniſchen Ärzte, die ſo etwas ſchon verſuchten, nicht richtig bedacht. Mein Hauptziel iſt aber doch die Verhütung des Alterns. Warum? Weil der Menſch mit nichts ſo leichtſinnig umgeht wie mit ſeinem Leben. Da heißt es eben aufpaſſen und die Maſchine kontrollieren. Arbeitet eine Drüſe nicht mehr, ſo muß man entweder nachhelfen oder ſie austauſchen. Ich bin der Älteſte hier und ich denke, mir ſieht es niemand an, daß ich nicht mehr weit von den Sechzig bin." —

Es war Abend geworden, als die Herren wieder in der Stadt ankamen.

„Wünſchen Sie noch einen Rundgang?" fragte Bob White.

„Danke, wir möchten heute abend die Entſtehung von Santa Scientia weiterverfolgen."

„Dann bitte ich Sie, in Ihre Zimmer zu gehen und in einer halben Stunde zu ſpeiſen. Der Apparat ſteht bereit. Sie werden die Fortſetzung in der Form eines Tagebuches hören, das ich geſchrieben habe."

Mit etwas wirren Köpfen zogen ſich die Gelehrten in ihre Zimmer zurück.

* * *

Auch Elſa Dorn hatte die Nacht geſchlafen und ſtand am nächſten Morgen, alſo zu der Zeit, wo die Herren ihre Beſichtigung begannen, in ihrem Zimmer. Sie war etwas niedergedrückt. Nachdem Frau Helling ſie am Abend begrüßt hatte, war ſie allein. Sie ärgerte ſich über Bob, der ſich nicht um ſie kümmerte. Vor ihrem Zimmer war gleichfalls ein Ausgang in den Dachpark, der die ganze Stadt zu überſpannen ſchien, aber die Tür war geſchloſſen. Sie hätte ſo gern etwas geſehen, wäre ſo gern irgendwie eingeordnet worden in das Getriebe dieſer Stadt. Es mußte hier doch ein Getriebe geben, wenn es auch völlig ruhig um ſie herum war. Ganz ſtill war es. Man hörte nichts von Maſchinen. Auf dem Dach war kein Menſch zu ſehen. Sie konnte ſich vorſtellen, daß ſie ganz allein ſei. Ein Flugzeug kam vorüber, aber nicht einmal die Propeller gaben ein Geräuſch von ſich.

Endlich, gegen acht Uhr, als ſie bereits unruhig wurde, in Sorge die türloſen Wände betrachtete und ſich als Gefangene fühlte, erſchien auf der Mattſcheibe, die auch in ihrem Zimmer war, eine Schrift: „Bitte — der Fahrſtuhl!"

Jetzt öffnete ſich die Wand und der Fahrſtuhl von geſtern ſtand vor ihr.

In wenigen Minuten war ſie in einem Arbeitszimmer. Wo es lag, konnte ſie nicht beurteilen. Vor ihr ſtand ein großer, hagerer Mann. Sie wußte, daß dies Miſter Cook war. Er ſah ſie lange ſcharf an. „Well! Sie ſind Miß Dorn?"

„Jawohl."

„Ich weiß Beſcheid. Sie werden von heute ab die Poſt übernehmen, hören Sie? Die Annahme der Briefe, die Eintragung, die Beförderung iſt nun Ihre Aufgabe. Mrs. Helling wird Ihnen alles zeigen; von morgen ab arbeiten Sie allein. Heute abend gehen Sie zur Blutunterſuchung und Aufnahme der Perſonalien zu Profeſſor Weigand. Die Arbeitszeit iſt täglich acht Stunden. Sport wird des Abends getrieben. Gehalt monatlich hundert Dollar. Thanks!" Cook hatte geendet und ſetzte ſich an den Schreibtiſch, ohne Miß Dorn noch eines Blickes zu würdigen.

Sie ſtand verwirrt, wagte nicht zu fragen und wußte doch durchaus nicht, was ſie jetzt tun ſollte.

Da ſagte hinter ihr jemand: „Please!"

Sie ſah ſich um. Kein Menſch war zu ſehen, aber dasſelbe Wort ſtand jetzt in der Mattſcheibe des Fahrſtuhls.

Sie trat ein, die Tür ſchloß ſich, und das Gefährt rollte mit ihr wieder davon. Eigentlich war ihr bei allen dieſen Dingen recht unbehaglich zumute.

Dann kam ſie in einen großen Raum, ſah einen Schreibtiſch, auf den ein ganzes Syſtem von Röhren mündete, ſah im Nebenſaal eine Menge von Schreibmaſchinen, die eifrig arbeiteten, Zeilen beendeten, neue Bogen einlegten, ohne daß irgend ein lebendes Weſen ſie bedient hätte, und an dem großen Schreibtiſch ſaß Frau Helling.

Dieſe ſah nicht auf, ſondern nickte ihr nur zu und ſagte haſtig: „Kommen Sie her und ſehen Sie zu, wie

es gemacht wird! In der Arbeitszeit kann ich nicht aufſehen, das erlauben mir die Maſchinen nicht."

Elſa trat näher und war überzeugt, daß ſie niemals begreifen und lernen würde, was hier geſchah. Und das alles ſollte ſie morgen ſchon ſelbſt beſorgen? Dabei war es auch hier totenſtill. Alle dieſe Maſchinen arbeiteten völlig geräuſchlos, und nur auf den verſchiedenen Mattſcheiben ſtanden Worte, die aufleuchteten und wieder verſchwanden.

* * *

Die Herren hatten wieder in dem gemeinſchaftlichen Zimmer Platz genommen, ſtellten die Lampe ein und befeſtigten darunter das zweite der Hefte, die ihnen Cook gegeben hatte. Heute tat es Herr van Rhyn bereits mit einer Selbſtverſtändlichkeit, als wäre dies etwa ein Radiolautſprecher.

Sofort erſchien auch wieder Bild und Schrift:

Fortſetzung der Entſtehung von Santa Scientia

Das Tagebuch von Bob White

Wir ſind nun zwei Jahre auf unſerer Inſel, und alles bekommt ein anderes Ausſehen. Das Ergebnis der großen Beratung, in der die Pläne der einzelnen Herren beſprochen wurden, war die Einſicht: Licht und Kraft ſind alles.

Profeſſor Weigand wurde ausgenommen und zu ſeinen Arbeiten beurlaubt, wir andern ſtellten uns unter den Befehl Eberhard Römers und Ottomar Goldners. Wir drangen in das Innere des großen Vulkans vor. Schritt für Schritt legten unſere Dynamitpatronen den Schacht in die Tiefe frei, dann bohrten wir den Stollen. Es war eine gefährliche Arbeit. Tauſende von tapferen Bergleuten haben ihren Tod durch ſchlagende Wetter gefunden, wir aber bohrten einen Berg an, in dem der Vulkan noch lebte, aus deſſen Ritzen und Spalten Dämpfe aufſtiegen. Nun mußte auch Weigand helfen. In Flaſchen und Phiolen wurden die Gaſe aufgefangen, während wir, natürlich immer mit Masken vor den Geſichtern, vorwärts drangen. Weigand mußte die Gaſe unterſuchen. Nach ſeinem Befund hatte Grotefendt in der ſchnell hergerichteten Metallſchmelze die Rohre zu bereiten, die von dieſen Gaſen nicht angegriffen wurden.

Dann kam der Tag, an dem wir fliehen mußten. In dichtem Strom ſchoß uns der heiße Dampf entgegen. Gut, daß wir darauf gerüſtet waren und Kleider trugen, die uns vor der Hitze ſchützten. —

Das Rohr iſt eingebettet. Die andern Spalten des Berges ſind mit einer beſonderen Zementmaſſe zugekittet. Jetzt iſt unſer Rohr wie ein wagrechter Schornſtein, und ganz regelmäßig, faſt wie ein Uhrwerk, pufft der heiße Dampf des Vulkans zu uns heraus. Die Luft iſt völlig verdorben. Wir haben des Teufels Küche angebohrt und müſſen jetzt andauernd unſere Masken tragen und künſtlichen Sauerſtoff atmen. —

Das waren ſchlimme Tage, aber jetzt iſt alles in Ordnung. Das große Deſtillierwerk, das Vetter und Goldner errichtet haben, nimmt den giftigen Dampf auf. Hübſch nach ihren chemiſchen Zuſammenſetzungen geordnet, ſinken die verſchiedenen Beſtandteile in die Retorten und verſorgen uns mit Chemikalien; der gereinigte Dampf aber, der noch immer ſehr hohe Spannung beſitzt, treibt unſere Dynamomaſchinen. Wir haben Licht! Wir haben elektriſche Kraft! —

Es ſind nochmals zweihundert chineſiſche Kulis gekommen. Sie ſind dabei, unter Römers Leitung die Lava zu zermahlen und die Unmengen von Miſt darunter zu miſchen, der von den Schildkröten herrührt, die bisher die Inſel bewohnten und von deren Fleiſch wir zumeiſt leben. Inzwiſchen baut Grotefendt die großen Hebewerke, die dazu beſtimmt ſind, das Meerwaſſer über die ganze Inſel zu leiten und den jungfräulichen Boden, den wir uns bereiten, feucht zu erhalten. Am Ufer ſind gewaltige Salinen errichtet, die das Waſſer erſt ſeines Salzinhaltes berauben. Wir beginnen, die erſte Ausſaat zu machen, denn unſere Arbeiter wollen eſſen. —

Maſchinen brauchen wir, ſehr viele Maſchinen, denn wir wollen auf allen Seiten beginnen. Wir haben nun hundertfünfzig weiße Vorarbeiter und Monteure, ſechs von ihnen, ſehr intelligente Leute, ſind ſogar verheiratet und haben ihre Frauen bei ſich. Dazu haben wir dreihundert chineſiſche Kulis. Sie ſind ſehr fleißig und anſpruchslos und kümmern ſich nicht um das, was wir treiben. Ihre Zahl wechſelt, weil wir ſie immer nur kurze Zeit behalten und gegen andere austauſchen, damit ſie uns nicht in die Karten ſehen.

Zunächſt haben wir nun eine Schatzkammer gebaut, ein ganz tief in die Felſen geſprengtes Gewölbe. Es liegt da, wo ſpäter das Zentralhaus unſerer Stadt ſtehen ſoll, und iſt ſo angelegt, daß es den Bau nicht behindert.

Wir haben ein Abenteuer erlebt, das uns zu denken gab. Wir brauchten Geld. Cook und ich ſtiegen in die Inkagrotte. Als wir aus ihr zurückkehrten, war es uns, als hörten wir Schritte in unſerer Nähe. Jetzt iſt natürlich eine Lichtleitung in die große Grotte gelegt, in der Aleſius ſtarb. Ich ſchaltete den Hebel ein, und als wir uns umſahen, erblickten wir einen Neger, der ſich in eine Felsſpalte gezwängt hatte und uns anſtarrte. Ein Neger! Wie kommt ein Neger nach Santa Scientia?

Der Kerl antwortete nicht auf unſere Fragen. Er ſchien kein Engliſch, geſchweige denn Deutſch zu verſtehen. Es iſt uns rätſelhaft, wie er auf die Inſel gekommen iſt. Wir nahmen ihn mit uns hinaus, ließen ihn einen Augenblick aus den Augen — und verſchwunden war er. Die ganze Inſel haben wir abgeſucht — nirgends eine Spur. Die Inſel iſt wahrhaftig nicht ſo groß, daß ein Menſch von faſt vierhundert andern Menſchen nicht zu finden ſein ſollte. Wir dachten daran, daß er auf einem Boot über das Meer gekommen ſein könnte, aber bei den ſtarken Stürmen, die in dieſen Tagen herrſchten, war das einfach unmöglich. Er muß

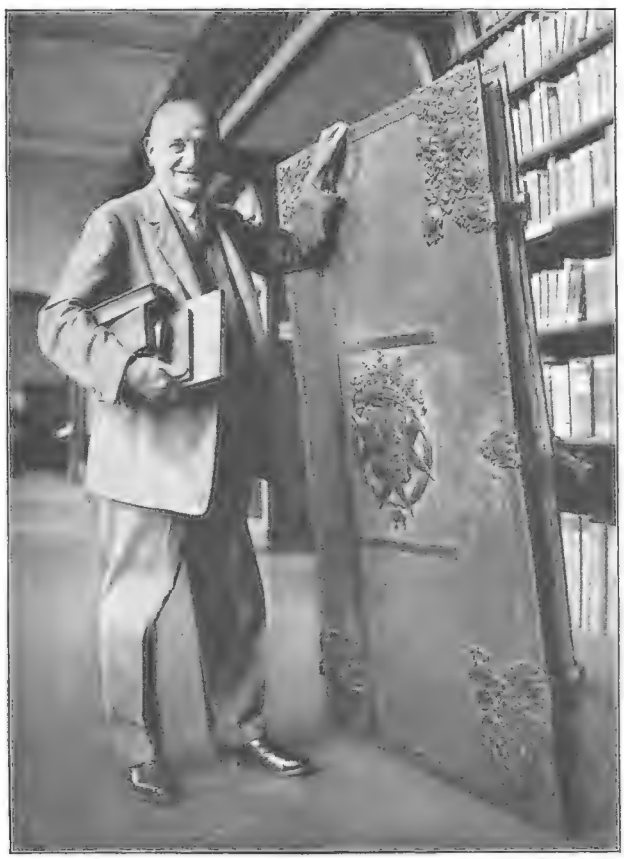
irgendwo eine Höhle haben, in der er wohnt. Vielleicht ist er auch die Ursache, daß uns in der letzten Zeit Lebensmittel abhanden kamen, und wir haben unsere Kulis in falschem Verdacht gehabt. Es ist traurig, aber wir müssen daran denken, für eine Wache zu sorgen. Immerhin, was könnte ein einzelner Neger uns groß Gefahr bringen, und viel Menschen können hier sicher nicht in Höhlen hausen! —

Die Abbeförderung unseres Schatzes ist beendet. Das Gewölbe sieht aus etwa wie die Schatzkammer des Harun Al Raschid im Märchen. Da liegen hochgestapelt die Goldbarren, da sind in besonderen Kästen die Juwelen und da stehen seltsame Krüge und Töpfe, phantastische Waffen und kostbare Schmuckketten, wie sie vor Jahrhunderten die Kunst der Inka erschuf. Ein herrliches Museum! Wir werden nur das Gold und die losen Steine verwenden.

Herr Möller war hier und hat alles geschätzt, während ich das Verzeichnis anfertigte. Es ist ein gewaltiger Schatz. Unglaublich, welche Menge von Gold und Edelmetall, welche Unzahl von Edelsteinen sich hier angehäuft hat!

Die alte Inkagrotte, in der Kaiser Attahualpa jetzt ohne seinen Schatz auf dem Thron sitzt, haben wir durch eine Eisenplatte verschlossen. Vor unserer Grotte sind mächtige Geldschranktüren in Eisenbeton gebettet. Wir müssen auch vor den Chinesen auf der Hut sein.

(Fortsetzung folgt)



Der größte Atlas der Welt in der Berliner Staatsbibliothek. Der Riesenatlas, der im 17. Jahrhundert dem Großen Kurfürsten von einem seiner Statthalter zum Geschenk gemacht wurde, ist 1 Meter breit, 2 Meter hoch und besteht aus gebundenen Landkarten / Phot. Atlantik Berlin.

Wie mir „Der Gute Kamerad" zu meinem Beruf verhalf

Von einem früheren „G. K."-Leser / Schluß

In meinem zweiten Dienstjahr ging die Reise nach Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires, in welch großen südamerikanischen Hafenplätzen Schiff und Besatzung sich stets der freundlichsten Aufnahme, besonders seitens der deutschen Kolonien, versichert halten dürfen. Mit klingendem Spiel marschiert die junge Mannschaft im strammen Schritt durch die Straßen dieser volkreichen Hauptstädte oder unternimmt divisionsweise Ausflüge in die nächste Umgebung.

Nach dieser glücklich verlaufenen zweiten Auslandreise musterte ich vom Schulschiff „Großherzogin Elisabeth" ab, um zunächst noch als Leichtmatrose an Bord des Hamburger Frachtschulschiffes „Oldenburg" zu gehen, das im März 1924 von Hamburg nach der chilenischen Ostküste auslief, um dort seine Ladung Steinkohlen zu löschen und dafür im Hafen von Taltal Salpeter einzunehmen. Die Ausreise um das berüchtigte Kap Horn herum verlief zwar sehr stürmisch, brachte jedoch dem Schiff keinen Schaden, von einigen zerfetzten Segeln und gebrochenen Rahen abgesehen. Weit gefahrvoller jedoch gestaltete sich die Rückreise, während welcher das zwar alte, aber immer noch sehr tüchtige Segelschiff bei Kap Horn furchtbare Stürme zu bestehen hatte, die einen Teil des Großmastes über Bord nahmen, in der Takelage eine heillose Verwirrung anrichteten und auf Deck viel Kleinholz machten. Zu der bedeutend herabgeminderten Manövrierfähigkeit des Schiffes gesellte sich in der Passatgegend eine recht unerwünschte, wochenlang andauernde Windstille. Das Tempo der Heimreise wurde durch diese unglücklichen Umstände derart verlangsamt, daß unsere brave „Oldenburg" in der Heimat bereits als überfällig gemeldet wurde. Um das Unheil voll zu machen, trat bald noch Lebensmittelmangel ein, der recht bedrohliche Formen annahm, den Gesundheitszustand der Besatzung ernstlich gefährdete und erst in der Nähe der englischen Südküste durch Hilfeleistung eines englischen Dampfers behoben werden konnte. Es war dies seit Monaten fast das einzige Schiff, das unsern Kurs kreuzte. Die angebotenen Dienste eines englischen Hochseeschleppers wurden im Kanal stolz abgelehnt, und endlich nach mehr als neunmonatiger Abwesenheit erreichte unser schwer havariertes Schiff, einem Wrack nicht unähnlich, mit eigener Kraft Kuxhaven und bald darauf im Schlepp eines Hamburger Bugsierdampfers den heimischen Ankerplatz.

Sogleich musterte ich, inzwischen zum Vollmatrosen befördert, ab, um mich daheim von dieser denkwürdigen Sturmfahrt zunächst einmal gründlich zu erholen.

Der Riesenatlas aufgeschlagen / Phot. Atlantik, Berlin.

Jetzt war es auch an der Zeit, mich zur Abwechslung nach einer Heuer auf einem Dampfer umzusehen. Es glückte mir, ein funkelnagelneues Schiff unter die Füße zu bekommen, und zwar den Tourendampfer „St. Jürgen" der neugegründeten Lübeck-Linie, dessen Besatzung mit der Bahn von Lübeck nach Tönning beziehungsweise Karolinenkoog an der Edermündung fuhr, um das neue Schiff durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach seinem Heimathafen Lübeck zu führen. Ich machte auf dem „St. Jürgen" eine Reihe von Tourenfahrten zwischen Lübeck und Danzig-Neufahrwasser einerseits und Libau, Windau, Riga, Reval und Raumo (Finnland) anderseits mit, ohne aber auf die Dauer Gefallen an dieser wenig interessanten Küstenschiffahrt zu finden. Vielmehr stand mein Sinn jetzt danach, das Entstehen der Seeschiffe auf der Werft aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Durch Vermittlung eines Bekannten kam ich als Schiffbauerlehrling bei einer Lübecker Werft an, wo ich fürs erste an Schiffsplatten die Nietlöcher bohren lernte. Das Eintönige dieser fast drei Monate lang verrichteten Arbeit, verbunden mit der trostlosen Einseitigkeit der Anschauungen meiner Arbeitskollegen, sagte mir aber gar nicht zu; dazu kam der ständige verführerische Anblick der in See gehenden und von dort kommenden, die Werft passierenden Schiffe und der immer lauter mahnende Gedanke an die Schönheiten des freien Weltmeeres, kurzum, ich wußte es zu ermöglichen, daß ich aus der Lehre auf der Werft entlassen und als Offiziersaspirant und „Horcher" auf dem Australiendampfer „Hanau" der Hamburg-Amerika-Linie angemustert wurde.

Die Ausreise mit einer vollen Ladung Steinkohlen mit dem Bestimmungshafen Newcastle in Neusüdwales wurde bald angetreten und führte mich durch das Mittelländische Meer, den Suezkanal, quer durch den Indischen Ozean nach dem kleinsten Erdteil. Dort hatten wir das Pech, zur Zeit des großen australischen Hafenarbeiterstreiks einzutreffen, so daß unser Schiff wochenlang in dem öden, schmutzigen Kohlenhafen von Newcastle stilliegen mußte und seine Besatzung Zeit und Gelegenheit hatte, wahre Weltrekorde im löblichen Angelsport aufzustellen. Doch auch der Streik fand seinen Abschluß; wir wurden unsere schwarzen Diamanten los und nahmen dafür eine Stückgutladung ein, die teils nach Batavia und andern Plätzen Niederländisch-Indiens, teils nach Europa (Genua, Antwerpen, Rotterdam und Hamburg) bestimmt war.

Wieder im Hamburger Indiahafen angelangt, wurde ich von meiner Reederei auf den Passagierdampfer „Nyassa" des Afrikadienstes versetzt, auf dem ich zweimal den schwarzen Erdteil umschiffte, eine Unzahl neuer Eindrücke empfangend und Erlebnisse einheimsend.

Jetzt nahm in mir der Gedanke an den Besuch der Navigationsschule allmählich feste Formen an. Ehe er jedoch spruchreif wurde, mußte ich noch mehrmals an Bord des Salondampfers „Cleveland" die Reise nach Neuyork und zurück machen. Dann nahte endlich der ersehnte Augusttag des Jahres 1927, der die Kursteilnehmer der Steuermannsklasse 1927/1928 erstmals im Klassenzimmer der Lübecker Seefahrtschule versammelte, auf der bekanntlich Phylax Lüdicke alias Graf Luckner den Grundstein für seine Offizierslaufbahn legte.

Ein volles Jahr emsiger Kopf- und Schreibarbeit verging, von denen besonders letztere die schwieligen Seemannsfäuste oft stärker schmerzen ließ als das schwierigste Segelmanöver bei tosender See am Kap Horn; jedoch die Vorprüfung wurde gut bestanden, und das von bestem kameradschaftlichen Geist durchwehte Schulleben nahm seinen Fortgang, bis Ende Juli 1928 der trotz allen Fortschritten gefürchtete Prüfungstermin heranrückte. Ein letztes gewaltsames Büffeln Tag und Nacht, dann die schriftliche Prüfung unter strengster Aufsicht, schließlich das mündliche Tentamen, für das je zwei und zwei Kandidaten, durch das Los bestimmt, antreten mußten. Ich war so glücklich, zwar beileibe nicht summa cum laude, aber doch ohne nennenswerte Havarie die gefährlichen Klippen zu

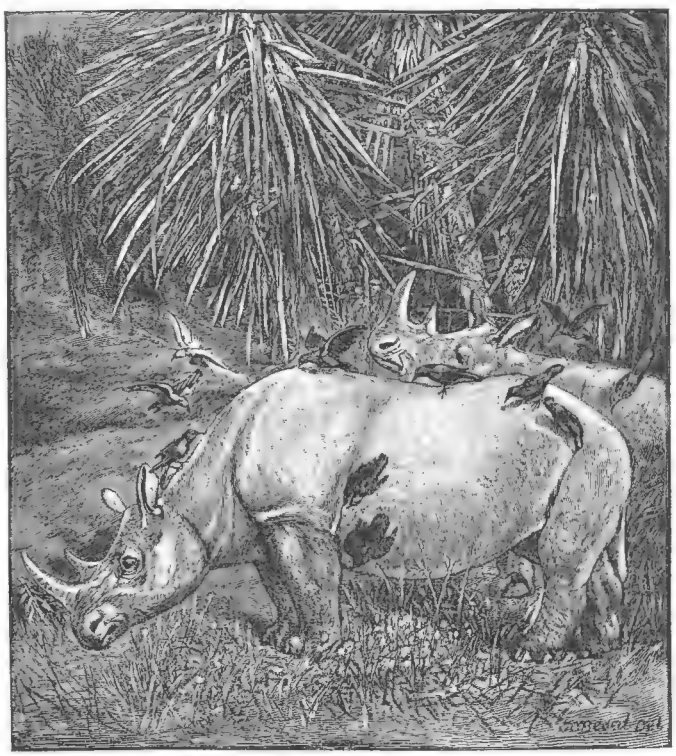
passieren, und konnte mich für knapp achtundvierzig Stunden der goldenen Freiheit erfreuen; denn schon am übernächsten Tag nach bestandener Prüfung kommandierte mich meine Reederei als IV. Offizier auf einen ihrer Luxusdampfer, auf dem ich allerdings nur einmal Neuyorks Wolkenkratzer wiedersehen durfte, denn schon nach der ersten Offiziersreise mußte ich auf einen andern Passagierdampfer übersiedeln, der mich zur Abwechslung wieder einmal nach der chilenischen Küste entführte, diesmal aber durch die Magalhäesstraße.

Zu Hause aber wartete treu und brav „Der Gute Kamerad" auf mich, der mir als Lotse für meine Lebenslaufbahn gedient hat.

Freundschaften im Tier- und Pflanzenreich

Nicht alle Tiere stehen so zueinander wie Katze und Hund, und selbst diese beiden, die zur Verkörperung der Feindschaft geworden sind, vertragen sich oft sehr gut, wenn sie aneinander gewöhnt sind und nicht aufeinander gehetzt werden.

Es gibt aber auch andere und sogar sehr verschiedenartige Tiere, die hilfsbereit gegeneinander sind und treu zueinander halten, so daß man geradezu von einer Freundschaft zwischen ihnen sprechen kann.



Weißes Nashorn mit Madenhackern / Nach einer Zeichnung von J. C. Beard.

Einen treuergebenen Helfer hat zum Beispiel der gefährliche und gefräßige Haifisch in den kleinen gestreiften Fischchen (Naucrates ductor), die man geradezu die „Piloten" des Haifisches nennt. Wenn dieser gefürchtete große Räuber auf seine Fahrt auszieht, schwimmen die kleinen Piloten ihm voraus, erkunden das Wasser und benachrichtigen ihn, wenn sie auf Beute stoßen, die für den Haifisch in Betracht kommt.

Von anderer Art sind die Dienste, die ein kleiner Regenpfeifer dem Krokodil leistet. Dieser kleine Vogel scheint nichts davon zu wissen, daß das Krokodil zu den unbeliebten Geschöpfen gehört, weil sein riesengroßer Appetit kaum etwas verschmäht, das ihm gerade in den Weg kommt, denn der Regenpfeifer läuft nicht nur unbesorgt auf dem Panzer des Krokodils umher und sammelt ihm alle Wasserinsekten und Würmer ab, er wagt sich sogar in den Rachen seines gefährlichen Freundes und verzehrt dort die Blutegel, die sich an des Krokodils Zahnfleisch festgesaugt haben. Manchmal macht das Krokodil den Rachen zu, während der Regenpfeifer darin sitzt; dem Vogel geschieht aber nichts, und er wartet zusammengeduckt so lange, bis sich das Gefängnis wieder öffnet. Von diesem Freundschaftsverhältnis hat ganz entschieden das Krokodil den größeren Nutzen. Es wird nicht nur von allen lästigen Insekten und Schädlingen befreit und gesäubert, sondern der Regenvogel ist auch ein sehr zuverlässiger Wächter. Er ist sehr schreckhaft und stößt bei jedem verdächtigen Geräusch einen Warnungsruf aus. Das Krokodil beachtet dieses Signal auch stets sofort, taucht unter und bringt sich dadurch in Sicherheit. Dem Vogel hat man deshalb den Namen „Krokodilwächter" beigelegt.

Auch Elefant und Nashorn haben ihre gefiederten Freunde, die afrikanischen Starvögel, Madenhacker genannt. Sie haben sich die Felle dieser Riesen unter den Tieren zu ihren Jagdgründen ausersehen und sammeln ihnen das Ungeziefer von der Haut. Die Vögel finden dabei ihre auskömmliche Nahrung, Elefant und Nashorn aber werden ihre unerwünschte Einquartierung los.

Eine recht innige Freundschaft besteht in der Tiefe des Meeres zwischen dem Einsiedlerkrebs und der Mantelanemone, die keine Blume, sondern ein Strahlentier ist. Der Einsiedlerkrebs siedelt sich in einer verlassenen Muschel an, und seine beständige Lebensgefährtin ist die Anemone. Sie wohnen so nahe beieinander, daß alle Nahrung, die dem einen Tier zukommt, auch vom andern benutzt werden kann. Wenn der Krebs einmal seine Wohnung wechselt, dann nimmt er sogar die Anemone mit, trennt sie mit seinen Scheren von ihrem Anheftungspunkt an der alten Muschel los und hält sie, ebenfalls mit den Scheren, so lange an die neue Muschel, bis sie sich dort angehängt hat. Damit sie schneller „anwurzelt", gibt er ihr von Zeit zu Zeit einen leichten Schlag und drückt sie auch recht fest gegen die neue Wohnung. Ist der Umzug beendet, dann leben die beiden in der gleichen vertrauten Gemeinschaft wei-

ter wie zuvor. Wie unsere Bilder zeigen, geht der Krebs auch andere Gemeinschaften ein.

Es gibt aber auch freundschaftliche Beziehungen zwischen Tieren und Pflanzen. Man braucht nur das Leben auf einer blühenden blumenreichen Wiese zu beobachten, um festzustellen, wie gut Tiere und Pflanzen zueinander stehen. Jedes Insekt hat Blüten, die es besonders bevorzugt. Farbe und Duft, also das Äußere, aber auch der reichgedeckte Tisch sind maßgebend für diese Zu- und Abneigungen.

Eine Freundschaft ganz eigener Art besteht zwischen den Ameisen und den blauen Flockenblumen. Die Ameisen nehmen diese Blume in ihren besonderen Schutz, sie verteidigen sie unter Einsatz ihrer ganzen Kräfte und schützen sie vor feindlichen Angriffen. Es gibt nämlich Blumenkäfer, die mit Vorliebe die zarten Knospen der Flockenblume anbeißen und dadurch zerstören. Sobald sich solch ein Käfer der Blume naht, richten sich die Ameisen auf, halten sich nur mit den Hinterbeinen an ihrem Standort fest und vollführen mit den Vorderbeinen die heftigsten Abwehrbewegungen, lassen die Kiefer hörbar aufeinanderklappen, kurz, tun alles, um den Käfer zurückzuschrecken. Bleibt er aber zudringlich, so kommt es zu regelrechten Kämpfen, in deren Verlauf die Ameisen die Blumenkäfer in die Füße beißen und dadurch verjagen. Zur Belohnung und als Siegespreis spendet die Blume ihren Beschützern Honigtröpfchen, die von den kleinen Schlemmern mit Behagen aufgeschlürft werden.

Die Ameisen haben noch mehr solcher Freundschaftsverhältnisse. Den Raupen der Bläulinge lassen sie ebenfalls allen erdenkbaren Schutz angedeihen. Sie tragen sie vor dem Beginn der Verpuppung in den Ameisenbau, hüllen sie sorgfältig ein und helfen später sogar dem Schmetterling beim Ausschlüpfen. Die Raupe zeigt sich für alle diese Dienste erkenntlich und bietet ihnen zwar kein Nahrungs-, wohl aber ein Genußmittel, für das die Ameisen eine wahre Leidenschaft haben. Aus den Rückenwarzen der Bläulingsraupen quillt nämlich ein süßer Saft, der den Ameisen über alles geht und an dem sie sich förmlich berauschen.

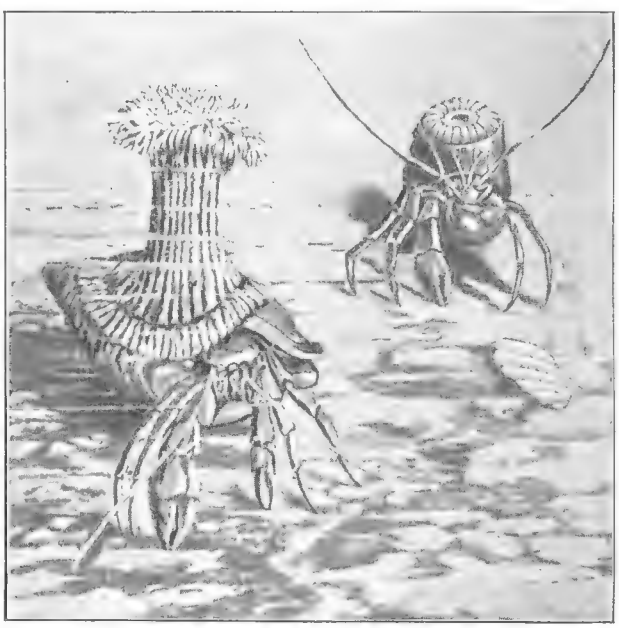
Es gibt aber noch viel innigere Freundschaftsbeziehungen als die geschilderten. Das Ergebnis einer solchen Freundschaft ist die Flechte, die an Steinen und Bäumen, auf der Erde und an Mauern kriecht. Selbst bei scharfem Zusehen glaubt man, in der Flechte eine Einheit vor sich zu haben. Dennoch haben sehr eingehende Forschungen ergeben, daß die Flechte eine Vereinigung von Pilzen und Algen ist. Die Alge verfügt über die Fähigkeit, alle Nahrungsstoffe aus der Luft herauszuziehen und sie in ihrer „Küche" in die Speise zu verwandeln, die sie zu ihrem Wachstum braucht. Es kommt ihr dabei gar nicht darauf an, so viel zu „kochen", daß auch noch etwas für andere übrigbleibt, und so fällt von ihrem Tisch denn recht viel für die kleinen Schlauchpilze in ihrer Nachbarschaft ab. Der Pilz zeigt sich wiederum auf andere Art erkenntlich

Einsiedlerkrebs in Freundschaft mit dem Korkschwamm, der ihn mit einem Schutzpanzer umgibt.

und verschafft der Alge das zu ihrem Gedeihen notwendige Wasser. Selbst aus dem härtesten Gestein vermag er nämlich dank seiner ätzenden Säure ein Tröpfchen Wasser hervorzuzaubern, so daß die Alge auch dort wachsen kann, wo sie ohne die Hilfe des Pilzes verdorren müßte. Das Freundschaftsverhältnis, von dem beide Teile gleichviel Nutzen haben, ist mit der Zeit so innig geworden, daß sie vielfach zu einer förmlichen Einheit verschmolzen sind und Flechten hervorbringen, die sich nicht mehr in Algen und Pilze zergliedern lassen, sondern etwas ganz Neues, Untrennbares bilden.

Wie man den Ton der Glocke vor dem Guß bestimmt

Der Ton einer Glocke ist einzig von ihrem unteren Durchmesser bedingt; Höhe, Gewicht und Wandstärke beeinflussen nur die Klangfarbe und Klangfülle. Erfahrungsgemäß gibt eine Glocke von 84 Zentimeter



Schmarotzerrose als Gefährtin eines Bernhardinerkrebses.

unterer Weite das zweigestrichene C; die Erfahrung lehrt ferner, daß die Schwingungszahlen einer Glocke im nämlichen Verhältnis abnehmen, wie der Durchmesser zunimmt. Daraus läßt sich unter Zugrundelegung der bekannten Verhältnisse der Töne einer Oktave der untere Durchmesser der Glocke für jeden Ton berechnen. Aus dem Durchmesser läßt sich sodann leicht die ganze Form bestimmen. Da die Schwingungszahl der Oktave zu der Schwingungszahl des Grundtons sich verhält wie 2 : 1, so gibt eine Glocke von 42 Zentimeter Durchmesser das dreigestrichene C, eine solche von 168 Zentimeter das einfache C. Bei einem aus Grundton, großer Terz, Quinte und Oktave bestehenden Geläute ergibt sich der vollkommenste musikalische Wohlklang.

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Der Schuß hatte auch mich wieder zu mir gebracht. Heini und ich halfen Ernst beim Aufstehen. Er war bei klarem Bewußtsein und sprach, als sei ihm gar nichts geschehen. ‚Ich habe keine Ahnung,‘ sagte er, ‚ob die Bären hier paarweise leben. Jedenfalls müssen wir damit rechnen und möglichst rasch von hier fort. Ich werde versuchen, den Abstieg zu schaffen.‘

Erst als wir aus der Höhle an das Licht herauskamen, erkannten wir, wie schwer Ernsts Verletzungen waren. Sein rechter Arm war so furchtbar zugerichtet, daß ich die Augen fortwenden mußte, als mein Blick darauf fiel. Auch an andern Stellen sickerte das Blut durch die Kleidung, die bös zerrissen war. Es war uns ein Rätsel, wie er sich auf den Beinen halten konnte. Nun, von der Willenskraft Ernst Bergmanns konnten wir uns immer noch keinen Begriff machen. Jeden Augenblick fürchteten wir beide auf diesem Wege, daß der Blutverlust und die Anstrengung zusammen mit dem Schmerz ihn ohnmächtig werden lassen würden, und dann mußte er unfehlbar abstürzen, war doch der Pfad so schmal, daß wir ihn nicht stützen konnten und es auch nichts genützt hätte, die Kameraden zu Hilfe zu holen. Aber unsere grenzenlose Angst war unbegründet. Ernst hielt sich aufrecht, bis der Pfad hinter uns lag und wir auf eine Plattform von einigen Metern Durchmesser kamen. Da freilich mußte er sich setzen.

‚Lauf zum Zelt und hole die Freunde!‘ sagte Heini zu mir. ‚Ihr müßt Zeltbahnen und die Leine mitbringen. Mach' rasch!‘

‚Laufe du!‘ entgegnete ich. ‚Ich will bei Ernst bleiben.‘ Aber ein Blick von Ernst genügte, um mich gehorchen zu lassen. Ich hatte durch meinen Trotz schon gerade genug angerichtet. Atemlos, kaum imstande zu sprechen, kam ich beim Zelt an. In der kürzesten Zeit, die möglich war, trafen wir wieder oben ein. Wir fanden Ernsts Wunden schon verbunden. Heini hatte aus seinem Hemd Notverbände angelegt, um die Blutung etwas aufzuhalten. Ernst selbst war bewußtlos.

‚Wenn ein zweiter Bär zu der Höhle gehört, so muß er hier vorbei,‘ erklärte Heini. ‚Ernst muß also zum Zelt geschafft werden, das ist das erste.‘ Er übernahm alle Anordnungen, und wir gehorchten ohne weiteres. Es war ein gefährliches und schwieriges Unternehmen, diese Beförderung, und dauerte fast eine halbe Stunde.

Unten setzte sich Heini sofort mit uns über die Karte und erklärte den nächsten Weg zum ersten Dorfe. Helmut, Detlev und mich schickte er los, und ihr könnt euch wohl denken, daß wir gerannt sind, was die Lungen nur hergaben. Ich hatte gemeint, es sei das beste, wenn wir gleich alle Mann Ernst dahin schafften, aber Heini hatte recht, diese Beförderung hätte viel länger gedauert als unser Lauf und der Marsch des Arztes zum Zelt. Auch erwies es sich als gut, daß Heini nicht nur einen fortgeschickt hatte, denn Detlev vertrat sich im Lauf über das Geröll den Fuß, und so konnte Helmut bei ihm bleiben und ihm zum Lager zurückhelfen, während ich weiterlief. Vierzig Minuten brauchte ich bis zum Ort. Einen Arzt hatte das Dorf zwar nicht, glücklicherweise aber wenigstens Telephonverbindung. So konnte ich den Arzt anrufen. So schlecht auch mein Französisch sonst ist, die Angst um Ernst ließ mich die rechten Worte finden, und der Arzt versprach, sogleich zu kommen.

Er kam zu Pferd an, ich mußte mich hinten drauf setzen, und dann ging es los. Erstaunlich war die Leistung des Pferdes bei dieser Last. Anderthalb Stunden, nachdem ich aufgebrochen war, kamen wir beim Lager an. Die beiden andern waren noch nicht zurück. Doktor Dydaklieff machte zuerst ein recht bedenkliches Gesicht, als er den Arm sah, aber zum Glück stellte sich die Verletzung als leichter heraus, als sie aussah. Der Verband wurde erneuert und dabei, nein, beim Nähen vorher vielmehr, erwachte Ernst.

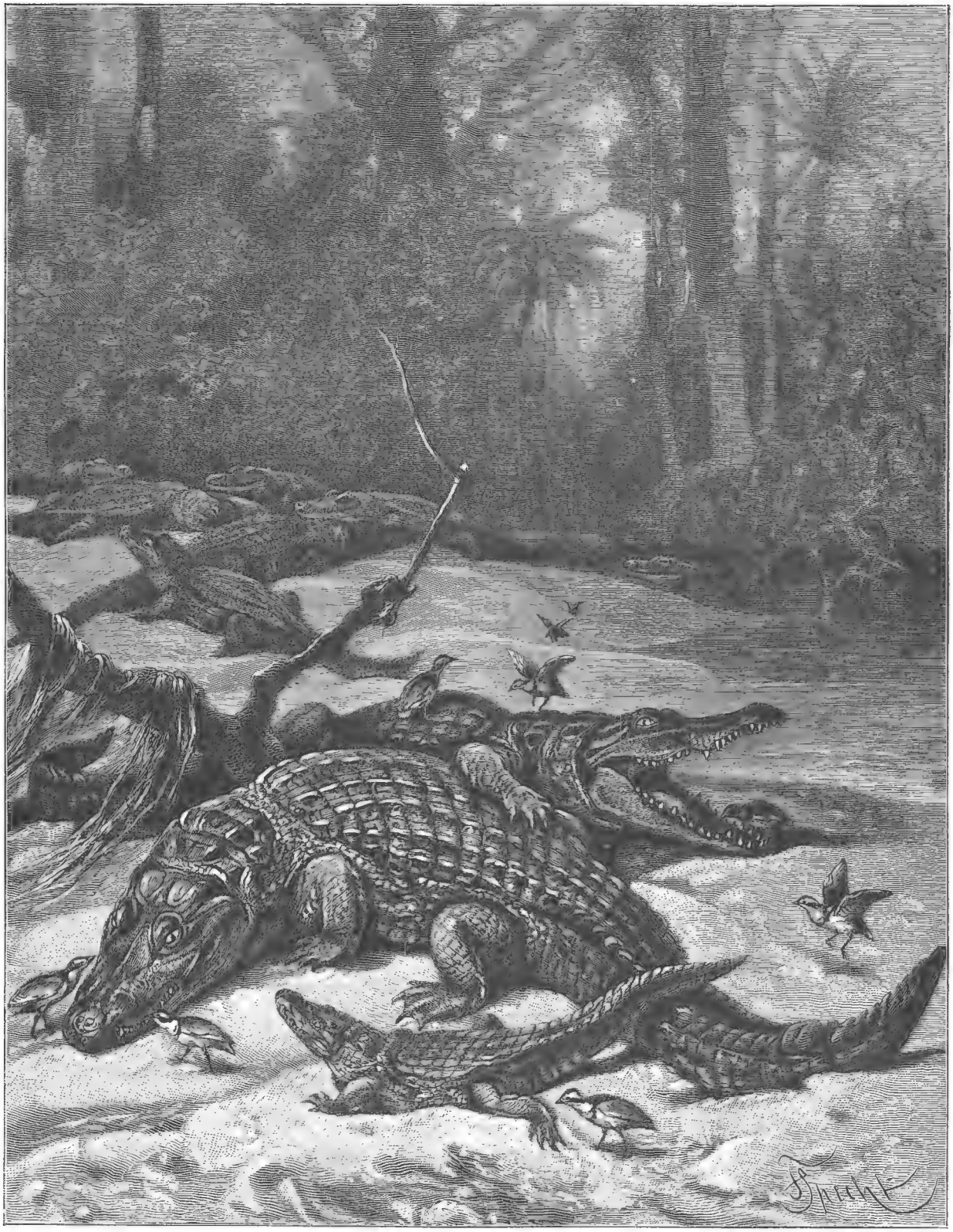
‚Wird der Arm steif bleiben, Herr Doktor?‘

Der Arzt beruhigte ihn. ‚Nein, Sie haben Glück gehabt; nur drei Finger der rechten Hand werden wohl steif bleiben, das heißt, beweglich schon, aber Sie werden sie nicht mehr ganz strecken können.‘

Da ging ein düsterer Schatten über Ernsts Gesicht, und er stöhnte kurz auf.

Der Doktor wunderte sich über den jungen Mann, der derart Herr über den körperlichen Schmerz war, diese Eröffnung aber so schwer nahm, wo die Sache doch noch ungemein glimpflich verlaufen war; ahnte er doch nicht, daß für Ernst sich damit kurz vor der ersehnten Erfüllung der erwählte und geliebte Beruf für immer verschloß. Ich aber wußte es, wußte auch, was das für Ernst bedeuten mußte, ging vom Lager weg und heulte fürchterlich.

Der Arzt sagte dann, daß es genüge, wenn Ernst drei Tage vollkommen ruhig liege; dann könne er



Krokodile und Krokodilwächter / Nach einer Zeichnung von F. Specht.

den Marsch fortsetzen, einen Rucksack dürfe er freilich noch nicht tragen. Er fragte noch, ob wir ein Fieberthermometer hätten, und sagte, wenn über 38 Grad Fieber käme, sollten wir ihn wieder holen. Dann hielt er mir noch eine gewaltige Standpauke und erklärte, keinem Bären wäre es eingefallen, mir etwas zu tun, wenn ich nicht ausgerechnet in die Höhle eingedrungen wäre. So liegt tatsächlich die volle Schuld an Ernsts Unfall auf mir. Der Arzt ritt fort, nachdem wir ihn bezahlt und ihm auf das herzlichste gedankt hatten. Er nahm noch etwas Post mit, durch die wir unsere Eltern benachrichtigten, daß wir nun erst mit zwei Tagen Verspätung würden eintreffen können.

In diesen drei Tagen dort im Lager überschütteten wir Ernst mit Beweisen unserer Liebe. Ich hatte gefürchtet, daß er mich nach der Heimkehr aus der Gruppe werde ausschließen wollen, und wußte selbst, daß ich das verdient hätte. Aber nichts von alledem erfolgte. Ernst rief mich nur zu sich und sagte, daß ich nun wohl einsehe, wie sein Verbot am Platze gewesen sei, und er hoffe, daß ich künftig dem Führer folge. ‚Sieh mal,' sagte er, ‚wenn ich dir nun nicht nachgeeilt wäre, dann wäre der Bär ja wohl mit dir fertig geworden, und glaubst du, ich wäre heimgefahren und hätte deinen Eltern gesagt: ‚Ihr Sohn ist tot'? So ist ja nun alles noch glücklich abgelaufen. Es tut mir nur leid um den Bären, ich habe diese Tiere so gern; er hätte noch lange leben können und sicher nie einem Menschen etwas getan.'

Ja, so war Ernst. Nie hätte er mir das Herz durch Vorwürfe schwer machen mögen. ‚Alles noch glücklich abgelaufen,' sagte er, wo doch seine ganzen Zukunftsträume zerstört waren. Das ist Hochherzigkeit, und die ist etwas gewaltig Seltenes auf der Welt. Ich für meinen Teil glaubte damals, daß ich mich für Ernst jederzeit rädern lassen würde, wenn es sein müsse. Und wie war es dann, als er viel weniger von mir verlangte? Ach, sind wir Durchschnittsmenschen doch schwache Geschöpfe!

Nun, um fortzufahren: Helmut und Karl, die zu Hause schon früher Tiere ausgestopft hatten, machten sich heimlich daran, den Bären abzuhäuten, allerdings erst, nachdem wir einwandfrei wußten, daß das Tier Junggeselle gewesen war und das Auftauchen seiner erzürnten Witwe somit nicht zu befürchten stand. Ernst wußte nichts davon, es war ihm dann nachher auch nicht recht. Ihm wäre es lieber gewesen, wir hätten dem Tier ein schönes Grab bereitet. So wollte er denn auch das Fell nicht annehmen, und darum bekam ich es. Oft genug habt ihr es ja bei mir gesehen, und ich habe euch auf eure Fragen immer erzählt, ein Onkel von mir habe es mitgebracht.

Detlevs Fuß hatte in diesen drei Tagen ebenfalls Zeit, sich zu erholen; es war nur eine allerdings recht schmerzhafte Sehnenzerrung gewesen.

Überhaupt waren diese drei Tage in der unberührten Landschaft bei dem herrlichen Wetter eine einzige Glückseligkeit. Die Gruppe war nun so sehr einander verbunden, daß jeder der Freund jedes andern war und wir neun Mann glaubten, daß das wohl bis an unser aller Tod so bleiben würde. Ernst gönnte sich Ruhe, lag im angenehm kühlen Schatten unter einer Silberpappel und sah zu, wie wir spielten, wenn wir nicht gerade alle um ihn herumsaßen und er uns erzählte. ‚Schade, daß wir nicht zu Ostern hier waren!' meinte er einmal. ‚Da soll es hier Sitte sein, daß am ersten Ostertage morgens jeder Mensch dem ihm auf der Straße Begegnenden um den Hals fällt und ihn küßt. ‚Christos anestin (Christus ist auferstanden)!' sagt er dazu, und der andere muß ihn wiederküssen und sagen: ‚Chalitis anestin (er ist wahrhaftig auferstanden),' und das jedesmal, wenn zwei sich treffen, auch wenn sie einander gar nicht kennen oder gar spinnefeind sind.' Wir lachten herzlich über diesen uns so ungewöhnlich erscheinenden Brauch, vor allem aber freuten wir uns, daß Ernst sich nicht vom Trübsinn unterkriegen ließ und wieder wie vorher Sinn für Humor hatte.

Fieber stellte sich bei Ernst nicht ein, und so konnten wir denn am dritten Tage weitermarschieren. Wir acht rissen uns förmlich darum, wer dieses und wer jenes von Ernsts Sachen tragen durfte, obwohl wir vorher in der Hitze immer über die Schwere unseres Gepäcks gestöhnt hatten. Ernst selbst nahm nur die Kartentasche, und los ging es. Von der Höhe aus betrachteten wir dann noch eine Weile schweigend den Platz, der uns in diesen vier Tagen so viel Leid, Aufregung und auch Glück gebracht hatte, und nahmen gleichzeitig innerlich von der wunderschönen Balkanfahrt Abschied, denn nun ging es heimwärts. Die Zeit war eben um, und auch das Glück dauert nicht ewig. Dann wurde flott marschiert, und am Abend saßen wir in der Eisenbahn, die uns über Sofia nach Lom Palanka an die Donau bringen sollte.

Die Eisenbahnfahrt dauerte lange und war nicht sehr angenehm. Es herrschte eine fürchterliche Luft in den sehr besetzten Wagen. Die Mitreisenden schienen sich aber gerade dabei sehr behaglich zu fühlen, denn sie erhoben lebhaft Einspruch, als wir ein Fenster öffnen wollten. So unterließen wir das und hielten uns in der Hauptsache auf den Plattformen auf. Die Schönheit der Landschaft, die der Zug durchfuhr, entschädigte schließlich auch für die Unbequemlichkeiten. Wir fuhren wieder durch das Strumatal, das wir durchwandert hatten, und frischten die Erinnerung an jene schönen Tage auf. ‚Dort war es, weißt du noch, als wir dieses erlebten?' so ging es immer wieder. Wenn ich nicht irre, fuhren wir auf einer Bahn, die von deutschen Eisenbahntruppen während des Krieges für militärische Zwecke gebaut wurde, einer Schmalspurbahn. Hatten wir doch auf dem Marsch ein Denkmal gesehen, das die deutschen Eisenbahntruppen ihren gefallenen Kameraden dort errichtet hatten, und Bulgaren hatten es uns so erzählt. Sie haben gute Arbeit geleistet, unsere

braven Eisenbahner, denn heute noch tut diese Bahn ihre unschätzbaren Dienste für den sonst oft so unzureichenden Verkehr des Landes.

In Sofia hielten wir uns nicht weiter auf, sondern benützten gleich die nächste Bahnverbindung nach Lom Palanka. Dort angekommen, gingen wir zur Abfahrtstelle der Donau-Expreßdampfer. Der Dampfer lag auch bereits da.

‚Können wir schon etwas Gepäck auf dem Dampfer unterstellen?‘ fragte Ernst einen Beamten der Gesellschaft. ‚Wohin wollen Sie?‘ — ‚Nach Wien.‘ — ‚Ja, dann ist es recht.‘

So brachten wir denn Ernsts Rucksack, den wir auf der Bahn wieder zusammengepackt hatten, in die Kajüte. Wir andern behielten unsere Rucksäcke auf.

Nun hieß es noch einige Andenken für die Unsern in der Heimat einkaufen. Sie sollten billig und hübsch sein. Wir bekamen denn auch für wenig Geld sehr feine bulgarische Töpferwaren und Holzbrandarbeiten, auf welchen Gebieten die Heimindustrie des Landes besonders schöne Sachen hervorbringt. Die Teller und Kannen waren irden, glasiert und zeigten sehr feine farbige Muster. Auch an den Holzdosen bestätigte es sich, daß das bulgarische Volk einen sehr fein entwickelten Farbensinn hat; es waren geradezu kleine Schmuckstücke, die wir da erstanden.

Stolz auf unsern Einkauf, kehrten wir zur Dampferbrücke zurück, wo wir zu unserm Entsetzen das Schiff aber nicht mehr vorfanden, obwohl es nach dem Fahrplan erst in zwei Stunden abfahren sollte. Es war ganz einfach fort und mit ihm Ernsts Gepäck. Woran dies lag, hörten wir bald: es war das der Dampfer nach Widdin gewesen, nicht der, der weiter bis Wien fährt, und bei der Ähnlichkeit der beiden Städtenamen hatte der Beamte verstanden, wir wollten nach Widdin. Das war ja nun wirklich eine nette Bescherung, denn der Rucksack enthielt viel teuere und auch einige geradezu unersetzbare Dinge. Glücklicherweise lag Widdin ja auf unserer Strecke, und wie wir zu unserer Freude hörten, lief auch unser richtiger Dampfer den Ort an und hatte dort zwanzig Minuten Aufenthalt. Würde es möglich sein, den Rucksack wiederzubekommen? Würde der nicht schon längst gestohlen sein? Na, das mußten wir abwarten!

Unser Dampfer kam denn auch, und die Reise ging los. Wir waren alle schrecklich müde, aber einschlafen durften wir nicht, denn um halb eins in der Nacht sollten wir Widdin anlaufen.

‚Der Dampfer liegt im Strom vor Anker,‘ sagte der Steuermann; ‚den können Sie nur mit einem Boot erreichen. Die Schwierigkeit liegt in der Zolluntersuchung.‘

Ernst beauftragte Heinz mit der Erledigung, weil dieser von uns Jüngeren noch am besten Französisch konnte. Der Dampfer war noch gar nicht ganz an der Brücke, als Heinz schon herunter war. ‚Halt!‘ schrien die Zollbeamten, die jeden, der von Bord geht, und jeden, der an Bord kommt, untersuchen müssen. Aber der Junge rannte wie Houben und war schon in der Nacht verschwunden. Dort drüben, die drei Laternen im Strom, das war der Dampfer. Himmel, schlief denn der ganze Ort schon? Er brauchte doch einen Mann und ein Ruderboot. Da, endlich kam ein Mensch; aber der verstand kein Wort Französisch. Nun, so mußte es mit der Zeichensprache und drei Worten Bulgarisch gehen.

Ingenieure in 250 Meter Höhe am Königswusterhauser Funkturm.
Phot. A.B.C., Berlin.

Jedoch begriff der Mann erst, als Heinz ihm einen Geldschein unter die Nase hielt und mit der Taschenlampe beleuchtete. Ein wilder Lauf hub an, dann saßen sie in einem Ruderboot, und der Bulgare begann wie toll zu rudern. Ob das Boot dem Mann überhaupt gehörte, wußte Heinz nicht, war ihm auch gleichgültig. Fünfzehn Minuten waren schon verstrichen, als sie auf dem Dampfer standen. Gottlob, der Rucksack lag noch unberührt da! War es noch zu schaffen mit der Rückfahrt?

Als der Wiener Dampfer die Taue losmachte und von der Brücke abdrehte, standen wir acht an der Reling und guckten uns die Augen aus. Vielleicht, wenn Heinz jetzt kam, hielt der Dampfer noch einmal an. Ja, nun war es aber vorbei mit dieser Hoffnung,

Der bestrafte Nesträuber

1. Es ist im Lande der Chinesen
Einmal ein frecher Bursch gewesen
Mit einem langen, dünnen Zopfe
An seinem schlitzgeäugten Kopfe,
Dran wie ein Riesenschmetterling
Die himmelblaue Schleife hing.
Der sah aus seinem Wohngemach
Ein Storchennest auf Nachbars Dach,
Darin drei große Eier lagen —
Ein Götterschmaus für seinen Magen.
Er schmeckt sie schon, der Bösewicht,
Und achtet auf den Wächter nicht,
Den in der seltsamen Gruppierung
Er hält für eine Dachverzierung.

nun fuhr der Kasten schon wieder mit voller Fahrt, die Landungsbrücke verschwand hinter uns.

‚So ein Theater!‘ tobte Ernst. ‚Sitzt nun der Junge da in dem Kaff, ohne Paß, ohne genügend Geld! Ein Konsulat ist da auch nicht. Weiß der Deibel, was man da machen soll, zumal der Kasten jetzt erst wieder Belgrad anläuft!‘

So gingen wir schließlich zur Beratung in unsere Kajüte zurück. Da saß Heinz, hatte Ernsts Rucksack neben sich auf der Bank und biß gerade in ein Butterbrot.

‚Junge, wie kommst du denn hierher?‘

Seelenruhig erzählte er uns, daß er absichtlich nicht an die Brücke gekommen sei, weil dort doch die Zollbeamten erst wieder sein Gepäck hätten durchsuchen wollen, und so lange hätte der Dampfer bestimmt nicht warten können. So war er mit dem Kahn an die Stromseite des Dampfers herangefahren, und gerade als das Schiff die Fahrt begann, war er mit dem Rucksack aufgeentert. Es war nicht zu leugnen, daß niemand von uns Älteren die Sache geschickter hätte anstellen können, und Heinz war der Held des Tages.

In rascher, auch nachts keine Stunde unterbrochener Fahrt brachte uns der Dampfer vorwärts. Wir kamen an der Türkeninsel Ada Kaleh vorbei, die wir sehr schön fanden. Wir fuhren auch durch das Eiserne Tor bei Turnu Severin, waren davon aber schwer enttäuscht. Wir hatten uns darunter steilragende Felsen vorgestellt und eine wilde Donau, die sich dazwischen durchdrängt. Nun war dieses Eiserne Tor eine sehr zahme Angelegenheit, ähnlich unserer Porta Westphalica, unter der man sich meistens auch etwas Bedeutenderes vorstellt. Allerdings kamen wir dann auch durch Gegenden, wo die Landschaft unsern Erwartungen vollauf entsprach, aber am Eisernen Tor war das jedenfalls nicht der Fall. (Schluß folgt)

Wie baue ich mir ein Paar Skier?

Von Dipl.-Ing. H. Röhrig

Es gibt nicht leicht etwas Herrlicheres, als mit den langen Brettern über die glitzernde Schneefläche zu huschen, die klare, reine Winterluft dabei zu atmen und die einzigartige Pracht der Winterlandschaft mit all ihren eigenartigen Farbenspielen zu genießen. Wie oft aber habe ich schon in Sportgeschäften Jungen gesehen, die mit ihrem mageren Taschengeld die nur allzu verständliche Sehnsucht nach ein Paar Skiern nicht stillen konnten! So habe ich mich denn entschlossen, den Bau von solchen zu beschreiben. Es gibt wohl nicht viele gesunde Jungen, die nicht mit Säge und Hobel umzugehen wissen, die nicht die Handhabung von Stemmeisen und Lochbeitel verstehen, so daß wohl kaum einer nicht imstande wäre, an Hand unserer Anleitung mit ganz geringen Unkosten zu einem Paar Skiern zu kommen.

Die Skier machen wir aus Eschenholz, das wir am sichersten bei einem Stellmacher für einige Pfennige bekommen. Wir suchen uns zwei ganz astreine Bretter aus und achten insbesondere darauf, daß wir altes, abgelagertes, also völlig trockenes Holz bekommen. Wer es sich leisten kann, läßt sich die Hölzer aus einem Stamm herausspalten. Man wählt aber weder Bretter vom Rande, noch ganz aus der Mitte; die dazwischenliegenden sind die geeignetsten.

Die Länge der Bretter stellt man fest, indem man, auf ganzer Sohle stehend, mit ausgestreckten Fingern hochgreift (Abbildung 1). Die Entfernung von der Sohle zur Fingerspitze entspricht der Mindestlänge der Skier. Wir geben aber noch einige Zentimeter zu, da man doch einige Jahre mit den Skiern laufen möchte und sie nicht schon im nächsten Winter als „verwachsen“ ablegen will. Die Breite richtet sich nach dem Fuß beziehungsweise nach der Schuhsohle; die größte Breite

des Skis ist um 5 bis 10 Millimeter breiter zu nehmen als die größte Breite der Schuhsohle. Die Dicke beträgt 20 bis 25 Millimeter, je nach dem Gewicht des Läufers. Nach diesen Maßen erstehen wir uns also bei einem Stellmacher die Bretter, geben aber wohlweislich überall einige Millimeter zu, da ja beim Bearbeiten immer etwas abfällt.

Nun hobeln wir eine Schmalseite mit der Rauhbank genau gerade und stellen fest, wie die Maserung verläuft. Diejenige Breitfläche, an der die Maserung am gleichmäßigsten verläuft, wo also die „Jahre" parallel zur Breitfläche verlaufen, wählen wir zur Unterfläche, zur Laufsohle des Skis und hobeln auch diese sorgfältig gerade. Insbesondere ist darauf zu achten, daß die Fläche nicht windschief wird.

Nach der Maserung richtet sich auch die Wahl von Vorderteil und Ende der Skier, und zwar müssen die Jahre nach vorn eher etwas von der Breitfläche abstehen, als näher auf diese zukommen. Wenn man sich die Masern etwa als locker stehende Haare vorstellt, so muß ein Gleiten von vorn nach hinten die Haare andrücken und nicht „gegen den Strich" gehen. Abbildung 2 erläutert diesen wichtigen Umstand noch eindrucksvoller, als alle Worte es vermögen.

Auf der gehobelten Breitfläche ziehen wir in der Mitte, genau parallel zur gehobelten Schmalseite, eine Linie, die wir nach Abbildung 3 einteilen. Mit dem Winkel, den wir an der gehobelten Schmalseite anlegen, ziehen wir durch jeden Teilpunkt eine Senkrechte und tragen rechts und links von der Mittellinie die halben Maße ab, die in der untenstehenden Tabelle a angegeben sind.

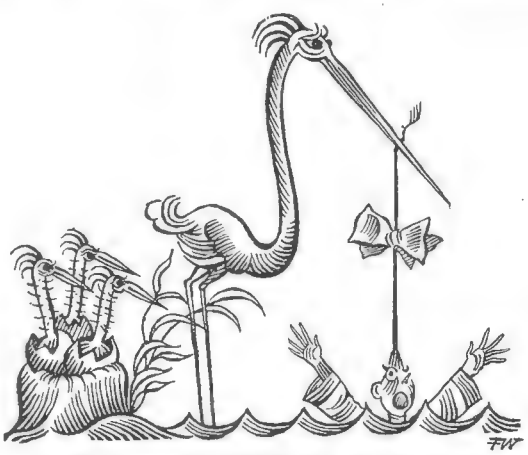
Die in Tabelle a angegebenen Zahlen sind mit der größten Sohlenbreite zu multiplizieren. Das Produkt ergibt die endgültige Breite des Skis an der betreffenden Stelle.

In Tabelle b sind die Dickenmaße angegeben. Für sehr leichte Personen kann die Stärke geringer gehalten werden. Dabei ist aber zu beachten, daß die schwächste Stelle nicht dünner als höchstens 6 Millimeter wird.

Längenpunkt am Ski	a	b mm	Längenpunkt am Ski	a	b mm
0	0,900	10,0	12	0,830	18,0
1	0,880	11,5	13	0,845	15,0
2	0,855	13,5	14	0,870	11,0
3	0,840	16,0	15	0,900	9,0
4	0,825	19,0	16	0,950	8,0
5	0,810	22,0	17	1,000	8,0
6	0,805	24,0	18	1,020	8,0
7	0,800	25,0	19	0,775	11,0
8	0,800	25,0	a	0,600	12,5
9	0,800	25,0	b	0,400	14,0
10	0,810	24,0	c	0,190	18,0
11	0,815	21,0	d	0,190	18,0

Auf diese Weise erhalten wir auf den Senkrechten eine Reihe von Punkten, die durch schlanke Kurven miteinander verbunden werden, und diese geben die endgültige Form des Skis an. Ebenso zeichnen wir von jeder Senkrechten eine weitere Linie auf die Schmalseite, auf denen wir die Maße der Tabelle b sinngemäß auftragen. Die andere Schmalseite wird oberflächlich abgehobelt; auch auf sie werden die Maße von der gehobelten Breitseite aus angetragen. Wir erhalten dadurch den Verlauf der oberen Breitfläche, indem wir auch diese Punkte durch eine Kurve miteinander verbinden. Aus Abbildung 4 ist alles weitere ersichtlich. Die dort schraffierten Flächen werden abgearbeitet.

2. Schon will er seine Hände strecken,
Die Eier in den Sack zu stecken,
Da wird der Zierat auf dem Dach
Auf einmal aus dem Schlafe wach
Und hebt den Schnabel fürchterlich
Und klappert los: „Jetzt hüte dich!"
Packt zu und nimmt den Wicht beim Zopfe,
O weh, wie wird's dem armen Tropfe!



3. Doch der Chinesenstorch verspürt
Kein Mitleid mit ihm. Ungerührt
Läßt er vom Dach herab am Zopfe
Ihn baumeln, wackeln mit dem Kopfe
Und jämmerlich um Hilfe schrein.
Ganz teilnahmlos blickt er darein.
Die Eier aber, alle drei
Sind aufgeplatzt bei dem Geschrei.
Es zeigen sich drei Kleine da,
Die aussehn wie der Herr Papa.
Auch das noch! Jetzt, du armer Tropf,
Hoff ich nur eins: es reißt der Zopf,
Du fällst herab und läufst nach Haus
Und gehst nie mehr auf Nestraub aus.

Abb. 1. Wie man die Länge der Skier feststellt.

Nun hobeln wir nach dem letzteren Riß die Oberfläche aus, achten dabei aber peinlichst darauf, daß wir weder auf der einen, noch auf der andern Seite über den Riß hinaushobeln. Den Teil zwischen Spitze und Mitte müssen wir mit einem Faßhobel ausarbeiten, den uns ein Böttcher oder Stellmacher sicherlich gerne zu diesem Zweck leiht. Wem eine Bandsäge zugänglich ist, kann sich einen Teil der mühsamen Hobelarbeit sparen; er muß aber darauf achten, daß das Brett während des Sägens immer genau senkrecht zum Sägetisch steht, sonst wird der Schnitt nicht gerade und der Ski auf einer Seite dünner als auf der andern. Die Rißlinie aber muß mindestens immer stehen bleiben, damit noch Holz genug zum Sauberhobeln vorhanden ist. Auch von Hand kann man die Dicke zurechtsägen; dazu ist es aber notwendig, daß zwei gewandte Bastler zusammenarbeiten und daß die Schweifsäge scharf und gut geschränkt ist, denn erstens müssen fortwährend beide Risse beachtet werden, und zweitens ist es keine Kleinigkeit, ein 7 bis 9 Zentimeter dickes Eschenbrett durchzusägen. Die beiden Skier werden zweckmäßig zusammen ausgehobelt, damit sie möglichst gleich stark und demnach gleich schwer werden.

Wir können nun auch den ersten Riß aussägen und hobeln dann die beiden Bretter wieder zusammen — die Laufflächen gegeneinander — auf den Schmalflächen beziehungsweise Seitenkanten mit dem Faßhobel.

Dem Mittelriß auf der Lauffläche entlang hobeln wir dann noch eine flache Halbrundnut mit einem Nut- oder Simshobel. Damit diese nicht in unzweckmäßigen Schlangenlinien verläuft, spannen wir mit zwei Schraubzwingen ein Lineal auf den Ski, an dem entlang wir wenigstens zu Anfang vorsichtig hobeln. Die Nut endigt etwa 20 bis 25 Zentimeter vor der Spitze, geht also nicht ganz durch. Unbedingt notwendig ist jedoch diese Nut nicht; wer also keinen Nut- oder Simshobel auftreibt, läßt sie einfach weg. Verzierungslinien auf der Oberfläche der Skier sind nicht anzuraten, denn wenn sie nicht tadellos ausfallen, verunzieren sie unser Sportgerät nur.

In die Spitzen bohren wir nun noch vorsichtig Löcher von 3 bis 4 Millimeter Durchmesser und verhüten durch Einspannen der Spitze in die Hinterzange der Hobelbank das Springen. Haben wir Spiralbohrer zur Verfügung, so ist ein Einspannen nicht erforderlich.

Jetzt kommen wir zum Umständlichsten, aber nicht zum Schwierigsten: zum Biegen. Dies gelingt sehr schön, wenn man sich genau an das folgende hält und alles mit der erforderlichen Schnelligkeit und trotzdem in aller Ruhe vornimmt. Zunächst vergewissern wir uns, daß die Dicke in dem Bereich der Spitze — etwa 30 Zentimeter — überall allmählich zu- beziehungsweise abnimmt, denn eine kurze schwächere Stelle ergibt einen scharfen Knick, und eine stärkere Stelle läßt den Bogen dort zu flach werden. Als Hilfswerkzeug benötigen wir eine Spannschiene und einen Spannklotz sowie zwei sehr kräftige Riemen. Die Spannschiene und der Spannklotz sind in Abbildung 5 mit Maßen angegeben, nach denen die Herstellung ohne weiteres erfolgen kann. Die Riemen müssen so lang sein, daß sie sowohl lose als auch fest um beide aufeinandergelegte Skier gespannt werden können. Da dem Bastler selten ein so großes Gefäß zur Verfügung steht, daß er die Skier der Länge nach hineinlegen könnte, greifen wir zu einem Mittel, das die amerikanischen Kolonisten zum Brühen von Schweinen oft angewendet haben, wenn weder ein Brühtrog noch ein Gefäß zum Kochen vorhanden waren. Sie gruben eine Vertiefung in den Boden, füllten sie mit Wasser und machten um die Grube ein heftiges Feuer. Darin erhitzten sie einige große Steine und warfen diese ins Wasser, das alsbald lustig kochte. So einfach ist dieses Verfahren bei uns jedoch nicht, denn dort gab es noch keine Landjäger, und ein Waldbrand richtete in jenen wilden Gegenden keinen so großen Schaden an, wie dies hierzulande der Fall wäre. Keinesfalls dürfen wir aber diese Arbeit in der Nähe von Wohnhäusern vornehmen, auch Wald und Feld müssen wir unbedingt meiden. Dafür aber bieten herbstliche Kartoffelfeuer eine gute Gelegenheit, die Dämpfgrube anzulegen; vielleicht ist auch ein

Schrebergärtner bereit, seinen abgeernteten Garten zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen. Sollte sich aber nirgends eine Stelle finden, an der wir ungestört und ohne Schaden anzurichten arbeiten dürfen, dann können wir die Sache schließlich auch in der Badewanne bewerkstelligen.

Die Skier werden also etwa eine Viertelstunde lang in dem möglichst kochend erhaltenen Wasser gelassen. Wenn es nicht ganz kocht, so läßt man sie entsprechend länger im Wasser liegen, achtet dann aber darauf, daß das Holz möglichst unter Wasser bleibt, indem man es beschwert. Behilft man sich jedoch mit einem kleineren Gefäß, etwa einem Waschkessel, so muß man die Bretter fortwährend über dem heißen Dampf so bewegen, daß beide Seiten und alle Stellen gut durchfeuchtet und durchdämpft werden. Dies dauert natürlich wesentlich länger, als wenn die Bretter völlig unter Wasser liegen. Wem ein besonders dazu eingerichteter Dämpfkessel in einer größeren Möbelfabrik oder in einer Wagenbauanstalt zugänglich ist, hat es natürlich bequemer und bedarf der oben angeführten umständlichen Vorkehrungen nicht.

Wenn die Hölzer ordentlich gedämpft sind, nehmen wir sie gleichzeitig aus dem Bade, stülpen an beiden Enden die erwähnten Riemen auf, und zwar so, daß der weitere etwa 3 bis 4 Zentimeter vom Ende, der engere 35 bis 40 Zentimeter von der Spitze an gemessen — diese Stelle markiert man sich vorher zweckmäßig mit einem Tintenstift — um die Skier liegt. Während einer die Skier zusammenhält — sie können aber auch mit Schraubzwingen schnell zusammengeschraubt werden — steckt ein zweiter einen Nagel durch das äußerste Loch der Spannschiene und das Loch in einer Skispitze. Dann wird die zweite Skispitze mit Gewalt von der ersten weggespreizt, bis auch durch das andere Endloch und das Skispitzenloch ein zweiter Nagel gesteckt werden kann. Man stellt sich dieses Biegen der Skispitze viel schwieriger vor, als es in Wirklichkeit ist, vorausgesetzt natürlich, daß das Holz genügend gedämpft wurde. Zwingt man es aber nicht, so muß eben weitergedämpft werden.

Ist die Biegung gelungen, so löst man die Schraubzwingen, die man etwa zum Zusammenhalten der Bretter verwendet hat, und klemmt das Spannklötzchen in die Mitte zwischen beide Skier. Dies ist natürlich viel leichter, als die Spitze zu biegen, bedarf also keiner weiteren Erklärung. Ganz besonders ist aber darauf

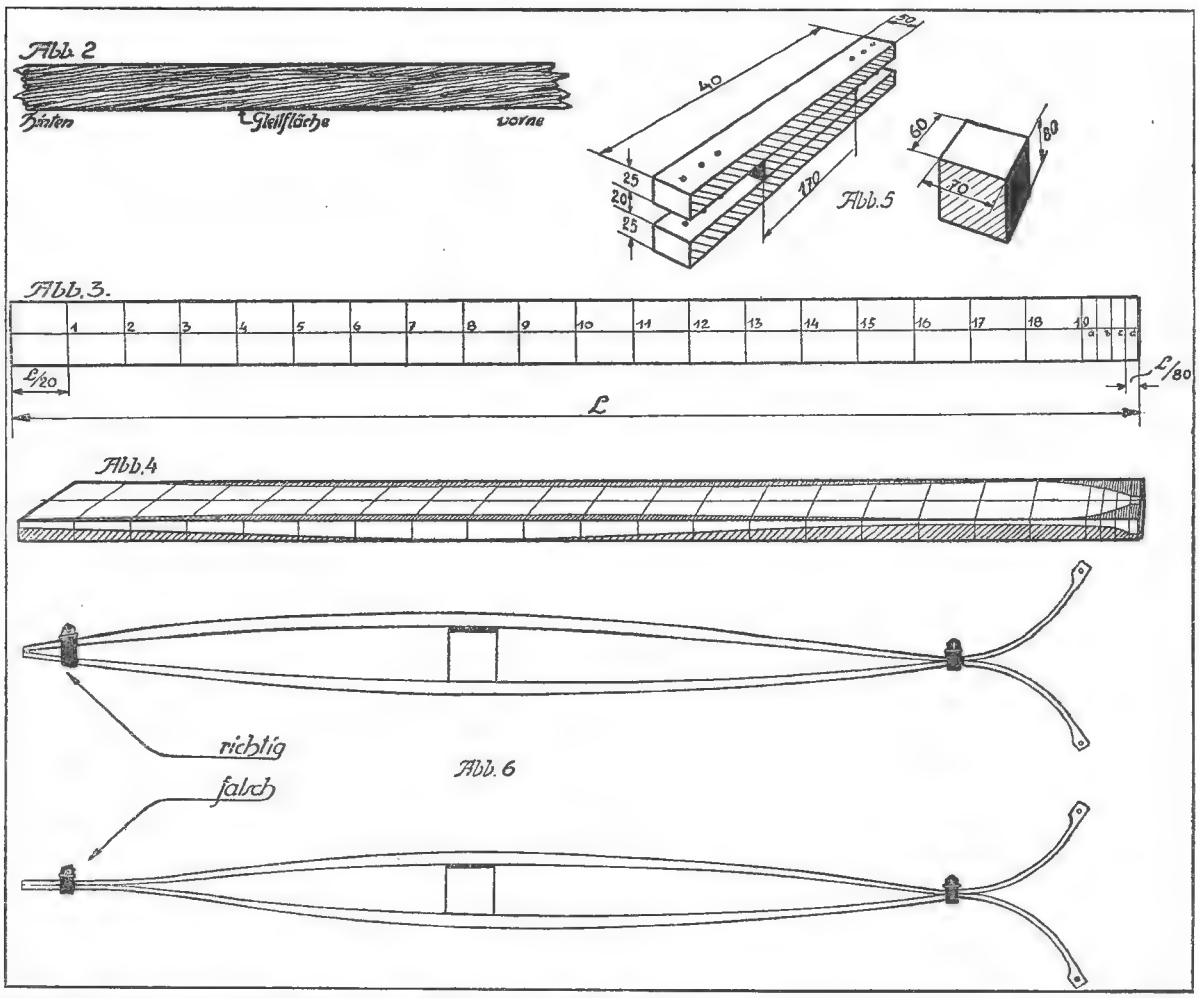


Abb. 2. Verlauf der Maserung. Abb. 3. Einteilung der Brettfläche. Abb. 4. Die fertige Aufzeichnung. Abb. 5. Spannschiene und Spannklotz. Abb. 6. Richtige und falsche Einspannung.

zu achten, daß der Riemen am Ende der Skier diese nicht ganz aufeinander preßt, sondern daß erst die Endkanten der Bretter sich berühren. Abbildung 6 zeigt die richtige und die falsche Spannung. Zu allem Überfluß sei noch der Zweck dieser Vorkehrung erwähnt. Spannt man die Bretter so, daß sich längere Flächen berühren, so hebt sich das Ende des Skis, sobald man darauf steht; geht man bergauf, so ist sowohl vorn als auch hinten eine erhöhte Spitze, und man rutscht unfehlbar rückwärts. Wird dagegen richtig gespannt, so stemmt sich beim Aufwärtsgehen die Endfläche gewissermaßen gegen den Schnee und verhindert — solange natürlich der Berg nicht zu steil ist — das Zurückgleiten. Die angegebene Maßregel gilt auch für das Einspannen der Skier während des Sommers, wenn sie unbenutzt stehen.

(Schluß folgt)

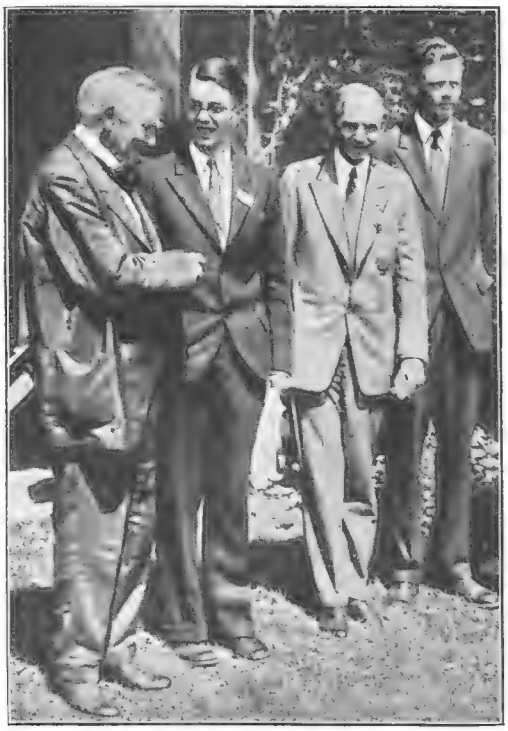
Denksportaufgaben

Zwei ganz Schlaue. Ein Trupp von vierzehn Wandervögeln hatte sich im Dunkel der Nacht verlaufen. Um nicht aufs Ungewisse weiterzumarschieren, schlugen die beiden Ältesten vor, haltzumachen, ein Lager aufzuschlagen und von diesem Lager aus nach allen vier Himmelsrichtungen Streifen in Stärke von je drei Mann auszusenden, um die Gegend zu erkunden. Zwei Wandervögel sollten zur Bewachung des Lagers zurückbleiben, und zwar diejenigen beiden, die beim Auszählen übrigbleiben würden. Der Vorschlag wurde angenommen. Die Wandervögel stellten sich dem Alter nach nebeneinander auf, und man begann nach einer von den beiden Ältesten vorgeschlagenen Zahl abzuzählen. Immer der, auf den die Zahl fiel, mußte aus der Reihe heraustreten und gehörte zu denen, die die Gegend erkunden sollten. Zum Schluß blieben die beiden Ältesten übrig, die nun das Lager zu bewachen hatten. Das aber hatten die beiden auch zu erreichen versucht, da sie keine Lust hatten, in der Nacht noch die Gegend zu erkunden. Um ihre Unlust zu verbergen, hatten sie sich dieses Abzählverfahren ausgedacht.

Welche Zahl hatten die beiden zum Abzählen vorgeschlagen, um ihr Ziel zu erreichen?

An der Steuerkasse. Ein Kaufmannslehrling bezahlte für seinen Chef an der Steuerkasse eine Steuerschuld von 619,90 Mark mit einem Tausendmarkschein. Er erhielt vom Kassierer den überschüssigen Betrag in 25 Geldscheinen beziehungsweise Geldstücken zurück, und zwar je 5 Stück von derselben Sorte. Welche Geldscheine beziehungsweise Geldstücke erhielt er zurück?

Weißt du warum? Zwei Postbeamte stritten sich über das Gewicht eines Postpakets, das gerade aufgegeben wurde. Der eine behauptete, es in der Hand wiegend, es wiege eine gewisse Anzahl Kilogramm und noch drei Kilogramm mehr. Der andere behauptete, es wiege dreimal soviel wie die vom ersten genannte gewisse Anzahl, jedoch weniger drei Kilogramm. Wer weiß, warum sich die beiden Postbeamten stritten?



Edisons Nachfolger, der junge Wilbur B. Huston, der von 49 Bewerbern für würdig befunden wurde, das Lebenswerk des genialen Erfinders fortzuführen. W. B. Huston nach dem Wettbewerb mit Thomas A. Edison (links), Henry Ford und dem berühmten Ozeanflieger Lindbergh (rechts) / Phot. R. Sennecke, Berlin.

Auch ein Vermächtnis

Eine eigenartige Erbschaft hat ein alter Rentier in Brüssel, der in seinem fünfundachtzigsten Jahre starb, seinem ihn seit vierzig Jahren behandelnden Hausarzt hinterlassen. Der Verstorbene hatte dem Arzte laut Testament eine alte Truhe vermacht, in der der Arzt für ihn sehr wertvolle Gegenstände finden würde. Neugierig öffnete der also Bedachte den Kasten und fand, sorgfältig aufgeschichtet, alle jene Pillen, Tränkchen, Mixturen, die er im Laufe der Zeit seinem getreuen Patienten verordnet hatte, unberührt vor. Dabei lag ein wohlgeordnetes Verzeichnis, das siebzehnhundertneunundsechzig Rezepte umfaßte, mit der Schlußbemerkung, der folgsame Patient habe alle diese Verordnungen durch guten Bordeauxwein ersetzt, was der Herr Hausarzt getrost nur allen seinen Patienten zur Nacheiferung erzählen möge.

*

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Handwerker
2 3 6 4 6 4 Heilmittel
3 8 6 4 5 deutscher Dichter
4 5 6 7 Untugend
5 4 7 8 etwas, das jedes Ding haben muß
6 2 3 sagt jeder Mensch von sich selbst
7 9 5 6 Zahl
8 6 2 3 5 Baum
9 6 5 1 8 Märchengestalt.

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter nennen wiederum den Handwerker der ersten Zahlenreihe.

Auflösung des Gegensatzrätsels von Seite 128:

Hell, ernst, rauh, bunt, satt, tief, zahm, eifrig, irdisch, taub, liederlich, offen, stark, eng. — Herbstzeitlose.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Der Neger war wieder da und hat gesehen, wie wir die Goldbarren trugen. Er stand ganz plötzlich dicht unter uns und war ebenso rasch spurlos wieder verschwunden, als sei er in die Erde gesunken. Man könnte an einen bösen Geist glauben, wenn wir uns vor Dämonen fürchteten. Ich höre, wie sich die Chinesen Schauergeschichten erzählen. Es ist uns noch immer ein Rätsel, wo der Mensch haust.

Nun werden wir daran gehen, die Stadt zu erbauen. Der Plan ist fertig, wir müssen uns nur über die Bauart schlüssig werden. Brauchbare Steine haben wir hier nur wenig, wollen sie auch gar nicht verwenden. Wir werden in großen Mengen Eisen herüberschaffen lassen; Eisen und Glas, daraus soll Isabela erstehen. Römer hat festgestellt, daß wir in großen Mengen kieselsaure Erden besitzen, aus denen sich vortrefflich Glas herstellen läßt.

Gut, daß sich unter den Monteuren der junge Helling befindet, der einige Jahre bei Schott in Jena gearbeitet hat und genau mit der Herstellung des neuen Glases Bescheid weiß, das die ultravioletten Strahlen hindurchläßt. Gut auch, daß wir alle Chemikalien von unserm Vulkan geliefert erhalten. Nun haben wir für eine Million Maschinen bestellt. Täglich landen die Schiffe drüben am Riff und laden aus. Die Seeleute wundern sich, was dort die Maschinen sollen. Dann müssen wir an ruhigen Tagen unsere Errungenschaften auf kleinen Motorbooten selbst zu unserer Insel bringen. Möller hat verbreitet, er wolle irgendwo im Ozean eine künstliche Insel als Zwischenhafen für Luftschiffe erbauen. Man lacht darüber und hält ihn für spleenig, aber man beruhigt sich. Schließlich sieht ja niemand es den großen Ballen an, ob sie Betonklötze oder Maschinenteile enthalten.

Wir feiern eine Art Fest. Jetzt können wir arbeiten, denn nun ist alles herbeigeschafft, und wir haben nicht nur Erde, sondern alles andere, um Glas zu bereiten.

Aus den Fluten stieg eine riesige dunkelrote Feuersäule auf, in der weißglühende Punkte emporwirbelten.

Wird unsere neue Stadt auch schön sein? Wir leben im Zeitalter der Zweckmäßigkeit. Alles wirklich Zweckmäßige kann aber auch schön sein, schon deshalb, weil es eben seinem Zweck entspricht. Der Plan, den Otto Schütz entworfen und in bunten Farben angelegt hat, ist sicher in seiner Art schön. Das heißt, er hat ihn nicht allein ausgearbeitet; Grete Helling, die junge Frau eines der Hilfsingenieure, hat geholfen, und was gäbe es für eine Frau für eine bessere Betätigung, als guten Geschmack zu zeigen! Außerdem war sie Kunstgewerblerin, ehe sie heiratete.

Unsere nüchterne Stadt wird aussehen wie ein Märchen. Wir werden die Glaswände farbig tönen, werden grünes, rotes, blaues Glas wählen und alle Nuancen. Auch das ist zweckvoll. Elisabeth Müller, auch eine junge Ingenieursgattin, jetzt Assistentin bei Professor Weigand, hat sich viel mit Psychologie und dem Einfluß der Farben auf das Gemüt des Menschen beschäftigt. Wir werden die Häuser, in denen die Arbeitsräume der Erfinder eingerichtet werden, mit rotem Glas versehen. Das peitscht die Nerven auf und regt an. Die Wohnräume werden wir hellgelb einglasen oder milchweiß, blau die Räume, die zur Ruhe dienen sollen; Blau spannt die Nerven ab. Grün, das ruhige Grün, eignet sich für die kaufmännischen Bureaus.

Unsere Stadt, dieser nüchterne Zweckbau, soll aber auch gesund sein. Sie soll die meisten Parkanlagen und Grünflächen unter allen Städten besitzen und dabei doch Raum sparen; deshalb haben wir alle Häuser gleich hoch gehalten. Alle Dächer werden mit einer dicken Humusschicht belegt und darauf Gärten und Parks angelegt. Die Straßen werden überall überbrückt, so daß die ganze Stadtfläche in der Höhe des zehnten Stockwerks einen einzigen großen Garten bildet, in dem wir künstliche Bäche anlegen, Teiche und Springbrunnen.

Wir werden ein paar wichtige Gebäude, Kranken-

häuſer, Altersheime, Schulen und Gaſthäuſer, noch höher bauen, und dieſe werden dann, obgleich ſie das elfte und zwölfte Stockwerk bilden, ſo ausſehen, als lägen ſie auf ebener Erde im Park. In der Mitte eines jeden Daches wird ſich ein ſchlanker viereckiger Glasturm erheben, der ein helles, durch die Farben gedämpftes Licht über den Park ergießt.

Im Mittelpunkt, vor dem Regierungsgebäude, werden wir einen großen, freien Schmuck- und Verſammlungsplatz anlegen, natürlich in der Höhe der Fußgängerſtraßen. Er kann herrlich werden und wird durch ſchöne Waſſerfälle auf natürlichem Wege gekühlt. Die Waſſer aus den Dachſpringbrunnen und den künſtlichen Bächen, die die Dachparks durchfließen, werden in Kaskaden über Glasterraſſen herabrauſchen. Wir denken es uns zauberhaft, wenn dieſe Waſſerfälle, die wir von innen beliebig erleuchten können, herabſtürzen. Dann wird das Waſſer geſammelt und fließt wieder dem Strom zu, der unſere elektriſchen Maſchinen ſpeiſt.

So ſoll Iſabela ausſehen, wenn es vollendet iſt. Zunächſt ſind unſere Arbeiter dabei, die Flächen abzuſtecken, während die großen Glasfabriken eingerichtet werden. In dem Eiſenwerk an der Küſte werden Vorbereitungen getroffen, um die eiſernen Streben, die Rippen aus Aluminiumlegierung und was wir ſonſt noch alles zum Bau brauchen, herzuſtellen.

Es iſt herrlich, mit klaren, geſunden Sinnen und Kräften aus dem Vollen ſchöpfen und arbeiten zu dürfen. —

Wir haben die furchtbarſten Tage erlebt, die wir erleben konnten. Wir waren wie gelähmt und glaubten, es ſei alles vorbei. In der Nacht zum Sonntag iſt das Entſetzliche geſchehen, etwas ſo Furchtbares, daß wir uns tagelang nicht zurechtfinden konnten. Ein Erdbeben war es, freilich kein ſchlimmes, ſondern nur ein unterirdiſcher Erdſtoß, der uns für einen Augenblick erſchrecken ließ. Solche kleinen Erdſtöße ſind in unſerer Gegend nicht ſelten und hatten noch nie ernſte Folgen. Auch jetzt war alles in Minuten vorüber, aber dieſe Minuten haben uns vernichtet. Unſer elektriſches Kraftwerk ſtand ſtill. Ganz plötzlich verloſch das Licht, verſiegte die Kraft. Im erſten Augenblick dachten wir an eine vorübergehende Störung. Es konnte ſich durch den Erdſtoß Geröll in das Räderwerk unſerer Maſchinen geſetzt haben. Als wir aber nachſchauten, waren dieſe in Ordnung; dafür hatte der Atem unſeres Vulkans, der wie ein Rieſenherz in regelmäßigen Schlägen durch das Rohr puffte, aufgehört. Der Vulkan war ſtumm, die Dampfkraft verſiegt. Wir ſtanden in ſtummem Schreck. Mit dem elektriſchen Licht, mit der elektriſchen Kraft war alles vorbei. Unſere Felder mußten verdorren, denn die Saugmaſchinen, die ihnen das Meerwaſſer zuführten, arbeiteten nicht mehr. Unſere Arbeiten ſtanden ſtill, ſelbſt unſere Motorboote konnten ihre Akkumulatoren nicht mehr füllen.

Wir traten auf den Hügel, um auszublicken. Der Vulkan war verſchwunden? Unmöglich! Die Kraft, die unterirdiſch in dem Berge lebte, der Dampf, der hinausdrängte, hatte durch den Erdſtoß nur ſeinen bisherigen Weg verlegt bekommen. Er mußte ſich einen andern ſuchen, irgendwo. Wir wußten ja, daß die ganze Inſel von einem ſolchen Netz alter Vulkangänge durchſetzt war; das heißt, wir kannten nur die, die wir und vor uns Aleſius entdeckt hatten, aber waren nicht vielleicht auch unter uns ſolche Höhlen? In jedem Augenblick konnte der Boden unter unſern Füßen zu beben beginnen, ein Schlund ſich öffnen und die Anfänge von Santa Iſabela in ein glühendes Lavameer hinabreißen.

Miſter Cook ſchrie auf: „Dort!“

Wir folgten ſeiner Hand. Auf dem Meere, gar nicht weit von unſerer Küſte, loderte ein Feuer.

„Ein brennendes Schiff!“ rief jemand.

Wie kam ein Schiff ſo nahe an unſern Strand? Wie war es in Brand geraten? Wie konnten wir Machtloſen helfen?

Römer winkte mit beiden Armen; er war in das Wellblechhaus gelaufen und hatte das Fernglas geholt. „Das iſt kein Schiff! Das iſt ein neuer Vulkan!“

Er hatte kaum ausgeredet, als eine rieſige Feuerſäule ſcheinbar aus den Fluten aufſtieg, eine dunkelrote Feuerſäule, in der wie in einem Feuerwerksſpringbrunnen weißglühende Punkte emporwirbelten. Im nächſten Augenblick ſchon breitete dieſe Feuerſäule ſich wie eine flammende Palme aus, und überall ſtürzten die Glutmaſſen in das aufſchäumende Meer. Es mußten große, zuſammengeballte, glühende, dennoch mit Gaſen gefüllte Körper ſein, denn ſobald ſie das Waſſer erreichten, explodierten ſie, und wie ein Granatfeuer flogen kleine, weißleuchtende Geſchoſſe gleich Meteoren umher und fielen auch in unſerer Nähe zu Boden.

Wir flüchteten. Schreiend, ihrerſeits wieder abergläubiſch Feuerwerkskörper abbrennend, um den Zorn der Götter zu mildern, rannten die chineſiſchen Kulis den Hang hinauf, der ſich zu dem großen Krater hinanzieht, den wir den Berg Attahualpa getauft hatten und in deſſen Gipfel das Inkagrab iſt. Wir folgten.

Mitternacht. Wir ſtehen hoch auf dem Berge. Nun wiſſen wir wenigſtens, daß hier wohl keine Gefahr mehr droht, daß hier kein Ausbruch zu befürchten iſt, daß ſich die unterirdiſchen Höllenkräfte einen andern Weg gebahnt hatten und Santa Iſabela vor der Vernichtung bewahrt blieb.

Ein großartiges, furchtbares Schauſpiel, das Entſtehen eines Vulkans! Wir brauchten kein Fernglas; wir wußten jetzt, es war das kleine, unſerer Inſel ganz nahe vorgelagerte Riff Santa Roca, das den Vulkan gebar. Arme Schildkröten, die dort ihr Heim hatten, arme Leguane! Der Krater hatte ſich gehoben. Von Sekunde zu Sekunde wachſend, ſtieg aus ſeiner Mitte eine hohe weißglühende Säule, ein Turm. Er ſtieg empor, wurde von gelben, grünen und blauen Flammen umſpielt, zerbarſt in ſeinem Gipfel und ſtürzte ab. Lavafluten ergoſſen ſich rotleuchtend über den Rand

des Kraters und floſſen in das aufziſchende Meer. Wie herrlich war dieſes Meer! Wir konnten bei dem Feuer der Teufelsfackel deutlich ſehen, wie es in allen Farben ſpielte. Gelblicher Giſcht ſprang hoch empor, als ſchreie das Waſſer unter ſchmerzenden Brandwunden auf, dann aber kam ein tief azurblauer Streifen ganz ruhiger Fluten, und erſt weiterhin waren wieder die hohen Wogen, die das Meerbeben bei völliger Windſtille erzeugte.

Die ganze Nacht ſtanden wir in ſtummer Ergriffenheit. Langſam ſchien die erſte Wut des Vulkans ſich zu mildern. Die Säule verſchwand, ſtürzte mit Milliarden zerſtäubender Funken, mit einem Sperrfeuer von Exploſionen in das Meer.

Als es endlich Morgen wurde, als die erſten Strahlen des Frührotes ſich mit den Farben des feuerſpeienden Berges zu einer unglaublich herrlichen Farbenſymphonie miſchten, war das Riff gänzlich verändert. Ein Kegel hatte ſich erhoben, über deſſen Rand jetzt langſam die Lava herabfloß, und am Tage veränderte ſich die Feuerſäule in eine Rauchpalme, die jetzt ernſt und ruhig über dem neugeſchaffenen Vulkan ſtand.

Römer wandte ſich zu uns. Es waren eigentlich ſeit Stunden die erſten Worte, die wir wechſelten. „Für uns iſt die Gefahr vorüber.“

„Aber auch unſere elektriſche Kraft.“

Vetter nickte. „Es war eben ein Fehler, auf Dinge zu bauen, die vergänglich ſind und deren Dauer wir nicht zu beurteilen vermögen. Wir werden ſofort darangehen, mit allen Kräften das zweite Kraftwerk zu vollenden, das die Wogen des Meeres benutzt. Ebbe und Flut werden immer bleiben.“

Wir ſtiegen hinab, auch die Chineſen ſammelten ſich um uns. Die große Wellblechbaracke, in der ſie gehauſt hatten, lag in Trümmern. Sie war von den glühenden Wurfgeſchoſſen der Nacht zerſtört worden. Wir müſſen unſern Plan ändern; wir werden die Stadt Iſabela auf der andern Seite der Inſel erbauen, die nicht getroffen werden kann. Wir wären feige und unſerer hohen Aufgabe nicht würdig, wollten wir uns einſchüchtern laſſen. —

Wir haben eine Entdeckung gemacht: ein Quell iſt aus den Steinen gebrochen, ein friſcher Bergquell. Wir wiſſen nicht, wie lange er ſprudeln wird, ob es nur der Abfluß eines inneren Waſſerkeſſels iſt oder was ſonſt, aber wir haben doch wenigſtens Waſſer, graben Ziſternen und ſammeln Vorrat.

Es iſt heute glühend heiß. Seit unſere Waſſerſchöpfer lahmliegen, die Kühlung ſpendeten, und zu der Tropenſonne noch die Feuersglut des Vulkans ihren heißen Atem ausſtößt, iſt es kaum zu ertragen.

Während unter der Leitung der Ingenieure unſere Chineſen darangehen, die Turbinen des neuen Waſſerwerkes, das Ebbe und Flut benutzen ſoll, in Eile zuſammenzuſetzen, während Miſter Cook nach dem Cabo Martino, dem Riff, das unſern Hafen enthält, hinüberfährt, um zu ſehen, ob von den Maſchinen und Vorräten, die dort noch lagern, etwas zerſtört iſt, mache ich mit Profeſſor Weigand einen Rundgang.

Es iſt natürlich, daß die alte Inkahöhle, in der Aleſius ſtarb, unſer erſtes Ziel iſt. Der Erdſtoß, der uns gar nicht ſo bedeutend erſchien, muß doch ſtärker geweſen ſein. Der Stollen, den die Arbeiter in die Höhle getrieben hatten, iſt verſchüttet. Dafür aber iſt der kleine Kraterhafen, von dem aus wir damals tauchten, zu einem abgeſchloſſenen See geworden, denn herabſtürzende Felſen haben die Barre erhöht und das Meerwaſſer kann nicht mehr eindringen. Der ganze See iſt mit Tierleichen bedeckt, mit ſeltſamen, bizarren Geſtalten, mit Untermeerfiſchen, die aus dem Grunde des Höhlenſees emporgeſchleudert wurden. Dafür gähnt in dem Felſen jetzt ein natürliches Einfahrtstor; wir brauchen nicht mehr zu tauchen.

Ein Boot liegt am Ufer. Wir ſtoßen es ins Waſſer, nehmen unſere Laternen, mit denen wir ſparen müſſen, weil wir keine Möglichkeit mehr haben, ihre Batterien zu laden, bis das neue Kraftwerk vollendet iſt, und fahren vorſichtig auf die neue Öffnung zu.

Die Höhle iſt völlig verändert. Wir ſind wahrſcheinlich immer in großer Gefahr geweſen, wenn wir in den Schächten hinaufſtiegen, und das Geſtein war mürber, als wir angenommen. Es muß ſehr viel hinabgeſtürzt ſein, denn die Tiefe, in der damals die Untermeerfiſche ihre Laternenkörper leuchten ließen, iſt ausgefüllt. So erklärte es ſich, daß die Flutwelle, die durch den Einſturz entſtand, ihre Körper hinausſchleuderte.

Die Schächte ſind verſchwunden. Eine rieſige Felsplatte hat den Eingang zum Inkagrab verdeckt. Gut, daß wir die Schätze geborgen haben; jetzt iſt der Zugang zu ihnen vielleicht für immer verlegt.

Aber die Grotte iſt viel, viel größer, iſt ein gewaltiger unterirdiſcher See und erinnert, als jetzt leiſe Sonnenſtrahlen hereindringen, an eine nur unendlich größere Grotte von Capri.

Es wird die Aufgabe unſeres Bergwerkingenieurs Römer, der auch ein tüchtiger Geologe iſt, ſein, feſtzuſtellen, ob neue Einſtürze zu befürchten ſind. Wenn nicht, kann dieſer See uns noch große Freude bereiten, und ich habe ſo meine eigenen Pläne damit.

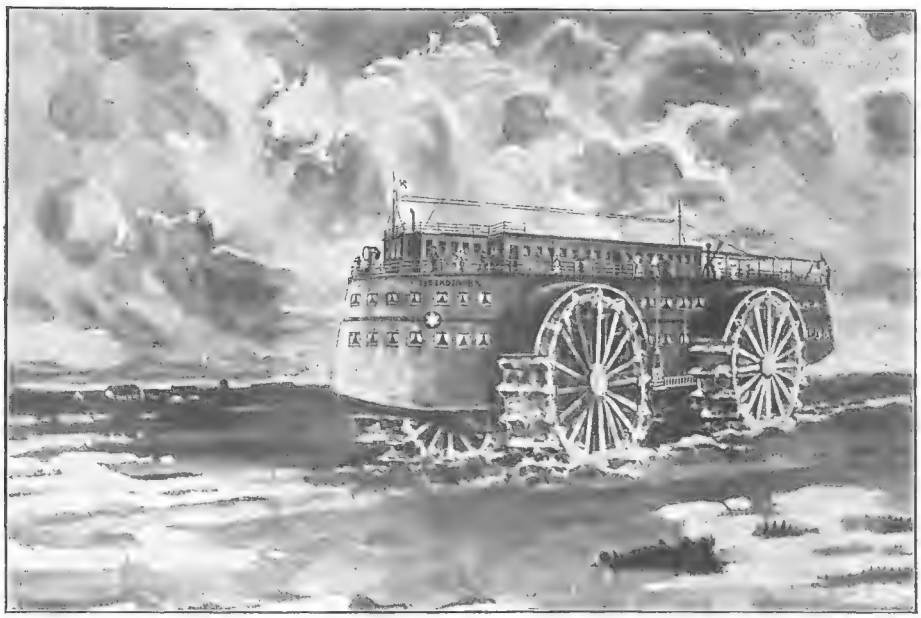
Wir verlaſſen die Grotte. Dicht vor dem Eingang ſitzt — der Rieſenleguan. Ich bilde mir ein, daß es derſelbe iſt, der einſt Aleſius begrüßte und den dieſer für einen Glücksboten hielt. Während Weigand mit zitternden Händen die Körper der emporgeſchleuderten Wunderfiſche der Tiefſee für ſeine Unterſuchungen ſammelt, kehre ich zu den andern zurück. —

Ich überſpringe wieder ein halbes Jahr. Nun hat ſich ſchon zweimal der Tag gejährt, der uns alle an dieſe Inſel brachte. Wir haben Monate durch das Erdbeben verloren und mußten unſere ganze Kraft aufbieten, um zunächſt das neue Elektrizitätswerk zu ſchaffen. Es iſt vollendet. Nun wird es nicht mehr verſiegen, zumal der neue Vulkan zu einem regelmäßig, aber langſam arbeitenden Ventil der unterirdiſchen

Kräfte geworden iſt. Auch unſere Pflanzungen, die in jenen Tagen verdorrten, ſind längſt wiedererſtanden. Jetzt bauen wir an unſerer Stadt.

Die Bauten beginnen zu wachſen, und ſchon können wir auf unſere Fundamente aus Steinblöcken und auf die darüber montierten eiſernen Fußbodengerippe die Betonplatten legen.

Wir haben mit dem jungen Ingenieur Helling einen guten Griff getan; er baut die Stadt unter der Leitung von Schütz. Lächerlich, ein Mann baut die Stadt! Man ſagt wohl ſo, wenn ein Oberarchitekt eine Zahl von Hunderten von Arbeitern leitet, hier aber iſt es wörtlich zu nehmen; er und zwanzig Gehilfen bauen die Stadt, das heißt, eigentlich auch ſie nicht, ſondern ihre eiſernen Gehilfen, die Grotefendt erfunden hat. Es ſieht geradezu unheimlich aus, was da bei uns geſchieht.



Das projektierte Wüſtenſchiff des Kieler Erfinders Johann Biſchoff in der ſibiriſchen Tundra zur Zeit der Schneeſchmelze / Techno-Photographiſches Archiv, Berlin.

In großen Stapeln liegen die genau gearbeiteten eiſernen Träger in beſtimmter Reihenfolge aufeinander. Ein eiſerner Kranarm ſinkt herab, packt einen der viele Zentner ſchweren Träger mit ſeinen Krallen, ſchwingt ihn empor, ſtellt ihn an die richtige Stelle, und augenblicklich, ſcheinbar von ſelbſt, fährt eine Nietmaſchine heran, ganz oben, in ſchwindelnder Höhe, nietet den Arm feſt, während gleichzeitig der Kran bereits eine neue Rippe emporhebt. Es iſt ein unglaubliches Gewirr von Drähten, Laufkranen, ſich immer höher emporſchraubenden Apparaten und elektriſchen Leitungen; über dem Ganzen ſchweben auf hohen Maſten, wie auf Funktürmen, die gewaltigen Scheinwerfer, die alles das beleuchten.

Der ganze Inſelſtrand iſt eine rieſige Bauſtelle. Tief hinunter unter die Erde gehen die Baugruben, ſelbſttätig fahren Loren und Schienen den Schutt fort und werfen ihn in das Meer. Natürlich geſchieht auch dies nach genau gezeichneten Plänen, denn aus dieſen Trümmern wird eine Mole gebildet, die ſpäter den richtigen Hafen, den wir doch einmal haben müſſen, umſchließen ſoll.

Oft, wenn ich in der Nacht auf dem Hügel ſtehe, iſt mir, als ſei dies alles nicht Wirklichkeit, ſondern die Phantaſie einer Fiebernacht, und dennoch geht alles nach beſtimmten Regeln und Geſetzen vor ſich und iſt nichts weiter als das Werk genialer Männer. (Fortſetzung folgt)

Das moderne Wüſtenſchiff

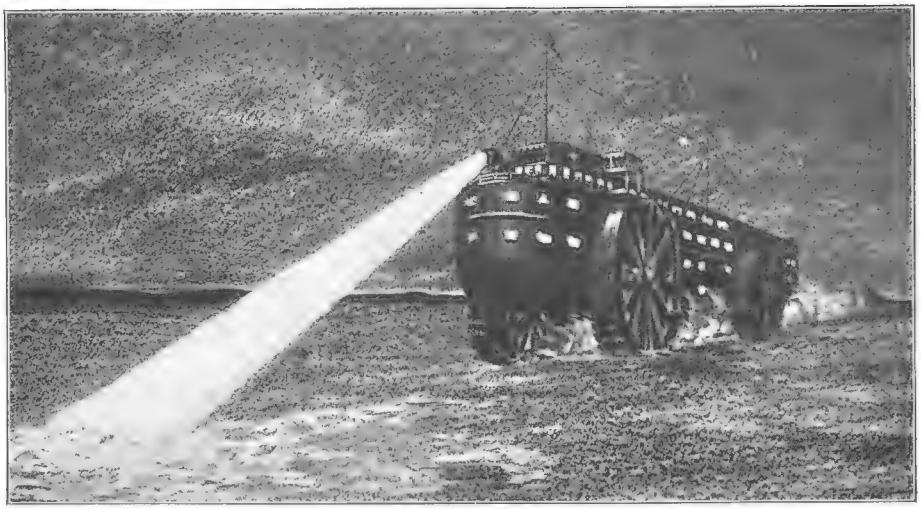
Von Hans Dominik

Seitdem Menſchen der Urzeit zum erſtenmal auf den Einfall kamen, runde Baumſtämme unter eine fortzubringende Laſt zu legen und ſich dadurch die Arbeit zu erleichtern, gehören Walze, Rolle und Rad zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln menſchlicher Technik. Die Erklärung dieſer Einrichtungen pflegt man ſich freilich meiſtens ziemlich leicht zu machen. Man ſagt kurzerhand, daß dabei die gleitende Reibung, die beim Schleifen irgendwelcher Laſten über den Boden hin zu überwinden iſt, durch die viel geringere rollende Reibung erſetzt werde.

Zweifellos iſt das an ſich richtig, aber erſchöpft ſind die bei der Verwendung von Rollen oder Rädern auftretenden Erſcheinungen damit längſt noch nicht. Wäre dem ſo, dann müßte es ziemlich gleichgültig ſein, welchen Durchmeſſer man den Rädern irgend eines Gefährtes gibt. Wer von unſern Leſern ſich aber einmal auf Rollſchuhen, mit Rollern und auf dem Fahrrad betätigt hat, wird wiſſen, daß dies keineswegs der Fall iſt. Auf gutem, glattem Aſphalt gleitet der Rollſchuhläufer dahin, daß es nur ſo eine Luſt iſt. Die etwa 3 Zentimeter im Durchmeſſer haltenden Rollen verrichten hier ihre Aufgabe zur vollſten Zufriedenheit. Aber ſchon auf dem Moſaikſteinpflaſter der Bürgerſteige mit ihren doch verhältnismäßig geringen Unebenheiten iſt das Rollſchuhlaufen kein Vergnügen mehr, und auf Waldwegen, auf denen der Radler glatt und leicht vorwärtskommt, wird es zur Unmöglichkeit. Roller, deren Räder etwa 10 Zentimeter Durchmeſſer haben, ſind auf Moſaikpflaſter noch gut zu benutzen, verſagen aber auf dem etwas unebeneren Kopfſteinpflaſter der Straßendämme.

Aus dieſen Beobachtungen geht deutlich hervor, daß

eine Abhängigkeit zwischen dem glatten Lauf eines Wagens und dem Durchmesser seiner Räder vorhanden ist. Ohne uns hier näher auf geometrische Betrachtungen einzulassen, können wir kurz sagen, daß die Unebenheiten eines Weges sich in umso geringerem Maße auf den Wagenkörper übertragen, je größer die Räder des betreffenden Wagens sind.

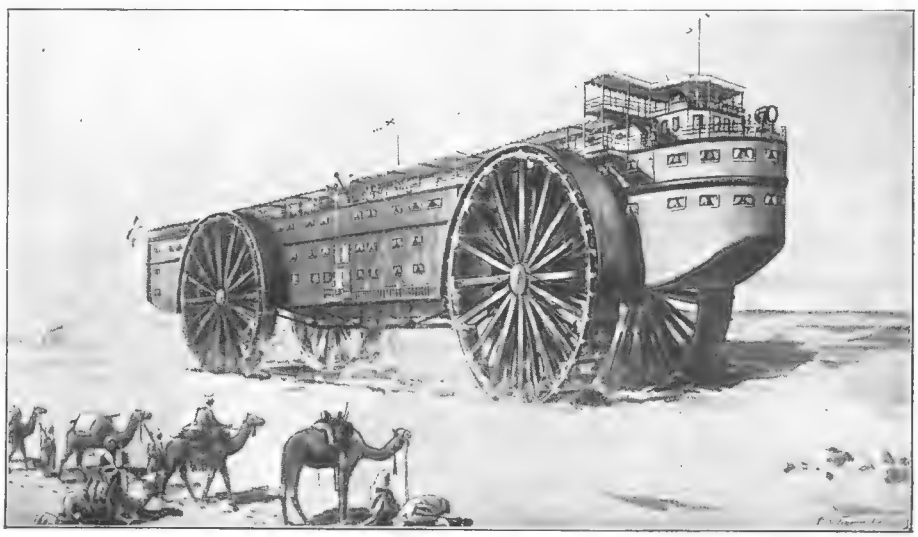


Das Wüstenschiff mit Scheinwerfer auf nächtlicher Steppenfahrt / Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

Demnach würde also der Schluß naheliegen, die Räder unserer Fahrzeuge nach Möglichkeit zu vergrößern. Daß dies nicht geschieht, hat seine Ursache in der geschichtlichen Entwicklung. Jahrtausende hindurch haben die Menschen ihre Wagen von Pferden oder Ochsen ziehen lassen, und so haben die Körperabmessungen dieser Tiere den natürlichen Maßstab für alle Größen im Wagenbau gegeben. Man kam gewissermaßen zwangsläufig dazu, ein Halb bis zwei Drittel der Widerristhöhe des Zugtieres als Raddurchmesser zu wählen. Dieser bestimmte weiterhin die Höhe und Breite des Wagenkastens. Die so gewonnenen Abmessungen des ganzen Gefährtes gaben wiederum die Maße für die Mindestbreite der Straßen und die Mindesthöhe von Brücken, Durchlässen und Torwegen.

Als in unserm Jahrhundert das Zugpferd mehr und mehr durch den Motor verdrängt wurde, lagen alle diese Maße fest vor. Die Kraftfahrzeuge mußten sich ihnen wohl oder übel anpassen, um auf den vorhandenen Straßen verkehren zu können. Zwar hat man, der so viel größeren Zugkraft des Motors entsprechend, die Wagenkästen der modernen Kraftfahrzeuge bis an die Grenzen des Möglichen vergrößert — es sei nur an Autoomnibusse und Lastkraftwagen erinnert — aber gerade bei den Rädern ist man bei den alten Maßen geblieben, um eben den verfügbaren Raum für den Wagenkasten ausnutzen zu können. Wären alle unsere Straßen doppelt so breit, als sie tatsächlich sind, alle unsere Brücken und Torwege doppelt so hoch, so hätte man im Zeitalter des Kraftwagens zweifellos auch die Raddurchmesser ganz wesentlich vergrößert.

Doch es gibt ja Örtlichkeiten, wo ein solcher Zwang nicht vorliegt. Wer durch die Wüsten Afrikas und Asiens, durch die vereisten Steppen Sibiriens fahren will, ist an keine Maße gebunden. Er kann sich sein Fahrzeug so bauen, wie es ihm für die Wegverhältnisse am besten erscheint, und hier tritt die Frage größerer Räder wieder in den Vordergrund. Größere Räder bedeuten aber zunächst einen breiteren Wagen, wenn anders die notwendige Standfestigkeit gegen ein seitliches Umkippen gewahrt werden soll. Größere Wagenbreite bedingt weiterhin größere Wagenlänge, denn die Erfahrung hat an andern Stellen gezeigt, daß ein Kraftfahrzeug wenigstens fünfmal so lang wie breit sein soll. So verlangt die Vergrößerung des Raddurchmessers also eine Vergrößerung der gesamten Konstruktion nach allen drei Dimensionen. Wie sich das praktisch auswirkt, veranschaulichen unsere Abbildungen, die ein projektiertes Kraftfahrzeug des Kieler Erfinders Johann Bischoff darstellen. Bischoff stellte sich die Aufgabe, ein Fahrzeug



Das Wüstenschiff begegnet streifenden Beduinen / Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

zu konstruieren, das geeignet ist, wegelose Wüsten und Steppen sicher zu durchqueren, dabei bedeutende Nutzlasten zu befördern und die in diesen Gegenden heute noch allgemein gebräuchlichen Karawanen durch etwas Besseres zu ersetzen.

Beim heutigen Stande der Technik hätte man vielleicht zunächst an die bekannten Raupenfahrzeuge denken können, die sich auf endlosen, um die Räder gelegten Gliederketten vorwärts bewegen. Zweifellos sind die Raupenfahrzeuge auch fähig, auf sehr ungünstigem Gelände vorwärts zu kommen. Aber Bischoff wollte nicht kriechen, wie es diese Raupenfahrzeuge tun, er wollte wirklich fahren, und deshalb griff er zu dem Mittel der stark vergrößerten Räder. Seine Räder haben einen Durchmesser von 15 Meter, also gut die Höhe eines vierstöckigen Hauses. Dieser Höhe entspricht die Breite; jedes Rad ist 2,5 Meter breit. So wird vermieden, daß das einzelne Rad etwa in weniger tragfähigen Boden einschneiden und bis an die Achsen wegsinken könnte. Aus geometrischen Betrachtungen folgt dabei, daß ein mit solchen Rädern ausgerüstetes Fahrzeug Bodenunebenheiten wenigstens fünfzehnmal besser überwindet als die etwa 1 Meter Durchmesser haltenden Räder unserer gewöhnlichen Wagen. Man dürfte es daher unbedenklich unternehmen, sich mit diesem Riesenfahrzeug in Wüsten und Steppen zu wagen.

Der Erfinder hat alle Einzelheiten so durchgerechnet, daß der 60 Meter lange und 12 Meter breite Wagenkasten eine Nutzlast von 200 Tonnen aufnehmen kann, ohne daß dabei der Raddruck auf die Einheit der Fahrfläche — der sogenannte spezifische Druck — den eines gewöhnlichen Zehn-Tonnen-Lastkraftwagens überschreitet. Ob es zulässig ist, einen solchen Raddruck in weglosen Wüsten und Steppen anzuwenden, werden natürlich die Probefahrten erst erweisen können. Der Erfinder ließ sich hier von der Tatsache leiten, daß Lastkraftwagen der genannten Größe bereits erfolgreiche Wüstenfahrten zurückgelegt haben.

Einem Karawanenkamel kann man für längere Reisen höchstens eine Last von 4 Zentner oder 200 Kilogramm zumuten. Ein einzelner Wüstenwagen der hier gezeigten Type würde daher der Leistungsfähigkeit einer Karawane von tausend Kamelen entsprechen, und diese Zahl allein zeigt wohl schon, daß die wirtschaftlichen Aussichten des neuen Wagens nicht schlecht sind. Dazu kommt weiter, daß das Fahrzeug auch hinsichtlich der Geschwindigkeit den alten Beförderungsmitteln wesentlich überlegen ist. Der Wagen erhält seinen Antrieb durch einen Rohölmotor von 250 PS, der auf hügeligem Gelände eine Stundengeschwindigkeit von 12, in der Ebene eine solche von 30 Kilometer gewährleistet. Das aber sind Geschwindigkeiten, die von den schwerbeladenen Tieren einer Karawane auch nicht annähernd erreicht werden. Schließlich ist auch der Umstand wertvoll, daß der Motor nicht müde wird und der Kraftwagen Tag und Nacht durchfahren kann.

Wie sich eine solche Nachtfahrt etwa abspielt, läßt unsere zweite Abbildung erkennen. Ein mächtiger Scheinwerfer erleuchtet dabei weithin den Weg, denn selbstverständlich hat dieses moderne Schiff der Wüste eine vollständige elektrische Beleuchtungsanlage an Bord. Unaufhaltsam zieht es ebenso in der Nacht wie am Tage seine Bahn, während die Bedienungsmannschaften sich wie auf Seeschiffen in vierstündigen Wachen ablösen. Ebenso wie Seeschiffe hat auch dieses Wüstenschiff eine Funkanlage an Bord — das Bild läßt die Antenne erkennen — mit deren Hilfe es in ständigem Verkehr mit der Umwelt steht.

Wie es Seeräuber gibt, so gibt es auch Wüstenräuber. Die streifenden Beduinenstämme sind nicht immer die besten Brüder, und manche Karawane ist ihnen zum Opfer gefallen. Aber der hochgelegene starke Rumpf des neuen Riesenwagens ist ein schlechtes Angriffsobjekt, und ein Dutzend guter Maschinengewehre machen ihn noch unangreifbarer. So sehen die Beduinen auf unserer letzten Abbildung den neuen Wagen gespensterhaft vorüberziehen und enthalten sich wohlweislich aller Feindseligkeiten. Zweifellos ist auch diese erhöhte Sicherheit in der Wirtschaftlichkeitsberechnung des neuen Verkehrsmittels als ein großes Plus zu buchen.

Während die Wüstenfahrt im allgemeinen über trockenen Sand oder Felsboden führt, wechseln die Bodenverhältnisse in den sibirischen Tundren stark mit der Jahreszeit. Im Winter gibt es dort steinhart gefrorene, mit einer zwei bis drei Meter starken Schneeschicht bedeckte Flächen, im Sommer an der Oberfläche eine üble Mischung von Wasser und Eisschlamm. Für gewöhnliche Kraftfahrzeuge ist die Tundra nur selten befahrbar. Der Riesenwagen wird auch eine drei Meter hohe Schneeschicht ebenso leicht überwinden, wie ein gewöhnlicher Kraftwagen durch eine 20 Zentimeter hohe Schneeschicht dahinrollt. Während der Schneeschmelze wird man seine Räder mit Sporen versehen müssen, wie sie in entsprechend kleinerem Maßstabe heute schon bei unsern Traktoren gebräuchlich sind. Auf dem ersten Bilde können wir diese Sporen erkennen, mit denen der Wagen sich seinen Weg auch durch Schlick und Schlamm bahnt. Wichtig ist dabei der Umstand, daß weite Gebiete der Tundren niemals tiefer als ein Meter auftauen. Diese eigenartigen klimatischen Verhältnisse haben ja zur Folge, daß die Tundren außer einem üppigen Sommergraswuchs nur Zwergbäume, zum Beispiel Zwergbirken und Zwergkiefern, tragen, deren Wurzeln mit dieser geringen Bodentiefe zufrieden sind. Für das Riesenmotorfahrzeug bedeutet dieser Umstand einen großen Vorteil. Die ein Meter tiefe Schlammschicht, die die Gegend für alle andern Fahrzeuge unbefahrbar macht, ist für seine mächtigen Räder nur dasselbe wie eine sechs Zentimeter tiefe Kotschicht für die Räder eines gewöhnlichen Fahrzeuges; sie dürfte die Fahrt überhaupt kaum merklich verlangsamen.

Die vorstehenden Betrachtungen zeigen, daß der Erfinder mit der Wahl solcher Riesenräder zweifellos das

Richtige getroffen hat. Alle Hindernisse und Hemmungen, mit denen gewöhnliche Fahrzeuge zu kämpfen hätten, schrumpfen dadurch ganz von selbst auf den fünfzehnten Teil zusammen. Es ist daher auf das lebhafteste zu wünschen, daß diese neue deutsche Erfindung recht bald zur praktischen Durchführung gelangt.

Auf Requisition / Zu unserm Vollbild

Es war gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, damals, als der wackere polnische Patriot Thaddäus Kosciuszko vergebens versuchte, sein Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien. Der russische General Suworow hatte seine eiserne Hand auf das unglückliche Land gelegt, und seine Soldaten hausten darin wie in einem eroberten Lande, mißhandelten die Bewohner, plünderten die Ortschaften aus, verwüsteten Felder und Gärten. Aber nicht viel besser trieben es die eigenen Kriegscharen, vornehmlich in denjenigen Teilen des ehemaligen polnischen Reiches, die diesem allmählich im Lauf der Geschichte angegliedert worden waren und fremdstämmige Bevölkerung hatten: Kleinrussen, Weißrussen, Letten und andere. Was den Russen entgangen war, das nahmen die polnischen Streifscharen, die auf Requisition auszogen und dabei regelmäßig vergaßen, die Bauern für das, was sie ihnen mehr oder weniger gewaltsam entwendeten, zu bezahlen, wie es sich gehört hätte. Requisition sollte es sein, also das in Kriegszeiten gebräuchliche und in gewissem Sinne berechtigte Verfahren, die Truppen mit dem Notwendigsten an Nahrung und Kleidung zu versehen; in Wirklichkeit war es nichts anderes als schamlose Plünderung und frecher Diebstahl. Man betrachte nur einmal recht nachdenklich unser „Auf Requisition" betiteltes Bild, die Wiedergabe eines jetzt in der Österreichischen Staatsgalerie in Wien befindlichen Gemäldes von Anton Straßgschwandtner, auf dem der Künstler eine tragikomische Szene aus solch einem Raubzuge höchst drastisch dargestellt hat.

Iääh! Mißtönend zerreißt der langgezogene Schrei eines Esels die Stille der Steppe. Mit jähem Ruck hält der Führer der Kosakensotnie, die mit breit ausgezogener Front und nach allen Seiten scharf ausspähend im Zuckeltrab hinter ihm herreitet, sein struppiges Rößlein an. Ein Wink mit dem Säbel — wie mit dem Erdboden verwachsen steht die ganze Schar. Alles lauscht, ob sich der Ton nicht wiederhole, denn sie möchten die Richtung feststellen, aus der er gekommen. Das Gelände ist unübersichtlich, trotz seiner Flachheit und Baumlosigkeit, da leichte Bodenwellen überall das Blickfeld einengen, und so ist es erklärlich, daß sie immer noch nicht der polnischen Marodeure ansichtig geworden sind, nach denen sie seit Stunden suchen, und die sie erwischen möchten, bevor sie sich bei ihrem Truppenteil in Sicherheit bringen können. Wie sie von den jammernden Bewohnern des kleinrussischen Dorfes, durch das sie heute morgen geritten sind, gehört haben, müssen die Kerle ganz schamlos gehaust haben, und in der Tat war das Dorf so gründlich ausgeplündert, daß für die Kosaken, die selbst Meister im „Requirieren" sind, nichts übriggeblieben war. Was Wunder, daß sie sich da sofort wie die Schweißhunde auf die Suche gemacht haben, um den Räubern die Beute, die sie selbst gern gemacht hätten, abzujagen. Was sie aber am meisten wurmt, ist, daß sich bei den Räubern auch etliche Kosaken befinden sollen, die also mit dem Polen gemeinsame Sache machen. Wehe diesen Verrätern, wenn sie sie erwischen! Doch alles Suchen ist bisher vergeblich gewesen, denn die Verfolgten haben einen Vorsprung von mehreren Stunden, und das Gelände begünstigt die Verschleie-

Drachensport in China, der unter der chinesischen Jugend weit verbreitet ist: Fünfundsiebzig Meter lange Riesendrachen, die einen Mann in die Luft zu heben vermögen / Pacific & Atlantic Photos, Berlin.

rung des Weges, den ſie genommen haben, zumal kein Menſch anzutreffen iſt, der die Kerle geſehen haben könnte. Da — dieſer Ton, dieſer Schrei aus einem gepreßten Eſelherzen! Wo der herkommt, da müſſen auch Menſchen ſein, denn ſo jämmerlich ſchreit Freund Langohr nur, wenn er ſein Mißfallen über die ihm von menſchlicher Seite zuteil werdende Behandlung zum Ausdruck bringen will. Und welche andere Menſchen könnten das hier ſein als eben dieſe polniſchen Spitzbuben?

Jiääh! — Jiääh! Ein zweites, ein drittes Mal läßt ſich der entrüſtete Schrei des Grautieres vernehmen, ſchwach zwar, wie aus weiter Ferne kommend, aber doch deutlich genug, um die Richtung anzugeben. Ein ſcharfes Kommando: „Linksum! Galopp!“ Mit geſchwungenem Säbel preſcht der Hauptmann voraus, hinter ihm her die Koſaken. Eine Bodenſchwelle iſt raſch genommen, dann noch eine, dann eine dritte hinauf, und da — da haben die Spürhunde das Wild in greifbarer Nähe vor ſich. Leider ſind es nur ein paar Nachzügler, die andern ſind nicht mehr zu ſehen, ſie ſind entwiſcht, in Sicherheit.

Ein komiſcher Anblick bietet ſich den Verfolgern. Wären ſie nicht ſo erboſt darüber, daß ihnen der Hauptfang mißglückt iſt, ſie würden laut auflachen. Weniger zum Lachen ſind die vier Spitzbuben aufgelegt, drei polniſche Kriegsleute und ein Koſak; ihnen muß es vielmehr zumute ſein wie Seeleuten, deren Schiff noch im Hafen ſcheitert. Lief ihnen noch vor kurzem beim Anblick der die großartigſten kulinariſchen Genüſſe verſprechenden Beute das Waſſer im Munde zuſammen, ſo kommt es ihnen jetzt zum Bewußtſein, daß ſie ſelbſt in des Teufels Küche geraten ſind. Nur noch ein paar Schritte, dann wären auch ſie in Sicherheit geweſen, wenn ſie die beiden Bohlen, die als behelfsmäßige Brücke über die ihren Weg kreuzende meilenlange Ravine dienen, hinter ſich in die Tiefe geſtoßen hätten. Weit und breit gibt es keinen zweiten Übergang über dieſe Regenſchlucht. Zum Überſpringen iſt ſie aber auch hier an ihrer ſchmalſten Stelle ſelbſt für Pferde zu breit, und an den ſteilen Wänden hinauf- und hinunter-

Auf Requiſition / Nach einem Gemälde von Anton Str

)wandtner in der Österreichischen Staatsgalerie, Wien.

zuklettern, ist auch für die beweglichen Rosse der Kosaken ein Ding der Unmöglichkeit. Nun wird den Marodeuren diese Schlucht zum Verhängnis — nein, eigentlich nicht sie, sondern der „requirierte" Esel. Da glaubten sie wunder was für einen glücklichen Fang gemacht zu haben, als ihnen das Grautier in die Hände fiel. Nun brauchten sie sich ja nicht selbst mit ihrer Beute abzuschleppen, und sie luden ihm auf, was immer sie erraffen konnten. Aber da ging der Ärger auch schon los. Der Esel sträubte sich — sträubte sich, wie es eben ein Esel tut; er bockte, biß, schlug aus, stemmte sich und wollte durchaus zurück in seinen warmen Stall, denn wenn es einem Esel in der Regel auch ganz gleichgültig ist, was ihm aufgeladen wird, so doch nur, wenn es sich um einigermaßen alltägliche Dinge handelt. Wenn es aber auf seinem Rücken kräht und flattert, quiekt und zappelt, zerrt und klappert, dann ist das auch für die Geduld eines Esels zuviel, dann streikt er oder macht wenigstens den Versuch dazu. So haben die vier Räuber ihre liebe Not gehabt, das Tier nur vorwärts zu bringen, und sind weit hinter den andern zurückgeblieben. Nach stundenlangem Bemühen haben sie dann endlich die Ravine erreicht, hinter der sie sich geborgen fühlen können. Nun aber wird es ganz schlimm. Das Langohr ist nicht über die „Brücke" zu bringen; da hilft kein Zerren, kein Schieben, kein Schlagen und kein Schelten. Ist es Trotz, ist es Todesangst, die ihm solche Kraft verleiht, daß es den vereinten Anstrengungen dreier starker Männer widersteht?

Schon ist bei dem Hin- und Hergezerre die eine Planke in die Tiefe gerutscht; die Lage wird immer kritischer. Und da erschallt zu allem noch der Schreckensruf: „Kasaki! Kasaki!" Der vierte Spitzbube hat ihn ausgestoßen, der etwas zurückgeblieben ist, um Ausschau nach Verfolgern zu halten. So schnell es seine schweren Stiefel und der Sack mit geraubtem Gut erlauben, eilt er herbei, sich in Sicherheit zu bringen, aber es ist zu spät. Der Weg zur Rettung ist und bleibt gesperrt. Verzweifelt versuchen jetzt die Männer, das Hindernis in die Tiefe zu stoßen. Vergebliche Mühe! Der Esel wankt und weicht nicht von der Stelle, wie angewurzelt haften

seine Hufe auf dem schmalen Steg, und schon sind die Kosaken heran. Ohne Widerstand zu versuchen, der in dieser Lage ja auch heller Wahnsinn wäre, ergeben sich die drei Polen auf Gnade und Ungnade. Nur der Überläufer macht einen letzten verzweifelten Versuch, zu entkommen, denn er weiß, daß er keinen Pardon zu erwarten hat; doch von mehreren Kugeln getroffen, sinkt er entseelt zu Boden. „C'est la guerre," sagt der Franzose, „nitschewo (nichts zu machen)," der Russe.

Der vielseitige Brief

In den Battaländern benutzen die malaiischen Eingeborenen das Bambusrohr als Papier, weil sich die frische Rinde dieses Rohres besonders gut dazu eignet, die mit einem Messer eingeritzte Schrift aufzunehmen. Auch Briefe werden auf dem Bambusrohr geschrieben. Ist der Brief lang genug, so kann er dem Briefträger gleichzeitig als Stütze und Stock dienen. Den hohlen Bambus kann er auch als Trinkgefäß benutzen, und er hat in diesem „Brief" ferner das beste Mittel, sich Zudringliche nachdrücklich vom Leibe zu halten.

Neue Sender und Wellenänderungen

Die Aufnahme des Sendebetriebes verschiedener neuer Rundfunksender und die bei der letzten Wellenverteilung aufgetretenen Störungen machten abermals verschiedene Wellenänderungen erforderlich. Wir veröffentlichen nebenstehend lediglich diese Änderungen, um es unsern Lesern zu ermöglichen, die erst auf Seite 683 ff. des 43. Jahrgangs gebrachte Aufstellung zu ergänzen beziehungsweise zu verbessern, wobei wir Änderungen kleiner Sender des Auslandes unberücksichtigt lassen.

Sender	Kiloherz	Wellenlänge	Sender	Kiloherz	Wellenlänge
Helsingfors .	1355	221	Rom	680	441,1
Köln	1319	227	Aachen . . .	662	453
Malmö . . .	1301	231	Danzig . . .	662	453
Münster . . .	1283	234	Zürich	653	459
Nürnberg . .	1256	239	Langenberg .	635	473
Kassel	1220	246	Daventry . .	626	479
Kiel	1220	246	Prag	617	487
Gleiwitz . . .	1184	253	Oslo	604	496,7
Hörby	1166	257	Mailand . .	599	500,8
Leipzig . . .	1157	259	Brüssel . . .	590	509
Mähr.-Ostrau	1139	263	Wien	581	516,3
Kaiserslautern	1112	270	Riga	572	525
Turin	1094	274	München . .	563	533
Königsberg .	1085	276	Budapest . .	545	550
Preßburg . .	1076	279	Augsburg . .	536	560
Kopenhagen .	1067	281	Hannover . .	536	560
Innsbruck . .	1057	283,5	Laibach . . .	530	566
Kaschau . . .	1022	293	Freiburg . .	527	570
Huizen . . .	1004	298	Genf	395	760
Dresden . . .	941	319	Moskau . . .	364	825
Göteborg . .	932	322	Huizen . . .	280	1072
Breslau . . .	923	325	Luxemburg .	234	1283
Bremen . . .	887	339	Charkow . .	230	1304
Brünn . . .	878	342	Motala . . .	222,5	1348
Barcelona .	860	349	Warschau . .	212,5	1411
Graz	851	352	Eiffelturm .	207,5	1444
Stuttgart . .	833	360	Moskau . . .	202,5	1481
Sevilla . . .	815	368	Daventry . .	193	1553
Hamburg . .	806	372	Königswusterhausen .	183,5	1635
Toulouse . .	788	381	Radio-Paris	174	1725
Frankfurt . .	770	390	Lahti	167	1800
Kattowitz . .	734	408	Hilversum . .	160	1875
Berlin I . . .	716	418	Kowno . . .	155	1935
Madrid . . .	707	424			

Mit Kompaß und Karte durch den Balkan / Von Paul Jordan

(Schluß)

Wir sahen Belgrad noch einmal und Budapest auch. Diese Stadt, wohl eine der modernsten und schönsten europäischen Großstädte, hatte uns schon auf der Hinfahrt sehr gefallen, und nun sahen wir vom Fluß aus noch einmal das leuchtende Denkmal des ungarischen Apostels auf der Höhe, das Schloß und die Türme der Stadt und fuhren unter den schönen Brücken durch, an der Margareteninsel vorbei.

Der Dampfer selbst war ein sehr schönes Schiff, glänzend sauber und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Die meiste Zeit saßen wir hinten am Heck, sahen die Ufer vorübergleiten und sangen unsere deutschen Volkslieder. Da fand sich denn immer ein Teil der übrigen Fahrgäste zu uns, die uns singen hören wollten. Ein ungarischer Pfarrer und ein rumänischer Ingenieur waren unsere treuesten Zuhörer. Sie hatten beide in Deutschland studiert und liebten unser Vaterland.

So vergingen wie im Fluge die Stunden, und nach zwei Tagen Fahrt waren wir in Wien, hörten wir wieder unsere Muttersprache reden. Wien kannten wir schon, hatten seine Schönheit aber lange noch nicht genug gesehen, so daß wir bedauerten, keine Zeit mehr zu haben.

Wir mußten uns gleich auf den Weg zur Bahn machen und fuhren dann mit dem Zuge durch die schöne Wachau nach dem lieblichen Passau. Dort überstanden wir die letzte Zollkontrolle und waren somit wieder innerhalb der Grenzpfähle des Deutschen Reiches. Wie sich nun herausstellte, hatten wir sogar Schmuggelware bei uns. Heini nämlich hatte ohne Wissen von Ernst heimlich bulgarisches Rosenöl mitgenommen. Es ist das dieses so ungeheuer kostspielige Parfüm aus den bulgarischen Rosenfeldern. Zentner von Rosenblättern sind erforderlich, um ein solches Holzbüchschen zu gewinnen, wie Heini es da nun in der Hand hatte. Ernst war recht böse und hielt Heini eine tüchtige Strafpredigt, denn so etwas konnte er nun einmal nicht leiden. Da der Zoll darauf sehr hoch ist, hätte es auch eine erhebliche Geldstrafe gegeben, wäre Heini an der Zollkontrolle abgefaßt worden. Übrigens hatte Heini das nicht für sich geschmuggelt, sondern für die Gruppe, und der Erlös gab nachher einen schönen Gewinn, von dessen Ertrag wir uns allerlei Sportgeräte haben kaufen können. Auch das Bärenfell war ja bei uns, und so hatten wir denn mit den

offiziellen Andenken zusammen ein halbes Museum vom Balkan mitgebracht.

Auf der Bahnfahrt von Passau nach Regensburg und weiter nach unserer norddeutschen Heimat schliefen wir viel und ruhten uns aus. So kamen wir denn gesund und munter wieder auf dem heimischen Bahnhof an, wo wir von unsern Verwandten und einer halben Kompanie Schulkameraden abgeholt wurden. Zwei Tage hatten wir die Schule versäumt, aber der Direktor war gar nicht weiter böse darüber, und in jeder Klasse, wo einer von uns war, hat er einen Klassenvortrag über den Balkan halten müssen, wodurch unsere Gruppe wieder einige brauchbare neue Jungen hinzubekam.

So, Leute, das ist der Bericht über die Balkanfahrt 1921 unserer damaligen Gruppe. Ihr habt aus ihm uns acht und Ernst Bergmann kennengelernt, und nun sollt ihr euch einmal dazu äußern, ob ihr an Ernsts Schuld glaubt oder nicht. Bedenkt dabei das eine, daß er arm war und als Fahnenjunker zwar nichts gebraucht hätte, daß er nun aber studieren mußte und kein Geld dafür hatte. Auch dazu sollt ihr euch äußern, ob ihr ebenso wie Ullo und ich und die übrigen sechs damals gehandelt hättet, indem ihr Ernst im Stiche ließet und sogar in der Chronik und in mündlicher Überlieferung jede Erinnerung an ihn in der Gruppe ausmerztet. Bei diesem Grundsatz wäre ich auch geblieben, wenn nicht außer seinem Tode noch etwas anderes eingetreten wäre; aber davon später. Jetzt sollt ihr erst einmal sprechen, ich habe fast schon zuviel geredet."

Große Stille herrschte im Neste der Schar. Noch waren die Jungen innerlich ganz bei den Balkanabenteuern, die sie eben gehört und im Geiste miterlebt hatten. Noch mußten sie Ernst Bergmann, den sie nicht kannten, bewundern, weil sie nie sonst so Hohes über einen andern Menschen gehört hatten, und nun sollten sie sich dazu äußern, ob sie ihn für einen Dieb hielten. Es war nicht leicht.

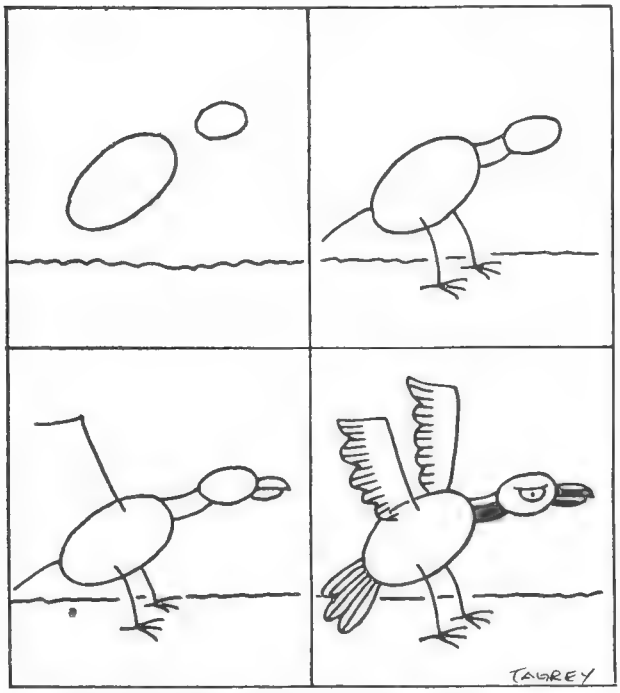
Der erste, der sprach, war Horst, der Fahnenträger und der Jüngste der Schar. „Ich glaube es nicht, daß er es tat, und ich wäre ihm nicht untreu geworden. Du und Ullo, ihr habt wie Waschlappen gehandelt." Sein Gesicht war hochrot vor Zorn, als er das sagte, und erstaunt sahen die Freunde ihn an. Was fiel denn dem Kücken ein, seinen Führer einen Waschlappen zu nennen? Aber es kam noch schöner. „Nicht nur wie Waschlappen, wie Lumpen und Feiglinge habt ihr gehandelt, du und Ullo!" schrie nun der Junge. „Das sage ich euch, und wenn ihr mich deswegen auch aus der Gruppe kippt. Ernst lebte sonst heute noch."

Ullo stand auf und ging auf Horst zu. Was würde das werden? Würde er den Jüngeren schlagen? Nein; er legte Horst die Hand auf das Haar und sagte: „Du hast recht. Weiß Gott, ich wollte, ich hätte damals wie ein Kerl gehandelt! Mir wäre heute besser zumute. Kann dir's nicht verdenken, Horst, wenn du mit uns nichts mehr zu tun haben willst. Du hast recht, es ist aber schade, denn ich hatte dich immer gern."

Nun sprach auch Karlheinz wieder: „Ja, Horst hat recht. Ich weiß es sogar gewiß, sagte nur bisher nichts davon, auch Ullo nicht. Vor zwei Monaten bekam ich den Besuch jenes Schriftstellers, der damals Strafantrag gegen Ernst gestellt hatte. Er beschwor mich, ihm die Adresse Ernsts zu verschaffen, Ernst sei unschuldig. Der langjährige Diener des Schriftstellers, dem sein Herr vollkommen vertraut hatte, wurde bei einem neuen Diebstahl ertappt und hatte auch jenen zugegeben. Der Schriftsteller wußte, welche furchtbaren Folgen sein Strafantrag damals für Ernst gehabt hatte, und wollte alles wiedergutmachen. Leute, so etwas läßt sich eben ganz einfach nicht wiedergutmachen. In gemeinsamem Bemühen ist es ihm und mir dann gelangen, Ernsts Aufenthalt zu ermitteln. Beide schrieben wir ihm. Ich schrieb ihm, daß ich einsehe, wie gemein ich mich damals verhalten habe, und da ich wußte, wie sehr Ernst an den Jungen hing, welche Seligkeit für ihn darin lag, einer Schar Führer zu sein, schrieb ich ihm, er solle zurückkehren. Er solle wieder die alte Gruppe übernehmen; ich glaubte, daß er in seiner Hochherzigkeit über alles hinwegsehen und Ullo und mir verzeihen könne. Ich nahm sicher an, daß er kommen würde, und ich sehnte mich danach, mich an seiner Brust ausweinen zu können und ihn sagen zu hören, daß er mir verzeihe. Und ich freute mich von ganzem Herzen auf die kommenden Fahrten, wo Ernst uns wieder führen würde, denn zehnmal schöner waren die immer als die, die ich führte. Wer könnte sich ihm vergleichen! Er wäre doch schon zu alt gewesen, meint ihr? Kaum fünfundzwanzig Jahre ist er gewesen, Jungen, und außerdem war er ein Mensch, der immer, auch im höchsten Alter noch, Jungenführer hätte sein können, denn die Gabe hat man, oder man hat sie nicht; das hat mit dem Alter nichts zu tun. Ja, ich freute mich

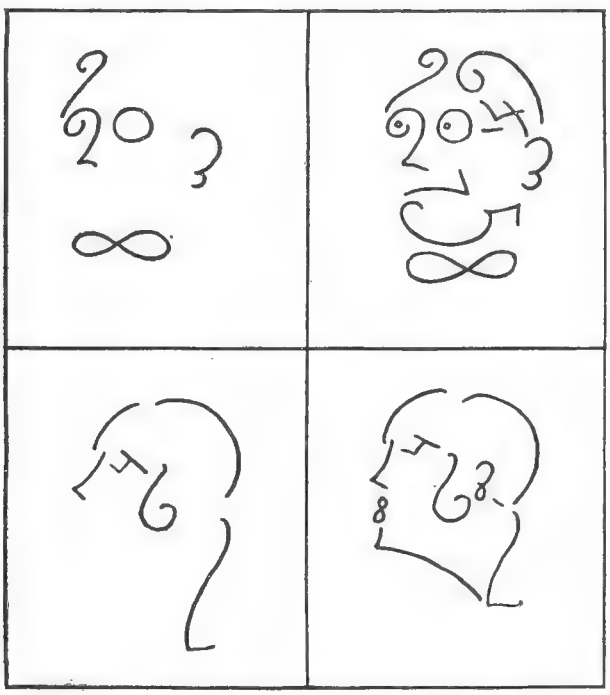
Hans Huckebein / Phot. L. Herrlich, Altona.

Zeichenscherze



1. Wie man mit einfachsten Linien einen Geier zeichnen kann.

unbändig auf diese kommende Zeit, und den hätte ich sehen mögen, der mir heute gesagt hätte: ‚Ihr habt ja einen Dieb zum Führer!' Ich hatte mir ausgerechnet, daß Ernsts Antwort da sein würde, wenn wir vom Pfingstlager zurückkämen, und darum war ich im Lager



2. Oben ein Männer-, unten ein Frauenkopf, beide aus Ziffern gebildet. Das Zusammensetzen von Bildern aus Ziffern und Buchstaben ist eine interessante Aufgabe, die der Phantasie weiten Spielraum läßt.

so froh, wie ihr mich sonst nie gesehen hattet. Als ich dann mit Horst und Günter durch die Holstenstraße ging und der lange Heinsen auf uns zukam und fragte: ‚Erinnerst du dich noch an Ernst Bergmann?' da blieb mein Herz vor Freude fast stehen, denn ich dachte, Ernst sei schon selbst gekommen. Dann aber kam das Furchtbare: ‚Er ist tot, am Fieber gestorben, als Arzt da irgendwo in Ostasien.' Herr im Himmel, daß sich immer das Schicksal dazwischenstellen muß, wenn man eine alte Gemeinheit wieder ausgleichen will!"

Auch über Karlheinz kam nun das Weinen. Bei dem Bericht über die Balkanfahrt hatte er sich noch in der Gewalt, hatte er auch noch das Lustige mit berichtet, das die Fahrt gebracht hatte; nun verließ ihn die Fassung, wie sie vorher Hans-Ullo verlassen hatte.

Da war Horst wieder da. Er trat vor seinen Führer hin. „Karlheinz," sagte er mit seiner klaren Stimme, „sei ruhig! Wenn du Ernst diesen Brief noch geschrieben hast, dann ist er ja nicht mit dem Groll auf euch in den Tod gegangen, dann hat er euch sicher verziehen, dann ist auch sein Sterben leichter gewesen." So war Horst, der junge Fähnrich. Selten trat er hervor, dann aber brachte er, der Jüngste, Klarheit in die Wirrnis und diesesmal Trost für die beiden Älteren. Die andern Jungen aber saßen ganz bestürzt da; es wurde ihnen ungemütlich bei dieser aufregenden Sache, und spät war es auch schon. So ging man denn nach Hause.

Karlheinz, Ullo und Horst aber verband seit dieser Stunde das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Nach den Angaben der beiden machte Horst sich daran, die Geschichte der Gruppe zu schreiben über jene Zeit, da Ernst deren Führer war. Und dieser Teil der Chronik wurde ein Lied, dessen Held Ernst war, Ernst Bergmann, der einzige, der nun tot war. —

Vierzehn Tage etwa nach jenem Nestabend brachte der Briefträger für Karlheinz einen Brief, der aus dem Fernen Osten kam. Allan C. Murridge war der Absender. „Lieber Karlheinz Detlevs!" lautete das Schreiben. „Namens meines toten Freundes Ernst Bergmann soll ich Ihnen und Ihrem Freunde Hans-Ullo Schär die letzten Grüße ausrichten. Was der Verstorbene mir war, ersehen Sie aus dem beigefügten Artikel, falls dieser Ihnen nicht schon bekannt sein sollte. Myriaden kleinster Insekten lagerten über dem Schlamm der unbestellten Reisfelder, als wir ihn in die Erde betteten. Auf halber Höhe des Hügels war es, wo der chinesische Grabsucher eine Stelle angegeben hatte, die frei sei von bösen Geistern und der Seele des Toten angenehm. Die Sonne war dunkel wie ein Blutstropfen und beschien den Marschall und seinen Stab, der in Begleitung des halben Heerlagers am Grabe stand, denn sie alle hatten ihn geliebt.

Ernst Bergmann hat noch in seiner letzten Stunde an Sie und Ihre Jungen gedacht. Er wußte selbst, daß es mit ihm zu Ende ging, und da hat er auch selbst noch geschrieben. Der Zettel liegt bei. Hoffentlich können Sie die Schriftzüge des damals schon Schwer-

kranken lesen. Ich werde es im nächsten Jahre so einrichten, daß ich nach Deutschland komme, denn um einem Freunde dieses Toten die Hand zu drücken, ist kein Weg zu weit. Bis dahin leben Sie wohl! Wenn ich Ihnen in irgend einer Beziehung nützlich sein kann, verfügen Sie über Ihren

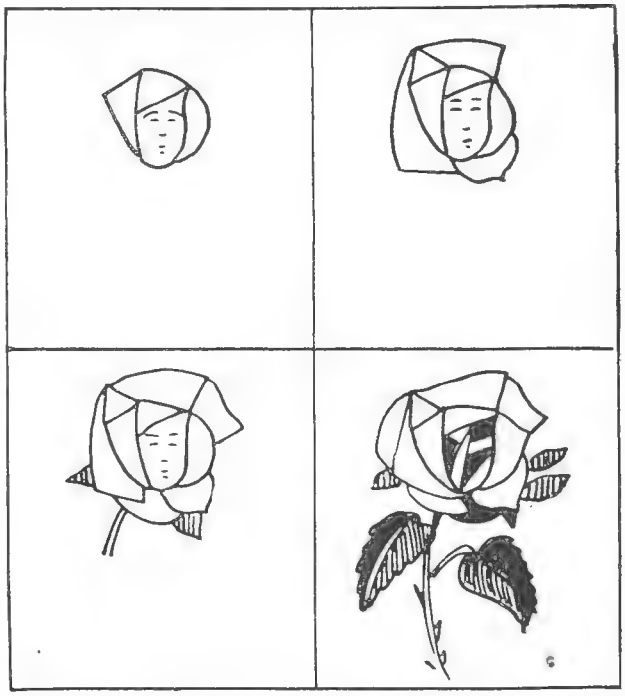
Allan Courtney Murridge!"

Wirklich lag ein Zettel von Ernsts eigener Hand bei. Die Schriftzüge waren verwischt und zittrig. Ein Kranker hatte sie geschrieben, ein aufgegebener Mann.

„Liebe, liebe Jungen! Schade, es geht zu Ende mit mir! Euern Brief hatte ich vor zwei Wochen bekommen, und ich glaube, das ist die allergrößte und reinste Freude gewesen, die das Leben mir brachte. Wieder in der deutschen Heimat leben! Wieder geachtet und geliebt von seinesgleichen! Wieder einer Jungengruppe Führer und jedem ihrer Scholaren ein Freund und Helfer sein! Aber ich konnte nicht so schnell weg, wie mein Herz wollte. Der Marschall sagte mir, in längstens einem Monat hoffe er, würde das Reich China den Frieden haben, würde diese furchtbare Zeit des Leidens der dreihundert Millionen Menschen vorbei sein. Wie fahnenflüchtig wäre ich mir vorgekommen, hätte ich da in letzter Stunde alle die Pflichten im Stich gelassen, die ich freiwillig übernommen hatte. So sagte ich zu, daß ich noch einen Monat bleiben würde, um nach meinen schwachen Kräften zu helfen. Aber schon eine Woche später hatte das Fieber auch mich. Ich weiß als Arzt, wie es um mich steht, und bin ein Mann, nicht gewohnt, weich zu werden. Aber schwer ist es, nach langem Harm das Glück vor sich zu sehen und dann sterben zu müssen. So nehmt meine letzten Grüße! Grüßt auch jeden Eurer Jungen von mir, und Ihr nehmt meinen Dank für den Brief! Ich gehe jetzt in ein anderes Leben ein. Vergeßt mich nicht, Jungen!

Euer Ernst."

Sie haben ihn nicht vergessen. Karlheinz ist jetzt Soldat, und Ullo führt die Gruppe, deren Fahne noch immer Horst trägt. Der heiligste Begriff aber und der höchste Name, den die Schar kennt, ist Ernst Bergmann.



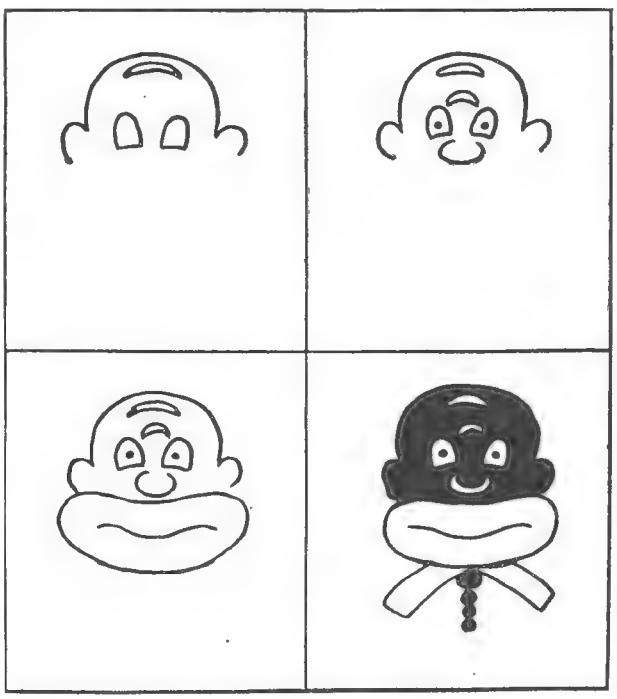
3. Das Mädchen und die Rose. Man zeichne es so lange ab, bis man es aus dem Gedächtnis nachmachen kann.

Wie baue ich mir ein Paar Skier?

Von Dipl.-Ing. H. Röhrig / Schluß

Bis die Bretter trocken sind, gehen wir an die Anfertigung der Bindung. Wenn es das Taschengeld erlaubt, kaufen wir uns eine passende Bindung fertig in einem Sportgeschäft. Es sei aber ausdrücklich vor der meistgekauften Huitfeld-Bindung gewarnt, die zwar sehr einfach ist, dafür aber eine Menge Nachteile hat. Ihr Hauptmangel besteht darin, daß der Fuß an der empfindlichsten Stelle so geschnürt sein muß, daß jedes Heben der Ferse eine Qual ist. Lockert man aber den Zehenriemen, so ist die Sicherheit der Verbindung zwischen Ski und Fuß gefährdet. Daß dadurch mancher Beinbruch zustandekommt, ist nicht zu verwundern. Ein weiterer Nachteil dieser Bindung ist die nicht geringe Schwächung des Brettes gerade an der gefährdetsten Stelle, da ein ziemlich großes Loch quer durch das Holz gestemmt werden muß.

Als beste und billigste Bindung habe ich die sogenannte Müller-Bindung kennengelernt, die viele Hochtouristen allen andern vorziehen. Beim Kauf einer Bindung ist zu beachten, daß die Sohle des Schuhs beim Heben



4. Wie man einen Niggerkopf zeichnet. Betrachtet man das letzte Bild umgekehrt, so erscheint des Niggers Frau.

der Ferse möglichst wenig gebogen wird. Ferner soll die Bindung den Fuß so mit dem Ski verbinden, daß ein Bewegen der Ferse nach der Seite bei eingespanntem Brett unmöglich ist. Daß man einen Riemenspanner benutzt, ist selbstverständlich, denn nur mit einem solchen ist ein rasches Anschnallen und Loslösen möglich, was nur der zu schätzen weiß, der sich einmal in strenger Kälte gequält hat, die steifgefrorenen Riemen zu lösen oder anzuziehen. Daß bei Lawinengefahr ein Abschnallen nicht schnell genug gehen kann, da das Leben oft von Sekunden abhängt, sei nur erwähnt.

Von den vielen Bindungen, die ein halbwegs geschickter Bastler selbst machen kann, sei nur die erwähnte Müller-Bindung beschrieben, da alle andern entweder nur mit besonderen Werkzeugen hergestellt werden können oder sich die Mühe des Selbstbaues ihrer kurzen Lebensdauer wegen nicht lohnen würde. Zum Bau der Müller-Bindung benötigen wir einige Blechabfälle in der Stärke von 1 bis $1^1/_2$ Millimeter, die wir nach Abbildung 7 mit dem Meißel aushauen und sauberfeilen. Die Bohrungen richten sich nach der Schloßschraube, die wir mit 7 bis 9 Millimeter Stärke und 8 bis 10 Zentimeter Länge in jedem Eisenwarengeschäft für wenige Pfennige zu kaufen bekommen. An dieser feilen wir die Vierkantstelle am Schaft bei dem Kopf rund und bemessen die Löcher in den Blechteilen so, daß die Schraube, ohne zu wackeln, darin sitzt. Ehe wir die Kappen biegen, machen wir aus nicht zu weichem Eisendraht von 3 Millimeter Stärke je vier breite und schmale Bügel, deren Form und Größe aus Abbildung 8 ersichtlich sind. Im Schraubstock biegen wir nun die Kappenbleche so, daß die schmalen Teile zum Grundteil senkrecht stehen, beachten dabei aber, daß wir eines mit der stärkeren Ausladung nach links, das andere nach rechts, entsprechend dem linken und rechten Schuh, biegen. Die kleinen Laschen biegen wir nun nach außen und hängen die Drahtbügel ein. Die Laschen werden sodann auf die Seitenbacken aufgeschlagen, mit diesen verbohrt und vernietet. Abbildung 9 zeigt die fertig gebohrte und vernietete Bindungskappe; daraus ist alles zu entnehmen, was zu sachgemäßer Arbeit erforderlich ist. Die Nieten müssen innen versenkt werden und außen möglichst flache Köpfe aufweisen. Besonders sei noch darauf hingewiesen, daß die Schuhspitze passen und die vorderen Laschen genau parallel sein müssen. Auch ist außen das angegebene Maß innezuhalten.

Das schwierigste ist die Herstellung der Federn, die man, falls ein entsprechendes Geschäft am Orte ist, am besten fertig kauft. Übrigens wickelt diese auch jeder geschickte Schlosser für weniges Geld. Wenn aber alle Stricke reißen, müssen wir uns wohl oder übel selbst an die Arbeit machen. Wir erstehen uns also etwa $2^1/_2$ bis 3 Meter nicht zu harten Federdraht von 2 bis 3 Millimeter Stärke und wickeln ihn um einen Dorn, der etwa so dick ist wie die Schloßschrauben, und zwar hauen wir zunächst den Draht in zwei gleichlange Stücke und spannen denselben mit dem Dorn so in den Schraubstock, daß er an der Stelle mit dem Dorn zusammenliegt, die etwa 5 Zentimeter von der Mitte des Drahtstückes entfernt ist, gemessen nach der rechten Hälfte des Drahtes. Ferner muß der Dorn senkrecht im Schraubstock stehen, der Draht jedoch, hinter dem Dorn liegend, nach oben rechts schwach geneigt sein. Die Berührungsstelle von Dorn und Draht befindet sich unmittelbar an der oberen Kante der Schraubstockbacken. Abbildung 10 zeigt die etwas verwickelte Einspannung deutlich. Das freie Ende des Drahtes wickeln wir im Uhrzeigersinne um den Dorn, suchen dabei aber mit der biegenden Hand so nahe als möglich an den Dorn zu kommen. Sehr erleichtert wird die Arbeit, wenn man ein nicht zu weites Rohr über das freie Drahtende schiebt und beim Biegen mit dem Rohrende immer in unmittelbarer Nähe des Dornes bleibt. Es hat dies den Zweck, daß der Draht sich nicht dort biegen soll, wo eine Biegung unerwünscht wäre, sondern die ganze biegende Kraft auf das eigentliche Federbiegen verwendet wird. So stellen wir acht bis neun Windungen her, je nach der Breite des Skis und der Stärke des Federdrahtes. Das freie Ende des Drahtes soll etwa in die Richtung des andern Drahtendes, das eingespannt ist, zu liegen kommen. Ist eine Seite gewickelt, so spannen wir aus und biegen das andere Ende des Drahtes in der Mitte, also etwa 5 Zentimeter von der ersten Windung entfernt, vorsichtig um ein Stück Rundeisen — dazu kann man den oben benützten Dorn verwenden — so daß die von den beiden geraden Teilen gebildete Ebene in einer Ebene mit der entsprechenden Mantellinie des von der Oberfläche der Feder gebildeten Zylinders liegt. Wir schieben nun die schon gewickelte Feder wieder auf den Dorn und spannen das Ganze nochmals in den Schraubstock, nun aber so, daß das freie Ende nach links oben zeigt. Das Wickeln erfolgt dann ebenso, wie oben beschrieben, nur im Gegenzeigersinne. Abbildung 11 zeigt die fertige Feder, aus der alles Erforderliche zu ersehen ist. Wir schieben dann die Feder zwischen die beiden gelochten Lappen der Bindungskappe, stecken durch die Löcher und die Feder die Schloßschraube und biegen die Enden der Feder so, daß sie in den Eckkanten der Kappe liegen. Dort, wo die Enden die Kappen verlassen, hauen wir die Drähte ab.

Inzwischen wird die Biegung der Hölzer fest geworden sein, und wir können die Bindung aufmontieren. Um die günstigste Stelle zu finden, legen wir den Ski etwa in der Mitte auf einen Finger und verschieben beide so lange, bis die Skispitze unter einem Winkel von rund 30 Grad nach unten geneigt ist. Die Stelle, an der der Ski aufliegt, markieren wir mit einem Bleistiftstrich und wiederholen dies auch bei dem zweiten Ski. Auch hier markieren wir die betreffende Stelle und legen dann die zwei Bretter so nebeneinander, daß die Enden zusammenliegen. Weichen nun die beiden Markierungen etwas voneinander ab, so ziehen wir zwischen den beiden Strichen die endgültige Bindungslinie. An beiden Schmalflächen der Skier

reißen wir sodann die Stellen an, wohin die dreieckigen Lagerbleche kommen, indem wir diese so daraufleggen, daß die Mitte des großen Loches über der gezeichneten Linie liegt und die untere Kante des Lagerbleches mit der Unterkante des Skis abschneidet. Mit einem Messer fahren wir die Blechkanten entlang und schneiden dabei etwas in das Holz ein. Mit der Säge vergrößern beziehungsweise vertiefen wir den Schnitt so weit, als er der Blechstärke des Lagerbleches entspricht. Die dazwischenliegende Holzschicht stemmen wir heraus und befestigen an deren Stelle die Lagerbleche mit kräftigen, nicht zu langen versenkten Holzschrauben. Es empfiehlt sich, die Schrauben vor dem Eindrehen in Leinöl einzufetten, da in dem zähen Eschenholz die Schrauben leicht abreißen. Den Stumpf bekommt man dann nicht mehr heraus, und man ist gezwungen, die Bindung weiter vor oder zurück zu setzen. Man bohre auch nicht zu stark vor, sonst halten die Schrauben nicht genügend.

Sind die Lagerdreiecke befestigt, so nageln wir mit Blauzwecken ein Stück Linoleum, Zelluloid oder Aluminiumblech auf den Ski, das dieselbe Breite wie der Ski und die Länge des Schuhes hat. Es ist natürlich gut, wenn der Belag vorn und hinten etwas weiter liegt, als der Stiefel reicht. Er soll bewirken, daß der Schnee sich nicht zwischen Schuhsohle und Ski anballt, meist aber hilft es nur sehr wenig.

Zur Konservierung streichen wir die Bretter mit heißem Leinölfirnis auf allen Flächen. Sehr dick zu streichen, ist zwecklos, dafür aber ist ein häufigeres Bestreichen — natürlich immer erst, nachdem die vorhergehende Schicht völlig getrocknet ist — empfehlenswert.

Bis der Anstrich fertig ist, lassen wir uns von einem Sattler das Riemenzeug machen, das im wesentlichen aus zwei Hauptteilen besteht, dem Zehen- und dem Fersenriemen. Der erstgenannte muß in die breiten Drahtschlingen an den Kappen passen und gut über den Schuh reichen. Der Fersenriemen wird unmittelbar in die dazugehörigen Drahtschlingen der Kappe eingenäht und trägt immer außen Schnalle und Spanner, also an der Stelle, wo die Kappe weiter ausläd. Er muß um den Absatz des Schuhes reichen und ein Nachspannen ermöglichen, da sich der Riemen erfahrungsgemäß nach einiger Zeit immer etwas längt. Als Leder wähle man ein kräftiges Fettgarleder oder gutgefettetes Chromleder. Am besten ist es allerdings, wenn innen ein dünnes Chromleder und außen dickes Fettgarleder verwendet werden, die beide mit Pechdraht aufeinandergenäht werden; unbedingt nötig ist dies aber nicht. Auf keinen Fall nehme man gewöhnliche Rindlederriemen, da diese durch ihre kurze Lebensdauer bei öfterer Erneuerung teurer werden als der teuerste und beste Fettriemen. Daß man mit einem schlechten Riemen seine Glieder in Gefahr bringt, wird jeder verstehen, der einmal einen Skiläufer in sausender Abfahrt gesehen hat.

Wenn die Skier nun trocken sind und der Sattler die Riemen geliefert hat, dann können wir an die Montage der Bindung gehen. Die Kappen werden mit den gelochten Lappen zwischen die Lagerbleche geschoben und mit einer Schraubzwinge oder dergleichen auf den Ski aufgeschraubt. Nun zwingen wir die Feder so zwischen die beiden Lappen, daß das gerade Zwischenteil nach vorn auf das Holz beziehungsweise den Belag und die beiden Enden in die Eckkante der Backe kommen, und schieben die Schloßschraube beim linken Ski von rechts, beim rechten von links durch die Löcher der Lagerbleche, der Kappen und durch die Feder, bis sie auf der andern Seite herauskommt. Die Mutter wird nun aufgeschraubt, das etwa überstehende Ende des Schraubenschaftes abgesägt und etwas vernietet.

Abbildung 12 zeigt den fertigen Ski und gibt Aufschluß über alles, was nicht aus der Beschreibung hervorgeht.

Bienenkunde in der Schule. Die Knabenmittelschule in Fürstenwalde hat als neuen Unterrichtsgegenstand Bienenkunde eingeführt. Unser Bild zeigt die Schüler beim Unterricht am Bienenhaus der Schule / Phot. Atlantik, Berlin.

Wie man sich die Stöcke macht, verrate ich nicht, denn ich habe es zu oft erlebt, daß sich Anfänger im Skilauf mit den Stöcken schwer verletzten. Ich selbst nehme auch heute noch, nachdem ich schon über zwanzig Jahre Ski laufe, nur bei Hochtouren und im flachen Gelände Stöcke mit. Der Anfänger, der ohne Stöcke läuft, eignet sich überdies schneller die nötige Sicherheit an, als wenn er sich bei jedem drohenden Sturz auf die Stöcke stützt.

Ehe wir nun die selbstgebauten Skier benutzen, muß noch die Lauffläche gewachst werden. Wir erstehen uns bei einem Drogisten für zehn Pfennig Erdwachs, schaben dieses mit dem Messer in kleine Flöckchen und streuen sie auf die Lauffläche der Bretter, die wir auf zwei Stühle gelegt haben. Dann nehmen wir ein heißes Bügeleisen und fahren damit so oft über die Bretter, bis das Wachs völlig in das Holz eingedrungen ist.

Nun Glückauf zu fröhlicher Arbeit! Jeder Leser, der noch irgend eine Frage über die Skiherstellung an mich richten möchte, kann dies über die Redaktion des „G.K." jederzeit tun; die Antwort wird dann im Briefkasten veröffentlicht werden. Wenn ein geschickter Skibauer einmal ein Bild einschickt, auf dem er beim Werk oder beim Sport auf den selbstgebastelten Brettern zu sehen ist, so wird dies besonders willkommen sein.

Papa Wrangels Rechtschreibung

König Wilhelm I. bekam einmal von General Wrangel, der wegen seiner gesunden Derbheit als „Papa Wrangel" bekannt und beliebt war, ein Schreiben, worin dieser bat, dem Hauptmann von T. einen Orden zu verleihen, weil er der feigste Offizier der preußischen Armee sei.

Der damalige Kriegsminister von Roon überreichte das Schreiben dem König und gab der Meinung Ausdruck, daß da doch irgend ein Widerspruch bestehen müsse. Aber der König lachte und sagte: „Sie kennen bloß Wrangeln seine Orthographie nicht; das heißt nicht der feigste, sondern der ‚fe—igste' (fähigste) Offizier."

*

Auflösung der Denksportaufgaben und des Zahlenrätsels von Seite 144:

Zwei ganz Schlaue: Die beiden Wandervögel hatten zum Abzählen die Zahl 6 vorgeschlagen. — Andersteuerkasse: Der Lehrling erhielt den überschüssigen Betrag in 5 Fünfzig-, 5 Zwanzig-, 5 Fünfmarkscheinen und in 5 Einmark- und 5 Zweipfennigstücken = 380,10 Mark zurück. — Weißt du, warum: Wir wissen auch nicht, warum sich die beiden Postbeamten stritten, denn wenn jeder von ihnen behauptet, daß das Postpaket sechs Kilogramm wiege, dann liegt ja überhaupt gar kein Grund zum Streiten vor. — Schneider, Chinin, Heine, Neid, Ende, ich, drei, Eiche, Riese. — Schneider.

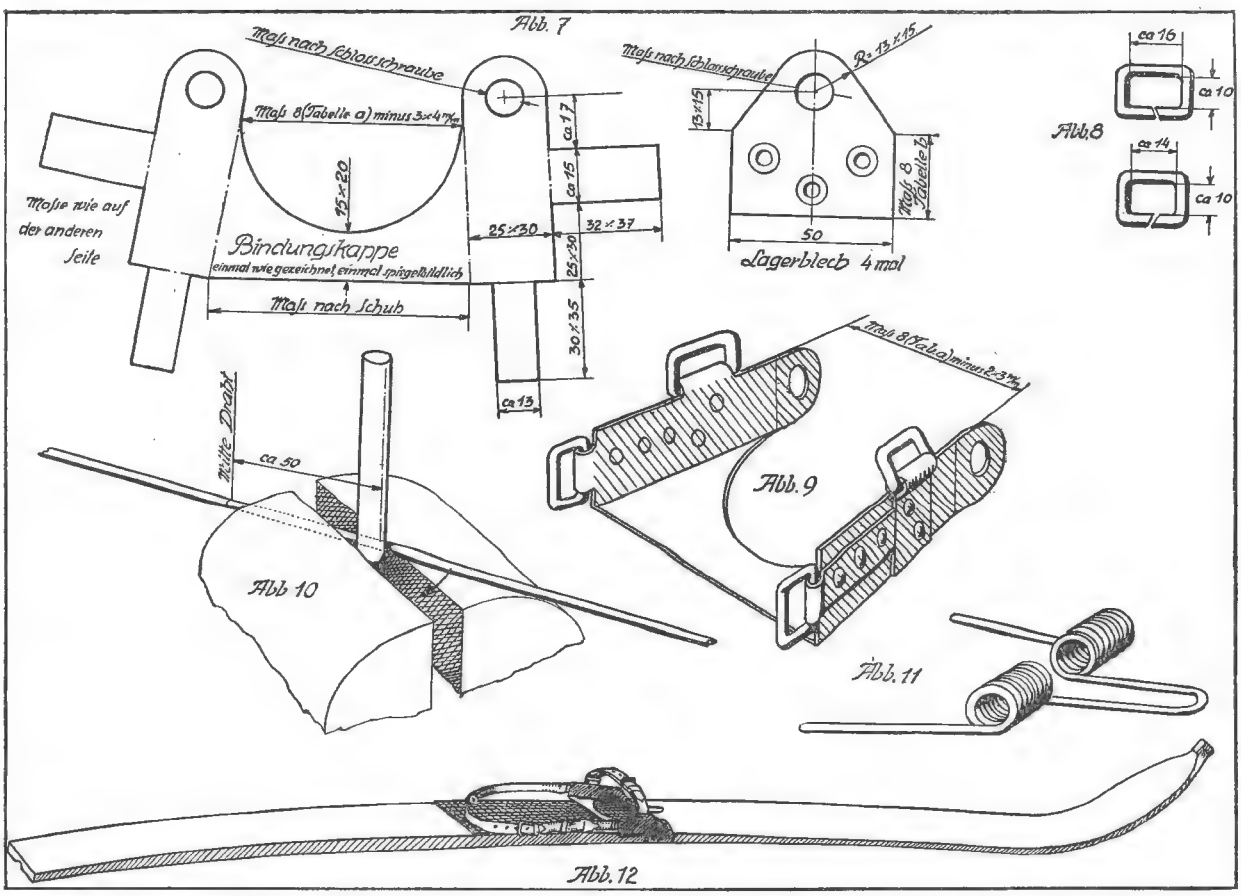


Abb. 7. Wie die Blechteile zur Bindung aufgezeichnet werden. Abb. 8. Die beiden Riemenbügel. Von jedem sind 4 Stück anzufertigen. Abb. 9. Die fertig gebogene und vernietete Bindungskappe. Abb. 10. Wie man Dorn und Federdraht einspannt zum Wickeln der Feder. Abb. 11. Die fertig gewickelte Feder. Abb. 12. Der fertige (rechte) Ski.

Das Rätsel der Druſenkopfinſel

(Fortſetzung)

Von Otfrid von Hanſtein

Es ſind außer Helling die zwanzig neu angeworbenen jungen Deutſchen am Werk, und unter ihrer Leitung, unter dem Fingerdruck, mit dem ſie ihre faſt einer Schreibmaſchine gleichenden Taſtaturen bedienen, ſteigen die Bauten empor. Die eiſernen Arme bauen ſich ſelbſt die eiſerne Stadt auf, und ihnen iſt es einerlei, wenn die Sonnenſtrahlen auf ihre Arbeit herniederbrennen. Sie kennen nicht Hunger und Durſt, kennen keine Ermüdung, und wenn am Abend die Sirenen heulen, löſt Otto Müller mit zwanzig andern Monteuren Helling ab. Rieſenhafte Scheinwerfer flammen auf, und auch während der Nacht geht das Werk weiter. Doch nicht einmal dieſe Scheinwerfer wären nötig; die genau eingeſtellten Maſchinen würden auch in der finſteren Nacht arbeiten. Nur die Menſchenaugen, die ihr Werk beobachten, bedürfen des Lichtes.

Zu gleicher Zeit ſind andere Maſchinen in Tätigkeit. In gewaltigen Mengen werden aus den Wüſten ſtändig die Glaserden herbeigeſchafft und durcheinandergemiſcht. In mächtigen Platten werden ſie dann gegoſſen, gefärbt und poliert.

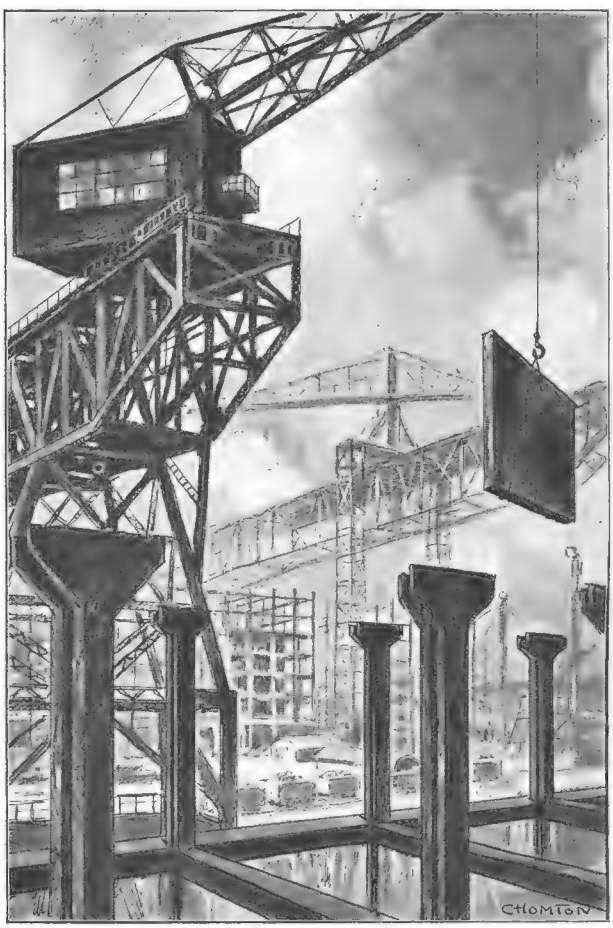
Alle Glasſcheiben in Iſabela ſind gleich groß. In die fertigen Stahlvierecke heben Krane die Glasſcheiben hinein und ſtellen ſie auf; mechaniſche Kitter ſtreichen den Kitt in die Fugen. Wieder nach den Befehlen des elektriſchen Taſtwerkes ſtellen ſich die doppelten Glaswände auf, werden die Kühlſchichten eingebaut.

Unter den Händen all dieſer eiſernen Arme wächſt der Bau zuſehends, ſteigen ganz gleichmäßig die Häuſerblocks in die Höhe, fügen ſich Glaswände zu Räumen, wölben ſich die Decken aus Betonplatten, ſpannen ſich endlich Brücken über kommende Straßen, und ſofort tragen andere Krane Erde hinauf, die aus unfruchtbarem Boden mit chemiſchen Mitteln zu Humus gewandelt wird, und endlich rollen Sämaſchinen über das neue Gartenland. Kieswege entſtehen unter der Leitung der als Gärtnerinnen tätigen beiden Ingenieurfrauen; aus zahlreichen Rohren beginnen Waſſerſtrahlen Becken und Kaskaden mit fröhlichem Leben zu erfüllen, und fleißige Chineſenhände pflanzen Sträucher und Palmen.

Alles geſchieht ganz genau nach den vorgezeichneten Plänen und in größter Ruhe, denn jeder der Menſchen iſt ja nur mit der ihm zugeteilten Anzahl ſorgfältig erdachter Maſchinen zuſammen, und dieſe ſind ſtumme Arbeiter.

So wächſt die Stadt, zu der alles vorhanden iſt, nur keine Bewohner. —

Der Schacht unter der neuen Zentrale iſt längſt vollendet. Von ihm aus iſt ein Tunnel bis zur Meeresküſte vorgeſchoben, und hier, einige hundert Meter unter dem Waſſerſpiegel, befindet ſich eine künſtliche Höhle, in der Viktor Grotefendt, der Schnellbahnkonſtrukteur, ſeine Maſchinen aufgeſtellt hat. Sie ſind durch einen weiteren Schacht mit den Schmelzöfen oben am Strande verbunden. Von hier aus hat er ſein ſchwebendes Rohr ins Meer hinausgetrieben, das die Bahn aufnehmen ſoll. —



In die fertigen Stahlvierecke heben Krane die Glasſcheiben hinein und ſtellen ſie auf; mechaniſche Kitter ſtreichen den Kitt in die Fugen.

Es iſt herrlich in Santa Scientia. Dieſes ſchaffende Leben an allen Orten! Und während hier die Häuſer vollendet werden, dort die Pflanzungen zu gedeihen beginnen, tummeln ſich Boote mit Tauchern draußen im Meer, um die aus den Preßmaſchinen hervorgedrückten Rohrteile in ihre Troſſen zu legen. Es iſt wunderbar, in die leuchtenden Augen aller dieſer Männer zu ſchauen, die Tag für Tag ihre kühnen Gedanken zur Tat werden ſehen. —

Unſere Stadt iſt fertig, und wir ſtehen an einem Wendepunkt. Wir müſſen Menſchen haben; unſer bisheriges Syſtem genügt nicht mehr. Es nutzt uns nichts, wenn jährlich zehn oder zwanzig Männer zu uns kommen. Unter den erſten Einwanderern ſind Männer aus aller Herren Ländern. Das kann an ſich nichts ſchaden. Amerika hat bewieſen, daß gerade aus einer

Vermischung aller Rassen, zumal wenn es sich um intelligente Köpfe und gesunde Körper handelt, eine gute neue Rasse entstehen kann. Bei uns nicht. Wir sind ja noch immer nur Männer, und die Polizeibehörden sind sehr scharf am Werke, uns zu belauschen. Die Karten, die unsere Luftschiffer im Hafen von Frisko abzugeben pflegen, ziehen nicht mehr. Wir können das nicht mehr so machen, und wollten wir gar in derselben Weise Frauen und Mädchen anwerben und verschwinden lassen, dann würde man uns die schlechtesten Beweggründe vorwerfen.

Es muß etwas geschehen, irgend etwas Großes, das uns diesen toten Punkt überwinden läßt. Aber was? Zum ersten Male versagen unsere Gedanken, die nur auf Technik und auf Maschinen gedrillt sind. Es ist jammerschade, unsere herrliche Stadt, die der ganzen Welt um hundert Jahre voraus ist, verkommt. —

Ist das ein Weg? Möller aus Frisko hat geschrieben und uns deutsche Zeitungen geschickt. Es ist eine deutsche Expedition unterwegs, eine Anzahl berühmter deutscher Gelehrter. Darin liegt für uns eine große Gefahr, denn es verlautet, daß sie Untersuchungen über die Luftströmungen an der Westküste von Südamerika anstellen sollen. Deutsche Gelehrte? Sie dürfen nicht zu Grunde gehen, sie dürfen unser Geheimnis nicht lüften, aber auch nicht erfolglos heimkehren.

Wir haben beraten. Diese deutschen Gelehrten müssen unser Werk kennenlernen, wir müssen uns gewissermaßen ihrem Urteil unterwerfen. Können wir sie einladen? Nein, kein anderes Volk darf zunächst etwas ahnen. Sie müssen unsere Gäste werden, ohne daß sie selbst es wollen und wissen. —

Wir haben noch eine Nachricht aufgefangen. Ein deutscher Kriminalist namens Schlüter ist unterwegs, um auszuforschen, was aus den früher verschwundenen Deutschen geworden ist. —

Soeben bringt uns ein Luftschiff die Nachricht, daß sich die Expedition in Frisko auf der Privatjacht „Nightingale", die einem Chilenen gehört, eingeschifft hat und daß auch dieser Doktor Schlüter mit an Bord gegangen ist. Jetzt ist es Zeit, jetzt müssen wir sehen, ob wir sie zu uns bringen können. —

Ein furchtbarer Wirbelsturm rast auf dem Meere. Die Jacht ist böse mitgenommen. Wir beobachten sie andauernd mit Flugzeugen aus Höhen, in denen der Orkan nicht mehr wütet.

Es ist unsern Flugzeugen gelungen, etwas niedriger zu gehen. Wir haben Nachricht, daß Will Becker, einer unserer besten Mechaniker, in Frisko das Glück hatte, auf der „Nightingale" als Maschinist angeworben zu werden. Die Jacht fährt mit elektrischer Kraft. Wir senden einen großen Zeppelin aus, der alle erforderlichen Apparate an Bord hat.

Der Zeppelin schwebt in ruhiger Luft über dem Sturm. Es ist ihm mit seinen Starkstromakkumulatoren gelungen, Kontakt mit der „Nightingale" zu bekommen. Sie gehorcht ihren Offizieren nicht mehr und steht unter der Fernsteuerung unseres Zeppelins, der sie bis an den Strahlengürtel, der das Cabo Martino umgibt, bringen muß.

Eine riesige Woge hat die schon fast wracke Jacht durch unsere Wasserstoff-Barre geschleudert. Jetzt ist sie in völlig ruhigem Wasser und so dicht an Land, daß sie der Fernsteuermaschine in den Felsen des Cabo Martino gehorcht.

Der Zeppelin kehrt zurück. Bob White fährt zum Cabo Martino, um unsere unfreiwilligen Gäste zu empfangen. Wir fürchten, sie werden über die Vergewaltigung zunächst erzürnt sein. Es ging aber nicht anders. Wir hoffen, wir werden sie wieder versöhnen.

* * *

Das Tagebuch ist zu Ende. Die Herren stehen auf.

„Dies ist zwar eine Erklärung, aber eine solche, die eigentlich nur für Gigantenhirne faßbar ist."

„Jedenfalls bin ich diesen Giganten dankbar."

„Daß gerade Sie so etwas sagen, Kollege Ortler!"

„Das ist, wenn es sich verallgemeinern läßt, einfach die technische und wissenschaftliche Zukunft der Welt."

Die Tür öffnete sich, und Bob White stand vor ihnen. „Sie haben Ihre Lektüre beendet?"

„Wir würden nicht glauben, was wir gehört haben, wenn wir es nicht mit eigenen Augen sähen."

Van Rhyn steht in tiefen Gedanken. „Wer hat diesen Apparat gebaut, der uns vorliest und gleichzeitig schauen läßt?"

„Herr Vetter natürlich."

„Er hat mir das Werk meines Lebens vorweggenommen. Sind es Selenzellen, auf denen das alles beruht?"

„Das war nicht möglich. Sie sehen, daß die Bücher sehr dick gedruckt sind und die Buchstaben fast der Blindenschrift ähneln. Eine eigenartige Bauart der Lampen bewirkt, daß die Schrift auf eine im Innern des Apparates befindliche Platte Schatten wirft. Ganz merkwürdig geartete Zellen aus einem noch viel feinfühligeren Stoff als Selen, den Ihnen Herr Vetter beschreiben wird, sind so angeordnet, daß durch jene Schatten, die das Licht der Fläche unterbrechen, elektrische Ströme ausgelöst werden. Diese wiederum erzeugen Strahlen, die es durch ihre Schwingungen ermöglichen, die Schrift in Laute umzusetzen und im Lautsprecher hören zu lassen. Alles in allem ist dies eigentlich nur eine Vervollkommnung des Radios. Es ist eine sehr segensreiche Erfindung, besonders auch für unsere Krankenhäuser. Dort haben wir nämlich dieselben Apparate mit Kopfhörern, und es ist jedem Leidenden möglich, sich ein beliebiges Buch auf diese Weise vorlesen zu lassen, ohne daß er an ein bestimmtes Programm eines Radiosenders gebunden ist und ohne daß einer den andern stört."

Van Rhyn nickt lebhaft. „Ja, wenn Zeit, Geld und ein ungestörter Ort zum Nachdenken da sind!"

„Das ist eben unser Ziel. Wir bitten die Herren jetzt, über das Gesehene nachzudenken. Morgen werden wir Sie noch einmal durch alles führen, was wir erschufen.

Dann bittet Mister Cook um Ihr Urteil und Ihre Meinung." Bob White, außer Weigand der einzige, der bisher mit ihnen gesprochen hatte, während die andern Schöpfer dieser Wunderwerke bescheiden im Hintergrunde blieben, verbeugte sich und verließ das Zimmer. Die Gelehrten blieben noch lange in lebhaftem Gedankenaustausch beieinander.

* * *

In der Republick Puitu herrschte wieder einmal Unruhe. Der greise Präsident Ronaldo Ferreira, der es dem großen Porfirio Diaz von Mexiko nachmachen wollte, hatte ein eisernes Regiment geführt. Es war vieles besser geworden unter seiner Leitung, aber wieder, wie schon so oft, drohten die Schulden des kleinen Staates ins Riesenhafte zu wachsen, und die Versuche, die der Präsident gemacht hatte, amerikanisches Geld aufzunehmen, trugen die Gefahr in sich, den Vereinigten Staaten, wie es ja in den meisten der kleineren südamerikanischen Länder bereits geschehen war, ein Übergewicht zu geben.

Eine starke Gegenpartei hatte sich gebildet, die Ferreira absetzen wollte und mit großen Gebärden das schöne Wort „Puitu den Männern von Puitu und nicht den Fremden" zur Losung erhob. Es waren meist fanatische junge Männer, die revolutionslüstern waren, zum großen Teil Leute, die, selbst tief verschuldet, weniger aus Vaterlandsliebe als aus eigensüchtigen Gründen den Umsturz erhofften. João Ferreira, des Präsidenten Sohn, ein junger Mensch von ungezügeltem Ehrgeiz und abenteuerlustigem Temperament, war die Seele der Unzufriedenen.

In einem kleinen Landhaus außerhalb der Hafenstadt des Staates kamen die Verschwörer zusammen. Es gehörten zu ihren Führern besonders Don Christobal, ein begabter Jüngling und erster Sekretär des Präsidenten. Das kleine Hinterzimmer, in dem sich der angebliche Spielklub zu versammeln pflegte, war dicht durch Vorhänge geschützt und es war Nacht.

Don João trat den Freunden entgegen. „Wichtige Botschaft!"

Christobal war ungeduldig. „Die Zeit drängt. Wenn wir nicht ein Pronunciamento machen, den Präsidenten absetzen und rasch handeln, ist alles verloren. In zwei Wochen werden die Herren aus Washington da sein. Ist dann Ferreira noch Präsident, so geht es uns wie Nicaragua und Panama, und wir sind nichts weiter als Vasallen der Vereinigten Staaten."

Einer warf ein: „Und wenn wir ein Pronunciamento machen? Was nützt es? Haben wir darum Geld? Können wir zaubern? Was nützt es?"

Don João trat in ihre Mitte. „Und wenn ich nun Geld habe?"

„Millionen?"

„Ungezählte Millionen."

Die andern lachten. „Wo sind sie?"

„Mein eigener Vater hat sie an einen Amerikaner verschenkt. Sie liegen auf den Drusenkopfinseln."

„Das sagenhafte Inkagold? Schwindel, mein Lieber!"

„Kein Schwindel."

„Hast du es gesehen?"

„Ich nicht, aber ich habe jemand hier, der es gesehen hat, der dabei war, wie jene Menschenhändler, jene neuen Flibustier es in großen Stapeln zu Tal trugen."

„Die Amerikaner?"

„Sie und ihre deutschen Genossen. Was machen sie dort? Was ist das für ein Geheimnis? Was bedeutet es, daß sie niemand auf ihre Insel lassen? Was sollen diese Rätsel? Ich weiß mehr als alle. Es sind gefährliche Menschen. Gott weiß, was da geschieht. Der Völkerbund müßte eingreifen, aber ..." Er lachte. „Ich denke, wir helfen uns selbst."

„Jene sind Besitzer der Insel. Du weißt, als schon einmal solche Gerüchte kamen, gab es eine Anfrage bei der Regierung. Die Insel ist ihnen nun einmal mit allem verkauft, was sie enthält."

„Weil mein Vater ein altersschwacher Greis ist."

Christobal schüttelte den Kopf. „Wir wollen doch erst einmal erfahren, was auf jener Insel geschieht."

João nickte. „Ich will den Mann holen, der euch alles berichtet."

Er ging hinaus und kam gleich darauf mit einem Neger zurück, der in einen eleganten, modernen Anzug gekleidet war und fließend Spanisch sprach. „Nun beantworten Sie noch einmal alle Fragen! Wer sind Sie?"

„Ich heiße Sam und war als Koch auf dem Luftschiff, mit dem Professor Alesius damals auf der Drusenkopfinsel scheiterte. Ich bin dann mit meiner Frau freiwillig auf der Insel zurückgeblieben, als der Professor gerettet wurde."

„Warum blieben Sie zurück?"

„Ich wollte den Schatz der Inka heben, den der Professor entdeckt hatte."

„Sie haben ihn gesehen?"

„Ich bin mit in der Höhle der Mumie gewesen. Ich habe die Goldbarren gesehen und die Mengen von Edelsteinen, die um den Thron gehäuft waren. Dann habe ich in Jahren des Elends vergeblich versucht, in die Höhle zu dringen. Das Erdbeben hat sie verschüttet. Mein Weib ist gestorben, ich blieb allein. Ich konnte mich nicht von dem Ort des Schatzes trennen und hoffte, ein Schiff würde kommen. Ich hätte mich dem Kapitän anvertraut und mit ihm gemeinsame Sache gemacht. Doch nichts kam. Ich habe von Schildkrötenfleisch und von Leguanen gelebt, ich habe Tag für Tag nach dem unteren Eingang der Grotte geforscht, aber ich habe ihn nicht gefunden. Ich bin grau darüber geworden und alt."

„Der Schatz besteht nicht."

„Dann — es sind jetzt fünf Jahre — kam eine Jacht. Ich stand am Ufer hinter Gestrüpp verborgen und sah sie landen. Es waren Professor Alesius, ein hinfälliger Greis, und zwei Amerikaner. Ich sah sie in den Krater-

ſee an der Küſte tauchen, ſah ſie ſtundenlang fortbleiben und dann wiederkommen, die beiden, den toten Profeſſor in ihren Armen, und fortfahren. Ich frohlockte. Doch ich war ein Narr und glaubte, daß auch ſie nichts gefunden hätten. Dann kehrten die Amerikaner zurück und hatten noch ſechs andere Männer bei ſich. Sie ſprengten ein Loch in den Berg. Wieder blieben ſie lange, dann kamen ſie und trugen in ihren Armen und in Säcken die Juwelen der Inka. Sie gründeten eine Niederlaſſung, blieben auf der Inſel, und ich habe mit eigenen Augen geſehen, wie ſie Laſten von Gold und Edelſteinen herabtrugen und in einem Schatzgewölbe verſtauten. Sie ſind reich, ſie beſitzen Millionen. Es ſind gefährliche Männer, die ſich Menſchen ſtehlen und ſie auf die Inſel ſchleppen. Wer weiß, was ſie wollen! Aber ich belauſchte ihre Geſpräche. Sie waren dumm und wußten nicht, daß ich alle Schliche der Inſel kenne, ihre Höhlen und Spalten weiß und verſchwinden konnte, wann ich es wollte. Ich habe mir genommen, was ich brauchte, und als eines Nachts ein Sturm wütete, da habe ich am Morgen ein Motorboot geſtohlen und bin geflohen. Sie werden denken, der Sturm habe es vernichtet. Ich bin nach dem Kompaß gefahren. Die See war ganz ruhig, und ich ſteuerte nach Oſten, weil ich wußte, die Küſte konnte nicht weit ſein. Ich traf ein anderes Schiff, einen Dampfer. Er hielt mich für einen Schiffbrüchigen und nahm mich auf, und jetzt bin ich wieder da." (Fortſetzung folgt)

Vom braunen Wundertrank

Von Hans Dominik

„Belieben die Herren Mokka oder Tee?" fragt der Kellner.

„Einen Augenblick, Herr Ober. Wir ſind uns noch nicht einig," ſagt Onkel Karl, der uns zum Beſuch dieſes Kaffeehauſes mitgenommen hat. Während der befrackte Ganymed zum nächſten Tiſche eilt, läßt der Onkel ſeinem angeborenen Hang zum Belehren die Zügel ſchießen. „Der Tee, liebe Jungen, erweckt vorzugsweiſe die Urteilskraft und geſellt zu deren Tätigkeit ein Gefühl von Heiterkeit; der Kaffee wirkt ebenfalls anregend auf das Denkvermögen, verhilft aber auch eurer Einbildungskraft

zu einer bedeutenden Lebhaftigkeit. Er steigert eure Empfänglichkeit für Sinneseindrücke und eure Beobachtungsgabe, schärft die Urteilskraft, läßt die belebte Phantasie aus sinnlichen Wahrnehmungen schnell klare Schlußfolgerungen ziehen und regt sie zu schöpferischer Tätigkeit an."

„Du meine Güte, lieber Onkel, spanne uns nur nicht länger auf die Folter!"

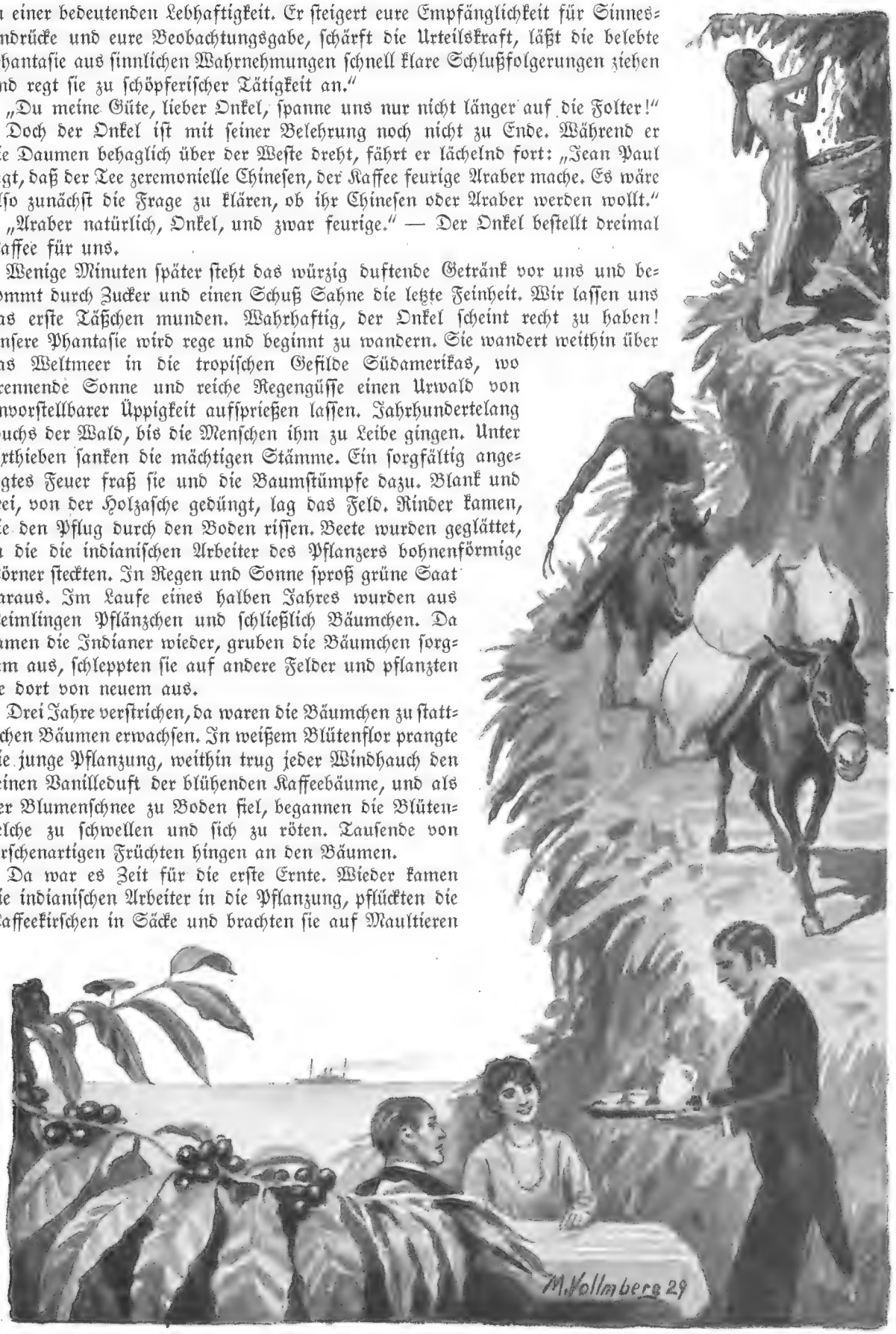
Doch der Onkel ist mit seiner Belehrung noch nicht zu Ende. Während er die Daumen behaglich über der Weste dreht, fährt er lächelnd fort: „Jean Paul sagt, daß der Tee zeremonielle Chinesen, der Kaffee feurige Araber mache. Es wäre also zunächst die Frage zu klären, ob ihr Chinesen oder Araber werden wollt."

„Araber natürlich, Onkel, und zwar feurige." — Der Onkel bestellt dreimal Kaffee für uns.

Wenige Minuten später steht das würzig duftende Getränk vor uns und bekommt durch Zucker und einen Schuß Sahne die letzte Feinheit. Wir lassen uns das erste Täßchen munden. Wahrhaftig, der Onkel scheint recht zu haben! Unsere Phantasie wird rege und beginnt zu wandern. Sie wandert weithin über das Weltmeer in die tropischen Gefilde Südamerikas, wo brennende Sonne und reiche Regengüsse einen Urwald von unvorstellbarer Üppigkeit aufsprießen lassen. Jahrhundertelang wuchs der Wald, bis die Menschen ihm zu Leibe gingen. Unter Axthieben sanken die mächtigen Stämme. Ein sorgfältig angelegtes Feuer fraß sie und die Baumstümpfe dazu. Blank und frei, von der Holzasche gedüngt, lag das Feld. Rinder kamen, die den Pflug durch den Boden rissen. Beete wurden geglättet, in die die indianischen Arbeiter des Pflanzers bohnenförmige Körner steckten. In Regen und Sonne sproß grüne Saat daraus. Im Laufe eines halben Jahres wurden aus Keimlingen Pflänzchen und schließlich Bäumchen. Da kamen die Indianer wieder, gruben die Bäumchen sorgsam aus, schleppten sie auf andere Felder und pflanzten sie dort von neuem aus.

Drei Jahre verstrichen, da waren die Bäumchen zu stattlichen Bäumen erwachsen. In weißem Blütenflor prangte die junge Pflanzung, weithin trug jeder Windhauch den feinen Vanilleduft der blühenden Kaffeebäume, und als der Blumenschnee zu Boden fiel, begannen die Blütenkelche zu schwellen und sich zu röten. Tausende von kirschenartigen Früchten hingen an den Bäumen.

Da war es Zeit für die erste Ernte. Wieder kamen die indianischen Arbeiter in die Pflanzung, pflückten die Kaffeekirschen in Säcke und brachten sie auf Maultieren



und Ochsenkarren zum Maschinenhaus. Purpurn fiel der Erntesegen von oben her in den Trichter, wie geronnenes Blut floß das zerquetschte Fruchtfleisch unten zur einen Seite fort, nur noch als Dünger für neue Felder verwendbar. Klappernd fielen die vom Fruchtfleisch befreiten bohnenförmigen Kerne aus einer andern Öffnung heraus. Sie kamen in Wasser, das sie erweichte, gingen in andere Mühlen und Schwingen, in denen sie von den Samenhäutchen befreit wurden, liefen durch Trockner, die ihnen die überschüssige Feuchtigkeit wieder abnahmen, mußten noch durch Poliermaschinen, die ihnen den letzten Schliff und Glanz gaben, und dann waren es handelsfertige Kaffeebohnen geworden.

Von der Pflanzung reisten die Säcke auf Ochsenwagen zur nächsten Eisenbahn, mit dieser weiter zum Hafen und dann im Schiff über den Ozean nach Hamburg. Was die Tropensonne in der neuen Welt zur Reife gebracht hatte, kam in das alte Europa, um hier Millionen von Menschen Anregung, Genuß und Erholung zu gewähren. Gebrannt oder ungebrannt können wir den Kaffee hier in jeder Feinkosthandlung kaufen. Je nach Geschmack und Einstellung kann der einzelne sich entweder auf die hochentwickelten Arbeitsweisen der Kaffeeröstereien verlassen oder auch sich den ungebrannten Kaffee selber rösten. Erlesene Feinschmecker, besonders im europäischen Osten, ziehen das letztere vor; sie rösten nur so viel Bohnen, wie sie jedesmal benötigen, mahlen diese zu einem fast staubfeinen Pulver, brühen es sofort mit kochendem Wasser, geben höchstens Zucker, aber niemals Milch dazu und genießen das Ganze einschließlich des feinen Grundes. Das ist die türkisch-arabische Zubereitungsweise, die in Deutschland nur wenig Verbreitung gefunden hat. Wir ziehen es vor, den Grund durch Filter sorgfältig vom Aufguß zu trennen. Außer dem Zucker setzen wir meistens etwas Milch und Sahne hinzu. Beliebt ist unter dem Namen „Schoka" auch eine Mischung, die zur einen Hälfte aus Kaffee, zur andern aus Kakao oder Schokolade besteht. Wieder andere lieben es, dem süßen schwarzen Kaffee einen Schuß Kirsch oder Kognak hinzuzufügen, was aber von wirklichen Kennern für eine Versündigung am Kaffeearoma erklärt wird. Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Liebte es doch Friedrich der Große sogar, dem ungesüßten schwarzen Kaffee eine starke Messerspitze Senf oder auch Pfeffer hinzuzufügen. Nach unserm Empfinden muß das abscheulich geschmeckt haben, aber wenn zum Beispiel der Deutsche, der gewohnt ist, sich die Melone zu zuckern, nach Italien kommt und sie dort gepfeffert vorgesetzt erhält, so findet er diese Art am Ende sogar recht schmackhaft.

Was ist's nun, das uns beim Kaffeegenuß so anregt und unsere Gedanken beschwingt? Lange Zeit schrieb man dies alles dem Koffein, dem Alkaloid der Kaffeebohne, zu. Inzwischen hat sich aber auch in Deutschland der koffeinfreie Kaffee immer weitere Kreise erobert. Bei diesem wird der ungerösteten Bohne der gesamte Koffeingehalt mittels Benzols entzogen. Beim Rösten aber bilden sich in den derart behandelten Bohnen genau die gleichen aromatischen Brenzstoffe wie in den koffeinhaltigen. Durch den Geschmack ist ein Unterschied zwischen beiden Arten kaum festzustellen, und auch der koffeinfreie Kaffee wirkt anregend. Es fehlen ihm nur die typischen Koffeinwirkungen auf das Herz und das Nervensystem, die von vielen, namentlich nervösen Personen schlecht vertragen werden.

Nach diesen Erfahrungen muß man einen erheblichen Teil der angenehmen Wirkung des Kaffees jedenfalls den beim Rösten entstehenden, für die Kaffeebohne bezeichnenden Brenzstoffen zuschreiben. Alle Versuche, etwas ähnliches durch die Röstung anderer, einheimischer Kornfrüchte zu erzeugen, sind bisher vergeblich gewesen, und so wird die tropische Kaffeebohne — sei es mit, sei es ohne Koffein — wohl noch für lange Zeit das beliebteste Genußmittel des Europäers bleiben.

Sonderbare Worte

Es ist bekannt, daß der deutsche Sprachschatz eine Anzahl Worte birgt, bei denen der Zufall es gefügt hat, daß sie, von hinten nach vorn gelesen, ebenso lauten wie umgekehrt. Einige der bekanntesten sind „Reliefpfeiler", „Marktkram", „Reittier", „Rentner" und so weiter. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß sogar zwei Worte bestehen, deren Buchstaben nicht nur nach beiden Richtungen hin die gleiche Lage zueinander einnehmen, sondern deren Bedeutung in der Tat auch dieser Eigenschaft entspricht; sie heißen: „Egale Lage".

Der Pflanze Kampf gegen die Kälte

Von Hermann Holm

Wärme benötigt die Pflanze zum Wachstum, Kälte ist ihr schlimmster Feind. Die Pflanzenwelt wäre schon längst der Kälte erlegen, wüßte sie nicht einen zwar stillen, aber doch recht hartnäckigen Kampf dagegen zu führen. Gar vielen Gefahren, die der Pflanzenwelt drohen, weiß diese sinnvoll auszuweichen oder in irgend einer Weise zu begegnen. Dieses stete Ringen aus der Nähe zu verfolgen, ist mehr als müßige Unterhaltung, denn hier offenbart sich manches wundervolle Naturgeschehen. Zweimal im Jahre wird der Angriff der Kälte auf die Pflanzenwelt besonders heftig, nämlich im Herbst und im Frühling. In diesen Zeiten hat sich die Pflanze ganz besonders zu wehren, will sie nicht unterliegen.

Viele Pflanzen werden im Herbst ohne jeden Widerstand ein Opfer der Kälte. Darunter sind nicht nur solche Gartenpflanzen, die in ihrer ursprünglichen Heimat keine Kälte kennen und deshalb auch nicht auf einen Kampf gegen diesen Feind eingestellt sind, sondern auch manche einheimischen Pflanzen. Aber diese einheimischen Pflanzen, die in Feld und Flur sich kampflos der Kälte ergeben, schlagen dem Frost doch ein Schnippchen. Gehen sie selbst auch mit Stumpf und Stiel zu Grunde, so haben sie zuvor doch ganz kleine Körnchen gebildet,

denen selbst die stärkste Kälte nichts anhaben kann, und in diesen kleinen Körnchen — Samenkörner hat man sie genannt — ist so viel Lebenskraft aufgespeichert, daß im nächsten Frühjahr aus jedem dieser winzigen Körnchen eine neue Pflanze zu erstehen vermag. Für Nachkommenschaft hat die Mutterpflanze im Herbst reichlich gesorgt. Was sollte sie sich da noch groß mit dem Frost in einen Kampf einlassen!

Doch nicht alle Pflanzen vermögen gleich im ersten Lebensjahr keimfähige Samenkörner zu erzeugen; manche fruchten erst im zweiten Lebensjahre. Diese müssen also schon wenigstens einen Winter über den Kampf mit der Kälte aufnehmen. Sie haben bis zum Herbst kurze, gedrungene Triebe gebildet, die dicht auf der Erde aufsitzen und sich von den abfallenden Blättern der Bäume und Sträucher warm zudecken lassen. Hier haben sie die Kälte nicht zu fürchten. Andere Kräuter, die bis zum Fruchten oft mehrere Jahre brauchen, haben an ihren Wurzeln eigenartige Stengelgebilde sitzen, die bald Zwiebel, bald Knolle, bald Wurzelstock oder noch anders heißen. Ihnen allen ist die Fähigkeit zu eigen, daß sie über Winter ihre Lebenstätigkeit einstellen können, ohne diese, im Schoße der Erde gegen den Frost wohlgeborgen, ganz einzubüßen. Die wärmende Frühjahrssonne läßt das ruhende Leben neu erwachen. Manche Wasserpflanzen, die in der im Winter entstehenden Eisdecke sicher ihr Leben einbüßen, formen im Herbst besondere Stengelgebilde, die sich von der Mutterpflanze loslösen, auf den Grund des Gewässers sinken und hier den Winter verträumen. Wenn die Mutterpflanze in dem Eise der Kälte erliegt, so setzen die abgetrennten Wintersprossen im Frühjahr das Leben fort.

Baum und Strauch im Garten und im Walde müssen sich schon anders einrichten, um den Kältewirkungen zu begegnen. Einmal werfen sie im Herbst ihre Blätter ab, die besonders frostempfindlich sind; zuvor aber hat die Pflanze alle ihr etwa noch nützlichen Stoffe aus den Blättern gezogen. Im Innern der Zweige und des Stammes geht dann eine Stoffumwandlung vor sich; es werden wasserarme Stoffe gebildet, die der Kälte standhalten können.

Der deutsche Schulkreuzer „Emden" in Neuseeland. Ein deutscher Offizier wird von einer eingeborenen Führerin in der landesüblichen Weise durch Nasenreiben begrüßt / Phot. Troughton Clark.

Wie aber steht es mit unsern immergrünen Bäumen, die ihr Laub über Winter behalten? Sie richten die Stoffzusammensetzung in den Blättern gleichfalls so her, daß Kälte hier nichts zu zerstören vermag. Eine dicke Oberhaut, Wachsüberzüge und dunklere Verfärbung sind weitere Mittel, mit denen sich die Pflanze zu schützen weiß.

So wohl vorbereitet, spottet die Pflanze über Winter den Angriffen der grimmigsten Kälte. Dann geht es dem Frühjahr entgegen, die Sonne wärmt und lockt. Es gärt unter den Stoffen im überwinterten Pflanzenkörper. Lange genug haben sie in untätiger Ruhe verharren müssen, nun wollen sie Betätigung. Das Wachsen beginnt. Solange die Triebe, die an den unterirdischen Stengelgebilden oder an den im Moder verborgenen entstehen, noch durch Erde und Moder geschützt werden, hat es keine Not. Kritisch wird die Sache aber, wenn der Trieb den Moder durchbrochen hat. Tagsüber ist es ja schon ganz ordentlich warm, nachts aber noch empfindlich kalt. Doch die Pflanze weiß der Gefahr zu begegnen. Sie breitet die Triebe nicht flach aus, sondern hält sie zusammengeknüllt oder gefaltet, so daß der Kälte nur eine geringe Angriffsfläche geboten wird. Dazu legen sich die stärkeren und widerstandsfähigen Blattrippen und -nerven schirmend um das empfindliche grüne Blattgewebe. Oft bleibt der Trieb die erste Zeit gar in einer schützenden Hülle verborgen, die erst gesprengt wird, wenn alle Frostgefahr überwunden ist.

Das erste Leben und Weben geht im Schoße der Erde vor sich, was leicht nachgeprüft werden kann. Dann regen sich zunächst die Triebe im Moder des Erdbodens, und erst ganz zuletzt stehen die Triebe bei Strauch und Baum aus dem Winterschlaf auf. Sie dürfen nicht vorwitzig sein, wollen sie der Kälte nicht zum Opfer fallen. Ganz klein und eng zusammengedrängt, konnten die Blattanlagen es über Winter in den schirmenden Knospenschuppen schon aushalten; nun sie sich strecken und dehnen wollen, wachsen die Knospenschuppen noch etwas mit. Ist aber deren Wachstum zu Ende, so hüllen

sie dennoch, so gut es geht, den sprossenden Trieb ein, der es ähnlich hält, wie die aus dem Moder hervorkommenden.

Oft wärmt die jungen Blättchen ein seidiger Überzug. Blättchen, die sich tagsüber wagerecht aufstellen, um möglichst viel Sonnenlicht zu erhaschen, falten sich für die Nacht zusammen oder hängen schlaff lotrecht herab, auf daß die Kälte keinen Schaden anrichten kann.

Die Beduinen / Zu unserer Kunstbeilage

„In dem Hause, unter dessen Dach ein Pflug sich befindet, kehrt der Engel Allahs nicht ein.“ Nichts kennzeichnet besser die Geringschätzung, die der stolze Arab-Bedu oder, wie wir zu sagen pflegen, der Beduine, der freie und unabhängige „Sohn der Wüste“, dem seßhaften Ackerbauer oder Städter entgegenbringt als dieses uralte arabische Sprichwort. Wie vor Jahrtausenden, so durchzieht er auch heute noch mit seinen Herden von Kamelen, Pferden, Schafen und Ziegen auf der beständigen Suche nach Weideplätzen die Steppen und Wüsten seines ungeheuern Wohnraumes und verschmäht jede andere Behausung als das niedrige, breit ausladende Wanderzelt, aus schwarzem Ziegen- oder Kamelhaar gewebt, wie es schon der Erzvater Abraham und seine Nachkommen bei ihren Wanderungen benützten. Der Gedanke, als Handwerker oder Händler die dumpfe Luft der engen Gassen und düsteren Hütten einer Stadt atmen zu müssen oder an die kleine Ackerscholle gebunden zu sein, aus der er nur durch rastloses Mühen und Schaffen für sich und die Seinen den Lebensunterhalt gewinnen kann, ist dem freiheitsdurstigen Beduinen ebenso verhaßt wie das Gefühl der Abhängigkeit und Beugung unter einen andern als den eigenen Willen. Der echte Beduine erkennt eigentlich niemand über sich an, selbst den Anordnungen seines Scheichs folgt er nur aus freien Stücken.

Arabien ist, wie einmal ein ausgezeichneter Kenner von Land und Leuten sich ausgedrückt hat, eine kinderreiche Mutter, aber sie blieb stets eine arme Frau, die nie imstande war, ihre Kinder zu ernähren. Infolgedessen haben sich diese zu allen Zeiten in unaufhörlichem Strome von dem öden Tafelland Innerarabiens herab zu den fruchtbaren Flußtälern des Euphrat und Tigris oder nördlich zu den mit Weinstöcken und Ölbäumen bedeckten Hügeln Syriens oder durch die Sinaihalbinsel zu den Kornfeldern des Nils und darüber hinaus ergossen. So hat sich auch das merkwürdige Beduinentum, das eben auf dem wüsten und steppenhaften Boden Arabiens seine erste Anregung und Ausbildung erfahren hat, über weite Räume der Erde ausgebreitet, deren landschaftlicher Charakter in hohem Grade demjenigen Arabiens gleicht. Die unter der Herrschaft der Mongolen und später der Türken verödeten, ehemals so überaus fruchtbaren Gefilde Mesopotamiens, die sich erst in neuester Zeit unter europäischem Einfluß langsam wieder in Fruchtland verwandeln, sind ebenso die Tummelplätze zahlreicher nomadisierender Beduinenstämme wie das ganze nordafrikanische Wüsten- und Steppengebiet bis zum fernen Gestade des Atlantischen Ozeans.

Hart wie die ihn zeit seines Lebens umgebende Natur ist der Charakter des Beduinen; ja dieser legt, namentlich bei der Behandlung von Feinden, die in seine Gewalt geraten, nicht selten eine Grausamkeit an den Tag, die der der ehemaligen nordamerikanischen Prärieindianer nicht nachsteht. In dem unausgesetzten, unerbittlichen Kampf ums Dasein ist er selbstsüchtig und rücksichtslos geworden, und er schreckt vor keiner Gewalttat zurück, wenn er dadurch einen Vorteil erringen kann. Ein Menschenleben gilt ihm wenig. Doch auch für ideale Güter setzt der kampfgeübte Wüstensohn unbedenklich sein Leben ein, für seine persönliche Freiheit, für die Unabhängigkeit seines Stammes, für seine Familienehre und für seinen Glauben. Gerade das aber vermag uns mit manchem auszusöhnen, was uns an jenen Räubern — denn das sind sie ja mehr oder weniger alle — mißfällt. Angenehm berühren uns auch ihr persönlicher Mut, ihre Nüchternheit und Höflichkeit und vor allem ihre Vertragstreue. Wenn ein Beduine einmal sein Wort gegeben hat, so hält er es auch unbedingt. Mag er beim Abschluß eines Handels sich noch so habsüchtig und kleinlich zeigen, ist das Geschäft einmal abgeschlossen, so sucht er sich niemals den daraus entspringenden Verpflichtungen zu entziehen, auch wenn es sich nachträglich als unvorteilhaft für ihn herausstellen sollte. Im übrigen aber ist ihm wenig zu trauen. Er lügt mit naiver Selbstverständlichkeit und sagt die Wahrheit nur so weit, als sie ihm nützt. Auch mit seiner gepriesenen Gastlichkeit ist es nicht weit her. Sie ist gewissermaßen ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Er gewährt sie, weil er weiß, daß er selbst jeden Augenblick in die Lage kommen kann, Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu müssen.

Die Beduinen sind eines der kriegerischsten Völker der Erde. Ihr ganzes Leben ist gewissermaßen ein fortgesetzter Kriegszustand. Kampfbereit sind sie jederzeit, sei es, um ihr Besitztum zu vermehren durch Raubzüge in das Gebiet benachbarter Stämme gleicher Art oder durch räuberische Überfälle auf ihr Gebiet durchziehende Karawanen, sei es, um ihren religiösen Fanatismus zu befriedigen, indem sie versuchen, Andersgläubige mit Gewalt zum Islam zu bekehren oder auszurotten, sei es endlich, um ihre völkische Unabhängigkeit und ihr politisches Selbstbestimmungsrecht zu verteidigen. Das ist letzten Endes auch der Grund, der sie treibt, in die zurzeit in Palästina tobenden Wirren einzugreifen und den gar nicht ernst genug zu nehmenden Versuch zu machen, die verhaßte europäische, das heißt vor allem englische Bevormundung abzuschütteln. Dabei sind sie äußerst gefährliche Gegner, viel gefährlicher, als man gemeinhin annimmt. Mit Dolch und Lanze oder auch mit ihren alten Steinschloßflinten, wie sie der Beduine auf unserm Bilde noch führt, können sie freilich nichts

Blick auf das nächtliche Gleisfeld vor einem Großstadtbahnhof mit zahlreichen Weichenanlagen.

gegen europäisch gerüstete Truppen ausrichten, aber gerade die großen Stämme Innerarabiens, denen man, dank der Natur ihres Landes, auch mit Tank- und Flugzeuggeschwadern nicht viel anhaben kann, sind reichlich versehen mit modernen Feuerwaffen, selbst mit Maschinengewehren, und Ibn Sa'ud, das mächtige Oberhaupt der Wahabitensekte, kann allein 300 000 gut bewaffnete und vorzüglich berittene Leute ins Feld stellen.

Sonora-Pepe und der rote Bronco / Von Ernst F. Löhndorff

Purpurn leuchtete der Sonnenuntergang über den Kakteenbergen, und kupferfarbene Schatten zitterten in den Einschnitten der schmalen Schluchten. Der quadratische rote Sandsteineingang des Geronimo-Cañons, um den die glühenden Lichter spielten, sah wie ein scharlachrotes, goldumrandetes Tempeltor aus.

Wir Vaqueros saßen auf dem Staket des Korrals, drehten Zigaretten und baumelten mit den Beinen, daß unsere handtellergroßen Sporenräder leise klirrten. Die Pferde, denen wir eben die Sättel von den glänzenden Rücken abgenommen hatten, wälzten sich vor Behagen und rannten dann, mit dem Fell zuckend, nach der maisgefüllten Krippe an der Hausmauer. Schweigend schauten wir auf die zwei Dutzend Häuser aus grauen Adobeziegeln, die, kunterbunt durcheinandergestreut, an dem sanften, sich zum Flusse senkenden Abhang lagen. Blaue, fast kerzengerade Rauchwolken stiegen von den Kochfeuern langsam zum fahlen Zenit. Braune Frauen in blauen Kattunkleidern hockten vor den Hütten, und das einförmige Klatschen, mit dem sie unter fortwährendem Drehen die Maismehlkugeln der Tortillas von Hand zu Hand schleuderten, drang leise zu uns herauf. Halbnackte Kinder jagten hinter zerzausten Hühnern und mageren, langborstigen Schweinen her; ein gewaltiger schwarzer Hund gähnte und pendelte mit der blutroten Zunge; ein Esel, dem man soeben eine riesige Last knorriger Holzknüppel abgenommen hatte, trompetete vor Vergnügen.

Drunten schillerte der Rio Sonora wie Silber mit hüpfenden Karminkringeln beworfen. Jenseits dehnte sich dichtes, dorniges Mesquitengesträuch aus, das terrassenförmig anstieg und seinen Abschluß in der tafelförmigen Meza fand, deren Rand Kakteen wie ungeheure Hände mit weitgespreizten Fingern umsäumten. Dahinter kam Bergrücken an Bergrücken wie Woge vor Woge. Den Abschluß dieses gleichsam erstarrten Meeres bildete die Sierra Azul mit ihren schieferblauen, von weißen Narben durchfurchten Steilhängen, über die noch ein gewaltiges Stück der Pice de Baboquivari ragte, wie ein mexikanisches Matterhorn, verboten und drohend aussehend.

Fünf Vaqueros des großen Rancho Alamos am Rio Sonora in den Ausläufern der Yaquiberge saßen wir, rauchten und schlenkerten mit den Beinen. Alamos war ein riesiges uneingefriedigtes Gelände, auf dem etwa vierzigtausend Köpfe Vieh, dreihundert fast halbwilde Pferde und hundert tückische Maultiere weideten. Die Revolution machte gerade eine lange Atempause, und es waren gute Zeiten für uns Reiter der großen, sonnenglühenden Berg- und Kakteenwildnis. Friede zog in Alamos ein, als die letzten Scharen der plündernden, von den Regierungstruppen geschlagenen Rebellen droben über den Rand der Meza verschwunden waren.

Arbeit hatten wir nicht viel, denn die Kalbung war vorbei, und wir beschäftigten uns nun in der Hauptsache damit, die Broncos an der Flußbiegung, wo mittags immer so gerne die Rinder im heißen Sande lagen, einzureiten. Sonora-Pepe, ein langer Mexikaner mit scharfgeschnittenem Gesicht und dünnen Polypenbeinen, war darin der beste von uns. Es gab keinen Bronco im Lande, mochte er beißen, bocken, sich an den Felsen scheuern oder hinterrücks überschlagen, der Pepe aus dem Sitz brachte. Er saß wie angegossen, wie eine Klette auf dem Tiere, seine Beine schlangen sich wie die Saugarme eines Kraken um den Pferdeleib. Er schlug ihm jauchzend den breitrandigen Sombrero um die Ohren und blieb oben, und wenn der Bronco das Äußerste versuchte und sich krachend auf den Rücken warf, um den Reiter zu zerschmettern, dann war Pepe kurz vorher herabgeglitten, stand mit gespreizten Beinen über dem sich wälzenden Pferde und schoß dann wieder, wenn es aufsprang, auf dessen Rücken in die Höhe. Wir alle konnten gut reiten, denn unser Geschäft bestand ja zum Teil darin, auf den Rücken halbwilder Pferde zu klettern und auch oben zu bleiben, aber keiner übertraf Sonora-Pepe.

Neben mir saßen noch Pepe, die beiden Vaqueros Juan und Ramon sowie unser Majordomo Don California. Dieser war ein zuweilen recht wunderlicher Amerikaner, aber dennoch gab es sicher weit und breit keinen besseren Viehzüchter als ihn. Seltsamerweise trug dieser derbe Mann eine tiefe, unstillbare Sehnsucht nach seiner Heimat in sich, und oft sprach er davon, einen unserer Rindertransporte, die regelmäßig über die nahe Grenze nach Arizona hinüber gingen, zu begleiten, denn er lebte nun schon seit zwanzig Jahren in Mexiko. Immer aber unterließ er im letzten Augenblick seinen Vorsatz, denn so, wie er sein Land liebte, haßte er es auch zur gleichen Zeit. Er war, gleich allen seinen Vorfahren, deren er sich zu erinnern vermochte, ein echter Viehzüchter von altem Schrot und Korn. Die Fenzen und Stacheldrahtzäune, mit denen man jetzt drüben in den Staaten alles einengte, hatten ihn vertrieben, wie sie auch über kurz oder lang die Reste einstiger Cowboyromantik, die sich dort unten an der Grenze noch erhalten haben, unbarmherzig auslöschen werden. Don California haßte ingrimmig die alles freie Reiten verbietenden Zäune, und deshalb war er nach Mexiko gegangen. Die einzigen Bande, die den scheinbar anhanglosen Mann mit seiner Heimat noch ver-

knüpften, waren die vielen Pakete und sonstigen Sendungen, die er von den großen Warenhäusern aus Chikago und Kansas-City erhielt. Don California hatte viel Geld, war er doch Verwalter und Teilhaber des Ranchos Alamos mit seinen vierzig Vaqueros, den vielen Rindern, Pferden und Mauleseln, und er konnte es sich gut leisten, seinen manchmal etwas merkwürdigen Geschmack zu befriedigen.

Nebst vielen andern Dingen liebte Don California die Musik sehr. Einer der monatlich nach Alamos kommenden schwerfälligen Proviantwagen aus Hermosillo hatte eines Tages ein Piano mitgebracht, das unter ehrfürchtigem Staunen der Hirten und ihrer Familien, die alle zusammenliefen, auf der hinteren Veranda des sogenannten Herrenhauses aufgestellt wurde. Don California konnte zwar nicht spielen — keiner auf dem ganzen Rancho vermochte es, denn es zählte nicht, daß ich mit einem Finger die erste Strophe von „Alles neu macht der Mai" tippen konnte — aber der Majordomo hatte in dem Anzeigenteil seiner amerikanischen Magazine, die er haufenweise verschlang, unter Anzeigen wie: „In drei Monaten verdienen Sie spielend zehntausend Dollar! Ich sage Ihnen, wie es gemacht wird. Schreiben Sie mir noch heute, und ich erteile Ihnen kostenlos Auskunft. Vergessen Sie bitte nicht, einen Dollar für Schreib- und Portokosten beizulegen!" auch eine Anpreisung gefunden, laut der es ein Kinderspiel war, in drei Stunden geläufig Klavierspielen zu lernen. Es war dabei gleichgültig, ob man alt wie Methusalem oder jung wie Jackie Coogan war. Die wunderbar einfache und doch geheimnisvolle Methode koste nur zehn Dollar.

Das war etwas für unsern Majordomo, der sich denn auch gleich die Methode und ein kostspieliges Piano dazu kaufte. Einen geschlagenen Tag saß er über der Schrift, die Augen drohten ihm aus den Höhlen zu kullern, und dicke Schweißtropfen liefen ununterbrochen seine Stirne hinab, bis er mit einer Verwünschung emporsprang und das Heft wütend gegen die Wand schmiß. Nun setzte er sich in seinen musikalischen Schaukelstuhl — ebenfalls eine Neuerwerbung, die ihn schweres Geld gekostet hatte — und schoß mit dem großkalibrigen Revolver seinen Namenszug in die Schmalseiten des Instrumentes, bis mit einem letzten Seufzer auch die letzte Saite zersprang. Dazu spielte der musikalische Schaukelstuhl, in den ein Uhrwerk, ähnlich einer Drehorgel, eingebaut war, das sich wie ein Perpetuum mobile durch Schaukeln selbsttätig aufzog, den Yankee-Doodle. Seither stand das Piano auf der Veranda, und kein Mensch kümmerte sich darum, nur die schwarzweiße Katze hatte vor drei Wochen ihre Jungen darin geworfen.

Inzwischen waren aber schon wieder viele andere Sachen für den wackeren Don California gekommen, darunter ein mächtiger Sack mit teuren holländischen Tulpenzwiebeln, die er erfolglos in den aus steinhart zusammengebackenen Kieseln und Glimmer bestehenden „fruchtbaren Erdboden" von Alamos setzte. Vor wenigen Tagen war wieder ein sorgfältig in Segeltuch und Latten verpacktes geheimnisvolles Ding für ihn angekommen, über das er bisher hartnäckiges Schweigen bewahrte. Eigenhändig, bei verdeckten Fenstern, packte er das Ding in seiner Stube aus und schloß dazu die Türe ab.

Letzte Nacht waren wir alle wie die Wahnsinnigen aus dem Schlaf gefahren und nach dem Korral gerannt, denn dort hatte es in rascher Reihenfolge fürchterlich geknallt und gefaucht. Dann hatte es einen dumpfen Krach gegeben, dem ein heller Wutschrei gefolgt war, und hierauf war alles wieder ruhig geworden. Wie wir mit Revolvern und Karabinern an der Korralmauer anlangten — denn wir dachten alle, die ewig unzufriedenen, mit jeder Regierung zeitweise Krieg führenden Yaquiindianer seien aus den Schlupfwinkeln der Berge auf Alamos hervorgebrochen — da empfing uns ganz allein Don California. Er war wie ein Müller bestaubt und sah aus, als ob er hinke. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, doch mit einer großartigen Handbewegung hielt er uns zurück und sagte: „'s ist allright, Señores. Habe nur mein neues Ding ausprobiert. Geht wieder schlafen!"

Wir mußten unverrichteter Sache abziehen und konnten nur im Mondlicht eine große Segeltuchplane im Korral liegen sehen, unter der ein Gegenstand verborgen ruhte. Außerdem schien es mir, als ob ein Geruch wie von heißem Eisen in der Luft läge.

Das war die letzte Nacht gewesen. Nun kam wieder die Nacht mit langen, dunklen Schritten von den Bergen herabgestiegen. Da schickten wir uns an, vom Staket zu klettern. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt, die wohl alle um den kleinen zappeligen Mr. Pepper aus Glendale-Arizona gipfelten. Dieser kam nämlich vor kurzem angeritten, und wir erfuhren, daß er wilde Tiere aller Art kaufe, die er dann wieder an Tierbesitzer absetzte. Für jedes wilde Geschöpf stand ein bestimmter Preis in seinem gedruckten Tarif, den er uns daließ, und seither waren die Vaqueros, wenn sie hinter den Kühen und Ochsen herritten, immer eifrig auf der Ausschau nach wilden Tieren. Einige hatten schon Glück gehabt. So fing Pedro Manzana mit dem Lasso einen alten von seiner Herde ausgestoßenen Peccari-Eber mit mächtigen gelben Hauern; er brachte ihn mit entsetzlicher Mühe nach Alamos und band ihn an einen Pfahl in die Ecke seiner Hütte, trotzdem seine Frau Juanita Zeter und Mordio schrie. Da das Haus nur einen Raum besaß, in dem schon Pedro, seine Gattin, fünf Hühner, eine Katze und ein schwarzes Schwein wohnten, war der Einspruch der Frau zu verstehen, zumal ein Peccari-Eber wirklich ein bösartiger, nicht zu unterschätzender Gegner sein kann.

Ramon hatte in einem Erdloch

ein halbes Dutzend junger Coyotenwelpen gefunden, sie in den Satteltaschen untergebracht, mit heimgenommen und in eine vom Majordomo erbettelte Kiste gesperrt. Juan endlich war durch Verlosung der glückliche, von uns allen beneidete Besitzer eines riesigen Bären geworden, den wir gemeinsam — zehn Mann hoch — nachdem wir ihn in langer Hetzjagd eingekreist hatten, mit den Lassos fingen. Diese tückischen Lederriemen machten aus dem Bären im Nu ein hilfloses, engumschnürtes Paket, das nur noch fauchen und brummen konnte; furchtbar beschwerlich war aber die Beförderung durch das weglose Bergland nach dem Rancho. Jedoch nun war Petz da und saß brummend und kratzend in einem großen Stabkäfig, der mir — wie in Vorahnung — viel zu schwach schien.

Ich selbst besaß eine lange, schmale Kiste mit zwölf ausgewachsenen Klapperschlangen darin. Chico, der taubstumme Yaquiknabe, der immer hinter den Schlangen her war, um sie dann zu braten und zu essen, hatte sie mit seinen geschickten Fingern und einem Gabelstock gefangen. Ich gab ihm ein altes, aber noch brauchbares Khakihemd dafür. Den Deckel nagelte ich fest auf die Kiste und hoffte, Mr. Pepper aus Glendale würde bald kommen, ehe sich die Tiere gegenseitig verschluckten.

Primavera, ein anderer Kuhhirte, hatte heldenhaft, ohne von dem höllischen Safte bespritzt zu werden, einen Skunk gefangen. Das hübsche schwarzweiße Tierchen, das in seiner Kiste umhersprang, wurde auf einmütigen Beschluß in einen von den Häusern entfernten Korral verbannt, denn es roch unbeschreiblich. Man kann, ohne Übertreibung, einen Skunk gut einen Kilometer gegen den Wind riechen, wenn letzterer nicht zu stark weht. Unsern Rat, den „Dufter" wieder in Freiheit zu setzen, lehnte Primavera böse ab, denn in Mr. Peppers Tarif galt das Tier einen halben amerikanischen Dollar.

(Fortsetzung folgt)

Die Einrichtung der deutschen Rundfunksender / Von Wolfgang Göhler

Nachdem wir des öfteren über die verschiedenen Empfangsapparate und Einrichtungen des Rundfunks berichtet haben, wollen wir heute einmal die Einrichtungen auf der Senderseite kennenlernen und zu diesem Zweck die Räume des Dresdner Rundfunksenders besuchen, der in Gemeinschaft mit dem Sender Leipzig arbeitet.

Die Aufnahmeräume befinden sich in einem vor noch nicht allzulanger Zeit fertiggestelltem Neubau auf der Beuststraße, in der Nähe des Dresdner Hauptbahnhofes. Der Bau, der von der Mitteldeutschen Rundfunk-A.-G., kurz „Mirag" genannt, eigens für diesen Zweck erbaut wurde, ist auf das zweckmäßigste eingerichtet, und man hat sich alle Erfahrungen der letzten Jahre zunutze gemacht, um etwas wirklich Vorbildliches zu leisten. Das Gebäude enthält in den unteren Räumen außer einem kleineren, nach der Straße zu gelegenen Besprechungsraum noch Räume für die Batterien und Maschinenaggregate, während sich in dem oberen Stockwerk ein großer Besprechungsraum mit anschließendem Künstlerzimmer, ein kleiner Besprechungsraum und der Verstärkerraum mit Abhörzimmer befinden.

Der große Besprechungsraum des Dresdner Rundfunksenders / Phot. Johannes Mühler, Leipzig.

Der mittelgroße Besprechungsraum im Erdgeschoß dient außer zur Abhaltung von Proben und dergleichen zur Aufnahme von Hörspielen, bei denen ähnlich wie im Theater durch mancherlei Instrumente allerlei Geräusche, wie Donner, Regen, Sturm, Straßenlärm, Glockenläuten und ähnliches erzeugt werden müssen, und wir sehen daher hier allerhand diesen Zwecken dienende Instrumente. Es befindet sich ferner in diesem Raum ein größerer grammophonähnlicher Apparat, wie er jetzt auch im Handel zu erhalten ist, um Schallplatten mit Hilfe eines Radioempfängers elektrisch wie-

dergeben und von hier Schallplattenübertragungen vornehmen zu können. In einem schalldichten, einer Telephonzelle ähnlichen Abteil kann der Sendeleiter den Vorführungen beiwohnen, durch Zeichen die Sendung leiten und gleichzeitig mit Hilfe eines Telephons dem diensthabenden Beamten im Verstärkerraum Anweisungen geben. Der große Besprechungsraum im Obergeschoß, den unser erstes Bild zeigt, dient zur Aufnahme von Orchestermusik, größeren Sendespielen, Gesangsvorträgen und dergleichen mehr. Er ist ganz mit dicken, den Schall dämpfenden Teppichen ausgelegt. An den Wänden befinden sich rechts und links, verschiebbar angeordnet, schwere Vorhänge, die dem gleichen Zweck dienen. Die Decke ist, um die Schallwellen zu brechen, eigenartig geformt; es sind dies, wie uns die Abbildung zeigt, tiefe, halbrunde Mulden. An der auf dem Bild nicht zu sehenden Seite ist das Aufnahmemikrophon in dem sogenannten Schäfferschen Zelt aufgestellt. Das Zelt besteht aus seitlich verstellbaren Wänden aus schweren Stoffen und einem aus gleichem Material angefertigten giebelförmigen Dach. Es ist durch Verstellen, Öffnen oder Schließen des Zeltwinkels möglich, je nach Größe des Orchesters eine bestimmte Schallmenge zu fangen und dem Mikrophon zuzuführen. Wir müssen uns das Zelt als großen, liegenden engeren oder weiteren Trichter denken, an dessen unterem Teil das Mikrophon steht, zu dem die Schallwellen fließen. Es wird dadurch erreicht, daß auch ein verhältnismäßig schwaches Orchester, ein Quartett und dergleichen, gut aufgenommen wird, ohne daß man allzugroße Schallwirkungen oder Tonverluste erhält. An der hinteren Giebelseite des Zeltes befindet sich ein Fenster nach dem Verstärkerraum, durch das der dortige Beamte die Vorgänge in dem Besprechungsraum verfolgen kann und dem Sendeleiter, dem Sänger und so weiter Zeichen geben kann, die vorher ausgemacht werden, zum Beispiel „leiser", „lauter", „deutlicher" und ähnliche.

Der kleine sogenannte Vortragsenderaum, den wir nebenstehend sehen, dient, wie schon der Name sagt, zur Sendung von Vorträgen aller Art. Er ist ebenfalls mit dicken Teppichen ausgelegt und mit Vorhängen versehen und enthält im wesentlichen einen Schreibtisch, beziehungsweise ein Pult, mit dem Aufnahmemikrophon, vor dem der Vortragende seinen Vortrag abliest. Es besteht nämlich die Vorschrift, daß der Vortragende ein Konzept seines Vortrags zuvor der Senderleitung zur Genehmigung einschickt und dieses, ohne etwas hinzuzufügen oder auszulassen, später abliest. Man will dadurch erreichen, daß den Hörern nur einwandfreie Vorträge geboten werden, und man hat zu diesem Zweck weiterhin neben diesem Vortragsraum ein Abhörzimmer eingerichtet, wo ein Beamter den Vortragenden durch Abhören überwacht und gegebenenfalls den Sender abschaltet, um ähnliche Vorkommnisse, wie sie im vergangenen Jahre anläßlich eines politischen Vortrags in Berlin sich ereignet haben, unmöglich zu machen. Wie leicht wäre es doch sonst möglich, daß ein Redner den Sender zu irgendwelchen Zwecken mißbraucht! Im Abhörzimmer befindet sich weiterhin ein Telephon, das es dem Sendeleiter ermöglicht, die verschiedenen Stellen, wie Sende- und Verstärkerraum, den Sender selber, die Künstler im Künstlerzimmer, wo sie auf ihr Auftreten oder in den Pausen warten, anzurufen. Läuft in einem der Besprechungsräume ein Vortrag, so

Der Vortrags-Besprechungsraum des Leipziger Senders / Phot. Johannes Mühler, Leipzig.

leuchtet über den Eingängen zu dem betreffenden Raum ein Schild auf: „Achtung, Vortrag!", um Störungen der Sendung zu vermeiden. (Schluß folgt)

Mathematik und Schere

Von Dr. Artur Segitz

Vetter Franz vom Physikalischen Institut war zwar ein guter Wissenschaftler und ein klarer Denker, aber ein Held der Schere und des Kleistertopfes, nein, das war er wirklich nicht.

Als er daher kurz vor Weihnachten Fritz, den Oberprimaner, besuchte und diesen eifrigst mit dem Bau eines stolzen „Panzerkreuzers A" aus Pappe beschäftigt antraf, der den Gabentisch des jüngeren Bruders zieren sollte, wollte sich der würdige Doktor der Physik schleunigst wieder entfernen. Nur die feierliche Versicherung Fritzens, er werde sich sputen, bewog ihn zum Bleiben. Gelangweilt schnipfelte Franz an einem Stückchen Pappe herum.

„Zierde der Wissenschaft," sagte Fritz feierlich, „Leuchte der Physik, vergeude deine Zeit nicht mit kindischer Spielerei! Selbst das kleinste Ding kann dir doch Anlaß sein, deines Geistes ungewöhnliche Weisheit zu schärfen und mir armem Pennäler klarzumachen, wie dumm ich bin." Er hob ein Stückchen dünnen Karton von etwa Postkartengröße vom Boden auf und reichte es seinem Vetter. „Während ich hier noch dieses drohende Kanonenrohr einsetzen muß, kannst du ja versuchen, aus diesem Stück Papier einen zusammenhängenden Rahmen zu schneiden, groß genug, um hindurchsteigen zu können."

Doktor Franz sah nicht gerade geistreich aus. „Das ist natürlich unmöglich," sagte er dann bestimmt.

Fritz lachte schadenfroh, denn noch hatte er seinem Vetter nicht die letzten Niederlagen vergessen. „Natürlich ist es möglich," meinte er dann. „Also paß' auf! Ich kneife zunächst dieses Rechteck aus Karton in der Mitte zusammen und mache dann einen Mittelschnitt, der rechts und links fast, aber nicht ganz bis an die Ränder reicht (Abbildung 1). Darauf mache ich mit der Schere in die gefaltete Doppelkarte abwechselnd von beiden Seiten Einschnitte, die ebenfalls jeweils nicht ganz bis an die entgegengesetzte Seite heranreichen dürfen (Abbildung 2). Falte ich schließlich dieses Wunderwerk moderner Technik auseinander, so bekomme ich, wie du siehst, einen recht dehnbaren Zickzackrahmen, der sich bequem sogar über dein werdendes Bäuchlein streifen läßt."

Vetter Franz brummte ungemütlich etwas von „Unsinn" vor sich hin.

„Ach so, das ist dir wohl wieder einmal nicht gelehrt genug, wie?" fragte Fritz grinsend, im herrlichen Vollgefühl seines Sieges. „Also dann komme ich dir mit Papier und Schere gern auch wissenschaftlich. So sage mir denn, o homo mathematice, was geschieht wohl, wenn ich an einem Körper einen vollständigen Schnitt anbringe?"

„Er zerfällt in zwei Teile," meinte Doktor Franz.

„Sehr gut," sagte Fritz gönnerhaft. „Zerfällt auf jeden Fall in zwei Teile?"

„Jawohl, in zwei oder auch mehr, je nach dem Schnitt," gab Franz zu.

Fritz zog ein bekümmertes Gesicht. „Das Unwissen auf den Hochschulen scheint doch immer mehr zuzunehmen. Selbst die Herren Assistenten zeigen gewisse Lücken in ihrer Bildung. Also bitte, sieh her, ich will dich eines Besseren belehren." Aus Zeitungspapier schnitt er einen Streifen von etwa 40 Zentimeter Länge und 3 bis 4 Zentimeter Breite, dessen Enden er mit den Buchstaben A, B, C, D bezeichnete (Abbildung 3). Darauf verdrehte er diesen Streifen in der Weise, daß die Ecke A nicht auf C, sondern auf D und die Ecke B auf Ecke C zu liegen kam, und klebte die Enden in dieser Lage fest, so daß ein Gebilde von dem Aussehen der Abbildung 4 entstanden war. Diesen Streifen bezeichnete Fritz mit einer großen 1. Darauf verfertigte er noch einen Streifen von gleicher Länge und Breite, dessen eines Ende er doppelt verdrehte, so daß nunmehr die Ecken A und B ganz regelmäßig — nur eben doppelt verdreht — wieder auf die Ecken C und D zu liegen kamen. Auch dieses Band klebte Fritz zusammen und versah es mit einer großen 2.

„Wenn ich nun," sagte Fritz sehr lehrhaft, „bei beiden Streifen von irgend einer Stelle des Streifeninnern aus in der Längsrichtung einen Schnitt so weit führe, daß er wieder zu seinem Anfangspunkt zurückkehrt (zum Beispiel einen Schnitt längs der gestrichelten Linie in Abbildung 4), das heißt, wenn ich also die Streifen durchschneide, nun, Herr Doktor, was werden sich dann wohl für Gebilde ergeben?"

„Na, tu doch nicht so feierlich!" meinte ärgerlich Doktor Franz. „In beiden Fällen werde ich dann eben je zwei voneinander getrennte Papierringe bekommen. Ich weiß wirklich nicht, was du damit sagen willst. Ob du das eine Bandende dabei ein- oder x-mal herumgedreht hast, das ist doch ganz gleichgültig."

„So?" fragte triumphierend Fritz. Dann nahm er den Streifen 1 zur Hand und durchschnitt ihn in der Längsrichtung vollständig. An Stelle der erwarteten zwei Streifen aber hielt er trotzdem nach wie vor nur ein einziges zusammenhängendes Band in der Hand. Als er dann Streifen 2 durchschnitt, fielen ebenfalls nicht zwei Bänder zur Erde, sondern zwei Kreise hingen wie die Glieder einer Kette ineinander gefesselt zusammen.

Vetter Franz war ehrlich verblüfft. „Nanu!" Er staunte. „Das hab ich wahrhaftig auch nicht gewußt."

„Bis heute ich auch nicht," bekannte der Primaner ehrlich, „aber unser Mathematikprofessor hat uns die ganze Sache heute erzählt. Diese rätselhafte Erscheinung, die den Satz ‚Jeder Flächenkörper wird durch einen vollständigen Schnitt in zwei getrennte Teile zerlegt' widerlegt, wurde vor etwa achtzig Jahren von dem Mathematiker Möbius gefunden und heißt nach

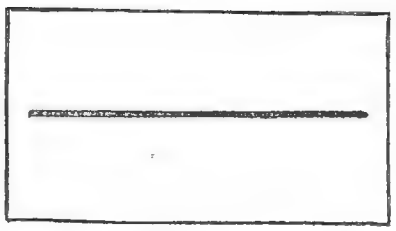


Abb. 1. Rechteck aus Karton mit einem Mittelschnitt.

ihm das ‚Möbiussche Blatt'. Damit haben wir endlich auch einmal für dich etwas Neues, geliebter Vetter! Darf ich dir zum Troste wohl diesen Apfel anbieten?"

Doktor Franz schaute nachdenklich auf seinen roten Apfel. Plötzlich lächelte er verschmitzt. Er zerriß eines der Bänder und legte den Streifen straff um den Apfel herum, so daß das eine Streifenende herunterhing. „Schau her, kluges Primanerlein!" rief er vergnügt. „Wie du siehst, habe ich das Band straff um den Apfel gelegt, den ich einmal als kreisrund annehmen will, daß sich das Band gerade berührt. Den herunterhängenden Teil des Streifens wollen wir durch Ankleben auf genau ein Meter verlängern. So, diesen neuen Streifen von der Länge Apfelumfang plus ein Meter legen wir konzentrisch um den Apfel herum. Gib mal das Zentimetermaß her! Wir sehen jetzt, daß der Abstand zwischen Apfeloberfläche und Kreisband an allen Stellen ziemlich gleichmäßig etwa sechzehn Zentimeter beträgt. Wäre der Apfel wirklich eine Kugel, so müßte dieser Abstand selbstverständlich an jeder Stelle ganz genau derselbe sein.

Nun denken wir uns auch die Erde als eine ideale Kugel, um die wir ebenfalls ein Band straff herumlegen wollen. Dieses Band, das also eine Länge von rund vierzig Millionen Meter haben müßte, denken wir uns jetzt gleichfalls nur um ein Meter verlängert und darauf konzentrisch um den Erdball gelegt. Für wie groß hältst du nun den Abstand zwischen Band und Erde?"

„Na, eine Fliege wird da wohl gerade noch durchkriechen können," entgegnete Fritz, „denn ein Meter Verlängerung macht ja schließlich bei vierzig Millionen Meter nicht viel aus."

„Endlich bist du doch auch hereingefallen." Doktor Franz triumphierte. „Der Abstand des Bandes ist in diesem Falle nämlich genau so groß wie bei unserm Apfelbeispiel, also etwa sechzehn Zentimeter. Ich sehe es deinem ungläubigen Gesicht schon an, daß du den genauen Beweis für diese meine Behauptung haben willst. Der ist aber recht einfach zu führen: Die Länge eines an einer Kugel anliegenden Bandes setzen wir gleich deren Umfang, also gleich $2 \cdot r \cdot \pi$; nach der Verlängerung um ein Meter ist die Länge dann natürlich gleich $2 \cdot r \cdot \pi + 1$ Meter. Der Radius dieses neuen Kreises beträgt also $\frac{2 \cdot r \cdot \pi + 1}{2 \cdot \pi}$ Meter oder gleich $r + \frac{1}{2 \cdot \pi}$ Meter. Du siehst aus dieser Gleichung, daß das Zusatzglied $\frac{1}{2 \cdot \pi}$ eine konstante Größe darstellt, da ja π immer gleich 3,14 ist. Es ist demnach ganz gleichgültig, welchen Wert wir für den Radius r wählen, also etwa vier Zentimeter für einen Apfel oder vierzig Millionen Meter für den Erdball. Quod erat demonstrandum."

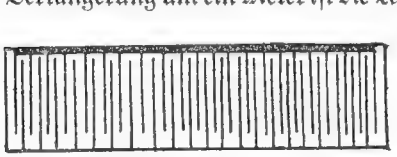


Abb. 2. Der im Mittelschnitt gefaltete Karton mit den seitlichen Einschnitten.

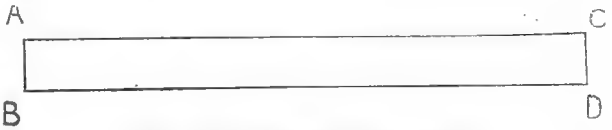


Abb. 3. Streifen aus Zeitungspapier.

Briefmarken-Kamerad

Äthiopien. Die Regierung des Königs Tafari Makonnen erhielt ein amtliches Flugzeug, womit der Grundstein zu einer Flugzeugflotte gelegt worden ist. Aus diesem Anlaß wurden Gedenkmarken geschaffen, wobei verschiedene Werte der Krönungsreihe den violetten Aufdruck eines Flugzeuges, umgeben von der Inschrift: „16. August 1929 Flugzeug der Regierung von Äthiopien" erhielten.

Belgien. Anläßlich der Grundsteinlegung der Abteikirche von Orval durch den Herzog von Brabant am 19. August wurden die Sondermarken von Orval mit einem Aufdruck (Initalen des Prinzen Leopold, darüber Königskrone, darunter die Jahreszahl 19. 8. 1929) versehen. Die Werte sind: 10 + 5 Cent., 60 + 15 Cent., 3 + 1 Frs., 5 + 5 Frs. Aufdruck blau, 25 + 5 Cent., 35 + 10 Cent., 1.75 Frs. + 25 Cent., 2 Frs., 40 Cent. und 10 + 10 Frs. Aufdruck karmin. Diese Marken haben in ganz Belgien Gültigkeit.

Brasilien. Farben- und Wasserzeichenänderung. Die Freimarken 200 Reis, jetzt olivgrau, und 600 Reis, jetzt hellbraun, erscheinen nun mit dem Wasserzeichen „CASA DA MOEDA", 500 Reis blau, 700 Reis jetzt lilarot, und 1 Millreis jetzt himmelblau mit dem Wasserzeichen „E. U. BRASIL".

Japan. Farbenänderungen in der gegenwärtigen Freimarkenreihe: 4 Sen rotorange, 8 Sen olivbraun, 20 Sen weinrot, 30 Sen orange und grün, 50 Sen gelbbraun und blau.

Kanada. Neuer Freimarkenwert: 4 Cents ockergelb mit dem neuen Bildnis des Königs Georg.

Malaiischer Bund. Neue Werte in der Tigertype: 25 Cents lilarot und purpur, 30 Cents orangegelb und purpur.

Mexiko. Neue Flugpostmarke:

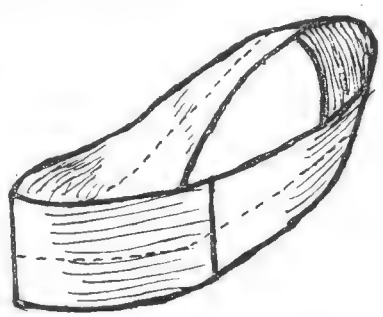


Abb. 4. Der verdrehte und darauf zusammengeklebte Papierstreifen.

20 Cent. braunoliv. Die Zeichnung lehnt sich an die der Carranzareihe an, zeigt jedoch im Medaillon einen symbolisierten Vogel.

Monako. Farbenänderung: 15 Cent. in der Porträttype, jetzt violett.

Island. Die Freimarke 50 Aur weinrot und grau in der Doppelkopftype wurde in eine Luftpostmarke umgewandelt. Sie erhielt zu diesem Zweck den Aufdruck eines Eindeckers in schwarzer Skizzierung.

San Marino. Expreßmarken: 1.25 Lira grün, 2.50 Lire blau, Darstellung: Monte Titano, Ansicht der Stadt San Marino und Büste der Freiheitsgöttin. Letzterer Wert trägt außerdem noch einen roten Aufdruck in französischer Sprache: „Union postale Universelle".

Schweden. Der Freimarkenwert 115 Öre rotbraun erscheint nun auch in der Posthorntype.

Schweiz. Die diesjährigen Pro Juventute-Marken werden unter andern das Bildnis des bekannten Schweizer Pazifisten Nikolaus Flüe bringen. Die Reihe wird im ganzen vier Werte in großem Format umfassen: 5 Cent. rosa und violett, Rahmen violett, Ansicht des Luganosees nach der Zeichnung des Genfer Malers Gos, 10 Cent. blau und weiß, Rahmen rot, Engstlensee am Fuß des Titlis, 20 Cent. blau und weiß, Rahmen rot, Lyskamm der Riffelalpe, beide Darstellungen nach den Gemälden des Berner Malers Eduard Boß, 30 Cent. karmin mit dem Kopf Nikolaus Flües nach einer Zeichnung von Anton Stockmann-Stans. Der Zuschlag ist bei den drei ersten Werten 5 Cent., beim letzten 10 Cent. Wie wir hören, sollen die Pro Juventute-Marken in Zukunft in einem Abstand von zwei Jahren abwechselnd Landschaften und Wappenbilder bringen.

Spanien. Seit Mitte August wird in Barcelona und Umgebung eine Freimarke zu 5 Cent. ausgegeben, die auf allen Inlandspostsachen der normalen Frankatur hinzugefügt wird. Dieser Aufschlag stellt einen Kostenbeitrag für die Weltausstellung in Barcelona dar. Die Marke, in Hochformat gehalten, zeigt oben das Ausstellungsgebäude, unten das Landeswappen, dazwischen eine Texttafel mit der Inschrift: „Exposicion Internacional Barcelona 1929". Farbe: blau.

Südafrikanischer Bund. Neue Luftpostmarken: 4 Pence grün und 1 Sh. orangegelb.

Uruguay erhielt neue Flugpostmarken: 8 Cent. orange, 16 Cent. indigoblau, 24 Cent. weinrot, 30 Cent. hellbraun, 40 Cent. sepia, 60 Cent. blaugrün, 80 Cent. blau, 90 Cent. hellblau, 1.20 Pesos oliv, 1.50 Pesos rotbraun, 3 Pesos rot, 4.50 Pesos schwarz. Darstellung: Flügelroß im Fluge.

Zypern. Die kursierenden Freimarken 4 und 12 Piaster sind aus dem Verkehr gezogen worden.

* * *

Sven-Hedin-Marken. Sven Hedin, der berühmte Asienforscher, bereitet zurzeit eine neue Expedition nach Innerasien vor. Die chinesische Regierung hat, wie Fachblätter mitteilen, dem Forscher die Erlaubnis erteilt, hierfür besondere Marken auszugeben. Der Erlös hieraus soll für die Kosten der Expedition verwendet werden.

Ein schwieriger Beruf. Ein Pressephotograph, der zur Erzielung eines guten Bildes gezwungen war, einen etwas ungewöhnlichen Standpunkt zu erklimmen / Phot. B. Braemer, Berlin.

Kapselrätsel

Verein, Behausung, Mundwasser, Haeseler, Lichtung, Lydien, Wanderer, Schere. — Entnimmt man jedem der vorstehenden Wörter drei aufeinanderfolgende Buchstaben, so nennen diese, im Zusammenhang gelesen, ein Sprichwort.

Beduine. Nach einem Gemälde von W. Kuhnert.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

Von Otfrid von Hanstein

(Fortsetzung)

„Wie kamen Sie zu Don João?“ wurde der Neger gefragt.

„Der Zufall brachte mich hier in das Haus.“

„Was wollen Sie jetzt?“

Des Negers Augen rollten in wilder Habgier. „Ich will den Schatz der Inka, den ich auf der einsamen Insel fast zehn Jahre bewachte; ich will ihn oder wenigstens einen Teil von ihm. Niemand sonst gönne ich ihn.“

Der Mann machte durchaus einen wahrhaftigen, jedenfalls keinen irren Eindruck.

„Ich bitte Sie, warten Sie draußen, solange wir beraten.“

Der Neger wurde hinausgeführt, dann fragte João: „Was nun?“

Der Schotte Mac Gonnor, ein nach Puitu ausgewanderter Glücksritter, zuckte die Achseln. „Sofort ein Ultimatum an die Regierung. Der Verkauf ist ungültig. Hier dieser Mann beschwört, daß Cook, als er Puitu die Insel abschwatzte, von ihrem Reichtum gewußt hat. Es war Betrug und ...“

João unterbrach ihn. „Warum? Was ist uns damit gedient, wenn mein Vater jetzt seinen Fehler gutmacht? Was nützt es uns? Hören Sie, Señores, hört Freunde, was nützt es uns?“

„Was meinst du dann?“

„Wir müssen selbst handeln. Ist Puitu glücklich, solange mein Vater noch Präsident ist?“

„Es liegt unter dem Joch des Tyrannen.“

„So werden wir es beglücken!“

Lachender Zuruf. „Zum wenigsten uns.“

„Nun also! Uns die Millionen, uns die Macht, uns Puitu!“

„Aber wie?“

„Wieviel Weiße sind dort?“

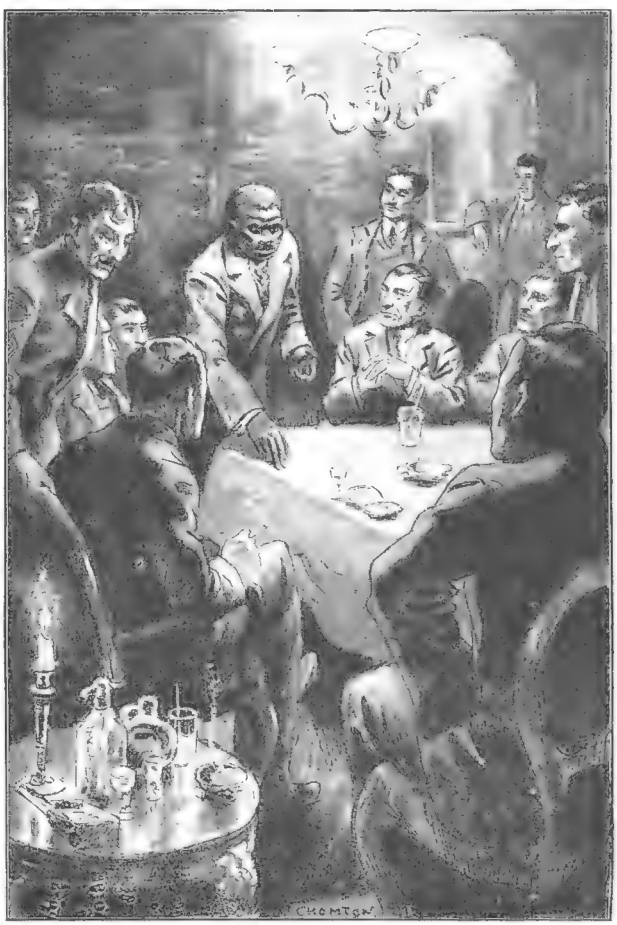
„Es mögen fünfzig sein, aber nur sechs außer Cook und seinem Sekretär White sind die Führer. Sam weiß es genau.“

„Dann also?“

„Auch von diesen sechs sind eigentlich höchstens die vier Ingenieure zu fürchten; das heißt, zu fürchten ist niemand. Jene wissen von uns nichts, haben jahrelang ihren Raub in Ruhe verzehrt. Sie sind nicht einmal gewohnt, Wachen auszustellen. Wir sind zwanzig mutige, zu allem entschlossene Männer. Wir schleichen uns auf die Insel. So viel Geld haben wir schon noch zusammen, daß wir eine seetüchtige Jacht zu mieten vermögen.“

„Du glaubst, sie bewachen die Insel nicht? Bisher ist jedes Schiff, das sich der Insel nur näherte, durch ihre sagenhafte Fernsteuerung abgelenkt worden.“

„Jedes Schiff, das sie bemerkten. Wir fahren aber nicht nach der Insel, sondern ankern an der Küste von San Salvador, das nur wenig entfernt von Santa Scientia ist und noch Puitu gehört. Mögen sie denken, wenn wirklich ihre elektrischen Fühlhörner uns bemerken, daß wir Fische zu fangen begehren! Dort warten wir, bis Sam es für gut hält, und gleiten in der Nacht bei ruhigem Meer über das Wasser, landen, halten uns den Tag über versteckt, überfallen den Amerikaner und seinen Sekretär, sind Herren der Insel und — was scheren uns die andern, wenn wir den Schatz haben! Mögen sie glücklich werden in Isabela! Sam weiß Bescheid. In wenigen Nachtstunden kann alles vorüber sein. Werden sie wach, setzen sie sich zur Wehr — die chinesischen Kulis sind keine Soldaten, und bei fünfzig Weißen kommen auf jeden von uns noch keine drei.“



Des Negers Augen rollten in wilder Habgier. „Ich will den Schatz der Inka, den ich auf der einsamen Insel fast zehn Jahre bewachte.“

Die jungen Männer umstanden João. Der Plan wurde beraten, Sam wieder gerufen. „Sie wollen uns führen?“ Mit Absicht redeten sie den Neger an wie einen Señor.

„Was bekomme ich?“

„Wie groß ist der Schatz?“

„Viele hundert Millionen.“

„Sie erhalten eine Million, wenn er in unserer Gewalt ist.“

Der Plan wurde ihm kurz dargelegt, und er grinste. „Ich führe. Es ist gar nicht schwer. Ich glaube, sie haben dort keine Waffen außer Vogelflinten, und die Chinesen fürchten mich als einen

bösen Geist, der sie schon oft geschreckt hat, wenn ich nachts auf ‚Requirierung' ging, wie man das im Kriege ja nennt. Ich aber führe Krieg mit ihnen seit über fünf Jahren."

„Tretet zusammen! Schwören Sie, Señores!" João wurde feierlich und ernst. „Schwören Sie, Señores, zu niemand von unserm Plane zu reden und das Geheimnis streng zu wahren!"

„Wir schwören."

Es war tiefe Nacht, als die jungen Männer heimgingen, mit Absicht laut singend und Trunkenheit vorspiegelnd. Sam mußte bei Don João bleiben, damit er nichts verraten konnte.

Am nächsten Morgen waren merkwürdige Berichte in den Zeitungen von Guayaquil zu lesen: Die Jacht „Nightingale" war in höchst verwüstetem Zustande von einem Dampfer in den Hafen geschleppt worden. Man konnte nur annehmen, daß der Kapitän van Breeken, sein Schiffsoffizier und die vier Mann der Besatzung, die völlig erschöpft an Bord gefunden wurden, den Verstand verloren hatten; die Dinge, die sie erzählten, waren gar zu unglaublich. Die Sache mit dem Wirbelsturm war ja sicher wahr, aber das Märchen von einem Magnetberg, der sie angezogen haben sollte, glaubte kein Mensch. Dazu kam das mit der Landung und dem Verschwinden der sechs Gelehrten. Nachdem war die Jacht angeblich noch tagelang umhergeirrt, hatte die Steuerfähigkeit durch den Bruch des Ruders verloren und war endlich von dem Dampfer, der sie einschleppte, gesichtet worden.

Der Hafenkommandant zuckte die Achseln. „Sie haben den Verstand verloren, oder — sie haben die Herren von der Expedition irgendwo ausgeschifft und böslich verlassen."

Es wurde an den Besitzer der Jacht nach San Jago de Chile telegraphiert und van Breeken mit seinen Leuten zunächst in das Krankenhaus überführt, aber fast wie Gefangene bewacht.

Nur Don João und Christobal, die zusammen am Ufer schlenderten, waren anderer Meinung. „Der Kapitän hat recht. Die sechs Deutschen sind wieder einmal in der Menschenfalle des Amerikaners verschwunden."

„Also tun wir ein gutes Werk, wenn wir sie retten."

„Im schlimmsten Fall sind es sechs alte Professoren mehr, wenn sie etwa mit jenen gemeinsame Sache machen sollten."

„Jetzt ruhig, wir sind auf der Straße! Kommen Sie in mein Haus, Señor! Meine Freunde sind alle versammelt."

Sie gingen stumm nebeneinander, bis sie das einsame Gebäude erreicht hatten, in dem die achtzehn andern Verschworenen um eine Roulette saßen und die Kugeln rollen ließen. João, der sich als Anführer und künftigen Präsidenten von Puitu fühlte, wurde förmlich. „Sie spielen, Señores?"

Mac Gonnor lachte. „Um Gutscheine auf die künftigen Millionen der Drusenkopfinsel," erklärte er.

„Die gehören dem Staat Puitu," war die Entgegnung.

Allgemeines Gelächter entstand.

„Wir sind Patrioten und sorgen für unser Vaterland. Jene acht Männer opfern wir, weil es unsere Pflicht verlangt."

„Hallo, alter Knabe! Du sollst Präsident spielen, aber das Geld wird geteilt."

„Sagen wir halb und halb, die Hälfte für uns. Das heißt, ich als der Vater des Gedankens erhalte drei Teile, ihr jeder einen; die andere Hälfte gehört Puitu."

„Das Ganze gehört uns!" — „Wir setzen unser Leben auf das Spiel!" — „Wir brauchen keinen Vormund!"

Christobal stand in ihrer Mitte. „Señores, wir verteilen das Fell eines Löwen, den wir noch gar nicht erlegt haben."

„Recht hat Christobal: erst das Geld, dann die Teilung!"

„Wann also?"

Auch João war wieder beruhigt. „Zuerst muß einer von uns nach Santa Scientia, wie die Männer ihren Raubstaat nennen. Wir haben alles besprochen. Don Christobal soll es sein. Er kann als Sekretär meines Vaters gewissermaßen als Abgesandter von Puitu Einlaß begehren."

„Nicht Christobal!"

„Warum nicht?"

„Weil er mit dir allzu gemeinsame Sache macht. Das Los soll entscheiden!"

Christobal war beleidigt. „Ich dränge mich niemand auf."

„Also das Los!"

Es wurde geworfen, und der Schotte Mac Gonnor hatte die höchste Nummer.

„Ich gehe."

„Aber wie?"

„Das soll meine Sorge sein. Ich reise noch heute. Zunächst gehe ich nach Frisko; dort habe ich Freunde und werde schon weiter sehen."

„Mach', was du willst! Wenn wir in acht Tagen nichts von dir hören, losen wir weiter. Im übrigen halten wir alle den Mund."

João wurde wieder förmlich. „Señores, wir gehen jetzt auseinander und werden uns nicht wieder treffen, bis ich das verabredete Zeichen gebe. Die Regierung muß denken, daß wir völlig still seien. Die Opposition muß schweigen. Sie alle wissen: Binnen heute und vierzehn Tagen, bis zur Ankunft des Gesandten der Vereinigten Staaten, muß alles geschehen sein."

Die Verschworenen gingen auseinander. An demselben Tage benutzte der Schotte Mac Gonnor ein Flugzeug nach Frisko.

* * *

Die sechs Mitglieder der Ozeanexpedition, die jetzt vollkommen ihre eigentlichen Ziele vergessen hatten, saßen beim Frühstück, und wieder war Bob White bei ihnen. „Meine Herren, Sie haben gesehen, daß wir um die große Klinik des Herrn Weigand eine Art Badeort

angelegt haben. Wir haben dieſen nach unſerm großen Profeſſor ‚Aleſia‘ genannt. Nun ſchlagen wir Ihnen vor, daß Sie auf vierundzwanzig Stunden dorthin überſiedeln, damit Sie in Ruhe über alles nachdenken können. Vorher machen wir noch einen Rundgang durch die Fabriken.“

„Gerne einverſtanden.“

Sie begaben ſich jetzt, ſelbſtverſtändlich immer mit den Fahrſtühlen, wieder zu den unteren Räumen der Gebäude. Natürlich waren die vier am tiefſten gelegenen Geſchoſſe ohne Tageslicht. Trotzdem waren ſie völlig hell. Das Licht kam nicht von Beleuchtungskörpern, ſondern ſtrahlte indirekt aus den Hohlkehlen oben unter der gewölbten Decke. Man hatte durchaus den Eindruck, als herrſche auch hier eine ganz gewöhnliche Tageshelle.

„Das iſt eben der Fehler einer Beleuchtung, die von einem beſtimmten Glühkörper ausgeht: das Auge wird durch das Hineinſehen in einen Lichtkern unnütz angeſtrengt. Sie ſehen, daß wir auch hier, je nach der zu leiſtenden Arbeit, anders gefärbte Scheiben vor der Lichtquelle haben. Dieſe Farben ſollen auf die Nerven der Arbeiter wirken. Ebenſo haben Sie hier die Meßapparate, die in jedem Augenblick genau die Zuſammenſetzung der Luft angeben, natürlich nicht hier, ſondern in der Zentrale für Luftregulierung. Da ſitzt ein Mann — es kann ſpäter auch ein Mädchen ſein — der nichts weiter zu tun hat, als immerwährend auf die verſchiedenen großen Luftmeſſer zu achten und durch einfache Hebelgriffe die Zufuhr von Ozon oder die Ventilatoren zu regulieren, die die ſchlecht gewordene Luft abſaugen; denn das iſt ja gerade der Fehler, in den man anderwärts verfällt: Kommen Sie in irgend einen Ballſaal, ſo werden Sie bald unter großer Hitze, unter Tabakrauch und daher Atembeengung leiden. Unſer Syſtem dagegen bringt es mit ſich, daß die Luft überall immer in der Zuſammenſetzung gehalten wird, die angenehm und geſund iſt, ganz gleich, ob Tauſende von Menſchen in dem Raum ſind oder ob er leer iſt. Sie glauben nicht, wie ſehr ſchlechte Luft die Lungen abnützt!“

„Sie brauchen alſo Unmengen künſtlichen Sauerſtoffs?“

„Gar nichts, ſondern nur ein Syſtem von Röhren, die die ſchlechte Luft abſaugen, ſie durch Kühlſchlangen leiten, in denen ſich durch gewiſſe Vorgänge die ſchädlichen Stoffe abſondern, und die gereinigte Luft unter einem geringen Ozonzuſatz für den durch die Menſchenlungen verbrauchten Sauerſtoff wieder dem Saal zuführen. Es iſt ſchließlich dasſelbe Syſtem, das auch Profeſſor Oberth, der Erfinder der Weltraumrakete, für dieſe vorgeſehen hat. Übrigens brauchten wir eigentlich in dieſen Räumen dies alles ebenſowenig wie das Licht. Hier ſollen ja doch lediglich die Maſchinen für die verſchiedenen Betriebe, die wir als Muſter unterhalten, ſtehen, während die zu dieſen Maſchinen gehörigen Taſtaturen, die ſie in Tätigkeit ſetzen, oben in den luftigen Sälen aufgeſtellt werden.

Denken wir uns eine Tiſchlerei! Wie ſchädlich iſt das ewige Einatmen der Sägeſpäne, das gebückte Stehen beim Hobeln! Hier iſt das alles anders. Unten arbeiten die Maſchinen, oben ſitzt der Arbeiter; er hat die Taſtatur vor ſich und gleichzeitig eine Mattſcheibe, in der er ſtets ſeine Maſchine unten überſehen kann. Selbſttätig ſchieben ſich, je nachdem er ſeine Hebel und Knöpfe bedient, die Bretter unter Säge oder Hobel. Ein einziger Fingerdruck bringt ſie durch Maſchinenkraft in die richtige Lage. Der elektriſche Hobel oder die Säge arbeiten um vieles genauer, als der Menſch es könnte. Sogar die allerfeinſten Arbeiten werden hier ebenſo geleiſtet, wie etwa ein geübter Maſchinenſticker mit der Maſchine ſeine Muſter und Arabesken fertigt. Iſt dies beendet, ſo legt wieder der Maſchinenarm das fertige Brett auf ein rollendes Band, und im Nebenraum wird aus den Brettern in der gleichen Weiſe ein Schrank oder eine Bank zuſammengefügt.

Schwerarbeiter gibt es hier nicht mehr, auch keine beſchmutzten Kleider, denn unſere Leute bedienen ja nur ihre Taſtaturen, und lediglich einige Aufſeher und Maſchiniſten, vielleicht noch ein paar junge Menſchen, die dieſen helfen, ſind unten und beaufſichtigen den richtigen Gang der Maſchinen. Außerdem hat dies den großen Vorzug, daß bei allen den Arbeiten, die nun einmal notwendigerweiſe Geräuſche verurſachen, ſich dieſer Lärm in den nach außen und untereinander völlig ſchalldicht abgeſchloſſenen Kellergeſchoſſen abſpielt, ſo daß auch die bei allen ſolchen Arbeitern bisher aufgetretenen Gehörſtörungen fortfallen.

Daß dieſe Arbeiter ſowohl mit ihren Leiſtungen wie mit ihrer Nervenkraft andauernd ärztlich überwacht werden, verſteht ſich von ſelbſt, ebenſo, daß wir in großzügigſter Weiſe für Stählung der Körper durch geſunden Sport ſorgen. Natürlich werden Leſeapparate, Lichtſpiele, intereſſante Vorträge und dazwiſchen auch leichte Unterhaltung die Werkleute weiterbilden. Ebenſo werden wir Verſuche anſtellen, ob es nicht wohltuend wirkt, in den Betrieben während der Arbeit Muſik ſpielen zu laſſen. Freude iſt immer die Hauptſache. Bei Dingen, die ſchnell gefördert werden müſſen, wird eine luſtige Marſch- oder Tanzmuſik die Arbeit unwillkürlich beleben; bei andern Dingen, die langſam geſchehen müſſen und eine mehr nachdenkliche Gleichmäßigkeit erfordern, dürfte ein träumeriſches Violinſolo ſich bewähren. Wer weiß, ob nicht der „Kapellmeiſter der Arbeiten“, der genau die Betriebe kennt und ſeine Muſik in Zeitmaß und Stimmung ſtets den Arbeiten anpaßt und auf dieſe Weiſe ſeeliſch die Arbeiter beeinflußt, ſpäter einmal etwas ganz Selbſtverſtändliches ſein wird! Sie alle wiſſen, wie den Wanderer ein frohes Marſchlied beeinflußt, wie da die Müdigkeit nachläßt und die Beine faſt ganz von ſelbſt ausgreifen. Wozu gäbe es ſonſt überall Militärkapellen! So ſoll es in Santa Scientia Arbeitskapellen geben, die jedem ſeine Arbeit unwillkürlich zur Freude machen, damit ſie ihn nicht drückt. Es iſt unglaublich, welchen Einfluß

DER FORTGESCHRITTENE FALLSCHIRMSPRINGER STEIGT ÜBER BORD DES FLUGZEUGS, KLETTERT EINE KLEINE LEITER HERAB UND LÄSST SICH AUF EINEN WINK DES FLUGZEUGFÜHRERS HIN RÜCKLINGS IN DIE TIEFE GLEITEN, WÄHREND ER GLEICHZEITIG DIE REISSLEINE ZUM ÖFFNEN DES FALLSCHIRMS ZIEHT.

Aus dem neueſten (50.) Bande des „Neuen Univerſums".

es auf jeden Menſchen hat, ob er froh arbeitet oder ob er widerwillig nur ſeine Stunden abſitzt.

Doch das iſt noch Zukunftsmuſik. Noch haben wir zwar eine Stadt, aber keine Bewohner, und die meiſten unſerer Betriebe warten erſt ihrer Eröffnung." —

Sie beſtiegen diesmal im unterſten Stockwerk die Schnellbahn und waren in wenigen Augenblicken in dem Badeort Aleſia, der ſich in lauſchigen Palmentälern unter dem Hügel des Weigandſchen Laboratoriums um eine vulkaniſche Heilquelle hinzog.

„Ich werde mir erlauben, die Herren morgen mittag wieder abzuholen. Bis dahin recht gute Erholung von allen den Mühen der beiden erſten Tage in Santa Scientia!"

Die Herren waren untereinander allein, und Bob White kehrte mit der Schnellbahn zur Stadt zurück.

(Fortſetzung folgt)

Vom Weihnachtsbüchertiſch

I

Die Jugend, die ſtets ein geſundes Gefühl für das Neue, Kommende hat, iſt von einer ſchönen Begeiſterung erfüllt für alle die Dinge, die unſerm Jahrhundert den Stempel aufdrücken. Technik und Sport, Experimentieren und Baſteln ſtehen für ſie im Vordergrund. Frühzeitig übt ſich der künftige Meiſter, und das iſt gut ſo, denn unter den heutigen Verhältniſſen kann niemand bald genug den Ernſt des Lebens und ſeine eigenen Zukunftsaufgaben ins Auge faſſen. Wie alljährlich, ſtellt deshalb auch diesmal „Der Gute Kamerad" an den Anfang ſeiner Weihnachtsbücherbeſprechung eine Aufzählung ſolcher Werke, die das Weltbild des einzelnen bereichern, ſeinen Wiſſensdrang befriedigen und ihn zum eigenen Nachdenken und Schaffen anregen.

Ein treuer Begleiter der deutſchen Jugend iſt „Das Neue Univerſum", deſſen 50. (Jubiläums-) Band nunmehr erſchien. Ein halbes Jahrhundert lang iſt es alljährlich auf den Plan getreten, ſtets das Neueſte vom Neuen bringend. Eine Reihe ſpannender Erzählungen bieten wieder gediegene Unterhaltung. So entwirft Erich von Salzmann, der bekannte Chinakenner, in „Wu Sſan gwe" das feſſelnde Bild eines heldenhaften Generals zur Zeit der Ming-Kaiſer. „Eine Tigerjagd im indiſchen Dſchungel" läßt uns Reinhard Roehle miterleben. Nach den Großen Sundainſeln führt den Leſer Gerd Brand mit der Erzählung „Unter Kopfjägern auf Borneo", nach Nordafrika Otfrid von Hanſtein mit „Unſer Abenteuer in Marokko". Die rauhen Sitten der Grenzreiter in Arizona weiß Ernſt F. Löhndorff feſſelnd zu ſchildern. Daß dem Verkehrweſen, dieſem wichtigſten Problem der neuzeitlichen Technik, beſonderes Intereſſe gewidmet wird, iſt ſelbſtverſtändlich. Wir können uns über den heutigen Stand des Vollbahnbetriebs, neue Automobilkonſtruktionen und optiſche Signalübertragung unterrichten. Die Schnelldampfer „Bremen" und „Europa" werden beſchrieben und die neueſten Raketenflugpläne erörtert. Natürlich wird auch an einer ſo aufſehenerregenden Erfindung wie dem Tonfilm nicht vorübergegangen. Großtaten der deutſchen Induſtrie, wie der Bau des Shannonkraftwerkes in Irland, Neuerungen in der Baukunſt, Fortſchritte im See- und Flugweſen, Entdeckungen auf den Gebieten der Elektrotechnik, Phyſik und Chemie, Geologie, Aſtrologie und Witterungskunde, naturgeſchichtliche Plaudereien, alles dies ſind Stoffe, die den überreichen Inhalt des Werkes kennzeichnen. Aufgaben zum Kopfzerbrechen und eine Abteilung „Häusliche

Werkstatt" rufen jeden Leser zum Mitdenken auf. Der Jubiläumsband ist natürlich reich illustriert und in jeder Hinsicht würdig seiner besonderen Bedeutung.

„Das Neue Universum" gibt uns, seinem Namen Ehre machend, ein farbenvolles und erschöpfendes Gesamtbild der Erde und der in ihr wirkenden Kräfte. Ihm zur Seite stehen noch eine Anzahl technischer Experimentier- und Bastelbücher, die einzelne Gebiete erfassen. Das „Elektrotechnische Experimentierbuch" von Eberhard Schnetzler führt den Leser in Wesen und Anwendung der Elektrotechnik ein. Dem künftigen Physiker weist das „Physikalische Experimentierbuch" von Richard Beißwanger den Weg. Das „Chemische Experimentierbuch" von Dr. O. Nothdurft bringt chemische Versuche.

Maschinenbauer zu werden, ist der Wunsch gar vieler Jungen. Ihnen allen ist ein bewährter Ratgeber „Der junge Maschinenbauer" von Eberhard Schnetzler. Vom gleichen Verfasser stammt das „Werkbuch fürs Haus". Werkzeuge und Materialbehandlung lernen wir hier gründlich kennen, sodann erteilt das Buch Anleitung zum Basteln von allen möglichen nützlichen Gegenständen. Mehr der Unterhaltung und dem Spiel dient das Buch „Selbst ist der Mann" von Maximilian Kern. Wer in Verlegenheit ist, wie er ohne große Kosten Eltern und Geschwister mit selbstgefertigten Geschenken erfreuen soll, wer aus eigener Kraft seinen Spielzeugschatz erweitern will, der greife zu diesem altbewährten Buch.

Nirgends tritt das Wunderbare der Technik sinnfälliger in Erscheinung als im Bereiche des Rundfunks. Kein Wunder, daß der romantische Sinn der Jugend gerade das Radio zu seinem Lieblingsgebiet erklärte. „Der Radiobastler" von Hausdorff und Schrage ist aus der Praxis geschöpft. Es gibt jedem die Möglichkeit, sich einen Empfänger oder Verstärker zusammenzubasteln und sich überhaupt mit den theoretischen Grundlagen wie den praktischen Möglichkeiten des Radios auseinanderzusetzen.

Was für ein kunstvolles Gebilde das heutige Eisenbahnwesen darstellt, welche Summe von Fleiß und Spürsinn in seiner zweckmäßigen Ausgestaltung enthalten ist, das sollte jeder Gebildete wissen und verstehen lernen. „Die Modelleisenbahn" von Gustav Reder ist so recht geeignet, im Spiel vertraut zu machen mit einer der großartigsten Schöpfungen, die Menschengeist je hervorgebracht hat. Eigenes

Ein Salzfelsen in den an merkwürdigen Felsbildungen reichen peruanischen Anden.
Aus dem neuesten (50.) Bande des „Neuen Universums".

Schaffen an und mit der Modelleisenbahn erklärt alle Erscheinungen in weitaus gründlicherer Weise, als alle Beschreibungen es vermögen.

Die ständige Verbilligung der Photoapparate hat das Photographieren zu einer ungeahnten Verbreitung gebracht. Ist es doch heute fast so, daß für den Photographen der Apparat das Billigste ist und erst Entwickeln und Vergrößern Kosten verursachen, denen manche Jungensparbüchse nicht immer gewachsen ist.

Robot, der künstliche Mensch, eine Erfindung des englischen Kapitäns W. H. Richards. Phot. Wide World, Berlin.
Aus dem neuesten (50.) Bande des „Neuen Universums".

Dies alles kann sich aber erheblich vereinfachen und verbilligen, wer sich von Edmund Wach durch das Buch „Selbstanfertigung photographischer Behelfe" beraten läßt.

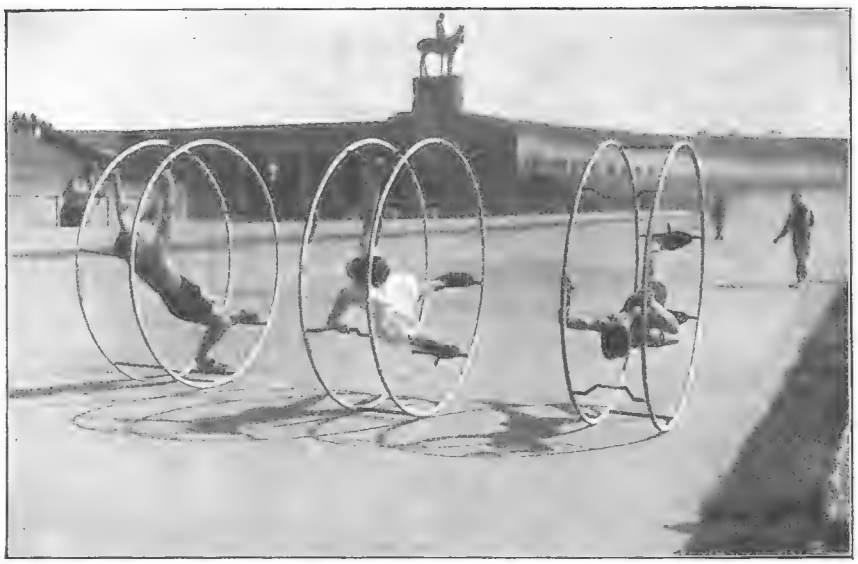
Die exakteste aller Wissenschaften ist die Mathematik, auf der letzten Endes alles beruht, was uns kühner Forschergeist Neues auf technischem Gebiete gebracht hat. Nur wenige Berufe gibt es, in denen wir mathematischer Kenntnisse und ihrer strengen logischen Schulung ganz entraten können. Die Mathematik in ihrem Zusammenhang mit der Technik bringt uns August Schuster nahe mit dem Buche „Leichte Probleme der Mechanik und des Maschinenbaues, der Physik und mathematischen Geographie, nebst einer mathematischen Übungsschule, sowie Anleitung zur Herstellung von Studienmodellen".

Im geselligen Kreise seiner Freunde oder des Abends am Familientisch ist stets der beliebt, der in lustiger Weise sich und andern die Zeit zu vertreiben weiß. Die beiden Unterhaltungsbücher von Hans Dominik „Kolumbus-Eier" und „Amüsante Wissenschaft" geben manchen nützlichen Wink in dieser Richtung.

Ein rechter Junge hat viel zu fragen. Immer und immer wieder stößt er auf ihm unbekannte Dinge, deren Beschaffenheit und Ursprung ihm rätselhaft sind. Doch ist es schließlich nicht unbedingt nötig, daß immer die Erwachsenen Opfer des jugendlichen Wissensdurstes sind. Es gibt ja auch noch andere Mittel und Wege. Einmal ist da bekanntlich der Briefkastenteil des „Guten Kameraden", der auf jede Frage eine Antwort hat. Wem aber die Benützung dieser Einrichtung zu umständlich ist, der findet in „Kürschners Handlexikon für alle Wissensgebiete" ein dem letzten Stande entsprechendes Auskunftsmittel, in dem er sich auf der Stelle unterrichten kann. Man kann wirklich sagen, daß hier das neueste und bequemste Nachschlagebuch für jedermann vorliegt. Auf 900 zweispaltigen Textseiten gibt es Antwort auf 100 000 Fragen. 32 Bildertafeln unterstützen den Inhalt. In handlichem Format gehalten, läßt es sich mühelos in die Tasche stecken. Dieses wahrhaft umfassende Werk dürfte mit seinem bescheidenen Preis von 3,80 Mark wohl für einen jeden Jungen erschwinglich sein.

Preiswürdigkeit und unbegrenzte Brauchbarkeit sind auch die Kennzeichen einer wohl allen unsern Lesern vertrauten Reihe, der „Illustrierten Taschenbücher für die Jugend". Kein Gebiet jugendlicher Liebhabereien gibt es wohl, das hier nicht mit einem besonderen Bändchen vertreten wäre. Wer gern mit Tieren sich zu schaffen macht, greift zu „Aquarium

und Terrarium" oder „Die Pflege der Haustiere"; der Pflanzensammler, der Mineraloge, der Käfersammler finden Anleitung zum Aufbau ihrer Sammlung; drei Bände sind dem Flugsport gewidmet, andere dem Basteln in seinen verschiedensten Spielarten; der Photograph und der „Bühnenfachmann", der Wetterprophet und der Schachkünstler, der Eisenbahner und der Sportsmann, kurz niemand forscht vergebens nach dem Freund und Helfer in dieser Reihe. Auch wer mit Vorliebe der Mode des Rätsellösens huldigt, kann ihr an Hand des Bandes „Im Rätselland" frönen. Als neuesten (63.) Band der Reihe nennen wir noch das Buch von Wolfgang Jaensch „Wie man filmt". Die Entstehung des Filmstreifens, der photochemische Prozeß, die optische Ausrüstung, die Filmformate und das Material werden beschrieben. Ausführlich wird die Kinokamera mit ihren einzelnen Abarten besprochen. Wir wohnen der Aufnahme eines Großfilmes bei, erfahren Näheres über die Einrichtung eines Lichtspielhauses, über Zeitraffer und Zeitdehner, Trickfilme und Tonfilm.



50-Meter-Wettrollen mit dem Rhönrad / Phot. G. Riebicke, Charlottenburg.
Aus dem neuesten (50.) Bande des „Neuen Universums".

Neben dem Basteln, neben Technik und ernstem Wissenseifer beherrscht auch der Sport das Leben unserer Jugend. Er schafft den unbedingt nötigen Ausgleich; können doch nur in einem gesunden, harmonisch durchgebildeten Körper auch eine gesunde Seele und ein klarer Verstand wohnen. Die „Spiel- und Sportbibliothek des Unionverlags" enthält eine Anzahl von Bänden, die der Sportbetätigung Richtung und Ziel weisen sollen. Gymnastik, Athletik und Sportspiel sind in gleicher Weise berücksichtigt. Deutsches Gemeinturnen, Sportgymnastik, der Mehrkampf, der Kombinationsport, Fußball, Hockey, Tennis, Handball, Barlauf, Schleuderball, Schlagball, Faustball, Trommelball, Fechten und Schießen, Segeln und Faltbootfahren, Wandern und Bergsteigen, alle diese Sportarten sind hier vertreten mit fachmännischen und reich illustrierten Anleitungen.

Dem Sport sehr nahe steht das sinngemäß betriebene Wandern. Für dieses noch besonders zu werben ist ja erfreulicherweise überflüssig, denn mit einmütiger Begeisterung hat unsere Jugend sich dieses schönen, edlen und bildenden Sportes bemächtigt. Nur ist es oft nicht ganz einfach, das rechte Wanderziel zu finden. Ein alterprobter Wandersmann ist Julius Wais. Seine Wanderführer erfreuen sich der größten Beliebtheit und Verbreitung. Erwähnt seien: „Schwarzwaldführer", „Vorarlbergführer", „Albführer", „Allgäuführer" und „Bodenseeführer", ferner die billigen Sonderausgaben „Nordallgäu", „Ostallgäu", „Westallgäu" und „Oberallgäu". Auch vom „Bodenseeführer" er-

Männlicher Sägefisch. Seine große Säge gebraucht er vor allem als Waffe gegen die Haifische.
Aus dem neuesten (50.) Bande des „Neuen Universums".

schien eine kleine Ausgabe, die mit ihrem wohlfeilen Preis von 1,60 Mark manchem Jungwanderer, den es ans Schwäbische Meer zieht, willkommen sein wird. Wer etwa im schönen Schwabenlande wandern will, dem sei das Buch „Wohin? Die schönsten Ausflüge im Neckarland" empfohlen. Von diesem gibt es ebenfalls eine kleine Ausgabe unter dem Titel „Ausflüge rund um Stuttgart".

Auch die Neuzeit mit ihren freieren Lebensformen, ihrem ungezwungeneren Ton kann doch nicht der äußeren Form entraten. Gesellschaftlicher Schliff ist auch heute noch das Kennzeichen des wirklich gebildeten Menschen. Nun hat sich gerade in diesen Dingen so manche Anschauung während der letzten Jahrzehnte gewandelt. Wer auch in dieser Hinsicht auf der Höhe der Zeit sein will, der greife zu dem Buch „Vom Backfisch zur Dame, Vom Jüngling zum vollendeten Herrn" von J. Meister. Das Buch plaudert in unterhaltendem, ungezwungenem Tone vom Vorstellen und Grüßen, von Besuchen und Einladungen, Schule und Beruf, Tanzstunde und Tanzfestlichkeit, Schenken und Danken und all den vielen andern Dingen, die bestimmte gesellschaftliche Forderungen auch schon an die heranwachsende Jugend stellen.

In vorstehenden Zeilen ist sicherlich so manche willkommene Anregung für den diesjährigen Weihnachtswunschzettel enthalten. Zunächst boten wir hier eine Übersicht belehrender Bücher. In einem der folgenden Hefte werden wir auch noch eine Zusammenstellung gediegener Neuigkeiten unterhaltender Art bringen.

Sonora-Pepe und der rote Bronco / Von Ernst F. Löhndorff

(Fortsetzung)

Wir gingen in das große, langgestreckte Haus, um zu essen. Draußen sank die Nacht hernieder, Sterne funkelten rein und prächtig am Himmel, und in den schwarzen Schluchten heulten die Coyoten. Die Unterhaltung drehte sich wie gewöhnlich um Pferde und Reiten, und Sonora-Pepe erzählte viele Geschichten von seiner Kunst darin. Er beteuerte, daß er alles in der Welt, das Haare auf dem Rücken habe und dem er seinen Sattel auflegen könne, reiten würde. Wir blickten auf, als Don California plötzlich den Finger an die lange, hagere Nase legte und murmelte: „Alles, sagst du, Pepe? Hm, schade! Schätze, daß es wirklich jammerschade ist."

Pepe rief fast böse: „Schade? Warum, Señor? Ich reite wirklich alles, wenn ich meinen Sattel auflegen darf, sogar ein Tier, das keine Haare hat. Aber das gibt es ja nicht."

Der Majordomo fragte: „Wenn es aber kein Tier ist?"

Sonora starrte ihn einen Augenblick verblüfft an, meinte dann aber lachend: „Caramba, Señor, auch wenn es kein Tier ist, so will ich darauf sitzen bleiben!" Er schnippte mit den Fingern und fuhr fort: „Vierhundert Silberpesos will ich darauf wetten. Das ist viel Geld, Señores, und ich sparte lange daran. Vierhundert, hört ihr mich, Señores?"

Da entgegnete Don California gemütlich: „Das Ding hat einen Sattel, Pepe, aber wenn du willst, kannst du den deinen auch noch auflegen, und ich schätze, daß es dich in der ersten Minute abwirft. Gilt aber die Wette, so will ich tausend Silberpesos gegen deine vierhundert setzen."

Sonora-Pepe riß die Augen auf und lachte dann siegesgewiß. „Caramba, Don California, die tausend Pesos werden mein sein, denn ich bin der beste Reiter im Staate."

Der Majordomo nickte bestätigend und sagte: „Yes, und dennoch fliegst du ab diesmal."

Sonora-Pepe war in Hitze geraten; er fragte uns sofort, ob wir mitwetten wollten, es sei die beste Gelegenheit, Geld zu verdienen, denn ganz ausgeschlossen sei es, daß er, Sonora-Pepe, von diesem Ding, das der Majordomo bringen wolle, abgeworfen werde.

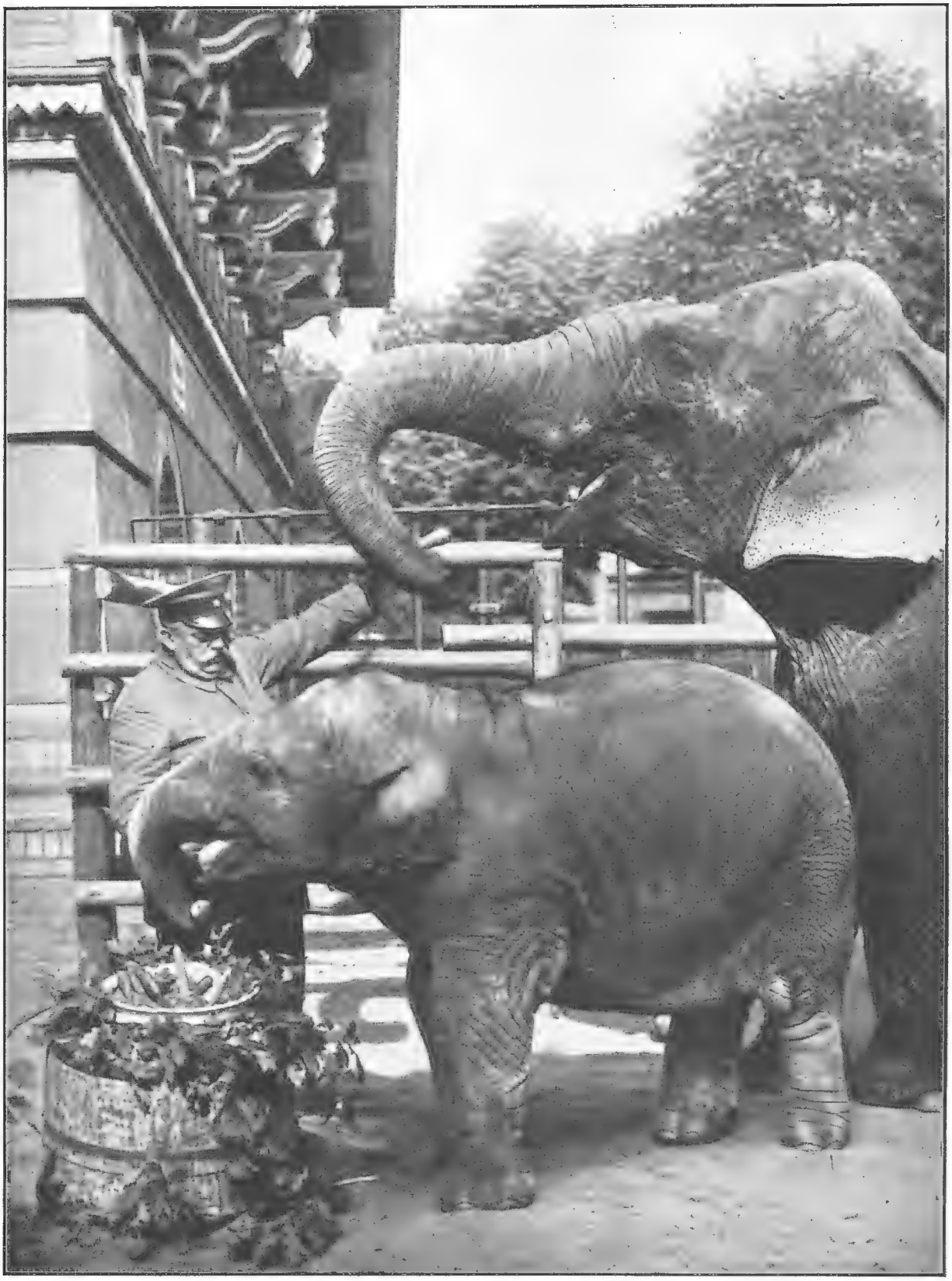
Sofort setzte Juan seinen Bären auf Pepes Sieg, und der Amerikaner fügte zu seinen tausend noch weitere fünfhundert Pesos hinzu, denn so viel war der Bär laut Mr. Peppers Tarif wert. Ramon wettete seine sechs Coyotenjungen und dreißig Pesos auf Pepe, und ich hielt die Wette, denn mir schien es, daß der Majordomo, der genau wußte, daß Pepe ein fabelhafter Reiter war, irgend etwas haben mußte, an dem Pepes Sicherheit zuschanden wurde, sonst würde er nicht so viel Geld wagen. So sagte ich denn: „Ich wette meine zwölf wunderschönen Klapperschlangen gegen deine erbärmlichen Coyoten und füge noch zwanzig Pesos gegen deine dreißig zu, Ramon."

Der Majordomo blinkerte mir verschmitzt zu, nur Ramon machte einige Schwierigkeiten, denn er meinte, daß die Prärievölfe mehr wert seien als meine Schlangen. An Hand von Mr. Peppers Tarif aber überzeugte ich ihn, daß meine Tiere höher im Preise standen, und so glich sich denn alles aus.

Nun meldete sich noch Quong-han-sing, der Chinesenkoch, der im Hintergrunde gelauscht hatte. Er wollte einen halben Dollar gegen Pepe wagen, und wir meinten, daß sich wohl Primavera bereit finden würde, diesen Einsatz mit seinem Skunk zu halten.

Es wurde abgemacht, die Sache am Sonntag, wo die meisten Reiter im Rancho weilen würden, auszutragen. Dann schritten die drei Mexikaner mit klirrenden Sporen in die Nacht hinaus und Sonora-Pepes Stimme klang noch einmal zurück: „Alles, caramba, alles!"

Don California zog mich in sein Zimmer, das neben dem kahlen Raume lag, worin ich in einer Hängematte zu schlafen pflegte. Da stand ich und starrte überrascht auf das gewaltige, einen äußerst massiven Eindruck



Der einjährige Geburtstag des Elefantenbabys Kalifa wurde im Berliner Zoo festlich begangen. Eine Riesenschüssel mit Rüben, Brot und sonstigen Leckerbissen sowie einem großen Licht wurde von dem Baby mit Appetit verzehrt. Sogar der Kranz aus Eichenlaub schien sehr gut zu schmecken. Die kleine Kalifa wiegt jetzt 7 Zentner, gegen eineinhalb bei der Geburt / Phot. R. Horlemann, Berlin.

machende, knallrot gestrichene Motorrad, das an der Wand lehnte. Der Amerikaner weidete sich an meiner Verblüffung und lachte, als er meine Zweifel sah. „Ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen, daß Pepe dieses Ding reitet! Das weiß ich, denn mich hat es gegen die Mauer geschleudert, daß ich tausend Sonnen und Sterne sah. Fand es in einem meiner Magazine angepriesen und kaufte es."

„Na und?" fragte ich.

Er flüsterte, wobei er das rote Motorrad mißtrauisch, als ob es Ohren habe, anschielte: „Das? Schätze, das ist kein Ding für mich. Bin zu alt und ungeschickt dazu, um es reiten zu können. Pepe mag es versuchen! Ich sage dir, da steckt der Teufel drin. Ich habe nun die Gebrauchsanweisung genau gelesen und denke, daß ich weiß, wie man es zügelt und füttert und so weiter. Kann es nun sicher ganz sanft in Trab setzen. Schätze aber, daß ich dies Sonora-Pepe nicht zeigen werde. Komm, wollen doch mal sehen! Bin begierig, es selbst nochmals zu versuchen."

Er schob die schwere Maschine in den Korral, und ich folgte. Die Pferde standen längs der Mauer und mahlten mit den Zähnen; es war ziemlich dunkel, trotz der Sternenpracht am Himmel. Alles war ruhig, selbst die Coyoten in den Bergen schwiegen. Don California schwang ein Bein über den Sattel und brummte: „Schätze, daß es diesmal geht. Aber dennoch — schätze, es ist besser, du steigst auf den Zaun da, denn das Tier kann Mucken haben. Muß übrigens ein hervorragend tapferer Bursche gewesen sein, der es erfand."

Ich ließ mir die Aufforderung nicht wiederholen und kletterte auf den dicken Eckpfosten, wo ich mich zusammenkauerte. Da unten zu meinen Füßen lag das Oval der Hürde, und im Zentrum stand Don California, den breitrandigen Hut im Nacken, den schweren Revolver von der Hüfte baumelnd, riesige Sporen an den Stiefeln, über der mattschimmernden Maschine, die in meinen Augen plötzlich zu einem Unheil brütenden Geschöpf wurde. Im schwachen Licht sah ich, wie der Amerikaner mit dem Fuße heftig niedertrat und etwas mit der Hand machte; dann hörte ich ein Knacken und hierauf war alles wieder still. Der Amerikaner brummte eine ärgerliche Verwünschung; da gab es unvermutet einen ohrenbetäubenden Krach, dem eine Reihe prasselnder Explosionen folgten. Etwas flog durch die Luft und prallte dumpf gegen meinen Pfosten. Schon war der Lärm wieder versiegt, das Motorrad lag unschuldig und still im Sande und der Majordomo rappelte sich ächzend auf die Beine. Die Hunde im Dorfe heulten einige Sekunden, aber es kam niemand. Schüchtern berührten wir das Teufelsrad, und erst als es wirklich ganz ruhig blieb, wagten wir, es aufzurichten und aus dem Korral zu schieben, aber stets in Bereitschaft, bei dem ersten Anzeichen von Leben in der Maschine davonzuspringen.

„Nie mehr, für kein Geld!" stöhnte der Amerikaner und fragte dann ächzend: „Glaubst du, daß Pepe dies Ding reiten kann, auch nur eine Minute lang?"

Aus tiefster Brust entgegnete ich: „Und wenn er der beste Reiter der Erde und des Mondes ist, er fliegt herunter. Jeden Centavo — wenn ich noch einen hätte — würde ich auf den Sieg des Motorrades setzen."

* * *

Der Tag der Wette war gekommen. Der Himmel leuchtete blau, und Sonnenstrahlen spielten wie flüssiges Gold um Berge und Hänge. Auf dem kiesigen Platze zwischen Herrenhaus und den Adobehütten war schon alles bereit. Sämtliche Wetteinsätze befanden sich — wie es Sonora-Pepe wünschte, denn er betrachtete schon alles als sein sicheres Eigentum — in der Mitte. Da war mein Schlangenkasten, dann eine Art Hühnerstall mit den Coyotenjungen, die frech durch die Gitterstäbe äugten, ferner die höllisch riechende Skunkskiste, deren Besitzer gegen den halben Dollar Quong-hansings gewettet hatte. Der Eigentümer des tückisch seine gelben Hauer wetzenden und grunzenden Ebers weilte nicht im Rancho, aber seine Frau hatte das Tier, das an einem Pfahl neben dem Coyotenstall befestigt war, auf Pepe gesetzt, und Don California hielt hundert Pesos dagegen. Dann stand da noch eine große, feste Gitterkiste, in der der Bär saß, an den Tatzen saugte und manchmal sehnsüchtig aufheulte. Auf der Bärenkiste lag ein blinkender kleiner Silberberg, denn die Pesos sind groß, und es waren eine ganze Menge.

Von den Vaqueros weilten einige dreißig in Alamos, und den ganzen Morgen schon hatten wir Pepe prahlen hören. Alles war zu Pferde. Welcher Vaquero wird auch zu Fuß gehen, wenn es nicht unumgänglich nötig ist! Nur ich hatte mein Tier im Korral gelassen. Sonora-Pepe hielt nämlich sehr auf Statuten, und so war ich denn einstimmig als Schatzmeister und Verwalter der gesetzten Güter gewählt worden. Ohne mich an das empörte Brummen des Bären zu kehren, kletterte ich auf seine Kiste und blieb dort oben kreuzbeinig wie ein Türke sitzen, die Hände schützend über den Pesoberg haltend. Das Motorrad lag unter einer Plane vor der Kiste, und da Don California es gewollt hatte, so schaute niemand darunter, wie neugierig alles auch war.

Nun kamen die andern, Don California und dreißig berittene Kuhhirten mit großen Hüten, Patronengürteln und Fransenhosen, und spielten den in ganz Mexiko berühmten und nur bei feierlichen Gelegenheiten gehörten Zacatecasmarsch. Der Gedanke dieser musikalischen Reitertruppe stammte von unserm guten, aber etwas überspannten Majordomo. Er selber hatte ihn aus seinem Lieblingsmagazin gesogen, denn eines Tages brachten die Lebensmittelwagen aus Hermosillo fünfzig Posaunen aus blankem weißen Metall mit — in der Anzeige hatte es geheißen „Silberposaunen" — die der Majordomo an sämtliche Kuhhirten verteilte. Natürlich gab es auch eine Anleitung dazu, nach der man angeblich in einer Stunde die prächtigsten Wagneropern blasen sollte; aber wir Reiter der Kakteenwildnis waren zu dumm für diese kluge, kinderleichte Anleitung, wir brachten nichts zustande damit und warfen die

Dinger einfach fort. Eine Weile hatten sich die „Silberposaunen" und Teile davon in Alamos und der Umgegend umhergetrieben; zum Schluß hatten nur noch der Schweinehirt die seine — er brauchte sie, um seine Schützlinge damit zusammenzuhalten — und Don California. Letzterer erlernte merkwürdigerweise einen Teil der Anleitung, und oft, wenn er im Mondenscheine spielte, jammerten die Berge der Sierra. Seinem ursprünglichen Wunsche, etwas noch nie Dagewesenes, eine musikalische Kuhhirtentruppe, zu schaffen, um nach Art Buffalo-Bills damit auf Reisen zu gehen, hatte er indessen nicht entsagt, denn er rechnete damit, daß die Mexikaner unglaublich musikalisch sind. Man kann sie fast mit den Pußtazigeunern vergleichen. Nur sind Posaunen nicht der Geschmack der Leute.

Die nächste Sendung brachte denn auch eine Menge Mandolinen, Gitarren, Geigen und Klarinetten wie auch Flöten. Diese Instrumente gefielen den Mexikanern, und sie lernten unglaublich rasch aus dem Gedächtnis spielen. Don California, der nun strahlte, war ihr Dirigent und blies die Posaune dazu. Bisher erstreckte sich das Programm auf genau sechs Stücke: „Anny Laurie", „Yankee-Doodle", „Home, sweet home", den Zacatecasmarsch, „La Paloma" und „Las Señoritas de Orizaba". Diese sechs wurden regelmäßig Sonntags gespielt, und dazu wurde getanzt, obwohl es eigentlich gar keine Tanzstücke sind.

Also, da kamen sie eben angeritten, über dreißig braune Vaqueros in malerischer Tracht, und sie spielten Geige, dudelten auf der Klarinette, bliesen die Flöte und zirpten mit Gitarren und Mandolinen, während Don California die „Silberposaune" quälte. Aber keiner lachte, im Gegenteil, für uns schlichte Menschen war das alles wunderschön, und mir wurde ganz feierlich zumute. Wenn nur nicht der schreckliche Skunksgeruch, den ich aus erster Hand bekam, gewesen wäre!

Längs der Hütten saßen die Frauen mit den Kindern, alle hatten sich zur Feier des Tages die Köpfe mit Sunlightseife geschrubbt und sahen ganz blank und sauber aus. Die Kapelle spielte den Zacatecasmarsch, aber es war schwer zu hören, denn die Leute musizierten heute zum ersten Male im Sattel. Die Zügel hielten die meisten in den zusammengebissenen Zähnen, und da sie lauter halbwilde, nervöse Tiere ritten, die hin und her tänzelten, die Köpfe schüttelten und kleine Bocksprünge machten, so wurde die Melodie oft verzerrt. Aber sie ritten doch in ganz guter Ordnung heran, bildeten einen Halbkreis und setzten die Instrumente in Ruhe. Nun erhielten erst die tückischen Broncos ihre Strafe. Einer schlug seinem Tiere den Fiedelbogen um die Ohren und einige bauchige Mandolinen dröhnten dumpf gegen harte Pferdeschädel. (Schluß folgt)

Die Ausgestaltung von Nestabenden

Von Paul Jordan

Alles das, was man an einem Nestabend tun kann, läßt sich zwar leicht zeigen und im Beisammensein mit einer „Kamerad"-Ortsgruppe erklären, kann aber gar nicht so einfach in Form eines Aufsatzes beschrieben werden. Nun, man kann sehr viel und sehr Verschiedenes an einem Nestabend beginnen, man kann Stücke mit verteilten Rollen lesen, kann spielen, erzählen, singen und musizieren. Ich schreibe hier nichts über Bastelstunden und dergleichen, nur von den Nestabenden soll die Rede sein, deren Ziel und Inhalt es ist, die Kameraden zu unterhalten und zu beschäftigen, damit im ungezwungenen Beisammensein Freude entsteht und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe gestärkt wird.

Fange ich also an mit dem, was neben der Unterhaltung auch der Belehrung dient. Jeder bewaffne sich mit Bleistift und Papier. Man tippt auf irgend ein bedrucktes Blatt, und wenn zum Beispiel der Buchstabe t getroffen wird, so beginnt jeder die Städtenamen, die mit t anfangen, sich aufzuschreiben, also etwa Trier, Turin und andere mehr, die einem gerade einfallen aus allen Erdteilen. Man merkt bei solcher Gelegenheit, wie wenig greifbares Wissen man besitzt. Nach drei Minuten ist Schluß. Das Ergebnis wird der Reihe nach vorgelesen, und wenn zwei oder mehrere ein und dieselbe Stadt aufgeschrieben haben, wird sie durchgestrichen. Es zählt nachher nur, was jeder für sich allein hat. Die Pluspunkte werden notiert. Hat man die Geographie satt, so kann man auch die Geschichte vornehmen, etwa die Namen berühmter Männer; später kommen dann vielleicht Vornamen an die Reihe oder Tier- und Pflanzennamen und dergleichen mehr.

Eine anregende Unterhaltung besteht auch darin, daß einer ein Zitat aus den Klassikern anfängt und sein Nebenmann es beenden muß. Dies kann jedoch nur in solchen Gruppen Anwendung finden, die ein höheres Durchschnittsalter haben. Recht nett ist es auch, wenn der Führer irgend eine feine Ge-

schichte, die reich an Erleben ist — vielleicht aus alten Jahrgängen des „Guten Kameraden" — ausgesucht und daraus abwechselnd vorlesen läßt. Wenn auch mancher nicht gerade bezaubernd vorliest, nun, so lernt er es dabei eben, und gut vorlesen können ist eine nützliche Kunst. Das Lesen von Bühnenwerken mit verteilten Rollen möchte ich weniger empfehlen, da die Interessen da meistens zu weit auseinandergehen. Die Abende, an denen nur erzählt werden soll, sind ebenfalls recht nett, wenn jeder verpflichtet ist, etwas zu bieten. Wer da etwa einwendet, er habe nichts erlebt, der soll sich eben eine Münchhausiade ausdenken. Das gibt sogar den meisten Spaß.

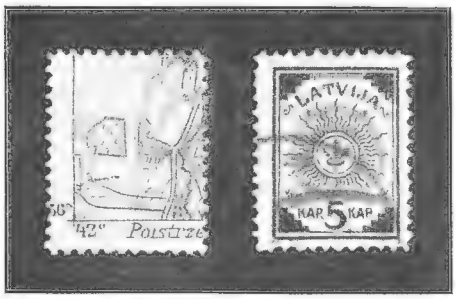


Abb. 1. Vorderseite (rechts) und Rückseite (links) der Lettland-Marke vom Jahre 1918.

Selbstverständlich darf auf einem rechten Nestabend die Musik oder wenigstens der Gesang nicht fehlen, und wenn es in solch einer Jungengruppe auch manchmal mehr laut als schön klingt, so erhöht doch Singen die Freude. Meistens scheitert das Durchsingen von Liedern an der Unkenntnis des Textes; deshalb ist es gut, wenn eine Ortsgruppe sich wenigstens fünf oder sechs gleiche Liederbücher anschafft. Am geeignetsten sind die schönen, alten deutschen Volkslieder, so daß wohl der treue „Zupfgeigenhansl" hauptsächlich in Frage kommt. Dann heißt es aber tüchtig üben und lernen, damit auch auf Fahrt gesungen werden kann.

Der Spiele auf den Nestabenden ist Legion. Ein nettes Spiel heißt „Kommando klopfen!" Dazu setzen sich alle an den Tisch, und einer übernimmt das Kommando. Es gibt vier Kommandos dabei: Bei „Kommando klopfen!" soll mit den Zeigefingern abwechselnd an die Tischkante geklopft werden, bei „Kommando Faust!" werden die geballten Fäuste auf den Tisch gelegt. „Kommando hohl!" heißt die Spitzen der gekrümmten zehn Finger auf den Tisch stellen, und bei „Kommando flach!" legt man die Handrücken auf den Tisch. Der Kommandant befiehlt also nun in rascher Folge, zum Beispiel: „Kommando klopfen! — Kommando Faust! — Kommando flach! — Kommando klopfen!" und so weiter. Sagt er aber zum Beispiel statt „Kommando hohl!" nur „Hohl!", so darf sich niemand darum kümmern, man bleibt beim zuletzt Kommandierten; nur Befehle, denen das Wort „Kommando" vorangeht, werden ausgeführt. Wer einen Fehler macht, scheidet aus. Außerdem macht der Kommandant absichtlich selbst Fehler, indem er etwa „Kommando flach!" sagt, selbst aber „Kommando hohl!" ausführt. Wer also auf dessen Hände sieht, macht die absichtlichen Fehler unwillkürlich selber nach und scheidet infolgedessen aus. Wenn schnell und geschickt kommandiert wird, sind nach drei Minuten alle wegen Fehler ausgeschieden.

Bei einem andern Spiel wird ein enger Kreis von Sitzenden gebildet, und jeder streckt seine Hände vor, während in der Mitte einer steht, die Hände an die eigenen Ohren hält und nun versucht, unvermutet rechts oder links schlagend, eine der vorgestreckten Hände zu treffen. Sobald er verfehlt, kommt der in den Kreis, der seine Hände rechtzeitig wegzog und nicht getroffen wurde.

Es gibt noch eine Menge anderer Spiele und Unterhaltungen, die aber alle nur umständlich zu erklären sind; zeigen könnte man sie viel eher.

Was aber das wichtigste ist, wenn ein Nestabend gelingen und wirklich Freude bringen soll, das ist der rechte fröhlich-kameradschaftliche Geist, der in einer Gruppe steckt, und den, hoffe ich, haben alle Gruppen, die sich mit Stolz „Kamerad"-Ortsgruppen nennen.

Briefmarke und Landkarte

Von Werner Voß

Im folgenden soll von Briefmarken die Rede sein, auf deren Markenbild eine Landkarte ist. Der Merkwürdigkeit halber sei aber erst von einer Marke erzählt, die im Jahre 1918 in Lettland erschien. Bei ihr zeigt die Rückseite jeweils einen Teil einer Landkarte. Lettland war nach dem Waffenstillstand selbständig geworden und brauchte nun eigene Marken. Es gab im Lande aber kein geeignetes Papier zu ihrer Herstellung. Da nahm man die dort noch in Massen vorhandenen deutschen Generalstabskarten und druckte auf ihre Rückseite die erste Lettlandmarke. 228 Stück gingen jeweils auf ein Kartenblatt. So kam die einzige Marke zustande, auf deren Rückseite ein Kartenbild ist. Unser erstes Bild zeigt sie uns.

Abb. 2. Landkartenmarken bis 1900. Venezuela, Dominica, Nicaragua und Kanada.

Die Zahl der Marken, auf deren Vorderseite sich ein Kartenbild befindet, ist nun aber so groß, daß sich ein Sammler, der sich vom Vordruckalbum losgesagt hat, beinahe einen Briefmarkenatlas damit anlegen kann.

Die ältesten Marken dieser Art, die wir auf dem nächsten Bilde sehen, stammen aus Nord- und Südamerika. Sie verfolgten mehr oder weniger werbende Zwecke und sollten das dargestellte Land in der Welt bekannt machen. 1887 war es Panama, damals noch ein Teil des Staates Kolumbien, das den Anfang machte. Ihm folgten Venezuela 1896, Nicaragua 1897, Kanada 1898 und Dominica 1900. Jede dieser Karten hat fast ihre besondere Geschichte.

Die Marken Venezuelas wurden zum Gedächtnis an den General Miranda verausgabt, der durch seinen Aufstand die Unabhängigkeitskämpfe dieses Landes eingeleitet hatte. Die Marken tragen daher auch unter der Karte die Inschrift: „APOTHEOSIS DE MIRANDA". Später sind diese Marken in Barcelona in großen Mengen gefälscht worden.

Die Marken von Nicaragua weisen über der Landkarte in einem Medaillon ein Bild mehrerer Vulkane auf, an denen das Land so reich ist. Als man einst im amerikanischen Parlament über den Bau eines Kanals verhandelte, wurden Panama und Nicaragua in Erwägung gezogen. Da soll ein briefmarkenkundiger Abgeordneter Marken Nicaraguas hervorgezogen und auf die Vulkane auf diesen hingewiesen haben. Damit war der Plan eines Kanals in dieser erdbebenreichen Gegend hinfällig. Die Ausgabe von 1897 gehört zu den sogenannten Seebeckmarken. Seebeck war ein Druckereidirektor, der 1889 mit vier mittelamerikanischen Staaten — Nicaragua, Salvador, Ecuador und Honduras — für zehn Jahre Markenlieferungsverträge abgeschlossen hatte. Auf Grund dieser Verträge mußte alle Jahre in jedem Staate eine neue Ausgabe erscheinen, die er kostenlos lieferte. Die Restbestände erhielt er dann am Ende des Jahres zurück, und durch ihren Verkauf an Sammler machte er sich bezahlt. Später hat er auch noch Neudrucke mit den Originalplatten hergestellt, und dadurch sind diese Ausgaben sehr in Verruf gekommen.

Um die Landkartenmarken von Dominica wäre beinahe ein Krieg entstanden. Auf ihnen ist nämlich die politische Grenze zwischen Haïti und Dominica zugunsten des letzteren Staates sehr unrichtig wiedergegeben. Haïti erhob Einspruch und drohte die Beziehungen abzubrechen. Es kam aber nicht dazu, weil Dominica nachgab und die Marken zurückzog. Die Restbestände wurden verbrannt. Sie teilten nun aber das Schicksal der Marken von Venezuela und Nicaragua; man hat sie nämlich später in Paris in großen Mengen nachgedruckt beziehungsweise gefälscht.

Die Landkartenmarke von Kanada 1898 ist zum Weihnachtsfest erschienen und feierte das Pennyporto Englands und seiner Besitzungen untereinander. Auf einer Weltkarte sind alle englischen Besitzungen rot eingezeichnet. Diese Marke gibt so recht eine Vorstellung von der umfassenden Weltmacht Großbritanniens. Unter der Karte liest man die Worte: „We hold a vaster empire than has been (Wir halten ein Weltreich, wie es noch nie war)." Ein stolzes Wort!

Der Eindruck wird noch verstärkt, wenn man die Kartenbilder aus dem zwanzigsten Jahrhundert, die wir auf dem dritten Bild erblicken, folgen läßt. Hier sehen wir, was alles zum britischen Reiche gehört. Hierher gehören die Marken von Australien, deren Känguruh wir schon in dem Aufsatz „Briefmarken-Zoo" auf Seite 13 des 43. Jahrgangs kennengelernt haben; hierher zählen auch Irland und Neuseeland, das mit seiner Kartenmarke 1923 das Weltpostvereinsjubiläum feierte. Zypern wartet mit einer geschichtlichen Karte auf; es ist eine Karte nach Merian. Neufundlands Karte findet sich fast auf jeder Ausgabe dieses Landes.

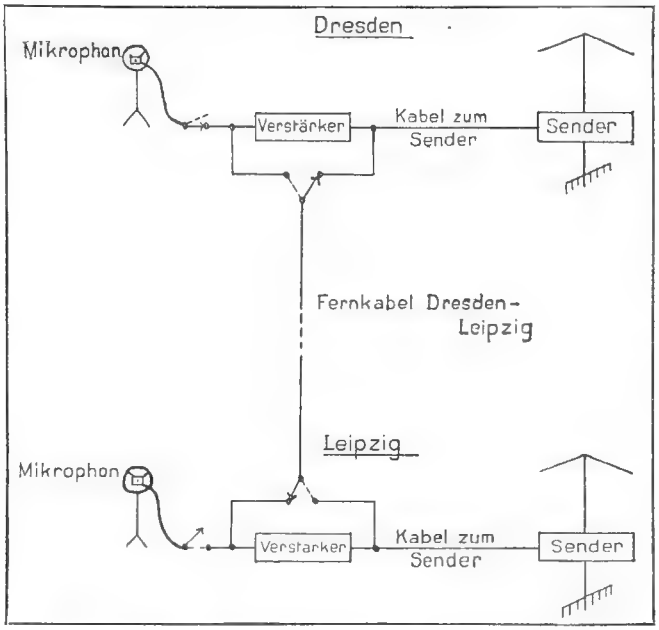
Über die vielen weiteren Kartenbilder der Neuzeit soll im nächsten Hefte mehr gesagt werden. (Schluß folgt)

Abb. 3. Australien, Irland, Neuseeland, Zypern und Neufundland.

Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier in der Sprache / Von Paul Hundt

Der Städter, besonders der Großstädter, hat heutzutage sehr viel weniger unmittelbare Berührung mit Tieren als der Mensch früherer Zeiten, der der Natur näher war. In unserer Sprache aber gebrauchen wir alle noch immer zahllose Worte und Wendungen, die aus einem mit der Tierwelt verbundenen Leben stammen. Wir gebrauchen sie wie so manches verschollene Alte, das die Sprache aufbewahrt, und überschauen wir einmal die Sprachdenkmäler aus jenem den Tieren nahen Leben, so könnten wir fast wehmütig darüber werden, wie „weltfremd" wir geworden sind. Freuen wir uns, daß wir wenigstens noch immer von Tieren sprechen, wenn wir, als Menschen des Asphalts und der Maschine, sie auch kaum mehr aus eigener Anschauung kennen!

Uralten sinnigen Vorstellungen verdanken heute Tausende von Deutschen ihre Tiernamen: Bär, Wolf, Löwe, Hirsch, Hase, Roß, Fuchs und so weiter, und nicht nur die einfachen Tiernamen kommen in Betracht, sondern auch die zahlreichen Zusammensetzungen wie Löwen-



Schematisches Schaltbild Mikrophon—Verstärker—Sender.

stein, Bärmann, Hirschfeld, Roßberg. Dasselbe gilt von den Vornamen. Freilich, in diesen heute die Tiernamen zu erkennen, ist Sache der gelehrten Bildung. Der einfache Mensch weiß nicht mehr, daß Bernhard von Bär, Arnold von Adler (Aar), Rambert von Rabe, Leopold von Löwe gebildet ist; nur in Eberhard und Wolfgang erkennt er noch die Tiernamen.

Sodann verwenden wir von jeher zahlreiche Tiernamen zur vergleichsweisen Bezeichnung von Menschen besonderer Art, um ihre Haupteigenschaft mit einem kurzen Worte zu nennen. Da sind zunächst die Scheltnamen: Ochse (Rindvieh), Schaf (Schafskopf), Esel, Affe, Kamel, Schweinigel nebst dem merkwürdigen Schweinehund und andere, dann weiter Gans, Schlange, Fuchs (Schlaufuchs), Katze (Schmeichelkätzchen, Naschkätzchen, Kammerkätzchen), Karnickel, Bücherwurm und ähnliche, und endlich Kücken, Gelbschnabel (Grünschnabel), Nesthäkchen (Nesthockerchen). Weiter bedienen wir uns des Vergleichs mit Tieren, um Verhalten, Eigenschaften und Zustände eines Menschen im einzelnen auszumalen und näher zu bezeichnen. Wir sprechen von Bärenkräften, Wolfshunger, Bienenfleiß; wir sagen hundemüde, lammfromm, aalglatt, schafsdämlich, saugrob. Man ist mager wie ein Hering, stumm wie ein Fisch, betulich wie ein Ohrwurm, flink wie ein Wiesel. Jemand hat Storchbeine, Adleraugen oder Augen wie ein Luchs; er schimpft wie ein Rohrspatz, stiehlt wie ein Rabe, kollert wie ein Truthahn, steht wie der Ochse vor dem neuen Tore, lebt wie die Made im Speck. Mit Tieren vergleichen wir Menschen, die sich mausern, sich häuten, flügge werden, sich entpuppen, sich die Hörner abstoßen, über etwas brüten, sich katzbalgen, andere anbrüllen oder anwedeln, die das Hasenpanier ergreifen, die mit allen Hunden gehetzt sind und so weiter. „Sei kein Frosch!" wird dem Kühlen zugerufen; „der hat einen Vogel" oder „den Drehwurm", sagt man in derber Sprache von manchem Nächsten.

In Vergleichen aus der Tierwelt sprechen wir, wenn wir die Katze im Sack kaufen, den Bock zum Gärtner machen, jemand einen Floh ins Ohr, uns selbst Läuse in den Pelz setzen oder aus einer Mücke einen Elefanten machen. Von Mückenseihen sprechen wir heute nur noch mit dem Bibelworte, durch aller Mund aber gehen die Redensarten: „Die Spatzen pfeifen es von den Dächern" und „danach kräht kein (Hund und kein) Hahn".

Endlich die reiche Sprichwortweisheit. Mit den Wölfen muß man heulen; eine Schwalbe macht keinen Sommer; wer mit Hunden zu Bett geht, steht mit Flöhen auf; der Sperling in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dache; ist das Mäuslein satt, ist das Korn bitter; ist die Katz' nicht zu Haus, so tanzen die Mäus'. Man denke auch an das Bibelwort: „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler" und das Dichterwort: „Es sind die schlechtsten Früchte nicht, woran die Wespen nagen". Von der großen Zahl der Vergleiche, Redewendungen und Sprichwörter sind hier überall nur einige wenige angeführt.

Schließlich denken wir noch an die Verwendung von Tiernamen zur Bezeichnung von Gegenständen und Verhältnissen. Wieder haben sie meistens vergleichenden Sinn: Fleischwolf (eine Fleischmühle), Rammbär, Kuhfuß (ein Werkzeug); Wolf, auch als Krankheit, und Kater, Katzenjammer als verwandte Erscheinung. Ohne vergleichenden Sinn sind Star (Augenkrankheit), Fuchs und Finke (Studenten) und Ratte (Tänzerin). Anekdotischer Herkunft sind die Eselsbrücke und die Redensart: „Da liegt der Hund begraben". Nichts mit Tieren aber haben zu tun die Redensarten „Zum Kuckuck!" und „Hol's der Geier!" Mit beiden ist der Teufel gemeint.

Die Einrichtung der deutschen Rundfunksender / Von Wolfgang Göhler (Schluß)

Die Mikrophone der einzelnen Aufnahmeräume sind durch Leitungen mit dem Verstärkerraum verbunden; eine Klingel ermöglicht es ferner dem Vortragenden beziehungsweise dem Sendeleiter, nach dem Verstärkerraum ein Zeichen zu geben, um bei Pausen beziehungsweise bei Beendigung des Vortrags das Mikrophon auf das Pausenzeichen oder einen andern Vortrag umzuschalten. Unser nächstes Bild zeigt uns schematisch, wie die Darbietungen von dem Mikrophon auf den Sender, der sich in Dresden in den oberen Räumen des neuen Rathauses befindet, übertragen werden.

Läuft zum Beispiel in Dresden eine Darbietung, so ist das Mikrophon mit einem Großverstärker, der in dem Verstärkerraum gleich neben dem Aufnahmeraum aufgestellt ist, verbunden. Von hier führt ein Kabel geradeswegs nach dem Ortsender, diesen steuernd, und

ein Kabel nach dem im Leipziger Verstärkerraum stehenden Großverstärker, der in diesem Fall als Kabelendverstärker arbeitet. Von diesem Verstärker führt dann, wie in Dresden, ein Kabel zum Sender Leipzig. Läuft eine Darbietung vor dem Mikrophon in Leipzig, so ist dieses an den Großverstärker im dortigen Verstärkerraum angeschlossen. Von hier fließt dann der Strom einmal über ein Kabel zu dem Sender Leipzig und ein andermal über das Fernkabel nach dem Verstärker Dresden, der dann als Kabelendverstärker arbeitet, und von hier nach dem Dresdner Sender. Eine Umschaltung von einem Sender auf den andern kann also verhältnismäßig schnell vorgenommen werden. Während der Pausen wird, solange der Sender arbeitet, der Wecker eingeschaltet, den die mitteldeutschen Leser wohl alle schon gehört haben. Es ist dies ein gewöhnlicher kleiner Wecker, der in einem durch Filz schalldicht gemachten Kästchen zusammen mit einem Kohlekörnermikrophon untergebracht ist. Dieses Mikrophon wird dann während der Pausen, an Stelle des in den Besprechungsräumen befindlichen, an den Verstärker angeschlossen.

Die letzte Abbildung zeigt uns den Verstärkerraum in Leipzig, der in seinen wesentlichen Teilen dem in Dresden entspricht. Links sehen wir auf zwei Tischen je einen Großkraftverstärker, in doppelter Ausführung, damit beim etwaigen Versagen des einen sofort auf den andern umgeschaltet werden kann. In der Mitte steht der Tisch des diensthabenden Beamten, dahinter ein Telephonklappenschrank, der es ermöglicht, über direkte Leitungen mit den verschiedenen Stellen der Sender Dresden und Leipzig sowie den zahlreichen Besprechungstellen zu telephonieren beziehungsweise Übertragungen vorzunehmen. Rechts sehen wir ein Empfangsgerät mit Lautsprecher und Rahmenantenne sowie ein Reißmikrophon und verschiedene Prüfgeräte. Ganz im Hintergrund befindet sich eine Reihe mehrerer Schalttafeln, die die erforderlichen Schalter, Sicherungen und Meßinstrumente für die Heiz- und Anodenstromakkumulatoren sowie der zur Ladung derselben erforderlichen Maschinen tragen. Der Strombedarf der Verstärker und sonstiger Apparate ist nämlich sehr groß, und es befinden sich daher in den Erdgeschoßräumen des Dresdner Senders je zwei große Heiz- und Anodenstromakkumulatorenbatterien, die dauernd wechselseitig ge- und entladen werden. Zur Ladung stehen ebenfalls zwei Maschinensätze zur Verfügung, die den von der Stadt gelieferten Drehstrom in Gleichstrom umformen. Wir sehen also, daß alle wichtigen Teile zweimal vorhanden sind, damit eine etwaige Unterbrechung des Sendebetriebs nach Möglichkeit verhindert wird.

Der Verstärkerraum des Leipziger Senders / Phot. Johannes Mühler, Leipzig.

Der Dresdner Sender selber befindet sich, wie wir bereits berichtet haben, in den oberen Räumen des neuen Rathauses in Dresden. Es sind dort in einem Raum, der zu gleicher Zeit Aufenthaltsraum des diensthabenden Beamten ist, der Telefunkenröhrensender, in einem zweiten Raum die Heizbatterien für die kleinere Steuer- und die große Senderöhre sowie die Anodenbatterie für die erstere untergebracht, sämtliche Batterien in doppelter Ausführung. In einem weiteren Raum befinden sich ferner die Maschinensätze zum Laden der Batterien und die Hochspannungsgleichstrommaschinen, die den Anodenstrom für die Senderöhre liefern. Auch diese Maschinensätze sind alle zweimal vorhanden. Um zu verhindern, daß störende Geräusche auf den Sender übertragen werden, hat man die Maschinen gegen Erschütterungen und induktive Beeinflussung besonders geschützt. In diesen Raum führt auch die Ableitung der Antenne, die zwischen den Türmen des Rathauses und der Kreuzkirche gespannt ist. Blitzschutzsicherungen sorgen dafür, daß der Sender durch etwaige Blitzschläge nicht gefährdet wird.

Zum Schluß sei noch gesagt, daß auch Übertragungen aus andern Städten, die zum Teil eigene Besprechungsräume besitzen, sowie aus Theatern, Hörsälen und von Sportplätzen des öfteren erfolgen. Eigene Besprechungsstellen im Sendebezirk der Mirag befinden sich zum Beispiel in Erfurt, Weimar, Jena, Magdeburg, Halle und Chemnitz, die dann über Fernsprechkabel an die Großkraftverstärker in Leipzig oder Dresden angeschlossen werden. Sollen Übertragungen von einem Theater in einer der Sendestädte stattfinden, so werden daselbst möglichst unsichtbar Mikrophone aufgestellt, die an einen transportablen Vorverstärker angeschlossen werden. Von hier wird dann über eine von der Post zur Verfügung gestellte Fernsprechleitung die Darbietung zu dem Großkraftverstärker des betreffenden Senders übertragen, um von dort auf dem üblichen Weg weitergegeben zu werden. Es ist ferner möglich, über besondere zu diesem Zweck zur Verfügung gestellte Kabeladern einen weitgehenden Programmaustausch der Sender des In- und Auslandes vorzunehmen, wie dies in letzter Zeit immer häufiger der Fall war.

Wir sehen aus allem, daß der Betrieb auf der Sendeseite höchst interessant und gar nicht so einfach ist, daß ferner die Deutsche Reichspost, der alle Rundfunksender in ihren technischen Teilen unterstehen, bemüht ist, diese immer mehr zu vervollkommnen und auf eine möglichst hohe Stufe technischer Vollendung zu bringen.

Auflösung des Kapselrätsels von Seite 176:
Eine Hand wäscht die andere.

Wer lacht mit?

Die Erschaffung des Menschen

Konrad ist ein eifriger Bastler. Heute erzählt er seinem Schwesterchen: „Den ersten Menschen hat der liebe Gott aus einem Erdenkloß gebastelt."

Mißverständnis

Junge: „Herr Doktor, Sie möchten rasch zu Mutter ins Nebenhaus kommen. Mein Bruder hat hohes Fieber."

Arzt: „Sag, wie hoch ist es denn?"

Junge: „Im vierten Stock."

Allerdings

Älterer Bruder: „Unerhört, den ganzen Tag draußen herumzubummeln! Du wirst doch allmählich älter, Fritz."

Fritz: „Älter werde ich auch, wenn ich zu Hause sitze."

Kleiner Irrtum

Vater: „Bei den Polizeiverwaltungen großer Städte gibt es Überfallkommandos."

Walter: „Vater, wen müssen die überfallen?"

Pech

„Der Examinand hat durch den Unfall vollständig das Gedächtnis verloren."

„Wird der sich ärgern, daß er so viel studiert hat!"

Die Neugierigen

„Warum bleiben denn auf der Brücke die Leute alle stehen?"

„Da wird gerade ein Schild angebracht: Nichtstehen bleiben!"

Setzerlehrling Peter Schnäuzchen an einem Tage, wo er sich „kopflos" bei der „G. K."-Redaktion einfindet / Phot. R. Stotz, Stuttgart.

Nicht im Bilde

Ein Verwandter, Weltkriegskämpfer, gibt Kriegserinnerungen zum besten. „Gute Dienste leisteten uns in der Verteidigung auch spanische Reiter."

Erstaunt horcht Neffe Erich auf. „Das ist mir ganz neu, daß auf deutscher Seite auch spanische Kavallerie kämpfte."

Unbegründete Sorge

„Ja, Märchen, ein Goethe, ein Schiller werden uns vielleicht nicht wieder geboren."

„Aber, Vater, ich las doch erst neulich die Ankündigung eines Verlegers: ‚Weitere Klassiker in Vorbereitung'."

Technisch beschlagen

Artur erfährt von einer automobilistischen Veranstaltung, einer „Sternfahrt". „Aber das ist doch ganz unmöglich," erklärt der kleine Sachverständige, „ganz unmöglich, daß man mit Autos zu irgend einem Sterne fahren kann! Dazu gehört ein Weltraumschiff."

Die erste Menagerie

Karl unterhält sich mit seinem Vater über die Sintflut. Hänschen steht dabei und weiß mit dem Namen Noah nichts anzufangen. „Was war denn der Noah?" fragt er neugierig.

„Noah war der Gründer der ersten Menagerie," gibt Karl schlagfertig seinem Bruder zurück.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Bob White war in seinem Arbeitszimmer und dachte seit all diesen Tagen zum erstenmal wieder nach und — an seine Base, von der er nichts mehr gehört hatte. Noch mehr, er hatte sie völlig vergessen. Schuldbewußt schüttelte er den Kopf und beschloß, wenn er, wie es in wenigen Minuten seine Pflicht war, zu Mister Cook hinüberging, mit diesem über sie zu reden. Er wußte nicht einmal, wo Elsa war und ob man sie eingestellt hatte. Umso mehr fühlte er sich beschämt, als jetzt in der Mattscheibe über seinem Schreibtisch die übliche Anmeldung erschien: „Fräulein Elsa Dorn möchte Sie sprechen."

„Ich bitte."

Er gab das Zeichen zurück, sprang auf, drehte ein paar Kurbeln und sah mit recht gemischten Gefühlen dem Eintreten seiner Base entgegen.

„Guten Abend, Exzellenz!"

Er überhörte den leisen Spott. „Guten Abend, Elsa! Dir geht es gut?"

„Bis auf die Erkenntnis, daß du ein sehr nachlässiger Vetter bist, danke, vorzüglich," entgegnete Elsa.

„Du hast bereits mit Mister Cook gesprochen?"

„Schon am ersten Tage. Er hat sich mehr um mich gekümmert als du. Ich bin angestellt, verdiene ein Sündengeld und bin zufrieden, nur nicht mit dir. Ich habe die Besorgung der Post übernommen."

„Alle Wetter! Ich sehe übrigens ein, daß ich kein aufmerksamer Vetter bin, aber wenn du wüßtest, was für uns dieser Besuch der deutschen Gelehrten bedeutet . . ."

„. . . würdest du einsehen, daß ich jetzt keine Zeit habe, mit einer törichten Base zu sprechen, geschweige denn, mich um sie zu kümmern." Sie vollendete so seinen eigenen Satz und setzte sich, während sie ihn lachend ansah.

„Du mußt mich in diesen Tagen entschuldigen. Du bleibst doch für immer hier."

„Danke für die Erlaubnis, Exzellenz!"

„Laß doch den Unsinn!"

„Was heißt Unsinn? Es ist nur gut, wenn man das Leben vergnügt ansieht, sich nicht über ungalante Vettern ärgert und sein Schicksal selbst in die Hand nimmt."

„Hast du das etwa hier schon getan?"

„Natürlich. Ich habe außer der Besorgung der Post sogar schon ein sehr wichtiges Amt."

„Was denn für eins?"

„Ich bin vorläufig — weitere Verwendung natürlich nicht ausgeschlossen — Generalsekretärin des Frauenvereins von Santa Isabela."

„Sieh einmal an!"

„Brauchst gar kein so spöttisches Gesicht zu machen. In dieser meiner neuen Eigenschaft komme ich jetzt sogar amtlich zu dir."

„Als Abgesandte des Frauenvereins?" Jetzt lachte Bob hell auf.

„Jawohl, aber ich bitte dich, nicht zu lachen. Du weißt, daß der Frauenverein beschlossen hat, den Zuzug von Menschen und ganz besonders auch von Frauen in seine Hand zu nehmen. Diese Absicht hat jetzt infolge meiner einstimmig angenommenen Vorschläge bestimmtere Formen gewonnen. Ich gedenke das Werk, das du so vortrefflich ausgeführt hast, vor dem Untergang zu bewahren."

„Sehr liebenswürdig."

„Wir sind uns doch wohl darüber einig, daß Menschen, und zwar Männer und Frauen, in großer Zahl hierher müssen."

„Grundsätzlich ja."

„Dann wirst du auch nichts dagegen haben, daß ich mir über diese Dinge den Kopf zerbrochen habe, denn seitdem ich mich nun einmal mit Haut und Haaren — hörst du? mit allem, was ich kann und fühle — diesem herrlichen Santa Scientia verschrieben habe, halte ich es für meine unabweisliche Pflicht, nun auch nach meiner Weise für seine Zukunft zu sorgen."

Sie machte wieder eine halb spöttische, halb komisch-ernsthafte Miene und Bob lachte. „Sehr liebens-

„Wir sind uns darüber einig, daß auch Frauen nach Santa Scientia gehören," sagte Elsa Dorn zu Mister Cook.

würdig, aber ich denke, das kannst du getrost Mister Cook und uns andern überlassen."

„O nein! In Wahrheit haben immer nur wir Frauen die guten Gedanken."

„Sieh da!"

„Ich habe auch schon einen Plan."

„Also schieß los!"

„Ich denke gar nicht daran. Zeit ist Geld. Warum soll ich dasselbe zweimal sagen, zumal ich jetzt zum Vortrag bei Mister Cook bestellt bin? Ich wollte nur verwandtschaftlicher sein als du und dich vorher benachrichtigen, zumal ich in gewisser Hinsicht jetzt auch ein weiblicher Reichskanzler von Isabela bin."

„Was soll . . ." Bob konnte nicht weiterreden, denn wieder glühte die Mattscheibe auf. „Mister White und Fräulein Dorn werden vom Chef erwartet."

Elsa knickste spöttisch. „Siehst du! ‚Und Fräulein Dorn'!" —

Mister Cook saß vor seinem Schreibtisch, ihm gegenüber Frau Helling. „Nun, was wünschten Sie von mir?"

„Ich muß mit Ihnen reden."

„Also?"

„Wir haben einen Verein gebildet."

„Natürlich! Den Vaterländischen Frauenverein von Santa Isabela."

„Sehr richtig, besonders wenn Sie das wirklich überflüssige Lächeln fortlassen. So geht das nicht weiter. Wir sind hier jetzt fast tausend Menschen und darunter — mit Fräulein Dorn — siebenunddreißig Frauen. Das einzige heiratsfähige Mädchen in Santa Isabela ist Fräulein Dorn."

„Alle Wetter, hat die eine Auswahl!"

Frau Helling überhörte den Einwurf. „Die Männer fühlen sich nicht wohl. Es ist doch nun einmal so eingerichtet, daß Männer und Frauen zusammengehören. Sie wissen, daß andauernd Wünsche geäußert werden, in die Heimat zurückkehren zu dürfen."

„Das geht vorläufig nicht."

„Ich weiß, aber so geht das auch nicht weiter. Wir haben einen Verein gebildet, dessen Ziel die Einwanderung geeigneter Frauen nach Santa Isabela ist."

„Wollen Sie, wie es früher die Herrnhuter taten, Frauen einführen und nach dem Los verheiraten?"

„Das natürlich nicht."

„Was dann?"

„Das muß beraten werden. Es werden unter den Arbeitern viele sein, die in der Heimat Bräute zurückließen."

„Sehr fraglich, ob sich diese nach unserm Grundsatz der Zuchtwahl in körperlicher und geistiger Hinsicht eignen würden."

„Ein Junggesellenstaat stirbt aus, mag Professor Weigand das Leben verlängern, soviel er will."

Cook lief einige Male auf und ab, dann blieb er vor Frau Helling stehen. „Sie sind eine tapfere Frau."

„Warum nennen Sie mich tapfer?"

„Weil Sie ausgesprochen haben, was wir andern sicher seit langem gedacht haben. Es ist die schwerste Aufgabe, die vor uns liegt."

„Wir Frauen bitten darum, sie gemeinsam mit den Männern beraten zu dürfen."

„Natürlich."

„Dann möchte ich Sie bitten, auch noch Fräulein Elsa Dorn anzuhören, die Ihnen einige Vorschläge unterbreiten wird, die wir gemeinsam beraten haben. Fräulein Dorn ist nämlich einstimmig zur Sekretärin und ausführenden Beamtin des Vaterländischen Frauenvereins von Santa Scientia gewählt worden."

„Sieh da! Da scheinen wir uns ja einen netten Floh ins Ohr gesetzt zu haben. Drei Tage ist die junge Dame, soviel ich weiß, bei uns und schon unter die Revolutionäre gegangen."

„Im Gegenteil, sie ist mit Leib und Seele bei unserm Werk, aber sie kommt geradeswegs aus der großen Welt, die wir hier beinahe schon vergessen haben. Unsere Studien sind herrlich, was Sie erstreben, ist großartig, aber schließlich dürfen wir doch über all den Maschinen nicht ganz vergessen, daß wir Menschen sind, die nun einmal als solche behandelt werden müssen."

„Großartig! Die ganze kleine Frau Helling ist umgekrempelt und Opposition. — Aber da kommen ja Vetter und Base! Lieber White, mir scheint, Ihre Verwandte ist eine ganz gefährliche Person."

Auch Cooks Anblick schüchterte Elsa nicht ein. „Im Gegenteil, Sie werden mir dankbar sein, mir und dem ganzen Frauenverein."

„Also, was haben Sie für gewaltige Pläne? Frau Helling hat mir bereits erklärt, daß Sie hier eine Fraueneinwanderung für nötig halten, und ich muß gestehen, daß dieser Gedanke mich schon sehr lange selbst bewegt. Nur ist alles dies sehr bedenklich, und ich wollte diese Fragen nicht anschneiden, ehe die Gelehrten, die uns jetzt gewissermaßen prüfen, gesprochen haben."

„Was verstehen die Männer davon? Wir sind uns also zunächst darüber einig, daß auch Frauen nach Santa Scientia gehören?"

„Jawohl."

„Sehr gut. Wir sind ferner einhellig der Meinung, daß nicht jeder erste beste hierher darf, sondern nur eine Auswahl der tüchtigsten Menschen."

„Gewiß."

„Wir Frauen glauben weiterhin, daß Santa Scientia nur mit einer ganz großen Sache herauskommen darf, die die ganze Welt aufhorchen läßt."

„Wissen Sie eine solche Sache?"

„Natürlich. Wenn es weiter nichts ist!"

„Also, bitte!"

„Wir leben jetzt im Zeitalter des Sports. Es ist ganz klar, daß nur solche Menschen hierher gehören, die, ohne doch dabei sich sinnloser Einseitigkeit zu ergeben, im Sport ihre Körper gestählt haben."

„Sehr richtig."

„Also wir wollen Santa Scientia mit einem riesen-

haften Sportfest, mit einem Zusammentreffen der Weltmeister aller vernünftigen Sportarten eröffnen."

„Nicht schlecht."

„Aber das genügt nicht."

„Sondern?"

„Es hat keinen Zweck, wenn wir hier etwa einfache Kämpfe veranstalten, wie man sie auch in Frisko oder Berlin sieht. Sie haben mit Ihren Gedanken die ganze Welt auf den Kopf gestellt, haben ausgeführt, was die kühnsten Techniker bisher als Utopien geträumt haben."

„Ich doch nicht allein."

„Nur der Lump ist bescheiden. Sie haben das Werk des Professor Alesius fortgeführt und in Ihren Freunden die richtigen Männer gefunden. Sie sind von allem die Seele."

„Sie vergessen Ihren Vetter Bob."

Elsa überhörte den Einwurf und fuhr fort: „Sie müssen jetzt auch den Sport auf eine ganz andere Stufe stellen. Die einfache Menschenkraft, die sich im Sport betätigt, sollte von Ihnen durch technische Hilfskräfte ins Übermenschliche gesteigert werden. Sie müssen mit Ihren Mitarbeitern jede Sportart durchdringen. Der Autler muß zum Flieger werden, der Schwimmer zum Menschen, der sein Element in ungeahnter Weise beherrscht. Es läßt sich alles erreichen, wenn man nur will. Das ist die Aufgabe. Denken Sie darüber nach, veranstalten Sie eine Olympiade, in der Sie der Menschheit zeigen, daß hier Giganten kämpfen! Dann laden Sie alle Welt ein! Machen Sie Riesenreklame! Machen Sie mich, die ich nicht umsonst dergleichen in Amerika studiert habe, zum Chef dieses Propagandabüros! Ich wette, hunderttausend Gäste kommen sofort, und Ihre Aufgabe ist es, diese Gäste durch technische Wunder zu verblüffen."

Elsa Dorn schwieg, Bob White war innerlich begeistert, und Mister Cook zeigte ein ernstes Gesicht. „Was Sie da sagen, ist gar nicht töricht, sondern sogar ein guter Gedanke. Wir werden darüber beraten. Es ist sehr schwer, Menschen für wissenschaftliche Neuerungen zu begeistern. Wenn wir aber erst durch solchen, sagen wir ganz ruhig Bluff die Leute hierher bringen, dann werden sie auch für alles andere Augen und Ohren haben. Jedenfalls bitte ich Sie, lieber White, diese Angelegenheiten mit Ihren Freunden, ich meine mit unsern alten Mitarbeitern, zu beraten. — Frau Helling und vor allem Fräulein Dorn, ich danke Ihnen sehr. Wir müssen das möglichst noch heute in Angriff nehmen, damit, wenn morgen oder übermorgen die neuen Herren mit uns gemeinsam beraten, wir ihnen gleich bestimmte und brauchbare Vorschläge unterbreiten können. Nochmals, ich danke Ihnen. — Lieber White, benutzen Sie den Abend, um alles das in die Wege zu leiten!"

Die drei verließen das Zimmer. Elsa vollführte draußen eine großartige Bewegung. „Nun, wie stehe ich da?"

„Großartig. Wenn sich das alles nur auch verwirklichen läßt!" Bob war noch nicht ganz frei von Bedenken.

Während die beiden Frauen weggingen, suchte Bob die Herren auf, die sich jetzt, nach der Tagesarbeit, im sogenannten Kasino zum Abendessen zusammenfanden, und legte die neuen Pläne dar.

Sofort stimmte Römer zu. „Sie wissen, daß Grotefendt ein ganz merkwürdiges neues Auto erfunden hat, und ich selbst hätte, wenn Kollege Vetter mir hilft, einen sehr eigenartigen Gedanken für eine Umgestaltung des Schwimmsportes."

Vetter nickte.

„Man könnte auch das Turnen gewissermaßen ins Maschinelle umsetzen, ohne dadurch den Wert der Sportleistung zu beeinträchtigen."

Der Schweizer Ingenieur war sofort dabei. „Ich hatte darüber schon immer eigene Gedanken. Wir müssen ja sowieso ein Stadion errichten. Da könnte man auch das Fußballspiel durch elektrischen Betrieb erweitern. Meine Herren, ich bin begeistert, es ist ein trefflicher Gedanke."

„Natürlich muß alles Sport bleiben."

„Was heißt Sport? Guter Sport ist Entwicklung der körperlichen Geschmeidigkeit und Gelegenheit, persönlichen Mut zu beweisen. Das soll im vollsten Maße geschehen."

„Also an die Arbeit, meine Herren!"

„Haben Sie den Gedanken gehabt, Bob?"

„Leider nein, aber meine Base Elsa Dorn."

„Alle Achtung!"

Während die Herren auseinandergingen, allerdings nicht, um zu schlafen, sondern um sich mit aller Kraft auf die neuen Aufgaben zu stürzen, war Elsa Dorn in ihrer Wohnung angelangt. Sie fühlte sich außerordentlich glücklich, denn sie hatte das Bewußtsein, daß Cook sie ernst nahm, und fühlte sich in dieser Stunde den schöpferischen Männern verwandt. —

Der Hilfsingenieur Otto Müller, der auf Cabo Martino die Wache hielt, nahm von einem sich nähernden Flugschiff eine Meldung entgegen: „Schon wieder ein blinder Passagier an Bord."

„Wieder ein Mädchen?"

„Diesmal sicher ein Mann. Hatte sich sorgfältig versteckt. Ist erst gefunden worden, nachdem wir längst Frisko verlassen hatten. Ist leider der Kontrolle entgangen."

„Ist es ein übler Bursche?"

„Im Gegenteil, er macht sogar einen sehr guten und gescheiten Eindruck. Ist ein schottischer Amerikaner."

„Irgendwo landen und ihn aussetzen!"

„Geht nicht so leicht. Er behauptet, ein Neffe Mister Möllers zu sein. Heißt Mac Gonnor, und es stimmt, daß die verstorbene Frau Möller eine geborene Mac Gonnor war. Er will seinen Onkel vergebens in Frisko gesucht haben."

„Möller ist hier gewesen, aber schon wieder fort."

„Der Mann gibt selbst zu, ein Abenteuerleben geführt zu haben. War lange Zeit in Java, will durch einen Zufall von seinem Onkel gehört haben und ..."

„Alſo bringen Sie den Mann mit und führen Sie ihn zu mir!“ entſchied der Ingenieur. (Fortſetzung folgt)

Lebendiges Turnen

Nicht nur der Sommer zeitigt im heutigen Turnunterricht Leben, auch die Winterturnſtunde ſoll in ganz anderer Weiſe als früher die Geſamtheit der Klaſſe ergreifen, wecken und durcharbeiten. Wir wiſſen heute, daß ein ſorgfältiges Durchkneten und Durchformen des Körpers dazugehört, wenn in irgend einem Fache körperlicher Tüchtigkeit etwas Erſprießliches gezeigt werden ſoll.

An der Sproſſenwand / Phot. E. Hahn, Frankfurt a. M.

Trifft uns die ſchöne Jahreszeit vor allem im Freien, bei Sprung, Wurf und Lauf, beim Schwimmen, Schlagball- und Fauſtballſpielen, an den kühleren Tagen auch wohl beim Handball, ſo bietet der Winter leider nicht immer die Gelegenheit zu Schneeſchuh- und Schlittſchuhlauf, zu Schlittenfahren und Glitſchen (oder Schlittern); ſelbſt zum Fußball iſt das Wetter nicht immer günſtig. Die im Sommer gemiedene Turnhalle winkt; ſie iſt nicht nur Nothehelf, ſie gibt Gelegenheit, in geeigneter Körperſchule, in Lauf- und Gehübungen mannigfacher Art, in Übungen an der Sproſſenwand, in Sprüngen der verſchiedenſten Weiſe den Körper in Form zu halten.

Die Stunde beginnt gewöhnlich mit dem Dauerlauf. Herunter mit allem überflüſſigen Zeug! Die Muskulatur des Oberkörpers ſoll beobachtet werden. Turnhemd und Jacke ſtören nicht bloß die Beobachtung, ſondern auch die richtige Armtätigkeit. Die gute, zwangloſe Armführung beim Laufen, die richtige Führung des Knies genau nach vorn, das richtige weiche Niederſetzen, alles das lernt ſich am beſten in der Halle. Darum wird in der Halle zunächſt ein fröhliches und trotzdem genaues Einüben der Lauftätigkeit nicht zu entbehren ſein, wenn auch der Lauf ſonſt grundſätzlich ſtets im Freien erfolgen ſollte.

Die Übung der Rumpfmuskulatur geſchieht in ausgezeichneter Weiſe im Maſſenturnen an der Sproſſenwand. Dieſe ſtammt zwar aus Schweden, hat ſich aber ſeit langem im deutſchen Schulturnen Hausrecht erworben. Sie erfüllt jedoch nur dann ihren Zweck, wenn möglichſt die halbe Klaſſe auf einmal die Übung vornehmen kann. Die andere Hälfte ſieht inzwiſchen zu und löſt dann ſchnell ab zur gleichen Übung. Das gibt ein fröhliches Wechſeln; in wenigen Minuten ſind fünf bis ſechs wirkungsvolle Übungen durchgeturnt.

Nun zum Springen! Da bieten ſich Pferd, Bock, die Reckſtange, der Barrenholm, das Freiſprunggerät zu wechſelvollen Sprüngen, der Kaſten zu einer ſchneidigen Längshocke. Aber wir machen es nicht mehr ſo wie in der Zeit, als das Turnen vor allem der Erzielung der Schulzucht dienſtbar gemacht wurde. In ſchnellſter Folge geht es Sprung auf Sprung, Flanke, Hocke, Grätſche, Wende, alles recht ſchnell und lebendig hintereinander, möglichſt ohne Brett und federnde Matratze. Hilfeſtellung iſt nicht immer da, abſichtlich nicht, denn auch das Fallen ſoll gelernt ſein, das Hinüberpurzeln und Abrollen in mannigfachſter Form. Wo die Zucht bleibt? Liebe zur Sache, Begeiſterung für leiſtungsfähige, ſportgerecht ausgebildete und durchgeformte Körper ſind uns die Hauptſache.

Der Schluß der Stunde iſt ganz verſchieden. Hangeln

oder Klettern, Kürturnen am Reck oder am Barren, ein Spiel mit dem Medizinball, alles dies kann geboten werden. Vor allem aber geht es dann unter die Brause, zunächst unter die warme, damit Staub und Schweiß ordentlich weggespült werden und das Herz durch plötzliche Abkühlung nicht überanstrengt wird, dann unter die köstliche kalte Brause. Sie bereitet den Turnfreuden das notwendige kühle Ende und leitet würdig zur folgenden Mathematikstunde über. Brr! Noch einen Guß! Brr, brr! Und nun hinein in den Pythagoras!

Der neue Kreuzer „Leipzig"

Am 18. Oktober 1929 lief der vorläufig letzte Kreuzerneubau der Deutschen Reichsmarine, die „Leipzig" vom Stapel. Kreuzer E wurde im Jahre 1927 vom Reichstag bewilligt und der Marinewerft in Wilhelmshaven in Auftrag gegeben. Nach Fertigstellung der Konstruktionspläne wurde am 18. April 1928 der Kiel des Neubaues gelegt. Nach genau anderthalb Jahren konnte das Schiff nun die Helling verlassen. Die Konstrukteure waren, wie bei den früheren Kleinen Kreuzern, an das im Friedensvertrag festgesetzte Höchstdeplacement von 6000 Tonnen ohne Brennstoff und Reservekesselspeisewasser gebunden. Man konnte in diesem Rahmen nur geringfügige Änderungen an der Konstruktion der K-Klasse („Königsberg", „Karlsruhe" und „Köln") vornehmen, der das neue Schiff im großen und ganzen entspricht. Wie diese Schiffe, hat auch der neue Kreuzer eine Bewaffnung von neun 15-cm-Geschützen in Drillingtürmen, vier 8,8-cm-Geschützen zur Flugabwehr und vier Drillingtorpedorohren. Seine Schiffsmaschinen bestehen aus zwei Turbinensätzen mit Rädergetriebe und einer Dieselmotoranlage. Der Dampf für die Turbinen wird in sechs Doppelender-Ölkesseln mit reiner Ölfeuerung erzeugt. Die Maschinenleistung ist gegen die Schiffe der K-Klasse gesteigert. Kreuzer E soll mit 72 000 WPS (= Wellenpferdestärken) — die früheren Kreuzer hatten 65 000 WPS — eine Geschwindigkeit von 32 Knoten erreichen. Wie ungeheuer die Leistung der Maschinen ist, veranschaulicht ein Vergleich mit früheren Schiffskonstruktionen. Die neuesten Großkampfschiffe der Marine bei Ausbruch des Krieges, die Linienschiffe der „König"-Klasse, brachten nur 28 000 PS Maschinenleistung zustande, die neuesten Kleinen Kreuzer der damaligen Zeit nur 26 000 PS. Kreuzer „Leipzig" führt für die Ölkessel 1200 Tonnen Heizöl, für die Dieselmotoren 300 Tonnen Treiböl mit sich. Mit diesen Brennstoffmengen kann er bei einer Marschgeschwindigkeit von 14,5 Knoten mit der Dieselmotoranlage eine Strecke von 3800 Seemeilen zurück-

Die kalte Brause.

Ein Dauerlauf.

Längshocke über den Kasten.

legen, mit Motoren und Turbinen zusammen etwa 7000 Seemeilen. In seinen Maßen weicht Kreuzer „Leipzig" etwas von seinen Vorgängern ab. Es betragen: die Länge in der Konstruktionswasserlinie 165,77 Meter (K-Klasse 169), die Breite 16,3 Meter (15,2), der Tiefgang 4,75 Meter (5,4). Das neue Schiff ist also bei unwesentlich verkürzter Länge etwas flacher, dafür aber breiter als die Schiffe der K-Klasse. Äußerlich wird es sich von diesen vor allem dadurch unterscheiden, daß es nur einen Schornstein erhält.

Kreuzer „Leipzig" gliedert sich als letzter Neubaukreuzer in den Schiffsbestand der Reichsmarine ein. Bei Kriegsende waren als Erbe der alten Flotte nur einige veraltete Kreuzer zurückgeblieben, von denen die meisten bereits während des Krieges zum Frontdienst untauglich waren. Auf ihnen wurden die Besatzungen der Reichsmarine in den Nachkriegsjahren notdürftig im militärischen und seemännischen Dienst geschult, ohne dabei mit den neueren Errungenschaften der Waffentechnik vertraut gemacht werden zu können. Es war deshalb die wichtigste Aufgabe der Leitung der Reichsmarine, den Bau von Ersatzschiffen vorzubereiten. Der Friedensvertrag gestattet Deutschland, abgesehen von andern Schiffskategorien, den Besitz von sechs Kleinen Kreuzern und zwei Reservekreuzern und deren Ersatz bei einem Lebensalter von 20 Jahren, vom Stapellauf gerechnet. Die Finanzschwierigkeiten der Nachkriegs- und der Inflationszeit verzögerten den Bau der Ersatzkreuzer nicht unerheblich. Im Jahre 1925, als der erste Ersatzbau vom Stapel lief, hatten daher die acht Kreuzer der Reichsmarine, wie aus untenstehender Tabelle ersichtlich, bereits ein Gesamtlebensalter von 194 Jahren erreicht. Heute, im Jahre 1929, zählen sie insgesamt nur 76 Jahre.

Kreuzerbestand der Reichsmarine

1925			1929		
Schiff	Depl. t	Stapellauf	Schiff	Depl. t	Stapellauf
Niobe	2600	1899	Amazone	2900	1902
Nymphe	2900	1899	Hamburg	3650	1903
Thetis	2900	1900	Berlin	3650	1903
Amazone	2900	1900	Emden (A)	6000	1925
Medusa	2900	1900	Königsberg (B)	6000	1927
Arkona	2800	1902	Karlsruhe (C)	6000	1927
Hamburg	3650	1903	Köln (D)	6000	1928
Berlin	3650	1903	Leipzig (E)	6000	1929
8 Kreuzer mit 24300 Tonnen			8 Kreuzer mit 40200 Tonnen		

Die Reichsmarine hat sich vorläufig darauf beschränkt, nur fünf der ersatzfähigen Kreuzer fertig zu bauen. Da diese Schiffe im Durchschnitt je fünfhundert Mann Besatzung tragen, reicht das im Friedensvertrag begrenzte Personal der Marine nicht aus, um mehr als vier oder höchstens fünf Kreuzer gleichzeitig im Dienst zu halten. Der deutschen Regierung verbleibt somit auf Grund des Friedensvertrags das Recht, drei weitere Kleine Kreuzer zu gegebener Zeit in Auftrag zu geben. Die alten Kreuzer scheiden mit dem Tage der Indienststellung der neuen Schiffe aus und werden von der Liste der Kriegschiffe gestrichen. Für Kreuzer „Emden" trat der alte Kreuzer „Niobe" außer Dienst, für „Königsberg" und „Karlsruhe" sind „Thetis" und „Nymphe" ausgeschieden. Beide werden auf Abbruch verkauft. Für „Köln" und „Leipzig" werden „Medusa" und „Arkona" ausscheiden. Sie sollen abgerüstet und dann als Wohnschiffe der Reichsmarine eingerichtet werden. Von den neuen Schiffen dienen die beiden Kreuzer „Emden" und „Karlsruhe" als Schulkreuzer, die abwechselnd größere Ausbildungsreisen ins Ausland ausführen. „Königsberg", „Köln" und „Leipzig" treten in den Flottenverband zum Dienst in der Heimat. Von ihnen ist „Königsberg" als Flaggschiff eingerichtet.

Die alte Eiche / Von Franz Fuchs

Treibt auch der Wind schon weiße Flocken durch das Geäst der entblätterten Bäume und hatten die Tümpel am frühen Morgen die erste Eisdecke, den Kleiber kümmert es wenig. Mit fröhlichem Ruf führt er den bunt zusammengewürfelten Flug Meisen an. Es ist allerhand zänkisches Volk, das sich nun einträchtiglich durch die beginnende Winternot durchzuschlagen versucht. Rabiate Kohl- und Blaumeisen vermischen sich mit den zarteren Genossen wie Tannen-, Hauben- und Sumpfmeisen, während sich die koboldartigen Schwanzmeisen mehr für sich halten. Im Dickicht wispern leise die Goldhähnchen wie unsichtbare Waldgeister. Die Amsel raschelt mit langen Sprüngen im welken Laub am Boden, und mit mißtönigem Gekreisch streicht ein Eichelhäher ab. In der Ferne hämmert ein Specht, sonst ist es still im Forst und nichts gemahnt mehr an das fröhliche Treiben der gefiederten Sänger des Sommers.

Im jungen Buchenbestand steht eine alte, knorrige, vom Blitz gespaltene Eiche. Wie ein runzliger, lebensmüder Bauer auf seinem Altenteil, inmitten der neuen Generation, steht sie da. Der Forstmeister hatte sie seinerzeit nicht schlagen lassen, als der Wald gefällt wurde. Wegen des krummen, knorrigen Stammes hätte sie kaum brauchbares Holz geliefert, und so war sie vom Standpunkt des Holzhändlers ziemlich wertlos. Da der Forstmeister Freude an der malerischen Erscheinung hatte und die Vogelwelt in den zahlreichen Löchern, Höhlungen und Spalten Wohnung fand, ließ er sie als Naturdenkmal stehen.

Oft schien es, als ob es zu Ende sei mit ihrer Kraft, aber wenn das Frühjahr kam, dann trieben doch einige Äste und Zweige frisches Lebensgrün; von Jahr zu Jahr wurde es allerdings weniger, und bald wird sie wohl ihr natürliches Ende, selten genug für einen Waldbaum, finden.

Gar manchen Mieter hat sie in ihrem morschen Gehäuse beherbergt, manches Familienglück sah sie erblühen, aber auch Dramen haben sich in ihrem Innern abgespielt. Im vergangenen Sommer bezogen drei, vielmehr vier Familien den Baum. Kaum zwei Meter über dem Boden, in einem kreisrunden Loche, wohnte

eine seltsame Gesellschaft. Es waren Wendehälse. Erst wollten Kohlmeisen dort ihr Heim aufschlagen, aber als der stärkere Wendehals erschien, den Hals verdrehte und scheußliche Grimassen schnitt, räumten die Meisen das Feld. Da zogen dann die Fratzenschneider acht Junge groß, die bald ebenso wie die Alten im Halsverrenken Hervorragendes leisteten. Dicht darüber, an der gegenüberliegenden Seite des Baumes, wo der morsche Ast vom Sturm abgebrochen ist, hauste der prächtige Waldrotschwanz. Knicksend und schwanzwippend sang er von früh bis spät sein eintöniges Lied. Im „Dachgeschoß" war der meiste Lärm. Oben, wo der Blitz den Stamm gespalten hat und das Holz von Wind, Wetter und Käferlarven mulmig ist, hatte einst der große Buntspecht eine Höhlung gemeißelt, die nun von Staren bewohnt wurde. Laut kreischten die Jungen, wenn die Alten mit Futter kamen. An Sauberkeit ließ es diese Familie stark fehlen. Nahmen die Rotschwänzchen und Wendehälse den Kot der Jungen stets mit dem Schnabel auf, um ihn weit vom Nest entfernt irgendwo fallen zu lassen, so machten es sich die Starmätze bequemer; unterhalb der Niststätte sahen der Baum und der Boden wie weißgetüncht aus.

Als die Rotschwänzchen nach dem Flüggesein der ersten Brut zum Neste zurückkehrten, machten sie eine unliebsame Entdeckung. Ein niedlicher kleiner Vogel saß in ihrer Höhle und brütete schon so fest auf den kleinen Eiern, als wenn er verbriefte Rechte auf diese Wohnung hätte. Es war eine Haubenmeise. Das Männchen schnurrte herbei, trillerte erregt, stellte die Haube und schwirrte den Rotschwänzen derart um den Kopf, daß diese den Rückzug antraten und sich anderweit umsahen.

Nicht immer verlief das Leben in der alten Eiche so harmlos, in früheren Jahren hatte es auch schon blutigen Zwist und Tod gegeben. Einst an einem Juniabend, die Wohnungen im Eichbaum waren alle besetzt und tiefster Friede herrschte, da kam ein kleines, schlankes Tierchen mit braunrotem Oberkörper, schneeweißer Unterseite und schwarzer Schwanzspitze vorsichtig am Stamm emporgeklettert. Ein Wiesel war es, das im Wurzelwerk seine Wochenstube aufgeschlagen hatte und heute zum ersten Male sein Geheck verließ, um die nächste Umgebung zu durchstreifen. Bald hatte es die Nachbarn gewittert, und aalartig glitt das gewandte Tier durch Spalten und Löcher. Da gab es ein kurzes Geflatter, ein Piepsen — und eine Familie nach der andern war abgetan.

Einen Sommer hindurch stand das ganze Haus leer; das war, als jenseits der Schneise die Baumfalken den verlassenen Krähenhorst bezogen hatten. Mit hellem Kampfruf jagte das farbenprächtige Räuberpaar tagaus tagein durch Wald und Feld, trieb sich gegenseitig die Beute zu, und wehe dem kleinen Sänger, den es erspähte! Der hatte dann meist sein letztes Lied gesungen und wurde mitleidlos geschlagen und gekröpft. Darum wurde es auf einmal still in der näheren Umgebung der Räuberburg, und auch die Eiche stand verlassen.

Rettungsboot mit Luftkammern, das selbst mit der schwersten See den Kampf aufnimmt / Phot. Titania, Berlin.

Im Winter gibt es nur Schlafstellen, dann hört das Familienleben auf. Der übellaunige Siebenschläfer bezieht im Herbst, nachdem er Vorräte zusammengetragen hat, seine Schlafkammer. Schläft er auch gewöhnlich bis zum Frühjahr durch, so hat er doch Vorräte nötig, denn er erwacht so mager und schwach, daß er sofort Nahrung braucht. Bucheckern, Eicheln und Nüsse hat er alsdann zur Hand. Der feiste Geselle des Herbstes ist dann kaum wiederzuerkennen.

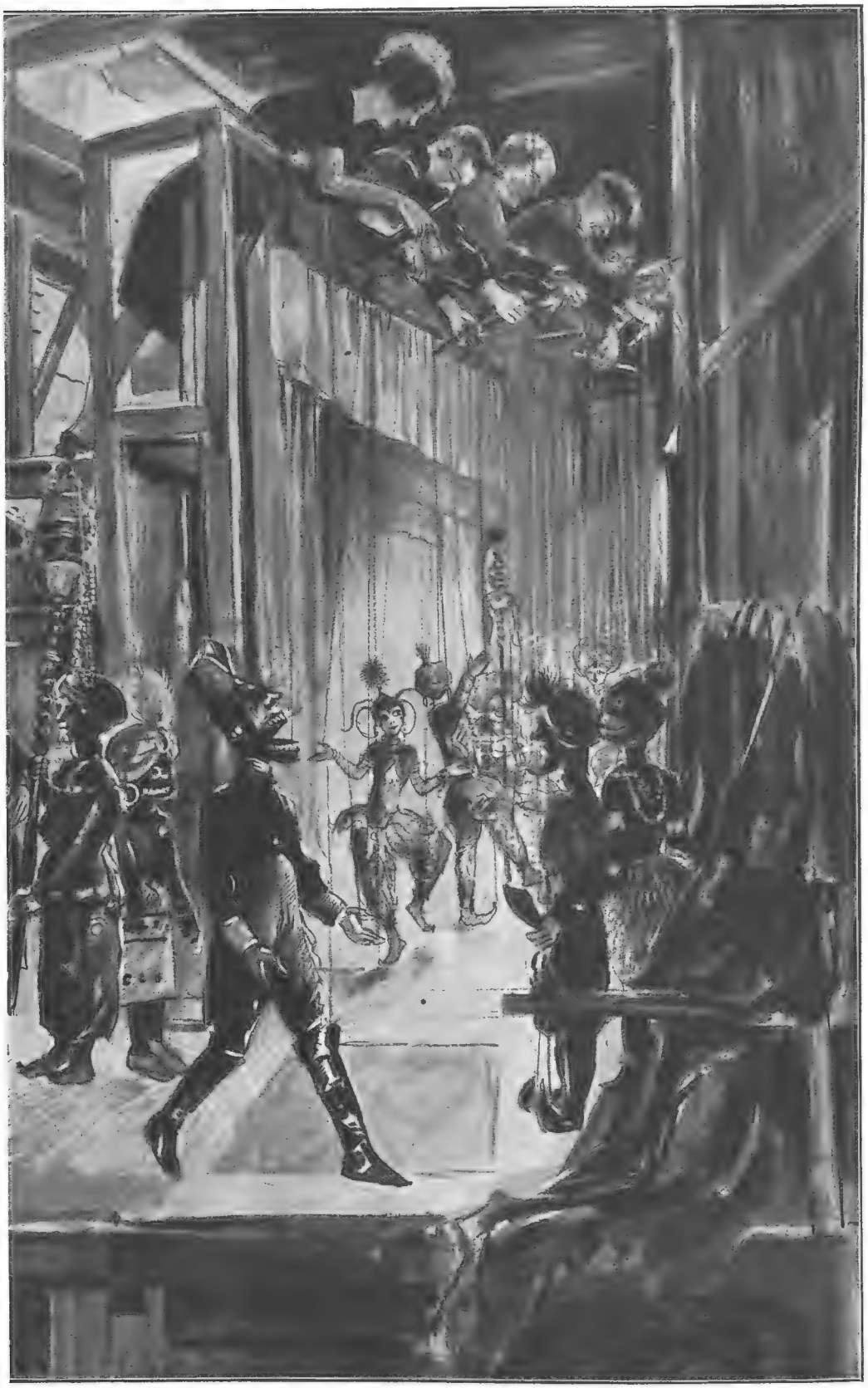
In den höheren Spalten und Löchern, wo sonst die Vögel wohnen, hängen totenstarr die Fledermäuse mit dem Kopf nach unten, manchmal „zu scheußlichen Klumpen geballt", und harren hier der Auferstehung im Frühjahr.

Es dunkelt, und bleigrau ist die Luft, noch viel Schnee verkündend. Still ist's, geräuschlos hoppelt Lampe zur spärlichen Äsung. Auf der alten Eiche blockt, dicht an den Stamm geschmiegt, der Waldkauz und beäugt den Boden, auf dem sich frostzitternd eine Waldmaus bewegt. Mit unhörbarem Flügelschlag, gespensterhaft wie ein Schatten, naht sich ihr das Verderben. Die Eule schlägt die Maus und kröpft sie mit Haut und Haar.

Langsam schnürt Reineke, auf seinem Abendbummel begriffen, am Eichbaum vorüber. Hier verhofft er einen Augenblick, seine Nase kündet

Ein Nachkomme der alten volkstümlichen Kunst des Puppenspiels: Hinter den Kulissen des italien

Die alte beliebte Puppenspielkunst hat in neuerer Zeit verschiedene Wiederbelebungsversuche erfahren. Eines der erfolgreichste sowie in Amerika lebhaften Beifall gefunden hat. Der umfangreiche Spielplan weist Opern, musikalische Märchen, Sketch



n Marionettentheaters „Teatro dei Piccoli". / Nach einer Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig.

n diesen Unternehmen ist das Marionettentheater des Dr. Vittorio Podrecca, gegründet im Jahre 1912, das in ganz Europa ossen und Variétenummern auf, wobei die Rollen von Marionetten gegeben werden, die bis über ein Meter hoch sind.

ihm den schlafenden Inhalt an, aber die Spalten sind zu eng, die Trauben sind ihm zu sauer, und mißmutig trollt er von dannen.

Am andern Tage findet der Jäger die Spur in der „Neuen", wie er die frisch gefallene Schneedecke nennt, und freut sich, dem roten Spitzbuben auf den Leib rücken zu können. So jagt einer den andern. Der knorrige Eichbaum aber reckt seine kahlen Äste in die Winterluft. Was kümmert's ihn!

Hinter den Kulissen des Marionettentheaters

Von Dr. Alfred Lehmann

Das moderne Kunstgewerbe hat sich eines Gebietes angenommen, das durch den Siegeszug des Kinos beinahe erdrückt worden wäre. Das alte liebe Puppenspiel, den älteren der Leser vielleicht noch von manchem Jahrmarkt her bekannt, hat in seiner schlichten, volkstümlichen Art einen Stoß erlitten. Um 1900 herum begann im Kunstgewerbe eine Richtung Platz zu gewinnen, die sich der „Kleinkunst", der Kunst im Kleinen, widmete und die vom Puppenspiel zu besonderen Wirkungen angeregt wurde. Es wurden plötzlich Puppen für das Handpuppentheater — das ist die Art, die über die Hand gestülpte Puppen auf einer Leiste spielen läßt — und für das Marionettentheater — hier spielen an Fäden geleitete Figuren —

geschnitzt oder ausgestopft. Man ging noch einen Schritt weiter, und es entstanden eine ganze Anzahl kleiner künstlerischer Puppentheater. Da waren der Maler Ivo Puhonný in Baden-Baden, der Schriftsteller Paul Brann in München, Georg Pacher in Tölz, Hilmar Binter in München und viele andere, die an die alte Überlieferung der Puppenspieler Geißelbrecht, den vielleicht mancher Leser aus Theodor Storms köstlicher Novelle „Pole Poppenspäler" kennt, oder Bonneschky oder des „Papa Schmid" in München anknüpften. So ist es denn gekommen, daß es nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt künstlerisch sehr hochstehende Puppenspiele gibt, beispielsweise in Salzburg, Zürich, Wien, München, Karlsruhe, Neuyork, Amsterdam, Rom, Mailand und andern Orten, die alle ihr Stammpublikum haben.

Viele Leute denken, das Puppenspiel sei eine Angelegenheit für die Kinderstube. Bei den Darbietungen eines Puppentheaters darf man aber, falls gut gespielt wird, nicht die Nase rümpfen und sagen: „Ich bin doch kein Kind mehr!" — nein, wer wirklich an schlichten Dingen Gefallen finden kann, auch wenn er schon älter ist, beweist nur, daß er sich seinen sonnigen Humor bewahrt hat. Es gibt Dinge, die auf dem Theater der Menschen einfach nicht darzustellen sind: nächtliche Spukgestalten, Traumerscheinungen, groteske Teufelsfratzen, aber auch zarte Engelsfiguren, Nymphen, die durch die Dämmerung gleiten; all das läßt sich auf dem Puppentheater ohne Schwierigkeit ermöglichen. Es hat also außer der lustigen Unterhaltung noch ganz andere Ziele.

Wenn wir nun unser Vollbild betrachten, das einen Blick hinter die Kulissen des zurzeit wohl besten Marionettentheaters gestattet, sieht man gleich lebendige Beispiele für das eben Gesagte. Es handelt sich hier um das italienische „Teatro dei piccoli", das „Theater der Kleinen", des Doktor Vittorio Podrecca, das auch schon Deutschland bereist hat. Podrecca, ein sehr lieber und gewinnender Mensch — alle Puppenspieler haben etwas Stillvergnügtes und Zufriedenes an sich — war früher Journalist und hat ganz plötzlich seine Eignung zum Puppentheaterdirektor entdeckt. Podrecca führt kleine Opern und Singspiele, heitere bunte Szenen und Tänze mit seinen Puppen auf, daß man seine helle Freude haben kann. Auch der Erwachsene kommt dabei auf seine Kosten, weil die kleinen hölzernen Darsteller die Menschen gut nachahmen und in ihren Schwächen beleuchten.

Hinter den Kulissen eines solchen Theaters ist es oft viel interessanter als hinter einer wirklichen Bühne. Die Spieler stehen auf der „Brücke" und lenken von oben die Fäden der Puppen. Es gehört eine außerordentliche Geschicklichkeit dazu, den „Galgen" oder das „Lenkkreuz", an dem die Puppe hängt, zu bedienen. Wie leicht können sich die Fäden, die oft zu einem Dutzend und mehr an den Figuren befestigt sind, verwirren! Doch es sind alles gelernte Puppenspieler, die die Puppen führen, während vor der Bühne, im Orchesterraum, Sänger und Sängerinnen die Gesangs- und Sprechrollen der Puppen übernehmen. Die Puppen dieses Theaters sind etwa ein Meter groß. Die Fäden müssen also ein beträchtliches Gewicht tragen, denn schwer müssen die Körper und vor allem die Füße der Puppen sein, damit sie die Verbindung mit dem Boden nicht verlieren.

Eine bunte Gesellschaft hängt da nebeneinander: Negerclowns neben dem Barbier von Sevilla, die Tänzerin Salome neben einem Musikprofessor — kurz, ein paar hundert hölzerne Darsteller gesellen sich zu dem menschlichen Personal, das immerhin über zwanzig Köpfe zählt.

Die Brücke, auf der die Spieler stehen, mag rund zwei Meter hoch sein. Natürlich kann man das Maß nach unten hin nach Belieben herabsetzen; die Puppen des Hausttheaters in der Familie können beispielsweise recht gut schon von der Fußbank aus geleitet werden.

Sonora-Pepe und der rote Bronco / Von Ernst F. Löhndorff

(Schluß)

Don California und Pepe stiegen ab. Letzterer schnallte seinen Sattel los und blinzelte mißtrauisch nach der Plane, die der Majordomo endlich mit einem Ruck emporhob. Unter den staunenden Ausrufen der Zuschauer stellte er das Motorrad auf die breiten Reifen. So etwas hatten die meisten der Anwesenden in ihrem Leben noch nicht erblickt. Höchstens von Bildern her wußten sie, daß es solche Maschinen gab; einige hatten vielleicht unten in Hermosillo auch einmal das eine oder andere gesehen, aber das blieb zweifelhaft, denn die mexikanischen Straßen sind so schlecht, selbst für Autos, daß der Siegeslauf des Motorrades in jenem Lande wohl noch einige Zeit unterbrochen bleiben wird.

Sonora-Pepe ließ den Sattel fallen, sperrte die Augen auf und sagte endlich unsäglich verächtlich: „Das soll ich reiten? Das da? In Hermosillo hab ich im Kino einen Knaben gesehen, der auf solch eine Maschine stieg und damit herumfuhr."

Salbungsvoll entgegnete Don California: „Yes, amigo, das sollst du reiten, nur eine Minute lang. Vergiß aber nicht, daß wir nicht im Kino sind! Und ich warne dich. Halte dich, so fest du nur kannst, denn das Ding ist ein gar böses Ding und hat den Teufel im Leibe."

Pepe lachte hell auf. „Bueno, Don California! Das Geld, das der Deutsche da oben auf der Bärenkiste bewacht, ist schon so gut wie mein. Ihr könnt es eigentlich gleich in meine Hütte tragen lassen. Aber adelante nun, vorwärts!"

Der Amerikaner half ihm in den Sattel, gab ihm nochmals den Rat, die langen Sporen fest einzusetzen und sich an der Lenkstange mit allen Kräften festzu-

halten. Pepe lachte zu allem verächtlich, und die Zuschauer johlten. Nun hob der Amerikaner den Arm, und auf dieses Zeichen hin begannen die Kuhhirten auf den unruhigen Pferden die schmelzende Weise von „La Paloma" anzustimmen. Dann gab Don California Vollgas und sprang zurück.

Nun war die Hölle los. Ich weiß selbst nicht, wie alles geschah. Es dünkte mich, obwohl sicher nur Sekunden vergingen, lange Stunden. Ich hörte, wie die Instrumente plötzlich abbrachen — eine einzige Geige gab noch einen zitternden, schrillen Ton von sich — dann kamen die entsetzlichen Explosionen der roten Maschine, die mit dem geduckt auf ihr hockenden Pepe, dessen Hut weit fortflog, einen fürchterlichen Satz machte. Ein lautes Krachen und Knirschen, ein lauter Aufschrei der Frauen und Kinder — und ich sah plötzlich Holzsplitter, Bretter und junge Coyoten über den Boden kugeln und durch die Luft schießen. Geigen und Mandolinen fielen dröhnend zur Erde, schnaubende, entsetzte Pferde mit schimpfenden Reitern auf den Rücken jagten hin und her. Das alles erblickte ich, trotzdem meine Augen wie festgelötet an Sonora-Pepe hafteten, der auf seinem knatternden Ungetüm kauerte, eine kurze, verrückte Schleife beschrieb und wieder zurückraste. Dann erfolgte wieder ein Krachen, und auf einmal galoppierte der Peccari-Eber, seinen halben Pfahl nachschleifend, durch eine Gruppe übereinanderpurzelnder Frauen, verschwand grunzend ums Haus, und Klapperschlangen, meine zwölf prächtigen Klapperschlangen, von denen jede zwei Meter lang war, ringelten sich da unten und spielten böse mit den gespaltenen Zünglein. Krach! dröhnte ein dumpfer Revolverschuß, und ich bemerkte Don California vorsichtig um die Kiste, auf der ich hockte, blinzeln, den rauchenden Colt in der Hand. Eine der Schlangen hatte plötzlich keinen Kopf mehr, machtlos peitschte der Leib den Sand. „Schießt! Schießt auf die Giftbiester!" brüllte der Majordomo, und wieder knallte es.

Durch das Tohuwabohu der kreischenden Frauen und schimpfenden Männer, das Hufgepolter und die Explosionen des Motors, der immer noch mit Pepe im Sattel durch die auseinanderspritzenden Gruppen fegte, drang das Geschrei: „Die Schlangen! Schießt auf die Schlangen!" Jemand brüllte ganz besonders machtvoll: „Die Lassos! Die Lassos heraus! Fangt Pepe mit den Lassos!"

Sofort schwirrten braune Schlingen durch die stauberfüllte Luft; Schüsse von Revolvern dröhnten wie kleine Kanonen und Mauserbüchsen peitschten hell und keifend dazwischen. Ich aber saß auf meiner Kiste, in der der erschreckene oder wütende Bär dauernd fauchte oder aufheulte, und hielt schützend die Hände über den kleinen Berg von blanken Silberstücken, die mir als Schatzmeister anvertraut waren.

Da kam Pepe wieder wie ein roter Tornado herangeknattert. Himmel, wie er es doch nur anfing, immer in dem Kreise der zahlreichen erschreckenen Reiter zu bleiben! Manchmal beschrieb er wundervolle Bogen wie ein Zirkusartist, drehte plötzlich, fast auf der Seite liegend, um, hopste dann wie ein Kreisel herum, kehrte aber immer zurück und vermehrte stets den Aufruhr.

Na, die Wette hat er wohl schon gewonnen! dachte ich gerade, da sauste er wieder heran, krack, krack! über Geigen und Mandolinen hinweg. Seitwärts von ihm tauchte auf einmal ein hübsches schwarzweißes Tier aus einer Staubwolke auf, der befreite Skunk, der sich, seiner entsetzlichen, von Menschen wie Tieren des Landes gekannten und gefürchteten Waffe wohl bewußt, anschickte, im langsamen Trott, wie es die Skunks, die sich vor nichts scheuen, gewohnt sind, den etwas zu lebhaften Schauplatz seiner Internierung zu verlassen. Etwas mußte wohl sein Mißtrauen erwecken; er wurde vorsichtig, blieb stehen und benahm sich wie jeder Skunk, wenn er Gefahr ahnt, das heißt, er hob den buschigen Schweif und drehte sich langsam fortwährend um sich selbst, bereit, dem ersten Lebewesen, das seinen Weg kreuzte, den fürchterlich stinkenden Saft aus seiner Drüse entgegenzusenden.

Da kam gerade Sonora-Pepe auf dem roten Stahlbronco dicht an ihm vorbei. Ich sah einen grünlichen Strahl voll auf Pepes Gesicht und Brust platschen und hörte ihn verzweifelt aufbrüllen; aber er blieb sitzen, hielt unfreiwillig das Gleichgewicht und sauste seine Schleifen und Sprünge weiter. Die Atmosphäre war nun durch den Skunk unsäglich verpestet, es kostete Mühe, zu atmen. Das Tier selbst trottete zufrieden weiter und geriet aus meinem Gesichtskreise.

Männer brüllten, Frauen wie Kinder kreischten, Pferdehufe donnerten, Hüte und Lassos wirbelten durch dichte Staubwolken, Schüsse krachten und eine Stimme rief unaufhörlich: „Schießt auf die Schlangen, die giftigen Schlangen!" Und jenes andere mächtige Organ übertönte alles: „Die Lassos! Fangt Pepe mit den Lassos!"

Dann sah ich, aus verdutzten Augen in einer braunen Staubwolke um mich blinzelnd, wie ein Lasso wirklich hinten am Motorrade haften blieb, sah, wie das Tier des Reiters sich stemmte, um dem Ruck zu begegnen, dann kippte es plötzlich hintenüber auf den Rücken und streckte die Beine in die Höhe. Sein Reiter flog wie ein Wurfgeschoß empor und tauchte im weiten Bogen in Staubschwaden unter, indes Sonora-Pepe auf dem roten Teufelsrade, das den Lasso samt abgerissenem Sattel nachschleifte, davonraste. Unter mir heulte jetzt der Bär in höchster Wut und rumorte in der Kiste, daß sie bebte.

Spruch

Die Jugend ist die Zeit der Saat,
Das Alter erntet Früchte.
Wer jung nicht, was er sollte, tat,
Des Hoffnung wird zunichte.

„Die Schlangen! Schießt auf die Schlangen!“ quäkte es wieder, und eine wahre Salve entlud sich. „Die Lassos! Fangt ihn mit den Lassos!“ brüllte der andere, und wieder kam Sonora-Pepe aus Staubwolken herausgeplatzt, geradeswegs auf mich zu. Abwehrend streckte ich beide Hände vor, sah durch die Finger hindurch Sonora-Pepes wie vor Schreck und Staunen versteinertes Gesicht mit offenem Munde, und eine ganz unglaublich stinkende unsichtbare Skunksduftwolke segelte ihm voraus. Da flog ich wie ein Ball in einem Bogen silberner Pesos durch die Luft, während hinter mir ein lautes heulendes Brummen durch ein schmetterndes Krachen ertönte. Schwer schlug ich auf den Sand, krallte mit den Händen um mich, berührte entsetzt eine tote oder lebende Klapperschlange und hörte jene unermüdliche Stimme: „Die Lassos! Fangt ihn mit den Lassos!“

Da waren die Explosionen des Motors über mir, ein Luftzug peitschte meine Wange, und als ich halb wahnsinnig, in dem Bestreben, aus der gefährlichen Gegend zu fliehen, auf die Füße taumelte, schlang sich etwas Dünnes um meine beiden Knöchel. Hart wurde ich umgerissen und dann über Staub und hüpfende Kiesel derart geworfen, gezogen und geschleudert, daß mir Hören und Sehen verging. In einer braunen Wolke tauchte der Bär auf, seine kleinen Augen funkelten, seine Pranke schoß nach mir aus, traf vorbei, und schon war das Bild wieder weggewischt.

Es kam eine lange Zeit, während der ich herumgeschleudert wurde wie ein Kork im Mühlbache, Schüsse krachten, die allmählich in donnerndes Brausen übergingen, aus dem nur noch ganz schwach der Ruf stieg: „Die Lassos! Fangt ihn mit den Lassos!“ Endlich vernahm und fühlte ich gar nichts mehr, es wurde Nacht um mich.

* * *

Die Sonne flutete vom blauen Himmel; die letzten Staubschwaden lagerten sich auf den Sand, als ich erwachte. Sämtliche Glieder taten mir weh, Gesicht und Hände waren zerschunden und brannten wie Feuer. Ich taumelte auf, konnte nun mühelos aus der Schlinge steigen, die sich in dem Lasso gebildet hatte, an dessen einem Ende der abgerissene Sattel hing, während am andern das rote Motorrad, friedlich und unschuldig aussehend, auf dem Boden lag. In der Runde sah ich verstreute Musikinstrumente oder die Trümmer davon, dazwischen Kistenbretter, Silberpesos und zuckende Schlangenleiber. Die andern Tiere waren fort, sie hatten die Freiheit wiedererlangt. Unten bei den letzten Häusern sausten schreiende Reiter auf durchgehenden Pferden inmitten funkelnder Tropfenschauer durch den Fluß. Eine Gruppe Frauen und Kinder starrte abergläubisch auf Sonora-Pepe, der mit ganz zerkratztem Gesicht, wie ein Skunk duftend, hin und her schwankend, neben der Maschine stand und mit unbeschreiblichem Entsetzen auf sie niederblickte. Drüben näherte sich eine andere Gruppe, Männer mit Pferden, die sie an den Halftern hatten, und Don California, der seine plattgedrückte und mehrfach zerknickte Silberposaune in der Hand hielt.

„Heavens, so etwas habe ich noch nicht gesehen!“ hörte ich ihn sagen. „Pepe, das Geld ist dein. Dachte nicht, daß du es schaffen würdest. Schade nur um die schönen Schlangen und die andern Tiere, die fortliefen! Schade auch um die Instrumente! Sieh nur meine alte, liebe Posaune an!“ Er blickte trübselig auf das verbeulte Ding, das an seiner Hand baumelte.

Pepe schaute immer noch auf die Maschine, rückte sich endlich nach Kuhhirtenart den Hosenbund zurecht und blickte uns der Reihe nach aus seinem übel zugerichteten Gesicht an.

Der Amerikaner fuhr fort: „Dachte es wirklich nicht, Pepe mio! Schätze, es war ein recht lebhafter Nachmittag für dich. Schätze aber, daß der rote Bronco“ — er stieß mit dem Fuße nach der Maschine — „dir gehört. Hast ihn ehrlich verdient. Schätze auch, daß ihn sonst wohl kein Mensch reiten kann. Das Geld gehört dir; schätze aber, daß wir es erst aus dem Sande klauben müssen.“

Sonora-Pepe schaute von einem zum andern, dann schüttelte er fast traurig den Kopf und sagte langsam: „Vielen Dank, Don California! Behaltet den Teufel nur selbst! Habe genug, wahrlich genug davon. Werde jetzt nach dem Fluß gehen und bitte Euch, seid so gut und schickt mir Seife und frische Kleider hinab! Der Skunk schoß gut, er traf mich voll. Santa Maria, es war schrecklich! Nie wieder will ich sagen, daß ich alles reiten kann, nie!“

Er drehte sich um und wankte dem Flusse zu. Ich aber schlich mich ganz gebrochen nach dem Herrenhause, denn ich hatte fast ebensoviel abbekommen wie Sonora-Pepe, obwohl ich nur der Schatzmeister gewesen war.

Abb. 4. Karten von Sowjetrußland, Touva, Djubaland und Réunion auf Briefmarken.

Am Abend herrschte wieder Ruhe in Alamos. Don California saß in seinem musikalischen Schaukelstuhl und knallte Kugel auf Kugel in das auf der Veranda stehende Motorrad. Mit peinlicher Genauigkeit schoß er in den Benzinkasten die Anfangsbuchstaben seines Namens. Als er fertig war, deutete er auf den Fluß unten in der Senkung. An einer Stelle sah man dort einen dunklen Punkt auf der silberklaren Fläche auf und nieder hüpfen, das war Sonora-Pepes Kopf, der selbst bis an den Hals im Rio Sonora saß, sich den Skunksgeruch abschrubbte und seine Schürfungen kühlte.

Als ich dann in meine Hängematte taumelte und mir die schmerzenden Glieder rieb, da nahm ich mir vor, daß ich mich nie mehr im Leben als Schatzmeister auf die Kiste eines Bären setzen würde. Bisher hatte ich auch noch keine Gelegenheit, es wieder zu tun.

Briefmarke und Landkarte

Von Werner Voß / Schluß

Im zwanzigsten Jahrhundert sind viele Staaten dazu übergegangen, auf ihren Briefmarken die Umrisse des Landes in Kartenform wiederzugeben. Manchmal wird dabei aber die geographische Genauigkeit außer acht gelassen; man zeichnet das eigene Land meist nicht maßstabgerecht, sondern im Verhältnis zu groß. Besonders fällt dies bei den sowjetrussischen Kartenmarken auf. Diese wuchtige 14 Kopeken (Abbildung 4), auf der die Macht des zusammenhängenden sowjetrussischen Reiches über Asien und Europa hinweg dargestellt wird, kann man in Hinblick auf die werbende Kraft, die sie ausüben soll, mit der Kanadas vom Jahre 1898 gut vergleichen. Die Buchstaben C C C P, die auf dem Markenbilde über ganz Rußland sich erstrecken, bedeuten: „Bund der sozialistischen Sowjetrepubliken". Es geben aber einzelne Staaten des Bundes auch noch eigene Marken heraus, darunter Touva, das kaum jemand kennen wird. Der Markensammler lernt es durch eine Marke mit der Karte von Touva kennen; es liegt nördlich anstoßend an die Mongolei.

Es ist aber sicher nicht nur Touva, das seine Lage durch die Landkartenbriefmarken bekannt macht. Auch von Castelrosso, der Insel im Mittelmeer, dessen Verwaltung 1921 an Italien überging, dürfte mancher Nichtbriefmarkensammler vielleicht nicht wissen, wo es liegt. Wer aber die Marke mit der Karte in seinem Album hat, der hat es auch im Kopf, daß die Insel an der Küste Kleinasiens liegt. Ebenso wird es einem mit dem Djubaland gehen. Hand aufs Herz, wer weiß, wo es liegt? Wieder hilft die Briefmarke. Da ist die Lage deutlich eingezeichnet, es liegt zwischen dem Britischen und dem Italienischen Somalilande; Äthiopien begrenzt es im Norden. Es ist von England an Italien abgetreten worden und noch ein junges Markenland. Älter ist die französische Kolonie Réunion. Diese Insel — Ostafrika vorgelagert — zeigt uns eine Karte, auf

Abb. 5. Salvador, Kuba und Brasilien.

der Gebirge und Wasserläufe eingezeichnet sind. Auch die Namen der Küstenstädte sind vorhanden.

Weniger umfassend sind die Karten anderer Länder auf den Marken, zum Beispiel die von Salvador, Kuba und Brasilien, die wir in der fünften Abbildung vereinigt sehen. Auf den beiden ersteren wird nur der Umriß des Landes gezeigt, im Rahmen der angrenzenden Staaten beziehungsweise auf einem Teil der Weltkarte. Die Karte Brasiliens weist noch, durch punktierte Linien angedeutet, eine Bezirkseinteilung auf. Die Inschrift „11. De Agosto 1827—1927 Cursos Juridicos Centenario" besagt, daß man durch diese Karte die Gerichtsbezirke Brasiliens zeigen will, deren Einführung vor hundert Jahren erfolgte.

Es gibt noch so viele Marken mit Kartenbildern; genannt seien nur Samos, Spanien, Costarica, Liberia, Mexiko, Paraguay, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Estland, die Türkei und Bulgarien. Die letzteren sehen wir in der sechsten Abbildung. Die türkische und die bulgarische Marke weisen außer der Karte noch ein Herrscherbild auf. Der Sultan und Zar Ferdinand waren treue Verbündete Deutschlands im Weltkriege. Die bulgarische Marke ist im Weltkriege in Berlin gedruckt, aber nicht mehr verausgabt worden. 1921

Abb. 6. Estland, Türkei und Bulgarien.

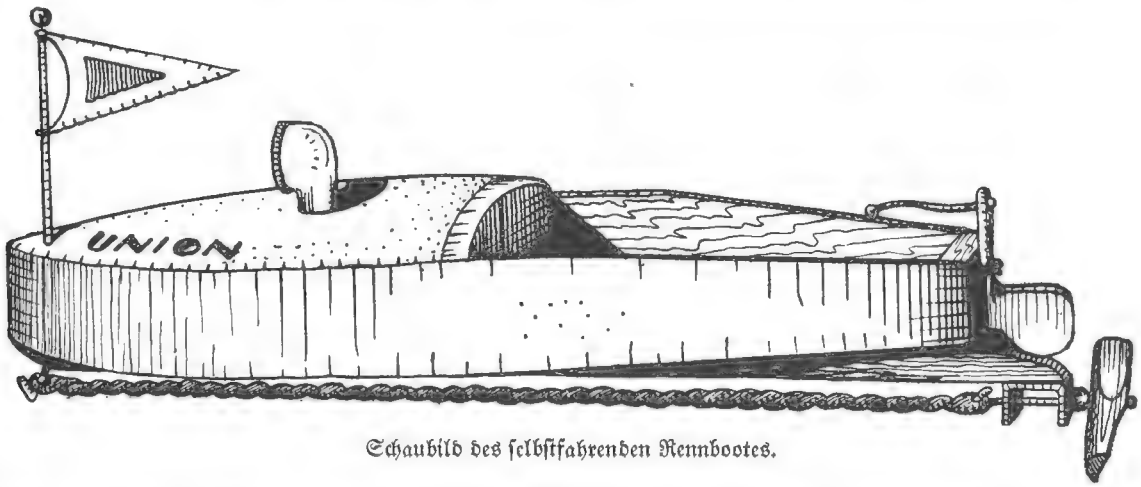


Schaubild des selbstfahrenden Rennbootes.

herrschte nun großer Markenmangel im Lande, da griff man auf die Bestände zurück und brachte sie an den Schalter. Die früheren Feindbundstaaten hatten aber wenig Gefallen an der Karte Großbulgariens und an Zar Ferdinands Bild; sie erreichten es, daß nach drei Jahren die Marken wieder vom Schalter verschwanden. So hat auch dieses Kartenbild seine besondere Geschichte.

Der Bau eines selbstfahrenden Rennbootes / Von O. Grissemann

Das Bauen von Motorschiffchen ist nicht so schwer, wie es im ersten Augenblick scheint. Nur muß man den Schwierigkeiten, die beim Modellschiffbau auftreten, geschickt ausweichen und andere Wege wählen, die auch ans Ziel und damit zu einem schmucken Schiffchen führen. Der Schiffsrumpf, der Motor, der Propeller und ähnliche Dinge sind die Fallgruben, in die mancher Bastler stolpert und die ihm diese Gattung Basteleien oft verleiden.

Wir wollen versuchen, ein kleines Rennboot, wie in der obigen Abbildung gezeigt, zu bauen, das, was die Hauptsache ist, ein jeder, auch der minder Geschickte, fertigbringt. Der Bauplan hierzu ist in der halben natürlichen Größe wiedergegeben. Alle Größen verdoppelt geben die Wirklichkeitsmaße.

Zunächst werden der Schiffsboden, der Kiel und das Ruder aus 5 Millimeter starkem Laubsägeholz ausgeschnitten. Diese drei Bauteile sind in ein Netz eingezeichnet, und man erhält ihre wahre Größe, wenn man sie in ein Zentimeternetz (1 Netzquadrat = 1 Zentimeter lang) umzeichnet. Dann fertigt man aus 1 Zentimeter starkem Kistenholz die Zwischenwand und den Heckklotz und endlich aus 2 Millimeter starkem Sperrholz die zwei Plankenwände. Damit hat man die Hauptteile des Rumpfes, und man beginnt mit dem Zusammenbau.

Auf der Unterseite des Schiffsbodens, genau in der Mitte, wird von oben her der Kiel angeschraubt, dann folgen die Zwischenwand und der Heckklotz, die oben auf dem Schiffsboden befestigt werden. Die zwei Plankenwände werden nun seitlich auf die hohe Kante des Bodens und die zwei Klötze genagelt. Damit hat man das Hinterschiff.

Es fehlt noch das Vorderschiff. Dieses fertigen wir aus einer 4 Zentimeter dicken Korkplatte oder, wenn wir eine solche nicht haben, aus einem Stück Kiefernrinde. Man schnitzt sich zunächst ein Stück zurecht, das ungefähr die Form des spitz zulaufenden Vorderschiffes hat, glättet mit Raspel und Glaspapier die Unterseite und leimt dieses Formstück auf den Schiffsboden und die Vorderseite der Zwischenwand. Nach dem Trocknen beginnt die Bildhauerarbeit. Genau nach dem Profil des Schiffsbodens und schön mit den Plankenwänden verlaufend, arbeitet man zunächst die senkrechten Seitenwände des Vorderschiffes glatt und beginnt dann mit der Bearbeitung der Oberseite. Zunächst wird der keilförmige Kork- oder Rindenklotz nach dem Profil der Zwischenwand halbrund geraspelt, und wenn dies geschehen ist, bearbeitet man ihn weiter nach vorne schwach abfallend, bis die Bugkante (ohne Schiffsboden) nur mehr 3 Zentimeter hoch ist. Auf diese einfache Weise erhält man die schnittige Form des Vorderschiffes, wie sie aus dem Schaubild ersichtlich ist. Auf der Mitte des Vorderschiffes befestigt man einen Schiffsventilator, den man entweder aus Holz schnitzt oder aus Bleiguß in einem einschlägigen Geschäft kauft. In die Bugspitze steckt man einen Flaggstock mit Flagge. Das Ruder wird unten mit einem Drehzapfen (Nagel) versehen, den man in einer Bohrung im vorschauenden Kielende lagert. Den Ruderstamm befestigt man mit einer Telegraphenklammer am Heckklotz und schlägt in den Stamm unter der Klammer einen kleinen Vorsteckstift, damit das Ruder nicht herausrutschen kann. Die Ruderpinne ist ein langer Nagel.

Nun wird das Schiffchen wasserdicht gemacht. Alle wo immer auftretenden Fugen werden mit Holz- oder Glaserkitt oder mit Plastilin verstrichen. Hierauf wird das Ganze mehrmals mit Leinöl getränkt und schließlich mit Emaillack gestrichen, und zwar das Bootsinnere etwa rot, der Schiffskörper samt Ruder weiß oder blau, der Ventilator rot oder gelb.

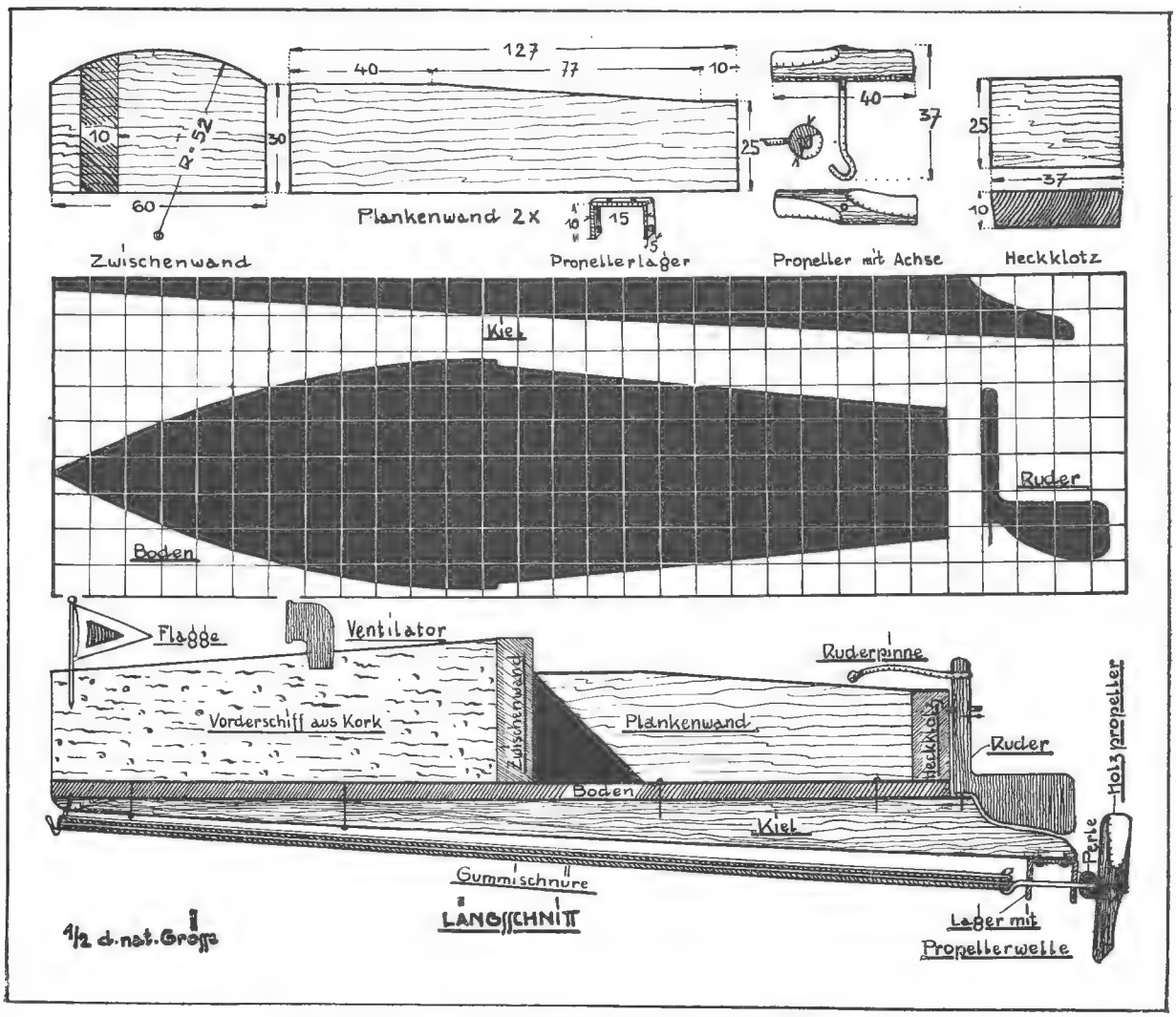
Den Gummimotor befestigt man am einfachsten auf der Unterkante des Kieles. Er besteht aus einer vier-

fachen Gummischleife aus 2 Millimeter starkem Schleudergummi, aus dem Propellerlager und der Propellerwelle. Das Propellerlager wird aus einem 5 Millimeter breiten und 1 Millimeter starken Messingband verfertigt, mit dem Drillbohrer entsprechend gebohrt und am Kielende mit zwei Schräubchen befestigt. Die Propellerwelle mit Haken biegt man aus Messingdraht und läßt an das Ende vom Mechaniker ein Gewinde anschneiden zum Aufschrauben des Propellers. Als Propeller verwendet man ein 4 Zentimeter langes Rundholzstäbchen, an das man nach Art der Abbildung Schraubenflächen anschneidet. Das ist natürlich nur ein Notbehelf und ergibt einen Propeller von geringem Wirkungsgrad. Viel rascher und weiter fährt das Schiffchen, wenn man einen dreiflügeligen Blechpropeller von 4 Zentimeter Durchmesser verwendet, den man zwischen zwei Mutterschräubchen auf der Propellerachse befestigt. Solche fertigen Propeller erhält man in Spielwaren- und Bastelgeschäften. Vorne ist die Gummischleife in einen Haken eingehängt.

Zum Schlusse sei noch eine kleine Aufgabe gestellt: Baue in das Schiffchen ein Steuerrad ein, von dem aus das Steuerruder mit Hilfe von Zugschnüren gestellt werden kann. Als Hilfsmittel sollen dienen eine Garnrollenscheibe mit langer Nabe, befestigt auf der Zwischenwand, ein Querdraht als Ruderpinne und Zugschnüre.

Die elektrische Glühlampe, eine deutsche Erfindung

In Amerika wurde im Oktober 1929 das fünfzigjährige Jubiläum der Edisonschen Glühlampe gefeiert. Aus diesem Anlaß wurde deutscherseits (von Dr. H. Beckmann, Hannover) auf Grund der Akten riesiger Lizenzprozesse, die von der Inhaberin der Edisonpatente anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegen die Fabrikanten elektrischer Glühlampen angestrengt worden waren, festgestellt, daß schon fünfundzwanzig Jahre vor Edison, dessen Verdienste hierdurch in keiner Weise geschmälert werden, ein Deutscher gebrauchsfertige Glühlampen gebaut hat. Es war dies der deutsche Mechaniker Heinrich Goebel, der im Jahre 1848 nach Amerika auswanderte. Im Jahre 1854 führte Goebel in den Straßen Neuyorks ein großes



Einzelzeichnungen zum Bau des selbstfahrenden Rennbootes.

Teleskop zur Beobachtung des Sternhimmels auf einem Pferdewagen vor, an dem er von Zeit zu Zeit, um das Publikum anzulocken, einige Glühlampen aufleuchten ließ. Gespeist wurden diese von einer Batterie von sechzig Elementen, die er in Holzkisten auf dem Wagen untergebracht hatte. Diese Lampen waren genau so gebaut wie die später von Edison und Swan konstruierten: verkohlte Bambusfaser, hochgradig luftleer gemachte Lampe, bestleitende Verbindung der tragenden Platindrähte mit der Kohlenfaser. Die Brenndauer der Goebelschen Lampen war sogar beträchtlich höher als die der ersten Edisonschen.

Wenn diese Lampen und mit ihnen der Name ihres Erfinders in Vergessenheit geraten sind, so wohl deshalb, weil vor der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips und der Dynamomaschine durch Siemens die Speisung der Lampen viel zu teuer war, um für dauernde elektrische Beleuchtung praktisch in Frage zu kommen. Wenn Edison selbst in einem jener Prozesse schilderte, wie er alle möglichen organischen Stoffe, unter andern sechstausend Holzarten aus aller Welt, auf ihre Brauchbarkeit hin untersuchte, so ist es umso erstaunlicher, daß Goebel, der auch die Evakuierung der Lampen nach dem Prinzip der Quecksilberluftpumpe ausführte, gerade auf die Bambusfaser verfiel. Nun ist auch sie längst durch den Osmiumdraht verdrängt, dessen Erfindung im Jahre 1898 wir bekanntlich ebenfalls einem Deutschen, dem unlängst verstorbenen Wiener Erfinder Auer von Welsbach, verdanken, der auch den Glühstrumpf erfunden hat.

Goebel ist im Jahre 1893, kurz nach dem zu seinen Gunsten entschiedenen Prozeß, in Neuyork gestorben. Der elektrotechnische Verein in Hannover hat im September 1929 an seinem Geburtshaus in Springe bei Hannover eine Gedenktafel anbringen lassen.

Der Prinz und sein französischer Professor

Einst hatte der jugendliche Erbprinz eines deutschen Großherzogtums einen französischen Professor, der von seinem Schüler verlangte, er solle nach Möglichkeit mit ihm nur Französisch sprechen, auf jeden Fall aber den deutschen Gruß beim Kommen und Gehen vermeiden.

Der Erbprinz, der noch nicht sehr weit in den Kenntnissen der französischen Sprache vorgeschritten war und sie überhaupt nicht mochte, sagte eines Tages nach Beendigung der Lehrstunde im Fortgehen auf gut Deutsch: „Auf Wiedersehen!"

Darob große Entrüstung des Professors, der den Erbprinzen zurückhielt mit den Worten: „Mais — un moment — halte! Parlez donc français!"

„Auf Wiedersehen!" sagte jedoch der Prinz nochmals voll Trotz und wollte sich entfernen. Der französische Professor vertrat ihm aber den Weg, indem er murmelte: „Je m'en vais lui parler allemand!" Und laut sagte er: „Si Votre Altesse nikt wollang parler français, ik will sprekang Deutsch mit Ihnang. Votre Altesse werdang bleibang ici encore, Votre Altesse werden écrire swansikmal: Au revoir! Après cela Votre Altesse werdang sik angfehlang französisch."

Der Erbprinz mußte wohl oder übel den französischen Gruß zwanzigmal aufschreiben, während der Professor sich abwendete und seinen Bücherschrank ordnete. Als der gestrenge Magister sich aber nach einer Weile umkehrte, sah er wohl das Schriftstück, doch der Erbprinz war lautlos aus dem Zimmer verschwunden.

Spornstreichs suchte er ihn im ganzen Schlosse und fand ihn endlich beim Ballspiel. „Votre Altesse sind heimlik échappiert . . ."

Der Erbprinz warf seinen Ball und sagte leichthin: „Herr Professor, Sie haben doch gesagt, ich solle mich französisch empfehlen! So viel verstehe ich aber doch auch schon von der französischen Sprache, daß damit gemeint ist: lautlos verschwinden."

Der Späher / Nach einem Scherenschnitt von Fritz Boldt.

*

Füllrätsel

E	R				
	E	R			
		E	R		
			E	R	
				E	R

Die Buchstaben A B C D EEE H I LLL M N OO SS TT sind so in die leeren Felder einzufügen, daß sich in den wagrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Naturprodukt, 2. Fisch, 3. militärischer Rang, 4. Schneidwerkzeug, 5. Vorsteher.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Das Luftschiff landete. Bald darauf stand ein sehniger, entschlossen aussehender junger Mann vor dem Ingenieur.

„Sie heißen?"

„Mac Gonnor. Meine Mutter war die Schwester der Frau Möller."

Der Fremde wurde unter sicherer Bedeckung vom Ingenieur selbst nach Isabela gebracht. Mac Gonnor war sehr beherrscht und ließ sich durchaus nicht anmerken, daß er innerlich über die gelungene List frohlockte. Seine Papiere, die er sich in Frisko verschafft hatte, waren in tadelloser Ordnung.

Bob White selbst brachte den Fremden zu Mister Cook. Mac Gonnor hatte sogar ein paar Briefe von Möller bei sich. Sie waren natürlich gefälscht, aber so geschickt, daß es nicht auffiel.

„Bleiben Sie hier, betrachten Sie sich als unsern Gast! Mister Möller ist nach Yokohama gefahren und wird in etwa acht Tagen zurück sein. Dann mag er selbst entscheiden."

Cook war ein wenig großzügiger geworden, seit er beschlossen hatte, die völlige Absperrung von der übrigen Welt jetzt doch bald aufzuheben. Mac Gonnor wurde in dem sogenannten „Hotelbau", einem Teil des großen Zentralgebäudes, in dem auch Elsa Dorn wohnte, unweit von dieser ein Zimmer angewiesen. Da er mit Genehmigung Cooks hier war und auch durch keinerlei Vorschrift in seinen Bewegungen gehindert wurde, achtete niemand darauf, daß er die Abendstunden dazu benutzte, sich in der Märchenstadt umzusehen und weite Spaziergänge zu unternehmen. —

In derselben Nacht, wo Bob White sich noch einmal telephonisch mit Alesia verbinden ließ, um sich nach dem Ergehen der deutschen Gelehrten zu erkundigen, äußerten diese den Wunsch, noch zwei Tage dortbleiben zu dürfen. „Wir haben so viel zu besprechen und möchten gern mit bestimmten Vorschlägen kommen."

Bob und auch Cook waren sehr damit einverstanden. Inzwischen konnten auch die andern Herren die Möglichkeiten des Sportfestes genauer durchdenken.

* * *

In Puitu waren die Verschworenen durch Don João zusammengerufen worden.

„In dieser Nacht werden wir abfahren. Ich habe ein Telegramm von Mac Gonnor erhalten. Er ist glücklich in der Stadt unserer Feinde angelangt und erwartet uns. Ich habe eine sehr schnelle Jacht gemietet, die einige Meilen südlich der Hafenstadt ankert. Wenn wir früh genug aufbrechen, können wir noch um Mitternacht an der Insel San Salvador sein. Dort müssen wir uns den Tag über versteckt halten. In der nächsten Nacht wird uns Sam dann zur Insel Santa Scientia hinüberfahren und wiederum verstecken. Wir wollen nur wünschen, daß das Wetter uns günstig ist."

Sie fuhren am Abend ab, ohne daß in Guayaquil irgend jemand argwöhnisch gewesen wäre. Die Jacht war mit Waffen aller Art ausgerüstet, und die zwanzig, die sich selbst scherzhaft nach Art der Ritter zu Zeiten des Cortez und Pizarro „Conquistadoren" nannten, hatten entschlossene und abenteuerdurstige Gesichter.

Die Männer halten die geladenen Waffen in der Hand, zu allem entschlossen.

Die Fahrt ging glatt vonstatten. Sie landeten, jetzt schon von Sam geführt, in einer einsamen Bucht an der Küste von San Salvador. Da hier weit und breit kein Mensch zu sehen war und die Schildkröten und Leguane, die die einzigen Bewohner dieses Strandes bildeten, sie gewiß nicht verrieten, brauchten sie sich nicht einmal zu verstecken.

Das Meer war vollkommen ruhig und die Nacht recht dunkel, als sie in zwei großen, gleichfalls mitgenommenen Booten die Überfahrt antraten.

Es war seit Jahren nicht mehr vorgekommen, daß sich von jener Seite ein Boot der Küste genähert hatte, zudem vermied Sam es sorgfältig, in den Lichtkegel der Scheinwerfer zu geraten.

Um Mitternacht landeten sie an der steilen Barre, die jetzt die alte Inkabucht von dem Meere abgrenzte. Sam kroch als erster vorsichtig über die Felswand empor und kam wieder zurück. „Alles in Ordnung. Das Motorboot, das sonst drüben liegt, ist hier an der Küste festgemacht."

Die zwanzig klommen hinauf und auf der andern Seite wieder hinunter. Sam stellte den geräuschlosen Motor an. Das Schiffchen glitt über die kleine Wasserfläche und verschwand durch das schon lange zu einem großen Eingang erweiterte Tor in den unterirdischen See. Am jenseitigen Strande legte es an.

„Jetzt warten Sie hier den Tag über! Ich werde in die Stadt schleichen und Mac Gonnor aufsuchen. Dann komme ich in der folgenden Nacht mit ihm wieder zurück, und dann — mögen Sie handeln!"

Der Neger hatte recht, aber es fiel den zwanzig jungen Männern doch nicht leicht, ruhig dazubleiben, während das Boot mit dem Neger in der Ferne verschwand. Jetzt kam nur noch ein ganz geringer Lichtschimmer durch das offene Felsentor, dann sahen sie das Boot nicht mehr.

„Wir sind in seiner Hand."

„Wenn er uns verrät?"

„Dieser Amerikaner wird ihm keine Million zahlen."

Christobal lachte. „Und wir?"

„Haben sie ihm doch wenigstens versprochen."

„Für wie lange haben wir Nahrungsmittel?"

„Für zwei Tage."

„Wenn er nun nicht zurückkommt?"

„Dann handeln wir selbst; aber wir brauchen Mac Gonnor."

* * *

Zur selben Zeit, da die Verschworenen in das Innere der Höhle fuhren, gingen die Ingenieure Helling und Müller mit Bob White am See vorüber.

„Wo ist denn das Motorboot?"

„Vielleicht ist Mister Cook allein in die Grotte gefahren. Er tut es ja öfter."

Sie beruhigten sich über den Fall. —

Während des nächsten Tages werden die zwanzig immer ungeduldiger, und einer von ihnen, ein zugewanderter Schweizer Abenteurer mit Namen Hospenthal, zeigt ein entschlossenes Gesicht. „Wenn der Neger nicht zurückkommt, ist auch nichts verloren. Hier unten liegt noch Grubenholz, das sie hergeschafft haben; damit bauen wir uns ein Floß."

„Wir hätten ein Boot gleich mit hierhernehmen sollen."

Sie hocken am Ufer und sparen das Licht ihrer Lampen, denn sie wissen ja nicht, wie lange sie es noch brauchen. Dicht vor ihnen das schwarze Wasser, über ihnen die nachtschwarze Höhle, alles vollständig dunkel. Unheimlich ist es in dieser völligen Stille. Sie sprechen nicht einmal, ihre Augen starren weit geöffnet in die Finsternis hinaus. Kein Licht zeigt sich, kein Surren eines Motors ertönt. Von Zeit zu Zeit lassen sie eine ihrer Lampen aufleuchten; sie wissen nicht, ob das Wasser steigt oder fällt. Feucht ist es um sie herum, und wenn die Lampen ausgeschaltet sind und die Dunkelheit von ihnen Besitz ergreift, dann ist es ihnen, als tasteten die Dämonen der Unterwelt mit gespenstigen Händen nach ihnen.

Stunde nach Stunde vergeht, die Nacht ist vorüber, der Tag gleitet dahin, dieser Tag, der für sie keine Sonne gebracht hat. In die Seele der Männer, die entschlossen sind, im Kampf mit Menschen ihr Leben zu opfern, schleicht langsam das Grauen. —

Es ist wieder Morgen.

Müller steht neben Bob, auch Elsa Dorn ist im Zimmer.

Helling nickt zufrieden. „Das Motorboot ist wieder da. Ich habe mich umsonst geängstigt."

Bob tritt in Cooks Büro. „Mister Cook, Sie sind auf den See der Götter gefahren gestern abend?"

„Nein, ich bin nur ein wenig in unsern Naturpark gegangen."

Bob hielt es für besser, das Motorboot nicht zu erwähnen. Wahrscheinlich hatte einer der Ingenieure eine kleine „Schwarzfahrt" gemacht.

Cook fragte seinerseits: „Wo ist Mister Mac Gonnor?"

„Er muß todmüde gewesen sein. Ist gestern noch spazieren gegangen, aber heute scheint er noch zu schlafen. Kein Wunder, die blinde Fahrt im Luftschiff war gewiß kein Vergnügen."

„Lassen Sie ihn schlafen! ‚Wer schläft, sündigt nicht,' sagt das Sprichwort."—

Elsa Dorn ist noch in ihrem Zimmer. Heute hat sie erst am Nachmittag Dienst und weiß eigentlich selbst nicht, warum ihr so unruhig zumute ist. Sie ist vielleicht die einzige, der dieser Fremde, dieser Mac Gonnor, unheimlich erscheint.

Sie geht hinüber und tritt in das Vorzimmer seines Schlafraumes. Warum sie es tut, weiß sie selbst nicht. Wenn er da ist, will sie sich mit einem Versehen entschuldigen, aber die Tür des Schlafraumes ist noch verschlossen.

Sie wird ängstlicher. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Sie drückt auf einen Knopf und weiß, daß jetzt in jenem Zimmer eine sehr laute Klingel ertönt, die den Schläfer unweigerlich wecken müßte. Dann hält sie den Telephonhörer an ihr Ohr, mit dem sie jedes Geräusch drinnen wahrnehmen kann. Doch alles bleibt still.

Sie wiederholt das Klingelzeichen noch einmal und horcht wieder. Nichts regt sich. Elsa steht und denkt nach. Die Unruhe in ihr wächst, sie weiß selbst nicht, was sie jetzt tun soll. Abwarten? Oder soll sie Bob White rufen? Sie zuckt zusammen, denn sie glaubt, leise Schritte zu hören.

Bob steht hinter ihr. „Du hier?"

„Du denkst dasselbe wie ich?"

„Was denkst du?"

„Daß mir dieser Mac Gonnor unheimlich ist."

„Warte einmal einen Augenblick! Wenn ich diesen zweiten Knopf drücke, springt die Tür von selber auf."

„Ich wollte es nicht tun, denn ich bin ein Mädchen.“

„Aber ich.“

Die Tür ſpringt auf — das Bett iſt völlig unberührt.

„Was nun?“

„Ich war gleich voller Zweifel. Möller hat mir nie von einem Neffen mit ſchottiſchem Namen geſprochen. Es iſt wieder einmal ein Spion.“

Elſa fragt ängſtlich: „Du glaubſt, daß er das Motorboot fortnahm?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht. Vorläufig werde ich Cook noch nichts davon ſagen, aber meine Augen offen halten. Nur Helling und den Hilfsingenieur Bollmann, einen der zuverläſſigſten unſerer neueren Mitarbeiter, werde ich einweihen. Es iſt gut, daß die deutſchen Gelehrten heute nicht in der Stadt ſind.“ —

Ein Tag und eine Nacht waren vergangen, ſeitdem die Verſchwörer den unterirdiſchen See erreicht hatten. Es war wieder Nacht.

„Unſere Nahrungsmittel gehen zu Ende.“

„Wir werden morgen das Floß bauen.“

„Mac Gonnor iſt gefaßt worden.“

„Dann hätte man den See abgeſucht.“

„Hoffentlich finden wir den Aufſtieg.“

„Wir müſſen ihn ſuchen und, wenn nötig, mit unſern Waffen erobern.“ —

Wieder Mitternacht. João ergreift Chriſtobals Hand. „Iſt dort nicht ein Lichtſchein?“

„Mac Gonnor kommt.“

„Oder die Feinde, die den See abſuchen.“

Schnell wird das Licht größer, bald iſt das Motorboot zu erkennen, das Surren der Schraube hallt laut durch die ſchweigende Nacht. Die Männer halten die geladenen Waffen in der Hand, zu allem entſchloſſen. Ein Pfiff, ein Signal!

„Es iſt Mac Gonnor.“

Seine Stimme klingt herüber: „Ich bin es. Haltet euch zum Einſteigen bereit!“

Das Motorboot liegt am Ufer.

„Schnell! Wir müſſen augenblicklich zurück, das Boot darf nicht vermißt werden.“

Sie ſind eingeſtiegen und fahren zurück; dann ruft Mac Gonnor: „Wir ſind am Ziel.“

Schon hören ſie das Rauſchen des Waſſers, das in die Turbinen ſtürzt.

„Dort iſt der Aufſtieg.“

Der Motor iſt abgeſtellt. Die Männer halten den Atem an und ſteigen vorſichtig aus.

„Niemand iſt da. Das Boot iſt nicht vermißt worden. Wir haben Glück.“

Auf leiſen Füßen ſteigen die Verſchworenen hinauf, ſpähen oben vorſichtig umher, eilen ins Freie und verſtecken ſich im einſamen Dunkel der Nacht, von Mac Gonnor geführt, in den Büſchen. —

Während die Verſchworenen das Gebiet von Iſabela betreten, liegt Elſa Dorn in einer Art Halbſchlaf. Diesmal hat ſie wirklich geträumt, und zwar von wirren Dingen, von heimlichen Mordſcharen, die in die Stadt eindrangen. Sie hält es auf ihrem Lager nicht aus und ſteht auf. Der nächſte Tag bringt wieder eine Fülle von Arbeit. Beſſer, ſie geht jetzt ſchon an ihr Werk, als daß ſie ſich ſchlaflos mit Angſtgefühlen herumplagt.

Sie fährt in die untere Halle hinunter, um ſich ihre Papiere zu holen, und ſetzt ſich einen Augenblick an den Schreibtiſch, um in den Mappen zu blättern. Da zuckt ſie zuſammen. Stimmen ſind um ſie her, leiſe, flüſternde Stimmen. Sie ſammelt ihre Gedanken und verſteht. In dieſem Zimmer trifft ein ganzes Syſtem von Fernhörern zuſammen, die es möglich machen, beſonders während der Stille der Nacht, von hier aus jedes Geräuſch, jedes Geſpräch in den Straßen der Stadt zu belauſchen.

„In dieſer Nacht muß es geſchehen.“

„Morgen iſt es zu ſpät.“

„Kommt, ich führe euch zu ſeiner Wohnung!“

Dann wird es ganz ſtill, Elſa aber iſt voller Entſetzen. Nun iſt ſie vollkommen wach. Sie läuft die Treppe hinunter, zittert bei jedem Schritt, ſchreckt vor ihrem eigenen Schatten zurück und atmet auf, als ſie Bob White ſieht, der eben in ſeine Wohnung gehen will.

„Was tuſt du in der Nacht auf der Straße?“

„Ich ſuche dich.“

„Mich?“

„Es ſind böſe Menſchen, Verbrecher, in der Stadt.“

„Du haſt einen ſchweren Traum gehabt.“

„Ich habe ſie mit den Fernhörern belauſcht.“

„Komm hier herein und erzähle!“ Bob führt ſie in eines der jetzt leeren Büros und iſt überzeugt, daß ſie nur geträumt hat. —

Die Verſchworenen ſtehen wenige Schritte von ihnen entfernt in einem andern Raum. Jetzt aber hört niemand ihr Flüſtern, denn das Zimmer mit den Fernhörern iſt nun völlig verlaſſen.

„Was alſo jetzt?“

Der Neger Sam iſt der Sprecher. „Zunächſt müſſen wir dieſen Benjamin Cook erledigen. Ich weiß Beſcheid. In der Zentrale brauchen wir nur die Tabellen durchzuſehen, an dem richtigen Hebel des Fahrſtuhls zu drehen, den die Nummer auf der Tabelle uns bezeichnet, und der Wagen bringt uns zu ihm.“

„Er wird bewacht ſein.“

„Nein, er ſchläft ganz allein in ſeiner Wohnung.“

Von Sam geführt, huſchen Mac Gonnor, Chriſtobal und João Ferreira durch die Gänge des Zentralgebäudes. —

Bob White und Elſa Dorn treten aus dem Raum, in dem Elſa ihm alles, was ſie beobachtet hat, erzählte.

„Geh ſchlafen! Mir kommt das zwar alles ſehr unwahrſcheinlich vor, aber Helling, der ganz in der Nähe iſt, und ich werden aufpaſſen. Ich bin überzeugt, morgen lachen wir über die Geſpenſter, die du zu ſehen glaubſt.“

Elſa gehorcht ihm zögernd, und während Bob ſich leiſe entfernt, tritt ſie in das Zentralgebäude. Sie hat eben noch Zeit, ſich hinter einem Pfeiler zu verbergen,

Während des Fallens hatte John die Erſcheinung eines ſpringenden Tigers mit weitgeöffnetem Rachen und geſpreizten Krallen / Aus „John der Dſchungeljäger“ von John Budden.

als vier Geſtalten an ihr vorüberſchleichen. In einer derſelben glaubt ſie Mac Gonnor zu erkennen. Sie will laut aufſchreien, aber ſie bringt keinen Laut aus der Kehle. Da ſieht ſie zwei andere Geſtalten, Bob White und Helling, die an den Wänden entlangſpringen, die drei verfolgen, und — ſie geht mit zitternden Knien in ihr Zimmer.

Bob hat den Augenblick benutzt, der verſtrich, ſeit er Elſa verließ. Zwar glaubt er noch an keine Gefahr, aber er iſt vorſichtig. Er ſetzt eine kleine Pfeife an den Mund und bläſt ſehr ſtark, aber es iſt trotzdem kein Laut zu vernehmen. Es iſt eine der Pfeifen, wie ſie viele amerikaniſche Polizeiſtationen beſitzen und die ſo außerordentlich hohe Töne hervorbringen, daß das menſchliche Ohr dieſe nicht zu vernehmen vermag, wohl aber ganz feine Membranen, die von den Wachpoſten umgeſchnallt getragen werden.

In dieſer Nacht führt Ingenieur Helling die allerdings nur läſſig gehandhabte freiwillige Schutzwache von Iſabela.

Bob, Helling und drei andere Männer, die Elſa nicht mehr bemerkte, huſchen in das Verwaltungshaus, ſehen die vier Verſchworenen an der Schalttafel ſtehen, wiſſen genau Beſcheid, eilen durch einen Seitengang und fahren in einem der Wagen hinauf, während die Verſchworenen nichts davon ahnen, daß die Verfolger ihnen bereits auf der Spur ſind und ſie in den Dachgärten erwarten.

(Fortſetzung folgt)

Vom Weihnachtsbüchertiſch

II

Jugendlicher Erlebnismut drängt nach Abenteuern und neuen Eindrücken. Unwiderſtehlich zieht es daher unſere Jungen hinaus in die weite Welt. Was ihnen die Wirklichkeit leider meiſt verſagt, können ſie ſich dafür im Geiſte verſchaffen. Wer ſich alſo draußen nicht mit eigenen Augen umſehen darf, der kann ſich wenigſtens an Hand von guten Büchern die ganze Welt erobern. Vielleicht malt dann die Göttin Phantaſie ſogar noch viel farbenreichere und eindrucksvollere Bilder, als es die Wirklichkeit jemals vermöchte. „Reiſen bildet,“ lautet ein altes Wort; Leſen bildet noch weit mehr.

Auch dies Jahr wartet der Unionverlag Stuttgart mit einer ſtattlichen Reihe neuer und anerkannt guter Unterhaltungsbücher auf, ſo daß in der großen Auswahl ſicherlich jeder das für ihn beſonders Geeignete finden wird.

Tiergeſchichten ſind bei der Jugend beſonders beliebt. Wie vielen Jungen iſt nicht irgend ein Tier der beſte Spielkamerad, der treueſte Begleiter! Oft iſt das Tier jedoch auch des Menſchen Feind, ſo im finſteren Urwald, wo es ihm nach dem Leben trachtet. „John der Dſchungeljäger“ heißt ein Buch von John Budden, in deſſen Mittelpunkt ein Knabe ſteht, der mit ſeinem Vater, einem höheren Forſtbeamten, durch die Dſchungeln von Hinterindien zieht. Dem Buche liegen tatſächliche Begebenheiten zugrunde ſowie Berichte über Gewohnheiten und Jagdart der menſchenfreſſenden Tiger, Panther und Bären, der Büffel, Elefanten, Wildſchweine, Affen und Schlangen. Große Liebe zur Kreatur und meiſterhafte Schilderungskraft zeichnen dieſes Buch aus, das in die nächſte Nachbarſchaft der Klaſſiker der Tiergeſchichten gehört.

Ein Lieblingsautor der deutſchen Jugend, Friedrich Wilhelm Mader, hat nach ſeinem dreibändigen Werk „Die Helden von Oſtafrika“ mit ſeinem neueſten Buch einen andern Erdteil aufgeſucht. „Im

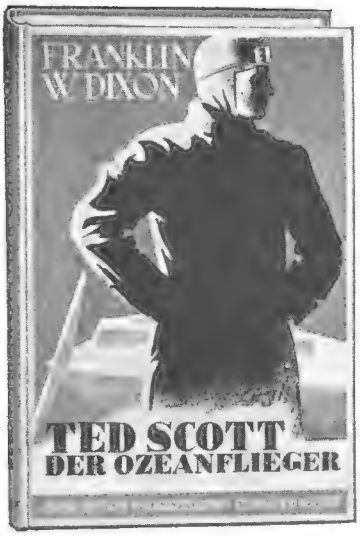
Weltmeer verirrt", das, wie das vorgenannte, in der Reihe „Fahrten und Abenteuer in aller Welt" erschien, spielt erst in Kolumbien und dann in der Einsamkeit einer unbekannten Insel des Stillen Ozeans. Zwei tapfere deutsche Mädchen, die seltsame Schicksale dorthin verschlagen, führen ein abenteuerliches Robinsonleben. Ihrem praktischen Geschick und ihren Kenntnissen gelingt es, die von der Natur überreich gesegnete Insel zu kolonisieren. Aus dem Zufall wird eine Lebensaufgabe, nachdem die Mädchen von ihren Angehörigen gefunden wurden. Auch Schrecken und Gefahren im Kampf mit malaiischen Seeräubern, Haifischen und Orkanen fehlen nicht.

In die Urwälder Tabascos, den südlichen Teil Mexikos, führt den Leser die Erzählung „Caoba, der Fürst des Urwalds" von Kurt Remberg, vielen wohl schon aus dem „Guten Kameraden" bekannt. Die Abenteuer und Gefahren, denen Aufkäufer und Einholer der so wertvollen Mahagonistämme ausgesetzt sind, bilden den Inhalt dieser spannenden Geschichte, die nun in einer stattlichen Buchausgabe, mit neuen Bildern geschmückt, vorliegt.

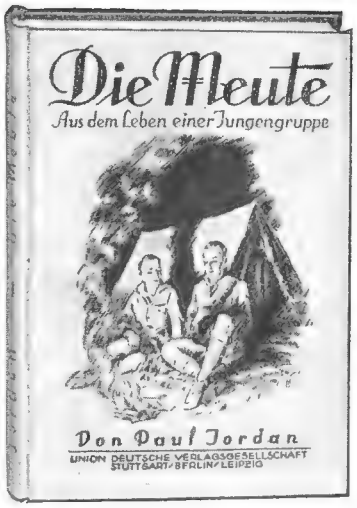
Ebenfalls aus dem „G. K." wird vielen Lesern die Erzählung „Der Freund des Rebellen" von Edmund Kiß bekannt sein, die seinerzeit mit so großer allgemeiner Spannung erwartete Fortsetzung von „In den Schluchten des Prisats". Wer den ersten Band dieser mazedonischen Räubergeschichte aus unsern Tagen besitzt, wird den zweiten nicht missen wollen. Er erschien in der „Kamerad-Bibliothek", die mit diesem Bande zum erstenmal ein etwas größeres Format und eine neuzeitlichere Ausstattung erhalten hat.

Auch „Ted Scott der Ozeanflieger" von Franklin W. Dixon ist eine der Erzählungen, die von den „G. K."-Lesern förmlich verschlungen wurden. Welchem rechten Jungen sollten nicht auch die Erlebnisse Lindberghs, um die es sich hier in freier Verarbeitung handelt, das Herz höher schlagen lassen! Das Buch erschien im Rahmen der „Union-Jugendbücher" und ist mit wirkungsvollen Bildern geschmückt. Dieselbe Buchreihe sieht eine erhebliche Zahl von Neuerscheinungen, durchweg Erzählungen, die schon bei ihrem Erscheinen im „G. K." Beifall fanden. In ihrer gefälligen Ausstattung und mit ihrem billigen Preis sind sie so recht geeignet, eine willkommene Bereicherung einer jeden Jungenbibliothek zu werden. — „Eine Jagd unter der Erde" von Fritz Volker enthält abenteuerliche und humorvolle Begebenheiten aus dem Leben zweier frischer Schuljungen. In ihrem Drang nach freier Luft und frischer Tat lernen wir sie liebgewinnen, auch da, wo sie mit ihrem Leichtsinn sich manchmal in sehr bedenkliche Lagen bringen. — Da hat es Rudi Berger ein wenig schwerer als sie, der jugendliche Held der Erzählung „Rudi am Scheidewege" von Friedrich Kittner. Aus gekränktem Ehrgeiz hat er gelogen, und aus dieser einen Lüge wird zwangsläufig ein ganzes Labyrinth von Lügen, so daß Rudi sich keine Hilfe mehr weiß. Lawinengleich wächst das Maß seiner Schuld, und er ist nahe daran, ein tragischer Held zu werden, als im letzten Augenblick väterliches Verstehen ihm Befreiung schafft. Eine sehr ernste, eindringliche Erzählung ist dieses Werk eines jung verstorbenen Dichters, der ein feiner, verständnisvoller Kenner und Freund der Jugend war. — Jungen, die in der Jugendbewegung stehen, sind solchen Gefahren wie dieser Rudi, der keinen rechten Freund hatte, weniger ausgesetzt. Da finden sie eine Horde, für die es heißt: „Einer für alle, alle für einen." Den hohen Sinn und den verlockenden Reiz des Gemeinschaftslebens malt uns sehr anschaulich und eindringlich Paul Jordan in seiner Erzählung aus

Im vollen Lauf warf Nikola eine Handvoll des knusprigen Gebäcks hinter sich / Aus dem Buche „Jakubo der Tschamba" von Gustav Adolf Ilg.



dem Leben einer Jungengruppe „Die Meute". Sprudelnder, quicklebendiger Humor erfüllt das Leben dieser Wandervögel, mögen sie nun auf Fahrt sein oder im Heim Allotria treiben. Auch sie sind gewiß keine Engel oder Musterknaben, aber echte deutsche Jungen mit ehrlichem Herzen und munterem Sinn. — Schon unsere Väter lasen in ihrer Jugend mit Vorliebe die Abenteuererzählungen von Oskar Höcker, der mit Marryat, S. Wörrishöfer, Karl May und andern zu den bekanntesten älteren Jugendschriftstellern gehört. Seine Bücher wirken auch heute noch ebenso frisch und spannend wie zur Zeit ihrer Entstehung. So war es sicherlich ein guter Gedanke, eine der besten von Höckers Erzählungen, „Der Tyrann der Goldküste", als weiteren Band der besonders preiswerten Reihe „Union-Jugendbücherei" neu herauszubringen. Unter Neger- und Nomadenstämmen im westlichen Afrika spielt sie und schildert erbitterte Kämpfe zwischen barbarischen Sklavenhändlern und Kolonisten um das Jahr 1830, also in der Frühzeit der Kolonisation. — Daß auch zur Zeit deutscher Kolonialherrschaft in Afrika noch manche geheimnisvolle Macht ihr Unwesen trieb und dunkle Gestalten den Frieden des Landes bedrohten, zeigt „Jakub oder Tschamba" von Gustav Adolf Ilg. Hinterlistige Verschlagenheit eines „kultivierten" Negers stürzt einen unerfahrenen Neuling in gefährliche Abenteuer, aus denen ihn erst das mutige Eingreifen deutscher Soldaten befreit. — In die unermeßliche Tiefe amerikanischer Urwälder und in die geheimnisvolle Höhlenwelt der Bermudasinseln führt uns Viktor Helling mit einem Erzählungsbande „Im Banne des Urwaldes". — „Gewalten der Tiefe" werden entfesselt in Otto Ruderts gleichnamigem Buch. Das Erdbebengebiet Mittelamerikas ist der Schauplatz politischer Ränke und betrügerischer Verbrechen, in die ein stellungsloser junger Deutscher gegen seinen Willen verwickelt wird. Ungewiß erscheint sein Schicksal, bis ein furchtbares Erdbeben dazu beiträgt, den gordischen Knoten überraschend zu lösen. — Vom gleichen Verfasser stammen „Die Brüder der Küste", eine Erzählung aus den Tagen der Flibustier oder Bukanier, jener Abenteurer aus aller Herren Ländern, die nach dem Dreißigjährigen Kriege die westindischen Gewässer durch Seeräuberei unsicher machten. — „Schwarze Flaggen" heißt eine weitere Erzählung



dieser Reihe. Sie stammt von Bernhard Loepke. Wenn auch die politische Macht dieser chinesischen Seeräuber längst gebrochen ist, so dauern die Piratenfahrten der „Schwarzen Flaggen" doch noch bis auf den heutigen Tag.

Ebenso wie es ganz bestimmte „klassische" Indianergeschichten gibt, die jeder echte Junge gelesen haben muß, so gibt es auch klassische Märchen, deren Gestalten jedem Menschen liebe Jugendfreunde sind. In einer neuen, mit schönen Bildern von C. Fahringer geschmückten Ausgabe liegen ebenfalls in der „Union-Jugendbücherei" „Die schönsten Märchen aus Tausendundeine Nacht" vor. Sie erzählen uns von Aladdin und seiner Wunderlampe, vom Kalifen Harun al Raschid, von Sindbad dem Seefahrer, von Ali Baba und den vierzig Räubern und andern mehr. Die ganze Romantik des Orients vereint sich hier mit unsterblichen Gestalten ewig junger und lebendiger Märchenpoesie.

Jeder Junge, der von den Eltern einen weihnachtlichen Gabentisch erwartet, wird den Wunsch hegen, auch den Spendern all dieser Herrlichkeiten ein kleines Geschenk zu machen. Eine Gabe, die unter allen Umständen Freude bereitet, ist immer ein Buch. Allen denen, die diesem Rate folgen möchten, sei das Werk „Afrikanerschicksal. Gouverneur Leutwein und seine Zeit" von Dr. Paul Leutwein, dem Sohne des Gouverneurs, empfohlen. Ein an Erfolgen wie an Enttäuschungen reiches Leben spielt sich hier ab, hineingestellt in eine der umstrittensten Epochen deutscher kolonialer Entwicklung und umbrandet von den Hererokämpfen zur Zeit Hendrik

Witboys. Jeder politisch und geschichtlich interessierte Erwachsene wird das Buch mit lebhaftester Anteilnahme lesen; doch auch der jugendliche Spender selber wird nicht ohne Gewinn einen Blick hineinwerfen.

Auch diesmal stellt sich als treuer Begleiter fürs kommende neue Jahr der „Deutsche Knaben-Kalender" ein, nebst seinem weiblichen Gegenstück, dem „Deutschen Mädchen-Kalender". Jede zweite Woche bringt ein schönes Bild, darunter zwölf teils mehrfarbige Postkarten. Textlich ist der Kalender so abwechslungsreich gestaltet, wie nur irgend denkbar. Neben Erzählungen, praktischen Winken, Rätseln, Gedichten und Sprüchen bietet er zum Beispiel auch Regeln für Faltbootfahrer, die internationalen Hoheitsabzeichen der Luftfahrzeuge, Schachaufgaben, die Bestimmungen zur Fahrpreisermäßigung für Jugendliche und vieles andere mehr. Außer dem im Vorjahr bereits lebhaft begrüßten Stundenplan enthält er diesmal sogar noch ein Blatt mit „G. K."-Werbemarken.

Wer von Freunden um Rat gefragt wird hinsichtlich eines geeigneten Weihnachtswunsches, der denke daran, daß auch „Der Gute Kamerad" alljährlich in Buchform erscheint ebenso wie „Das Kränzchen", jeweils der letztvergangene Jahrgang. Auch Weihnachtspackungen beider Zeitschriften mit den ersten Heften des neuen Jahrgangs machen stets viel Freude.

So wähle nun ein jeder, was sein Herz begehrt!

Die Schweizergarde am Vatikan

Von Bruno Stärk / Zu unserm Vollbild

Besondere politische Ereignisse lenkten in letzter Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf Rom, die ewige Stadt. Seit nahezu sechzig Jahren hatten die Päpste ihren Wohnsitz nicht mehr verlassen, als Protest gegen die Wegnahme des Kirchenstaates. Am 7. Juni 1929 wurde durch die Wiederherstellung des Kirchenstaates Friede geschlossen zwischen der italienischen Regierung und dem Vatikan. Die dadurch erfolgte Erweiterung des päpstlichen Gebietes hatte natürlich auch vermehrte Dienstaufgaben der Schweizergarde zur Folge, die dem persönlichen Schutze des Papstes und der Bewachung der vatikanischen Schätze dient.

Eine Laune der Natur: Baumwurzel in der Gestalt eines Reittieres / Fotoaktuell, Berlin.

Nachdem Papst Julius II. im Jahre 1503 den Thron bestiegen hatte, war in ihm der Gedanke gereift, zur gesicherten Durchführung seiner Pläne eine Leibwache zu bilden. Die Römer selbst waren ihm aber infolge der schwierigen politischen Verhältnisse nicht zuverlässig genug, hatten doch schon manchmal Ausschreitungen gegen die Person des Papstes stattgefunden. Da fiel sein Blick auf die Schweizer Eidgenossen. Die Könige von Frankreich hatten mit schweizerischen Söldnern schon gute Erfolge erzielt; ihre Kriegskunst und ihr Heldenmut hatten sich oft bewährt und waren ebenso gefürchtet wie bewundert. Zugleich war ihnen eine große Ehrfurcht gegen die Kirche eigen. Auf solche Leute glaubte sich der Papst in der Not verlassen zu können. Die Garde sollte einen Kern bilden, um den

er unter Umständen ein größeres Heer sammeln wollte. Beziehungen zu Peter von Hertenstein in Luzern kamen ihm dabei zustatten. Dieser vermittelte das Ansuchen des Papstes. Unter dem Oberbefehl des Hauptmanns Kaspar von Silenen, der zuvor in französischen Diensten gewesen war, wurde die Garde im Jahre 1505 aus zweihundert Schweizer Söldnern gebildet, denen bald noch weitere folgten. Schon in den ersten Jahren hatte Papst Julius durch seine Truppen gute Erfolge erzielt.

Sein Nachfolger Leo X. geriet mit dem Herzog von Urbino in Streit. Der Papst schickte 1517 den Gardehauptmann in seine Heimat, um von dort Hilfe zu bringen. Trotz starken Widerständen, die durch die damalige Verstimmung der Schweizer gegen Rom verursacht waren, gelang es dem päpstlichen Hauptmann immerhin, eine Truppe von zweitausend Söldnern über die Alpen zu führen. Das Kriegsglück war ihm aber nicht hold. Er wurde infolge Fahrlässigkeit der Wache durch den Herzog von Urbino bei Rimini mit achttausend Spaniern überfallen und nach heftiger Gegenwehr getötet. Das Andenken des in blühender Gesundheit und voller Manneskraft gefallenen ersten Gardehauptmanns Kaspar von Silenen, den eine edle Gattin und hoffnungsvolle Kinder beweinten, wurde in Rom durch eine großartige Leichenfeier geehrt.

Als Nachfolger wurde nach seiner anfänglichen Ablehnung der angesehene Bürgermeister Markus Röist in Zürich gewonnen. Da er schon sehr alt war, blieb er nur kurze Zeit in Rom und ließ dann dort seinen Sohn Kaspar als Stellvertreter. 1521 starb Leo X., ihm folgte Hadrian VI. auf den päpstlichen Thron. Auf Wunsch Karls V. beurlaubte dieser die Schweizer und nahm Landsknechte in seinen Dienst. Schon bald mußte er Klemens VII. weichen, der die Schweizer unter Kaspar Röist wieder einstellte.

Zum letzten Male beschien die scheidende Sonne des 5. Mai 1527 die Herrlichkeit des Roms der Renaissance, der schönsten und reichsten Stadt der damaligen Welt. Ein feindliches Heer, kaiserliche Truppen in Stärke von nahezu zwanzigtausend Mann, darunter fünftausend Spanier, belagerten unter der Führung Karls von Bourbon Rom in der Absicht, dem Papst das Leben zu nehmen. Die Stadt war völlig unvorbereitet und hatte nur sehr schwache Kräfte zur Verteidigung. Dichter Nebel begünstigte am Morgen des 6. Mai den feindlichen Angriff, der von drei Seiten begann. Mit Leitern aus Rebpfählen und Weidenruten erfolgte der Sturm an den Stellen, wo die alten Mauern am niedrigsten waren. Die ersten beiden Sturmangriffe wurden von den Verteidigern abgeschlagen. Als Karl von Bourbon, der, hoch zu Roß hin und her sprengend, seine Truppen anfeuerte, diese zurückweichen sah, stieg er vom Pferde und legte eigenhändig eine Leiter an die Mauer beim Campo Santo. Eine Kanonenkugel streckte ihn nieder. Sein Tod steigerte die Wut der Krieger, und der dritte Sturm auf die Mauer gelang. Die städtischen Truppen begannen zu fliehen, der Gardehauptmann Röist, der mit einem Teil der Garde bei Porta delle Fornaci focht, wurde schwer verwundet und später in seiner Wohnung von eindringenden spanischen Kriegern niedergemacht. Die Schweizergarde formierte beim Vatikan, dessen Eingänge sie zu bewachen hatte, einen Igel und hoffte, dadurch den wütenden Feind aufzuhalten. Bei der Stelle, wo der altehrwürdige, 72 Fuß hohe Obelisk steht, tobte der Kampf am wildesten. Die kleine Schar der Schweizer wurde dort größtenteils niedergemetzelt, der Rest in die Peterskirche abgedrängt und fiel dort mit über zweihundert wehrlosen Flüchtlingen am Hochaltar des Apostels Petrus.

Von hundertneunundachtzig Gardisten konnten sich nur zweiundvierzig, die an diesem Tage den persönlichen Wachtdienst hatten, unter Führung eines Leutnants mit dem Papst durch den überdeckten Gang vom Vatikan nach der gutbefestigten, am Tiber gelegenen Engelsburg durch die Flucht retten und entkamen dadurch dem entsetzlichen Blutbad. Die gesamte Stadt wurde durch die Sieger geplündert, ganze Stadtteile gingen in Flammen auf. Viele Tausende von unschuldigen Menschen, auch zahlreiche Frauen, Kinder und Kranke, wurden grausam mißhandelt und hingemordet. Das Heer hatte sich in raubende und plündernde Banden, die keine übergeordnete Macht mehr anerkannten, aufgelöst. Die Wache des Papstes übernahm eine Landsknechtgarde, in die zwölf der überlebenden Gardisten eintraten. Mit der blutigen Katastrophe von 1527, dem Heldentod der treuen Gardisten, schloß der erste Zeitraum in der Geschichte der Schweizergarde.

1548 wurde sie durch Paul III. wiederhergestellt unter dem Oberbefehl des Ritters Jost von Meggen als Hauptmann, der zugleich als Gesandter seiner Vaterstadt Luzern beim päpstlichen Stuhl galt. Er stand in Rom allgemein in hoher Achtung. Auch die nächstfolgenden Gardehauptleute spielten eine bedeutende Rolle. In historisch-politischer Beziehung sah das sechzehnte Jahrhundert den Höhepunkt der Schweizergarde. Für die Päpste hatte sie sich als eine vorzügliche und unbedingt notwendige Einrichtung erwiesen, weshalb sie sich auch trotz manchen Krisen und wiederholten Revolutionen im römischen Staate bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Seit 1858 steht die Garde im Rang eines Regiments, der Kommandant im Rang eines Obersten. Weitere Offiziere sind ein Oberstleutnant, ein Major, zwei Hauptleute. Die gegenwärtige Zahl der Gardisten beträgt hundert. Aufgenommen werden nur geborene Schweizer, die katholischer Konfession, unverheiratet, mindestens 1,74 Meter groß und nicht über fünfundzwanzig Jahre alt sind. Die Vereidigung der neueingestellten Rekruten wird jeweils am 6. Mai, dem Jahrestag der beim Sacco di Roma (Plünderung Roms) im Jahr 1527 gefallenen Gardisten, vorgenommen. In feierlicher Weise findet sie vor dem Gardekommando statt. Die gesamte Garde zieht im Hofe des Vatikans unter Trommelwirbel in Galauniform auf.

Eine Erinnerung an die Landsknechtzeit:
Vereidigung bei der Schweizergarde im Hofe des Vatikans / Nach einer Zeichnung von Edmondo Abbo.

Farbenfroh leuchten die blaurotgelbgestreiften Kostüme, die Hellebarden und Harnische, und die mit weißem Federbusch gezierten eisernen Helme glitzern unter der südlichen Sonne. Ein packendes, malerisches Bild bietet das Ganze. Der Rekrut tritt an die Gardefahne heran, legt die linke Hand auf diese und erhebt drei Finger der Rechten zum Schwur der Treue. In deutscher und französischer Sprache wird der Fahneneid abgelegt.

Uns Deutsche mutet es ganz heimatlich an, wenn wir beim Besuch des Vatikans am Eingang von den mittelalterlich gekleideten, mit Hellebarden bewaffneten Gardisten in deutscher Sprache empfangen werden. Unwillkürlich fühlt man auch das Bedürfnis, sich mit diesen strammen Gestalten in der Heimatsprache zu unterhalten. Gelegenheit dazu bietet sich in ihrer gemütlichen Kantine, die auch für Fremde zugänglich ist.

Gg und der Schienenzwack / Erlebnisse eines Güterwagens

Von Rudolf Binder

Als Gg, ein schöner roter Kastenwagen, seine ersten Fahrten glücklich hinter sich gebracht hatte, widerfuhr ihm eines Tages eine hohe Auszeichnung, eine Auszeichnung, die der Junge anfangs gar nicht richtig zu schätzen wußte. Er mußte erst von einem sonderbaren Wagen, der vor ihm stand, darauf aufmerksam gemacht werden. „Ich fahre schon drei Jahre, Junge, und bin bis jetzt erst dreimal Steckwagen, das heißt Schlußwagen, gewesen, und du hast schon auf deiner dritten oder vierten Fahrt diese Ehre."

„Ich weiß wirklich nicht, was das für eine Ehre sein soll, so als letzter einherbummeln zu müssen."

„Was für eine Ehre? Nun, diese Frage muß ich deiner Jugend zugute halten. Du bekommst rückwärts rote Lichter angehängt, damit man so während der Fahrt schon von weitem sieht, daß da ein Zug fährt. Vorne leuchtet die Lokomotive mit ihren Laternen, rückwärts du mit deinen roten Lichtern; du warnst jeden, zu nahe zu kommen, und schützest so dem ganzen Zug den Rücken."

Wenig später sah Gg tatsächlich einen Mann herankommen, der große Laternen trug und diese links oben und rechts unten an ihm befestigte. Grellrot funkelten die Lichter durch die roten Laternenscheiben und riefen jedem in der Sprache der Eisenbahn das Halt zu.

„Du, sag einmal, was bist du denn eigentlich? Du siehst mit den riesigen Eisenflaschen da auf deinem Rücken recht sonderbar aus," erkundigte sich Gg.

„Das sind meine drei Bäuche," versetzte lachend der sonderbare Kauz, „drei Bäuche, in denen es von lebenden Fischen nur so wimmelt."

„Mach keine Scherze mit mir!" erwiderte unwillig Gg.

„Nein, Spaß beiseite! Es ist so. Ich komme von weit her, vom Meere. Habe da lebende Fische und Meerwasser in meinem Innern, in diesen Eisenbottichen. Wenn ich noch ein paarmal fahre, ist das ganze Meer futsch."

Sie unterhielten sich noch eine Zeitlang über dies und jenes. Längst waren überall hohe Bogenlampen aufgeblitzt und warfen ihre Lichtkegel herab, um des Dunkels Herr zu werden, als sich auf einmal Eisenbahnleute neben dem zur Abfahrt bereiten Güterzug zeigten. Einer stieg in die Bremshütte des Gg hinauf, legte dort eine große Dienstasche hin und stellte sich dann mit der Laterne neben Gg auf. Signale wurden gegeben, der Bremser des Gg hob seine Laterne hoch, weit vorn schrillte eine Pfeife. Ein Ruck ging durch die lange Kette des Güterzuges, hart klirrten die Puffer aufeinander; ein zweiter Ruck rückte den Zug nach vorwärts, und los ging es.

Eigentlich ein schöner Zug, dachte sich Gg; solch schöne Aussicht hatte ich noch nie.

In langsamer Fahrt eilten sie aus dem großen Bahnhof. Signalmaste, Brücken, rote und weiße Blinklichter glitten an ihnen vorbei. Dann waren sie auf freier Strecke. Immer kleiner wurde der Bahnhof mit seinem Lichtermeer. Schneller und schneller wurde die Geschwindigkeit, denn Gg war in einen Eilgüterzug eingereiht. Der Mond schien und übersprühte die ganze Landschaft mit feinem Silberregen.

„Schöne Nacht heute." Gg wandte sich wieder zu dem Fischwagen. „Wir fahren, soviel ich weiß, die ganze Nacht durch."

„Ja, Kamerad," antwortete dieser. „Wird lange genug dauern. Ich habe Nachtfahrten nicht gerne, da ereignen sich die meisten Unglücksfälle. In solchen Nächten wie heute zwar nicht, aber in Nächten des Nebels und der Stürme; da sitzt oft schon bei der Ausfahrt der Klabautermann der Eisenbahn, der ‚Schienenzwack', auf dem Stockwagen des Zuges und reibt sich vergnügt die Hände. In solchen Nächten aber wie heute zeigt er sich nicht gerne, der Schienenzwack; wir können ohne Sorge sein."

Der Junge horchte auf. Waren das am Ende nicht bloß Albernheiten, mit denen der sonderbare Kauz ihn zum besten halten wollte? Dann siegte aber doch die Neugierde. Er fragte den Fischwagen, wer denn eigentlich der Klabautermann und der Schienenzwack seien.

„Beiden begegnet man besser nicht, und wenn du einem von ihnen einmal über den Weg läufst, dann kannst du dich mit dem Alteisenhaufen anfreunden," erwiderte der Fischwagen auf die Frage und fuhr fort: „Der Klabautermann wird dir wohl nie die Wege kreuzen, der jagt nur Schiffen nach; aber der Schienenzwack, der ist bei uns zu Hause. Ich hab ihn zwar noch nie gesehen, man hat mir nur von ihm erzählt. Habe auch gar keine Lust, seine fragwürdige Bekanntschaft zu machen. Er soll ein kleines Männlein sein mit roter Zipfelmütze, in der einen Hand eine Laterne, in der

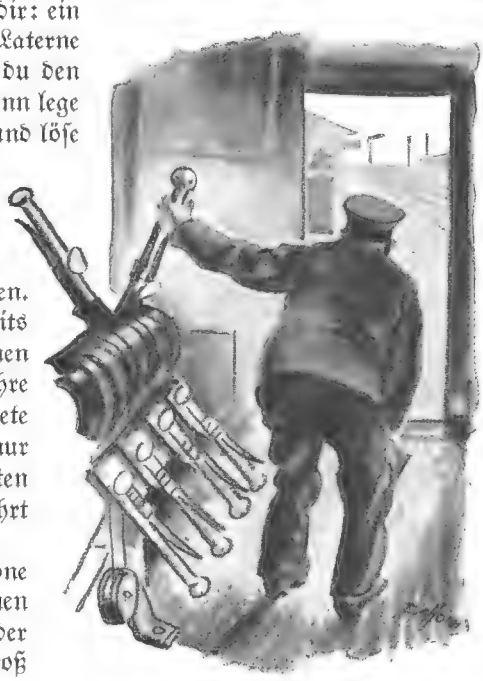
andern einen Schraubenschlüssel. Mit der Laterne gibt er falsche Signale, mit dem Schraubenschlüssel lockert er die Schienen, zieht da und dort eine Schraube los. Mit der roten Zipfelmütze winkt er dem roten Hahn, dem Feuer."

„Nun, und weiter?" fragte der Junge ganz erregt, als der Fischwagen in seine Erzählung eine Pause einschalten wollte.

„Was weiter? Nun, er zeigt sich stets kurz vor einem Unglück, nicht den Menschen, sondern nur uns, grinst dann irgendwo von einem Wagendach herab oder sitzt gar rittlings vorn auf der Lokomotive, reibt sich die Hände und lacht. Wenn das Unheil geschehen ist, ist er spurlos verschwunden."

Der junge Gg war von diesen schaurigen Dingen so benommen, daß er bald oben auf einem Telegraphenmast, dann wieder auf einem Baume, dann gar auf einem Wagen selbst den Schienenzwack zu erblicken glaubte.

„Ja, und was ich noch sagen wollte," fuhr der Fischwagen fort, „dieser Schienenzwack eilt in einer Nacht durch die ganze Welt. Jetzt ist er da, in der nächsten Minute bereits wieder tausend Kilometer weiter. Bei Tag und bei Nacht, unermüdlich ist er hinter uns her, gerade wie sein Bruder, der Klabautermann, auf dem Meere den Schiffen nachsetzt. Einmal haben sich die beiden sogar bei einem Trajekt — das ist ein Schiff, das Züge über enge Meerkanäle führt — ein Stelldichein gegeben. Von Schiff und Zug hat man nie mehr etwas gesehen. Aber die Menschen ahnen ihn, den Gesellen, und bauen immer mehr seinem Treiben vor. Ich glaube, wir werden es schon noch erleben, daß der Schienenzwack Abschied nimmt von dieser Erde, um sich eine andere auszusuchen, in der die Eisenbahn noch in den Kinderschuhen steckt und noch nicht so gegen Unfälle ausgerüstet ist. Also merke dir: ein kleines Männchen, rote Mütze, Laterne und Schraubenschlüssel! Wenn du den Burschen einmal sehen solltest, dann lege dich lieber gleich von selbst hin und löse dich in deine Bestandteile auf! Damit verdirbst du ihm wenigstens den Spaß und die Laune."



Während dieser Unterhaltung waren sie schon weit gekommen. Manche kleine Station war bereits an ihnen vorbeigezogen, wobei ihnen die Signalglocken wachsam ihre Grüße nachsandten. Nichts ereignete sich während ihrer Fahrt, die nur auf ebener Strecke verlief; sie hatten freie Einfahrt und freie Ausfahrt überall.

Gg blickte sinnend auf das schöne Bild hinter sich, wo die silbernen Stahlfäden der Schienen in der Ferne auf einen Punkt zuliefen, groß wie Riesen die Telegraphenmaste neben ihm auftauchten, um im raschen Fluge, kleiner und kleiner werdend, davonzuziehen. Nah und fern tauchten vereinzelte Gehöfte mit dunklen und hellerleuchteten Fenstern auf, zogen vorüber und verschwanden. Da sind noch Menschen wach, dachte sich Gg. Dann liefen sie wieder durch hohe Wälder, wobei das Gedröhne ihres Laufes in einem seltsamen Echo zu ihnen zurückklang.

Vor ihnen zeigte sich jetzt eine größere Station; hell spiegelte sich deren Lichtermeer auf dem nächtlichen Himmel. „Da werden wir rasten," meinte der Fischwagen.

Bald darauf standen sie auch schon abseits von der Personenhalle, ganz im Dunkel der Nacht, und freuten sich der wohlverdienten Ruhe. Männer kamen mit langen Hämmern und klopften jedem Wagen auf die Räder; durchweg gab es einen hellen Widerhall.

„Was soll das?" fragte Gg seinen Nachbar.

„Ach, richtig, du bist ja noch ein Neuer! Die Männer klopfen die Räder ab, um zu hören, ob sie ganz sind. Wenn eines nur den kleinsten Sprung hätte, dann gäbe es einen häßlichen Ton, einen blechernen Klang. Man wüßte dann, daß da etwas nicht in Ordnung ist, daß der Radstern selbst oder die Radreifen gebrochen sind."

Für den jungen Gg war alles neu; seine ersten Fahrten waren nur ganz kurz gewesen; so fragte er bei jedem Neuen, das ihm begegnete.

Im nächsten Augenblick ging der Zug wieder in Fahrt. Langsam rollten sie hinaus.

„Jetzt kommt längere Zeit nichts als Wälder, Wiesen und Berge. Diese Strecke kenne ich schon von meinen früheren Fahrten her," brummte der Fischwagen vor sich hin. „Ich werde nun ein Stück Wegs schlafen," fügte er noch hinzu.

„Schlafen?" fragte verwundert der junge Gg.

„Ja, schlafen. Wenn du einmal so viel unterwegs warst wie ich, dann wirst du es auch lernen, im Fahren zu schlafen. Bin oft drei und vier Nächte hintereinander auf der Strecke, da muß man es so halten."

So hatte nun Gg keine Ansprache mehr, auch der Bremser duselte und döste in seiner Bremshütte. Bin jetzt also der einzige, der wach ist, dachte sich Gg und fuhr in seinem Sinnen fort: Schlaft nur ruhig! Ich werde mein Wächteramt schon zu tragen wissen.

Wohl fiel jetzt, wie er so ganz allein war, dem Jungen wieder der Schienenzwack ein, aber seine Furcht vor dieser Spukgestalt war nicht mehr so groß wie früher. Er hatte sich schon an die

Dunkelheit gewöhnt, außerdem warf der Mond, der sich inzwischen hinter Wolken verzogen hatte, jetzt keine so gruseligen Schatten mehr. Ein Wächterhaus klirrte und preschte vorbei. Er sah noch, wie der Wächter durch den hellerleuchteten Türeinschnitt in seine Hütte zurückkehrte, dann hinderte ein Wald die Sicht.

Doch was war das? Lief da nicht blitzschnell wie ein Wiesel ein seltsamer Schatten neben ihm her? Lief vor und lief wieder zurück, und war auf einmal zwischen dem alten schlafenden Kauz und ihm verschwunden.

Gg mühte sich ab, um die seltsame Schattengestalt irgendwo in der Dunkelheit zu erspähen, denn bei seiner Pufferung war sie ihm plötzlich außer Sicht gekommen. Vergebens, er konnte nichts sehen.

„Bist ein Narr, Junge," polterte er mit sich selbst, „siehst überall ob des verrückten Schienenzwacks Spukgestalten und Geister."

Im selben Augenblick ging die Lokomotive in schnellere Fahrt über, ein Ruck schlingerte durch die lange Kette der Wagen, dann rollten sie alle in beträchtlicher Geschwindigkeit dahin.

Plötzlich war es Gg, als fahre er nicht mehr so glatt hinter dem alten Kauz einher, als hätten sie beide ihren Halt verloren. War es bloß Täuschung? Nein, der Abstand zwischen ihnen wurde immer größer und größer. Irgendwo erklang ein verhaltenes Kichern.

„Kamerad," schrie der Junge in höchster Angst auf, „die Kuppelung ist durch! Dein abgebrochener Zughaken baumelt an mir ganz schlapp und lose."

Doch der Fischwagen hörte ihn nicht mehr, er war schon zu weit entfernt.

„So ein Schlaf!" entfuhr es Gg trotz den tausend Ängsten. „Reiße ihm da einen Zughaken aus dem Leib, und er merkt es nicht einmal!" (Schluß folgt)

Kreuzschnabel.

Winterliches Familienglück

Von Franz Fuchs

Frischer Neuschnee liegt fußhoch im Harz. Der Ilse entlang tönt helles Schlittengeläute, und an den winterlichen Sportplätzen sausen die Rodelschlitten. Die im Sommer so munter plaudernde Ilse ist fast verstummt, und große Eiszapfen leiten ihr spärliches Wässerchen die Fälle hinunter, die sie im Sommer springend nehmen muß. Die hohen Fichten sind wie verzuckert, und die Zweige brechen fast unter der Last des Schnees. Die Telegraphenstangen auf dem Brocken haben durch den weißen Überzug einen ungefähr meterdicken Umfang erhalten, und die Drähte reißen.

Den Sportleuten scheint der Winter nur eitel Freude zu bringen, während der Tierwelt der Schneefall weniger behagt. Stumm zieht jetzt das Wild zu den Futterplätzen, die es vorher kaum aufgesucht hat. Der Specht meißelt am morschen Ast, daß der Schneestaub sprüht, und hofft Insektenlarven und -puppen zu finden. Dem Kleiber ist wohl das fröhliche „tüt, tüt" in der Kehle festgefroren, denn es klingt gar dünn; die lockeren Zeisige besuchen die Erlen am vereisten Mühlteich und finden noch einzelne an den kleinen Zäpfchen hängende Samenkörner.

Doch in dem hohen Tannenbaume unter den tiefhängenden, verschneiten Zweigen blüht ein verborgenes Familienglück, unbekümmert um Winterkälte und Schnee. Der Kreuzschnabel, Deutschlands Papagei, wie viele ihn seiner Kletterkünste wegen nennen, hat dort sein Heim aufgeschlagen, und es ist erstaunlich, wie der Vogelkörper die kleinen Eier so weit genügend erwärmen kann, daß sich das künftige Leben darin entwickelt. Der bei den Gebirgsleuten sagenumwobene Vogel hat keine bestimmte Brutzeit, darum treffen wir ihn auch um diese Jahreszeit beim Nisten.

Ganz wunderbar sind die Legenden, die man von ihm erzählt. Den krummen Schnabel und das Rot des Gefieders soll er dadurch bekommen haben, daß er auf Golgatha mit dem gekreuzigten Erlöser Mitleid gehabt und versucht habe, die schmerzenden Nägel aus den Wunden zu ziehen. Auch Heil- und Zauberkräfte schreibt man dem eigenartigen Vogel zu. Wahrscheinlich hat sein winterliches Brüten sowie die Eigenschaft seines Körpers, nach dem Tode nicht zu verwesen, sondern infolge seiner konservierende Eigenschaften besitzenden, harzigen Nahrung (Nadelholzsämereien) nur einzutrocknen, Anlaß zu den abergläubischen Vorstellungen gegeben.

Der Kreuzschnabel ist ein harmloses, gutmütiges Geschöpf, allgemein beliebt und im Gebirge so volkstümlich wie bei uns der Star. Wenn das Weibchen in seinem von glitzernden Eiskristallen umgebenen Nest sitzt, turnt das Männchen, leise singend, an den Fichtenzapfen umher, löst den ganzen Zapfen mit seinem Schnabel, fliegt damit auf einen Ast und entfernt die Schuppen, um so zu den Kernen zu gelangen. Es versorgt sein Weibchen, das bei der Kälte die Eier nicht verlassen darf und schon vom Legen des ersten Eies ab im Neste verbleibt. —

Schon sinkt der Abend herab, und die sternenhelle Frostnacht bringt noch einige Grade Kälte mehr. Die fröhlichen Menschen sind müde vom Sport und eilen ihren Quartieren zu. Der Waldarbeiter kommt vom Holzschlag und stapft durch den knirschenden Schnee seinem Häuschen zu. Er wirft einen Blick nach dem hohen

Tannenwipfel; weiß er doch, daß hier ein verborgenes Familienglück blüht, inmitten zwischen Eis und Schnee, doch das Nestchen ist warm und mollig wie sein eigenes.

Technik in alten Zeiten

Von Dr. Artur Segitz

Wir saßen in vertrautem Freundeskreis zusammen, und der Ingenieur erzählte gerade, wie wunderbar es doch eigentlich sei, daß man mit Hilfe der modernsten Kurzwellentechnik sozusagen das Geschehen des ganzen Weltalls in eine stille Studierstube zu bannen vermöge, daß ein Wort sich erhebe und über Meere und Berge fliege, Tausende von Kilometer weit, und daß es an unser Ohr dringe, noch bevor der ferne Redende den Mund geschlossen. Das Jahrhundert möchte er sehen, sagte unser Freund, das Gleiches an technischem Können geleistet habe wie das zwanzigste.

Da hob unser alter Südwestafrikaner den Kopf. „Ihr mögt schon recht haben," meinte er. „Wißt ihr aber, wie das ist, wenn da drüben in den Tropennächten, wo man feucht vor Schweiß schlaflos unter seinem Moskitonetz liegt, die Lokolis dröhnen, ansteigend und fallend, bald kurz, bald lang, dumpf wirbelnd, dann wieder scharf und in harten Schlägen, ein uns unverständliches Morsealphabet? Wenn man daran denkt, daß so schon vor Jahrtausenden die Kunde von Freud und Leid und allem, was die Schwarzen bewegt, durch die Urwälder flog, lange bevor die Römer einst daran dachten, auf dem Limes von Posten zu Posten eine Nachricht weiterzugeben, und wenn man daran denkt, daß man womöglich selber dann am nächsten Tage hilflos vor seiner ach so modernen Funkstation sitzt und in ausgetrocknete Akkumulatoren starrt, wißt ihr, wie einem da ist? Einmal aber, da hat mir vor den Schwarzen sogar gegraust. Es war im Weltkrieg, und ich war schon lange interniert. Wieder dröhnten die Lokolis ihre Trommelwirbel. Mein schwarzer Wächter hob den Kopf und horchte, dann erzählte er mir von einer Ardennenschlacht. Später erst konnte ich das alles prüfen. Ihr mögt jetzt lachen, wenn ich euch sage, daß nur eine einzige Stunde nach beendetem Kampf die Kunde davon bereits die Wälder Afrikas durchlief. Eine einzige kleine Stunde später! Wie und wodurch so etwas möglich ist? Ich weiß es nicht."

Wir saßen, in Nachdenken versunken, stumm; es war wie ein Grausen, das uns durchzog.

Jetzt erhob der dritte unserer Runde die Stimme. „Modernste Technik?" meinte er sinnend. „Ach, geht mir doch damit! Wann wird das Geschlecht von heute die nötige Achtung vor dem technischen Können früherer Zeiten bekommen? Daß alle unsere heutigen Erfindungen vorgeahnt, vorgedacht und oft auch schon vorerfunden waren, wer denkt heute daran? Wir sind zu stolz

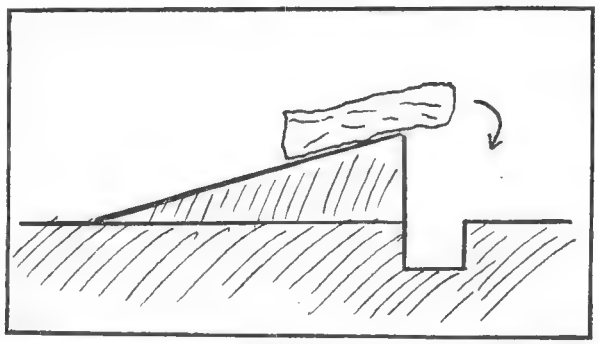


Abb. 1. Aufrichten eines Dolmens in prähistorischer Zeit.

geworden. Unser Freund hat uns nur ein Beispiel erzählt. Der Telegraph in seiner Urform ist jahrtausendealt. Soll ich als Altertumsforscher euch berichten? Da sehen wir heute Riesenkräne ganze Schnellzugslokomotiven in den Bauch von Ozeandampfern versenken; wir staunen und fühlen uns froh als Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts, das es „so herrlich weit gebracht". Denkt aber nur einmal an jene Megalithen der späteren Stein- oder der älteren Bronzezeit, jene bis 6 Meter hohen Felsblöcke von bis zu 50 000 Kilo Gewicht, die, reihenweise senkrecht aufgestellt, uns an uralte Zeiten gemahnen. Glaubt ihr wirklich, man habe damals Flaschenzüge gekannt, die nachgewiesenermaßen erst wenige Jahrhunderte vor Christi Geburt in Gebrauch kamen? Wie hat man diese Riesendolmen fortbewegt und aufgerichtet? Überlegt euch doch einmal, was das heißt, daß man in vorgeschichtlicher Zeit bereits jene Steine genau so wie heute den Riesenblock aus carrarischem Marmor, der für ein Denkmal bestimmt ist, Meter für Meter auf Walzen fortbewegt hat! Nun, wo bleibt da der technische Fortschritt? Wie aber hat man sie aufgerichtet, wie diese 50 000 Kilo in die Höhe gewuchtet, daß sie heute noch stehen?"

Unser Altertumsforscher malte eine flüchtige Skizze, wie sie unsere erste Abbildung zeigt, und fuhr dann fort: „Es ist ein glücklicher Zufall, daß wir das heute ganz genau wissen, denn 1878 fand man auf der Insel Jersey außer vielen fertig aufgerichteten Dolmen auch einen, der nicht aufgestellt worden war. Mit der Hälfte seiner Länge ragte er bereits über die oberste Kante einer schiefen Ebene hinaus. Mit Walzen hätte er zweifelsohne noch etwas weiter vorgeschoben werden sollen, worauf er umgekippt und in senkrechter Lage in sein

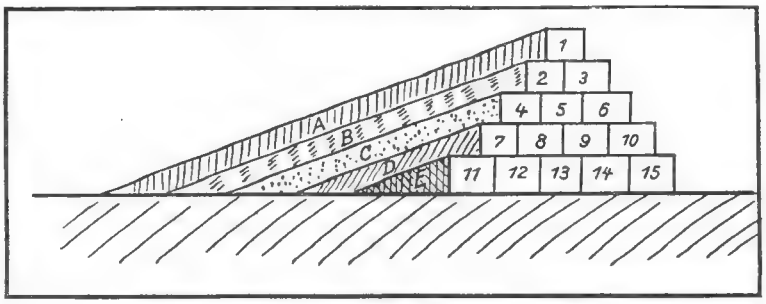


Abb. 2. Wie die Pyramiden gebaut wurden.

Standloch eingefallen wäre. Dann sollte der Erdwall abgetragen und für den nächsten Stein an anderer Stelle aufs neue errichtet werden. Ja, noch mehr: nach dem heutigen Stande unseres Wissens sind auf diese Weise auch die ägyptischen Pyramiden errichtet worden, jene ungeheuren Steinbauten der Pharaonenzeiten."

Wieder flog seine Hand über das Papier. „Zum Bau der Cheopspyramide (Abb. 2) wurde der zum Teil verwandte rote Granit aus über 800 Kilometer Entfernung von Assuan her auf Flößen nach Gizeh geschafft und auf Rollen zur Baustelle gebracht. Lag nun die unterste Steinschicht, die ich mit 11 bis 15 in meiner Skizze bezeichnet habe, so wurde der Erdwall E aufgeführt, auf diesem wurde die Steinblockreihe 7 bis 10 hochgerollt, die schiefe Ebene wurde bis zur Höhe D aufgeworfen, worauf die Steine 4 bis 6 hinaufbefördert wurden und so weiter. Freilich, auf dem Papier läßt sich leicht bauen; wenn man aber daran denkt, daß die höchste schiefe Ebene A bei einer Erhöhung von 20 Grad eine Länge von etwa 750 Meter besessen haben muß, so heißt dies, daß ein Erdhügel von 7,5 Millionen Kubikmeter Erde aufgebaut und später wieder abgetragen werden mußte. Bei einer Erdbewegung von 2,5 Kubikmeter auf den Mann und den Tag hätten also zehntausend Mann dreihundert Tage zur Aufführung dieser schiefen Ebene gebraucht. Wie uns aber aus Inschriften überliefert ist, haben in Wirklichkeit hunderttausend Mann zwanzig Jahre lang an der Cheopspyramide gearbeitet. Nun, welches Jahrhundert vermag diesem Gigantenwerk ein gleiches an die Seite zu stellen?

Wir sprechen da von der Cheopspyramide. Wißt ihr, daß der Gang ins Innere der Pyramide in seiner Verlängerung nach außen hin auf jene Stelle weist, an der zur Zeit seiner Erbauung, vor über viertausend Jahren also, der Polarstern gestanden haben muß? Das sei ein Zufall, meint ihr? Gut, dann lest aber einmal Max von Eyths Roman ‚Der Kampf um die Cheopspyramide', in dem er von den Forschungen zweier Engländer berichtet! Ich bin nicht Mathematiker und kann diese Dinge daher nicht nachprüfen. Dort wird nämlich gesagt, die doppelte Höhe der Pyramide stehe zu ihrem Umfang im gleichen Verhältnis wie der Kreisdurchmesser zum Umfang. Haben demnach die Ägypter unsere heutige ‚Ludolffsche Zahl' (= 3,14159) bereits gekannt, bis zur fünften Dezimale genau gekannt? Das ist wiederum ein ganz gewöhnlicher Zufall, nicht wahr, meine Herren? Nun, dann ist es sicher wohl auch nur ein Zufall, daß die Seitenlängen der Pyramide sich als zehnmillionster Teil der halben Erdachse erweisen? Denn hieße dies nicht sonst, daß man bereits vor weit über viertausend Jahren ebenso von der Kugelgestalt der Erde gewußt habe wie wir, die wir vor noch nicht einmal hundertfünfzig Jahren den vierzigmillionsten Teil des Meridians zur Einheit unseres Meters nahmen?

Doch genug davon, wir verlassen sonst noch ganz und gar den sicheren Boden der Wissenschaft! Ich wollte euch ja auch bloß zeigen, daß wir nicht gar zu stolz sein sollen auf ‚unsere' Technik, die Technik von heute, denn ihr seht, bereits in der Bronzezeit wurden große technische Aufgaben gelöst, die damals ungleich schwieriger waren als etwa heute der Bau eines Wolkenkratzers." (Schluß folgt)

Die Verwendung der Glühlampe für Photoaufnahmen im Heim

Von Joachim Preuß

Die Heimaufnahme war lange Zeit das Stiefkind der Liebhaberphotographie, sehr zu Unrecht, denn kaum auf einem andern Gebiet ist der Lichtbildner so in der Lage, mit den einfachsten Mitteln künstlerische Ergebnisse zu erzielen. Kaum eine Aufgabe ist so reizvoll wie der Versuch, das Spiel von Licht und Schatten in seiner bildmäßigen Wirkung auf Köpfe und Stilleben in den eigenen vier Wänden zu studieren und auf die verschiedenste Art und Weise auf Platte und Film zu bannen.

Das größte Hindernis pflegte dem Photographen die Beleuchtungsfrage zu bieten. Das natürliche Licht ist schlecht geeignet, da es zu wenig konstant ist und sich außerdem selbst bei Verwendung von Zerstreuungspiegeln nicht richtig verteilen läßt. Überdies müssen die meisten Liebhaberphotographen während der Tagesstunden ihrem Beruf nachgehen, so daß für sie die Abendstunden geeigneter sind. Also bleibt nur noch die künstliche Beleuchtung.

Das früher viel verwendete Magnesiumblitzlicht kommt für dauerndes Arbeiten nicht in Betracht, weil sich die Beleuchtungswirkung vor der Aufnahme nicht beurteilen und verändern läßt. Auch stört die starke Rauchentwicklung bedeutend und läßt im allgemeinen mehrere Aufnahmen kurz hintereinander nicht zu. Dazu kommt noch die Feuergefährlichkeit. Auch das Magnesiumband für Zeitaufnahmen eignet sich nur schlecht für systematische Heimaufnahmen. Selbst die Bogenlampe ist, trotz vielen guten Eigenschaften, nicht das Ideal für den Amateur.

Der Liebhaberphotograph braucht vielmehr eine billige Lichtquelle, die eine hohe, konstante Lichtstärke besitzt und ohne Wartung bei leichtester Handhabung beliebig lange brennen kann. Diesen Bedingungen genügt am besten die elektrische Glühlampe. Daß sie bisher noch nicht allgemein im Gebrauch war, lag am Fehlen einer geeigneten Type für photographische Zwecke.

Das Glühlampenlicht ist im Gegensatz zum Licht der Bogenlampe beispielsweise wenig aktiv, das heißt, es ist verhältnismäßig arm an blauen Strahlen. Da aber heutzutage immer mehr mit orthochromatischen und panchromatischen Platten und Filmen gearbeitet wird, ist das nur ein Vorteil. Die orthochromatische Platte

ist bekanntlich, um die Farbhelligkeitswerte besser wiederzugeben, auch für Gelb empfindlich gemacht. Hier wäre eine Lichtquelle, die in der Hauptsache blaues Licht ausstrahlt, ganz unzweckmäßig. So muß man beispielsweise beim Gebrauch einer Bogenlampe, wenn man die Orthochromasie der Platten ausnutzen will, wegen des hohen Blaugehalts des ausgestrahlten Lichtes einen geeigneten Filter verwenden, wodurch natürlich eine erhebliche Schwächung der Beleuchtung und damit eine bedeutende Erhöhung der Belichtungszeit verursacht wird. Eine Lichtquelle, die mehr gelbes Licht aussendet, ist als Lampe für Heimphotographie entschieden vorzuziehen. Das gilt in verstärktem Maße für panchromatisches Aufnahmematerial, das die beste Wiedergabe der Farbwerte erzielt und deshalb immer mehr in Anwendung kommt. Hier liegt das ureigenste Gebiet der Glühlampe.

Neuerdings ist nun eine elektrische Birne auf den Markt gekommen, die dem Photoamateur ein wirklich geeignetes Hilfsmittel für Innenaufnahmen in die Hand gibt. Es ist die 500 Watt gasgefüllte Osram-Nitraphot-Lampe. Sie ist an jede mit 6 Ampere gesicherte Hausleitung ohne weiteres anzuschließen, da sie in jede normale Fassung eingeschraubt werden kann. Sie brennt mit einer hohen Fadentemperatur, so daß sie eine größere Lichtfülle als die gewöhnliche Osram-Nitra-Lampe gleicher Wattzahl und auch einen höheren Blaugehalt besitzt. Trotzdem ist die Gelbstrahlung doch so groß, daß bei Verwendung orthochromatischer Platten und Filme zur tonrichtigen Wiedergabe der Farben keine Gelbscheibe erforderlich ist.

Der Betrieb einer solchen Lampe ist verhältnismäßig sehr billig. Da der Preis für das Stück 15 Mark beträgt und man bei einer Brenndauer von, sagen wir, 6 Minuten etwa tausend Aufnahmen mit einer Birne machen kann, so betragen die Kosten 1,5 Pfennig für eine Aufnahme. Die Stromkosten belaufen sich für eine Aufnahme auf 1 bis 2 Pfennig, so daß die Gesamtkosten nur etwa 3 Pfennig betragen. Die Preise für die bekannten Kapselblitze sind vergleichsweise ganz bedeutend höher.

Die Nitraphotlampe liefert im Gegensatz zur Bogenlampe bei Wechselstrom, der heute meist vorhanden ist, ein ebenso ruhiges und für die Photographie brauchbares Licht wie bei Gleichstrom. Ferner gibt sie infolge der wellenförmigen Gestalt des Glühfadens und der teilweisen Mattierung des Glases eine ausgezeichnete Beleuchtungswirkung, die harte Schatten vorteilhaft vermeidet, im Gegensatz zu punktförmigen Lichtquellen.

Der Liebhaberphotograph ist jetzt in der Lage, Porträtaufnahmen und Stilleben mit verhältnismäßig kurzen Belichtungszeiten zu machen. Bei einer Nitra-

Werbekundgebung des V.D.A. im Herrenhaus zu Berlin für das Grenz- und Auslanddeutschtum. Um das Podium herum stehen die Bannerträger / Phot. New York Times, Berlin.

photbirne kann man unter Anwendung eines Reflektors und einer Objektivöffnung von 1 : 4,5 (mittlerer Abſtand) mit einer Expoſitionsdauer von 1 Sekunde rechnen. Eine Perſonenaufnahme mit zwei Lampen und Öffnung 1 : 6,3 erfordert etwa die gleiche Belichtung. Geht man mit der Beleuchtung ſehr nahe an das Objekt heran, ſo kann man oft ſogar Momentaufnahmen machen.

Doch noch einen weiteren Vorzug hat das Nitraphotlicht. Es geſtattet dem Amateur, ſich erfolgreich auch auf dem intereſſanten Gebiete der Farbenphotographie mit Agfa-Raſterplatten zu betätigen. Dieſe erfordern nämlich bei Nitraphotlicht im Gegenſatz zu anderer Beleuchtung keinen Filter. Das bedeutet, daß man bei Farbenaufnahmen unter Verwendung einer Nitraphotlampe nur ſechsmal ſo lange exponieren muß — bei Tageslicht und Benutzung eines Spezialfilters etwa ſechzigmal ſo lange — wie bei einer gewöhnlichen Aufnahme. Das iſt ein ungeheurer Gewinn, der beſonders dann zur Geltung kommt, wenn man farbige Perſonenaufnahmen macht, bei denen ja eine kurze Belichtungszeit ſehr erwünſcht iſt.

Um dem Photographen das Finden der richtigen Belichtungszeit nach Möglichkeit zu erleichtern, hat Osram neuerdings eine überaus praktiſche Belichtungstabelle herausgebracht, mit deren Hilfe man nach zwei Handgriffen das Ergebnis ableſen kann. Falſches Exponieren iſt ſomit ausgeſchloſſen.

Mondnacht im Dezember / Nach einem Gemälde von W. Fink.

Weſen und Schein

Eine ſehr ſonderbare, doch ſchlagende Antwort über den Unterſchied zwiſchen Weſen und Schein erhielt Heinrich VIII. von England von einem Grafen ſeines Hofes. Dieſer war einmal vor dem König in einer Friesjacke und ein paar ſchlichten Lederhoſen aufgezogen, doch mit hundertundzwanzig wohlberittenen und bewaffneten Gefolgsleuten. Heinrich tadelte ihn trotzdem wegen ſeiner ungeziemenden Erſcheinung, was der Graf ſich merkte. Das nächſtemal kam er in einem ſchwarzen Samtrock, deſſen Ärmel mit goldenen Agraffen verziert waren, einer Samtmütze mit koſtbarer Feder, goldener Borte, beſetzt mit Edelſteinen, und ſo durchweg pomphaft angetan bis auf Degen und Dolch, deren Scheiden von eingelegten Perlen und Steinen glitzerten; doch er hatte nur einen Trabanten und einen Pagen hinter ſich.

Der König lobte ihn wegen ſeines glänzenden Auftretens. „Aber," ſo fragte er, „wo bleibt Euer ſtattlicher Anhang mit Mann und Roß?"

„Wenn es Eurer Majeſtät gefällt," rief der Graf und warf dem König ſeine koſtbare Mütze vor die Füße, „da liegen zwanzig Mann und zwanzig Pferde!" Dann, ſeinen Rock dazuwerfend: „Hier liegen vierzig Mann und vierzig Pferde," und ſo weiter. Darauf ließ er dem König die Wahl zwiſchen dem bunten Flitter und hundertundzwanzig Verteidigern ſeiner Perſon und ſeiner Macht.

*

Buchſtabenſuchrätſel

. . A N A
. . U A R D
. . T E R P E
. . I N G T A U
. . O R A L
. . Z I A N
. . L I B R I
. . N D O N
. . A G A R A F A L L
. . T E N T E

An Stelle der obenſtehenden Punkte ſind zur Ergänzung der zu bildenden Hauptwörter Buchſtaben zu ſetzen, die aneinandergereiht etwas nennen, was Deutſchland durch den Weltkrieg verloren hat.

*

Auflöſung des Füllrätſels von Seite 208:

E	R	D	O	E	L
M	E	R	L	A	N
O	B	E	R	S	T
S	C	H	E	R	E
L	E	I	T	E	R

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Mister Cook ist, wie immer, ganz allein und eben im Begriff, sich niederzulegen. Warum sollte er in Isabela Wachen um sich haben? Er ist überzeugt, daß es im Lande Santa Scientia keinen Verbrecher gibt.

Die Tür springt auf, und drei Männer stehen vor ihm, João Ferreira, Don Christobal und Mac Gonnor. Der Neger Sam ist draußen geblieben und verbirgt sich lauschend unter den Sträuchern des Dachgartens.

Mister Cook sieht sich erstaunt um und begreift nicht, was für Besucher in der Nacht in sein Zimmer dringen. „So spät, meine Herren?"

„Wir möchten ein paar Worte mit Ihnen reden."

„Jetzt in der Nacht?"

„Sie schlafen ja doch nicht."

Cook erkennt Mac Gonnor und begreift nicht. „Wer hat Sie hierher geführt?"

Mac Gonnor lächelt. „Es wird einem leicht gemacht in Isabela. Wir brauchten nur auf der Tabelle die Nummer Ihrer Wohnung zu suchen, und der brave Fahrstuhl führte uns hierher. Übrigens sind Sie wahrhaftig sehr vertrauenselig, verehrter Mister Cook."

„Wieso? Ich brauche in Isabela niemand zu fürchten."

„Jedenfalls starrt Ihr Zimmer von heimlichen Waffen und versteckten Kontakten?" Mac Gonnor lacht bei dieser Frage unsicher.

„Durchaus nicht. Hier ist kein Kontakt, denn wenn ich hier bin, will ich Ruhe haben, und Waffen brauche ich gewiß nicht."

„Auch heute nicht?"

Cook ärgert sich über das sonderbare Benehmen dieser Menschen. „Ich bitte Sie wirklich, mich zu verlassen. Wenn Sie irgendwelche Wünsche haben, erwarte ich Sie morgen in meinem Büro." Er wirft immer wieder fragende Blicke auf João und Christobal und begreift nicht, wie es in Isabela ihm fremde Gesichter geben kann.

Jetzt tritt João vor. „Ich bin João Ferreira, der Sohn des Präsidenten von Puitu. Don Christobal werden Sie von früheren Besuchen bei meinem Vater kennen, Mac Gonnor hat sich bereits bei Ihnen eingeführt."

„Der Neffe Mister Möllers?"

„Das tut nichts zur Sache."

Cook beginnt nervös zu werden. „Also, was wollen Sie, meine Herren?"

João lächelt verbindlich. „Ein kleines Geschäft. Hier sind hunderttausend Dollar. Verkaufen Sie mir dafür Ihr vermeintliches Recht an den Drusenkopfinseln und verlassen Sie noch in dieser Nacht die Stadt!"

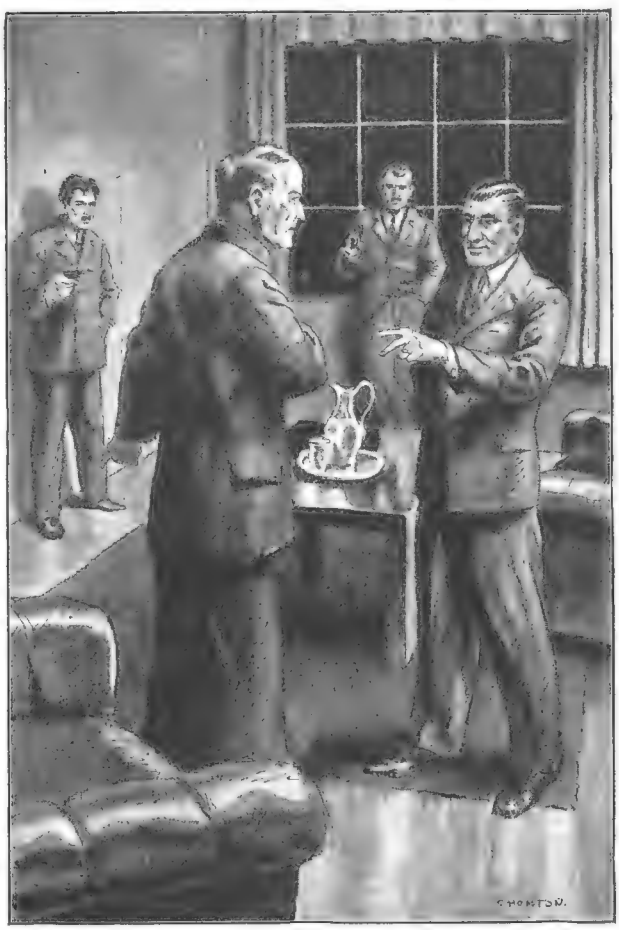
Cook glaubt es mit Irrsinnigen oder Betrunkenen zu tun zu haben. „Sie lassen mich jetzt wohl allein?"

„O nein, werter Herr! Ich weiß, daß Sie sich nicht wehren können, daß Sie in die Falle gegangen sind. Jetzt halten wir Abrechnung."

„Hinaus!"

Mister Cook beginnt zu begreifen, will zur Tür und sieht, daß diese geschlossen, der Wagen verschwunden ist und daß Christobal ihm einen Revolver entgegenhält.

„Hände hoch, oder ich schieße!"



„Ich weiß, daß Sie sich nicht wehren können, Mister Cook, daß Sie in die Falle gegangen sind. Jetzt halten wir Abrechnung."

Vor dem gleichfalls geschlossenen Fenster steht Mac Gonnor und hält ebenfalls einen Revolver in seiner Hand.

„Was soll das? Lassen Sie die Komödie!"

„Es ist keine Komödie."

„Was hätte es für einen Zweck, wenn Sie mich erschießen?"

„Einen sehr guten. Sowie ich aus diesem Fenster einen dreifachen Schuß abgebe, sind in derselben Minute auch Ihre Freunde tot und die Maschinen in unserer Hand. Wir sind nicht allein und haben zuverlässige Helfer."

„Sie ..."

„Morgen gibt es keinen Benjamin Cook mehr, keinen, der sich seinen Erben nennen könnte, kein Santa Scientia, sondern die Drusenkopfinseln gehören wieder dem Staate Puitu."

„Sie sind also feige, erbärmliche Mörder?"

„Wir sind Männer, die

wiedergutmachen wollen, was törichte Verträge verschuldet haben."

Cook hat seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen. „Sie sind lächerlich. Warum schießen Sie nicht, wenn Sie glauben, mit meinem Tode mein Werk vernichten zu können?" Er überlegt fieberhaft, sinnt auf Rettung und hat in dieser Minute gelernt, daß er allzu vertrauenselig war.

„Wollen Sie die Stadt verlassen?"

„Nein."

„Gut, wir sind keine Henker. Wenn Sie etwas niederschreiben wollen . . ."

„Sie sind Mörder."

„Wir lassen Ihnen fünf Minuten Zeit."

Cook ist völlig ruhig, sucht nach Rettung, seine Gedanken irren umher. Er hat unwillkürlich die Augen gesenkt, dann ist es ihm, als höre er ein leises, scharfes Knacken. Er blickt auf — das Zimmer ist leer. Die drei Männer sind spurlos verschwunden.

Mister Cook steht einen Augenblick wie erstarrt, tritt an das Fenster und öffnet es. Draußen ist schweigende Nacht wie zuvor.

Er tritt an die Schalttafel und drückt auf den Knopf. Nach einiger Zeit kommt der Wagen mit einem Führer. „Wo sind die drei Herren hin, die bei mir waren? Sie müssen sie auf der Glasplatte, die den Lauf des Wagens bezeichnet, gesehen haben."

„Es war kein Wagen unterwegs, ich habe niemand gesehen."

„Sie haben niemand . . ."

„Gewiß nicht."

„Es ist gut."

Cook ist wieder allein. Hat er das alles geträumt? Geträumt, daß diese Männer ihn überfielen?

Während der Minuten, da Mister Cook in verzweifelter Überlegung zu Boden sah, während die Mordbuben mit erhobenen Revolvern an nichts als an die Ausführung ihres Planes dachten, hatten sich ganz leise Tür und Fenster geöffnet. Rasche Hände krallten sich um die Hälse der Verbrecher. Ohne einen Laut von sich zu geben, sanken sie in sich zusammen, wurden in den Wagen gehoben, und als Cook das Knacken der sich wieder schließenden Tür vernahm, das ihn aus seinen Gedanken aufschreckte, waren die vier Verschwörer — denn Sam war schon vorher gefesselt — unter Bobs und Hellings Aufsicht bereits gefesselt und fuhren nicht in die Zentrale zurück, sondern wurden auf andern Schienenwegen aus dem Innern der Stadt hinausgebracht.

Mister Cook, der von diesen Dingen ebensowenig wußte wie von der Rolle, die Elsa Dorn dabei gespielt hatte, öffnete die Tür, ging hinaus, überzeugte sich selbst, daß überall tiefste Ruhe herrschte, und begann an eine Schwäche seiner Nerven zu glauben. —

Am nächsten Morgen geht Elsa unruhig in ihrem Büro auf und ab, als Bob eintritt. Er zeigt ein völlig gleichmütiges Gesicht. „Guten Morgen, Elsa!"

„Gott sei Dank!" Elsa atmet sichtlich erleichtert auf. „Was heißt Gott sei Dank?"

Sie merkt, daß er nicht von der Sache sprechen will, aber sie weiß, daß die Gefahr vorüber ist. —

Außerhalb der Stadt in einer alten Höhle werden die Verschwörer eingesperrt und verurteilt. Benjamin Cook und seine Mitarbeiter sind alle versammelt. Ihnen gegenüber stehen gefesselt und von chinesischen Kulis bewacht die Verschworenen.

„Was haben Sie zu sagen?"

João Ferreira hat den Kopf hoch erhoben. „Daß wir verspielt haben."

„Zum wenigsten sind Sie nicht feige."

„Warum sollten wir leugnen, was Sie gesehen haben?"

„Warum brachen Sie unsern Frieden?"

„Um gutzumachen, was die Regierung von Puitu getan hat. Wäre das Werk gelungen, dann gehörte jetzt Santa Isabela wieder Puitu und mit ihm das Gold der Inka."

„Sie sind Meuchelmörder."

„Patrioten!"

„Und jetzt?"

„Werden wir erdulden, was Sie beschließen."

„Wir werden beraten."

Es folgt nur eine kurze Besprechung, dann sagt Benjamin Cook: „Wir hätten das Recht, zum wenigsten Don João, Don Christobal und Mac Gonnor zu töten. Sie haben mich morden wollen, aber der Himmel hat es verhütet. Wir werden Sie noch heute der Regierung von Puitu ausliefern, und diese mag über Sie richten."

Die Männer antworten nicht. Einen Augenblick scheint es, als wolle Don Christobal sich auf Cook stürzen, aber Bob hält ihn zurück. —

Eine Stunde später fährt ein großer Zeppelin dem Festlande zu. Zum ersten Male sitzen gefesselte Männer in ihm, Männer mit finstern Gesichtern. Sie wissen, daß sie auch daheim keinen Dank finden werden. Der Putschist, dessen Streich mißlang, wird verleugnet.

Hilfsingenieur Müller muß den Transport nach Puitu bringen. —

Bob geht schweigend in das Verwaltungsgebäude und trifft Elsa Dorn. „Elsa, ich danke dir, du hast Mister Cook gerettet."

Elsa wird rot, springt in einen Wagen und fährt davon, ohne zu antworten. —

Am Abend werden die deutschen Gäste aus dem Bade Alesia wieder abgeholt. Bob selbst ist es, der sie heimgeleitet. In Santa Isabela ist alles wieder beruhigt. Außer den Wachmannschaften und den Freunden hat niemand etwas von der großen Gefahr geahnt, die über ihnen allen schwebte.

„Sie haben sich erholt? Sie haben miteinander gesprochen?"

„Wir sind begeistert."

„Dann darf ich Sie wohl nun auch bitten, uns morgen Ihr Urteil über unser Werk mitzuteilen." —

Die Herren sind wieder in dem Gastzimmer, speisen und gehen stundenlang allein auf den Dachgärten spazieren. Niemand stört sie. Wunderbar harmonisch schimmert das Licht durch die bunten Scheiben der Fenster. Majestätisch in ihrer eigenartigen Schönheit liegt die Stadt der Zukunft vor ihnen, und hoch auf den Dächern fächelt der Nachtwind in den Palmen.

* * *

Den zwanzig Verschworenen war durchaus nicht behaglich zumute in dem großen Zeppelin, mit dem sie ihre Rückreise unter der Führung des Ingenieurs Müller antreten mußten, und noch unangenehmer war der Augenblick, als sich das Luftschiff vor der Hauptstadt von Puitu niedersenkte.

Es war eigentlich gar nichts mit ihnen geschehen; man hatte sie nicht etwa gefesselt, sondern ihnen die große Fahrgastkabine eingeräumt. Zuerst waren sie sogar ziemlich vergnügt. Sie sprachen untereinander Spanisch, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß Müller dies nicht verstand.

„Sie sind doch große Toren, diese sogenannten Zukunftsweiser der Menschheit. Wir warten ab, bis wir hoch in der Luft sind, dann werden wir spielend mit diesem einen Mann fertig."

Der Schweizer Hospenthal nickte. „Ich habe jahrelang Flugzeuge gelenkt. Wir fahren zunächst nach Amerika, ich meine nach irgend einem einsamen Küstenstrich in Kalifornien. Dann sind wir in Sicherheit."

João lachte boshaft. „Ich habe deutlich gesehen, daß sie zehn Goldbarren eingeladen haben, ganz öffentlich, vor unsern Augen. Wahrscheinlich will der Zeppelin, nachdem er uns abgeliefert hat, weiterfahren. Ist wenig, aber doch etwas."

Das Luftschiff fuhr über dem Meer. Sie blickten vorsichtig in den Führerstand. Herr Müller lag in einem Lehnsessel und schlief. Das Luftschiff stand anscheinend unter Fernsteuerung.

„Jetzt ist es Zeit."

Hospenthal ging zur Tür, aber als er noch etwa einen Schritt von dieser entfernt war, leuchtete eine Schrift auf: „Vorsicht! Starkstrom! Lebensgefahr!"

Einen Augenblick standen sie zögernd, dann sahen sie, daß sich Müller auch jetzt nicht in seinem Stuhl rührte. Hospenthal schüttelte den Kopf. „Bluff! Wo kommt hier der Starkstrom her? Nicht einschüchtern lassen!" Er trat weiter vor und legte die Hand an die Klinke der Tür. Im selben Augenblick brach er zusammen und hing als hilfloses Bündel an der Tür, während gleichzeitig ein starkes Klingelzeichen ertönte.

Müller richtete sich auf und drückte auf einen Hebel. Hospenthal fiel zur Erde, und gleich darauf wurde der Hebel wieder gerückt, während der Lautsprecher des Telephons ertönte, das Müller jetzt bediente. „Warum verlachen Sie unsere Warnung? Diesmal war nur ein verhältnismäßig schwacher Strom eingestellt. Der Mann wird wieder zu sich kommen. Jetzt habe ich vollen Starkstrom in allen Leitungen. Jeder, der von jetzt an auch nur eine Wand berührt, ist sofort tot."

Sie trugen Hospenthal auf den Diwan. Er hatte starke Brandwunden an den Händen, aber er wachte wieder auf.

Mit wütender Gebärde warf Don João seinen Zigarettenstummel gegen die Tür. „Diese elenden Maschinen! Wahrhaftig, gegen diese Menschen ist nichts zu wollen!"

Seitdem saßen die zwanzig in stummer Wut beieinander und mußten erleben, daß der Zeppelin die Küste von Puitu überflog und sich zu dem Berglande, dem Mittelpunkt des Staates, emporschraubte.

Müller war jetzt am Steuer, und das Luftschiff schwebte in eleganten Windungen hinab. Wenn die Verschworenen noch eine letzte Hoffnung gehabt hatten, im Augenblick der Landung entspringen zu können, so war jetzt auch diese dahin, denn sie sahen, daß der große Platz völlig von Militär umstellt war und daß dieses jetzt immer engere Kreise zog. Sobald sie die Kabine verließen — nachdem natürlich der Starkstrom abgestellt worden war — wurden sie unter starker Bedeckung in die Stadt geführt, während der Zeppelin unter Müllers Leitung sich wieder in die Luft erhob.

Jetzt war es den Verschworenen wenigstens ein kleiner Trost, daß es Nacht war und keine Zuschauer den unrühmlichen Einzug der „Sieger" mitansahen.

Man brachte sie in den Staatskerker, ein Gebäude, das noch auf alten Inkawerken errichtet war. Es bestand aus Quadern, die jetzt, nach Jahrhunderten, noch so fest und so tadellos ineinandergefügt waren, daß man nicht eine Messerklinge zwischen die Spalten zu schieben vermocht hätte. —

Es war ein recht eigentümliches Wiedersehen, das beim ersten Morgengrauen der greise Präsident Ronaldo Ferreira mit seinem Sohn feierte. Während der Präsident mit übereinandergeschlagenen Armen dastand, hockte João mit trotziger Miene auf seinem Schemel.

„Ich habe mich daran gewöhnen müssen, daß mein eigener Sohn mein Feind ist und nach meinem Amte trachtet, aber daß du unter die Raubmörder gehst ..."

João sprang auf. „Das ist nicht wahr! Ich wollte ..."

„Du wolltest morden!"

„Ich leugne es nicht. Ich wollte gutmachen, was du dem Vaterlande verloren hast."

„Unsinn! Ich habe eine wüste Insel verkauft."

„Mit den Millionen der Inka."

„Hast du sie gesehen?"

„Ich nicht, aber ..."

„Das ist Unsinn. Wir haben während langer Jahre die Insel durchforscht. Wir hätten die Schätze nie gefunden. Nur jener Alesius wußte den Weg, wenn es einen gab. Du aber hast wie ein törichter Knabe gehandelt; du hast dich als Räuber in ein Gebiet geschlichen, das einem Amerikaner, einem Bürger der Vereinigten Staaten, rechtmäßig gehört. Du kannst daran schuld sein, wenn wir ernsten Schwierigkeiten

Schneemännerbauen auf dem Schulhof / Phot. J. Reinelt, Berlin.

begegnen. Du warst ein Narr. Eine Bande von Abenteurern ist nicht geeignet, etwas Gutes zu schaffen. Jetzt stellst du mich vor die traurigste Pflicht meines Lebens."

„Welche Pflicht?"

„Was gebührt Meuchelmördern?"

„Du willst ...?"

„Ich will stets, was ich muß."

Der Greis sah seinen Sohn ernst und traurig an. Dieser saß wieder trotzig in sich zusammengesunken. Der Präsident schüttelte den Kopf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt)

Zu Besuch bei den künftigen Seeoffizieren und Kapitänen der deutschen Handelsmarine / Von E. Paquin

Irgendwo in dem kleinen Hafen eines stillen Landstädtchens an der Hunte, zwischen Bremen und Bremerhaven, lagen die beiden Schulschiffe „Deutschland" und „Großherzogin Elisabeth" etliche Wochen vor Anker. Sie kamen von der Ostseereise und rüsteten sich zur großen Reise fern übers Weltmeer. In den nächsten Tagen wurden beide Schiffe die Hunte und die Weser hinuntergeschleppt in die offene See. Dann setzten die eigenen Segel ein, und der Wind blies sie mit vollen Backen gen Westen.

Beide Schiffe, sowohl die „Deutschland" als auch die „Großherzogin Elisabeth", sind reine Segler; da gibt es keine rauchenden Schlote, außer dem bescheidenen Kamin des „Küchenchefs", der in der großen Gulaschkanone mit seinem langen Schöpflöffel herumrührt und für das leibliche Wohlergehen aller zu sorgen hat.

Etwa hundertundsechzig junge Leute von sechzehn bis achtzehn Jahren sind es, die hier ihre seemännische Ausbildung erhalten. Der Zauber und die Romantik früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte tauchen da wieder vor uns auf. Zehn, zwanzig und mehr Segel werden gesetzt, je nach der Windstärke. Wie die Katzen klimmen die jungen Leute in den Rahen herum und setzen Segel oder ziehen sie ein, je nachdem.

Man kann die beiden Schulschiffe ruhig als zwei kleine Republiken bezeichnen, denn auf offener See und auch im Heimathafen untersteht diese ganze Gesellschaft dem Kapitän. Es herrschen hier strenge Zucht und Ordnung; da gibt es keine Mutter, die die Hose flickt, keine Schwester, die die Strümpfe stopft. Nein, hier muß ein jeder sich selber helfen können, seine Wäsche selbst waschen, seine Kleider selbst flicken, seine Strümpfe selbst stopfen, seine Knöpfe selbst an die Hose nähen. Jeden Tag ist Appell, heute mit den Stiefeln, morgen mit dem Ölanzug, übermorgen mit der Unterwäsche und so weiter.

Auch über das Geld, das der Vater für die kleinen Bedürfnisse gesandt hat, können die jungen Leute nicht unumschränkt verfügen. Da ist die „Mutter des Schiffes", der Herr Zahlmeister, der die Hand fest auf dem Beutel hält und jedem nur nach Bedarf mit väterlicher Großmut einige Mark in die Hand drückt, so etwa wie im alten Heere, wo in der Kaserne jedem Marssohn alle zehn Tage 2,20 Mark, also 22 Pfennig für den Tag, ausgehändigt wurden. Hier muß jeder weise mit seinem Gelde haushalten, denn wenn einer allzuoft an die Tür des Herrn Zahlmeisters klopft, so wird ihm der „Kredit" gesperrt, bis er sparen gelernt hat.

Es ist amtliche Vorschrift, daß die künftigen Offiziere und Kapitäne der Handelsmarine vier Jahre auf einem Segelschiff Dienst getan haben müssen. Vorher werden sie nicht zur Steuermannschule zugelassen.

Wetterfeste, wohldisziplinierte junge Leute in schmucker Seemannsuniform sind es, die uns hier begegnen. Freilich, wenn sie eintreten und die erste Ausreise machen, dann packt die meisten schon nach etlichen Stunden das graue Elend, die Seekrankheit; aber das dauert nur etliche Stunden, im höchsten Falle einen bis zwei Tage.

Unterricht und Wachtdienst, Deckreinigen, Flickstunde und sonstiger Dienst lösen einander ab. Viel Zeit zum süßen Nichtstun bleibt hier also nicht, des „Dienstes immer gleichgestellte Uhr" ist fast ununterbrochen im Gang. In Sturm und Wetter, wie überhaupt immer und überall, sind die Jungen nur auf ihre eigene Kraft, auf ihre eigene Tüchtigkeit, auf ihren Mut und ihre Entschlossenheit angewiesen. Jede Stunde, nein, jede Minute sind sie alarmbereit. Jeder hat sein bestimmtes Segel, seinen bestimmten Mast, jeder weiß auch seinen bestimmten Platz in den zur Seite hängenden Rettungsbooten, jeder hat seinen Rettungsring, wenn Not am Mann ist. Seefahrt ist Not, und dafür wurden die jungen Leute ja Matrosen. Kampfnaturen sind es ausnahmslos, junge Leute, die jederzeit bereit sind, ihre Kraft voll und ganz einzusetzen in dem zuweilen furchtbaren Ringen gegen die brüllende See und den pfeifenden Orkan.

Es gefällt ihnen nicht, allzu lange im Hafen zu liegen. Sehr bald sehnen sie sich hinaus auf die hohe See. Hei, wie da der Wind pfeift, wie da die Wogen hochgehen und das Schiff wie eine Nußschale auf dem Wasser auf und ab tanzen lassen!

Wenn es Mittag wird, dann geht der „Backschafter", das ist von jedem Tisch der Essenholer, in die Kambüse, also in die Küche, wo der gutmütige Koch jedem reichlich ausmißt. Wer dann noch Hunger hat, kann sich bei ihm noch einen „Schlag" verabfolgen lassen. Beim Militär nannte man das „kapitulieren". Mehr als einer, der zwei Portionen vertragen kann, „kapituliert" ein zweites Mal.

Auf den Schulschiffen gibt es genau wie im Heere verschiedene Grade. Die Rekruten wurden im Heere von den „alten Leuten" sehr gern als „Hammel" bezeichnet, hier heißen sie „Paviane". Nach etwa einem halben Jahre werden die Paviane zu „alten Jungs". Später wird man Leichtmatrose, dann Vollmatrose, und von dieser Stellung geht der Weg zur Steuermannschule; das heißt, vier Jahre muß der junge Seemann, der zur Steuermannschule will, auf Seglern Dienst getan haben. Nach fünf oder sechs Jahren sieht man den einen und andern bereits als Offizier, und

Auf dem Heimweg vom Christbaummarkt / Phot A. Pedrett, St. Moritz.

nach Jahrzehnten bringen es die Tüchtigsten auch zum Kapitän.

Der Wachtdienst oben auf Deck ist eine beständige Einrichtung, und zwar ist es immer eine größere Anzahl von Mannschaften, die auf Wache ziehen müssen. Es gilt, stets so viel Mannschaft eingriffsbereit zur Stelle zu haben, daß man in jeder Minute und in jeder Sekunde wirkungsvoll den Kampf mit dem zuweilen tückischen Meer aufnehmen kann. Einsam, sehr einsam ist es nachts; nichts vernimmt man da als das Brausen des Meeres und den einförmigen Schlag der Schiffsuhr. Jede Stunde wird fast zur Ewigkeit. Wenn es gar zu eintönig wird und der Gesprächstoff ausgegangen ist, oder wenn sich die müden Lider über die Augen herabsenken wollen, was aber nicht sein darf, so greift der eine oder andere in die Tasche, zieht die Mundharmonika hervor und beginnt frohe Lieder zu spielen, und alle singen begeistert mit. Da ist der Sohn der Rheinlande, da ist der Ostpreuße, der Bayer, der Württemberger, der Sachse, kurz, da sitzen sie alle zusammen. Wenn man genug gesungen hat, dann wandern die Gedanken über das pechschwarze Meer gerne in die Heimat, wo die Angehörigen in tiefem Schlafe liegen.

Sie alle auf dem ganzen Schiff sollen unter Führung ihres Kapitäns und ihrer Offiziere Persönlichkeiten werden, Männer, die der Gefahr Tag und Nacht tatbereit und kaltblütig ins Auge sehen können, denn auf hoher See, in der Stunde der Not, ist mit Verzagtheit und Furcht nichts anzufangen. Alle, wie sie da sind, alle sind sie auf Gedeih und Verderb miteinander verwachsen und verbunden, zu gemeinsamer Freude, gemeinsamer Not, gemeinsamem Kampf und gemeinsamer Arbeit.

Auf den beiden Schulschiffen gibt es auch je eine Kapelle. Sie besteht aus den Musikern unter den Mannschaften, die zuweilen ihre Instrumente hervorholen und zur Kurzweil der Kameraden, oder um das Heimweh zu verjagen, frohe Lieder anstimmen.

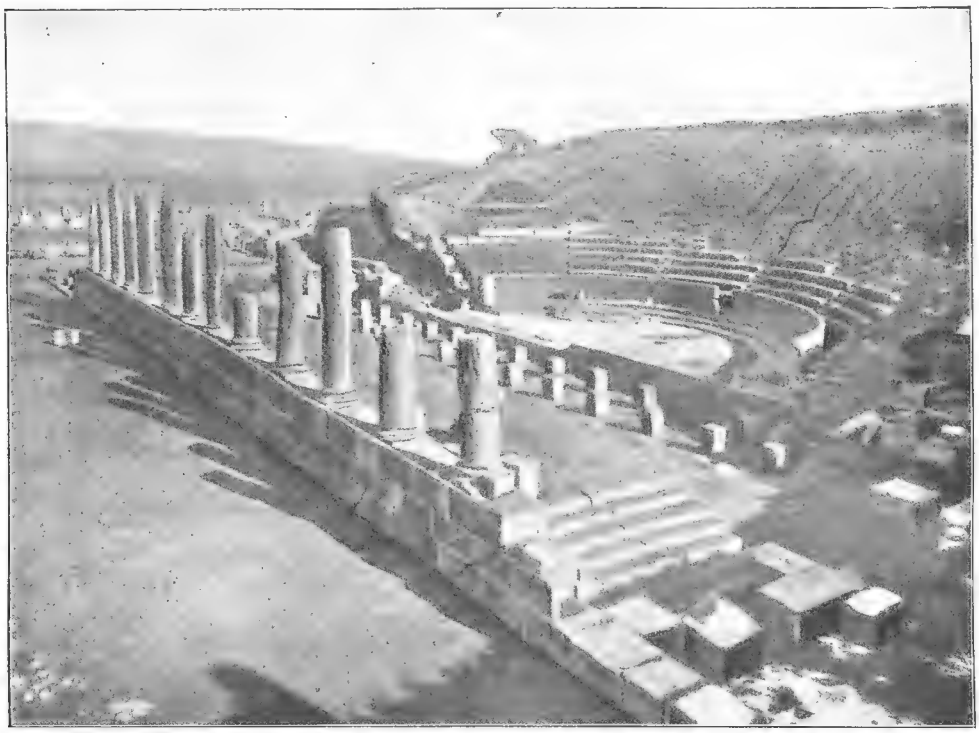
Auch eine schwarze Katze schleicht zu nächtlicher Stunde auf dem Schiff herum. Nach dem Aberglauben der Seeleute ist sie ein geheiligtes Tier, trägt das Glück mit sich und soll das Schiff heil und gesund über die Meere dahingeleiten. —

Vor einigen Wochen traten, wie gesagt, die beiden Segler wieder eine größere Reise an. Nach Südamerika, Rio de Janeiro, Montevideo, Bahia und so weiter geht es. Im Frühjahr, wenn die Schwalben wiederkommen, sollen auch „Deutschland" und „Großherzogin Elisabeth" von ihrer Reise aus dem Süden wieder zurückkehren. In fernem Lande, bei den Deutschen der Hafenstädte Südamerikas, werden sie Weihnachten feiern und ihnen den Gruß der deutschen Muttererde überbringen.

Ein afrikanisches Pompeji

Von Ernst Wächter

Viele Tausende von Fremden, Touristen und Erholungsbedürftige, besuchen alljährlich das Sonnenland Algerien. Die meisten bleiben allerdings an der Küste haften und machen höchstens von den größeren Hafenplätzen aus Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung. Verhältnismäßig gering ist die Zahl derer, die das Innere des Landes besuchen, und doch ist solch ein Besuch lohnend und lehrreich, zumal wenn man sich nicht vor einigen Anstrengungen und Unbequemlichkeiten scheut und nicht um jeden Preis die Eisenbahn benutzen will. Zwar sind die landschaftlichen Reize in der Regel nicht gerade überwältigend, ja auf weite Strecken hin sogar mehr als dürftig, dafür aber ist das Leben und Treiben der Bevölkerung umso interessanter, und nicht weniger sind es die zahlreichen geschicht-



Ruinen des Theaters von Thimgad, mit großer Bühne im Vordergrund und halbrunden, ansteigenden Sitzbänken für viertausend Zuschauer / Phot. Neurdein.

lichen Überreste aus allen Zeiten der stürmischen und abwechslungsreichen Vergangenheit dieses Landes, das so viele fremde Herren gehabt hat, Römer, Byzantiner, Sarazenen, Türken, die alle mehr oder weniger Spuren ihrer Herrschaft hinterlassen haben.

Die großartigsten Überreste aus alter Zeit finden sich östlich von der Soldatenstadt Batna in einem flachhügeligen, von Natur wüstenhaften Gelände am Nordfuße des Dschebel Aurès, der höchsten Massenerhebung des Großen Atlas. Sie sind leicht zu erreichen, denn Batna ist Station der von Konstantine nach der Oase Biskra führenden Eisenbahn, und von hier sind es nur noch etwa zwanzig Kilometer bis zu der wunderbaren Ruinenstätte von Thimgad, der alten römischen Stadt Thamugastis. Erst durch die französischen Ausgrabungen der letzten dreißig Jahre wurde diese wieder ans Tageslicht gebracht, nachdem sie viele Jahrhunderte unter Wüstensand und den von den Überschwemmungen wilder Gebirgswasser zurückgebliebenen Schuttmassen begraben war, wie Pompeji unter der Lavaasche des Vesuvs, gewissermaßen ein afrikanisches Pompeji, nur daß sie nicht, wie ihre italienische Schwester, ein bloß der Sinnenlust und dem Vergnügen dienendes, mit dem unerhörtesten Luxus ausgestattetes römisches Landstädtchen, eine paradiesisch gelegene Erholungstätte für die entnervten vornehmen Bewohner der Hauptstadt war, sondern eine die ganze stolze Größe und Macht Roms zum Ausdruck bringende, dabei aber über die Maßen prächtige Zwingburg für ein mit Waffengewalt dem römischen Imperium unterworfenes Land. Auf Befehl des Kaisers Trajan wurde die Stadt von den Soldaten der berühmten dritten Legion, der eigentlichen Eroberin der Provinz Afrika, aus dem Wüstenboden hervorgezaubert. Der Besucher aber fühlt sich beim Anblick der Ruinen von Thimgad noch mehr der Gegenwart entrückt als in Pompeji, das mit seinem Fremdenbetrieb doch mehr den Eindruck eines wohlgeordneten archäologischen Museums macht. Er vergißt, daß er ein moderner Mensch ist. In der feierlichen Stille, die ihn umgibt, entfaltet, durch nichts gestört und abgelenkt, die Phantasie ihre Schwingen und versetzt ihn in längst entschwundene Zeiten. Hallt da nicht von den mächtigen Steinplatten des Decumanus Maximus, der in schnurgerader Linie die ganze Stadt von Westen nach Osten durchzieht, der schwere Tritt der Kohorten, die soeben durch den prächtigen Triumphbogen beim Osttore eingezogen sind? Drängt sich da nicht zwischen den Prachtbauten des riesigen Forums in geradezu beängstigender Weise die begeisterte Menge, um hier den von einem gefährlichen Feldzuge gegen die aufrührerischen Nomaden siegreich zurückgekehrten Feldherrn zu begrüßen, bevor er sich zum Dankopfer in den herrlichen Jupitertempel begibt, der von dem gewaltigen Unterbau des Kapitols im Schmuck seiner kostbaren Marmorsäulen hinübergrüßt zu dem dem Stadtgründer zu Ehren beim Stadttore errichteten Trajansbogen? Tönt da nicht laut und vernehmlich das Händeklatschen der Tausende von Theaterbesuchern an unser Ohr, die das Halbrund der aus dem Felsen herausgehauenen Sitzbänke bis auf den letzten Platz füllen und mit gespanntester Aufmerksamkeit den aufregenden Vorgängen auf der mächtigen steinernen Freilichtbühne folgen? Stehen nicht alle diese Ruinen, die jetzt so verlassen und einsam im Wüstensande daliegen, vor dem geistigen Auge noch in ihrer Unversehrtheit, durchpulst von dem flutenden Leben, das in ihnen herrschte zu der Zeit, da das weltumspannende Römische Imperium noch mächtig war?

Der Triumphbogen am Ende des Decumanus Maximus zu Thimgad / Phot. Neurdein.

Noch ist erst ein Teil der stolzen Römerstadt wieder ans Licht des Tages gerückt, noch wird es geraumer Zeit bedürfen, ehe sie in ihrer ganzen Ausdehnung sich den staunenden Blicken der Besucher darbietet, dann aber wird sie auch eine der größten geschichtlichen Sehenswürdigkeiten nicht nur Algeriens, sondern überhaupt ganz Afrikas sein, ein gewaltiges Sinnbild von der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Herrlichkeit.

Gg und der Schienenzwack / Erlebnisse eines Güterwagens

Von Rudolf Binder (Schluß)

Immer klarer vernahm Gg trotz dem Lärm, den sein eigenes Weiterrollen verursachte, daß sich der Güterzug mehr und mehr von ihm entfernte. Die feurigen Rauchwolken der Lokomotive, die sonst so groß und hell vor ihm hertanzten, wurden immer kleiner und entschwanden endlich ganz um eine Biegung, während der junge Gg in seinem Lauf allmählich einhielt und schließlich auf einer Waldblöße völlig zu stehen kam. „Schrecklich, schrecklich!“ stöhnte er ohne Unterlaß. „Jetzt halte ich da mit meinen roten Stecklichtern. Ich, die Rückenwache des ganzen Zuges, führerlos auf offener Strecke!“

Niemand hatte etwas von dem Vorfall bemerkt, sogar der Bremser schlief in seiner Hütte tiefer denn je. Der Mond sah wieder einen Augenblick lang aus den Wolken hervor, und da sah Gg zu seinem Trost in diesem ganzen Unglück, daß die Strecke schnurgerade hinter ihm lag. Gg faßte wieder Mut. Aber achtgeben will ich nun, achtgeben, daß mir da rücklings niemand hineinfährt. Ich, der Schlußwagen, ich weiß schon, was jetzt meines Amtes ist. Schließlich, einmal muß man ja mein Fehlen bemerken, und sei es auch erst in der nächsten Station. Jedermann muß doch meine roten Lichter sehen, da hoch oben links und tief unten rechts, wenn er nur halbwegs aufmerksam ist.

Noch eine Hoffnung hegte Gg, daß vielleicht auf dem Nebengeleise ein Gegenzug käme, der dann sofort sein Mißgeschick, das zweite in seinem kurzen Leben, weitermelden würde. Aber von einem Gegenzug war nichts zu sehen und zu hören.

Als der Mond jedoch wieder einmal hinter hellen Wolken stand und so nur schwaches Licht verbreiten konnte, da sah der junge Gg auf einer Waldblöße ein sonderbares Treiben von noch sonderbareren Gestalten. Wesen mit seltsamen dünnen, langen Schleiergewändern tanzten immer näher heran, friedlich begleitet von Hirschen und Rehen. Sie sangen zu ihrem Reigen so schöne Weisen, daß Gg all seine Not vergaß. Zaghaft und schüchtern rückten sie näher, schon waren sie fast beim Bahndamm, und ein besonders schönes Kind lugte sogar vorsichtig zum Gg herauf. Da bemerkte dieser, daß die Gestalten gar keine Menschen sein konnten, denn jede von ihnen trug in dem goldigen Haar reichen Blumenschmuck. Doch diese Blumen mußten von einer andern Welt stammen, denn ihre Blüten leuchteten hell auf, die einen im zartesten Grün, die andern in glühendem Rot, die dritten in reinstem Weiß. Der Tanz dieser feenhaften Wesen war jetzt in der Nähe doppelt schön in seinem farbenfrohen Spiel der hellglitzernden, weithin strahlenden Blumen. Die Rehe und Hirsche trugen goldene Geweihe, deren Enden kristallklare, wie Sterne glitzernde Karfunkel schmückten, und auch die Tiere reihten sich zierlich in den Reigen ein.

Allmählich legten die Kinder des Waldes ihre Zaghaftigkeit und Schüchternheit ganz ab, kamen in wiegenden Sprüngen vollends auf den Bahndamm und sangen dabei:

„Wir umtanzen, wir umspringen
Einen schönen, roten Knaben,
Wollen ihn nun heimwärts bringen;
Spannt euch vor, ihr schwarzen Raben!“

Ein Rauschen erhob sich in den Lüften, und wohin Gg auch blickte, sah er überall schwarze, kohlschwarze Raben mit glühenden Augen herbeifliegen.

Gg hatte nur Augen für das seltsame, wunderschöne Schauspiel. So sah er nicht, wie aus dem Walde ein verhuzeltes Männlein wie der Wind an ihn herankam. Ein Männchen mit roter Zipfelmütze war es, eine Laterne in der einen Hand, einen Schraubenschlüssel in der andern. Gg sah und hörte nur das mächtige Rauschen der Rabenflügel über sich, die trotz Riesenschwingen nicht vom Platze kamen und sich in den Lüften im Tanze wiegten. Er merkte nur das fröhliche Tanzen und Singen der bunten Waldkinder und Waldtiere, sah nicht, wie das Männchen hoch oben auf der Bremshütte seine kleinen Beinchen schlenkern ließ und sich vergnügt die Hände rieb; denn ganz weit in der Ferne tauchte gerade in der Richtung der Schienen ein einziger, winziger glühender Punkt auf. Gg vernahm auch nicht, wie das Männchen mit heiserem Gelächter in sich hineinkicherte: „Diese roten Lichter werde ich schön verdecken; stören mir die dunkle, schwarze Nacht.“

„Spannt euch vor, ihr schwarzen Raben!“ beendeten gerade wieder die Blumenkinder ihren Rundgesang, als eines von ihnen mit einem gräßlichen Aufschrei: „Der Schienenzwack! Der Schienenzwack!“ nach oben sah und dann kopfüber davonstürmte. Ein Laufen und Rennen hub an, überall rief es: „Der Schienenzwack! Der Schienenzwack!“ Sogar die schwarzen Raben flogen davon und krächzten: „Der Schienenzwack! Der Schienenzwack!“

Scheu blickte Gg um sich. Immer noch klang der entsetzliche Ruf in der Ferne: „Der Schienenzwack! Der Schienenzwack!“

Alles erstarrte in Gg, als er den hohnlächelnden Schienenzwack in seiner boshaften Grimasse auf der Bremshütte erblickte. Löse dich in deine Bestandteile auf, du Alteisenhaufen! wirbelte es ihm durch den Kopf. Jede Niete und Schraube in seinem Leibe

Die westöstliche Hauptstraße (Decumanus Maximus) der römischen Ruinenstadt Thimgad in Ostalgerien / Phot. Neurdein.

erzitterte vor Angst. Wie durch Nebel sah Gg zwei Lichter auf sich zutanzen und den Schienenzwack nicht vom Fleck weichen, ihn unbeweglich in die herankommenden Lichter starren. Er hörte ihn kichern und heiser auflachen und sah zu seinem Entsetzen, wie er zwei große schwarze Blechscheiben aus seiner Tasche nestelte. O wie lang wurde da auf einmal der eine Arm des Schienenzwacks! Er dehnte sich vom Wagendach nach unten, bis er das rote Licht erreichte und es verdecken konnte. Mit der andern Hand hielt er das zweite rote Licht links oben zu.

Die Sterne am Himmel und der Mond tanzten dem jungen Gg vor den Augen, dazwischen kam ihm wie ein Blitz die Erkenntnis: Aus ist es. Niemand kann jetzt deine abgeblendeten roten Stocklichter mehr sehen. O der gräßlich lange Arm! In seiner höchsten, verzweifelten Not schrie er auf: „Wo ist denn nur der Bremser?" und jammerte gleich darauf wieder: „Warum sind denn die Blumenkinder davon?"

„Hahaha!" lachte der Schienenzwack unentwegt vor sich hin. „Komm nur, du Bürschchen, du feiner Nachtexpreß! Heute stülpe ich dir einen Kastenwagen auf die Nase."

„Maria und Joseph!" schrie es auf einmal in der Bremshütte auf. Gleich darauf wurde die Tür zur Bremshütte aufgerissen, der Bremser des Gg erschien, totenblaß, mit heller Laterne. „Wo sind wir denn? Mir — hat — geträumt," stammelte und stotterte er verwirrt und verschlafen, als er sich plötzlich herumriß und wie gelähmt auf die heransausenden Lichter starrte. Ein leises Singen und Dröhnen klang bereits herüber. „Maria und Joseph!" schrie er zum zweiten Male und stand gleich darauf auch unten.

Gg wollte weinen vor Freude. Also war er doch nicht mehr so ganz jämmerlich allein gegenüber der drohenden Gefahr.

Und da, was läuft da schimpfend querein über die Waldblöße davon? Der Schienenzwack! Er droht ihm, droht dem jungen Gg, wirft noch von weitem nach ihm mit den Blechscheiben, brüllt ihm dann noch zu: „Dir werde ich schon noch begegnen!" und ist dann blitzschnell verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt.

Doch von ferne hörte Gg ein Lachen und Singen:

„Schienenzwack, Schienenzwack,
Lauf und pack dich, Schienenzwack!
Hast einmal verkehrt gegriffen,
Unser roter Junge ist dir ausgekniffen."

Nur halben Ohres vernahm Gg den seltsamen Sang, denn die Erde dröhnte und die Schienen klirrten. Näher und näher rückten die Lichter. Vor ihm stand sein Bremser und wirbelte die Laterne im Kreise, stand mit gespreizten Beinen mitten in den Schienen und schwang, schwang das funkelnde Licht. „Leuchte, Wagen, mit deinen roten Lichtern, leuchte!" schrie er auf. „Alle zwei sind wir kaputt, wenn sie uns nicht sehen." Jeder Nerv zitterte ihm, er weinte vor Angst und Not und zerbiß sich seine Lippen. „Alle zwei, du und ich, und noch viele andere." Er schwang und schwang seine Laterne.

Ein paar Meter vor ihnen kam die große Maschine, die den Nachtschnellzug führte, zum Stehen. Im hellen Blendschein des Lokomotivenscheinwerfers stand der junge Gg. Hell blitzten die eben noch dunklen Abteilfenster auf, und überall zeigten sich verschlafene Menschen, unwillig, daß sie plötzlich im ruhigen Schlafe durch das scharfe Anhalten so durcheinandergerüttelt worden waren.

Wenige Minuten später war der junge Gg an den großen Schnellzug angekuppelt. Weiter ging die Fahrt, wenn auch langsam, denn Gg mußte von der Maschine geschoben werden. Vorne hing der Bremser an Gg und gab unermüdlich mit seiner hellen Laterne Signale, um zu warnen für den Fall, daß eine Lokomotive ihnen etwa entgegenkommen sollte, um den verlorenen Stockwagen zu suchen. —

„Sagen Sie, Kamerad, wie kam dies alles?" fragte mit knarrender Stimme die Schnellzuglokomotive.

Gg wurde fast noch röter, als er ohnehin schon war, ob der Ehre, die ihm da widerfuhr, von einer solchen Maschine mit „Kamerad" angesprochen zu werden.

Gg erzählte alles, verschwieg aber, daß der Bremser geschlafen hatte. Er verschwieg auch die Blumenkinder, denn diese hätte man ihm vielleicht am Ende nicht einmal geglaubt und ihn wahrscheinlich nur eine Traummütze genannt. Aber vom Schienenzwack berichtete er, beschrieb ihn auch haargenau, wie er aussah, wie er scheltend Reißaus genommen, als er von ihm entdeckt wurde. Besonders ausführlich verweilte der junge Gg bei dem Versuch des Schienenzwacks, die roten Stocklichter mit seinen großen Blechscheiben zu verdecken.

Da wurde die Lokomotive fast ein wenig kleinlaut. „Der Schienenzwack, der Schienenzwack war es also, der alles so fein eingefädelt hatte! Zufall, böser Zufall, sagen dann die Menschen, aber wir, die Kinder der Eisenbahn, wissen stets, daß in solchen Fällen der Schienenzwack und nicht der Zufall seine Hände im Spiele hat. Nur uns zeigt er sich, weil wir uns den Menschen nicht verständlich machen können."

Wenig später war Gg wieder bei seinen Kameraden, die auf den verlorenen Gg hatten warten müssen. Auch hier mußte er von seinem Abenteuer berichten, und im Nu ging ein Raunen durch den Zug. „Der Schienenzwack war da. Hört ihr, der Schienenzwack war da!"

Überall, wo der junge Gg in Zukunft hinkam, wurde er ehrfurchtsvoll bestaunt, überall, wo man ihn erblickte, flüsterte und wisperte man sich zu: „Schaut hin, da kommt er, der rote Gg! Auf ihm saß einmal der Schienenzwack, ohne seinen Zweck zu erreichen, ohne daß sich der Rote dem Alteisenhaufen empfehlen mußte."

Da hub dann in freien Abendstunden der junge Gg mit Vorliebe zu erzählen an: „Nun gebt einmal alle recht gut Obacht! Hört die schauerliche Geschichte vom Schienenzwack! Es war in den Tagen, als ich ..."

Woferl und Nannerl Mozart

Von A. Ruer

In einem Briefe vom 1. April 1764 schreibt Leopold Mozart, der Vater des großen Wolfgang Amadeus Mozart, aus Paris: „Mr. de Mechel, ein Kupferstecher, arbeitet über Hals und Kopf an unsern Portraiten, die Herr Carmontell sehr gut gemahlt hat. Der Wolfgangl spiehlt Klavier, ich stehe hinter seinem Sessel und spiehle Violine, und die Nannerl lehnt sich auf das Klavier mit dem einen Arme, mit der andern Hand hält sie Musikalien, als sänge sie."

Unsere Abbildung zeigt ein Relief am Mozartdenkmal in Wien. Wahrscheinlich ist es nach dem obenerwähnten Kupferstich gearbeitet worden, ein Bild, das auf der Konzertreise nach Paris von Leopold Mozart und seinen beiden Wunderkindern „Woferl" und „Nannerl" gemacht wurde.

Wenn wir das Wort „Wunderkinder" hören, dann wird uns ein wenig bange zumute. Solche armen Geschöpfe sind gewöhnlich nur mit höchster Anstrengung zu ihren übergroßen Leistungen gebracht worden. Sie sind wie Treibhauspflanzen, die in künstlicher Wärme und Sonne zu überreichem Blühen gebracht wurden. Bringt man sie hinaus an die freie Luft, dann halten sie Wind und Wetter nicht stand. Die Blüten entblättern, und der Gärtner ist froh, wenn er nur das Leben der Pflanze erhalten kann. Wunderkinder kennen kein fröhliches Spiel mit Kameraden und keine echte Erholung. Obgleich sie noch Kinder sind, müssen sie schon leben wie Erwachsene. Während andere Knaben und Mädchen sich im Freien tummeln, müssen sie in dumpfen Stuben sitzen und Dinge lernen, für die sie im Grunde noch viel zu jung sind. Meist endet das sehr traurig; das schöne Talent, das wirklich schon vorhanden war, verbraucht sich, ehe es sich noch richtig entfalten konnte.

Anders ist es aber bei Woferl und Nannerl Mozart. Man kann mit reiner Freude an die beiden glücklichen Kinder denken, die ihre Kunst aus einem reichen Können und echtem Herzensbedürfnis treiben durften. Sie wurden nicht wider ihren Willen ans Klavier getrieben, sondern das Musizieren bedeutete ihnen jederzeit höchstes Glück. So war das Spiel der beiden Kinder immer warm und frisch und entzückte alle, die es hörten.

Relief am Mozartdenkmal in Wien: Der kleine Wolfgang am Klavier.

Wolfgang Amadeus Mozart, das Woferl, wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren. Er war ein zarter, aber munterer und liebenswürdiger Knabe. Schon im Alter von drei oder vier Jahren suchte er sich auf dem Klavier kleine Melodien zusammen. Die Klavierübungen der größeren Schwester machte der kleine Woferl nicht nur richtig nach, sondern er erfand auch eigene Begleitungen dazu. Einmal, als er noch kaum schreiben konnte, machte er sich an die Komposition eines Konzerts. Er hatte gesehen, wie der Vater Noten schrieb, und wollte das nun auch einmal versuchen. Zwar gab es einen riesigen Tintenklecks nach dem andern, denn mit der Feder stand Woferl noch ziemlich auf dem Kriegsfuß. Das störte aber den kleinen Komponisten nicht weiter. Die Kleckse wurden einfach mit der Hand abgewischt. Der Vater brach erst in helles Lachen aus, als er sein tintenbemaltes Söhnchen so eifrig am Schreiben sah. Aber ein Blick auf die Noten ließ ihn schnell ernsthaft werden: da standen klar durchgeführte musikalische Gedanken, nur sehr, sehr schwer zu spielen. „Das ist ein Konzertstück," meinte Woferl, „und man muß es ordentlich üben, um es spielen zu können." Dieses Konzert blieb nicht die einzige Komposition des Knaben Mozart. Die Fülle von Menuetten und andern Stücken aus jener Zeit sind nicht zu zählen. Mit dem entzückenden Singspiel „Bastien und Bastienne" bekrönte er als Fünfzehnjähriger das Werk seiner Kinderjahre.

Mit vierzehn Jahren wurde Wolfgang Mitglied der „Accademia filarmonica" in Italien, was nur nach Lösung der schwersten musikalischen Aufgaben möglich war. Der Papst, der von einer Messe des jugendlichen Komponisten ganz entzückt war, ernannte ihn zum „Ritter des goldenen Sporen". Diese Auszeichnung teilte Mozart damals nur noch mit Christoph Wilibald Gluck, mit dem Unterschied, daß er sie als Knabe erhielt, während Gluck schon im sechzigsten Lebensjahre stand.

Aber lassen wir einen Hausfreund der Familie Mozart selbst von dem kleinen Wolfgang be-

richten. „Bevor er die Musik anfing, war er für jede Kinderei, die mit ein bißchen Witz anfing, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Gerne spielte er mit der Katze oder ritt auch im Zimmer auf einem Stocke herum. Sobald er sich aber mit Musik abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für jeden übrigen Gegenstand soviel als tot, und wenn er beim Klavier saß, so durfte sich niemand unterstehen, ihm den mindesten Spaß zu machen. Aber selbst die kindlichen Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von der Musik begleitet werden. Wenn wir, er und ich, Spielzeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, der leer ging, einen Marsch dazu singen oder geigen. Er wollte nie Klavier spielen, außer seine Zuhörer waren große Musikkenner, oder man mußte ihn wenigstens betrügen und sie dafür ausgeben, und war während des Spielens auch nur das geringste Geräusch, so hörte er sofort auf. Was man ihm außerdem zu lernen gab, dem hing er so ganz an, daß er alles übrige, auch sogar die Musik, auf die Seite setzte. In der Zeit, als er rechnen lernte, waren Tisch, Sessel, Klavier, ja sogar der Fußboden voll von Ziffern mit der Kreide geschrieben."

Merkwürdigerweise konnte Mozart als Kind den Ton einer Trompete nicht ertragen. Derselbe Freund erzählt davon: „Der Vater wollte ihm diese kindliche Furcht benehmen und befahl mir einmal, trotz meines Weigerns, ihm entgegen zu blasen; aber, mein Gott, hätte ich mich nicht dazu verleiten lassen! Wolfgang hörte kaum die schmetternden Töne, so ward er bleich und begann zur Erde zu sinken, und hätte ich angehalten, er hätte sicher die Fraisen bekommen."

Der kleine Woferl hatte eine etwa vier Jahre ältere Schwester, Maria Anna, das Nannerl. Sie zeigte ebenfalls die große musikalische Begabung ihres Bruders, jedoch fehlte ihr dessen geniale schöpferische Kraft. Der Vater war ein tüchtiger Lehrer; er unterrichtete seine Kinder selbst im Klavier- und Orgelspiel und in der Musiktheorie. Selbst auf den häufigen Reisen, die er mit ihnen machte, wurde der Unterricht nicht unterbrochen.

Als die Kinder sechs und zehn Jahre alt waren, unternahm der Vater die erste Konzertreise mit ihnen. Die Fahrt ging nach München, wo Vater Mozart, wie er sagte, „der Welt dies Wunder Gottes zeigen wollte". Das nächste Ziel war Wien. Maria Theresia empfing sie auf das herzlichste. Der kleine, ungestüme Woferl sprang der Kaiserin ohne weiteres auf den Schoß und küßte sie herzhaft ab. Auf dem Wege zum Podium hatte der parkettungewohnte Knabe das Mißgeschick, auszugleiten und zu stürzen. Aber Maria Antoinette, die spätere unglückliche Königin von Frankreich, die damals noch ein Kind war, eilte mit einem Schreckensruf herbei, stellte den gestürzten kleinen Meister wieder auf die Beine und klopfte ihm den Staub von den Kleidern. Woferl sagte anerkennend: „Sie ist brav. Ich will sie heiraten." Auf einer späteren Reise nach Paris wollte der Knabe auch Madame de Pompadour so zärtlich begrüßen wie Maria Theresia, aber er erfuhr eine schroffe Ablehnung und sagte ärgerlich: „Wer ist denn die, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!"

Neidlos erlebte es Nannerl, daß sich das Genie ihres Bruders im Laufe der Jahre immer reicher entfaltete und sie weit überflügelte. Treue Geschwisterliebe verband Woferl und Nannerl, solange sie lebten.

Briefmarken-Kamerad

Belgien. Die Freimarken zu 5 Cent. grün, 10 Cent. oliv und 35 Cent. grün (Löwentype) haben roten Aufdruck eines Flügelrades erhalten und dienen in dieser Aufmachung dem Dienstverkehr der Eisenbahnen.

Frankreich. Wie alljährlich, sind auch diesmal wieder sogenannte Schuldentilgungsmarken erschienen, die die Philatelisten veranlassen sollen, an der Abtragung der französischen Staatschulden mitzuhelfen. Der Erlös aus den Aufschlägen wird der Caisse d'Amortissement zugeführt. Type und Wert sind die gleichen wie bisher, nur die Farben haben sich geändert: 40 + 10 Cent. grün, 50 + 25 Cent. rotlila, 1,50 Frs. + 50 Cent. rotbraun. Marken gleicher Art im Werte zu 15 + 5 Cent. sind, wie stets, auch für die französischen Postämter in Alexandrien und Port-Said erschienen.

Französisch-Indien. Die Freimarkenreihe von 1914, die ursprünglich auf Centimes und Franken gelautet hatte, dann 1924 mit Wertaufdruck in der heimischen Währung versehen worden war, ist nun in neuer Ausgabe erschienen, wobei der Aufdruck weggelassen und Wert- und Währungsbezeichnung in einem Druckgang mit der Marke hergestellt wurden. Die neue Ausgabe umfaßt folgende Werte: 1 Cache olivgrau, 2 C. gelbgrün, 3 C. braun, 4 C. goldgelb, Mittelstück bei den bisher genannten Werten schwarz, 6 C. dunkelgrün und grün, 10 C. rot und grün, 12 C. grün und gelbgrün, 16 C. hellblau und schwarz, 18 C. rosarot und rosa, 20 C. blau und blaugrün, bis hierher Hochformat, von da an Querformat: 1 Fanon grün und rot, 1 F. 6 C. orangerot und schwarz, 1 F. 12 C. blau und hellblau, 1 F. 16 C. ziegelrot und grün, 2 F. 12 C. lila und braun, 6 F. 6 C. grün und schwarz, 1 Rupie grün und blau, 2 R. rosa und schwarz, 3 R. grau und blauviolett, 5 R. ziegelrot und schwarz auf Grün. Außerdem hat man Nachportomarken geschaffen, indem man die in Frankreich bis 1926 für diese Markenart übliche Type verwendete und sie mit Wertbezeichnungen in der Kolonialwährung versah. Wir melden: 4 Caches karmin, 6 C. blau, 12 C. grün, 1 Fanon braun, 1 F. 12 C. blauviolett, 1 F. 16 C. gelbbraun, 3 F. violett.

Italien. In der Montecassino-Gedenkreihe ist nun auch der letzte höchste Wert ausgegeben worden: 10 + 2 Lire schiefergrau. Das Markenbild zeigt den

heiligen Benedikt, den Gründer des Klosters und des Benediktinerordens.

Japan. Zur Erinnerung an das zwanzigjährige Bestehen des Nationalheiligtums „Ise Daijingu" sind besondere Gedenkmarken erschienen, die die große Halle des Gebäudes zeigen. Werte: 1½ Sen violett, 3 Sen rot. Während der Festtage (2. bis 5. Oktober) wurde auch ein besonderer Feststempel zur Entwertung dieser Marken verwendet.

Panama. Die vor einigen Monaten ausgegebenen Expreßmarken (Type: Eilbote auf Motorrad) sind mit dem blauen Aufdruck „Correo Aereo" versehen worden und dienen so als Flugpostmarken. Werte: 10 Cent. orange, 15 auf 10 Cent. orange, 25 auf 20 Cent. braun.

Rußland hat, um die Herstellungskosten der Briefmarken zu verringern, wieder auf Marken kleinen Formats zurückgegriffen. Von der neuen kleinformatigen Reihe, die wieder Soldaten-, Arbeiter- und Bauerntypen zur Darstellung bringt, liegen bisher folgende Werte vor: 2 Kop. gelbgrün Fabrikarbeiterin, im Hintergrund Fabriken, 3 Kop. blau Bauer, 4 Kop. lila Bauernmädchen, im Hintergrund Bauernhof, 5 Kop. orangebraun Soldat, 10 Kop. olivbraun Arbeiter, im Hintergrund Fabriken, 30 Kop. grauviolett Fabrikarbeiterin, gleiche Type wie bei 2 Kop., doch ohne Hintergrund, 50 Kop. braun Bauernmädchen, Type wie bei 4 Kop., doch ebenfalls ohne Hintergrund. Es ist zum erstenmal, daß unter den Arbeitertypen der russischen Marken Mädchenköpfe erscheinen.

Schweden setzt die Vereinheitlichung seiner gegenwärtigen Markentypen fort. Aus diesem Grunde erschien jetzt der Wert 45 Öre braun mit dem Bildnis des Königs.

Spanien. Um die ungeheuern Kosten der Ausstellung in Barcelona wenigstens teilweise zu decken, ist kürzlich eine besondere Zuschlagmarke zu 5 Cent. erschienen, die im Postbezirk von Barcelona jeder Inlandsendung beigefügt werden muß. Diese Zuschlagmarke, die bisher blau gehalten war, ist nun in neuen Farben, Rot und Gelb, erschienen. — Die Eilmarke mit Flügelroß, die seinerzeit für die Tagung des Völkerbundrates in Madrid erschien, ist nun ohne Aufdruck für den allgemeinen Verkehr ausgegeben worden. Wert: 20 Cent. rot.

Vereinigte Staaten von Amerika. Zur Erinnerung an den Sieg des amerikanischen Generals Anthony Wayne bei Fallen Timbers 1779 im amerikanischen Freiheitskrieg ist eine Gedenkmarke erschienen, die das Schlachtendenkmal zeigt und die Jubiläumsdaten 1779—1929. Wert: 2 Cents rot.

Dackel, der Schwerverbrecher, vor dem Gerichtshof / Nach einem Gemälde von Izet.

Technik in alten Zeiten

Von Dr. Artur Segitz / Schluß

„Wenn du das alles so betrachtest," sagte der Ingenieur nachdenklich, „dann freilich müssen wir ein Loblied auf die Technik alter Zeiten singen. Wir fahren heute gemütlich im Auto, und am Ziel liest der Fahrer unsere Schuldigkeit am Fahrpreisanzeiger ab. Wer weiß denn heute noch, daß bereits ums Jahr 1500 Lionardo da Vinci sehr ausführlich einen Wegmesser für Menschen oder Pferde beschrieben hat, ja noch mehr sogar, daß bereits im Jahre 24 vor Christus von Vitruvius eine Vorrichtung beschrieben wird, um die von einem Wagen befahrene Strecke mit Hilfe fallender Kugeln festzustellen? — Ich spreche da vom Auto. Wißt ihr, wie alt das Automobil eigentlich ist? Ich meine damit nicht das Benzinfahrzeug im heutigen Sinne, das ja erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen ist, sondern ein Fahrzeug, das sich ohne Pferde bewegt. Schon im dreizehnten Jahrhundert berichtet der Engländer Roger Baco: ‚Ebenso können Wagen hergestellt werden, die von keinem Tier gezogen werden und mit einer unglaublichen Gewalt dahinfahren.' Leider wissen wir aber nicht, wie diese geheimnisvollen Wagen beschaffen waren."

„Demnach scheint die Kenntnis vom Zahnrad recht alt zu sein?" fragte der Afrikaner.

„Älter, als wir für gewöhnlich annehmen," bestätigte der Ingenieur. Er öffnete seine Brieftasche und entnahm ihr ein paar Skizzen. „Dies dürfte euch interessieren (Abbildung 3). Beschreibt doch schon der gute alte Heron, dessen Heronsball ja jeder Pennäler kennt und den wir ungefähr zweihundert Jahre nach Christi Geburt ansetzen, eine verblüffend einfache Vorrichtung, die es gestattet, eine Rotationsbewegung etwa im Sinne des Uhrzeigers in eine solche von entgegengesetztem Drehsinn zu verwandeln. Auf einer dicken Walze, die mit irgend einem beliebigen Räderwerk in Verbindung stehen möge, befindet sich eine Art Sporn. Ein Seil ist auf dieser Walze in der Weise aufgewickelt, daß es auf der einen Seite bis zu dem glatten Zapfen etwa im Rechtssinn, von da an aber im Linkssinn herumgeschlungen ist. Ziehen wir nun an diesem Seil in der Richtung des Pfeiles, so wird bei unserm Modell die Walze zunächst entgegen dem Sinne des Uhrzeigers rotieren, bis das Seil von dem Haltesporn abgeglitten ist, worauf dann die Walze im Uhrzeigersinne zu rotieren beginnt. Ich möchte den sehen, der in der damaligen Zeit eine gleich gute und gleich einfache Vorrichtung zur Lösung dieser Aufgabe gefunden haben würde! Denn so einleuchtend und einfach die ganze Sache uns heute vorkommt, so ist sie doch ein wahres Ei des Kolumbus und technisch von allergrößter Bedeutung.

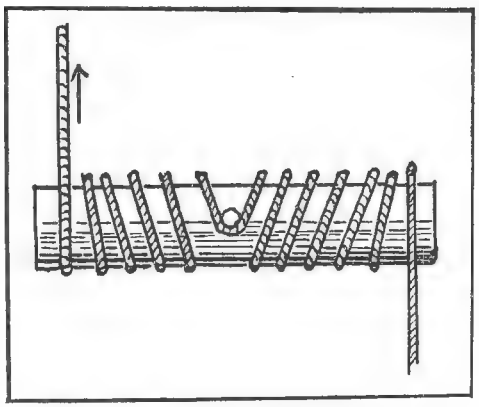


Abb. 3. Vorrichtung Herons, um eine Rotationsbewegung in eine von entgegengesetztem Drehsinne zu verwandeln.

Wißt ihr denn auch, daß Heron, der sich sehr viel mit dem Bau von Automaten und automatischen Spielereien beschäftigt hat, der eigentliche Erfinder jener Automaten ist, die nach Geldeinwurf eine bestimmte Flüssigkeitsmenge abgeben? Schaut euch einmal diese Skizze an (Abbildung 4)! Ihr seht einen großen Flüssigkeitsbehälter a, in den ein zweiter kleinerer b mit einer Ablaufvorrichtung eingebaut ist. Über diesem kleineren Behälter schwebt ein dicht abschließender Deckel c, der mit einem Hebelgestänge d verbunden ist, das am andern Ende eine kleine Schale e trägt. Die ganze Vorrichtung ist so ausbalanciert, daß im Ruhezustand der Deckel c auf dem Gefäß b dicht aufsitzt, das heißt, daß in dieses demnach aus dem Vorratsgefäß a keine Flüssigkeit eindringen kann. Wird dagegen durch den Schlitz f ein Geldstück von bestimmter Schwere eingeworfen, so fällt dieses auf die Schale e mit ziemlich heftiger Wucht auf. Die Schale wird nach unten gedrückt, dadurch wird vom Hebelgestänge d der Deckel c einen Augenblick hochgerissen, und so kann eine ganz bestimmte Flüssigkeitsmenge in b eindringen, die abläuft, während c wieder niederfällt und so b wieder gegen a abschließt. Das ist doch einfach genial, nicht?

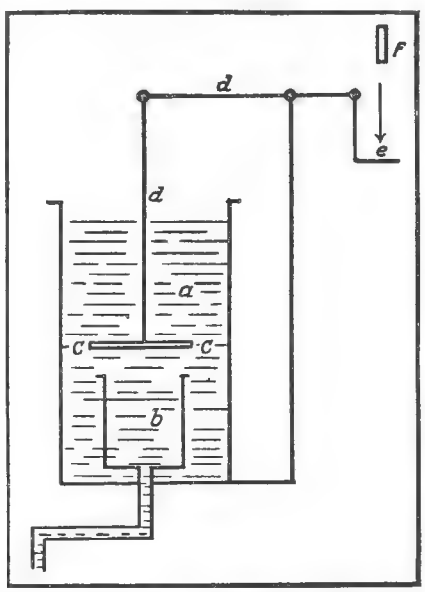


Abb. 4. Automat zur Abgabe bestimmter Flüssigkeitsmengen.

Noch mehr inneres Schmunzeln über Herons technische Tüchtigkeit entlocken mir aber seine Vorrichtungen, mit deren Hilfe er das gläubige Volk von den Priestern betrügen läßt. Da seht ihr auf der nächsten Skizze (Abbildung 5) schematisch einen quadratischen Altar, der durch eine Röhre mit einem unter ihm liegenden Wasserbehälter in Verbindung steht. In diesen Wasserbehälter tauchen zwei Röhren ein, die über dem Altar münden und die durch Priesterstand-

bi der verdeckt sind. Diese Figuren hie lten in wagrechter Armstellung leer e Becher, deren Öffnungen dem Altar zugekehrt waren, das heißt, es sah aus, als wollten sie den n icht vorhandenen Inhalt dieser Gefäße auf den Altar gießen. War nun ein Opferfeuer entzünde t, so wurde der Luftinhalt des hohen Altars natürlich erhitzt. Die Luft dehnte sich also aus, dru ckte dadurch auf die Wasserfläche des unteren und natürlich unsich tbaren Behälters, wodurch nach e iniger Zeit das Wasser in den Rohren hochgetrieben wurde, si ch auf den Altar ergoß und so das Opferfeuer löschte. Es wurde demnach der Eindruck erweckt, als hätten sich durch überirdische Mächte die Becher der Priesterfig uren gefüllt und auf den Altar entleert.

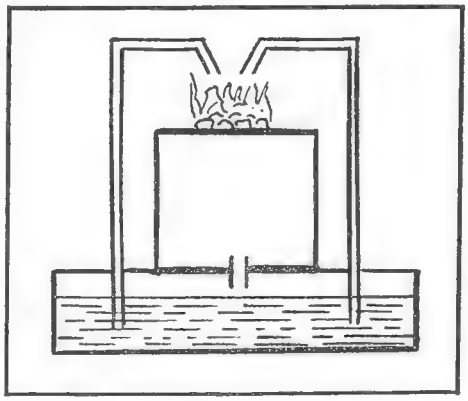


Abb. 5. Automatische Löschvorrichtung für ein Opferfeuer nach Heron.

Am wirkungsvollsten dürfte aber die automatische Öffnung von Tempeltüren gewesen sein, die euch meine letzte Skizze (Abbildung 6) schematisch zeigt und die unserm guten Heron sicherlich den ewigen Dank einer verständnisvollen Priesterschaft zugesichert hat. Der zugrunde liegende Gedanke ist der: Wieder wird auf einem Hohlaltar ein Opferfeuer entfacht. Die erwärmte Luft drückt auch hier auf eine Wasserfläche und zwingt so Wasser in einer ⌐förmigen Steigrohranlage hoch. Die Tempeltüren waren nun so eingerichtet, daß ihre Drehbalken (rechts in unserer Zeichnung) mit einem Gewicht, links dagegen mit einem Behälter beschwert und für gewöhnlich in der Ruhelage waren, das heißt, die Türen waren geschlossen. Da aber die ⌐förmige Steigrohranlage in dem Behälter links mündete, so wurde bei entzündetem Feuer Wasser in diesen Behälter gedrückt, sein Gewicht dadurch vergrößert und die Ruhelage der Türen somit gestört. Der Behälter sank also nach unten, und durch die angedeutete Seilwicklung wurden die Türen geöffnet, während das Gegengewicht rechts in die Höhe gezogen wurde. Das Gefäß sank aber nur so weit, daß die Mündung der ⌐-Röhre doch noch unter dem Wasserspiegel des angefüllten Behälters blieb. Erlosch nun auf dem Altar das Feuer, so nahm die Luft im Hohlraum des Altars wieder ein kleineres Volumen ein, saugte so das Wasser aus dem aufgehängten Behälter zurück, wodurch dieser wieder leichter wurde; das Gegengewicht sank daher herab, und die Türen schlossen sich wieder.

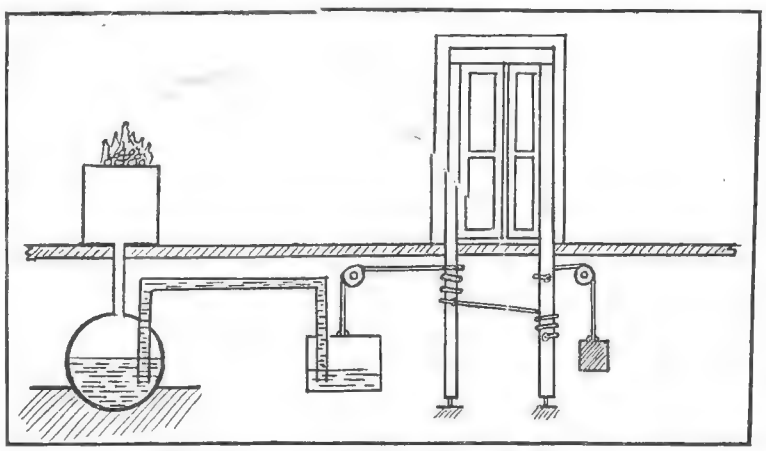


Abb. 6. Automatischer Türöffner nach Heron.

Wir haben heute einen recht bunten Streifzug durch die Technik alter Zeiten gemacht," schloß der Ingenieur. „Wenn ihr aber wollt, so werde ich euch bei unserer nächsten Zusammenkunft gerne systematisch über die Entwicklung eines bestimmten technischen Gebietes berichten."

Erziehungsregeln aus dem sechzehnten Jahrhundert

Im Jahre 1526 schickte der pommersche Herzog Georg seinen elfjährigen Sohn Philipp an den Hof des Kurfürsten Ludwig in Heidelberg, damit der junge Prinz nach der Sitte der damaligen Zeit in der Fremde erzogen wurde. Der pommersche Herzog hatte sehr genaue Regeln ausgearbeitet, die dem Prinzen mitgegeben wurden und für deren Einhaltung der „Hofmeister" und der „Zuchtmeister" verantwortlich waren. In dieser Erziehungsordnung ist vielerlei Interessantes vorhanden, und sie zerstreut den Glauben, daß die Kinder früherer Zeiten viel weniger eingeengt von Pflichten waren als die heutige Jugend. Die „Ordnung" schrieb vor, daß der junge Fürst im Sommer vor sechs und im Winter vor sieben Uhr aufstehen sollte. Nachdem der „Scherer" ihn nach dem Ankleiden gekämmt und Wasser gegeben und der Knabe sein Gebet gesprochen hatte, sollte er im Sommer von sechs bis sieben, im Winter eine Stunde später „studieren". Danach erst gab es die Morgensuppe. Der weitere Vormittag verging mit dem Kirchgang, dem Lernen und der Einnahme der Mahlzeiten. Zur „Kurzweil" war die Zeit von drei bis vier festgesetzt. Nach dem Nachtmahl sollte er eine Viertelstunde lang Latein „oder sonst was Lustiges" lernen. Der Herzog hatte auch genaue Anweisung für die Morgensuppe, den Unter- und Schlaftrunk nicht vergessen, „dieweil zu dem Studieren übermäßig Essen und Trinken nicht nutz und schädlich sei". Die Schlafensstunde war für

den Sommer auf neun, für den Winter auf acht Uhr festgesetzt.

Als dann später Herzog Philipp selbst Söhne zu erziehen hatte, gab auch er ausführliche Bestimmungen, was der „Pädagogus" und der zur Bedienung angestellte „große Junge" zu tun und zu lassen hatten. Dem „großen Knaben Ezechiel" lag es ob, die Prinzen ins Bett zu bringen und auch nachts ein- oder zweimal aufzustehen und sie zurechtzulegen und zuzudecken. „Auch soll er in Acht haben," hieß es weiter, „daß die Betten sauber werden gehalten und, sooft es nötig, frische Tücher aufgelegt und den Herren (wie die kleinen Prinzen genannt wurden) zweimal die Woche, oder wenn es nötig, frische Hemden anlegen und die Füß abwaschen." Gleich nach dem Aufstehen sollte der Pädagogus „die Vokabula im Latein zu lernen aufgeben und, damit dieselben soviel baß (besser) behalten werden, soll er sie zu Reime bringen, als domus ein Haus, mus eine Maus." Dem Latein wurde die meiste Zeit gewidmet, und das „Grammatik explizieren" und „Vocabulum deklinieren" kehrte im Laufe eines Tages mehrfach wieder. Interessant ist die Bestimmung, daß in der halben Stunde, die der Prinz dem Schreiben zu widmen hatte, darauf gesehen werden sollte, „daß er den Kopf nit zu nahe auf das Papier lege oder die Augen lerne krümmen." Dem Spielen und der körperlichen Betätigung wurde nur sehr wenig Zeit eingeräumt, und der Tag war vollkommen mit den „Wissenschaften" ausgefüllt.

Wildwest im Schnee / Eingesandt von Kamerad Walter Schäfer, Blumenau (Schlesien).

Ein Unverfrorener

Mascagni, der bekannte italienische Komponist, pflegte in Freundeskreisen ein artiges Reiseerlebnis zu erzählen, das geeignet ist, auf die erstaunliche Unverfrorenheit mancher Menschen ein bezeichnendes Licht zu werfen. Eines Tages hörte der Künstler vom Zimmer seines Gasthofes aus einen Drehorgelmann, der das Intermezzo aus seiner „Cavalleria rusticana" in viel zu schnellem Tempo herunterspielte. Das versetzte Mascagni in gelinde Raserei, die ihn schließlich alles vergessen und auf die Straße eilen ließ. Dort trat er vor den Leierkastenmann und fuhr ihn nicht sehr sanft an: „Sie Unglückseliger verüben ja einen fürchterlichen Ohrenschmaus! Sie spielen das Stück viel zu schnell. Lassen Sie mich heran! Ich werde Ihnen zeigen, wie das richtig gespielt wird."

„Wer sind Sie denn, Sie Besserkönner?" fragte der Leiermann sichtlich etwas beleidigt.

„Ich? Ich bin der Mann, der das Stück gemacht hat und dem daher auch daran gelegen sein muß, daß es nicht verhunzt wird." Und nun bemächtigte er sich der Kurbel und spielte das ganze Intermezzo im richtigen Tempo herunter.

Anderen Tages war Mascagni wenig angenehm überrascht, daß der Drehorgelspieler sich wieder vor seinem Gasthof einstellte, aber er spielte das Stück jetzt wenigstens richtig. Doch was mußte Mascagni sehen? Über den Leierkasten hinweg prangte auf zierlichen Rohrstäben der ganzen Breite nach ein weißer Leinwandstreifen, auf welchem in großen Buchstaben die Worte standen: „Schüler Mascagnis". Das Erstaunen des Meisters kann man sich vorstellen.

*

Winter-Rösselsprung

juch-						im
der	ist	he		tur	die	schön
der	hei	ter	nah	ist	schnee	na-
ten	ist	fal-		weih-	wie	flok-
len	win-	nach-	da	ken	die	und

Auflösung des Buchstabensuchrätsels von Seite 224:

DIANA
EDUARD
EUTERPE
TSINGTAU
CHORAL
ENZIAN
KOLIBRI
LONDON
NIAGARAFALL
ENTENTE

Die deutschen Kolonien.

Heiligabendwache

Von Korvettenkapitän a. D. Fritz Otto Busch

Heulender Sturm bläst über die Nordsee, dunkel drohende Regenwolken ziehen tief und eilig über das aufgeregte Wasser der Jade dahin, flackernder Laternenschein liegt auf den blänkernden Regenpfützen am Pier des Nordhafens.

Frierend stehen der Bootsmaat der Wache und der Läufer Deck in Ölzeug gehüllt beim Fallreepskasten und blinzeln mißmutig zu den hellerleuchteten Fenstern der alten Hafenkasernen, die wie buntes Transparentpapier im Dunkel hängen.

„Echt Wilhelmshavener Wetter! Wenn man schon nicht auf Urlaub kann, sollten wenigstens Schnee und Eis und nicht so 'n Schlackerzadder sein. Punsch haben wir auch nicht mehr." Der Unteroffizier sieht den Läufer grimmig an.

Der lacht. „Ich werde noch welchen besorgen, Herr Obermaat!" und eilt davon.

Am Flaggstock, am achtersten Ende der breiten Schanz, schreitet der wachhabende Offizier auf und ab. Kragen hochgeschlagen, die Hände tief in den Manteltaschen, hört er auf das Sausen des Windes in der Takelung und das dumpfe Gurgeln des schwarzen Hafenwassers unter den Dalben des Piers. Jetzt haben sie zu Hause die Lichte am großen Tannenbaum angezündet, Vater verliest die Weihnachtsgeschichte aus der alten Familienbibel, unterm Baum ist in Moos und Steinen die Krippe aufgebaut und es riecht nach Wachs und Weihnachtsgebäck. Ärgerlich wendet der Leutnant den Kopf. „Läuferrr!"

Der Bootsmaat tritt herzu. „Den Läufer hab ich weggeschickt, Herr Leutnant. Er soll ein bißchen Punsch besorgen."

„Na schön! Wenn er wiederkommt, schicken Sie ihn zu mir!"

„Jawoll!"

Aus den Fenstern der Messe über dem Wohndeck leuchten die Lichte des kleinen Weihnachtsbaumes. Die wenigen Junggesellen der Offiziersmesse feiern, das Grammophon läuft, und Weihnachtslieder klingen halbverweht durch die Nacht. Wer nicht vorn unter der Back oder im Heizerwohndeck bei seinen Leuten ist, sitzt ein wenig verlegen in den Klubsesseln um den Baum und denkt an andere Weihnachten: zu Hause, im Kriege auf schlingerndem Torpedoboot auf Vorposten draußen in der winterlichen Nordsee, in den großen, hellen Messen der Schiffe der Hochseeflotte oder im Schützen-

Weihnachten an Bord / Phot. W. Schäfer, Kiel.

graben in Flandern, auf dem U-Boot vor Englands Küsten, an Weihnachten unter heißer Sonne im Ausland, draußen in den Kolonien, unter den Palmen der Südsee, im alten Tsingtau und im riffgeschützten Hafen von Daressalam.

Vorn, bei den Leuten, ist es warm und gemütlich; die vielen Bäumchen an den Backen, bunt geschmückt, wie der Seemann es nun einmal von jeher liebt, brennen hell, an den weißgescheuerten Backen sitzen die Männer, rauchen und haben die dampfenden Tassen mit gewürztem Punsch vor sich, knabbern Nüsse und Spekulatius und erzählen sich Geschichten. Bunte, selbstgeschnittene Transparente stehen überall; die Jahresereignisse spiegeln sie wider, humorvoll, hie und da ein lustiger Vers.

In dicken Schwaden zieht der Rauch unter der niedrigen Decke hin, in irgend einem Winkel spielt einer das Schifferklavier, die Ziehharmonika, und alle sind vergnügt und zufrieden. Wache muß sein, das weiß jeder, und wer diesmal nicht auf Urlaub zu seinen Angehörigen konnte, kommt eben nächstes Jahr dran; Dienst ist Dienst.

Auf der Brücke, die schwarz und hoch wie ein Gebirge in die Nacht ragt, lehnen die Signalgasten der Wache in den Nocken. Von der dritten Einfahrt blinken die bunten Lichter herüber, müde blinzelt eine Leuchttonne des Fahrwassers über den Deich, kaum merklich ruckt das Linienschiff in seinen Stahlleinen, die es fest und sicher halten.

Süß und warm streicht von der offenen Kambüse auf dem Mitteldeck der Geruch von Punsch und Zigaretten herauf. Schnuppernd streckt der junge Rekrut die Nase vor; richtig nach verbrannten Tannennadeln riecht es, wie zu Hause, wenn sie die Lichte ansteckten, fern in der Heimat, in der kleinen Stadt am Niederrhein. Deutlich sieht er die schneebedeckten Dächer, die eng und geduckt um die große Nikolaikirche stehen, den Kirchturm selbst, der wuchtig und steil aufragt und auf dessen weitschattendem Dach die Dohlen in langen Reihen hocken. Er sieht die spitzgiebligen alten Häuser rings um den kleinen Markt, hört das Schrillen der Ladenklingel im Bäckerladen unter der alten Linde, das Holzschuhgeklapper der vorübereilenden Kinder. Jetzt läuten die Glocken, feierlich und klar schallt es durch die Weihnacht, weit über die Ebene zum stillen Rhein, der hinter Deichen und Wiesen dahinströmt.

„Sagen Sie mal, Verehrtester, wozu stehen Sie eigentlich hier? Seit einer halben Stunde ruft das Flaggschiff an, und kein Mensch antwortet." Grimmig sieht der Signalmaat den Matrosen an.

Der greift erschrocken zur Morselampe und gibt sein „Verstanden" hinüber.

Drüben vom Flaggschiff blitzt es auf: lange und kurze Blinke aus der Morselampe. Angestrengt sieht der Signalgast hinüber. „Signalwache ‚Schleswig-Holstein' an Signalwache ‚Schlesien': Fröhliche Weihnachten!"

„Na also!" brummt der Obermaat besänftigt. „Passen Sie doch auf, Menschenskind!"

Im Kartenhaus, das kaum Platz für vier Mann hat, hocken fast alle Signalgasten auf dem breiten Kartentisch. Die Punschkanne steht auf der Dampfheizung, und alle qualmen, als ob sie es bezahlt bekämen. Ein Tannenzweig steckt hinter dem Chronometer. Im Hintergrund trägt einer die Angaben fürs Logbuch aus tausend Zetteln, die er aus der Tasche seines Mantels zieht, in die Kladde.

Das Telephon klingelt. Der Nächststehende nimmt den Hörer ab. „Hier Brücke."

„Hier der W. O. Ich möchte die letzte Wettermeldung haben."

Der Signalmaat der Wache, der auf das Klingeln hereingestürzt war, öffnet die Tür. „Straaten, los dafür! Die Wettermeldung dem W. O. bringen!"

Kurze Zeit darauf steht der Rekrut mit der Kladde vor dem Leutnant. „Wettermeldung zur Stelle!" meldet er mit seinem singenden rheinischen Tonfall.

Der Leutnant horcht auf. „Nanu, seid Ihr Rheinländer? Etwa gar vom Niederrhein?"

Jumbo, der Seebär, wünscht „Fröhliche Weihnachten".

„Jawoll, Herr Leutnant!“ antwortet der Rekrut.

„Mensch, da bin ich ja auch her!“ Und als der Mann die kleine Stadt nennt, lacht der Offizier hell auf. „Das ist ja gediegen! Was machen denn der alte Nikolaiturm und die Dohlennester und der Hohe Busch? Jetzt riecht wohl der ganze Ort nach der Schokolade von Kaisers Kaffeefabrik und nach Spekulatius, Aachener Printen und Moppen, was? Fein ist's da unten, wie?“

Der Signalgast nickt bestätigend mit dem Kopf. „Jawohl, aber so 'n elendes Matschwetter wie hier haben wir da nicht zu Weihnachten. Mein Vater schrieb gestern, daß schon Schnee liegt, und die Kanäle sind alle fest zugefroren. Hier oben ist's ja nie richtig Winter.“

„Da habt Ihr recht. Na, nun zeigt mal den Wisch her! Natürlich wieder so ein verwünschtes Tief, und das Barometer denkt nicht dran, zu steigen. Geht mal in meine Kammer! Auf dem Schreibtisch liegt so 'n Paket mit echtem Spekulatius, das ich von alten Freunden aus unserer Stadt bekommen habe; da greift mal tüchtig hinein und bringt mir auch was mit!“

Während der Matrose schnellstens hinuntereilt, nimmt der Leutnant seinen Gang über die Schanz wieder auf. Ganz still ist es geworden, nur der Wind heult und fegt um die Schiffe. Von irgendwoher klingt leise ein liebes, altes Weihnachtslied herüber: „Es ist ein' Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart.“

Das Rätsel der Drusenkopfinsel / Von Otfrid von Hanstein

(Fortsetzung)

Es vergingen nun volle vierundzwanzig Stunden, ohne daß die Gefangenen, von denen jeder in eine Sonderzelle eingeschlossen war, etwas über ihr Schicksal erfuhren. In der nächsten Nacht erst führte man sie, alle stark gefesselt, in einen Saal des Gefängnisses, in dem sich ein Gericht um die Person des Präsidenten versammelt hatte.

„Ich erfülle die Bitte des Besitzers von Santa Scientia. Er wünscht, daß diese unreifen Burschen nicht bestraft werden. Señores, Sie sind aus Puitu verbannt. Sie werden in dieser Nacht noch über die Grenze geschafft werden. Jeder von Ihnen, der sich noch einmal in Puitu blicken läßt, ist dem Tode verfallen.“ Ohne seinen Sohn noch eines Blickes zu würdigen, verließ Ronaldo Ferreira den Saal. Die Verschwörer atmeten auf und sprachen kein Wort.

Der Präsident ging in seinen Palast. Jetzt war er diesen unbedachten Jünglingen fast dankbar. Durch ihren Handstreich hatten sie ihn in die Lage gesetzt, mit einem Schlage die Führer seiner Gegenpartei des Landes zu verweisen. Er schickte sich an, die Gesandten der Vereinigten Staaten einzuladen. Auch Ronaldo Ferreira war kein Mann, der den eigenen Vorteil vergaß. Ihn hielten die Vereinigten Staaten; das wiedergefundene Inkagold hätte ihn gestürzt.

* * *

In einer elenden kleinen Hafenschenke des kolumbischen Städtchens Tumaco fanden sich die zwanzig Verschworenen, von denen der Schweizer Hospenthal noch immer verbundene Hände hatte, wieder zusammen.

„Was nun?“

„Wir haben verspielt. Ich werde nach Frisko gehen. So viel, um auf einem Küstenklepper überfahren zu können, hat mir ja mein großmütiger Vater noch gelassen.“

João blinzelte Christobal und Mac Gonnor zu, und diese nickten. „Wir kommen mit dir.“

„Und wir?“

João zuckte die Achseln. „Ich kann euch nicht helfen.“

„Du hast uns verführt!“ rief einer voll Empörung.

„Du wolltest uns ungezählte Millionen verschaffen.“

„Warum hast du gezögert? Ihr seid schuld. Warum habt ihr nicht augenblicklich geschossen und den Amerikaner getötet? Warum ließt ihr euch überraschen?“

„Wollt ihr mir noch Vorwürfe machen? Ich verlor mehr als ihr alle.“

Sie stürzten ein Glas Schnaps nach dem andern hinunter und griffen nach ihren Messern. Es war eine Schenke voller roher Gesellen. Parteien bildeten sich, eine Schlägerei entstand, Revolverschüsse knallten.

João sprang vom Boden empor, riß die Lampe von der Wand und schleuderte sie mit einem raschen Schwung aus dem Fenster. Es wurde dunkel, und diese Minute benutzten João, Christobal und Mac Gonnor, um aus dem Fenster zu springen.

Sie liefen am Strande entlang. Soldaten kamen. „Was gibt's?“

„In der Schenke Santa Inez ist eine Schlägerei.“

Man hörte Schüsse, lautes Brüllen, dann einen starken Knall. Gleich darauf sah man einen Feuerschein. Die Soldaten rannten hinüber, die Bewohner der kleinen Stadt wurden aus den Betten geschreckt. Die Schlägerei war zur Schlacht ausgeartet. Längst kämpften, schnapstrunken, Männer von Tucuma, Matrosen und Gesindel mit den Fremden.

Aufatmend standen João, Christobal und Mac Gonnor beisammen. „Die sind wir los.“

„Du hast Geld?“

„Genug für uns drei.“

Sie wanderten aus der Stadt und gingen am Ufer entlang.

„Wollen wir wirklich nach Frisko?“

„Zunächst ja.“

„Und dann?“

Joãos Augen leuchteten katzenartig im Dunkeln.

„Die Millionen von Santa Scientia holen.“

„Bravo!“

„Sam ist wieder auf der Insel. Er wird uns helfen.“

„Er weiß nicht, wo wir sind.“

„Ich habe alles bedacht, auch das etwaige Mißlingen.

Er kennt eine Adresse in Frisko, vielleicht gibt er Nachricht."

„Wenn er es aber nicht tut?"

„Ich war ein Narr. Drei Männer erreichen oft mehr als zwanzig. Ich will die Millionen!"

„Zunächst also nach Frisko!"

Die drei Männer kamen acht Tage später in die Hafenstadt Punta Reyes. Sie hatten sich unterdessen verändert; ihre Bärte waren gewachsen, sie trugen andere Kleider und sahen aus wie schiffbrüchige Matrosen. Sie hatten sich auch andere Namen gewählt und fanden auf einem kleinen Segler, dem ein Teil der Mannschaft entlaufen war, Gelegenheit, sich nach Frisko durchzuarbeiten. Nicht umsonst hatte João mit seinen Freunden auf der eigenen Segeljacht große Fahrten gemacht. Wenn sich der Kapitän auch über das Ungeschick der neuen Matrosen wunderte, sie waren wenigstens willige Menschen, und da das Wetter günstig blieb, ging die Fahrt gnädig zu Ende.

In Panama wurden sie abgemustert, verwandelten sich nochmals, und wieder eine Woche später saßen sie in einem kleinen Hotel in Frisko und lasen die Zeitung. „Wie Präsident Ferreira von Puitu seine Feinde los wurde," lautete eine fette Schlagzeile.

Es war ein etwas spöttischer Aufsatz, in dem geschildert wurde, daß Ferreira seinen Sohn, nachdem er sich wieder einmal als Schatzgräber auf der wüsten Drusenkopfinsel lächerlich gemacht, des Landes verwiesen hatte.

Dann folgte noch ein zweiter Aufsatz. „Der Empörer João Ferreira, der mit seinen Mitverschworenen aus Puitu verwiesen wurde, ist in der Küstenstadt Tucuma bei einer wüsten Schlägerei ums Leben gekommen. Armes Puitu, wenn solche Strolche um die Präsidentschaft kämpfen!"

João lachte. „Wir werden ihnen noch eine Nuß zu knacken geben. Nur warten!"

Die drei verschwanden im Gewühl der Großstadt, und wenn wieder nach einer Woche jemand aus Puitu den eleganten Herrn mit Spitzbart und etwas angegrauten Schläfen, der sich Don Miguel Almeida nannte und vorgab, Argentinier zu sein, und der in einer großen Autofabrik als Rennfahrer eingetreten war, gesehen hätte, würde er in ihm ebensowenig João Ferreira erkannt haben, wie jemand auf eine Ähnlichkeit des vollbärtigen, eine große Brille tragenden Schotten Mac Iversen mit Mac Gonnor oder des braunlockigen, jetzt glattrasierten Chilenen Serão Argonza mit dem Sekretär Don Christobal verfallen wäre.

Diese beiden waren allabendlich Gäste der Spielhöllen im Hafen. Der Neger Sam ließ nichts von sich hören.

* * *

Die Gelehrten hatten von der Schreckensnacht, in der ein paar Mordbuben fast das ganze Werk Mister Cooks vernichtet hätten, nichts gemerkt. Mister Cook und Mister White waren ruhig wie immer; nur daß die Wachposten an den elektrischen Horchern sorgfältiger aufpaßten und im Zentralgebäude stets eine kleine Truppe bewaffneter Männer bereit stand.

Im großen Saale des Zentralgebäudes versammelten sich die bisherigen Schöpfer von Santa Scientia. Es waren im ganzen vielleicht fünfzig Männer, dazu die sieben Frauen und an einem besonderen Ehrentisch die sechs Mitglieder der Expedition.

Mister Cook ergriff das Wort: „Wir haben Ihnen gesagt, meine Herren, daß wir in Ihnen gewissermaßen eine Prüfungskommission erblicken. Wir haben hier im Stillen geschafft, haben aus dem Vollen gegriffen, bisher aber ängstlich fremde Augen gescheut. Jetzt sprechen Sie offen, welchen Eindruck hat unser Versuch auf Sie gemacht?"

Als der Älteste antwortete zunächst Professor Ortler: „Eine Frage zuvor. Sie haben hier fast nur deutsche Männer. Wir sind eine deutsche Expedition, Sie aber sind Amerikaner. Wie kommt es, daß Sie die Deutschen so in den Vordergrund stellen?"

Cook lächelte. „Nicht, als ob ich hier eine deutsche Kolonie gründen wollte. Sie haben recht, ich bin Amerikaner, wenn auch schließlich von deutscher Abkunft. Wir haben zunächst rein wissenschaftlich gearbeitet. Auch der Städtebau, den wir hier getrieben haben, beruhte bisher auf wissenschaftlicher Grundlage. Kennen Sie nicht das Wort, daß Deutschland berufen sei, die ‚Universität der Welt' zu heißen? Sobald ich praktische, unermüdliche Arbeiter brauche, und ich hoffe, daß dies bald der Fall sein wird, werde ich Amerikaner hinzuziehen. Unsere Sportlehrer werden Engländer sein. Wir werden in unsern Musterbetrieben für den sorgfältigen, persönlich betriebenen Ackerbau Chinesen herbeiholen; Japaner sollen uns die Kunst lehren, ihre Lackarbeiten zu bereiten, wiederum Chinesen werden in Gemeinschaft mit Koreanern ihr köstliches Papier anfertigen, Italiener sollen Malschulen aufmachen, Perser werden an der Spitze unserer Teppichweberei stehen, und von den Wilden der Urwälder wollen wir lernen, die Natur zu beobachten und viele Pflanzen uns nutzbar zu machen. Jedes Volk hat seine besonderen Gaben, darum soll auch ein jedes in friedlichem Wettkampf in der großen Weltuniversität Santa Scientia seine Gaben zeigen und entwickeln zum Nutzen der ganzen Menschheit.

Wir denken daran, die ganze Welt so zu einem großen Ganzen zu machen, daß jeder den andern braucht, jeder vom andern lernt, daß die weiten Urwälder und die unermeßlichen Prärien in Zukunft zur Kornkammer werden, während in den gemäßigten Zonen die Industrie vorherrscht. So werden auch die Kriege von selbst aussterben, und der Weltfriede wird alle Menschen verbrüdern."

Doktor Schlüter stand auf. „Ich bin kein Gelehrter, bin ein Mann des praktischen Lebens. Ihr großes Werk hat ein Loch, solange bei Ihnen nur Männer allein sind."

„Sie werden es in Zukunft nicht sein. Darf ich die Herren nun um Ihr Urteil bitten?" versetzte Cook.

Wieder nahm Ortler das Wort: „Ich kam gezwungen hierher, kam mit dem Wunsch, unzufrieden zu sein. Trotzdem bin ich überzeugt, Ihre Versuche, unfruchtbares Land durch künstliche Bewässerung und maschinelle Betriebe in fruchtbaren Boden zu wandeln, menschliche Arbeitskraft durch Maschinen zu ersetzen, sind gelungen."

Professor Zolling stand auf. „Die Verwendung natürlicher Vulkankräfte ist großartig. Ich erkläre mich bereit, an den Versuchen, Alaska durch derartige Kräfte zu erwärmen, selbst mitzuarbeiten."

Van Rhyn nickte lebhaft. „Sie haben der Elektrizität neue Bahnen gezeigt."

Gumppendorf, der junge Meteorologe, stimmte zu. „Sie haben Erstaunliches geleistet in der Art, wie Sie sogar das Wetter beeinflußten."

Frank stand auf. „Ich brenne darauf, in Gemeinschaft mit Professor Weigand am Problem der Altersbekämpfung zu schaffen, und bewundere Ihre hygienischen Einrichtungen."

Zolling ergriff das Wort. „Trotzdem ist alles, was Sie hier schufen, nur ein Beispiel, ein Versuch. Jetzt kommt es darauf an, die Probe zu machen, der Welt Ihre Universität zu öffnen, neue Geister hinzuzuziehen, die Schöpfer in Lehrer umzugestalten. Sie müssen im Großen erproben, was Sie im Stillen schufen. An den Völkerbund müssen Sie sich wenden. Er muß sie als einen Miniaturstaat für sich anerkennen, denn es ist notwendig, daß diese Weltuniversität, die nur zwei Dinge nie ausüben darf, die Politik und den Krieg, zu keinem der bestehenden Staaten gehört, sondern völlig ein Eigenkörper für sich ist."

Cook erhob sich. „Ich danke Ihnen. In zwei Monaten wird Santa Scientia der Welt geöffnet sein. — Fräulein Dorn, Sie, die Sie als Jüngste in unsere Mitte getreten sind, wollen Sie auch vor diesen Herren Ihre Pläne ausführen? — Ich habe gleichzeitig das Vergnügen, Ihnen den Vaterländischen Frauenverein von Santa Scientia vorzustellen, den einzigen Frauenverein der Welt, der sich rühmen kann, alle Frauen eines Staates in sich zu vereinen, denn in diesen sieben jungen Damen, von denen Fräulein Dorn die einzige unverheiratete ist, sehen Sie die gesamte Damenwelt von Santa Scientia."

Elsa Dorn stand auf. Aller Augen waren auf das junge Mädchen gerichtet. Die sechs Professoren sahen sie in diesem Augenblick zum ersten Male, und Bob White war etwas besorgt, wie sich die junge Base in diese Lage hineinfinden würde.

Mit unbefangenen Augen blickte Elsa umher. „Es ist eine ganz natürliche Folgerung, die ich zog. Ich konnte am ehesten darauf verfallen, weil ich eben erst frisch aus der Außenwelt komme. Santa Scientia soll der Welt gezeigt werden. Wie kann das geschehen? Sollen wir durch die Reisebüros einige hunderttausend Weltbummler hierher führen, die mit Operngläsern und Monokeln uns als Wundertiere anstarren, ‚very nice' sagen und wieder abziehen? Sollen wir weiter begabte Menschen stehlen und in den Verdacht kommen, hier Menschenhandel zu treiben? Sollen wir die Regierungen auffordern, uns langweilige Kommissionen zu schicken? Alles das wäre Kinderspiel. Mit einem einzigen Schlage muß die ganze Welt von Santa Scientia sprechen. Ich denke an ein Sportfest, ein Fest der Freude, ein Fest, zu dem nur Menschen kommen, die kraftvolle Körper und freiblickende, klare Augen haben. Doch ein Sportfest eigener Art soll es werden. Unser Sport soll der Welt gewissermaßen im Spiel zeigen, was wir technisch können. Unsere Gäste werden Isabela, die Musterstadt, sehen. Sie werden in unsern Glashäusern wohnen, sie werden die Luft unserer Dachparke atmen, die Erschöpften werden in unsern Sanatorien genesen. Unsere Schnellbahnen werden sie durch das Meer tragen, unser Wegenetz, unsere selbsttätigen Bahnen sie durch die Insel führen. Es soll kein trockenes Umherführen durch ein Museum sein, sondern unsere Gäste werden in einer Woche Santa Scientia erleben und hierauf wieder heimkehren und das Gefühl haben, daß sie acht Tage in der Zukunft gelebt haben. Dann werden sie vergleichen, dann werden Tausende sich um die Aufnahme in unsern Kreis bewerben und wir werden wählen. Männer und Frauen sollen willkommen sein, und die Besten werden unsere jetzt noch leeren Betriebe füllen, unter den Klängen unserer Arbeitsmusik in den Sälen schaffen, und die Weltuniversität wird eröffnet sein." Elsa hatte begeistert gesprochen.

„Ein Sportfest? Kein schlechter Gedanke!"

Jetzt stand Bob White auf. „Darf ich Ihnen erklären, was wir Sport nennen, was wir in unserer großen Arena wollen?"

Er hielt einen langen Vortrag. Es kam jede Sportart darin vor. Bisweilen ließ er einen der Freunde erklären, Vetter oder die Ingenieure, und je länger sein Vortrag sich hinzog, umso begieriger wurden die Gelehrten, noch mehr zu hören.

Nun stand Cook in der Mitte des Saales. „Ich danke Ihnen. Wir werden schon morgen an alle Welt Einladungen versenden. Auf eigenen oder gemieteten Schiffen werden wir an einem einzigen Tage hunderttausend Gäste aus allen Teilen der Erde nach Isabela bringen. Wir werden aber zur Bedingung machen, daß der Völkerbund uns unsere Zuchtwahl verbürgt und unser selbständiges, von keiner Macht beeinflußtes Streben."

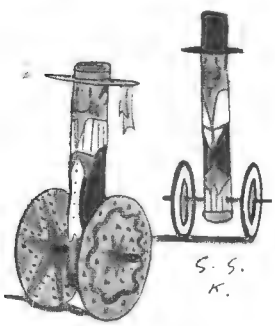
„Und wenn er es nicht tut?"

Cook sagte sehr ernst: „Ich habe mich verbürgt, die Millionen des Inkakaisers nur zu diesen Zwecken der Menschheitförderung zu verwenden. Unsere Einrichtungen geben uns die Möglichkeit, die Insel gewaltsam von jedem Fremden zu räumen. Unter dem Schatzgewölbe, in dem unser Hort verwahrt ist, liegt eine große Menge Sprengstoff. In demselben Augenblick, in dem man mich zwingen würde, Santa Scientia und das Inkageld der Habgier oder selbstsüchtigen Zwecken der Politik freizugeben, drücke ich auf einen Knopf und fliege selbst mit der ganzen Insel in die Luft. Aber es wird nicht dazu kommen." (Fortsetzung folgt)

Spielzeug zum Selbstbauen.

erklügelt und aufgebaut von George G. Kobbe.

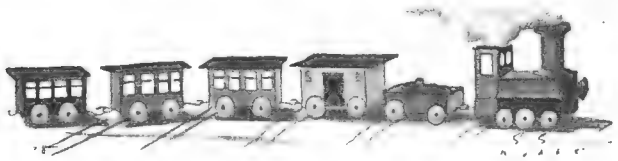
Am Abend vor der Bescherung, wenn man den Weihnachtsbaum schon ins Zimmer stellt und ihn für den Heiligabend ausschmückt, dann fällt uns oft noch ein, daß wir ein Geschenk für den kleinen Bruder oder die kleine Schwester ganz und gar vergessen haben. Der Geldbeutel ist leer und guter Rat teuer. Doch es gibt ja so nette Geschenke, die höchst einfach herzustellen sind, fast gar nichts kosten und doch die kleineren Geschwister in helle Freude versetzen. Nur müssen wir uns selber ein wenig dabei anstrengen; unsere eigenen Fähigkeiten und nicht der Geldbeutel sind das wichtigste dabei. Vielen wird dies sicherlich angenehm zu hören sein.



Versuchen wir zuerst einmal, einen kleinen Menschen, irgend eine Figur plastisch zusammenzubauen. Sein Skelett besteht nicht aus Knochen, sondern aus Holzknöpfen. Die kaufen wir da, wo der Schneider die Holzknöpfchen kauft, die er für Mäntel und Kleider mit Stoff überzieht. Solche Knöpfe gibt es in jeder Größe. In der Mitte sind sie gelocht. Wir ziehen sie richtig geordnet auf dünnen Bindfaden auf. Da sehen wir zum Beispiel im Bilde eine Tirolerin. Ihre Füße bestehen aus zwei kleinen Holzknöpfen, die mit der flachen Seite nach unten stehen. Holzknöpfe gibt es nämlich in verschiedenen Arten: rund, oval, halbrund, ganz flach und länglich. Nach den Füßen aus halbrunden Knöpfen kommen die Beine aus etwas kleineren, ebenfalls halbrunden Knöpfen. Den Rock arbeitet man aus großen, auch halbrunden Knöpfen; darüber baut man die Taille und den Kopf auf, der aus einem runden Holzknopf besteht. Die Brust setzt sich aus zwei mit ihren flachen Seiten aneinandergelegten halbrunden Knöpfen zusammen; dazwischen werden die Arme befestigt, die man aus runden Holzkugeln herstellt. Das Ganze bemalt man mit Tuschkastenfarbe, wie es einem am besten gefällt. Man nimmt zur Farbe aber stets nur wenig Wasser, da sonst auf dem Holz alles durcheinanderläuft. Sind die rosa Wangen gemalt, dann muß man warten, bis sie trocken

ſind, ehe man die luſtigen blauen Augen und den roten Mund einſetzt, denn ſonſt laufen die Farben ineinander. Wenn die Farbe getrocknet iſt, überpinſelt man ſie mit farbloſem Lack, damit die Geſichter nicht abgegriffen werden. Kopfbedeckungen laſſen ſich auf die verſchiedenſte Weiſe herſtellen. Pralinenhüllen, Knöpfe mit aufgeſteckten kleinen Federchen und ähnliche Dinge eignen ſich dazu. So kann man alſo Figuren jeder Art verfertigen: Neger, Ritter, Generale, Matroſen.

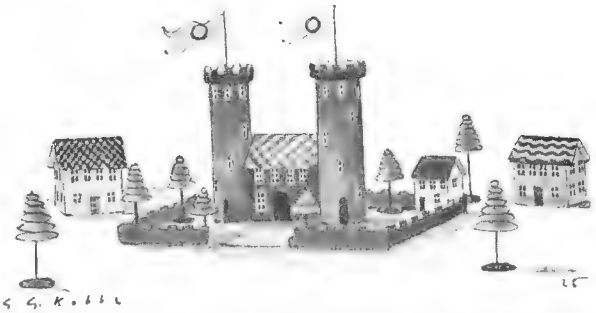
Sogar einen Kaufmannsladen kann man ſich mit einfachſten Mitteln ſelber baſteln. Ein Stück Pappe für die Unterlage kann man ſich aus jedem Karton ſchneiden. Man muß ſie mit etwas Spirituslackfarbe beſtreichen, denn ein ſchöner Fußboden macht auf jeden Kunden einen guten Eindruck. Dann beſorgt man ſich eine Zigarrenkiſte zu fünfzig Stück. Dieſe wird das Regal, nachdem man kleine Klötze darunter geklebt hat. Das Ganze muß, damit es auch ſchön ausſieht, mit Tapetenpapier, das man ſich auch ſelbſt malen kann, überklebt werden. Vor dem Tapezieren zimmert man die Scheidewände für die Schubfächer aus Holz; mit feinen Nägeln hämmert man ſie auf der Rückſeite feſt. Fertigt man ſie lieber aus Pappe, ſo klebt man oben und unten einen Leinenſtreifen an, der an die Kiſte geleimt wird. Für die Schübe nimmt man Streichholz-



ſchachteln. Damit man ſie gut herausziehen kann, gehören auch noch Griffe dazu. Für dieſe Griffe nimmt man Schuhknöpfe, die in das Holz gebohrt werden und durch deren Öſe ein kleiner Nagel geſteckt wird. Jetzt kommt der Ladentiſch an die Reihe. Man fertigt ihn aus einer Schachtel, durch die ein Loch für die Waage gebohrt wird. An den Waageſtock kommt ein Querbalken, und die Waageſchalen ſind kleine runde Schächtelchen, in denen früher einmal Pillen waren.

Wer tüchtig iſt, baut ſogar noch einen beſonderen Bahnanſchluß. Auch die Eiſenbahn wird aus Streichholzſchachteln gebaſtelt. Unter die Schachteln werden Streichhölzer geklebt, an deren Enden Holzknöpfe geſteckt ſind. Die Wagen werden dann mit Glanzpapier beklebt. Die Wagen der 2. Klaſſe werden grün, der 3. Klaſſe braun, der Poſtwagen gelb. Fenſter und Türen werden ſchwarz aufgeklebt. Die Lokomotive wird ganz ſchwarz. Den Schornſtein bildet eine Zwirnrolle, aus der eine ſchöne, dicke Dampfwolke aus Watte quillt. Vorbei an Feldern und Wieſen ſauſt der Zug, und kurz vor der Stadt ſteht eine ſchöne, alte, aber noch gut erhaltene Ritterburg, ſo wie man ſie auf den Ferienreiſen im Gebirge immer wieder von der Eiſenbahn aus ſieht. Sie hat zwei ſtolze Türme, auf denen die Standarten wehen.

Das iſt wirklich eine ſchöne Burg, und wie einfach

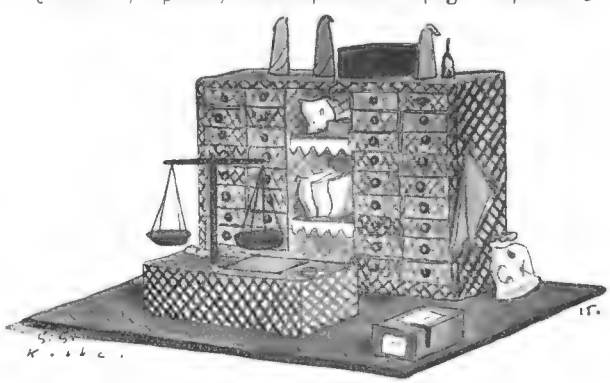


iſt ſie zu bauen! Wieder nimmt man einen Pappkartondeckel, ſchneidet aber diesmal den Deckelrand nicht ab, ſondern ſchneidet in ihn gleich die Bruſtwehr ein und bemalt alles mit grüner Farbe. Damit hat man einen mit Moos bewachſenen alten Burgwall. Nur an einer Stelle ſchneiden wir den Rand weg, um ein Eingangstor zu ſchaffen. Der Burghof iſt mit Gras bewachſen, und die Wege ſind mit Kies beſtreut. Man beklebt alſo den Deckelboden mit grünem und, wo die Wege laufen, mit Streifen aus gelbem Lackpapier. Die Türme werden entweder aus gerollter Pappe geklebt, oder man verwendet dafür die runden Schachteln für Gasſtrümpfe. Überklebt werden ſie am beſten mit Ziegelſteinpapier. Dann kommen die Schießſcharten für die Soldaten. Man nimmt den Deckel der Gasſtrumpfſchachtel und klebt ihn mit dem Boden, alſo umgekehrt, auf die Röhre, nachdem man vorher die Schießſcharten eingeſchnitten und ſie mit brauner Farbe bemalt hat. Darauf ſteckt man die Fahnenſtange, eine lange Stopfnadel, und an der Nadel weht die Ritterflagge.

Von oben ſieht man, zwiſchen den Türmen liegend, das Wohnhaus und die ſchönen, grünen Bäume. Für die Tannen nimmt man in der Mitte gelochte, auf der oberen Seite abgerundete Knöpfe. Der Stamm iſt ein Streichholz. Für den Wipfel werden oben Holzknöpfe, vom größeren bis zum kleinſten, aufgeſteckt. Auch der Fuß iſt ein grün bemalter Holzknopf, ſo breit, daß der Baum feſtſteht. Nun bemalt man die Bäumchen grün, und, wenn es Herbſt ſein ſoll, braun.

Nahe der Burg liegt die alte Stadt, auf deren Marktplatz friedlich Kinder und Tiere ſpielen, die ebenfalls aus Holzknöpfen angefertigt werden können. Aber alles will ich euch nicht zeigen, damit genügend zum Erfinden für euch übrigbleibt.

Zum Schluß noch eine beſonders luſtige Baſtelei. In



meiner Jugend wohnte uns gegenüber die Familie Kanke. Herr Kanke war Stadtkapellmeiſter, hatte eine richtige Löwenmähne und einen rieſigen Schnurrbart, der immer wackelte, wenn er den Taktſtock ſchwang. Ich mußte furchtbar darüber lachen und wurde deshalb nicht mehr in ſeine Konzerte mitgenommen. Frau Kanke war eine ſehr feingekleidete Dame. Sie trug immer die ſchönſten Kleider und Hüte, auf denen bunte Federn ſteckten. Die kleine Gerda Kanke war meine Spielgefährtin, und eines Tages ſchenkte ich ihr drei Figuren, die ihren Vater, ihre Mutter und ſie ſelbſt darſtellten. Wir ſehen ſie ebenfalls im Bilde. Damit ſie nicht umfallen konnten, nahm ich zuerſt einen in der Mitte gelochten Holzknopf, der unten rund und oben flach war. Auf dieſen wurde ein halbrunder Bleiknopf aufgenagelt. Der Körper jeder einzelnen Figur beſtand aus einer Pappröhre, in deren unteren Rand ich Zacken einſchnitt, die an den Holzknopf geklebt wurden. Ein Weinkork, der oben in die Röhre, genau wie in eine Flaſche, ein Stück hineingeſteckt und dann angeklebt wurde, war der Kopf. Kleider, Arme, Hoſen und Röcke, alles habe ich dann aus farbigem Glanzpapier ausgeſchnitten und auf die Röhre aufgeklebt. Es war wirklich eine feine Familie, weshalb ſie auch viel Beſuch bekam.

Nach der Beſcherung. Die erſten Schießverſuche nach der Scheibe

dem neuen Luftgewehr / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

Die zwei Herren, die wir über der Familie Kanke erblicken, sind der Herr Käferbein und Doktor Krause auf Herrenrollern. Man macht sie genau so wie die andern Figuren, auch wieder mit einem Gewicht, nur wird durch die Röhre ein Streichholz gebohrt, an dessen Enden Holzknöpfe aufgesteckt sind.

Und jetzt geht an die Arbeit, die ein Vergnügen sein wird, denn bald werdet ihr merken, daß in jedem von euch ein Künstler wohnt!

Weihnachten im Mittelalter

Von R. Reichhardt

Das Sinnbild des deutschen Weihnachtsfestes ist der Weihnachtsbaum. Unter seinen Zweigen versammelt sich die deutsche Familie auf heimischer Erde wie jenseits des großen Weltmeers. Wo irgend auf der Welt Deutsche Weihnachtslieder singen und Weihnachtsfreude in den Augen leuchtet, da steht die lichterglänzende Tanne als Zeichen leuchtenden Gottesfriedens in dunkler Nacht. Bei dieser weitverbreiteten Bedeutung des Christbaums müßte man annehmen, daß seine Anwendung sich bis in die ältesten Zeiten des Urgermanentums zurückführen lasse. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die erste verbürgte Notiz hierüber findet sich erst im Jahre 1604 in einer Straßburger Aufzeichnung. Das Mittelalter kannte Christbaum und Christbescherung in

Auf dem Weg ins Winterlager.

unserm Sinne nicht. Es feierte Weihnachten weit schlichter als wir in unsern Tagen.

Es ist bekannt, daß unsere Vorfahren, die alten Germanen, in ihrem Wirtschaftsjahre drei Hauptabschnitte kannten. Wenn der Herbst die letzten Feldfrüchte gezeitigt hatte und die kalten Stürme über das Land brausten, dann begann, um die Zeit unseres Martinstages, das winterliche Jahr. Wenn aber um die Osterzeit die siegende Sonne ihre Strahlen auf die Erde sandte und die Natur sich neu belebte, dann bestieg Donar seinen mit Ziegenböcken bespannten Wagen und zerschmetterte mit seinem Hammer die den Menschen und ihrer Feldarbeit feindlich gesinnten Frost- oder Eisriesen. Um die Zeit des Mitsommerfestes, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, floß eitel Segen aus Götterhand über Mensch und Tier, Feld und Flur; es begann das Ernten der goldenen Ähren. So fielen die drei Hauptabschnitte des Wirtschaftslebens der Germanen auf die Zeit unseres Martins-, Oster- und Johannistages. Um diese Zeiten wurde Gericht gehalten, Opfer wurden dargebracht, den Priestern Geschenke gespendet, Feuer auf den Bergen abgebrannt, bei fröhlichem Spiel und Gesang wurde geschmaust, und im Aberglauben des Volkes nahmen diese „Things" als heilige, die Zukunft enthüllende Zeiten ihre hochbedeutsame Stelle ein. Als das Weihnachtsfest als Geburtsfest Christi im neunten Jahrhundert in den deutschen Landen eingeführt wurde, rückte die Feier der Herbstthings um die Zeit des Martinstages auf das Weihnachtsfest, und dies nahm dadurch von selbst den Charakter des Jahresanfangs an.

Einen Beweis für die Verlegung der Volksbräuche vom Herbstthing auf Weihnachten erblicken wir in der Volkssitte, daß in früherer Zeit, wie ehemals bei den alten Germanen zur Martinszeit, am Weihnachtsabend in Schleswig ein Hausgenosse in den Hof ging und ein Wagenrad vor sich her ins Dorf rollte; das nannte man „trild e Jul ind", Weihnachten „hineintründeln". Ja, obgleich die Witterungsverhältnisse Deutschlands es so gut wie ausnahmslos unmöglich machen, unmittelbar vor Weihnachten Feldarbeit zu tun, so besteht doch der Volksglaube, am Weihnachtsabend vor Sonnenuntergang sämtliches Geschirr, Feld- wie Hausgerät, unter Dach zu bringen, „damit Fru Waur demselben nichts tue".

Wie zur Zeit der Germanen der Martinstag, so wurde im Mittelalter Weihnachten der Tag des Dienstbotenwechsels und der Hirtenumzüge. Im ehemaligen Kursachsen wechseln noch heute am Weihnachtsfeste Knechte und Mägde den Dienst, und in vielen Ortschaften Mecklenburgs gehen am Nachmittag vor Weihnachten die Frauen der Hirten bei den einzelnen Bauern herum, gratulieren zur Weihnacht, und jede erhält ein Brot von zwölf Pfund und eine Spickgans. Sobald die Sonne untergegangen ist und es dunkel zu werden beginnt, versammeln sich die Hirten der Dorfschaft und blasen auf ihren Hörnern in den Gehöften ihrer Herren.

Auch die alten Opferschmäuse der Germanen gingen als Weihnachtsschmäuse auf unser Fest über. Aus Schleswig-Holstein wird berichtet, daß in alter Zeit vom ersten Weihnachtstag bis auf das Fest der heiligen drei Könige (6. Januar) jeder Tag mit Schmaus, Tanz und Spiel hingebracht wurde; die reichen Besitzer dehnten diese Festzeit oft bis Lichtmeß aus. Diese Gepflogenheit erinnert an die norddeutsche Bezeichnung des Weihnachtsabends wegen der reichlichen Mahlzeit als „Vullbuksabend" (voller Bauchabend), und dieser Name hielt lange dem Hamburger Ausdruck Kastabend, das ist Karsten-Christians- oder Christabend, die Waage. Magister Gotthilf Anton Eberhard, Privatlehrer zu Leipzig, erzählt über die holsteinische Weihnacht: „Christ heißt in holsteinischer Sprache Karst und kommt vom alten Kast her: daher Kastabend, Weihnachtsabend, Christabend. Er heißt dort auch: Vollbuksabend, der volle Bauchabend, weil am Abend vor Weihnachten der holsteinische Hauswirt sein Gesinde außerordentlich zu beköstigen, ihm vollauf Essen zu geben pflegt. Sogar den Tieren im Stall wird am Weihnachtsvorabend besseres Futter auf und in die Krippe gelegt und vor dieselbe ein Licht gesetzt. Reichlich wurden besonders auch die Kinder gespeist." Auch in den Städten wurde nach einer Nachricht aus der Zeit um 1400 am Christabend stark gegessen und getrunken. Man spielte bis zum frühen Morgen Würfel und suchte das Spielglück des ganzen folgenden Jahres zu erproben. Die Häuser wurden festlich geschmückt. In Stuben und Kirchen streute man Stroh. Die Wände der Stuben verhüllte man inwendig zu Ehren des hohen Festes mit Vorhängen und Tüchern.

Auch das Schenken in der alten Form des Überreichens, Zusendens am Jahresanfang stellte sich am Weihnachtsfest ein. Geld und Schmuck wurden auf dem Tische aufgebaut. Man glaubte, daß es sich dann vermehren werde. Unter die Speisen legte man Geldstücke. Man hielt die Hand in der Tasche zu dem gleichen Zwecke und machte die Beutel auf, damit das Glück hineinschlüpfen könne. Wer nicht mehr erschwingen konnte, machte wenigstens ein großes Licht in seiner Stube. Schon Cäsarius von Arelot († 543) hatte in einer Predigt gemahnt, man solle zu Weihnachten der

Armen nicht vergessen, sondern sie zu Tische laden. Man sollte sich auch wechselseitig einen largum sero, das heißt freigebigen Abend, und zwar etwas Angenehmes, Wohlschmeckendes und Süßduftendes schenken. Johannes von Hollefchau (1446) gibt sogar die Formel an, die der Bote dabei aufsagen sollte, zum Beispiel: „Petrus und Johannes Dlapka senden Euch einen heiligen Abend." Man sollte das Geschenk annehmen und dem Absender durch einen andern Boten ebenfalls ein Geschenk schicken. Wer nichts verschenkte, sagte der Volksglaube, würde im neuen Jahre Unglück haben, wer etwas abschlüge und gezwungen schenkte, ebenfalls. Darum darf man am Feste niemand an seine Schulden mahnen, sonst wird er im neuen Jahre unglücklich werden. Der Weihnachtsglaube des Mittelalters verleugnet eben an keiner Stelle seinen Ursprung als alter Winteranfangs- und späterer Neujahrsglaube. Auch für Luther begann noch das neue Jahr am Weihnachtsfeste.

Das Festgebäck war schon damals die Weihnachtsstolle, ein großes, langgeformtes Weißbrot, wie es ein zeitgenössischer Schriftsteller nennt. Um 1510 buken die Nonnen im Kloster Güntherstal zu Neujahrsgeschenken in zwei Tagen hundert große, mittlere und kleinere Lebkuchen. Auch Ende des sechzehnten Jahrhunderts kommt Weihnachtsgebäck vor. Eine Weihnachtspredigt von 1571 spricht von „Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und mancherley Confekt und Bilde aus diesen allen". — „Auf Weihnachten gefallen die Christstrietzel und großen Wecken," sagt Georg Steignitz in einer Neujahrspredigt 1593, und das Papistenbuch erzählt: „Zwischen Weihnachten und Neujahr bacht man ein besonder Brot."

Wie einst am Martins- und Nikolaustage, spielt jetzt auch zu Weihnachten der Apfel eine Rolle; denn nur Äpfel können unter den „Baumfrüchten" gemeint sein, von denen die mittelalterlichen Aufzeichnungen reden. Man legte sie auf die Tische und Geschirre und weissagte aus dem, was der Schnitt zeigte, aus der Zahl der Kerne, aus der Größe und Form des Kerngehäuses Glück oder Unglück. Die Stämme der Apfelbäume umwickelte man in der Christnacht mit Stroh, um sie vor bösen Einflüssen zu schützen, ein Brauch, der sich noch heute hier und dort findet.

Vielfach hielten die Priester — es mag dies ein Rest altgermanischer Herbstaufzüge sein — Prozessionen am Christfest in den Straßen, wo die lateinische Weihnachtsliturgie gesprochen wurde. Dann sangen sie Lieder, und die Leute hörten ihnen andächtig zu.

Die Meute im Winterlager / Von Paul Jordan

Irgend einen kleinen Fimmel haben die meisten Menschen. Man braucht nur an die Sammelwut zu denken. Was wird nicht alles Mögliche und Unmögliche gesammelt, besonders von Jungen! Neben Briefmarken und Gesteinarten — was ja immerhin von Wert und Nutzen ist — sammelt man Flaggenbilder, Streichholzschachteln, Autonummern, Flaschenkorke und tausenderlei mehr.

Pawel sammelte Zeitungen. Jahre hatte er auf diese Leidenschaft verwandt, und er war stolz auf seine Sammlung. Es waren auch nicht etwa gewöhnliche Zeitungen, nein, nur solche Nummern, die etwas Bedeutsames enthielten. Seine Prachtstücke waren eine alte „Vossische" von Anno 1848 mit einer Schilderung der Märzunruhen, eine „Frankfurter" mit dem Bericht über den Friedenschluß von 1871, ein „Hamburger Fremdenblatt" vom 1. August 1914 und andere Ausgaben dieser Art. Er trennte sich kaum jemals von seinem „Archiv", und so reiste es denn auch jetzt mit ihm spazieren, als er von Danzig aus in den Harz zum Winterlager der Meute fuhr.

Ja, das Winterlager, das hatte manche Arbeit und Mühe gemacht mit seinen Vorbereitungen! Hier mußte

Das Winterlager der Meute / Phot. E. Baumgartner.

mit der Eisenbahnbehörde verhandelt werden, dort mit der Heimleitung, dann auch einmal mit einem Schuldirektor wegen der zwei Tage Ferienverlängerung, und in einzelnen Fällen galt es, brieflich Eltern umzustimmen, deren Jungen zunächst keine Erlaubnis erhalten hatten.

Das war nun alles geschafft und glücklich erledigt, und jetzt fuhr Pawel dem Winterlager entgegen, um die Früchte dieser Arbeit zu genießen. Herrlich würde es werden, das stand fest; es war gar nicht anders möglich, da doch alle die tüchtigen Jungen dort zusammenkommen würden, aus Saarburg das „Raubtier" und Oka, aus Sobernheim Heinz und Bertel, aus Stuttgart Totila und Löwenherz, andere noch aus weiteren Gruppen, ebenso tüchtige auch aus den genannten, kurz eine richtige, tüchtige Meute, vierzig Mann, und was für welche!

Endlich kam der Ort, wo man in die Harz-Querbahn umsteigen mußte. Heraus also! Die Karlsruher und Frankfurter mußten, war alles glatt gegangen, schon eingetroffen sein. Richtig, da waren sie ja! „Tag, Günter! Tag, Äffle! Tag, Erwin! Wie geht's? Sind alle Jungen mitgekommen? Ist keiner mit verdorbenem Weihnachtsmagen zu Hause geblieben?"

Die gegenseitige Begrüßung war laut und herzlich, und das „arabische" Zeremoniell, das dabei angewandt wurde, ließ die Leute auf dem kleinen Bahnhof staunen. Waren das Verrückte oder Ausländer? So merkwürdige Bewegungen hatte man bis dahin nie gesehen, ebensowenig wie man die im Chor gesprochene Zauberformel „Brahmaputra Zervelatwurst!" je als Begrüßung gehört hatte. Zehn, zwölf Jungen redeten gleichzeitig auf Pawel ein, um ihm die unendlich wichtigen Erlebnisse ihrer Bahnfahrt zu erzählen, und unter Lachen und mit frohen Gesichtern ging es zum Bahnhof der Privatbahn hinüber.

Ja, diese Harz-Querbahn! Die Jungen tobten nicht schlecht, als sie hörten, daß man weder Rodelschlitten noch Schneeschuhe mit in die Abteile nehmen dürfe; diese mußten im Gepäckwagen fahren, nachdem eigens dafür bezahlt worden war. Auch der Fahrpreis war unerwartet hoch. Pawel hatte nicht übel Lust, die achtzehn Kilometer nach Benneckenstein zu Fuß zurücklegen zu lassen, aber der Sobernheimer und Saarburger wegen, die am Bahnhof des Endzieles warten sollten, fuhr die Karawane dann doch mit der teuren Bahn. Es wurde eine lustige Fahrt. Erst im Heim selbst sollte die allgemeine Gütergemeinschaft verhängt werden, wie sie bei jedem Beisammensein der Meute üblich war, und so futterten die Jungen nun noch nach Leibeskräften von den schokoladenen Herrlichkeiten des Weihnachtstisches, die sie mitgenommen hatten.

Benneckenstein! Zwei Fahnen, die eine ansteigende rote Woge auf blauem Grund zeigen, warten an der Sperre, zwei gleiche Bruderfahnen kommen aus dem Zuge mit. „Heil Sobernheim! Heil Saarburg! Da ist ja der ganze Kaninchenstall! Wo ist denn aber Wilm, der Hauptmann und Maharadscha von Sobernheim?"

Mit Vergnügen hörten die Ankömmlinge, daß er beim Verschönerungsrat sei, um sich die Haare schneiden zu lassen. Wilms Künstlermähne, auch „Weiberhaar" genannt, hatte der Meute schon immer mißfallen, aber er war nicht zu bewegen gewesen, sie vernünftig kürzen zu lassen. Nun, da hatte Bertel ihm, als er auf der Bahn eingeschlafen war, vorn eine große Skalplocke abgeschnitten, und jetzt war nichts mehr zu retten. Wilm mußte also doch zum Haarschneider gehen, um sich einen bürgerlichen Scheitel anzuschaffen.

„Pawel!"

„Raubtier!"

„Gut, daß du da bist! Ich hab immer gefürchtet, es komme etwas dazwischen."

„Warum hast du nicht geschrieben, Raubtier?"

„Du weißt doch, Pawel, lieber laufe ich zu Fuß nach Danzig. Ich kann ganz einfach keinen vernünftigen Brief schreiben." — Es geht vielen Jungen genau so.

Nun ging es zum Heim. Die beiden ersten Gruppen hatten das Quartier schon bezogen, Betten und Spinde belegt, wo es jedem am besten gefiel. Das Heim war schön, die Feldbetten, zweistöckig, mit Leinenbezügen versehen, die Spinde früheres Heeresgut, der Schlafsaal geräumig und hoch. Im Halbkeller lag der große Tagesraum mit genügend Tischen und Bänken. Die Wände waren bis zur halben Höhe mit dunklem Rupfen bespannt, wenige aber gute Bilder sparsam verteilt, und an der Kopfseite des Raumes stand nichts als in schlichten gotischen Buchstaben das Wort „Langemarck", ein Wort nur, gewiß, aber jedem der Jungen ein heiliger Begriff zugleich. Bei Langemarck, da waren die jungen Freiwilligenregimenter stürmend und singend in den Tod gegangen, für uns! Bei Langemarck verlor die deutsche Jugendbewegung ihre Besten; so soll auch der Begriff Langemarck der deutschen Jugendbewegung das Beste und Heiligste bleiben.

Herr Lohrmann, der Heimwart, und seine Frau begrüßten Pawel. Es waren freundliche Leute, die schon oft Jugend in dem Heim gehabt hatten; mit ihnen würde man gut auskommen. Da waren aber noch zwei, die im Heim zu Hause waren und die von den Jungen gleich mit begeistertem Jubel begrüßt wurden: Lux, der Wolfshund, und vor allem Jokus, der Affe des Herrn Lohrmann. Jokus allerdings riß zur Begrüßung dem Karlsruher „Äffle" gleich ein Büschel Haare heraus, zum großen Vergnügen der übrigen Jungen, die behaupteten, Jokus merke die „Verwandtschaft" und wolle keinen Nebenbuhler dulden. Kurz, das Heim gefiel allen ganz prächtig, auch die große, saubere Küche, die Brausebäder, das kleine Beratungszimmer, alles. Die Belegung oben im Schlafraum änderte Pawel allerdings noch, denn das gab es nicht bei der Meute, daß jeder sich seine Stelle nach eigenem Belieben aussuchen durfte, schon deshalb nicht, weil die Jungen immer im Oberstock schlafen wollen und

keiner der zuerst Eingetroffenen sich unten niedergelassen hatte, so daß die noch Ankommenden das Nachsehen gehabt hätten.

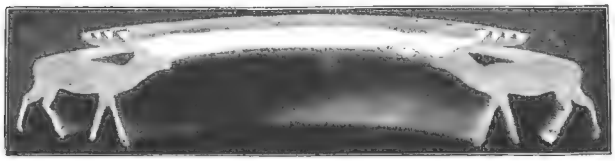
Die Kölner unter Erich III. und auch das Dreigestirn aus Hamburg kamen noch zum Abendessen an, während Stuttgart erst um Mitternacht zu erwarten war. Trotzdem die Jungen alle behaupteten, noch gar nicht müde zu sein, und durchaus die Freunde noch erwarten wollten, ließ Pawel sie doch um zehn Uhr schlafen gehen, damit die Meute morgen früh die Reisemüdigkeit los sei.

Nur Oka wachte. Er hatte sich neben vielen andern bereit erklärt, das Abholen der Stuttgarter zu übernehmen. Oka war noch keine elf Jahre alt, und im Zeltlager im Sommer hatte er noch Angst gehabt, nachts allein einen dunklen Weg zu gehen. Er hatte sich mächtig herausgemacht in den Wochen des Zeltlagers und wurde schnell ein tüchtiger Kerl, bald wohl wert, Scholar zu heißen und die Bundesschnur zu tragen. Pawel hatte Oka allein ausgesucht als Abholer, um ihn zu erproben. Er wollte sehen, ob der Junge, so ohne Gesellschaft im Beratungszimmer sitzend, müde von der Bahnfahrt, nicht einschlafen würde. Dann war es natürlich noch nichts mit der Bundesschnur, wenn der Junge ein freiwillig übernommenes Amt durch Einschlafen versäumte. Pawel blieb selbst die anderthalb Stunden munter, gelegentlich mit der Taschenlampe nach der Uhr sehend, um für den Fall, daß Oka einschlief, selbst zum Bahnhof gehen zu können. Doch das wurde nicht nötig; Punkt halb zwölf Uhr kam der Junge leise, um niemand zu wecken, durch den Schlafraum und ging los. „Tüchtiger kleiner Kerl!" dachte der Führer. „Hat gar keine Angst mehr vor der dunklen Straße, und mit der Müdigkeit ist er auch fertig geworden."

Mit der Müdigkeit Okas irrte Pawel, denn der Junge war durchaus frisch und munter. Sonst wäre er wohl kaum auf den Streich verfallen, den er nun ausführte. Er war überhaupt stets bereit, irgendwelche tollen Einfälle, an denen es ihm nie fehlte, in die Tat umzusetzen. Daher kam auch sein Spitzname Oka. Die andern Jungen fraßen zwar auch gelegentlich etwas aus, waren auch einmal „das Karnickel", er aber war das „Oberkaninchen", woraus dann der Bequemlichkeit halber im Laufe der Zeit „O-ka" geworden war. Der Junge war stolz auf den Namen.

Als aber der Abholer nicht zur erwarteten Zeit mit der Stuttgarter Schar ankam, wurde Pawel unruhig. Hätte er doch einen älteren Jungen oder einen der Führer schicken sollen? War Oka etwas zugestoßen? Waren die Stuttgarter nicht eingetroffen? Doch auch dann hätte doch wenigstens der Junge selbst wieder zurück sein müssen. Er würde doch nicht so unvernünftig sein, etwa bis zum ersten Frühzug um halb sechs am Bahnhof zu bleiben? Nach einer halben Stunde hatte Pawel keine Ruhe mehr. Er stand auf, zog sich an und ging zum Bahnhof. Der Beamte vom Nachtdienst sagte ihm dort, daß allerdings zum letzten Zuge ein Junge dagewesen sei, daß auch ein Trupp mit einer blauen Fahne angekommen und alle zusammen dann losgezogen seien. Das machte die Sache noch schwieriger. Verlaufen konnte das Oberkaninchen sich nicht haben, denn es war ein ganz gerader Weg zum Heim. Wo konnte die Horde nur geblieben sein? Pawel lief ratlos umher, fragte Fußgänger und Nachtwächter, um schließlich, ohne Klarheit

Weihnachtsmarkt in Japan / Phot. Atlantik, Berlin.



Ein auf der Drehbank hergestellter „Hirschreifen", aus dem einzelne Tierfiguren abgespalten und weiterverarbeitet werden.

gewonnen zu haben, den kurzen Rückweg ins Heim anzutreten. —

Inzwischen stiefelten die Stuttgarter unter Okas Führung einen dunklen Waldweg entlang. Anfangs hatten sie noch gelacht und gescherzt, dann waren sie etwa eine halbe Stunde lang stumm, und nun schimpften sie schon seit einer Stunde in allen Tonarten. Trotz der sternenklaren Winternacht schwitzten sie tüchtig. Das war auch wirklich kein Wunder, denn der Weg brachte harte Steigungen, und mehr noch als der Rucksack drückten die Schneeschuhe.

„Wenn Pawel mir ein Wort davon geschrieben hätte, daß es von der Bahn ins Heim über vier Stunden sind, dann wäre ich doch erst morgen früh angekommen," meinte knurrend Cato, der Stuttgarter Führer.

„Ja, wir haben auch tüchtig geschimpft," erwiderte Oka unschuldigen Tones, „aber er hat nur dazu gelacht. Es sei ganz gut, wenn man seine Kräfte einmal ordentlich zusammenreißen müsse, hat er gesagt."

„Ja, so ist er," meinte Hans I., genannt die Pellkartoffel. „Vor allen Dingen finde ich es unerhört, daß

Zusammensetzen von Spielwaren und eigenartigen erzgebirgischen Leuchtern in einem Lehrraum der Fachschule in Grünhainichen.

er dich als einen der Jüngsten losgeschickt hat. Du mußt ja noch viel müder sein als wir, weil du den Weg doch schon zweimal gemacht hast."

„Nein, zum Bahnhof 'runter bin ich mit dem letzten Autobus gefahren, auch habe ich ja kein Gepäck. Um mich sorgt euch nicht, ich halte es schon aus!" sagte der verflixte Bengel und wurde noch von allen Seiten bedauert.

„Aus diesen dunklen Waldwegen werde ein anderer nachts schlau!" äußerte Hans II. „Die sehen alle gleich aus. Ist es auch bestimmt der richtige Weg, Oka?"

„Ich gehe genau den Weg, den ich gehen will," antwortete der; „die Hälfte habt ihr nun überstanden."

Die Hälfte! Dabei waren alle zum Umfallen müde. Man versuchte, die Rucksäcke auf den Rodelschlitten festzubinden. Es gelang erst nach vieler Mühe, brachte aber wenigstens etwas Erleichterung. Weiter ging es aufwärts, dann wieder einmal bergab, was für die müden Knochen durch die Erschütterung des Körpers fast noch unangenehmer war. Von Rast wollte Cato nichts wissen; dadurch würde man nachher nur umso schwerer wieder in Gang kommen, sagte er. So ging es weiter. Manchmal stolperte einer über eine schlecht vom Schnee verdeckte Baumwurzel, rappelte sich wieder auf und ging weiter. Allmählich hörte auch das Schimpfen auf; die Jungen waren zu allem zu müde. Nur Oka, der ohne Gepäck leicht und frisch ging und dem man durchaus nicht anmerkte, daß er schon einmal den fürchterlich „weiten" Weg vom Bahnhof zum Heim gemacht hatte, redete munter, auch wenn er keine Antwort erhielt, war sehr lustig und laut.

Nach drei Stunden angestrengten Marschierens machten verschiedene Stuttgarter richtig schlapp. So mußte Cato sich doch zu einer Rast bequemen. Seine geheime Angst war nur die, daß Oka vielleicht doch auf falschem Weg sei, denn es schien ihm manchmal recht merkwürdig um die Ecken gegangen zu sein. Es war auch wirklich kein Wunder, wenn der Zehnjährige sich auf solchen Wegen verlief. Cato saß auf einem Schlitten, überdachte die Lage und hatte eine fürchterliche Wut auf Pawel im Leibe. Nach einer Stunde Rast humpelte der Trupp weiter. Oka hatte nun sogar einem Stuttgarter die Bretter abgenommen. Alle staunten sie über seine Zähigkeit; hatten ihn doch gerade die Stuttgarter im Sommer so oft ausgelacht, weil er das ungewohnte Marschieren so schlecht vertrug. Jetzt foppte er seinerseits die Ermüdeten mit den gleichen spottenden Worten, die er damals zu hören bekommen hatte. Sie waren viel zu kaputt, um ihn zu verprügeln. Wie die Große Armee 1812 in Frankreich, ein zerschlagenes und gebrochenes Heer, so zog die Stuttgarter Meute nach einer weiteren reichlichen Stunde Marsch im Heim ein.

Die ganze Gesellschaft im Schlafraum wurde munter. Was, vier Stunden bergige Waldwege sollten es vom Bahnhof zum Heim sein? Zehn Minuten glatte Landstraße! Als man dahinter kam, wie das Oberkaninchen sich für den Spott vom Sommer an den Stuttgartern gerächt hatte, da dröhnte der Raum vom Lachen der

übrigen Gruppen. Oka flüchtete sich vor den drohend geschwungenen Lederriemen in den Schutz Wilms und seiner Sobernheimer, die ihn lachend verteidigten. Stuttgart war viel zu müde, um es auf eine Feldschlacht ankommen zu lassen, und am andern Morgen mußten Cato und seine Getreuen selbst über ihren Reinfall lachen. Auf die Dauer konnte niemand dem Oberkaninchen böse sein, das für die Meute ein würdiger Nachfolger des Hamburger Rollviehs werden zu wollen schien.

(Fortsetzung folgt)

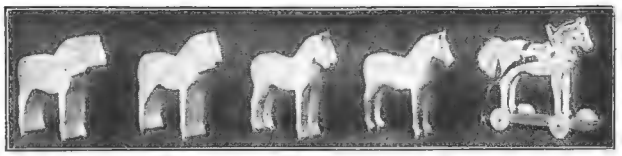
Bei den erzgebirgischen Spielzeugmachern

Von Konrad Haumann

Auf dem schneestarrenden und rauhreifverzauberten Kamm des sächsischen Erzgebirges, hart an der böhmischen Grenze, liegen die Dörfer der Spielzeugmacher, die die ganze Welt mit ihrem treuherzig bunten Holzspielzeug versorgen. Aus der primitiven Hausschnitzerei, deren Anfänge bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichen, als der Seiffener Zinnbergbau einging und die schnitzgewandten Bergleute zum Schnitzmesser griffen, entwickelte sich eine in der ganzen Welt einzigartige Spielzeugindustrie, die sich auch die moderne Technik zu eigen machte.

Mittelpunkt der erzgebirgischen Spielzeugindustrie ist Seiffen, ein Dorf von 1300 Einwohnern, eher jedoch einer Kleinstadt ähnelnd. Spielzeughaft gruppieren sich die schwarzweißen Spielzeugschnitzerhäuser um die etwas erhöht stehenden Gebäude der Schule, der Kirche und des Rathauses. Es ist fast selber anzuschauen wie eines der Spielschachteldörfer, die hier hergestellt werden. Bergauf und bergab säumen Hütten, Werkstätten und Fabriken die allezeit sturmumtobte, neblige und vereiste Gebirgsdorfstraße, bis auf der Kammhöhe das Spaltreifendreherdorf Heidelberg sich mit seinen weit zerstreuten Häuschen anschließt. An Wintertagen sind Hütten, Bäume und alles, was da in der Landschaft steht, von Rauhreif dick überzogen. Trotz dem oft herrschenden Nebel ist die silberne Landschaft von bezaubernder Schönheit. Auch dann ist hier oben weißes Weihnachtsland, wenn anderswo der Winter mild ist. Nicht umsonst nennt man die Gegend „Sächsisches Sibirien".

Aus jeder Hütte klingt das Singen der Sägen, Fräsen und Dreheisen. Allerorten riecht es nach frischem Fichtenholz, nach Lacken und Farben und Leim. Fast in jedem Hause wird in Wohnstube oder Werkstätte gedrechselt, geschnitzt, geleimt, gemalt. Überall sieht man halbfertige Spielwaren oder bekleckste Farbentöpfe und Werkzeuge an den kleinen Fenstern, sieht man eifrig über kleine Holzsächelchen gebeugte Frauen- oder Männerköpfe. In „Kaufläden" sind die bunten Holzspielwaren zum Kauf ausgestellt. Es ist wie in einem rechten Spielzeugparadies, wenn man ein solches Spielwarenlager aufsucht. Einige größere Fabrikwerke zeigen auch schon die industrielle Entwicklung; ja, man munkelt in Seiffen bereits von Konzernbestrebungen.



Werdegang eines Pferdchens in verschiedenen Stufen.

Klopft man einlaßheischend an die Türen der Spielzeugmacherhäuser, so findet man meistens bereitwilligst Aufnahme. Freundlich lassen diese bescheidenen Spielzeug-Herrgötter in Brille und blauer Schürze sich bei ihrer Kunst zuschauen. Es ist recht lehrreich anzusehen, wie aus frischem Fichtenholz mit Dreheisen und Messer, fast spielend, die ganze Schöpfung entsteht, mit allem, was da kreucht und fleucht, Mensch, Tier, Baum. Der rohe Fichtenholzklotz wird in die elektrisch betriebene Drehbank gespannt, und aus dem blitzschnell sich drehenden Klotz, der mit verschieden geformten Dreheisen bearbeitet wird, ist in überraschend kurzer Zeit der „Tierreifen" fertig. Aus einem solchen Reifen kann etwa ein Schock irgend einer Art Viehzeug, seien es Pferde, Kühe, Schafe, Elefanten oder Eisbären, abgespalten werden. Freihändig werden die Holzprofile dann geschnitten, was meist in Heimarbeit geschieht. Dann werden Hörner, Ohren, Schwänze, Euter oder Rüssel eingeleimt, und schließlich wird das Holztier bemalt. So geht eine buntscheckige Kuh etwa fünfzehnmal durch die Hände, ehe sie versandbereit ist. Die für diese kleinen Kunstwerke erzielten Verkaufspreise, ein bis zehn Pfennig, je nach Größe, sind unglaublich niedrig.

Die Spaltringdreherei hat sich zu ungemeiner Voll-

An der Drehbank beim Drehen von sogenannten Tierreifen.

kommenheit entwickelt. Insbesondere ist sie in Heidelberg zu Hause, wo die Innung indessen gegenwärtig auch nur noch zweiundzwanzig Mitglieder zählt, von denen die Hälfte überdies nicht mehr dreht. Unter den Spielzeugschnitzern sind die Spaltreifendreher die angesehensten. Die in der Welt einzig dastehende Spaltringdreherei ist bodenständig im wahrsten Sinne des Wortes, läßt sich doch zur Fabrikation nur das erzgebirgische Fichtenholz verwenden. Versuche, fremdes Holz einzuführen, sind gescheitert, es sprang bei der Bearbeitung.

Wir sahen einem alten Schnitzer zu, wie er aus hartem Buchenholz seine Nußknacker schnitzte, die dann das Maul so sperrangelweit aufreißen. Einen jungen Dreher sahen wir aus einem feuerholzähnlichen Holzstück mit wenigen geschickten Dreheisenbewegungen wunderhübsche Spielschachtelbäumchen hervorzaubern. Eine über achtzig Jahre alte Schnitzerin und Malerin ist auch auf ihre alten Tage noch zur Arbeit gezwungen; sie fertigt erzgebirgische Kleinkunst im besten Sinne. Wie halbzentimetergroßes Getier und Vögel im Spaltring gedreht, gespalten, gekocht, geschnitzt und bemalt werden, ist bewundernswert. Es ist keineswegs zuviel gesagt, wenn man den kleinsten erzgebirgischen Spielzeugschnitzer als einen Künstler oder Kunsthandwerker bezeichnet. Der Verdienst dieser Leute ist unglaublich gering. Es gibt selbständige ältere Schnitzer, die sich mit zwanzig Pfennig Stundenlohn begnügen müssen. In den Fabriken wird etwa eine halbe Mark Stundenlohn gezahlt. Es ist unbegreiflich, wie die Leute damit bestehen können. Trotzdem sind die Spielzeugschnitzer ein zufriedenes Völkchen. Ihre sauberen Häuser — mit geliehenen Mitteln gebaut — täuschen sogar einen bescheidenen Wohlstand vor. Immerhin darf festgestellt werden, daß sich die früher teilweise erschreckende Lage der Spielzeugmacher nach dem Kriege um manches gebessert hat. Daß nicht alles glänzend geht, beweist der Umstand, daß man sich in Heidelberg, der Spaltringheimat, mit dem Plan einer einträglicheren Strumpffabrik trägt. Gerade in der Spielzeugindustrie ist den erzgebirgischen Holzspielwaren scharfe Konkurrenz entstanden; technisch qualifizierte, Gummi- und andere neue Spielwaren verdrängen das unbewegliche Holzspielzeug immer mehr.

Der Vertrieb der Spielwaren geschieht teilweise noch durch die „Verleger", die in Seiffen, Olbernhau und Grünhainichen zu finden sind. Sie erteilen dem kleineren Schnitzer die Aufträge, liefern ihm auch das notwendige Material. Anderseits ist der Spielzeugschnitzer auch schon sein eigener Kaufmann geworden, der nach Beendigung der Arbeit an der Drehbank mit in- und ausländischen Abnehmern verhandelt. Wenn es auch manchmal mit der Rechtschreibung hapert, darum sind sie doch rechtschaffene Leute, diese Spielzeugmacher.

Außerhalb des Seiffener Gebietes, der Heimat der Schnitz- und Drechselspielzeuge, werden in Grünhainichen die Brettspielzeuge hergestellt, Kaufladen, Puppenstuben, Pferdeställe, Wagen und dergleichen mehr.

Zwei Fachschulen in Seiffen und Grünhainichen sind in den fünfzig Jahren ihres Bestehens von großem Segen für die Spielzeugmacher geworden. Schon kleine Knirpse sieht man hier im Werkunterricht an der Drehbank stehen. Die früher übliche Kinderarbeit ist kaum noch anzutreffen, das war die erfreulichste Feststellung, die wir bei dem Besuch der Spielzeugdörfer machen konnten.

Weihnachtliches Bilderrätsel.

So wäre noch zu wünschen, daß die erzgebirgische Spielzeugindustrie ihre ausländischen Absatzgebiete wieder in vollem Umfang erobern und vor allem für ihre Erzeugnisse Preise erzielen möge, die zeitgemäß und des Kunsthandwerks würdig sind und auch dem kleinsten Spielzeugschnitzer ein sorgenfreies Dasein gewährleisten.

Uns aber tauchen bei einem Adventsbesuch in der Spielzeugmacherheimat, die man mit Recht als „Weihnachtsland" bezeichnen kann, eigene Erinnerungen an Kinderweihnacht auf, in der wir alle mit erzgebirgischem Holzspielzeug gespielt haben.

*

Silbenrätsel

Aus den Silben a, bend, ber, burg, del, du, e, eh, gens, i, ir, kell, na, ne, nen, ner, ner, o, pich, re, ren, sel, sen, ses, sonn, stein, tep, tysch, wort sind elf Wörter von untenstehender Bedeutung zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, von links nach rechts gelesen, ergeben den Anfang eines zeitgemäßen Liedes.

1. Kostbares Mineral, 2. Wochentag, 3. Fluß in Sibirien, 4. Sitzmöbel, 5. Zimmerschmuck, 6. Persönliche Verpflichtung, 7. Altdeutscher Frauenname, 8. Teil eines Bruches, 9. Stadt in Bayern, 10. Wirtshausangestellter, 11. Alpenbewohner.

*

Auflösung des Winter-Rösselsprungs von Seite 240:

Die Flocken fallen, hei, juchhe!
Der Winter, der ist da.
Wie schön ist die Natur im Schnee,
Und Weihnachten ist nah!

Martin Oberdoerffer

Weihnachtsmorgen / Nach einem Gemälde von Josef Madlener.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Als Mister Cook geendet hatte, drückten ihm die sechs Professoren die Hand.

„Sie bleiben also unsere Gäste bis zu dem großen Sportfest?"

Van Rhyn schüttelte den Kopf. „Ich bitte, mitarbeiten zu dürfen."

„Ich auch."

„Ich mit ganzer Seele."

An diesem Tage wurden die sechs Herren in die Gemeinschaft von Santa Scientia aufgenommen.

Doktor Schlüter fragte: „Was kann ich tun?"

„Ihrer wartet ein sehr wichtiges Amt, Herr Doktor. Bei diesen Tagen des Massenandrangs werden wir etwas brauchen, was bisher in unsern Plänen nicht vorkam und in Zukunft hoffentlich auch wieder entbehrlich sein wird. Darf ich Sie bitten, mit einer Anzahl zuverlässiger Männer unserer Arbeiterschaft für die Festwoche die Polizei von Santa Scientia zu bilden?"

Doktor Schlüter war erfreut. Es war keine kleine Aufgabe, bei einer Ansammlung von hunderttausend Menschen Hüter der öffentlichen Ordnung zu sein.

Eine Stunde später rief Cook Elsa Dorn in sein Zimmer. Er war wieder ganz kurz und geschäftlich. „Sie werden die Propaganda übernehmen?"

„Ja."

„Sie werden in den nächsten drei Tagen die hunderttausend Gäste einladen, die Prospekte drucken, die Post erledigen, die Schiffe mieten?"

„Ja."

„Sie können das auch?"

„Ja, Mister Cook."

„Wen brauchen Sie zu Ihrer Hilfe?"

„Hier nur Frau Helling, in Frisko Mister Möller."

„Gut."

Einem Fremden hätte dies alles wieder unglaublich erscheinen müssen, hier war es selbstverständlich: ein junges Mädchen, das mit einer einzigen jungen Frau eine Arbeit leisten wollte, zu der nach menschlichem Ermessen sonst ein ganzes Heer von Hilfskräften nötig gewesen wäre.

Elsa Dorn wußte, was sie versprach. Sie besaß auch dieses Heer von Mitarbeitern, nur daß es nicht Menschen waren, die leicht ermüdet wären, sondern Maschinen.

Die Herren aber hatten andere Arbeit. Draußen vor der Stadt waren schon seit Tagen Maschinen am Werke, um ein geradezu unglaublich großes Gelände, das bisher noch Lavawüste gewesen war, zu einer Riesenarena umzugestalten. Nicht planiert wurde es, sondern tief aufgewühlt und seltsame, von Vetter und van Rhyn erdachte elektrische Felder wurden hineingebaut und große Gleitbänder konstruiert. Wieder andere waren Tag und Nacht unter der Führung von Grotefendt und dem Schweizer dabei, im unterirdischen „See der Götter" weitere seltsame Dinge anzubringen, während noch andere einen zweiten Platz für die Fußballkämpfe herrichteten.

Aus Frisko kamen Schiffsladungen von Maschinenteilen, und die Untermeerbahn schleppte Tag für Tag mächtige Güterzüge heran mit Möbeln, Teppichen und allen den Dingen, die die Gebäude von Isabela, in denen später die Studierenden wohnen sollten, in eine ganze Hotelstadt umzuwandeln bestimmt waren.

Elsa saß bei der Erledigung der Post in einem bequemen Klubsessel, um sie herum war ein ganzes Arsenal von Maschinen.

Ein einziger aber schlich mit lauschenden Ohren und geöffneten Augen heimlich umher und wußte sich sogar den Augen Schlüters zu entziehen: der Neger Sam.

Elsa Dorn hatte fieberhaft zu arbeiten, um die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatte, auszuführen. Sie hatte ein seltsames Büro. Eine Menge dienstbarer Geister umgaben sie und doch nicht ein einziger lebender Mensch. Da standen ungeheure Maschinen, eine merkwürdige Art von selbsttätigen Schreibmaschinen, in deren Trichter sie nur hineinzusprechen brauchte, und sofort setzten sich durch die Schwingungen ihrer Stimme, die von Selenzellen aufgefangen

wurden, die Taſten in Bewegung. Dieſe Taſten aber betätigten wieder ſehr geiſtvoll erdachte Setzmaſchinen, ſo daß jedes Wort, das Elſa, natürlich wohlüberlegt, ſprach, augenblicklich als fertige Satzzeile erſchien, die ſich ebenſo automatiſch einer Druckmaſchine einfügte.

Frau Helling, längſt ihre Gehilfin, bediente dieſe Druckpreſſe. Auch ſie brauchte nur Taſten zu drücken, ſofort formte ſich ſelbſttätig der Satz, und in Tauſenden und Hunderttauſenden von Exemplaren floſſen, wohlgezählt, numeriert und geordnet, die Druckſachen aus der Schnellpreſſe. Ein anderer Knopfdruck, dann glitten die fertigen Druckſachen in Rohrpoſtleitungen, wurden durch Preßluft dem großen Luftſchiffhafen zugeführt, und kaum wenige Minuten, nachdem Elſa geſprochen, flogen die Plakate, auf die bereits vorher in Kunſtdruck die Bilder aus den Ateliers gedruckt waren, über das Weltmeer.

Neben dieſen Maſchinen, die den Betrieb des neuerrichteten Propagandabüros aufrecht erhielten, hatte Elſa Dorn aber noch eine zweite Aufgabe, mit der ſie ſchon in den erſten Tagen betraut worden war und die ſie gleichfalls ganz allein erledigte: die Poſt.

Schon zu gewöhnlichen Zeiten waren natürlich täglich viele Briefe zu erledigen, jetzt wuchs deren Zahl ins Märchenhafte, und den Profeſſoren der Expedition machte es immer wieder aufs neue Vergnügen, dieſem Mädchen zuzuſchauen, bis dann endlich, nach acht Stunden angeſtrengteſter Arbeit, die natürlich auch hier wiederum nur aus Gedankenarbeit beſtand, über Iſabela und gleichzeitig über ganz Santa Scientia helle Sirenenſignale den Feierabend ankündigten und alle Maſchinen ſich ſelbſttätig ausſchalteten.

Während der Erledigung der Poſt ſaß Elſa in einem bequemen Klubſeſſel und hatte vor ſich einen Apparat, der ausſah wie die Taſtatur einer Schreibmaſchine, in Wahrheit aber aus einer Unzahl praktiſch angeordneter Schaltknöpfe elektriſcher Stromleitungen zuſammengeſtellt war. Um ſich herum hatte ſie ein ganzes Arſenal von Maſchinen. Ganz oben links war ein trichterförmiges Gefäß, aus dem die Briefe einer nach dem andern auf ein Gleitband fielen. Allerdings wurde jeder Einladung, wie auch ſonſt jeder Korreſpondenz, der Wunſch hinzugefügt, zur Antwort nur den normalen Einheitsumſchlag zu benutzen. Ein kleines Meſſer klappte herab — der Brief war geöffnet. Zwei Federn ergriffen ihn — er war entfaltet. Jetzt erſchien er auf der erſten der Glasſcheiben an der Wand, durch ſtarkes Licht beleuchtet und durch eine Linſe vergrößert. Nun erſt begann Elſas Arbeit. Sie las den Brief in der großen Schrift ohne Mühe, dann drückte ſie einen Knopf, wenn er gewendet und auf der andern Seite geleſen werden mußte, ſonſt ſchaltete ſie eine andere Leitung ein, und der Brief begann ſich gewiſſermaßen ſelbſttätig ſeine Antwort zu fordern, falls Elſa nicht den Knopf „Papierkorb“ drückte. Betätigte Elſa den Knopf „Antwort“, ſo glitt der Brief auf dem Gleitband zur Schreibmaſchine und dieſe leuchtete auf. Elſa ſprach, immer in ihrem Seſſel ſitzend, die Antwort, die die Schreibmaſchine niederſchrieb. Ein neuer Knopfdruck — der fertige Brief glitt in die Umbrech- und Kuvertiermaſchine, während der Durchſchlag mit dem beantworteten Brief den Weg durch einen Datumſtempel machte und ſich dann nach dem Alphabet in den Regiſtraturſchrank einfügte. Die Kuvertiermaſchine brachte den Brief unter eine zweite Schreibmaſchine. Elſa diktierte die Adreſſe, und der Brief glitt unten rechts auf der geneigten Ebene zum Poſtbüro.

Waren es aber Briefe, auf die mit einer Einladung geantwortet werden ſollte, ſo kamen andere Gleitbänder in Frage, die den Brief, nachdem er hinter der großen Mattſcheibe geleſen worden war, zuerſt mit Nummer und Datum verſahen, dann der Liſtenmaſchine zuführten, die auf Elſas Diktat Namen und Adreſſe in der Gaſtliſte verzeichnete und über der in großer Schrift immer die Nummer der Einladung erſchien. Dann fiel automatiſch ein Umſchlag mit den Einladungs- und Schiffskarten aus einem Behälter, ging in die Kuvertier- und Schreibmaſchinen und wurde befördert. Elſa hatte nichts zu tun, als in ihrem bequemen Seſſel zu ſitzen, die große Schrift an der Wand zu leſen und die verſchiedenen Knöpfe zu drücken. Ein Irrtum war ausgeſchloſſen. Vergaß ſie etwa einmal einen der Handgriffe, dann ſtand das ganze Gewirr von Bändern und Rädern, das einer übereinander an der Wand ſich entlangziehenden Eiſenbahn glich, einfach ſtill und ein Summton erklang, der ſo lange anhielt, bis das Verſäumte nachgeholt war.

Dies war eine ideale Korreſpondenzerledigung. Jeder Brief mußte genau in der Reihe ſeiner Ankunftzeit erledigt werden, keiner konnte vergeſſen, nichts überſehen werden, und Elſa wußte, ohne ſich abzuarbeiten, ohne ſich auf die Zuverläſſigkeit anderer verlaſſen zu müſſen, immer genau über den Stand aller Korreſpondenz Beſcheid. Nur Briefe, über die ſie ſelbſt nicht entſcheiden konnte, gingen auf ihr Schalten hin auf beſonderem Gleitband in eine andere Truhe und wurden dann in Gegenwart des Herrn, der dafür verantwortlich war, nochmals durch das Syſtem der Gleitbänder und Apparate gelaſſen. Jeder der Beamten, der eine Abteilung unter ſich hatte, beſaß einen ſolchen Kaſten, und für jeden war ein beſonderer Poſttag angeſetzt, an dem ſein Briefwechſel erledigt wurde.

Zunächſt freilich hatte ſich der Briefwechſel auf Aufträge beſchränkt, die an Miſter Möller in San Franzisko erteilt wurden, denn mit andern Menſchen konnte Briefwechſel nicht gepflegt werden, ſolange Santa Scientia ſeine Grenzen ängſtlich ſchützte. Aber es waren oft Hunderte verſchiedener Fragen, Hunderte von Beſtellungen. Bald brauchte Weigand die neueſten wiſſenſchaftlichen Werke, bald wurden Sendungen von Inſtrumenten von Zeiß in Jena, von den verſchiedenſten Fabriken, Chemikalien, Maſchinenteile und optiſche Linſen beſonderer Art benötigt. Dann wiederum war es Möllers Pflicht, die Gelehrten von Santa Scientia

über alles, was auf der Welt in ihren Zweigen gearbeitet und erfunden wurde, auf dem laufenden zu erhalten. So war denn die Firma Smith & Co. in Frisko scheinbar ein großes Ausfuhrhaus für Asien, in dessen Büros Hunderte von Männern saßen, die zu sichten, zu registrieren und zu verpacken, aber auch alle Zeitungen der Welt zu lesen und die bestimmten Artikel nach Fächern zu ordnen hatten. Alle diese Männer ahnten aber nicht, daß es nicht Tausende von Kunden waren, die sie bedienten, sondern nur der eine einzige: Santa Scientia.

Waren die Briefe drüben in dem seltsamen Postamt von Isabela, in dem Elsa Dorn ganz allein die Arbeit verrichtete, zu deren Bewältigung sogar Smith & Co. über hundert Beamte brauchte, beendigt, dann gingen sie durch einen Apparat, der die Marken aufklebte. Es waren ja sehr viele Briefe so eingerichtet, daß sie, um Zeit zu sparen, gleich in Isabela, allerdings unter der Firma Smith & Co., Frisko, an überseeische oder amerikanische Firmen gerichtet wurden. Mit den notwendigen amerikanischen Marken versehen, weil sie ja den Anschein einer Absendung aus Frisko erwecken sollten, fielen die Briefe dann automatisch in Postsäcke, die selbsttätig verschlossen und versiegelt wurden, und glitten, immer je fünfhundert in einem Beutel, jeder Beutel mit der Aufschrift des Landes, für das er bestimmt war, auf rollenden Bändern zur Untermeerbahn hinunter, um auf der Insel Cabo Martino ebenso entweder in die Schiffe oder in Zeppeline verladen zu werden und zunächst den Weg nach Frisko zu Smith & Co. anzutreten.

Diesmal aber war es anders. Diesmal gingen alle Einladungen und alle Antworten auf Rückfragen unmittelbar von der Insel aus, trugen zum ersten Male eine Marke mit der Zeichnung der Eule, dem Tier der Wissenschaft, und den Stempel „Santa Scientia".

Während alle Welt staunend die eine Frage erörterte: Was ist Santa Scientia? Wo liegt Santa Scientia? Wie war es möglich, daß Santa Scientia entstand, ohne daß die Menschheit es merkte?, während dieses Zustandes bemächtigte sich auch der Briefmarkensammler größte Erregung und die Marken mit der Eule wurden zu hohen Preisen an allen Briefmarkenbörsen gehandelt. Auch dies war ja eine höchst sonderbare Sache: Briefmarken von einem Staat, den niemand kannte. Bisher hatte man, wie schon erwähnt, nie Briefe unmittelbar von Santa Scientia aus befördert. Auch jetzt hätte zum mindesten eine Marke eines bekannten Staates hinzugefügt werden müssen, aber welches Staates? Zu Puitu gehörte Santa Scientia nicht mehr, denn es war mit allen Rechten verkauft. Die Verwendung einer amerikanischen Marke wäre der Anerkennung einer Oberhoheit gleichgekommen. So hatte Mister Cook denn eine große Geldsumme bei der Zentralstelle des Weltpostvereins hinterlegt und diesem von seinem Gesuch an den Völkerbund, als selbständiger Staat anerkannt zu werden, Mitteilung gemacht; selbst um einen Ausweg verlegen, hatte der Weltpostverein unter Bezug auf die hinterlegten Gelder die Marke bis zur Entscheidung des Völkerbundes ausnahmsweise geduldet.

Während aber in aller Welt die Unruhe täglich wuchs, hatte Elsa Dorn wieder ruhige Tage. Die Einladungen waren verschickt. Hunderttausend Schiffskarten waren denjenigen, die Elsa in Gemeinschaft mit dem Festausschuß, das heißt mit Bob White und Mister Cook als Oberinstanz, ausgewählt hatte, ausgehändigt, denn Santa Scientia beförderte seine Gäste vom Heimatort an auf erstklassigen Schiffen.

Nun gab es nur noch abschlägige Antworten zu schicken auf die vielen Gesuche, die täglich eingingen, und dazu war selbst Elsa Dorn kaum nötig. Alle diese Briefe wurden ganz automatisch mit einem gedruckten Schreiben beantwortet, wenigstens alle, die direkt eingingen, denn die meisten Anfragen gingen über San Franzisko. Noch hatte ja niemand eine Ahnung, daß diese rätselhafte Sportstadt, die da plötzlich erstanden war, mit der neuen Gelehrtenheimat und mit der vermeintlichen ostasiatischen Kundschaft der Firma Smith & Co. gleichbedeutend war.

In Isabela aber wurde mit Hast gearbeitet. Es galt ja wieder Unglaubliches zu schaffen. Wieder bewegten die eisernen Krane ihre Gigantenarme, um die Arenen mit Tribünen zu umgeben und die höchst seltsamen Maschinen in die Bahnen einzubauen, bei deren Zusammenstellung und Ausprobierung jetzt Professor Vetter mit dem Kollegen van Rhyn wetteiferte.

Auch die Bestellungen, die Smith & Co. in Frisko erhielten, waren sonderbar und von den früheren abweichend. „Erbitte Lieferung fünfhundert erstklassige Hotelköche und hundert völlig zuverlässige Kellner. — Binnen zehn Tagen hunderttausend Messingbettstellen mit Decken und allem Zubehör. — Fünfzigtausend Fäßchen erstklassige Austern. Eine Million Pfund Fleisch aller Arten. Zwanzigtausend Zentner Butter. Eine Million Konserven aller Art. Es waren fabelhafte Aufträge, und vor dem Cabo Martino sah es aus, als lagere dort eine Kriegsflotte, denn die Schiffe kamen so rasch an, daß eben nur die genialen Entlademaschinen einen zu großen Zeitverlust vermieden.

Die einzigen, die von dem ganzen Trubel nichts merkten, waren die Ärzte Weigand und Frank in dem stillen Alesia. Während Weigand die Krankenhallen ums Hundertfache vergrößern ließ, war Frank, jetzt Chefchirurg von Santa Scientia, dabei, alles für etwa vorkommende chirurgische Fälle vorzubereiten, und schuf ein Operationshospital, wie er es sich wohl in Träumen vorgestellt, aber nie geglaubt hatte, verwirklichen zu können.

Mister Cook zeigte sich, immer von Bob begleitet, als genialer Organisator. Die Chinesen mußten neuerbaute Baracken beziehen und alle Häuser der Stadt wurden zu Hotels umgewandelt, während in den Kellerräumen wahre Riesenküchen, alle natürlich mit

Ein Junkers-Sanitätsflugzeug des spanischen Roten Kreuzes im Hafen von Melilla (Marokko) / Phot. Junkers-Flugzeugwerke A.G.

elektrischer Kraft, eingerichtet wurden. Für jedes Handwerk war eine Musterstätte als Beispiel eingerichtet. Nach den Jahren zurückgezogenen Gelehrtenschaffens wirkte dieser plötzliche Wandel wie ein erfrischendes Bad, und die ganze Insel war wie im Taumel.

Während die Köche eintrafen und das ganze Personal unter Mister Möllers Leitung auf den elektrischen Betrieb eingeübt wurde, hatte Elsa Dorn wieder einen neuen Gedanken. Sie fragte Bob: „Dachtest du an die Musik?"

„Die Arbeitsmusik?"

Elsa lachte. „Auch die, aber ich meinte jetzt Tanzkapellen."

„Tanz?"

Bob sah sie verwundert an, und sie lachte. „Willst du, daß sich die Hunderttausend am Abend langweilen? Weißt du nicht, daß auch der Tanz gewissermaßen ein Sport ist?"

Ganz plötzlich war es Bob, als sähe er eine Vision, als sähe er sich selbst tanzen, und es kam ihm vor wie eine fast unmögliche Erinnerung aus längst vergessenen Tagen. Elsa stand vor ihm und summte eine Melodie. Unwillkürlich zuckten ihm die Füße. „Recht, Elsa, wir müssen auch tanzen!"

Nach Frisko ging ein Telegramm: „Zehn erlesene Musikkapellen, sofort lieferbar."

Sie kamen an, aber es gab für sie keine Orchesterräume in den Arenen, sondern ganz weit entfernt waren in einem Gebäude zehn schalldichte Senderäume eingerichtet, in denen die Kapellen spielten. Es waren gewissermaßen spezialisierte Kapellen, die eine nur für Märsche und ähnliche anfeuernde Kompositionen, die andere ein Violinorchester mit Solisten, dann eine Jazzband, eine Walzer-, eine Zigeunerkapelle, ein Blasinstrumentenchor und so weiter.

Nun war es leicht, sowohl für die Werkleiter in den Arbeitsräumen als auch für die Sportleiter, die Vergnügungsmeister und Hoteldirektoren, aus den verschiedenen Lautsprechern durch einfachen Hebeldruck stets die Musik ertönen zu lassen, die gerade passend erschien, und anderseits durch Wechsel der Kapellen je nach Belieben ein ganzes abwechslungsreiches Konzert zusammenzustellen, in dem auch die Werke der größten Komponisten in bunter Reihe nicht fehlten.

So also rüstete sich Santa Scientia mit allen Mitteln zu seinem großen Eröffnungsfest. (Fortsetzung folgt)

Sanitätsflugzeuge / Von Walter Scherz

Schnellverkehrsmittel haben in der Kriegführung stets zwei innerlich verschiedenen Zwecken gedient: erstens, für den Kampf wichtige Nachrichten, Lebensmittel, Munition und sogar Truppen in kürzestem Zeitraum an entfernte Plätze zu schaffen, zweitens aber auch, den Opfern des Kampfes so schnell wie möglich Hilfe zu bringen, sie ohne großen Zeitverlust aus der Gefahrzone zu entfernen und in gute Pflege zu geben. So entstanden gleichzeitig Panzerzüge und Lazarettzüge, Kampfwagen und Sanitätsautos, und so ist es natürlich, daß neben den sehr wirksamen Kampf- und Bombenflugzeugen auch besondere Sanitätsflugzeuge erdacht wurden, sobald die Flugtechnik überhaupt verhältnismäßig sichere Transportmaschinen schaffen konnte. Hier führend vorauszugehen, blieb hauptsächlich dem deutschen Flugzeugbau vorbehalten, dem die aufgezwungenen Baubeschränkungen nach dem Weltkriege nur eine friedliche Betätigung erlauben. Dornier und Junkers widmeten sich erfolgreich dieser Aufgabe. Einem Junkers-Sanitätsflugzeug des spanischen Roten Kreuzes verdankten viele Verwundete aus den schweren Kämpfen in Marokko ihre Rettung, denn es gibt wohl nur wenige Gebiete, wo die Kriegführung und damit auch die Beförderung der Verwundeten unter so ungünstigen Verkehrsverhältnissen leiden mußte, wie sie die nordafrikanische Küste bietet. Unsere Abbildung zeigt das Flugzeug im Dienst.

Winterkälte und Ewiger Schnee

Von Ernst Entreß

Fällt in Deutschland einmal das Thermometer unter — 20 Grad, so sprechen wir gerne von „sibirischer Kälte" und denken dabei an das Elend der unglücklichen nach Sibirien verbannten Sträflinge.

Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit dieser Kälte?

Wir in Mitteleuropa haben dank der Nähe des Atlantischen Ozeans, der an sich schon und besonders durch den warmen Golfstrom auf die Küsten Europas wie eine Wärmflasche wirkt, das günstigste Klima, das unter denselben geographischen Breiten der gemäßigten Zone auf der Erde überhaupt vorkommt. Je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr geht dieses Übergangsklima in ein ausgesprochenes Landklima mit kalten Wintern und heißen Sommern über. Einen, wenn auch nicht den allein entscheidenden Maßstab für die Güte des Klimas gibt neben der jährlichen Regenmenge die mittlere Jahreswärme eines Erdraums. Diese erhält man bekanntlich als Durchschnitt der mittleren Monatswärmen und diese wieder als den der mittleren Tageswärmen, für deren Feststellung erfahrungsgemäß das Ablesen der Temperatur am frühen Vormittag, mittags und abends ausreicht. Diese mittlere Jahreswärme schwankt bei uns in Deutschland je nach der Meereshöhe und der geographischen Breite zwischen 6 und 11 Grad. Dem Mittelwert von 8 Grad unter dem 50. Breitegrad, der auch für ganz Norddeutschland gilt, entspricht auf derselben Breite im östlichen Innerasien eine Temperatur von 0 Grad. Noch schroffer werden die Gegensätze weiter im Norden. Hält sich an der Westküste Skandinaviens selbst die Januartemperatur wie bei uns um den Gefrierpunkt herum, so bleibt sie im Innern Asiens herunter bis zum Breitegrad von Neapel unter — 10 Grad.

Im ganzen nördlichen Sibirien ist das Erdreich seit vielen Jahrtausenden gefroren — Ewiges Eis! — und taut nur in den beiden Sommermonaten bis in höchstens 1 Meter Tiefe auf. Dieses öde, sumpfige, unabsehbare Flachland, die Tundra, trägt eine dünne Decke von anspruchslosen Laubmoosen und Renntierflechten. Von Baumwuchs findet sich keine Spur mehr, denn auch die sonst am weitesten nach Norden vordringende Birke und Lärche kommen in diesem unwirtlichen Klima nicht mehr fort. Dennoch muß es dort einstmals, wenn auch nicht wesentlich wärmer, so doch wirtlicher gewesen sein, und das sogar merkwürdigerweise in jener vor der Jetztzeit liegenden Erdperiode, die wir als Diluvium oder Eiszeit bezeichnen, während deren ganz Nordeuropa und die britischen Inseln mit Gletschern bedeckt waren, die von einer im mittleren skandinavischen Hochgebirge liegenden Inlandeiskuppe ihren Ausgang nahmen. In dem flachen Tiefland Sibiriens kam es zu keiner Gletscherbildung, wohl mit aus dem Grunde, weil die jährliche Niederschlagsmenge, die heute unter 25 Zentimeter — in Deutschland 70 Zentimeter — bleibt, auch damals nicht viel höher war, aber doch so hoch, daß der Wald zeitweise bis zu den der östlichen Eismeerküste vorgelagerten Neusibirischen Inseln vorgedrungen ist, denn gerade diese sind bekannt durch ihren Reichtum an fossilen Hölzern und vor allem durch das zahlreiche Vorkommen von Skeletten und Stoßzähnen des Mammuts. Seitdem im Jahre 1660 Rußland von Sibirien Besitz ergriffen hat, hat man die Zahl der dort aufgefundenen Mammute nach den in den Handel gekommenen Stoßzähnen auf über hunderttausend geschätzt. Auch heute noch stammt ein sehr beträchtlicher Teil des jährlich verarbeiteten Elfenbeins von diesen ausgestorbenen Dickhäutern. Zu Anfang des vorigen und dieses Jahrhunderts sind an der Mündung der Lena zwei vollständig erhaltene Mammutkadaver aus dem Bodeneise geborgen worden. Ihre Haut war von dichtem, 5 Zentimeter langem Wollhaar und bis zu 50 Zentimeter langem Grannenhaar bedeckt, das am Halse und auf dem Rücken eine lange Mähne bildete. Der Mageninhalt bestand aus Nadeln und Zweigen von Nadelhölzern. Auch der Ende des achtzehnten

Der zweiundzwanzigjährige Freiherr v. König-Warthausen, der mit einem 20 PS-Klemm-Leichtflugzeug einen Weltflug vollbrachte, welcher über Rußland, Persien, Indien, Siam, China, Japan, Mexiko und die Vereinigten Staaten führte. Unser Bild zeigt den Jungflieger mit seiner Siamkatze, einem Geschenk der Kronprinzessin von Siam / Phot. Scherl, Berlin.

Jahrhunderts gefundene Kadaver eines zweihörnigen Rhinozeros zeigte dieselbe dichte Behaarung. Von einem dritten vollständig erhaltenen Mammut, das vor fünfundzwanzig Jahren in der Nähe der Eismeerküste entdeckt wurde, fand die sechs Jahre später zu seiner Bergung am Fundort angekommene Expedition nur noch das unvollständige Skelett vor. Sämtliche Fleischteile hatten Eisbären, Wölfe und Füchse in der Zwischenzeit sich schmecken lassen.

Mag man nun mit neueren russischen Forschern das Aussterben des Mammuts auf den Beginn der Jetztzeit, also etwa in die jüngste Steinzeit, oder zwanzig bis dreißig Jahrtausende früher ansetzen, die Ursache ist sicher nicht im Auftreten des Menschen zu suchen, der die ebenso zahlreichen Büffelherden Nordamerikas in wenigen Jahrzehnten vollständig ausgerottet hat, sondern wohl in einer Verschlechterung des Klimas, das im östlichen Sibirien sich zum übermäßigen Landklima ausgebildet hat, wie es sich sonst auf der Erde nirgends wiederfindet. Jakutsk an der mittleren Lena weist eine mittlere Januartemperatur von — 42 Grad und eine äußerste von — 62 Grad auf, das nördlich davon etwas über dem Polarkreis in der Niederung des Janaflusses gelegene Werchojansk gar — 50 Grad und eine äußerste Kälte von — 68 Grad Celsius; in dem kurzen schneefreien Sommer steigt aber die Wärme auf + 18 Grad. Wir haben also in dieser vor dem Weltkrieg 400 Einwohner, hälftig Verbannte, hälftig Kosaken zählenden dauernden menschlichen Niederlassung eine jährliche Schwankung der Monatswärme von 65 Grad, der äußersten Temperaturen von 86 Grad. Bei uns in Deutschland beträgt diese jährliche Schwankung 20 Grad, längs der europäischen Westküste 15 Grad und in den tropischen Meeren mit ausgeprägtem Seeklima 5 Grad und noch weniger.

(Schluß folgt)

Neujahrsbräuche der Chinesen

Von Wilhelm Carl

Obwohl China im Jahre 1911 mit der republikanischen Staatsform auch den Gregorianischen Kalender übernahm, feiert das chinesische Volk seine Feste doch noch nach dem alten, so oft berichtigten Mondkalender. Bereits im dreizehnten Jahrhundert, als der große Mongolenkaiser Kublai-Chan über China herrschte, war dieser Kalender so in Unordnung geraten, daß der Kaiser die schon damals in China tätigen Jesuiten um Hilfe bat. Inzwischen fanden noch sehr oft Kalenderberichtigungen statt, bei denen stets europäische Missionare mitwirkten, denn die Chinesen sind keine guten Astronomen.

Der nächtliche Umzug mit dem Drachen.

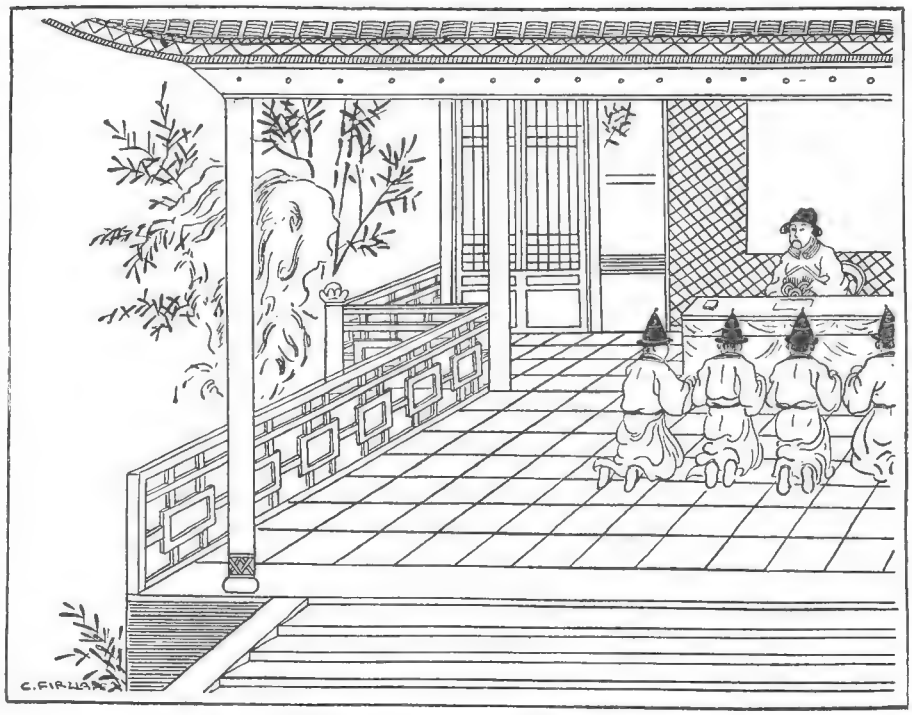
Das Neujahrsfest ist das Volksfest der Söhne des blumigen Reiches der Mitte. Es beginnt am 20. des 12. chinesischen Monats — gegen Mitte bis Ende Januar unserer Zeitrechnung — und endet erst am 20. des 1. Monats, dauert also genau einen Monat. Während dieses Zeitraumes hat fast jeder Tag seine besondere Bedeutung. Bereits zu Beginn des 12. Monats schließen die Kaufleute ihre Geschäfte und versenden ihre Rechnungen. Vom 15. 12. ab besuchen sie säumige Schuldner, finden aber oft verschlossene Türen, denn nach gutem alten Brauch dürfen die Kaufleute erst am 5. des 5. Monats, dem nächsten großen Zahlungstermin, wieder mahnen.

Am 20. 12. „verwahrt" der Mandarin (Landrat und Richter zugleich) sein großes Amtssiegel und genießt bis zum 19. des 1. Monats die einzigen Ferien des Jahres. Unter kaiserlicher Herrschaft war die „Verwahrung des Siegels" eine streng vorgeschriebene Feierlichkeit: Unter Vorantritt von vier Zeremonienmeistern und im Beisein seiner sämtlichen Schreiber und Amtsgehilfen legte der Mandarin sein Siegel feierlich auf den Richtertisch nieder und machte dem Siegel als dem Zeichen seiner Machtbefugnis drei tiefe Verbeugungen. Erst danach durfte er es einpacken und mit in seine

Wohnung nehmen. Am 20. 1., wenn das Siegel wieder in Gebrauch genommen werden mußte, war eine ähnliche Feierlichkeit nötig.

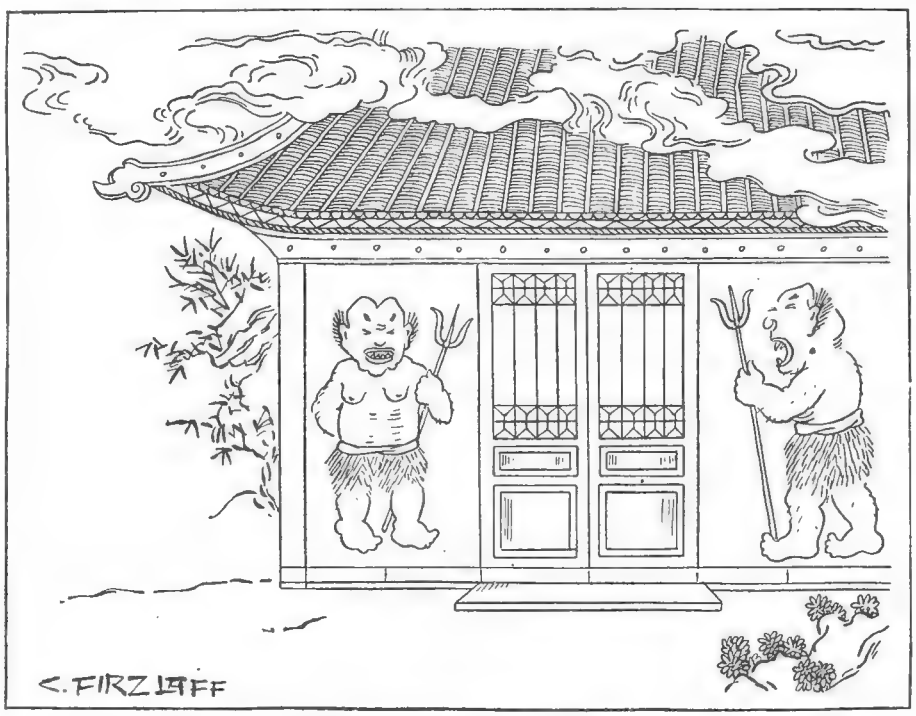
Der 20. 1. ist auch gesetzlicher „Schrubbtag", und jedermann ist verpflichtet, an diesem Tag den Schmutz und Staub des alten Jahres hinauszufegen und hinauszuscheuern. Die Polizei prüft nach, ob dieses Gesetz auch befolgt wird.

Am 23. 12. steigt der „Herdgott", der seinen „Amtsitz" in einer Nische über dem Herde hat, zum Himmel auf und erstattet dem „alten Tien-tschu lau-yä" (dem „Himmelsgroßvater" = Gott) Bericht über alle Vorkommnisse im Laufe des Jahres in der Familie, in der er beherbergt wurde. Bevor er abreist, beschmiert ihm der Hausherr den Mund mit Honig, damit er vor dem Thron des Höchsten nur „süße Worte" machen kann. Die Holzfigur des kleinen Herdgottes wird hernach verbrannt. Solange die Flamme hellauf lodert, liegt die ganze Familie auf den Knien und bittet den Herdgott um Verzeihung für die lange Vernachlässigung seiner Person, denn während des ganzen Jahres hat sich niemand um die kleine Gottheit gekümmert. Zu Beginn des neuen Jahres kauft der Hausherr auf dem Markt für wenige Pfennige einen neuen Herdgott, stellt ihn in die Nische über dem Herd, und dort bleibt er bis zum 23. 12., genau so unbeachtet wie sein Vorgänger.



„Möge der ‚alte Großvater' um eine Stufe höher steigen!"

Der Chinese sieht im wahrsten Sinne des Wortes überall Gespenster. Da sie in der Silvesternacht besonders blutdürstig sein sollen, wendet er verstärkten Schutz gegen sie an, klebt, wie in der nebenstehenden Abbildung zu sehen ist, Bilder der beiden Geistermörder Schen-tu und Yü-lü beiderseits der Haustür an und sucht sie durch Abbrennen von Feuerwerkskörpern zu verscheuchen. Auch kennt der Chinese noch andere Mittel, um den dummen Teufeln den Aufenthalt in der eigenen Wohnung zu verleiden: Man streut Erbsen in die Zimmer, damit die Gespenster ausrutschen, lang hinschlagen und sich verletzen. Ihre sonst unhörbaren Schritte sollen hörbar werden, wenn man Hanfstroh auf den Fußboden schüttet. Durch kräftige Schläge mit einem Besen, nach allen Richtungen in die Luft geführt, kann man jedes Gespenst auf der Stelle verjagen.



Die Türhüter Schen-tu und Yü-lü.

Am Neujahrsmorgen machen die Kinder vor den Eltern und überhaupt die Jüngeren vor den Älteren, also auch der Vater vor dem Großvater, der Schüler vor dem Lehrer Ko-tou, indem sie sich hinwerfen und so tief verbeugen, bis die Stirne die Erde berührt, und versprechen Achtung und Gehorsam.

Am Nachmittag des 1. 1. besucht man ganz allgemein die Familienfriedhöfe — Gemeindefriedhöfe wie bei uns gibt es in China nicht — bringt den Seelen der Verstorbenen Speise- und Trankopfer dar und macht vor ihren Grabhügeln einige tiefe Verbeugungen. Hernach brennt man auch hier Feuerwerkskörper ab, damit nicht etwa fremde Geister und Gespenster die für die Toten aufgestellten Speisen und Getränke verzehren.

War der 1. Tag des 1. Monats der höchste Feiertag des Jahres, so ist der 15. 1. der zweithöchste. Der sonst so würdig einherschreitende Chinese schwingt sich am 15. 1. zu einer Art Fastnachtsfeier auf, hopst und springt, läuft auf Stelzen, verkleidet sich und treibt allerlei Narrheiten. Mit einbrechender Dunkelheit schleppt man, wie auf unserm ersten Bild ersichtlich, einen 8 bis 12 Meter langen Drachen auf langen Stangen hoch über den Köpfen der Träger und Zuschauer unter Vorantritt einer Musikkapelle durch die illuminierten Straßen. In den hohlen Leib des Drachens hat man Lichter gestellt, so daß er feurig leuchtet. Durch ungleichmäßiges Heben und Senken der Stangen ahmt man die schlangenförmigen Bewegungen des Drachens nach. Die Chinesen bauen wunderbare, ungemein lange Drachen, die man hoch in die Lüfte steigen lassen kann und an denen europäische Jungen ihre helle Freude haben würden.

Am 20. des 1. Monats nimmt der Mandarin seine Geschäfte wieder auf. Kurz nach der Feierlichkeit des Wiedereröffnens des Siegels wünschen die Amtsdiener und Polizisten dem Mandarin Glück zum Jahreswechsel. Sie werfen sich vor dem Beamten in die Knie, wie auf unserm zweiten Bilde, und rufen im Chor: „Möge der ‚alte Großvater' (höfliche Anredeform) um eine Stufe höher steigen (befördert werden)!" Nachdem sie sich erhoben haben, werfen sie sich abermals nieder und rufen: „Möge die alte Exzellenz steigen wie die Flut, höher und höher möge sie steigen!" Und ein drittesmal werfen sie sich nieder und rufen: „Zum Jahreswechsel wünschen wir ‚dem unter der Halle Wohnenden' viel Glück und den Segen des Himmels." Kurz darauf schickt der Mandarin seine Büttel aus, die aller Festesfreude ein Ende machen und dafür sorgen, daß jedermann seine gewohnte Tätigkeit wieder aufnimmt.

Die Meute im Winterlager / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Während am Morgen die Stuttgarter länger schlafen durften — Oka hatte keinen Gebrauch von der gleichen Erlaubnis gemacht — trieben die übrigen schon früh draußen im Schnee ihre Morgengymnastik, tranken dann nach dem Waschen rasch Kaffee, um so bald wie irgend möglich zum Schneeschuhlaufen fortzukommen. Nur die Dienstgruppe blieb unter Detmars Führung zurück. So waren es zwei volle Dutzend Mann, die nun die Bretter wachsten und anschnallten. Die Hälfte davon, darunter auch Pawel, waren blutige Anfänger, aber voller Unternehmungsgeist und Selbstvertrauen. Oh, Kerle, wie sie es waren, die würden sicher schon heute abend das bißchen Skilaufen gelernt haben, einschließlich der Schwünge und Sprünge, davon waren sie fest überzeugt. So leicht fiel es freilich dann doch nicht.

Der Schneeschuhlauf stand unter dem Befehl des Wüstenscheichs, der darin am meisten leistete, auch theoretisch am meisten davon verstand und am ehesten geeignet war, ihn den Anfängern beizubringen. Er packte sie hart an, wie ein alter etatsmäßiger Feldwebel die jüngsten Rekruten, und ließ sie ruhig einmal hinfallen, denn das gehörte mit dazu. Er ließ nicht nach, immer wieder mußte das gleiche geübt werden, bis es gekonnt wurde; er verlangte Mut und Ausdauer und half mit bissigem Spott nach, und so lernte denn jeder so rasch, wie wenig Leute das Schneeschuhlaufen gelernt haben mögen.

Pawel stand oben auf dem Hügel; er sollte abfahren. Die ganze Schar stand herum und freute sich schon auf die komische Figur, die er beim unvermeidlichen Sturz machen würde. Den Gefallen tue ich ihnen nicht, dachte er, ich komme stehend unten an, ich *will* ganz einfach. Also los! „Ski-Heil!" — „Hals- und Beinbruch!" Pawel hörte nicht auf die Zurufe, er war schon im Sausen und sehr damit beschäftigt, das Gleichgewicht zu halten. Das sah für die Obenstehenden sehr lustig aus, war es für ihn aber durchaus nicht. Warum wohl nur die Schneeschuhe vorn immer auseinander wollten? Das riß einem ja die Beine ganz verquer! Oh, wie der lockere Schnee von unten her in die kurzen Fahrtenhosen stäubte! Ob man sich wohl doch noch Skihosen anschaffte, oder ob das nur Gewöhnung erforderte? Das war Pawels letzter Gedanke, kurz bevor er unten in der Talsohle den Kopf in einen Schneehaufen vergrub und die Beine eigentümlich verdreht in die Luft streckte. Es dauerte einige Zeit, bis er wieder auf den Füßen stand, seine Stöcke, die im hohen Bogen fortgeflogen waren, wieder hatte und den Weg nach oben antreten konnte.

Das war auch so eine Schinderei, dieses Berganfsteigen seitwärts! Man mußte dabei die Füße ganz merkwürdig setzen. Er hatte wieder vergessen, wie der Wüstenscheich es in der Skisprache genannt hatte, als er es ihnen zeigte. Eine Schinderei, ja, aber — schön, wunderschön war es doch. Dann stand Pawel oben und lachte nun seinerseits über die andern, ganz besonders,

Feierliche Neujahrsbegrüßung unter Chinesen / Phot. von Perkhammer.

wenn es kein Anfänger war, der unten stürzte, sondern einer von denen, die ihm immer schon weise Ratschläge erteilen wollten. Ja, den meisten Jungen ging es ebenso wie ihrem Führer, und schließlich glückte es Pawel sogar als erstem nach dem Scheich, stehend auszulaufen. Da war er stolz wie ein Gockelhahn.

Allmählich stellten sich auch Hans I. und sein Bruderherz Uli zusammen mit Hans II. ein. Sie waren alte Schneeschuhläufer und brachten neues Leben in den Betrieb. Ebenfalls Anfänger waren Totila und Herbert, Hajo und Jochem, die noch etwas später kamen. Sie hatten lange gebraucht, um von dem nächtlichen Gepäckmarsch auszuschlafen. Diesen Neulingen gegenüber fühlten sich nun die Anfänger, die schon seit vollen drei Stunden „schneeschuhlaufen konnten", ganz als alte Garde. Daß Cato nicht kam, klärten die Neuangekommenen lachend auf. Jokus, der Affe, war mit Catos Hose durchgegangen, und dieser jagte nun schon seit einer halben Stunde in flatterndem Nachthemd durch das ganze Heim hinter dem Rabenvieh her, das ihm lustig einmal von der Höhe eines Spindes, ein andermal vom Kronleuchter aus und dann wieder unter einem Bett hervor mit der geraubten Hose zuwinkte. Die Jungen erzählten, es sei sehr fein gewesen, da zuzusehen. Der arme Cato! Für ihn fing das Winterlager ja nett an: erst der Gepäckmarsch und nun die Affenjagd. Wenn das so weiterging die zwölf Tage, das konnte gut werden. Als leidenschaftlichen Skiläufer wurmte es ihn natürlich sehr, nicht mit dabei sein zu können.

Schließlich tauchte auch Cato am Platz auf. Aber, um alles in der Welt, wie steckte denn der in den Hosen? Die Dinge lagen so, daß er, das Aussichtslose der Jagd auf Jokus einsehend, sich aus Ulis Rucksack dessen zweite Fahrtenhose hervorgesucht hatte. Leider war Uli der einzige, der eine Reservehose mit hatte, und Cato hatte Mühe, auch nur einigermaßen in das Stück des viel Jüngeren und Dünneren hineinzukommen. So kam, was kommen mußte: ein eleganter, wirklich glänzend durchgeführter Telemark wurde der geplagten Hose zu viel: sie platzte und das gründlich. Die Windjacke um die Lenden geschlungen, so mußte Cato den Heimweg antreten. Vor seinem Bett fand er die eigene Hose vor. Jokus hatte sie von selbst wieder dahin getragen.

„Ein gutes Tier!" sagten die Jungen.

„Ein Rabenvieh!" knurrte der erzürnte Cato. „Ceterum censeo, Jocum esse verprügelendum," fügte er hinzu in dem barbarischen Mönchslateindeutsch, das in der Meute manchmal gesprochen wurde. Ja, wenn Jokus sich so leicht hätte kriegen lassen!

Nochmals zum Schneeschuhlaufen zu gehen, lohnte sich für Cato nicht, denn schon kam der ganze Haufe zurück, da es Mittagzeit war. Die acht Leute vom Dienst hatten die lange Tafel fein säuberlich gedeckt. Bertel und Adolf als Oberkellner trugen, die Serviette als Zeichen ihrer Oberkellnerwürde unter den Arm geklemmt, die dampfende Suppe auf, und bald saß alles beim Schmausen. Es gab Grießflammeri mit Mandeln und Rosinen und dazu Himbeersaft. Eine wahre Götterspeise war das. So kann man die Wut der Meute verstehen, als der Genuß des zweiten riesigen Topfes ihr entging. Dieser hatte schon, verheißungsvoll dampfend, fertig auf dem kleinen Anrichtetisch in der Ecke gestanden, als ein tückisches Schicksal, richtiger gesagt, Jokus der Affe, dazwischenkam.

Jokus, neugierig von Natur, hatte im Schlafraum wohl nach etwas Interessantem gesucht und dabei eine Flasche Kölnischwasser gefunden. Kein Zweifel, sie mußte unter Totilas Sachen gewesen sein, obwohl dieser es nachher entschieden in Abrede stellte. Totila war bestimmt der hübscheste Junge der ganzen Meute, und dagegen hatte auch niemand etwas einzuwenden, wohl aber dagegen, daß er deshalb sehr eitel war. Jokus nun erschien mit der Flasche Parfüm im Speisesaal, setzte sich auf den Anrichtetisch, lüftete den Glasstöpsel, roch daran, schüttelte mißbilligend sein weises Haupt und guckte die Flasche nachdenklich an. Es sah sehr drollig aus und die Meute lachte dazu. Plötzlich aber legte Jokus den Finger an die Stirn. Ich hab's! hieß das wohl; jetzt weiß ich, wofür das Zeug gut ist. Im nächsten Augenblick hatte der Affe die Flasche in den Grießtopf entleert, bevor noch jemand aufspringen und es verhindern konnte. Nun lachte die Meute nicht mehr, und Jokus mußte sich schleunigst auf die Gardinenstange flüchten.

Die Meute übt „Schneepflug" / Phot. M. Uhlig.

Die Jungen haben dann trotzdem

versucht, ob man nicht Mandelgrieß auch mit Kölnischwasser als Würze verzehren könne, aber es erwies sich, daß sich das nicht miteinander vertrug. Es ist manchmal so, daß zwei Dinge, deren jedes für sich allein gut ist, zusammen doch nichts Gutes ergeben. So brachen nun die Vorwürfe des Haufens über den Gotenkönig herein, der aber nachdrücklich leugnete, das Parfüm mitgebracht zu haben.

Am Nachmittag dieses ersten Tages trudelten denn auch noch Rudolf, Günter, Seph, Hans Christian und Hannes, also die Stader Meute, unter Roberts Führung im Lager ein. So war nun die ganze auserlesene Gesellschaft beisammen. Die Jungen, die einander noch nicht kannten, wurden ebenfalls rasch miteinander vertraut, und der Nachmittag verging in lauter Lustigkeit.

Der Abend war der Musik gewidmet, wobei Günter aus Karlsruhe das Kommando führte. Er hatte sich gleich die guten Geiger, Klampfer und Sänger zusammengesucht, auch ein Flügel stand im Tagesraum, und so konnte denn schon am ersten Abend gute Musik gemacht werden. Im weiteren Verlauf des Lagers wurden die Musiker immer besser, und zum Schluß genügten sie sogar den verwöhnten Ansprüchen des ebenfalls musikalisch begabten Wüstenscheichs. Pawel freilich war so rettungslos „unkasimulisch", daß er an falschen wie an richtigen Tönen gleiche Freude hatte, wenn es nur eben Töne waren.

Des Morgens beim Wecken mußte der Dienst immer eine Stunde früher aus dem Bett als die übrigen. Und gerade morgens wäre man immer so gerne noch liegen geblieben, während man abends nicht ins Bett wollte. Das half aber nichts. Der Dienstleiter holte sich seine Trabanten schon heraus. „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt", war sein Wahlspruch dabei, nötigenfalls mit dem Lederriemen. Dabei war der Dienst hier im festen Heim lange nicht so anstrengend wie etwa auf Großfahrt, wo Holzsuchen und Feuermachen, womöglich bei nassem Wetter, hinzukommen, zum Abwaschen kein warmes Wasser zur Verfügung steht und auch sonst manche Erleichterung fehlt, die ein Heim bietet.

Am Vormittag ging es zum Rodeln. Es war eine sehr gute Bahn da. Sie hatte eben nur den Fehler der meisten Rodelbahnen: man kam viel schöner und angenehmer hinunter als wieder hinauf. Die Bahn begann gleich vor dem Heim, hatte einige sehr feine Bogen und endete schließlich auf dem Eise des kleinen Sees, dessen Glätte dem Schlitten zum Schluß noch einmal eine starke Geschwindigkeit ermöglichte. Der große eiserne Schlitten, der für sechs Mann Platz bot und dem Saarburger Raubtier gehörte, war auch schon als Frachtgut angekommen. Mit diesem machte es am meisten Spaß, allein schon weil er eben sechs Mann trug, dann aber auch, weil er durch sein eigenes und das Gewicht der Bemannung eine viel größere Schnelligkeit erreichte als die einfachen Rodelschlitten, von denen eine beträchtliche Anzahl mitgekommen waren.

Der Schnee war wunschgemäß, die Bahn war glatt, das Rodeln machte unbändigen Spaß. Besonders freute man sich, wenn einer in der Kurve umwarf. Pech hatte wieder der gestrenge Cato. Er hatte Jokus verziehen, holte ihn aus dem Heim und wollte ihn zur Talfahrt mitnehmen. Jokus witterte Unheil und wollte nicht, aber er kam nicht los. Unter großem Hallo der Herumstehenden fuhr Cato ab. Denen, die am Rande der Bahn ihre Schlitten hinaufzogen, bot sich dann ein lustiges Bild: der Affe hatte sich aus den Armen des Jungen befreit und umklammerte nun dessen Kopf so, daß Cato überhaupt nichts sehen konnte. Es ging dem Tier wohl zu rasch, als daß es abzuspringen gewagt hätte. Catos Versuche, die Umklammerung des Affen zu lösen, scheiterten an der Kraft des Tieres und daran, daß er ja nur einen Arm dafür freihatte. So jagten die beiden abwärts bis zur ersten engen Kurve. Dort schoß der Schlitten über die Bahnböschung mit einem gewaltigen Satz in den Wald hinein. Jokus, der rechtzeitig abgesprungen war, kam ohne Schaden davon. Cato hatte Glück; nur ein paar kleine Schrammen zeugten von dem Zusammenstoß mit dem Baum, gegen den der Schlitten gejagt war. Der Schlitten selbst freilich konnte nur noch als Scheitholz Verwendung finden. Cato band die einzelnen Bruchstücke mit der Kordel zusammen und warf sich den Packen über die Schulter. So trat er den Rückweg an. Jokus lief voraus, er hatte alles Vertrauen zu Cato verloren. Der Junge aber hatte schon von sich aus gar nicht den Wunsch, den Affen noch einmal als Rodelfahrgast mitzunehmen.

(Fortsetzung folgt)

Im Übungsgelände / Phot. A. Liebscher.

Anſtreichen eines Ozeandampfer-Schornſteins

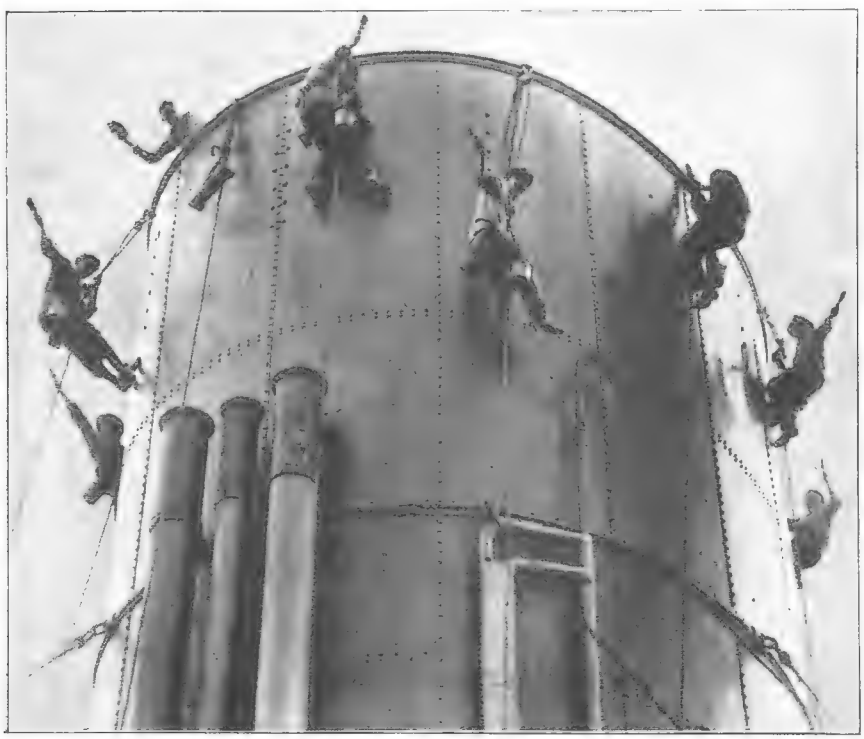
Wenn man untenſtehende Abbildung betrachtet, glaubt man, einen gewaltigen Gaſometer einer Kraftanlage vor ſich zu haben, und doch iſt es nur der obere Teil eines rieſigen Ozeandampfer-Schornſteins. An ſeinen Wänden hängen die ſogenannten Bootſtühle der Anſtreicher, die durch einen vielfach farbenfreudigen Anſtrich, der meiſtenteils harmoniſch zu der Farbe des Schiffskörpers paßt, den Geſamteindruck des Schiffes bedeutend erhöhen.

Die Größe der Schornſteine wird in den meiſten Fällen, ebenſo wie die des Geſamtſchiffes, weſentlich unterſchätzt; im vorliegenden Falle könnten ſechs Autos nebeneinander ungehindert den Schornſtein durchfahren.

Selbſt auf Schiffen mittlerer Größe ſind Schornſteine von zehn Meter Höhe und vier Meter Durchmeſſer keine Seltenheit.

Es gibt vereinzelte Motorſchiffe ohne Schornſtein; an ſolchen Beiſpielen erkennt man erſt, daß zum Charakter des Schiffes unbedingt ein Schornſtein gehört, und es iſt eine bekannte Tatſache, daß bei der Auswahl eines Schiffes durch die Reiſenden das Ausmaß der Schornſteine für den Geſamteindruck mit berückſichtigt wird.

Beim Motorſchiff dient der Schornſtein zur Aufnahme der Auspuffrohre, die aber ebenſo nach den Seiten oder nach dem Heck geführt werden könnten, ſo daß ſich der Schornſtein im Grunde erübrigt.



Anſtreichen eines der rieſigen Schornſteine eines großen Ozeandampfers / General Photographic Agency, London.

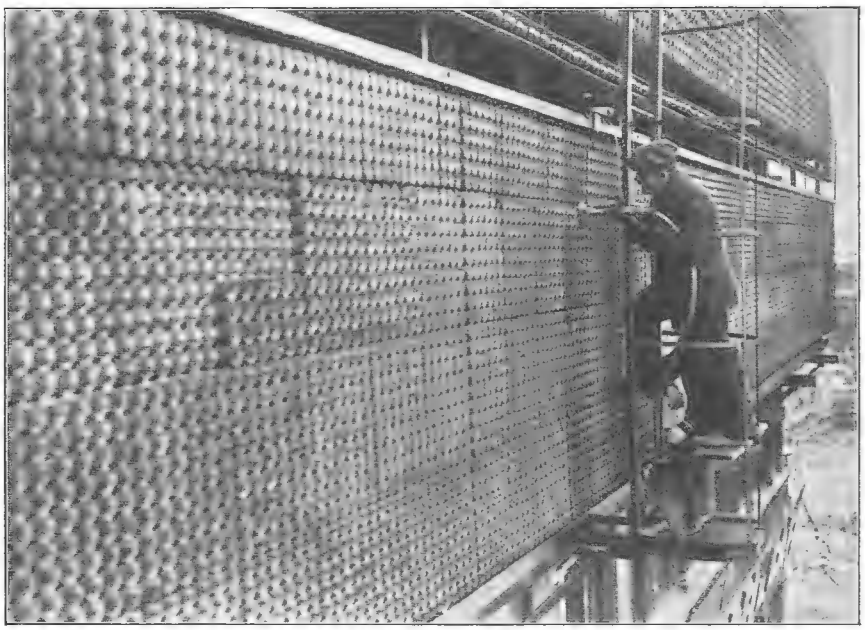
Elektriſche Wanderſchrift

Von Hans Dominik

Die Straßen und Plätze der deutſchen Großſtädte ſind allabendlich in ein Lichtmeer getaucht, als hätte es niemals Krieg, Kohlenmangel und Energienot gegeben. Von Dächern und Wänden gleißt und funkelt es in allen Formen und Farben in mannigfachem Wechſel. Längſt hat man ja erkannt, daß auch Bewegung und Abwechſlung in dieſe leuchtenden Reklamen gehören, um die Aufmerkſamkeit des Publikums immer wieder von neuem zu erregen und höchſte Wirkung zu erzielen.

Die Lichtquellen aller dieſer leuchtenden Reklamen ſind heute faſt ausnahmslos elektriſche Glühlampen, wodurch die Beweglichkeit der leuchtenden Bilder ſehr erleichtert wird. Man braucht ja nur einen Schalter zu drehen, um beliebige Lampengruppen abwechſelnd ein- und auszuſchalten. Das Drehen des Schalters aber beſorgt wiederum gleichmäßig und zuverläſſig ein kleiner Elektromotor, ſo daß ſich die ganze Bedienung einer ſolchen Lichtreklame darauf beſchränkt, zu Beginn der Vorführung den Motor ein- und am Schluß wieder auszuſchalten. Ja ſogar dieſe geringfügige Arbeit überläßt der Menſch vielfach automatiſchen, mit Uhren verbundenen Zeitſchaltern, die die Anlage zu beſtimmten Zeiten ein- und ausſchalten und es geſtatten, die Lichtreklame auch nach Geſchäftſchluß noch beliebig lange arbeiten zu laſſen.

Die erſten aus Glühlampen beſtehenden Lichtreklamen enthielten einen beſtimmten Text, deſſen einzelne Buchſtaben einfach aus Glühlampen zuſammengeſetzt waren, wobei man durch die Verwendung verſchiedener farbiger Birnen noch in der Lage war, beſondere Wirkungen zu erzielen. Das Schaltwerk konnte dabei in mehrfacher Weiſe arbeiten. Bei der einfachſten Anordnung wurde das ganze Lichtplakat abwechſelnd ein- und ausgeſchaltet. Es leuchtete mit einem Schlage auf und verſchwand ebenſo plötzlich. Bei einer andern, etwas verwickelteren Einrichtung ſchaltete die Schaltwalze einen Buchſtaben nach dem andern ein, ſo daß das Publikum das Entſtehen des Reklametextes Wort für Wort beobachten konnte. Zum Schluß leuchtete noch eine gewöhnlich farbige Umrandung auf. Dann wurde das Ganze mit einem Schlage abgeſchaltet, und nach einigen Sekunden begann das Spiel von neuem.



Auswechseln schadhafter Birnen an einer der größten Wanderschriftanlagen Deutschlands auf einem Hause am Potsdamer Platz in Berlin / Phot. A.B.C., Berlin.

Die hier beschriebene Anordnung, die auch jetzt noch stark im Gebrauch ist, war zweifellos recht wirksam. Sie bot aber den Nachteil, daß man mit einer einmal installierten Anlage immer nur ein und denselben Text vorführen konnte. Das mochte wohl für viele Spezialgeschäfte genügen, aber keineswegs für große Warenhäuser und ähnliche Unternehmungen, die heute dieses und morgen irgend etwas anderes in Flammenschrift anpreisen wollten. So entstand als nächstes der Universalbuchstabe. Es ist eine ganz unterhaltsame Beschäftigung, wenn man einmal versucht, innerhalb eines Gevierts die fünfundzwanzig Buchstaben der Antiquaschrift übereinander zu malen. Man wird dabei finden, daß sich sehr viele Linien immer wiederholen und überdecken. Mit ein wenig Mogelei wird es schließlich möglich, ein Dutzend Linien in das Geviert einzuzeichnen, aus denen sich jeder der fünfundzwanzig Buchstaben herstellen läßt, wobei man sich in jedem Einzelfall alle überflüssigen Linien wegzudenken hat. Beim elektrischen Universalbuchstaben sind nun innerhalb einer quadratischen Fläche diese erwähnten Linienzüge durch weiß emaillierte Reflektoren ersetzt, und in jedem Reflektor liegt eine elektrische Lampe. Es leuchtet wohl ein, daß man mit dieser Anordnung im Raume des Gevierts jeden Buchstaben aufleuchten lassen kann, sofern man die Lampen der ihn bildenden Linienzüge einschaltet. In der Praxis erfolgt dieses Einschalten durch eine Schaltwalze, die, auf engstem Raume zusammengedrängt, die Schaltungen für sämtliche fünfundzwanzig Buchstaben und die Interpunktionszeichen enthält. Verfügt also ein Warenhaus über eine große Zusammenstellung solcher Universalbuchstaben, so ist es in der Lage, jeden beliebigen Text, der die Zahl der Buchstaben nicht überschreitet, einzustellen, indem einfache Schlittenkontakte auf den einzelnen Schaltwalzen zu den jeweiligen Buchstaben geschoben werden. Beim Betrieb arbeitet dann wieder ein Universalschalter, der durch einen Elektromotor bewegt wird und die Lichtreklame in der bereits geschilderten Weise aufflammen und wieder erlöschen läßt.

Aus dem bisher Gesagten wird der Leser schon den Eindruck gewonnen haben, daß die eigentliche Lampenanlage nur den einen, und zwar den bei weitem einfacheren Teil der Lichtreklame bildet, während die Seele des Ganzen die Schalteinrichtung ist, die beliebig weit von den Lampen entfernt irgendwo im Keller stehen kann. In noch stärkerem Maße ist das aber der Fall, wenn wir nun von der ruhenden Schrift zur Wanderschrift übergehen. Zwar waren wir bisher schon in der Lage, die Textbuchstaben der Reihe nach aufleuchten und die Reklame allmählich entstehen zu lassen. Aber der einzelne Buchstabe bleibt dabei doch unverrückt an seinem Platze. Jetzt aber wollen wir die Schrift wandern lassen. Bei einer gewöhnlichen Schriftreklame ließe sich das sehr einfach erreichen, indem man den Text auf ein langes Leinwandband malt und dieses langsam von einer Rolle ab- und auf eine andere aufwickelt. Das Publikum würde dann den Text allmählich von links nach rechts wandern sehen und könnte ihn dabei verfolgen wie etwa die wandernden Titel in Kinostücken. Aber für eine Lichtreklame ist dieses Mittel nicht verwendbar. Hier muß man alle Arbeit der Schalteinrichtung übertragen, die natürlich dementsprechend umständlich wird.

Die eigentliche Lichtanlage ist auch hier wieder eine Lampenzusammenstellung. Die einzelnen Buchstaben sollen dabei, wie bei der eingangs geschilderten Einrichtung, unmittelbar durch Lampen gebildet werden, und es ist infolgedessen erforderlich, die ganze Fläche mit den Lampen gleichmäßig und dicht mit Glühlampen zu besetzen. Unsere Abbildung zeigt eine der größten Wanderschriftanlagen Deutschlands, die aus mehr als zehntausend Lampen zusammengesetzt ist. Sie befindet sich auf einem Hause am Potsdamer Platz in Berlin und gibt allabendlich in Wanderschrift Tagesneuigkeiten und Reklametexte bekannt. Aus der Größe des an der Anlage beschäftigten Mannes kann der Leser wohl einen Schluß auf die Größe der Anlage selbst ziehen.

Verwendet sind hier 50-Watt-Lampen. Würden sie alle zur gleichen Zeit brennen, so würden sie elektrische Kraft im Betrage von 500 Kilowatt oder 680 elektrischen

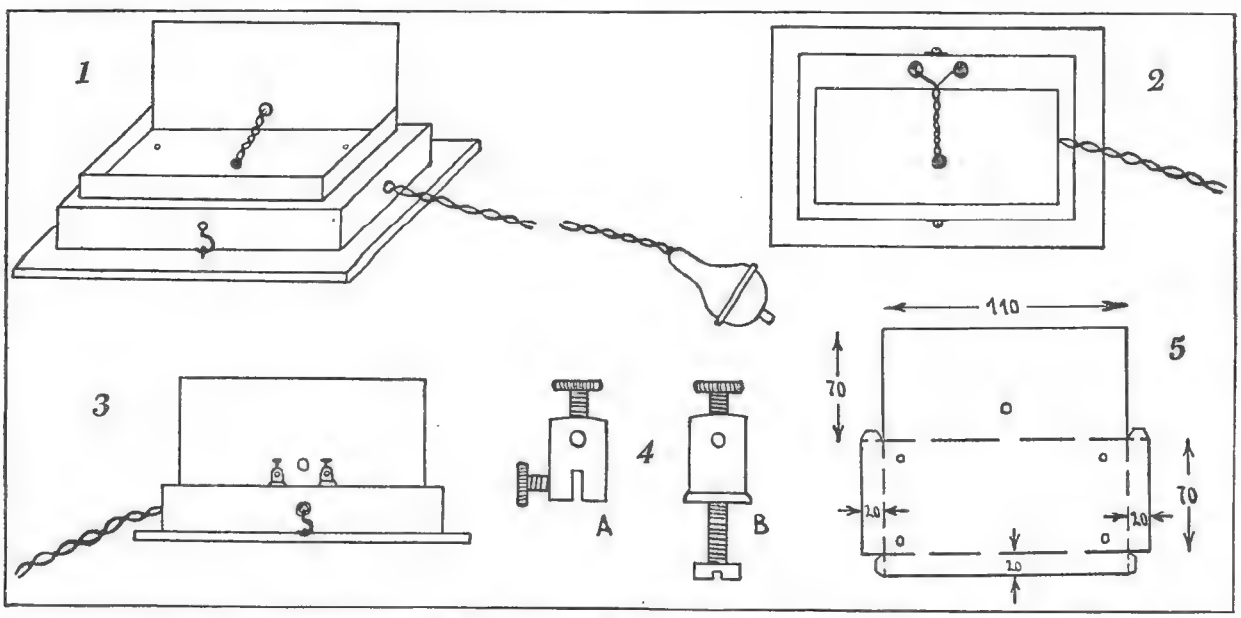
Pferdestärken aufnehmen. Der Leser weiß wohl aus Erfahrung, wie warm schon eine Schreibtischlampe mit ein oder zwei Birnen wird, und kann sich danach ein Bild machen, daß während des Betriebes in dieser Anlage ganz gewaltige Wärmemengen frei werden. Wenn auch gleichzeitig stets nur etwa der zehnte Teil der Lampen leuchtet, so ist die Wärme doch stark genug, um die Lebensdauer der Lampen sehr zu verkürzen. Schon ehe der Faden durchbrennt, tritt vielfach eine derartige Schwärzung der Birnen ein, daß ihre Auswechslung notwendig wird. Sie erfolgt, wie die Abbildung zeigt, durch ein Spezialgerät, da es kaum möglich oder zum mindesten sehr umständlich wäre, die dicht nebeneinanderstehenden Lampen mit den Fingern aus den Fassungen herauszudrehen. Die Arbeit erfordert schwindelfreie Leute, die zwanzig Meter über dem Straßenpflaster auf dem schwankenden, die ganze Anlage bestreichenden Eisengerüst arbeiten.

Zum Schluß noch ein Wort über die zu der Anlage gehörige Schaltanlage. Irgend ein Einstellen einzelner Lettern, wie bei den Universalbuchstaben, scheidet hier vollkommen aus. Die Ein- und Ausschaltung der einzelnen Lampe erfolgt durch ein Schaltrelais von der Art, wie sie die automatische Telephonie mustergültig ausgebildet hat. Es gehören also zu den zehntausend Lampen zehntausend Relais, die etwa die doppelte Größe einer Streichholzschachtel besitzen und in eisernen Gestellen im Dachboden dicht zusammengebaut sind. Wie aber erfolgt nun die Betätigung dieser Relais, die durch Schwachstrom bewegt werden? Hier greift man zu dem so vielfach benutzten Mittel des perforierten Papierstreifens. Von den zehntausend Relais führen zehntausend Drähte zu zehntausend feinen Kupferfedern, die auf einer entsprechend umfangreichen Kupferwalze schleifen. Die durch die Anlage zu gebenden Nachrichten werden auf einer besonderen Schreibmaschine geschrieben, die die Buchstaben in Form besonderer Lochgruppen auf das Papier bringt. Bei der Vorführung wird nun das so gestanzte Papier zwischen der Kupferwalze und den Schleiffedern langsam hindurchgezogen. Wo ein Loch im Papier ist, berührt die Kupferfeder die Metallwalze, macht Kontakt, das zugehörige Relais arbeitet und die zugehörige Lampe flammt auf. Während so das Papier langsam um die Walze wandert, wandert draußen auf der Lampenanlage in genau der gleichen Weise die Schrift, und der Beschauer sieht gar nicht, daß einzelne Lampen erlöschen und andere dafür aufflammen. Er sieht nur die Schrift stetig vorüberziehen, als ob man ein beschriebenes Band langsam abwickelte.

Die elektrische Wanderschrift ist namentlich in ihren Schalteinrichtungen ein wahres Meisterstück der modernen Elektrotechnik und vorzüglich für die Bekanntgabe von Nachrichten mit wechselndem Inhalt geeignet.

Selbstbau eines einfachen elektrischen Blitzlichtapparates / Von Wolfgang Göhler

Zur Anfertigung von photographischen Aufnahmen in Innenräumen benötigt man in den meisten Fällen eine künstliche Lichtquelle, um mit einer kurzen Belichtungszeit auskommen zu können. Aus diesem Grund hat die Photoindustrie die verschiedensten Konstruktionen von Heimsonnen, Blitzlichtlampen, Kapselblitzen und dergleichen auf den Markt gebracht. Die meisten dieser künstlichen Lichtquellen haben jedoch den einen oder andern Nachteil, den der Amateur störend empfindet. So sind Momentaufnahmen mit manchen Heimlampen



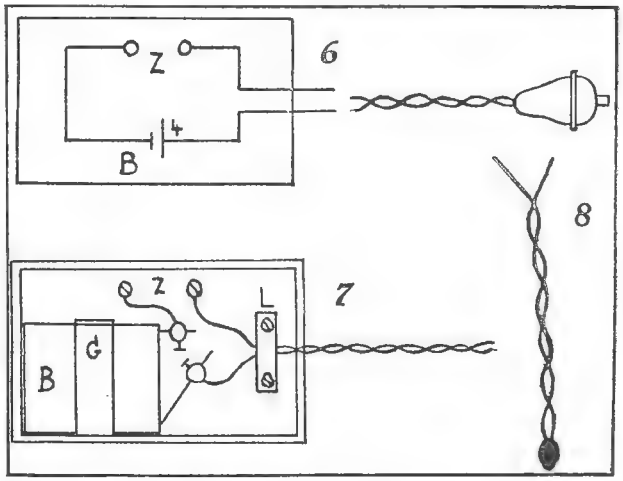
1. Ansicht des fertigen Blitzlichtapparates. 2. Ansicht von oben mit eingelegter Zündschnur. 3. Ansicht von hinten mit Anschlußklemmen und Loch für den Zünddraht. 4. Polklemmen, Ausführung A und B. 5. Schablone zur Anfertigung des Blitzlichtpulverbehälters.

unmöglich; bei den Blitzlichtlampen, Kapselblitzen und so weiter ist es für die aufzunehmenden Personen recht unangenehm, genau aufpassen zu müssen, wann der blendende Blitz aufzuckt. So wird manches Bild, das eine ungezwungene Momentaufnahme werden sollte, dadurch oft zu einer gekünstelten „Zeitaufnahme". Will der Photograph selber noch auf das Bild kommen, so muß er sich nach Entzündung des Zündstreifens schnellstens auf seinen Platz begeben, um nicht zu spät in die richtige Stellung zu gelangen. Bei manchen Lampen ist es sogar erforderlich, daß eine Person zu ihrer Bedienung da ist.

Wir bringen daher heute eine Bauanleitung zur Selbstherstellung eines einfachen elektrischen Blitzlichtzündapparates, der es ermöglichen soll, das Blitzlichtpulver aus jeder beliebigen Entfernung zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Entzündung zu bringen. Es ist dadurch dem Aufnehmenden die Möglichkeit gegeben, sich selber mit aufzunehmen und die Aufnahme zu jedem von ihm gewünschten Zeitpunkt zu machen. Der Apparat selbst ist äußerst einfach und kann ohne Schwierigkeiten auch von weniger geübten Bastlern hergestellt werden.

Abbildung 1 zeigt uns den vollständigen Apparat. Er besteht aus einem Grundbrett, auf dem mit zwei kleinen Haken ein kleines Holzkästchen verkehrt befestigt ist. In diesem Kästchen ist eine Taschenlampenbatterie untergebracht, von der aus Zuleitungen zu dem elektrischen Zünder und zu einem Birnenschalter führen, mit dessen Hilfe der Zündstrom eingeschaltet werden kann. Auf dem Kästchen ist eine offene Blechschachtel mit hoher Rückwand befestigt, in der der Zünddraht endet. Je nach Art der zu machenden Aufnahme wird auf den Zünder eine entsprechende Menge Blitzlichtpulver gestreut und dieses dann zu dem gegebenen Zeitpunkt durch Betätigung des Druckknopfes entzündet. Abbildung 2 zeigt uns die Ansicht des Apparates von oben, woraus wir ersehen, wie der Zünddraht mit seinen beiden Enden an zwei hinter der hohen Rückwand befindlichen Polklemmen angeschlossen wird und wie die als Pulverpfanne dienende Blechschachtel und die beiden Polklemmen auf dem Kästchen angeordnet sind. Abbildung 3 veranschaulicht uns die Anordnung der beiden Polklemmen und der Bohrung in der Rückwand, durch die der Zünddraht in die Pulverpfanne geführt wird. Die Schaltung der elektrischen Zündeinrichtung ist so einfach, daß sie auch von denjenigen Bastlern richtig ausgeführt werden kann, die sich bisher noch nicht mit dem Bau elektrischer Apparate befaßt haben.

Das schematische Schaltbild ist in Abbildung 6 dargestellt. Der eine Pol einer gewöhnlichen Taschenlampenbatterie B von 4 Volt Spannung ist an die eine der auf dem Deckel des Kästchens befestigten Polklemme Z geführt, während der andere Pol zu dem am Ende einer langen zweiadrigen Klingellitze befestigten Birnenschalter führt und von hier, wenn der



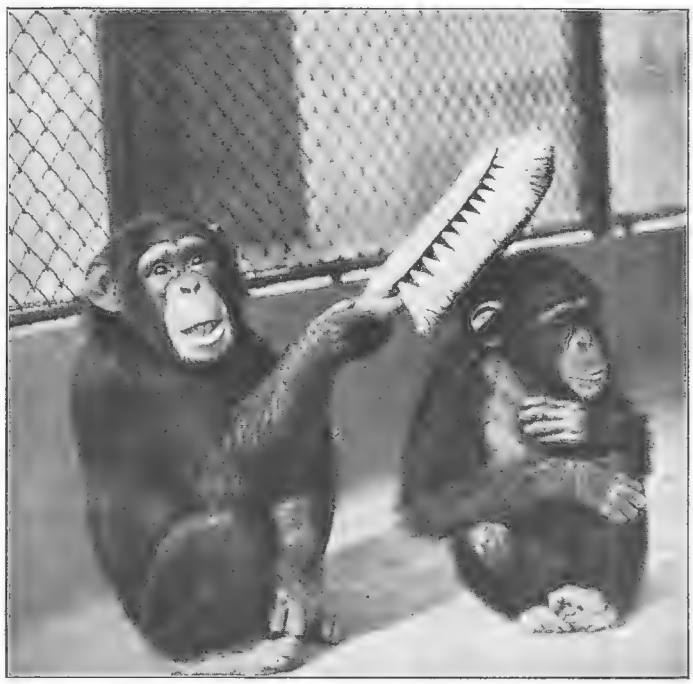
6. Schaltschema der elektrischen Anlage des Blitzlichtapparates. 7. Innenansicht des Batteriekastens. 8. Ein einzelner Zünddraht.

Schalter geschlossen ist, durch die zweite Ader der Litze zurück zu der zweiten Polklemme Z führt, an denen der Zünddraht angeklemmt ist. Der Strom der Batterie B kann also nur dann zu den Klemmen Z und somit zu dem Zünddraht führen, wenn der Birnenschalter betätigt wird. Ist die Litze nun entsprechend lang, so ist es dem Photographen möglich, die Zündung auch dann zu veranlassen, wenn er sich selbst unter den zu photographierenden Personen befindet.

Beim Bau des Apparates fertigen wir uns zuerst das Grundbrett an, das etwa 15 Zentimeter lang und 11 Zentimeter breit sein soll. Das Batteriekästchen soll folgende Außenmaße haben: 13 Zentimeter lang, 9 Zentimeter breit, 4 Zentimeter hoch und kann aus Zigarrenkistenholz angefertigt werden. Befestigt wird es durch zwei an ihm angebrachte kleine Haken, die in zwei in dem Grundbrett befindliche Schraubösen eingehakt werden, wie dies auch aus den Abbildungen 1 und 3 zu ersehen ist. Das Kästchen erhält an der einen Schmalseite eine kleine Bohrung, durch die später die Klingellitze zu dem Birnenschalter geführt wird. Auf dem Kästchen wird durch vier kleine Schrauben eine als Pulverpfanne dienende kleine Blechschachtel montiert. Wir können hierzu eine kleine Blechzigarettenschachtel von etwa 11 Zentimeter Länge, 7 Zentimeter Breite und 2 Zentimeter Höhe verwenden, von der wir den Deckel als erhöhte Rückwand an eine der schmalen Längsseiten anlöten. Wer im Löten Übung besitzt, kann sich die Blechschachtel auch leicht selber aus einem Stück Weißblech schneiden, indem wir die in Abbildung 5 gezeigte Form darauf aufgezeichnet haben, das erforderliche Blech zu, biegen es und löten die vier Ecken zusammen. In den Boden bohren wir vier kleine Löcher, um die Blechschachtel mit vier kleinen Schräubchen auf dem Batteriekasten befestigen zu können. Die Rückwand erhält eine Bohrung von etwa 3 Millimeter Durchmesser, durch die später der Zünddraht von den Anschlußklemmen nach der Pulverpfanne geführt wird. Ist die Blechschachtel

befestigt, so bohren wir in den Deckel des Batteriekastens hinter der hohen Rückwand der Blechschachtel zwei Bohrungen zur Aufnahme der beiden Polklemmen Z, wie dies aus den Abbildungen 2 und 3 zu ersehen ist. Als Polklemmen verwenden wir hierzu zwei Stück der Ausführung B nach Abbildung 4. Alsdann befestigen wir im Innern des Batteriekästchens mit Hilfe eines kräftigen Gummibandes eine Taschenlampenbatterie, wie uns dies die Abbildung 7 veranschaulicht. An den beiden Kontaktfedern der Batterie befestigen wir je eine Polklemme der Ausführung A nach Abbildung 4. Von einer der Klemmen führt ein Draht nach der einen Polklemme Z, um hier nach Beilegung einer Unterlegscheibe unter die Befestigungschraube geklemmt zu werden. An die zweite Klemme der Batterie B wird die eine Ader der nach dem Birnenschalter führenden Klingellitze angeschlossen, während die andere Ader der Klingellitze an die zweite Klemme Z angeschlossen wird. Am Ende der etwa 5 Meter langen Klingellitze wird ein einfacher Birnenschalter befestigt, wie er für Klingelanlagen allgemein Verwendung findet. Um die an den Polklemmen befestigten Enden der Litze vor Zugbeanspruchung zu schützen, klemmen wir sie, bevor sie durch die Bohrung aus dem Batteriekästchen führt, noch durch eine mit zwei Schrauben befestigte Holzleiste L am Boden des Batteriekastens fest, wie dies aus Abbildung 7 zu ersehen ist. Um dem Apparat ein schöneres Aussehen zu geben, können wir die Holzteile [illegible] brauner Beize streichen. Ist alles so weit montiert, [illegible] der Batteriekasten auf der Grundplatte be[illegible] Apparat in Betrieb genommen werden.

Zu [illegible] wird ein in Abbildung 8 dargestellter Zünddraht, [illegible] besseren Photohandlung als „Tele"- oder „Esde [illegible]der zu haben ist, mit seinen beiden an den Enden blank gemachten Drähten in die Polklemmen Z geklemmt und das die Zündmasse tragende Ende durch die Bohrung in die Pulverpfanne geführt. Auf d n Zünder streuen wir dann eine der zu machenden Aufnahme entsprechende Menge Blitzlichtpulver. Der Apparat wird wie jede andere Blitzlichtlampe aufgestellt und im gegebenen Augenblick durch Betätigung des Birnenschalters in Betrieb gesetzt. Wenn keine Photohandlung am Ort selber ist, können die Ersatzzünder durch die Firma Edmund Schiffel, Dresden-A., Holbeinstraße 71, bezogen werden.



Der Schimpanse Jimmy des Londoner Zoo bürstet seinen Gefährten Boo-Boo aus / Phot. Schirner, Berlin.

Der alte Blücher und das Rauchverbot

Als der Feldmarschall Blücher Stadtkommandant von Berlin war, erließ er ein strenges Verbot, daß keine Militärperson auf der Straße rauchen dürfe. Den Zivilisten war es sowieso verboten.

Nun ereignete es sich aber, daß er selber einst von zu Hause fortging und die geliebte brennende Tabakpfeife im Mund behielt. Es kam, wie es nach seinen eigenen Anordnungen kommen mußte. Der nächste Posten, ein Rekrut, hielt ihn an und beschlagnahmte die Pfeife.

„Esel, ich bin der Feldmarschall selber!"

„Und wenn Sie Majestät selber wären, ick tue man bloß meine Pflicht."

Es half nichts, der Posten behielt das Korpus Delikti. Blücher war zuerst wütend, dann aber mußte er doch lachen. Am andern Tag sandte er dem Rekruten zwei Taler, weil er pflichtgetreu gehandelt habe.

Füllrätsel

M	E					
	M	E				
		M	E			
			M	E		
				M	E	
					M	E

Die Buchstaben AAA CC DD EEEEE H III KK LLL NN RRR SS T Z sind so in die leeren Felder einzufügen, daß sich Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Heilmittel, 2. Erdteil, 3. Griechische Göttin, 4. Männername, 5. Möbelstück, 6. Werbemittel.

Auflösung der Rätsel von Seite 256:

Des Bilderrätsels: Man lese zuerst die Buchstaben an den Strahlen mit Stern, dann an den Strahlen ohne Stern und schließlich die übrigen; es ergibt sich „Fröhliche Weihnachten". — Des Silbenrätsels: 1. Edelstein, 2. Sonnabend, 3. Irtysch, 4. Sessel, 5. Teppich, 6. Ehrenwort, 7. Iduna, 8. Nenner, 9. Regensburg, 10. Oberkellner, 11. Senne. — Es ist ein' Ros' entsprungen.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

An ein und demselben Tage gab es in allen Städten Amerikas, Europas, Asiens, Afrikas und Australiens eine Sensation: riesige Anzeigen in allen Zeitungen, gewaltige Reklameplakate auf allen Plätzen, Männer, die große Papptafeln mit bunten Bildern durch die Straßen trugen: „Isabela, die neuerstandene Stadt auf den Drusenkopfinseln, ist aller Welt geöffnet!" — „Das größte Sportfest der Welt in Isabela, der Hauptstadt von Santa Scientia!" — „Die Stadt der Wissenschaft und die Heimat der Gelehrten lädt ein!" — „Die Meisterschaften aller Welt werden ausgetragen auf der Olympiade in Santa Scientia!" — „Santa Scientia, die Stadt der Zukunft!" Jedes Plakat war mit phantastischen Bildern geschmückt. Da sah man gewaltige Wolkenkratzer aus Glas, Türme, die Märchenlicht in alle Welt ausstrahlten, wilde Wüstenlandschaften mit gigantischen Leguanen und daneben ein elektrisches Kraftwerk, feenhaft erleuchtete Grotten mit weißglitzernden Stalaktiten und darin spiegelklares Wasser, in dem sich Schwimmer tummelten, seltsam geformte Bahnen, die durch die Wüste dahinrasten, fliegende Autos und rollende Straßen, Kinobilder, eine Wüste zeigend, die sich vor den Augen der Zuschauer mit üppigen Palmenhainen bedeckten, eine Stadt, die sichtbar aus der Wüste hervorwuchs.

Dies alles war Santa Scientia. War es ein Wunder, ein Riesenschwindel? Die ganze Welt sprach von nichts anderm, und gleichzeitig erhielten alle Sportvereine der ganzen Erde Einladungen. „Die gewaltigsten Sportfeste seit Nero!" — „Eine Arena, in der hundert Autos gleichzeitig nebeneinander starten!" — „Der größte Fußballwettstreit!" — „Flugkonkurrenz!" — „Sport der Zukunft!" — „Fliegende Menschen und Autos!"

Von allen Seiten wurde in Puitu angefragt, und stets lautete die Antwort: „Wir wissen zwar auch noch nichts Näheres, gehen aber selber nach Isabela."

An ein und demselben Tage gab es in allen Städten Amerikas, Europas, Asiens, Afrikas und Australiens eine Reklamesensation.

Es war eine Reklame, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Depeschen flogen über das Meer, Postbeamte sandten sie kopfschüttelnd ab und erhielten nach wenigen Stunden die Antwort. —

Der Völkerbund tagt in Genf. Ein Mann ist da, den niemand kennt, ein einfacher „Herr Möller", der Gesandte von Santa Scientia.

„Santa Scientia ist die Hochburg des Weltfriedens. Es ist unbesiegbar und der Welt um Hunderte von Jahren voraus; es will keinen Krieg, sondern wird stets den unterstützen, der unverschuldet leidet."

„Wo liegt Santa Scientia?"

„Im Drusenkopfarchipel."

„Es gehört also zu Puitu?"

„Nein, es ist ein selbständiger Staat." —

Folgende Notiz erscheint in allen Zeitungen der Erde: „Der Völkerbund hat beschlossen, eine Kommission nach Santa Scientia zu entsenden. Die Sportvereine in London, Berlin, Paris, Brüssel, Rom, Kalkutta, Bombay, Neuyork, Chikago, San Franzisko, Tokio, Sydney, Hongkong, Madrid, Lissabon, Kapstadt haben sich entschlossen, offiziell an den Festen in Santa Isabela teilzunehmen. Die Autofabriken der ganzen Welt arbeiten fieberhaft."

Nach acht Tagen sah man wieder neue Plakate und Anzeigen. „Vierzigtausend Gäste angemeldet. Wer kommt noch nach Isabela?"

Wieder acht Tage später hieß es: „Sechzigtausend Gäste gemeldet. Auf nach Isabela!"

Was mußte das für eine Stadt sein! Sechzigtausend Gäste! Waren diese in der Tat Gäste des Landes? Welche Stadt konnte sechzigtausend Gäste beherbergen, wenn sie nicht groß war und mächtig? Überall sah man bedenkliche Gesichter. Was ist das für ein unglaublicher Bluff?

Neue Nachrichten kamen. „Hunderttausend Gäste. Die Listen geschlossen. Alle Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der Hapag, der Woermannlinie, der englischen, amerikanischen,

japanischen Gesellschaften für gewaltige Summen gemietet. Für vierzehn Tage oder, je nach der Entfernung, noch länger ruht aller Weltverkehr. Alle Dampfer fahren nach Isabela, das heißt nur solche, die Fahrgäste Erster Klasse befördern. Hunderttausend Personen aus aller Welt sollen an ein und demselben Tage eintreffen. Eine Million Besucher hat sich gemeldet, davon wurden hunderttausend zugelassen, hervorragende Männer und Frauen aus allen Kreisen, aber nur wirklich ‚Prominente', nur Menschen, die den Beweis eigenen Könnens erbracht haben, Politiker, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker und auch besonders tüchtige Arbeiter. In den Hafenstädten herrscht ein großes Gedränge. Jeder, der seine Einladungskarte erhielt, hat freien Aufenthalt in einem ersten Hotel mit freier Schiffskarte. Isabela ist das einzige Gespräch auf der ganzen Erde. Genau sind die Abfahrtzeiten angegeben. Eine besondere, sehr elegante Jacht nimmt die Vertreter des Genfer Völkerbundes und die europäischen Diplomaten auf. Für Wochen hat der Name Isabela alle andern Interessen in der Welt verdrängt."

Natürlich waren auch in San Franzisko die merkwürdigen Plakate von Santa Scientia überall erschienen, und hier besonders hatte sich der Bevölkerung geradezu eine allgemeine Unruhe bemächtigt. Wie war es möglich, daß auf den wüsten Drusenkopfinseln, also doch schließlich gar nicht so weit von Kalifornien entfernt, ein derartiges Sportunternehmen sich hatte auftun können, ohne daß man etwas davon bemerkt hatte? Und warum hieß der Ort gerade Santa Scientia? Was hatte denn schließlich der Sport mit der „heiligen Wissenschaft" zu tun?

Die Dampfer änderten ihre Kurse und wollten die Drusenkopfinseln anfahren. Sobald sie aber in deren Nähe kamen, ging es ihnen genau wie den Luftschiffen, die derartige Versuche machten: sie wurden einfach durch Fernsteuerung abgelenkt. Ihre Steuerapparate versagten den Dienst. Es war jetzt, als sei die Insel ein umgekehrter Magnetberg, der jeden abstieß, der sich ihm nähern wollte.

Wieder andere Plakate erschienen und wurden besonders in allen Westhäfen von Nord-, Mittel- und Südamerika verteilt. „Es wird dringend vor jedem Versuch gewarnt, Santa Scientia und die Stadt Isabela zu betreten, ehe der Tag unserer Feier gekommen ist. Eine Landung vorher wird niemand gestattet."

Je mehr alles dies die Gedanken erregte, die ganze Sache mit einem Geheimnis umgab, desto neugieriger wurde man, obgleich die meisten noch immer überzeugt waren, daß sich die ganze Olympiade der Drusenkopfinseln im letzten Augenblick als ein großer Ulk herausstellen würde. Nur drei Menschen gab es in Frisko, die anderer Meinung waren: Don João Ferreira, der als Don Miguel Almeida ein unglaublich waghalsiger Rennfahrer auf den Autobahnen war, Mac Gonnor, nun Mac Iversen genannt, und Serão Argonza, in den sich Christobal verwandelt hatte. Freilich waren diese beiden von Stufe zu Stufe heruntergekommen und lebten als berüchtigte Gauner und Falschspieler in den Hafenschenken.

Immerhin hatte Don João noch etwas von dem früheren Schliff behalten, und sein ehrgeiziges Hirn gab noch immer den Plan nicht auf, nach Puitu zurückzukehren und dort oder sonst irgendwo eine Rolle zu spielen. Deshalb gab er auch die Verbindung mit den beiden verkommenen Genossen nicht völlig auf. Bei einem Pronunciamento war schließlich jedes mutige Messer willkommen.

Am Abend, nachdem die erste Hochflut des Staunens ob der Plakate aus Santa Scientia über Frisko hereingebrochen war, traf João die beiden. „Habt ihr gelesen?"

Christobal zuckte die Achseln. „Was schert uns das? Nun ist doch alles zu spät."

„Oder auch nicht."

Sie gingen am Strande entlang, waren außerhalb der Stadt und unweit der Felsen, von denen das Cliffhouse mit seinen hellen Fenstern herabgrüßte.

João hatte sich schon mehrfach umgesehen, bis Mac Gonnor fragte: „Was ist denn los? Du siehst wohl Gespenster?"

„Mir ist, als schleiche ein Mensch hinter uns her."

„Wir sind ganz allein."

„Nicht so ganz, meine Herren."

Die drei fuhren zusammen, denn plötzlich stand neben ihnen ein Mensch. Dieser war so überraschend aus den Klippen aufgetaucht, daß sie zusammenzuckten.

„Guten Abend, Señores."

„Sam?"

„Ich bin es natürlich."

„Wie kommen Sie nach Frisko?"

„Über das Wasser."

„Sie sind schon lange hier?"

„Seit gestern. Ich bin natürlich als ‚Blinder' gefahren. War gar nicht leicht, acht Stunden unter dem Bauch eines Zeppelins, nur zwischen einigen Tauen schwebend, über den Ozean zu fahren."

„Was suchen Sie hier?"

„Sie, Señores."

„Was gibt es Neues?"

„Es ist Zeit."

„Für uns?"

„Wenn Sie noch Mut haben. Gestern hoffte ich es, heute weiß ich es."

„Bei dem sogenannten Sportfest?"

„Ganz Isabela ist im Taumel."

„Und jetzt?"

„Nicht jetzt, aber beim Fest. Don João, ich habe Sie gestern bei dem großen Autorennen gesehen. Ich habe einen Plan."

„Erzählen Sie mir das nicht hier! Wir fahren in meine Wohnung."

Die vier saßen zusammen, und Sam entwickelte seinen Plan. „Ich habe scharfe Augen. Ich habe auch Ihre

Briefe erhalten, aber ich wollte nicht ſchreiben. In dem großen Trubel wird Sie niemand erkennen. Hier habe ich, was wir brauchen. Es ſind vier Einladungskarten nach Santa Scientia, die ich mit den Schiffskarten geſtohlen habe. Sie gelten für vier verſchiedene Dampfer, von denen einer in Friſko, einer in Panama, einer in Lima und einer in Los Angeles ſtartet. Sie haben nichts zu tun, als zur rechten Zeit an den Abfahrtſtellen der Dampfer zu ſein."

„Gut, ſo kommen wir nach Iſabela. Aber was ſollen wir dort?"

„Ich weiß es, ſeit ich Sie beim Rennen ſah. Dieſer Bob White, der jetzt faſt allmächtig in Iſabela iſt, ſtartet bei dem Autorennen. Er iſt freilich ein vorzüglicher Fahrer, Sie aber ſind beſſer und kühner, und ich weiß, daß auch Miſter Mac Gonnor und Don Chriſtobal glänzende Fahrer ſind und ihre Kunſt wohl nicht verlernt haben. Außerdem ſind noch drei Wochen Zeit zum Trainieren."

„Aber was nützt das?"

„Sie alle drei beteiligen ſich an dem Autorennen. Sie loſen — einer von ihnen fährt das Auto Bob Whites an. Allerdings opfert er vielleicht ſein Leben dabei, aber Bob muß vernichtet werden."

„Was nützt es, wenn Bob White getötet wird?"

„Ein gewaltiger Lärm wird entſtehen. Leicht iſt es, in der Verwirrung Cook niederzuſtechen. Bob White trägt immer den Schlüſſel zum Schatzgewölbe bei ſich, er wird ihn auch in der Stunde des Rennens nicht von ſich laſſen. Don Chriſtobal und Mac Gonnor ſtürzen zur Unglückſtelle — ich meine, für den Fall, daß Don João fährt, ſonſt eben die beiden Unbeteiligten. Leicht iſt es, als erſte am Platz zu ſein, denn nur dieſe beiden wiſſen ja, was geſchehen wird. Während ich Cook abtue, nehmen jene beiden Bob den Schlüſſel, ſchreien nach Ärzten, verlaufen ſich in der Menge und rennen zum Schatzgewölbe. Ich weiß das Kennwort, habe es erlauſcht. Natürlich bin auch ich da, und während in der Erregung über den Unfall, in der allgemeinen Verwirrung natürlich niemand auf uns oder den Schatz achtet, rauben wir, was wir können, ſtopfen uns die Taſchen voll Edelſteine und Gold, nehmen das Bargeld, das dort verwahrt wird und große Summen umfaßt, und packen unſere Koffer voll. Dann kehren wir ruhig in unſere Wohnung zurück und warten ab, was geſchieht. Selbſt wenn einer von Ihnen — ich meine der, der Bob White anfährt — verunglücken ſollte, faßt ſelbſtverſtändlich niemand gegen Sie Verdacht, da kein Menſch ahnt, daß Sie drei zuſammengehören, zumal Sie ſich natürlich in Iſabela einander nicht nähern dürfen. Die Spiele werden wahrſcheinlich abgebrochen, die Fremden reiſen ab. Je ruhiger Sie ſich verhalten, umſo unverdächtiger können auch Sie reiſen. Zollkontrolle beſteht nicht, alſo unterſucht niemand Ihr Gepäck, und wenn wir klug ſind, können wir Millionen erbeuten. Ja, wir können vielleicht nochmals zurückkehren. Das Neſt iſt zerſtört, denn in Wirklichkeit ſind ja die andern nur Gelehrte, und Cook und White ſind die Seele des Ganzen. Ich ſelbſt verſchwinde und komme zu Ihnen. Ich werde Sie ſchon finden, wie ich Sie auch diesmal gefunden habe."

Don João ſah auf. „Der Plan iſt nicht ſchlecht."

Mac Gonnor ſchüttelte den Kopf. „Ich habe ſeit Monaten kein Auto gelenkt."

Chriſtobal beſtätigte dies von ſich ebenfalls. „Ich glaube nicht, daß ich geſchickt genug wäre."

João lächelte verächtlich. „Wir brauchen nicht zu loſen — ich fahre. Ich denke ein beſſerer Lenker zu ſein als dieſer Bob White. Ich werde ihn ſo anfahren, daß ſein Wagen aus der Bahn geſchleudert wird, ohne daß mir etwas geſchieht. Es ſoll den Anſchein haben, als hätte ich nur durch irgend einen Defekt die Herrſchaft über mein Auto verloren. Ich habe hier die Meiſterſchaft von Kalifornien gewonnen und fürchte mich nicht vor Bob White."

Sam nickte lebhaft. „Das habe ich gewußt."

João fuhr fort: „Ich wage mein Leben, ihr habt nur zu ſtehlen. Das werdet ihr ja wohl können."

„Señor!"

Die beiden fuhren auf, aber er winkte ab. „Ich brauche euch nicht. Fünf Teile für mich, zwei für Sam, für jeden von euch anderthalb."

„Das iſt ..."

„Das iſt gerecht. Ich wage das meiſte, Sam bringt den Plan. Wenn Sie nicht wollen — Geſindel wie Sie finde ich, wo ich will."

Chriſtobal ſtieß Mac Gonnor an. „Schließlich wagen wir wenig."

„Es iſt viel zu gewinnen."

„Ich mache mit."

„Madre de Dios, es iſt Gaunerei, aber — ich bin bereit."

João ſah, wie die beiden Blicke wechſelten, aber Sam nickte ihm zu. „Ich habe ſie in der Hand."

„Gut alſo, es ſei!" —

In derſelben Nacht noch reiſte Chriſtobal nach Lima, Mac Gonnor nach Los Angeles, Sam nach Panama, und es wurde beſchloſſen, daß João ganz öffentlich als der kaliforniſche Meiſterfahrer Almeida an der Olympiade teilnehmen ſollte. —

In Iſabela nahm die fieberhafte Erregung von Tag zu Tag zu. Elſa Dorn ging mit einem ſtolzzufriedenen Lächeln umher. Sie war ja eigentlich die Urheberin all dieſes neuartigen Lebens.

Die Ingenieure arbeiteten überall. Freilich, die vielen neuangekommenen Perſonen, die Köche, Kellner und Muſiker, waren etwas enttäuſcht. Wenn ſie ſich die Vorbereitungen anſehen wollten, fanden ſie alle Arenen ſchon in weitem Umkreiſe durch Drahtgitter abgegrenzt, an denen überall Warnungen angebracht waren: „Achtung! Starkſtrom!"

Sie hatten auch wenig Zeit, denn beſonders die Köche mußten völlig umlernen, waren dann aber begeiſtert über die Küchen. Auch ihnen wurde die eigentliche Arbeit aus der Hand genommen. Da waren die ſelt-

samsten Einrichtungen und Apparate: Wasser, das ganz automatisch in Kessel floß; Kessel, die sich selbst auf die Kochplatte schoben; Strom, der sich abstellte, sobald er das Wasser zum Sieden gebracht hatte; Kakao, der gleichfalls ohne menschliche Hilfe zu bestimmter Zeit mit der bestimmten Menge Zucker in das Wasser floß; Rührlöffel, die sich in die Flüssigkeit senkten und sie umrührten, u. a. m. Alle die Speisen, bei denen es kein Kosten und Abschmecken gab, sondern die einfach nach feststehenden Rezepten bereitet wurden, kochten und mischten sich ganz allein. Ebenso waren Maschinen da, auf denen die Brote, die natürlich automatisch geteigt und gebacken wurden, auf Bändern sich heranschoben, in Scheiben geschnitten wurden und weiterrollten, bis andere Apparate sie mit Butter bestrichen und wieder andere den gleichfalls automatisch geschnittenen Belag daraufl egten. Da gab es ferner Gleitbänder, die je nach dem Knopfdruck bestimmte Weinflaschen aus den Kellern holten, entkorkten und in die Kühler schoben. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß so wenig Köche für hunderttausend Menschen hätten alle Mahlzeiten herrichten können! Gleitbänder trugen die Speisen auch zu den langen Tafeln und ersetzten die Mehrzahl der Kellner.

Inzwischen waren auch die bisherigen Bewohner von Isabela, die außer ihrer wissenschaftlichen Betätigung immer sehr viel Sport getrieben hatten, eingeteilt und den verschiedenen Preisbewerbungen zugeteilt worden. Bob White nahm an dem Autorennen teil. Er war fast den ganzen Tag auf der großen Arena und trainierte auf dem Wagen, den Vetter und Grotefendt nach einem kühnen Gedanken Mister Cooks hergestellt hatte. Die jungen Hilfsingenieure spielten Fußball, turnten und bildeten eine Männerschwimmgruppe. Elsa Dorn trainierte die sechs andern jungen Frauen für die Frauenabteilung.

Seltsam war es, daß bei jeder dieser Sportarten immer entweder Vetter oder van Rhyn oder ein anderer der jüngeren Elektriker dabei waren, höchst feine und wunderbare Apparate ausprobierten, immer wieder änderten und verbesserten, als gäbe es hier große und schwere erfinderische Probleme zu lösen.

Je näher das Fest kam, desto zufriedener wurden alle Gesichter. Es mußten nun auch die intelligentesten der Chinesen heran, um zunächst die handwerklichen Betriebe vorführen zu können. Sie gewöhnten sich nun schon daran, ihre Arbeit nach der Musik einzurichten. Ein „Vorarbeiter" saß über den Druckknöpfen und übte sich darauf ein, zu jeder Arbeit das Musikstück im Lautsprecher nach dem geeigneten Takt auszuwählen. Es war staunenswert, wie diese Musik sogar auf die Chinesen mit ihrer orientalischen Ruhe wirkte.

Möller war inzwischen nach Frisko zurückgekehrt. Doktor Schlüter hatte eine richtige Polizeischule eingerichtet und übte fünfzig Chinesen als Schutzwache ein. Mister Cook aber war das verkörperte Gehirn des Ganzen; er eilte von einem Ort zum andern, sah, was fehlte, schickte unermüdlich seine Telegramme nach Frisko, und in den Büros von Smith & Co. war Hochbetrieb, bis dann endlich der letzte Abend kam.

Fertig! Ein Rundgang fand statt. Die sechs neuangekommenen Herren, jetzt schon vollkommen zu begeisterten Anhängern geworden, die früheren Gründer von Santa Scientia, die Frauen, unter denen natürlich auch Elsa Dorn nicht fehlte, hatten überall gewissermaßen Generalprobe gehalten und gingen jetzt im Vorgefühl ihres Sieges durch die Dachgärten. Diese waren inzwischen ein gewaltiger Park geworden, ein Park hoch in der Luft, in dem unter Palmen, zwischen blühenden Orchideen und andern Tropenpflanzen Bäche rieselten, die die Pumpwerke heraufschafften. Aus den Palmenhainen erhoben sich überall die Glashallen der obersten Erholungsräume, die hier wie Pavillone auf ebener Erde aussahen und in Wirklichkeit elfte Stockwerke waren.

Überwältigend sahen die Kreuzungen aus, an denen zierliche Brücken die Straßen überspannten. Besonders der große Platz vor dem Zentralgebäude war über alle Maßen schön.

Man sah an den Glasfronten der Häuserreihen hinab. Eine Straßenbeleuchtung wäre unnütz gewesen, denn überall schimmerte ja aus dem Zwischenraum, der sich zwischen den doppelten Fenstern befand, das Licht hindurch, das gleiche Helligkeit nach innen und außen verbreitete. Die bunten Fenster, die je nach der in den Räumen zu leistenden Arbeit gefärbt waren, hatte man derart angeordnet, daß sich eine wundervolle Farbensymphonie ergab.

Von den Dachgärten stürzten die Bäche über gläserne, gleichfalls buntbeleuchtete Kaskaden in zauberhaften Wasserfällen hernieder, sammelten sich unten wieder in Becken und Bächen, und die verdunstende Feuchtigkeit und

Ueberschreiten eines Baches auf Skiern / Phot. M. Uhlig

I.

II.

gleichzeitig der immer wieder der Luft zugeführte Ozonstrom gaben dieser Nacht, die wenige Kilometer entfernt, auf den nächsten Inseln, zu dieser Zeit der höchsten Glut unerträglich war, eine labende Frische.

Als die Herren ihren Rundgang beendet hatten, sagte Mister Cook mit befriedigtem Lächeln: „Wir sind bereit. Jetzt mögen unsere Gäste kommen!“ (Fortsetzung folgt)

III.

Ueberschreiten eines Baches auf Skiern

Beim Schneeschuhlaufen macht dem Anfänger das Überschreiten eines Baches gewisse Schwierigkeiten. Gerade Jungen, die ohne Schneeschuhe jeden Graben schneidig überspringen, versuchen es erfahrungsgemäß auch beim Skilauf zunächst mit einem frischen Anlauf und kecken Sprung. Sie haben Glück, wenn sie den Versuch nicht mit einem Skispitzenbruch bezahlen müssen. Mindestens erleben sie dabei einen längeren unfreiwilligen Aufenthalt in dem Bachgrund, aus dem sie sich nur mit großer Mühe wieder herausarbeiten.

Der Sprung mit den Schneeschuhen über einen Bach oder Graben erfordert eine ziemliche Fertigkeit im Skilauf, die man nur durch viel Übung erwirbt. Im ebenen Gelände ist ein Skisprung über ein Hindernis überhaupt nicht ausführbar.

Alle Schwierigkeiten für den Anfänger fallen weg, wenn man folgende Technik beim Überwinden eines Bachlaufs anwendet. Man stellt zunächst die Schneeschuhe nebeneinander und gleichlaufend zum Bachgrund, schafft sich dann mit dem dem Bach zunächst stehenden Stock einen festen Halt auf dem andern Ufer und verlegt das Körpergewicht auf diesen Stock und den am weitesten vom Bachgrund entfernten Schneeschuh (I). Alsdann wird der dem Bach am nächsten befindliche Schneeschuh mit einem Ruck angehoben und am andern Bachufer so weit seitwärts wie möglich in derselben Stellung wie bisher aufgesetzt (II). Das Körpergewicht ruht nun gleichmäßig wieder auf beiden Beinen. Jetzt stemmt man den noch auf dem jenseitigen Ufer befindlichen Stock fest ein, legt das Körpergewicht auf diesen Stock und den diesseitigen Schneeschuh und hebt den zurückgebliebenen Ski ruckartig an (III). Endlich wird er gleichlaufend mit dem andern Ski diesseits niedergesetzt (IV).

Nun kann die Fahrt weitergehen. Ist es unmöglich, den Bach in einem einzigen Spreizschritt zu überwinden, dann wird das Verfahren eben in der beschriebenen Weise so oft wiederholt, wie es nötig ist.

IV.

Merksätze für die kalte Jahreszeit

1. Verlasse nicht mit nüchternem Magen das Haus, sondern trinke und iß zum ersten Frühstück.
2. Gehe nicht sogleich nach dem Waschen an die Luft, damit du nicht eine spröde Haut bekommst.
3. Achte auf trockene Schuhe und Strümpfe. Wechsle beide, sobald sie naß oder feucht sind.
4. Gehe nach einem warmen Bad nicht sogleich ins Freie. Härte Gesicht, Hals, Arme und Nacken durch kalte Nachspülungen ab, falls du nach dem Baden keine kühle Dusche genommen hast.
5. Vermeide es, sobald du erhitzt bist, das Zimmer zu verlassen; der schroffe Temperaturwechsel führt oft eine Erkältung herbei.
6. Stelle dich nicht mit durchkälteten Gliedern sogleich an den heißen Ofen. Dies hat meist das unangenehme Kribbeln der Fingerspitzen zur Folge. Man tut besser, die Hände für eine Minute unter die laufende Wasserleitung zu halten. Man wird, schon während man die Hände abtrocknet, ein warmes Gefühl verspüren.
7. Denke nicht, daß du dich warm hältst, wenn du den ganzen Tag über warme Getränke zu dir nimmst. Sobald diese im Körper abkühlen, wirst du wieder frieren. Es ist besser, sich am Tage recht oft Bewegung im Freien zu machen. Wenn die Lungen mit reiner Luft gefüllt sind, wird man im ganzen Körper ein warmes Gefühl verspüren. Dies gilt hauptsächlich für solche Personen, die viel im Zimmer sitzen.
8. Glaube nicht, daß die Wärme im Zimmer aufgespeichert wird, wenn du das Fenster nicht öffnest. Reine Luft erwärmt sich viel schneller; darum lasse während des Tages mehrmals für einige Minuten frische Luft in den geheizten Raum.
9. Öffne auch das Fenster, sobald sich Kohlengase durch den Ofen verbreiten. Sie schaden der Lunge sehr.
10. Schlafe nur dann im geheizten Schlafzimmer, wenn es sehr kalt oder der Raum feucht ist. Es soll jedoch nicht erst kurz vor dem Schlafengehen, sondern zeitig am Nachmittag geheizt werden. Öffne täglich längere Zeit die Fenster.
11. Lege den Mantel ab, wenn du dich länger im Zimmer aufzuhalten gedenkst.
12. Halte den Körper warm durch eine wärmere Kleidung, als

du sie im Sommer trägst. Es ist besonders zu empfehlen, die Kniegelenke warm zu halten.

13. Gehe auch an kalten Tagen regelmäßig an die Luft; das lange Stubenhocken schadet der Gesundheit mehr als die Kälte.
14. Denke nicht, daß du im Winter morgens länger schlafen mußt. Stehe wie immer früh auf und gehe dafür abends lieber ein Stündchen eher zu Bett.

Winterkälte und Ewiger Schnee

Von Ernst Entreß / Schluß

Man hat das Gebiet um Werchojansk wegen seiner auch für die hohe Breitenlage übermäßigen Winterkälte als Kältepol bezeichnet. Nach den Beobachtungen, die die Südpolarfahrer Shackleton, Scott, Amundsen und andere in der Antarktis zur dortigen Sommerzeit gemacht haben, und bei der bis über 3000 Meter betragenden Höhe der um den Südpol lagernden Landmassen ist ohne weiteres anzunehmen, daß der Südpol zugleich ein Kältepol ist. Ob auch der Nordpol? Darüber lassen sich vorerst nur Vermutungen aussprechen. Doch liegen von der berühmten Trift, die der Norweger Fridtjof Nansen, der in diesem Jahre die Fahrten des „Graf Zeppelin" in die Arktis leiten will, 1893/1896 mit der „Fram" durchführte, fortlaufende Beobachtungen auch im Winter vor. Auf dem 79. und 80. Breitegrad herrschte im Januar 1894 eine Mitteltemperatur von — 40 Grad; noch im März 1894 bemerkt Nansen bei einer Schneeschuhfahrt, die er von der „Fram" aus bei — 51 Grad unternahm: „Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich, daß ich an den Schenkeln fror." Er hatte nämlich vergessen, seine Windhosen anzulegen. Auf dem nördlichsten von ihm auf seiner Schlittenreise im April 1896 erreichten Punkte unter 86 Grad 13 Minuten las er an seinem Thermometer — 34 Grad ab. Im September 1888 hat derselbe kühne Forscher bei seiner Durchquerung des Inlandeises von Grönland auf Schneeschuhen in 2000 Meter Höhe Nächte erlebt, in denen sein nur bis — 30 Grad reichendes Thermometer völlig versagte. Wir haben also auch hier ein Kältezentrum, das sich von dem ostsibirischen an Stärke vielleicht nur insofern unterscheidet, als in seinem Innern auch die Julitemperaturen unter dem Gefrierpunkt des Wassers bleiben. Sämtliche Niederschläge erfolgen in Form von Schnee, der, zu körnigem Eis zusammengepreßt, in einer Mächtigkeit von über 1000 Meter als Inlandeis das Plateau von Grönland bedeckt.

Wir sehen aus dem bisher Angeführten, daß von einer regelmäßigen Abnahme der Wärme vom Äquator nach den beiden Polen hin nicht die Rede sein kann, daß vielmehr die Wärmeverteilung von den Strömungen in den Ozeanen, der Lage und Ausdehnung der Festländer und von den Winden weitgehend beeinflußt wird.

Wir können diese Abweichungen von den sogenannten mathematischen Klimazonen wie folgt zusammenfassen: In höheren Breiten sind die Westküsten wärmer als die Ostküsten, und die mittlere Jahrestemperatur auf der See ist höher als auf dem Lande; in niederen Breiten sind die Westküsten kälter als die

Der Muirgletscher an der Westküste von Alaska, einer der größten Nordamerikas, mit täglichen Eisstürzen, die an Masse jener der großen ägyptischen Pyramiden gleichen und die Glacier-Bay mit Eisbergen füllen / Phot. D. A. Shufeldt.

Oſtküſten, die mittlere Jahreswärme auf dem Lande iſt höher als auf der See.

Ähnliche Unregelmäßigkeiten zeigen ſich auch in der Abnahme der Wärme in vertikaler Richtung, die im Mittel auf je 100 Meter 0,5 Grad beträgt, und in der Lage der Schneelinie, das heißt der Höhenlinie, oberhalb deren die Niederſchläge in der Hauptſache als Schnee erfolgen, der auch in der warmen Jahreszeit nicht ganz wegſchmilzt. So liegt zum Beiſpiel in den Anden unter dem Äquator bei einer Jahrestemperatur von 25 Grad in Meereshöhe die Grenze des Ewigen Schnees in 5000 Meter Höhe, ſie ſteigt aber ſüdlich davon unter dem 17. Breitegrad auf 6000 Meter; am Südhang der Alpen liegt ſie bei 2700 bis 3000 Meter, an ihrem Nordhang bei 2500 Meter, im nördlichen Himalaja bei 5300 Meter, an deſſen Südhang bei 4960 Meter, in Spitzbergen bei 450 Meter. Im Mittelmeergebiet reicht nur die ſpaniſche Sierra Nevada, wie ihr Name ſchon ſagt, über die Schneegrenze hinaus; doch trägt auch der 3300 Meter hohe Ätna verkappten Ewigen Schnee, mit dem noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ganz Sizilien und Malta im Sommer zur Kühlung der Getränke verſorgt wurden. Der dort im Frühjahr hoch an den Hängen des Berges in natürlichen Lavagruben zuſammengeſchaufelte und mit Lavabrocken zugedeckte Schnee wird im Juli und Auguſt mit Maultierkarawanen in Säcken zu Tal gebracht und weithin verſandt. Die ſchwarzen Körnchen vulkaniſchen Urſprungs, die bei dieſer Eiswaſſerbereitung im Glaſe zurückblieben, muteten zunächſt nicht ſehr hygieniſch an, waren aber ſicher harmloſer als das einſt bei uns vor Einführung der Kältemaſchinen verwendete Natureis aus unſern Flüſſen und Weihern. Für den Erzbiſchof von Catania, der das Monopol auf dieſe Schneegewinnung hatte, bildete es ſicher eine nicht zu verachtende Einnahmequelle.

Oft mehrere hundert Meter tiefer als die Schneelinie liegen natürlich die Gletſcherzungen, die unterſten Enden der Eisſtröme, in denen die in der Firnregion angeſammelten Schneemaſſen als plaſtiſches Eis langſam talab fließen. In den arktiſchen Regionen, wo das Eis als Inlandeis die größten Flächen bedeckt — in der Antarktis 13 Millionen, in der Arktis 2 Millionen, in den Alpen 3800 Quadratkilometer — erreichen die Gletſcher, ohne abzuſchmelzen, das Meer, in dem ſie infolge des Auftriebs, den das ſpezifiſch leichtere Eis erleidet, in einzelne Schollen zerberſten, die nun, in ein Sechſtel bis ein Siebentel ihrer Höhe — oft über 100 Meter hoch — aus dem Waſſer aufragend, als die von der Schiffahrt ſo gefürchteten Eisberge in den Ozean hinaustreiben. Die Eisberge des weſtlichen Nordatlantiks ſtammen zumeiſt von der Oſtküſte Grönlands und treiben, bis ſie im warmen Golfſtrom zuſammenſchmelzen, im Frühſommer bis in die Höhe des 40. Breitegrads. In der Antarktis umzieht das langſam gegen die Küſte abgleitende Inlandeis das Land

Großer Eisberg ſüdlich von Neufundland. Manche Eisberge ſind mehrere Quadratkilometer groß, ſchmelzen auf ihrem Weg gegen Süden ab und verſchwinden gänzlich im warmen Golfſtrom / Phot. The Sphere.

als Schelfeis, das in der berüchtigten, stellenweise bis 60 Meter schroff aufragenden Eisbarriere gegen das Meer abbricht. Mit der Westwindtrift gelangen die oft eine Kistenform aufweisenden antarktischen Eisberge bis zum Kap Horn und zum Nadelkap. Schon so manches große oder kleinere Schiff ist ihnen zum Opfer gefallen.

Die Meute im Winterlager / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Am Abend sollten die Väter einiger Jungen ankommen. Sie wollten sich den Betrieb des Lagers einmal ansehen, auch selbst etwas Wintersport treiben und ein paar Tage bleiben. Die Jungen warteten mit Ungeduld, denn erstens haben Väter es bei solchen Gelegenheiten an sich, Schokoladepakete oder ähnliche gute Dinge mitzubringen, und zweitens wollte man ihnen doch brennend gerne zeigen, was man auf den Brettern schon alles konnte. So enttäuschte es die Meute sehr, als Pawel anordnete, daß nur der Wüstenscheich und Wilhelm ihn zur Bahn begleiten sollten.

Vier Herren waren es, die ankamen. Der Zug hatte Verspätung gehabt, eine halbe Stunde etwa, da wieder mächtig starker Schneefall eingesetzt hatte. Nun, umso besser würde man schneeschuhlaufen können.

Als die Gesellschaft auf halbem Wege vom Bahnhof zum Heim war, mitten im tiefsten Walde, da ertönte auf einmal eine klägliche Stimme aus dem Unterholz: „Seid ihr es, Pawel?“ Auf die Bejahung kamen dann fünf Jungen hervorgekrochen, die erst allmählich die gewohnte Lustigkeit wiedergewannen. Sie hatten nämlich nach Pawels Fortgang mit etwa zwanzig Mann einen Hinterhalt gelegt, um die Führer und die Väter zu überfallen. Mit Hallo wollten sie sich auf sie stürzen und sie als Gefangene heimführen. Sie meinten, es wäre doch ein zu schöner Triumph, wenn es gelänge, die Väter und die Führer zu überwältigen und als Gefangene in das Heim zu schleppen, wo man dann ein hohes Lösegeld erpressen wollte, um dafür Zeltbahnen anzuschaffen.

Schade, zu schade, daß der schöne Plan so jämmerlich mißglückte! Die Wegelagerer hatten nicht mit der Möglichkeit einer Zugverspätung gerechnet und auf dem einsamen Wege im Dunkeln fälschlich eine Gruppe fremder Herren, die zufällig des Weges kamen, angefallen. Die Verdutzten waren zuerst etwas erschrocken gewesen, hatten sich dann aber schnell gefaßt. Verflixt, was ist denn das für eine unbekannte Stimme, die da so furchtbar schimpft? hatte das Raubtier gedacht. Doch schon hatte der fremde Herr das Raubtier ergriffen und mit großer Sachkenntnis die Sitzfläche des Jungen bearbeitet, den er sich mit geübtem Griff übers Knie gelegt hatte. Ähnlich war es den andern Räubern ergangen, soweit sie nicht hatten entfliehen können, und es hatte lange gedauert, bis das Mißverständnis aufgeklärt war. Dann waren die fremden Herren, halb schimpfend, halb lachend, weitergezogen. Nur die fünf armen Strauchdiebe, die in die Hände der Überfallenen geraten waren, waren zurückgeblieben, hatten die von den übrigen im Stich gelassenen Wolldecken aufgesammelt und auf das Kommen der Richtigen gewartet. An einen Überfall zu denken, dazu war ihnen aber die Lust vergangen. Sie waren ordentlich ärgerlich, als sie nun obendrein noch tüchtig ausgelacht wurden.

Des Abends im Heim.

So verging die Zeit im Lager wie im Fluge. Die Schneeschuhe anschnallen und los, das war den Jungen das liebste; aber auch Rodeln und Schlittschuhlaufen machten viel Freude, ebenso die Abende im Heim bei Musik, Spiel und frohem Erzählen — alles, alles war wunderschön.

Schon waren die Väter wieder abgereist, weil sie leider keine Zeit mehr hatten, und auch die Jungen hatten nur noch wenige Tage Lager vor sich. Doch man kann auch in kurzer Zeit viel erleben, und die Meute war in dieser angenehmen Lage; es ist wirklich so, daß einige Menschen sozusagen ganz besonderes Glück haben, etwas zu erleben, während andern die Erlebnisse geradezu aus dem Wege zu gehen scheinen. Die Jungen der Meute gehörten zu ersteren.

Eines Tages waren ein paar Jüngere, alles Frischlinge, beim Schlittschuhlaufen auf dem kleinen See. Dieser Nachmittag war nämlich für jeden frei, jeder konnte ihn ausfüllen, wie er wollte, denn Pawel saß mit den Führern, Tribunen und Fähnrichen der Gruppe zusammen, um mit ihnen die kommende Gruppenarbeit des bald beginnenden neuen Jahres vorauszubesprechen. Da stürmte plötzlich Walter I. in das Zimmer und berichtete, daß die sieben oder acht Frischlinge von einem großen Haufen Straßenjungen verprügelt würden. Sie hatten ganz für sich Schlitt-

Start zum Schaufelrennen / Phot. Wide World.

schuh gelaufen, als ein großer Bengel, bestimmt absichtlich, mit Jürgen aus Hamburg Streit gesucht und eine Prügelei angefangen hatte. Jürgen aber, gewiß kein Schwächling oder Feigling, hatte den Angreifer geworfen. Da waren dessen Genossen, mehr als dreißig Mann, über Jürgen und die andern Frischlinge hergefallen. So kam Walter, um Hilfe zu holen.

Im Nu war das Beratungszimmer leer. Allen voran stürmte Cato. Als er vor dem Hause alle Rodelschlitten unbenutzt stehen sah, hatte er einen guten Einfall. Er griff sich einen Schlitten heraus, warf sich darauf und fegte los. Die übrigen Älteren folgten dem Beispiel. Pawel, Hans II., Günter, Erwin, Robert und der Wüstenscheich als die Kräftigsten nahmen den großen eisernen Sechserschlitten, die andern folgten auf kleineren Schlitten hinterdrein. Zwölf Mann waren es, die da als Entsatzarmee zu Tal jagten.

Cato fuhr mitten in den Haufen der raufluſtigen Straßenjungen hinein. Mit einem Blick übersah er, daß die Frischlinge alle schon am Boden lagen, über ihnen die Gegner. Einzig Jürgen wehrte sich noch stehend gegen ein halbes Dutzend Angreifer. Cato packte die Wut. Er griff sich den größten der Feinde und warf ihn aufs Eis. Aber auch ihm wäre es wohl schlecht gegangen, wäre nicht gleich darauf der große Schlitten angekommen. Die Rauferei aber sollte ein anderes Ende nehmen, als erwartet. Das Eis konnte nämlich die große Belastung durch fünfzig Jungen, die sich alle auf enger Fläche bewegten, nicht mehr aushalten. Ein warnendes Knistern, ein lautes Krachen, dann lagen Freund und Feind, alles, was kämpfte, im kalten Wasser, das hier glücklicherweise kaum ein Meter tief war.

Für einen unbeteiligten Zuschauer muß es lustig anzusehen gewesen sein, wie die kalte Nässe den feurigen Kampfesmut löschte und alle Jungen beider Parteien nur noch den einen Wunsch hatten, aufs Trockene zu kommen. Das war aber gar nicht so einfach, denn das Eis brach immer wieder weg, so daß man erst am Ufer auf dem Trockenen war.

Kaum dort angekommen, kniffen die Angreifer aus in einem Tempo, das einem Körnig Ehre gemacht hätte. Pawel befahl, sie laufen zu lassen. Er troff ebenso wie seine Jungen vom Kopf bis zu den Füßen. Auch die Schlitten waren mit eingebrochen und wurden von einigen Älteren an Land geschafft.

Spaß machte es dann noch, als Wilhelm und Detmar, die erst jetzt mit ihrem Rodelschlitten ankamen — sie hatten unterwegs einmal umgeworfen — in voller Fahrt auf das Loch im Eis zufuhren, es zu spät erkannten, nicht mehr bremsen konnten und elegant hineinjagten. Auf dem Schlitten sitzend, tauchten sie im Wasser unter. So lachte nun also die ganze Gesellschaft schon wieder, und unter Lachen ging es dann auch im Dauerlauf geschlossen zum Heim hinauf, wo alle gleich Turnzeug anzogen und die Anzüge zum Trocknen an die Heizung gehängt wurden. Geschadet hat das unerwartete kalte Bad niemand, auch die im Kampf ehrenvoll davongetragenen Beulen stellten sich alle als ziemlich harmlos heraus, wurden aber von ihren Besitzern so stolz getragen, als wären es im Kampfe fürs Vaterland erworbene schwere Wunden. Die Jungen bedauerten ordentlich, daß davon keine Narben als Erinnerungsmale ihres gezeigten Mutes zurückblieben.

Wenn den Jungen sonst auch alles im Lager gefiel, eines behagte ihnen gewiß nicht, und das war die Pflicht, nach Hause zu schreiben. Es half ihnen jedoch alles nichts, Pawel bestand darauf, daß jeder alle zwei Tage eine Karte schreiben müsse. Als er dann aber gar verlangte, zu Neujahr müsse jeder einen ausführlichen Brief schreiben, wäre beinahe eine Meuterei ausgebrochen. Es kam freilich niemand darum herum. Es ist merkwürdig, aber Tatsache, daß selbst Jungen, die erzählen können wie ein Buch, oft außerstande sind, schriftlich etwas zu berichten. Dann kauen sie am Federhalter herum und brauchen eine halbe Stunde für zwei Sätze.

Zur Belohnung für die überstandene „Qual" des Schreibens brachte der Nachmittag eine Schnitzeljagd. Es gehörte ein gutes Auge dazu, die winzigen Zeitungsschnitzel auf dem Schnee zu erkennen. So begann ein zweistündiges Suchen und Jagen durch schwieriges Gelände. Wahrhaftig, der Fuchs, Erich aus Köln, verstand es, die Jäger irrezuführen! Wo war nicht überall die Fährte! Durch sperrig dichtes Unterholz führte sie und zwischen engstehenden Kleintannen hindurch, deren Zweige den Verfolgern bei der geringsten Berührung die Last des Schnees, die sie trugen, in den Nacken rieseln ließen, was ein unangenehmes Gefühl war. Die Jungen schwitzten trotz der Winterkälte und keuchten wie junge Jagdhunde, hatten aber auch den gleichen unermüdlichen Trieb, das Wild zu stellen. Sooft auch eine tote Fährte sie täuschte, sie machten dies durch doppelten Eifer und durch kluge Einteilung der verfolgenden Trupps wieder wett. So entging der Fuchs seinem Schicksal doch nicht. Eben vor Schluß der Jagd konnte Wilhelm als Jägerführer das Halali blasen lassen. Es geschah das in entsetzlich unschönen Tönen auf einem alten, verbeulten Jagdhorn, und Hajo war der kunstvolle Bläser.

So war die Schnitzeljagd sehr fein gewesen, aber Pawel tobte wie toll, als er sein kostbares Zeitungsarchiv vergeblich suchte. Es war mit zu Schnitzeln verarbeitet worden, was er alle die vielen Jahre unter unendlicher Mühe und mit vieler Liebe gesammelt hatte. Uli war in diesem Fall das Karnickel gewesen. „Ich habe sogar noch nach dem Datum gesehen," verteidigte er sich; „es waren bestimmt alles ganz alte Zeitungen." Das mußte Pawel freilich ohne weiteres zugeben, Uli aber begriff durchaus nicht, daß hier der Wert gerade im Alter der Blätter gelegen habe. Jedenfalls war das Archiv weg. Mit dem Sammeln nochmals von vorn anzufangen, dazu hatte Pawel keine Lust, und so ist er durch Uli auf diese allerdings etwas harte Weise ungewollt von seinem Sammelfimmel geheilt worden, der ihn früher so viel Geld und Zeit gekostet hatte.

Am Abend gab es dann wieder einen Spaß, indem Jokus Streit mit Lux angefangen hatte. Lux, der Wolfshund, war das gutmütigste Tier der Welt, aber der Affe kniff und zupfte ihn so lange, bis der Hund schließlich wild wurde. Jokus mußte auf einen Tisch flüchten. Lux in seiner Wut sprang nach, um aber sofort heulend kehrt zu machen, denn Jokus hatte dem Gegner eine dort stehende Thermosflasche an den Kopf geworfen. Das sah zum Lachen aus. Die Thermosflasche freilich war hinüber, und Bertel war ihr unglücklicher Besitzer.

„Warum schleppst du auch solchen Touristenstolz mit?" meinte Hans II. „So ein Ding gehört doch ebensowenig auf Fahrt mit wie eine Zuckerzange oder ein Spirituskocher."

„Ja, aber mach du einmal meiner Mutter klar, daß Touristenwandern und Jungenwandern zweierlei ist!" versetzte knurrend Bertel, der außer der Thermosflasche auch noch ein seidenes Kopfkissen, eine wärmende Bauchbinde aus Strickwolle und eine Wärmeflasche für das Bett hatte mitschleppen müssen. Seine Mutter begriff nie, wie unangenehm und lästig ihre liebende Besorgtheit in diesen Dingen dem Jungen war und wieviel Spott er dadurch schon hatte ertragen müssen.

Die Nacht der Jahreswende brachte das große Bundesfeuer. Pawel sprach, Lieder klangen, die Flamme knatterte, die Fahnen rauschten leise im Wind. Es war hier, wie immer am großen Feuer, die Stunde, wo die Jungen innerlich so recht empfanden, was Bund, Gruppe, Vaterland und Freundschaft ihnen bedeuteten. Das läßt sich mit Worten nicht erzählen, das muß man selbst erleben und erfühlen. Wieder einmal wurde dann, als das Feuer niedriger war, der Feuersprung getan, und wieder waren es neue Freundschaften, die, im Lager entstanden, hier ihr Bekenntnis und ihre Weihe fanden. Eine Stunde vor Mitternacht erst ging es in das Heim zurück.

Unheimlich war es, daß es gerade in der Neujahrsnacht anfing, im Heim zu spuken. Die Jungen hatten noch gemeinsam im großen Raum das neue Jahr herangewacht, waren rechtschaffen müde, und doch konnte kaum einer schlafen. Dieses Poltern, das scheinbar aus der einen Seitenwand kam, war auch zu unheimlich. War nun nicht gar ein Stöhnen zu hören? Jawohl, jetzt hörte man es sogar ganz deutlich. Günter, als Dienstleiter des Tages, ging mit der Taschenlampe die Betten entlang, um festzustellen, wer von den Jungen sich diesen Gespensterscherz erlaube, aber jeder lag brav in seinem Bett. Dort, wo die furchtbaren Geräusche durch die dünne Wand tönten, war jenseits eine Kammer, die aber leer und unbenutzt stand. Nur ein alter, verstaubter Kleiderschrank, der Herrn Lohrmann gehörte, stand dort. Günter ging hinein in die Kammer, fand aber niemand darin vor, auch war es jetzt still. So ging er wieder in sein Bett, aber die Geräusche kamen von neuem, dauerten eine gute Stunde und jagten manchem Jüngeren eine tüchtige Gänsehaut und kalte Schauer über den Rücken. Erst der nächste Vormittag brachte dadurch die harmlose Erklärung des schrecklichen Spuks, daß Rolf aus Hamburg eingestand, er habe Jokus in den alten Kleiderschrank gesperrt. Der Affe wurde sofort befreit. So kam auch das Gespenst in den nächsten Nächten nicht wieder. (Schluß folgt)

Aus Pappe und Watte gearbeiteter Schneemann, dessen Hülle sich zum Füllen mit kleinen Näschereien eignet.

Briefmarken-Kamerad

Australien. Westaustralien beging 1929 das Jubiläum seiner hundertjährigen Zugehörigkeit zum britischen Weltreich. Aus diesem Anlaß wurde eine Jubiläumsmarke ausgegeben, die den von den ersten westaustralischen Marken her bekannten Wappenschwan wieder im Bilde vorführt. Außer den Jahresdaten „1829—1929" weist nichts auf das Jubiläum hin. Format: großes liegendes Rechteck, Wert: 1½ Penny rot.

Belgien. Die neue Wohlfahrtsreihe, die wiederum zur Bekämpfung der Tuberkulose dienen soll, umfaßt folgende Werte: 5 + 5 Cent. braun Wasserfall von Coo, 25 + 15 Cent. graublau Bayard-Felsen bei Dinant, 35 + 10 Cent. grün Tor von Menin bei Ypern, 60 + 15 Cent. weinrot Promenade d'Orléans in Spaa, 1,75 Fr. + 25 Cent. blau Hafen von Antwerpen, 5 + 5 Frs. lila Quai Vert in Brügge.

China hat die Flugpostmarken von 1921 in etwas veränderter Zeichnung wieder aufgelegt. Die Landschaft ist etwas dunkler gezeichnet, die Farbenstreifen am Schwanz des Flugzeugs sind durch eine Kokarde ersetzt worden. Werte und Farben sind die gleichen geblieben.

Deutsches Reich. Am 1. November 1929 erschienen die neuen Wohlfahrtsmarken. Erfreulicherweise ist der bisherige hohe Aufschlag wesentlich herabgesetzt worden. Die Werte sind: 5 + 2 Pf. Wappen

von Bremen, grün, gelb und rot; 8 + 4 Pf. Wappen von Lippe, dunkelgrün, gelb und rot; 15 + 5 Pf. Wappen von Lübeck, karmin, gelb und schwarz; 25 + 10 Pf. Wappen von Mecklenburg, blau, gelb und rot; 50 + 40 Pf. Wappen von Schaumburg-Lippe, braun, gelb und rot.

Italienische Kolonien. Die Montecassinoreihe ist nun für die Kolonien Cyrenaica, Erithrea, Somali und Tripolitania mit dem Aufdruck der Landesnamen versehen worden. Das ergibt vier Kolonialausgaben dieser Jubiläumsreihe.

Japan. Eine neue Luftpostreihe zeigt ein Flugzeug über einer Gebirgslandschaft: 8½ Sen gelb, 16½ Sen hellgrün, 18 Sen blau, 33 Sen grau.

Oesterreich hat die meisten Werte seiner bisherigen Freimarkenreihe außer Kurs gesetzt und an deren Stelle Bildermarken ausgegeben, die bedeutende Bauwerke und hübsche Punkte der österreichischen Lande zur Darstellung bringen: 10 Groschen goldgelb Schloß Güssing im Burgenland; 15 Gr. violettbraun Hochosterwitz in Kärnten, eine der großartigsten Burgen Österreichs; 16 Gr. grau Dürnstein an der Donau, baugeschichtlich interessantes Städtchen (in der Ruine oberhalb des Ortes saß einst Richard Löwenherz gefangen); 18 Gr. blaugrün Traunsee im Salzkammergut; 24 Gr. karmin Festung Hohensalzburg; 30 Gr. dunkelviolett Seewiesen bei Mariazell mit Blick auf den Hochschwab; 40 Gr. dunkelblau Hofburg in Innsbruck; 60 Gr. olivgrün Hohenems in Vorarlberg; 1 Schilling braun Nationalbibliothek in Wien; 2 Sch. dunkelgrün Stephansdom in Wien. Die Groschenwerte sind in Breitformat gehalten und in Buchdruck ausgeführt, die Schillingwerte in Hochformat und Kupferdruck. Die niedrigen Werte von 1 bis 8 Groschen in der bekannten Ziffernzeichnung behalten auch weiterhin Gültigkeit.

Tschechoslowakei. Einige Werte der im Jahre 1928 zum zehnjährigen Jubiläum der Republik ausgegebenen Gedenkreihe sind nach geringfügigen Änderungen als reguläre Freimarken wieder aufgelegt worden. Die Jubiläumszahlen „1918—1928" sind weggeblieben, Farben und Werte zum Teil andere geworden: 3 Kronen braun Brünn, 4 Kr. blau Hohe Tatra, 5 Kr. olivbraun St. Veitsdom in Prag.

Vereinigte Staaten von Amerika. Am 19. Oktober 1929 wurde der große Ohiokanal, an dem Jahrzehnte hindurch gebaut worden war, eröffnet. Aus diesem Anlaß ist eine Gedenkmarke zu 2 Cents rot erschienen, welche ein Stück des Kanals darstellt.

Der moderne Motorschneepflug

Von Joachim Fischer

Im Gebirge und in andern schneereichen Gegenden hat die Beseitigung des Schnees immer große Schwierigkeiten gemacht. Seit Jahren versuchte man einen Schneeentferner zu schaffen, der den Schnee nicht nur beiseiteschiebt, sondern wirklich von der freizumachenden Fläche entfernt. Es ist dies zum Beispiel besonders wichtig bei Land- und Gebirgstraßen, auf Sportplätzen und Seen. Nach eingehenden Versuchen, besonders in der Schweiz, gelang es nun, eine Schneeschleuder zu konstruieren, die den Schnee auf Gebirgstraßen die Böschung hinunterwirft und bei andern Flächen so weit nach den Seiten schleudert, daß er durch den Wind nicht so leicht wieder auf die freigemachte Fläche rutschen kann.

Ein 50-PS-Hanomag-Kettenschlepper als Schneepflug.

Um eine solche Schneeschleuder herzustellen, war zuerst ein Fahrzeug nötig, das auf jedem Gelände und bei jedem Wetter unbedingt sicher arbeitet und vorwärtskommt. In Frage kam einzig und allein der moderne Kettenschlepper, wie ihn Ford, Hanomag, Linke-Hoffmann und die Moorburger Treckerwerke anfertigen. Die beiden Laufketten werden ähnlich wie bei den im Krieg verwendeten Tanks von einem kräftigen Motor angetrieben. Damit der Schlepper wendig ist, kann auch jede Kette für sich laufen. Wenn man nun eine Kette in der Ruhe läßt und die andere mit normaler Geschwindigkeit arbeitet, so dreht der Schlepper fast auf der Stelle. Durch die große Bodenauflagefläche der Ketten sinkt der Schlepper auch auf weichem Gelände kaum ein und arbeitet sich schnell aus jeder Geländeschwierigkeit heraus. Die modernen Kettenschlepper sind so durchkonstruiert, daß sie zwar langsam, dafür aber mit großer Betriebsicherheit und langer Lebensdauer laufen. Aus diesen Gründen läßt sich der

Schlepper heute für viele Zwecke wirklich wirtschaftlich ausnutzen, das heißt, die Anschaffung und die Betriebskosten stehen in einem günstigen Verhältnis zu seiner Leistung.

Unter Verwendung eines fünfzigpferdigen Schleppers der Hanomag hat man in der Schweiz eine moderne Schneeschleuder geschaffen, die wir in unsern Abbildungen zeigen. Vor dem Schlepper sind zwei große Schaufelräder angeordnet, die je zehn Schaufelblätter besitzen. Diese Räder werden von einem Blechgehäuse seitlich umschlossen. Das Gehäuse hat gleichzeitig den Zweck, den Schnee an die Schaufelräder, die einen Durchmesser von 1200 Millimeter besitzen, zu pressen. Der Antrieb der Schaufelräder geschieht durch je eine seitlich neben der Laufkette angeordnete und gekapselte Welle von einem zweiten Motor aus. Dieser zweite Motor war nötig, da die Kraft der eigentlichen Schleppermaschine vollauf zur Fortbewegung, besonders in schwierigem Gelände, gebraucht wird. Wie die zweite Abbildung erkennen läßt, ist der ebenfalls fünfzigpferdige Antriebsmotor der Schaufelräder hinten über den Laufketten angebracht.

Die Schneeschleuder von hinten gesehen. Man sieht deutlich den zweiten aufgesetzten Motor, der zum Antrieb der Schneeschleuder dient / Phot. A. Steiner, St. Moritz.

Das Gehäuse der Schaufelräder kann höher oder tiefer gestellt werden, je nachdem wieviel Schnee auf der Straße bleiben soll. Der Kettenschlepper arbeitet sich allmählich in den Schnee hinein. Die gegenläufigen Schaufelräder erfassen den Schnee und werfen ihn durch eine über dem Schaufelgehäuse angebrachte Öffnung nach der Seite weg. Wir können das deutlich auf der letzten Abbildung sehen. Die Auswurföffnung ist verstellbar, so daß der Schnee je nach dem Gelände nach links oder rechts etwas höher oder tiefer geworfen werden kann. Auf diese Weise wird es möglich, den Schnee wirklich von einer Straße wegzuschleudern.

Trotzdem die ganze Schneeschleuder 11 Tonnen wiegt, ist sie verhältnismäßig beweglich und kann leicht geführt werden. Bei einem Versuch wurde eine 19 Kilometer lange Straße von St. Moritz nach Maloja in vier Stunden vom Schnee befreit. Durch die Verwendung des Kettenschleppers arbeitet diese Schneeschleuder auch auf verhältnismäßig starken Steigungen oder Gefällen einwandfrei. Wird der Zugmotor besonders angestrengt, so kann man ihn durch ständiges Nachfüllen von Schnee an Stelle des Kühlwassers genügend kühlen. Zum Einfüllen des Schnees ist auf dem Kühler ein breiter Trichter aufgesetzt, der auf den ersten beiden Abbildungen zu sehen ist.

Sport mit dem Handschlitten

Das Fahren auf dem Handschlitten, früher ein bloßes Rutschvergnügen der Schuljugend, ist im Laufe der

Der Schneepflug bei der Arbeit / Phot. A. Steiner, St. Moritz.

Jahrzehnte in sportliche Bahnen gelenkt, die einfache Technik des Schlittenfahrens ist vertieft und bereichert worden.

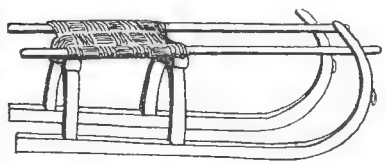


Abb. 1. Halltaler (tirolisch-bayerische) Rodel.

Vor allem hat diese Entwicklung eine Menge verschiedener Fahrzeuge geschaffen. Im Grunde sind sie natürlich alle einander gleich: über zwei vorne aufgebogene Kufen eine Sitzgelegenheit für den Fahrer. Länge, Breite und Höhe, Kufenform und Bauart jedoch sind verschieden. Doch haben es nur einige bestimmte Formen zu einer größeren Verbreitung gebracht.

Die ursprüngliche und einfachste Steuerung des Handschlittens ist die Fußlenkung. Berührt der rechte Fuß des Fahrers die Bahn, so wird die rechte Seite des Schlittens durch Reibung zurückgehalten, indes die linke ungehemmt weiterstrebt. Der Schlitten dreht sich daher nach rechts, bei der gleichen Anwendung des linken Fußes nach links. Mit der Fußlenkung wird der Schlitten nicht nur durch die Kurven gesteuert, sondern auch in der Fahrtrichtung gehalten, aus der ihn die nie ganz zu entfernenden Unebenheiten der Bahn fortwährend schleudern wollen. Es ist ein Nachteil der Fußlenkung, daß der Absatz oder die Sohle des Stiefels vor dem Schlitten oder doch in der Nähe der Kufenaufbiegung auf die Bahn gesetzt wird. Der bloße Hinweis auf das Steuerruder des Schiffes, das stets am Heck angebracht ist, läßt die Rückwärtsverlegung des Drehpunkts vorteilhaft erscheinen. Überdies kann die Fußlenkung als ein Stemmen gegen die Fahrtrichtung empfindliche Stöße auf Fahrer und Schlitten nicht vermeiden und der aufspritzende Schnee stäubt unangenehm ins Gesicht oder blendet gar. Ferner verursacht die Fußlenkung viel Reibung und ist somit dem sportlichen Wunsch nach größtmöglicher Geschwindigkeit im Wege.

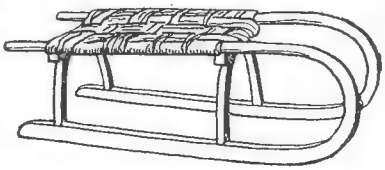


Abb. 2. Steirische, sogenannte „Schöckl"-Rodel.

Hier setzt die Entwicklung des Schlittenfahrens zum Sport ein. Sie ist dreierlei Wege gegangen, einen bayrisch-tirolischen, einen steirischen und einen schweizerischen.

Die bayrischen Rodelbahnen sind steile, kurvenreiche Gebirgsbahnen, meist Hohlwege und Anstiege zu Gipfelhäusern, sogenannte Naturbahnen, die nicht um des Rodelns willen erbaut sind. Diesen Verhältnissen angepaßt ist die in der ersten Abbildung dargestellte bayrische Rodel, kurz und nieder, mit schmalem Sitz. Der Fahrer setzt sich ans äußerste Ende der Rodel. Er ergreift mit einer Hand hinter dem Rücken das griffartige Ende der Sitzlängsseite und mit der andern Hand einen Strick, der die Kufenhörner verbindet. Ein Wechsel dieser Griffe in der Fahrt ist verpönt. Gesteuert wird durch ruckartige und schleudernde Drehung der Rodel: die vordere Hand reißt den Schlitten am Strick hoch und seitwärts, indes die andere Hand das Ende der Rodel niederdrückt. Die kurzen Kufen erleichtern diese Lenkung, die in scharfen Kurven allerdings durch die Fußlenkung unterstützt werden muß. Der Stiefel wird nicht mit dem Absatz, sondern mit der ganzen Sohle und mit nach und nach stärker werdendem Druck auf die Bahn gesetzt.

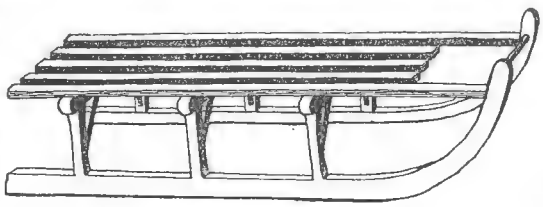


Abb. 3. Davoser Schlitten.

Die steirische (Abbildung 2), vor allem die Leobener Stahlrodel, ist länger als die bayrische Rodel. Bei der Leobener (Abbildung 4), die aus gebogenem Mannesmannrohr besteht, sind die Kufen durch einen U-förmigen Bogen verbunden. An diesem Bogen hält sich der Fahrer. Er sitzt stark nach rückwärts gelehnt. Seine Hände stecken in lederbesetzten oder gar eisenbeschlagenen Fausthandschuhen. Die rückwärtige Hand erzielt, weit ausholend, durch mehr oder weniger starken Druck auf die Bahn die zur Lenkung erforderliche Reibung auf der Innenseite des gewünschten Bogens. Bei einer Kurve nach rechts steuert also die rechte Hand, bei einer Kurve nach links die linke. Die Griffe müssen demnach gewechselt werden. In der geraden Fahrt versuchen die Steirer die Richtung durch bloße Gewichtsverlegung von Kufe zu Kufe einzuhalten. Die mehr belastete Kufe entwickelt selbstverständlich mehr Reibung, folglich wird der Schlitten nach der Seite der Belastung abgelenkt. Wie der Skiläufer muß sich auch der Rodler in den Kurven bogeneinwärts auslegen, um der Zentrifugalkraft entgegenzuwirken, dadurch erfolgt allemal auch die ebenerwähnte Gewichtsverlegung auf die bogeninnere Kufe, was die Steuerung unterstützt.

Mit der Handlenkung ist nicht nur die vorteilhafte Verlegung des Drehpunkts nach rückwärts, sondern auch eine Verminderung des Luftwiderstands erreicht, da der Oberkörper des Fahrers durch das Rückwärtslegen sich nicht mehr in seiner ganzen Höhe und Breite gegen die Luft stellt. In scharfen Kurven reicht die Handlenkung nicht mehr aus, die Fußlenkung muß ihr zu Hilfe kommen.

Der Schweizer oder Davoser Schlitten (Abbildung 3) ist noch länger und niederer als die steirische Rodel, auch von anderer Bauart. In der Schweiz kennt man den Ausdruck „Rodel" oder „rodeln" nicht, man sagt „Schlitten" und „schlitteln". Das Wort „Rodel" entstammt dem österreichisch-alpenländischen Wortschatz. Die sportliche Technik des Schweizer Schlittens ist älter als die Rodel-

technik, sie wurde schon Anfang der achtziger Jahre verschiedentlich in Davos angewandt, war bei uns aber weniger bekannt als die Rodeltechnik.

Wie auf der steirischen Rodel sitzt der Fahrer auf dem Schweizer Schlitten nach rückwärts liegend. Er hält den Schlitten mit Schenkeldruck. Die Füße berühren die Bahn auch in scharfen Kurven zur Fußlenkung selten. Sie liegen zumeist auf der vorderen Verbindung der Kufenhörner oder stehen auf den Kufen. Jede Hand des Fahrers hält dolchartig einen etwa 50 Zentimeter langen Stab mit Eisenspitze. Die Stäbe bewirken durch rückwärtiges Aufdrücken auf die Bahn im Sinne der steirischen Handlenkung die Führung.

Reibung und Bremsen auf der Innenseite des gewünschten Bogens ist das Prinzip der Schlittensteuerung.

Bei der Davoser Art ist, in langsamer Fahrt wenigstens, eine Steuerung auch durch Fahrtbeschleunigung, nämlich durch einseitiges Abstoßen mit dem Stab, möglich. Auch können beide Stäbe durch gleichzeitiges Abstoßen die Fahrt in den Geraden beschleunigen. Diese zwei Möglichkeiten sprechen sehr zugunsten der Davoser Technik.

Abb. 4. Handlenkung auf der Leobener Stahlrodel.

Die Verschiedenheit der drei Arten geht auf die Bahnverhältnisse zurück. Auf den steilen, kurvenreichen Gebirgsbahnen Bayerns und Tirols ist die kurze Rodel und ihre Technik ganz am Platz, die steirische und Davoser Art ist auf weniger steilen Straßen mit weiten Kurven zu Hause. Welcher Art man sich zuwendet und welchen Handschlitten man sich anschafft, muß die Beschaffenheit der uns zunächst liegenden Bahn bestimmen.

Das Bremsen der Rodel und des Schlittens erfolgt durch Hochreißen des Vorderteils, indes beide Stiefelsohlen sich gegen die Bahnsohle stemmen und das Ende der Kufen sich kratzend in den Schnee gräbt.

Das Zweisitzigfahren ist beim Rodelsport üblich. Bei jedem Rodelrennen gibt es Zweisitzerrennen. Davoser Schlitten werden auch mit drei Fahrern, selten mit mehr Mannschaft besetzt. Immer übernimmt der letzte Mann die Führung, damit der Drehpunkt so weit wie möglich nach rückwärts verlegt ist. In scharfen Kurven, beim Bremsen und so weiter arbeitet auch der Vordermann. Gutes Zusammenarbeiten und fester Sitz des einzelnen, auch das Dichtzusammenhalten der Oberkörper, sind für erfolgreiches Fahren Bedingung.

Die Kleidung ist etwas wärmer als zum Skilauf zu wählen. Einen Sweater ohne winddichte Zwischen- oder Überkleidung zu tragen, ist nicht zu empfehlen. Im Aufstieg wird man immer etwas warm werden, in der Abfahrt geht der Wind durch alle Poren des Sweaters, und man erkältet sich. Man trage deshalb, wenn es ohne den ganz mit Unrecht so beliebten Sweater nun einmal nicht geht, über ihm eine wenn auch leichte Joppe, am besten die beim Skilauf übliche Windjacke, in der Abfahrt allemal, im Aufstieg dagegen zieht man sie aus, wenn es einem warm zu werden beginnt. Die Stiefel müssen derb und mit Nägeln beschlagen sein.

Für den Einkauf des Handschlittens ein paar Winke. Einen Normalschlitten, der allen Bahnverhältnissen gerecht wird, wird man nicht finden. Als Schüler oder Lehrling wird man auf die Bahnen seiner nächsten Umgebung angewiesen sein. Man suche sich also nach Maßgabe der früher geschilderten Verhältnisse den passenden Schlitten. Er soll vor allem fest sein. Von eisernen Schlitten ist die Leobener Stahlrodel zu empfehlen. Der Holzschlitten soll fest verzahnt und verschraubt, die Kufen müssen breit und mit nicht zu schmalem Bandeisen belegt sein. Die Läufe sind immer blank zu halten und im Frühjahr zu lackieren, damit sie im Sommer nicht verrosten. Eine durchgehende leichte Krümmung der Kufen nach unten ist vorteilhafter für die Lenkung als vom Aufbug bis ans Ende vollständig flach liegende Kufen.

Für seine ersten Übungsfahrten sucht man sich eine wenig geneigte, gut zusammengefahrene Bahn. Man startet, indem man sich mit gespreizten Beinen so über den Schlitten stellt, daß die Füße neben den Kufen stehen, dann setzt man sich auf das Ende des Sitzes und nimmt die Griffe, die bei der Erklärung der verschiedenen Techniken angegeben sind. Hebt man dann die Füße von der Bahn, so wird sich der Schlitten in Fahrt setzen, sofern man auf geneigter Bahn startet.

Es empfiehlt sich, bei den ersten Fahrten die Stiefel mit der ganzen Sohle und mit schwachem Druck immer auf der Bahn zu lassen und die erste Fußlenkung so zu versuchen, daß man den Druck der Stiefelsohle auf der gewünschten Seite etwas verstärkt. Auf diese Weise vermeidet man fürs erste große Fahrt, die man anfangs noch nicht beherrscht, und zum zweiten macht man sich so am raschesten mit dem für die Fußlenkung erforderlichen Druck bekannt und erlernt drittens das Bremsen. Dadurch wird man auch von vornherein das Schleudern des Schlittens, das heißt das durch holperige Bahn oder durch vereiste Stellen verursachte willkür-

liche Abirren des Schlittens aus der Fahrtrichtung und das sich daraus ergebende Querrutschen, auf ein Geringes beschränken.

Für große Fahrt wird man selbstverständlich die Füße von der Bahn abheben. Kommen in großer Fahrt Kurven, so muß man vorher etwas abbremsen, damit die Schwungkraft den Schlitten nicht über die Kurve hinauswirft. Um das zu vermeiden, versuche man die Kurven immer innen, an ihrem unteren Rand zu nehmen. Hemmende Steuerungsarten muß man für gewöhnlich nur bis zur Kurvenmitte durchhalten, dann aber den Schlitten, sofern er den nötigen Grad der Drehung erreicht hat, freigeben, damit er schon in der Kurve wieder neuen Schwung erhält. Ist die Bahn holperig, so springt der Schlitten. Dann muß man ihn fest an sich ziehen und im Sprung ganz eins mit ihm sein.

Sehr oft laufen quer und zumeist schräg über die Bahn sogenannte Wasserrasten. Das sind schmale Gräben, zum Ablauf des Wassers bestimmt, oft durch eingegrabene Holzstämme gebildet. Man muß sie nach Möglichkeit im rechten Winkel überfahren und zu diesem Zwecke kurz zuvor den Schlitten entsprechend drehen; andernfalls wird der Schlitten durch Ruck und Stoß plötzlich aus der Bahnrichtung geschleudert.

Mümmelmänner im Schnee / Nach einem Aquarell von F. Goldberg. Kunstverlag Amsler & Ruthardt, Berlin.

Apere Stellen, das sind Stellen ohne Schnee und Eis, kann man überfahren, wenn sie nicht zu lang sind. Man muß sich aber, da eine erhebliche Fahrthemmung eintritt, stark nach rückwärts lehnen. Vor langen aperen Stellen muß man abbremsen, absitzen und den Schlitten zur Schonung der Kufen hinübertragen. Selbstverständlich muß zur Erspähung solcher Hindernisse der Blick immer vorauseilen; er muß zum Beispiel frühzeitig vereiste Strecken feststellen, damit man sich entsprechend vorsehen kann. Der Schlitten wird auf ihnen nämlich plötzlich raschere Fahrt erhalten; man muß sich vorbeugen, um nicht rückwärts vom Schlitten zu fallen.

Leider ereignen sich beim Rodeln viele Unfälle, mehr als beim Skilauf. Ihre Ursache ist in der scheinbaren Leichtigkeit der Schlittentechnik zu suchen. Beherrschung der Geschwindigkeit sowohl in den Geraden wie in den Kurven ist letzten Endes der Zweck aller Übungen, und man muß langsam fahren, solange man den Schlitten und somit große Geschwindigkeiten noch nicht beherrscht. Sieht man einen Sturz als unvermeidlich kommen, dann lasse man sich seitlich rückwärts mit losen Gliedern vom Schlitten gleiten und versuche jedenfalls alles, um zu vermeiden, daß man nach vorne abgeworfen wird. Einen eingeholten Rodler oder Bergaufkommende mache man durch lauten Zuruf rechtzeitig auf sein Kommen aufmerksam. Geht man selbst bergauf, so ziehe oder trage man seinen Schlitten nicht in der Mitte der Bahn, sondern am Rand.

Wenn man sich an einem Rodelrennen beteiligen will, so lerne man zuerst die Bahn kennen. Man merke sich schon im Aufstieg die Kurven und wie sie am besten zu nehmen sind, die Geraden, auf denen man tüchtig in Fahrt kommen kann, und mache sich dann mit allen Stellen auch in der Abfahrt bekannt.

Bei Rodelrennen macht ein guter Start sehr viel aus. Als bester Start ist der Grätschstart zu empfehlen. Man hält den Schlitten mit beiden Händen an den Längsleisten vor sich, macht ein paar rasche Schritte in gebückter Haltung, stellt dann den Schlitten im Lauf auf die Bahn und springt mit gespreizten Beinen von hinten auf den Sitz. Leichter ist dieser Start beim Zweisitzerfahren, weil man sich da als zweiter Fahrer auf die Schultern des sitzenden ersten Fahrers stützen kann.

Die vorstehenden Ausführungen entstammen dem Band 35 der „Illustrierten Taschenbücher für die Jugend": Der Wintersport von Carl J. Luther. Dieses Buch handelt aber nicht nur vom Schlittensport allein. Außerdem finden die Leser dort noch einen sehr ausführlichen Abschnitt über den Skilauf, einen weiteren über den Eissport sowie einen Geschichtskalender des Wintersports und ein Literaturverzeichnis. Der in Fachkreisen hochgeschätzte Verfasser weiß in verständlichem Plaudertone einzuführen in einen gesundheitlich so außerordentlich wichtigen Sportzweig, dessen ästhetische Reize ebenfalls mehr und mehr erkannt werden.

Auflösung des Füllrätsels von Seite 276:

M	E	D	I	Z	I	N
A	M	E	R	I	K	A
D	E	M	E	T	E	R
C	L	E	M	E	N	S
S	C	H	E	M	E	L
R	E	K	L	A	M	E

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Der große Tag brach an, der Tag, der in wenigen Stunden hunderttausend Gäste und den Beginn der Festspiele bringen sollte.

Die meisten hatten bis zur letzten Sekunde gezweifelt, waren aber stutzig geworden, als in den Zeitungen stand, daß für zwei Wochen der ganze transatlantische Verkehr aufgehoben war. Die schönsten und größten Dampfer aller Gesellschaften waren von Santa Scientia gechartert. Jeder von ihnen, ob er nun deutscher, englischer, amerikanischer, italienischer, holländischer oder japanischer Herkunft war, trug neben dem Heimats- oder Reedereizeichen einen goldenen Wimpel, in dessen Mitte als Sinnbild der Wissenschaften eine Eule abgebildet war und der die Inschrift trug: „Santa Scientia."

Auch jetzt wußten die wenigsten genau Bescheid, wo das Sagenreich lag, und niemand gab Auskunft. Die Abfahrtzeiten aller dieser Schiffe waren je nach der Entfernung so eingerichtet, daß alle Dampfer genau zu derselben Zeit am Cabo Martino ankommen mußten.

Es war gar nicht zu beschreiben, in welcher Aufregung sich alle die Fahrgäste befanden. Seitdem sie an Bord waren, seitdem also die Reise wirklich zur Tatsache geworden war, seit sie von den Stewards, die alle die goldene Binde mit dem Wappen von Santa Scientia trugen, in großzügigster Weise bedient wurden, konnte man nicht mehr an einen amerikanischen Bluff denken. Schon diese Schiffe verschlangen ja Riesensummen.

Großartig war der Anblick, als sich dann ganze Flotten von allen Seiten gleichzeitig dem Cabo Martino näherten und man ganz vorn auf einer wundervollen Luxusjacht das Banner des Völkerbundes neben dem Wimpel von Santa Scientia erkannte.

Freilich gab es dann erstaunte und enttäuschte Gesichter, als man nichts sah als ein kahles, von wilder Brandung umtostes, einsames Riff.

„Ist also doch alles Schwindel?" meinten die Gäste.

Die Schiffe hielten. Wieder stieß man auf neue Rätsel. Die Kapitäne und Offiziere, die natürlich verständigt waren und wußten, daß neuartige elektrische Apparate neben ihren Maschinen eingebaut waren, verließen die Kommandobrücken.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Massen. Die Schiffe, anscheinend steuerlos, setzten sich wieder in Bewegung, glitten immer dichter an die Felsen. Viele rannten zu den Rettungsgürteln, aber die Kapitäne zeigten lächelnde Mienen. „Wir sind im Bereich der Fernsteuerung von Santa Scientia." Trotzdem betrachteten auch die Seeleute mit angstvollen Gesichtern die immer näher auftauchenden Klippen.

Jetzt erschien auf dem Riff ein einzelner Mann. Er hatte, wie man es auf amerikanischen Sportplätzen häufig als Spielerei sieht, einen kleinen, mit Heliumgas gefüllten Ballon umgeschnallt, sprang in die Luft und — hatte mit einem kühnen Sprung das Verdeck des vordersten Schiffes erreicht.

Der Mann sprang, von dem Gasballon getragen, zum Erstaunen der Fahrgäste mit einem Riesensprung von einem Dampfer auf den nächsten hinüber.

„Willkommen in Santa Scientia!"

„Das ist Santa Scientia?"

Allgemeine Entrüstung. Aber der Mann rief durch ein Sprachrohr: „Warten Sie ab! Dies ist nur der Hafen."

Zwei Stunden später. Die ersten vierzigtausend betraten die Riesenarena. Die ersten zehn Dampfer, von denen jeder viertausend Gäste gebracht hatte, waren auf die hohe See zurückgedampft und hatten den nächsten zehn Platz gemacht. Und diese vierzigtausend Menschen, die sich mit entgeisterten Gesichtern umblickten, als seien sie in eine neue Welt versetzt, hatten in diesen zwei Stunden so viel erlebt, daß sie jetzt schon kaum noch ihre Gedanken zu sammeln vermochten.

Die Aufregung der Gäste erreichte den Höhepunkt. Immer neue Scharen drangen aus den weitgeöffneten Toren der Fahrstühle. Schiff

auf Schiff landete auch jetzt noch im Hafen von Cabo Martino. Unablässig verkehrten die Untermeerbahnen. Auf der äußeren Reede lagen immer wieder neue Dampfer, die Gäste brachten. Verwundert blickten sie auf die großen Boote, die geräuschlos, ohne Mannschaft, an die Seite der Schiffe glitten. Bald gewöhnten sich alle diese Tausende an das Wunder der selbsttätigen Fernsteuerung. Wie ruhig das ging! Ein Boot wartete auf das andere. Unablässig flammten die Glasplatten auf: „Einsteigen! — Bitte, zurückbleiben! — Besetzt!"

Automatisch sprangen die Türen der Fahrstühle auf und schlossen sich wieder. Genau abgemessen war stets die Zahl derer, die in die innere Sperre durften. Kein Mensch war da, der die Massen bewachte. Die Maschinen regelten den Riesenverkehr, eigentlich nicht die Maschinen, sondern Helling, der das Herz dieser Maschinen, der ihr Gehirn war. Er saß in seiner kleinen unterirdischen Zelle. Fortwährend blitzten die Glühbirnen und Schriften vor ihm auf. „Zug unterwegs." — „Fünfhundert in den Fahrstühlen." — „Fünfhundert wieder gelandet." — „Fünfhundert vom Dampfer gegangen."

Alles verlief ganz regelmäßig. War ein Dampfer seiner Fahrgäste entledigt, dann ertönte ein Signal, das Schiff glitt auf einen Hebeldruck zur Seite und ein anderes vor. Nirgends fiel ein Anker. Kopfschüttelnd mußten sich die Kapitäne den Befehlen fügen, die der Ingenieur, der an Bord war, ihnen erteilte. Jedesmal wenn das Schiff geleert war, erhielt der Kapitän sein Kommando zurück und konnte mit eigener Kraft einen Ankerplatz suchen. Der Ingenieur aber drückte auf einen Knopf seines Lederanzugs: in seinem Rücken schwoll ein riesiger Ballon auf, gefüllt mit außerordentlich tragfähigem Gas, das sich erst in diesem Augenblick durch eine neue Erfindung van Rhyns aus Chemikalien im Innern des Mantels bildete. Ein Augenblick der Prüfung, dann sprang der Mann, von diesem Gasballon getragen, zum Erstaunen der Zuschauer mit einem Riesensprung von einem Dampfer auf den nächsten hinüber, der bereits dem Fernsteuer gehorchte und auf den Ankerplatz des früheren losfuhr, und übernahm hier das Kommando, als sei sein Sprung die natürlichste Sache der Welt.

Helling aber leitete wie auf einem Klavier das Anlandgehen der Tausende, die sich dem Kommando seiner Maschinen fügen mußten.

Fünfhundert fuhren im Fahrstuhl hinab. Automatisch wurden Tore geöffnet. Immer hundert durften durch eines eintreten. Jeder Schritt durch die Sperre setzte einen Zähler in Bewegung. Waren hundert voll, so schloß sich sanft die Tür, machte ein Eintreten für andere unmöglich und schob die nächsten auf einem Gleitband dem zweiten Tor entgegen. Je hundert aber fanden vor sich die offene Tür des Gleitwagens und jeder in diesem einen Platz.

Sofort war alles verständlich. Es hätte gar nicht der Stimme des Lautsprechers bedurft, die immer warnend rief: „Genug! Bitte, das Gleitband zur nächsten Tür benutzen!"

In einer halben Minute waren die fünfhundert untergebracht. Der Zug glitt in den Tunnel, ein anderer stand augenblicklich dahinter bereit. Weitere fünfhundert quollen aus den Toren, weitere fünfhundert betraten die Fahrstühle, weitere fünfhundert stiegen an Land, weitere fünfhundert verließen den Dampfer. In einer einzigen Stunde rasten dreißigtausend Menschen durch das Rohr der Untermeerbahn der Stadt Isabela zu. In dreieinhalb Stunden waren die hunderttausend gemeldeten Gäste befördert. Jetzt verstand jedermann, warum es so eingerichtet worden war, daß die Dampfer genau zu derselben Stunde eintrafen, warum niemand früher von Bord gelassen wurde. Es war der erste Sieg von Isabela. Hunderttausend Gäste und nicht ein einziger Mensch, der ihnen befahl, außer dem einen Mann, der an Bord seine Anordnungen gab. —

Die gewaltigen Tribünen um die Riesenrennbahn füllten sich mit den Gästen. Jedesmal, wenn ein Zug eintraf, sprangen die Türen auf. In Sekunden waren die Menschen auf den Gleitbändern geordnet. Die ersten hundert fuhren auf ihnen bereits in den Schräggängen hinauf, während die letzten, den Weisungen der Lautsprecher und den durch Gitter vorgeschriebenen Wegen folgend, die Wagen verließen.

Eine halbe Minute Aufenthalt, dann hatten die Fünfhundert den Zug verlassen. Dieser glitt zur Drehscheibe und erreichte den Rücktunnel, während seine fünfhundert Fahrgäste auf den Gleitbändern genau dem Tribünentor und den Plätzen zu fuhren, die ihnen bestimmt waren. Sie sahen nichts von Isabela, sahen nur diese gewaltige Rennbahn, die so unerhört übersichtlich geordnet war. Freilich mußten sie warten und die ersten zwei Stunden auf ihren Plätzen verharren. Aber was gab es in diesen zwei Stunden nicht alles zu sehen! An ihren Sitzen glitten Laufbänder vorüber, die Erfrischungen trugen, Obst, Brötchen, Kuchen, Fruchtsäfte. Programme lagen auf jedem Platz.

Es war gegen Abend. Ringsum ragten die hohen Glastürme auf, diese Glastürme, die die obersten Krönungen der Fabriken bildeten. Sie verbreiteten taghelles Licht. Die Luft war angenehm, nicht zu warm, nicht zu kalt. Das war die Wüste der Drusenkopfinseln?

Alle diese hunderttausend Menschen, die aus der ganzen Welt hergeströmt waren, um das Stadion von Isabela einzuweihen, fühlten sich wie von einem Wunder befangen. Noch immer zeigte sich kein Mensch. Man hörte keine feierliche Rede, sondern nur seltsame Musik, die herniederklang, überall gleich stark und doch ohne daß jemand ein Orchester erblickt hätte.

Auch die große Bahn lag völlig einsam. —

Bob stand in seiner Kabine, angetan mit einem engen Lederwams und die Brille vor den Augen. Er war innerlich einigermaßen erregt, wenn auch äußerlich ruhig. Vergebens hatten noch im letzten Augenblick seine Freunde ihn gebeten, nicht selbst zu starten.

Die hundert Autorennfahrer aus allen Ländern der Welt, die mit ihm das große Rennen eröffnen sollten, waren schon Gäste der Stadt, allerdings auch, ohne sie zu sehen. Sie wohnten in Hotelzimmern unter den Tribünen, wo sich auch ihre Garagen befanden, und durften nach Belieben auf der Bahn trainieren, sonst war die Stadt ihnen verschlossen. Es waren erlesene Autofahrer, Herrenmeister aus allen Ländern der Erde.

Ein merkwürdiges Rennen stand ihnen bevor. Da gab es keine Prüfung der Maschinen, keine Vorschriften. Jeder durfte zwei Mechaniker bei sich haben und das Auto benutzen, das er für das beste hielt. Der schnellste war eben der Sieger.

Auch Don João war mit seinen Freunden angekommen. Keiner von ihnen hatte den andern angesprochen, obgleich jeder von ihnen Sam gesehen, mit ihm geredet und von ihm erfahren hatte, daß alle drei bereit waren.

Don João war totenbleich und hatte ein finsteres, entschlossenes Gesicht. Die letzten vierzehn Tage war er kaum von der Rennbahn gekommen und hatte tolle Rekorde aufgestellt. Nicht weniger als zehn Autos hatte er auf seinen heimlichen Fahrten gerammt, ohne daß ihm selbst etwas geschehen wäre. Er war seines Erfolges sicher. Jetzt erschien es ihm fast als ein besonderer Triumph, daß er hier, in Gegenwart fast der ganzen Welt, seine Rache nehmen konnte für die Schmach, die ihm Mister Cook zugefügt hatte. —

Elsa Dorn drängte sich durch die Menge und kam zu Bobs Kabine. Dieser war startbereit und hatte ein fröhliches Lächeln um seinen Mund. „Bob!"

„Du hier? Ich habe jetzt keine Zeit."

„Du mußt mich hören."

„Nach dem Rennen."

„Dann ist es zu spät."

Er sah ihr an, daß sie erregt war. „Was gibt es denn?"

„Du darfst nicht fahren."

„Warum?"

„Es ist dein sicherer Tod, es ist der Untergang von Santa Scientia."

„Du siehst Gespenster."

„Don João ist hier."

„Der Meuchelmörder von damals?"

„Derselbe."

„Unmöglich! Du selbst hast die Karten ausgegeben."

„Er ist da und fährt mit im Autorennen. Sicher hat er Böses im Schilde. Er ist der Führer der kalifornischen Gruppe."

„Unsinn! Ich weiß zufällig, daß dies der bekannte Rennfahrer Don Miguel Almeida ist."

„Almeida ist Don João. Er hat sich verkleidet und trägt einen andern Bart, aber ich habe ihn damals zu deutlich erkannt. Es ist Don João."

„Du irrst."

„Ich möchte es beschwören."

„Weiß Doktor Schlüter Bescheid?" fragte Bob ruhig.

„Ich wollte erst dir ..." Elsa konnte nicht fortfahren.

„Schlüter soll ihn beobachten."

„Du darfst nicht fahren."

„Ich fahre. Ich fürchte ihn nicht. Seit wann ist meine mutige Base so bedenklich geworden?"

Ein heulendes Sirenensignal ließ die Luft erzittern. Gleichzeitig sprang die große Tür auf, und vor ihr stand das Auto, in dem Bob starten wollte, ein höchst merkwürdiger Wagen, wie ein Torpedo gestaltet und doch anders als jedes bekannte Auto.

Bob trat heran. „Alles in Ordnung?"

Van Rhyn, der selbst daneben stand, nickte, und Bob schwang sich hinein, während Elsa davonstürmte, um Schlüter zu suchen. „Dann also: Mit Gott!" (Forts. folgt)

Seltsame Berufe / Von H. Schreiber

Seltsam nennen wir alles, was uns ungewohnt ist. Da mit der Zeit und ihren Anforderungen fast alle Dinge wechseln, gibt es beim Rückblick auf die Vergangenheit viel Absonderliches. Dem Wandel sind auch die Berufe unterworfen, und so, wie wir heute Berufe kennen, die noch unsern Großeltern unbekannt waren — man denke nur an Chauffeure und Flieger — so gibt es viele Berufe, die in unserer Zeit ihre Daseinsberechtigung verloren haben und uns daher merkwürdig anmuten.

Einer dieser ausgestorbenen Berufe ist der des Strohschnitters. Er zog einst mit einer Häckselladе auf der Schulter von Hof zu Hof und auch in der Stadt, in der man früher eifrig Ackerbau und Viehzucht betrieb, von Haus zu Haus und schnitt gegen Lohn Häckerling. Auch mit den Griebenmachern wüßten wir heute nicht mehr viel anzufangen. Ihnen lag es einst ob, aus den Rückständen des ausgeschmolzenen Fettes, eben den Grieben, Kuchen zur Nahrung von Hunden und andern Tieren herzustellen. Gewannen sie die Grieben aus dem Fett gefallener Tiere, dann nannte man sie wohl auch geringschätzig Griebenschinder. Auch den Beruf des Vorkosters konnte man in früheren Zeiten erwählen. Er war nicht ganz gefahrlos, denn es gehörte zu den Pflichten des Vorkosters, vor Beginn der Tafel in Anwesenheit seines Herrn, meist eines Fürsten, Kostproben von allen Speisen und Getränken zu nehmen, um zu beweisen, daß alles frei von Gift war. Selbst die Bestecke und die Mundtücher mußte er mit einem Stück Brot überstreichen und dieses verspeisen, um dem Fürsten und seinen Tischgästen die Beruhigung zu geben, daß sie kein Gift zu befürchten hatten. Eigenartig erscheint es uns, daß es einst den Beruf des Salzmütters gab. Mit der Mütterlichkeit hatte er nichts zu tun, sondern er führte seine Berufsbezeichnung nach der Mütte, dem Maß, mit dem er das Salz bei der Verzollung zu messen hatte.

In früheren Zeiten konnte man auch von Berufs wegen Weinmacher sein. Das war jedoch keineswegs der Ahnherr aller Weinpanscher, und der Weinmacher

In der Taucherbarkasse des Bergungsdampfers / Phot. G. Glogau.

Der Augenblick der Sprengung. Phot. G. Glogau.

hatte nicht etwa aus irgendwelchen weinfremden Bestandteilen den Rebensaft zusammenzusetzen. Es gehörte vielmehr zu seinen Obliegenheiten, den Wein zu verbessern und mundgerecht zu machen. Seltsam will uns heute der Beruf des Paternostermachers erscheinen. Man nannte ihn vielfach auch kurzweg Paternosterer. Er verfertigte nicht etwa Paternoster = Vaterunser, sondern nur die Perlen aus Holz, Glas, Knochen oder Elfenbein für die Rosenkränze. In Süddeutschland nannte man diese Perlen, nach dem Anfang des Gebets, dem der Rosenkranz diente, kurz Pater oder Päterlein. Erwähnenswert ist ferner der Beruf des Buchstabers. Er hatte nichts mit Schule und Lesenlernen zu tun, sondern zählte zu den Webern. Seine Verrichtung war es, in Stoffe allerlei Segenssprüche, die man kurz „Buchstaben" nannte, einzuweben.

Eigenartige Berufe fanden sich noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Wien. Ein Verzeichnis der bürgerlichen Gewerbe führte Krebsenzähler auf, die wahrscheinlich die Krebse weniger zu zählen als zu fangen hatten, ferner Froschfänger und Froschhändler und auch Schindelzähler.

Über einen nicht alltäglichen städtischen Angestellten verfügte lange Zeit die Stadt Nördlingen. Es war der Windreiter, der in der von vielen Stürmen heimgesuchten Stadt bei starkem Winde durch die Straßen reiten und ein etwa ausbrechendes Feuer sofort bekanntmachen mußte. Gegen herabfallende Ziegel war er durch eine Sturmhaube geschützt. Dieses Amt des Windreiters erhielt sich bis in die neuere Zeit hinein, und der letzte städtische Windreiter von Nördlingen starb im Jahre 1866.

Über einen merkwürdigen Beruf gibt eine alte Kirchenrechnung aus der Gegend von Apolda in Thüringen Aufschluß. Unter den Ausgaben befindet sich der Posten: „15 Groschen jährlich Besoldung an Hans Gärten, die Schlafenden in der Kirche aufzuwecken." Von einem solchen „Kirchenwecker" wußte auch der Dichter Gellert zu berichten. Er lernte ihn in einer sächsischen Dorfkirche kennen; es war ein mit einem Stecken ausgerüsteter Knabe, der das Amt hatte, die während der Predigt eingeschlafenen Leute zu wecken. Wie Gellert weiter erzählte, waltete dieser kleine Kirchenbeamte seines Amtes nicht auf die sanfteste Weise.

Klageweiber, die bei Begräbnissen und in verschiedenen Ländern auch bei Hochzeiten ihren tränenreichen Beruf ausüben müssen, gehören ebenfalls zu den seltsamen Erscheinungen. Einzig in seiner Art ist jedoch der Sorgenmeister, den es in Annam (Hinterindien) gibt. Seine Aufgabe ist es, bei besonderen Gelegenheiten zu fluchen, um dadurch die bösen Geister, die Sorgen und Unglück bringen, zu vertreiben. Da sich die bösen Geister nach dem Volksglauben in Annam ihre Opfer besonders gern bei Todesfällen und Hochzeitsfeiern aussuchen, versäumt man es nicht, den Sorgenmeister in Trauer- und Hochzeitshäusern kräftig fluchen zu lassen.

An Bord eines Bergungsdampfers

Von Gerhard Glogau

In tiefdunkler Nacht werde ich aus dem Schlaf gerissen; mein kleiner Reisewecker, ein alter, treuer und vor allem zuverlässiger Begleiter, dröhnt mir in die Ohren.

Na, dann hoppla, 'raus aus der Falle! Richtig, heut geht's ja an die Samlandküste, um endlich die Wracke zu beseitigen, die sich dort an zwei Stellen bis dicht unter den Meeresspiegel emporrecken und eine Gefahr darstellen für die kleinen Fischerfahrzeuge. Die größeren, die Motorkutter, haben allerdings nichts zu befürchten, denn sie meiden peinlichst jene Ecken, da Hunderte von Metern in die See hinaus ungeahnte Untiefen anzutreffen sind, meist steinige Bänke, die der Küste vorgelagert sind.

Ich gehe mit beschleunigten Schritten über das verlassene, nur von elektrischen Lampen beleuchtete Werftgelände des Hafenbauamts Pillau, im Rucksack ein buntes Gemenge von Brot, Aufstrich, Kaffeeflasche, Handschuhen, Kamera, dickem Mantel und noch mehr durcheinanderschüttelnd. Das soll alles irgendwann gebraucht werden, und vergessen hat man bestimmt auch noch etwas. Dort liegt der „Samland" am Bollwerk, er dampft schon mächtig; die gesetzten Positionslichter

künden von seiner Reiselust. Er ist eigentlich kein besonders schöner Dampfer, wenn er auch erst fünf Jahre alt ist. Doch das ist immer so, die Arbeit läßt sich selten in einem schönen Kleide verrichten, wenn man dies auch in der heutigen Technik anstrebt. Eigentlich ist er nur als „Tonnenleger" gebaut, aber sein Betätigungsfeld ist viel größer. Heute macht er Inspektionsfahrten und sieht nach, ob keine Tonnen vertrieben sind, morgen rettet er Fischer aus Seenot, hier muß er einen schweren Schwimmkran schleppen, dort eine abgesoffene Schute auspumpen. Er ist eben „das Mädchen für alles" beim Hafenbau.

„Guten Morgen, Kapitän!"

„Na, kommen Sie auch mit?"

„Natürlich, so etwas gibt's doch nicht alle Tage."

„Ja, ja. — Na, Stürmann, wenn der Werftinspektor kommt, können wir losmachen."

Die Taucherbarkasse liegt schon längsseit. Ihre Besatzung, der Taucher und die Hilfsleute, stehen an Deck und freuen sich auf die Fahrt und — auf die guten Überstunden, die es heute gibt.

„Schmeiß los die Achterlein!" Die Maschine macht kleine Fahrt voraus. Langsam geht es aus dem Hafen, im Schlepp die Taucherbarkasse.

„Na, Männer, geht man nach unten! Wir haben über zwei Stunden Fahrt bis Brüsterort," sagt der weiße Kapitän zu den Leuten, die noch nicht recht wissen, was sie anfangen sollen.

Unten im Logis, der Mannschaftskajüte, ist es warm, rauchig und voll. Vier Mann haben sich zum „Hund" zusammengefunden, einem sehr beliebten Kartenspiel, bei dem jedesmal einer „bleiben" muß. Der ist dann Hund und muß bellen. Mit Kreide wird an der Wand angemerkt, wie oft jeder gebellt hat. So vertreibt man sich die Zeit während der Fahrt.

Draußen ist es mächtig kalt. Wir fahren immer Kurs Brüsterort. Ob es heute gelingen wird, das dortige Unglückswrack unschädlich zu machen? Vor drei Monaten, gerade am zweiten Weihnachtsfeiertage, war bei stark nebligem Wetter in der Dünung ein Fischerboot daran festgekommen, nur gute tausend Meter von Land. Kein Rufen brachte Hilfe. Das Boot war leck, die Fischer hielten sich krampfhaft am Mast fest, die See warf sie hin und her, her und hin, eine eisige Wintersee. Stunde um Stunde sank, zu Tode erschöpft, erfroren, zermartert, ein Mann um den andern dahin — drei junge Fischer, die Weib und Kind unversorgt daheim ließen. Man hatte beim ersten ruhigen Wetter den Unglücksort aufgesucht und in dem knapp zwei Meter tiefen Grunde einen eisernen Pfahl stecken gefunden, zwölf Zentimeter im Durchmesser etwa. Er saß fest an Resten von Eisenplatten, die auf dem Grunde von den Steinen eingerollt waren. Man wußte nur so viel, daß dies die letzten Reste eines Fischdampfers waren, der im Kriegsjahr 1916 als Vorpostenboot hier gestrandet war.

Heute soll nun auf jeden Fall das gefährliche Hindernis beseitigt werden. Zum mindesten hofft man, das Rundeisen am Grunde „abbrennen" zu können. Taucherarbeit! Der „Samland" muß seines Tiefgangs wegen natürlich weiter draußen vor Anker bleiben, etwa dreihundert Meter ab. Verhältnismäßig mühsam pullt man in der Taucherbarkasse und einem andern Boot gegen die von Osten stehende Dünung. Jedesmal, wenn ein Wellental über die Stelle geht, der wir zusteuern, taucht der Eisenpfosten aus dem Wasser. Die Barkasse legt sich vor den Anker, das andere Boot macht an dem Pfahl fest.

Alles ist da, Sauerstoff- und Wasserstoffflaschen, Unterwasserbrenner. Da kommt der Taucher von seiner ersten Voruntersuchung hoch und erklärt, daß er bei der Dünung nicht arbeiten kann, denn beim „Schneiden" muß er natürlich den Brenner ganz ruhig halten.

„Weg müssen wir ihn aber heute kriegen," erwidert der Werftinspektor.

„Dann müssen wir sehen, ihn loszureißen."

Ein Ende wird am Pfahl festgemacht, genügend Leinen aneinandergesteckt und zum Dampfer ausgefahren. So hat man jetzt eine Seilverbindung zwischen Wrack und Dampfer. Von dort gibt man ein Drahtseil an Bord des Bootes, das sich wie eine Seilfähre zurückholt. Mit Rudern hätte man es natürlich nie gezwungen, das schwere Drahtseil mehrere hundert Meter herzufahren. Die weitere Arbeit ist nicht schwierig. Eine Kette wird um den Eisenpfahl geschlängt und

Das Heck eines Wracks wird an Bord des Bergungsdampfers hochgezogen / Phot. G. Glogau.

mittels Schäkel mit dem Draht verbunden. Der Dampfer soll anfahren und sehen, die Geschichte vom Grunde loszureißen. Es ist eben ein Versuch. Reißt der Draht, dann geht es auf diese Weise nicht.

Alles ist in höchster Erwartung. Langsam schwojt der „Samland" herum und fährt an, Kurs seewärts. Noch hängt der Draht bis auf den Grund durch, noch steht der Unglückspfosten. Ganz sachte hebt sich drüben der Draht aus der See. Wir stehen im Boot dicht neben dem Wrack und warten darauf, daß uns ein gerissenes Seilende um die Ohren fliegt. Da — hops, hops, hebt sich ruckweise der Pfahl; er bewegt sich, man hört das Schurren auf dem steinigen Grund, er dreht sich.

„Immer volle Fahrt voraus geben!" Ein Ungetüm hebt sich aus der See, eisern, verrostet, von unzähligen Muscheln besetzt, Plankenreste daran, das ganze Heck des einstigen Fischdampfers. Es wird in immer größere Tiefen abgeschleppt. Dort gelingt es dann, das ganze Stück an Bord des „Samland" zu hieven. Große Freude herrscht hier. Das war doch ganze Arbeit! (Schluß folgt)

Unsere Störche im Winterquartier

Von Dr. Kurt Floericke

Nach dem Volksglauben überwintern unsere Störche in Ägypten, wo sie im Nilschlamm fette Frösche fangen. Dort finden sie angeblich auch die kleinen Wickelkinder und bringen sie nach Europa, so wie einst die Tochter des Pharao nach der biblischen Überlieferung im Schilf das Binsenkörbchen mit dem kleinen Moses fand, der später seinem Volk ein so gewaltiger Held, Führer und Gesetzgeber wurde.

Allerdings gibt es bei vorgerückter Jahreszeit massenhaft europäische Störche im Lande der Pharaonen, aber ihres Bleibens ist hier nicht, sondern sie ziehen von da alsbald weiter, tief, tief ins tropische Afrika hinein, ja durch dieses hindurch, und finden erst im gemäßigten Südafrika ihren endgültigen Winteraufenthalt, in den Gegenden, wo im vorigen Jahrhundert zähe Buren und tapfere Zulus jahrzehntelang in grausamer und blutiger Fehde miteinander lagen. Hier finden sie keine Sümpfe, sondern Steppen, und zur Ernährung sind sie statt der Frösche in der Hauptsache auf große, schädliche Heuschrecken angewiesen, die oft die ganze Ernte vernichten.

Doch nicht alle europäischen Störche ziehen diesen Weg. Es hat sich vielmehr durch aufmerksame Beobachtung herausgestellt, daß in dieser Beziehung die Elbe eine scharf trennende Rolle spielt. Alle östlich dieses Stromes brütenden Störche ziehen zunächst südöstlich zum Odertal und suchen dann durch die March-Beczwa-Oder-Furche die Donau zu erreichen, der sie bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer folgen. Nach Übersetzung des Bosporus wandern sie die kleinasiatische Küste entlang erst in südlicher, dann in östlicher Richtung weiter durch Syrien zum Nil. Ich habe selber zur Zugzeit bei Mersina und Adana unendliche Storchenheere gesehen, ebenso in Syrien, wo sie die ganze Ebene zwischen dem Meeresstrande und dem Libanon erfüllten.

Ganz anders wandern die westlich der Elbe heimischen Störche. Ihr Weg führt in südwestlicher Richtung durch Frankreich und Spanien bis zur Meerenge von Gibraltar, die nach einigem Zögern überschritten wird, um die Reise längs der Westküste Marokkos fortzusetzen und hierauf quer durch Afrika über den Tschadsee zur ostafrikanischen Seenplatte und schließlich nach Südafrika zu ziehen. Dies ist eine ungeheure Reise, die dem ausdauernden Flugvermögen der Langbeiner alle Ehre macht.

Man sieht übrigens schon aus diesen kurzen Angaben, wie ängstlich die Störche auf ihren Wanderungen Hochgebirge und größere Meeresstrecken zu vermeiden suchen. Auch auf dieser westlichen Zugstraße habe ich persönlich sehr hübsche und lehrreiche Beobachtungen machen können. Ich wohnte damals in einem kleinen Landhause auf dem Höhenzug hinter der Stadt Tanger. Vom Garten aus konnte ich einen großen Teil der gegenüberliegenden spanischen Küste überblicken, und namentlich die Stadt Tarifa trat bei günstiger Beleuchtung so scharf hervor, daß man an manchen Häusern die Fenster zählen konnte. In den ersten Morgenstunden tauchten hier öfters gewaltige Storchenheere auf, die wahrscheinlich in den großen Sümpfen des Guadalquivirs genächtigt hatten und die ich mit Hilfe des Feldstechers vom ersten Augenblick ihres Erscheinens an vortrefflich verfolgen konnte. Sobald die Störche auf ihrem Luftweg die äußerste Spitze Europas erreicht hatten, gerieten sie offensichtlich in Unruhe und schwangen sich kreisend immer höher empor. Erst nach etwa halbstündigem Kreisen ordneten sie sich neu und kamen nun schnurstracks über das schmale Meer herüber, und zwar in der Richtung auf den Leuchtturm am Kap Spartel, sie ließen also Tanger links liegen. Auf meinen vielen Ritten längs der Westküste Marokkos habe ich dann solche wandernden Storchenheere verfolgen können bis in die Gegend südlich von Mogador, wo sie die Meeresküste zu verlassen und landeinwärts abzubiegen schienen.

In ihren südafrikanischen Winterquartieren halten die Störche gleichfalls scharenweise zusammen und führen im allgemeinen wohl ein recht sorgloses Leben. Nahrung birgt ja die weite Grassteppe im Überfluß, und Adebar macht sich hier auch durch fleißiges Vertilgen kleinerer Giftschlangen verdient. An tierischen Feinden fehlt es freilich auch nicht, aber er entgeht den meisten Nachstellungen durch seine Wachsamkeit und Wehrhaftigkeit. Ich glaube daher nicht recht daran, wenn viele Forscher den leider allgemein zu beobachtenden und tief bedauerlichen Rückgang unserer Brutstörche auf starke Verluste im Winterquartier zurückführen wollen. Dort werden nämlich neuerdings die Heuschrecken ihrer Schädlichkeit wegen durch Arsenpräparate massenhaft vergiftet, und durch das Verzehren solcher Heuschrecken sollen sich auch die Störche den Todes-

keim einverleiben und zu Tausenden umkommen. Man konnte darüber die schauerlichsten Schilderungen lesen, die der Einbildungskraft der Berichterstatter alle Ehre machten, aber ernste und gewissenhafte Forscher haben herzlich wenig davon wahrgenommen. Abgesehen von der großen Widerstandsfähigkeit der Störche gegen Gifte, sitzen diejenigen Heuschrecken, die schon das Gift im Leibe haben, dicht zusammengedrängt regungslos da und haben in diesem Zustand wenig Reiz für die Störche, die viel lieber auf sich bewegende, hüpfende oder schwirrende Beutetiere Jagd machen. Ferner heißt es, daß europäische Störche auf der Durchreise in steigendem Maße in Nordafrika hängen bleiben und hier unter für sie ungleich behaglicheren Verhältnissen zur Brut schreiten, also überhaupt nicht wieder in ihre ursprüngliche Heimat zurückkehren. Auch dies halte ich für einen Trugschluß. Allerdings sieht man beispielsweise in den Städten Marokkos fabelhaft viel Brutstörche, aber die waren von jeher da und haben jedes verfügbare Plätzchen schon derart in Anspruch genommen, daß für neue Zuzügler wirklich kein Raum mehr vorhanden ist und solche von den alteingesessenen Paaren weggebissen werden müssen.

Unser Vollbild zeigt uns einen Blick auf die große marokkanische Hafenstadt Rabat, aber noch ungleich größer ist die Zahl der Langbeiner in der südlichen Landeshauptstadt Marakesch. Noch toller liegen die Verhältnisse in dem Städtchen El Aksar del Kebir (Alcazar), halbwegs zwischen Tanger und Fes. Es hatte zur Zeit meines dortigen Aufenthalts etwa zehntausend Einwohner, aber sicherlich noch viel mehr Störche. Fast auf jedem Hause befanden sich mehrere Storchnester. Wollte man durch die Straßen schlendern, so konnte man dies eigentlich nur mit aufgespanntem Regenschirm, denn alle Augenblicke sauste aus der Luft ein saftiger Storchengruß herunter.

Wir haben also die wahren Ursachen für die erschreckend rasche Abnahme unserer Brutstörche nicht in den afrikanischen, sondern in den europäischen Verhältnissen zu suchen, vor allem in unserer Überkultur. Entwässerungen, Flußregulierungen und die für die Vogelwelt so gefährlichen Starkstromleitungen sind da wohl in erster Reihe zu nennen.

Zum Schluß noch ein unterhaltsames Stückchen von der Wehrhaftigkeit Adebars. Als ich vor dreißig Jahren längere Zeit in Marakesch mich aufhielt, hatte ich mir dort in meinem Garten einen großen Raubtierkäfig eingerichtet und hauptsächlich mit Ichneumons, Wild- und Ginsterkatzen bevölkert. In der Regel fütterte ich die ganze Gesellschaft mit frischgeschossenen Tauben oder auch mit Störchen, da diese bei ihrer Massenhaftigkeit das billigste und am leichtesten erreichbare

Eingeschneit / Phot. R. Wörsching, Starnberg.

Fleisch lieferten. Einmal hatten meine Leute in meiner Abwesenheit einen nur leichtgeflügelten Storch in den Käfig gesetzt, und ich kam gerade dazu, wie ihm ein Ichneumon an die Kehle springen wollte. Das nahm aber Meister Adebar gewaltig übel. Im Nu hatte er seinen Feind abgeschüttelt und sauste dann mit großen Schritten im Käfig herum; nach rechts und links fielen hageldicht seine wuchtigen Schnabelhiebe, so daß das feige Katzen- und Mardergesindel heulend und kreischend auseinanderstob, in alle Ecken flüchtete und schließlich spuckend und fauchend auf den obersten Sitzbrettern und Ästen Zuflucht suchte. Ich ließ den Storch nun noch zwei Tage im Käfig, um zu sehen, wie dieser Kriegszustand sich weiterentwickeln würde, aber der rotbeinige Stelzvogel behauptete nach wie vor siegreich das Feld, und zwar in solchem Maße, daß die eingeschüchterten Raubtiere nicht einmal zum Fressen herunterzukommen wagten. Schließlich nahm ich ihn heraus, und er hat dann noch lange die Rolle des gefürchteten Tyrannen auf meinem Geflügelhof gespielt.

Die Meute im Winterlager / Von Paul Jordan

(Schluß)

Der vorletzte Tag im Lager brachte noch ein großes nächtliches Kriegspiel. Führer der roten Armee war der Wüstenscheich, Wilhelm führte die weiße Armee, Pawel war Unparteiischer, das Raubtier sein Adjutant.

Erst eine halbe Stunde vor Beginn des Kampfes brachte der Adjutant des Unparteiischen den beiden Heerführern ihre Armeebefehle. Der an Wilhelm lautete folgendermaßen:

„Armee-Oberkommando.

Im Felde, den 3. Januar.

An den Führer der weißen Armee.

Herr General!

Sie entfernen sich pünktlich 20 Uhr mit Ihren Truppen auf dem Hauptwege in nördlicher Richtung vom Lager. Als feste Stellung wird Ihnen der westliche Hang des Bachtales in der Höhe des Wasserfalls angewiesen. Das Lager des Feindes wird sich auf der gegenüberliegenden Höhe befinden. Suchen Sie sich einen gut geschützten Standplatz für Ihre Fahne, der um 21 Uhr feststehen muß und nicht mehr verlegt werden darf! Um die gleiche Stunde beginnt die Kampfhandlung. Ob Sie Verteidigung oder Angriff wählen, Patrouillen entsenden oder dem Gegner einen Hinterhalt legen, bleibt Ihnen anfangs überlassen. Später wird Ihnen mein Adjutant Befehle übermitteln.

Der Gewinn des Kampfes wird nach Punkten errechnet, und zwar gilt die Eroberung der Fahne 50, die Tötung des feindlichen Heerführers 25, die jedes gegnerischen Soldaten 5 Punkte. Tot ist, wem das um den linken Oberarm zu tragende Taschentuch abgenommen ist. Die Toten haben sich sofort ohne weiteren Laut ins Heim zu begeben.

Achtung, Herr General! In Ihrem Heere befindet sich ein Spion, ein feindlicher Offizier, dem es gelungen ist, sich als einfacher Soldat in Ihre Reihen einzuschleichen. Er wird versuchen, Ihrem Gegner Ihr Losungswort, den Standort der Fahne und Ihre strategischen Anordnungen zu verraten, vielleicht sogar selbst Ihre Fahne herunterzureißen und damit zu entkommen. Hüten Sie sich vor dem Spion! Wenn Sie ihn erkannt zu haben glauben, so lassen Sie ihn standrechtlich erschießen (durch Abnahme der Binde)! Erwischen Sie aber nicht den Falschen dabei! Das kostet Sie selbst dann 5 wertvolle Punkte.

Ihr Losungswort ist Le-ber-tran. Anrufender und Angerufener haben die Silben wechselseitig zu sprechen, damit feindliche Schleichposten als Anrufer nicht gleich die ganze Losung erfahren.

Auch einem Ihrer Offiziere ist es gelungen, als Spion beim Feind Heeresdienst zu tun. Es ist dies Hajo. Benutzen Sie die halbe Stunde bis zum Kampfbeginn, um unauffällig mit ihm in Verbindung zu treten und ihm geeignete Befehle zu geben!

Punkt 22 Uhr werde ich das Kriegspiel abpfeifen. Im Augenblick des Pfiffes hört jede Kampfhandlung auf, und Sie begeben sich mit Ihren Leuten zu mir zur Punktzählung.

Also machen Sie Ihre Sache gut!

Pawel Gugowitsch, Feldmarschall."

Der Wüstenscheich als roter General bekam einen ähnlichen Armeebefehl. Die halbe Stunde von da bis zum Beginn war voller Unruhe auf beiden Seiten. Wer ist in unserm Heer als Spion des Gegners tätig?

Das war die Frage, die alle bewegte. Ein großes Raten begann. Die Spione selbst — in Wilhelms Heer war es Heinz — taten sehr unschuldig und bemühten sich, den Verdacht auf andere zu lenken. Gleichzeitig mußten sie sehen, mit ihrem richtigen Führer unauffällig in Verbindung zu treten. Die Weißen versuchten sogar, dem Wüstenscheich den Armeebefehl aus der Tasche zu stehlen, um den Namen des Spions zu erfahren, was aber schließlich doch mißlang, da Löwenherz es eben noch bemerkte.

Dann war die Zeit herum. In entgegengesetzter Richtung marschierten die Heere ab, um im Bogen möglichst leise in ihr Gebiet zu kommen und dort einen geeigneten geschützten Standplatz zu finden. Der Wüstenscheich hatte seine Leute geheißen, weiße Sporthemden und weiße Turnhosen mitzunehmen, ließ bald halten und diese über die andere Kleidung ziehen, um so gegen den beschneiten Boden nicht aufzufallen.

Pawel und sein Adjutant blieben noch eine halbe Stunde im Heim. Sie hatten Zeit, da sie sich ja nachher auf geradem Wege in das Kampfgebiet begeben konnten.

Blick auf die marokkanische Hafenstadt Rabat mit ihren zahlreichen Storchnestern / Phot. Axelrod.

Noch bevor sie dahin aufbrachen, kam Hans II., der Hajo als „Toten" abführte. Der Wüstenscheich hatte sehr richtig geraten, daß Hajo der Spion sei, hatte gleich auf dem Marsch ein Kriegsgericht gebildet, Hajo des Hochverrates geziehen und zum Tode durch Erschießen verurteilt. Bevor der verdutzte Spion noch etwas unternehmen konnte, etwa fliehen oder laut rufen, war er seine Armbinde schon los. Nun war aber der Wüstenscheich nicht ganz sicher, ob nicht doch vielleicht nicht Hajo, sondern Hans II. Wilhelms Spion sei; deshalb hatte er Hans beauftragt, Hajo ins Heim zu geleiten und dann zurückzukommen. Er wollte den ebenfalls verdächtigen Jungen nicht den Standplatz kennenlernen lassen. So schickte er denn Hans II., als er zurückkam, mit drei Jungen zur Erkundung des feindlichen Lagerplatzes aus, ohne daß dieser den Standort der Fahne zu sehen bekommen hätte. Er tat ihm unrecht, denn Hajo war wirklich der Spion gewesen, aber der Wüstenscheich mußte vorsichtig sein, zumal Hans II., wenn er wirklich der Spion war, wegen seiner großen Körperkraft gefährlich werden konnte.

Inzwischen hatten sich auch Pawel und das Raubtier in das Kampfgebiet begeben. „Unparteiischer!" antworteten sie, wo sie von Horchposten leise angerufen wurden, ebenso leise. Auf beiden Seiten gingen Stoßtrupps vor, um den Feind auszukundschaften. Dabei fiel Hans II. mit seinen drei Begleitern in einen Hinterhalt der Weißen. Es gab einen gewaltigen Kampf, denn die vier wehrten sich wie die Löwen. Als es Hans II. dabei sogar gelang, die Fahne des Gegners herunterzureißen, hielt Heinz als heimlicher Roter seine Zeit für gekommen und unterstützte Hans II. und seine Leute. Sofort aber, als er angriff, warfen sich drei Weiße auf Heinz, denn Wilhelm hatte ihn schon im Verdacht der Spionage und diese drei beauftragt, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Ja, der Kampf war hart und heftig. Es gelang dem schwerbedrängten Hans II., dem Kölner Erich die Binde zu nehmen, dann aber erlag er der Übermacht, die Fahne wurde ihm wieder entrissen und auch seine Binde. Ebenso erging es den Jungen, die mit ihm waren. Nur Heinz, dem Spion, gelang es, seine drei Gegner abzuschütteln und zur roten Armee zu fliehen, der er nun wenigstens den Stand der Schlacht und den Platz der feindlichen Fahne verraten konnte.

Die weiße Armee, für die das Spiel ja nun 20 : 5 und somit sehr günstig stand, hielt ihre Leute alle im Lager, um durch Verteidigung den Vorsprung zu wahren. Pawel schickte seinen Adjutanten, der sich überzeugte, daß die heruntergerissene Fahne wieder am Speer befestigt war, dann ging er mit dem Adjutanten ins Lager der Roten.

Der Wüstenscheich hatte seinen Platz so geschickt zwischen Dornbüschen gewählt, daß er die Verteidigung der Fahne drei zuverlässigen Leuten anvertrauen und selbst mit dem übrigen Dutzend losziehen konnte, um seinerseits einen Sturm auf die Fahne der Roten zu versuchen, wobei Hans II. ja gefallen war. Geführt von Heinz, machten sie sich auf, um durch eine Umgehung in den Rücken des Feindes zu kommen. Zehn Minuten vor Schluß war er mit seinen Getreuen dort angelangt. Er hatte absichtlich im Rücken des feindlichen Lagers Lärm gemacht, damit Wilhelm den Angriff dort erwarten solle, hatte dann rasch und leise alle Leute auf das andere Bachufer geführt und kam nun von vorn. So geschickt er aber auch vorging, so wenig aussichtsreich war doch seine Lage, da ihm ja sieben von seinen zwanzig Mann fehlten, dem Gegner aber nur zwei. So standen dreizehn Angreifer gegen achtzehn Verteidiger. Es war klar, daß nur der Gewinn der Fahne durch die 50 Punkte den Sieg der Roten bringen konnte. Deshalb wartete der Wüstenscheich bis eine Minute vor dem Schlußpfiff. War dann die Fahne in Händen der Roten, wenn der Pfiff den Kampf abbrach, so war der Sieg sicher. Die eine Minute Kampf mußte ihn bringen. Wurde vorher angegriffen, so entschied die Übermacht den Sieg der Weißen.

Eine Minute vor Schluß! „Zum Sturm!" brüllte der Wüstenscheich und durchbrach an der Spitze seiner Getreuen die feindliche Reihe. Die Weißen, die den Hauptangriff von der andern Seite her erwartet hatten, waren einen Augenblick verdutzt. So gelang es dem roten General, zur feindlichen Fahne vorzudringen. Dort aber war Wilhelm mit einigen seiner Soldaten. Krachend zersplitterte der Fahnenspeer im Kampf. Der Wüstenscheich hatte die Fahne. Sofort jedoch war er sie wieder los. Ein harter Kampf Mann gegen Mann entbrannte in der Dunkelheit.

„Tüüüü-tüüü-tü!" gellte Pawels Pfeife dazwischen. Schluß! Der Kampf war aus. Mit knapper Not war es den Weißen gelungen, die Fahne zu retten. Nur eine einzige Binde wurde in diesem Kampfe erobert, so erbittert kämpften die wenigen Roten. So blieb es bei dem Sieg der Armee Wilhelms.

Als die wiedervereinigten Truppen dann im Heim ankamen, wurden sie von den „Toten" mit einem lustigen Lied begrüßt. Das war der Verlauf des nächtlichen Kriegspiels. —

Dann war das Ende des Lagers da. Es nützte alles nichts, die Schule rief, die Ferien waren vorbei, der Werktag kam. Gewiß, Ostern sollte eine große Fahrt die ganze Meute wieder für fünfzehn Tage vereinen, aber bis dahin schien es den Jungen eine Ewigkeit — drei Monate!

So hieß es Abschied nehmen von Herrn und Frau Lohrmann, von Lux und Jokus und von all den Orten, wo man so glücklich gewesen war, vom Heim selbst. Die Gruppen hatten zunächst noch eine Stunde gemeinsamer Bahnfahrt bis zur nächsten Staatseisenbahnstation. Es war eine traurige Stunde, diese Fahrt, denn alle dachten an Abschied und Trennung.

Bei der Station angekommen, ergab sich eine Schwierigkeit: Der Ausweis für Fahrpreisermäßigung für Jugendgruppen lautet immer genau auf das Kalender-

jahr der Ausstellung. Nun hatte Pawel zwar schon vor dem Lager vorschriftsmäßig die Verlängerung für das kommende Jahr beantragt, aber noch nicht bekommen. Es bestand kein Zweifel, daß diese Verlängerung genehmigt würde, aber sie war eben noch nicht da, und der Stationsvorsteher, der sehr genau war, erklärte, das gehe ihn alles nichts an, jedenfalls sei der Ausweis nicht mehr gültig, sondern laufe bis zum 31. Dezember und man schreibe bereits den 5. Januar; die Jungen müßten den vollen Fahrpreis bezahlen. Pawel versuchte vergeblich, dem Mann klarzumachen, daß noch keine einzige Jugendgruppe jetzt schon den Ausweis für das neue Jahr von der Eisenbahndirektion erhalten habe; der werde immer erst etwa Ende Januar zugeschickt. Der Beamte bestand auf seiner Vorschrift.

Was tun? Durchschnittlich waren 200 Kilometer Bahnfahrt zurückzulegen. Dies ergab für vierzig Mann einen Fahrpreis von etwa 300 Reichsmark, während er sonst bloß 150 ausgemacht hätte. 150 Reichsmark fehlten also. Pawel überlegte, ob er wohl an einen der Väter um Geld telegraphieren solle, aber er verwarf den Gedanken wieder. Es war ihr Recht, die Ermäßigung der Bahn zu genießen, und deshalb wollte er schon aus Grundsatz nicht den vollen Preis bezahlen.

Die ganze Horde hatte mit großem Interesse die Entwicklung der Dinge abgewartet. Fein! Nun läßt uns der Beamte nicht fahren, mehr Geld haben wir nicht, also müssen wir schon noch einen Tag, mindestens aber noch eine Nacht zusammenbleiben. Da haben wir keine Schuld an dem verspäteten Heimkommen. Großartig! Möge es Pawel bloß nicht gelingen, dem Mann sein Unrecht klarzumachen! Das waren so etwa die Gedanken aller Jungen, und mit Befriedigung sahen sie, daß der Stationsvorsteher nicht nachgab.

Nur Pawel war ärgerlich. Dann aber kam ihm ein Gedanke, bei dem er vergnügt auflachte. „Ja, Jungen," begann er, „ich bin überzeugt, daß ich bis morgen durch die höhere Dienststelle die Fahrpreisermäßigung erwirke, auch gegen den Willen dieses Beamten. Aber da wir, wie immer, gerade auf den Kopf genau das Rückfahrgeld besitzen, können wir in den nächsten vierundzwanzig Stunden nichts essen. Was sagt ihr dazu?"

„Das macht nichts," tönte es im Chor zurück. „Hauptsache, wir bleiben noch einen Tag zusammen."

„Na, ich will einmal sehen, ob wir nicht auch ohne Geld etwas zu essen bekommen. Aber wie ist das mit dem Schlafen? Was sagt ihr dazu, im Winter im Freien zu übernachten?"

Da wurden die Gesichter der Jungen doch schon bedenklicher, aber sogleich sahen sie wieder hell und lustig aus, als Pawel erklärte, er wolle sich mit der ganzen Meute, da die Bahn ihn nicht fahren lasse, beim Magistrat des Städtchens obdachlos melden. Die Behörden seien verpflichtet, jeden Deutschen, der sich ausweisen könne und keine Unterkunft habe, irgendwo nächtigen zu lassen und notdürftig zu verpflegen.

Es gab eine große Aufregung auf dem kleinen Rathaus, als vierzig Mann obdachlos gemeldet wurden. Zu machen war da aber nichts. Die Herberge zur Heimat war viel zu klein, und so kam es, daß die ganze Meute im neuen Amtsgerichtsgefängnis untergebracht wurde, das eben erst fertiggestellt war, aber erst in diesen Tagen bezogen werden sollte. Je zwei und zwei der Jungen kamen in eine Zelle und wurden auch richtig eingeschlossen, weil es dem Aufseher mit dem Herumlaufen der Gesellschaft zu laut wurde. Zum Abendessen bekam jeder einen Teller Gefangenenkost und ein Stück Brot. Es schmeckte den Jungen gar nicht einmal so schlecht. Ihr Aufenthalt in der Gefängniszelle machte ihnen sehr viel Spaß.

„Sieh mal," sagte Pawel zu Totila, seinem Zellengenossen, „so kann man als Wandervogel ins Gefängnis kommen!"

„Ist soweit ganz nett hier," erwiderte der Gotenkönig, der auf dem Schemel stand, um aus dem hochgelegenen, stark vergitterten Fenster zu sehen; „es wäre mir sehr recht, wenn ich hier eine Woche mit dir hausen könnte, anstatt übermorgen wieder zur Schule zu müssen. Allein allerdings und für lange Zeit, brrr, nein, danke!"

Auch die übrigen „Zelleninsassen" fühlten sich sehr wohl in dieser Nacht. Die Holzpritschen waren etwas hart, aber jeder bekam von dem Aufseher, der sich rasch mit den Jungen befreundet hatte, drei große neue Wolldecken, und so schliefen sie alle weich und warm.

Am nächsten Morgen allerdings mußten sie dann ausziehen, denn der Bürgermeister wollte die große Einquartierung rasch wieder loswerden. Er hatte deshalb mit dem Stationsvorsteher gesprochen und, als dieser nicht nachgeben wollte, an die Eisenbahndirektion telephoniert. Da hatte dann die Station Anweisung bekommen, den Trupp mit Ermäßigung fahren zu lassen. Jammerschade! dachten die Jungen, die gerne noch im Gefängnis geblieben wären.

Das also war nun wirklich der Abschied. Pawel selbst mit Rolf, Werner und Jürgen aus Hamburg fuhr zusammen mit den Stadern zuerst ab, dann kamen Frankfurt, Sobernheim, Köln und Saarburg unter Wilhelm mit dem nächsten Zug fort, und als letzte fuhren die Karlsruher und die Stuttgarter ab. Als auch sie dann in Bietigheim sich trennen mußten, als nur noch der Wüstenscheich mit den Stuttgartern im Abteil zusammen saß, da war das Winterlager endgültig vorbei, und die Jungen konnten nichts tun, als voller Ungeduld Ostern und ein gutes Versetzungszeugnis abwarten.

Sprichwort

Was du in der Jugend verbrochen,
Wirft Gott auf deine alten Knochen.

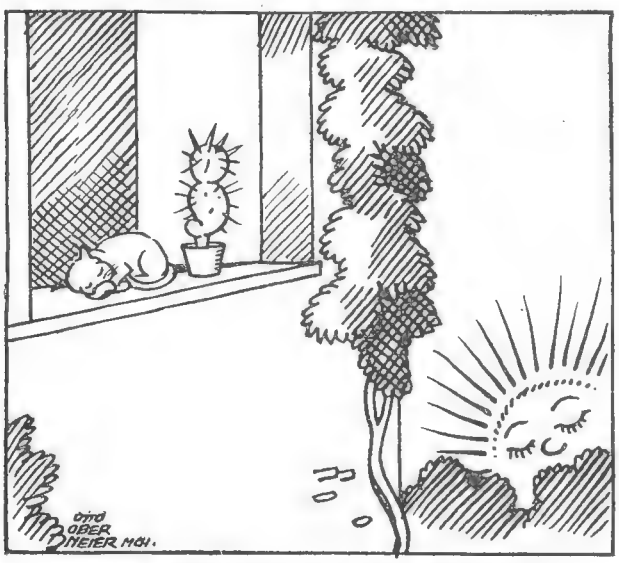
Der Werdegang des Zündhölzchens

Von Willi Albrecht

Das ist doch wirklich billig, so ein Schächtelchen Zündhölzer für drei Pfennig! Davon müssen die Zündholz-Verkaufs-AG., der Kaufmann und oft noch der kleine Straßenhändler ihren Gewinn haben, und auch der Vater Staat muß Zündholzsteuer nehmen. Dann sollen die Arbeiter bezahlt werden, das Holz kostet Geld, und schließlich möchte doch auch noch der Besitzer der Zündholzfabrik einen Gewinn verzeichnen. Wie ist das alles aus den drei Pfennig herauszuholen?

Die Herstellung des Zündholzschächtelchens und der Zündhölzer selber darf eben nur sehr, sehr wenig kosten, und das kann man nur in einer Fabrik erreichen, die sehr große Mengen auf maschinellem Wege herstellt und

Ein schmerzhaftes Erlebnis



1. Das Miezchen schlief. Der Kaktus stand
Steif aufrecht an der Fensterwand,
Die Stacheln wehrhaft ausgestreckt,
Auch schlafend, bis die Sonn' ihn weckt.

darauf bedacht ist, den Arbeitsvorgang möglichst zu vereinfachen und schneller zu gestalten. So wird in der Zündholzindustrie fast gar nichts mehr mit der Hand gemacht, die Maschinen ersetzen die menschlichen Hände vollständig. Der Mensch darf nur die Maschine bedienen und die zu verarbeitenden Gegenstände einlegen. Hätte die Zündholzindustrie diese modernen Arbeitshelfer nicht, sie müßte mehr als zehnmal soviel Arbeiter beschäftigen. Dadurch würde selbstverständlich das Zündholz um ein Vielfaches teurer werden. Jede neue, verbesserte Maschine macht Arbeiter entbehrlich.

Heut weiß der Laie nicht mehr, in welcher Fabrik ein Zündholzschächtelchen hergestellt wurde; nur aus der Zahl in der linken oberen Ecke ersieht der Fachmann, in welchem Werk es entstand. Aus früheren Zeiten ist manchem unter uns vielleicht noch die Zündholzmarke mit dem Leuchtturm bekannt. Heute werden in diesem Werke wie in den andern Zündholzfabriken die bekannten Welt-, Konsum- und Weltgoldhölzer hergestellt. Nur an der Zahl 59 erkennt man die Fabrik Albersweiler in der Pfalz.

Den Betrieb einer Zündholzfabrik kann man in drei Abschnitte einteilen. Im ersten werden die Schächtelchen, im zweiten die Zündstäbchen und im dritten die Zündhölzchen fertiggestellt, in die Schachteln gefüllt und diese verpackt. Betrachten wir uns zunächst die Herstellung des Zündholzschächtelchens!

Wir betreten den Schälraum. In ihm wird das Holz, das zu den Schachteln und zu den Hölzchen verwendet wird, verarbeitet. Zu beiden nimmt man nur Aspen-, auch Espenholz genannt, und Pappelholz. Das eine kommt aus Polen und Rußland, das andere meist aus Holland und den Rheinniederungen. Die Stämme, die noch nicht ausgetrocknet sein dürfen, werden auf gleichgroße, 60 Zentimeter lange Stücke geschnitten, entrindet und von den Astauswüchsen befreit. Hierauf werden die Klötze in die Schälmaschinen eingespannt und diese in Bewegung gesetzt, wodurch sich der Klotz seiner Länge nach um sich selbst dreht. Ein diesem gleichlanges Messer schält nun beim Drehen des Holzes 0,8 Millimeter dicke Streifen ab, den Span der Schächtelchen. In einer Maschine wird das Holz für die Außenschachteln, in einer andern das für die Innenschachteln abgeschält. In der ersten sind Messer, die das abgeschälte Holz in den Entfernungen, in denen später der Holzspan zur Schachtel umgebogen wird, kehlen, damit sich die Teile umbiegen lassen und die Ecken schön kantig werden. Andere Maschinen schneiden die langen, dünnen Holzbänder in 12,5 mal 5,7 Zentimeter breite Späne. Aus diesen entstehen dann durch Umbiegen die äußeren Schächtelchen. Die Späne für den inneren Teil werden mit der Maschine 21 Zentimeter lang und 1,5 Zentimeter breit abgeteilt. Für den Boden der Innenschachtel werden noch 5,3 mal 3 Zentimeter breite Späne abgeteilt.

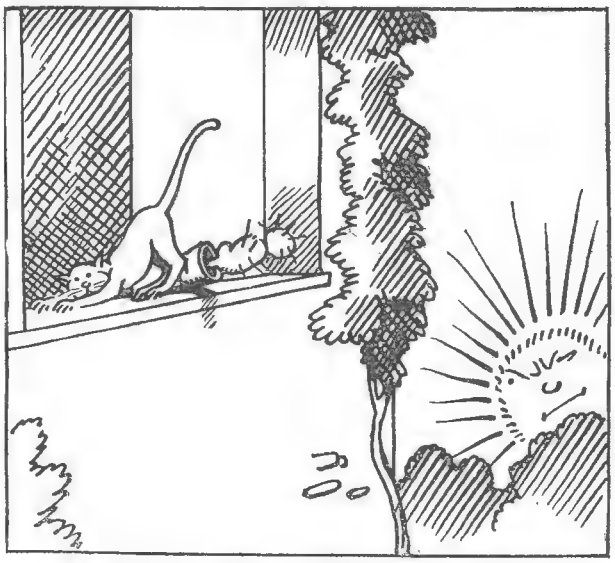
Ganze Stöße dieser zugerichteten Späne wandern nun zu den Schachtelmaschinen, in denen die Schachteln fertiggestellt werden. Auf der einen Seite legt ein Mädchen die Späne ein, von der andern Seite läuft blaues Papier ein. Die Maschine faltet die Späne an den eingekehlten Stellen, bestreicht das Papier mit Kleister und pappt dieses um das Holz. So stellt sie in einer Minute hundertzwanzig Außenschachteln her. Ähnlich ist es auch bei den Innenschachteln. Da hier das Verfahren etwas schwieriger ist, leistet diese Maschine nur achtzig Schachteln in der Minute. Die fertigen Schachteln wandern auf einem Transportband geradeswegs in die Trockenschränke, die sie nach einer Stunde vollständig getrocknet verlassen. Alsdann werden sie einer Zusammenstoß- und Etikettiermaschine zugeführt, die gleichzeitig die Schachteln zusammenschiebt und mit Papierschildern versieht. Die Zündholzschachtel ist fertig und harrt ihrer Füllung mit Zündhölzern.

Begleiten wir nun das Zündholz selber auf seinem

Werdegang! Wieder müssen wir im Schälraum beginnen. Diesmal wird der Zündholzspan nicht 0,8 Millimeter, sondern 2,2 Millimeter stark abgeschält. Die abgeschälten Bänder kommen in die Holzdrahtabschlagmaschine, die die Späne in 5 Zentimeter lange Hölzchen teilt, und nun ist der Holzdraht in seiner bekannten Form fertig. Eine solche Maschine teilt täglich viele Millionen Hölzchen ab. Diese fallen in Rollwagen, um in diesen in eine Imprägnierflüssigkeit getaucht zu werden. Hierdurch wird verhindert, daß die Hölzchen nach dem Erlöschen der Flamme nachglühen, wie dies ja ausdrücklich auf den Schachteln mit den Worten: „Imprägniert, glüht nicht nach" vermerkt ist. Die besseren roten Hölzchen werden gleichzeitig mit der Imprägnierung gefärbt. Dann werden die Hölzchen in einem Trockenraum mit erwärmter Luft in zwei Stunden getrocknet. In einer mächtigen rotierenden Trommel polieren sie sich gegenseitig durch Reibung. Durch Gleichlegemaschinen werden sie geordnet und gesammelt. Wenn man die verworrenen Hölzchen alle mit der Hand schön geordnet legen wollte, würde man eine sehr große Anzahl von Arbeitskräften zu diesem Geduldspiel brauchen. In viereckigen Kästchen wandern sie nun ihrer Fertigstellung entgegen.

Die Komplettmaschine macht nun das Zündholz „komplett", fertig. Sie hat zahlreiche Eisenstäbe, die viele Löcher enthalten. Durch eine sinnreiche Vorrichtung werden die Hölzchen in diese Löcher eingeführt und eingestoßen. Die ganze Maschine sieht dadurch aus, als ob sie mit lauter Hölzchen gespickt wäre. Diese werden nun an einem Ende paraffiniert, um eine leichte Übertragung der Flamme auf das Holz zu bewirken. Dann wird die so vorbereitete Spitze in die Zündmasse getaucht. Damit ist der Zündkopf fertig und wird nun durch mehrmaligen Umlauf in der Maschine getrocknet. Die Trockendauer beträgt etwa eine Stunde. Mit Nadeln werden dann die getauchten und getrockneten Hölzchen von den Stäben ausgestoßen und durch eine Transportkette dem sogenannten Sammelapparat zugeführt. Jede Komplettmaschine wird von drei Arbeitern bedient.

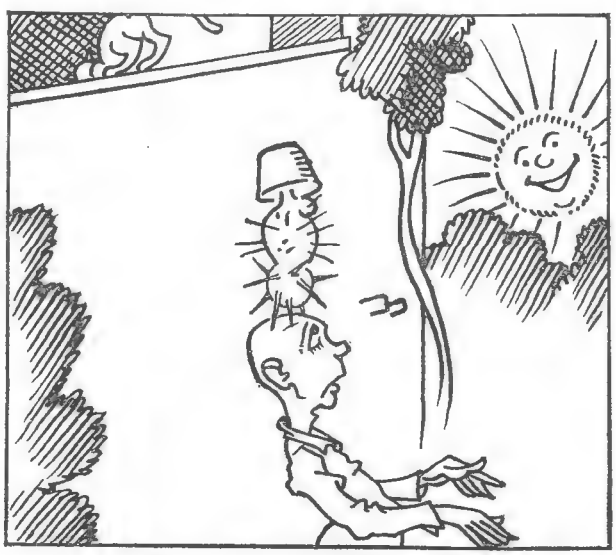
Nun wandern diese in Kästen gesammelten Zündhölzer in den Füllmaschinenraum, wo mit Füllmaschinen, die vollständig selbständig arbeiten, die zugeführten leeren Schachteln mit Zündhölzern gefüllt werden. Die Maschine teilt die für eine Schachtel benötigte Stückzahl, etwa sechzig Hölzchen, ab, füllt sie in die Schachtel und schiebt diese zu, um sie geschlossen dem Sammelapparat zuzuführen. In andern, den sogenannten Anstrichmaschinen, werden mit Bürsten die Seitenflächen der gefüllten Schachteln mit der Anstrichmasse versehen, an der das Zündholz zur Entzündung gebracht wird. Die Packmaschinen packen dann selbständig je zehn Schächtelchen in ein Paket. Die grünen Paketchen mit den aufgeklebten Schildern sind uns ja bekannt. Selbst das Falten und das Ankleben der Seitenflächen besorgt sorgfältigst diese Maschine. Zum Schluß werden tausend solcher Paketchen in eine Kiste verpackt und die Ware



2. Sie stieg, da ward Klein-Miezchen wach
Und dehnt' und reckte sich gemach,
Vergaß dabei den Nachbar ganz
Und gab ihm eins mit ihrem Schwanz.

wird für Rechnung der Deutschen Zündholz-Verkaufs-AG. in den Handel gebracht.

Die Fabrik in Albersweiler stellt täglich dreißig Kisten mit je zehntausend Zündholzschächtelchen her oder nicht weniger als achtzehn Millionen Zündhölzchen, denn jede Schachtel enthält sechzig Hölzchen. Würden wir die je 5 Zentimeter langen Hölzchen in einer Reihe hinlegen, so würde an einem Tage eine Länge von 900 Kilometer erreicht werden; in einem Arbeitsjahr aber würde dieses Band nicht weniger als siebenmal um den Äquator reichen, was einer ungefähren Länge von 280 000 Kilometer entspräche.



3. Er purzelte — welch Mißgeschick! —
Auf Fritzchens Kopf im Augenblick,
Und hakt' sich ein, o weh, o weh!
Das schmerzt bis in den kleinen Zeh;
Auch tropft das Blut herab im Nu,
Und Mutter Sonne lacht dazu.

Merkwürdige Namen und Inschriften alter Kanonen

Von alters her war es Sitte, den Kanonen Namen zu geben, und wenn unsre Soldaten im Weltkrieg das 42-Zentimeter-Geschütz „Dicke Berta" und die österreichischen 30,5-Zentimeter-Mörser „Schwarze Marie" nannten, so folgten sie nur einem alten Brauch.

Wer kennt nicht aus der Geschichte die „Faule Grete", mit der Friedrich I. von Brandenburg die Schlösser der Raubritter zerschmetterte! Sie hatte eine Namensschwester in der „Tollen Grete von Gent"; aber auch eine „Scharfe Grete" und eine „Schöne Else" hat es gegeben. Überhaupt sind Mädchennamen häufig; wir finden in alten Geschützverzeichnissen eine „Dorothea", eine „Martha", eine „Augusta", eine „Elsbeth". Daneben waren Tiernamen beliebt. Der „Bär" brummte, der „Widder" stieß, der „Höllenhund" heulte, der „Löwe" brüllte; „Drache", „Phönix", „Basilisk", „Wolf", „Büffel", „Hund", „Katze" und sogar eine liebliche „Nachtigall", deren Lied aber todbringend war, stehen neben der „Schlange", die ja ganzen Geschützgattungen den Namen „Feldschlangen" verlieh. Merkwürdig sind „Rotkehlchen", „Drossel", „Zaunschlupfer", deren Bezeichnung so gar nicht recht passend erscheint. In andern Namen zeigt sich der Volkshumor, wie in der „Brummerin", „Kitzlerin", in „Jähes End" und andern.

Viel Witz verraten auch manche Geschützinschriften. So steht auf einer lübeckschen Kanone von 1520 der Spruch: „Ich heis der Drach. Hüte dich, wan ich lach!" Auf einem Geschütz des siebzehnten Jahrhunderts sieht man einen Wolf, der ein Schaf im Rachen hält, mit der Inschrift:

„Herr Eisegrei (Isegrim) bin ich genant,
Ich werf nider Mauer und Wandt."

Eine Kanone vom Hohentwiel spricht zu uns:

„Ich alter Beer / Thu brummen sehr,
Mit meiner Pfeiff / Ich alles umkehr."

Eine andre charakterisiert sich selber:

„Ich heis der Hahn,
Im Hader bin ich forn dran." oder:

„Wann ich Hahn kräh uf Hohentwiel,
Mach ich dem Feind der Unruh viel.
Wann mein Geschrey tut erschallen,
Tun viel derselben zu Boden fallen."

Über dem Bild eines schlafenden Löwen findet sich die Mahnung: „Weck mich nit!" und im Berliner Zeughaus gibt es ein Geschütz mit der Inschrift:

„Saturnus frißt die Kind allein,
Ich freß sie alle, groß und klein."

Von dem griechischen Gott Saturnus erzählt bekanntlich die Sage, er habe alle seine Kinder aufgefressen bis auf den kleinen Zeus, den man ihm mit List entzog.

Vielfach findet man den Namen des Meisters, der das Geschütz goß, und den des Fürsten, dem es gehörte, auf dem Kanonenrohr, oft auch die fünf Buchstaben: O. G. K. M. G., das heißt: „O Gott, komm mit Gnaden!" oder V. D. M. I. A.: „Verbum Domini manet in aeternum". Preußische Geschütze tragen gern das „Pro gloria et patria" und das bekannte „Ultima ratio regis" („Für Ruhm und Vaterland" — „Das letzte Hilfsmittel des Königs"). Zuversichtlich ruft uns eine Kanone auf Schloß Braunfels zu: „Tandem bona causa triumphat!" („Endlich triumphiert die gerechte Sache!")

Während des Weltkriegs haben die Soldaten manches lustige und treffende Sprüchlein auf ihre Geschütze gedichtet, und wenn das große Ringen von 1914/1918 nicht der letzte Krieg war, so wird auch in Zukunft der Volkshumor sich an ähnlichen Scherzen erproben.

Maskierte Tänzer der Yucunasindianer

Von Ernst Wächter

Unser nebenstehendes Bild versetzt uns in den fernen Südosten des südamerikanischen Freistaates Kolumbien, in das ungeheure Tiefland, das, vom Ostfuß der kolumbianischen Kordilleren in unendliche Weiten sich erstreckend, rund zwei Drittel des gesamten Staatsgebietes umfaßt. Politisch zum Territorium von Caquetá gehörig, in Wirklichkeit aber beinahe unbehelligt durch irgendwelche staatlichen Maßnahmen, ein richtiges Freiland, ist dieser Landstrich in vielen Teilen noch gänzlich unerforschtes Gebiet, in das sich nur selten einmal der Fuß eines Trägers der Zivilisation verirrt. Von tropischer Üppigkeit strotzender pfadloser Urwald, durch den breite, tiefe, oft von Stromschnellen behinderte Flüsse sich mühsam den Weg bahnen, um ihre Wasser dem gewaltigen Amazonenstrom zuzuführen, bedeckt jeden Fußbreit Boden, nur ganz vereinzelt von Lichtungen unterbrochen. Alles ist noch so jungfräulich, so unberührt, wie eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.

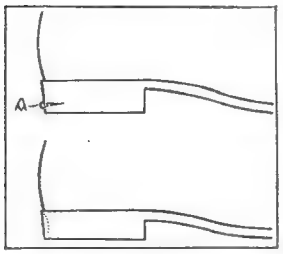
Die wenigen Menschen, die hier hausen und von dem, was die Natur ihnen bietet, ihr einfaches Dasein fristen, sind Indios bravos, wilde Indianer, die noch kaum einen Hauch höherer Kultur und Zivilisation verspürt haben. Es sind, soviel man von ihnen weiß, meist friedfertige, harmlose Naturkinder, nur in der Minderzahl von kriegerischerer Gesinnung, untersetzte, muskulöse Gestalten mit breitem Brustkasten, ebenmäßigen Gliedmaßen, langen, schmalen Händen, hellbrauner bis lohfarbener Haut, plattgedrückter Nase, niedriger Stirn, die das bis fast auf die lebhaften schwarzen Augen herabhängende straffe, schlichte, blauschwarze Haupthaar noch niedriger erscheinen läßt. Die Kleidung ist überall höchst mangelhaft, bei dem ständig sehr warmen, feuchten Klima auch ganz entbehrlich. Doch gehen nur wenige völlig nackt; dagegen schmücken sie sich gern mit bunten Vogelbälgen und Federkronen, mit Muscheln und harten, farbigen Fruchtkernen, die sie wie Perlen auf Schnüre reihen. Die Männer beschäftigen sich in der Hauptsache mit Jagd und Fischfang, die

Frauen mit dem wenig Arbeit beanspruchenden Haushalt, der Herstellung einfacher Geräte und hie und da auch mit dem Anbau von Nahrungspflanzen, Yams, Bataten, Mais, Zuckerrohr. Die Waffen und Jagdgeräte der Männer sind Bogen und Pfeile, bisweilen auch Blasrohre, aus denen sie mit großer Geschicklichkeit kleine vergiftete Pfeile schießen. Zum Fischfang bedienen sie sich außer Netzen, Reusen und Angeln auch langer, leichter Speere, deren eisenharte Holzspitzen mit Widerhaken versehen sind.

Aus dem Gesagten erhellt, wie wenig Ähnlichkeit, innerlich wie äußerlich, diese kolumbianischen Urwaldindianer mit jenen kriegerischen Indianerstämmen Nordamerikas haben, mit deren nun längst verschwundener wilder Räuberromantik sich auch heute noch die Phantasie unserer Jugend so gern beschäftigt. Das kann ja auch gar nicht anders sein, denn ihr ganzes Dasein verläuft im Vergleich mit dem jener in viel ruhigeren Bahnen, dank der üppigen tropischen Natur, die ihnen jederzeit mühelos all das spendet, was sie zum Leben benötigen, dank aber auch dem Umstande, daß sie mehr Lebensraum zur Verfügung haben, als sie bei ihrer geringen Kopfzahl brauchen, und daß sie infolgedessen sich auch nicht mit ihren Nachbarn in unaufhörlichem Kampfe um Jagd- und Weidegründe herumschlagen, noch sich der vordringenden Weißen erwehren müssen, wie es bei den nordamerikanischen Rothäuten der Fall war.

Maskierte Tänzer der Yucunasindianer in Kolumbien.

Einer der größten Stämme dieser Indios bravos in den Wildnissen des südöstlichen Kolumbiens, von den wenigen Weißen, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, auf etwa zweitausend Köpfe geschätzt, sind die Yucunas. Sie hausen in den sumpfigen Waldungen am rechten Ufer des Rio Apoporis, der nahe der kolumbianisch-brasilianischen Grenze in den Caquetá oder Rio Yapurá mündet, einen riesigen Nebenfluß des Amazonas. Was über ihr Leben und Treiben, besonders aber über ihr Seelenleben bekannt geworden ist, ist nicht viel. Dazu gehört unter anderm die Sitte, böse Geister durch mimische Tänze günstig zu stimmen. Die Yucunas sind ja Heiden, stecken voll Aberglauben und beseelen die ganze Natur mit geisterhaften Wesen, die teils als gut und den Menschen gewogen, teils als böse und nur auf Schaden sinnend gelten. Um die guten Geister kümmern sie sich wenig — die tun ihnen ja nichts Schlimmes an —, umso mehr aber um die bösen, mit denen sie sich auf alle mögliche Weise auf guten Fuß zu stellen versuchen, besonders wenn es Wassergeister sind. Es ist das auch erklärlich. Mit dem Wasser haben sie es ja am meisten zu tun; es ist mit seinem fabelhaften Fischreichtum der Hauptlieferant für ihre Ernährung, es drohen von ihm aber auch die meisten Gefahren. Da gibt es die verheerenden Hochwasser, die die Uferwände zerstören, mit dem abgerissenen Erdreich immer neue Untiefen bilden oder riesige Mengen von Treibholz schaffen, die das Befahren der Flüsse aufs höchste gefährden, zumal wenn sie bei Unwetter von den aufgeregten Wogen wild durcheinandergeworfen werden. Da gibt es Stromschnellen und heimtückische Strudel, die den Fischern so leicht zum Verderben werden; da lauern überall die gefräßigen Kaimans auf Beute; da gibt es die unheimlichen Zitteraale, die mit einem Schlage ihres mit Elektrizität geladenen Schwanzes selbst starke Männer zu betäuben vermögen, so daß diese ertrinken müssen,



Der zum Skifahren hergerichtete Schulstiefel.

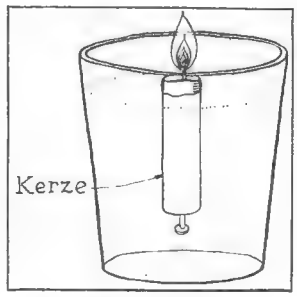
und all dieses Unheil richten nach dem Glauben der Yucunas die bösen Wassergeister an.

Unser umstehendes Bild zeigt zwei Yucunasindianer, die sich auf äußerst phantastische Weise maskiert haben, um durch einen mimischen Tanz den bösen Wassergeist Nokolidyaua zu versöhnen. Die eine Maske stellt den bösen Geist selbst dar, die andere die „liebliche" Wasserfee Uaiya, die wohl mit ihrem Liebreiz den Unhold fesseln und von seinen Unheil brütenden Gedanken ablenken soll. Wie der Tanz selbst vor sich geht, welche Handlung er versinnbildlichen soll, darüber hat der Gewährsmann, dem wir die photographische Aufnahme dieses Tänzerpaares verdanken, leider nichts verlauten lassen.

Praktische Winke für Bastler

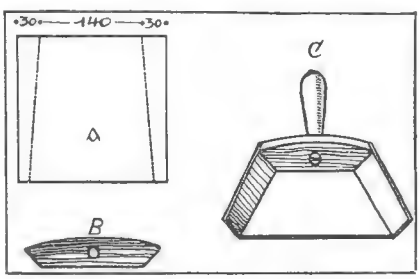
Skistiefel brauchen keine besonderen Stiefel zu sein. Ein guter Schnürschuh, der eine dicke, biegsame und möglichst vorspringende Sohle hat, leistet uns die besten Dienste. Solche Stiefel mit unter der Kappe breiter Sohle sind im Handel als sogenannte Schulstiefel erhältlich. Der Stiefel darf nirgends drücken, im Gegenteil, er soll genügend groß sein, um das Tragen von zwei Paar warmen wollenen Socken zu gestatten. Damit die Fersenriemen der Bindung fest am Absatz sitzen, muß letzterer noch etwas behandelt werden. Bei abgeschrägten Absätzen verhindert das Eindrehen einer Messingrundkopfholzschraube A unserer obenstehenden Abbildung ein Abgleiten des Riemens. In gerade Absätze feilt man mit einer Halbrundfeile eine Hohlkehle ein, deren Form die punktierte Linie unserer Abbildung zeigt. In der Hohlkehle findet der Fersenriemen genügend Halt.

Ein billiges Nachtlicht läßt sich nach der Abbildung oben rechts anfertigen. Wir brauchen ein möglichst glattwandiges Trinkglas, eine kurze aber dicke Kerze und einen Nagel mit halbrundem Kopf. Zuerst erwärmen wir den Nagelschaft und drücken ihn in das untere Kerzenende. Dann bringen wir die Kerze in das mit Wasser gefüllte Trinkglas. Sie wird ohne weiteres aufrecht schwimmen. Zünden wir jetzt die Kerze an, dann schaut ihr oberes Ende immer ein Stückchen über das Wasser. Die Kerze verbrennt bis auf einen kleinen Rest, denn ein Abtropfen des Paraffins ist unmöglich. Wird das Nachtlicht aus Versehen umgeworfen, dann löscht das ausfließende Wasser die Kerze.



Das billige Nachtlicht.

Eine einfache Kohlen- und Schneeschippe. Der Bastler soll sich immer die Gunst seiner Eltern erobern. Durch Anfertigen einfacher Haushaltungsgegenstände läßt sich dieses Ziel erreichen. Die untenstehende Abbildung zeigt, wie man seiner Mutter eine brauchbare Schippe basteln kann. Wir brauchen dazu ein 200 mal 200 Millimeter großes Stück Schwarzblech A, das längs der punktierten Linien nach oben gebogen wird. An der hinteren Schmalseite nageln wir eine kräftige Holzleiste B fest. In der Mitte von B befestigen wir einen handlichen Griff C. Das im Loch steckende Ende von C wird mit der Säge eingeschnitten. In den Einschnitt schlagen wir ein mit Leim bestrichenes 1 Millimeter dickes Holzstückchen, einen sogenannten Keil. Dieser verbindet den Stiel C fest mit B. Schließlich verschönert noch ein Anstrich mit Asphaltlack unser selbstgebautes praktisches Gerät.



Einfache Kohlen- und Schneeschippe.

Der Entdecker des Schlaraffenlandes

Jedermann weiß von dem vielgepriesenen Schlaraffenland, wer aber der eigentliche Entdecker dieser schönen Gegend ist, vermögen gewiß nur wenige zu sagen. Es ist kein anderer als der poetische Schuster Hans Sachs von Nürnberg. Eines seiner zahlreichen Gedichte trägt den Titel: „Schlauraffenland", und in diesem Gedicht finden sich „die gebratenen Tauben, die einem ins Maul fliegen". Die darauf bezüglichen Verse lauten:

Auch fliegen umb, möget ihr glauben,
Gebratne Hühner, Gäns' und Tauben.
Wer sie nicht fecht (fängt) und ist so faul,
Dem fliegen sie selber in das Maul.

Anfänglich wurde das Kinderparadies „Schlauraffenland" geschrieben, später warf der Volksmund den Buchstaben „u" hinaus, weil die Schreibart „Schlaraffenland" sich leichter und bequemer spricht.

*

Silbenrätsel

a, a, chu, de, derff, dol, e, e, ei, en, fel, fu, ger, go, ka, kand, kra, la, la, lai, laub, lin, mar, metsch, na, ny, ral, re, sa, sa, se, sel, so, son, ten, tes, tü, u, up, zi.

Aus diesen vierzig Silben sind fünfzehn Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von links nach rechts gelesen, ein bekanntes vaterländisches Lied ergeben. Die Bedeutung der fraglichen Wörter ist: 1. Übersetzer, 2. linksrheinisches Gebirge, 3. schwedische Universität, 4. englischer Dichter, 5. Stadt in Turkestan, 6. altägyptischer König, 7. Nichtfachmann, 8. Blätter eines schönen Baumes, 9. Gesichtsteil, 10. Generalfeldmarschall des Großen Kurfürsten, 11. Bai in Südostafrika, 12. Haustier, 13. Grenzgebirge Europas, 14. Teil des Hauses, 15. griechischer Weiser.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Hunderttausend Zuschauer saßen auf den Tribünen. Schon dies war ein höchst eindrucksvoller Anblick. Weit vor ihnen zog sich die Bahn hin. In ihrer Mitte war ein kleiner See, in dem Seerosen blühten.

Ein Murmeln des Staunens glitt durch die Tausende. Die gewaltige Automobilbahn begann sich in hundert einzelne Kreise zu zerlegen und selbsttätig zu rotieren. Der erste, innerste, also kleinste Kreis blieb unbeweglich, der nächste bewegte sich langsam vorwärts. Währenddessen erklang aus dem System von Lautsprechern, das über die ganze Bahn verbreitet war, die Erklärung: „Es ist ein Fehler aller Sportbahnen, daß die Bedingungen für die verschiedenen Fahrer ungleich sind. Während der Innenfahrer vielleicht hundert Meter zurücklegt, muß der Außenfahrer, um dasselbe Ziel zu erreichen, hundertfünfzig durchmessen. Nicht so hier. Die Fahrbänder sind genau gegeneinander abgestimmt. Die Geschwindigkeit der einzelnen Bänder nimmt mit ihrer Länge zu, so daß das äußerste Band auch am schnellsten rotiert. Wenn also der Innenfahrer hundert Meter auf dieser Bahn zurücklegt, hat auch der Außenfahrer, um dasselbe Ziel zu erreichen, nur hundert Meter zu bewältigen. Die Bahn erlaubt demnach zur gleichen Zeit hundert Fahrern, unter vollkommen gleichen Bedingungen zu starten, und es ist völlig ausgeschlossen, daß etwa zwei Fahrer zusammenstoßen, weil der Außenfahrer einen inneren Kreis nehmen möchte."

Schon der Anblick dieser hundert lautlos sich bewegenden Kreise war eine Sensation.

Jetzt fiel ein Signalschuß. Die hundert Fahrer traten an und fuhren zunächst eine Ehrenrunde, jeder den Kilometeranzeiger in der Hand. Es waren Wagen verschiedenster Art.

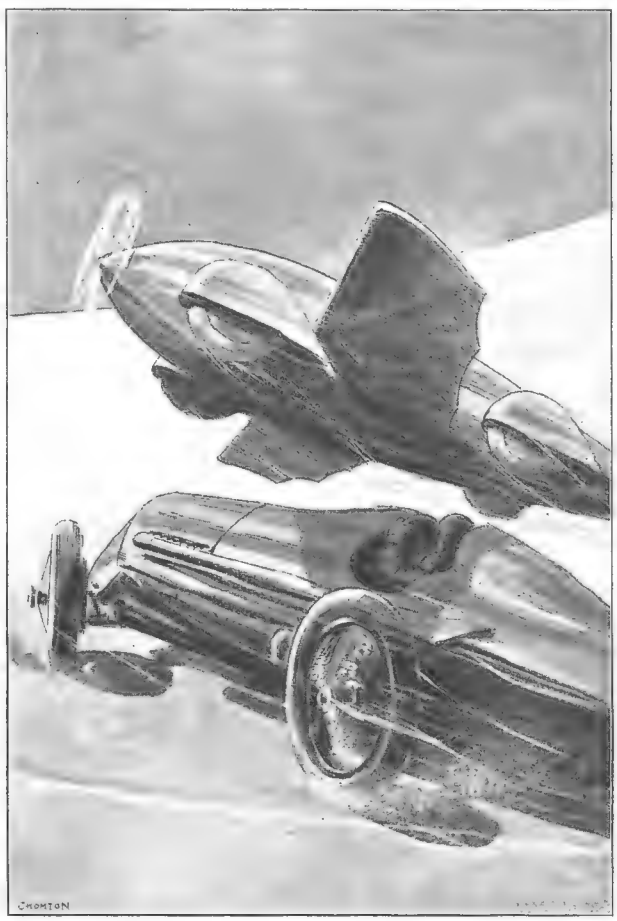
Ganz außen, im letzten Ring, fuhr Bob. Ihm galten die meisten Ferngläser, die neugierigsten Augen.

„Das ist die rechte Hand des Besitzers von Isabela."

Der Wagen Bobs war anders als die übrigen. Nicht nur, daß er goldgelb glänzend die Sonnenfarbe von Isabela zeigte — er wurde durch einen vorn angebrachten Propeller bewegt. Schon das gewährte einen seltsamen Anblick und forderte die Kritik heraus. Die erste Runde wurde beendet, jeder Fahrer hatte dieselbe Meterzahl zurückgelegt.

Ganz unten, im innersten Kreis, führte Don João seinen Wagen. Er hatte diesen Platz durch das Los erhalten und war damit zufrieden. Ganz zu äußerst raste der goldgelb leuchtende Wagen, den Bob White führte.

Runde um Runde wurde zurückgelegt. Hundert sollten gefahren werden, hundert Runden, jede zehn Kilometer lang. Alles war totenstill, hunderttausend Menschen hielten den Atem an. Nichts war zu hören als das Arbeiten der Motoren, das Gleiten der Räder, kein Wort eines Menschen. Nur wenn an den Zielpunkten immer wieder Raketen emporschossen und die Zahlen der siegreichen Wagen bei jeder Runde in Leuchtschrift gegen den Nachthimmel warfen, lief ein Raunen durch die Menge.



Ein Wunder geschieht. Zu beiden Seiten des Wagens schieben sich Tragflächen hervor. Das Automobil scheint sich zu bäumen, steigt in die Luft.

Das erste Rennen war aus, nichts war geschehen. Elsa Dorn, die in Todesangst auf der Tribüne des Vorstandes saß, deren Hände sich in das Holz krampften, deren Herz stürmisch pochte, atmete auf.

Leuchtschrift erschien am Himmel. Vierzig Fahrer hatten das Rennen gleich gut bestanden. Noch einmal! Don João und Bob waren unter den vierzig. Die Plätze waren neu verlost. Jetzt standen die sechzig äußeren Reihen still. Bob und João waren durch zehn Reihen getrennt. Abermals rasten die Autos über die Bahn.

„Drittes Rennen. Zwanzig Fahrer!"

Die Fahrer waren erschöpft. Diesmal hatten fünfzehn Maschinen mitten während der Fahrt versagt. Ohnmächtige lagen in ihren Kabinen; es war aber strenge Bestimmung: Die Maschinen durften nicht getauscht werden.

Neuer Start! Diesmal waren es nur noch vier, die ans Ziel kamen.

„Entscheidungsrennen! Don Almeida aus Frisko, Mac Iversen, Schottland, Louis Aubert, Paris, Bob White, Santa Scientia."

Wer war dieser Bob White, der wie der leibhaftige Teufel fuhr?

Don Ferreira, der Präsident von Puitu, hatte ein bleiches Gesicht. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß dieser Almeida sein Sohn João sei, von dem er wußte, daß er in Frisko als Rennfahrer lebte.

Der Startschuß fiel, und die vier Autos rasten die Bahn entlang, diese breite Bahn, von der jetzt nur noch vier Bänder rotierten. Die Männer, die an den Steuern ihrer Maschinen saßen, waren schweißbedeckt, zum wenigsten drei von ihnen, denn Bob schien noch immer so unbewegt und ruhig wie immer.

Joãos Brust arbeitete fieberhaft. Jeder Nerv seines Körpers war angespannt, seine Augen traten aus den Höhlen.

Mitten in der Bahn verliert der Franzose die Herrschaft über sein Auto, es gleitet ab. Aber jetzt zeigt sich wieder die Trefflichkeit dieser Bahn; augenblicklich, ehe der Wagen sich zu überschlagen vermag, ist er von der Fernsteuerung erfaßt, steht still, und man trägt den ohnmächtigen Fahrer aus der Arena.

Drei Autos nur noch! Zehn Runden müssen gefahren werden. In der siebenten gibt Mac Iversen auf, hängt fast leblos in seinem Wagen und wird fortgetragen.

Zwei Autos, nur noch Bob und Don João! Sie sind allein auf der Bahn. Noch immer fährt Bob ganz gleichmäßig. Alles ist aufgestanden, alle diese Hunderttausend fiebern in Erwartung.

„Hurra, Don Almeida!"

„Hurra, Bob White!"

Neunte Runde. Bob ist ein wenig zurückgeblieben, João eine Autolänge voraus. Seine Brust keucht, er ist ganz blaß, und doch rinnt der Schweiß von seiner Stirn. Er hat für einen Augenblick seinen beabsichtigten Anschlag vergessen, hat sich vom Taumel hinreißen lassen.

Bob gibt volle Kraft, der Wagen scheint zu fliegen.

Ein Schrei auf den Tribünen, ein wahnwitziger Schrei aus hunderttausend Kehlen. Die beiden Fahrer sind dicht beieinander. Plötzlich reißt João das Steuer herum und fährt unmittelbar auf Bob zu. Eine Sekunde, dann muß das Furchtbare geschehen; mit dreihundert Kilometer Geschwindigkeit rennen dann die Wagen gegeneinander. Ist João wahnsinnig geworden?

Da — ein Wunder geschieht. Bob hat einen Hebel herumgerissen. Zu beiden Seiten des Wagens schieben sich nach Art von Schmetterlingsflügeln zusammengefaltete Tragflächen hervor, die nach unten verspannt sind. Der Wagen scheint sich zu bäumen, steigt in die Luft. Ein Sprung — nicht nur über den andern Wagen hinweg; er bleibt in der Luft. Während Joãos Wagen die Böschung hinaufrast, sich überschlägt und den Fahrer unter sich begräbt, fliegt Bob mit seinem seltsamen Flugauto ein Stück über die Bahn, klatscht dann in das Wasserbecken in der Mitte und geht unter.

Ein Augenblick entsetzter Spannung.

„Er hat ihn mit Absicht angefahren."

„Ein Lump!"

„Ein elender Mörder, kein Sportsmann!"

„Wie konnte das Auto fliegen?"

„Haben Sie nicht die Tragflächen gesehen, die blitzschnell aus dem Innern kamen?"

„Ein Luftauto?"

„Wo ist Bob White?"

„Er ist im See ertrunken."

„Den See absuchen!"

Die Menge will von den Tribünen herunter. Wildes Brüllen und Schreien.

„Ruhe!"

Alles scheint vergebens.

„He — dort! Dort!"

Man starrt auf den See. In Wirklichkeit sind seit dem tollen Sprung kaum zwei Minuten vergangen. Der See ist bewegt von Wellen. Da — das Auto taucht auf, das schwere Auto, das auf den Grund gefallen war, taucht wieder empor. Es fährt, fährt durch die Kraft seines Motors.

Der Kasten des Autos, der mit überaus leichtem Gas gefüllt war, das den Propellern den Auftrieb zu jenem Sprung möglich machte, hat es jetzt wieder emporgehoben. Es fährt nun langsam dem Ufer zu.

„Luft-, Wasser- und Landauto!"

Wüstes Schreien ertönt, brüllender Jubel.

„Isabela hat gesiegt!"

„Heil Santa Scientia!"

An einer Stelle führt eine schiefe Ebene ins Wasser hinab. Niemand hat sie beachtet. Jetzt steigt auf ihr das Auto wieder an Land. Es ist zerbeult und schmutzig, trieft von Wasser und Tang, aber Bob vermag es, wenn auch langsam, dem Startplatz wieder zuzuführen. Er steigt aus und sinkt ohnmächtig vor Schwäche in die Arme der Freunde.

Elsa Dorn schluchzt, schreit im Weinkrampf. —

Exzellenz Ferreira steht ernst und gebeugt vor dem Lager des Sohnes. „Das tut kein Sportsmann." Er geht langsam und mit müden Schritten hinter der Bahre her, auf der sein Sohn liegt. —

Wieder ein Signal. Bob White fuhr unter dem Jubel der Zuschauer nochmals in die Bahn. Das goldgleißende Auto war wieder gesäubert. Es fuhr genau in der Mitte. Das Band bewegte sich nicht. Bob wählte zuerst eine geringe Geschwindigkeit, so daß jeder den seltsamen Torpedowagen genau zu betrachten vermochte, dann steigerte er die Arbeit des Motors und raste wieder dahin, ein-, zweimal über die Bahn.

Ein Schrei des Staunens. Blitzschnell schob sich etwas hervor und faltete sich auseinander: es waren die Tragflächen eines Flugzeuges. Ein anderes Steuer wurde betätigt, und das Auto — zum Flugzeug ge-

worden — flog niedrig, jedem genau erkennbar, über der Bahn dahin. Es ſtieg in die Luft, ſenkte ſich nieder, machte Schleifenſtürze, und dann ging es ganz ſanft auf dem großen Waſſerbecken nieder.

Eine Schiffſchraube kam zum Vorſchein. Ein beſonderer Mechanismus hatte die Räder des Autos mit Platten aus ganz leichtem Beryllium bedeckt. Das war ſchon während des Fluges geſchehen, und dieſe ſchräg herniederſinkenden Platten ſchloſſen ſich unten zuſammen und bildeten einen Kiel.

Das zum Motorboot gewordene Flugauto ſchoß blitzſchnell über das Waſſer, während die Zuſchauer auf den Tribünen raſten.

Wieder ſtieg das Auto, deſſen Kiel wieder eingezogen worden war, die Rampe hinauf, der Propeller verſchwand und der Wagen glitt über die Bahn.

Der Jubel wurde zum Raſen, aber alles übertönte der Lautſprecher. „Ruhe für Bob White!“

Auch ſeine Stimme wurde natürlich durch zahlreiche Megaphone übertragen. „Ich erkläre Miſter Mac Iverſen zum Gewinner des Autorennens.“

Verwunderung und Widerſpruch. „Bob White iſt der Sieger!“

„Das bin ich nicht. Es war ein Autorennen, ich aber habe es dadurch gewonnen, daß ich meinen Wagen zum Flugzeug umſtellte. Auch Don Ferreira, der ſchwerverwundet darniederliegt, hat kein Recht auf den Preis. Mac Iverſen war es, der zuletzt aufgab. Mac Iverſen hat den Preis von hunderttauſend Dollar gewonnen.“

Bob dachte wohl in dieſem Augenblick mit keinem Gedanken daran, daß auch Mac Iverſen einer der Meuchelmörder war, die einſt nach Benjamin Cooks Leben getrachtet hatten. Er hatte vorher mit dem Chef alles beraten.

Mac Iverſen kam langſam heran, ſtarrte Bob an und begriff nicht. Ein gewaltiger Jubel brach los, nicht, weil die Menge den Schotten, von deſſen Verſchwörung ſie nichts wußte, feiern wollte, ſondern weil Bob ſich durch ſeinen Verzicht aller Herzen gewonnen hatte.

Elſa Dorn hatte die Arena verlaſſen, als die Gefahr vorüber war. Jetzt lag ſie weinend in Grete Hellings Armen.

Etwas aber hatte niemand bemerkt in der allgemeinen Verwirrung, daß, während das Rennen begann, ſich eine ſchwarze Geſtalt leiſe auf die Tribüne geſchlichen hatte, auf der Miſter Cook ſaß. Es war umſo leichter möglich, als Cook es abgelehnt hatte, an bevorzugter Stelle das Feſt mitzumachen, und er eine verſteckte und verhüllte Loge für ſich allein einnahm.

Der Neger, natürlich Sam, war hereingeſchlichen, ſtand hinter Cook und hatte bereits ein langes Dolchmeſſer hervorgezogen, als ihn ein paar nervige Arme ergriffen. Schlüter ſelbſt hatte ihn beobachtet, war ihm gefolgt und riß ihn jetzt zurück, während gleichzeitig ein paar kräftige Chineſen dem Schwarzen einen Knebel zwiſchen die Zähne ſchoben und ihn hinausſchleppten. Da ſich das alles gerade in dem Augenblick abſpielte, als João das Auto Bobs zu rammen verſuchte, bemerkte nicht einmal Cook etwas von dem Vorgang, und als dann die ganze Zuſchauermenge Bob entgegenjauchzte, achtete noch weniger jemand darauf, daß ein paar Chineſen einen länglichen Gegenſtand, der in Decken gehüllt war und in dem niemand einen Menſchen vermutete, hinwegtrugen und in dem Raum verwahrten, der zum erſten Male als richtiges Gefängnis hergerichtet war.

Bob White aber brachte mit dem Lächeln des Siegers ſein Auto in ſeine Garage zurück. —

Am Nachthimmel erſchien mitten über dem See eine Schrift: „In einer Stunde beginnen die Wettkämpfe im Schwimmen“.

Noch immer wußte niemand in Iſabela Beſcheid. Die Menge ſtand auf, ſie hatte ſich bereits daran gewöhnt, blindlings den Anordnungen der Lautſprecher zu folgen. Alles ſtieg die Tribünentreppen hinab. Die Türen zu den Gleitbahnen waren geſchloſſen, dafür öffneten Fahrſtühle, immer den Tribünenausgängen entſprechend, ihre Tore.

Je hundert traten ein und glitten in die Tiefe hinab. Niemand verſtand. Was ſollte das heißen? Jetzt ſollten doch die Schwimmkämpfe folgen. Man hatte geglaubt, ſie würden auf dem Teich in der Autobahn ausgetragen werden, jetzt führte man ſie aber tief, anſcheinend ſogar ſehr tief, in die Erde hinab. In Iſabela war eben alles anders als ſonſt auf der Welt.

Der Zeiger an der Tür der Fahrſtühle zeigte faſt vierzig Meter, als dieſe ſtanden.

Die Zuſchauer traten hinaus und waren aufs höchſte überraſcht. Waren ſie denn wieder auf der Oberwelt? Waren ſie in ein Märchen verſtrickt? Eine rieſenhafte Waſſerfläche, ſo groß, daß ihre Grenzen kaum abzuſehen waren, breitete ſich vor ihnen aus. Aber kein Himmel war zu ſehen, eine gewaltige Grotte wölbte ſich über dem Waſſer. Doch es war nicht etwa eine einheitliche Kuppel, man befand ſich vielmehr in einer ungeheuren Höhle, deren Decke ſich bald zu einem Rieſendom dehnte, bald in großen Stalaktiten ihre Tropfſteingebilde bis zum Waſſerſpiegel hinabſchickte oder ſich ſelbſt ſo weit niederſenkte, daß das Waſſer ſie berührte.

Die Menſchen, die in Scharen die Fahrſtühle verließen, ſahen ſich auf Inſeln in dieſer unglaublich großartigen Grotte. Auf jeder Inſel war eine Tribüne, und ein Kranz ſolcher künſtlichen Eilande grenzte in dieſer Rieſenhöhlung einen Teil dieſes unendlich erſcheinenden Sees ab und machte ihn zur Schwimmbahn.

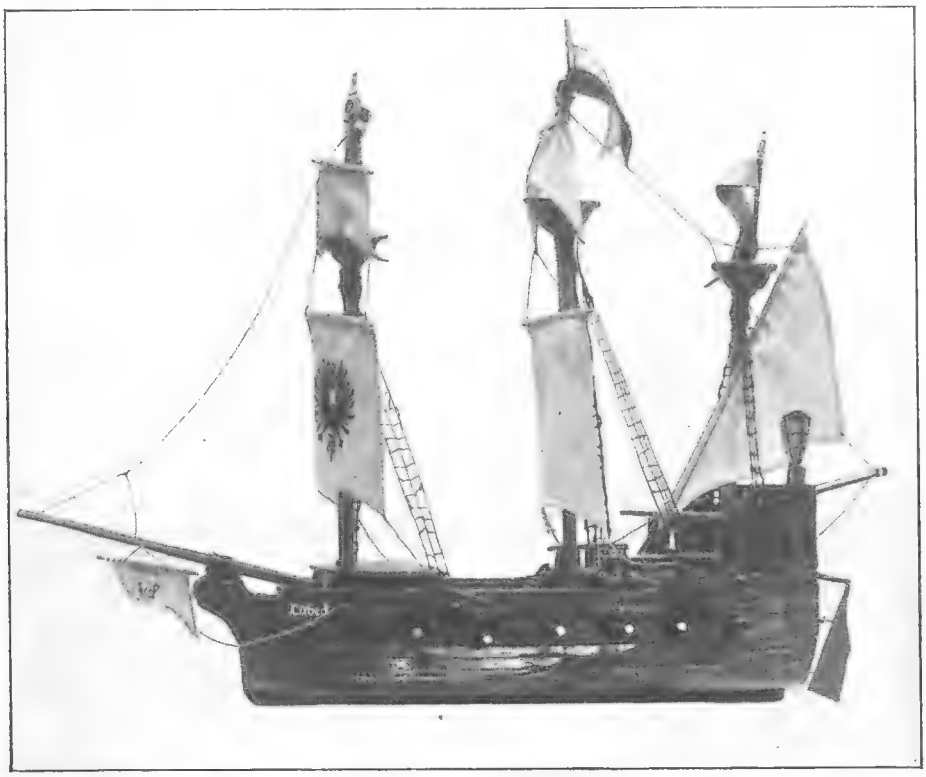
Bob und ſeine Freunde, jetzt im Smoking, geleiteten Exzellenz Ferreira und die Ehrengäſte, die Vertreter des Völkerbundes, die außerordentlichen Geſandten Deutſchlands, Amerikas, Englands, Frankreichs und der andern Großſtaaten, auf eine beſondere Ehrentribüne, die in der Mitte des Sees errichtet war.

Das ganze unterirdiſche Gebiet war taghell erleuchtet,

ohne daß man eine Lichtquelle sah. Die Helligkeit kam aus der Höhe, vom obersten Punkt des Domes, und überall, ganz in der Ferne, soweit das Auge reichte, drang gleichfalls Licht aus verborgenen Spalten und zeigte die unglaubliche Ausdehnung dieses Höhlensystems und dieser unterirdischen Wasserfläche.

Präsident Ferreira ging neben Benjamin Cook. Für Augenblicke hatte er seinen kranken Sohn vergessen, der unter den Händen der Ärzte und des Geheimrats Frank verbunden wurde. Ebenso wie alle andern Gäste war er aufs äußerste überrascht von diesem unterirdischen Wunder.

Bob White sagte in ruhigem Ton: „Meine Herren, Sie wissen, daß die unendliche Dürre der Inseln dadurch



Hansakogge „Lübeck". Beim Bastelwettbewerb des „Guten Kameraden" preisgekrönte Arbeit von Wolfgang Tips, Koblenz.

hervorgerufen wird, daß der allzu durchlässige Boden die Regenmengen, selbst in den besser bewässerten Gebieten, nicht zu halten vermag und daß sich diese Mengen in einem unterirdischen Riesenbecken, das wir erbohrt haben und das Sie hier vor sich sehen, sammeln."

(Fortsetzung folgt)

Bomben aus dem Weltall / Von J. Försch

An einem sonnenklaren Junitage des Jahres 1924 pilgerten Tausende von Maintalbewohnern in die sonntagstillen Waldungen bei Würzburg, Wertheim, Gemünden und andern Spessartorten und freuten sich an dem Goldgrün des Laubes und dem Klang der Vogellieder. Sie lustwandelten unterm Himmelsblau, schauten blinzelnd in den wolkenlosen Äther hinauf — da wurde die Feiertagsruhe plötzlich durch einen gewaltigen Donnerkrach zerrissen. Wie ein sehr starker Kanonenschuß klang es oder wie eine Sprengladungsentzündung. Auch ich hörte es, als ich mit einem Kreis von Freunden im Guttenberger Forst lagerte. Niemand konnte sich den kurzen, ungewöhnlichen Donnerschlag erklären.

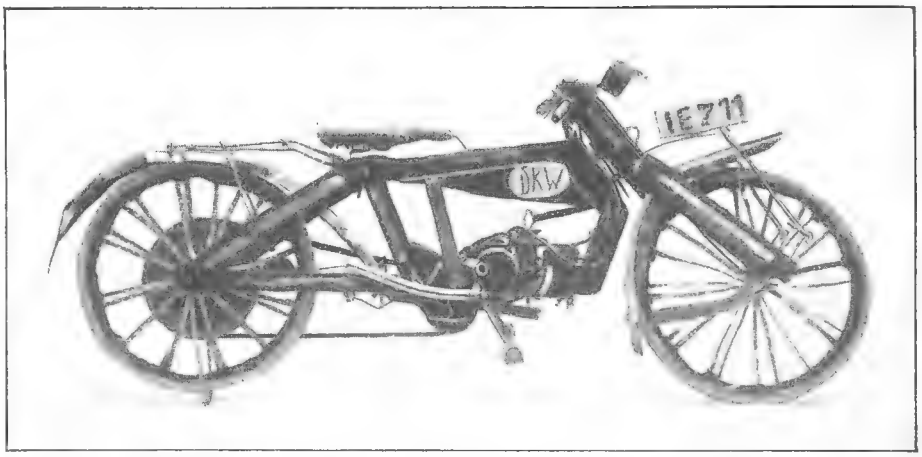
Am nächsten Tag berichteten mehrere Zeitungen Frankens, der heftige, überall in der Umgebung von Würzburg und Marktheidenfeld gehörte Knall sei die Explosion eines großen Meteors gewesen. Viele Sonntagsausflügler hatten den Meteorsturz beobachtet und berichteten übereinstimmend, daß eine weißglänzende Kugel wie ein Silberstreif herniedergefahren sei, die Erde jedoch nicht erreicht habe, sondern in der Luft zerplatzt sei.

Es wurde dann von verschiedenen Seiten im Spessartgebirge nach den Sprengstücken des zerplatzten Meteors gesucht, ohne daß man aber von irgend einem verbürgten Ergebnis gehört hätte. Vermutlich waren die Splitter sehr klein und auf eine weite Fläche verteilt, so daß nur durch Zufall ein Stück hätte gefunden werden können.

Wie oft erblickt man nachts, namentlich im August und November, die sogenannten Sternschnuppen! In diesen Monaten bewegt sich unsere Erde durch Teile des Himmelsraumes, in denen besonders zahlreiche Meteore herumirren, die man als Teile zertrümmerter Kometen oder als Reste und Splitter anderer Himmelskörper betrachtet. Diese Bomben aus dem All zerplatzen in der Regel schon sehr hoch über dem Boden; man nimmt an, daß sie durch die Reibung in der Luft glühend werden und zerspringen. Die Atmosphäre, die unsere Erde einhüllt, gleicht einem Kissen, das uns vor den gefährlichen Bombenwürfen aus dem Himmelsraum beschützt. Nur selten durchschlägt ein Meteor dieses Kissen, ohne dabei in Splitter zu zerspringen. Schon bei seinem Weg durch die äußersten Schichten der Erdatmosphäre wird infolge der ungeheuren Geschwindigkeit der Luftdruck so stark, daß der Eindringling zerstört wird, bevor er die Erde erreicht. Meistens verbrennen die Splitter in der Luft.

Dennoch geschah es schon öfters, daß die Explosion

zu spät erfolgte. In solchen Fällen sausten dann die Stücke oder auch das ganze Meteor unter Hitzeerzeugung zur Erde und richteten mannigfaches Unheil an. In den Sprengstücken wird der Hauptsache nach Eisen festgestellt, ferner etwas Nickel, Kobalt und andere Stoffe, aus denen auch unser Erdball zusammengesetzt ist. Vermutlich enthalten viele Meteore auch Felsgestein, das beim Aufprall zu Staub zermalmt wird. In einem amerikanischen Sprengstück in Canyon Diablo wurden sogar Diamanten entdeckt.

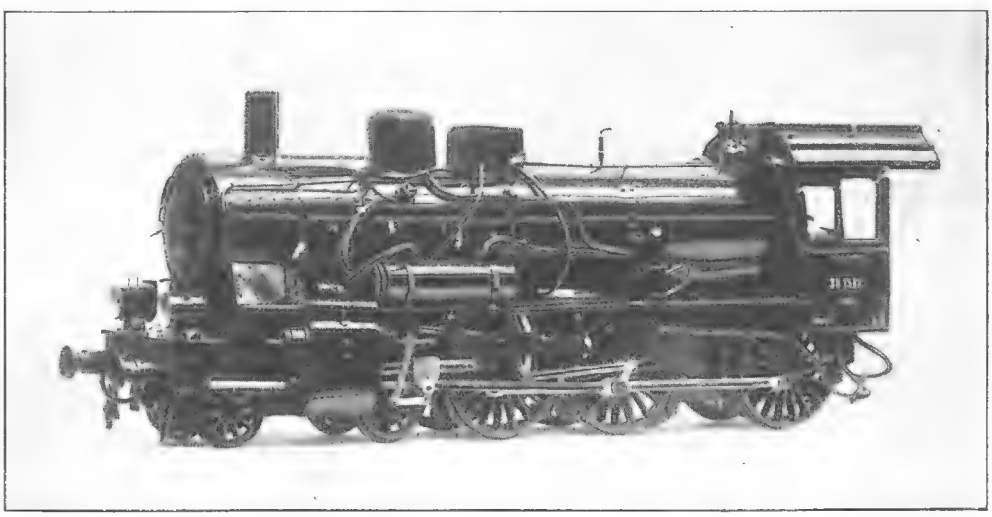


Aus wertlosen Abfällen erbautes Motorradmodell. Beim Bastelwettbewerb des „Guten Kameraden" preisgekrönte Arbeit von Heinrich Liebrecht, Cladow in der Neumark.

Die meisten Meteorstücke wurden wohl in Mexiko gefunden; im westlichen Teile dieses Landes entdeckte man in einem Kornfeld nahe beim Ort Bacubirite einen Meteorklotz, der fünfundzwanzig Tonnen schwer war. Selbstredend brachte man gefundene „Meteorsteine" in die Museen aller Weltteile, wo sie zu den wertvollsten Schaustücken zählen. Das größte darunter ist vom Polforscher Peary im nördlichen Grönland am Kap York entdeckt worden. Die Eskimos, die sehr arm an Eisen sind, wußten längst davon und schlugen schon seit Jahrhunderten kleine Teile ab, um sie zu allerlei Gebrauchsgegenständen zu verwenden. Dieses sogenannte Pearymeteor ist nahezu vier Meter lang, über zwei Meter breit und zwei Meter hoch. Danach mag man das Gewicht schätzen.

Ein unerhört gewaltiger Meteorsturz ereignete sich am 30. Juni 1908, vielleicht der ungeheuerlichste, den die Erde erlebt hat. Er geschah in einem weltfernen Teil der Jenisseiprovinz in Zentralsibirien. Erst nach Jahren drangen Gerüchte von dem erschreckenden Naturgeschehnis in die bewohnten Gebiete Rußlands, und erst in jüngster Zeit, nachdem der Weltkrieg vorüber war, konnte das seltene Ereignis von wissenschaftlicher Seite genügend untersucht werden. Bauern hatten erzählt, ein „Donnergott" sei in einer feurigen Wolke zur Erde gestiegen. Professor A. Kulik in Leningrad hörte von gewaltigen Zerstörungen, die das Meteor angerichtet haben sollte, von getöteten Menschen und Tieren und von einem riesigen verbrannten Waldbestand. Einzelne Leute, die an der Grenze der von dem Meteor zerstörten Gegend wohnten, berichteten ziemlich übereinstimmend von einem niegesehenen Feuerglanz, von einem Erdbeben und einem betäubenden Donnerschlag. Das Beben der Erde wurde von den Seismographen in Irkutsk, fast 1300 Kilometer entfernt, gemeldet. Ein Landmann, der fünfzig englische Meilen von dem Einschlag entfernt wohnte, erzählte: „Ich saß abends vor meinem Hause, als plötzlich ein strahlendes Licht erschien und zugleich eine solche Hitze entstand, daß ich sie nicht auszuhalten glaubte. Dann kam eine Explosion, die mich sechs Fuß weit fortschleuderte. Als ich mich aufraffte und davonstürzte, sah ich noch, wie ein großer Felsblock mein Haus traf und zerstörte."

Solche Nachrichten brachten Professor Kulik zu dem Entschluß, eine Expedition auszurüsten und von der Russischen Akademie der Wissenschaften die Mittel dazu



Lokomotivmodell, ausgeführt an Hand selbstgefertigter Skizzen und auf Grund eigener Beobachtungen. Beim Bastelwettbewerb des „Guten Kameraden" preisgekrönte Arbeit von Friedrich Buder, Neudamm.

zu erbitten. Aber erst nach Jahren konnte die Akademie für die Erforschung des ungewöhnlichen Meteorsturzes gewonnen werden, und Kulik führte seinen Entschluß, wenn auch unter schwierigen Umständen, durch. Die dem Schauplatz zunächst gelegene Eisenbahnhaltestelle lag 640 Kilometer entfernt, und diese Strecke ganz spärlich bewohnten Landes mußte der Forscher mit seinen Begleitern zu Fuß durchmessen. Das rauhe, wilde Land war gebirgig und von zahlreichen Flüssen durchschnitten. Auch viele breite Sümpfe und kleinere Seen stellten sich den Wanderern entgegen und erschwerten den Weg. Schon nahe vor ihrem Ziel mußten die Mitglieder der Forschungsgesellschaft vier Tage lang eine Gegend durchreisen, die von gestürzten Bäumen wie von einer kaum durchdringlichen Urwaldwirrnis bedeckt war. Nach unsäglichen Mühen erreichten sie endlich eine Art riesiges Amphitheater, von hohen Bergen umgürtet, und hier fanden sie das große kreisförmige Zerstörungsgebiet, das durch den furchtbaren Bombenwurf aus dem Weltraum entstanden war. Alles Lebende, das sich im Wirkungskreis des gigantischen Meteors bewegte, wurde getötet, auch Pflanzen, denn die entstandene Hitze und der gefährliche Luftdruck waren bis auf fast fünfhundert Kilometer Entfernung spürbar. Kuliks Forschungen ermittelten, daß neben dem riesigen Waldgebiet auch an fünfzehnhundert Rinder vernichtet worden waren. Ein etwa achtzig Kilometer entferntes Bauerngut wurde übel zugerichtet. Die Hitzwelle warf Menschen und Tiere zu Boden, betäubte sie und setzte mehrere Gebäude in Flammen, während andere durch Sprengstücke des Meteors stark beschädigt wurden.

Professor Kulik entdeckte auf dem eigentlichen Schauplatz des Einschlags eine Unmenge Löcher, die von den Eisenstücken der Himmelsbombe gebohrt waren, auch war das Gebiet über und über von Rinnen und Kanälen durchpflügt, wo die Sprengteile aufgeprallt waren. Manche Gruben, die an Granattrichter erinnerten, maßen gegen fünfzig Meter im Durchmesser.

Aus alledem schloß man, daß das Meteor nicht in der Form einer einzigen Masse die Erde getroffen hat, sonst hätte die ungeheure Bombe einen Krater von viel größerem Durchmesser geschaffen. Schätzt man doch das Gesamtgewicht der verstreuten Eisenmassen auf mehr als 500 000 Tonnen. Die Fallgeschwindigkeit dieses Himmelskörpers betrug etwa 25 Meilen in der Sekunde (= 40 Kilometer) in der Nähe der Erde, das ist die fünfzigfache Schnelligkeit einer neuzeitlichen Granate schweren Kalibers. Der durch solche Geschwindigkeit erhöhte Widerstand der Luft läßt es erklärlich erscheinen, daß das Meteor, schon bevor es den Boden erreichte, in Stücke zersprang.

Im Umkreis von vielen Meilen fand die Forschungsgesellschaft abgestorbene Bäume, die, ihrer Äste beraubt und verkohlt, flach auf der Erde lagen. Fast durchweg waren die Wipfel der Stelle zugekehrt, wo die Haupteinschläge erfolgten.

Wäre das sibirische Meteor in einer Großstadt wie Berlin oder London niedergefahren, so hätte es die ganze Stadt mitsamt ihren Bewohnern zerstört. Besäßen wir nicht den schützenden Luftgürtel, so könnte ein solches Unheil irgend einmal geschehen, denn die Wissenschaft nimmt eine Unzahl wandernder Meteore und anderer kleiner Himmelskörper an, die im freien Raume umherirren und öfters die Anziehungszonen der Planeten erreichen. Der riesenhafte Meteorsturz in Sibirien darf aber wohl als Ausnahmefall gelten.

Nun plant man in Rußland eine neue Forschungsreise nach dem Jenisseibezirk. Dabei sollen starke Bohrmaschinen mitgeführt werden, um aus den seinerzeit entstandenen Löchern und Trichtern die Meteorteile zur näheren Untersuchung ans Tageslicht zu fördern.

Das wilde Ren / Von Dr. Kurt Floericke

Das wilde Renntier, das den Nomaden des öden Nordens allein ein halbwegs erträgliches Dasein ermöglicht, indem es zum Beispiel den Lappländern nahezu ihren ganzen bescheidenen Bedarf liefert, gehört zu den wenigen Haustieren, deren wildlebende Stammväter auch heute noch herdenweise die freie Natur durchschweifen, wenn auch ihre Zahl gegen früher stark abgenommen hat.

Rein äußerlich sind sich ja wilde und zahme Rens ziemlich ähnlich geblieben, aber sonst besteht zwischen ihnen der tiefgreifende Unterschied des Freigeborenen vom Sklaven in vollster Schärfe. Die Färbung des Wildrens ist sowohl im Sommer- wie im Winterkleid unter dem Einfluß der Jahrhunderte zu einer ausgesprochenen Schutzfärbung geworden, die auf den öden Steinhalden des Nordens das Tier völlig in seiner Umgebung verschwimmen läßt, während die zahmen Rens eine Schutzfärbung nicht nötig und daher unbehindert die verschiedensten Farbenschläge herausgebildet haben. Während der zahmen Rasse schon eine gewisse Willenlosigkeit der Haustiere in Verbindung mit einem gewissen Stumpfsinn eignet, ist das wilde Ren ein überaus scharfsinniges, kluges und scheues Wild, das dem harten Kampf ums Dasein dort oben im unwirtlichen Norden in jeder Beziehung gewachsen ist. Es ist ein echter Hirsch mit allen jagdlichen Vorzügen eines solchen, unterscheidet sich aber vom Rotwild scharf dadurch, daß auch das weibliche Geschlecht ein Geweih trägt, wenn dieses auch an Umfang und Stangenzahl dem der alten Männchen nicht gleichkommt. Das Renntiergeweih ist stark verzackt und hat deshalb oft fabelhaft viele Enden, aber die einzelnen Stangen sind nur unten rund, dagegen nach obenhin verflacht und verbreitert, so daß der Aufbau des ganzen Kopfschmucks doch viel weniger stolz und vornehm wirkt als beim Edelhirsch, der seinen Namen nicht umsonst trägt.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Renntiere ist es, daß sie beim Gang oder Trott aus den Fußgelenken ein eigentümlich knisterndes Geräusch hören lassen, wie wenn ein elektrischer Funke überspringt. Dieses Knistern

wird nicht etwa durch ein Aneinanderschlagen der Afterklauen hervorgebracht, wie man früher glaubte, sondern es entsteht wahrscheinlich im Innern des Gelenks, ähnlich wie viele Menschen einen Finger so lange anziehen und schlenkern können, bis er knackt.

Im übrigen aber ist das Ren ein richtiger Hirsch mit allen Eigentümlichkeiten dieser Gattung, aber eben ein ausgesprochener Hochgebirgshirsch, gerade wie die Gemse nichts weiter ist als eine Hochgebirgsantilope. Seine wahre Heimat sind die steinigen Steilhänge und die breiten, baumlosen Rücken, die sogenannten „Fjelds" der nordischen Gebirge. Unter tausend Meter geht es hier nicht leicht herunter, denn der geschlossene Wald ist ihm im höchsten Grade zuwider. Es will immer freien Umblick haben. Als Gebirgstier hat das Ren einen gestreckten Leib, verhältnismäßig niedrige Läufe und eine ausnehmend dichte, lange und warme Behaarung, die auch noch im Sommerkleid sehr von der der echten Hirsche absticht. Die Fähigkeit, beide Hufe sehr weit auseinanderspreizen zu können, wodurch die Renntierfährte einer Kuhfährte oft ähnlicher sieht als einer Hirschfährte, ermöglicht es dem Ren, auch über Geröll oder sumpfigen Morast oder einigermaßen gesackten Schnee sicher hinweglaufen zu können, ohne einzubrechen. Aus ähnlichen Gründen wird ihm das Schwimmen sehr leicht, und es übertrifft in dieser Kunst die echten Hirsche in der Tat bei weitem.

Der besseren Äsung und der sie in fürchterlicher Weise peinigenden Mückenschwärme wegen vollführen die wilden Renntiere ganz ähnliche regelmäßige Wanderungen wie die Zug- oder doch Strichvögel, nur daß natürlich ein vierfüßiges Tier nicht so gewaltige Raumstrecken zu bewältigen vermag wie die leichtbeschwingten Vögel. Sie schlagen sich auf diesen Wanderungen zu immer größer werdenden Herden zusammen, die von weitem aussehen wie ein wandernder Wald von Geweihen, und halten dabei nach Art vieler Vögel ganz bestimmte Zugstraßen inne, von denen sie nur in seltenen Ausnahmefällen abweichen. In Sibirien, wo der Renntierzug besonders ausgeprägt ist, ziehen die Tiere oft weit ins nächste höhere Gebirge, um den Mücken und Dasselfliegen zu entgehen, und kehren dann im Herbst wieder in ebenere und mildere Gegenden zurück. In Norwegen dagegen ist von diesen Wanderungen nur wenig zu bemerken.

Wir Deutsche können wilde Renntiere noch am ehesten

Nordischer Winter: Renntiere auf der Suche nach Moos unter der Schneedecke / Phot. Eneret.

auf einer Nordlandreiſe im ſchwediſchen Lappland zu ſehen bekommen, aber es gehört viel Ausdauer dazu und koſtet manchen Schweißtropfen. Um zum Ziel zu gelangen, bedarf es meilenweiter Märſche auf unbekanntem und ſchwierigem Gelände. An Gefahr iſt dabei zwar kaum zu denken, aber Beſchwerden gibt es übergenug. Die Halden beſtehen meiſt aus wirr durcheinander und übereinander gewürfelten Schieferplatten, die beim Darüberſchreiten entweder in rutſchende Bewegung geraten oder aber ſo ſcharfe Kanten, Ecken und Spitzen hervorſtecken, daß jeder Schritt durch die Stiefelſohlen hindurch ſchmerzlich fühlbar wird. Die außerordentliche Glätte der Platten, über die das Waſſer herabrieſelt, vermehrt noch die Schwierigkeiten des Weges, und das beſtändige Durchwaten der glattgeſcheuerten Rinnſale erfordert größte Vorſicht, wenn man blutige Abſchürfungen ſowie ein unfreiwilliges Bad im eiskalten Gebirgswaſſer vermeiden will. Man kommt deshalb nicht gerade raſch vorwärts.

Die Renntiere ſelbſt ſtehen oben auf den kahlen Hochflächen, die nur noch mit Zwergbirken, Beerengeſtrüpp, Mooſen und Flechten ſpärlich bekleidet ſind. So erfordert die Jagd auf das wilde Ren einen ganzen Mann und einen leidenſchaftlichen Jäger, aber ſie iſt dafür auch köſtlich und im höchſten Grade aufregend. Die Tiere haben ſehr ſcharfe Sinne und können deshalb nur mit größter Vorſicht beſchlichen werden. Aber welcher Hochgenuß iſt es dann, wenn man endlich nach manch vergeblichem Pirſchgang das erſehnte Rudel vor dem Auge oder wenigſtens im Pirſchglaſe hat! Einige äſen, andere haben ſich niedergetan, wieder andere laufen ſpieleriſch hin und her und necken ſich gegenſeitig mit ihren vielzackigen Geweihen. Die Nahrung beſteht im Sommer hauptſächlich aus ſaftigen Alpenkräutern der verſchiedenſten Art ſowie aus den Knoſpen und Schößlingen der Zwergbirke, im Winter überwiegend aus Flechten, deren eine ja geradezu Renntierflechte heißt. Liegt Schnee, ſo müſſen ſich die Rens ihre Äſung mühſam mit den breiten Hufen herausſcharren. Niemals aber geſchieht dies mit dem Geweih, wie man vielfach fälſchlich behauptet hat. Die dünnen und ſpilleerigen Geweihſtangen wären dazu ja auch ganz ungeeignet.

Das Wildbret iſt köſtlich, viel beſſer als das Fleiſch zahmer Renntiere; es belohnt alſo den Jäger reichlich für ſeine Mühe. Es kommt neuerdings in gefrorenem Zuſtande vielfach auch in die vornehmen Gaſtſtätten

Aus dem Lande der Inkas: Peruaniſche Indianer mit ihren ſelbſtgebauten F

auf denen sie gefährliche Stromschnellen durchqueren / Phot. Galloway.

Berlins und anderer deutscher Großstädte und erfreut sich dort allgemeiner Beliebtheit.

Außer von Menschen werden die Rudel wilder Rens im Winter auch von heißhungrigen Wölfen böse gezehntet, überdies haben sie im Bär, Luchs und Vielfraß weitere grimmige Feinde, welch letzteren beiden namentlich die jungen Kälber vielfach zum Opfer fallen.

Im Herbst tritt der Rennhirsch unter laut orgelndem Schreien auf die Brunft und schlägt sich wacker mit seinen stets zahlreichen Nebenbuhlern herum, wobei die Geweihe laut aneinander klappern und sich mit ihren vielen Zacken und Enden nicht selten derart ineinander verschlingen, daß die Hirsche nur schwer wieder loskommen können.

Im Frühjahr kommen dann die Kälbchen zur Welt, die von ihren Müttern getreulich behütet und liebevoll beleckt werden. Um diese Zeit verdoppelt sich die Vorsicht und Scheu der wilden Rens.

Im nördlichen Amerika lebt eine besondere Rasse, das sogenannte Karibu, das man neuerdings mit Erfolg und sehr zum Segen des Landes auch nach Alaska verpflanzt hat. Umso mehr ist es zu verwundern, daß man noch gar keine Versuche gemacht hat, dieses anspruchslose, unschädliche und schmackhafte Wild auch wieder in geeigneten Hochländern Mitteleuropas einzubürgern. Solche Versuche wären nach dem übereinstimmenden Urteil aller Kenner keineswegs aussichtslos, da es an geeigneter Äsung nicht fehlt und das Wildren zur Zeit des Urmenschen hier ja überall vorkam.

Indianer als Schiffer

Zu unserm Vollbild

Südamerika und seine Indianer sind namentlich in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe in den Kreis völkerkundlicher Forschung gezogen worden, weil einerseits der an Gegensätzen so reiche, große Erdteil im Innern viele Gebiete enthält, die noch von keinem Weißen betreten wurden, und weil anderseits die bisher erforschten entlegenen Indianerstämme einen ganz besonders „schätzenswerten" Kulturstand aufweisen, einen erschreckend tiefen Kulturstand nämlich.

„Und doch ist dies schätzenswert?" höre ich den Leser da fragen. In der Tat ist es schätzenswert und sogar erwünscht, nämlich vom Standpunkte der Wissenschaft aus. Viele Stämme, die in schwer zugänglichen Hochgebirgstälern der Anden oder im tiefen, weglosen Urwald der Tiefländer, abgeschlossen von der übrigen

Welt, ihren Kampf ums Dasein bestehen, leben noch in derselben fast unglaublichen Einfachheit wie einst die Urzeitmenschen unserer Steinzeit. Die Jahrtausende der Menschheitsgeschichte rauschten über sie hinweg, ohne ihre Gewohnheiten, ihre Nährweise, ihre „Kleidung" — soweit man von einer solchen überhaupt reden kann — und Wohnung wesentlich zu ändern. Dieser Umstand ist für die Wissenschaft insofern sehr wertvoll, als sie an diesen Urmenschen das Leben und Denken unserer Vorfahren studieren kann, die vor mehreren tausend Jahren in ähnlicher Einfachheit ihre Tage verbrachten, wovon zahlreiche Funde in vorgeschichtlichen Gräbern eine deutliche Sprache reden.

Nicht bloß das Äußere solcher „vorsintflutlich" lebenden Indianer, sondern auch ihre Sitten, besonders ihr Nahrungserwerb, ihre Bodenbearbeitung, ihre Art der Jagd und des Fischfangs sind noch so urzeitlich wie vor den Eroberungszügen der Spanier. Da die Fruchtfelder, die mit Kartoffelarten, Bohnen, Quinua (einer Hirseart), Gerste und in tieferen Lagen mit Mais, Bananen, Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Kakao, Tabak und so weiter bepflanzt werden, oft mehrere Tagereisen weit auseinander liegen, da an den plattigen Felshängen und sumpfigen Ufern selten Wege angelegt sind und da ferner der Fischfang vielfach zu einer Haupterwerbsquelle gehört, wie zum Beispiel in Nordwestbrasilien, so benutzen die Indianer die Flüsse des weiträumigen Landes gerne als Verkehrsgelegenheit.

Meist trifft der Forschungsreisende die südamerikanischen „Indios" in schlanken Kanus, die rasch das Wasser durchschneiden, leicht beweglich sind und auch bei Überwindung der häufigen Stromschnellen, Wasserfälle und anderer Fahrthindernisse vermöge ihres geringen Gewichts nicht allzu schwierig auf dem Lande befördert werden können.

Zuweilen aber begegnen die Indianer in den wilden Hochtälern Perus dem weißen Eindringling auch auf niedlichen Flößen oder floßartigen Wasserfahrzeugen, wie sie uns unsere Abbildung vorführt. In Peru und Bolivia gibt es wohl Indianerstämme, die mit Weißen in enger oder lockerer Fühlung leben, die als Pflanzer, Viehzüchter, Arzneisammler oder als Knechte und Bedienstete ihren Teil zur Volkswirtschaft beitragen und längst schon Christen sind; hier aber haben wir Angehörige einer Horde vor uns, die, wenn sie auch nicht nackt, wie die wilden Tschirakuas östlich der Pampa von Santa Cruz, in den Urwäldern schweifen, doch noch ebenso weit von der Kenntnis eines Motorboots entfernt scheinen, wie eine Schubkarre von einem Mercedes-Benz-Wagen. Gibt es doch heute noch unter den kräftigen Aimarás des Hochlandes einige ganz ursprünglich hausende Indianersippen, die von europäischen Einflüssen durchaus unberührt blieben. Sie sind verschlossen, zurückhaltend, gelegentlich sogar noch Menschenfleischfresser und wehren in den schwer zugänglichen Felsentälern ihres Hochgebirges jede fremde Zuwanderung erfolgreich ab. Besonders argwöhnisch beobachten sie Pflanzen- und Gesteinforscher und weisen Goldsucher höchst unwirsch zurück, denn sie fürchten die drohende Bergwerksindustrie. Sie wollen leben wie ihre Urväter.

Die Stricke zum Verbinden der Floßbalken und zum Ziehen der Fahrzeuge bei Stromengen oder Gegenströmung liefert diesen Schiffern die Natur selbst. Ja, einige dieser Seilerzeugnisse aus widerstandsfähigen Pflanzenfasern werden auch von den Weißen sehr begehrt. So fertigen die Indios am Rio Negro aus den Fasern der Pissabapalme feste Taue, Espia genannt, die in der Stadt Trinidad viel gekauft werden, denn sie faulen weder, noch gehen sie im Wasser unter.

Die Fahrzeuge werden aus sehr tragfähigem Holz hergestellt und sind gar nicht unbequem. Ein paar Stämmchen werden der Länge nach in der Mitte des Floßes auf Querhölzern befestigt, und die Bank für einen allerdings ziemlich tiefen Reitsitz ist fertig. Zum Fortbewegen des Flößchens dienen lange Stangen. Im tiefen wie im seichten Uferwasser ist ein solches einfaches Fahrzeug brauchbar; die Arbeit müssen, wie meistens bei den Rothäuten, die Frauen besorgen. Der „Herr" der Familie ist Jäger, Fischer, Viehzüchter oder Händler, doch nicht Arbeiter.

Unschön wirkt die Entstellung der Gesichter durch Farberde, wie es vielfach nach altem Herkommen geschieht; dagegen meiden diese Indianer die Tätowierung der Haut. Von der berühmten altperuanischen Kultur des Inkareiches ist bei ihnen nichts zu merken.

Man sollte kaum glauben, daß es eine noch ärmlichere Art gebe, den Verkehr auf dem Wasser zu bewältigen. Dennoch schlagen den Rekord in dieser Hinsicht die Makuindianer am Südufer des Rio Negro in Nordwestbrasilien. Die am weitesten von dem Fluß an Zuflüssen wohnenden Angehörigen dieser Stammeshorde kennen Eisen ebensowenig wie Floß oder Boot. Sie bewegen sich im Wasser, indem sie schwimmen oder waten.

Nebenbei sei bemerkt, daß diese Art des Wasserverkehrs nicht überall gefahrlos ist. Im Rio Paraguay bedrohen die ungeheuer bissigen Piranyafische einen jeden, der in den Bereich ihrer scharfen Zähne gelangt. Diese Fische sind nur etwa dreißig Zentimeter lang, reißen aber Stücke aus der Haut und verwandeln bei großer Zahl einen leichtsinnig Badenden in ein fleischloses Skelett. Schon mancher ins Wasser gefallene Indianer hat auf solche Weise sein Leben verloren, denn die freßgierigen Räuber lauern namentlich an den Mündungen der Zuflüsse in dichten Scharen. Die Rache der Indianer besteht darin, daß sie diese Fische mit der Angel oder auch mit Bogen und Pfeil erlegen und ihr Fleisch als Nahrung oder auch als Köder für weiteren Fischfang verwenden. In andern Flüssen mahnen die Schläge des elektrischen Zitteraals oder die furchtbaren vergifteten Wunden, die der Stachelrochen verursacht, zur Vorsicht.

Indianer sind die geborenen Fischer; sie bereiten ihre

Fischfanggeräte mit einer Sorgfalt und Umsicht, die allen Forschungsreisenden auffiel. Viele südamerikanische Indianerstämme sind fast ganz auf Fischnahrung angewiesen, und wenn gewisse Fischarten ihre üblichen Wanderungen antreten oder wenn die trockene Jahreszeit die kleineren Flüßchen wasserlos macht und ihre geschuppten Bewohner den Hauptstrom aufsuchen, dann müssen auch die Indianer wandern und ihnen mit Hab und Gut — das ist so viel, als ein jeder tragen kann — nachziehen. Beim Beginn der Regenzeit und des Hochwassers, das von März bis Juli währt, haben die Indianer wieder gute Zeit und die Reusen und andern Fischfallen, die Hand- und Beutelnetze werden nicht leer. Krabben fischen die Indianer mit einem aus Rohrstreifen und Palmfaserschnüren geflochtenen Körbchen oder auch mit kleineren Netzen, Schildkröten mittels Pfeil und Bogen.

Man kann sich kaum ein fesselnderes Naturbild denken als einen Indianer beim Pirschen auf Fische oder Schildkröten. An sonnigen, windstillen Tagen ist die Oberfläche der Bucht oder Lagune wie ein Spiegel. Vorn im Boot steht wie aus Erz gegossen bewegungslos der Schütze. Der Pfeil ruht schußbereit auf der Sehne, leise gleitet das Kanu dahin, keine Bewegung im Wasser entgeht dem Adlerauge des Indianers. Da hebt eine Schildkröte den Kopf aus dem Wasser — schon zischt der Pfeil durch die Luft und durchbohrt die einzige Stelle, wo das gewappnete Tier tödlich zu treffen ist.

Größere Fische erlegt der Indio mit dem Speer oder dem anderthalb Meter langen Harpunenpfeil, der eine lose befestigte Eisenspitze mit Widerhaken besitzt sowie einen Rohrschaft, der schwimmend dem Fischer die Richtung des getroffenen fliehenden Tieres verrät. Auch mit einer Art hölzernem Dreizack, wie ihn einst Gott Neptun schwang, speert der Indianer größere Fische, doch ebenso gut mit einer zugespitzten Stange, an die er kunstvoll einen gewöhnlichen Nagel festband. Kommt das Hochwasser zu stark und überflutet nicht bloß die Ufer, sondern ganze Waldstriche, so verlieren sich die Fische der Flüsse im Überschwemmungsgebiet und die Indianer haben, wenn sie nicht genug getrocknete Fische besitzen, mit der Not zu kämpfen, die sie dann wiederum zu Wanderungen auf dem Wasser veranlaßt.

Sehr genau kennen die Indianer die verschiedenen Köder, die je nach der Art der Fische am erfolgreichsten angewendet werden, und zwar sowohl an der Angel wie über den auf seichten Grund gelegten Netzen. Auch die Gewohnheit vieler Fische, flußaufwärts über Felsen und Wasserfälle zu wandern, beobachten sie und fangen die Fische dort mittels ausgespannter Matten ab. Eine nicht weidmännische Art des Fischfangs ist das Auswerfen von Giftködern oder gar das Vergiften einer ganzen Lagune. Die Südamerikaner sind ja geschickt im Bereiten von Pflanzengiften. Aus einer gewissen Wurzel (Paullinia pinnata) stellen sie durch Klopfen und Ausspülen eine milchige Brühe her und gießen eine Kanuladung davon in eine vorher abgesperrte fischreiche Bucht. Die von dem Gift erkrankten Fische treiben bauchoben auf dem Wasser und werden eine leichte, ergiebige Beute der Indianer.

Die Peruaner auf unserm Bilde haben jedoch solche Aasjägerei meist nicht nötig; sie sind nicht bloß Schiffer und Fischer, sondern können ihren Eiweißbedarf auch mit Herdentieren decken — Lamafleisch verschmähen sie allerdings — wenn sie es nicht vorziehen, sich als Pächter in die Abhängigkeit eines weißen Großgrundbesitzers zu begeben, wie es vielfach schon geschehen ist.

Auf Leben und Tod / Von Ernst Wächter

Vor einiger Zeit lernte ich bei einer Gesellschaft einen alten Herrn kennen, der in seinen jüngeren Jahren viel in der Welt herumgekommen war und unter anderm auch längere Zeit in Indien gelebt hatte, wo er sich neben naturwissenschaftlichen Studien aller Art namentlich mit der ethnographischen Untersuchung der Himalajavölker befaßt hatte. Ich machte mich an ihn heran, denn meine wissenschaftlichen Interessen liegen auf demselben Gebiete. Leider bin ich aus gesundheitlichen und andern Gründen nie in der Lage gewesen, selbst größere Studienreisen zu unternehmen; umso mehr bemühe ich mich, diesen Mangel eigenen Schauens und Erlebens dadurch einigermaßen auszugleichen, daß ich mich, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet, mit sachkundigen Leuten in Verbindung setze, die „dagewesen" sind, also aus persönlicher Erfahrung reden können. Ich habe auf diese Weise viel gelernt und meine Kenntnisse von der Erde und ihren Völkern nicht unwesentlich bereichert.

Herr N. — der Name tut nichts zur Sache — mochte beim ersten Hinsehen nicht gerade als mitteilsam erscheinen, denn er verhielt sich den Herren und Damen gegenüber, die ihn umschwirrten wie die Motten das Licht und sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihn auszufragen, sehr zurückhaltend. Die oft mehr als naiven Fragen, hinter denen kaum irgendwo ein wirkliches Verlangen nach Wissensbereicherung sich bemerkbar machte, sondern nur flaches Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnis, waren ihm sichtlich lästig. Er wurde immer wortkarger und zugeknöpfter, so daß man endlich von ihm abließ und sich auf andere Weise zu unterhalten suchte. Mit mir machte er eine Ausnahme. Ein paar Bemerkungen meinerseits hatten ihn anscheinend davon überzeugt, daß er bei mir wirkliches Verständnis und ehrliches sachliches Interesse voraussetzen durfte, und so kamen wir allmählich in ein recht angeregtes Gespräch. Der alte Herr taute, wie man so zu sagen pflegt, sichtlich auf, und schließlich lud er mich ein, ihn doch recht bald einmal in seinem Junggesellenheim zu besuchen, wo wir ungestörter sein würden und er mir

Die neue Junkers G 38, das größte Landverkehrsflugzeug der Welt. Spannweite 45 Meter, Länge 23 Meter, Leergewicht 13 Tonnen, Fluggewicht 20 bis 24 Tonnen, Triebwerkanlage vier Junkers-Motoren mit zusammen 2400 PS, Reichweite bei 3000 Kilogramm Nutzlast 3500 Kilometer. Der Kommandostand befindet sich in der Mitte des Flügels in einem Ausbau. Hinter diesem liegt der Führerraum für zwei Piloten und anschließend der Zentralbedienungsstand für die gesamte Triebwerkanlage. Ueber Mittelteil des Flügels und Rumpf verteilen sich die Nutzlasträume.

auch so manches Interessante zeigen könne, eine Einladung, die ich mit Freuden annahm und der ich schon nach ein paar Tagen Folge leistete.

Herr N. war nicht zu Hause, aber die ältere Dame, die seinem Hauswesen vorsteht, sagte mir, daß sie ihn jeden Augenblick zurück erwarte. Sie bat, mich ein wenig zu gedulden, und führte mich einstweilen in das Arbeitzimmer, einen großen, ungemein interessant ausgestatteten Raum. Was gab es da nicht alles zu sehen! Eine Fülle von Gegenständen, die Herr N. auf seinen Reisen gesammelt haben mochte, hing und stand da herum, nicht in museumsmäßiger Anordnung, die so etwas Nüchternes, Unpersönliches hat, sondern in einer gewissen malerischen Unordnung, die den Eindruck erweckte, als dienten alle diese Dinge ihrem Besitzer zum täglichen Gebrauch. Es gelüstete mich, sie sofort einer näheren Untersuchung zu unterziehen, aber ich wollte nicht neugierig sein. Herr N. würde mir ohnedies alles Bemerkenswerte darüber mitteilen. So machte ich es mir in einem Armsessel bequem, um die Rückkehr des Hausherrn zu erwarten.

Da fiel mein Blick auf ein Gemälde, das über dem Schreibtisch hing und meine Aufmerksamkeit augenblicklich aufs stärkste fesselte. War es der dargestellte Gegenstand, war es die Art der Darstellung, was mich so stark berührte, daß ich aufstand und näher hintrat, um schärfer zu sehen und die Einzelheiten besser zu erkennen? Wohl beides. Das Gemälde stellte eine im höchsten Grade aufregende, ja beim inneren Miterleben geradezu grausige Szene dar: An jäh zur Tiefe abfallender Felswand, auf kaum schuhbreitem Vorsprung, stand ein indischer Mann, mit gezücktem Dolche den Angriff eines riesigen Tigers erwartend, der blutgierig zu ihm emporhastet und ihn im nächsten Augenblick erreichen muß. Es geht auf Leben und Tod. Der Rahmen des Bildes trug eine Messingplatte mit der eingravierten Inschrift: „Gulab Singh in der furchtbarsten Stunde seines Lebens". Das Gemälde war also kein Phantasiestück, sondern stellte augenscheinlich ein wirkliches Geschehnis dar, zu dem wohl gar Herr N. selbst in irgendwelcher Beziehung stand.

„Mein alter, braver Gulab Singh!" erklang es da plötzlich leise, mit bewegter Stimme hinter mir, und mich rasch umdrehend erblickte ich Herrn N., dessen Eintritt in das Zimmer ich nicht bemerkt hatte, da meine ganze Aufmerksamkeit auf das Bild über dem Schreibtisch gerichtet war. Mit Rührung ruhten die Augen des alten Herrn eine Zeitlang darauf, dann wendete er sich mir zu und begrüßte mich mit der größten Liebenswürdigkeit. Hierauf hieß er mich mit einer einladenden Handbewegung auf einem Diwan Platz nehmen, neben dem ein niedriges Tischchen von kostbarster altindischer Arbeit stand, entnahm einem ebenso kostbaren Wandschränkchen mir unbekannter Herkunft ein paar geschliffene Gläser und eine Flasche alten Portweins sowie ein Kistchen edlen Havannakrautes, stellte alles auf das Tischchen, schenkte die Gläser voll und rückte schließlich für sich selbst einen Sessel zurecht, und zwar so, daß er jenes Bild gerade vor Augen hatte. Dann begann er unvermittelt: „Ich lese auf Ihrem Gesicht eine Frage,

und ich will sie Ihnen beantworten. Sie sollen hören, welche Bewandtnis es mit dem Bilde dort hat. Doch zünden wir uns erst eine Zigarre an! — es plaudert sich dabei angenehmer — und trinken wir einen stillen Schluck zum Andenken an ihn, den Sie dort auf dem Bilde in der schrecklichsten Stunde seines Lebens sehen und von dem ich Ihnen jetzt erzählen will!"

Wir taten, wie er gesagt, dann fuhr er fort: „Es sind jetzt rund vierzig Jahre her, da machte ich im westlichen Himalaja meine ersten ethnographischen Studien. Sie wissen ja, daß dieser schwer zugängliche Erdenwinkel für die Völkerkunde eine Fundgrube darstellt, die noch lange nicht ausgeschöpft ist. Damals war sie noch, wenn ich mich so ausdrücken darf, bis zum Rande gefüllt, soviel ihr auch durch gelehrte Forschung schon entnommen war. Mir als Anfänger auf diesem wissenschaftlichen Gebiete war alles neu und interessant, aber ich muß gestehen, daß mich mehr der Sammeleifer des Liebhabers und die jugendliche Lust an Abenteuern trieben als das wissenschaftliche Verlangen, ernste Fragen der Völkerkunde, wie sie gerade im Westhimalaja vorliegen, zu lösen. Ich war jung, gesund, unabhängig, durch eine unerwartete Erbschaft in den Stand gesetzt, meinen Neigungen zu leben; das mag die Erklärung dafür abgeben, daß ich damals mehr begeisterter Laie als hart bohrender Fachgelehrter war.

Mein Standquartier hatte ich längere Zeit in Simla. Das war damals noch nicht die moderne Stadt von heute, die durch ihre üppige Aufmachung die vornehme englische Gesellschaft Indiens nicht weniger zum Sommeraufenthalt anlockt als durch ihre herrliche Natur und ihre gesunde Hochgebirgsluft, aber es war doch auch damals schon als Sommerresidenz des Vizekönigs und Luftkurort ein gern besuchter Platz, bei dem man auch den Schmutz und mancherlei sonstige Unzuträglichkeiten der Eingeborenenstadt gern mit in Kauf nahm. Für meine Zwecke war Simla außerordentlich günstig. Ich hatte dort alle erdenkliche Bequemlichkeit, konnte mich im Basar der Eingeborenen wie auch in den bereits vorhandenen europäischen Läden jederzeit mit allem versehen, was ich zu meinen Kreuz- und Querfahrten benötigte, und hatte es von hier aus verhältnismäßig leicht, die verschiedenartigsten Völkerschaften in ihren Wohnsitzen aufzusuchen.

Eines Tages — ich erinnere mich recht gut, es war im Oktober und bei diesen Höhen zwischen drei- und viertausend Meter schon recht kühl — befand ich mich auf dem Weg nach Dankar. Es ist das der kleine Hauptort des Ländchens Spiti und liegt in der Luftlinie etwa hundertfünfzig Kilometer nordöstlich von Simla, ganz nahe der tibetanischen Grenze. Der Ort hat bereits vollständig tibetanischen Charakter, und gerade aus diesem Grunde wollte ich ihn besuchen. Da die ganze Strecke als ziemlich sicher galt, so hatte ich nur wenige Begleiter bei mir, außer dem Dolmetscher, einem Hindu aus Simla, der zugleich als Boy für meine persönlichen Bedürfnisse zu sorgen hatte, sechs stämmige Darden aus Kaschmir, die nach Simla gekommen waren, um bei Straßenbauten verwendet zu werden. Sie waren gerade abgelohnt worden und waren nun froh, daß sie bei mir noch auf einige Wochen einen guten Verdienst hatten, ehe sie in ihre Heimat in den Hochtälern am oberen Indus zurückkehrten. Sie mußten die ganze nicht eben große Reiseausrüstung befördern. Ich selbst ritt ein kräftiges, untersetztes Bergroß. Als Euro-

Das Fahrgestell der G 38. Wegen seines hohen Gewichtes hat das Flugzeug ein Fahrwerk aus vier Rädern, die zu je zwei hintereinander in einem gefederten Rahmen liegen. Jedes der anderthalb Meter Durchmesser aufweisenden Räder ist mit Luftdruckbremse versehen, so daß der Auslauf des gelandeten Flugzeugs erheblich verkürzt werden kann.

päer hätte ich mir etwas vergeben, wenn ich wie die Kuli zu Fuß gereist wäre. Noch muß ich erwähnen, daß ich einen großen, prachtvollen Tasi bei mir hatte, einen jener starken, ungemein mutigen, aber auch ungebärdigen langhaarigen Windhunde, wie sie die Bergbewohner von Gilgit und Tschitral zu ihren Wolfs- und Bärenjagden verwenden. Er war trotz seiner angeborenen Wildheit sehr anhänglich an mich, als Wächter unbedingt zuverlässig und als Jagdgenosse wegen seiner feinen Witterung unbezahlbar. Ihm habe ich eigentlich, wie Sie gleich hören werden, das Zusammentreffen mit meinem Gulab Singh zu verdanken.

Wir hatten etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als wir zwischen Bampur und Chani, zwei großen Hindudörfern im Satledschtale, von der nach Schipki in Tibet führenden Poststraße abwichen, um auf beschwerlichen Gebirgspfaden die hohe Kette zu überqueren, die Spiti vom Satledschtale und dem kleinen Bascharlande trennt. Bisher war alles glatt gegangen, jetzt aber begannen die eigentlichen Strapazen. Bald kletterten wir keuchend steile Berglehnen hinan, bald wanden wir uns mühsam durch das Gewirr tief eingerissener Schluchten, auf deren Sohle wilde Bergwasser durch dichtes Gestrüpp von Bambus dahinschossen. Oft hatte ich das Gefühl, als müßten die Felswände über uns zusammenstürzen, so jäh stiegen sie himmelan. Dann wieder weiteten sich die Schluchten zu einem breiteren bewaldeten Talkessel, der den Blick auf gewaltige Berghäupter mit glänzenden Firnfeldern und Gletschern freigab — eine großartige Wildnis, die in ihrer Urwüchsigkeit das Gemüt aufs tiefste ergriff.

Wir waren an einer Stelle angelangt, wo sich in der steilen Felswand zur Rechten eine enge Seitenschlucht öffnete. Ich war froh, daß ich dort nicht hindurch mußte, denn sie erschien fast unbegehbar. Da wurde ich auf meinen Tasi aufmerksam, der ein so sonderbares Gebaren an den Tag legte, daß ich halten ließ. Mißtrauisch schnüffelte der Hund in der Luft und auf dem Boden herum, lief ein paar Schritte in die Schlucht hinein, kehrte mit hängender Rute wieder um, lief ein zweitesmal in die Schlucht und schien ganz unschlüssig. Dann winselte er auf ganz eigene Art; alles deutete auf höchste Aufgeregtheit hin. Da war etwas nicht geheuer. Ein gewöhnliches Wild konnte es nicht sein, von dem er Witterung genommen hatte, da hätte er sich ganz anders benommen. Aber was war es sonst? Ich mußte wissen, was es war. So sprang ich vom Pferde, nahm meine doppelläufige Lefaucheux schußbereit zur Hand und drang vorsichtig in die Schlucht ein. Der Boy und zwei meiner Darden folgten mir unaufgefordert, ebenfalls die Büchsen zum sofortigen Gebrauch bereit." (Schluß folgt)

An Bord eines Bergungsdampfers

Von Gerhard Glogau / Schluß

Es ist erst neun Uhr. Da kann man hoffen, heute auch noch das zweite Stück fortzukriegen, einen Schiffskessel, der bei Palmnicken in vier Meter Tiefe, hundertfünfzig Meter von Land ab, gefahrdrohend bis zur Wasseroberfläche hochsteht.

Zur Vorgeschichte sei folgendes erwähnt. Im Jahre 1916 stieß der Dreitausend-Tonnen-Frachtdampfer „Hero" einer Bremer Linie auf ein treibendes Wrack und wurde dabei so stark leck, daß ihn der Kapitän schleunigst auf den nächsten Strand setzen mußte, um Ladung und Besatzung zu retten. Das gelang ihm auch bei Palmnicken. Das Wrack wurde — wie immer — ziemlich schnell von der See zertrümmert, und nur die Maschine und der Kessel hielten noch nach zwölf Jahren dem Seegang stand.

Schade, die Sprengerlaubnis ist noch nicht eingetroffen. So können wir nur dasselbe versuchen, was wir eben mit Erfolg durchgeführt haben: anschlängen, anfahren und — Trosse brechen oder abschleppen.

Doch der Kessel ist ein störrischer Geselle und steht wie ein Fels im Meer, so fest ist er eingesandet. Ein Versuch — die Trosse hakt am Grund, strafft sich und — hui! fliegt das gerissene Ende durch die Luft. Noch ein Versuch, ein dritter — immer derselbe Erfolg, der Kessel steht und rührt sich nicht.

Da kommt Rettung. Ein zweiter Regierungsdampfer bringt alles mit, was wir brauchen: Sprengerlaubnis, Sprengstoff und Sprengmannschaft.

Eine ganze Kiste wird voll Schießbaumwolle gepackt, eine Sprengkapsel mitten hineingesteckt, an die das elektrische Zündkabel angeschlossen ist. Dann wird die Kiste zugenagelt — wasserdicht braucht sie nicht zu sein — ins Boot gelassen und von diesem am Wrack ins Wasser gesenkt, wo der Taucher sie weiterbefördert, nämlich in die Feuerbüchse des alten Schiffskessels. Der Dampfer fährt sicherheitshalber etwas weiter in See, auch die Taucherbarkasse und die andern Boote verholen sich einige hundert Meter. Gezündet wird vom Boot aus mit einer Achtzig-Volt-Zündmaschine.

Ich habe mit dem Sprengoffizier vereinbart, daß er vor dem Zünden durch Heben eines Riemens ein Zeichen gibt. Gespannt stehe ich mit meiner Kamera auf der Brücke des „Samland", habe mir die Landpeilung des Kessels gemerkt und warte, warte. Da — Riemen hoch, Kassettenschieber heraus! — bums! ein Knall, eine Sprengfontäne, alles so schnell hintereinander, daß ich nicht einmal zum genauen Einrichten kam. Also war die Aufnahme futsch. Wir fahren an die Sprengstelle. Einige Leute von der Bordmannschaft suchen das Wasser nach toten Fischen ab und wir nach den Resten des Kessels. Ah, sieh da, mein Kessel steht unversehrt an derselben Stelle im Wasser! Nur auf die Seite gelegt hat er sich.

Nun, dann die zweite und letzte Ladung, die zur Verfügung steht. Nach einstündiger Vorbereitung erleben wir dasselbe Schauspiel. Diesmal aber bin ich flinker und komme mit dem Photoapparat zu Schuß. Erfolg: Der Kessel ist wieder nur umgeworfen.

Etwas betrübt dampfen wir bei sinkender Sonne

heimwärts. Die Leute ſpielen „Hund“, ich ſehe zu und denke an die Aufnahme. Noch in der Nacht habe ich ſie entwickelt. Doch war die Entfernung bis zur Sprengſäule ſo groß geweſen, daß dieſe nur als ein winziger Buſch zu erkennen iſt.

Am nächſten Tage werden die ganzen Deckluken mit Kiſten voll Sprengſtoff bepackt. Es gibt einen neuen Verſuch. Froh geht es hinaus auf die ſonnige See. Mit großem Eifer ſind alle bei den Vorbereitungen. Diesmal ſollen zwei Kiſten mit drei Zentner Sprengſtoff gleichzeitig zur Exploſion gebracht werden. Das muß doch den Keſſel ſchließlich zerreißen. Der Taucher nimmt die ſchweren Kaſten vom Boot aus in Empfang, verſtaut ſie gut, dann fahren alle Boote zweihundert Meter ab. Ich bin auf dem Boot der Sprengabteilung; ſo weiß ich ganz genau, wann es losgeht.

„Fertigmachen! Los!“ Der Grund dröhnt, Dampf- und Waſſermaſſen ſchießen ſteil in die Höhe, von unten kommt es ganz ſchwarz hoch, Schlamm, Keſſelſtücke, alles durcheinander. Siebzig Meter hoch iſt die Säule, in der ganz oben ein Rohrſtück wirbelt. Ziſchend und praſſelnd fallen Sprengſtücke in die aufgerührte See — ein ſeltener Anblick. Dazu kommt das frohe Gefühl des Erfolges, der Kraft menſchlichen Erfindergeiſtes.

Der Keſſel iſt in tauſend Stücke zerriſſen. Auch von der Maſchine kann der Taucher beim Abſuchen des Grundes nichts mehr finden. „Wie Kraut und Rüben liegt alles durcheinander“, berichtet er trocken.

Doch ſicher iſt ſicher. Darum ſpannt man zwiſchen zwei Boote einen Draht, der von Loten in zweieinhalb Meter Tiefe gehalten wird, und ſucht ſo nach alter Marineart das ganze umliegende Waſſer nach Stücken ab, die etwa noch die Kleinſchiffahrt behindern könnten. Doch iſt nichts zu finden. Beruhigt geht es abends nach Hauſe. Als Siegesbeute bringen wir ein Keſſelſtück mit, das wir aus dem Waſſer hoben, und einen Dorſch, dem der Sprengdruck im Waſſer den Garaus gemacht hat.

Solche Wracke ſind keine Seltenheiten an der weſtlichen Samlandküſte. Die Fiſcher wiſſen von manchen Schiffen zu erzählen, die bei Sturm auf eine der weit draußen liegenden Bänke aufgeſetzt und einfach durchgeknickt worden ſind. Die See arbeitet dann ſo ſtark an den Wracken, daß ſchon in wenigen Wochen nichts mehr zu retten iſt. Meiſt reißt ſie ein Stück nach dem andern ab und zieht auch große Schiffsteile in die Tiefen; der argloſe Laie ahnt ſelten etwas von ſolchen unterſeeiſchen Burgen.

Ein anderer Tag. Der Dampfer liegt neben dem Bakenſchuppen unter Dampf und wartet darauf, daß die große Blinktonne klar wird, um ſie im Friſchen Haff auszulegen. Im Winter werden nämlich alle eiſernen Tonnen eingeholt und gegen hölzerne ver-

Schulklaſſe mit Lehrer auf einem Skiausflug im Erzgebirge / Phot. Atlantik, Berlin.

tauscht, meist nur einfache Spieren, die mit einer Kette am Stein verankert sind. Das Haff friert gewöhnlich ganz zu; wenn dann im Frühjahr der Eisgang kommt, würden die Tonnen arg zerdrückt und verbeult werden. So ist es eine alljährliche Arbeit im April, wenn das letzte Haffeis vom Winde zur See hinausgejagt ist, die frischgestrichenen und gelichteten Tonnen verschiedener Art — Ansteuer-, Untiefen-, Fahrwassertonnen — überall im Haff an genau den Stellen, die in Seekarten angegeben sind, auszulegen und möglichst fest zu verankern. Bei den größeren nimmt man statt der sonst gebräuchlichen natürlichen oder künstlichen Steine runde, unten tellerartig ausgehöhlte Eisenkörper als Anker, die sich wie Saugnäpfe in den Schlick- oder Sandboden einsaugen und so fester am Grunde halten.

Die Mechaniker haben gerade den Lampenkörper festgeschraubt und die Uhr eingestellt, die selbsttätig das Blinklicht abends ein- und morgens ausschaltet. Ein zweiter Apparat sorgt dafür, daß das Blinken richtig vonstatten geht, zum Beispiel nach je einer längeren Pause hintereinander zwei Blitze zu sehen sind. Diese empfindlichen Apparate sind in wasserdichter Kapsel oben an der Tonne angebracht und müssen von Monat zu Monat untersucht werden. Die Tonne selbst ist mit einem besonderen Leuchtgas bis zu sechs Atmosphären Überdruck aufgefüllt. Dieser Brennstoffvorrat reicht sechs bis acht Monate; er wird dann im Hafen oder vom Dampfer aus ergänzt.

Trapper und Indianer / Eingesandt von Gerhard Flüsloh, Grevelsberg.

Der Wind ist recht frisch geworden. Wir haben ihn gerade von vorne. Die Tonne, die vom Dampfer geschleppt wird, wühlt sich tief in die kurzen, kabbeligen Seen ein, so daß man nur ihre Lampe mit dem Obergestell sieht. Ein eigentümliches Wetter herrscht heute. Bald jagen die Wolken unheimlich niedrig daher, bald bricht irgendwo die Sonne durch und läßt glitzernde Blänken über das Haff eilen. Der Wind nimmt immer mehr zu, von Zeit zu Zeit kommt ein schwerer Spritzer über Deck. Die Arbeit ist deshalb heute schwerer als sonst. Freilich, die Blitztonne ist ziemlich schnell an der ihr zustehenden Stelle verlegt, aber es liegen noch eine Reihe anderer kleiner Tonnen an Deck, die bis zum Abend an Ort und Stelle sein sollen. Die meist trübe Sicht erschwert es, die einzelnen Landmarken aufzufinden und richtig einzuvisieren.

Da kommt plötzlich neue Arbeit. Wir sehen ein Fischerboot, das einige hundert Meter ab vor dem Anker liegt und uns zuwinkt. Als wir näher hinfahren, erkennen wir die Lage; ein Fischer und drei Jungen bilden die ganze Besatzung des stark dümpelnden Fahrzeugs. Der Alte will in die Einfahrt von Neu-Passarge. Der starke Wind, der jetzt die Kämme der Seen wie Sand zerstäubt, hat ihn beim Fischen überrascht. In dem schweren Wetter kann er mit den Jungen als Mannschaft nicht gegenankreuzen; so hat er sich vor Anker gelegt und wartet auf Hilfe oder besseres Wetter. Er hat Glück, daß wir uns gerade heute hier herumtreiben. Wir schleppen ihn gerne ein Stück gegenan, bis er bei halbem Wind die Einfahrt halten kann. Die Maschine läuft nur halbe Fahrt; trotzdem haut der Fischerkahn in jede größere See und nimmt dabei stark Wasser über. Der Alte schöpft vorn wie ein Wilder; aber der Wind fegt den kleinen Bengeln, die achtern sitzen, das ganze Wasser ins Gesicht. Die armen Jungen sind vollständig durchnäßt von dem eisigen Aprilwasser und haben sich frierend in eine Ecke des Kahns geklemmt. Der Kleinste weint immerzu.

„Na nu mok man dat Seil klar!" ruft der Kapitän dem Fischer hinüber. „Jetzt kannst du Einfahrt halten."

Der andere heißt einen lächerlichen Lappen von Segel vor und fährt mit einem „Schönen Dank!" davon.

„Und zu Hause rückt ihm noch die Alte auf den Pelz, daß er allein mit den Jungens ausgefahren ist", meint unser Smutje.

„Laß man!" erwidert der Kapitän. „Die sind immer noch besser weggekommen als der da drüben."

Richtig, da ist ein Boot aufs Flache gesetzt, und die Fischer müssen wohl oder übel durch das ein Viertelmeter tiefe Haff ans Land waten, während ihr Kahn von den Seen vollgeschlagen, ja vielleicht zerschlagen wird.

Auflösung des Silbenrätsels von Seite 304:

1. Dolmetsch, 2. Eifel, 3. Upsala, 4. Tennyson, 5. Samarkand, 6. Chufu, 7. Laie, 8. Akazienlaub, 9. Nase, 10. Derfflinger, 11. Delagoa, 12. Esel, 13. Ural, 14. Türe, 15. Sokrates. — Deutschland, Deutschland über alles.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

Ein Schuß dröhnte durch die unterirdische Halle. Das Schwimmfest begann. Das Wasserbecken war über alle Maßen herrlich mit den weißleuchtenden Stalaktiten und den Grottenbildungen darüber.

Jetzt folgte eine neue Überraschung. Von unten, aus der Tiefe, drang ein unwirklicher Lichtschein wie ein leises Schimmern aus den Wassern herauf, bald rötlich, bald bläulich, dann wieder hellgrün.

Es waren hundert Schwimmerinnen, die gleichzeitig antraten, erlesene Schwimmerinnen aus allen Ländern, darunter Berühmtheiten, die den Kanal zwischen England und Frankreich und die Meerenge von Gibraltar durchmessen hatten.

Auch Elsa Dorn, von deren Brust ein Alp genommen war und deren Herz ein ganz außergewöhnliches Glücksgefühl erfüllte, war unter den sechs Damen, die mit den goldleuchtenden Farben von Santa Scientia antraten.

Die Körper der Schwimmerinnen waren nicht, wie sonst üblich, mit einer dicken Fettschicht überzogen. Riesige elektrische Heizkörper, die innerhalb des Beckens überall versenkt waren, hatten den Wärmegrad des Wassers so gehoben, daß er dem eines angenehmen Seebades entsprach.

Der Startschuß fiel. Mit mächtigem Schwung begannen die Mädchen den Kampf. Zunächst waren sie fast alle in einer Reihe. Dann aber stieg ein Ruf des Erstaunens aus allen Kehlen. Die sechs Schwimmerinnen aus Isabela stießen gewaltig vor, zerteilten mit ihren Armen das Wasser und schossen mit jedem Schwimmstoß um fast zehn Meter voran.

„Ein Wunder!"

„Das ist unglaublich!"

„Das vermag ja kein Mensch!"

Ein Raunen und Murmeln ging durch die Massen. Während die andern Bewerberinnen so angestrengt wie möglich kämpften, schossen die sechs geradezu pfeilschnell, fast mit der Geschwindigkeit eines Motors, über das Wasser. Als erste erreichte Elsa Dorn den Strand, kurz darauf, fast gleichzeitig, folgten ihre Gefährtinnen. Es regte sich nicht eine Hand zum Beifall. Die sechs standen lächelnd am Ufer, ruhten sich aus und erschienen vollkommen frisch, während nun zwischen den vierundneunzig andern der eigentliche Kampf ausgetragen wurde und eine große Schrift über dem Wasser verkündete: „Die sechs Damen von Isabela schwimmen außer Wettbewerb."

Der Endschuß fiel. Edith Ekklund, die bereits zweimal von Gibraltar nach Afrika gestartet war, entstieg als Siegerin dem Wasser. Jubelnder Zuruf empfing sie.

Aller Augen richteten sich dann wieder auf die sechs Mädchen von Isabela.

„Vorführung der sechs Schwimmerinnen aus Isabela."

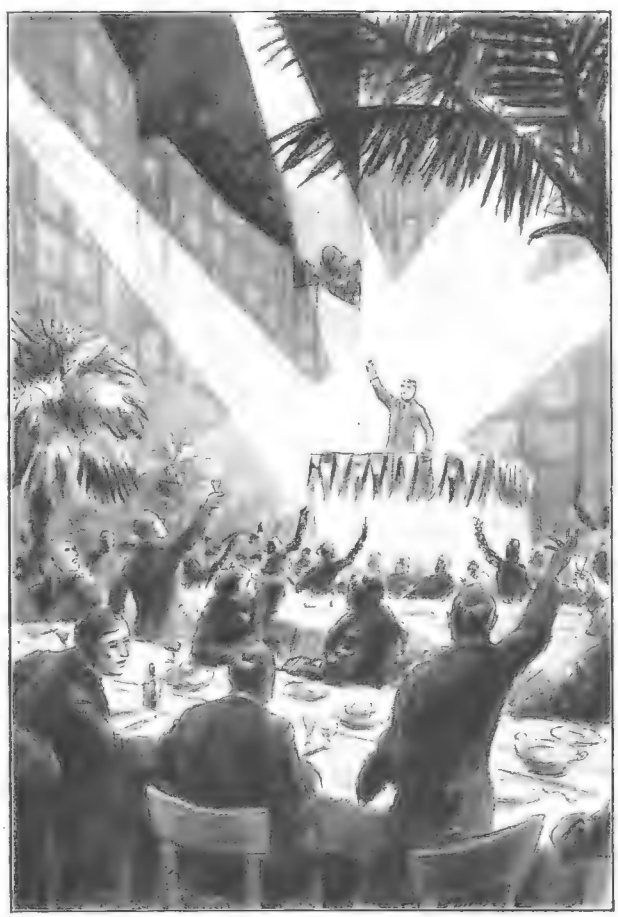
Sie standen auf einer erhöhten Bühne, jedermann konnte sie sehen. Sie waren nur im Schwimmkostüm. Tausend neugierige Augen beobachteten ihre Glieder.

„Sie hängen an einem Zugseil", meinten manche.

Von jeder der Tribünen wurde ein Zuschauer auf die Sprungbühne gebeten. Kein Seil war zu sehen, durchaus nichts Auffälliges.

Ein Schuß durchdröhnte die Grotte. Die sechs sprangen im Hochsprung ins Wasser. Einen Augenblick waren sie alle in einer Reihe. Dann begann ein seltsames Spiel. Sie flogen förmlich durch die Flut, glitten aneinander vorüber, schwammen Figuren, tauchten untereinander weg, schnellten hoch aus dem Wasser empor, flogen übereinander hinweg, tauchten wieder ein und vollführten ein ebenso eigenartiges wie märchenhaft überwältigendes Spiel. Dabei schwammen sie mühelos, schienen nicht zu ermüden und zeigten, wenn sie wie Nixen aus den Wellen auftauchten, lachende Gesichter.

Je länger das Spiel dauerte, je rascher die sechs durch das Wasser schossen, umso erregter wurde die Menge. Sie begriff nicht, verstand nicht.



Benjamin Cooks durch Lautsprecher vertausendfachte Stimme rief über den Platz: „Willkommen, meine Gäste, willkommen in Santa Scientia, der Stadt des Wissens und des Genies!"

Dann stiegen die Schwimmerinnen an Land. Ein endloser Jubel brach los. Sie waren durchaus nicht erschöpft, standen in ihren goldfarbenen Bademänteln auf der Tribüne und lachten.

Der Lautsprecher verkündete: „Sport von Santa Scientia!"

Zehn junge Männer traten nun auf die Sprungbühne, auch in den goldenen Farben. Sehnige Gestalten waren es, ganz nackt bis auf die Schwimmhose. Sie sprangen in den See und wiederholten, nur um vieles schneller und waghalsiger, die Spiele der Mädchen.

„Unmöglich!"

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!"

„Ein Wunder!"

Der Lautsprecher durchbrauste den Saal, nachdem sich die Welle der Erregung gelegt hatte und die Schwimmer wieder an Land waren. „Eine Verbindung von Kraft und Technik, der Wassersport der Zukunft. Jeder der Schwimmer und jede der Schwimmerinnen trägt einen Gürtel mit den notwendigen Apparaten. Die rohe Kraft ist unnötig. Die Kunst der Geschicklichkeit bietet Gelegenheit, auch im Wasser Anmut zu zeigen."

Fernschwimmer treten nun an und durchmessen in rasendem Tempo, mit den Armen die Richtung angebend und steuernd, die Wasser, immer von unsichtbaren Händen gezogen und dennoch aus eigener Kraft diese Bewegung lenkend. Es erinnert an die Hochsprünge mit umgeschnalltem Gasballon, nur daß alles zierlicher wirkt, daß die Finger der Schwimmer an feinen Drähten den Mechanismus ab- und anstellen können.

Dann tritt der eigentliche Kampf in seine Rechte und die Damen und Herren von Santa Isabela zeigen, daß sie auch ohne den Motor ihren Mann stehen.

Mitternacht! Auch der zweite Teil des Programms ist zu Ende.

„Morgen um zehn Uhr in der Arena!"

Wieder leeren sich die Tribünen. Wagen stehen bereit; durch unterirdische Straßen sausen sie dahin. Alles ist voller Erregung. Man gelangt auf einen großen, freien Platz von ungeheuren Ausmaßen. Fahrstühle haben die Gäste emporgehoben. Vor ihnen streben Wolkenkratzer empor, riesige Häuser aus Glas und Eisen mit Wänden aus schimmerndem Mattglas, von innen in verschiedenen Farben erleuchtet. Der Platz selbst ist von Palmen und hohen Eukalyptusbäumen umkränzt, bunte Blumen auf zierlichen Beeten bilden den Rand. Grüner Rasen bedeckt den Platz vollkommen.

Die Herren vom Völkerbund stehen zusammen. Sie sind noch zu erregt, um sich sofort an der ihnen bestimmten Tafel niederzulassen.

„Herr Helling, ein Wort!"

„Exzellenz?"

„Was war denn das eigentlich wieder für eine sonderbare Sache mit den Schwimmerinnen? Das Flugzeug ist genial erdacht. Das wäre schließlich nicht unmöglich; aber die Schwimmerinnen, das war doch ein Bluff?"

„Gewiß nicht", versicherte Helling dem Präsidenten.

„Was denn?"

„Vielleicht ist das kein richtiger Sport mehr, ich gebe zu, eine Spielerei, wenn Sie es so nennen wollen."

„Also, wie steht es damit?"

„Die Schwimmer tragen unter ihrem Schwimmkostüm auf dem bloßen Leib einen doppelten Ring. Der äußere ist aus Blei, und in dieses Blei ist Radium gebettet. Eine große Menge ganz feiner Drähte aus einer bestimmten Legierung, immer an den Spitzen miteinander verlötet, sind in das Radium gefügt und gehen W-förmig von ihm aus. Sie treten aus dem Bleiring und sind, immer je hundert an den Enden, mit einer Spirale verbunden. Der zweite, äußere Ring ist mit Wasser gefüllt und hat überall Löcher. Durch die Abkühlung der Drähte im Wasser, der Drähte, die aus dem Radium kommen, erzeugt sich elektrischer Strom, der die Spiralen erhitzt. Das Wasser im zweiten Ring wird zu Dampf, der hinten auspufft und den Schwimmer wie eine Schiffschraube oder eine Rakete vorwärts treibt, während auf der Vorderseite ein System von ganz feinen Papillarröhrchen immer neues Wasser hinzuführt. Die Drähte, die den Strom erzeugen, bestehen abwechselnd aus Antimon und Wismut. Ich denke, Exzellenz, wenn Sie nachprüfen, erscheint Ihnen auch dieser Apparat nicht mehr als Wunder."

Die Herren gehen kopfschüttelnd zu ihren Tischen, die in langen Reihen auf dem Platz stehen.

Jeder Aufzug, mit dem die Gäste aus dem Schoß der Erde heraufsteigen, trägt eine Nummer, jeder Tisch auch. Alle haben nur wenige Schritte zu gehen. Wieder sieht man keine ordnenden Menschen, jeder findet sofort die Nummer seines Sitzes.

Hunderttausend Menschen sitzen an diesen Tischen und staunen das farbige, fein abgestimmte Licht dieser Glaspaläste an. Die Tische haben in ihrer Mitte ein aufsteigendes Gleitband, das mit Speisen und Getränken besetzt ist, einem kalten Büfett, das in unablässiger Folge aus einer unsichtbaren Küche emporsteigt, immer mit köstlichen Gaben bedeckt, und während alle diese Hunderttausend schmausen und trinken und immer wieder an ihre Stirn fassen, sprachlos über das Wunderbare, das ihnen hier in unablässiger Folge entgegentritt, ertönt, gleichfalls unsichtbar, eine stimmungsvolle Musik.

Mitten auf dem Platz ist ein Podium. Ein Schuß dröhnt. Benjamin Cook steht jetzt dort oben. Seine durch Lautsprecher vertausendfachte Stimme ruft über den Platz: „Willkommen, meine Gäste, willkommen in Santa Scientia, der Stadt des Wissens und des Genies!"

Jubelnder Zuruf von hunderttausend Menschen, die in einem Traum befangen zu sein glauben, die zu den Glaswänden der Häuser hinaufstarren, zu diesen Wasserfällen, zu diesen Gärten hoch in der Luft. Sie verstehen das alles nicht, ahnen nur und staunen,

ſprechen aber mit Freuden den Tafelgenüſſen zu, die ihnen die Gleitbänder in unerſchöpflicher Folge zutragen. Hier fühlen ſie ſich wie im Märchen vom Schlaraffenland. Sie ahnen in dieſen Stunden nichts von der Arbeit, die mit alledem verbunden war. —

Don Ronaldo Ferreira betritt das Krankenhaus, in dem ſein Sohn liegt. Niemand hat den Präſidenten auf dieſem Wege begleitet. Er hat an dieſem Morgen — dem Morgen nach dem Autorennen — den Wunſch, ſeinen Sohn zu beſuchen, in den Fernſprecher gerufen. Sofort erſchien auf der Glasplatte die Schrift: „In fünf Minuten iſt der Wagen vor Ihrer Tür."

Es gibt keine Förmlichkeiten in Iſabela, nicht einmal dem Präſidenten von Puitu gegenüber, dafür aber ſtillſchweigende Fürſorge. Es war dem Präſidenten eine Qual, geſtern abend den Schwimmfeſten und ſpäter dem öffentlichen Feſteſſen beiwohnen zu müſſen, aber während des Wettſchwimmens der Damen leuchtete auf der Diplomatentribüne ein Licht auf, und in einem Glaskäſtchen, das er vorher gar nicht beachtet hatte und das nun gleichfalls erleuchtet war, lag ein Brief an ihn.

Er riß den Brief auf und glaubte zu ahnen, was er enthielt. Vielleicht war es gar ſeine Ausweiſung wegen des wahnſinnigen Attentates ſeines Sohnes. Aber es ſtanden ganz andere Worte darin: „Operation gelungen. Don João außer Gefahr. Beſuch erſt morgen möglich. Geheimrat Frank." Exzellenz Ferreira war in Berlin geweſen, er kannte den Namen des Chirurgen.

Jetzt erſt fiel ihm ein, daß ihn Bob ja ſelbſt auf ſeinen Platz geleitet hatte, liebenswürdig und völlig gleichmütig, durchaus nicht wie ein Mann, auf den man vor Minuten einen Mordverſuch unternommen hat und an deſſen Seite der Vater des Mörders geht.

Das Krankenhaus liegt mitten in einem mächtigen Park. Es iſt ganz einfach der große Park, der ſich über den Dächern der ganzen Stadt hinzieht, nur daß das Krankenhaus als elftes und zwölftes Stockwerk auf einige Häuſer aufgebaut iſt. So wirkt es in dieſem großen Dachpark, als läge es zu ebener Erde auf einem Hügel mitten in einem herrlichen Palmenhain.

Es iſt ein heißer Tag. Selbſt die künſtlichen Wolken, die immer über der Stadt hängen, können heute die Glut nicht dämpfen. Kaum aber, daß der offene Wagen in die Nähe des Krankenhauſes kommt, umſpielt Ferreira ein angenehm kühler Luftzug. Gewaltige, vollkommen geräuſchlos arbeitende Ventilatoren und Exhauſtoren fächeln einen Strom ſtark ozonhaltiger, eisgekühlter Luft dem Hauſe zu, der ſich mit der Tagesglut zu einem wohligen, lauen Wehen verbindet.

Ferreira atmet erfriſcht auf und ſteigt die wenigen Marmorſtufen empor. Auch hier iſt kein Menſch. Er wird ja erwartet. Es kann überhaupt kein Wagen ohne den Willen der Zentrale hierhergleiten, darum bedarf es keines Türhüters.

Im Vorraum ſteht Geheimrat Frank und erwidert ernſt und gemeſſen ſeinen Gruß. „Es iſt gut gegangen. Doppelter Arm- und Beinbruch, zum Glück keine Gehirnerſchütterung. Wenn die Wunden ganz ohne Infektion blieben, iſt es der völlig bakterienfreien Luft zu danken."

„Herr Geheimrat, Sie haben durch die Operation das Leben meines Sohnes gerettet."

Frank überſieht die Hand des Präſidenten. „Ich tat meine Pflicht, wie es jeder Deutſche getan hätte. Dort iſt das Zimmer."

„Ich darf mit meinem Sohn reden?"

„Er iſt vollkommen fieberfrei."

Ferreira tritt ein. João liegt blaß und völlig in Bandagen gehüllt in den Kiſſen. Er ſieht dem Vater mit befangenen, finſteren Blicken entgegen. Ferreira nimmt einen Seſſel an ſeinem Bett und ſieht ihn lange ſchweigend an. Er iſt glücklich und traurig zugleich.

Endlich bricht João das Schweigen. „Es war vergebens. Es wäre beſſer geweſen, ich wäre geſtorben."

„Schäme dich, João!"

„Weil es mißlang oder weil ich lebe?"

„Weil du einen ſolchen Entſchluß faſſen konnteſt."

„Ich haſſe dieſen Mann. Ich haſſe Iſabela, ich haſſe ..." Seitdem João aus den Fieberdelirien erwacht war, hatte er ſich ſelbſt wieder eingeredet, daß er nicht für ſich, ſondern für Puitu ſein Leben gewagt habe. Dieſer ſchwache Charakter, der zwiſchen edlen Aufwallungen, ſchrankenloſem Ehrgeiz und Habgier hin und her ſchwankte, gefiel ſich nun in der Rolle eines Märtyrers für ſein Vaterland.

„Tor, der du biſt! Nie hätten wir jenes Gold gefunden, und wenn wir es wirklich entdeckt hätten, es wäre verpulvert worden und längſt in Nichts zerfloſſen. Hier aber iſt etwas geſchaffen, auf das alle Welt mit Stolz und Genugtuung blicken kann. Du aber, mein Sohn, biſt zum zweiten Male zum Mordbuben geworden. Eines deiner Ziele haſt du erreicht, noch heute danke ich ab. Vierzig Jahre, die dein Vater ſeinem Lande gewidmet hat, ſind ausgelöſcht durch die eine Tat ſeines Sohnes. Du wollteſt dein Vaterland retten? Du haſt es in höchſtem Maße geſchädigt. Du biſt daran ſchuld, daß ich Miſter Cook um Gnade bitten muß für dein Leben."

„Nein, niemals! Eher ..." João tat, als wolle er die Verbände abreißen.

Da brach der Vater zuſammen. „Ich verzeihe dir. Werde geſund und komm mit mir! Ich fühle, daß dieſer Mann, der die erſten Ärzte der Welt aufbietet, um eines Mörders Leben zu retten, großzügig genug iſt, um mich nicht ganz zu vernichten. Gib mir dein Wort, daß du geſund werden und ein anderes Leben beginnen willſt!"

João ſchwieg. Jetzt blieb der große Schmerz des Vaters nicht ohne Eindruck auf ihn. „Du haſt mich verſtoßen."

„Werde geſund und ſteh an meiner Seite! Es mag ſein, daß man daran glaubt, daß du aus edlen Motiven gehandelt haſt. Du warſt zum wenigſten in San Fran-

zisko ein Mann, der dem Leben in das Gesicht sah. Ich habe dich immer im Auge behalten, ich werde auch jetzt für dich sorgen."

Ferreira kniete neben dem Bett nieder; nur so war es ihm möglich, den Sohn zu umarmen. Dann ging er schweigend hinaus, stieg wieder in den Wagen und fuhr in das Hotel zurück. —

„Ist der Präsident von Santa Scientia zu sprechen?"

Der Fernsprecher antwortete: „Mister Cook erwartet den Herrn Präsidenten von Puitu."

Es war der schwerste Schritt seines Lebens, als Don Ferreira jetzt den Fahrstuhl bestieg, der ihn zu Cook bringen sollte.

Er betrat das große Gemach, ein mächtiges Zimmer, voll von Büchergestellen, in dem der Schöpfer von Santa Scientia an seinem Schreibtisch saß und an diesem Tage ebenso gleichmäßig seine Arbeiten erledigte wie immer.

Zwölf strahlenförmig angeordnete Korridore gingen von diesem Gemach aus. Der eine führte zur großen Fahrhalle, die andern zu den Büros der Beamten, und jedesmal war ein Segment des Hauses, das um ein solches Chefarbeitszimmer herumlag, mit den automatisch arbeitenden Registraturen und Sekretariaten gefüllt.

Cook stand auf und trat seinem Gast entgegen.

„Herr Präsident!"

„Bitte, einfach Benjamin Cook! In Santa Scientia kennt man keine Titel."

„Mister Cook, ich habe Sie in doppelter Form, als Präsident von Puitu und als unglücklicher Vater, um Entschuldigung zu bitten, daß mein Sohn aus irregeleiteter Vaterlandsliebe zum zweiten Male sich zu einem verdammenswerten Verbrechen hinreißen ließ."

Cook sah ihn ruhig an. „Ich weiß von keinem Verbrechen."

„Mein Sohn . . ."

„Reden Sie nicht weiter, Herr Präsident! Sie wissen so gut wie ich, daß ein Angriff mit ungeeigneten Mitteln nicht strafbar ist. Es war niemand in Gefahr. Übrigens waren wir auf derartiges vorbereitet. Unsere Einrichtungen sind unbesiegbar, und ich habe es einfach nicht für der Mühe wert gehalten, davon Kenntnis zu nehmen. Vielleicht habe ich mehr Schuld als Ihr Sohn. Ich wußte, was geschehen mußte. Ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß es hätte sein Tod sein können. Hätte ich ihn gewarnt, so wäre es nicht notwendig gewesen, die unbezwingliche Macht von Santa Scientia zu beweisen. Ich mußte aber sein Leben aufs Spiel setzen, um dadurch alle andern von übereilten Taten zurückzuhalten. Freuen Sie sich, daß alles so verlaufen ist, und schweigen Sie davon! Es ist vorüber, und ich werde nicht wieder daran rühren." (Fortsetzung folgt)

Einige empfehlenswerte Aquariumfische

Von Walter Bernhard Sachs

In den letzten Jahren sind eine ganze Anzahl von Zierfischen eingeführt worden, die sich in unsern Aquarien nicht nur gut gehalten, sondern auch leicht vermehrt haben. Dazu zählt in erster Linie der in unserm zweiten Bilde dargestellte „König der Aquariumfische", das Flossenblatt, Pterophyllum scalare. Er hat sich so gut vermehrt, daß sein Preis auf wenige Mark gesunken ist, während er vor dem Kriege noch fünfzig und mehr Mark kostete. Für den Besitzer eines geheizten Aquariums ist es heute leicht, sich diesen schönen Fisch zu halten. Wenn man über elektrischen Anschluß verfügt, kann man mit Hilfe der modernen elektrischen Heizkörper ein Aquarium leicht erwärmen. Diese Heizer sind so konstruiert, daß sie auf verschiedene Wärmegrade eingestellt werden können, und sie haben ferner den Vorteil, nur wenig Strom zu verbrauchen. Steht das Aquarium in einem geheizten Zimmer, so kann man im Winter den Strom über Nacht sogar ausschalten. Wir ahmen damit die Verhältnisse in der freien Natur nach, wo ja über Nacht das Wasser sich auch abkühlt, um dann im Laufe des nächsten Tages sich wieder zu erwärmen.

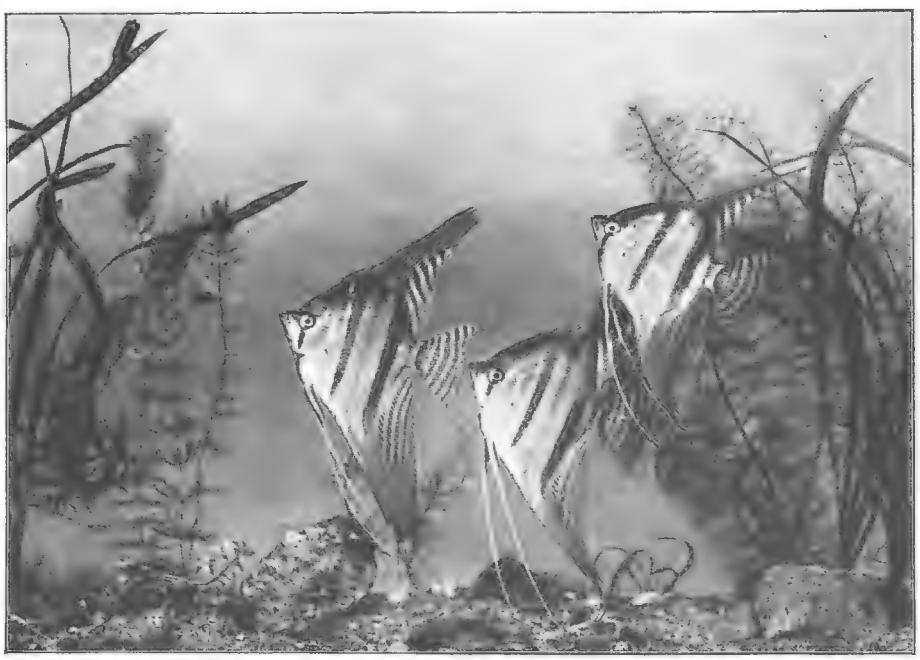
Acara portalegrensis (Pärchen) / Phot. Paul Unger, Berlin.

Für denjenigen also, der über ein geheiztes Aquarium

verfügt, ist es nicht schwer, sich das Flossenblatt zu halten. Da dieser Prunkfisch ziemlich groß wird, darf der Behälter nicht zu klein sein. Unter fünfzig Zentimeter in der Länge sollte ein Aquarium für diesen Fisch nicht messen. Bepflanzt man dann den Bodengrund, der nur aus sauber gewaschenem Kies bestehen soll, mit Pfeilkräuterarten, mit der blattförmigen Ludwigia, setzt man schließlich noch einige der schönen, langblättrigen Kryptokorinen hinzu, so wird man dem Fisch ein ansprechendes Heim bieten. In einen solchen Behälter kann man zwei Stück dieser Art hineinsetzen. Da das Flossenblatt ein friedfertiger Fisch ist, der nur seine Ruhe haben will und nicht durch hastige Bewegungen erschreckt werden darf, so kann man ihm ohne weiteres einige kleinere Fische zugesellen. Im Gegensatz zu dem ruhig schwimmenden Flossenblatt eignen sich kleine, schnell flitzende Fische wie etwa die eierlegende Zebrabarbe, Danio rerio. Oder aber man kann auch das bunte, lebendig gebärende Fischchen aus Mexiko, den Guppyfisch, dazu setzen. Allerdings wird es dabei vorkommen, daß die großen Flossenblätter ab und zu eines der Jungfischchen erhaschen, aber eine Anzahl der Nachkommenschaft wird noch immer übrigbleiben. Der Flossenblattfisch braucht also einen geheizten Behälter, klares Wasser und will nach Möglichkeit lebendes Fischfutter haben. Wenn im Winter die Wasserflöhe rar sind, bekommt man in allen größeren Zierfischhandlungen lebende Mückenlarven als Ersatz. Es gibt auch Firmen, mit denen man im Winter eine regelmäßige Lieferung von Mückenlarven vereinbaren kann.

Ein weiteres reizendes Fischchen aus dem Gebiete des riesigen Amazonenstromes in Südamerika ist Pristella riddlei, der leider keinen deutschen Namen besitzt. Es ist ein klein bleibendes Tierchen mit silbernem Leib und gelbweißen Flossen, das in seiner Heimat in großen Schwärmen an der Oberfläche des Wassers lebt. Wenn die Tiere sich wohl befinden, zeigen sie eine blutrote Schwanzflosse. Dieser Salmler ist eierlegend, und die Geschlechter sind daran erkenntlich, daß das Männchen etwas bunter in den Farben, besonders aber an der Rückenflosse ist. Wenn man ein Pärchen solcher Fische zur Zucht bringen will, muß man sie in einem dicht bepflanzten Aquarium allein halten. Man sieht dann schon im Sommer, daß das Männchen eifrig dem Weibchen nachstellt. Bei letzterem zeigt der zunehmende Leibesumfang an, daß das Tier laichreif ist. Im stürmischen Treiben werden dann die Eier, meist am Morgen, abgesetzt, und nun entfernt man die Elterntiere. Die ausschlüpfenden Jungen sind am Anfang winzig klein. Sie werden mit Infusorien ernährt, die sich dadurch bilden, daß man getrockneten Salat fein zerrieben auf die Oberfläche des Wassers streut. Statt dessen kann man auch eine getrocknete Bananenschale verwenden, nur muß man darauf achten, daß das Wasser nicht verdirbt und zu einer übelriechenden Brühe wird. Sind die Jungen in ihrer Entwicklung erst so weit, daß sie allerkleinste ausgesiebte Wasserflöhe oder Zyklops zu sich nehmen, dann wachsen sie gar schnell heran, und man muß nun die größeren von den kleineren Fischchen trennen, damit sie sich nicht gegenseitig auffressen. Das niedliche Fischchen, das einem Aquarienfreund empfohlen werden kann, hat außerdem noch den Vorteil, recht billig zu sein.

Für denjenigen Zierfischliebhaber, der sich gern die Raubfische oder Zichliden hält, sei noch ein weiterer Fisch empfohlen. Es ist dies der mittelamerikanische Buntzichlide Acara portalegrensis, den wir auf dem ersten Bilde sehen. Es ist ein etwa handgroß werdender Fisch, der ebenfalls ein geheiztes Aquarium braucht und am besten für sich allein gehalten wird. Zur Bepflanzung empfehlen sich nur einige wenige Pflanzen, da ja diese Fische die Eigenschaft haben, gern im Sande zu wühlen, wobei sie den Pflanzenwuchs erheblich beschädigen. Man kann sich aber die Einrichtung eines solchen Aquariums dadurch schön gestalten, daß man möglichst eigenartig geformte Steine über den Boden verstreut. In einer Ecke kann man einen terrassenförmigen Aufbau zusammensetzen oder eine Höhle



Segelflosser oder Flossenblatt (Pterophyllum scalare) aus dem Amazonenstrom.
Phot. Paul Unger, Berlin.

bauen, die aber nicht zu unübersichtlich sein darf. Eine solche Höhle wird sehr gern von den Fischen benutzt, um sich darin zu verstecken. Die Weibchen sind bei dieser Art durch eine mattere Zeichnung, geringere Größe und durch kürzere Flossenenden ausgezeichnet. Wenn bei reichlichem Futter das Weibchen laichreif ist, schreiten die Tiere stets zur Nachzucht. Im allgemeinen aber wird man sich darauf beschränken, die Zuchtzeit in die Sommermonate zu verlegen, da es dann genügend Futter für die Aufzucht gibt. Hat man ein geeignetes Pärchen dieser Fische, das sich gut verträgt, so wird man bald bemerken, daß beide Fische eines Tages emsig bemüht sind, in einer Ecke eine Grube auszuwühlen. Während beide Geschlechter in den wundervollsten grünschillernden Farben prangen, erfolgt die Eiablage. Emsig fächelnd stehen die Eltern Tag und Nacht über den Eiern und bewachen ihre Brut, die sie mutig gegen jeden Feind verteidigen. Auch der Pfleger darf in dieser Zeit nicht mit einem Netz in ihre Nähe kommen. Es kommt vor, daß nach solchen Störungen die Fische ihren Laich auffressen.

Nach etwa zwei Tagen schlüpfen die winzigen Fischchen aus den Eiern. Sie werden meist in eine neu ausgewühlte Sandgrube gebracht, bis sie dann unter der Begleitung der Eltern ihren ersten Ausflug unternehmen. Des Abends aber sammeln die Fischeltern ihre Kinderschar wieder um sich und bringen sie in die Grube zurück. Einzelne Ausreißer werden dabei einfach ins Maul genommen und mit Nachdruck in die Kinderstube hineingespuckt.

Mangelt es dem Pfleger an Futter für die Jungen, so kann er sich dadurch helfen, daß er fein zerriebenes, getrocknetes Eigelb in das Becken bringt oder auch Wasserflöhe in einem Gazebeutel zerquetscht und den dadurch gewonnenen Saft in den Zuchtbehälter tropfen läßt. Die jungen Zichliden sind ja um sehr vieles größer als andere Jungfische, so daß sie auch leichter zu ernähren sind.

Bemerkt man nach einigen Tagen, daß die Jungfische anfangen, auf eigene Faust im freien Wasser herumzuschwimmen, dann ist die Zeit gekommen, wo man die alten Zuchttiere entfernt, damit sie nicht etwa nach Erlöschen ihres Bruttriebes die Jungen selbst verspeisen. Das ist ja gerade das Wunderbare in der Natur dieser Fische, daß ein uralter Instinkt die Eltern zu sorgfältigen Hütern ihrer Kinder macht, bis ganz plötzlich dieser Instinkt zu verschwinden beginnt und die Fische in ihren eigenen Kindern von nun an nichts weiter sehen als willkommenes Futter. So muß man also die Eltern rechtzeitig aus dem Aufzuchtaquarium herausfangen, und bei den Jungen muß man die einzelnen Tiere ebenfalls nach Größen ausmustern. In der Natur entfernen sich eben zu gegebener Zeit die Jungfischchen im unendlichen Revier ihres Heimatstromes, die schwächeren Kümmerlinge fallen andern Tieren zum Opfer, so daß nur die Stärksten übrigbleiben, um später, wenn sie erwachsen sind, von neuem zur Nachzucht zu schreiten.

Kürschners Handlexikon

Vor uns liegt die zehnte, vollständig neubearbeitete Auflage dieses bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart zum Preise von 3, 80 Mark erschienenen Lexikons. Der Untertitel „für alle Wissensgebiete" mag bei einem Umfang von neunhundert Kleinoktavseiten zunächst etwas anspruchsvoll klingen, aber tatsächlich ist mit den angewandten Abkürzungen und Bildzeichen, die die leichte Lesbarkeit kaum beeinträchtigen, und dank der von der ersten bis zur jetzigen zehnten Auflage ständig durchgeführten Sichtung, Ausscheidung von Veraltetem und Neuaufnahme von Zeitgemäßem eine Zusammendrängung des Wissensstoffes gelungen und ein Nachschlagewerk geschaffen worden, das den Vergleich mit viel umfangreicheren und teureren Werken nicht zu scheuen braucht. Es läßt den Leser bei plötzlich auftauchenden Fragen kaum einmal im Stich; die vielen ausführlichen und durchweg auf den neuesten Stand gebrachten Artikel aus Geschichte, Literatur, Erdkunde, Technik, den Naturwissenschaften ersparen ihm das umständliche Nachschlagen in fachwissenschaftlichen Werken. Von bedeutenden Dichtern, Künstlern, Philosophen, Gelehrten, Feldherrn, Staatsmännern, Politikern, Forschungsreisenden wird man kaum einen vermissen. Findet sich ein Name je nicht an seiner Stelle in der alphabetischen Reihenfolge, so genügt eine einfache Überlegung, bei welchem Sammelwort er untergebracht sein könnte. So findet man den amerikanischen Flieger Byrd sowohl unter Antarktis als unter Flugtechnik, Cierva bei dieser, die Forschungsreisenden Prschewalski, Niebuhr, Krusenstern und andere bei Asien, Schließfrucht, Spaltfrucht, Kapselfrucht unter Früchte, alles über Karten Wissenswerte bei Landkarten, die Höhen des Ulmer Münsters, des Kölner Doms, der Funktürme von Nauen unter Hochbauten, das vom Drachenbaum, Mammutbaum, von Eiche, Linde erreichte Höchstalter oder das der Riesenschildkröte, des Storches, des Elefanten unter Lebensdauer.

Daß die exakten Wissenschaften, vor allem Physik und Chemie, und die Technik besonders reich bedacht werden, braucht bei ihrer Bedeutung für die Jetztzeit keiner weiteren Begründung. Der Elektrizität allein sind etwa fünfzig Artikel gewidmet. Greifen wir aufs Geratewohl ein paar Beispiele heraus! Bei Mechanisches Äquivalent der Wärme steht am Schluß: „s. auch Elektrische Leistung". Dort finden wir für das Wärmeäquivalent des elektrischen Stroms: „die in der Zeiteinheit vom elektrischen Strom geleistete Arbeit, Produkt aus Spannung, Stromstärke, Zeit. Einheit 1 Watt = Volt × Ampere = 0,24 Grammkal./sec. = 10^7 erg/sec. 736 Watt = 1 PS (Pferdekraft, s. d.). Hiernach die Leistung einer Kilowattstunde = 860 Kilogrammkalorien." Bei Glühlampen: „von Swan (1878) und Edison erfundene elektr. Lampen. Anfangs 1) verkohlte Bambusfasern, dann 2) Metallfaden (Osmium, Tantal, Wolfram) in luftleerer, heute meist 3) Metall-

faden in gasgefüllter Birne. Stromverbrauch je Kerze bei 1) 3—4, bei 2) u. 3) 1,1—0,5 Watt (Halbwattl.)." Bei Elektromagnetische Wellen sind die Längen der in der drahtlosen Telegraphie verwendeten längsten elektrischen Wellen mit vielen km bis 2 m, die der Wärme- und Lichtstrahlen bis zu den kürzesten, den Röntgenstrahlen mit 0,002 bis 0,00001 μ (μ = 0,001 mm) verzeichnet. Funktechnik, Radium, Radiopeiler, Rundfunk bringen auch sämtliche Großfunkstellen der Erde mit 20 000 Kilometer Reichweite und die neuesten Zahlen über die Rundfunkteilnehmer (Deutschland am 1/4 28 2,23 Millionen). Die Artikel Dampf, Dampfkessel, Dampfmaschine, Dampfschiff, Dampfturbine, Turbine, Gaskraftmaschine bringen mit Abbildungen neuester Konstruktionen wie zum Beispiel der der ersten Höchstdrucklokomotive der Welt (60/14 at.) manches Bemerkenswerte, so über die Steigerung des Wirkungsgrads die Angabe: Für eine Leistung von 1000 Kilowatt brauchte an Kohlen: 1780 die Wattsche Dampfmaschine von 1 1/2 at 4000 kg, 1921 eine Hochdruckturbine von 100 at 400 kg. — Die Wellen gewöhnlicher Dampfmaschinen machen 80—150 Umdrehungen, Schnellläufer D. 3—400 U., Hochdruckturbinen meist 3000 U. in 1 Minute. — 1819 erste Ozeanfahrt des Dampfers Savannah Neuyork—Liverpool in 26 Tagen. — Die Maschinen eines modernen Kriegschiffs von 35 000 Tonnen leisten 180 000 PS und 55 km/St. — Bei Eisenbahnen lesen wir u. a.: Erste Eisenbahn 1825 zwischen Stockton und Darlington, erste deutsche 1835 Nürnberg—Fürth. Ausdehnung der Eisenbahnen der ganzen Erde 1924, 100 Jahre später, 1 220 000 km (also das Dreißigfache des Erdumfangs); hiervon fallen auf die Vereinigten Staaten allein 404 000, auf Deutschland 58 000 km. — Die zulässige Durchschnittsgeschwindigkeit bei der Deutschen Reichsbahn bewegt sich zwischen 110 km bei einigen FD-Zügen und 75 km bei den Personenzügen. Eine Lokomotive verbraucht auf 1000 km 12,9 Tonnen Kohle.

Bei Kraftwagen, dem erfolgreichen Wettbewerber der Eisenbahnen, finden wir neben dem Herkunftszeichen der deutschen Wagen den Weltbestand für 1927 mit 28 Mill., Deutschland 1 W. auf 171 Einwohner, V.St. 1 W. auf 5 E. u. den Riß eines Mercedes-Benz Kompressor-Modells Sechsliter. Besonders instruktiv sind Text und Abbildungen zu Flugtechnik und Luftschiffahrt (Avro-Avian-Leichtflugzeug, Großflugzeug „Hermann Köhl", Wasserflugzeug Dornier-Delphin; „Graf Zeppelin" in Fahrt, Kajüte und eine Motorgondel). Die erstaunlich rasche Entwicklung der Eroberung der Luft tritt lebendig vor die Augen durch die Aufzählung der ersten Flüge der Brüder Wright 1903 bis zum Ozeanflug Köhls 1928 und der Ausmaße und Leistungen des LZ 1 bis LZ 127. (Schluß folgt)

Ein Rübezahl aus Schnee / Phot. Georg Haeckel, Berlin.

S. O. S.

Jeder, der einmal mit einem Schiffe über See gefahren ist, kennt die Bedeutung des funkentelegraphischen Seenotzeichens S. O. S. (save our souls! = rette unsere Seelen!), das im Falle der höchsten Gefahr die in Hörweite fahrenden Schiffe dem in Seenot befindlichen Schiffe zu Hilfe eilen läßt. Im Jahre 1908 wurde es allgemein eingeführt und hat seitdem vielen Tausenden von Menschen Rettung gebracht. Es sei hier nur an die „Titanic" (über siebenhundert Gerettete), den „Volturno" (fünfhundertundzwanzig Gerettete) und an den Untergang der „Hammonia" erinnert.

Die erste Anregung zu einem internationalen funken-

telegraphischen Notsignal gaben italienische Delegierte im Jahre 1903 auf einem in Berlin abgehaltenen Funkkongreß. Hier brachten sie die Zeichen S S S D D D in Vorschlag, S als Sammelanruf an Schiffe, D als Abkürzung für „dringend". Dies Zeichen erwies sich jedoch als zu lang, und so führte im Jahre 1904 die Marconi-Gesellschaft auf ihren Schiffen das Zeichen C Q D (come quick danger! = komme schnell, Gefahr!) ein, das sich leicht einprägte. 1906 schlug die deutsche Regierung das Signal S O E vor, doch ging der letzte Buchstabe leicht durch atmosphärische Störungen verloren, infolgedessen man sich schließlich für S. O. S. entschied.

Auf Leben und Tod / Von Ernst Wächter

(Schluß)

„Wir mochten einige hundert Schritt zurückgelegt haben, da ertönte hinter mir ein halb unterdrückter Schreckensruf. Mein Boy hatte ihn ausgestoßen. Vor Aufregung zitternd, deutete er auf einen kleinen Büschel braungelber Haare, die an einem Dornbusch hingen, und bebend kam es von seinen Lippen: ‚Tiger!' Ich schrak doch etwas zusammen bei dem Wort, das in ganz Indien einen schreckenerweckenden Klang hat, denn ich hatte bis dahin noch nie eine Begegnung mit diesem furchtbaren Raubtiere gehabt. Aber wie kam ein Tiger in diese Höhen? Dennoch war nicht daran zu zweifeln, daß der Boy recht hatte; der Haarbüschel und das auffällige Benehmen des Hundes, der wohl auch noch nie mit einem Tiger zu tun gehabt hatte, sprachen dafür. Außerdem hatte ich gehört, daß hin und wieder diese Bestien, von Hunger getrieben, ins Gebirge streifen, tagelang auf Schleichwegen den Karawanen folgen und dann urplötzlich einen Nachzügler oder einen ausgestellten Posten überfallen und mit ihrer Beute verschwinden, ehe die andern ihn zu Gesicht bekommen. Da hieß es auf der Hut sein.

Noch unschlüssig, was ich tun sollte, mich schleunigst mit meiner Gesellschaft aus dem Staube machen oder die Bestie in ihrem Schlupfwinkel aufsuchen, wurde ich von meinem tapferen Tasi allen Zauderns enthoben. Er war allein weitergelaufen, und plötzlich hörten wir ihn Laut geben, einmal, zweimal kurz, dann lang anhaltend und mit allen Zeichen höchster Erregung. Sofort eilte ich ihm nach; die andern folgten zögernd. Als ich um eine Felsecke bog, bot sich mir ein grausiger Anblick. Am Fuße einer steilen Felswand lag in einer Blutlache ein riesiger Tiger und auf ihm — ein Mensch, regungslos, blutüberströmt, die Kleidung zerfetzt, vor ihnen stehend mein Tasi. Der Tiger war tot, daran war nicht zu zweifeln. Ob auch der Mensch? Sofort machte ich mich daran, ihn zu untersuchen. Dabei kam es mir sehr zustatten, daß ich von Haus aus Arzt bin. Der Mann war fürchterlich zugerichtet. Der rechte Unterschenkel war von der Tatze des Untieres zerfleischt, der linke Oberschenkel und Oberarm gebrochen, dazu anscheinend auch einige Rippen, der ganze Körper mit Schürfwunden bedeckt bis auf den Kopf, der unverletzt war. Die Augen waren geschlossen. Der Puls war nicht zu fühlen. Ob das Herz noch schlug, konnte ich ohne Stethoskop nicht feststellen, aber als ich den schweren Körper — es war ein starker, kräftig gebauter Mann — mit Hilfe der andern von dem Tiger herabhob und dabei das verletzte Bein berührte, ging ein schwaches Zucken durch ihn. Es war also noch Leben in dem Manne. Schleunigst schickte ich den Boy zu unserm Gepäck zurück, damit er den Kasten mit dem ärztlichen Inventarium hole, das ich auf allen meinen Reisen immer mit mir führe. Während die Kuli eine Bahre aus Bambusstangen anfertigten, versuchte ich mir das Drama, das sich hier abgespielt hatte, zu vergegenwärtigen. In der linken Brust des Tigers steckte bis zum Heft ein langer zweischneidiger Dolch. Ob der Dolchstoß ihm allein den Tod gegeben hatte, konnte ich nicht feststellen, glaubte es aber nicht, da diese Bestien ein überaus zähes Leben haben. Da sah ich an der hellen Felswand einige dunklere Stellen, die senkrecht übereinander lagen. Das fiel mir auf. Es gelang mir mit ein wenig Klettern, die unterste dieser Stellen mit der Hand zu erreichen und zu befühlen. Sie war feucht und klebrig. Blut! Nun wußte ich genug. Dort oben irgendwo hatte sich zwischen Mensch und Tier ein Kampf auf Leben und Tod abgespielt. Der Mann hatte anscheinend bei dem mit der Kraft der Verzweiflung geführten Dolchstoße den Halt verloren, war abgestürzt und hatte den Tiger dabei mit in die Tiefe gerissen, zu seinem Glück, denn er kam auf den Tiger zu liegen, und der elastische Katzenkörper milderte die Wucht des Aufschlags. Der Tiger aber mochte unter der Last des schweren Mannes das Rückgrat gebrochen haben.

So weit war ich in meiner Schlußfolgerung gekommen, als mein Boy zurückkehrte. Er brachte nicht nur den Kasten mit, sondern noch zwei der Darden. Das war gut, denn es gab für sie zu tun. Sie wurden beauftragt, dem Tiger das Fell abzuziehen, ein Geschäft, das sie mit großer Geschicklichkeit ausführten. Ich selbst hatte alle Hände voll zu tun, um dem armen Burschen wieder zum Leben zu verhelfen. Mein Boy unterstützte mich bei diesem Samariterwerke mit anerkennenswertem Eifer; das aufregende Erlebnis hatte ihn sichtlich aus seiner gewöhnlichen Trägheit aufgerüttelt. Nach stundenlangem Bemühen hatten wir den Mann so weit, daß wir ihn befördern konnten. Ich hatte feststellen können, daß innere Verletzungen zum Glück nicht vorhanden waren, aber die gräßliche Beinwunde war bedenklich. Wir hatten sie, wie auch den übrigen Körper, sorgfältig von Blut und Schmutz gereinigt und verbunden und dann die gebrochenen Gliedmaßen, so gut es ging, eingerichtet und geschient. Fast meinen ganzen Vorrat an Salben und Verbandzeug hatte ich opfern

Auf Leben und Tod / Nach einem Gemälde von R. Ernst.

müssen. Während der Behandlung war der Mann einige Male aus seiner tiefen Betäubung erwacht, was ich dazu benutzt hatte, ihm einige kräftig wirkende Stärkungsmittel zu geben; doch waren ihm bald wieder die Sinne geschwunden.

Inzwischen hatten die Darden den Tiger kunstgerecht abgehäutet und das Fell von Blut und Fleischteilen sauber gereinigt. Wir legten es über die Bahre, den Verwundeten darauf und trugen ihn zu unserm Halteplatze. Da es inzwischen spät geworden war, waren wir wohl oder übel gezwungen, hier unser Lager für die Nacht aufzuschlagen. Zur Ruhe kam ich nicht, denn den Mann hatte das Fieber gepackt, und er rang mit dem Tode. So wich ich die ganze Nacht nicht von seiner Seite und bot alle meine ärztliche Kunst auf, um dem Tode seine Beute zu entreißen. Er überlebte die Nacht, aber es war mir klar, daß die einzige Möglichkeit, ihn zu retten, darin bestand, daß er schleunigst nach Simla geschafft wurde, wo er allein die richtige Behandlung und Pflege haben konnte.

Ich will mich kurz fassen. Meine Reise setzte ich natürlich nicht fort, sondern trat augenblicklich den Rückweg an. Wie wir es fertig gebracht haben, den todwunden Mann lebend nach Simla zu bringen, ist mir heute noch ein Rätsel, aber es gelang wirklich. Es gelang auch, ihn im Krankenhause wieder völlig herzustellen, freilich erst nach Monaten. Seine eigene kräftige Natur trug zu dieser vollständigen Genesung wohl das meiste bei. Mir, in dem er seinen Lebensretter erblickte, brachte Gulab Singh — so war sein Name — zeit seines Lebens eine Dankbarkeit und Treue entgegen, die geradezu rührend waren. Er hatte mich gebeten, bei mir bleiben zu dürfen, solange ich in Indien weile. Ich willigte ein und habe es nie bereut. Gulab Singh war ein edler Sproß des ritterlichen Volkes der Radschputen, und als ritterlich habe ich ihn allezeit in den Jahren unseres Zusammenseins erfunden. Er war tapfer bis zur Tollkühnheit, und wiederholt hat er unbedenklich sein Leben eingesetzt, um das meine zu retten, das bei meinen Reisen in Indien oft in Gefahr war. Mir war er mit der Zeit mehr als ein gewöhnlicher Reisebegleiter; er war mein Freund und ein aufrichtiger und treuer Freund wie kein zweiter. Als ich nach Europa zurückkehrte und wir uns trennen mußten, wurde uns beiden der Abschied schwer, als ahnten wir, daß wir uns nie wieder sehen würden. Es war auch so." Der alte Herr schwieg und blickte sinnend auf das Bild über dem Schreibtisch.

„Und was wurde aus Gulab Singh?" fragte ich nach einer Weile.

„Er ist tot. Von Bekannten in Indien erfuhr ich, daß er bei einem jener unseligen Rassen- und Religionskämpfe, die das unglückliche indische Volk nicht zur Ruhe kommen lassen, einem heimtückischen Anschlag zum Opfer gefallen ist. Ehre seinem Andenken!"

Wieder schwieg der alte Herr einige Minuten, in Gedanken versunken. Dann fuhr er fort: „Das Bild dort habe ich zur Erinnerung an meine erste, so dramatische Begegnung mit Gulab Singh von einem namhaften Künstler malen lassen. Das Porträt ist naturgetreu — nach einer Photographie gemalt — die ganze grausige Szene aber so, wie sie sich wirklich abgespielt hat. Ich habe nämlich damals mit meiner Vermutung über den Hergang recht gehabt. Gulab Singh hat es mir selbst bestätigt und auch die Erklärung dafür gegeben, wie er in die furchtbare Lage gekommen war. Er war im geheimen Auftrag der indischen Regierung, die ihn als unerschrockenen und treuen Mann kannte, auf dem Weg nach Tibet, als er just an dem Morgen des Tages, da wir ihn fanden, etwa tausend Schritt oberhalb der Stelle, wo die bewußte Seitenschlucht einmündete, in der Ferne einen Tiger brüllen hörte. Sofort eilte er, in der Hoffnung, daß der Tiger ihn noch nicht gewittert habe, mit mächtigen Sprüngen zurück, um sich in der Schlucht zu verbergen. Schon war er dem Schluchtausgang nahe, da kam er zu Falle. Die Büchse wurde ihm aus der Hand geschleudert, entlud sich dabei unter Donnerkrachen und stürzte über den Rand des schmalen Pfades in den in der Tiefe brausenden Bach. Jetzt galt es, denn die Bestie war nun auf ihn aufmerksam geworden. Mit Aufbietung aller Kräfte eilte er die Schlucht aufwärts, erreichte die Stelle, wo wir ihn dann fanden, und kletterte hier die steile Wand empor, jeden kleinsten Vorsprung, jeden aus den Ritzen des Gesteins hervorsprießenden Grasbüschel als Halt benutzend. Etwa fünfzig Meter über der Schluchtsohle machte er auf einem schmalen Absatz halt; seine Kräfte gingen zu Ende. Hier erwartete er mit keuchender Brust, den gezückten Dolch in der krampfhaft geballten Faust, das Untier, das seine Spur gefunden hatte und nun wutfauchend ihm nachkletterte. Schon hatte es ihn erreicht, schon hob es die Pranke, um ihn zu packen, da stieß er zu und — stürzte in die Tiefe. Das weitere wissen Sie. — Doch kommen Sie! Ich will Ihnen noch etwas zeigen."

Mit diesen Worten erhob er sich und ging ins Nebenzimmer. Ich folgte ihm, und gleich beim ersten Blick wußte ich, was er mir zeigen wollte. Da lag ein riesiges Tigerfell, das vom Kopf bis zur Schwanzspitze gut vier Meter messen mochte, das greifbare Andenken an jenes erschütternde Erlebnis in den Schluchten des Himalaja. Vieles Interessante gab es da noch zu sehen, aber ich merkte es dem alten Herrn an, daß er jetzt mit seinen Erinnerungen allein sein wollte. So verabschiedete ich mich bei der ersten schicklichen Gelegenheit mit aufrichtigem Danke von Herrn N., mußte aber das Versprechen abgeben, meinen Besuch recht bald zu wiederholen. Ich werde es gewiß nicht an mir fehlen lassen.

Das Wunder der tönenden Wand

Von Dr. Paul Hatschek

Wer kennt nicht Münchhausens Erzählung vom Postkutscher, dem die Töne im Posthorn eingefroren waren! Als das Posthorn in die warme Wirtsstube gebracht

wurde, tauten sie auf — das Horn blies von selbst sein Trara.

Es war im Jahre 1877, als diese „unmöglichste" aller Geschichten durch Edison im Phonographen verwirklicht wurde, den wir in Abbildung 1 sehen. Man sprach oder musizierte gegen den kleinen Trichter T, dessen enge Öffnung mit einem dünnen Plättchen abgeschlossen war, das durch den Schall in Vibrationen geriet. Ein an diesem Plättchen — Membrane genannt — angebrachter Stichel schnitt in eine vorbeigedrehte Walze W gewisse Huckel ein und zeichnete den Schall auf. Wurde nachher die Walze neuerlich gedreht, dann glitt der Stichel wieder in der Rille. Er bewegte infolge seines Holperns über die vorher eingeschnittenen Huckel die an ihm befestigte Membrane genau wie bei der Aufnahme, und Sprache und Musik ertönten wieder.

Zehn Jahre später erfand ein Deutscher namens Emil Berliner — er ist am 4. August 1929 in Washington gestorben — das Grammophon, das wir ja alle kennen. Hier sind die Töne in Flachschrift aufgezeichnet, und man kann beide Seiten der Platte bespielen.

Die Erfindung des Edisonschen Phonographen und die wenig später erfolgte Erfindung der Kinematographie ließen sehr bald den Wunsch laut werden, beide Erfindungen miteinander in Verbindung zu setzen. Oskar Meßter, der Altmeister der deutschen Kinematographie, führte schon 1896 in Berlin Filmstreifen unter der begleitenden Musik eines Phonographen vor. Edison kam 1901 auf den Gedanken, Sprecher oder Sänger und Musikanten zugleich zu kinematographieren und zu phonographieren. Bei der Vorführung stand dann der Zuschauer und Zuhörer zum erstenmal vor dem Wunder der tönenden Wand.

Jedoch diese ersten „Nadeltonfilme" — so würden wir sie heute nennen — verschwanden schnell von der Bildfläche. Während die Kinematographie in technischer und künstlerischer Beziehung rasende Fortschritte machte, blieb die Tonwiedergabe sehr minderwertig. Die Gründe hierfür sind leicht einzusehen. Ein jeder weiß aus Erfahrung, daß der gleiche Ton in gleicher Stärke ganz anders klingt, eine andere „Klangfarbe" hat, je nachdem er etwa von einer Geige, einem Klavier oder einer Flöte herrührt. Ja nicht einmal die Töne zweier gleicher Instrumente, zum Beispiel einer italienischen und einer deutschen Geige, haben die gleiche Klangfarbe. Dies kommt daher, daß bei der Geige nicht allein die Saite schwingt und damit einen Ton erzeugt, sondern auch der Steg, der Hals, der Körper, kurz alle Teile des Instruments. Wir hören eine Mischung verschiedener Töne, höherer und tieferer, schwächerer und stärkerer. Eine kleine Veränderung dieser Mischung verändert sofort auch die Klangfarbe des Tones.

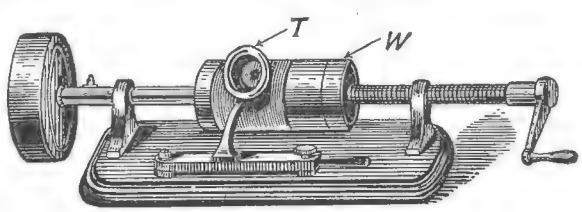


Abb. 1. Edisons Phonograph.

Davon überzeugen wir uns leicht, wenn wir aus unserer Sprache durch Zuhalten der Nase beim Sprechen die doch äußerst schwachen Nasentöne beseitigen. Genau so klangen die alten Grammophone. Die Nasentöne waren nicht kräftig genug, um die Membrane zu ausreichend starkem Schwingen anzuregen, so daß der Stichel sie gar nicht einschneiden konnte.

Da wurde plötzlich eine Erfindung auf ganz anderm Gebiete gemacht, die mit einem Schlag einen gewaltigen Fortschritt brachte. Es war dies die Erfindung der Radioröhre, welche die beliebige Verstärkung schwächster elektrischer Ströme gestattete. Das Vibrieren einer Membrane konnte man aber ohne weiteres in schwache elektrische Ströme verwandeln; dazu besaß man ja längst Telephon und Mikrophon. Die Grammophonindustrie griff die neue Erfindung schnell auf und ging von dem Verfahren der direkten Besprechung einer Membrane zur indirekten über. Die Abbildungen 2 und 3 zeigen eine solche Aufnahmeeinrichtung in Verbindung mit gleichzeitiger kinematographischer Aufnahme nach dem System des deutschen Erfinders Breusing. In Abbildung 2 stellt M das zu besprechende Mikrophon dar, von dem das Zuleitungskabel K zum Verstärker V in Abbildung 3 hinführt. Die verstärkten elektrischen Ströme betreiben den Stichel S, der die Platte P ritzt.

Die Anwendung der neuen Erfindung brachte die Grammophonindustrie zu ungeahnter Blüte und zeitigte eine Güte der Wiedergabe, die wir täglich aufs neue bewundern. Es bedeutete einen selbstverständlichen Schritt, die elektrische Verstärkung auch bei der Wiedergabe anzuwenden. Die geringen Schwingungen des Stichels beziehungsweise der Nadel beim Schleifen in den Rillen wurden zur Hervorbringung geringer elektrischer Ströme verwendet, die zuerst verstärkt und dann Lautsprechern zugeführt wurden. Bei der verstärkten Wiedergabe werden aber auch die bei der Aufnahme unterlaufenden Fehler verstärkt. Da setzten Forschungen und Versuche ein, die die Aufnahme und Wiedergabe fortwährend verbessern.

Nun waren die beiden schlimmsten Hindernisse, die sich 1901 der Verbreitung des tönenden Films entgegenstellten, weggefallen, denn nicht nur die Wiedergabe der Töne war von recht einwandfreier Güte, sondern es war auch das Zusammenstimmen zwischen Bild und Ton, der sogenannte Synchronismus, leichter einzuhalten. Während vor der Anwendung von Lautsprechern das Grammophon nahe dem Projektionschirm, der Kinematographenapparat aber weit vom Projektionschirm aufgestellt werden mußte, kann man jetzt beide Apparate hinten in der Projektionskabine aufstellen und miteinander kuppeln, so daß Bild und Ton übereinstimmen müssen. Man kann ja den Laut-

Abb. 2 Kinokamera und Mikrophon nach dem System Breusing.

sprecher an beliebiger Stelle aufstellen und durch eine Drahtleitung mit dem Grammophon verbinden. So entstanden in Amerika ungezählte Systeme von tönendem Film, die auf der Verbindung von Kinematograph und Grammophon beruhen und heute allgemein als „Nadeltonsysteme" bezeichnet werden.

Die Möglichkeit der Verstärkung schwacher Ströme durch Radioröhren führte aber weiter dazu, daß verschollene Verfahren der Tonaufzeichnung zu neuem Leben erweckt wurden und auch ganz neue entstanden. Alle diese Verfahren lassen sich in die weiteren beiden Gruppen des Magnettonfilms und des Lichttonfilms einreihen. Der Magnettonfilm geht auf die mehrere Jahrzehnte alte Erfindung des Telegraphons zurück, die von dem dänischen Physiker Poulsen gemacht wurde. Unsere vierte Abbildung veranschaulicht die Methode der magnetischen Tonaufzeichnung. In der Nähe eines Magneten M wird ein Stahlband vorbeigezogen. Würde der Magnet M seine Stärke nicht verändern, so würde das Stahlband B in seiner ganzen Länge gleichmäßig magnetisiert werden. Nun spricht man aber in das Telephon T hinein, und die dadurch entstehenden elektrischen Ströme werden in vielen Drahtwindungen um den Magneten M herumgeschickt. Sie verstärken und schwächen ihn abwechselnd, und so wird auch das Stahlband B stellenweise stärker, stellenweise schwächer magnetisiert. Auf diese Weise wird die Sprache oder Musik in einer Schrift aufgezeichnet, die man zwar nicht lesen, aber hörbar machen kann. Auf diesem Grundgedanken beruhte ein schon vor einigen Jahrzehnten von dem dänischen Ingenieur Poulsen erbauter Apparat, der aber ganz in Vergessenheit geraten war. Er wurde neuerdings durch den deutschen Physiker Dr. Kurt Stille wesentlich verbessert vor die Öffentlichkeit gebracht. Abbildung 5 zeigt eine solche Einrichtung. (Schluß folgt)

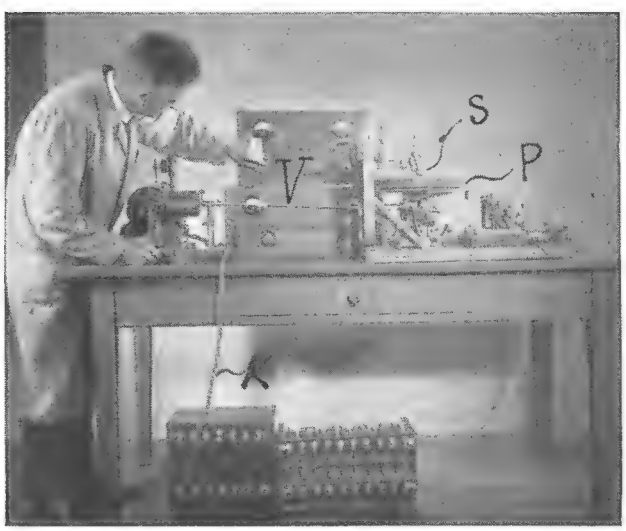


Abb. 3. Verstärker und Schallschreiber nach dem System Breusing.

Der Beruf des Journalisten

Von Günter Grell

Es ist viel darüber gesprochen und geschrieben worden, daß man zum Journalisten geboren sein müsse. Dieses Wort hat aber nur insofern Bedeutung, als für einen Journalisten eine ganze Reihe von besonderen Charaktereigenschaften nötig sind, die Angehörige anderer Berufe indessen vielleicht ebensogut brauchen.

Da ist zuerst einmal eine schnelle Auffassungsgabe notwendig. Dann muß der Journalist ein rasches, sicheres und zuverlässiges Urteil sein eigen nennen, denn für ihn heißt es immer urteilen, Stellung nehmen, sei es nun zum Tode eines Herrschers, zu einer Reichstagsitzung, zu einer Theateraufführung oder zu einem Kunstwerk. Ebenso muß der Journalist rasch, sicher und zuverlässig arbeiten können. Besonders die Schnelligkeit, die vielgerühmte „Fixigkeit", ist wichtig. Die Zeit bis zum Redaktionschluß ist nur kurz; dabei liegt immer eine Unmenge Stoff vor, der gesichtet werden muß. Ein Laie ahnt kaum, welche Arbeit nur die Herausgabe einer Tageszeitung mit acht Seiten Umfang, die einmal am Tage erscheint, macht. Unerläßlich für den Zeitungsmann sind der Blick für das Wesentliche und Sinn für Aktualität. Die Zeitungen bekommen tagtäglich eine große Menge Berichte von ihren Berichterstattern, von Nachrichtenbüros und andern Korrespondenzen. Daraus muß ausgruppiert und ausgewählt, es muß „redigiert" werden, wie der Fachausdruck lautet. Nicht minder unentbehrlich ist ein flüssiger, allgemeinverständlicher Stil. Als Führer und Leiter der öffentlichen Meinung soll der Journalist besonders auch einen aufrechten, unbestechlichen Charakter haben. Dazu gehört ein großes Maß von Verantwortungsgefühl und Verantwortungsfreudigkeit. Wehe, wenn ein Journalist sich seiner großen Verantwortung nicht bewußt ist und die Macht, die in seiner Hand liegt, mißbraucht! Fleiß

und Idealismus, die wohl zu jedem Beruf gehören, kann der Journaliſt ebenfalls nicht entbehren. Entſagungskraft, Taktgefühl, gute Nerven und ein gehörig „dickes Fell" braucht der Zeitungsmann in verſtärktem Maße. Unentbehrlich ſind für ihn Rednergabe und Repräſentationsvermögen, denn er iſt ein Mann, der in der Öffentlichkeit ſteht, der bei allen wichtigen Anläſſen dabei iſt und ſeine Zeitung vertritt. Da der Zeitungsmann nur während beſtimmter Stunden am Tage, aber dann angeſtrengt arbeitet, muß er die Fähigkeit beſitzen, ſich während dieſer Zeit ausſchließlich auf ſeine Arbeit konzentrieren zu können.

Es gibt eine große Anzahl Journaliſten, die urſprünglich einen ganz andern Beruf im Auge hatten und vielleicht Rechtswiſſenſchaft oder Sprachen ſtudierten, dann aber zum Journalismus übertraten. Das liegt an der Vielſeitigkeit dieſes Berufes. Je nach Neigung und Können wird man ſich entſcheiden, ob man einmal politiſcher Schriftleiter, Handels-, Provinz-, Lokal-, Sport- oder Feuilletonredakteur werden will, doch wird man während der praktiſchen Ausbildungszeit in jedem Fach einmal gearbeitet haben. Es zeigt ſich ja dann, wofür man ſich am beſten eignet. Es kann zum Beiſpiel jemand ein ſchlechter Feuilletonredakteur, aber ein guter politiſcher Redakteur ſein. Außer bei Tageszeitungen gibt es auch noch andere Poſten für Journaliſten; zum Beiſpiel kann man auch bei einem Korreſpondenzbüro oder bei einem Verlag Redakteur werden. Die Arbeit des Redakteurs beim Korreſpondenzbüro ähnelt der des politiſchen Redakteurs einer Zeitung, ſeine Hauptaufgabe iſt das Redigieren. Der Poſten des Verlagsredakteurs hat Ähnlichkeit mit dem des Feuilletonſchriftleiters. Ihm fällt die Aufgabe zu, die eingeſandten Manuſkripte zu prüfen und dann beſonders die vom Verlag angenommenen Werke durchzuarbeiten und druckreif zu machen. Nur die wenigſten Manuſkripte ſind in der Form, wie ſie dem Verlag eingereicht werden, ſchon zum Druck fertig. Sie werden meiſtens erſt vom Verlagsredakteur ſtiliſtiſch geglättet, der an ſie die letzte Feile anlegt. Deshalb erfordert die Arbeit des Verlagsredakteurs in erſter Linie Sprach- und Stilgefühl. Auch im Staatsdienſt kann man als Journaliſt ankommen, und zwar als Preſſechef. Die meiſten wichtigeren Behörden beſitzen einen derartigen Beamten, deſſen Aufgabe es iſt, mit der Preſſe zu arbeiten, dieſe auf dem laufenden zu halten und Auskünfte zu geben. Hin und wieder hat er ſelbſt für die Zeitungen zu ſchreiben, muß Preſſefeldzüge einleiten und Verſuchsballone ſteigen laſſen, um die Stimmung für irgend ein Unternehmen feſtzuſtellen. Zu dieſem Poſten gehören großes Geſchick ſowie Gewandtheit, nicht jeder wird ihn gleich gut ausfüllen können.

Die Zeiten ſind vorüber, wo der Journaliſtenſtand von allerlei Leuten gebildet wurde, die in andern Berufen Schiffbruch erlitten hatten. Der Beruf des Journaliſten verlangt ebenſo wie andere eine ordentliche, geregelte Ausbildung. Ebenſo wichtig wie das Vorhandenſein beſtimmter Charaktereigenſchaften iſt für den Journaliſten der Beſitz reicher Kenntniſſe, und um dieſe zu erwerben, braucht auch der Journaliſt heute meiſtens das akademiſche Studium. Allerdings kann man auch ohne dieſes bei einer Zeitung ankommen, aber die Ausſichten ſind nicht allzu groß. Beſonders empfiehlt es ſich, das Studium mit der Doktorprüfung abzuſchließen; dadurch hat man bedeutend mehr Ausſichten, bei größeren Zeitungen angeſtellt zu werden, da der Doktortitel ihnen als Repräſentation dient. Nach

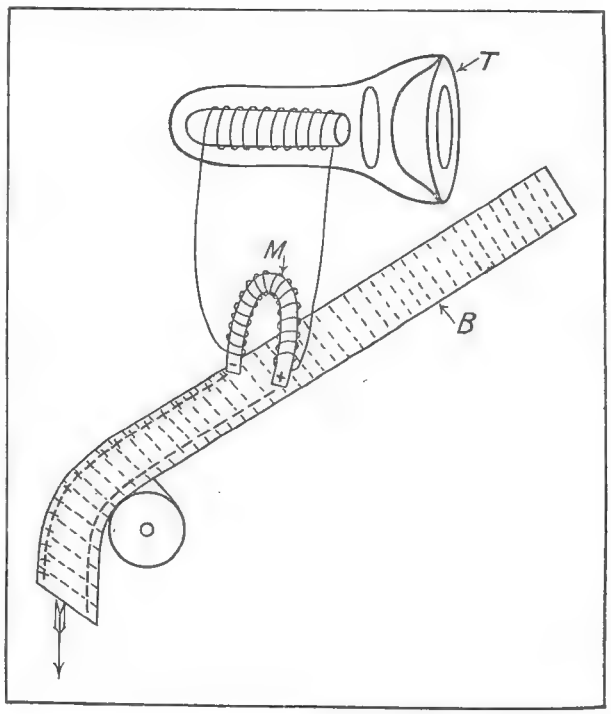


Abb. 4. Wie die magnetiſche Tonaufzeichnung zuſtandekommt.

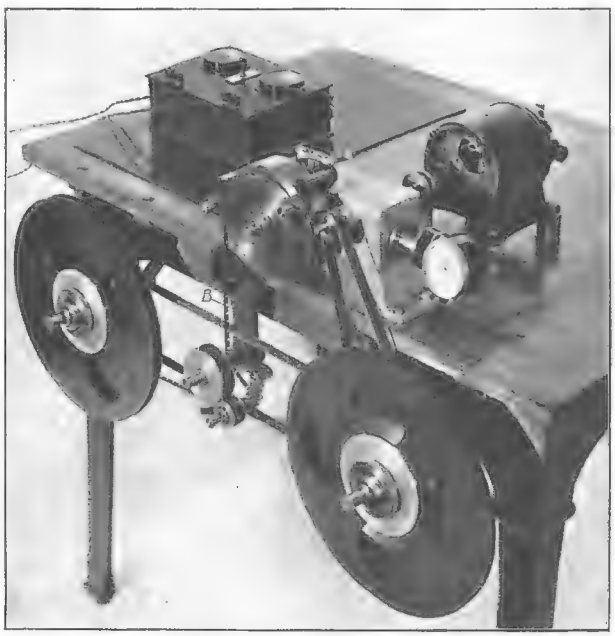


Abb. 5. Tonaufnahme-Apparat des deutſchen Phyſikers Stille.

Abschluß des Studiums gilt es, eine Stellung als Volontär zu finden, damit man seine praktische Ausbildung erhält, denn nach Beendigung des Studiums ist man noch lange kein fertiger Journalist. Gerade der Zeitungsmann benutzt unzählige Kniffe und Kunstgriffe, die natürlich erlernt werden müssen. Es gehört außerdem eine große geschäftliche Gewandtheit dazu, eine Zeitung zu redigieren. Nach der Volontärzeit von ein bis zwei Jahren wird man, wenn man Glück hat, als Vollredakteur angestellt, sonst muß man sich vielleicht für die erste Zeit mit einer Stelle als Hilfsredakteur begnügen. Die Fächer, die der zukünftige Journalist studiert, richten sich ganz nach der Gattung, der er später einmal angehören will. Für alle ist natürlich Zeitungswissenschaft unbedingt erforderlich. Für den, der politischer Redakteur werden will, kommen besonders Geschichte und Nationalökonomie in Frage. Der zukünftige Handelsredakteur wird anstatt der Geschichte Privatwirtschaft und Wirtschaftsgeographie nehmen. Die späteren Feuilletonredakteure wählen Philosophie, Germanistik, Musikwissenschaft, Literatur- und Kunstgeschichte. Wer Sportredakteur werden will, nimmt Geschichte der Leibesübungen und aus der Nationalökonomie insbesondere Bevölkerungs- und Sozialpolitik. Weil nur an verhältnismäßig wenig deutschen Universitäten die Zeitungswissenschaft vertreten ist, ist der Student der Journalistik in der Wahl seiner Universitätstadt nicht so unbeschränkt. Außerdem darf als Universitätsort keine Kleinstadt gewählt werden, damit Gelegenheit gegeben ist, sich durch Besuch von Theater, Konzerten und allen möglichen Veranstaltungen weiterzubilden. An den Universitäten Köln, Leipzig, München und Zürich befinden sich zeitungswissenschaftliche Institute. Zeitungskunde ist dort Prüfungsfach. An der Universität Freiburg i. Br. wird Zeitungskunde auf Ansuchen als Prüfungsfach anerkannt. An der Universität Zürich besteht außerdem ein journalistisches Seminar. In München ist im Deutschen Museum das Zeitungswesen im Zusammenhang mit Buchdruck und Verkehr einzigartig dargestellt. Vorlesungen über die Presse werden an den Universitäten Berlin, Frankfurt, Heidelberg und Münster gehalten. In Berlin werden außerdem im „Deutschen Institut für Zeitungskunde" theoretische und praktische Übungen abgehalten. In Hamburg besteht ein Seminar für Zeitungskunde; die soziologischen Fragen des Zeitungswesens stehen dabei im Vordergrund.

Mit dem Ansehen des Journalisten hat sich auch dessen wirtschaftliche Stellung gebessert. Die Gehälter schwanken natürlich nach Größe und Bedeutung der Zeitung. Die Kündigungsfrist beträgt sowohl für den Verleger als auch für den Redakteur sechs Wochen. Sie vergrößert sich, je länger der Journalist bei der Zeitung in Dienst ist. Der Verleger darf nicht fristlos entlassen, wenn gegen den Schriftleiter ein Verfahren eröffnet worden ist, dieser aber seine Vertragspflichten ordnungsgemäß erfüllt hat. Beim Tode eines Redakteurs hat der Verleger an die unterstützungsberechtigten Hinterbliebenen mindestens vier Monatsgehälter zu zahlen. Der Schriftleiter kann einen jährlichen Urlaub beanspruchen; im ersten Jahr beträgt er zwei, im zweiten und dritten Jahr drei und darüber hinaus vier Wochen. Außerdem müssen die Journalisten in eine Alters- oder Kapitalversicherung eintreten; die Versicherungsbeiträge werden zu gleichen Teilen vom Schriftleiter und vom Verleger bezahlt.

Augenblicklich ist die Arbeitsmarktlage auch für Journalisten nicht besonders gut, aber das wird sich wieder ändern, und wer Lust und Liebe zu seinem Beruf mitbringt und das Herz auf dem rechten Fleck hat, für den sind die Aussichten trotzdem nicht schlecht.

Briefmarken-Kamerad

Andorra, das keine eigene Postverwaltung besitzt, sondern postalisch von den Nachbarländern Spanien und Frankreich abhängt, hatte vor zwei Jahren durch die spanische Postverwaltung spanische Marken mit dem Aufdruck „Andorra" erhalten. Diese Marken sahen der üblichen Aufdrucktype, wie sie vielfach für Kolonien verwendet werden, verdächtig ähnlich, und die Andorrer wollten nicht, daß ihr Land in der Welt als Kolonie Spaniens gilt. Sie wandten sich hilfesuchend an Frankreich, unter dessen Schutzherrschaft sie stehen. Die Folge davon ist, daß eine selbständige Markenreihe erschienen ist, die die Aufgabe hat, mit den Schönheiten des Landes bekannt zu machen: 2 Cent. oliv Dorfbild, 5 Cent. dunkelrot Turm des Palacio in der Hauptstadt Andorra la Vieja (dieses Gebäude ist Sitz der Volksvertretung und der Regierung), 10 Cent. gelbgrün Hof in dem Grenzdorf Sant Julian de Loria, berühmt als Schmugglernest, 15 Cent. blaugrün Blick auf das Dorf Santa Colomba, 20 Cent. violett Hof in Sant Julian de Loria, 25 Cent. rosa Santa Colomba, 30 Cent. braun Dorfbild, 50 Cent. orange Hof in Sant Julian de Loria, 1 Peseta schwarzgrün, 4 P. lilarot, 10 P. braun Gruppe des Generalrates, der Volksvertretung, die aus 24 auf je vier Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Ferner eine Eilmarke zu 20 Cent. rosa Vogel im Flug über den Pyrenäen.

Argentinien hat einen Nationalfeiertag eingeführt, den es „Tag der Rasse" nennt und auf den 12. Oktober festgesetzt hat, weil Kolumbus an einem 12. Oktober im Jahre 1492 Amerika entdeckte. Zu diesem Nationaltage ist eine kleine Gedenkreihe ausgegeben worden: 2 Cent. rotbraun ein nackter Mensch, der vor der Weltkugel kniet, beleuchtet mit einer Fackel Südamerika, 5 Cent. rot Symbol der Freundschaft zwischen Argentinien und Spanien: die beiden Nationen Hand in Hand, 12 Cent. blau Argentinien reicht dem auf einer Säule stehenden Kolumbus den Lorbeerkranz. Datum: „1492 — 12 Octubre 1929". Wasserzeichen sämtlicher Werte: Vielfach wiederkehrende Sonne.

Brasilien. Die neue Luftpostreihe umfaßt einstweilen folgende Werte: 200 Reis rosa Santos Dumonts Flug um den Eiffelturm 1901, 300 Reis türkischblau Luftschiff „Pax" auf seinem ersten Flug am 12. Mai 1902, 500 Reis lilarot Santos Dumonts Flug auf „14 Bis" 1910.

Britisch-Indien hat nun auch Luftpostmarken erhalten. Bisher liegen vor: 3 Annas blau, 4 A. olivgrau, 6 A. braungelb, 8 A. violett, 12 A. karmin. Das Markenbild zeigt ein Flugzeug über einer Küstenlandschaft, rechts davon im Medaillon König Georg V. als Kaiser von Indien.

Dänemark. Im üblichen Muster neue Flugpostwerte: 50 Öre grau, 1 Krone braun.

Frankreich. Die Steuertilgung des Jahres 1929 1,50 3,50 Frs. lila zeigt die berühmte Statue der Reimser Kathedrale, die in der Kunstgeschichte als das „Lächeln von Reims" bekannt ist. Der Aufschlag wird der Steuerkasse zugeführt.

Mexiko. Zu der vor etwa einem halben Jahre erschienenen Kinderwohlfahrtsmarke zu 1 Cent. violett (Darstellung: Mutter, ihr Kind an die Brust drückend) sind in gleicher Type noch folgende Werte hinzugekommen: 2 Cent. graugrün, 5 Cent. schokoladebraun. — In der neuen Flugposttype (Landschaft mit Flugzeug, heraldischer Adler in Medaillon) sind noch folgende Ergänzungswerte ausgegeben worden: 10 Cent. violett, 30 Cent. graugrün.

Niederlande. Am 10. Dezember 1929 wurde die neue Wohlfahrtsreihe ausgegeben. Der Erlös aus dem Wohlfahrtzuschlag fließt wiederum der Kinderfürsorge zu, worauf auf den Marken die textliche Bemerkung: „Voor het Kind" hinweist. Werte: $1^1/_2 + 1^1/_2$ Cents grau, $5 + 3$ Cents grün, $6 + 4$ Cents rot, $12^1/_2 + 3^1/_2$ Cents blau. Das Markenbild zeigt ein nacktes Kind auf einem Delphin reitend. Der Delphin soll als Symbol der Freundschaft und Sicherheit gelten. — Ferner ist eine Wertänderung zu melden: Freimarke 21 auf $22^1/_2$ Cents olivbraun.

Rumänien hat neue Dienstmarken ausgegeben: 25 Bani orange, 50 Bani braunviolett, 1 Leu violett, 2 Lei grün, 3 L. rosa, 6 L. blaugrün, 10 L. ultramarin, 15 L. rotbraun. Das Markenbild zeigt einen fliegenden Adler, der in seinen Krallen eine Standarte trägt, auf der die Wappen der einstigen rumänischen Staaten befestigt sind.

Verschneite Waldstraße / Phot. E. Main.

Inschrift „Timbru oficial". Wasserzeichen: Horizontale Wellenlinien.

Rußland. Zwei neue Marken sind erschienen, die offenbar als Ergänzungswerte zu der kürzlich ausgegebenen Freimarkenreihe zu denken sind: 7 Kop. karmin Type der Jubiläumsreihe von 1927, drei Köpfe: Arbeiter, Soldat und Bauer, 14 Kop. blaugrün Lenin.

Türkei. Da das Land die lateinische Schrift eingeführt hat, so mußten auch die Postmarken dementsprechend geändert werden. Man hat zu diesem Zweck die bisherige Bilderreihe mit Inschriften in lateinischen Buchstaben versehen. Damit ist nun auch der Text auf türkischen Marken für den Durchschnittseuropäer leserlich geworden. Die Inschriften, die auf allen Werten wiederkehren, lauten: „Posta" und „Turkiye Cumhuriyeti (Türkische Republik)". Die Farben sind ebenfalls zum Teil geändert worden. Bisher liegen nur drei Werte vor: 2 Kurus grauschwarz, 3 Kurus violettbraun Eisenbahnzug, 6 Kurus violettschwarz Schmied mit Wolf, Gestalt aus der türkischen Sage. Die latinisierte Reihe wurde in England hergestellt und soll dem Vernehmen nach die letzte sein, die außerhalb der Türkei gedruckt wird.

* * *

Eine Markenschönheit gestorben. Jeder Deutsche hat Jahrzehnte hindurch jeden Tag so und so oft Mal ihr Bild gesehen, doch nur die wenigsten haben ihren Namen nennen können. Die Frau, die als Germania auf den Reichspostmarken von 1900 bis nach dem Kriege prangte, ist kürzlich gestorben. Sie war in ihrem bürgerlichen Leben Schauspielerin am Schauspielhaus in Berlin und hieß Anna von Strantz-Führing. Mehr als zwanzig Jahre hat sie als postalisches Symbol des Reiches gedient.

Die selbstgebastelte Luftschaukel / Presse-Photo, Berlin.

Äppel wider Äppel

Wenn Friedrich II. in Berlin ausritt, mußte er jedesmal an einer Hökerfrau vorbei, die am Lustgarten ihren Stand mit Äpfeln hatte. Eines Tages geschah es nun, daß dicht vor der Hökerin das königliche Pferd Äpfel fallen ließ, die nicht am Baume gewachsen waren. Der König bemerkte es wohl, hatte auch einen zornigen Ausruf der alten Hökerfrau gehört. Als er nun von seinem Ausritt zurückkehrte, hielt er sein Pferd bei der Äpfelfrau an und sagte: „Ich habe Ihr vorhin wohl Ungelegenheit gemacht?"

„I wo, Majestäteken", winkte die Alte ab, „et war ja man bloß Ihr Pferd! Jeder jibt Äppel, so jut er kann. Meine sind aber ooch nich iebel. Wenn Majestäteken mal probiern wollen?"

Den König belustigte die drollige Art der alten Berlinerin, und er fragte: „Wieviel Äpfel hat Sie denn in einer Kiepe?"

„Meine Kiepe faßt zwanzig Metzen, Majestäteken."

„Und was kostet die Metze bei Ihr?"

„Drei Silberjroschen, Majestäteken, aba jut jemessen."

„Das wären also für die Kiepe zwei Taler?"

„Stimmt, Majestäteken, stimmt."

„Na, ist gut. Ich werde Ihr eine Kiepe abkaufen. Sogleich schicke ich zwei von meinen Kerls her, die werden Ihr das Geld bringen und die Äpfel abholen."

„Danke scheen, Majestäteken, danke scheeniken! Äppel wider Äppel!"

Kaum in das Schloß zurückgekehrt, ließ der König wirklich durch zwei Lakaien die Kiepe abholen und der Alten die verlangten zwei Taler bezahlen.

Von dieser Zeit an ritt der König aber immer nur im Galopp an der Hökerfrau vorüber, damit es nicht womöglich noch einmal hieße: „Äppel wider Äppel!"

*

Uhrenrätsel

12—1	Schuhmachergerät
1—2	Papstname
2—3	Schmuckstein
3—4	tropischer Baum
4—5	Mädchenname
5—6	Gewicht der Verpackung
6—7	grüner Plan
7—8	Heidegebiet in Westfalen
8—9	russischer Fluß
9—10	Zellenverbände der Biene
10—11	männlicher Vorname
11—12	biblische Gestalt

Die zu jedem Ziffernpaar zu findenden Wörter sind zweisilbig. Jede zweite Silbe bildet den Anfang des darauffolgenden Wortes. Alle zwölf Stunden kehrt der gleiche Kreislauf wieder.

Das Rätsel der Druſenkopfinſel

(Fortſetzung)

Von Otfrid von Hanſtein

Eine ſchwere Stunde iſt dies für den Präſidenten. Da ſteht er, der Vertreter Puitus, und muß aus der Hand Miſter Cooks ein Geſchenk entgegennehmen. Er weiß, daß dieſes Geſchenk kein Zeichen von Schwäche iſt, fühlt, daß dieſer Mann ſtark genug iſt, ſelbſt einen Mordverſuch gar nicht zu beachten.

Cook aber empfindet mit ihm, er ahnt ſeine Gedanken, auch ohne ſie zu wiſſen. Er ſteht wieder auf und ſagt mit unbefangener Stimme: „Seien wir froh, daß Ihr kühner Herr Sohn den Unglücksfall überſtand! Schade, daß er ihn um den ſonſt ſicher verdienten Preis brachte. Ich denke, Sie werden das große Fußballwettſpiel und den internationalen Turnerkampf nicht verſäumen, der in einer Stunde beginnt. Haben Sie die Güte, mich bis dahin zu entſchuldigen! Ich beabſichtige, mich ſelbſt an dem Wettturnen zu beteiligen, und habe vorher noch dringende Anordnungen zu treffen."

Ferreira verbeugte ſich und ging zu ſeinem Wagen. Wieder verſpürte er ein Gefühl der Demütigung. Trotzdem mußte er dieſem Manne, der mit ihm ſprach, als ſei er nicht der Präſident eines mächtigen Reiches, ſondern ſeinesgleichen, dankbar ſein. Ein Prozeß gegen ſeinen Sohn wegen Mordverſuches während des Sportkampfes hätte ihn ſelbſt ſeine Stellung gekoſtet. Der ſtolze Grande verneigte ſich ſtumm vor dieſem Miſter Cook und verließ das Zimmer. —

In der großen Fußballarena, die außerhalb der Stadt liegt, harren wieder hunderttauſend Zuſchauer. Nein, es ſind nur neunzigtauſend, denn zehntauſend von denen, die geſtern als Zuſchauer die Tribünen bevölkerten, ſind jetzt als Mitglieder der verſchiedenen Vereine der Welt unten auf dem Kampfplan, zehntauſend Spieler zur gleichen Zeit. Die Arena war ein gewaltiges Halbrund, eine Fläche, die in zehn kleinere Arenen geteilt war, und in jeder Arena ſollten tauſend Kämpfer, auf jeder Seite fünfhundert, gegeneinander antreten: England gegen Deutſchland; Frankreich gegen Indien; Belgien gegen die Kapkolonie; Nordamerika gegen Auſtralien; Italien gegen Holland; Braſilien gegen Norwegen; Schweden gegen Argentinien; Dänemark gegen Spanien; Mexiko gegen Ungarn; die Tſchechoſlowakei gegen Kanada.

Zwanzig Völker hatten jedes ihre fünfhundert beſten Spieler entſandt, nur Iſabela ſelbſt war nicht vertreten. Die Bahn war eigenartig, eine gewaltige Metallfläche, mit einer rauhen Lederſchicht überzogen, um die Spieler nicht ausgleiten zu laſſen. In jeder der zehn Einzelarenen, die zuſammen die große Fläche bildeten, ſtanden die beiden Tore, in der Mitte einer jeden die Tribüne für die Richter. Eine große Glaswand trennte die Zuſchauertribünen vom Kampfplatz, aber es war eine Wand aus optiſch geſchliffenem Glas, das vergrößernd wirkte. Ohne jedes Fernglas war von jedem Platz der Arena aus das ganze rieſige Kampffeld zu überblicken.

Der Startſchuß gab dröhnend das Zeichen zu dem gewaltigen Kampf. Gleichzeitig ſtürzten zehntauſend ſehnige, junge Geſtalten gegeneinander. Jeder der Torwächter war ein Matador. Über der Arena hingen dichte künſtliche Wolken. Ventilatoren fächelten, wie in der Nähe des Krankenhauſes, kühlen Wind. Immer, ſobald eine der Mannſchaften ein Tor erkämpft hatte, erſchien in leuchtenden Farben die Fahne des jeweils ſiegreichen Landes über den Kämpfern am Himmel. Lautſprecher verkündeten die Punkte. Es war ein Kampf, wie ihn die Welt noch niemals geſehen hatte.

Es war ein wildes und doch planmäßiges Hin und Her. Die ganze Rieſenbahn gehörte dieſen hundert Fußballſpielern.

Dann hörte man wieder einen Schuß. Eine Pauſe trat ein. Zehn Völker hatten in dieſem Kampfe geſiegt. In einer halben Stunde ſollten ſie zu einem Revanchekampf antreten der den endgültigen Sieg entſchied, dann die zehn Sieger gegeneinander, bis ſich die Weltmeiſterſchaft ergab.

Wieder erschien eine Riesenschrift. „Die Mannschaft von Santa Scientia tritt gegeneinander an, außer Wettbewerb. Auch hier verschmähten es die Gastgeber, selbst einen Preis zu erobern. Nur hundert Kämpfer waren es. Sie verschwanden fast in der Mitte der Riesenbahn. Zuerst schien es ein alltägliches Spiel, zwar von sehr guten Spielern, aber nichts Außergewöhnliches. Die Zuschauer waren fast enttäuscht, sie hatten sich schon daran gewöhnt, Außerordentliches, Wunderbares zu sehen.

Ein neuer Startschuß erscholl. Plötzlich teilte sich die Mannschaft, fünfzig zogen sich an die eine Schmalseite des Riesenovals zurück, fünfzig an die gegenüberliegende andere.

Fragendes Murmeln ertönte. Wollten etwa diese hundert Mann über das ganze riesige Feld, das in der Längsausdehnung mehrere Kilometer weit reichte, spielen?

Es blieb keine Zeit zum Überlegen. Wieder vernahm man einen Schuß. Der Ball flog in die Luft, einer der Spieler hinterher. Ein Stoß mit dem Fuß — wieder ein Wunder: der Ball schoß hoch empor, mehrere hundert Meter über die Bahn, kam zu Boden und — wie schnellende Blitze flogen die Spieler hinter ihm her, viel, viel schneller, als je ein Mensch zu rennen vermochte. Wieder ein Stoß — sechshundert Meter!

Das ist ganz unglaublich! Wieder erscheint die fast fliegende Mannschaft. Jetzt ist sie am Feind. Ein ungeheurer Kampf entbrennt, der wie ein Märchen anmutet. Menschen gleiten in Autogeschwindigkeit über die Bahn, Bälle schießen einen halben Kilometer hoch durch die Luft.

Ein wildes und doch planmäßiges Hin und Her entsteht. Die ganze Riesenbahn gehört diesen hundert Spielern. Nach einem halbstündigen Kampf ist der Sieg entschieden. Eine Partei hat gewonnen. Die hundert Spieler stehen lächelnd zusammen.

„Ein Wahnsinn!"

„Eine kinematographische Täuschung!"

„Irgend ein Schwindel!"

Zum zweitenmal tritt die Mannschaft an. Ein zweiter, ganz gleicher Kampf folgt. Auf der einen Tribüne steht Helling neben van Rhyn. „Wie ist das möglich?" fragt der letztere.

„Sehr einfach. Es ist unser Bestreben, auch dem Sport die Technik dienstbar zu machen. Sie soll den Mannesmut nicht ersetzen, ihm aber größere Ziele stecken. War es nicht ein herrliches Schauspiel, diese jungen Männer über die Bahn stürmen zu sehen, diesen Ball, wie von Riesenfäusten geschleudert, zu erblicken?"

„Ganz recht. Aber wie ging das zu?"

„Die Bahn besteht aus Metall und ist durch eine sehr große Zahl eingebauter Elektromagnete zu einem einzigen elektrischen Feld geworden. Da dieses in zwei Hälften geteilt ist, geht die elektrische Zugkraft von beiden Seiten der Mitte entgegen, und wie auf einem Puffbrett fließen die Feldausläufe jedesmal weit in das Feld des Gegners hinein. Jeder Spieler hat einen Stiefel mit einer gespaltenen Kupfereinlage und einem System von Drähten, die in einem Kontakt an seinem Leibriemen endigen. Läuft nun der Spieler, ohne diesen Kontakt einzuschalten, über das elektrische Feld, dann berührt dieses ihn nicht, und es ist, als spiele er auf einer gewöhnlichen Bahn. Schaltet er aber in demselben Augenblick, in dem er mit dem Stiefel den Ball zum Stoß berührt, den Hebel ein und schließt so den Strom, dann wird er augenblicklich von dem elektrischen Felde vorwärts gerissen, der Stoß des menschlichen Fußmuskels wird durch diesen Anruck verhundertfacht, der Ball fliegt gewaltig weit und der Spieler, der ihm folgen will, gleitet auf dem einen Fuß, der jetzt durch den eingeschalteten Kupferschuh wie ein Motorwagen wirkt, hinterher. Glauben Sie mir, es sind große Übung und viel Geschicklichkeit dazu erforderlich. Der Spieler muß im rechten Augenblick den Kontakt schließen und muß, wenn er auf das Gebiet des Gegners hinüberspielt, genau wissen, wo jene Streifen des elektrischen Feldes sind, die ihn vorwärts reißen. Kommt er gewissermaßen auf eine falsche Schiene, dann wird er im selben Augenblick von der entgegengesetzten Kraft ergriffen und rückwärts geschleudert. Wir hatten manchen bösen Fall und manchen Knochenbruch, ehe unsere Spieler sich einlernten; aber sehen Sie die Augen der Männer! Sie haben das Gefühl, Riesen zu sein. Auch die Elektrizität und die Technik können dem Sport dienen."

Blitzschnell ist die Riesenarena mit Turngeräten bedeckt. Zehntausend junge Männer und Mädchen treten zum Turnen an. Wieder sind alle Landesfarben vertreten. Herrlich sind diese Reigenspiele, das Stabturnen, die rhythmischen Tänze, die von zehntausend schön gewachsenen Körpern nach dem Befehl des Lautsprechers genau gleichmäßig ausgeführt werden. Zuerst haben sich alle Länder der Welt zu diesem Riesenreigen vereinigt, dann löst die Masse sich wieder in Gruppen auf. Hunderte springen in mächtigen Sätzen an langen Stäben, andere werfen den Ger und den Diskus, wieder andere turnen an Barren und Pferd oder stellen in ihren Landesfarben Riesenpyramiden, ein Bild von Kraft und Schönheit.

In der Mitte ist eine erhöhte Fläche aufgetaucht. Auf ihr stehen eine Anzahl Recke. Jetzt treten zehn junge Männer heran, die die Farben von Santa Scientia tragen. Vor jedem Reck liegt eine schiefe Ebene, die zu der Stange hinabführt, und am oberen Ende der Ebene eine Plattform, auf der die Männer stehen.

Wieder ertönt ein Schuß. Die zehn rennen den schiefen Abhang hinunter, springen hoch, umklammern das Reck, allerdings im Untergriff, und sofort beginnen sie einen blitzschnellen Riesenschwung, der sie in großer Schnelligkeit immer wieder in endloser Folge um die Reckstange herumwirbeln läßt.

„Die Reckstange wird von einem Motor gedreht!"

„Das ist keine Kunst, das ist eigentlich kein Sport!"

„Im Gegenteil, das erfordert gewaltige Kraft, mit den Muskeln des Armes diese mächtige Zentrifugalkraft aufzuheben."

Mit einem gewaltigen Schwung, der sie weit von den Recken hinwegschleudert, lösen sich gleichzeitig die zehn Turner, gehen in schöne Kniebeuge nieder und stehen aufrecht, wenn auch mit dunkelroten Gesichtern, nebeneinander.

Die Kämpfe gehen weiter. Unten ist wieder der See hell erleuchtet. Diesmal ist es eine weite Bahn durch unterirdische Tunnel und mächtige Stalaktitengrotten, auf der die Ruderboote von Oxford und Cambridge neben denen von Deutschland, Frankreich, Amerika und den andern Ländern ihre Meisterschaft austragen.

Dann folgt die Segelbootwettfahrt auf dem unterirdischen See bei Windstärke neun. Natürlich ist es ein künstlicher Sturm, von Maschinen erzeugt, der über den bengalisch in allen Farben erglänzenden See dahinfährt.

Oben ist inzwischen wieder die Bahn bereitet. Heute sind es keine Autos, sondern dreitausend Jockeis aus aller Welt, die auf den erlesensten Vollbluthengsten über die Bahn rasen. Wieder gleiten die zehn Bänder mit, und jeder hat nur dasselbe Maß zu durchqueren.

Abermals füllt sich die große Arena. Diesmal ist der See in der Mitte verschwunden, in den Bob mit seinem Auto gestürzt war. Statt dessen blinkt dort trotz der Sonnenglut des Himmels eine glatte, weißschimmernde Eisfläche, und Tausende geschickter Eisläufer in allen Landesfarben zeigen ihre Künste, während gleich nebenan auf einer Graswiese der Weltenniskampf ausgetragen wird und wieder daneben geschickte Reiter im Polospiel über den Rasen jagen. —

In Gruppen werden die Festteilnehmer durch die Stadt geführt, durch die grünen Straßen zwischen den Glaspalästen. Sie sehen die Radfahrerwege, die künstlich erleuchteten Autostraßen, sie sehen die Straßenbahnen, die weit hinausfahren, und ganz unten die Schnellbahnen. Hunderttausend Menschen werden von der Macht dieser Stadt ergriffen, wähnen sich in ein Märchenland versetzt.

* * *

Während noch die Sportgäste um die langen Tafeln saßen, die auch an diesem zweiten Abend in verschwenderischer Fülle mit allen Leckerbissen der Welt besetzt waren, befand sich Mister Cook in seinem Arbeitszimmer, um von Mister Möller telephonischen Bericht aus Frisko zu empfangen. Er schaute auf und erschrak unwillkürlich. Genau so, wie vor einigen Wochen, als der Überfall stattfand, war ein Mann eingetreten, und obgleich er in diesem den Schotten Mac Iversen wiedererkannte, der gestern im Autorennen, ohne eigentlich Sieger zu sein, doch den ersten Preis zuerkannt bekommen hatte, obgleich also Cook bestimmt wußte, daß dieser Mann Mac Iversen war, fühlte er sich doch durch ihn an einen der Mordgesellen von damals erinnert. Dazu war es ihm unverständlich, wie Iversen gerade jetzt, wo Schlüter noch eine Sonderpolizei zur Verfügung hatte, unangemeldet hier eindringen konnte. Er wandte sich dem Eingetretenen zu. „Wenn ich nicht irre — Mister Mac Iversen?"

„Yes, Sir, und ich bitte um Entschuldigung, wenn ich hier eindringe. Ich muß Sie bitten, mich anzuhören, und zwar ganz allein."

Der Mann hatte etwas seltsam Entschlossenes. Ein harter Zug um den Mund war unverkennbar. Er erinnerte in jedem Augenblick mehr an den einen der damaligen drei Eindringlinge, und doch machte er gewiß nicht den Eindruck, als führe er jetzt Böses im Schilde, vielmehr schien er selbst stark bewegt zu sein.

Cook deutete einladend auf einen Sessel. „Womit kann ich dienen? Wir sind allein."

„Es ist wegen des Preises, der mir gestern zuerkannt wurde."

Cook war erstaunt. „Ist etwas nicht in Ordnung? Sie haben den Scheck doch erhalten? Die hunderttausend Dollar werden von der Bank in Frisko sofort in bar ausgezahlt. Oder sollten Sie in Verlegenheit sein und Geldscheine vorziehen?"

Der Schotte schlug die Augen nieder und sprach dann mit zögernden Worten: „Ich bin mein ganzes Leben lang ein armer Teufel gewesen, habe mir nie träumen lassen, ein Mensch könne auf ehrliche Weise hunderttausend Dollar gewinnen. Hunderttausend Dollar, das ist Reichtum, das ist ..."

Cook lächelte. „Nun also, umso mehr freut es mich, daß Sie den Preis gewonnen haben."

Mac Iversen stand auf und schien jetzt völlig entschlossen, wenn auch sein Gesicht sehr blaß war. „Mister Cook, ich kann den Preis nicht annehmen. Ich lege hiermit den Scheck in Ihre Hände zurück."

Jetzt verstand Cook nicht. „Aber warum? Sie haben ihn ehrlich verdient, denn da Mister White mit seinem Flugauto außer Wettbewerb fuhr und Mister Almeida disqualifiziert wurde, sind Sie es unzweifelhaft, der am längsten auf der Bahn ausgehalten hat."

„Ich kann ihn trotzdem nicht annehmen", fuhr der Schotte fort.

„Aber warum?"

„Weil ich ein Lump bin, weil ich gar nicht gekommen bin, um ehrlich zu kämpfen, sondern ..." Er stöhnte auf und sank wieder in den Sessel.

Cook glaubte einen Schleier fallen zu sehen. „Sie sind zu mir gekommen, um mir etwas anzuvertrauen. Wir sind ganz allein, werden von niemand gehört. Reden Sie offen, und ich will Ihnen schon vorher sagen: Sie sind kein Lump, sonst würden Sie nicht in dieser Stunde vor mir stehen."

Der Schotte richtete sich auf und sah sein Gegenüber fest an. „Wissen Sie, wer ich bin?"

In diesem Augenblick war Cook seiner Sache sicher.

„Sie sind der Schotte Mac Gonnor, der vor acht Wochen mich zu ermorden versuchte."

„Das wissen Sie?"

„Ich habe Sie jetzt erkannt."

„Dann werden Sie einsehen, daß ein Mann, der nach Santa Scientia kam, um zu rauben, der zum zweiten Male bereit war, ein Verbrechen zu begehen, den Preis nicht annehmen darf. Nehmen Sie den Scheck und bestimmen Sie über meine Person!"

Cook sah ihn an. „Wie seltsam die Wege des Schicksals sind! Sie kamen mit dunkeln Absichten. Sie hätten sich vielleicht kein Gewissen daraus gemacht, mit Gewalt zu nehmen, was Sie jetzt ehrlich verdienten. Nun ist Ihr Gewissen erwacht. Mister Mac Gonnor, ich will nichts hören, nichts von Ihren Absichten, nicht, ob Sie mit dem unglücklichen Sohn eines durch ihn unglücklicheren Vaters gemeinsame Sache gemacht haben. Reisen Sie glücklich, Mister Mac Gonnor! Nehmen Sie den Scheck, den Sie redlich verdient haben, und wenn Sie aus dieser Stunde, in der Sie aus Ihrer Verblendung erwachten, einen bleibenden Wert für Ihr ganzes Leben mitnehmen wollen, so verschleudern Sie das Geld nicht! Werden Sie ein anständiger Mensch! Ich werde Mister Möller in Frisko bitten, Ihnen zu helfen, sich mit der Summe eine Lebensmöglichkeit zu schaffen. Benutzen Sie dieses Geld, um ein nützliches Mitglied der Menschheit zu werden, und wenn ich einmal von Ihnen höre, daß Sie mir diesen Wunsch erfüllt haben, dann werde ich überzeugt sein, daß der erste Preis, den Santa Scientia verteilte, etwas Gutes gestiftet hat."

Mac Gonnor antwortete nicht. Er saß in dem Sessel, hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, und ein Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Seien Sie ein Mann!"

Der Schotte richtete sich auf. „Und — mein Verbrechen?"

„Von dem weiß niemand als Sie und ich. Es war nur geplant, und weder damals noch heute haben Sie es ausgeführt. Danken Sie Gott dafür und werden Sie nun wirklich ein anständiger Mensch!" (Forts. folgt)

Schätze, die versanken

Von D. G. Schumacher

Schätze sind versunken seit Jahrmillionen. Schon die in Steinkohle verwandelten Wälder der Vorzeit, die aus verschollenen Wäldern ins Meer geschwemmten Harzmassen, die jetzt als Bernstein wieder ausgegraben werden, endlich auch die aus gewaltigen Mengen angeschwemmter Vorzeittiere entstandenen Erdölquellen, alles dies sind versunkene Schätze, die wir nun in einer für uns höchst nützlichen Gestalt wiederfinden.

Der Sieger bei einem großen Modellflugzeugwettbewerb in Los Angeles / Pacific & Atlantic-Photos, Berlin.

Doch ich will heute nur von solchen Schätzen erzählen, die nicht alle wiedergefunden wurden. Die Sagen aller Völker wissen viel von solchen Dingen zu berichten. Viele wirklich gemachte Funde an Stellen, wo die Sage umgeht, bestätigen die Wahrheit der Angaben; kurz, des Volkes Wissen um die da und dort vergrabenen Schätze erhielt sich Jahrtausende an derselben Stelle.

Ein besonders deutlicher Beweis dafür war der Fund im sogenannten Königsgrab von Seddin in der Ostprignitz. Im märkischen Landvolk ging die Sage von dem großen Fürsten, der unter diesem Hügel in einem dreifachen Sarge bestattet sei, einem steinernen, einem tönernen und einem goldenen. Als vor dreißig Jahren Gelehrte den Hügel anschnitten, fand sich darin ein stollenartiger Gang aus Steinplatten nach unten;

dadurch gelangte man in eine gleichfalls mit Steinplatten sorgfältig gewandete Höhle, mit Resten bunter Bemalung, und darin fand man eine schön geformte Tonurne, die bei leiser Berührung auseinander fiel und den erstaunten Blicken eine edle Bronzeurne freilegte: der „goldene Sarg" im tönernen. Der Inhalt der Bronzeurne bestätigte weiterhin, daß hier ein Fürst und seine Gattin beigesetzt worden waren, denn da fanden sich ausnehmend zierliche Waffen — die nur als Würdeabzeichen dienen mochten — ein Führerstab, Arm- und Halsreife sowie feingearbeitete Spinnwirbel, Gewandnadeln und Hermelinknochen vom Anzug der Fürstin. So hatte sich hier die Sage bewahrheitet, so hatte sich die Erinnerung an den vorgeschichtlichen Fürsten durch zwei Jahrtausende an Ort und Stelle erhalten, trotzdem seither viele Völkerstämme hier saßen und schon längst wieder verschollen sind.

Zu allen Zeiten haben bedrängte Menschen ihre Wertsachen durch Eingraben sich oder ihren Nachkommen erhalten wollen. Diese fanden die Stelle oft nicht mehr, oder Unberufene hatten sie ausfindig gemacht und die Dinge heimlich geraubt. Unsere Museen enthalten viele solcher sogenannter „Depotfunde". Der berühmte Hildesheimer Silberfund besteht aus einer Anzahl künstlerisch wertvoller römischer Tafelgeräte und soll, älteren Geschichtschreibern zufolge, von einem germanischen Häuptling geraubt und dort verscharrt worden sein, wo man ihn fand. Bei Eberswalde entdeckte im Jahre 1913 ein Arbeiter einen prachtvollen Fund von Armringen, Schmuck und Näpfen aus reinstem Golde, fein und leicht gearbeitet, der etwa aus dem achten Jahrhundert vor Christus stammt, von einem verschollenen Volk, das hier mit nordischen Völkern Handel trieb.

Künstlerisch ebenso Wertvolles stellen Schliemanns herrliche Goldschmuckfunde an der Stätte von Troja dar, die dort Jahrtausende unberührt lagen und einst an den Stirnen homerischer Helden und ihrer Frauen glänzten. Etwas später als diese Schmuckstücke entstanden die reichen Goldschätze, die man vor etwa dreißig Jahren bei Guben aufdeckte. Die vielen vorgeschichtlichen und späteren Goldsachen, die man in Böhmen, Ungarn und Österreich fand, lassen sich hier gar nicht aufzählen.

Auf schwedischen Inseln wurden reiche Hacksilberfunde gehoben, die von dem lebhaften Handel der Wikinger mit dem Orient Kunde geben, denn es waren arabische Münzen, die, im Norden zerhackt, nach Gewicht galten. Glückskinder waren die, denen gute Feen oder Zwerge solche verborgenen Schätze wiesen. Die Eltern aber schärften den Kindern ein, daß solch ein zufälliger und müheloser Fund nicht so reich mache wie der Schatz im Acker, der durch stetes Umgraben und Pflügen erworben werde.

Auch mit der alten Wendenstadt Vineta sollen große Schätze ins Meer gesunken sein, woran gewiß etwas Wahres ist, denn vorzeiten lag an der Odermündung

Segeljacht „Hindenburg", gebaut von Kamerad Siegfried Becker in Hainichen nach der Anleitung „Modell einer modernen Kreuzerjacht" in Heft 44 des 43. Jahrgangs.

tatsächlich eine durch nordischen Handel reiche Stadt, von der die „Jomswikingsaga" erzählt. Ähnliches gilt von den versunkenen Orten Stavoren und Dorstede an der Nordsee. Die Nibelungensage berichtet von dem Hort, den Hagen bei Worms in den Rhein versenkt haben soll. Geschichtliche Tatsache ist der Schiffsuntergang des „Bobadilla" im Jahre 1502 mit einer Goldladung nahe der Insel Santo Domingo. Alles blieb unrettbar versunken. Im Jahre 1620 sank bei Haiti ein ganzes spanisches Geschwader mit seiner Ladung von Gold, Perlen und Silber, die aus dem sprichwörtlich reichen Peru kamen. Die Schiffe jener Zeit fielen auf hoher See meist ihrer Gebrechlichkeit zum Opfer; daß Kolumbus Guanahani erreichte, war ein günstiger Zufall. Der Weg von Amerika nach Europa ist sozusagen mit Gold bestreut, das kein Menschenauge jemals wiedersehen wird. Ein britischer Herzog hat fast sein ganzes Vermögen daran gesetzt, um die mit dem Armadaschiff „Florenzia" versunkenen Schätze heben zu lassen. Das Schiff strandete 1588 im Mullsund, und als schottische Strandräuber an Bord sprangen, um zu plündern, sprengte der Kapitän sein Schiff in die Luft. Es ist ein Rätsel, wo die Goldschätze des Armadaschiffes liegen; des englischen Herzogs Taucherunternehmungen blieben erfolglos.

Im Stillen Ozean, fünfhundert Meilen westlich von Panama, muß Gold im Werte von sechzig Millionen

Abb. 6. Filmstreifen des Selenophons.

Dollar auf dem Meeresgrunde ruhen; es ist Eigentum der Bewohner von Lima, die 1835, von Aufständigen bedroht, ihr Gold auf ein Schiff brachten, das nach den fernen Kokosinseln gehen sollte. Alle seitdem dorthin ausgesandten Unternehmen waren vergeblich.

Die Sable-Insel an der Küste von Neuschottland (Kanada) war durch ihre lange unterseeische Klippenbank von jeher eine der schlimmsten Schiffsfallen, und die in Jahrzehnten dort gescheiterten Fahrzeuge und versunkenen Werte sind nicht zu zählen. Man nennt diese Insel den „Friedhof der See". Diese Bezeichnung verdient übrigens auch Skagen an der Nordspitze von Jütland, wo im Saal des Badehotels die Gallionsfiguren aller vor Skagen im Sturm zerschellten Schiffe aufgestellt sind, während Mann und Maus, Hab und Gut versanken.

Nicht nur im Meer, auch im Erdboden sind noch im letzten Jahrhundert ungeheure Schätze verschwunden. Irgendwo in Transvaal liegen ein paar Millionen Dollar im Boden verborgen. Zur Zeit, als der verstorbene Präsident Krüger nach Holland floh — alle Welt war dem alten „Ohm" gut — verschwand mit ihm aus der Bank in Pretoria ein Betrag von etwa zwölf Millionen Dollar. Aus des Präsidenten Testament ersah man, daß er nach Holland nur dreieinhalb Millionen Dollar mitgenommen habe, weil Burenführer ihn hinderten, mehr mitzunehmen, indem sie ihm einige Millionen entrangen und sie irgendwo vergruben, um dann gegen die Briten zu fallen. Dieser Riesenbetrag wurde noch nicht gefunden.

Ziemlich die einzige Gelegenheit, bei der man einen Teil eines versunkenen Goldschatzes wiederfand, bot sich im Jahre 1900, als amerikanische Geschäftsleute ein Eiland von Tauchern umschwimmen ließen, da dort 1864 ein Sklavenhändler einen riesigen Goldschatz versenkt hatte, den er aus Klöstern und Kirchen zusammengeraubt hatte. Ein alter Neger, der die Expedition leitete, behauptete, der einzige Überlebende der Sklavenbesatzung jenes Schiffes zu sein. Tatsächlich hob man einen Kasten voll Gold, dessen Wert aber nur die großen Kosten der Expedition deckte.

Zum Schluß wollen wir auch der großen Schiffsuntergänge gedenken, bei denen außer zahllosen Menschenleben ganz unberechenbare Werte an Geld, Besitz und Juwelen in unermessene Gründe sanken. Eines der letzten Riesenopfer der See wurde die „Titanic", schon auf ihrer ersten Fahrt im April 1912. Nur mit Grausen kann man sich vorstellen, daß dabei über tausend Menschen umkamen, von denen kein Atom mehr am andern haftet, während ihre Gegenstände, Tresore, Geld und Juwelen noch immer in der unausdenkbaren Tiefe von über fünftausend Meter ruhen, wo Millionen seltsamer, unheimlicher Tiergebilde ihr Spiel treiben.

Abb. 7. Tonbildaufnahme im Atelier.
Rechts in einer schalldichten Kabine die Kinokamera, damit deren Geräusch nicht mit aufgenommen wird. Das Mikrophon ist auf dem Bilde nicht sichtbar. An Stelle der sonst üblichen Bogenlampen, die nicht ganz geräuschlos arbeiten, werden starke Glühlampen verwendet. Im Vordergrunde rechts der „Tonmeister", der die Stimme abhört und die Verstärkung reguliert.

Das Wunder der tönenden Wand

Von Dr. Paul Hatschek / Schluß

Drei deutschen Erfindern — Vogt, Masolle und Engl — war es zuerst beschieden, in brauchbarer Weise Töne auf dem Filmband zu photographieren und dieses „Tonphotogramm" in Töne zurückzuverwandeln, also einen Lichttonfilm zu schaffen. Man gab diesem Film den griechischen Namen „Tri-Ergon", auf Deutsch: „Werk der drei". Außer ihm sind die verschiedensten Systeme des Lichttonfilms geschaffen worden. Ein Stückchen Filmstreifen des „Selenophons", einer Wiener Erfindung, zeigt Abbildung 6. Auf dem vergrößerten Filmbildchen sieht man den Wiener Schriftsteller Kläger, der gerade aus seinen Werken vorliest. Die Zickzackkurve auf der linken Seite des Bildes, die wie eine Reihe weißer Flämmchen aussieht, ist die Tonaufzeichnung des gesprochenen Wortes. Läßt man diese Tonaufzeichnung an einem kleinen und schmalen Fensterchen vorübergleiten, so läßt dieses Fensterchen — der „Spalt", wie die Kinotechniker sagen — mehr Licht durch, wenn gerade ein großes Flämmchen vorbei-

gleitet, und weniger Licht, wenn ein kleineres Flämmchen, also eine dunklere Stelle des Tonstreifens, den Spalt passiert. Nun gibt es merkwürdige Zellen, die Selenzelle und die Kaliumzelle, die auf Lichtschwankungen durch elektrische Stromschwankungen reagieren. Diese werden verstärkt und betreiben einen oder mehrere Lautsprecher. Dies ist das Verfahren des Lichttonfilms, dem wohl die Zukunft gehört, weil Bild und Ton auf demselben Streifen aufgezeichnet sind, man also nicht besonders dafür sorgen muß, daß Bild und Ton sich immer decken.

In Amerika, der Filmzentrale der Welt, erkannte man viel früher die Bedeutung des Tonfilms als bei uns. Überdies hatten die Kriegsjahre Europa in viel größere Mitleidenschaft gezogen als Amerika, wo auch während der Jahre des großen Krieges auf den Gebieten der Grammophon- und Radioindustrie sehr bedeutende Fortschritte gemacht wurden, die wir armen Europäer schwer nachholen können. Amerika konnte sich auch viel früher auf neue und kostspielige Versuche auf dem Gebiet des Tonfilms einlassen, denn hier steht man vor ganz neuen Aufgaben, die der Fabrikation des stummen Films unbekannt waren.

Abb. 8. Tonfilmaufnahme von Tieren / Phot. Scherl, Berlin.

Wie sah es früher in großen Filmwerkstätten aus? In der einen Ecke war ein modernes Wohnzimmer aufgebaut, in einer andern etwa der Eingang zu einem römischen Zirkus, in einer dritten ein mittelalterliches Turmzimmer. Gleichzeitig wurde vor diesen verschiedenen Dekorationen gespielt, und an andern Orten hämmerten und zimmerten die Bauarbeiter. Die ungeheuren Bogenlampen zischten und surrten, und den ganzen Höllenlärm überschrien die Regisseure. Mit alledem ist es vorbei. Kein noch so leises Geräusch, das nicht zu der gespielten Szene gehört, darf ertönen. Dazu kommt, daß zum Beispiel die menschliche Stimme ganz anders klingt, wenn etwa ein Prediger in einem großen Kirchenschiff spricht oder ein Freund dem andern in einem kleinen gemütlichen Wohnzimmer etwas erzählt. Es ist also nicht mehr möglich, in einer großen Werkstatt irgend eine Ecke ohne Decke und ohne Seitenwände aufzubauen und in ihr eine Zimmerszene aufzunehmen. Vielmehr muß ein geschlossener kleiner Raum hergestellt werden, damit auch die Stimmen dem Bild angepaßt sind. Ferner gilt es auch, alle Geräusche von draußen fernzuhalten. Man verlegt die Aufnahmeräume immer weiter von den lärmenden Städten weg, stellt sie aus doppelten und dreifachen Wänden mit Zwischenlagen her und verkleidet jede Türritze mit Schallschutz. Im weiten Umkreis um die Werkstätten sind Postenketten aufgestellt, die das Herannahen von Automobilen und dergleichen abhalten, Fesselballone mit roten Warnungsflaggen läßt man aufsteigen, damit auch die Flieger in weitem Bogen um das Gelände herumfahren.

Neue Berufe sind im Tonfilm aufgetaucht. Da ist zum Beispiel der „Mixer" oder Tonmeister, der hinter dicken Glasscheiben das Spiel beobachtet und gleichzeitig mit Kopfhörern die Klangwirkung prüft, an den Verstärkern herummanipuliert und durch Lichtzeichen und Telephonanruf den Spielleiter verständigt, wenn ihm irgend eine Klangwirkung mißfällt. Auf Abbildung 7, welche die Aufnahme einer Sprechszene im Atelier zeigt, sehen wir ihn rechts vorne, in Abbildung 8, einer Tieraufnahme im Freien, steht er mit erhobenem Arm im Hintergrund, den Kopfhörer am Ohr. Genau so, wie man in den Besprechungsräumen des Rundfunks erst viele Erfahrungen sammeln mußte, um den Hörern wirklich künstlerische Darbietungen senden zu können, so ist dies auch hier der Fall. Ganz abgesehen davon ist im Tonfilm eine neue Kunstform entstanden, deren Gesetze man erst tastend zu ergründen versucht. Die stumme menschliche Gebärde spricht zu allen Völkern der Welt. Wenn Chaplin irgend eine seiner komischen Bewegungen macht, dann lachen die Kinobesucher auf den Philippinen oder in Japan genau so wie die in Stuttgart

oder Moskau. Das gesprochene Wort hingegen ist stets an einen kleineren Bereich gebunden, wobei allerdings das anglo-amerikanische Sprachgebiet einen großen Teil der bewohnten Erde umfaßt. Aber wie es bei der Aufführung von Opern häufig vorkommt, daß ein Sänger Italienisch singt, während die andern zum Beispiel Deutsch oder Englisch singen, ohne daß dies dem Verständnis der Oper schadet, so bleibt auch der Tonfilm in einem gewissen Sinne international. Ob man nun zum Beispiel in dem Tonfilm „Der singende Narr" jedes einzelne Wort des Liedes versteht, das der Vater seinem geliebten Kind vorsingt, ist ziemlich belanzlos, wenn Tonfall und Ausdruck einmal den Vaterstolz und die Freude und ein anderes Mal — am Sterbebett des Kindes — den ungeheuersten Schmerz schildern.

Trotz allen gegenteiligen Voraussagen derjenigen Menschengruppen, die immer und überall das Neue befehden, weil es eben neu ist, beginnt der Tonfilm auf der ganzen Linie zu siegen. Amerika erzeugt fast gar keine stummen Filme mehr, und auch in England sind kaum noch stumme Filme zu sehen. In Deutschland ist es vorläufig wegen verschiedener Patentprozesse zwar noch nicht so weit, aber in absehbarer Zeit wird sich auch hier der Tonfilm durchgesetzt haben. Noch hat er zahlreiche Mängel und Kinderkrankheiten, die aber durch immerwährende Verbesserungen bald zum Verschwinden gebracht sein werden. Wir wollen diesem jüngsten Kinde der modernen Technik lieber nicht seine Mängel vorwerfen und aufzählen, sondern das Neue und Wertvolle an ihm anerkennen. Der Tonfilm ist kein Wunder, wenn man unter Wunder das Unbegreifliche versteht. Wunderbar an ihm ist nur die Vereinigung verschiedener Leistungen des schaffenden Erfindergeistes und zäher Forschung, die uns eines der merkwürdigsten Erlebnisse der Gegenwart zuteil werden läßt: die tönende Wand.

Eine Spukgeschichte / Von Fritz Volker

Du wunderst Dich, daß ich Dir schreibe? Du wirst Dich über Grund und Inhalt dieses Briefes noch mehr wundern, denn vernimm, um was es sich handelt!

Mein Vater hat vor einem Jahrzehnt dieses einsame Haus geerbt, aus dem ich jetzt schreibe. Da laut Testament die Wirtschafterin unseres verstorbenen weitläufigen Verwandten bis zu ihrem Lebensende das ausschließliche Nutzrecht hatte, kümmerten wir uns kaum um den Besitz, bis vor kurzem die Frau starb. Ich erbat mir vom Vater die Erlaubnis, statt seiner herzufahren, weil die Osterferien in Sicht waren, und so kam ich mit Vollmacht und Schlüsseln, um nach dem Rechten zu sehen. Viel Rechtes fand ich aber nicht, sondern mehr Linkes und einiges, das ich einstweilen gar nicht einordnen kann.

Das Haus ist ein altertümlicher Kasten mit kleinen Fenstern, meterdicken Mauern, abgefallenem Verputz und machte einen unwohnlichen Eindruck mit den verschlossenen Türen und Läden. Es dauerte lange, bis der dicke Schlüsselbund mir und dem Sonnenlicht den Weg frei gab, den ich mir dann noch durch viel Staub, Spinnweben und allen möglichen Hausrat bahnen mußte. Nett war nur das Dachzimmer, das ich mir wohnlich herrichtete, indem ich das Bettzeug hinauswarf und einige Bund Stroh vom Boden in das Gestell tat. Ich schlief die erste Nacht ganz gut, obwohl es öfter knackste und krachte, weil das Haus nach der langen Ruhe durch mein Räumen und Gehen in Unruhe gekommen war. Wir müssen uns erst aneinander gewöhnen, das alte Haus und ich, dachte ich, denn für uns beide beginnen neue Erlebnisse mit der Besitzergreifung. Diese habe ich damit eingeleitet, daß ich mich einem alten Ölbild ohne Rahmen, das den letzten Besitzer darstellen dürfte, als Sohn des neuen Herrn regelrecht vorgestellt habe.

Als ich am andern Morgen einsehen mußte, daß ich mit dem Ordnungmachen allein nicht fertig würde, ging ich zu dem etwa eine Viertelstunde entfernten Bauerngehöft und erhielt die erbetene Hilfe, nämlich zwei Knechte und drei alte Frauen, die mit verschiedenen Hilfsmitteln der Ordnung und Reinlichkeit dienstbar sein wollten. Sie sagten mir aber rund heraus, daß sie nur am Tage und nur zusammen arbeiten würden, denn im Hause sei es nicht geheuer.

Während die Leute arbeiteten, versuchte ich einen Plan des Hauses zu entwerfen, aber es ist ein merkwürdiges Winkelwerk. Auch fehlen mir ein größerer Papierbogen und ein Maßstab, so daß es hinten und vorn nicht stimmen will, wozu auch die Wände mit ihrer Dicke als unbekannte Größe mit beitragen mögen. Natürlich wollte ich über die Vorgeschichte des Hauses und seiner letzten Bewohner sowie über die Art des Spukes Näheres erfahren, und so machte ich mich an eines der alten Weiber heran, die mir das Mittagessen für die Leute kochte, wobei sie nicht allein sein wollte. Sie erzählte mir denn auch, was sie wußte und nicht wußte, sondern nur glaubte und ahnte. Der Erblasser, wie ich richtig vermutet hatte, der Ölbildmann, war ein Sonderling gewesen in den Augen der Bauern, die nur zu ihm kamen, wenn ihre Uhren, Schlösser und andere Dinge in Unordnung gekommen waren. Als Liebhaberei betrieb er die Vogelzucht, aber nur für sich allein, denn die taube Wirtschafterin konnte von dem Gesang keinen Ton hören. Dafür wußte sie alle möglichen Mittel für kranke Menschen und Tiere, doch kam man zu ihr nur in Zeiten der Not und wich ihr sonst lieber aus; wegen ihrer Taubheit war die Unterhaltung mit ihr mühsam, und schreiben konnte sie überhaupt nicht. Nur ab und zu brachte ihr die Botenfrau einige Lebensbedürfnisse, und diese war es auch, die den Beweis für das Spuken in dem unheimlichen Hause erlebte. Und das soll folgendermaßen zugegangen sein.

Zirkuspferd / Nach einem Bronzebildwerk von Erich Schmidt-Kestner.
Aus der Galerie Ed. Schulte, Berlin.

Die Vogelzucht des Alten war längst zugrunde gegangen, und die vielen Käfige fand ich tatsächlich auf dem Boden in traurigstem Zustande. Als sich nun das merkwürdige Ereignis abspielte, war bestimmt kein lebendes Wesen im Hause außer der Wirtschafterin und der Botenfrau. Auf einmal begann ein Kanarienvogel zu trillern, als ob es aus weiter Ferne käme, dann schlug eine Wachtel, rief ein Kuckuck und flötete eine Nachtigall. Das alles hätte die Botenfrau noch ausgehalten, aber auf einmal schrie und orgelte es im ganzen Hause, als ob alle bösen Geister losgelassen wären. Natürlich entwich die Geängstigte, so schnell sie konnte, und erzählte ihr schreckliches Erlebnis, noch am ganzen Leibe zitternd, in dem Bauernhof, aus dem ich meine Hilfskräfte geholt hatte. Seit dem Ereignis ist erst ein Jahr vergangen. Es muß also etwas an der Geschichte sein, und ich bemühe mich vergebens, den Grund zu finden. Ich dachte an Spieldosen, die die Wirtschafterin vielleicht ab und zu laufen ließ, aber dagegen sprechen ihre Taubheit und der Umstand, daß sich nach ihrem bald erfolgten Tode nichts dergleichen im Hause vorfand und auch ich nichts Auffälliges entdecken konnte. Allerdings ist auch nichts von den Werkzeugen vorhanden, die der Alte zur Ausbesserung der Uhren und dergleichen notwendig gebraucht haben muß, aber solche Dinge verschwinden gar zu leicht, wenn der Besitzer nicht mehr lebt.

Du kannst Dir denken, daß mich die sonderbare Geschichte nicht ruhen läßt, daß sie mich auch in die Träume der zweiten Nacht verfolgte, die ich trotz dem Abraten der Frauen in meiner Dachkammer verbrachte. Aber das Singen und Klingen, das ich einige Male zu hören vermeinte, erstarb sofort, wenn ich wirklich wach wurde; es war nur die Nachwirkung der Erzählung in meiner etwas in Unordnung geratenen Phantasie. Als Waffe dagegen bewährt sich am besten die Taschenlampe. Trotzdem wäre es mir sehr lieb, wenn Du hierherkämst, denn Du bist schon auf der Hochschule und kannst dem Spuk mit Mathematik und Physik, mit Maßstab und Grundriß besser auf den Leib rücken als ich, der Sekundaner. Außerdem bist Du nur zwei Schnellzugstunden von hier entfernt, hast Ferien, und eine Spukgeschichte aufzuklären, ist kein alltägliches Ereignis. Wie Du am besten herkommen kannst, ist aus der beigelegten Skizze leicht zu ersehen. Bring aber Papier und Meßband mit zur Einkreisung der guten oder bösen Geister! Auch etwas zum Futtern wäre nicht schlecht, denn außer Milch und Brot ist im Bauerngehöft nichts zu kriegen, und in den alten Töpfen zu kochen, behagt mir nicht besonders. Heute dachte ich schon, der Geisterspuk beginne, und derweilen knurrte mir nur der Magen.

Also auf Wiedersehen und Erfolg!

Dein Kurt.

Am zweiten Tag war Hans gegen Mittag eingetroffen, und da Kurt außer über die vollzogene Reinigung nichts Wesentliches zu berichten hatte, machten sich beide alsbald an die Ausarbeitung des Hausplanes.

„Hier hat wirklich jeder Besitzer etwas zugebaut oder Veränderungen im Hausinnern vorgenommen, so daß der ursprüngliche Kern nur mit einiger Mühe zu erkennen ist. Ganz toll ist die verschiedene Dicke der Wände, die uns einige Nüsse zum Knacken geben wird, aber bis zum Abend werden wir es doch schaffen."

Hans hatte zu viel versprochen, denn als die Dämmerung in den kleinfenstrigen Räumen die weiteren Aufnahmen verhinderte, zeigte es sich, daß trotz allen Messungen der Plan wieder nicht stimmte.

„Ein Meter Unterschied zwischen Innen und Außen ließe ich mir noch gefallen", sagte Hans, „aber es stimmt um mindestens zwei Meter nicht. Das liegt daran, daß sogar die Stärke derselben Wand wechselt, oder es kommt einem eine unberechenbare Nische oder ein eigensinniger Mauerbauch in die Quere, daß man den Verstand verlieren könnte. Daß Hexerei nicht im Spiel ist, ist klar. Vielleicht ist irgend ein Raum abgemauert, wodurch sich das ganze Geheimnis lösen würde, wenn überhaupt eines zu lösen ist."

Die beiden verzehrten dann ihr Abendessen in der Dachkammer beim Schein einer Kerze, und da es zum Schlafengehen noch zu früh war, nahm Hans die mitgebrachte Laute, das beste Geisterbannmittel, wie er meinte, zur Hand und begann zu singen. Da mischte sich plötzlich der Triller eines Kanarienvogels, wie aus weiter Ferne kommend, ein. Mit einem Schlag verstummten die Sänger und lauschten, mehr als betroffen, auf den unerwarteten Sangesbruder. Atemlose Stille herrschte, in der beide ihr Herz bis in den Hals klopfen fühlten. Jetzt schlug ganz deutlich die von der Botenfrau gehörte Wachtel, und nun krähte von irgendwoher ein Hahn.

„Der Hahnenschrei vertreibt jeden Spuk", sagte Hans, der als erster seinen Gleichmut wiederfand, aber er wäre ihm fast wieder entflohen, denn jetzt miaute eine Katze im Ofen, in irgend einem Stall meckerte eine Ziege, und vom Hof schien das Brummen eines Stieres oder gar eines Bären zu kommen, als wäre das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten Wahrheit geworden.

„Fehlt nur noch der Esel", sagte Kurt in Ergänzung seines Gedankenganges. „Wenn du es nicht bist, dann sitzt er nicht weit von dir", konnte Hans, nun schon wieder lachend, sagen. „Daß es sich um ein verborgenes Musikwerk handelt, ist mir jetzt ganz klar. Aber zum Kuckuck noch einmal, wer in aller Welt zieht es auf und wer läßt es laufen? Sieh mal, wie dein Onkel, der Bauernuhrmacher, da oben sarkastisch lächelt, weil uns beinahe Hasenläufe und Eselsohren gewachsen wären! Morgen, lieber Herr Mechanikus, werden wir Ihre Kunst finden und uns für die eigenartige Überraschung erst richtig bedanken können."

Diesmal hatte Hans mit seiner Vermutung recht, wenn es auch immer noch Schwierigkeiten bereitete, hinter das Geheimnis zu kommen, das natürlich dort steckte, wo der Hausplan um die bewußten zwei Meter nicht stimmen wollte. Hier fehlte an einer Wandstelle,

wo die Bretter des Fußbodens anschlossen, die Sesselleiste im Ausmaß von etwa ein Meter, und Hans schloß ganz richtig, daß hier der Eingang zu einem Raume nachträglich vermauert worden sei. Der Wandverputz wurde von den beiden erst probeweise, dann etwas vandalisch abgeschlagen, wobei sich Kurt auf seine väterliche Vollmacht berief, und es dauerte dann nicht lange, bis auch die Ziegel daran glauben mußten. Sie hatten einen kaum mannshohen Eingang zu einem fensterlosen Kämmerchen erschlossen, das ursprünglich ein Vorratsraum gewesen sein mochte, vom letzten Besitzer aber in eine Art Werkstätte verwandelt worden war; wenigstens zeigte das Licht der Taschenlampe einige Uhren, Gewehre und einen Tisch, auf dem noch das Werkzeug des Alten lag und die Schusterkugel stand, die das Licht der Lampe dahinter auf den Arbeitsgegenstand konzentriert hatte.

Aber wo waren die „Bremer Stadtmusikanten"?

Auch sie wurden entdeckt und machten dem Bauernuhrmacher alle Ehre. An der Wand hing ein Kupferkessel, ganz mit Patina überzogen, und von ihm ging eine verzweigte Bleiröhre aus, an deren Enden die „Tierstimmen" befestigt waren. Kurt erkannte sie gleich, weil er etwas Ähnliches schon einmal bei einem Vogelzüchter gesehen und gehört hatte.

„Das ist ganz schön und gut", sagte Hans, „aber wer füllt den Kessel für diese Wasserorgel? So ein Ding habe ich schon einmal in Schloß Hellbrunn bei Salzburg gehört. Schütten wir mal oben Wasser hinein und sehen wir, ob der Zauber auch uns gelingt!"

Es gelang wirklich, vom Kanarientriller angefangen bis zum Stiergebrumm. Die nähere Untersuchung des Kessels ergab als besonderen Kunstgriff des alten Bastlers, daß die Wasserfüllung durch eine kleine Pumpe erfolgte, die wiederum von einem Gestänge und Zahnrädern in Bewegung gesetzt wurde. Der Motor selbst aber war die große Wetterfahne des Daches, die mit ihrem ewigen Hin und Her das zum Betrieb nötige Wasser hob. War der Kessel voll, dann sorgte eine Hebervorrichtung für den Ablauf des Wassers, und die Pfeifen für die Tierstimmen konnten ertönen. Es zeigte sich, daß nur die Dichtung der Pumpe im Laufe der Jahre etwas undicht geworden war, weshalb die Füllung des Kessels recht langsam und unregelmäßig, schließlich aber doch immer wieder erfolgte.

Die Abmauerung des kleinen Zuganges zu dem Gelaß dürfte die Wirtschafterin im Andenken an den Alten veranlaßt haben; wegen ihrer Taubheit wird sie vielleicht gar nicht gewußt haben, daß die sonderbare Hausmusik während der ganzen Zeit, wenn auch in immer größeren Pausen, zu hören war und zu einem „Spuk" wurde.

Auf dem Heimwege vom Holzlesen / Phot. Sächsische Landesbildstelle, Dresden.

Kürschners Handlexikon

Mit Illustrationsproben aus dem Werk / (Schluß)

In Geschichte und Erdkunde dürfen wir natürlich keine zusammenhängende fortlaufende Darstellung nach Art der Lehrbücher erwarten, aber bei jedem Lande ist der geographisch-politischen Beschreibung ein kurzer Geschichtsabriß angefügt, daneben sind einzelne Epochen wie Perser-, Punische Kriege, 30jähr., 7jähr., Russisch-Japanischer Krieg, Weltkrieg besonders dargestellt. Bedeutende Fürsten sind unter dem Vornamen, unter dem sie in der Geschichte laufen, übersichtlich nach Ländern geordnet. So zählt z. B. das Wort Karl 39 Nummern; über Kaiser Friedrich Barbarossa steht bei Friedrich: „1) F. I., Rotbart (Barbarossa), * 1121, Sohn Herzog F. von Schwaben, 47 Herzog, 52 Kfr, bekämpfte 54/74 Lombarden, zerstörte 62 Mailand, 76 bei Legnano geschlagen, 77 von Papst Alex. III. gedemütigt, machte 83 Friede mit der Lombardei, trat 89 seinen Kreuzzug an u. † 10/6 90 im Flusse Salef, Kleinasien. Die noch übrigen Kreuzfahr. leit. sein Sohn F. von Schwab. nach Palästina, * 1166, † 91 in Akkon." Bei demselben Stichwort steht Friedrich der Große unter 24). Auf die Auswirkungen des Versailler Vertrags stoßen wir auf Schritt und Tritt. Eine Tabelle bei Deutschland mit Flächeninhalt, Einwohnerzahlen der Länder von 1910 und 1925, deren Verteilung nach Konfessionen ist eine Tabelle der Abgetretenen Gebiete angefügt, aus der auch die Verteilung der in die fremden Staatsverbände übergegangenen Personen nach ihrer Muttersprache zu ersehen und die überdies durch eine doppelseitige Übersichtskarte ergänzt ist. Bei Oberschlesien lesen wir: „pr. Prov., RB Oppeln, 9702 qkm, 1379' E, nachdem trotz d. f. Dtschld günstig. Abstimmung (60 v. H.) 20/3 21 v. VBd 3215 qkm mt 980' E (worunter 264' rein Dtsche) Polen zugesprochen wurden mt folgendem Endergebnis: Dtschld gingen verloren fast alle Eisen-, Zink- u. Bleierzgruben u. -hütten (Prod. vor d. Kriege Roheisen 1 Mill. t, Zink 170' t, 17 v. H. d. Weltprod., Blei 45' t), 93 v. H. d. Kohlengebiets (jährl. Prod. vor dem Kriege 44 Mill. t)." Unter Eisen lesen wir, daß Deutschlands Produktion an Roheisen,

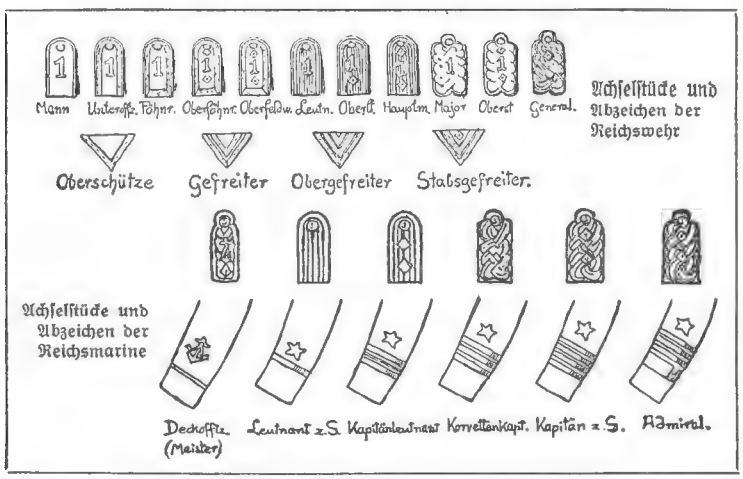
Zum Stichwort Stenographie.

die 1870 1,4 Mill. t, 1913 16,8 Mill. t betrug, 1925 auf 10,2 Mill. gesunken, die Frankreichs dagegen von 5,2 Mill. im Jahre 1913 auf 8,5 Mill. t im Jahre 1925 gestiegen ist.

Dem Statistischen ist überall große Sorgfalt gewidmet. Man vergleiche hierüber z. B. Auslanddeutsche, Grenzdeutsche, Erde, Meer, Handelsflotte; bei Welthandel die Angabe, daß der Anteil Europas von 1875 bis 1925 von 69 auf 50% zurückgegangen, der Außenhandel (Einfuhr + Ausfuhr) Amerikas dagegen von 17 auf 27, der Asiens von 8 auf 16% gestiegen ist und z. B. für die Vereinigten Staaten 1913 4,3, 1926 aber 9,2 Mill. Dollar betrug. Volkswirtschaftlich ebenso bemerkenswerte Zahlen fanden sich bei Getreide, Roggen, Weizen, bei Flachs, Hanf, Jute, Baumwolle, Seide. Unter dieser ist der jährliche Rohseideverbrauch 1913 mit 27 Mill. kg, 1927 mit 46 Mill. kg angegeben, hiervon liefert Japan 32 Mill., Italien 4,4 Mill. kg. Die Weltproduktion an Kunstseide ist von 11 Mill. kg im Jahre 1911 auf 133 Mill. heute gestiegen, obenan stehen die VSt mit 34, dann Italien 23, England 17,6 u. endlich Dtschld mit 16 Mill. Bei Gold sind die Hauptproduktionsländer mit dem Jahre ihrer Entdeckung verzeichnet; dabei die Angabe, daß das gesamte in dem Zeitraum von 1493 bis 1926 geförderte Gold einen massiven Würfel von 11,65 m Kantenlänge, die Jahresproduktion (26) einen solchen von 3,14 m ergäbe. Bei Silber steht die Bemerkung, das Wertverhältnis von Silber zu Gold sei 200 Jahre lang bis 1870 1: 15,55 gewesen, 1890 1 : 21, 1914 1 : 37, 1920 1 : 15, 1926 1 : 32,86.

Unter Alkoholische Getränke, Tee, Kaffee, Tabak findet man die Antwort auf eine ganze Reihe anziehender Fragen. (Nebenbei: Warum nicht das so bequeme Fremdwort interessant? Bei diesem stehen als deutsche Ausdrücke: Teilnahme erweckend, anziehend, fesselnd, spannend, reizvoll; wichtig, bedeutungsvoll; bei Interesse: Teilnahme, Sinn für etwas; Reiz; J'n: Zinsen, Belange.) Dtschland verbrauchte (26) auf d. Kopf der Bevölkerung 1,1 l Branntwein, 76,3 l Bier, 4,9 l Wein, von Tee: (1845) 4, (55) 20, (1900) 50, (1920) 30, (1927) 80 g, dagegen England (27) 4600, VSt 400 g. Kaffee wird am meisten getrunken in Dänemark u. Schweden, nämlich 7 kg, während in Dtschld nur 1,6 kg auf den Kopf kommen. Die Tabaksteuer erbrachte (26) in Dtschld 12,28 M. auf den Kopf. — Unter Planeten und Fixsterne mit zugehöriger Tafelabbildung wird versucht, die wahren Größen und Entfernungen in unserem Sonnensystem zu veranschaulichen: Stellt man die Sonne als einen Kreis von 1 cm Durchmesser an den Anfang eines Papierstreifens, so kommt die Erde mit 0,1 mm Dchm. 106 cm, der Jupiter mit 1 mm Dchm. 550 cm, der äußerste Planet Neptun mit 0,5 mm Dchm. 32 m von der Sonne entfernt zu stehen; um zu dem der Sonne am nächsten stehenden Fixstern im Weltraum zu gelangen, müßte man den Streifen auf 300 Kilometer verlängern, also etwa von Berlin bis Breslau oder Braunschweig oder Stralsund.

Unter Maß und Gewicht findet man außer den metrischen auch die absoluten Maße Dyn, Erg, Joule, Watt. Aber auch von älteren Maßen und Münzen dürfte kaum eines fehlen: Acker, Acre, Juchart, Morgen, Tagwerk, Faden, Fuß, Klafter, Knoten, Rute, Werst, Eimer, Scheffel, Lot, Grän, Karat, Unze, Registertonne, Dukaten, Guinee, Krone, Schilling, Milreis, Peseta und viele viele andere. Hand aufs Herz! Welcher von unsern Lesern will sich rühmen, mit diesen Namen stets den richtigen Begriff bereit zu haben? Das Handlexikon liefert ihn mit einem einzigen Griff. Wie wäre es daher, wenn unsere Leser, insonderheit die fleißigen Benützer unseres Briefkastens, Kürschners Handlexikon sich zulegen würden? Sie könnten sich daraus



Zum Stichwort Reichswehr und Reichsmarine.

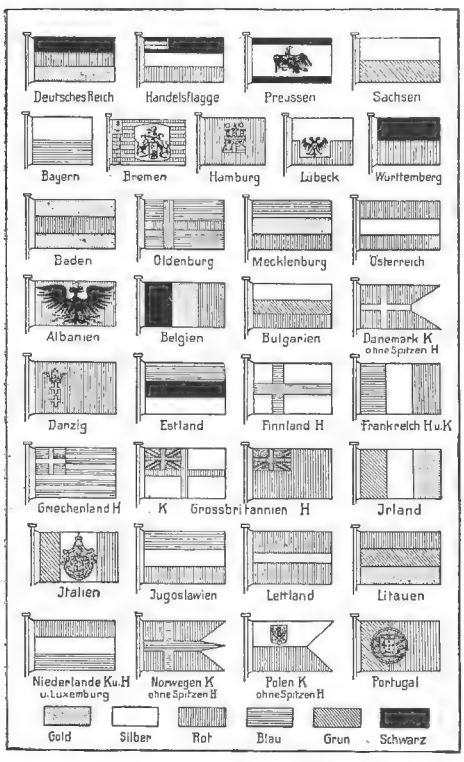
auf die denkbar einfachste Art gewiß so manche Auskunft holen, an der ihnen oft so viel liegt.

Die seltenste Marke Europas

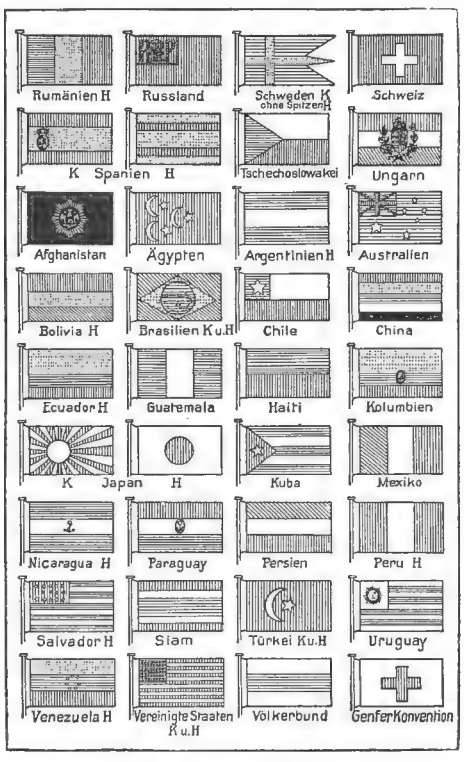
Europa besitzt eine Anzahl Marken, die nur in einem oder wenigen Stücken vorhanden sind. Es handelt sich dabei nicht um reguläre Marken, von deren Gesamtauflage nur ein Stück erhalten blieb, wie das zum Beispiel bei der 2-Cents-Postmeistermarke rosa von Britisch-Guiana der Fall ist. Die Auflagen der europäischen Marken waren schon von Anfang an so groß, daß sich davon auch unter den ungünstigsten Umständen eine weit größere Anzahl erhalten mußte, als dies bei manchen exotischen Marken möglich war. Darum sind die seltensten Marken Europas auch durchaus keine regulären Marken, sondern Abarten, und zwar durchgängig Fehlfarben. Durch irgend ein Versehen ist in den Druckstock dann und wann das Klischee eines andern Wertes eingesetzt worden, und auf diese Weise sind die großen europäischen Fehlfarben, diese Unika eines technischen Mißgriffes, entstanden. So ist es bei der Fehlfarbe 2 Reales 1851 von Spanien geschehen, die eigentlich ziegelrot sein müßte, statt dessen aber die Farbe der 6 Reales, Blau, angenommen hat; so auch bei der Fehlfarbe 9 Kreuzer grün von Baden (1851), die statt der richtigen Farbe Rosa die der 6-Kreuzer-Marke erhielt; so ist es endlich auch bei der Fehlfarbe 3 Skillings (1855) von Schweden, von der ein Klischee sich in den Druckstock der orangefarbenen 8-Skillings-Marke verirrte und so orange wurde.

Zum Stichwort Wappen. (Farbenerklärung siehe Flaggentafel I.)

Die seltenste unter diesen Fehlfarben ist die letztgenannte, die Skillingsmarke orange von Schweden. Sie ist nur in einem Stück auf uns gekommen und tadellos erhalten, dank der Sorgfalt, mit der sie die verschiedenen Besitzer, durch deren Hände sie bis heute gegangen ist, behandelt haben. Sie trägt den Stempel: „Kopp 18—13 7", was soviel heißt wie: Kopparberg, 13. Juli 1857. Ortsname und Jahresziffer sind also nicht vollständig auf der Marke zum Abdruck gekommen. Diese Marke fand der Gymnasiast Backmann 1886 mit vielen andern altschwedischen Marken unter den Papieren seines Großvaters und trug sie zu einem Stockholmer Markenhändler, der sie ihm wie alle übrigen regulären Marken zum Stückpreis von sieben Kronen abkaufte. Der Händler erkannte natürlich sofort, daß es sich da um eine Seltenheit ersten Ranges handelte, und zeigte sie stolz auf verschiedenen Briefmarkenausstellungen. Man bot ihm 300, ja 500 Kronen — er lehnte ab. Die Marke sollte ihm ein kleines Vermögen eintragen. Auch der Wiener Händler Friedl hörte von dieser Seltenheit und machte den Herzog Ferrari darauf auf-



Flaggentafel I aus „Kürschners Handlexikon".



Flaggentafel II.

merksam. Der Herzog, der sich keine Seltenheit entgehen ließ, kaufte 1894 die Marke und zahlte dafür den damals sehr bedeutenden Preis von 4000 österreichischen Gulden. Die Marke verschwand in der Riesensammlung des Herzogs, der seine Schätze mit Argusaugen hütete. Niemand sah mehr die orangene 3-Skillings-Marke, niemand hörte mehr davon. Man vergaß allmählich, daß eine solche Seltenheit überhaupt vorhanden war. Erst die Versteigerung der Ferrarischen Sammlung im Jahre 1922 brachte sie nach fast dreißig Jahren wieder ans philatelistische Tageslicht. Der schwedische Baron Leijonhufvud, ein erster Kenner schwedischer Marken, kaufte sie an. Die Nachfrage nach dem seltenen Stück war nicht allzu groß; die wenigsten aus den Reihen der Käufer hatten je von diesem Unikum gehört. Der Zuschlag erfolgte bei 32 000 Franken, was damals einem Werte von etwa 8000 Goldmark entsprach. Zieht man die Verringerung der Kaufkraft des Geldes in Betracht, die seit dem Jahre 1894 eingetreten war, so hatte der schwedische Käufer 1922 bedeutend weniger dafür bezahlt als Ferrari dreißig Jahre früher. Baron Leijonhufvud war nicht, wie Ferrari, ein philatelistischer Monomane, er zeigte seine Marke, schrieb Abhandlungen darüber und sorgte dafür, daß sie den Ruf erhielt, den sie verdiente. Auf einmal hatte Europa eine neue Rarität, von der es sich bisher so wenig hatte träumen lassen wie seinerzeit der Schüler Backmann, der sie ahnungslos für wenige Silberlinge verschleudert hatte. Alle die andern Raritäten, die grüne 9 Kreuzer von Baden, die blaue 2 Reales von Spanien mußten zurücktreten hinter dieser einzigartigen Größe. Die Propaganda, die Baron Leijonhufvud für seine Marke gemacht hatte, lohnte sich. Er bekam Angebote über Angebote. Schließlich verkaufte er seinen Schatz an den Stockholmer Ingenieur Tamm für 20 000 Kronen, also fast dreimal so viel, als er selbst bezahlt hatte. Tamm erwarb die Rarität nicht, um sie zu behalten; er zeigte sie auf vielen Ausstellungen, um die Käufer anzulocken, und schon bald darauf fand er einen ernsten Interessenten in dem Advokaten Ramberg von Gotenburg. Dieser erwarb die Marke um 37 500 Kronen, in deutschem Gelde mehr als 41 000 Mark. Ramberg kann sich rühmen, die seltenste und zugleich teuerste Marke Europas zu besitzen.

Lamamusikanten in der Mongolei

„Musik erfreut des Menschen Herz", das ist eine uralte Wahrheit. Es gibt kein Volk der Erde, und mag es noch so rückständig sein, für das dies nicht Geltung hätte. Ebenso wahr aber ist es, daß Musik auch das Gegenteil von Freude erwecken kann, nämlich Unlust, Unbehagen, ja Abscheu. Ist das nicht ein Widerspruch? Keineswegs, denn im ersteren Falle ist von der Musik ganz allgemein die Rede, im letzteren von besonderer musikalischer Betätigung. An dem wundervollsten Lied, der herrlichsten Sinfonie kann der musikalische Mensch keine Freude haben, wenn sie eine fehlerhafte, stümperhafte Wiedergabe erfahren, ebensowenig an etwas, das Musik sein will, in Wirklichkeit aber nur eine willkürliche Aufeinanderfolge und ein Zusammenklang von Tönen ist, die jeglicher Harmonie, jeglicher musikalischer Gesetzmäßigkeit entbehren. Zudem ist das musikalische Gefühl bei den verschiedenen Menschen und Völkern durchaus nicht gleichgeartet, und was dem einen gefällt, das braucht noch lange nicht dem andern zu gefallen. Musik ist eben auch eine Sache des Geschmacks, und über den läßt sich bekanntlich nicht streiten. So haben beispielsweise weniger zivilisierte Völker, aber auch höherstehende, oft eine Musik, die ihnen ein Wohlgefallen ist, einem einigermaßen musikalischen europäischen Ohr aber abscheulich klingt und bei der man mit Wilhelm Busch ausrufen möchte:

„Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden."

Viel Geräusch, viel Lärm, das ist es ja gerade, was auf jene Musikbarbaren — es gibt übrigens solche auch bei uns — die erwünschte Wirkung ausübt, was sie begeistert, berauscht, bezaubert, in Verzückung versetzt. Deshalb darf solche Radaumusik vor allem nicht bei ihren gottesdienstlichen Handlungen, ihren religiösen Festen fehlen. Sie ist es denn auch, die besonders bei den großen Tempelfeiern der buddhistischen Lamas in Tibet, China und der Mongolei religiöse Begeisterung viel stärker erregt als etwa der gar nicht unmelodische psalmodierende Gesang der Mönche oder die ergreifenden Hymnen, beispielsweise die zum Losarfest, dem Neujahrsfeste, gesungene, die einst auf den berühmten Forschungsreisenden Sven Hedin in dem tibetanischen Kloster Taschi-lungo einen so tiefen Eindruck gemacht hat.

Lamamusikanten aus einem Kloster in der Mongolei sind es, die uns unser Bild in der Ausübung ihrer „herzerschütternden" Tätigkeit vor Augen führt. Daß es keine Laienmusikanten sind, erkennt man nicht nur an ihrer togaartigen Kleidung, an der an einen altrömischen Helm erinnernden, bei allen religiösen Feiern von den Lamas getragenen Kopfbedeckung und an dem geschorenen Haupte, sondern auch an ihren Instrumenten, den beiden klarinettenartigen Flöten mit den großen bronzenen Schalltrichtern und dem Zimbal mit seiner Batterie kleiner Metallbecken. Denn die gewöhnlichen mongolischen Musikanten, die nach Art der mittelalterlichen Troubadours oder Minstrels im Lande umherziehen, haben nur ein cello- oder geigenartiges Saiteninstrument, mit dem sie sich zu ihren Gesängen selbst begleiten. Es gehören zu einem vollständigen Lamaorchester noch vielerlei andere Instrumente, die auf dem Bilde nicht zu sehen sind: seltsam geformte, einen gellenden, Mark und Bein durchdringenden Ton hervorbringende Trompeten, deren Hauptteil eine große Meermuschel bildet, riesige, nicht selten über drei Meter lange Kupferposaunen, die so schwer sind, daß ihr

Schalltrichter von einem jungen Lamanovizen mit der Schulter gestützt werden muß, mächtige Trommeln in der Form wagenradgroßer Schweizerkäse, die auf geschnitzten Stangen senkrecht hoch in die Luft gehoben und mit langen, schwanenhalsähnlichen Trommelschlegeln bearbeitet werden, und was dergleichen Lärminstrumente mehr sind.

Ungemein drastisch schildert Sven Hedin den Höllenlärm, den ein solches Lamaorchester auszuüben imstande ist und den er bei dem obenerwähnten Losarfeste im Tempelhof zu Taschi-lungo über sich ergehen lassen mußte. Hierbei war die „Musik" eigentlich stilvoll, denn sie diente als Begleitung zu wildphantastischen Maskentänzen, die die Bannung höllischer Geister bewirken sollten. „Ununterbrochen lärmt die Musik", so schreibt der schwedische Forscher, „die mit ihrem mißtönenden Spektakel von den steinernen Fassaden des engen Hofes dröhnend widerhallt. Taktfest und langsam schlagen die Trommelschläger ihre Trommeln, begleitet von dem schmetternden Geklapper der Zimbeln, den unheimlichen langgezogenen Posaunenstößen und den einschmeichelnderen Flötentönen. Aber von Zeit zu Zeit wird das Tempo beschleunigt, die Trommelschläge donnern immer dichter hintereinander und das Klappern der aneinandergeschlagenen Becken verschmilzt in ein einziges ununterbrochenes Getöse. Die Musikanten scheinen sich gegenseitig anzustacheln, es geht im Crescendo; man kann bei weniger Lärm taub werden, und es ist daher nicht der Mühe wert, zu versuchen, mit seinem Nachbarn zu reden. Dabei wird auch in schnellerem Takt getanzt. Das Schauspiel macht ohne Zweifel einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden."

Sind es also auch nicht gerade Bachsche oder Händelsche Töne, die einem in der lamaistischen Kirchenmusik entgegenschallen, sondern vielmehr, wenigstens in ihrem orchestralen Teil, ein wildes, naturwüchsiges Quodlibet, gegen das die tollste Jazzmusik ein sanftes Zephirsäuseln ist, so erfüllen doch die Lamaorchester ihren Zweck allenthalben, und zwar in Tibet so gut wie in der Mongolei und in China: sie erheben die Herzen der Gläubigen zu derjenigen Höhe der Begeisterung, die nötig ist, um die immer aufnahmefähigen Hände der Lamageistlichkeit mit Opfergaben reichlich zu füllen.

Wer andern eine Grube . . .

Auf seinem holländischen Winterfeldzug (1794 bis 1795) kam der französische General Pichegru auch nach Maastricht. Kaum waren seine Soldaten bei den Bürgern untergebracht, da meldete sich bei ihm ein reicher

Lamamusikanten in der Mongolei / Phot. Prometheusfilm, Berlin.

Maastrichter Kaufmann, um ihm eine vollständige Liste der in der Stadt lebenden Orangisten (Aristokraten) zu überreichen.

„Was soll ich damit?" fragte Pichegru.

„Oh, Herr General, damit habt Ihr das Mittel in der Hand, diesen Orangisten recht viel Einquartierung zu schicken!"

„Ich danke Euch für diese wohlwollende Meldung, Bürger."

„Ich habe nur meine Pflicht als Patriot erfüllt."

„Habt Ihr auch Einquartierung?"

„Ja, Herr General."

„Wieviel Soldaten, Bürger?"

„Vier, Herr General."

„Es ist gut, Bürger, Ihr könnt gehen."

Zufrieden mit dem Erfolg seiner verräterischen Angaben, ging der Kaufmann nach Hause. Nicht lange darauf trafen vierzig französische Soldaten bei ihm ein.

„Was wollt ihr, Soldaten?"

„Wir sind als Einquartierung zu Euch gewiesen, Bürger."

„Oho, ich habe ja schon vier Mann! Zeigt mir euere Quartierbillette!"

„Hier, Bürger, es ist alles in Ordnung. Seht Ihr die Unterschrift Pichegrus?"

„Unmöglich!"

Und der verblüffte Kaufmann griff wieder zu Hut und Stock und rannte zu dem französischen General.

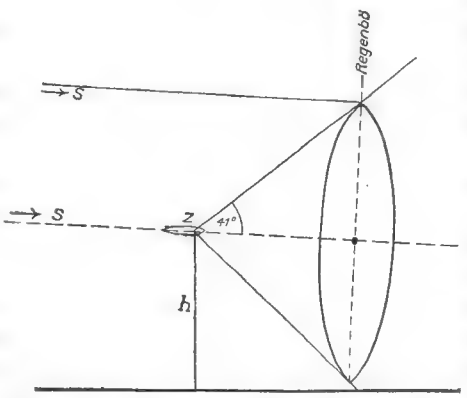
„Herr General", begann er atemlos, „es muß ein Mißverständnis vorliegen; ich kann es mir jedenfalls beim besten Willen nicht erklären, wieso man mir vierzig Soldaten Einquartierung ins Haus schickt."

„Ein Mißverständnis war das nicht", meinte Pichegru mit arglistigem Lächeln, „aber Ihr habt Euch mir als einen so guten Patrioten vorgestellt; da werden die Soldaten bei Euch wohl besser aufgehoben sein als bei diesen bösen Orangisten, denen ich sie entzogen habe."

Rundum geschlossene Regenbogen

In seinem prächtigen Werke „Mit dem Zeppelin nach Amerika" bringt der Maler Professor Dr. h. c. Dettmann unter vielen stimmungsvollen Darstellungen von Wolken, Himmel und Ozean zwei Bilder, das eine mit einem unten vollständig, das andere mit beinahe geschlossenem Regenbogen. Die Bilder sind auf der Rückfahrt von Amerika gemalt worden. Im Begleittext heißt es dazu: „Bald gleitet unser Schiff durch Regenwolken, bald strahlt die Sonne scharf durch Spalten, bald jagen blauschwarze Fetzen über sie. Immer wieder Regenbogen. Sie bilden alle einen Kreis, unten geschlossen, im Bogen perspektivisch der Schatten des Luftschiffs. Am Spätnachmittag stehen diese Farbentore in Fahrtrichtung vor uns; wir meinen im nächsten Augenblick durch diese Ehrenpforten fahren zu können, aber die herrlichen Wunder fliehen. Ich zähle wohl fünfundzwanzig Regenbogen an diesem Tag, fast immer doppelt, einmal einen dreifachen."

Die glücklichen Zeppelinfahrer haben hier ein Schauspiel genossen, das dem an den Boden oder an Bord eines Dampfschiffs Gebannten versagt bleibt. Für alle diese gilt bekanntlich: Einen Regenbogen erblickt man, wenn man eine Regenwand vor sich, die Sonne hinter sich hat. Der Mittelpunkt des Bogens liegt auf einer Geraden von der Sonne durch das Auge des Beobachters; er liegt also bei Sonnenauf- oder -untergang im Horizont, der Regenbogen erscheint als Halbkreis. Je höher die Sonne steht, desto tiefer liegt der Mittelpunkt unter dem Horizont, desto kleiner wird demnach der Abschnitt des Bogens. Da der mittlere Halbmesser des Bogens vom Beobachter aus gesehen immer 41 Grad beträgt, so kann bei einer Sonnenhöhe von 41 Grad und mehr kein Regenbogen entstehen.



Schematische Darstellung des rundum geschlossenen Regenbogens.

Die nebenstehende Figur, die für eine Sonnenhöhe von etwa 10 Grad gezeichnet ist und in der SZ die Richtung der Sonnenstrahlen, h die Höhe des Luftschiffs über dem Meere angibt, läßt ohne weiteres erkennen, daß bei diesem Sonnenstande vollständig geschlossene Regenbogen sich bilden können, sobald der Abstand der Regenwand vor dem Zeppelin ungefähr gleich oder kleiner ist als die Höhe des Zeppelins über dem Meere, die bei der Rückfahrt 600 bis 800 Meter betragen hat. Dieser Maximalabstand wächst, wenn die Sonne gerade am Horizont steht, er nimmt ab, wenn sie höher steht als in der Figur.

Gleichklangrätsel

Du mußtest einst in Kindheitstagen
Dich auf dem Worte öfters plagen,
Und unter manchem Ach und Weh
Erlerntest du das Abece.
Viel schöner ist es sicherlich,
Wenn man bei frohem Feste dich
Zum Worte ruft, das reich gedeckt
Mit dem, was dir besonders schmeckt.

Auflösung des Uhrenrätsels von Seite 336:

12—1 Ah—le
1—2 Le—o
2—3 O—pal
3—4 Pal—me
4—5 Me—ta
5—6 Ta—ra
6—7 Ra—sen
7—8 Sen—ne
8—9 Ne—wa
9—10 Wa—ben
10—11 Ben—no
11—12 No—ah

„Das war eine Abfahrt! Gelt?"

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

(Fortsetzung)

Von Otfrid von Hanstein

In diesem Augenblick trat Doktor Schlüter ein und sah verwundert auf die beiden.

Cook sagte lächelnd: „Mister Mac Iversen hielt es für nötig, mir für den wohlverdienten Preis noch zu danken. — Leben Sie wohl, Mister Mac Iversen! Es wird mich freuen, Gutes von Ihnen zu hören."

Mac Gonnor vermochte nicht zu antworten, aber Cook konnte es nicht verhindern, daß er seine Hand küßte, ehe er hinausging, den Scheck in der Hand, mit taumelnden Schritten, als habe er jetzt ein wirkliches Wunder erlebt. Er ging durch die Straßen, saß in seinem Zimmer, die ganze Nacht hindurch in tiefe Gedanken versunken, und der Mac Gonnor, der am nächsten Morgen mit hocherhobenem Haupt in die von Menschen gefüllten Straßen hinaustrat, der jetzt erst mit offenen Augen sah und begriff, war ein anderer geworden, ein Mann, dessen ganze Seele von heiligen Gefühlen erfüllt war.

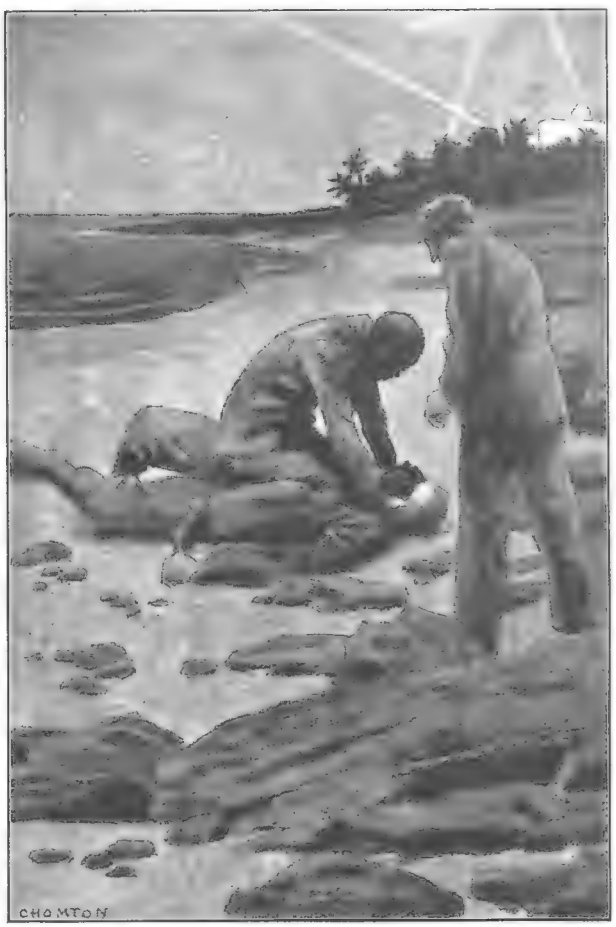
Cook sah Schlüter an. „Sie bringen mir etwas, Herr Doktor?"

Jetzt erst berichtete Schlüter von dem Mordanfall und der Verhaftung des Negers.

Cook nickte. „Das war zu erwarten. Ich glaube jetzt alles zu wissen. Reden wir nicht mehr davon! Dieser Neger ist jedenfalls der Urheber von allem, dieser Neger, der sich gewissermaßen als den Herrn der Insel fühlte und glaubt, auf den Inkaschatz Anspruch zu haben."

„Was soll mit dem Neger geschehen?"

Cook überlegte. „Das weiß ich selbst nicht, und die Frage ist schwer zu beantworten. Noch sind wir eigentlich gar nichts; wir sind kein selbständiger Staat und wissen nicht, wie der Völkerbund entscheiden wird. Vor acht Tagen noch hätte uns niemand hindern können, zu tun, was wir selbst für gut hielten; jetzt haben wir nicht einmal das Recht, zu richten. Lassen Sie uns die schönen Tage nicht durch derartige Dinge trüben!"



Bob lag am Boden. Sam kniete auf ihm, preßte ihm ein Tuch auf das Gesicht, und Bob regte sich nicht mehr.

„Wir können doch nicht ..." Schlüter wollte reden.

„Halten Sie den Mann in Gewahrsam! Geschehen ist nichts, aber wir müssen uns vor Wiederholungen schützen. Wenn die Festtage vorbei sind, werden wir weitersehen. Gibt es sonst noch etwas?"

„Nichts. Alles ist in tadelloser Ordnung verlaufen."

Cook dachte nach. Damals waren es drei Männer gewesen, die mit dem Neger gemeinsame Sache gemacht hatten. Zwei von ihnen waren auch jetzt wieder mit ihm zusammen. Der dritte — war es Don Christobal? Sollte er nach ihm fragen? Dann mußte er auch Mac Gonnor und Don João und die ganze Verschwörung aufdecken. „Ich danke, lieber Herr Doktor. Ich denke, der Neger, den Sie einsperrten, wird uns nicht mehr schaden."

Der Kriminalist verließ Cook. Er mußte sich sagen, daß dieser kaum anders handeln konnte und daß es jedenfalls klug von ihm war, in dieser Stunde die Festfreude nicht durch die Nachricht von einem geplanten Verbrechen zu stören. Sam war in Sicherheit, die Felsenhöhle, vor die man ein gewaltiges eisernes Tor eingebaut hatte, war fest.

Doktor Schlüter ging wieder hinaus, um einen nächtlichen Gang durch die ganze Stadt Isabela zu machen. Für alle Fälle hatte er jetzt eine Chinesenwache in das Zentralgebäude gelegt. Er verstand eigentlich nicht, wie es dem Schotten Mac Iversen möglich gewesen war, zu Cook zu gelangen, ohne von dieser Wache gesehen zu werden. Immerhin war es möglich, daß Cook selbst ihn durch seinen Fahrstuhl hatte abholen lassen, nachdem er um eine Unterredung gebeten. Von dem Zusammenhang, der zwischen Don João, dem Neger Sam und dem Schotten bestand, wußte er ja nichts.

Schlüter hatte kaum das Zentralgebäude verlassen, als er auf Geheimrat Frank stieß.

„Ich suche Sie, Doktor."

„Ist Ihnen etwas Besonderes aufgefallen?"

„Ich muß Sie unbedingt sofort allein sprechen."

Frank zeigte ein ernstes Gesicht. Sie gingen in das Gebäude zurück und fuhren in eines der Beratungszimmer.

„Was ist geschehen?"

„Zum Glück nichts, aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen meine Beobachtungen mitzuteilen, freilich ganz geheim. Sie wissen, ich habe diesen Almeida, der in Wahrheit der Sohn des Präsidenten von Puitu ist, operiert."

„Ich weiß."

„Er hatte zuerst hohe Fieberdelirien und phantasierte. Man kann auf solche Phantasien natürlich wenig geben, und zudem ist es die Pflicht des Arztes, darüber zu schweigen. Trotzdem, in diesen wirren Reden kamen seltsame Dinge vor. Es scheint, daß es sich um eine ganze Verschwörung handelte, in der ein Neger Sam, ein Schotte Mac Gonnor und ein gewisser Don Christobal eine Rolle spielten. Dazu kamen noch einige unverständliche Namen. Ich weiß nichts Bestimmtes. Nachdem Mister Cook mit Rücksicht auf den Präsidenten von Puitu bestimmt hat, daß der verbrecherische Anschlag Don Joãos als Unglücksfall und zufällige Entgleisung der Maschine angesehen wird, können wir auch nichts unternehmen. Ich bitte Sie nur, auf diesen Neger und auf jene beiden Menschen, von denen ich natürlich nicht einmal weiß, ob sie überhaupt in Isabela sind, zu achten, ohne Mister Cook zu beunruhigen."

Schlüter nickte. „Vertrauen gegen Vertrauen. Dieser Neger Sam hat im Augenblick des vermutlichen Zusammenstoßes versucht, Mister Cook zu ermorden. Ich kam zu rechter Zeit, um ihn zu verhaften und unauffällig in Gewahrsam zu nehmen."

„Und jene beiden andern?"

„Ich wußte von ihnen nichts und werde meine Aufmerksamkeit verdoppeln." —

Einen einzigen Mann gab es in diesen Tagen in Santa Scientia, der sich an der allgemeinen Festfreude nicht beteiligte. Dies war der chilenische Farmer Serão Argonza, unter dessen Namen sich in Wahrheit Christobal versteckte. Er hatte während des Autorennens scheinbar ziemlich teilnahmlos in einer Loge gesessen, war dann, als das Rennen der Entscheidung zutrieb, in der allgemeinen Erregung mit aufgesprungen und hatte es so einrichten können, daß er fast unmittelbar neben der Stelle des Zusammenstoßes stand. Als dann aber Bob völlig unverletzt aus dem Unfall hervorging und João schwerverwundet fortgetragen wurde, war auch er wieder untergetaucht und hatte dafür umso schärfer die Loge beobachtet, in der Sam Mister Cook abtun sollte. Auch das mußte mißlungen sein, und Christobals Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, als er dann sah, daß Mister Cook ausgerechnet dem Schotten Mac Gonnor den Preis überreichte.

Christobal streifte umher und kümmerte sich nicht um die Sportveranstaltungen; er suchte Mac Gonnor, aber dieser verließ bis zu jenem Abend, an dem er Cook aufsuchte, sein Zimmer nicht und blieb unsichtbar. Auch Sam war nicht zu erblicken. Hatte er das Attentat versucht? War er gefaßt worden? Christobal wurde unruhig, er fühlte in jedem Augenblick das Schwert über seinem Haupt, sah jeden der chinesischen Polizisten mit lauernder Furcht an und war dabei innerlich voller Haß und Wut. João war wahrscheinlich tot, Mac Gonnor aber besaß hunderttausend Dollar. Warum sollte Christobal eigentlich stehlen? Sam hatte sich vielleicht versteckt, stahl auf eigene Faust, und er, Christobal, war jeden Augenblick in Gefahr, gefaßt zu werden, da er ja nicht wußte, was João gesprochen hatte. Er war ohne Möglichkeit, die Insel zu verlassen, und ohne Geld, dafür aber voll Haß gegen Mac Gonnor, voll Habgier, voll Verzweiflung.

Es war Nacht und dieselbe Stunde, in der die Hunderttausend an den Tafeln zum ersten Male gespeist wurden. Auch Christobal war hungrig, hungriger vielleicht als alle, denn er hatte in der Erregung über das bevorstehende Attentat jede Erfrischung verschmäht. Trotzdem hätte er es nicht fertig gebracht, sich an die Festtafel von Isabela zu setzen. Er ging in die Nacht hinaus, wanderte am Strande entlang, war froh, allein zu sein, und sah immer wieder die Scheinwerfer aufleuchten, die über die ganze Insel und das Meer hinweghuschten. Er setzte sich auf einen Stein und dachte nach. Es mußte etwas geschehen. Er konnte doch nicht vergebens gekommen sein. Aber was? Sollte er Tafelsilber stehlen? Lächerlich! Einen zwecklosen Mord begehen, nur um die innerliche Wut abzulenken?

„Good evening, Sir!"

Christobal zuckte zusammen — dann sah er in das Gesicht Sams.

„Schnell, kommen Sie mit!" Der Neger ergriff seine Hand, stieg mit ihm, während die Scheinwerfer sich entfernten, bis dicht ans Wasser hinunter. „Hier hinein!"

Christobal zwängte sich in einen Felsspalt. Es war völlig dunkel, aber nun leuchtete eine kleine Lampe, die der Neger in der Hand trug, auf, und durch einen schmalen, gewundenen Gang kamen sie in eine Höhle, die mit allem möglichen Diebsgut fast wohnlich ausgestattet war.

Sam grinste. „Dies ist mein Reich. Wenn die Esel von Isabela sich träumen ließen, daß ich so in der Nähe der Stadt hause! Diese Narren! Dieser Doktor, der im letzten Augenblick dazu kam, als ich Cook abtun wollte, und mich einsperrte! Als ob ich nicht alle diese Grotten und Gänge besser kennte als sie! Niemand weiß, daß aus der Höhle, vor die sie ein Geldschrankschloß legten, ein ganz schmaler, sorgfältig versteckter Gang ins Freie führt und daß der Vogel rascher wieder ausgeflogen war, als seine Häscher die Festtafel erreichten."

Jetzt war der Neger wie verwandelt, er brachte allerhand Leckerbissen zum Vorschein und starken Wein und erzählte von dem mißlungenen Anschlag auf Cook.

Christobal nahm eine der dickbauchigen Weinflaschen und goß ihren Inhalt in gieriger Hast hinunter.

„Nicht ſo ſtürmiſch, Maſter! Wir wollen den Kopf klar behalten.“

„Warum jetzt noch?“

„Weil wir in dieſer Nacht das Schatzgewölbe der Inka beſuchen wollen.“

Chriſtobal war wie elektriſiert. „Was iſt mit Mac Gonnor?“

Sam lachte. „Wer hunderttauſend Dollar beſitzt, braucht nicht zu ſtehlen. Laſſen Sie ihn! Schnell, mein Plan! Ich weiß, dieſer Bob White bleibt nicht bei der Tafel, er iſt viel zu erregt. Jeden Abend läuft er noch einige Stunden am Ufer umher. Wir lauern ihm auf.“

„Und wenn er nicht kommt?“

„Dann warten wir bis zur nächſten Nacht. Das ſchadet gar nichts.“

Eine halbe Stunde ſpäter hockten die zwei zwiſchen den Felſen. Chriſtobal mußte den Neger als Führer anerkennen; er lag ſelbſt zwiſchen den Steinen, während Sam lauernd umherſchlich.

Stunden vergingen. Noch immer lag über Iſabela der zauberhafte Lichtſchein, und das Murmeln der Hunderttauſend, die ſich eifrig über die Tagesereigniſſe unterhielten, miſchte ſich mit der Brandung des Meeres. Es waren Stunden, in denen Chriſtobal jeder Nerv vor Erregung zitterte. Auf einmal fuhr er auf. Sam ſtand neben ihm und flüſterte: „Er kommt.“

„Allein?“

„Bob White iſt immer allein. Wir wollen nicht morden; man kann nie wiſſen, wie ſo etwas ausgeht. Sie kennt er nicht. Ich gebe das Zeichen; bis dahin bleiben Sie liegen! Dann ſpringen Sie auf! Sie ziehen die Schuhe aus, rennen lautlos hinter ihm her, reißen ihn rücklings nieder, und ſchon bin ich heran. Ich habe, was wir dann brauchen.“

Sam verſchwand, und bald war es Chriſtobal, als höre er gleichmäßige Schritte.

Der heiſere Schrei eines Leguans ertönte, das verabredete Zeichen.

Chriſtobal ſprang auf. Er ſah einen Mann am Ufer ſtehen und auf das Meer hinausblicken: Bob White.

Einen Augenblick ſpäter erſcholl ein kurzer Schrei. Bob lag am Boden, Sam kniete auf ihm, preßte ihm ein Tuch auf das Geſicht, und Bob regte ſich nicht mehr.

„Das Chloroform wirkt. Jetzt raſch!“

Bob wurde gefeſſelt, und ein Knebel kam in den Mund des Ohnmächtigen. —

Zwei Männer eilten zur Stadt. Jetzt trug Sam den Anzug Bobs und hatte eine blaue Brille auf der Naſe. Er ſchlich um die Häuſer herum. Während Chriſtobal ihm in einiger Entfernung folgte, den Gang eines etwas trunkenen Mannes nachahmte und ſogar an einer Polizeiwache vorbeiging, verſtand es der Neger, ſich in Niſchen zu drücken und nicht geſehen zu werden.

„Hier!“ Sam zeigte auf einen kleinen Hintereingang. Sie ſtanden im Dunkeln, befanden ſich aber immer noch ziemlich hoch, da ſie ja auf der Fußgängerſtraße gekommen waren. Sam mußte genau Beſcheid wiſſen; er öffnete eine Tür und beſtieg einen Fahrſtuhl. Sie glitten lautlos hinab und waren auf der allerunterſten Sohle. Sie lauſchten. Hier war alles ſtill. Vorſichtig und immer an die Wände gepreßt, eilten ſie vorwärts.

„Hier, dieſe Treppe!“

Sie ſtanden in einer kleinen Grotte, vor ihnen war das mächtige eiſerne Tor der Schatzkammer. Sam tat einige Griffe an Hebeln.

„Vorſicht, um Himmels willen! Ich habe nicht umſonſt hier tagelang gelauſcht. Ich ſtelle das elektriſche Alarmwerk ab.“ Sam zog den Schlüſſel heraus, den er Bob fortgenommen hatte. „Ich kenne ſogar das Merkwort.“

Wieder lauſchten ſie kurze Zeit, dann drehte ſich das Schloß und die große Tür ſprang auf.

Sie horchten erneut. Faſt eine Viertelſtunde ſtanden die beiden mit angehaltenem Atem. Es war immerhin denkbar, daß noch andere Signale beſtanden, die Sam überſehen hatte. Doch anſcheinend war dies nicht der Fall. Man dachte offenbar in Santa Scientia nicht an die Möglichkeit, daß Einbrecher kommen könnten.

Sie waren in dem Gewölbe und zogen die Tür heran. Die Taſchenlampe blitzte auf und beleuchtete Schätze, die ſie faſt blendeten. Da ſtanden auf Regalen die herrlichſten Kunſtwerke der Inka. Da lag zu hohen Haufen geſchichtet das in Barren gegoſſene gleißende Gold. Da waren in großen Kiſten die köſtlichen Edelſteine.

Die beiden waren förmlich berauſcht, griffen mit gierigen Händen zu und ſtopften ſich die Taſchen voll. Dann warfen ſie alles wieder fort, um noch Koſtbareres zu wählen. Der große Rucksack, den Sam trug, wurde gefüllt. Goldbarren nahmen ſie nur wenig, ſie waren zu ſchwer, und die Edelſteine hatten einen höheren Wert.

Dann huſchten ſie wieder hinaus, pochenden Herzens. Sie lauſchten, glaubten Schritte zu hören, Stimmen — die Wache!

Mit raſcher Hand ſchaltete Sam die Alarmglocken wieder ein, dann hockten die beiden eng aneinandergepreßt in einer Ecke, nachdem ſie alte Säcke über ſich geworfen hatten.

Menſchen kamen. Die Wache unterſuchte die Schlöſſer und die Klingeln. „Alles in Ordnung.“ Ganz dicht gingen die Chineſen an ihnen vorüber, ſo dicht, daß ſie die Berührung ihrer Füße fühlten. Hierauf wurde es wieder ſtill. Trotzdem blieben ſie noch geraume Zeit liegen. Dann eilten ſie auf demſelben Wege zurück, auf dem ſie gekommen waren.

„Wie kommen wir mit dem gefüllten Sack durch die Stadt?“

Sam wählte einen andern Weg. Sie gelangten in einen der unterirdiſchen Räume, in dem die Triebwagen aufbewahrt wurden, und ſtiegen in einen ſolchen. Lautlos, wie alles in Iſabela, huſchte der Wagen auf dem jetzt einſamen Schnellbahngeleiſe dahin. Hinaus! Bald war man im Freien, weit außerhalb der Stadt. Nur der Um-

stand, daß der Neger seit Monaten alles zu belauschen verstanden hatte, machte die Flucht möglich.

Als der Morgen dämmerte, waren Christobal und Sam wieder in ihrem Versteck und zählten den Raub. Dann aber gossen sie Flasche auf Flasche des schweren Weines hinunter und fielen berauscht in die Decken, mit denen die Diebeshöhle gepolstert war. —

Doktor Schlüter war in dieser Nacht nicht schlafen gegangen. Mit Elsa Dorn, die sich ihm gern zur Verfügung stellte, hatte er nochmals alle Schiffslisten verglichen. Almeida und Mac Iversen waren als Angehörige der kalifornischen Rennklubs ordnungsgemäß gemeldet.

Auf dem Eisgrat / Phot. O. Kühlken.

Von Sam fand sich nichts. Da sagte Elsa Dorn: „Ich weiß nicht, hier ist ein chilenischer Farmer Serão Argonza aufgeführt. Der Name ist mir unbekannt und kommt in den Listen, die ich von Teilnehmern aus Chile aufnahm, nicht vor."

„Vielleicht hat er getauscht."

„Oder dieser Argonza ist Don Christobal."

„Teufel! Mir ist fast, als hätte Geheimrat Frank einen ähnlichen Namen genannt."

„Welches Zimmer?"

„12 753."

„Welche Festtafel?"

„208."

„Welcher Tanzplatz?" Alles wollte Schlüter wissen.

„94." Auch dies vermochte Elsa sofort festzustellen.

„Welche Tribünen?"

„Beim Autorennen 4378, beim Schwimmen 49, bei den Fußballspielen 86 532." Es wurde über alles genaue Kontrolle geführt.

„Danke, Fräulein Dorn!"

Eine Stunde später hatte der Doktor schon seine Auskünfte. Das Zimmer des Chilenen war unbenutzt, weder auf dem Festplatz noch beim Tanz war er gewesen. Beim Mahl war sein Stuhl frei geblieben. Das Autorennen hatte er mitgemacht, alles andere nicht.

Schlüter nickte. „Dieser Mensch ist Don Christobal. Wir müssen ihn haben. Er hält sich auf der Insel versteckt."

Während die Hunderttausend in ihren Zimmern schliefen und von den Wundern, die sie erlebt hatten, träumten, zogen bewaffnete Patrouillen über die ganze Insel. Die Küste wurde doppelt überwacht, aber von den beiden, die in jener nur Sam bekannten Höhle ihren Rausch ausschliefen, ahnte niemand etwas, und der Neger Sam — war ja im Gefängnis. (Fortsetzung folgt)

Alpine Abenteuer im Herzen Europas

Von Walter Flaig

Abenteuer in Europa? Gibt's das noch? Jawohl, und sogar im Herzen Europas, nämlich in den Alpen. Vielleicht würde man diese Steingräte besser das Rückgrat Europas nennen als das Herz. Aber sei dem, wie ihm wolle, dort kann man tatsächlich noch richtige Abenteuer erleben, wie ich gleich zeigen werde. Nur eines gilt es zu beachten: Auch das Abenteuern will gelernt sein. Man stürzt sich nicht mutwillig hinein in ein Abenteuer, sondern sucht es erst auf, nachdem man sich dagegen gewappnet und dafür geschult hat. Dann ist nämlich der Bergsport im Sommer und Winter, um den es sich hier handelt, der schönste, vielseitigste Sport, bei dem man allerlei Abenteuer erleben kann.

Oder war das etwa kein Abenteuer, das ich als Junge erlebte und das ich als Beispiel dafür erzähle, wie man es nicht machen soll?

Ich war das erstemal in den Bergen, auf der wunderschönen Lenzerheide in Graubünden, wo es noch eine Art Urwald gibt. Ich war zehn bis elf Jahre alt und sehr unternehmungslustig. Da sah ich eines Tages in einer Bergschlucht droben einen weißen Fleck: Schnee! Schnee im August! Fabelhaft! Als ich nun gar erfuhr, daß das der Rest einer großen Lawine sei, der Rabiusa-Laue, da war all meine Vernunft dahin, und ich beschloß, diesen Schnee, diese Lawine auf eigene Faust aufzusuchen. Eines Tages kniff ich also heimlich aus und rannte los. Ich nahm den nächsten Weg durch die Bachschlucht der Rabiusa, in der oben der Schnee lag. Der Bach heißt deshalb Rabiusa, weil er so „rabiat", so wild, ist, und sein Bett war auch entsprechend eng und tief, mit großen Blöcken und Trümmern erfüllt und mit Steilstufen, über die ich emporklettern mußte.

Weit über zwei Stunden mußte ich so steigen. Und ich hatte gedacht: in einer halben Stunde bist du am Schnee. Wie aber sah der Schnee erst in der Nähe aus! Schmutzig war er, grau und gelb, uneben überdies und bedeutete eine große Enttäuschung. Er füllte die hier flache Bachschlucht als viele Meter breiter und dicker Keil aus und zog sich in dem Bachtobel weit empor. Die Rabiusa kam aus einem Schneegewölbe hervorgerauscht unter dem Schnee. Das war ein wenig unheimlich. Ach, ich ahnte nicht, daß ich dies Gewölbe noch kennenlernen sollte!

Im stäubenden Schnee / Phot. W. Flaig, Klosters.

Ich wollte natürlich den Schnee näher untersuchen und stieg auf ihm empor. Das ging lange Zeit gut, aber plötzlich — es wurde mir heiß und kalt — gab der Schnee nach. Ich versank, brach durch und stürzte in die vom Bach unter dem Schnee ausgewaschene Höhle hinab, wohl drei bis vier Meter tief. Zum Glück fiel ich auf den unter mir eingebrochenen Schnee, blieb heil, sprang auf und sah das Einbruchloch in unerreichbarer Höhe über mir. Es war, als sei ich in einen Keller hinabgestürzt. Ratlos und zu Tode erschrocken stand ich da. Ich war gefangen. Weit und breit zeigte sich kein Mensch, niemand wußte, wo ich war. Schrecklich!

Als ich mich in meinem Gefängnis umschaute, sah ich, daß ich im Bachbett lag und daß die Rabiusa — hier oben ein kleines Bächlein — durch den herabgestürzten Schnee gestaut wurde vor dem dunklen Tunnel, aus dem sie von oben herabfloß. Ein gleicher Tunnel ging schwarz nach unten weiter: der Abfluß. In meiner Not kroch ich nun unter dem Schneegewölbe der Lawine durch diesen Tunnel hinab, denn ich sagte mir: der kommt dort unten heraus, wo du anfangs hineingestaunt hast. Aber komme auch ich dort durch?

Es wurde finster in dem Schlund, und ich rutschte und plumpste hinab, weiter und weiter. Oft wurde der Gang so niedrig, daß ich kriechen mußte. Plötzlich hörte ich über mir ein grollendes Brausen. Ich erschrak fürchterlich und preßte mich im Dunkeln an die Seite hinter einen Block. Das angestaute Bachwasser war durchgebrochen und toste nun vorbei. Ich klammerte mich fest und — hielt mich, aber ich wurde völlig durchnäßt. Zitternd vor Kälte kroch ich dann weiter, und endlich schimmerte Licht. Ach, wie grüßte ich die Sonne! Aber wie sah ich aus! Mein Anzug war zerrissen und beschmutzt, die Hände und Knie waren blutig.

Das war mein erstes Bergerlebnis. Ich habe die Lehre daraus gezogen, daß man nur solche Dinge anpacken darf, für die man genügend ausgerüstet und er-

Auf dem größten Gletscher der Alpen, dem Aletschgletscher im Berner Oberlande. Phot. W. Flaig, Klosters.

fahren ist. Auch soll man immer hinterlassen, wohin man geht, und nie allein gehen.

Bald darauf bestieg ich, unter Führung eines befreundeten Herrn, meinen ersten richtigen Berg, das Stätzerhorn. Das war ein herrlicher Tag. Wir sahen flinke Gemsen und freuten uns an prächtigen Alpenblumen und ferne leuchtenden Eisgipfeln.

Dann lernte ich das Bergsteigen und Skilaufen von Grund auf, und schließlich konnte ich auch diese Eisgipfel besteigen. Viele hundert bestieg ich, vor allem auch auf dem flinken Ski, dem schönsten Sportgerät, das man sich denken kann.

Einmal stiegen wir bei tiefem, tiefem Schnee vier Stunden lang mit Skiern auf einen Eisgipfel — den Weißnollen im Berner Oberland — und sausten in einer Viertelstunde wieder hinab, daß es uns die Tränen in die Augen trieb. Wie das sauste! Einmal waren wir im Winter im berühmten Zermatt, wo das gewaltige Matterhorn steht, der Berg der Berge. Als wir zu seiner Hütte — der Hörnlihütte — emporstiegen, herrschten wohl 20 Grad Kälte, und ein eisiger Schneesturm peitschte uns. Aber wir konnten ihm trotzen, denn wir waren gut gerüstet. Einem von uns ist trotzdem das tränende Auge zugefroren. Das war aber nicht weiter schlimm, weil das geschlossene Auge keinen Schaden nimmt. Im Innern der Hütte herrschten 17 Grad Celsius Kälte, als wir ankamen. Doch wir machten es uns bald behaglich und sangen. Wir warteten den Sturm ab und bestiegen dann das über viertausend Meter hohe Breithorn. Da sahen wir hinter Hunderten von blauen Zacken und Gräten den Montblanc, den höchsten Alpengipfel, wie einen Dom aus Elfenbein oder Silber in weiter, weiter Ferne, davor eine schwarze Riesenpyramide, das Matterhorn.

Das waren Erlebnisse, das waren Abenteuer! Wir aber waren froh und stolz, denn wir hatten sie mit Erfahrung und Mut erkämpft und hatten gesiegt.

Wie es berühmten Männern in der Schule erging / Von Gerd Damerau

Es ist eine müßige Aufgabe, der Frage nachzusinnen, was aus Goethe geworden wäre, wenn er keinen Unterricht erhalten und weder Lesen noch Schreiben gelernt hätte. Reizvoller ist es, nachzuspüren, wie die Schulzeit auf ihn und auch auf andere berühmte Männer wirkte.

In den Schulverhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts lag es begründet, daß Goethes Vater es vorzog, seinen Sohn anfangs selbst zu unterweisen und ihn nur an einzelnen Privatstunden mit andern Kindern teilnehmen zu lassen. Nicht immer war dem Sohn die vom Vater gewählte Unterrichtsart angenehm, denn Rat Goethe war wie in vielen andern Dingen auch hierin der Mann, der von dem einmal ausgearbeiteten und für gut befundenen Plan nicht abwich. Goethe selbst berichtet in „Dichtung und Wahrheit" mancherlei von seinen Erlebnissen und Erfahrungen während seiner Lernzeit, und dem über Sechzigjährigen war noch nicht aus der Erinnerung geschwunden, wie er, wenn ihn Krankheit am Lernen verhindert hatte, sofort bei beginnender Genesung die doppelten Unterrichtstunden erhielt, weil sein Vater jedes Versäumnis sogleich eingeholt haben wollte. Öfter erwähnt der Dichter, daß ihm das Lernen keine Mühe bereitete und daß er gute Fortschritte machte. Nur von dem gemeinsamen Unterricht mit den andern Kindern fühlte er sich nicht gefördert. Die Lehrer, die es an Unfreundlichkeiten, an Püffen und Schlägen nicht fehlen ließen, verstanden es nicht, den starren Unterrichtsstoff zu beleben und ihn dem Verständnis der Schüler näher zu bringen. Es kam noch hinzu, daß die Mitschüler Goethe das Leben erschwerten. Es gab genug rohe Gesellen, die dem gutgearteten Kind aus begütertem Hause übel gesinnt waren und Goethe weder mit Sticheleien und Mißreden, noch mit Tätlichkeiten verschonten.

Einen solchen Fall erzählt der Dichter, den wir hier als Mittelpunkt einer richtigen Jungenschlägerei kennenlernen, im folgenden: „Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen. Solange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen und ich mit drei Mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruten zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreif bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wut, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Verteidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vorteil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhuben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruten und

meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig bei der geringsten Beleidigung einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde."

Alle diese Erlebnisse veranlaßten Rat Goethe, seinen Sohn fortan von den gemeinsamen Unterrichtstunden fernzuhalten und seine schulmäßige Erziehung im Hause fortzusetzen. Mag man Goethes Vater oft, besonders wenn man ihn mit der Mutter vergleicht, einen mürrischen Mann heißen, der für das Empfinden der Jugend kein Verständnis besaß, so muß ihm doch ein jeder zugestehen, daß er bestrebt war, die Erziehung seines Sohnes sehr vielseitig zu gestalten und ihm dadurch den Weg ins Leben zu ebnen. Der Unterrichtsplan des jungen Wolfgang wies nicht nur alte und neue Sprachen, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Französisch, Englisch, Italienisch, nicht nur Religion, Mathematik und Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie auf, sondern auch Tanzen, Reiten, Fechten, Musik und Zeichnen.

Nach ganz andern Grundsätzen verfuhr der Vater des Dichters Theodor Fontane. Ohne lange zu überlegen, schickte der Swinemünder Apotheker seinen Sohn in die Stadtschule, die einzige des Ortes. Nur kurze Zeit dauerte der Besuch Fontanes in dieser Schule, von der ihm einzig eine große Stube mit schwarzer Tafel, stickige Luft und zahlreiche ungekämmte und barfüßige Mitschüler in Erinnerung blieben, die Fries- und Leinwandjacken trugen und mit ihren Holzpantoffeln einen furchtbaren Lärm machten. Frau Fontane, in deren Abwesenheit der kleine Theodor dort untergebracht worden war, fand den Besuch dieser Schule nicht „standesgemäß", und sofort nach ihrer Rückkehr erfolgte die Abmeldung des Knaben.

An einem passenden Lehrer, der den Unterricht hätte erteilen können, mangelte es jedoch in der kleinen Stadt, und so übernahm es Vater Fontane, seinem Sohne die Grundlagen alles Wissens beizubringen. Er selbst nannte seine Unterrichtsweise die „sokratische Methode", was bei seiner Frau aber doch einige Zweifel an seinem Lehrgeschick wachrief. Des alten Fontane Vorliebe für alles Anekdotische trat auch in diesen Stunden bei jeder Gelegenheit zutage. Ob er die Geographiestunde mit Fragen nach den preußischen Provinzen begann, ob es sich um den Geschichtsunterricht handelte, immer langte er nach wenigen Sätzen bei geschichtlichen Anekdoten an, von denen er eine Unzahl kannte. Wie der Dichter in seinen „Kindheitserinnerungen" beim Rückblick auf seinen Unterricht selbst gesteht, hat ihm diese „sokratische Methode" seines Vaters von allen Lehrstunden, die er später noch bei Privatlehrern und in Schulen erhielt, nicht nur das Beste, sondern auch das Brauchbarste ge-

Eine feuchte Heimzahlung / Phot. Scherl, Berlin.

geben. Nichts von dem, was sein Vater ihm in diesen eigenartigen Unterrichtstunden erzählte und beibrachte, ist ihm verloren gegangen. In den Werken Fontanes stößt man denn auch überall auf die vom Vater übernommene Vorliebe für kurze, geistreiche Geschichtchen, von denen wohl manche unmittelbar auf den Apotheker von Swinemünde zurückgeht.

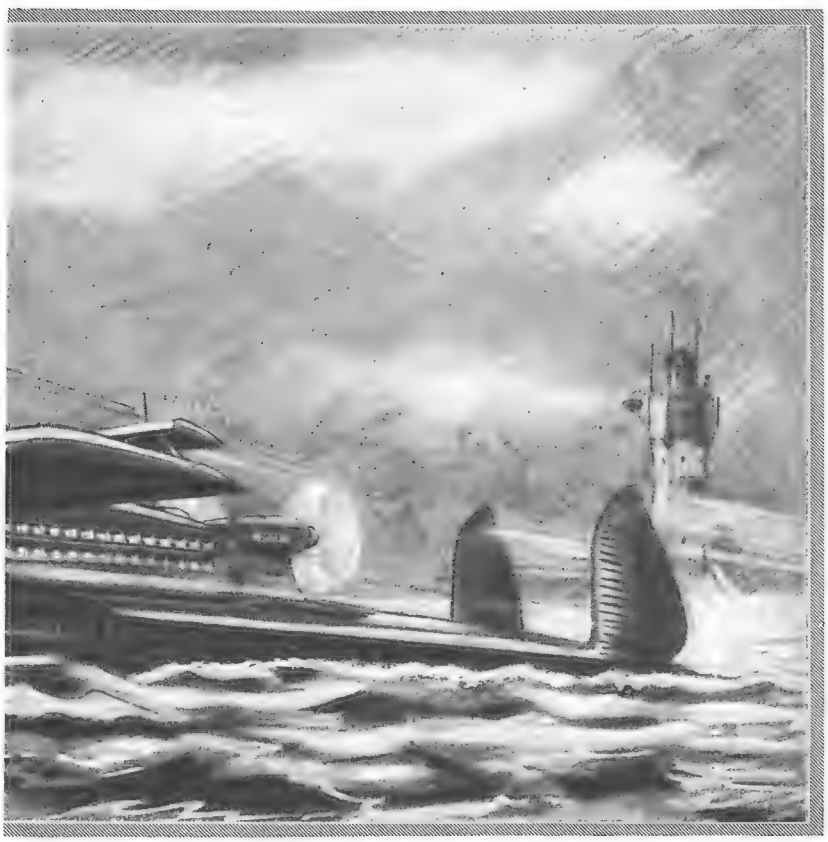
Ebenso wie Theodor Fontane nahmen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch andere Kinder nicht am allgemeinen Schulunterricht teil, sondern die Anfangsgründe alles Wissens wurden ihnen im Einzelunterricht beigebracht. Auch der Humorist Fritz Reuter erhielt die ersten Unterweisungen im Lesen und Schreiben bei seiner Mutter und bei dem „Nenn"onkel Herse, der, wie Reuter berichtet, alles wußte und alles kannte und von den Kindern als lebendes Nachschlagewerk benutzt wurde. Nicht nur die Einführung in die Wissenschaft des Schön- und Rechtschreibens verdankte Reuter diesem Onkel Ratsherr, von ihm lernte er auch allerlei praktische Handfertigkeiten, wie Klammern schneiden, Stöcke beizen, Weinstöcke beschneiden, Blumen und Bäume pflanzen, Ratten und Mäuse fangen. In seiner Begleitung machte Fritz Reuter Spaziergänge in Feld und Wald und trieb dabei praktische Naturkunde, denn er lernte Pflanzen und Vögel kennen, Vogelstimmen unterscheiden. Reuter erzählt, daß ihm die Rechtschreibestunde bei Onkel Herse die liebste von allen war. „Das wird manchem", heißt es in der köstlichen Schilderung „Meine Vaterstadt Stavenhagen", „der sich mit den dehnenden h und e abgequält hat, unwahrscheinlich sein, aber — er hat auch keinen Onkel Herse zum Lehrer gehabt. Dieser warf in den bitteren Kaffee der Orthographie so viel Zucker, daß er auch dem nicht daran gewöhnten Kindergaumen höchst lieblich schmecken mußte. Er diktierte nicht ein Häcksel von kurzen Sätzen, sondern, uns zu gefallen, ward er in den orthographischen Lehrstunden ein Dichter, erfand einen vollständigen Roman mit allen möglichen Ingredienzien, mit Ausnahme der Liebe, die er, wahrscheinlich unseres kindlichen Alters wegen, ausließ."

Weniger erfreulich war für Reuter der erste regelrechte Schulunterricht, der ihm bei Mamsell Schmidt, der Leiterin der — Töchterschule, erteilt wurde. Als einziger Junge unter den gebildeten Mädchen Stavenhagens fühlte er sich wie eine Eule unter Krähen, ein gewiß nicht beneidenswerter Zustand.

Ein Besuch der außerdem in Stavenhagen bestehenden Bildungsanstalten kam für ihn nicht in Betracht; er hat weder auf den Bänken der „Becker-Schaul", der „Köster-Schaul" noch der „Rektor-Schaul" gesessen. Seine Schilderungen dieser Schulen werfen aber auf die Schulverhältnisse der damaligen Zeit ein zu helles Licht, als daß sie hier übergangen werden könnten. „Die Becker-Schule", heißt es bei Reuter, „hat ihren Namen von der alleinigen Direktrice und alleinigen Lehrerin, der Frau Becker oder ‚Mutter Beckersch', wie sie von allen Leuten genannt wurde, einer sehr alten, emeritierten Weberwitwe, die dies Privatinstitut ohne Beihilfe von Staats- und Stadtmitteln auf eigene Faust begründet hatte, indem — wie der Stavenhägener Bürger sich damals ausdrückte — ‚sei ehre Nahrung dervon söcht', die aber nur schwach sein konnte, da sie von jedem Insassen ihrer Bänke nur einen Schilling wöchentlich als Einspringegeld in die geheiligten Hallen der Wissenschaft erhob. Hier wurden die Anfangsgründe aller Wissenschaft, ausdauerndes Sitzen und verständiges Maulhalten, eingeübt. Wer damit durch war, kam ganz allmählich auf dem Wege der Buchstabenkenntnis und des a—b, ab, b—a, ba, in die Fibel, aus welcher er in dieser Schule nicht wieder herauskam. Frau Becker saß während der Lehrstunden auf einem Binsenstuhle, umgeben von ihrem kleinen Völkchen, welches in einstimmigem Unisono ihre alten treuen Lehrerohren mit a—b, ab, b—a, ba erfreute. In ihrer Hand hielt sie ein Instrument von eigener Erfindung, wie es für ihren gebrechlichen Körperzustand paßte,

Das „Ozean-Schnellschiff", die letzte Entwicklungsstufe des Verkehrsgleitboo
dienen zur se

der ein öfteres Aufstehen nicht mehr erlaubte, eine Birkenrute, die an einem Stück Bohnenstange befestigt war, und mit welchem sie bis in die entferntesten Ecken ihres Schullokals reichen konnte, um jeden Versündiger gegen a—b, ab, b—a, ba auf der Stelle abstrafen zu können. Offenbare Bösewichte, bei denen die kindliche Birkenrute nicht mehr fruchten wollte, wurden auf die beschämendste Weise dem öffentlichen Hohne preisgegeben; sie wurden mit einem gewaltigen Esel um den Hals vor die Türe auf die Straße gestellt und dienten in ihrer Verworfenheit der gemeinen Sittlichkeit als abschreckendes Beispiel." So erzählt Fritz Reuter selber.



Besondere Tragflächenstummel heben das Fahrzeug weit aus dem Wasser und ...en Stabilität.

In der „Köster-Schaul" herrschte unbeschränkt der Stock, und es war Gewohnheit des Küsters, in der ersten Stunde alle Schüler ohne Unterschied durchzuprügeln, um sie vor jedem Vergehen zurückzuschrecken. In der „Rektor-Schaul" wurde zwar auch geprügelt, aber nur nach feststehenden Gesetzen, und gelernt wurde in dieser Schule entschieden am meisten.

Reuter lernte außerhalb dieser Lehranstalten Latein und Geschichte beim Rektor, beim Apotheker und bei einem Studenten, Französisch bei einem Schneidergesellen, der sich mehrere Jahre in Paris aufgehalten hatte, und später bei einem französischen Uhrmacher, Geographie bei seinem Vater, dem Bürgermeister von Stavenhagen, Rechnen, Zeichnen, Schön- und Rechtschreiben bei Onkel Herse, der auch einmal eine mißglückte Turnstunde gab.

Dann bezog Reuter als Schüler das Gymnasium in Friedland. Aber trotz der Mannigfaltigkeit der Lehrkräfte hat sich die Schule bei Reuter keiner großen Liebe erfreut, und er gehörte auch nicht zu ihren eifrigsten Besuchern. „Ich glaube", sagte er selbst darüber, „daß mir dafür als Strafe jenes Unbehagen tief in die Seele geimpft ist, denn wenn ich jetzt in alten Tagen unruhig schlafe und von bösen Träumen gequält bin, so habe ich mich entweder nicht präpariert, oder irgend einer meiner vielen Lehrer hält mir ein schrecklich roh perlustriertes Exerzitium unter die Nase, das er mir dann schließlich um die Ohren schlägt, wonach ich dann stets erwache und Gott danke, daß ich nicht mehr nötig habe, in die Schule zu gehen." (Schluß folgt)

Gleitschiffe / Von Hans Dominik

Auf unsern Flüssen und Seen konnte man im Sommer 1929 eigenartige Fahrzeuge sehen. Es waren leichte Mahagoniboote mit einem kräftigen Außenbordmotor am Hintersteven. War solch ein Boot mit zwei bis drei Personen voll besetzt, so lief es zunächst als normales Motorboot mit fünfzehn bis zwanzig Stundenkilometer durch das Wasser. Dann aber ging es manchmal auch ganz anders. Nur eine Person blieb im Boot und nahm dicht am Hintersteven Platz. Infolge der doppelten Belastung durch Mann und Motor tauchte das Boot mit dem Hinterteil nun tief ein, während das Vorderteil mit dem Kiel über die Wasserfläche hinausragte. Wurde der Motor dann mit voller Kraft in Betrieb gesetzt, so geschah folgendes. Mit zunehmender Geschwindigkeit hob sich der schräggliegende Bootskörper immer mehr aus dem Wasser, die Geschwindigkeit selbst aber erreichte dabei sehr viel höhere Werte, bis zu sechzig Stundenkilometer. So schossen diese von den andern Wassersportlern etwas mißgünstig als „Wasserflöhe" bezeichneten Fahrzeuge mit einer bisher unerreichten Schnelligkeit dahin.

Was hier allein solche hohe Geschwindigkeit bewirkte, das läßt sich sehr einfach erklären. Das Boot war infolge seiner Schräglage unter der Wirkung der Motorkraft vom statischen zum dynamischen Schwimmen übergegangen. Das gewöhnliche Wasserfahrzeug schwimmt nach dem archimedischen Gesetz statisch, das heißt, es taucht so tief in das Wasser ein, daß das vom Bootskörper verdrängte Wasser ebensoviel wiegt wie das ganze Boot mit seiner Besatzung. Dieser Zustand bleibt unverändert, gleichviel, ob das Boot fährt oder in Ruhe ist. Bei der Fahrt muß dabei der volle Wasserwiderstand überwunden werden, der überdies noch die üble Eigen-

schaft besitzt, mit dem Quadrat der Geschwindigkeit zu wachsen.

Ganz anders steht es dagegen mit dem dynamischen Schwimmen, das man am besten mit dem dynamischen Fliegen der Flugzeuge vergleichen kann. Unter der Wirkung des Vorwärtsschubes bilden sich unter den schrägen Tragflächen der Flugzeuge Kissen aus komprimierter Luft, die es bei immer größer werdender Geschwindigkeit schließlich vom Boden abheben und dauernd in der Luft halten. Ganz ähnlich bildet sich unter einem in einer gewissen Schräglage auf dem Wasser fahrenden Bootskörper ein tragendes Wasserkissen, durch das der Bootskörper bei wachsender Geschwindigkeit immer mehr aus dem Wasser herausgehoben wird. Dadurch aber, daß das Boot nun viel weniger tief eintaucht, wird auch der zu überwindende Wasserwiderstand viel geringer, und derselbe Motor, der es in gewöhnlicher Stellung eben nur mit fünfzehn bis zwanzig Stundenkilometer vorwärts treibt, vermag es nun mit fünfzig bis sechzig Kilometer als Gleitboot zu bewegen. Die Geschwindigkeit würde noch bedeutend größer werden, wenn nicht der Wirkungsgrad der Wasserschraube bei den größeren Geschwindigkeiten und dementsprechend höheren Umdrehungszahlen sehr stark abnähme.

Mit gutem Erfolg hat man deshalb derartige Gleitboote mit Luftschrauben ausgerüstet, die auch bei hohen Geschwindigkeiten ihren vollen Wirkungsgrad behalten, und hat damit Schnelligkeiten von mehr als hundert Kilometer erzielt. Die Verwendung der Luftschrauben an Stelle von im Wasser arbeitenden Schrauben macht das Boot außerdem noch von der Beschaffenheit des Wassers unabhängig. Es wird möglich, mit derartigen Booten auch stark verkrautete Seen und Flüsse zu befahren, in denen eine Wasserschraube sehr schnell betriebsunfähig würde. So ist hier also ein ganz neuer Schiffstyp im Entstehen, der zweifellos weite Anwendungsmöglichkeiten bietet. Es sei in dieser Beziehung nur an die großen amerikanischen und afrikanischen Ströme erinnert, auf denen ein Schnellverkehr mit großen Gleitbooten äußerst erwünscht ist.

Dagegen wird man ernsthafte Bedenken nicht unterdrücken können, wenn die neuesten Pläne sich bereits mit Ozeangleitbooten beschäftigen, wie unser Phantasiebild eines zeigt. Gewiß wäre es sehr zu begrüßen, wenn man die etwa sechstausend Kilometer lange Strecke Hamburg—Neuyork mit großen Gleitbooten bei einer durchschnittlichen Stundengeschwindigkeit von hundertfünfzig Kilometer in vierzig Stunden bewältigen könnte. Aber leider ist der Atlantische Ozean ein recht unruhiges Gewässer, auf dem Wogen mit Höhen bis zu zehn Meter und Längen bis zu fünfhundert Meter an der Tagesordnung sind. Auf einer derart bewegten Wasserfläche aber hört — das haben alle bisherigen Erfahrungen gezeigt — die Gleitschiffahrt ziemlich plötzlich auf. Bei einer Geschwindigkeit von hundertfünfzig Kilometer würde das Gleitboot vom Kamm der ersten Woge gewissermaßen ins Leere schießen und erst etwa in der Mitte des folgenden Wellentales wieder auf die Wasseroberfläche niederfallen. Hier aber bestünde dann die große Gefahr, daß es sich bei der hohen Geschwindigkeit mit dem Vordersteven in die Wand des nächsten Wellenberges hineinbohrt und vollkommen unter Wasser gerät. Tatsächlich ist etwas Derartiges auch bereits bei den mit höchstens siebzig Kilometer fahrenden Torpedobooten geschehen, und manches gute Boot ist dadurch mit Mann und Maus verloren gegangen.

Bei dieser Lage der Dinge wird man hinter den Plan der Ozeangleitschiffahrt vorläufig jedenfalls noch ein großes Fragezeichen machen müssen. Dafür bleibt aber die bedeutende Anwendungsmöglichkeit auf Strömen und ruhigen Seen, auf denen das Gleitboot die älteren, sehr viel unwirtschaftlicher arbeitenden Schiffe im Fahrgastverkehr wenigstens allmählich verdrängen dürfte.

Wie ein derartiges modernes Gleitboot aussieht, läßt unsere Abbildung erkennen. Sie zeigt ein großes, seetüchtiges Boot, das mit seinen Luftschrauben, Luftsteuerflächen und Lufttragflächen schon beinahe an eines der großen Wasserflugzeuge vom Typ des Do X erinnert. Die Tragflächenstummel sind dabei von solcher Größe, daß sie den vorderen Teil des Schiffskörpers um mehrere Meter aus dem Wasser emporheben und dem Ganzen eben jene Schräglage verleihen, in der nun unter dem Antrieb der Luftschrauben die statische Fahrt in eine dynamische Gleitfahrt übergeht. Dabei sind, wie die Abbildung zeigt, auch diese verkürzten Tragflächen am hinteren Rande mit Steuerklappen, den sogenannten „ailerons", versehen, durch deren Betätigung man Schlingerbewegungen entgegenwirken und das Schiff in der Richtung seiner Längsachse stabilisieren kann.

Der große Vorzug der Gleitfahrt liegt darin, daß ein theoretisch vermeidbarer Wasserwiderstand und Energieverbrauch auch in Wirklichkeit vermieden wird. Geht man etwa von einem Schiff aus, das mit einer Motorleistung von tausend Pferdestärken bei gewöhnlicher Fahrt eine Geschwindigkeit von zwanzig Stundenkilometer, bei einer Gleitfahrt aber hundertvierzig Stundenkilometer macht, so ergibt die Rechnung sehr einfach, daß sein Betrieb als Gleitschiff siebenmal billiger wird, denn es leistet dann ja die gleiche Reise im siebenten Teil der Zeit, also mit dem siebenten Teil des Brennstoffverbrauches, der Löhne für die Schiffsbesatzung und des Aufwandes für die Verzinsung und Amortisation des Baukapitals, und den Vorteil der schnelleren Reise hat man noch darüber hinaus.

Diese hier zahlenmäßig gegebenen Vorzüge sind aber so bedeutend, daß sich das neue Verkehrsmittel sehr schnell überall dort durchsetzen wird, wo genügend ruhige Wasserflächen eine Gleitfahrt wirklich gestatten.

Warum halten die Kleider warm?

Eigentlich wärmen wir uns selber, heizt sich doch der Körper dauernd auf seine Temperatur von 37 Grad. Ist es nun draußen kalt, so gibt unser Körper sehr viel

Wärme an die umgebende Luft ab, wird also kühl, und wir frieren. Damit das nicht geschieht, müssen wir die Wärmeabgabe unseres Körpers verhindern, ihn gleichsam ringsherum isolieren. Das geschieht, indem wir ihn mit etwas umgeben, was die Wärme sehr schlecht leitet. Ein solcher schlechter Wärmeleiter ist aber die Luft, unter der Voraussetzung, daß sie ganz unbewegt, gleichsam ganz windstill ist. Wir müssen also unsern Körper in eine ganz windstille Luftschicht bringen, und das erreichen wir mit der Kleidung, denn Stoff an und für sich ist keineswegs ein schlechter Wärmeleiter, also ein gutes Isolierungsmittel. Die wärmende Wirkung der Kleiderstoffe beruht daher auf ihrer Eigenschaft, eine unbewegte Luftschicht in sich festzuhalten, wie es bei Wollkleidung im Gegensatze zu Leinenwäsche in besonders hohem Grade der Fall ist.

Verirrt / Eine Schmugglergeschichte von Gustav Adolf Ilg

Wo der schmale und steile Pfad, der von St. Kunigund aus dem Pößnitztale herauf auf den Poßruck führt, den Hochwald verläßt und sich durch die Latschen und Felsen schlängelt, überschreitet er heute die jugoslawische Grenze. Doch kein Grenzwächter und kein Mauthäuschen sind hier oben zu sehen, und ungeschoren stolperten an einem Julitag fünf kräftige Wiener Jungen in der kleidsamen Tracht der Pfadfinder über die Felsbrocken. An einem windsicheren Felsen machte ihr Führer halt. Mit einem kräftigen Ruck stieß er seinen Wimpel neben dem Felsen in den Boden, warf seinen Rucksack auf den Boden und sagte: „So, hier wird g'rastet. Du, Franzel, suchst sofort Holz, der Hans macht den Herd zurecht, der Fritzi schneid't die Zwiefeln und das Fleisch, und ich hol' da oben a Wasser."

„Und ich?" fragte der fünfte der Jungen.

„Du, Willi, bist frei. Hast den ganzen Tag schon den schweren Kessel g'schleppt, jetzt sollst auch was Gut's haben. Geh nur 'nunter in Wald; ich hab' da an ganzen Haufen Erdbeern g'sehen. Aber komm bald z'ruck, 's Essen wird eh bald fertig sein. Wir dürfen uns net lang aufhalten; ich glaub', wir kriegen a Wetter, und nach Eibiswald sind's noch mindestens fünf Stunden zu marschieren."

Willi Pfründer ließ sich das nicht zweimal sagen. Trotz seiner Müdigkeit rannte er in großen Sätzen hinunter in den Wald und begann eifrig Erdbeeren zu suchen. Unmerklich geriet er dabei immer tiefer in den dichten Wald hinein. Nach einer halben Stunde sagte er sich: Jetzt müssen s' doch mit dem Essen fertig sein; warum rufen s' denn net? Schnell trat er dann den Rückweg an, mußte aber bemerken, daß er sich verlaufen hatte. Macht nichts, dachte Willi, 'runter bin ich kommen, muß ich halt wieder 'nauf. Etwas verdrossen kletterte er bergauf, aber der Wald wollte kein Ende nehmen. „Jetzt hab' ich mich richtig verirrt", sagte er halblaut vor sich hin. „Wenn sie nur rufen täten!" Er legte die Hände an den Mund und schrie laut: „Hallo, hallo!"

Keine Antwort. Willi kletterte weiter bergan; immer noch war überall Wald. Er mochte etwa eine Stunde im Walde herumgeirrt sein, als plötzlich große Tropfen durch die dichtstehenden Bäume fielen. Das Wetter kommt, dachte er und rannte vorwärts. Der Wind jagte jetzt mit Brausen durch den finster gewordenen Hochwald, Donner krachten und Blitze zuckten über den Bäumen. Bald schoß der Regen in Strömen hernieder, und Willi war froh, als er unter einem kleinen Felsen Schutz fand. Vor Kälte zitternd und vom Hunger geplagt, drückte er sich an den Stein. Stunde um Stunde verrann, aber der Regen nahm kein Ende.

Schließlich kam die Nacht. Pfadfinder sind nicht verwöhnt, sie finden überall Schlaf, aber das hier war denn doch zuviel für Willi. Sein Hunger wurde immer größer, und er durchsuchte vergeblich alle seine Taschen nach etwas Eßbarem. Gegen Mitternacht übermannte ihn endlich doch der Schlaf. Nach wenigen Stunden jedoch erwachte er wieder fröstelnd. Der Regen hatte etwas nachgelassen. Willi streckte seine Glieder und erhob sich. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder bergab zu gehen, dachte er; die andern find' ich eh nimmer. Wenn ich im Pößnitz- oder im Drautal bin, find' ich schon wieder weiter.

Der Autoreifen als Schaukel / Phot. Wolfgang Weber, Leipzig.

Die Irrfahrt des Pfadfinders begann von neuem. Ach, hätt' ich nur meinen Kompaß! sagte er zu sich, aber der war im Rucksack. Auch die Uhr konnte ihm den Weg nicht zeigen, weil die Sonne noch nicht da war. Er suchte an den Bäumen nach der Wetterseite. Wenn ich entgegengesetzt gehe, sagte er sich, komme ich nach Süden und in die Gegend von Marburg.

Gegen fünf Uhr morgens kam er an eine tiefe Schlucht. Er kletterte hinunter. Da — hörte er nicht Schritte, Stolpern und das Klirren von Bergstöcken? Willi starrte vor sich in die Dämmerung. Ja, da hinter den Bäumen bewegten sich dunkle Gestalten. Er wollte eben laut rufen, als ihn plötzlich jemand im Genick packte. Angsterfüllt schnellte er herum und sah in ein kohlschwarzes Gesicht. Ehe er laut hinausschreien konnte, packte ihn der Schwarze fester und preßte ihm seine große, schmutzige Hand auf den Mund. Dann wurde er in die Schlucht hinunter gestoßen und geschleppt.

In einem geräumigen Felsspalt lagerten weitere vier Männer, die zum Schrecken Willis ebenfalls ganz schwarze Gesichter hatten. Große Ballen und Tragkörbe standen um sie herum. Einer der Männer erhob sich und sagte: „Geh, Sejanic, laß den Buben los! Der ist uns net gefährlich."

„Nix Namen sagen, Peperl!" stieß Willis Peiniger mühsam in deutschen Worten heraus, nahm jedoch seine Hand vom Munde des zu Tode erschrockenen Pfadfinders.

Andamanese mit Schmucknarben. Sie bestehen aus einer Reihe von Einschnitten, die mit einem Glasscherben erzeugt werden. Phot. E. H. Man.

Der mit Peperl Angeredete wandte sich zu ihm und sagte: „Bub, brauchst ka Angst z' haben. Mir san kane Deifi, a kane Menschenfresser und tun dir nix. Aber sag, wie kommst denn da her?"

Willi erzählte seine Irrfahrt und bat, ihm den Weg nach Eibiswald oder ins Drautal zu zeigen.

Peperl redete nun in einer fremden Sprache, die Willi zwar nicht verstand, aber als die kroatische erkannte, zu den andern. Diese schüttelten jedoch die Köpfe. „Na, da mußt ja an ganz g'fährlichen Hunger haben!" wandte sich Peperl wieder an Willi. „Magst an Dopfen-Kas?"

Heißhungrig verschlang der junge Wiener den dargebotenen Käse und das schwarze, aber schmackhafte Brot.

„An Enzian a?" fragte Peperl dann.

Willi lehnte die Schnapsflasche dankend ab. Als er gegessen hatte, betrachtete er etwas ruhiger die schwarzen Männer, die ihn finster anstarrten. Er hielt sie für Kroaten. Jener, der ihn hergeschleppt hatte, sagte jetzt etwas auf Kroatisch zu Peperl. Der übersetzte es dann Willi. „Der Seja ... Ich mein', mein Kamerad da sagt, du hättst unser Brot gessen, sollst a etwas dafür tragen. Kannst mit uns gehen, wir ham denselben Weg."

„Es wäre mir lieber, ich könnt' allein gehen, wenn Sie mir nur den Weg sagen wollten", erwiderte Willi.

Aber da schaute ihn der Kroate böse an und sagte: „Du nix verraten uns. Heidi, nimm Packerl!"

Peperl wollte widersprechen, es half aber nichts. Wenige Minuten später wanderten die Männer mit ihren schweren Lasten bergauf, Willi, dem man mit einem Traggurt einen kleineren Ballen auf den Rücken gebunden hatte, dicht hinter dem führenden langen Kroaten. Die Männer kannten sich anscheinend in der Gegend gut aus, denn ohne daß ein Pfad da war, wurde immer in einer bestimmten Richtung gegangen. Bald hatte man die Höhe des Poßrucks erreicht. Nach kurzem Marsch über den Kamm ging es hinunter ins Österreichische.

Plötzlich rief es vor ihnen: „Halt!", und Willi sah hinter Bäumen die Uniformen österreichischer Grenzwächter auftauchen. Er rief ihnen erfreut zu, seine Begleiter aber machten kehrt und liefen davon, so schnell es ihre Füße und ihre Last zuließen. Da krachten Schüsse, und Kugeln sausten um Willis Kopf. Er schrie laut auf und warf sich auf den Boden. Bald darauf riß ihn aber eine harte Faust wieder hoch und eine Stimme sagte: „Hamm m'r dich, du elendiger Pascher! Net amol schwarz hat er sich g'macht. So frech! Was hast denn da drin?" Mit einem Messer schnitt der Grenzwächter ein Loch in Willis Last. „Ah, an Tabak, sogar an echten bosnischen!" rief er erfreut aus. „Na, da kannst a Weil im Loch sitzen, du junger Spitzbub!"

Jetzt verstand Willi alles. Seine Gefährten waren Schmuggler gewesen. Ihre Gesichter hatten sie mit Ruß schwarz gemacht, damit man sie nicht erkennen konnte, und ihn hatten sie mitgeschleppt, damit er sie nicht etwa ihm begegnenden Grenzwächtern verraten konnte. Lachend wollte er dem Landsmann seine Unschuld beweisen. Der aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Willi mußte seine Last wieder aufnehmen und zwischen zwei der Beamten marschieren. Müde, aber doch froh, kam er so nach drei Stunden in Eibiswald an.

Das ganze Dorf lief zusammen, um den jungen Pascher zu sehen. Als der Zug am Wirtshaus vorbeikam, rief jemand zu einem Fenster heraus, und gleich darauf stürzte der lange Heusel, der Führer der fünf Pfadfinder, heraus und auf Willi zu. „O Willi, wie haben wir dich g'sucht!" rief er schon von weitem.

Die Grenzwächter wurden jetzt schon etwas stutzig, und im Mauthaus klärte sich dann gleich darauf alles

auf. Zum Schluß fragte ihn noch der Wachtmeister: „Die Pascher hast wohl net kennt, was?“

Willi verneinte.

„Hast a kan Namen g'hört?“

„Doch, einer hatte so einen kroatischen Namen; ich glaube, er hieß Sejanic.“

„A Deutscher is net dabei g'wesen?“

„Doch, einer; er hieß Peperl.“

Da lachten die Grenzwächter, und der Wachtmeister sagte: „Da weißt was Rechts! Peperl heißen sie da herum fast alle, das hilft uns nichts. Geh nur zu, Bua!“

Schmucknarben / Von Dr. Fritz Huttenlocher

Wie stolz ist unsere kleine Schwester, wenn sie ein Ringlein oder ein goldenes Halskettchen bekommt, wie dreht sie das Köpfchen mit der großen Seidenschleife im Haar! Wie bläht sich der kleine Bruder mit seinem Tirolerhütchen und der langen Fasanenfeder! Genau so ergeht es den meisten Naturvölkern, nur haben sie häufig an Dingen Gefallen, die wir nicht gerade als Verschönerung unseres Aussehens betrachten. Manche Negerstämme brechen sich die vorderen Schneidezähne aus oder feilen sie spitzig und glauben, das sei schön. Andere durchbohren sich die Ohrläppchen und weiten die Löcher aus, daß sie halbe Baumstämme hindurchschieben könnten, ebenfalls aus Schmuckbedürfnis.

Wir wollen uns nun einer Schmuckart zuwenden, die in Europa keineswegs ganz fehlt, der wir also einiges Verständnis abgewinnen können. Sie ist allerdings in der übertriebenen Weise, wie die Neger sie anwenden, für unser Empfinden eher häßlich als schön. Es sind dies die Ziernarben. Bei uns tragen vor allem die Studenten Ziernarben in Gestalt von Schmissen. Dieser Vergleich führt uns auf eine Ursache für solche Verunstaltungen. Die im Kampf erworbenen Narben galten ja unsern kriegerischen Vorfahren als höchste Auszeichnungen, und letzte Nachklänge dieser Anschauung finden wir in den Studentenschmissen. Gleiche Wertschätzung der im Kampf erworbenen Narben treffen wir auch bei den Naturvölkern an. Ja, die Narbe wurde schließlich nachgeahmt und bildete eine Art Tapferkeitsauszeichnung. So bringt sich der Herero, dem es geglückt ist, einen Löwen zu erlegen, selbst einen tiefen, langen Riß im Oberarm bei und zeigt mit Stolz dieses Zeichen seines Heldenmutes. Der Tschuktsche in Sibirien zeigt seine Heldentaten jedem, der es sehen will, an Armen und Beinen, wo er durch Anbringen von punktförmigen Narben die Zahl der erschlagenen oder gefangenen Feinde aufschreibt.

Aus solchen Siegeszeichen entwickelten sich im Laufe der Zeit reine Schmucknarben. Die Schnittwunden selbst werden, damit die Narben stark hervortreten, mit Erde oder Asche eingerieben. Diese Narbenverzierungen sind dabei in Mustern angeordnet und bedecken oft den ganzen Körper; vorwiegend finden wir sie jedoch im Gesicht, eine billige, aber schmerzhafte Art des Schmuckes. Solche Narben geben aber noch lange keine so starken Wülste, wie sie der Mongo-Mann unseres zweiten Bildes aufweist. Hier spricht man geradezu von Wulst- oder Knopfnarben. Sie werden dadurch erzeugt, daß mit einem Haken die Haut an der Schnittstelle zu einer Falte emporgezogen und unter dieser Falte der Schnitt geführt wird. Dadurch entsteht ein Hautlappen, der beim Anheilen einen richtigen Hautknopf bildet. Die Mongo-Leute, die diesen seltsamen Schmuck allgemein haben, gehören zu den Bantunegern des oberen Kongobeckens. Die Anordnung der Wülste ist bei allen freien Angehörigen des Mongostammes die gleiche; Sklaven der Mongo-Leute haben keinen Anspruch auf diesen merkwürdigen Zierat. Es handelt sich hier also um einen Zugehörigkeitsausweis, um einen unverlier-

Mongo-Mann vom oberen Kongo mit Wulstnarben.

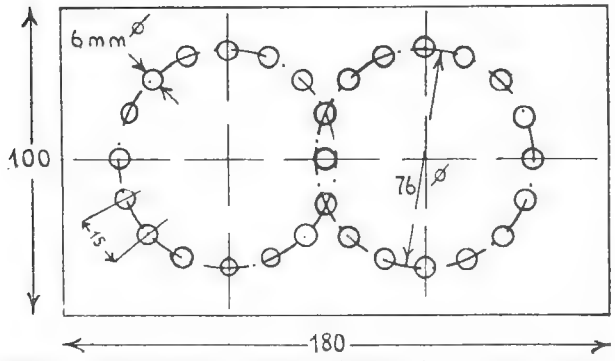


Abb. 1. Spulvorrichtung für die Achterspule, von oben gesehen.

baren Reisepaß, dessen Ausfertigung sehr schmerzlich und ziemlich langwierig ist.

Trotzdem wird auch diese Art von Pässen in Afrika nachgeahmt. Die Wanjambo in Ostafrika sind von den kriegerischen Watussi unterjocht. Was tun die Wanjambo? Sie schneiden sich dieselben Narbenornamente ins Gesicht, wie sie die Watussi, ihre Herren, tragen. Sie hoffen dadurch weniger, den Watussi zum Verwechseln ähnlich zu werden, denn das wäre unmöglich, da beide Stämme ein völlig verschiedenes Aussehen haben; vielmehr glauben sie, daß sie durch die gleichen Narben dieselben Eigenschaften wie die Watussi erhalten, daß sie ihnen ebenbürtig und eines Tages auch Herren werden.

Achterspulen und ihre Selbstanfertigung

Die fortschreitende Entwicklung im Bau der Radioempfangsapparate macht es erforderlich, daß bei besonders empfindlichen Schaltungen, um eine erhöhte Störungsbefreiung zu erzielen, die Spulensätze in dem Empfänger gegeneinander abgeschirmt werden. Da dies jedoch immerhin ziemlich umständlich ist und weiterhin den Bau der Apparate nicht unwesentlich verteuert, suchte man nach Mitteln und Wegen, die Abschirmung zu umgehen. Durch die Konstruktion der sogenannten Achterspulen, die ihren Namen nach der Form ihrer Wicklungsanordnung haben, ist es möglich, bei Verwendung dieser Spulenart in vielen Fällen ohne Abschirmung auszukommen. Da wir bei künftigen Bauanleitungen des öfteren die Verwendung solcher Spulen

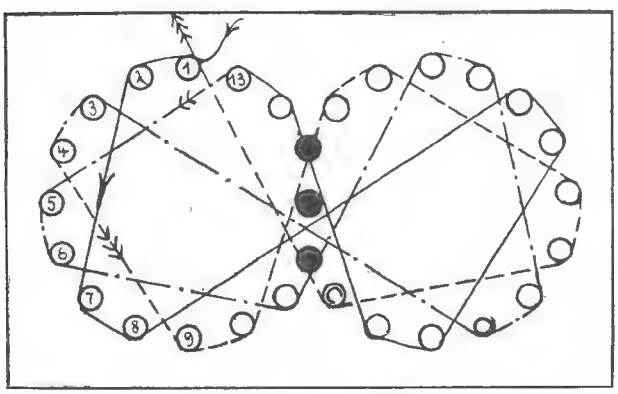


Abb. 2. Schematisches Wickelbild der Achterspule.

empfehlen beziehungsweise vorschreiben werden, wollen wir heute ihren Aufbau und ihre Herstellungsweise ausführlich besprechen.

Wie schon der Name sagt, bildet die fertige Spule die Form einer 8. Entgegen andern Radiospulen, wie Stern-, Honigwaben- oder Zylinderspulen, besitzt die Achterspule keinen festen Spulenkörper. Die Wicklung wird vielmehr auf eine Vorrichtung gewickelt, um bei Fertigstellung von dieser abgenommen und gesockelt zu werden. Wir haben es also hier mit einem uns ganz neuartigen Spulenaufbau zu tun, doch ist die Herstellung dieser Spulenart keinesfalls schwer und auch dem weniger geübten Bastler möglich, wenn wir uns nur genau an die Bauanleitung halten.

Um die Spule wickeln zu können, fertigen wir uns zuerst die nötige Wickelvorrichtung an, wie sie uns Abbildung 1 schematisch von oben gesehen zeigt. Wir benötigen hierzu ein kleines, etwa 15 Millimeter starkes Brett von 100 mal 180 Millimeter Größe und sechsundzwanzig Rundhölzer von 6 Millimeter Durchmesser und 80 Millimeter Länge. Als Rundhölzer können wir uns bei unserm Fleischer sogenannte Wurstpeiler besorgen oder, falls diese nicht stark genug sind, bei einem Drechsler Rundholz von der angegebenen Stärke. Das Brettchen hobeln wir auf einer Seite ganz glatt, um hier die Kreisaufzeichnungen genau vornehmen zu können. Wir ziehen zuerst längs die Mittellinie durch und schlagen um einen 60 Millimeter von dem linken Brettrand entfernten Punkt auf ihr einen Kreis von 76 Millimeter Durchmesser. Vom Mittelpunkt dieses Kreises gehen wir auf der Mittellinie 70 Millimeter nach rechts und schlagen um den so gefundenen Punkt ebenfalls einen Kreis von 76 Millimeter Durchmesser. Den Kreisumfang beider Kreise teilen wir in sechzehn gleichgroße Teile, von denen jeder genau 14,9 Millimeter groß ist. An Stelle dieser Teilungspunkte bohren wir genau senkrecht je ein Loch von 6 Millimeter Durchmesser durch das Brett. Die Löcher sollen so groß sein, daß die Rundhölzer gut hereingesteckt werden können, ohne darin zu wackeln oder gar herauszufallen. Es ist am zweckmäßigsten, wenn wir das Brett aus einem Stück Hartholz, zum Beispiel Rotbuche, herstellen und die Löcher mit einem Spiralbohrer für Metallbearbeitung bohren, da sie hierdurch schön gleichmäßig werden und ein guter Sitz der Rundhölzer gewährleistet wird. Teilungspunkte, die beiden Kreisen gemeinsam sind, erhalten keine Bohrung. Es hat somit jeder Kreis nur dreizehn Bohrungen. Sind alle Löcher gebohrt, so werden die Rundhölzer eingesteckt, und unsere Wickelvorrichtung ist fertig.

Abbildung 2 zeigt uns das schematische Wickelbild der Spule. Wir verwenden einen etwa 0,8 Millimeter starken, zweimal mit Baumwolle oder Seide isolierten Kupferdraht und beginnen bei dem mit 1 gezeichneten Rundholz, an dessen unterem Teil, etwa 1 Zentimeter vom Grundbrett entfernt, wir den Draht festbinden. Es geht von hier an dem Rundholz 2 außen vorbei,

zwiſchen 2 und 3 nach innen an vier Hölzern innen vorbei, um zwiſchen 6 und 7 wieder nach außen zu kommen. Jetzt wiederholt ſich dies; es geht um zwei Hölzer außen herum (Nummer 7 und 8), um zwiſchen 8 und 9 wieder nach innen zu biegen. So geht es weiter, vier Hölzer innen vorbei, zwei außen, vier innen, zwei außen und ſo fort. Hierbei werden die drei nicht vorhandenen Hölzer an den Schnittpunkten der Kreiſe, in Abbildung 2 ſchwarz gezeichnet, mitgezählt. Haben wir ſo mit dem Draht dreimal eine 8 beſchrieben, dann gelangen wir wieder an das mit 1 gezeichnete Rundholz. Wir gehen mit dem Draht nun nicht um 1 und um 2 außen herum, ſondern nur um 1, gehen nach innen, an den vier nächſten Hölzern innen vorbei, um wieder 6 und 7 außen zu umgehen, und ſo fort, vier innen, zwei außen. Nachdem nun das zweitemal mit dem Draht drei 8en beſchrieben wurden, kommen wir zwiſchen dem Holz 12 und 13 nach außen. Nun umgehen wir 13, 1 und 2 außen, und das Spiel beginnt wie am Wicklungsanfang. Nach Beſchreibung von je drei 8en umgehen wir alſo abwechſelnd ein beziehungsweiſe drei Hölzer außen ſtatt zwei, bis wir die gewünſchte Windungszahl erreicht haben. Alsdann binden wir die Spule mit Hilfe eines kräftigen Seidenfadens ab, den wir an den Kreuzungſtellen der Drähte neben den Rundhölzern auf und ab führen. Iſt die Spule ſo feſt abgebunden, daß eine Umformung nach Beſeitigung der Rundhölzer ausgeſchloſſen erſcheint, ſo entfernen wir dieſe. Die Spule iſt nun fertig und kann geſockelt werden, um ſie in unſerm Apparat jederzeit bequem auswechſeln zu können.

Zu dieſem Zweck fertigen wir uns aus Pertinax oder Trolit einen Sockel an, wie ihn uns die Abbildung 4 zeigt. Er beſteht aus einer etwa 4 bis 5 Millimeter ſtarken Grundplatte, in der im Abſtand von 20 Millimeter zwei Bananenſtecker montiert ſind, und zwei ſchwächeren, etwa 2 Millimeter ſtarken Seitenwänden aus gleichem Material. Die Befeſtigung dieſer Seitenwände geſchieht bei Verwendung von Pertinax am beſten mit Hilfe kleiner Schräubchen, die, nachdem die Löcher in entſprechender Größe vorgebohrt worden ſind, eingeſchraubt werden. Bei Verwendung von Trolit können die Seitenwände mit Hilfe eines aus Azeton und Trolitſpänen hergeſtellten dickflüſſigen Kittes einfach verkittet werden. Maße für den Sockel geben wir abſichtlich nicht an, da ſich deſſen Breite nach der jeweiligen Breite der Spule richtet. Letztere wird in den fertigen Sockel eingeſetzt und mit Hilfe von Rundſtäben aus Pertinax oder Trolit, die eingekittet werden, erſtere mit Bakelit, letztere mit dem obenerwähnten Kitt feſtgehalten. Die entſprechenden Bohrungen in die Seitenwände des Sockels werden am beſten vor deſſen Zuſammenbau gebohrt. An Stelle der Rundſtäbe aus Pertinax oder Trolit laſſen ſich auch ſehr gut kleine Schrauben mit Muttern aus Elfenbein verwenden, wie wir ſie in den meiſten Radiohandlungen erhalten können. Die Abbildung 3 zeigt uns eine fertig gewickelte

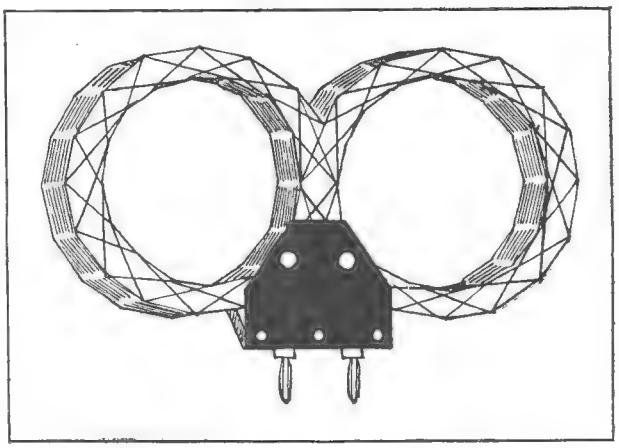


Abb. 3. Fertig gewickelte und geſockelte Achterſpule.

und geſockelte Achterſpule. Damit eine Beſchädigung der Spule beim Auswechſeln vermieden wird, iſt es ratſam, ſie immer nur am Sockel anzufaſſen. Eine Aufſtellung der Windungszahlenverhältniſſe zwiſchen Achterſpulen und ſolcher einfacher Konſtruktion, wie Stern- oder Honigwabenſpulen, bringen wir nachſtehend, um den Baſtlern lange Verſuche zu erſparen.

Windungszahlen

der Achterſpulen .	16	24	36	48	60	72	100
Sonſtige Spulen . .	25	35	50	75	100	125	175

Beim Bau von Empfangsapparaten mit nicht auswechſelbaren Spulen iſt es auch möglich, Achterſpulen zu verwenden. Dieſe müſſen dann für hohe und niedrige Wellenbereiche umſchaltbar ſein. Die Spulen erhalten zu dieſem Zweck zwei getrennte Wicklungen, die beim Empfang kurzer Wellen parallel, beim Empfang langer Wellen hintereinander geſchaltet werden. Die Wicklung dieſer Spulen kann auch auf der oben beſchriebenen Vorrichtung erfolgen. Zu dieſem Zweck wickeln wir, bei 1 beginnend, drei 8en, um bei 1 wieder herauszukommen; wir klemmen nun dieſen Draht am Grundbrett feſt und beginnen beim Rundholz 2 und 3 außen herum, möglichſt mit einem andersfarbigen Draht, nach dem gewohnten Schema ebenfalls drei 8en zu wickeln, bis wir wieder bei 2 herauskommen. Wir klemmen den Draht feſt und wickeln nun mit dem erſten Draht wieder drei 8en, genau wie die mit demſelben Draht zuerſt gewickelten drei. Das wiederholt ſich mit den beiden verſchiedenfarbigen Drähten nun ſo lange, bis wir die gewünſchten Windungs-

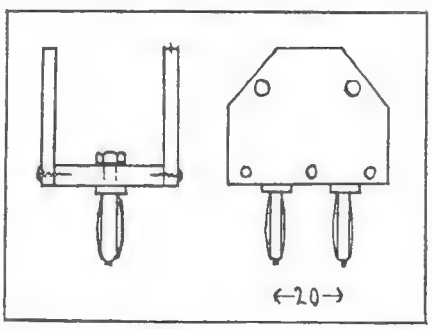


Abb. 4. Einzelner Sockel, von der Seite und von vorn geſehen.

zahlen erreicht haben. Die vier Wicklungsenden werden dann beim Einbau in den betreffenden Apparat an einen Umschalter gelegt, um wahlweise die beiden Wicklungen parallel oder hintereinander schalten zu können.

Doch wie dieser Schalter nun eigentlich beschaffen ist, das soll bei der Beschreibung des betreffenden Empfängers in einem späteren Hefte angegeben werden.

Tiere, die Ohrfeigen austeilen

Zu den vielerlei Verteidigungsarten, deren sich die Tiere bedienen, gehört merkwürdigerweise auch das Austeilen von richtigen Ohrfeigen. Im argentinischen Chaco, jenem bis heute noch ziemlich unerforschten Landstrich, lebt im Schilfdickicht der Sümpfe ein großer Vogel, der Sumpftruthahn, den die Eingeborenen Tschaja nennen und der sich dadurch sehr bemerkbar macht, daß er, sobald er irgend eine Gefahr wittert, in ein lautes Geschrei ausbricht, worauf dann auch die andern Tiere in seiner Umgebung die Flucht ergreifen. Nähert sich dem Tschaja nun aber einmal ein wirklicher Feind, etwa ein Fuchs, so setzt er sich sofort entschlossen zur Wehr, indem er mit den Flügeln nach rechts und links ausgiebige Ohrfeigen austeilt, richtige Ohrfeigen, die auch sehr schmerzhaft sind, weil an den Flügelknochen des Tschaja harte, spitze Auswüchse sitzen, die böse stechen können.

Wolf Dietrich Stötzner, der achtjährige Sohn des berühmten Asienreisenden, der seinen Vater in die Wildnis der Nordmandschurei und in die Zeltlager der tungusischen Solonen begleiten durfte. Wie ein echter Eingeborener trägt er auf unserm Bilde eine Rehfellkleidung, genäht von Tungusenfrauen / Phot. Senckpiehl, Landsberg.

Kräftige Ohrfeigen sind auch die einzige Verteidigungsart unserer Hasen, denn Meister Lampe ist zeitweilig sehr kampflustig und scheut nicht davor zurück, es mit einem Artgenossen aufzunehmen. Da er aber keine andern Waffen besitzt als seine Pfoten, bleibt ihm nichts anderes übrig, als diese zum Ohrfeigen zu gebrauchen, und diese Ohrfeigen fallen denn auch oft so kräftig aus, daß sogar Blut fließt und die Hasenwolle in die Luft stäubt.

—

Am allerwenigsten kann man sich die Ohrfeigen vorstellen, die eine Schnecke austeilt. Dennoch kann man die Verteidigungsart dieser Schnecke kaum anders nennen. Diese wehrhafte Flügelschnecke, die in südlichen Meeren lebt, besitzt nämlich an der Mündung ihres Hauses eine kleine Platte, die ähnlich gestaltet ist wie eine Sense.

Sobald nun ein Feind die Schnecke bedroht oder womöglich angreifen will, ist es ihr erstes, daß sie ihm mit ihrer „Sense" sogleich eine ganze Anzahl kräftiger Ohrfeigen gibt, und zwar so schnell hintereinander, daß der Gegner gewöhnlich gern das Weite sucht und sich nicht mehr blicken läßt. Selbst Tiere, die viel größer sind als die tapfere Schnecke, werden durch diese unerwarteten Ohrfeigen oft in die Flucht getrieben.

Das Zodiakallicht

Im Februar kann man eine schöne Beobachtung am westlichen Abendhimmel machen. Anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang zeigt sich nämlich im Westen am Horizont aufsteigend ein kegelförmiger Lichtschein. Im Herbst läßt er sich morgens im Osten beobachten. Viel schöner ist er in den Tropen zu sehen. Man nennt ihn Zodiakal- oder Tierkreislicht, weil er die Sonne in der Ebene des Tierkreises, das heißt in der Ebene der Sonnenbahn, umgibt. Übrigens kann man an der entgegengesetzten Seite des Himmels unter günstigen Umständen auch noch einen sehr viel schwächeren „Gegenschein" beobachten.

Man hat das Zodiakallicht auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Jedenfalls entsteht es wohl durch Sonnenlicht, das zurückgestrahlt wird. Da dachte man, daß die Erde ähnlich wie der Saturn von einem Staubring umgeben sei oder daß sie einen kometenartigen Schweif habe, der das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen bewirke. Am wahrscheinlichsten ist aber wohl ein Schwarm sehr kleiner Meteoriten dafür verantwortlich zu machen, der die Sonne in der Erdbahn umkreist.

*

Gleichungsrätsel

$$(a - m) + b + (c - d) = x$$

a = Fisch, b = Körperorgan, c = Völkerrasse, d = Stadt in Böhmen, x = Badeort in Thüringen.

Auflösung des Gleichklangrätsels von Seite 352:

Tafel.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

Fortsetzung

VON OTFRID VON HANSTEIN

Ein neuer Tag brach an. In großen Trupps wurden die Gäste durch die Straßen geführt, nicht dagegen in die Innenräume. Es wäre ganz unmöglich gewesen, einer solchen Menge von Besuchern einen wirklichen Einblick in die wissenschaftlichen Werke von Santa Scientia zu geben.

In der Mittagstunde fand dann der Schluß des Sportfestes statt. In der großen Arena, in der das Autorennen gewesen war, standen jetzt hundert Flugzeuge bereit. Seltsame Maschinen waren es, einzelne ganz wie die bekannten Typen geformt, andere, die den Propeller über sich trugen, und wieder andere, die gar keinen Propeller besaßen. Das seltsamste aber war, daß sich in allen diesen Flugzeugen überhaupt keine Flieger befanden. Dafür stand mitten in der Arena, auf einer hochgeschraubten Plattform mitten im See, ein großer Tisch oder noch besser eine Riesenschreibmaschine.

An ihrer Tastatur nahm jetzt Vetter selbst Platz. Der Startschuß ertönte und der Lautsprecher verkündete: „Die Luftmanöver, die die Fernsteuerung von Santa Scientia vorführen, beginnen."

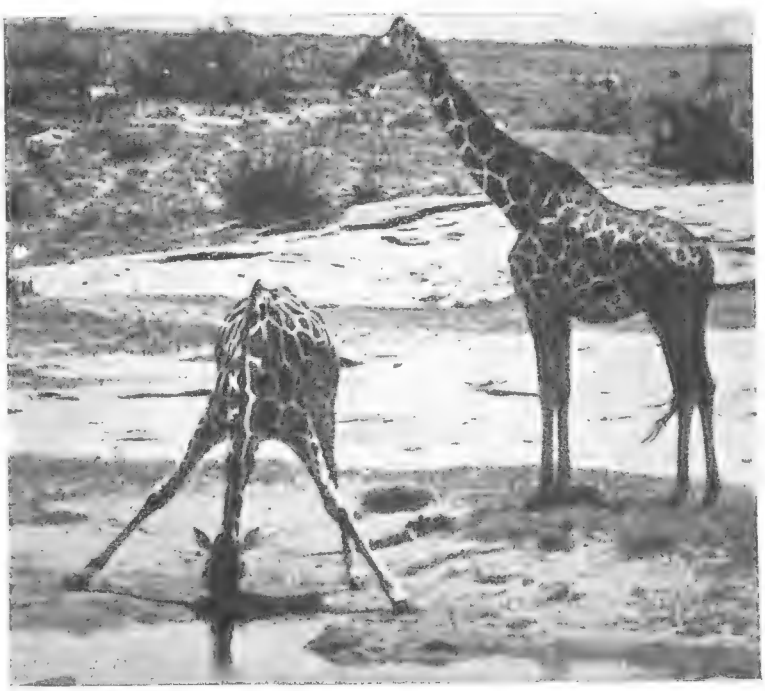
Es sah fast so aus, als ob Herr Vetter Klavier spiele, aber jeder seiner Tastendrücke hatte ein Wunder zur Folge. Die Flugzeuge lösten sich vom Boden, einige beschrieben weite Kreise, andere, mit dem Propeller über sich, stiegen steil vom Boden empor. Dann begann in der Luft und über den Köpfen der atemlosen Zuschauer ein tolles Spiel. In Geschwadern schossen die Flugzeuge gegeneinander, schienen zusammenzuprallen, standen im letzten Augenblick still in der Luft, flogen untereinander hinweg, beschrieben abenteuerliche Sturz- und Kunstflüge, und schließlich, während aus den Riesenlautsprechern eine laute Musik ertönte, war es, als vollführten diese hundert Flugzeuge, von denen nicht eines einen Flieger trug, einen richtigen Tanz in der Luft. Unter den Klängen einer Jazzband rasten sie durcheinander, so daß es wie ein unentwirrbarer Mückenschwarm aussah. Sie schwebten anmutig nach den Klängen eines Walzers, formten sich zu Kampfgeschwadern nach den Melodien eines Militärmarsches oder wiegten sich zu den schmelzenden Klängen einer Violine.

Hatte es zuerst viele Ängstliche gegeben, die jeden Augenblick fürchteten, verunglückte Maschinen müßten ihnen auf die Köpfe fallen, so gewährte die vollständige Sicherheit dieser Vorführungen bald einen überwältigenden Anblick, und die Art und Weise, wie dieser eine Mann durch seine Tastatur alle die Fahrzeuge gewissermaßen an elektrischen Strahlenschnüren, wie die Puppen eines Kindertheaters, tanzen ließ, löste Begeisterung aus.

Auch das ging vorüber. Gehorsam senkten sich die hundert Flugzeuge nieder und standen dann in Reih und Glied ausgerichtet, genau wie vor dem Rennen.

Ein neuer Startschuß erscholl. Diesmal hoben sich zehn propellerlose Flugzeuge in die Luft. Wahrscheinlich wurden sie durch magnetische Kräfte bewegt, die von einer Anzahl großer Zeppeline ausgingen. Diese waren inzwischen hoch in der Luft über der Arena erschienen.

Wieder ließ sich der Lautsprecher weithin vernehmen: „Die Raketenflieger, die künftigen Weltraumschiffe."



Trinkende Giraffe. Das Tier muß die Vorderläufe weit auseinander spreizen, um das tief liegende Wasser erreichen zu können. Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, aus A. R. Dugmore, Im Großwildparadies.

Aus den Düsen dieser Flugzeuge, die allerdings von Führern bedient wurden, schossen feurige Strahlen, und sie begannen zu kreisen, schneller und immer schneller. Schon nach Sekunden war nichts mehr zu sehen als zehn feurige Kreise, die mit einer gar nicht zu fassenden Schnelligkeit über die Arena dahinjagten. Diese Kreise aber flochten sich durcheinander, bildeten allerlei geometrische Figuren und bewiesen deutlich, daß auch die

Raketenflugzeuge vollständig in der Hand ihrer Lenker waren.

Ein neuer Schuß ertönte. Auch die Raketenschiffe standen wieder in Reih und Glied.

Der Lautsprecher rief: „Das Sportfest von Santa Scientia ist hiermit beendet. In einer Stunde beginnt das Mahl, um vier Uhr die Einschiffung. Um acht Uhr hat der letzte Gast Santa Scientia verlassen. Es ist vorläufig nicht möglich, auf die Tausende von Gesuchen um Einwanderung einzugehen. Für jetzt ist die Tagung beendet. Santa Scientia dankt den fünfunddreißig verschiedenen Völkern der Erde für ihr Kommen und ihre Anerkennung. Eine jede dieser Nationen wird gebeten, aus ihrer Mitte fünf Vertreter zu wählen, ein Mitglied der Regierung, einen Herrn von der Presse, einen Gelehrten, einen Großindustriellen und einen Handwerksmeister. Santa Scientia wird diese Herren bitten, noch einige Tage als Gäste zu verweilen, und wird ihnen, nachdem die Zeit der großen Spiele vorbei ist, ebenso wie den Vertretern des Völkerbundes, nun auch die ernsten Aufgaben, die wissenschaftliche und kulturelle Bedeutung von Santa Scientia erklären und beweisen."

Irgend jemand sprang auf und hob ein Sprachrohr an den Mund. „Ein Hoch für Santa Scientia!" Jubelnder Zuruf erscholl aus hunderttausend begeisterten Kehlen.

Das letzte Mahl! Wieder taten die Gleitbänder ihre Schuldigkeit. Dann folgte an den einzelnen Tischen der Nationen die Wahl der Vertreter. —

Die Einschiffung begann. Es gab Tausende von enttäuschten Gesichtern, aber Mister Cook blieb unerbittlich. Niemand wurde gestattet, länger zu bleiben. Genau in derselben Weise, in der vor drei Tagen die Landung erfolgt war, ging nun auch die Abfahrt vonstatten. Wieder war das ganze Meer um die halb vergessenen Drusenkopfinseln von wahren Flotten übersät, auf denen Menschen, die noch immer zu träumen glaubten, die nicht begriffen, was sie in diesen Tagen erlebt hatten, und sich vorkamen, als sollten sie aus einer ganz andern Welt wieder in das Gleichmaß der Tage zurückkehren, an Deck standen und letzte Abschiedsgrüße nach der Wunderinsel hinüberschickten.

Noch nie hatten die Bordtelegraphen so gewaltig zu tun gehabt. Sie wurden von den Vertretern der Regierungen, von den Berichterstattern der Zeitungen umlagert, denn von Isabela aus war niemand ein Telegramm gestattet gewesen.

Um acht Uhr abends meldete Helling vom Cabo Martino: „Neunundneunzigtausendachthundertdreiunddreißig Gäste sowie die Köche und Kellner haben Santa Scientia wieder verlassen. Zurückgeblieben sind hundertfünfundsiebzig Erwählte der fünfunddreißig Völker sowie Don Almeida, Don Serão Argonza aus Chile und die Gesandten des Völkerbundes."

Almeida war natürlich Don João, der noch im Krankenhause lag. Don Argonza war Christobal. Der Präsident Ferreira aus Puitu, der seinen Sohn nicht verlassen wollte, befand sich unter den Vertretern der Regierungen. —

Doktor Schlüter trat in das Zimmer Cooks.

„Wissen Sie nicht, Doktor, was aus Bob geworden ist? Ich habe ihn heute den ganzen Tag über nicht gesehen."

„Ich habe Ihnen etwas sehr Ernstes zu melden. Mister White befindet sich zurzeit in der Klinik von Professor Weigand."

Cook sprang auf. „Er ist verunglückt, schwer verunglückt?"

„Er wird morgen wieder wohlauf sein. Ich habe mein Amt schlecht ausgefüllt. Mister White ist gestern nacht von einer meiner Patrouillen auf dem einsamen Uferweg gefunden worden. Er war seiner Kleider beraubt. Man hatte ihn überfallen und mit Chloroform betäubt."

„Geschah dies von unsern Gästen?"

„Gewiß nicht. Don Christobal, der sich unter dem Namen Serão Argonza in unsere Stadt eingeschlichen hat, ist der Täter, er und der Neger Sam, der auf mir unerklärliche Weise aus dem auch jetzt noch fest verschlossenen Gefängnis entwichen ist."

„Unglaublich!"

„Ich habe auch Mac Iversen, der ja in Wahrheit Mac Gonnor heißt, noch vernommen. Es scheint mir völlig ausgeschlossen, daß er an dem Überfall beteiligt war; darum ließ ich ihn laufen. Es hat sich aber herausgestellt, daß die beiden Räuber mit dem Schlüssel, den Mister White bei sich trug, in das Schatzgewölbe eingedrungen sind."

„Haben sie gestohlen?"

„Nach flüchtiger Schätzung eine halbe Million."

„Und die Täter?"

„Können unter keinen Umständen die Insel verlassen haben. Ich hatte die Kontrolle bei der Abfahrt verdoppelt. Übrigens weiß ich, daß Mac Gonnor von dem Augenblick an, wo ich ihn mit Ihnen im Gespräch traf, bis zu seiner Abreise, die mit dem ersten Transport erfolgte, sein Zimmer nur in Begleitung des gestern in Isabela angekommenen Mister Möller verlassen hat. Es hat sich herausgestellt, daß Mister Mac Gonnor in der Tat ein entfernter Verwandter Mister Möllers ist. Für den Überfall scheidet er also aus."

„Ich weiß."

Mister Cook hatte bereits mit Möller gesprochen, diesem den ganzen „Fall Mac Gonnor" erzählt und ihn gebeten, sich des Mannes nach Kräften anzunehmen.

„Was ist also zu tun?"

„Es ist erwiesen, daß die beiden Täter die Insel nicht verlassen haben können. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß sie sich durch die Kontrolle geschmuggelt haben. Der Neger Sam hat mir übrigens, als ich ihn nach dem Mordanfall verhaftete, mit höhnischem Lachen erklärt, daß er Monate auf der Insel gelebt habe."

Cook überlegte. „Wir wollen einmal mit den Herren

ſprechen, die unſere elektriſchen Anlagen ſchufen. Es müßte doch ſeltſam zugehen, wenn die Elektrizität, die alles vermag, nicht auch die Verbrecher ermitteln könnte."

„Sie meinen?"

„Ich meine gar nichts, ich habe nur einen Gedanken, wie damals, als ich mir vorſtellte, man müſſe ein Auto bauen können, das gleichzeitig im Waſſer, auf der Erde und in der Luft fährt. Erbaut und konſtruiert hat es dann Grotefendt. Jetzt denke ich mir, daß es möglich ſein müßte, Verbrecher aus den Spalten einer Inſel auszuräuchern. Wie das geſchehen kann, iſt wieder Sache der Ingenieure. Laſſen Sie ſich keine grauen Haare wachſen, lieber Doktor! Mit ſolchen Dingen konnten Sie nicht rechnen, und ſolange das geſtohlene Gut noch auf unſerer Inſel iſt, iſt es auch nicht verloren. Vielleicht wäre es gut, vorſichtig Don João zu vernehmen. Kann er auch nicht ſelbſt dabei geweſen ſein, ſo iſt es doch möglich, daß er von den Schlupfwinkeln des Negers Sam etwas weiß."

Eine Stunde ſpäter war das gemeinſame Eſſen, das man den hundertfünfundſiebzig Vertretern der verſchiedenen Nationen und den Mitgliedern der Geſandtſchaft des Völkerbundes gegeben hatte, vorüber. Die Herren waren ſehr zufrieden, nach den Anſtrengungen der Sporttage ſich nun einen Abend in den Dachparks ergehen und ganz nach ihrer Wahl in der Stadt umherwandern zu dürfen. Übrigens war dies eine gemiſchte Kommiſſion, unter der ſich fünfzig Frauen befanden.

Miſter Cook hatte ein Geſpräch mit dem Präſidenten Ferreira, dann forderte er dieſen auf, ihn an das Lager Don Joãos zu begleiten.

Schon vor der Klinik erwartete ihn Geheimrat Frank. „Ich habe Ihnen eine ſehr traurige Mitteilung zu machen."

„Ein neues Unglück?"

„Don João hat, als während der letzten Feſtveranſtaltungen das Perſonal ſein Zimmer verlaſſen hatte, den Augenblick benutzt, durch ein zweifellos abſichtliches Berühren der Starkſtromleitung ſeinem Leben freiwillig ein Ende zu bereiten."

Ferreira ſah den Geheimrat ſtarr und wortlos an.

„Er hat dieſen Brief hinterlaſſen", fuhr dieſer fort.

Es waren nur wenige Worte: „Verzeih, Vater! So iſt es am beſten für dich, für mich und für Puitu."

Einen Augenblick ſtand der alte Herr erſchüttert und bedeckte ſein Geſicht mit der Hand, dann richtete er ſich auf. „Vielleicht hat er recht." Mit feſten Schritten trat er an das Lager, auf das man den toten Don João gebettet und das man aus Rückſicht auf ſeinen Vater mit Palmen und Orchideen geſchmückt hatte. Der Greis verharrte lange in ſtummer Betrachtung. „Mein Sohn war ein Mann von großer Begabung. Er hätte ſeinem Vaterlande nützen können. Jetzt muß ich ihm und beſonders Ihnen danken, daß ich ihn mit Ehren in ſeine Heimat zurücknehmen kann. Sie werden mir geſtatten, noch heute abzureiſen, wenn Sie mir den Gefallen tun wollen, mir ein Luftſchiff zu geben."

„Gern, Exzellenz. Nur muß ich, ſo ſehr ich Ihre Gefühle ehre, vorher noch um eine Unterredung bitten."

Ferreira war wieder in den Anblick des toten Sohnes verſunken. „In einer Stunde ſtehe ich zu Ihrer Verfügung. Jetzt laſſen Sie mir einige Augenblicke der Sammlung!"

Während der alte Staatspräſident am Totenbett ſeines Sohnes zurückblieb, gingen Cook und ſeine Begleiter in das Beratungszimmer des Krankenhauſes.

„Don João hat ſich mutig gezeigt. Nach allem, was geſchehen iſt, war es der einzige Ausweg. Er hat ihn tapfer betreten. Es iſt mir ein Beweis dafür, daß dieſer wohl überehrgeizige, in ſeinen Leidenſchaften zügelloſe Jüngling trotz allem noch Anſtand im Leibe hatte. Er hat an dem Diebſtahl nicht teil."

Auf Cooks Wunſch wurde nach den Ingenieuren telephoniert, und nach kurzer Zeit waren ſie um ihn verſammelt. Auch die beiden Profeſſoren van Rhyn und Vetter waren gekommen.

Es wurde eine lange Beratung, und ſie war erſt zu Ende, als Exzellenz Ferreira nach Miſter Cook fragte.

Dann ſaßen die beiden Herren zuſammen und führten ein ſehr langes

In Geſchwadern ſchoſſen die Flugzeuge gegeneinander, ſchienen zuſammenzuprallen, ſtanden im letzten Augenblick ſtill in der Luft und flogen untereinander hinweg.

Geſpräch. Als in tiefer Nachtſtunde der Zeppelin, der den ſchnell bereiteten Sarg mit der Leiche Don Joãos trug und auch den Präſidenten von Puitu an Bord hatte, ſich in die Luft erhob, hatte Ferreira ſich vollkommen gefaßt. Ja er zeigte ſogar ſchon wieder ein recht hoch erhobenes Haupt. Schließlich wandte er ſich an den Piloten, der auf ſeinen Wunſch das Luftſchiff begleitete. „Haben Sie drahtloſe Telegraphie an Bord?"

„Natürlich."

„Darf ich Sie bitten, ein Telegramm nach Waſhington zu befördern?"

„Gewiß."

Ferreira warf ein paar Zeilen auf das Papier: „Lage geändert. Puitu braucht kein amerikaniſches Geld mehr. Trete von den Verhandlungen zurück."

Der Politiker hatte den Vater verdrängt, und Ferreira war glücklich, daß er den größten Vorwurf, den ſeine Gegner ihm machten, Puitu den Vereinigten Staaten auszuliefern, entkräften konnte.

Eisberge im Kuriſchen Haff / Naturbild H. Schonger und G. Buchheim.

Inzwiſchen war auch Miſter Cook in ſeine Wohnung zurückgekehrt und zeigte durchaus nicht das Geſicht eines Mannes, der über den Verluſt einer Million unglücklich iſt.

Die Nacht breitete ſich über die Stadt Iſabela. Der alte Friede war wieder eingekehrt, ſtill und ſchön lag die Hauptſtadt von Santa Scientia unter den Palmengärten und zwiſchen den rauſchenden, raunenden Waſſern im Schimmer ihrer Märchen und Wunder.

* * *

Als die Herren des Völkerbunds und der Kommiſſionen der fünfunddreißig bei dem Sportfeſt vereinigten Völker am Morgen erwachten und die automatiſchen Diener ihnen das Frühſtück an die Betten brachten, hatte Iſabela ſchon wieder ſein gewohntes Alltagsgeſicht. Freilich, auch jetzt wurde fieberhaft gearbeitet. Alle Hotelzimmer waren, zum Teil ſchon während der Nacht, ausgeräumt und bis auf etwa fünfhundert wieder zu Büros und Werkſtätten geworden, die ihrer Beſtimmung harrten. Eine Menge von Gegenſtänden wurde nach Friſko zurückgeſchafft, viele andere wurden in den Kellergewölben eingelagert, und alle die Männer, die ſich während der letzten beiden Monate eigentlich nur dem Sport und ſeinen Vorbereitungen gewidmet hatten, gingen nun wieder ihren eigentlichen Aufgaben nach.

Die Herren und Damen der Geſandtſchaften wurden zuſammengebeten. Erſt jetzt, am Morgen, fanden ſie Zeit, die Zweckmäßigkeit ihrer Wohnungen zu würdigen. Es waren immer fünf Zimmer um einen Mittelraum gelegt, der als gemeinſames Wohnzimmer diente. Jedes Schlafzimmer hatte natürlich ſein beſonderes Bad, und in jedem der Wohnzimmer waren fünf ſchalldichte Zellen für Telephongeſpräche eingebaut. Die Herren von der Preſſe hatten noch vollkommenere Einrichtungen. Für ſie waren die Telephonzellen ſo geräumig, daß eine jede auch noch einen Schreibtiſch und eine ſelbſttätig arbeitende Schreibmaſchine aufwies. Dieſe Schreibmaſchine war gleichzeitig mit einer Setzmaſchine verbunden. Auf Wunſch erſchien nicht nur das Diktat in etwa zehn Durchſchlägen, ſondern ein einfacher Hebeldruck bewirkte, daß ſich die geſchriebenen Zeilen ſofort in Druckzeilen verwandelten und ſchließlich fertige Matern — das heißt aus einer Papiermachémaſſe hergeſtellte Drucknegative, die ſich ohne weiteres in Blei ausgießen und dann in jede Schnellpreſſe einſchieben ließen — hergeſtellt wurden. Dazu war natürlich an jeder Maſchine eine kurze Gebrauchsanweiſung und gleichzeitig eine Bitte um Entſchuldigung, daß während des Maſſenandrangs der Feſttage ein Telegraphieren nicht geſtattet werden konnte, während jetzt die drahtloſe Telegraphie ebenſo wie der natürlich bis zur höchſten Vollendung ausgeſtaltete Bildfunk für die Herren der Preſſe zu allgemeiner Verfügung ſtanden.

Die Preſſevertreter waren entzückt. Wie ideal war das, ohne von der Anweſenheit einer „Tippdame" geſtört zu werden, in dem behaglichen kleinen Schreib-

und Telephonzimmer zu ſitzen, ſeine Gedanken bei der Zigarre laut zu denken, das heißt vor ſich hinzumurmeln und dann gleich, je nachdem, das fertige Manuſkript oder die gepreßte Mater aus der Maſchine zu empfangen! Aber auch das Telephonieren war herrlich. Wie furchtbar iſt es für den abgeſpannten Berichterſtatter, Stunden am Telephon ſtehen, auf Anſchlüſſe warten, unter den Störungen der Leitungen leiden und dasſelbe vielleicht zehnmal in den Apparat ſprechen zu müſſen! Alles dies fiel hier weg. Die Herren brauchten nur die Nummern der Anſchlüſſe zu melden, dann wurde in der Zentrale der Reihe nach umgeſtellt. Darauf brauchte man aber gar nicht zu warten. Man legte einfach ſein einmal niedergeſchriebenes Manuſkript auf die Leſemaſchine und ging ſeiner Wege. Ganz automatiſch und nach der Reihenfolge der Meldungen ſchaltete ſich dann einer dieſer Diktierapparate nach dem andern ein, und wenn die Herren nach Stunden zurückkamen, fanden ſie auf dem Pult der Maſchine alle die Nummern verzeichnet, an die das ſelbſttätige Diktat inzwiſchen abgegangen war, und von jedem dieſer Diktate ein Doppel, das ihnen ermöglichte, zu beurteilen, ob auch alles genau ſo in die Welt hinaus telegraphiert worden war, wie ſie es gewollt hatten. Das wäre eigentlich gar nicht nötig geweſen, denn die Maſchine konnte ja nur wiederholen, was man in ſie hineinſprach, konnte aber nicht durch Verſprechen oder unwillkürliche Änderungen, die einem lebenden Sekretär unterlaufen mögen, die Sätze ummodeln.

(Fortſetzung folgt)

Angeſeiltes Eispferd auf dem Kuriſchen Haff mit der langen Deichſel / Naturbild H. Schonger und G. Buchheim.

Schlittenfahrt über das Kuriſche Haff / *Von Gustav Buchheim*

Wir lenken unſere Schritte nach einem ſtillen Winkel unſeres ſchönen Vaterlandes, der, nur wenig bekannt, doch die mannigfaltigſten landſchaftlichen Reize bietet. Wer einmal das Kuriſche Haff geſehen und einige beſchauliche Tage an ſeinen Ufern verbracht hat, der wird es niemals vergeſſen. Es reicht von dem ſchönen Oſtſeebade Cranz bis nach Memel. Dem Kuriſchen Haff vorgelagert iſt die Kuriſche Nehrung, eine ſchmale Landzunge von rund hundert Kilometer Länge, die ſich nur in der Nähe der alten Stadt Memel dem Haff öffnet. Das Haff ſelbſt alſo iſt ein verhältnismäßig ſtiller Meerbuſen, deſſen Waſſer zum Teil ſüß, zum Teil brackig iſt. Lange Dünengebiete umſchließen es, und obwohl die Nehrung als Wall gegen die Fluten wirkt, raſt doch der Sturm oft mit gewaltiger Kraft über die blauen Waſſer.

Ein hartes Volk wohnt dort. Wind und Wetter haben tiefe Furchen in die braunen Geſichter gegraben, und

Anlocken der Fiſche unter dem Eis durch das „Bullerbrett" / Naturbild H. Schonger und G. Buchheim.

wortkarg und ſtill gehen die Nehrunger an ihre Arbeit, hauptſächlich die Fiſcherei. Im Sommer mag es noch gehen, da leuchtet die Sonne blitzblank über das Waſſer, und die Netze, die der Fiſchreichtum des Haffs füllt, laſſen ſich raſch und leicht einholen.

Linienätzung auf Elfenbein.

Anders liegen die Dinge im Winter. So um Weihnachten herum beginnt die Waſſerfläche zu gefrieren. Zuerſt legt ſich eine dünne Eisdecke über das Meer, es ſieht aus, als wenn ſich Haut über Milch bildet; aber die Eisdecke wird raſch dichter, und nun warten jung und alt ſehnſüchtig, bis das Eis ſo dick iſt, daß es Schlitten und Menſchen trägt. Die Nehrunger ſind während dieſer Zeit, wo die Schiffe nicht fahren, aber das Eis noch nicht tragfähig iſt, faſt von allem Verkehr abgeſchnitten, denn niemand kann übers Haff. Im Spätherbſt oder im beginnenden Frühling, wenn die Lebensmittel knapp werden, kommt dann wirklich einmal der Hunger zu Gaſte. Manchmal aber hat der Himmel ein Einſehen, und dann iſt das Eis zu Weihnachten ſo dick, daß die Schlitten angeſpannt werden können. Wie die weite Fläche funkelt und blitzt! Millionenfach bricht ſich die Sonne auf dem blanken Eiſe, zart und hell klingen die Glocken, die die Pferde tragen, durch die klare Luft. Scharf brauſt der Sturm aus Nordoſt. Faſt durch die dichten Pelze pfeift er und zauſt uns die Mützen vom Kopf. Wie im Tanze eilen die Pferde dahin, ſo leicht ziehen ſich die Schlitten auf der glatten Fläche, und kaum einmal ſpielt die Peitſche über die glatten Pferderücken. So geht es Meile um Meile.

Wir wollten die Fiſcher weit draußen am Haff beſuchen, die ſelbſt jetzt in harter Winterkälte ihre Netze unter das dicke Eis legen. Keiner von uns dachte daran, während wir wie der Wind dahinflogen, daß Gefahren und Tod auf dem blanken Eiſe lauern könnten. Dieſes iſt ſo klar, daß man manchmal das grüne Meerwaſſer darunter leuchten zu ſehen meint; wie eine weite Waſſerfläche mutet es an. Es heißt vorſichtig fahren, denn nur allzu leicht drückt der Sturm Schlitten und Pferd zur Seite, das Fahrzeug dreht ſich, und kopfüber fliegen alle auf die glatte Fläche. Dann wieder kommen weite Strecken, auf denen der Schnee liegt, der alle Unebenheiten verbirgt, aber auch jene Riſſe und Spalten, unter denen der Tod lauert. Manchmal birſt das Eis, und nun iſt da eine Rinne, die ſchwarz und heimtückiſch durch die funkelnde Fläche zieht. Liegt Schnee darüber, dann bricht das Pferd ein, und raſch heißt es dann ans Werk gehen. Die überlange Deichſel reicht wohl von einem Eisrand zum andern, aber das Pferd liegt doch im Waſſer, und obzwar die Eisränder, dick und ſtark, die Retter tragen, gelingt es dem Tiere doch nur in den ſeltenſten Fällen, aus eigener Kraft herauszuklettern. Manchmal kann man es am Schwanze herausziehen, aber meiſtens muß ihm doch eine Schlinge um den Hals gelegt werden und eine andere um den Schwanz, ehe das Rettungswerk gelingt. Bei ſchlechten Eisverhältniſſen gibt man dem Pferde, wenn man über das Haff fahren will, ſchon vorher eine Schlinge um den Hals, deren langes Ende der Kutſcher in der Hand trägt. Bricht nun das Tier ein, was gar nicht zu den Seltenheiten gehört, ſo wird die Schlinge zugezogen; das Pferd erhält dann keine Luft, bläht ſich alſo auf und kann nun leicht am Schwanz herausgezogen werden. Dies iſt ein zwar nicht ſehr mildes, aber zweckentſprechendes Verfahren. Die guten Eispferde kennen dieſe Fährniſſe und ſetzen mit kühnem Schwung über den lauernden Eisbruch. Kommt aber ein Pferd triefend aus dem eiskalten Waſſer, dann wird es abgerieben und raſch wieder eingeſpannt, und nun ſauſt der Schlitten in raſender Fahrt über die ſchimmernde Fläche, damit ſich das Tier warm läuft.

Nicht leicht iſt die Arbeit der Fiſcher. Mit der Eishacke ſchlagen ſie große viereckige Löcher in das dicke Eis, oft im heulenden, tobenden Sturm; mit klammen Fingern werden die Netze unters Eis und ins Waſſer gebracht, eine lange, harte Arbeit. Dann wird ein breites Brett unters Eis geſchoben, auf das die Fiſcher mit Holzklöppeln ſchlagen, wie wir das auf unſerm dritten Bilde ſehen können. Der dumpfe Lärm lockt die Fiſche an, die neugierig unter dem Eis herankommen und in die Netze laufen. Das „Bullerbrett“ iſt der beſte Behelf des Fiſchers zum Fang unter Eis, und manchmal ſtrahlt ſein verwittertes Geſicht, wenn eine reiche Beute von Zandern, Kaulbarſchen, Hechten und Plötzen auftaucht. Alles an den Leuten iſt hartgefroren, dick ſitzt das Eis im Bart. Ärmel und Waſſerſtiefel ſind mit harten Kruſten verſehen, und die geſchürzten Röcke der Frauen und Mädchen, die tapfer mithelfen, ſtehen weit ab wie die Reifröcke zur Zeit unſerer Urgroßmütter. Es ſieht drollig aus, wenn die derben Männerſtiefel, die die weiblichen Helfer tragen, unter den ſteifgefrorenen Röcken hervorſehen. Manchmal aber wird das Netz heraufgezogen, ohne daß etwas darin wäre, was Verdienſt brächte. Dann wird trübſelig heimgegangen übers weite, unendliche Haff.

Schön iſt es, wenn die Sonne zur Ruhe geht oder wenn ſie morgens als brennende Scheibe hinter der endloſen Fläche erſcheint. Rot und flammend ſpiegelt ſie ſich in jedem Kriſtall und färbt die ſtille Landſchaft purpurn. Die Pferdchen klingeln, als mache es ihnen Spaß, der Atem dampft aus den Nüſtern, alles iſt froh, die Schlitten ſauſen nur ſo dahin, bis ſich plötzlich eine Felswand auftürmt, eine Felswand, die ein Zau-

berer geschaffen haben könnte. Eisberge erheben sich, die der heulende Nordost, bevor er das Haff noch in Fesseln legte, aus Schollen, Schnee, Kristallen und flockigem Schaum aufbaute, so hoch, so groß, so gewaltig und seltsam geformt, wie sie kaum am Nordpol wilder und schöner entstehen können. Unser erstes Bild zeigt uns solche Berge. Wenn darin die Sonne in glühenden Farben erstrahlt, wenn Milliarden von funkelnden Blitzen daraus hervorschießen, wenn das leuchtende Weiß in allen Tönen des Regenbogens schimmert, dann prägt sich solch Wintertag im Kurischen Haff unvergänglich in unser Gedächtnis, und nur bedauern kann man, daß es dem Kameramann Hubert Schonger, der all diese wundervollen Bilder in seinem prachtvollen Film „Im Lande des Vogelzuges" einfing, nicht auch gelang, die märchenhaften Farben festzuhalten.

Das Ätzen von Metallen und andern Materialien für kunstgewerbliche Zwecke / *Von Professor F. Moser*

Mit dem Worte „Ätzen" bezeichnet man einen Vorgang, bei dem die Oberfläche eines Körperteiles oder Gegenstandes durch scharfe, zerstörend oder lösend wirkende Mittel angegriffen oder chemisch verändert beziehungsweise zum Teil entfernt wird.

Vom Ätzen, wie es in der Heilkunde oder wie es bei den verschiedenen Hoch- und Tiefdruckverfahren der vervielfältigenden Künste angewendet wird, soll im nachstehenden nicht die Rede sein, sondern nur vom Ätzen von Metallen und andern Materialien für kunstgewerbliche Zwecke, das bereits im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert von Gold-, Harnisch- und Waffenschmieden und andern Handwerkern angewandt wurde.

Am häufigsten wurden in der Zeit, die man in der Kunstgeschichte Renaissance nennt, die Oberflächen von Metallgegenständen, wie Rüstungen, Waffen, Kassetten und so weiter, auch einzelne Teile von Geräten, Uhren und dergleichen mit geätzten Ornamenten versehen, mitunter auch Tischplatten aus Solnhofener Kalkstein und Perlmuttergegenstände, während das Ätzen von Gläsern erst später, das von Elfenbein- und Knochenbeingegenständen erst vor einigen Jahren erfunden wurde.

Im allgemeinen handelte es sich in allen Fällen darum, diejenigen Teile der zu ätzenden Oberflächen, Füllungen oder Einzelheiten, die unverändert bleiben sollten, mit einem schützenden Überzug zu bedecken und die andern Teile mit Ätzmitteln — Säuren und Salzen — zu bearbeiten, die den Schutzüberzug nicht angriffen. So einfach diese Erklärung lautet, so ist doch bei den verschiedenen Verfahren ein gutes Gelingen von der Anwendung bewährter Rezepte, von einer gewissen Geschicklichkeit und nicht zuletzt von einer längeren Erfahrung abhängig. Immerhin können diese Technik auch geschickte Dilettanten, die künstlerisch begabt sind und einige Kenntnisse von Chemie besitzen, mit gutem Erfolg ausüben. Für solche kommen etwa nachbenannte Materialien und Gegenstände in Frage:

1. aus Kupfer-, Messing- oder Eisenblech hergestellte Namenschilder, Broschen, Briefbeschwerer, Kassetten, Becher, Federhalterschalen, Uhrschilde, Papiermesser und dergleichen Dinge, die mit erhaben oder vertieft wirkenden geätzten Ornamenten versehen werden können;
2. alte oder neue Zinnteller oder Zinnbecher, die man mit geätzten Wappen oder Inschriften verzieren will;
3. Namenschilder aus Glas oder auch Trinkgläser und Glasvasen;
4. Briefbeschwerer, ja sogar kleine Tischplatten aus Marmor oder Solnhofener Kalkstein, aus denen einzelne Teile herausgeätzt werden können;
5. Broschen, Anhänger, Kassettenmedaillons, Papiermesser und dergleichen aus Elfen- oder Knochenbein;
6. Gegenstände aus Perlmutter.

Es gibt zweierlei Arten von Verzierungen, die auf den genannten Gegenständen möglich sind, erhabene und vertiefte. So ist zum Beispiel das abgebildete Uhrschild mit erhabenen Ornamenten und vertieften Stundenziffern, das Namenschildchen der untenstehenden Abbildung nur mit erhabenen Buchstaben und Ornamenten, das Medaillon des ersten Bildes dagegen nur mit vertieft geätzten Umrissen und Schraffierungen ausgeführt worden.

Bei der Herstellung erhaben wirkender Verzierungen

Entwurf zu einem Namenschild für Metallätzung, ausgeführt in Messingtiefätzung von F. Moser.

hat man mit einem Schutzlack, dessen Zusammensetzung in der nächsten Fortsetzung angegeben wird, alle Einzelheiten mit Hilfe ganz feiner Marderpinsel oder größerer Haarpinsel auf den geschliffenen und gut gereinigten Untergrund dick aufzumalen und bei der Herstellung vertiefter Ornamente, Schriften, Zahlen, figürlicher oder landschaftlicher Zeichnungen in Ätztechnik zuerst die ganze Fläche dünn zu grundieren und nach dem Trocknen des Schutzüberzuges in diesen mit Hilfe von Nadeln oder sonstigen in Holzstiele gefaßten scharfen Werkzeugen hineinzuzeichnen, um dadurch den Lack an einzelnen Stellen wieder zu entfernen und dort den Untergrund bloßzulegen.

Das Ätzen erfolgt sodann in kürzerer oder längerer Zeit durch Ätzmittel, die im nächsten Heft beschrieben werden. Nach dem Ätzen wird der Schutzlack mit Terpentinölersatz oder Benzin aufgelöst und durch sorgfältiges Putzen mit Baumwollappen vollständig entfernt. Bei Ätzungen von Elfen- und Knochenbein ist eine Nachbehandlung erforderlich, die ebenfalls im nächsten Heft beschrieben werden wird. Bei allen Ätzungen werden zum Zwecke kräftigerer Wirkung die vertieften Stellen — Grund oder Zeichnung — zuletzt mit irgend einer dunkleren Wasser- oder Ölfarbe — letztere mit wenig Sikkativ verdünnt — mittels eines flachen Pinsels eingestrichen, wobei natürlich auch die nicht geätzten Teile gefärbt werden. Sodann überspannt man ein flaches Brettchen — je nach der Größe des Gegenstandes ein größeres oder kleineres — derart mit Baumwollstoffstreifen, daß der Stoff ganz eben aufliegt, und überstreicht mit der Stoffseite langsam die ganzen geätzten Flächen.

Da die auf der ungeätzten Oberfläche haftende Farbe sich nicht auf einmal entfernen läßt, so muß man öfters den Baumwollstoffbezug erneuern. Bei einiger Übung wird es sehr bald gelingen, die Farbe nur von den nicht geätzten Flächen zu entfernen, so daß eine klare Wirkung entsteht. Die Farbe muß je nach der Dicke des Auftrages und der Art des Bindemittels einen Tag oder länger trocknen. Man kann auch schwarzen Spirituslack benutzen, der sehr rasch trocknet; nur muß man in diesem Falle zum Entfernen der Farbe von den ungeätzten Stellen mit Spiritus angefeuchtete Baumwollstoffstreifen benutzen. In manchen Fällen wird man die Vertiefungen mit verschiedenen Farben einreiben, zum Beispiel die Ziffern auf dem Uhrschild mit Rot, die Vertiefungen im Ziffernring mit Blau, den Grund der Ornamente mit Schwarz oder bei dem runden Medaillon die Ätzlinien des Blattes grün, der Blumen rot und grün, des Zickzackbandes blau behandeln, je nach Geschmack und Geschicklichkeit. Es lassen sich dadurch recht reizvolle Wirkungen erzielen. (Schluß folgt)

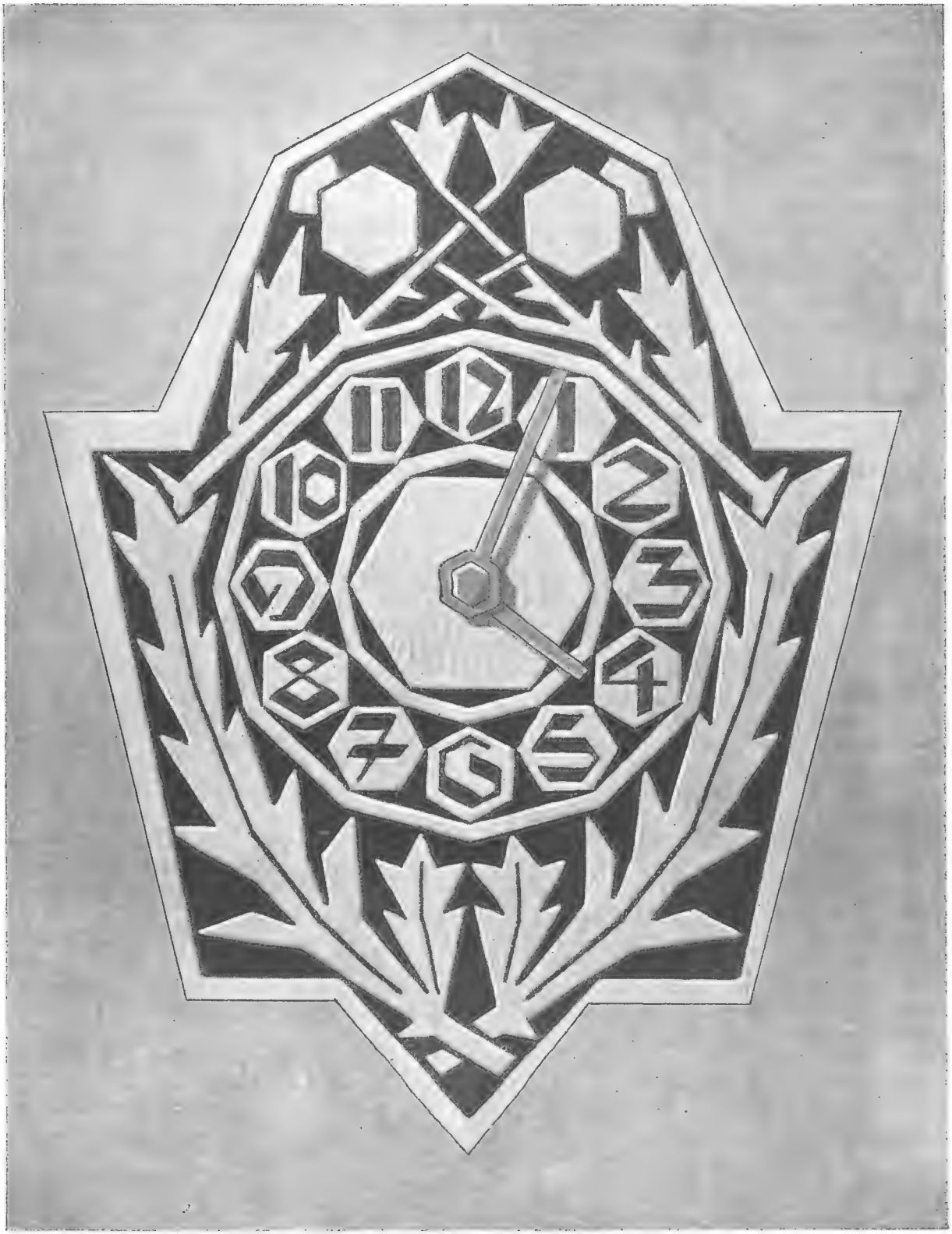
Meine erste Bekanntschaft mit den Massai

Von einem alten Ostafrikaner

Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre her, als ich meine erste Bekanntschaft mit den Massai machte. Ich hatte schon viel von ihnen gehört, die eine ganz gefährliche Gesellschaft sein sollten. Eine Menge Schauergeschichten waren über sie im Umlauf, aber ich hatte trotz meinem noch kurzen Aufenthalt im Lande doch schon genug Erfahrung, um zu wissen, daß man in Afrika noch weniger als anderswo alles für bare Münze nehmen darf, was einem als todsicher aufgetischt wird. Besonders gilt dies von unserm ostafrikanischen Schutzgebiet, wo der „Küstenklatsch" blühte wie nirgends, nicht nur unter den leichtgläubigen und schwatzhaften Suaheli und der arabischen und indischen Bevölkerung, sondern auch unter den Europäern. Da wußte einer immer mehr als der andere, und wenn man dann einer Sache auf den Grund ging, so merkte man bald, daß entweder gar nichts dahinter steckte oder daß sie im höchsten Maße aufgebauscht war.

So war es auch mit dem, was man sich von den Massai erzählte. Dabei war dieses Hirten- und Wandervolk, das früher allerdings, auch noch im ersten Jahrzehnt der deutschen Herrschaft, durch seine Kriegs- und Raubzüge den Schrecken aller ansässigen Negervölker und aller Handelskarawanen zwischen den großen Seen und dem Küstengebirge gebildet hatte, schon längst pazifiziert, das heißt, die Massai mußten Frieden halten, konnten nicht mehr ungehemmt ihren Raub- und Mordgelüsten nachgeben, wenn sie nicht die empfindlichsten Vergeltungsmaßnahmen durch Strafexpeditionen gewärtigen wollten. Sie konnten aber auch aus einem andern Grunde nicht mehr so hausen wie ehedem, denn sie waren schon damals nicht mehr die Leute, die sie noch vor zwanzig Jahren gewesen. Furchtbare Viehseuchen, besonders die des Jahres 1891, hatten ihnen schwer zugesetzt. Zu Tausenden und aber Tausenden waren sie dem Hunger erlegen, denn ihr einziger Besitz und beinahe ihre einzige Nahrungsquelle waren ihre riesigen Viehherden, deren Bestand sie durch Viehraub bei den ansässigen Negern und durch Überfall von Karawanen beständig vermehrten. Dazu waren sie aber auch durch ihre ganze Lebensweise gezwungen. Nach ihren strengen Speisevorschriften durften nämlich die Elmoran, das sind ihre Krieger, zu denen die ganze männliche Bevölkerung vom sechzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahre gehörte, außer Honig und Zuckerrohr nur Fleisch, Blut und Milch der Herdentiere genießen, aber keine pflanzliche Nahrung, auch kein Wildfleisch. Diese waren nur den Elmorua gestattet, den verheirateten Männern, die keine Krieger mehr waren, und den Frauen und Kindern. Diese machten jedoch von der Erlaubnis auch nur spärlichen Gebrauch.

Das alles hatte sich seitdem wesentlich geändert. Die



Uhrschild, für Zinn- oder Messingätzung gedacht.

grauenvolle Notzeit hatte die Einhaltung der alten Speisegebote natürlich unmöglich gemacht. Die Massai waren gezwungen, sich mehr als bisher der Jagd zuzuwenden und auch die verpönte Pflanzenkost nicht länger zu verschmähen. Ein Teil von ihnen war zu halber Ansässigkeit übergegangen, indem sie Zuflucht bei friedlichen Negerstämmen gefunden hatten und dort als Hirten verwendet wurden. Zu etwas anderm waren sie nicht zu gebrauchen. Die überwiegende Mehrzahl aber war dem alten Nomadenleben treu geblieben und durchstreifte nach wie vor, allerdings nur noch in kleinen Horden, ihr Vieh hütend und jagend, die öden Grassteppen und die wildreichen Busch- und Baumsavannen des Hochlandes. Aber ihr altes Räuberhandwerk konnten sie nirgends mehr in der früheren Weise ausüben, auch dort nicht, wo Straferpeditionen nicht so leicht hinkommen konnten, denn ihre Stoßkraft war dahin. Die Neger fürchteten sich kaum noch vor ihnen und schickten sie bei ihren gelegentlichen Versuchen, Vieh zu stehlen, meist mit blutigen Köpfen heim. Auch der alte kriegerische Massaigeist machte sich kaum mehr bemerkbar. Trotzdem erzählte man sich im Küstenlande immer noch die haarsträubendsten Dinge von ihrer Wildheit und sagte einem jeden, der ins Massailand zog, das Schlimmste voraus.

Ich hatte bis dahin noch keinen Massai zu Gesicht bekommen, obgleich ich gar nicht weit von ihrem gewöhnlichen Streifgebiet tätig war. Ich war nämlich damals als Ingenieur beim Bau der Zentralbahn beschäftigt und hatte schon manchen erfolgreichen Jagdausflug in die Randgebiete der Massaisteppe unternommen, aber immer nur auf ein paar Tage. Gnu- und Antilopenhörner, Vogelbälge aller Art und mancherlei andere Jagdbeute zierten bereits die Wände meiner Wellblechbaracke, aber es war zu meinem Leidwesen noch kein Löwenfell darunter, trotzdem es gerade genug Löwen in der dortigen Gegend gab. Alle Nächte hörte ich sie brüllen, aber sie waren scheu und sehr vorsichtig, und es war ihnen schwer beizukommen.

Da bot sich mir unerwartet Gelegenheit, an einer mehrwöchigen Jagdexpedition teilzunehmen. Ich hatte gerade einen längeren Erholungsurlaub, der mich von den Nachwehen einer heftigen Malariaerkrankung befreien sollte. Freilich wäre es das Gescheiteste gewesen, wenn ich zu diesem Zweck die gesunde Höhenluft des Usambara- oder des Ungurugebirges aufgesucht hätte, aber da die Regenzeit eben vorüber war, so war auch ein längerer Aufenthalt in der trockenen Hochlandsteppe und in der Pori, das heißt in den Trockenwäldern der Savanne, mit ihren kühlen, erfrischenden Nächten der Gesundheit durchaus zuträglich, und was die Anstrengungen einer solchen Jagdexpedition betraf, so konnte ich diese erforderlicherweise für meine Person auf ein ganz geringes Maß einschränken, denn wir reisten, wenigstens für afrikanische Verhältnisse, ziemlich behaglich und konnten es uns so bequem wie möglich machen. Die beiden Herren nämlich, die die ganze Sache veranlaßt hatten und mich freundlichst zur Teilnahme einluden, ein reicher Engländer, der die Jagdgründe der halben Welt kannte, und sein Freund und Jagdgenosse, der ihn auf allen seinen Jagdzügen begleitete, ein ehemaliger deutscher Offizier, hatten zwei große, geräumige Planwagen, so wie sie die Treckburen zu benutzen pflegen, gemietet, damit sie ihnen als Beförderungsmittel für ihre umfangreiche Ausrüstung und für die zu erwartende reiche Jagdbeute dienen sollten, aber auch als Standquartier für ihre Jagdstreifen. Wenn die beiden Nimrode sich auch an Anstrengungen aller Art gewöhnt hatten, so waren sie doch allmählich in ein Alter gekommen, wo man die Bequemlichkeit nicht mehr so stolz von der Hand weist wie in jungen Jahren. Zudem entgingen sie auf diese Weise all dem Ärger und den vielen lästigen Scherereien, die sie mit einer vielköpfigen Trägerkarawane gehabt hätten. So brauchten sie außer den Treibern für die Zugochsen nur einige wenige Suaheliboys zu ihrer Bedienung und für alle die Verrichtungen, die ein Europäer nicht selbst vornehmen kann, ohne seinem Ansehen bei den Eingeborenen etwas zu vergeben. Ferner hatten sie einen alten, erfahrenen Unteroffizier der Schutztruppe

Ein Eingeborenendorf im afrikanischen Urwalde / Phot. Ufa, Berlin.

bei sich als Führer und Dolmetscher, einen Mnjamwesi aus dem Seengebiet, der alle Mundarten Ostafrikas kannte und sich in seiner Uniform recht stattlich ausnahm.

Wir waren bereits zwei Wochen unterwegs. Obgleich wir noch nicht in die reichsten Wildgebiete vorgedrungen waren, hatten wir doch schon eine ansehnliche Jagdbeute beisammen. Auch ein kapitaler Löwe war darunter, und, was das schönste dabei war — er gehörte mir. Ich hatte ihn vor ein paar Tagen erlegt, ich ganz allein, und ich war nicht wenig stolz darauf. Freilich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich hatte dieses Jagdglück mehr meinem Leichtsinn und meinem Unverstand zu verdanken als meiner Jagdgeschicklichkeit, was ich denn auch von meinen beiden Jagdkameraden zur Genüge zu hören bekam. Bei den Schwarzen allerdings galt ich von da an als Held.

Die Sache hatte sich aber so zugetragen. Wir hatten unser damaliges Standquartier in der grasreichen Lichtung eines ziemlich ausgedehnten Miombowaldes, unmittelbar bei einem kleinen, nur aus ein paar armseligen Strohhütten bestehenden Negerdorfe, dessen Bewohner wir durch die von einigen Geschenken kräftig unterstützte Überredungskunst unseres sprachkundigen Mnjamwesi dafür gewonnen hatten, daß sie uns beim Aufspüren und Zutreiben des Wildes behilflich waren. In der Nähe gab es einen Wasserlauf, der noch von der Regenzeit her genügend Wasser für unsere Zugtiere hatte. Im übrigen war auf Meilen im Umkreis keine menschliche Siedelung in dieser Wildnis anzutreffen, und so war unser Standquartier für unsere Zwecke geradezu ideal, zumal die nahe Savanne sehr wildreich war.

Dieses Standquartier hatte ich in der Gluthitze eines Frühnachmittags, während alles schlief, heimlich verlassen und mich nach der Savanne geschlichen, um einmal ganz allein zu pirschen. Das war eine Torheit und zugleich ein Leichtsinn sondergleichen, denn zu dieser Tageszeit hält sich das Wild in seinen Schlupfwinkeln verborgen und ist die Gefahr eines Sonnenstichs, die einem von der afrikanischen Sonne immer droht, am größten. Aber in meinem Jagdeifer dachte ich nicht daran; ich war eben doch noch zu sehr Neuling in Afrika.

Als ich etwa eine Stunde weit vom Lager entfernt war und schon wieder umkehren wollte, weil ich tatsächlich keine Klaue und keine Feder zu Gesicht bekommen hatte und die Hitze wirklich unerträglich war, hörte ich auf einmal ein merkwürdiges Geräusch, als ob etwas hin und her gezerrt würde. Es schien aus einer mit Dornbusch und Schirmakazien ziemlich dicht bewachsenen flachen Bodenmulde ganz nahe vor mir zu kommen. Das Repetiergewehr schußfertig, pirschte ich mich vorsichtig weiter und hatte eben den Rand der Mulde erreicht, als sich plötzlich, keine zehn Schritt vor mir, ein — Löwe vom Boden erhob, ein alter Bursche mit einem gewaltigen Kopf und fast schwarzer Mähne. Ich hatte ihn offenbar bei einem üppigen Mahle gestört, denn vor ihm lag ein schon halb aufgezehrtes junges Zebra, und von seinem Maule troff das Blut. Ich war bei seinem unerwarteten Anblick so erschrocken, daß ich wie erstarrt stehen blieb. Aber auch die Bestie schien kein Verlangen zu verspüren, sich auf mich zu stürzen; sie war wohl zu vollgefressen. Nur ein zorniges Knurren drang aus der breiten Brust. Das weckte mich aus meiner Erstarrung. Ich riß die Büchse an die Backe und schoß, ohne zu zielen, rasch hintereinander, zweimal — dreimal — viermal. Furchtbar brüllte die Bestie auf, machte einen vergeblichen Versuch, mich zu packen, knickte jäh zusammen und fiel wie ein Sack auf die Überreste des Zebras. Sie war tot; ich hatte sie ins Leben getroffen.

Welch ein Glück! Wenn ich bei der blinden Schießerei gefehlt oder nicht die richtige Stelle getroffen hätte, oder wenn der Löwe nur ein wenig angriffslustiger gewesen wäre, so wäre es mit mir aus gewesen. Darum dankte ich denn auch meinem Schöpfer aus tiefstem Herzensgrunde, daß die Sache einen so glücklichen Ausgang genommen hatte, und gelobte mir, nie wieder so leichtsinnig zu Werke zu gehen. Aber ich freute mich doch riesig, daß ich nun meinen Löwen hatte. Ich mußte ihn natürlich zunächst liegen lassen und kehrte ins Lager zurück, wo ich von meinen Jagdgefährten tüchtig aus-

Massai auf dem Kriegspfade / Phot. Ufa, Berlin.

gescholten wurde. Kurz vor Sonnenuntergang brachten dann die ausgesandten Schwarzen die wertvolle Jagdbeute mit Triumphgeheul ins Dorf.

Doch um wieder aufs Thema zurückzukommen, wenige Tage nach diesem aufregenden Jagderlebnis machte ich zum erstenmal die Bekanntschaft der Massai. Ich muß aber gestehen, dieses erste Zusammentreffen mit den gefürchteten Räubern war nicht halb so gefährlich wie das mit meinem Löwen. Ja, es entbehrte sogar nicht eines gewissen komischen Beigeschmackes, und ich würde wohl zeit meines Lebens ein nicht ganz zutreffendes Bild von diesem immerhin recht interessanten, leider im Aussterben begriffenen Volke haben, das gar nicht zu den Negern gehört, sondern hamitisch-semitischen Ursprungs ist, wenn ich nicht später wiederholt Gelegenheit gehabt hätte, es näher kennenzulernen.

Wir hatten es uns gerade zum Nachmittagschlummer bequem gemacht, als es plötzlich bei den Negern drüben ungewöhnlich laut wurde. Wir sahen, wie die Schwarzen sich um zwei soeben mit allen Anzeichen großer Erregung angekommene junge Burschen scharten, die ihnen unter lebhaften Gebärden irgend eine Mitteilung machten, ohne daß wir verstehen konnten, um was es sich handelte. Daß es auch uns angehen mußte, konnten wir daraus schließen, daß sie immer wieder auf uns deuteten. So schickten wir unsern Mnjamwesi hinüber. Mit der ihm eigenen würdevollen Art brachte er zunächst einmal die schnatternde Gesellschaft zur Ruhe und ließ sich dann berichten. Nach ein paar Minuten schon kehrte er zurück und meldete, selbst ziemlich erregt, was er vernommen hatte, und was wir jetzt zu hören bekamen, brachte auch uns auf die Beine.

Die beiden jungen Schwarzen waren nämlich vor mehreren Stunden weit draußen in der Savanne bei einem Wäldchen auf das Wanderlager einer Massaihorde gestoßen. Glücklicherweise wurden sie nicht bemerkt, da die etwa dreißig Köpfe starke Elmoranschar gerade bei einer lebhaften Beratung war. Dagegen hatten sie, der Sprache der Massai nicht ganz unkundig, erlauscht, daß die dreißig schon in der nächsten Nacht das einsame kleine Negerdorf, von dessen Vorhandensein sie merkwürdigerweise Kunde hatten, überfallen wollten. Von unserer Anwesenheit schienen sie keine Ahnung zu haben. Mit den wenigen Dorfbewohnern hofften sie wohl leicht fertig zu werden.

Da galt es rasch zu handeln, und wir zögerten keinen Augenblick, mit den Schwarzen die nötigen Vorbereitungen zu einem warmen Empfang der ungebetenen Gäste zu treffen. Vor allem durften wir sie gar nicht ganz herankommen lassen, schon um der Frauen und Kinder willen. Dann aber galt es, einen für uns günstigen Kampfplatz ausfindig zu machen. Es war anzunehmen, daß die Massai nicht erst in der Nähe des Dorfes, wo sie leicht bemerkt werden konnten, die Savanne verlassen, sondern sich so weit wie möglich im Schutze des Waldes heranschleichen würden. Die Schwarzen gaben mit ziemlicher Bestimmtheit die Stelle an, wo die Räuber den Wald betreten würden. Sie befand sich etwa eine Stunde nördlich vom Dorfe. Dorthin begaben wir uns, zusammen zwanzig Köpfe stark, wir drei Europäer, der Unteroffizier, sechs unserer Suaheliboys, auf die allerdings nicht viel Verlaß war, da in ihren Köpfen noch jene Schauergeschichten spukten, und zehn mit Bogen, Pfeilen und Speeren bewaffnete Schwarze. Die übrigen blieben zum Schutz des Lagers und des Dorfes zurück.

Wir verteilten uns rings um eine kleine, mit mannshohem Gras bewachsene Lichtung, über die die Massai ihren Weg nehmen mußten. Dichtes Buschwerk bot uns ausgezeichnete Deckung. Wir wollten nach Möglichkeit Blutvergießen vermeiden, deshalb gebot Hauptmann N., der als ehemaliger Offizier die Leitung übernommen hatte, den Boys und den Schwarzen, auf keinen Fall eher loszuschlagen, als bis er durch einen Pfiff das Zeichen zum Angriff geben würde. Dann warteten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Unsere Geduld wurde auf keine lange Probe gestellt. Es mochte noch eine halbe Stunde bis Sonnenuntergang sein, da meldete der ausgesandte Späher: „Sie kommen!" Richtig, noch waren keine zehn Minuten vergangen, da tauchte der erste Massai drüben auf. Als er nichts Verdächtiges bemerkte — wir hatten wohlweislich vermieden, die Lichtung selbst zu betreten, um nicht durch niedergetretenes Gras unsere Anwesenheit zu verraten — winkte er nach rückwärts und schritt rasch über die Lichtung. Ihm nach folgten, immer einer in die Fußstapfen des andern tretend, die übrigen. Hei, was waren das für prächtige Gestalten! Schlank, hochgewachsen, mit schokoladebrauner Hautfarbe und kurzgeschorenem Kraushaar, bis auf den schmalen Schurz völlig nackt, nur mit etwas Schmuck behängt, in der Rechten die gefürchtete lange Stoßlanze, in der Linken den mächtigen, buntbemalten Lederschild. Ein malerischer Anblick! Ich konnte nicht anders, ich mußte rasch eine Aufnahme machen; meinen Kodak hatte ich ja wie immer bei mir, und die Belichtung konnte nicht günstiger sein. Eben knipste ich, da krachte ein Schuß. Einer der Suaheli hatte in der Erregung den gespannten Drücker seiner Büchse berührt. Wie erstarrt standen die Massai. Na, nun geht's los! dachte ich. Schade um die prächtigen Kerls, die da in der Falle stecken! Doch es kam anders.

Wir waren bei dem Schuß sämtlich aufgesprungen, auch Hauptmann N., aber den Angriffspfiff ließ er nicht ertönen. Es war nicht nötig, und unnötiges Blutvergießen lag uns, wie gesagt, fern. Die Erstarrung der Massai dauerte nur ein paar Sekunden. Als sie sich so unerwartet Europäern gegenübersahen und gar die ihnen wohlbekannte Schutztruppenuniform erblickten, kam Leben in sie, und was für Leben! Es war geradezu zum Lachen. Mit Sätzen, die einem Springbock Ehre gemacht hätten, stürzten sie zurück und waren im Nu im Walde verschwunden. Wir nahmen sofort die Verfolgung auf, aber mit ihren langen Beinen konnten

wir nicht in Wettbewerb treten; wir bekamen die Helden nicht wieder zu Gesicht, und als wir andern Tages durch Kundschafter, die sich bis zu ihrem Lager geschlichen hatten, erfuhren, daß dieses verlassen und die Massai in höchster Eile nach Norden, woher sie gekommen, abgezogen waren, da wußten wir bestimmt, daß sie nicht wiederkommen würden. Die deutsche „Schutztruppe" hatte ihnen einen gar zu großen Schrecken eingejagt.

Dies also war meine Bekanntschaft mit den Massai.

Wie es berühmten Männern in der Schule erging

Von Gerd Damerau (Schluß)

„Öffentliche Schulen mögen sein, wie sie wollen, wenn die Zucht darin nicht ganz aus Rand und Band ist, sind sie privatem Unterricht immer vorzuziehen." Zu diesem Urteil kam Wilhelm von Kügelgen, der seinen Unterricht ebenfalls zum größten Teil von Hauslehrern erhielt und ähnlich wie Fritz Reuter auch einmal zum Besuch einer Mädchenschule, der von Mamsell Claß in Dresden, gezwungen wurde. Seine Mutter versprach sich wahrscheinlich von dem Einfluß gesitteter Mädchen einen besonderen Vorteil für ihren Sohn, und so brachte sie den mit einem Butterbrot bewaffneten Fünfjährigen in die Mädchenschule. Dem Knaben wurde es gelb und grün vor den Augen und jämmerlich ums Herz, als ihn beim Eintritt in das Zimmer die vielen Mädchen ansahen und mit den Augen fast verschlangen. Noch schlimmer jedoch wurde es in der Freiviertelstunde, als die Lehrerin den Klassenraum verließ. Die Mädchen, die sämtlich Titusköpfe hatten, stürzten sich auf ihn, um ihn zu liebkosen und zu küssen. Diese gute Absicht fand aber keineswegs Kügelgens Beifall. Er spreizte sich und schlug und stieß mit allen vieren um sich. Solch ein Entsetzen hatte ihn erfaßt, daß er sich am nächsten Morgen standhaft weigerte, noch einmal dorthin zu gehen. Als seiner Mutter gütliches Zureden nichts vermochte und sie ihn schließlich vor die Wahl stellte, entweder in die Schule zu gehen oder ein „Produkt Ruten" zu erhalten, entschied er sich ohne längeres Überlegen für das „Produkt", weil ihm dieses als das kleinere Übel erschien. Diese Wahl hatte den Erfolg, daß er den Mädchenzwinger nicht mehr zu besuchen brauchte und in Zukunft mit seinem Bruder von einem Hauslehrer unterrichtet wurde.

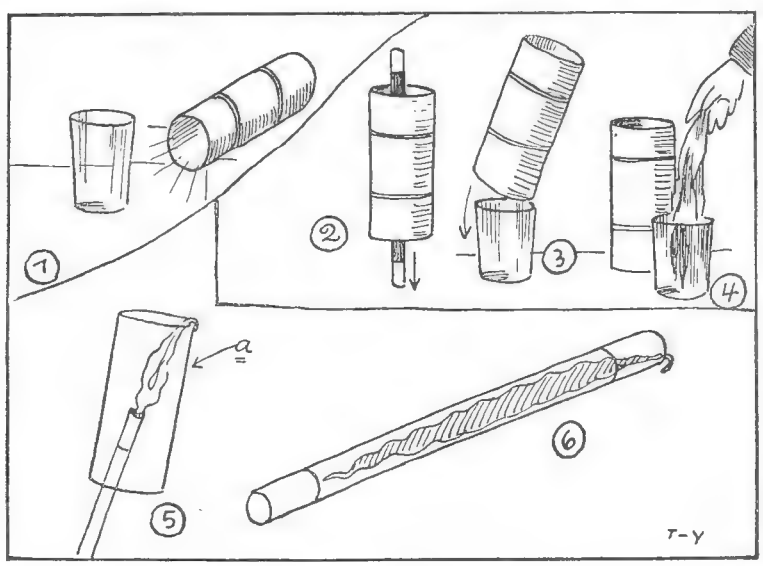
Am Experimentiertisch / Eingesandt von Kamerad Max Heimbrecht jun., Oranienburg-Eden.

Doch nur Kinder aus wohlhabenden Häusern stand der Weg offen, durch Hauslehrer in das Reich des Wissens eingeführt zu werden. Wer in dürftigen Verhältnissen aufwuchs, wie der Maurersohn Friedrich Hebbel in Wesselburen, dem blieb gar keine andere Wahl, als die allgemeine Schule zu besuchen. Schon in seinem vierten Jahre kam Hebbel in die Klippschule, die ein Privatunternehmen war, in keiner Weise vom Staate beaufsichtigt oder unterstützt. Ihr stand Susanna vor, eine alte Jungfer von hohem, männerhaftem Wuchs mit freundlichen blauen Augen. Sie war an einem stürmischen Herbstabend, gänzlich mittellos, auf Holzpantoffeln nach Wesselburen gekommen. Bei einer mitleidigen Pastorswitwe fand sie ein Unterkommen für die Nacht. Als die Pastorswitwe entdeckte, daß Susanna lesen und schreiben konnte, überredete sie sie, im Orte den Unterricht zu erteilen. Diese Jungfer Susanna wurde Hebbels erste Lehrerin, und er schilderte seinen Eintritt in die Schule folgendermaßen: „Ich machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorns Eier legendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introduzieren, der Mops folgte, ich war noch nicht ganz verlassen und stand vor Susanna, ehe ich's dachte. Susanna klopfte mich nach Schulmeisterart auf die Backen und strich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir in strengem Tone, der ihr viel Mühe kostete, Fleiß und Gehorsam und entfernte sich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden ... Ich erhielt einen goldpapiernen Heiligen zum Geschenk, dann wurde mir mein Platz angewiesen und ich war dem surrenden und sumsenden Kinderbienenstock einverleibt ... Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herumgepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern. Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße

tönerne Pfeife im Munde und eine Taſſe Tee vor ſich, in einem Reſpekt einflößenden urväterlichen Lehnſtuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, ſondern zu unſerer Abſtrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnrunzeln und Räuſpern nicht mehr im Zaum zu halten waren; eine Tüte voll Roſinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden beſtimmt, lag daneben. Die Klapſe fielen jedoch regelmäßiger als die Roſinen, ja die Tüte war, ſo ſparſam Suſanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer; wir lernten daher Kants kategoriſchen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tiſch wurde groß und klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um ſeine Lektion aufzuſagen und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Roſinen in Empfang zu nehmen."

Suſanna verteilte mitunter, beſonders zu Weihnachten, Geſchenke an die Kinder, und Hebbel lernte hier ſchon die Wahrheit des Wortes kennen, daß, wer da hat, dem auch gegeben wird, denn regelmäßig erhielten die Kinder aus wohlhabenden Häuſern viel, während die Armen, derer zu Hauſe ſowieſo keine Beſcherung mehr wartete, ſehr kärglich bedacht wurden. Suſanna war eine kluge Rechnerin, ſie erwartete Gegengeſchenke und warf daher, wie man zu ſagen pflegt, mit der Wurſt nach der Speckſeite. Aber nicht nur dieſe Jagd nach dem eigenen Vorteil, die Ungerechtigkeit, die in dieſem Verteilen der Geſchenke lag, trat Hebbel vor Augen, ſondern auch ſeine ſonſtige Menſchenkenntnis erweiterte ſich in der Klippſchule ganz beträchtlich. Denn ſchon unter den Kindern waren alle Eigenſchaften vertreten, die ſich auch im ſpäteren Leben zeigen. Es gab kluge und gemeine, hinterliſtige, heuchleriſche und rohe Mitſchüler. Hebbel als gutgeartetes, argloſes und empfindſames Kind hatte viel von ſeinen Schulgefährten zu leiden.

Den nachhaltigſten Einfluß übte die Schule auf den Dichter Gottfried Keller aus. Sein Leben wurde durch die Ereigniſſe in ganz andere Bahnen gelenkt. Der eigenartige Knabe, deſſen Phantaſie ſo oft eigene Wege ging, gehörte nicht zu den guten Schülern, er war ob ſeines abſonderlichen Weſens auch bei den Lehrern nicht beliebt. Gleich ſein erſtes Schulerlebnis zeigt, wie er nicht mit dem üblichen Maße gemeſſen werden durfte. Er ſollte mit mehreren andern Kindern einige große Buchſtaben benennen, die an der Tafel ſtanden. Keller wurde das große P zugeteilt. Nun hatte er vor kurzem das Wort Pumpernickel gehört, das ihm ungemein gefiel, ohne daß er einen Begriff damit verband. Da ihm der Buchſtabe P ebenſo wunderlich vorkam wie das Wort, ſagte er mit Entſchiedenheit: „Dieſes iſt der Pumpernickel." Der Lehrer, der von den Gedankengängen des Schülers nichts ahnte, war der Anſicht, daß Keller ſich einen boshaften Scherz erlaubte, und um ihm die Luſt zu weiteren böſen Taten zu nehmen, ſchüttelte er ihn gewaltig an den Haaren. Gottfried ließ dieſe Strafe über ſich ergehen, ohne zu ſchreien oder eine Träne zu vergießen, weil ihm das Zetergeſchrei, das die meiſten Kinder bei der Strafe oder deren Androhung erhoben, außerordentlich verhaßt war. Dieſe Selbſtbeherrſchung erſchien dem Lehrer aber nur als ein weiteres Zeichen von Bosheit und Verſtocktheit, und er wiederholte die Strafe. Noch immer fand der Knabe keine Träne, aber er wandte ſich unmittelbar an Gott, von dem er gehört hatte, er ſei der Schützer der Bedrängten und Unſchuldigen, und er betete in ſeiner Not ganz laut: „Und erlöſe uns von dem Übel!" Damit war das Maß ſeiner Sünden zum Überlaufen gebracht worden. Der Lehrer führte den Knaben mit Anklagen zur Mutter, und er hielt ihn auch im Verlaufe der weiteren Schulzeit für einen ausgemachten Böſewicht. Es konnte für die Erzieher allerdings nicht leicht ſein, das wahre Weſen des Knaben zu erkennen, denn wenn ſeine Phantaſie durch ein beſonderes Ereignis angeregt wurde, ging ſie mit ihm durch, und er erfand ganze Geſchichten, an denen nicht ein wahres Wort war.



Entſtehung aus dem Nichts.

Zuerſt beſuchte Keller die Armenſchule. Dieſe Stiftung eines gemeinnützigen Vereins war in einem großen Saal untergebracht, in dem etwa hundert Kinder zu gleicher Zeit ihren Unterricht empfingen. Knaben und Mädchen waren inſofern getrennt, als die Angehörigen des einen Geſchlechts ihren Platz an ſechs an der Wand ſtehenden Pulten einnahmen, während der andere Teil ſechs in der Mitte des Raumes befindliche Bänke beſetzt hielt. Jede halbe Stunde wurde nicht nur mit dem Unterrichtſtoff, ſondern auch mit dem Platz gewechſelt. Sobald ein vom Oberlehrer gegebenes Zeichen ertönte, mußten die Kinder im Verlauf einer Minute durch wohlberechnete Schwen-

kungen und durch Marschieren die Stelle des andern Geschlechts einnehmen.

Bis zu seinem zwölften Jahr zählte Keller zu den Armenschülern und gehörte in dieser Schule zu den bestgekleideten und vornehmsten Kindern. Als ihn dann die Realschule aufnahm, fand er sich plötzlich unter den Söhnen der wohlhabenden Bürger als einen der unansehnlichsten und bescheidensten Schüler. Allerlei trübe Erfahrungen mit Schulgenossen, die ihn ausbeuteten, enttäuschten Keller sehr stark. Den nachhaltigsten Einfluß hatte ein Unternehmen, das von seinen Mitschülern ausging und in das er gegen seinen Willen hineingezogen wurde. Man wollte einem Lehrer, der sich den Schülern gegenüber durchaus nicht zu behaupten vermocht hatte, nach seiner Verabschiedung einen Besuch in seinem Hause abstatten, um ihn noch zum letzten Male zu quälen und zu reizen. In großen Scharen zogen die Schüler durch die Straßen, alle demselben Ziele zu. Keller lehnte zunächst die Teilnahme ab. Dann aber, durch das Ungewöhnliche des Ereignisses veranlaßt, schloß er sich dem Zuge an, ordnete ihn in gleichmäßige Glieder und ließ Lieder singen. Vor dem Hause angelangt, stürmte die ganze Rotte hinein, um ihrem Schabernack die Krone aufzusetzen. Keller blieb an der Haustür als Posten stehen, damit keiner vor der Zeit davonlaufen und die Schuld auf die andern werfen konnte. Doch diese Vorsichtsmaßregel war ebenso vergeblich wie die aufgestellte Forderung: Alle für einen! Denn bei der Untersuchung, die von der Schulbehörde angeordnet wurde, und bei dem Verhör schoben alle Missetäter die Schuld auf Gottfried Keller, der daraufhin als einziger vom Besuch der Schule für immer ausgeschlossen wurde. Mit wie gutem Humor Keller in späteren Jahren alle seine Jugenderlebnisse auch betrachtete, dieses Ereignis, das ihn gänzlich aus der Bahn warf, konnte er nicht verwinden. „Ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausschließen, heißt nichts anderes, als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben köpfen." In diesen Worten liegt aber zugleich der hohe Wert, den Keller der Schule und der gemeinsamen Erziehung zusprach.

Kolumbuseier

Entstehung aus dem Nichts. Auf dem Tisch stehen ein leeres Glas und eine leere Pappröhre (Abbildung 1). Um die Röhre einwandfrei zu zeigen, wird noch der Zauberstab durchgeworfen und dann die Röhre über das Glas geschoben (Abbildungen 2 und 3). Wird die Röhre vom Glas gehoben, so ist in letzterem ein seidenes Tuch erschienen (Abbildung 4).

Erklärung: Glas und Röhre sind unpräpariert, der unscheinbare Zauberstab enthält das Geheimnis (Abbildung 6). Der Stab ist hohl und birgt im Innern das Tuch, das an einem Zipfel einen Haken hat. Der Stab kann aus Pappe sein, die schwarz beklebt ist. Der Zauberstab muß so durch die Röhre geschoben werden, daß der Haken des Tuches am Röhrenrand hängen bleibt (Abbildung 5 a), wodurch das Tuch aus dem Stab herausgezogen wird. Es ist nun nach Bedecken des Glases das Tuch nur abzuhaken; es fällt in das Glas und kann gezeigt werden. Ein nettes Kunststück, das billig und leicht ist.

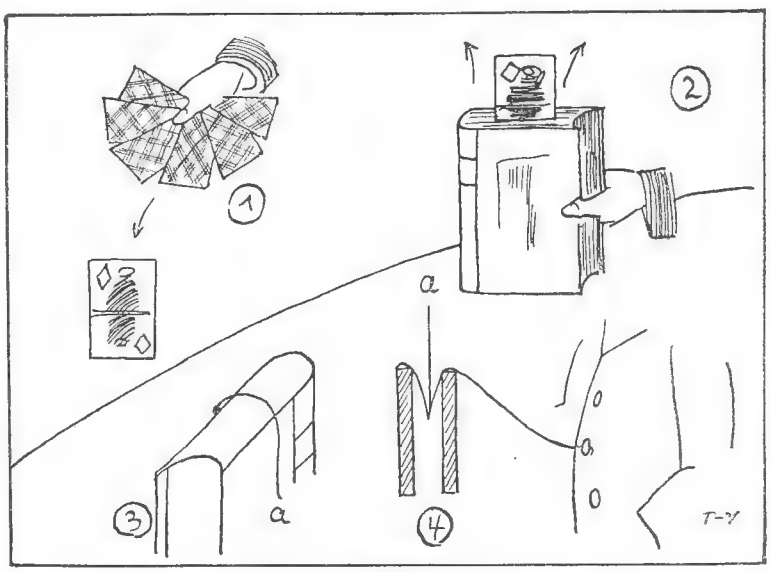
Die aus dem Buch steigende Karte. Aus einem gewöhnlichen Kartenspiel läßt man eine Karte ziehen (Abbildung 1) und steckt diese in ein Buch. Das Buch wird nun mit der rechten Hand in Brusthöhe gehalten, und plötzlich steigt die Karte ganz langsam aus ihrem Versteck heraus (Abbildung 2).

Erklärung: Abbildung 3 zeigt die obere Kante des Buches. a ist ein Faden, der über die Kante hinwegführt und mit einem andern Ende an einem Westenknopf befestigt ist. Wenn die Karte — Abbildung 4 a zeigt den Querschnitt des Ganzen — in das Buch gesteckt wird, schiebt sie den Faden natürlich mit hinein. Man hat nachher nichts anderes zu tun, als das Buch etwas vom Körper zu entfernen; der Faden spannt sich dadurch an und hebt die Karte aus dem Buch heraus.

Trinkende Giraffe

Zu der Abbildung auf Seite 369

So sehr auch das buntscheckige Pantherfell und die sanften Rehaugen der Giraffe den Beschauer fesseln, kann man das eigenartige Tier doch nicht eigentlich schön nennen. Es fehlt ihm die ausgeglichene Erscheinung; der Rumpf ist zu stark verkürzt, der Rücken fällt zu steil ab, die Läufe und namentlich die Vorderläufe



Die aus dem Buch steigende Karte.

sind zu hoch, der Hals zu lang. Wohl aber ist dieser absonderliche Körperbau sehr geeignet dazu, daß die Giraffe mühelos zarte Zweige von den Akazien abäsen kann. Umso schwerer wird es ihr, etwas vom Boden aufzunehmen oder Wasser zu schlürfen. Sie muß dazu mit weit auseinandergespreizten Vorderläufen eine Art Grätschstellung einnehmen, wie unser Bild sie veranschaulicht. Ohne Spreizung der Vorderläufe würde sie mit der lechzenden Zunge die Wasserfläche gar nicht erreichen können. Sie steht übrigens in dieser Beziehung nicht allein da, denn genau dasselbe kann man auch beim Elch beobachten, der ja gleichfalls hohe Läufe und dabei nur einen mäßig langen Hals hat.

Farbenblindheit

Die Erscheinung, daß ein Mensch nicht die Gesamtheit der normalerweise unterscheidbaren Farben unterscheiden kann, daß also für ihn gewisse verschiedene Farben überhaupt gar nicht als verschiedenfarbig erscheinen, sondern nur einen verschiedenen Helligkeitsgrad zeigen, bezeichnet man als Farbenblindheit. Diese kann nun in sehr verschiedenen Graden auftreten. Wenn jemand zum Beispiel alle Farben einfarbig sieht, so haben wir den schlimmsten Fall vor uns, der zum Glück sehr selten vorkommt. Man nennt einen solchen Menschen einen „Monochromaten", weil für ihn nur eine Farbe vorhanden ist. Die häufigeren Dichromaten hingegen verwechseln zwei bestimmte Farben miteinander, so beispielsweise die Rotblinden und Grünblinden, für die Rot und Grün als ein und dieselbe Farbe erscheinen.

Wenn diese Sehstörung für die betreffenden Leute auch keineswegs sehr hinderlich zu sein braucht, so liegt doch auf der Hand, daß sie dies in manchen Berufen in hohem Grade ist; man denke nur an Lokomotivführer, die doch die verschiedenfarbigen Signale sehr wohl unterscheiden müssen. Nach den statistischen Untersuchungen amerikanischer Forscher, die ein verhältnismäßig häufiges Vorkommen der Farbenblindheit bei den zivilisierten Völkern, aber ihre große Seltenheit bei Wilden ergaben, hat man einen irgendwie vorhandenen Zusammenhang zwischen Farbenblindheit und Zivilisation vermutet.

Der gestiefelte Kater / Phot. R. Wörsching, Starnberg.

Der verkannte Geburtstagsgast

In einem schwäbischen Städtchen feierte der Amtmann seinen Geburtstag. Eine zahlreiche Gesellschaft war schon versammelt, als ein stattlicher älterer Offizier das Vorzimmer betrat, der weidlich über das schlechte Wetter schimpfte und sich dann an einen ebenfalls im Vorzimmer befindlichen Mann von unscheinbarem Äußern mit der Frage wandte: „Gehört Ihr zum Hause?" — „Nein." — „Dann könnt Ihr mir wohl auch nicht sagen, ob der Amtmann zu sprechen ist?" — „Nein." Der Oberst nannte im stillen den Mann einen sauertöpfischen Gesellen und bemühte sich im übrigen damit, seine nassen Überschuhe abzuziehen. Als es ihm nicht gelang, rief er: „He, Ihr da, Ihr könnt mir wohl wenigstens die Schuhe ausziehen!" Der Angerufene stutzte einen Augenblick, bückte sich aber dann und zog dem Offizier die Schuhe von den Füßen.

Der Oberst ging darauf in das Festzimmer und wurde lebhaft begrüßt. Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Tür abermals, und des Offiziers „sauertöpfischer Geselle" aus dem Vorzimmer erschien. Alles erhob sich und rief: „Uhland! Uhland!"

Der Oberst stand zunächst da wie nach einer verlorenen Schlacht; dann trat er auf den Dichter zu und bat ihn um Verzeihung.

„Ist schon geschehen," sagte in seiner trockenen Weise Uhland. „Sie können aber wenigstens nicht behaupten, daß ich nicht wert wäre, Ihre Schuhriemen zu lösen."

*

Gleichklangrätsel

Wie ist das möglich, daß im Schiffe man
Ein Volk als wichtige Wände findet an?

Auflösung des Gleichungsrätsels von Seite 368:
(Salm — m) + Zunge + (Neger — Eger) = Salzungen.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

Fortsetzung

VON OTFRID VON HANSTEIN

Nun begannen die Führungen. Zunächst ging es in die fertigen Bauten und in die Werkstätten, in denen jetzt unter Benutzung der Werkstattmusik — die Musiker hatte man zurückbehalten — die einzelnen Betriebe, so wie es seinerzeit bei den Professoren geschehen war, vorgeführt wurden.

Dann wurden den Herren das Zentralgebäude, die Bahnen, die Auto- und Radfahrstraßen erklärt; die Farben der Glaswände und ihre Eigenschaft, das volle Sonnenlicht hindurchzulassen, ohne die Lebensstrahlen zu verbrauchen, wurden gezeigt, und endlich fuhren sie in den Naturpark, in die künstlichen Kulturen, in die große Werkstatt für Luftverbesserung und nach Alesia in die Kliniken. Hier gab es besonders Interessantes zu sehen, denn natürlich gingen so viele Sportbetätigungen nicht ohne Verletzungen ab, und Geheimrat Frank, der sich jetzt schon vollkommen als „Alesianer" fühlte, zeigte voller Stolz seine Kranken, von denen dem einen ein neues Kniegelenk für sein bei einem unglücklichen Autosturz zerschmettertes eingesetzt worden war, ein anderer sogar eine neue Niere und ein dritter einen Ersatzschlüsselbeinknochen aus dem Archiv lebender Körperteile, das Doktor Weigand besaß, erhalten hatte.

„Sie sehen die ungeheure Wichtigkeit der Blutproben", erklärte Frank. „Wenn es erst so weit ist, daß von jedem Knaben und Mädchen, etwa bei der zweiten Schulimpfung, eine Blutprobe entnommen und die Gruppe der Blutartung auf den Papieren verzeichnet wird, dann ist den Ärzten die Arbeit bei jeder eintretenden Krankheit ungemein erleichtert."

Doktor Schlüter, der mit dabei war, nickte lebhaft. „Den Kriminalisten gleichfalls. Wenn wir es jetzt auch schon vermögen, Tier- und Menschenblut zu unterscheiden, so kann durch diese Blutprobe, die in Zukunft jeder Mensch mit sich herumtragen müßte und die auf jedem Paß zu verzeichnen wäre, sofort festgestellt werden, ob etwaige Blutspritzer von eigenem Blut oder von dem Opfer einer Bluttat oder aber von irgend einem dritten Menschen herrühren, vorausgesetzt, es tritt nicht der seltsame Zufall ein, daß der Verdächtige und das Opfer derselben Blutgruppe angehören."

Über allen diesen Dingen verging wieder ein voller Tag, und der Besuch von Alesia bildete den Abschluß.

Cook nahm das Wort: „Meine Damen und Herren, ich möchte Ihnen denselben Vorschlag machen, wie vor sieben Wochen den Herren der Ozeanexpedition. Sie bleiben nun zwei Nächte und einen Tag ganz für sich hier in Alesia, erholen sich von dem, was Sie gesehen haben, und an jedem Abend wird für die, die es hören wollen, unser mechanischer Vorleser im großen

Die jüngste Skimannschaft beim Start zum Langlauf / Phot. Robert Sennecke, Berlin.

Saal die Entſtehungsgeſchichte von Santa Scientia zum Vortrag bringen."

Die Wohnungen, die den Herren und Damen in Aleſia angewieſen wurden, waren genau den andern gleich, beſaßen dieſelben Telephonzellen und Diktiermaſchinen, und als am Abend der ſehr bewunderte Leſeapparat ſeinen Vortrag begann, fehlte ſelbſtverſtändlich keiner der Gäſte.

Währenddeſſen aber fand im Zentralbüro in Iſabela eine ſehr ſchwerwiegende Beratung ſtatt. Die Profeſſoren Weigand, Frank, Vetter, van Rhyn, Ortler, Zolling und die Ingenieure Römer, Goldner und Grotefendt hatten Miſter Cook um eine Unterredung gebeten und machten recht ernſte Geſichter. Auch Bob White, der noch einen Verband um den von Chriſtobal ſtrangulierten Hals trug und recht abgeſpannt war, ſeine Krankheit aber durch einen Unfall erklärte, war mit bei dieſer Verſammlung.

Profeſſor van Rhyn nahm das Wort. „Wir haben untereinander beraten, und ich als der Älteſte bin zum Sprecher ernannt worden. Wir haben ſehr ernſte Bedenken, ob der Weg, den wir gewählt haben, der richtige war. Es iſt nicht zu leugnen, daß es keinen Zweck hat, gewiſſermaßen hinter einer chineſiſchen Mauer zu leben, und daß die Welt an den Werken von Santa Scientia teilnehmen muß. Es werden nun alſo dauernd in großen Mengen Menſchen hierherkommen. Sie werden in unſern Inſtituten ſtudieren und werden die Werkſtätten füllen. Aus dem ſtillen Iſabela wird eine Stadt werden mit lebhaften Menſchen, mit Frauen und Kindern. Wird es dann möglich ſein, daß auf einer ſo kleinen Inſel wie Santa Iſabela die eigentlichen Gelehrten, die Wiſſenſchaftler, die ihre Erfolge eben ihrer Abgeſchloſſenheit und Ruhe verdanken, auch in Zukunft die nötige Muße finden, und wird nicht der Lärm der Welt, der nun auch hierher dringt, die eigentlichen wiſſenſchaftlichen Ziele verflachen?"

Miſter Cook lächelte. „Ich müßte ein ſchlechter Beobachter und ein ſchlechter Verwalter des Erbes ſein, das mir der Forſcher Aleſius hinterließ, wenn ich das nicht bedacht hätte. Geſtatten Sie mir, daß ich erſt morgen, bei der großen Verſammlung, darüber rede! Ich muß noch ein Telegramm abwarten, aber ich bitte Sie, überzeugt zu ſein, daß ich das Hauptziel von Santa Scienta ſtets wahren werde." —

Endlich waren Chriſtobal und der Neger aus ihrem Rauſchſchlaf erwacht und hockten in ihrer Höhle.

Sam hatte einen ganz kurzen Verſuch gewagt, dieſe zu verlaſſen, war ſogar während der Nacht — derſelben Nacht, in der die Mehrzahl der Gäſte abgereiſt war — bis in die Stadt geſchlichen und faſt den Häſchern in die Hände gefallen. Er kam zurück. „Wir müſſen warten."

„Wie lange?"

„Vielleicht Tage, vielleicht auch Wochen, bis die Luft rein iſt und unſere Feinde zu der Überzeugung gekommen ſind, daß wir die Inſel verlaſſen haben. Dann bleibt uns nichts übrig, als ein Boot zu ſtehlen und genau wie damals, als wir das erſtemal den Verſuch machten, mit dieſem Boot zur Inſel San Salvador hinüberzurudern. Von dort kommen wir weiter."

Sie hockten in der Höhle. Vor ihnen lag das Gold der Inka, lag das geraubte Gut. Die Zeit verging ihnen unendlich langſam, und beide wurden nervös.

„Wir hätten mit den andern abreiſen müſſen."

„Das war unmöglich."

„Auch du biſt nach Friſko gekommen."

„Da war ich allein."

Die beiden Genoſſen hatten ſich längſt das „Sie" und jede Förmlichkeit abgewöhnt. Sie begannen aus Langerweile immer wieder zu teilen. Es kam zu Streitigkeiten. Jeder verlangte den Hauptteil. Die Augen des Negers blitzten in Habgier. „Ich habe alles getan. Ich habe dich in das Gewölbe geführt."

„Ich habe Bob White niedergeworfen, als du zu feige warſt."

„Ich feige?"

Sie griffen nach den Meſſern. Der alte Haß zwiſchen dem Weißen und dem Neger brach durch. Chriſtobal verachtete den Schwarzen, hielt es für lächerlich, mit ihm zu teilen, Sam aber glühte vor Goldfieber.

Stunden kamen, in denen ſie wahnwitzige Pläne ſchmiedeten.

„Ich gehe nach Schottland und lebe als reicher Mann. Nein, ich werde in Friſko die größte Spielbank aufmachen."

„Und alles wieder verlieren. Ich gehe nach Afrika und werde in der Republik Liberia Präſident. Ich habe Gold."

Dann wieder erhitzten ſich ihre ſtets alkoholgeſchwängerten Gedanken. Stundenlang hockten ſie einander gegenüber, jeder mit Deckung an den Felſen, das Meſſer in der Hand, das Gold zwiſchen ihnen. Jeder wußte, daß er keinen grimmigeren Feind auf der Welt hatte als ſeinen Genoſſen. Jeder fühlte, daß der andere nur darauf bedacht war, ſich ſeines Mitſchuldigen zu entledigen. Die Augen fielen ihnen zu, und ſie trauten ſich nicht zu ſchlafen. Sie ſprangen auf, ſahen einander an, hoben die Arme zum Entſcheidungskampf und ließen ſie wieder ſinken. Dann lauſchten ſie, glaubten draußen Stimmen zu hören und waren wieder Kameraden. Sie krochen in den hinterſten Winkel der Höhle, warfen Lumpen über das gleißende Gold, ſaßen im Dunkel, dicht aneinandergepreßt, mit vor Angſt zitternden Gliedern. Wenn die Gefahr vorüber war, fühlte Chriſtobal plötzlich, wie ſich die Hände des Negers um ſeinen Hals preßten, oder Sam wurde von Chriſtobals Armen umklammert. Dann rangen ſie in der Finſternis, ſprangen auf, ſtanden irgendwo an die Felſen gepreßt, erwarteten in jeder Sekunde den Dolch des andern, bis es einem von ihnen gelang, das Licht, die elektriſche Taſchenlaterne, zu finden und anzuknipſen.

Wieder kamen Stunden, in denen beide ein unbezwingbarer Durſt nach Luft und Freiheit überfiel, Augenblicke, in denen Chriſtobal ſich nach ſeiner Kaſchemme in Friſko zurückſehnte, nach dem Leben in der

Spielhölle, nach den Kumpanen, und in denen Sam an ſeine Höhle oben im Gipfel des Berges dachte, in der er ſo lange gehauſt und weit über das Meer geblickt hatte.

Die Lebensmittel gingen zu Ende. Wein und Schnaps waren aus. Jetzt kamen Hunger und Durſt.

„Du mußt in die Stadt; wir müſſen eſſen und trinken."

„Warum ich?"

„Weil ich nicht Beſcheid weiß."

„In der nächſten Nacht."

Sam mußte gehen. Er mußte in die Stadt und Chriſtobal mit dem Golde allein laſſen. Er kehrte wieder um. „Komm mit! Ich gehe nicht allein."

„Ich verrate uns beide."

„Geh du allein!" Ein Gedanke blitzte in Sams Gehirn auf. Wenn Chriſtobal gefaßt wurde, war er ihn los.

Der Neger ſprang auf. „Bleib! Ich gehe." Er hatte überlegt, daß Chriſtobal, wenn er gekappt wurde, ihn und ſeinen Schlupfwinkel ſicher verriet.

Der Neger ſchlich ſich fort, und der andere horchte, wartete, Stunde auf Stunde. Sam kam nicht zurück. Chriſtobal empfand Frohlocken in ſeiner Bruſt. Jetzt war er allein, ihm gehörte all das Gold. Er breitete die Schätze aus, wühlte in den Juwelen, und ihn überkam zugleich die Angſt: Wenn Sam ihn verriet?

Er hielt es nicht aus in der Höhle und kroch hinaus, auf allen vieren, wie ein Tier, duckte ſich hinter die Felſen, ſah die Scheinwerfer, ſah das Meer mit dem Kamm der künſtlichen Brandung, ſah die Lichter von Iſabela, fühlte ſich ſchwach von den Tagen und Nächten in der Höhle, deren mit Alkoholdünſten geſchwängerte Luft ſie verbraucht hatten. Chriſtobal lag zitternd, fror vor innerem Fieber, glaubte Stimmen um ſich herum zu hören, fuhr auf und umkrallte mit ſeinen Fingern den Dolch. Der Scheinwerfer traf eine Klippe über ihm. Auf dieſem Felſen ſaß der Teufel, der leibhaftige Teufel, rieſengroß, mit ſtarkem Kopf und ernſten Augen und einer wilden, zackigen Mähne, die dem Unhold über den Rücken hinabging. Ein Teufel! Ein Drache der Vorwelt!

Ein furchtbares Ringen begann zwiſchen Don Chriſtobal und dem Neger. Jeder hielt das Meſſer in der Hand, jeder war bemüht, den Gegner über den Felſen zu ſtürzen.

Der rieſige Leguan, der Stranddrache, der in dieſer Größe nur auf den Druſenkopfinſeln noch lebt und den er niemals geſehen hatte, ſaß ganz unbeweglich ſtill und blickte ihn mit ſeinen ſchillernden Augen unverwandt an. Er ſah gewaltig und ſchrecklich aus in ſeiner ſtarren Ruhe, und Chriſtobal, deſſen Gedanken ſich langſam zu verwirren begannen, glaubte, daß dieſes Tier ihn mit ſeinen Blicken durchſchaue, daß es wie ein Richter der Unterwelt in ſeiner Seele leſe. Er ertappte ſich dabei, wie er ſich auf die Knie erhob und beide Hände, wie betend, dem Druſenkopf entgegenſtreckte.

Ein anderes Geräuſch erklang. Schritte! Menſchen! Der Leguan wandte ſich um und ſtieg langſam den Felſen hinab. Chriſtobal war feſt überzeugt, daß dieſes Tier etwas Überirdiſches ſei. Ging es jetzt den Menſchen, den Häſchern entgegen, um ihnen zu ſagen, was es in ſeiner Seele geleſen? Der faſt Wahnſinnige drückte ſich eng in die Felſen und wagte ſich nicht in die Höhle; er überlegte, wie er im letzten Augenblick aufſpringen und ſich in das Meer ſtürzen wollte. Faſt empfand er eine Erleichterung bei dem Gedanken an ein Ende der Qual und war doch zu feige, den letzten Schritt zu tun.

Er öffnete die Augen und ſah Sam vor der Höhle. Im Augenblick war er erleichtert, blieb aber ſtill und ſchaute ihm zu. Der Neger warf einen Sack ab, lauſchte in die Höhle hinein, ſchlich vorwärts und kam wieder zurück. Jetzt wandte er Chriſtobal das Geſicht zu. Seine Augen waren weit aus dem Geſicht hervorgetreten, ſeine Zähne raubtierartig gefletſcht, ſein ganzer Körper verriet Mordgier. „Er ſchläft!" Er murmelte es leiſe vor ſich hin, während ihm Schaum vor den Mund trat.

Chriſtobal verſtand. Jetzt wollte Sam ihn in der Höhle ermorden. Unwillkürlich ſprang er auf. Nur drei Schritt war es zum Steilabfall in das Meer.

Der Neger warf ſein Obergewand ab und drehte ihm den Rücken zu. Chriſtobal ſprang mit aller Wucht auf ihn zu, umkrallte ſeinen Hals, wie er es bei Bob White getan, riß ihn hintenüber und warf ſich auf ihn.

Sam war nur einen Augenblick überrascht. Christobal hatte die Kraft seines Feindes unterschätzt. Der Neger glaubte zunächst, daß es Häscher seien, sah dann aber in Christobals Augen.

Ein furchtbares Ringen begann, jeder hielt das Messer in der Hand, jeder war bemüht, den Gegner über den Felsen zu stürzen.

Ein heller Pfiff ertönte. Beide ließen voneinander ab. Irgendwo blitzte Licht auf.

„In die Höhle!"

Sie schleppten zusammen den Sack, rissen die abgeworfenen Kleider an sich, verschwanden im Spalt und hockten dann im Dunkeln. Oben gingen die Schritte vorüber. Über der gemeinsamen Gefahr hatten sie den gegenseitigen Haß vergessen. Sam machte Licht und ein Feuer zum Kochen. „Wir sind wie die Kinder."

Sie griffen nach dem Inhalt des Sackes, aßen, tranken, gossen den Wein hinab, waren wieder berauscht und sanken erschöpft und trunken gegen die Felsen, um endlich zu schlafen. Jetzt waren sie beide durch den genossenen Alkohol wehrlos, hatten alles vergessen und lagen, in der einen Hand die geleerte Flasche, in der andern noch immer den Dolch, in unruhigem Schlaf, während das langsam erlöschende Licht ihres Feuers auf dem Golde der Inka, das zwischen ihnen lag, zitterte. —

Im großen Saal des Zentralgebäudes von Isabela waren die Gäste versammelt, die Mitglieder des Völkerbundrates und die Vertreter der fünfunddreißig Nationen. Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, eröffnete Mister Cook die Sitzung. Auf den Zuschauerplätzen waren auch die sieben Damen von Isabela sowie alle weißen Ingenieure und Hilfsarbeiter anwesend.

Um einen gemeinsamen Tisch saßen neben Cook seine ersten Mitarbeiter, während ein zweiter Tisch für die Herren der Ozeanexpedition bestimmt war.

„Meine Damen und Herren! Santa Scientia wartet auf das Urteil der Welt."

Der Außenminister von Portugal, als der Älteste, der Doyen der Völkerbundkommission, nahm das Wort. „Darf ich Sie bitten, uns zuerst zu sagen, was Ihr Plan für die Zukunft ist?"

„Wir wollen die Universität und die Gewerbeschule der ganzen Welt sein. Wir wollen jedem Genie, jedem Menschen, der glaubt, irgend eine neue Entdeckung oder Erfindung zum Besten der Menschheit machen zu können, eine ruhige Freistatt geben, um seine Gedanken in die Tat umzusetzen und zu erproben. Wir wollen aber keine theoretische, sondern praktische Wissenschaft treiben. Wir wollen es andern Universitäten überlassen, die einzelnen Arten der Untermeerfische zu bestimmen oder sportliche Forschungsreisen zum Nordpol zu unternehmen. Die Wissenschaft ist uns willkommen, die der Menschheit nützt, die sie lehrt, die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen, den Menschen von niederer Arbeit zu befreien, seinen Geist zu bilden, sein Können zu erweitern. Deshalb soll der Universität auch eine Gewerbeschule angegliedert sein, die das alles sofort in die Tat umsetzt und auswertet, was die Gelehrten erforschen. Hat jemand den Plan für ein Weltraumschiff, — hier soll er es bauen. Weiß jemand neue Wege, die Sonnenstrahlen und ihre Wärme aufzuspeichern und in kalte Gegenden zu versenden — hier soll er es versuchen. Findet der Arzt neue Mittel — hier ist seine Klinik. Nur zwei Dinge gibt es, die in Scientia niemals erwähnt werden dürfen: Politik und Krieg. Deshalb darf Santa Scientia niemals zu einem andern Staate gehören, damit es nie einseitig Menschen einer Nation bevorzugt. Vielmehr muß es Gemeinschaftsbesitz der ganzen Erde bleiben, ein kleines Staatswesen für sich, dessen Neutralität von allen Völkern gewährleistet wird, ein Zufluchtsort, der auch dann unversehrt und heilig bleibt, wenn etwa noch einmal ein Krieg die andern Staaten erschüttern sollte. Ebenso muß es zum obersten Gesetz von Santa Scientia erhoben werden, daß seine Gelehrten sich nie dazu hergeben dürfen, Kriegsmaschinen, Giftgase für Kriegszwecke oder andere Waffen zu schaffen. Dem großen Frieden der Menschheit, dem Wohle der Bewohner unserer Erde, der restlosen friedlichen Ausnutzung unseres Planeten in gemeinsamer Arbeit, im Ineinanderwirken aller Völker soll die große Weltuniversität Santa Scientia dienen."

„Wie wollen Sie das alles auf dieser kleinen Insel verwirklichen?"

„Ich habe vorgestern einen neuen Vertrag abgeschlossen. Heute habe ich die Genehmigung der Regierung von Puitu erhalten. Durch einen Kaufvertrag, dessen Bedingungen meine Privatsache sind, habe ich mit dem heutigen Tage die gesamten Drusenkopfinseln erworben. Damit ist auch das Bedenken zerstreut, das unsere Gelehrten gestern mir gegenüber äußerten, daß der Zuzug Fremder ihre Ruhe stören könne. Wir haben nunmehr also sechs größere und eine Anzahl kleinerer Inseln für uns. Gerade diese Inseln sind nützlich. Hier, in Isabela, wo nun einmal unsere Stadt erbaut ist, wird in Zukunft die Gesamtleitung verbleiben und werden die Fabriken mit den Lehrwerkstätten für alle industriellen Betriebe ihren Sitz haben, hier sollen auch die Vorlesungen der Universität gehalten werden, hier allein werden die Fremden wohnen. Auf San Salvador werden wir vielleicht die rein wissenschaftlichen Forschungsinstitute einrichten. Ferner stehen solchen Gelehrten, die volle Einsamkeit brauchen, die Inseln Marchesa, Espaňola, Santa Maria, Santa Cruz, Pinta und Jenovesa mit vielen ganz kleinen Eilanden zur Verfügung, während wir Fernandina für alle Zeiten als Naturpark bewahren. Diese Einteilung kann natürlich noch geändert werden. Jedenfalls werden alle Wissenschaftler und Erfinder Ruhe und Stille finden, und hier, auf der großen Insel Isabela, wird gewissermaßen die Vermittlungsstelle zwischen uns und der Welt eingerichtet."

(Fortsetzung folgt)

Wie schützt sich Deutschland gegen Sturmfluten?

Von Eitel Kaper

Eine große Frage legt sich jeder vor, wenn er zum erstenmal an der deutschen Nordseeküste die mächtigen Deichwälle sieht, die sich zwischen Land und See auftürmen: Was würde geschehen, wenn wir Deutsche auf diesen Schutz verzichteten? Sind diese mit sehr großen Kosten errichteten Bauwerke wirklich notwendig? Die Antwort fällt nicht schwer.

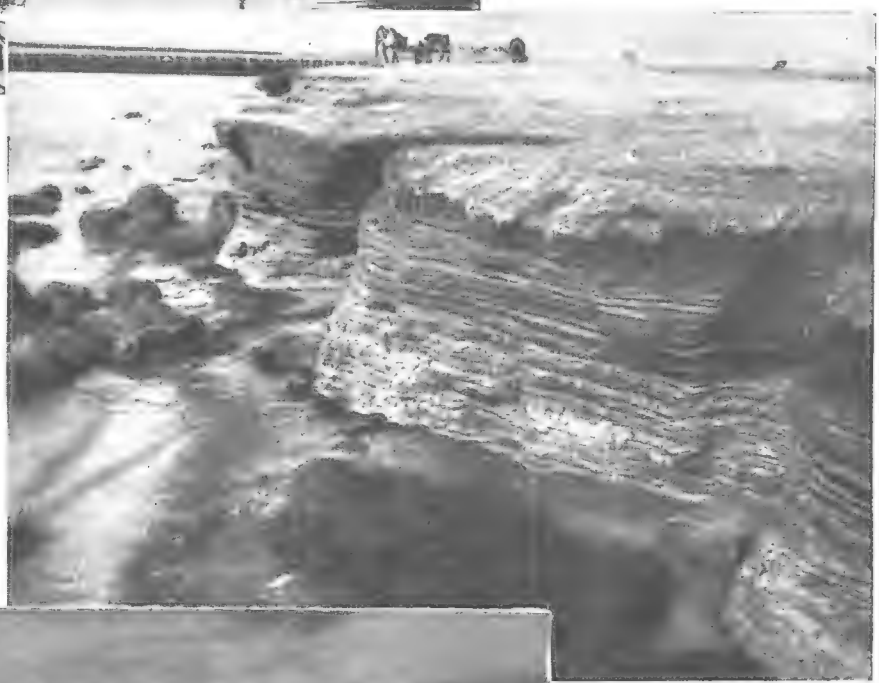
Oben: Ein Fluttor von der Landseite / Sächsische Landesbildstelle, Dresden.

*

Rechts: Halligkante. Phot. Renger-Patzsch, Harzburg.

*

Unten: Springflut / Phot. Georg Häckel, Berlin.



Wer einmal den Ernst der Frage erkennen will, der muß die Erzählung „Der Schimmelreiter" lesen, mit der Theodor Storm, Niederdeutschlands großer Dichter, sein Schaffen abrundete. Doch auch die nackten geschichtlichen Tatsachen geben dramatisch genug Auskunft. Die großen Sturmfluten des Mittelalters haben bekanntlich bis zu hunderttausend Menschenopfer, unermeßliches Gut an Vieh, Acker und Hof gefordert und das in einem

damals sehr dünn besiedelten Land. Unausdenklich wären zum Beispiel die Folgen gewesen, wenn bei der großen Spätnovemberflut des Jahres 1928 die Deiche nicht dagewesen wären. Vom engen deutschen Lebensraum, der uns nach dem Frieden von Versailles noch verblieben ist, wäre dann wieder ein nicht unbeträchtlicher Streifen fortgerissen oder mindestens schwer verwüstet worden.

Bei alledem bleibt aber die Frage unbeantwortet, ob nicht auch heute noch Sturmflutkatastrophen in Deutschland möglich sind und wie man sich jetzt gegen die Sturmfluten schützt. Das wichtigste beim deutschen Sturmflutschutz ist und bleibt der Deich, der sich heute in einer riesigen, vielgewundenen Kette von der Ems bis oben nach Schleswig hinzieht. Wir haben überall kräftige, hohe Deiche, wenn auch sicher noch nicht so riesige, wie man sie oft im benachbarten Holland findet, wo man ja auch viel mehr Geld für den Seeschutz zur Verfügung hat. Die Arbeiten an dieser Deichlinie stehen eigentlich niemals still, überall wird nachgesehen und neu gebaut. Die Landgewinnungen an der Nordsee machen es möglich, nach und nach die großen Bogen abzuschneiden, die bei einem Ansturm der Flut in früheren Jahren schon oft zum Verhängnis geworden sind. Sofern genügend Land vor den neuen Deichlinien angeschwemmt ist, errichtet man so bald wie möglich einen sogenannten Vor- oder Sommerdeich, der natürlich viel leichter gebaut ist als der Hauptdeich und nur einen niedrigen Wall darstellt, dafür aber als eine Art „Puffer" vorzügliche Dienste leistet. Das Außenland, das sich oft viele hundert Meter vor dem Deich bis zum Meer hinzieht, leistet zusammen mit diesem Vordeich außerordentlich viel für die Sicherheit. Die Wasserbaubehörden an der Nordsee sind darum auch eifrig bemüht, durch den Bau von kleinen Reisigdämmen neues Land zu bilden, und das Meer selbst schafft sich mit seinem Bodensatz einen neuen Schutzwall gegen seine eigene Gewalt.

Nicht überall können die Deiche geschlossen sein, denn man muß natürlich Wege zu den Seehäfen offenlassen und auch die Abwässer aus den norddeutschen Mooren durch die Deiche leiten. Alle diese Öffnungen würden aber im Ernstfall eine schwere Gefahr für das Land bilden. So werden die Wege durch große Deichtore geführt, die mit schweren Bohlentüren geschlossen werden, wenn die Sturmflut herannaht. Durch schwere Eichenklötze kann auch die starke Tür noch einmal gesichert werden, da sie allein den Anprall der See kaum aushalten würde. Die „Siele", die die Entwässerung des Landes übernehmen, werden im gleichen Fall durch mächtige Fluttore geschlossen, wie wir ein solches auf dem ersten Bilde sehen. Eine einfache Flußmündung würde ja ebenfalls das Land bedrohen, da die Sturmfluten so stark sind, daß sie das Flußwasser zurückstauen und über die Ufer treten lassen. Bei schweren Stürmen würde sogar noch umgekehrt das Meerwasser in das Flußbett strömen und das Unheil vermehren. Nur Ströme von ganz bedeutender Kraft wie Elbe, Weser und Ems können sich diesem Anprall gegenüber behaupten, aber auch sie müssen durch starke Deiche vom Land abgeriegelt werden.

In den Nordseehäfen selbst benutzt man neben den Deichen auch die schweren steinernen Molen zum Schutz der Stadt und der Schiffahrt. Die Schleusen, die man in großen Häfen der Nordsee mit Rücksicht auf den Unterschied von Ebbe und Flut gerne baut, müssen hier selbstverständlich auch besonders widerstandsfähig gemacht werden.

Selbst an der Küste wissen viele Laien nichts davon, wie bei einer Sturmflut alle Hilfsmittel zusammenwirken, um überall da, wo Gefahr besteht, einzugreifen.

In regelmäßigen Zeitabständen überprüfen die für alle Deichabschnitte gebildeten Gemeinschaften der Bauern, Seefahrer und so weiter — die sogenannten „Deichachten" — den Zustand des Deiches, der Deichtore und Siele. Sie müssen sehr genau prüfen, denn schon ein Maulwurf und eine Schar von Mäusen können ja das verhängnisvolle kleine Loch im Schutzwall verursachen, durch das sich später die Flut preßt. Mit Giftgas geht man daher gegen solche Schädlinge vor. So wenig der norddeutsche Marschenbauer sonst gegen Maulwürfe einzuwenden hat — im Deich ist er ihm der größte Feind, und schon in den alten Sturmflutsagen hält man die Schädlinge geradezu für Teufel.

Die Sturmwarnung spielt im Leben der deutschen Küste eine große und wichtige Rolle. Die deutschen Küstenwetterstationen geben sie heraus, und alle Marine- und Wasserbaustellen, alle Küstenposten erhalten sie. An besonderen Signalmasten setzt man die Sturmbälle, große Kegel aus Rohr oder Kork, die nachts durch Lichter ersetzt werden. Ist Flutgefahr, so ergeht sofort telephonisch an alle Vertrauensleute die Aufforderung, die Deichtore zu verrammeln und die Siele zu schließen. Fast auf den Uhrschlag kreischen überall die schweren Riegel zu und die Eichenklötze werden gegen die Tore gestemmt. Die Deichwacht steht auf ihrem Posten und erwartet den Angriff des Meeres. Man ist hier mit Recht nicht zu selbstsicher und sagt nicht: „Es kann heute kein Deich mehr springen"; man paßt lieber dort auf, wo sich etwa schwache Stellen zeigen. Die Erfahrungen haben nur allzu deutlich bewiesen, daß eine Sturmflut auch heute noch gewaltige Verheerungen an den Schutzbefestigungen der deutschen Küste anrichten kann. Einmütig steht man daher beim Sturm zusammen, um bei einem Bruch des Deiches unter Einsatz des Lebens dem Eindringen der Fluten zu wehren. Die einzelnen Küstenstellen verständigen sofort die Wasserbaubehörden, wenn sich irgendwo schadhafte Stellen zeigen, wenn ein Deich mürbe wird von dem Anprall der Wogen. Die Gewalt der aufgeregten Nordsee ist schwer meßbar, aber sie ist doch so groß, daß sie auch die neuzeitlichsten Deiche aufreißen kann. Auf die Alarmmeldungen werden sofort Transportwagen mit Sandsäcken und Erde in Marsch gesetzt, und meist noch ehe ernsthafte Gefahr besteht, ist der Deich verstärkt und gesichert worden.

Schnell muß ja gehandelt werden, denn die norddeutsche Ebene kennt keine Geländeunterschiede wie Mittel- und Süddeutschland, und die einbrechende Flut würde mit rasender Eile die ganze Küstenlandschaft in einen See verwandeln. Menschen und Tieren bliebe kaum eine Möglichkeit zur Flucht. So hat die Deichwacht für viele tausend Leben die Verantwortung. Was hier geleistet wird, das ist, wenn auch die große Öffentlichkeit nicht viel davon hört, ein mutiger und zäher Kampf mit einem der gefährlichsten Feinde Norddeutschlands. Wenn wir daran denken, wie bei der Elisabethflut die holländische Provinz Seeland völlig zersprengt und zerrissen wurde, wie spätere Fluten Deutschland die gewaltigen Landverluste bei den Halligen, am Jadebusen und am Dollart brachten, wo zuweilen zehn und zwanzig Kirchgemeinden auf einmal versanken, dann wissen wir, wie notwendig dieser Schutzdienst ist.

Endlich ohne Maulkorb!

Der Beruf des Offiziers der Reichsmarine

Von Dr. Otto Conrad

Für den Beruf des Offiziers der Reichswehr wie der Reichsmarine hat die heranwachsende Jugend von jeher ein reges Interesse. Es ist nur schade, daß der Bedarf an Offizieren im Heer und in der Marine sehr gering ist. Was die Reichsmarine betrifft, so hat unlängst Kapitän zur See H. Kehrhahn vom Reichswehrministerium ein „Merkblatt über den Offizier der Reichsmarine" veröffentlicht (Merkblätter für Berufsberatung der Deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker, Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin SW 48), das amtliches Material bringt und deshalb Ratsuchenden nur empfohlen werden kann.

Für den Eintritt in die Offizierlaufbahnen wird grundsätzlich das Abgangszeugnis einer neunklassigen höheren Lehranstalt verlangt. Außerdem können aber auch alljährlich besonders begabte Freiwillige aus dem Mannschaftstande nach Ablegung einer Vor- und Nachprüfung in die Offizierlaufbahnen übernommen werden. In begründeten Ausnahmefällen kann deshalb auch eine beschränkte Zahl Nichtabiturienten — von diesen in erster Linie Bewerber mit Primareife — als Freiwillige für die Offizierlaufbahnen eingestellt werden. Für die Sanitätsoffizierlaufbahn gilt diese Ausnahme nicht. Abiturienten sollen bei ihrem Eintritt im allgemeinen nicht älter als zwanzig Jahre, Nichtabiturienten entsprechend jünger sein. Das Mindestalter für den Eintritt ist siebzehn Jahre. Einstellungen finden nur Anfang April jedes Jahres statt. Anmeldungen sind ab 1. Juli des der Einstellungsfrist voraufgehenden Kalenderjahres an die Inspektion des Bildungswesens der Marine in Kiel, für die Sanitätsoffizierlaufbahn an die Chefs der Sanitätsämter in Kiel oder Wilhelmshaven, einzureichen. Diese Stellen erteilen auch Auskunft. Anmeldeschluß ist am 15. Oktober. Endgültige Entscheidung auf die Gesuche erfolgt im Januar.

Die Marine unterscheidet verschiedene Arten von Offizieren. Da ist zuerst der Seeoffizier. Er nimmt an Bord die Stellung des Kommandanten, des Ersten Offiziers, Navigationsoffiziers, Waffenleiters, Wachoffiziers und so weiter ein. Eine andere Gruppe bilden die Ingenieuroffiziere der Marine. Sie sind die verantwortlichen Leiter des Maschinenbetriebes an Bord und die militärischen Führer des Maschinenpersonals. Besonders befähigte und strebsame junge Ingenieuroffiziere erhalten im Laufe ihrer Dienstzeit Gelegenheit zu einem mehrsemestrigen Studium an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, das mit der Diplomprüfung abschließt. Die Sanitätsoffiziere versehen den ärztlichen Dienst an Bord der Schiffe und Boote wie an Land bei Behörden, Marineteilen und Lazaretten. Durch mehrjährige Kommandos an Universitätskliniken erfolgt die Ausbildung zum Facharzt. Endlich sind noch die Marinezahlmeister zu nennen, die den Verwaltungsdienst bei den Marinefrontverbänden an Land und zur See versehen.

Was die Voraussetzungen für den Offizierberuf in der Marine anbetrifft, so verlangt dieser in erster Linie einen gutgewachsenen, kerngesunden Körper, der, sportgestählt, auch den höchsten Anforderungen an Leistungsfähigkeit, Ausdauer und Nervenkraft gewachsen ist. Neben tadelloser Beschaffenheit der Sinne, besonders der Augen, muß auch die Tropendienstfähigkeit gefordert werden, da jederzeit ein Kommando ins tropische Ausland führen kann. Der angehende Marineoffizier

Der deutsche „Graf Zeppelin" über Sofia.

Der englische Luftkreuzer R 101 über London.

Auf obenstehenden Bildern sehen wir die jetzt bekanntesten Luftschiffe der Welt in Fahrt. Über den „Graf Zeppelin" erfuhren unsere Leser auf Seite 54 des 43. Jahrgangs alles Nähere, so daß wir uns hier nur mit dem englischen R 101 zu beschäftigen brauchen.

Die Engländer haben nach fünfjähriger Vorarbeit im Jahre 1929 zwei Schiffe hergestellt, den R 101 und den R 100. Beide Schiffe haben, trotz verschiedenen Abmessungen, gleichen Rauminhalt, nämlich 141 600 Kubikmeter, sind also wesentlich größer als LZ 127 „Graf Zeppelin". Im Gegensatz zu den deutschen Zeppelinluftschiffen ist R 101 nicht allein aus Leichtmetall gebaut, sondern das Gerüst wurde aus nichtrostendem Stahl angefertigt, soweit es sich um hochbeanspruchte Teile handelt. Ein besonderer Vorteil ist darin zu sehen, daß man die Ringträger des Gerüstes, die den Querschnitt ergeben, unverspannt ausführte. R 101 hat eine Länge von 223 Meter, einen größten Durchmesser von 40,2 Meter und eine größte Höhe, einschließlich der Gondel, von 42,7 Meter. Bei Wasserstoffüllung soll die Hubkraft 152 Tonnen betragen. Ursprünglich hatte R 101 fünf Schweröl-motoren von 585 PS. Diese entsprachen aber nicht den Erwartungen, besonders hinsichtlich der Leistung, da man mit 700 PS gerechnet hatte. Auch gelang es nicht, die Motoren umsteuerbar zu bauen, um sie auch gleichzeitig für den Rückwärtsgang zu benutzen. Infolgedessen war der Heckmotor nur für den Rückwärtsgang bestimmt, fiel also bei normaler Fahrt ganz aus. Diese großen Nachteile der Maschinenanlage vereinigten sich mit einem über Erwarten hohen Baugewicht, so daß der R 101 die gewünschten Leistungen nicht voll erreichte. Das Schwesterschiff R 100 wies wohl bessere maschinelle Bedingungen auf, befriedigte jedoch auch nicht ganz. Durch geringe Umbauten des R 101 wurde das Schiff dann leistungsfähiger. Wir müssen aber auch darauf hinweisen, daß die englischen Luftschiffe Versuchsbauten sind und zu einer Zeit in Auftrag gegeben wurden, als man noch keine Großflugboote ähnlich dem Do X oder dem neuen englischen Großflugbootentwurf von Beardmore kannte. Nach den heutigen Erfahrungen stehen die Engländer auf dem Standpunkt, künftig keine Luftschiffe mehr zu bauen, da sie keine Vorteile erbringen. Man wird mit R 100 und R 101 wohl große Fahrten machen, die Strecken aber nachher wieder an die Flugzeuge zurückgeben. Trotzdem ist die Leistung der Engländer vom technischen Standpunkt aus hoch anzuerkennen, denn sie haben ganz neue Wege im Luftschiffbau gewiesen und eine ausgezeichnete, saubere Arbeit geleistet.

Im Schiffskörper des R 101 befinden sich die Aufenthaltsräume, die in zwei Stockwerken übereinander angeordnet sind und Aufenthalt und Schlafgelegenheit in zweibettigen Kabinen für zweiundfünfzig Fahrgäste bieten. Alle erdenklichen Bequemlichkeiten sind natürlich vorhanden, wie auch die sonstigen technischen Einrichtungen eine bisher unerreichte Vollkommenheit zeigen. Immerhin lehnen sich auch diese Schiffe an die Grundprinzipien des Zeppelinluftschiffes an.

muß ſich darüber klar ſein, daß der Beruf ſchwer und entſagungsvoll iſt und hohe Ideale fordert.

Die Dauer der Ausbildung vom Eintritt bis zur Beförderung zum Seeoffizier oder zum Ingenieuroffizier beträgt mindeſtens viereinhalb, zum Sanitätsoffizier (Marine-Aſſiſtenzarzt) mindeſtens ſechseinhalb Jahre.

Beſondere Mittel zur Unterhaltung der Offizieranwärter während der Ausbildungszeit werden von den Eltern nur in geringem Umfange — 25 Mark monatlich — gefordert. Die Beſoldung iſt durch das Beſoldungsgeſetz vom 16. Dezember 1927 feſtgeſetzt. Die Beförderungsausſichten ſind in der Seeoffizier- und Ingenieuroffizierlaufbahn ſo, daß der Offizier mit etwa dreißig bis dreiunddreißig Jahren Kapitänleutnant, mit etwa ſiebenunddreißig bis vierzig Jahren Stabsoffizier (Korvettenkapitän) wird.

Wer ernſthaft die Abſicht hat, ſich der Seeoffizier- oder Marinezahlmeiſterlaufbahn zu widmen, kann die Eintrittsbedingungen von der Inſpektion des Bildungsweſens der Marine in Kiel erfahren. Die Eintrittsbedingungen für die Marineſanitätsoffizierlaufbahn ſind bei den Sanitätsämtern Kiel oder Wilhelmshaven erhältlich.

Die jährliche Einſtellungsquote beträgt für die nächſten Jahre in der Seeoffizierlaufbahn etwa zweiundvierzig bis fünfundvierzig, in der Ingenieuroffizierlaufbahn etwa dreizehn bis vierzehn, in der Sanitätsoffizierlaufbahn etwa ſechs und in der Marinezahlmeiſterlaufbahn auch etwa ſechs Köpfe. Kapitän Kehrhahn ſchreibt: „Dieſe kleinen Zahlen und die Notwendigkeit frühzeitigen Ausſcheidens aus dem Dienſt ſind eine Folge des Verſailler Vertrages. Es ſteht zu hoffen, daß, wenn einmal die Feſſeln ſich löſen, Deutſchland ſich wieder eine ſeiner Größe und Bedeutung entſprechende Wehrmacht aufbauen kann, in der der Offizierberuf wieder zu einem das Leben ausfüllenden wird."

Würſtleeſſer und Menſchenfreſſer oder Kaſperl als Detektiv

Ein abenteuerliches Reimſtück für das Kasperltheater / Von Otto Schmidt

Perſonen:

Kaſperl
Mariechen, ſeine Frau
Poliziſt (Vorgeſetzter)
Mohr (Menſchenfreſſer)
Tod
Teufel
Krokodil

Erſter Aufzug

Marktplatz einer Stadt

1. Auftritt

Kaſperl

Kaſperl (ſingt)

Bumstrallala, valeri — valera,
Der Kaſperl iſt wieder da! —

(ſpricht)

Grüß euch Gott, ihr Hemdszipfel! Schaut,
Bin immer noch die luſtige Haut!
Hab' immer noch die Kaſperlnaſ'.
Gelt, meine Naſ', die macht euch Spaß?
Schaut, wie die Naſen verteilt ſind worden,
Da war ein Haufe von Naſen dorten,
Grobe und feine, große und kleine.
Ich war auf eine kleine erpicht,
So wie die Naſen in eurem Geſicht.
Aber da tat mir der Petrus winken.
„Nimm", ſo ſprach er, „den großen Zinken!
Die kleinen mußt du liegen laſſen,
Sind nämlich Allerweltsſchafsnaſen."
Da hab' ich ſchnell die größte genommen,
Und ihr — ihr habt die Schafsnaſ' bekommen.
Haha, ich hab' eine feine Naſ'!
Ich rieche jede Spur im Gras,
Und hab' ich erſt mal einen gewittert,
Dann ſitzt er bald im Loch vergittert.
Schon manchen hab' ich ſo gefangen;
Iſt er nicht willig mitgegangen,
So hab' ich nicht gefackelt
Und hab' ihn höſ' verwackelt.

(Macht die entſprechenden Geſten mit ſeiner Pritſche und trifft dabei den von hinten kommenden Vorgeſetzten.)

2. Auftritt

Kaſperl. Der Vorgeſetzte

Vorgeſetzter

Au! Paß er auf! Potzelement!

Kaſperl

O weh, der Herr Polizeipräſident!

Vorgeſetzter

Mach deine Augen beſſer auf!

Kaſperl

Ich ſchlug nur aus Verſehen drauf.

Vorgeſetzter

Nun ja, die Maulſchell', die ich hab',
Die nimmt mir jetzt kein Menſch mehr ab.
So hör! Ich ließ dich geſtern ruhn,
Heut gibt es wieder was zu tun.
Gedenkſt du noch der Frühjahrsmeſſe?

Kaſperl

Jawohl, da hab' ich Würſtle 'geſſe',
Ein Stück mit Senf für nur zehn Pfennig;
Bloß war mir's immer noch zu wenig.

Vorgeſetzter

Ganz recht, du alter Würſtleeſſer.
Denkt dir auch noch der Feuerfreſſer?

Kaſperl

Jawohl, der ſchwarze Vitzliputzli,
Der frißt, was kommt, mit Haut und Hutzli.

Vorgeſetzter

Und Feuer fraß der ſchwarze Zwockel.

Kaſperl

Jawohl, und auch gebratne Gockel.

Vorgeſetzter

Der tut nun nicht mehr Feuer freſſen,
Zieht nimmer 'rum auf Markt und Meſſen.
Der Kerl iſt unter die Räuber 'gangen,
Drum wird er gefangen und aufgehangen.
Dafür hab' ich dich auserſehn;
Du ſollſt ihm auf die Socken gehn.

Kaſperl

Das iſt mir eine hohe Ehr'.
Wenn ich bloß wüßte, wo er wär'!

Vorgeſetzter

Der ſchwarze Kerl verbirgt ſich bald
In dieſem, bald in jenem Wald
Und macht dort Jagd auf Mann und Weib
Und frißt ſie auf zum Zeitvertreib.

Kaſperl

Oh, das iſt roh und hundsgemein!
Na, laßt mich erſt im Wald mal ſein!

Vorgeſetzter

Das hab' ich mir auch gleich gedacht,
Daß ſo was nur der Kaſpar macht.
Drum, Kaſpar, auf! Es iſt mir gleich,
Bringſt du ihn zappelnd oder als Leich'.

3. Auftritt

Kaſperl. Mariechen

Kaſperl (ſingt)

Marie, Mara, Marutſch,
Den Kerl, den mach' ich futſch!

(ſpricht)

Ich freu' mich richtig auf den Fang,
Mir iſt auch nit ein biſſel bang.

Mariechen (ruft hinter der Szene)

Kaſpar, wo bleibſt du denn ſo lang?
Die Suppe auf dem Tiſch wird kalt.

(Sie erſcheint.)

Kaſperl

Iß nur allein! Ich muß zum Wald.

Mariechen

Es gibt doch Sauerkraut mit Speck!

Kaſperl

Meintswegen chineſiſchen Schnepfendreck.

Mariechen

Was willſt im Wald? Du machſt mir bange.

Kaſperl

Ich ſchnitz' mir eine Fahnenſtange.

Mariechen

Das iſt nicht wahr; du machſt mich zittern.

Kaſperl

Na ja, ich muß die Laubfröſch' füttern.

Mariechen

Das glaub' ich nicht, du tuſt mich quälen.

Kaſperl

Na ja, ich muß die Bäume zählen.

Mariechen

Ach, liebes Männchen, ſag mir's doch!

Kaſperl

Du wirſt es ſchon erfahren noch.
Nun ſei mir nicht ſo naſeweis,
Mach lieber deine Suppe heiß!

Mariechen

Mein lieber Schatz, ich mein's doch gut,
Ich weiß doch, wie der Hunger tut!

Kaſperl

Ich weiß, du haſt ein Herz wie Butter;
Doch erſt der Dienſt und dann das Futter.
Mach mir kein ſauer Gurkengeſicht!
Mich ruft die Pflicht, da ſäum' ich nicht.
Adjes, Marie! Ich muß jetzt gehn.
Halt mir den Daumen! Auf Wiederſehn!

(Umarmt ſie. Dann beide ab. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug

Hochſtämmiger Wald

1. Auftritt

Vitzliputzli. Krokodil

(Iſt ein Grammophon vorhanden, ſo kann man den Vitzliputzli einen Tanz, Jazz, aufführen laſſen, bevor er ſpricht.)

Vitzliputzli

Huah, huah, Minſchenfleiſch
Schmeckt fein zart und weich!
Hätt' ich nur ein weißes Mann,
Brät' ich gleich es in der Pfann'
Mit Muskat und Knowelauch!
Das ſein ſerr gutt für die Bauch.
Hört ihr, wie der Magen murrt?

(Er knurrt.)

Hört ihr, wie der Magen knurrt?
Bauchweh plagt mich wildes Mann,
Weil ich euch nicht freſſen kann.

Könnt' ich euch nur packen!
Huah, ihr müßt' mir knacken!
(Krokodil kommt.)
Hier mein zahmer Krokodil
Macht ſich alles, was ich will.
Sag' ich: „Alle(z), Kroko, ſchnapp!"
Macht ſich's Zähne klapp, klapp, klapp.
(Es klappert.)
Sag' ich: „Kroko, alle(z), ſuch!"
Huh, bald hat's mit ſei'm Geruch
Weißes Mann gerochen.
Hab' ich was zum Kochen,
Kroko kriegt die Knochen. —
Alle(z), Kroko, ſuch, alle(z)!
Heb die Naſe in die Höh'!
Es fängt an zu ſchnuppern.
Ui, mein Herz tut puppern!
Weißes Mann iſt in der Näh.
Armes weißes Mann, o weh! (Ab.)

2. Auftritt

Kaſperl, ſpäter Vitzliputzli und Krokodil

Kaſperl (von der andern Seite kommend)

Ich bin doch auf der rechten Spur;
Wo ſteckt der Vitzliputzli nur?
Ich glaub', der ſpielt mit mir Verſteck.
(Krümmt ſich.)
O jemine — o Schreck, o Schreck!
In meinem Leib da bohrt's,
In meinem Bauch rumort's.
Daß mir auch das zum Überfluß
Gerade jetzt paſſieren muß!
Schnell, ſchnell, ſchnell, ſchnell — ich muß verſchwinden.
Wenn einer frägt — ich ſitz' dahinten.
(Hängt ſeinen Knüppel an der oberen Leiſte des Schaurahmens oder ſonſt irgendwo ſichtbar auf.)
Hier häng' ich meinen Knüppel dran,
Weil ich ihn dort nicht brauchen kann.
(Kaſperl ab. Das Krokodil kommt, ſchnuppert auf der Spielleiſte herum, ſieht dann plötzlich den Knüppel hängen, ſtößt ein Gequietſche aus, ſchnappt, verſchluckt ihn und verſchwindet.)

Vitzliputzli (hinter der Szene)

Huah! Huah!

Kaſperl (wieder auftretend, zu den Kindern)

War das vielleicht der Negerpapa?
Man hat wahrhaftig keine Ruh',
Ich hab' noch nicht die Hoſen zu.
(Sieht, daß ſein Knüppel nicht mehr da iſt.)
Mein Knüppel? Wer hat mir den geklaut?

Vitzliputzli (tritt mit einem langen Meſſer auf)

Huah! Gib dich gefangen, weiße Haut!
Ich ſein der wilde Vitzliputzli,
Ich freſſen dich mit Haut und Hutzli.

Kaſperl

Mein lieber Putzlivitzli,
Mach nur kei' faule Witzli!

Vitzliputzli

Du nein, ich machen keinen Spaß;
Mich reizen deine große Naſ'.
Das gibt ein feiner Naſenpfeffer.

Kaſperl

So ſchauſt du aus, du Schwobekäffer (Schwabenkäfer)!

Vitzliputzli

Jawohl, ich ſein ein Menſchenfreſſer.

Kaſperl

Und ich ein großer Würſtleeſſer.

Vitzliputzli

Mich lüſten ſerr nach deinem Blut.

Kaſperl

Pfui Deixl, die Blutwurſt ſchmeckt nit gut!
Ich hab' Verſtopfung g'habt mit Fieber,
Da iſt mein Blut vergift', mein Lieber.

Vitzliputzli

Du, das ſein allerdings ſerr übbel!

Kaſperl

Ja, ja, du frißt dich ſonſt zum Krüppel.

Vitzliputzli

Tſchadau, ich ändre meinen Willen,
Doch mußt mir einen Wunſch erfüllen.
Möcht' haben weiße Haut wie du;
Sag du ein Mittel mir dazu!

Kaſperl (beiſeite)

Ein feiner Wunſch! Der Kerl iſt recht,
Was der bloß alles wiſſen möcht'!
Paßt auf, den führ' ich hinters Licht,
Dem mach' ich weiß ſein Rußgeſicht!
(Zu dem Wilden)
Du nimmſt ein großes Blechgefäß
Mit blüteweißem Bibbeleskäſ'.

Vitzliputzli

Was ſein denn des?

Kaſperl

Halt Bibbeleskäſ'.
Den rührſt du um
Mit einem Liter Petroleum,
Darein kommt ein Paket Perſil
Und Schwefelſäure, aber viel,
Dann nimmſt du einen Beſenſtiel
Und tuſt die Soße gut verrühren
Und dann probieren.

Vitzliputzli

Schön gutt, ich will mir das beſorgen.
Dich aber ſperr' ich ein bis morgen,
Und wenn die Prozedur gelingen,
Laß ich dich morgen wieder ſpringen.

Kaſperl

Adjes ihr Leut', auf Wiederſehn!
Nicht weinen! Wir werden das Ding ſchon drehn.

(Der Wilde pfeift ſeinem Krokodil. Dieſes erſcheint, dann gehen alle ab. Reihenfolge: Wilder, Kaſperl, Krokodil. Vorhang fällt.) (Schluß folgt)

Der große Tſchang

Wer iſt er? Nach dem untenſtehenden Bilde zu ſchließen, ein mongoliſcher Fürſt oder ein hoher Würdenträger aus dem Innern Aſiens. Daß er ein Kind der gelben Raſſe iſt, ſieht man ihm ja ſchon an den Augen an. Der große Tſchang iſt in der Tat ein Chineſe. Sein verſchlagenes, pfiffiges, bartloſes Geſicht kennzeichnet ihn als einen echten Sohn ſeines Vaterlandes. Nur die Naſe iſt ein bißchen groß, und auch der Körper geht über das chineſiſche Mittelmaß hinaus; er iſt 1,80 Meter lang. Kein Wunder, wenn ihm dies den Namen Da Tſchang, der große Tſchang, der lange Tſchang, eingetragen hat. Wahrſcheinlich waren ſeine Vorfahren nicht alle waſchechte Chineſen. Der lange Tſchang ſtammt nämlich aus dem äußerſten tibetaniſchen Grenzgebiet, aus der Gegend des Kuku-nor-Sees, wo eine Vermiſchung der chineſiſchen Eroberer mit der eingeborenen Nomadenbevölkerung ſeit Jahrhunderten ſtattfand. Chineſiſch iſt auch ſeine Kleidung; der blaue, wattierte Überrock, deſſen lange Ärmel zugleich als Muff und Reiſetaſchen dienen, und die hohen Filzſtiefel ſind echte Bekleidungſtücke des Reiches der Mitte. Der Turban, den Tſchang um den Kopf geſchlungen hat, verrät ferner, daß er Mohammedaner iſt. In den Grenzgebieten gegen Tibet gibt es heute noch viele Anhänger des Islams; allerdings ſpielen ſie in der Gegenwart bei weitem nicht mehr die Rolle wie vor der Mohammedanerrevolution von 1895, nach der die Mohammedaner aufs grauſamſte verfolgt wurden.

Der große Tſchang, der Reiſebegleiter des Tibetforſchers Dr. Albert Tafel.

Die ausgiebige Bewaffnung, vor allem das prunkvolle Schwert im Gürtel, haben uns verführt, den großen Tſchang als einen Würdenträger oder höheren Offizier einzuſchätzen. Diesmal haben wir jedoch fehlgeraten. Tſchang iſt nur ein einfacher Chineſe aus Hſining-fu, der wichtigſten Grenzſtadt gegen Tibet hin, und wurde dort von dem erfolgreichſten deutſchen Tibetforſcher Dr. Albert Tafel als Diener und Reiſebegleiter in Dienſt genommen. Daß er in der kleinen Reiſegeſellſchaft des Forſchers einen wichtigen Platz einnahm, den er ſich dank ſeiner Schlauheit, ſeiner Redegewandtheit und ſeinem Mut erwarb, zeigt der vornehme Aufzug, in dem er auf dem Bilde erſcheint. Sein Brotherr Tafel ſagt über ihn: „Tſchang verſtand es hervorragend, ſeine Nebenmenſchen am Narren-

seil herumzuführen, und, wenn er wollte, wußte er stets die Worte zu sagen, die der andere gern hörte. Er war ein echtes Kind seiner Rasse und seines wilden, rauhen Heimatlandes."

Was Tschang auf den Reisen mit Doktor Tafel erlebte, wie er ihn einmal bei einem Überfall rettete, wie er ihm aber auch Ärger und Unannehmlichkeiten bereitete, das können unsere Leser in dem interessanten Buch Tafels „Meine Tibetreise" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) selbst nachlesen. Sie werden dort auch erfahren, wie dieser deutsche Forscher trotz den größten Hindernissen, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellten, nur auf seine eigene Tatkraft angewiesen, weite Gebiete des wenig bekannten Zentralasiens bereiste und erforschte.

Das Ätzen von Metallen und andern Materialien für kunstgewerbliche Zwecke

Von Professor F. Moser / Schluß

Nachdem im vorigen Heft das Ätzen selber allgemein beschrieben wurde, sollen nunmehr einige Rezepte und besondere Anweisungen folgen.

A. Schutzlacke. Für Ätzungen verschiedener Materialien hat sich als Schutzlack eine dickliche Lösung des käuflichen Ätzgrundes bewährt, wie er von Radierern benutzt wird. Als Lösungsmittel dient echtes Terpentinöl. Die möglichst klein gestoßenen Teile des harten Ätzgrundes müssen mit dem Terpentinöl mindestens eine Stunde im heißen Wasserbad gelöst werden. Zum Schluß ist die Lösung durch einen Leinwandlappen zu seihen.

Ein dreißig Jahre alter Benzwagen, der unlängst die 300 Kilometer lange Strecke Berlin-Hamburg zurücklegte und damit einen Beweis für die Güte und Dauerhaftigkeit deutscher Wertarbeit erbrachte.
Deutsche-Presse-Photo-Zentrale, Berlin.

Wer sich einen guten flüssigen Ätzgrund nach Dr. Leo Bergmann herstellen will, nehme zwei Gewichtsteile Burgunderpech, zwei Gewichtsteile syrischen Asphalt, drei Gewichtsteile Bienenwachs und fünfundzwanzig Gewichtsteile Terpentinöl. Das Burgunderpech läßt man in einem irdenen Gefäß über mäßiger Flamme vorsichtig schmelzen, gibt sodann den sehr fein pulverisierten Asphalt unter beständigem Umrühren und bei gesteigerter Hitze dazu und läßt die Masse eine Viertelstunde über dem Feuer. Dann gibt man das Wachs hinzu und rührt noch zehn Minuten. In das vom Feuer weggenommene Gefäß gießt man, wenn die Masse etwas abgekühlt ist, das Terpentinöl, seiht die gut umgerührte Mischung durch ein Stück Leinwand und füllt sie in eine Flasche.

Dieser Schutzlack wird, wenn es sich um Linienätzungen handelt, die Dunkel auf Hell wirken sollen, mit einem breiten Pinsel dünn aufgestrichen. Nach dem Trocknen paust man die Zeichnungen mittels Rötelpapieres auf und zeichnet mit der Nadel in den Lackgrund. Handelt es sich jedoch um Ätzungen, die erhaben wirken sollen, so gibt man in diesen Lack in einem Tuschnapf noch die gleiche Menge besten Bernsteinlack, verrührt diese Mischung und trägt sie dick und sauber mit kleinen oder größeren Pinseln auf die durch Aufpausen der Zeichnung vorbereitete Fläche auf, die geätzt werden soll.

Die beiden erwähnten Schutzlacke eignen sich für alle Materialien und Säuren, trocknen aber langsam. Geätzt darf erst werden, wenn der Lackauftrag ganz trocken ist.

Zum Schutze größerer Flächen, in die nichts eingeätzt werden soll, also besonders der Rückseiten und Kanten der zu ätzenden Gegenstände, läßt sich auch ein rasch trocknender schwarzer Spirituslack verwenden, der aber nur mit Spiritus abgewaschen werden kann.

B. Ätzmittel. 1. Für Kupfer, Messing, Eisen und Zink eignet sich stark verdünnte Salpetersäure. Die im Handel erhältliche Säure hat meistens 41 Grad nach Beaumé. Man läßt vor der Verdünnung eine kleine Kupfermünze in der Säure sich lösen und gießt dann langsam die Säure in das Wasser — nicht umgekehrt! — und zwar so, daß für Kupfer und Eisen etwa 1 Teil Säure auf 6 bis 8 Teile Wasser, für Messing 1 : 10, für Zink 1 : 12 trifft. Vorsichtige Handhabung ist notwendig, denn die Salpetersäure ätzt auch die menschliche Haut, Wäsche, Kleider, Tischtücher, Möbel, Fußböden und so weiter. (Das beste Gegenmittel, wenn Säure an Körperteile, Kleider und dergleichen gerät, ist Ammoniak, bei dessen Anwendung größerer Schaden vermieden wird.) Auch soll man der schädlichen Dämpfe wegen nur am offenen Fenster oder im Freien Ätzungen vornehmen. Langsames Ätzen mit stark verdünnter Säure bewirkt schönere Ergebnisse als rasches Ätzen mit stärkerer Säure. Bei kalter Temperatur ätzen alle Säuren langsamer als bei Wärme; am besten ist es, stets bei etwa + 16 Grad Celsius zu ätzen.

Eine Laune der Natur: Mohrrübe, die die Form einer menschlichen Hand zeigt / Fotoaktuell, Berlin.

2. Salzsäure wird in einer Verdünnung von 1 : 6 bis 12 gleichfalls zu Ätzungen verwendet. Siehe unter 4!

3. Außer Salpeter- und Salzsäure verwendet man auch Eisenchlorid in verdünnter Lösung als Ätzmittel. Es ist ein dunkelgelbes Salz, das, in Wasser gelöst, eine braune Farbe annimmt und gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich ist. Schädliche Gase entwickelt es nicht.

4. Für Zinn — auch für Messing — empfiehlt sich das nachfolgend beschriebene Ätzmittel: 1 Teil chlorsaures Kali wird in 10 Teilen Wasser kochend gelöst und die erkaltete Lösung sodann in eine Mischung von 2 Teilen Salzsäure und 5 Teilen Wasser geschüttet.

5. Für Glas ist ausschließlich Flußsäure (Fluorwasserstoff) verwendbar, die sehr vorsichtig behandelt werden muß und nur in Gummiflaschen aufbewahrt werden kann.

6. Für Marmor und Solnhofener Kalkstein kann verdünnte Salzsäure, wie unter 2 angegeben, verwendet werden; jedoch ist der Grad der Verdünnung auszuprobieren, weil die Beschaffenheit der Gesteine sehr verschieden ist.

7. Elfenbein und Knochenbein werden mit verdünnter reiner Salzsäure geätzt. Man verlange in der Apotheke ausdrücklich „reine", für chemische Zwecke. Verdünnt wird mit 8 bis 10 Teilen destillierten Wassers.

Nach dem Ätzen müssen die Gegenstände eine Viertelstunde lang in Wasser gekocht werden; dann bürstet man mit einer rauhen Wurzelbürste die zu Leim gewordenen Ätzstellen heraus.

8. Für Perlmutter verwendet man am besten Salzsäure in der Verdünnung, wie sie unter 2 angegeben wurde.

C. Ätzgefäße. Für alle Säuren mit Ausnahme der Flußsäure kann man die gleichen Gefäße verwenden, die man für photographische Zwecke käuflich erhält. Für Flußsäureätzungen jedoch eignen sich keine Glas- und Porzellanschalen.

D. Zeitdauer der Ätzungen. Eine bestimmte Zeit läßt sich für den einzelnen Fall nicht angeben. Bei stark verdünnten Ätzmitteln wird man je nach der gewünschten Tiefe eine Stunde und länger ätzen müssen. Es empfiehlt sich, etwa jeweils nach einer Viertelstunde den zu ätzenden Gegenstand aus der Säure herauszunehmen, gut mit Wasser abzuspülen, trocknen zu lassen und mit einem Vergrößerungsglas zu betrachten sowie vorsichtig mit einer Fingerspitze abzutasten. Bei Beinätzungen ist letzteres zwecklos. Wenn sich der Lackauftrag an einzelnen Stellen abzulösen beginnt, muß man entweder mit dem Ätzen aufhören oder gut trocknen lassen und die schadhaften Stellen ausbessern, um dann etwa vierundzwanzig Stunden später das Ätzen fortzusetzen.

E. Sonstiges. Bei allen Ätzungen darf man die sich bildenden Luftbläschen nicht lange auf den zu ätzen-

Kohlrübe in Gestalt eines Vogels / Fotoaktuell, Berlin.

den Stellen belassen, sondern muß sie entweder durch schaukelnde Bewegung des Gefäßes oder durch leichtes Überstreichen mit einer Vogelfeder vorsichtig immer wieder entfernen. Man darf das Ätzmittel nie lange in Ruhe lassen. Empfehlenswert ist, beim Ätzen eine gut deckende alte Schürze vorzubinden und Kautschukfingerlinge zu benutzen.

Schließlich sei allen Dilettanten, die sich mit einer Ätztechnik befassen, der Rat gegeben, sich durch anfängliche Mißerfolge nicht entmutigen zu lassen, sondern mit Ruhe und Überlegung ihre Versuche zu wiederholen. Der Erfolg wird dann nicht ausbleiben.

Paul Jordan

Der Verfasser unserer in Heft 27 beginnenden neuen Haupterzählung

Paul Jordan, ein geschätzter Mitarbeiter des „Guten Kameraden".

Immer ungeduldiger erkundigen sich unsere Leser bei uns nach der nächsten Haupterzählung des „Guten Kameraden" und nach ihrem Verfasser. So haben wir uns denn entschlossen, diesem Drängen nachzugeben und einen Zipfel des Schleiers zu lüften, der über der neuen Erzählung liegt. Sie nennt sich „Sieben deutsche Jungen" und stammt aus der Feder unseres bekannten Mitarbeiters Paul Jordan, den wir nebenstehend auch einmal im Bilde vorführen. Den meisten unserer Leser wird er aus den zahlreichen im „Guten Kameraden" erschienenen Beiträgen erzählender und belehrender Art kein Unbekannter mehr sein.

Paul Jordan wurde im Jahre 1902 in Hamburg geboren. Er besuchte das humanistische Gymnasium bis zur Obersekunda, war dann Freikorps- und Reichswehrsoldat, machte eine Buchhändlerlehrzeit durch, war einige Jahre kaufmännischer Angestellter und eine Zeitlang auch Arbeiter. Seit 1928 ist er als freier Schriftsteller tätig, und die meisten seiner bisherigen Arbeiten sind für die männliche Jugend bestimmt.

Schon frühzeitig, als Sextaner, kam Paul Jordan zum Wandervogel. Damals war er der Jüngste seiner Gruppe; inzwischen ist er längst ein bewährter Führer geworden. So spielt denn auch seine neueste Erzählung „Sieben deutsche Jungen" in der Jugendbewegung. Sie schildert zunächst den Aufbau und das Gemeinschaftsleben einer Jungengruppe der Vorkriegszeit, dann ihren Kampf um den Bestand trotz schwerster allgemeiner Kriegsnot, das Schicksal der einzelnen Jungen im Ringen um die Zukunft des deutschen Volkes und damit den großen Krieg überhaupt, wie ihn die Jugend empfand und miterlebte. Das alles schildert diese Erzählung, um am Ende die Gewißheit zu geben, daß Deutschland nicht untergehen wird, solange es solche Jugend wie diese „Sieben deutsche Jungen" und deren Gefolgschaft sein eigen nennt.

Gerade die Gegenwart braucht Menschen, die das Leben anzupacken wissen, die frohen Herzens und mit ernstem Streben ihren eigenen Weg geradeaus gehen. Die Jugendbewegung erzieht solche Menschen. Der Jugendführer, der eine Persönlichkeit ist und das Leben kennt, ist vor allen andern dazu berufen, Wegweiser zu sein allen Suchenden. Uns dünkt, daß es Paul Jordan, der eine über seine Jahre hinausgehende Reife und Lebenserfahrung besitzt, in seiner neuen Erzählung vorbildlich gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen.

Was Paul Jordan sonst noch geschrieben hat, ist zum größten Teil im „Guten Kameraden" zum Abdruck gekommen. Davon liegt bisher in Buchform bereits „Die Meute" vor (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart). In diesem Buche herrschen Fröhlichkeit und Abenteuerlust, wie es sie in jeder echten Jungengruppe gibt. Besonders gefallen hat auch die Erzählung „Mit Kompaß und Karte durch den Balkan", die Schilderung der Auslandfahrt einer Jungengruppe. Weitere Erzählungen, Skizzen und Aufsätze werden im Laufe der Zeit noch folgen, zumal Paul Jordan auch jetzt noch in allen Schulferien mit seiner Meute loszieht. So findet Paul Jordan immer wieder neues Erleben, und es wird ihm leicht, aus diesem sich stets erneuernden Schatz andern mitzuteilen. Die Leser aber merken deutlich, daß seine Erzählungen nicht am Schreibtisch ausgedacht, sondern lebendige Abenteuer sind, von echten Jungen wirklich erlebt und von einem Jungenführer geschildert.

*

Streichrätsel

Nimmst einer kleinen Blume du,
Die zarte Düfte hauchet aus,
Den Kopf, das Herz, den Fuß dazu,
So wird ein starker Baum daraus.

Auflösung des Gleichklangrätsels von Seite 384:
Schotten.

Das Rätsel der Drusenkopfinsel

Fortsetzung

VON OTFRID VON HANSTEIN

Sie wollen also das Gebiet der Inseln nie verlassen?" fragte der Minister von Portugal Mister Cook.

„Nur wenn die Welt uns als Lehrmeister wünscht. Aber wir werden großzügige Pläne ausarbeiten. Sie haben von unsern ersten Arbeiten gehört, wie wir den Vulkan gebrauchten, um uns elektrische Kraft zu bereiten. Die Menschheit treibt mit der Erde Raubbau. Sie hat den falschen Gedanken, sich der Natur anzupassen, anstatt die Natur sich dienstbar zu machen. Wir treiben Ackerbau in Gegenden, die kaum Ertrag bieten, und überlassen die fruchtbaren Tropen dem Urwald und den wilden Tieren, nur weil wir mit unserer Menschenkraft dort nichts zu schaffen vermögen. Wir haben im Yellowstonepark in der Mitte der Vereinigten Staaten Hunderte von heißen Quellen und denken nicht daran, ganz Nordamerika durch diese heißen Wasser und Dämpfe mit einer Riesenzentralheizung zu versehen. Wir erstarren in den Eiswüsten Alaskas und haben dort das Tal der zehntausend Dämpfe und unzählige Vulkane, die, in Leitungen gepreßt und über das Land geführt, dieses erwärmen und urbar machen könnten. Wir graben in das Innere der Erde und sehen mit Schrecken, wie die Kohlenvorräte langsam abnehmen, aber die ewig sich gleichbleibende Kraft der Meereswellen bleibt ungenutzt und könnte doch unsere elektrischen Werke treiben. Millionen von Menschen gehen an Krankheiten zugrunde, und doch haben wir unendlich große bakterienfreie Gebiete, in denen sie Heilung finden könnten. Was haben dagegen Völker vor uns geschaffen! Denken wir daran, daß die Inka, deren Kultur wir unsere Schätze verdanken, es verstanden, das heute wieder wüste und unfruchtbare Bergland von Peru und Ecuador in einen einzigen blühenden Garten zu verwandeln. Schaffen wir gemeinsam, auf die Studien der Weltuniversität Santa Scientia gestützt, eine einheitliche, großzügige Ausnutzung der ganzen Erde! Lassen Sie uns dazu den Weg zeigen, die Pläne ausarbeiten und Führer sein!"

Cook hatte geendet. Von allen Seiten wurden Fragen gestellt, die die einzelnen Gelehrten in langen Reden beantworteten. Die Stenographen waren auf dieser Versammlung überflüssig, denn alle Reden wurden automatisch von Empfangsapparaten aufgenommen und drahtlos auf Geber übertragen, die in den unteren Räumen des Zentralgebäudes wieder durch Lautsprecher in die Maschinen diktierten. Gleichzeitig saß in diesen Räumen ein ganzes Heer von Übersetzern, die ihrerseits wiederum in Lautsprecher redeten. So war wenige Minuten nach Schluß der Sitzung bereits alles, was in ihr verhandelt worden war, in sämtliche Sprachen der Erde übersetzt, in vielen Exemplaren gedruckt und durch Radio in alle Weltgegenden hinausgetragen.

Lustige Karnevalsfigur aus Sankt Moritz. „Wenn es dem Esel zu wohl ist, dann geht er aufs Eis" / Phot. A. Groß, Berlin.

Der Völkerbund zog sich zur Beratung zurück. Ein Raunen und Murmeln ging durch den großen Raum. Die Vertreter der einzelnen Länder wollten keine Meinungen äußern, ehe die Herren aus Genf gesprochen hatten. Mister Cook, der in dieser Stunde den Richterspruch über sein Werk erhalten sollte, war ganz ruhig. Die Gelehrten vertieften sich in die genauen Pläne der übrigen Drusenkopfinseln, die inzwischen auf den Tischen verteilt worden waren, und zeigten zufriedene Gesichter. Nur der Vertreter der Vereinigten Staaten war etwas mißvergnügt. Obgleich er ganz unpolitisch sein wollte, hatte Mister

Cook ihm einen Streich gespielt, denn die Millionen, die dieser jedenfalls für die Abtretung der andern Inseln gezahlt hatte, machten Puitu wahrscheinlich von dem Einfluß Washingtons unabhängig. Der Amerikaner lächelte. Aufgeschoben war nicht aufgehoben. Auch Millionen verschwanden schnell in diesen Staaten ewiger Unruhe, und dann würde man ja weitersehen.

Die Herren vom Völkerbund kamen zurück, und wieder nahm der Außenminister von Portugal das Wort.

„Mister Cook!

Ich wende mich an Sie als den Eigentümer der Drusenkopfinseln, denen Sie den Namen Santa Scientia gegeben haben. Wir sind nur Abgesandte und können nichts, als dem Völkerbund in Genf Vorschläge machen. Lassen Sie mich Ihnen vorlesen, was wir zu diesen Vorschlägen beschlossen haben!

Wir und mit uns, wenn ich nicht irre, die Herren und Damen der fünfunddreißig anwesenden Nationen haben erkannt, daß in Santa Scientia ernste und fruchtbare Arbeit zum Nutzen der ganzen Menschheit geleistet wurde und daß wir hier Dinge gesehen haben, die fast an Wunder grenzen, daß wir von allem, was hier geschehen, von der körperlichen und geistigen Überlegenheit Ihrer Arbeit in vollstem Maße begeistert sind."

Der Redner wurde unterbrochen. Jubelnde Zurufe durchbrausten den ganzen Raum. Die Glocke wurde geschwungen.

„Wir werden beantragen, daß Santa Scientia, auf dessen persönlichen Besitz Mister Cook verzichtet, zur dauernden Universität und Gewerbeschule der ganzen Erde gemacht wird."

„Bravo!"

„Wir werden beantragen, daß Santa Scientia für alle Zeit als ein selbständiges, auch in allen Kriegen neutrales Gebiet angesehen wird, mit eigener Verwaltung und dem Recht, nur diejenigen zuzulassen, die es selbst als würdig erachtet, freilich unter der einen Bedingung, daß auch Santa Scientia niemals ein einzelnes Volk bevorzugt."

„Bravo, bravo!"

„Santa Scientia hat sich zu verpflichten, immer und stets nur den Werken der Wissenschaft, des Friedens und der Völkerversöhnung zu dienen. Die Gelehrten von Santa Scientia haben stets aller Welt mit Rat und Tat zur Verfügung zu stehen und ihre Ingenieure zu entsenden, wenn es gilt, ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Santa Scientia darf niemals ein Geschäftsunternehmen werden, und alle seine Erfindungen und Entdeckungen gehen kostenlos in den Besitz der ganzen Erde über."

„Bravo!"

„Mister Cook, sind Sie bereit, diese Vorschläge anzunehmen?"

„Mit ganzem Herzen. Das gelobe ich zugleich im Namen meiner bisherigen Mitarbeiter."

„Dann darf ich Ihnen noch etwas sagen. Schon gestern haben wir nach Genf telegraphiert, und die Antwort ist bereits eingetroffen. Wir haben Vollmacht, Ihnen zu gewährleisten, was wir vorschlugen. — Mister Cook, ich habe Ihnen nur noch Glück zu wünschen und zugleich den verstorbenen Professor Alesius glücklich zu preisen, daß er in Ihnen einen so tatkräftigen Vertreter seiner Ideale gefunden hat. — Meine Damen und Herren, ich bitte Sie, mit mir in den Ruf einzustimmen: Es leben Mister Cook und seine genialen Mitarbeiter! Es lebe die Weltuniversität Santa Scientia!"

Der ganze Saal dröhnte von den Jubelrufen wider. Das Temperament der einzelnen Völker brach sich Bahn. Italiener, Spanier, die stets liebenswürdigen und begeisterungsfrohen Portugiesen stürzten vor, hoben Cook und seine Freunde auf die Schultern und trugen sie im Saale umher. Frauen weinten, sogar Männer schluchzten, und gleichzeitig ertönten in der ganzen Stadt alle Sirenen. —

An dem großen Tisch in der Mitte des Saales unterzeichnete der Vertreter von Portugal als Ältester das Schriftstück, das dem wissenschaftlichen Staatswesen Santa Scientia für alle Zeiten seine Unabhängigkeit sicherte. Die Vertreter der fünfunddreißig Regierungen drängten sich heran, sie hatten alle telegraphische Vollmachten und setzten stolz ihre Namen unter das seltsame Schriftstück, das als erste Unterschrift einfach den Namen Cook trug.

Ein letztes frohes Mahl vereinigte die Teilnehmer dieser wichtigen Tagung. In den Abendstunden verließen dann auch diese Gäste und mit ihnen fast alle bisher noch in den Krankenhäusern gepflegten Verwundeten des Sportfestes Isabela.

Die Jacht der Völkerbundmitglieder verließ als erste den Hafen. Dann folgte der große Lloyddampfer, der die andern Gäste zunächst nach San Franzisko bringen sollte. Auch diesmal war natürlich, allerdings ohne daß einer von den Gästen etwas davon merkte, genau Sorge dafür getragen, daß von den beiden Verbrechern, die sich noch immer unerkannt auf der Insel aufhielten, keiner diese Gelegenheit zur Flucht ergreifen konnte.

Die Herren, sowohl die ersten Mitarbeiter Cooks als auch die Mitglieder der Ozeanexpedition und die andern Weißen, saßen an diesem Abend noch einmal zu einer stillen Nachfeier beisammen. Auch die Arbeiter, die Möller im Laufe der Jahre „gestohlen" hatte, waren dabei.

Doktor Schlüter stand auf. „Ich habe mich noch eines kurzen Auftrags zu erledigen, mag er nach dem, was Sie heute zu meiner Freude erlebt haben, vielleicht auch fast lächerlich erscheinen. Ist irgend jemand unter Ihnen, der sich durch die gewaltsame Entführung aus seiner Heimat geschädigt fühlt?"

Keine Antwort erfolgte, dafür aber sah man erstaunte Gesichter.

Doktor Schlüter fuhr fort: „Mister Cook, Mister Möller und Mister White, dann habe ich Ihnen im Namen der deutschen Kriminalpolizei die Mitteilung

zu machen, daß diese das gegen Sie anhängig gemachte Verfahren wegen gewaltsamer Entführung von Menschen auf Antrag der Staatsanwaltschaft niederschlägt."

Cook machte ein verschmitztes Gesicht. „Sonst hätten Sie uns wohl verhaftet?"

„Sobald einer von Ihnen deutschen Boden betreten hätte, gewiß. Ein Auslieferungsantrag bei der nun ja für selbständig erklärten Regierung von Santa Scientia wäre wohl zwecklos gewesen."

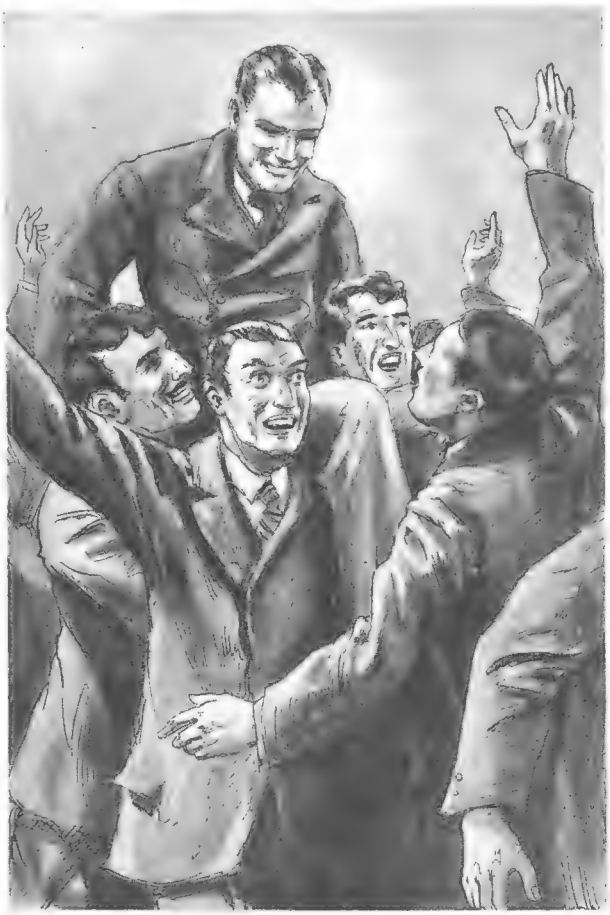
Allgemeine Heiterkeit setzte ein, und Cook schüttelte Schlüter die Hand. „Sie haben recht, lieber Doktor, Ordnung muß sein." —

Noch immer war Elsa Dorn allein in ihrem Postbüro, aber jetzt lachte sie fast immer vergnügt auf, wenn der Inhalt der unzähligen Schreiben, die täglich in mächtigen Säcken eingingen, als Leuchtschrift in der Mattscheibe erschien. Allerdings hatten die Diktiermaschinen nun meist Ruhe; dafür aber konnte sich der Riesenschlund in einer Ecke des Gemachs, der bis in die Fabrikräume hinunterging und sich bescheiden „Papierkorb" nannte, oft wegen Überanstrengung beklagen. Was wurde der armen Stadt in diesen Tagen nicht alles angeboten!

„Wie kann Santa Scientia ohne Nestles Kindermehl leben!"

„Santa Scientia braucht eine Million Hühneraugenpflaster!"

„Santa Scientia muß Punktroller bestellen!"



Italiener, Spanier und Portugiesen stürzten vor, hoben Cook und seine Freunde auf die Schultern und trugen sie im Saale umher.

„Santa Scientia braucht eine Milliarde Odolflaschen!"

Der Papierkorb arbeitete fleißig und verschlang bereitwillig die Gesuche von hunderttausend Abenteurern, von unzähligen Erfindern und Bettlern, von Tausenden, die Nachkommen des Professors Alesius sein wollten und Erbansprüche stellten, von einer halben Million Menschen, die Cook, Koch, Cozinheiro, Cuisinier, Cozinero, Majiros, Kok, Aschschi oder Abbach hießen, was auf Englisch, Deutsch, Portugiesisch, Französisch, Spanisch, Neugriechisch, Holländisch, Türkisch und Arabisch alles dasselbe bedeutet, und beschworen, daß sie ganz nahe Verwandte Mister Cooks seien und bei ihm leben wollten. Die Registratur zählte gewissenhaft, daß an einem Tage sechsundsechzigtausendsiebenhundertfünfundachtzig Kilo Papier mit törichten Anerbietungen nach Isabela gebracht wurden. Die Luftpostagenturen hatten Hochbetrieb und brachten nie geahnte Portoeinnahmen.

Mit lachender Miene ließ Elsa Dorn immer neue Papiermassen im „Orkus" verschwinden, und am Abend waren sie eingestampft, sortiert, zu schöner, weißer Papiermasse geworden und warteten neuer Bestimmung.

Schlimmer erging es den Tausenden von Fahrzeugen aller Art, gemieteten Dampfern mit großen Reisegesellschaften, Privatjachten, Seglern, Luftschiffen und Flugzeugen, die einfach herankamen und unter Berufung auf alle möglichen Empfehlungen Landung verlangten. Sie wurden ohne Ausnahme abgewiesen. Versuche, über die künstliche Brandung zu gleiten und Cabo Martino zu erreichen, waren erfolglos. Die Fernsteuerung ergriff von den Schiffen Besitz und leitete sie einfach an der Inselwelt vorüber. Sie konnten nicht einmal den Lichtschein von Santa Isabela aus der Ferne erblicken. Nie wurde auf den Schiffen und damit auf dem Ozean so viel getobt und gescholten wie in diesen Tagen.

Am schlimmsten hatten es Smith & Co. in Frisko. Die Firma wurde von Geschäftsleuten umlagert, von Neugierigen geradezu gestürmt. Die Tore blieben geschlossen. Es mußte Militär aufgeboten werden, um das Gebäude und seine Insassen zu schützen. Nach drei Tagen war die ganze Firma verschwunden. Sie hatte ein weit außerhalb Friskos gelegenes früheres Gefängnis bezogen und verkehrte überhaupt nur noch schriftlich und telephonisch auf Geheimnummern mit ihren Kunden, während die Post von Panzerautos herbeigebracht wurde.

Inzwischen erschienen in allen Zeitungen der Welt die Berichte und Bilder vom Sportfest in Santa Isabela. Sie wurden zunächst verlacht und für Aprilscherze im September gehalten. Die Heimkehrenden waren wütend, weil ihnen niemand glaubte. Erst als die Berichte der Regierungsvertreter und die Beschlüsse

Borneo.

des Völkerbundes bekannt wurden, waren die Teilnehmer an der Olympiade von Santa Scientia gerechtfertigt.

Die ganze Welt studierte die Geographie der Drusenkopfinseln. Überall gab es Drusenkopfzigaretten, Santa-Scientia-Liköre, Isabelaseide, Cookspaziersiöcke, Alesiusmagenpulver, Attahualpaseife. Wenn auch Santa Scientia selbst kein Geschäftsunternehmen war, so wurde doch jeder Name, der in den Zeitungen stand, von tüchtigen Geschäftsleuten ausgenutzt. Die ganze Erde sprach nur noch von Santa Scientia.

Java.

Am kühlsten verhielten sich die Universitäten. Weigands Versuche mit der Übertragung lebender Glieder, die in Nährflüssigkeit erhalten wurden, lehnte man ab. „Das sind ja überwundene Dinge, schon während des Krieges als unmöglich erkannt", hieß es. Die Bewahrung der körperlichen Jugend durch Erneuerung der Drüsensäfte wurde ebenso belächelt wie seinerzeit die Übertragung von Affendrüsen in der Klinik des Doktor Woronoff.

Da tauchten eines Tages zwei Männer in Berlin auf, die beide aus Santa Scientia kamen. Der eine behauptete, ein neues Kniegelenk, der andere sogar eine neue Niere erhalten zu haben. Beide hatten Zeugnisse bei sich, die der in Berlin noch bestens bekannte Chirurg Geheimrat Frank und der Vertreter der deutschen Regierung bei der Olympiade in Isabela unterschrieben und untersiegelt hatten, und in denen bestätigt wurde, daß die zwei Männer nach Weigands Verfahren von Frank operiert und mit den neuen Organen versehen worden waren. Man untersuchte sie, durchröntgte ihre Körper und stellte die Operationen fest. Die Herren, die bisher alles angezweifelt hatten, überlief es kalt. Dann aber zuckten sie wieder die Achseln. „Ein Fall beweist noch gar nichts. Frank war immer ein Optimist. Weigand ist schon seit Jahren unter den Phantasten da draußen. Wer weiß, was man dem braven Frank vorgemacht hat!"

Dazu klang alles, was die Gäste von Isabela gesehen hatten, märchenhaft, zumal sie natürlich die wissenschaftlichen, zumeist elektrischen Hergänge nicht begriffen hatten und von fliegenden und schwimmenden Autos, von gleichfalls fliegenden Fußballspielern und Schwimmern erzählten. Je länger diese Berichte von Mund zu Mund gingen, umso sonderbarer, märchenhafter, unglaublicher wurde das Sagenland Santa Scientia. Doch das war gerade gut so, denn das gewährleistete den Männern dort umso besser ruhiges Schaffen. —

Am Morgen nach der Abreise der letzten Gäste begann in Isabela wieder die Arbeit. Die großen Krane rollten heran, nahmen mit ihren Riesenarmen wie gelehrige Elefanten, die am Gangesufer Holz stapeln, die Tribünen auseinander und beseitigten die Arenen. In Zukunft sollten auf der Insel Fernandina, die als Naturpark bestimmt war, solche Arenen errichtet und dauernd erhalten werden. Die beiden einzigen Tierarten der Drusenkopfinseln, die für sie charakteristisch waren, die gewaltigen Leguane und die ebenso gewaltigen Riesenschildkröten, waren nicht so zart veranlagt, daß gelegentliche Sportfeste der Menschen, die ihnen kein Leid zufügten, sie gestört hätten. Im übrigen gab es großartige Pläne zu zeichnen und in vielen Beratungen die Einteilung der neuen Inseln vorzunehmen.

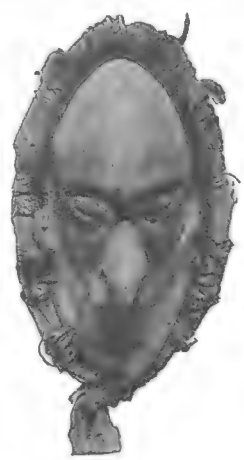
Ingenieur Grotefendt war glücklich, denn er mußte nun schnellstens seine Untermeerröhrenbahn, die bisher nur einmal von Isabela nach Cabo Martino ausgeführt war, zwischen allen Inseln wiederholen. Dazu mußten die großen Baggermaschinen, die Lava-Zerstampfer und alles, was sonst noch nötig war, um raschestens die übrigen Inseln in Benutzung zu nehmen, wieder heran. Die Maschinen wurden, solange die Bahn noch nicht fertig war, mit Schiffen von Insel zu Insel gefahren und begannen dort ihre Arbeit.

Japan.

Zuerst aber wurden der große Gürtel des unterseeischen Wasserstoffschaumriffes und die Maschinen für die automatische Fernleitung und Abwehr sich nähernder Schiffe überall montiert.

Der Spruch des Völkerbundes und die Begeisterung der Gäste hatten den Leuten von Santa Scientia zu den bisherigen Erfolgen ein Gefühl der Sicherheit gegeben, das alle noch freudiger stimmte.

Dabei aber war auch etwas anderes im Werk. Mister Cook und Bob White, der wieder völlig hergestellt war, arbeiteten



Neuguinea. Erotische Spiel- und Kultmasken aus dem Ethnographischen Museum in Leiden.

mit den Chemikern und Professor van Rhyn eifrig im Laboratorium. Obgleich nun schon eine volle Woche seit dem Diebstahl vergangen war, hatte man noch immer keine Spur von den Dieben. Man hätte schon zu der Annahme geneigt, daß es ihnen trotz allen getroffenen Maßnahmen gelungen sei, von der Insel zu entkommen, wenn nicht in dieser Woche zweimal ein neuer Diebstahl vorgekommen wäre. Zweimal waren, jedesmal an einer andern Stelle, Lebensmittel spurlos verschwunden. (Schluß folgt)

Masken / *Von Ernst Wächter*

Nun hat die lustige Maskenzeit, die Zeit des Mummenschanzes und des Versteckspielens hinter täuschenden Verhüllungen, bald ihren Höhepunkt erreicht und damit zugleich ihr Ende. Der Fastnachtsdienstag ist der Kehraus für all das ausgelassene Faschingstreiben der letzten Wochen, und der Aschermittwoch führt unerbittlich wieder zurück zum Ernst des Lebens. Das ist auch gut so; denn, wie der Dichter sagt, „ernst ist das Leben" und, fügen wir hinzu, schwer und voll Verantwortung, heute mehr als je. Das weiß auch die Jugend, die ordentliche, tüchtige Jugend, die später einmal in dem schweren Kampfe dieses ernsten und verantwortungsvollen Lebens ihren Mann stellen will und sich auch dessen bewußt ist, daß nicht Lustbarkeiten und Vergnügungen den Hauptinhalt des Daseins ausmachen dürfen, sondern die treue Erfüllung aller Pflichten.

Darum weint sie auch dem Prinzen Karneval keine Träne nach, wenn er an Fastnacht zum letztenmal sein Narrenszepter geschwungen und das ganze närrische Treiben ein Ende hat. Wohl aber dürfte es sie interessieren, einmal zu erfahren, welches eigentlich der Ursprung jener Maskeraden ist, die nun schon seit Jahrhunderten der Karnevalzeit, der Vorfastenzeit, ihr besonderes Gepräge geben, und wie sie eng zusammenhängen mit uralten religiösen Anschauungen und Bräuchen, die noch heute bei den von der abendländischen Kultur mehr oder weniger unberührten Völkern, insbesondere den sogenannten Naturvölkern herrschen.

Die Sitte, den ganzen Körper oder wenigstens das Gesicht bei gewissen Gelegenheiten durch Masken zu verhüllen und ihren Träger unkenntlich zu machen, ist wohl so alt wie die Menschheit selbst, und es dürfte kaum ein Volk auf Erden geben oder gegeben haben, das nicht in dieser oder jener Form diese Sitte ausübte oder ausgeübt hätte. Ihr Ursprung ist überall im menschlichen Aberglauben zu suchen, in der Furcht vor dem gefährlichen Walten böser Dämonen und schadenstiftender Geister sowie in dem Bestreben, sich dagegen zu schützen. Man verbirgt sein natürliches Aussehen, namentlich das Gesicht, durch die phantasievollsten, abschreckendsten Vermummungen, die die bösen Mächte über die darin steckenden Personen täuschen und ihnen Furcht und Schrecken einjagen sollen, damit sie sich nicht an die Vermummten heranwagen, sondern voll Entsetzen die Flucht ergreifen. Besonders die Gesichtsmasken sind oft von einer geradezu greulichen Ausgestaltung: grelle Bemalung, weit aufgerissene, verzerrte, mit fürchterlichen Zähnen bewehrte Mäuler, abscheulich glotzende oder schielende Augen, verunstaltete Nasen und Ohren und was dergleichen mehr ist. Man betrachte nur die beiden ersten der hier im Bild veranschaulichten Masken, die von Borneo und von Java, und man wird uns recht geben. Dabei sind diese beiden noch verhältnismäßig harmlos gegenüber den abscheulichen, grauenerregenden Larven, wie man sie unter anderm in jedem größeren völkerkundlichen Museum vorfindet, so, um nur einige der bedeutendsten deutschen Sammlungen zu nennen, im Museum für Völkerkunde in Berlin, im Leipziger Grassimuseum, im Stuttgarter

Maskentänzer aus dem Kongostaat. Die Maske besteht aus phantastisch bemaltem Holz und das Kostüm aus einem eigenartigen Gewebe, das aus Baumfasern gewonnen wird / Phot. New York Times, Berlin.

Lindenmuseum, in den ethnographischen Museen in München und Wien und andern. Jedem aufmerksamen Besucher dieser Museen wird es aber auffallen, daß es namentlich die Südseeinsulaner sind, die bei der Herstellung ihrer Schreckensmasken neben einer oft verblüffenden Geschicklichkeit eine beinahe teuflische Erfindungsgabe offenbaren, allen voran die Papuas von Neuguinea, dem Bismarckarchipel, den Neuen Hebriden, ferner die Dajaks von Borneo, die Malaien von Bali, die Singhalesen von Zeylon, die Ureinwohner des australischen Festlandes, zahlreiche afrikanische Negervölker, aber auch Japaner und Chinesen, Tibetaner und Mongolen und verschiedene nordamerikanische Indianerstämme wie die Haidah auf Vancouver und die Bewohner des Thlinkitenarchipels.

Doch daneben finden sich auch Masken, die mehr grotesk als greulich sind, ja oft geradezu belustigend wirken; man sieht es ihnen an, daß sie andern Zwecken dienen, als böse Geister zu bannen und Dämonen zu bekämpfen, nämlich vor allem der Belustigung und Unterhaltung. Natürlich können sie auch nirgends ihren ursprünglichen Zweck, den der Unkenntlichmachung, verleugnen und sollen es auch gar nicht, so die freundlich grinsende Frauenmaske auf unserm dritten Bilde, wie solche bei japanischen Maskeraden und szenischen Aufführungen zur Verwendung kommen, desgleichen im vierten Bilde die Totenmaske von Neuguinea, die dem Toten aufs Gesicht gelegt wird, damit die Seele auf ihrem Wege ins Schattenland nicht von den ihr begegnenden Dämonen erkannt wird, eine Sitte, die auch anderswo geübt wird, so bei den Aleuten, ja sogar bei einem so hochstehenden Volke wie den alten Ägyptern im Schwange war, die ihren Toten gern die Maske des schakalköpfigen Gottes Anubis auflegten, der die Seelen vor den Totenrichter begleitete. Auch die phantastische Maske aus Innerafrika, wie wir sie auf unserm letzten Bilde zeigen und wie sie von den Negern am oberen Kassai, dem mächtigen Nebenflusse des Kongos, bei ihren jetzt mehr der Volksunterhaltung als religiösen Zwecken dienenden Maskentänzen getragen wird, wirkt mit der schlangenhautartigen Körperbedeckung, der froschmäuligen, buntbemalten hölzernen Gesichtslarve und der ungeheuren Kopfbedeckung nicht gerade abschreckend. Es ist eben so, daß die Menschen mehr und mehr Gefallen an Vermummungen fanden, unter deren Schutz man, da sie unkenntlich machen, auch seiner übermütigen Laune die Zügel schießen lassen kann, und dazu brauchte man nicht gerade Schreckmasken, sondern eben nur solche, die den Träger nicht verrieten. So haben sich denn im Laufe der Zeit die uralten mythischen, mit ihren symbolischen Handlungen geheimnisvollen Kulten dienenden Maskentänze vielfach zu bloßen Schautänzen und weltlichen Lustbarkeiten umgewandelt, bei denen niemand mehr an ihre ursprüngliche Bedeutung denkt.

Nicht anders ist es mit dem Mummenschanz der europäischen Kulturvölker während der Karnevalzeit. So pflegten unter anderm unsere eigenen Altvordern, als sie noch Heiden waren, beim Nahen des Frühlings unter mancherlei Maskierungen szenische Tänze aufzuführen, um die Dämonen des Winters und der Krankheiten zu vertreiben. Als dann mit der Ausbreitung des Christentums die alten mythischen Anschauungen mehr und mehr verschwanden, da behielten unsere Vorfahren die Sitte des Frühlingsmummenschanzes doch bei, und sie war so fest eingewurzelt, daß die Kirche, die mit Recht Anstoß an dem heidnischen Unfug nahm, sie trotz den größten Anstrengungen nicht ausrotten konnte. Da tat sie denn, was ihr die Klugheit gebot: sie ließ den alten Brauch, gab ihm aber einen andern Sinn, indem sie die Karnevalzeit einführte, in der sich das Volk noch einmal nach Herzenslust austollen konnte, bevor die strenge Fastenzeit aller Lustbarkeit ein Ende machte. Das Volk aber gewöhnte sich daran, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Abb. 1. Einer, der auf großem Fuße lebt.

Photographische Trick- und Scherzbilder

Von Dipl.-Ing. R. Stotz

Mit Aufnahmen des Verfassers

So mancher junge Freund der edlen Lichtbildnerei weiß nicht, was er an licht- und sonnenlosen Tagen mit seiner geliebten Kamera anfangen soll. Schweren Herzens läßt er die Knipskiste im Kasten liegen und bläst Trübsal, ohne daran zu denken, daß es auch bei ungünstigem

Abb. 2. Das Selbſtbildnis.

Wetter genügend Möglichkeiten gibt, ſich mit der Schwarzweißkunſt die Zeit zu vertreiben. Insbeſondere gibt es eine Reihe von Trick- und Scherzaufnahmen, die geeignet ſind, Fröhlichkeit in das Einerlei eines grauen Regentages zu bringen.

Unter Trickbildern verſteht man ſolche Bilder, die mit Hilfe eines nur dem Eingeweihten bekannten Kniffes hergeſtellt wurden und trotz der bekannten Wahrhaftigkeit des photographiſchen Bildes eine Perſon oder einen Gegenſtand in einer Art und Weiſe wiedergeben, die möglichſt weit von der Wirklichkeit entfernt iſt. Je unmöglicher, alſo dem geſunden Menſchenverſtand und der Erfahrung zuwiderlaufender die dargeſtellten Objekte ſind, deſto ſcherzhafter wirken die Bilder.

Wohl jeder Liebhaberphotograph hat es während ſeiner Anfängerzeit einmal erlebt, daß die Hände oder Füße einer von ihm aufgenommenen Perſon auf der Platte in übernatürlicher Größe und daher entſtellend erſchienen ſind. Enttäuſcht hat er dann das mißlungene Negativ weggeworfen und ſich in Zukunft gehütet, dem aufzunehmenden Objekt mit ſeiner Linſe wieder zu nahe zu kommen. Er hat ſich eben mit der Tatſache abgefunden, daß jeder Gegenſtand im Bildfeld umſo größer wirkt, je näher er ſich dem Objektiv befindet, und umſo kleiner, je weiter er davon entfernt iſt, wobei die übertriebene Perſpektive umſo mehr in Erſcheinung tritt, je kürzer die Brennweite des Objektivs iſt. Anſtatt ſich nun über eine auf dieſe Art mißlungene Aufnahme zu ärgern, kann man aus der Not eine Tugend machen, wenn man ſich dem aufzunehmenden Objekt mit der bewußten Abſicht nähert, ein möglichſt verzerrtes Bild einzelner Körperteile zu erhalten. Wie geſagt, gelingt dieſe Art der perſpektiviſchen Verzerrung am beſten mit einer Kamera von kurzer Brennweite. Da aber nicht ein jeder über eine ſolche oder die dazu notwendigen Vorſatzlinſen verfügt und zudem der Tiefenſchärfe wegen reichlich ſtark abgeblendet werden muß, ſo nehmen wir unſere Zuflucht zu zylindriſchen, konkaven oder konvexen Spiegeln und photographieren das von dieſen wiedergegebene verzerrte Bild. Unſer erſtes Bild zeigt zur Genüge, wie ulkig derartige Zerrbilder wirken können. Als Zerrſpiegel eignen ſich Gartenglaskugeln, Raſierſpiegel, nickelpolierte Teekeſſel und Autoſcheinwerfer. Die Spiegelaufnahmen wirken umſo verblüffender, je weniger man von dem Spiegel ſelbſt ſieht, was durch entſprechende Vergrößerung und rechteckigen Zuſchnitt leicht bewirkt werden kann.

Eine andere Art, Scherzbilder zu erzielen, beruht auf der Möglichkeit, auf einer Platte zwei Aufnahmen zu machen, ein Hilfsmittel, das man beſonders gern zur Herſtellung von Geiſterphotographien anwendet. Zunächſt wird eine als „Geiſt“ dienende, mit dem üblichen Bettlaken verkleidete Perſon vor einem vollſtändig dunklen Hintergrund aufgenommen, wobei eine unſcharfe Einſtellung des Apparates in Verbindung mit einer knappen Belichtungszeit dem ſchemenhaften Ausſehen des Geiſtes nur zugute kommt. Als Hintergrund nimmt man am beſten ein faltenlos ſtraff ge-

Abb. 3. Der junge Mann in der Flaſche.

spanntes schwarzes Tuch oder ebensolches Papier; auch der Boden ist schwarz zu verkleiden. Der Eindruck eines schwebenden Geistes kann durch Vor- oder Zurückneigen der Kamera hervorgerufen werden. Mit derselben Platte wird dann der Raum aufgenommen, in dem später der Geist erscheinen soll. Die zweite Aufnahme ist normal zu belichten. Nach darauffolgender Entwicklung sieht man auf der Platte beziehungsweise dem Abzug den aufgenommenen Raum mit den darin befindlichen Personen, gleichzeitig aber auch die nebelhaft durchsichtige Gestalt des „Geistes". Bei etwas Phantasie lassen sich auf diese Weise sehr unterhaltsame Bilder vom „Geist in der Ahnengalerie", vom „Spuk im Keller" oder „in der Ruine" erzielen.

Auf der Verwendung eines schwarzen Hintergrundes bei zweimal belichteter Platte beruht auch die Aufnahme des jungen Mannes in der Flasche, den unser drittes Bild zeigt, eine Aufnahme, die auf den Beschauer umso rätselhafter wirkt, je weniger er von unserm Trick weiß. Man nimmt zunächst einen Krug, eine Flasche, einen Kochkolben oder eine Glasretorte vor einem schwarzen Hintergrund möglichst groß auf, wobei man während der Einstellung die Umrisse des Gefäßes auf der Mattscheibe mit Tinte bezeichnet. Nach der Aufnahme wird die in das Gefäß hineinzuphotographierende Person auf einen schwarz verhängten Tisch vor den schwarzen Hintergrund gesetzt und der Apparat so eingestellt, daß das Bild der Person vollständig innerhalb der Umrißlinien des Gefäßes auf der Mattscheibe erscheint, wozu man natürlich auf eine größere Entfernung gehen muß. Wenn der Hintergrund nicht groß genug ist, um alles störende Beiwerk verschwinden zu lassen, so hilft man sich durch einen Karton, den man zwischen Objektiv und Mattscheibe so in den Auszug des Apparates einsetzt und ausschneidet, daß nur die aufzunehmende Person an der gewünschten Stelle auf der Mattscheibe erscheint, von allem übrigen aber nichts zu sehen ist. Bei etwas Geduld und Geschicklichkeit ist dies nicht allzu schwer zu erreichen. Hierauf wird die Platte eingesetzt, ohne daß man den Apparat erschüttert, und belichtet. Die zweite Belichtungszeit ist etwas kürzer zu nehmen als die erste, da hierdurch der Eindruck verstärkt wird, als befände sich die Person tatsächlich in der Flasche. Die Beleuchtung muß bei beiden Aufnahmen von derselben Seite erfolgen, da es widersinnig wirken würde, wenn die Flasche etwa von rechts, die in ihr befindliche Person aber von links beleuchtet wäre. Starke Reflexlichter auf der Flasche während der Aufnahme sind unserm Vorhaben insofern günstig, als sie später vor der Person zu liegen scheinen; sie bedingen aber ein lichthoffreies Aufnahmematerial.

Vor einem schwarzen Hintergrund kann man an Stelle eines Übereinanders zweier Aufnahmen auch ein Nebeneinander verschiedener Aufnahmen bewirken, ein Verfahren, das manchmal zur Herstellung von Doppelgängeraufnahmen angewendet wird. Bei derartigen Aufnahmen erscheint ein und dieselbe Person gleichzeitig auf demselben Bild. Man setzt die aufzunehmende Person vor den schwarzen Hintergrund und stellt die Kamera so ein, daß das Bild der Versuchsperson seitlich auf der Mattscheibe erscheint. Nach der Belichtung wird mit der Versuchsperson ein Platzwechsel vorgenommen, und zwar derart, daß jetzt ihr Bild auf der andern Seite der Mattscheibe zu sehen ist, worauf erneut belichtet wird. Leider ist dieses einfache Verfahren mit dem Nachteil behaftet, daß der dunkle Hintergrund leblos wirkt und daß die abgebildeten Personen nicht durch irgendwelche mitabgebildeten Gegenstände zueinander in Verbindung stehen. Hier bietet sich nun dem Liebhaber solcher Scherzbilder ein ausgezeichnetes Hilfsmittel in Gestalt der „Photomontage". Wie der Name schon sagt, handelt es sich dabei um „montierte", also aus Einzelbildern zusammengesetzte Photographien. Für den, der mit der Schere etwas sorgfältig umzugehen weiß, bietet dieses Verfahren kaum irgendwelche Hindernisse; jedenfalls ist die Photomontage, was den phototechnischen Teil anbelangt, äußerst einfach. Betrachtet man unser zweites Bild, so sieht man einen jungen Mann sich selbst gegenüber sitzen und sich selbst abzeichnen, zugleich steht er aber auch noch neben sich und sieht sich beim Zeichnen zu; fürwahr eine etwas sonderbare Geschichte! Nun, die Auflösung des Rätsels ist sehr einfach. Unser Bild besteht aus drei verschiedenen Einzelaufnahmen, die nacheinander hergestellt, später ausgeschnitten und zuletzt übereinander geklebt wurden. Als erstes wurde also der Apparat auf die Zimmerecke eingestellt und jede der zukünftigen Stellungen des jungen Mannes auf der Mattscheibe beobachtet, bis alles klappte. Hierauf erfolgte die erste Aufnahme, solange der junge Mann stand. Eine zweite und eine dritte Aufnahme waren für die beiden Sitzstellungen notwendig. Während des jeweiligen Platzwechsels war streng darauf zu achten, daß an der Einrichtung des Zimmers nichts verschoben wurde, insbesondere durfte an der Stellung des Apparates selbst nichts geändert werden. Alle drei Aufnahmen wurden gleich lange belichtet, gleichzeitig und gleich lange entwickelt und ebenso beim Kopieren behandelt, ein Verfahren, das ganz gleichmäßig getönte Abzüge liefern muß. Das saubere Ausschneiden und das nachherige Aufkleben auf die erste Kopie waren die einzigen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Kleine Fehler können mit Bleistiftretusche beseitigt werden. Erneutes Photographieren und Kopieren der montierten Bilder liefert so einwandfreie Abzüge, daß auch der kritischste Beobachter kaum einen Anhaltspunkt dafür finden dürfte, wie die Bilder entstanden sind. Andere Photographien, auf denen ein junger Mann zu sehen ist, wie er gerade seinen Kopf unter dem Arm trägt — zum Beispiel der „kopflose" Peter Schnäuzchen auf Seite 192 — oder mit seinem Kopf Ball spielt, und ähnliche Aufnahmen mehr lassen sich bei einigem Nachdenken leicht zusammenstellen.

Für sie ist jeden Tag Karneval.
Die Clowne einer Zirkustruppe machen für die Abendvorstellung Reklame.

Auf alle Fälle iſt aber bei der Herſtellung von Trick- und Scherzbildern darauf zu ſehen, daß nicht durch irgend einen Mangel am Bild der angewandte Kniff verraten wird, da ſonſt die Wirkung auf den Beſchauer verloren geht. — Beſonders gut gelungene Scherz- und Trickbilder können dem „G. K." eingeſandt werden.

Würſtleeſſer und Menſchenfreſſer oder Kaſperl als Detektiv

Ein abenteuerliches Reimstück für das Kasperltheater von Otto Schmidt / Schluß

Dritter Aufzug

Inneres einer Höhle

1. Auftritt

Kaſperl. Vitzliputzli

Kaſperl

O wär' ich nur erſt wieder draus
Aus dieſem böſen Mohrenhaus!

(Man hört den Wilden hinter der Szene in einem Blechgefäß rühren.)

Hört ihr den Mohren, wie er rührt?
Jetzt wird mein Mittel ausprobiert.
Ach, wenn er nur daran krepiert!

Vitzliputzli (hinter der Szene)

O weh, o meine arme Haut!

Kaſperl

He, warum ſchreiſt du denn ſo laut?

Vitzliputzli (erſcheint mit weißem Geſicht)

O weh, das ſein ein Teufelsſaft,
Der brennen einen ſchauderhaft!

Kaſperl

Mein lieber Freund, das iſt verkehrt;
So hat mein Mittel keinen Wert.
Du mußt die Brüh' hinunterwürgen,
Dann kann ich für Erfolg dir bürgen.

(Vitzliputzli wieder ab.)

Vitzliputzli (hinter der Szene)

Ou, ou, das ſchmecken aber übel!

Kaſperl

Nur Mut, trink nur den ganzen Kübel!

Vitzliputzli

Mir brennt es in den Bauch ein Loch.

Kaſperl

Viktoria, jetzt hat's ihn doch!

Vitzliputzli

Auauauau, was brennt's im Darm!

Kaſperl

Macht nix, da haſt du auch ſchön warm.

Vitzliputzli

Oh, ich fall' um und ich bin hin!

Kaſperl

Das war der Zweck der Medizin.

Vitzliputzli

O — o — o — oh, mit mir iſt's aus!

Kaſperl

Wie mich das freut, du ſchwarze Laus!
Der Kerl iſt auf den Leim gegangen,
Doch ich ſitz' in dem Loch gefangen.
Wenn keiner kommt und mich befreit,
Bin ich kaputt, das tät' mir leid.

(Es klopft mit dumpfen Schlägen.)

Hurra, man kommt, mich zu befrein!
O bitte, bitte, nur herein!

2. Auftritt

Kaſperl. Der Teufel

Teufel (tritt auf)

Verzeiht, ich bin der Schneider Meck,
Ich komme zu einem beſtimmten Zweck.

Kaſperl

Habt Dank! Ihr habt mich hier befreit.

Teufel

Das iſt ein Irrtum, es tut mir leid;
Ich komme nicht, dich zu entführen,
Ich will dir das Leichenhemd anprobieren.

Kaſperl

Mein ſehr verehrter Herr von Zwirn,
Ihr habt wohl einen Floh im Hirn?
Hinaus, du krummer Schneidersmann,
Probier es einem andern an!

Teufel

Bleib mir vom Fell, du armer Wicht!
Was du da wagſt, du weißt es nicht.
Je nun, ſo löſ' ich alle Zweifel:
Erfahre denn, ich bin der Deifel!
Den Vitzliputz, den Kannibalen,
Hab' ich erlöſt von ſeinen Qualen,
Und ſeine Seele hab' ich hier
In dieſem Sack von Packpapier.
Ich denk', es wird dich nicht verdrießen,
Auch mit mir einen Pakt zu ſchließen,
Denn eine kleine Weile nur,
Dann nimmt der Tod dich in die Kur;
Er ſteht ſchon draußen vor der Tür.
Ruf' ich ihn 'rein, ſo iſt er hier.

Kaſperl

Mir wär' es recht, du läßt ihn drauß';
Ich hab' den Kerl nicht gern im Haus.

Teufel

Der Tod kommt ſowieſo zu dir,
Drum zaudre nicht und folge mir!
Ich mach' es kurz und ſchmerzlos;
Der Teufel iſt nicht herzlos,
Der Teufel iſt ein Kavalier.
Sei nur geſcheit und folge mir!
Nur deine Seele will ich.
Verkauf ſie mir nicht billig!
Was du dir je gewünſcht im ſtillen,
Sag an, ich will es dir erfüllen!

Kaſperl (zum Publikum)

Paßt auf, den Kunden leg' ich 'rein,
Der Kerl ſoll nicht der Schlaue ſein!
(Zum Teufel)
Herr Teufel, gut, ich bin zur Stelle,
Nehmt meine Seele und fahrt zur Hölle!

Teufel

Hihihihi!

Kaſperl (zum Publikum)

Jetzt freut er ſich, das ſchwarze Vieh!
(Zum Teufel)
Nur einen Wunſch erfüllet mir:
Laßt den Herrn Bleichbein vor der Tür!
Dann bringt mir etwas für den Durſt,
Dazu ein Pärle Wiener Wurſt!

Teufel

Das ſollſt du haben,
Dich dran zu laben.
(Zaubert.)
Hokus, Pokus,
Malokus, Dokus,
Bambus, Dampus —
Eine Flaſche Schampus!

(Der Teufel erhält von hinten eine Flaſche gereicht, die er dem Kaſperl übergibt.)

Hupps, Pupps, Dubbs —
Aus der Luft ſchlupps!
Iſt der Schampus für den Durſt,
Für den Hunger iſt die Wurſt.
(Reicht ihm ein Pärchen Wiener Würſte.)

Kaſperl

Beſten Dank, Herr Schneider Meck!
Bitte noch ein Eßbeſteck,
Eine Gabel, die gut ſticht;
Mit den Händen eſſ' ich nicht.

Teufel

Wohlan im Nu —
Schau zu!
(Zaubert.)
Algier, Tunis, Tripolis,
Fes, Marokko, Muckeſchiß.
Abel, Babel, Sabel —
Da haſt du deine Gabel.
(Reicht ihm eine zweizinkige Gabel.)
Nun laß dir's ſchmecken fein,
Es wird dein Letztes ſein!

Kaſperl

(ſtößt dem Teufel die Gabel in den Leib)

Deines aber auch.
'rin mit der Gabel in den Bauch!

Teufel

Au! Au!

Kaſperl

Jetzt ſchreit der Kater Miau!

Teufel

Au! Au!

Kaſperl

Hilft nix dein Gezeter,
Jetzt geht's dir ans Leder. (Haut ihn.)
Batſch! Nur dem Schuft
Aufs Horn gepufft!

Teufel

O — o — o — oh! (Flüchtet.)

Kaſperl

Jetzt geht er ſtiften, der Rieſenfloh!

3. Auftritt

Kaſperl. Der Tod

Kaſperl

Herr jegerle, 's fängt wieder an,
Da ſteht der dürre Knochenmann!
(Der Tod tritt auf.)
Da hilft kein Stechen,
Da muß man dreſchen.
Hinaus, du dürres Klapperbein,
Sonſt hau' ich dir den Gipskopf ein!
Mach den Eingang frei!
Eins — zwei — drei!
(Haut auf den Tod ein, der flüchtet.)
Hurra, ich bin frei! —
Kinder, das war ein harter Strauß,
Nun klatſcht mal alle feſt Applaus!
(Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug

Dekoration wie im dritten Aufzug. Rechts eine Kiſte ohne Boden mit Klappdeckel

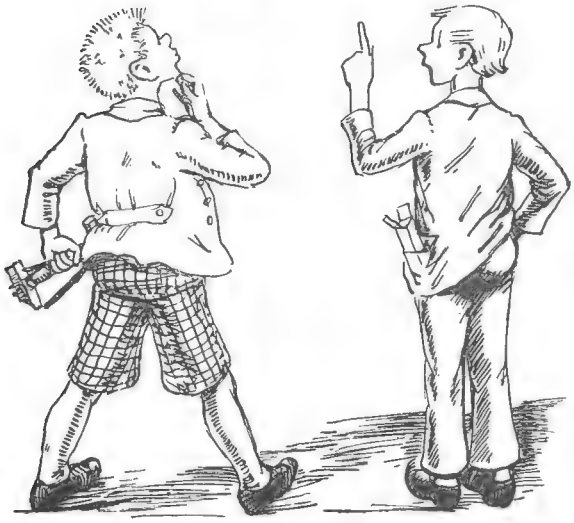
1. Auftritt

Kaſperl. Krokodil

Kaſperl

Kinder, Kinder, die Teufelsſchlacht
Hat mir ordentlich Hunger gemacht!

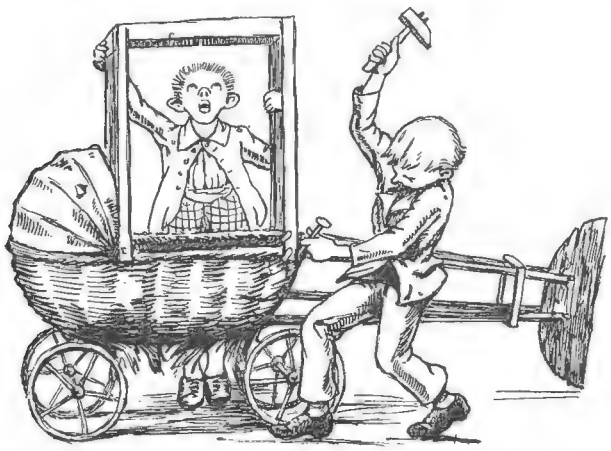
Lipp und Lex als Flugzeugbauer



1. Lipp und Lex, die beiden Knaben,
Wollen gern ein Flugzeug haben;
Drum mit Nagel, Zange, Hammer
Eilen sie zur Rumpelkammer.

Drum nur jetzt heim und nichts wie fort
Von diesem gruseligen Ort!
In dieser großen Kiste da
Hab' ich den schwarzen Herrn Papa.
Für mich allein ist er zu schwer,
Drum hol' ich mir erst Hilfe her.

(Kasperl geht ab. Das Krokodil kommt und umschnuppert die Kiste. Es öffnet den Deckel mit dem Rachen und sieht in den Kasten hinein. Pfeifend holt es den Vitzliputzli heraus und verschlingt ihn; dann setzt es sich selbst in die Kiste. Der Deckel fällt zu. Kasperl sieht von der Seite herein und tritt dann auf.)



2. Ein Kinderwagen wird gewählt.
Gut, daß ihm nur der Boden fehlt!
Ein Blumentisch, der nicht mehr ganz,
Gibt einen feinen Steuerschwanz.

Kasperl (zu einem aus dem Publikum)

Hast du vielleicht gepfiffen, Kleiner?
Hab' grad gemeint, es pfeift mir einer.

(Das Krokodil sieht aus dem Kasten, zupft ihn am Kleid und verschwindet wieder im Kasten. Deckel zu.)

Igitt, igitt, was war denn das?
An meiner Hose zupft' mich was.
Ich glaub', es kam aus diesem Schrein.
Der Kerl wird doch nicht scheintot sein?
Muß doch mal sehn,
Was da für Dinge vor sich gehn.

(Das Krokodil schnellt mit dem Kopf aus dem Kasten, packt Kasperl und verschlingt ihn mit Gequietsche.)

Kasperl

Hilfe! Schutzmann! Feuerwehr!
Die Luft geht aus, ich kann nicht mehr.

(Das Krokodil verschwindet wieder im Kasten. Deckel zu.)

2. Auftritt

Mariechen. Krokodil

Mariechen

Oje, oje, o jemine,
Tun mir die Hühneraugen weh!
Schon wieder bricht die Nacht herein.
Wo mag mein Mann geblieben sein?

(Das Krokodil zupft sie wie vordem den Kasperl.)

Hihi, was hat mich da gekitzelt?

(Wendet sich der Truhe zu.)

Da hat er eben 'rausgespitzelt.
Mein Kasperl hält sich hier versteckt,
Und eben hat er mich geneckt.
Hier sitzt er in der Nudelkiste.
Kaspar, mach auf! Da drinnen biste.

(Das Krokodil schnappt sie plötzlich wie vordem den Kasperl.)

Mariechen

Oje, oje, o jemine!
Hilfe! Gendarm! Heilsarmee!

(Das Krokodil verschlingt sie und verschwindet wieder wie zuvor.)

3. Auftritt

Vorgesetzter. Krokodil

Vorgesetzter

Bin zweifellos ihm auf der Spur.
Nun frag' ich mich: wo steckt er nur?
Die Spur, sie stammt von Kaspar her,
Denn solche Stiefel trägt nur er.
Mir ist es doch ein bissel bang,
Wo bleibt der Kasperl nur so lang?
Und wo ist Vitzliputz, der Mohr?
Das kommt mir nicht geheuer vor.
Doch muß ich hier mich erst erholen,
Denn furchtbar brennen mir die Sohlen.

(Setzt sich auf die Kiste.)

Nananana,
Was ist denn da?
Der Sitz beginnt sich ja zu heben!
Ist das vielleicht ein Erdebeben? (Erhebt sich.)
Das fehlt noch, daß die Erde spuckt
Und mich am Ende gar verschluckt!

(Während er an der Kiste herumhantiert, wird er plötzlich von dem Krokodil geschnappt und verschlungen.)

Vorgesetzter

Hilf Himmel! Schutzmann! Zieht mich 'raus!
Licht! Luft! O letz, die G'schicht ist aus!

(Das Krokodil verschwindet wie zuvor in der Kiste, der Deckel fällt zu. Der Vorhang fällt, wird aber noch einmal hochgezogen. Das Krokodil sieht mit dem Kopf aus der Kiste und heult in jämmerlichen Tönen. Dabei kommt es weiter heraus, windet und krümmt sich, ohne aber den Kasten zu verlassen. Plötzlich speit es einen Wasserstrahl aus seinem Rachen ins Publikum. Dies wiederholt sich rasch hintereinander noch zweimal. Als Spritze dient eine Insektenspritze oder ähnliches. Dann fällt der Vorhang endgültig. — Dieser letzte Spaß kann natürlich auch weggelassen werden, wie auch der ganze vierte Aufzug wegfallen kann.)

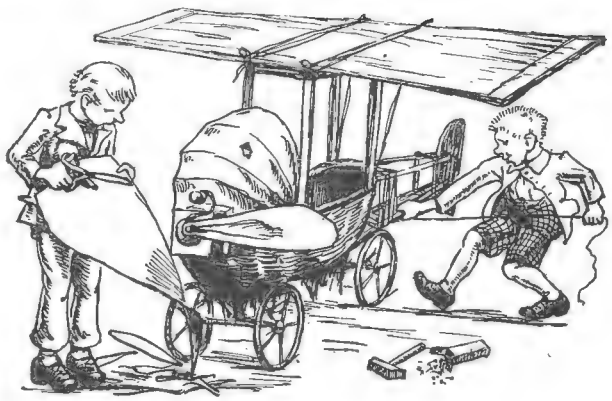
Auch Tiere können Geschichte machen

Von Wilhelm von Hebra

Als Arnulf, König von Ostfranken, im Jahre 895 Rom belagerte, war er in schwieriger Lage. Es drohte das Herannahen eines Entsatzheeres. Eine rasche Eroberung der stark befestigten und gut besetzten Stadt schien aber kaum möglich. Da geschah es, daß einige Soldaten zufälligerweise einen Hasen aufschreckten, der dann in großer Angst und wilder Flucht gegen die Stadt zu lief. Sie verfolgten ihn aus Scherz. Andere sahen es und schlossen sich an. Bald jagte ein ganzer Heerhaufen hinter dem Hasen her, belustigt, lachend, schreiend, brüllend. Die feindlichen Posten auf jenem Teil des Walls, in dessen Richtung die heitere Jagd sich bewegte, wußten nicht, was vorging. Sie glaubten, daß die lauten Rufe das Zeichen zum Angriff und eine gegenseitige Aufmunterung zum tollkühnen Wagnis einer plötzlichen Eroberung ohne jede Vorbereitung seien. Über diesen ungeheuerlichen Mut fielen sie in solchen Schrekken, daß sie ihre Plätze fluchtartig verließen, worauf die Belagerer den Augenblick, in dem der Wall vor ihnen ohne Besatzung war, sich schleunigst zunutze machten, den Wall stürmten, dann das überraschte Feindesheer überwältigten und sich der Stadt bemächtigten.

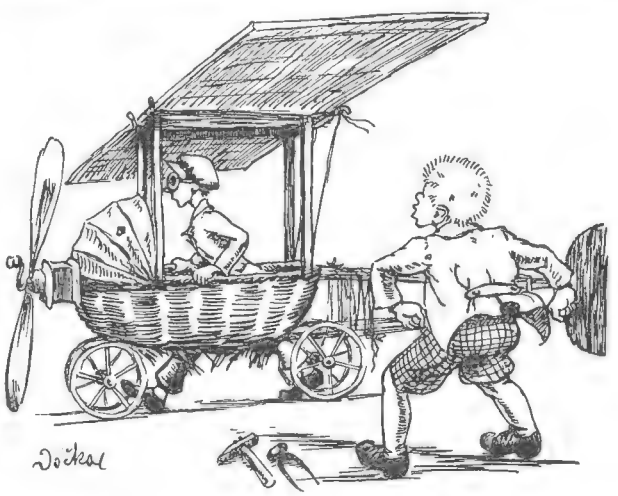
Arnulf hielt seinen Einzug als ruhmbekränzter Held und ließ sich zum Kaiser krönen. Er nahm einen Hasen in sein kaiserliches Wappen auf, zur Erinnerung an die großen Dienste, die ein solcher ihm geleistet hatte. —

Im Jahre 1473 trieb ein Walliser Hirte seine zahlreiche Hammelherde auf einer Straße, die an der schweizerisch-savoyischen Grenze entlang führte, als sich plötzlich einige Wölfe zeigten, die damals noch fast in ganz Europa vorkamen. Als sie den Hirten erblickten, liefen sie wieder davon; die Hammel aber, aufs höchste erschrocken, waren auseinandergestoben. Einige gerieten auf das savoyische Gebiet, wo sie von Grenzwächtern gepackt wurden. Der Hirte bat unter Darlegung des Vorgangs um Herausgabe der Tiere, doch ohne Erfolg. Nicht anders erging es dem Bürgermeister des Dorfes und nachher sogar der Kantonsbehörde, die sich der Sache angenommen hatten. Als schließlich die Regierung des schweizerischen Staates durch ihren Abgesandten beim Herzog Jakob von Savoyen die gleiche Forderung stellen wollte, da wurde dieser nicht einmal angehört.



3. Ein Tisch und Windschirm bilden dann
Die Tragflächen des Aeroplan.
Vorn der Propeller läßt sich sehn,
Man kann ihn auch wahrhaftig drehn.

Durch die Ungerechtigkeit und die verächtliche Behandlung aufgebracht, überfielen die Schweizer Savoyen mit einem Heer. Der Herzog wurde besiegt. Er rief Karl den Kühnen, den Herzog von Burgund, zu Hilfe. Dieser eroberte die savoyische Stadt Grandson, deren die Schweizer sich bemächtigt hatten, und ließ alle Verteidiger über die Klinge springen. Hierüber erbittert, stellten die Schweizer ein großes Heer ins Feld, griffen die Burgunder an, besiegten sie in der Schlacht



4. Das Flugzeug scheint patent zu sein,
Auch der Pilot steigt schon hinein.
Am Lande läuft das Ding ganz gut,
Nur dumm, daß es nicht fliegen tut.

bei Murten am 22. Juni 1476, schlugen sie in die Flucht und erbeuteten das ganze feindliche Lager, in dem sie unter dem Gepäck des prunkliebenden Herzogs Karl unermeßliche Reichtümer fanden.

Nichtsdestoweniger vergaßen beim Friedenschluß die Schweizer nicht darauf, in einem besonderen Punkt die Rückgabe der widerrechtlich beschlagnahmten Hammel zu fordern. —

Im Jahre 1685 wurde ein kroatischer Bauer aus der Gegend von Budovics an der krainischen Grenze infolge einer Unvorsichtigkeit von seinen Bienen so heftig gestochen, daß er in eine schwere Krankheit fiel. Seither betrachtete er die Bienen als furchtbare Tiere.

Dieser Bauer befand sich in der Stadt Budovics, als sie im Jahre 1687 von den Türken belagert wurde. Die schwache Besatzung war durch die großen Anstrengungen des Wachdienstes so sehr erschöpft, daß im Falle eines allgemeinen Angriffs eine erfolgreiche Verteidigung kaum mehr möglich schien. Da sagte der Bauer eines Tages zu einem Soldaten: „Wenn man Bienen auf die Mauer stellte, so würden sie diese gut verteidigen. Ich kann dir sagen, daß nichts auf der Welt so schrecklich ist wie Bienen, wenn sie gereizt werden."

Der Vorschlag wurde belacht, als lustiger Scherz weitererzählt und kam schließlich auch dem Gouverneur zu Ohren, der angesichts der drohenden Gefahr entschlossen war, jedes Hilfsmittel zu versuchen, auch wenn es noch so töricht schien. Er ließ in der ganzen Stadt nach Bienenkörben forschen. Es zeigte sich, daß sehr viele vorhanden waren und daß sie ausreichten, die nicht umfangreichen Stadtmauern mit geringen Zwischenräumen zu besetzen.

Als die Türken bald nachher Sturm liefen, ließ er hinter allen Bienenkörben Feuer anzünden, wodurch die Bienen nach außen getrieben und dergestalt gereizt wurden, daß sie in der Wut die Feinde anfielen und heftig stachen. Die Angreifer stockten zunächst, dann wandten sie sich zur Flucht. Die Belagerten machten sich die Unordnung, die diese fliegenden Geschwader angerichtet hatten, zunutze, taten einen mutigen Ausfall und töteten so viele Feinde, daß die Belagerung aufgegeben werden mußte.

Als bald nachher der Glockenturm abbrannte, wurde dem neuen die Form eines Bienenstocks gegeben, auf daß er ein Denkmal für diese tapferen Verbündeten sei.

Kokosnußmann mit einem Gesicht aus Plastilin / Phot. Delia, Berlin.

Maskenscherze und Ulkspiele

Von Benno Petersen

Die Karnevalzeit ist da! Von alters her steckt in den Menschen die Neigung, lustige Späße und Possen zu treiben, ja vielen ist es zum Bedürfnis geworden, einmal eine innerliche wie äußerliche Verwandlung vorzunehmen, einmal im Jahre ein anderer zu sein, als er sonst ist, einmal mit Kleidung und Maske auch seine seelische Haltung zu verändern. Diese Maskeraden der Erwachsenen sind im Grunde sehr kindliche und harmlose Vergnügungen, und wer würde es der Jugend verübeln, wenn sie große Lust verspürt, bei passender Gelegenheit ebenfalls vorhandene schauspielerische Veranlagung, dekorative Begabung, Phantasie, Geist und Humor zu entfalten?

Im folgenden sei den Lesern ein Vorschlag gemacht, wie sie eine lustige Maskerade in die Wege leiten können. Angenommen, jemand hat im März Geburtstag und beabsichtigt, einige Freunde zu seiner Feier einzuladen. Diese Gelegenheit verbindet er am besten mit einem kleinen Maskenfest.

In der Einladung bitten wir unsere Gäste, eine ulkige Maske, eine eigenartige Verkleidung anzulegen oder sonstwie eine scherzhafte Kostümierung oder Vermummung vorzunehmen. Noch interessanter gestaltet man dieses Unternehmen, wenn sämtliche Masken und Kostüme nach einem Leitgedanken ausgewählt werden. Ihr nennt zum Beispiel euer Fest „Eine Geburtstagsfeier beim Märchenkönig, bei Wilhelm Busch, im Himmel, in der Hölle, auf dem Mars" oder so ähnlich.

Einen besonderen Reiz bietet eine Preiskrönung der gelungensten anwesenden Masken mit kleinen Geschenkpreisen, Riesenorden oder lustigen Ehrenurkunden.

Die Anschaffung von Kostümen und Masken darf keine oder nur ganz geringe Kosten verursachen. Unsere Leser sind ja alle phantasiebegabte Zeichner und tüchtige Bastler. Wir begnügen uns nämlich nicht damit, nur eine einfache Augenmaske, wie sie die Erwachsenen tragen, vorzulegen, sondern stellen uns eine Vollmaske aus biegsamem Karton her. Die Abbildungen A, B und C geben eine Anregung für die Gestalten der Hölle, der Erde und des Himmels. Diese Zeichnung malt man in der Größe des Gesichtes mit Tempera- oder Leimfarbe auf den Karton und schneidet die Umrisse sauber aus. Natürlich müssen für die Augen kleine Gucklöcher vorgesehen werden. Man kann nun die Maske gleich an einer geeigneten Kopfbedeckung oder Papiermütze befestigen, während ein Gummiband, um den Hinterkopf gelegt, der Pappe die halbrunde Form gibt.

Auch Perücken sind leicht anzufertigen. Wir brauchen nur ein kleines Käppchen, das man sich aus einem alten Rundhut, einer abgelegten Baskenmütze oder sonst irgendwo herausschneidet, und bekleben dieses je nach Art der Haartracht mit Wollfäden, Haaren, Werg oder Papierstreifen. Dabei müssen wir jede Scheu vor der Farbe ablegen. Wir wollen keine naturalistischen Meisterwerke, sondern eine lustige, bunte, dekorative Arbeit liefern. Also warum nicht einmal grüne, blaue, violette oder auch feuerrote Haartracht?

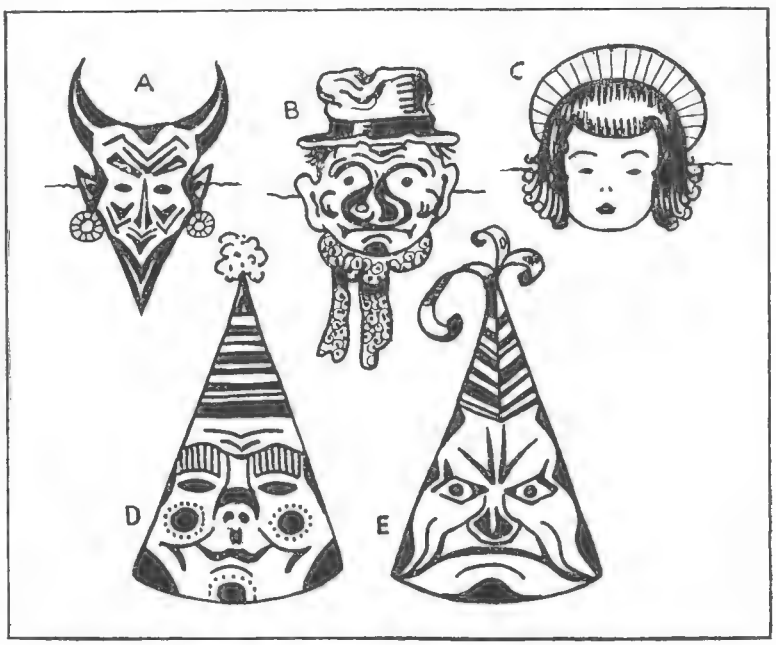
Die Kostümfrage darf uns ebenfalls keine Schwierigkeiten machen. Es ist mancher Stoff — Rupfen, Satin — für wenig Geld erhältlich. Doch wo die Mittel auch dafür gespart werden sollen, da können geschickte weibliche Hände aus Kreppapier mit leichter Mühe ein Kleid, eine Hose oder ein Jäckchen zurechtschneidern.

Jedenfalls gehen wir rechtzeitig an die Arbeit, denn diese Vorbereitungen erfordern etwas Zeit und Nachdenken. Doch glaubt mir, eure Mühe wird reich belohnt durch das große Vergnügen, durch Spaß und Heiterkeit, durch die eigene Befriedigung und die Anerkennung aller, die bei unserer Preismaskerade zugegen sind.

Besonders eigenartig wirken die Tütenmasken, von denen die Abbildungen D und E zwei Beispiele zeigen. Sie werden von beiden Seiten bemalt. Kräftiges Packpapier rollt und klebt man mit Tischlerleim mehrfach zu einer kegelförmigen Tüte zusammen, die so groß werden muß, daß sie den ganzen Kopf bis zur Schulter bedeckt. An der Stelle, wo sich die Augen befinden, schneidet man ein kleines Guckloch, damit man auch die nächste Umgebung beobachten kann. An der Spitze bringen wir einen Papierball oder einige bemalte Hobelspanstreifen an. Aus dem alten Bestand der elterlichen Kleiderschränke stellen wir uns nun ein witziges Kostüm zusammen. Zu große Beinkleider, zu enge Jäckchen, zu weite Hemden und große, bunte Tücher, Teppiche, Tischdecken — na, unsere Leser werden ja alle genügend erfinderischen Geist besitzen!

Mit dieser Ulkverkleidung und den Tütenmasken können wir ein kleines, sehr komisch wirkendes Parteispiel veranstalten. Es werden etwa eine rote und eine gelbe Maskenpartei gebildet. Die eine Gruppe versteckt sich, die andere sucht. Die Kämpfenden sind durch das kleine Guckloch sehr an Bewegungsfreiheit gehindert, da das Blickfeld nur äußerst beschränkt ist. Es kommt nun darauf an, dem Feinde die sonderbare Kopfbedeckung zu entreißen. Die Partei, die die meisten Kopftüten errungen hat, trägt den Sieg davon und bringt die Maskentrophäen im Triumph in ihr Lager. Ohne die Maskentüte sind wir zur Wehrlosigkeit verurteilt, also enthauptet.

Viel Vergnügen und Gelächter erzielt man durch eine einfache und ohne viel Vorarbeit zu veranstaltende Schattenmaskerade. An einer Wand wird ein großer weißer Vorhang (Bett- oder Tischtuch) befestigt. Eine Person legt sich davor auf den Boden. Sie soll die darstellenden Personen aus ihren Schatten erraten, darf sich also nicht umsehen. Die etwas unbequeme Lage ist notwendig, damit der Beschauer vor der Schattenfilm-Leinwand nicht selbst einen Schatten auf diese Fläche wirft. Vor einer hellen Lampe, die im Hintergrund auf ein Tischchen gestellt wird, bewegt sich nun einer der Darsteller in merkwürdiger Auffälligkeit. Der Name des Darstellers soll erraten werden. Um diese Aufgabe unterhaltend zu gestalten, bemüht sich „der Schatten", sich durch Verstellung und drollige Gebärden möglichst unkenntlich zu machen. Zum Beispiel



Scherzhafte Masken zur Selbstherstellung.

würde ein zartes, blumenhaftes Mädchen durch derbe, wackelnde Bewegungen dieses Raten sehr erschweren. Ein anderer stopft sich einen Bauch von unheimlichem Umfang oder einen entstellenden Buckel aus, ein dritter trinkt, wieder ein anderer verändert seine Erscheinung durch übertrieben würdevollen Gang. Dieses Spiel läßt so viele Möglichkeiten zu ausgelassenen Späßen und drolligen Einfällen zu, daß der Ratende dauernd irregeführt werden kann, bis ihm durch ein besonders kennzeichnendes Merkmal die Aufgabe etwas leichter gemacht und er von dem Darsteller abgelöst wird.

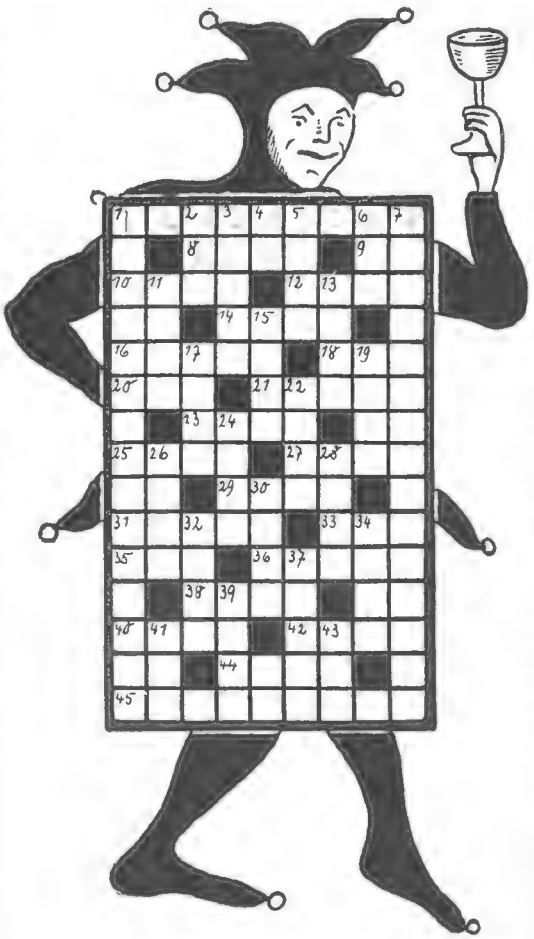
So schnell werden wir dieses Spieles gewiß nicht überdrüssig werden. Hat aber der Vorhang irgendwo ein kleines Loch, so beginnen wir zur Abwechslung ein anderes, ebenfalls sehr interessantes Spiel: „Wem gehört die Nase, das Ohr, der Finger?" Das Tuch hängt man zwischen eine Türfüllung. Der Ratende sitzt davor, die übrigen begeben sich hinter den Vorhang und schauen durch das Loch des Tuches. Die durchschauende Person soll am Auge erkannt werden. Das ist viel schwieriger, als man denkt. Die Aufgabe kann dadurch erleichtert werden, daß die Nase, das Ohr oder ein Finger als persönliches Merkmal durch das Loch gezeigt wird. Übrigens ist dieses Spiel ein gutes Mittel zur Erziehung zum bewußten Sehen.

Einige Neckspiele, die jetzt noch erwähnt werden mögen, passen sich im Charakter der Ulkstimmung dieser Zeit gut an. Eines heißt: „Wer hat das Pfeifchen?" Man sitzt im Kreise auf Stühlen, in deren Mitte jemand Aufstellung nimmt und den Auftrag erhält, das Pfeifchen zu suchen, das von einem der Mitspieler in Tätigkeit gesetzt wird. Das Pfeifchen wird dem Betreffenden vorher ohne sein Wissen an den Rockschoß gehängt oder mit einer Sicherheitsnadel am Taschentuch befestigt. In der Regel findet dieses Spiel meist nur durch die Ungeschicklichkeit eines Mitspielers ein Ende.

Ein zweites Neckspiel nennen wir „Tick-Tack". Die Teilnehmer setzen sich im Kreise herum. Es wird zu zweien abgezählt. In der Mitte steht der Spielleiter und kommandiert. Auf „Tick" erheben sich alle, die die Zahl eins haben, auf „Tack" alle mit der Zahl zwei. Das Kommando beginnt langsam und wird immer schneller: Tick — — — Tack — — — Tick — Tack — Tick — Tack — Ticktack — Ticktacktictack und so weiter.

Unter einer Bank, unterm Sofa oder sonstwo hat sich ein Nichtmitspieler versteckt. Bei dem Auf und Nieder schiebt dieser einem eifrigen Spieler unbemerkt eine hölzerne oder blecherne Schüssel mit etwas Wasser unter die Sitzfläche. Der feuchte Abschluß des Spieles erregt immer ungeheure Heiterkeit.

Bei allen diesen Scherzspielen ist jedoch vor Übertreibungen und geschmacklosen Dummheiten zu warnen. Fastnachtsulk kann harmlos und sehr lustig wirken, doch Schabernack ist ängstlichen und nervösen Naturen sehr schädlich.



*

Kreuzworträtsel

Jede Ziffer der nebenstehenden Abbildung bezeichnet den Anfang eines Wortes. Dieses hat so viele Buchstaben, wie in der Reihe weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Felde vorhanden sind. Ob das Wort waagrecht oder senkrecht gelesen werden muß, ist unten erläutert, ebenso ist seine Bedeutung angeführt.

Die Bedeutung der zu erratenden Wörter ist folgende: in den waagrechten Reihen: 1. zeitgemäße Veranstaltung, 8. kirchlicher Zeuge, 9. Fluß in Sibirien, 10. Singvogel, 12. Bindewort, 14. geschichtlicher Berg in Tirol, 16. Landschaftsbezeichnung, 18. Zahlungsweise, 20. Gegenteil von alt, 21. weiblicher Vorname, 23. Abkürzung für Helene, 25. Einhufer, 27. nordischer Männername, 29. Schornstein, 31. Teil des Stuhles, 33. Europäer, 35. deutscher Dramatiker, 36. deutsche Industriestadt, 38. Fluß in Sibirien, 40. Pflanzenteil, 42. Stadt in Westfalen, 44. Geisteserzeugnis, 45. Wasserleitungsschaden; in den senkrechten Reihen: 1. ein Mann, dessen Geschäft in der Faschingzeit blüht, 2. belgischer Badeort, 3. nordischer Vorname, 4. „und" auf lateinisch, 5. Ansprache, 6. Fluß in Rußland, 7. Dichterin, 11. Farbenbehälter, 13. deutscher Strom, 15. Hilfszeitwort, 17. Nachtvogel, 19. Mädchenrufname, 22. Papiermaß, 24. Hirschart, 26. Kampfeserfolg, 28. Nahrungsmittel, 30. Gewässer (Mehrzahl), 32. Gegenteil von dunkel, 34. Gegenteil von schmutzig, 37. Gegenteil von süß, 39. orientalischer Titel, 41. Stadt in Finnland, 43. ungebraucht.

Ergänzungsrätsel

— a — be	Kopfbedeckung
— i — — —	Fluß in Afrika
F — r — —	Teil des Daches
— — — — y	Pferderennen
W — — — —	Kleidungstück
— — ſ — — at	Kärntner Komponist

Durch Ergänzung der fehlenden Buchstaben sollen Wörter der beigefügten Bedeutung entstehen. Die ergänzten Buchstaben nennen im Zusammenhang ein Sprichwort.

Auflösung des Streichrätsels von Seite 400:

Veilchen, Eiche.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

In Lübeck mußte Hans Runge umsteigen. Er hatte dort zwei Stunden Aufenthalt und benutzte die Zeit, um sich ein wenig die alte Hansestadt anzusehen, die ihm noch nicht bekannt war. Während aber sein Blick auf den schönen, alten Gebäuden ruhte, sah er sie doch kaum; seine Gedanken waren bei ganz andern Dingen. Der heutige Tag bedeutete einen so großen Einschnitt und Wandel in seinem Leben, daß die Gedanken des Jungen von der Vergangenheit immer wieder in die Zukunft eilten.

Als Hans dann wieder im Zuge saß, der ihn in die neue Heimat bringen sollte, und als die Lokomotive anzog, da war er noch immer beim Grübeln. Heimat! Ein schönes Wort. Hatte er eine Heimat gehabt? Eigentlich nicht. Schon in seinem ersten Schuljahre hatte er den Vater verloren, und keine drei Jahre später war ihm auch die Mutter gestorben. Dann war er zu fremden Leuten gekommen, hatte dort gelebt und gelernt; sie hatten dafür gesorgt, daß es ihm an Essen und Trinken, an Wäsche und Kleidung nicht fehlte, und ihn sonst seinen Weg allein gehen lassen. So war das sieben Jahre lang gewesen, und in diesen sieben Jahren hatte er es, ohne gerade sich anzustrengen, zum Unterprimaner gebracht. Hatte er in diesen sieben Jahren so etwas wie eine Heimat gehabt? In der Schülerpension gewiß nicht. Die Jungen, die mit ihm dort waren, wechselten häufig, und wenn ihn auch mit manchem von ihnen Freundschaft verbunden hatte, heute bestand keine dieser Bindungen mehr, keine hatte Entfernung und Zeit überstanden.

Dennoch war Hans diese schleswig-holsteinische Stadt, die er nun verlassen hatte, zur Heimat geworden, und das kam durch die Wandervogelgruppe, der er die ganze Zeit hindurch angehört hatte. Da hatte er Kameraden gefunden und Freundschaften geschlossen, die sicher für das ganze Leben gelten würden; da hatte er auf den Sonntagsfahrten die Umgebung der Stadt, die Seen, die Wälder, das Moor und die Heide kennen und lieben gelernt; da waren sie zur Ferienzeit in froher Schar weiter fortgezogen an das freie Meer, auch über die nähere Umgegend hinaus nach Mittel- und Süddeutschland ins Gebirge; da war ihm der Führer der Gruppe ein wahrer Führer geworden, der ihm den rechten Weg gewiesen hatte in allen seinen kleinen und großen Jungennöten. Er war der Fähnrich der Gruppe gewesen und hatte ihr stolz den Wimpel vorangetragen durch Sonne und Unwetter, lichte und düstere Stunden, Jahre hindurch. So war sie ihm wahrhaft zur Heimat geworden, diese Jungengruppe, und mit ihr die kleine norddeutsche Stadt.

Der Lange wollte auf den Gefangenen losgehen. Da trat Ullo dazwischen. „Du wirst ihn in Ruhe lassen!“ sagte er entschlossen.

Alles das lag jetzt hinter Hans Runge; eine neue Umgebung wartete auf ihn. Schweren Herzens hatte er den Brief seines älteren und einzigen Bruders gelesen, der als junger Oberlehrer in einer mecklenburgischen Kleinstadt wohnte, geheiratet hatte und jetzt den Jüngeren bis zu

dessen Reifeprüfung bei sich haben wollte. Gewiß, Hans hing sehr an seinem Bruder, aber dennoch empfand er es schmerzlich, daß er nun von allem Gewohnten, vor allem, daß er von der Gruppe fort mußte. Als er den entscheidenden Brief las, da merkte er eigentlich zum ersten Male, wie sehr sein Herz an all diesem hing. Mit dem Briefe ging er zu seinem Führer, und dort ließ ihn die Fassung im Stich, ihm kamen die Tränen.

„Hans, lieber Kerl", hatte da der ältere Freund gesagt, „dieser Abschied trifft mich so hart wie dich. Du weißt, was du mir und uns allen gewesen bist. Aber es soll mir um jede Minute leid tun, die ich dir gewidmet habe, wenn du dich jetzt nicht als ganzer Kerl erweisest. Hör auf mit dem Heulen! Hans, im vorigen Monat haben wir deinen siebzehnten Geburtstag gefeiert. Es wird Zeit, daß du vom Geführten zum Führer wirst. Dieser Wechsel ist gut. Er reißt dich aus der Gemeinschaft heraus und stellt dich auf dich selbst. In Warendorf besteht noch keine Gruppe. Baue dort eine auf! Das ist die Aufgabe, die ich dir mit auf den Weg gebe. Schaffe andern, Jüngeren das, was du bei mir gehabt hast! Vier Jahre lang hast du unser Fähnlein getragen; ich hoffe, ein ganzer Kerl trug es. Frisch auf, und Pfingsten übers Jahr machen wir eine Treffahrt! Dann will ich sehen, was du geschaffen hast. Bis dahin leb wohl!" —

Der Zug fuhr lange schon durch Mecklenburger Land, der nächste Ort war Hansens Ziel. Der Junge trat an das Fenster, und als er dann die beiden Kirchtürme von Warendorf auftauchen sah, da war der Kummer überwunden, sein Herz war froh, und er dachte an das Gelöbnis, das er seinem Führer gegeben hatte. Er war nun auch Führer, freilich noch ohne Gruppe. Hans reckte sich stolz. Oh, die würde er schon bekommen! Noch acht Wochen waren es bis Ostern. Nun, schon Ostern wollte er mit seine Gruppe auf Fahrt ziehen. Langsam fuhr der Zug in den Bahnhof ein, schon sah Hans seinen lieben, langen Bruder winken, gleich darauf lag er in dessen Armen. Die neue Heimat nahm ihn auf.

Kaum zehntausend Einwohner zählte die Stadt Warendorf, knapp zweihundert Schüler das Gymnasium. Was Wunder also, daß das Auftauchen eines neuen Unterprimaners für die Schule ein großes Ereignis war! „Er ist der Bruder von unserm Klassenlehrer", sagten die Untertertianer. — „Er ist so 'ne Art Wandervogel", brummten die Primaner. — „Er ist ein vorzüglicher Schüler", äußerten die Lehrer.

Nach einer Woche flaute dann das allgemeine Interesse für Hans allmählich ab. Er fühlte sich ganz wohl hier. Seine Klassenkameraden freilich gefielen ihm nicht; die spielten alle schon den Verbindungsstudenten, kamen sich ungeheuer reif, elegant und weltmännisch vor, ohne es zu sein. Wenn Hans gedacht hatte, von ihnen einen für den Plan einer Jungengruppe zu begeistern, so hatte er sich verrechnet; sie hatten durchaus kein Verständnis für solch ein Leben. Einer allerdings war da, zu dem Hans in ein näheres Verhältnis trat. Das war der Klassenerste, ein geistig hochbegabter Junge, aber leider ein bedauernswerter Kranker, den sein Leib dauernd an den Krankenstuhl fesselte.

Zu Hause hatte Hans ein wahres Heim gefunden. Der Bruder war ihm Freund und Berater, und mehr und mehr schlossen sich die Herzen der beiden nach der langen Trennung zusammen. Die junge Frau des Bruders aber, ein frohes, liebes Wesen, nur zwei Jahre älter als Hans, wurde ihm eine schwesterliche Freundin. In der Schule kam Hans trotz dem Wechsel glänzend mit, und so hätte er vollauf glücklich sein können, wenn — ja, wenn eben der Plan der Jungengruppe schon einen Schritt weiter gekommen wäre. Hans hatte sich sogleich die Meßtischblätter der Umgebung verschafft und festgestellt, daß die Gegend für Fahrten geradezu ideal sei. Er hatte sich die jüngeren Schüler angesehen und manchen darunter bemerkt, der sicher gut in eine Gruppe gepaßt hätte, aber es war eben doch nicht so einfach, die Jungen zu werben.

So hätte es wohl mit der Gruppe noch geraume Zeit gedauert, wenn nicht ein Zufall Hans zu Hilfe gekommen wäre. Hans streifte eines Nachmittags über den Techenberg, als er von weitem eine Gruppe Gymnasiasten sah, die unter einer alten Pappel standen und einen Jungen, der oben saß, mit Steinen, Erdklumpen und Knüppeln bombardierten. Hans nahm den Umweg hinter einer Tannenschonung, und es gelang ihm, sich unbemerkt ganz dicht heranzuschleichen. Da lag er dann ganz still und beobachtete die Szene, die sich vor ihm abspielte.

In der Pappel saß der Verfolgte. Um ihn herum, gegen Stamm und Äste des Baumes krachten die Wurfgeschosse, die seine Verfolger nach ihm schleuderten. Es erforderte die ganze Gewandtheit des schlanken Jungen, ihnen auszuweichen. Aber nicht nur auf Verteidigung war er bedacht, auch in seinen Augen blitzte heißer Kampfeszorn, und als eben wieder ein Knüppel kurz über ihm gegen den Stamm schlug, griff er danach und hielt ihn fest. Ein kurzes Zielen, ein kräftiger Schwung, und schon schrie der lange Gymnasiast unten wütend auf; der Knüppel hatte seine Schulter hart getroffen.

„Hinauf!" brüllte der Junge. „Hinauf! Wir holen ihn 'runter. Das soll er büßen!"

Es war nicht so einfach, den Jungen da herunterzuholen, das mußten die sechs Angreifer bald einsehen. Alle Mann hoch saßen sie auf den unteren Ästen, zwei Meter unter dem Bürgerschüler, aber keiner wagte es, ohne jede Deckung weiterzuklettern, es wäre ihm wohl auch schlecht bekommen.

„Hol einer die Bohnenstange von unten herauf!" befahl der Lange. „Damit werden wir ihn schon von Ast zu Ast treiben, bis er sich ergibt. Das wäre doch zum Lachen, wenn sechs Tertianer nicht einmal mit solch einem Straßenjungen fertig werden sollten!"

Doch der Belagerte wartete die Bohnenstange nicht ab. Mitten zwischen den Ästen hindurch, hart an den

Feinden vorbei, sprang er trotz der Höhe mutig zur Erde hinunter, und als die andern begriffen, was da vor sich ging, war er wieder auf den Beinen und lief davon.

„Ihm nach!" riefen die Überraschten und sprangen auch hinunter. Mit Indianergeheul rannte der Trupp hinter dem Flüchtling her, der zehn Meter Vorsprung gewonnen hatte. Unter den Gymnasiasten war Albrecht Krause mit seinen dreizehn Jahren einer der besten Läufer der Schule. Weit vor den übrigen erreichte er den Fliehenden. Der Bürgerschüler bremste im Laufen, drehte kurz um, und ehe Albrecht es sich versah, war er schon zu Boden geworfen, und der Gegner lag auf ihm. Aber nun war es für diesen zu spät zur Flucht; die Übermacht war heran, und binnen kurzem war der Bürgerschüler trotz tapferster Gegenwehr überwältigt und gebunden. Im Triumph schleppten die Sieger ihn zu der Pappel zurück; auch das war keine leichte Arbeit, und ganz außer Atem kamen sie dort an.

„Er muß an den Marterpfahl", sagte der Lange und fand mit diesem Vorschlag begeisterte Zustimmung.

Der Gefesselte wurde zum Baum geschleppt und stehend dort festgebunden. Er lächelte spöttisch. Alle Wetter, der Bengel schien Mut zu haben!

„Dir wird das Lächeln schon vergehen!" sagte der Lange. „Du wirst uns noch zähneklappernd um Gnade bitten."

„Ich euch Feiglinge?" versetzte höhnisch der andere. „Seht mal, ich bin zwölf, du wohl fünfzehn; auch mancher andere von euch ist älter als ich. Nun, und hat vielleicht ein einziger von euch den Mut zum ehrlichen Zweikampf mit mir? Seht ihr, keiner! Solche Feiglinge bitte ich nicht um Gnade."

Betroffen standen die Gymnasiasten da und blickten auf den Langen. Wenn diese Herausforderung nicht angenommen wurde, war der Name der Obertertia mit Schande bedeckt.

Dem Langen wurde ungemütlich unter all den Blicken. Er hatte tatsächlich Angst vor diesem Jungen, aber das konnte er doch unmöglich eingestehen. „Ich würde dir ja gerne das Fell versohlen", meinte er schließlich, „aber ich kann meinen rechten Arm gar nicht bewegen, weil mich dein Knüppel getroffen hat."

Da sprang plötzlich Albrecht vor. „Ich — ich werde mich mit ihm hauen."

„Du? Dich hab' ich ja eben schon zu Boden gebracht. Du hast ja noch Tränen in den Augen!" spottete der Gefangene.

„Genug!" brach der Lange das Gespräch ab. „Er sucht nur nach einem Vorwand, um auskneifen zu können. Uns alle hat er beleidigt, und darum soll er am Marterpfahl um Gnade winseln."

„Du wirst ihn in Ruhe lassen!" sagte da plötzlich Ullo Schäer, der nachdenklich dabeigestanden hatte.

„Da werde ich dich gerade nach fragen! Du bist wohl

Fliegeraufnahme der größten Luftschiffhalle der Welt in Akron (U.S.A.). In dieser Halle wird Amerikas neues Riesenluftschiff erbaut, das dreimal so groß werden soll wie der „Graf Zeppelin" / Phot. R. Sennecke, Berlin.

rappelig geworden?" Damit wollte der Lange auf den Gefangenen zutreten.

Ullo trat dazwischen. „Du wirst ihn in Ruhe lassen!" wiederholte er entschlossen.

„Und warum denn, Herr von und zu Schäer?"

„Einfach, weil ich es will und dich nicht an ihn heran lasse, solange ich das hindern kann."

„Nun, hindern kannst du es eben nicht. Übrigens, verprügeln denn nicht die Bürgerschüler jeden von uns, der ihnen außerhalb der Stadt in die Hände fällt?"

„Das heißt noch lange nicht einen Wehrlosen angreifen."

Aber der Lange war nicht gewillt, seinen Groll zu verschlucken, und als Ullo ihn nun festhielt, schlug er ihm die Faust vor die Brust, daß der Junge umsackte. Dann ging er auf den Gefesselten los.

Im nächsten Augenblick aber flog er im Bogen durch die Luft und landete der Länge nach auf der Erde. Als er aufsah, erblickte er den neuen Primaner, der mit zornigen Augen dastand und ganz so aussah, als ob jetzt nicht gut Kirschen mit ihm essen sei.

Mit einem Satz war der Lange wieder hoch und in der Schonung verschwunden. Die übrigen folgten dem Beispiel, und drei Sekunden später war Hans mit Ullo und dem Bürgerschüler allein. Er ging auf den Baum zu und löste die Fesseln. „Geh nach Hause!" sagte er. „Oder, wenn du Angst hast, warte ein wenig! Ich begleite dich dann in die Stadt."

„Ich habe keine Angst vor denen da", sagte der Junge ganz verwirrt, vergaß, sich zu bedanken, und lief fort.

Hans setzte sich zu Ullo, der noch am Boden lag. „Tut es sehr weh?" fragte er und strich ihm die wirren Haare aus der Stirn.

„Es geht schon wieder besser", entgegnete Ullo und richtete sich zum Sitzen auf.

„Das freut mich. Ich hab' da in der Schonung gelegen und alles mit angesehen, kam dann aber leider zu spät, um dir den Faustschlag zu ersparen."

Dann schwiegen sie beide eine Weile und betrachteten einander. Schließlich stand Ullo auf, der Schmerz war vorüber. Hans reichte dem Jungen zum Abschied die Hand. „Du bist ein wackerer Kerl. Wie heißt du mit Vornamen?"

„Hans Ulrich, aber man nennt mich nur Ullo."

„Also auf Wiedersehen, Ullo! Ich denke, wir werden noch gute Freunde werden." Dann trennten sie sich. —

Wenige Tage darauf läutete Ullo an der Haustür seines Klassenlehrers Dr. Runge, aber nicht, um eine Strafarbeit abzuliefern oder gar nachzusitzen, wie es wohl sonst vorkam, sondern um seinen neugewonnenen Freund zu besuchen. Die ganze Zeit über hatte er an ihn gedacht, und nun war er voll freudiger Erwartung gekommen, denn Hans hatte ihm gesagt, daß er etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen habe.

Oben das große, helle Giebelzimmer war Hansens Reich, das dieser nun dem Jungen öffnete.

„O wie schön wohnst du hier!" rief Ullo und machte sich daran, die Bilder an der Wand und die Bücher im Schrank zu betrachten. Dann geriet er über das Album mit Fahrtenaufnahmen, das Hans auf den Tisch gelegt hatte. „Das sind feine Bilder", meinte er, „und überall bist du drauf." Hans erklärte ihm die Bilder und erzählte von seinen Fahrten in das Isergebirge, nach Dänemark und nach Thüringen. Immer heller glänzten Ullos Augen und er wurde gar nicht müde, zuzuhören. „Das muß schön sein, so zu wandern, alles zu sehen und immer neue Abenteuer zu erleben."

„Ja, es ist schön", erwiderte Hans.

Schließlich aber legte der Junge das Buch zur Seite und fragte den Älteren, was er denn mit ihm besprechen wolle. Die Frage hatte ihm schon immer auf der Zunge gebrannt.

Hans legte den Arm um die Schulter des Jungen. „Du hast mir gestern auf dem Schulwege gesagt, daß du mein Freund, mein richtiger Freund sein wolltest. Ist das wirklich so, Ullo?"

„Ja, Hans, von ganzem Herzen, aber du wirst viel Spott davon haben. Auf unserer Penne sprechen die Primaner kaum mit uns, sind die reinen Halbgötter. Man wird dich nicht verstehen."

„Das stört mich nicht. Da du aber mein Freund bist, erwarte ich von dir, daß du mit mir auf Fahrt ziehst und mir hilfst, hier eine Wandervogelgruppe aufzubauen, denn das ist mein Ziel, eine Gruppe, wie die ist, die du da auf den Bildern gesehen hast. Sag, Ullo, willst du? Willst du Wandervogel werden?"

„Ja, Hans, das will ich!" —

Merkwürdig war es, wie die Gruppe entstand, merkwürdig auch, welche Jungen hineinkamen. Da war zunächst der Lange. Der war noch am Abend jenes Erlebnisses auf dem Techenberg zu Ullo gekommen. Er kam, um sich bei ihm zu entschuldigen und sich zu bedanken, daß Ullo dazwischengetreten war und ihn mit gehindert hatte, wie ein Lump zu handeln. Er kam völlig aus eigenem Antrieb, denn die ganze Geschichte war ihm nun bei ruhiger Überlegung sehr leid. Er beichtete, daß er nur zu feige gewesen sei, sich allein mit dem Bürgerschüler zu schlagen, und daß ihn der Zorn über diese Demütigung so weit getrieben habe. Übrigens sei ihm selbst gar nicht ganz klar gewesen, wie denn nun eigentlich der Gefangene „gemartert" werden könne. Er war ein ehrlicher Kerl, der Lange, und gerne reichte ihm Ullo die Hand zur Versöhnung. Als der Lange dann später von der geplanten Jungengruppe hörte, bat er Ullo, ihn mit Hans Runge bekannt zu machen; er möchte auch gar zu gerne eintreten.

„Ich glaube kaum, daß daraus was wird", meinte Ullo. „Hans sagt, nur die besten Jungen seien eben gut genug, Wandervogel zu werden, und du hast dich ja nicht gerade günstig bei ihm eingeführt; aber ausrichten werde ich es ihm."

Sehr zu Ullos Verwunderung war Hans dann aber sogleich bereit gewesen, den Langen mit in die Gruppe

Des isländischen Jungen bester Freund ist sein Pony.

zu nehmen. „Wer den Mut besitzt, begangenes Unrecht ohne Beschönigung einzugestehen, ist ein Kerl, aus dem etwas werden kann. Bring ihn einmal mit!"

Der nächste, der den Weg zur Gruppe fand, war Albrecht Krause. Er hatte damals, als der Lange den Gefesselten „martern" wollte, in schwerem Kampf mit sich selbst abseits gestanden. Wohl hatte es auch in ihm gemahnt, dazwischen zu springen; aber die Kränkung: „Du? Du hast ja noch Tränen in den Augen!" hatte ihn schwer getroffen und hielt ihn zurück. Später aber war er dann froh gewesen, daß alles so gekommen war; die Kränkung hatte er verwunden, übrigblieb nur die Bewunderung für diesen fremden Bürgerschüler und dessen Mut. War der Hochmut der Buntbemützten gegenüber den Bürgerschülern nicht überhaupt Unsinn? Seit unabsehbaren Zeiten lieferten sich die beiden Parteien erbitterte, oft sogar blutige Kämpfe. Nie hatte man in Warendorf gehört, daß je ein Gymnasiast der Freund eines Bürgerschülers gewesen sei. Er aber, Albrecht, wollte sich nicht darum kümmern, er wollte um die Freundschaft jenes Jungen werben, mochte sich auch die ganze Pennälerschaft darüber aufregen, denn er bewunderte ihn, trotzdem jener sogar ein Jahr jünger war als er. Albrecht war am nächsten Tage gleich wieder zum Techenberg gegangen und auf die Pappel geklettert. Er hatte sich vorgenommen, von demselben Ast herunterzuspringen, von dem der andere gesprungen war. Lange hatte Albrecht da oben gesessen und hinuntergeguckt. Merkwürdig, von oben sah es doppelt so hoch aus. Es mochten fast sechs Meter sein. Albrecht hatte den Sprung nicht gewagt. Seit jenem Tage war er entschlossen, sich die Freundschaft des Bürgerschülers zu erobern.

Da war noch einer, den Albrecht seit der Geschichte mit dem Marterpfahl bewunderte; das war Hans Runge, der den Langen am Kragen genommen und zu Boden geworfen hatte, als sei der schwach und leicht wie ein kleines Kind. Als Albrecht nun hörte, daß Hans Runge eine Jungengruppe plane, ging er kurz entschlossen zu ihm hin und fragte, ob er ihn gebrauchen könne. Hans, der sich schon vorgenommen hatte, diesen frischen und mutigen Jungen zu werben, nahm ihn freudig, mit kräftigem Handschlag in die Gruppe auf. (Fortsetzung folgt)

Der Islandpony trägt seinen Reiter sicher über reißende Ströme.

Der Islandpony

Von Gustav Buchheim

Island ist das Land der Wunder und der Märchen, der Sagen und der Seltsamkeiten. Hoch im Norden liegt

Der Islandpony als lebendiger Heuwagen, ein typisches isländisches Bild zur Erntezeit.

es, wo acht Monate ewige Nacht herrscht und nur vier Monate wirklich lachende Sonne scheint, wo einst Vulkane loderten, die das ganze Land mit glühender Lava überzogen, und wo noch heute das siedende Wasser zischend und fauchend in hohem Strahl aus den Geisern der Erde entspringt und Zeugnis ablegt von dem dräuenden Walten unter der Oberfläche. Island, die eisumschlossene Gletscherinsel, wo Walhall die herben Götter des Nordens zu frohem Trunk vereinigt und wo Brunhild mit Speer und Schild auf weißem Rosse über die Berge jagt, wo grüne, reißende Ströme von den Gletschern kommen, rauschend zum Meere ziehen und in wilden Strudeln dem Wanderer oft den Weg versperren. Aber nirgends ist das Meer so blau und die Luft so klar wie um Island, und nirgends herrscht eine solche Verbundenheit von Mensch und Tier wie dort.

Des Isländers bester Freund ist sein Pony. Mit wehender Mähne und wehendem Schwanz, nicht viel größer als ein Kalb, ist er auf seinen flinken Beinchen des Isländers treuester Begleiter, sein sicherer Führer durch die unendlichen Stein- und Lavawüsten des Landes. Tausend Geschichten erzählen von den Heldentaten des kleinen Islandpferdchens, von seiner Treue, Sicherheit und Genügsamkeit. Es ist nicht verwöhnt, denn das Land ist arm und sein Boden kahl. Manchmal dauert es auf weiten Reisen einen halben, einen ganzen Tag, ehe das Tier etwas zu fressen findet, aber unverdrossen trägt es Last und Mensch durch die unwegsamsten Gebiete. Der Boden Islands ist dort, wo Gras wächst, durchweg mit kleinen Höckern bedeckt, die, großen, bewachsenen Maulwurfhügeln ähnlich, es dem Menschen einfach unmöglich machen, zu Fuß weite Entfernungen zu bewältigen. Nur das Ponychen findet zwischen diesen Hügelchen und Unebenheiten seinen Weg und hat in den vielen Jahrhunderten seit der Besiedelung der Insel sich fast Straßen getreten, die, wie Runen im Antlitz, ganz Island überziehen.

Hochbepackt mit allem, was zur Reise nötig ist, setzt sich das Pferdchen in Trab, an den sich der Neuling allerdings erst gewöhnen muß. Über unwegsames Gelände, über Lavafelder, über Sandwüsten trippelt es und klettert die steilen Pfade der Bergwildnis empor, immer mit den gleichen ruhigen und sicheren Schrittchen. Es durchschwimmt die reißenden Ströme mit seltener Sicherheit; sein Instinkt ist untrüglicher als der Verstand des Menschen, weshalb es richtiger ist, beim Durchschwimmen einer gefährlichen Furt dem Tiere größtmögliche Freiheit zu lassen. Manchmal hängt das Leben des Wanderers an einem Haare, oft droht ein Strudel ihn hinabzureißen, Triebsand ihn zu verschlucken, der Pony aber schwimmt ruhig zum Ufer und trägt seinen Reiter unbeirrt und sicher hinüber. Nur wenn der Weg über saftige Wiesen geht, dann heißt es aufpassen, denn dann ist die Versuchung zu groß, schnell etwas zu naschen. Nicht immer ist der Tisch so reich gedeckt; meist sind es herbe, saure Gräser, die das Tier acht bis zehn Monate hindurch sich selbst suchen muß, und im Winter, wenn monatelang Nacht über dem Lande liegt, wenn der Sturm Regen und Schnee bringt, begnügt es sich in den Ställen auch mit dem, was die Schafe übriglassen. Bei der Rast am Abend werden die Zelte aufgeschlagen, dann fesselt man den Pferden die Vorderfüße; täte man dies nicht, würde der Pony zu seinem Stall zurücklaufen. Und wenn er die ganze Nacht laufen müßte — immer wieder wird er den Weg finden zu seiner Krippe, zu seinem „Zuhause".

Der Isländer verlebt schon seine ganze Kindheit mit seinen Tieren, und zwar meist auf dem Rücken der Pferde. Wenn die Kinder eben erst zu laufen angefangen haben, werden sie bereits auf den Pony gesetzt, und ihr Reitunterricht beginnt meist damit, daß man sie auf das Pferd hebt und das kluge Tier sie sachte und zärtlich herumführt. Es ist etwas Selbstverständliches, daß die Jugend auf den Ponys sitzt, denn lange Fußmärsche sind wie gesagt undurchführbar.

Moderner Werkunterricht: Bei der Tischlerarbeit / Phot. E. Locht.

Seltsam mutet es an, wenn die Ernte des Isländers, die nur aus Heu besteht, hereingebracht wird. Da werden die zwei Heubündel, jedes einen guten halben Zentner schwer, rechts und links vom Sattel aufgepackt, so daß das Tier darunter fast verschwindet. Aber gutmütig trägt es die Last nach Hause, einen lebendigen

Heuwagen bildend und mit den beiden Buckeln eher einem Kamel ähnelnd als einem Pony. Gutmütigkeit ist überhaupt eine seiner besten Eigenschaften. Zur Taufe trägt er das kleine Kind und die glücklichen Eltern, zur Schule Buben und Mädel, zur Kirche Brautpaar und Hochzeitsgesellschaft, und auch den letzten Gang zum Kirchhof muß er machen; zwei Ponys tragen dann zwischen sich den Sarg.

So ist es denn verständlich, daß es viele Geschichten gibt, in deren Mittelpunkt der Islandpony steht. Eine der hübschesten soll hier wiedergegeben werden.

Eines Nachmittags war das Wetter unsichtig geworden, und Thorleiff, der vor seiner Haustüre stand, schickte seine beiden kleinen Enkelsöhne hinaus, die Reitpferde hereinzuholen.

Die beiden Jungen liefen rasch, um bald zu den Pferden zu kommen, denn rückblickend sahen sie schwere Schneewolken auf das Haus niedergehen. Sie hatten fast Lust, umzukehren, aber sie schämten sich, unverrichteter Dinge zurückzukommen. Übrigens konnten die Pferde nicht weit sein. Die Jungen liefen also weiter und weiter, doch von den Pferden war keine Spur zu finden.

Thorleiff war inzwischen unruhig geworden; er konnte sich nicht erklären, wo die Jungen so lange blieben. Er lief darum ebenfalls fort, die Ponys und die Kinder zu suchen.

Auf halbem Wege begegneten ihm die Pferde in jagendem Lauf, heim nach der Krippe, aber die Jungen waren nicht dabei. Thorleiff läuft wie rasend, der Schnee wirbelt in großen Flocken, daß keine Hand vor den Augen zu sehen ist. Da, auf einmal stößt er auf die Jungen. Nun gehen sie zu dritt, Thorleiff mit den beiden Kindern an der Hand, und suchen den weit draußen liegenden Schafstall, der in der Nähe sein muß. Aber auch dieser ist wie weggezaubert. Die Kälte ist entsetzlich und beißt sich durch die dicke Wolle. Arme und Beine scheinen absterben zu wollen, und die drei fühlen das kalte Grauen herankriechen.

Da stolpert der eine kleine Junge und bleibt liegen. Mit zarten Worten sucht Thorleiff ihn wieder hochzubringen, nimmt sich das Halstuch ab und legt es dem Jungen um, ebenso dem andern seine Unterjacke und zieht ihnen die wollenen Mützen tief übers Gesicht herab. Sie gehen weiter, stolpern und straucheln, und Thorleiff stöhnt in seiner Herzensangst: „In Jesu Namen!“ Er weiß es bereits, er hat den Schafstall verfehlt. Die Kälte durchdringt sie immer mehr und mehr. Thorleiff zieht die Jungen an seine Brust und setzt sich mit dem Rücken an einen Felsblock. Bald hat der Schnee sie verweht, und nur mühsam schaufelt er sich und die Kinder immer wieder heraus. Die Jungen sind still geworden und liegen wie im Traum. Der Großvater küßt sie und gibt ihnen die zärtlichsten Namen, aber sie hören nicht mehr.

Da steigt es aus dem Dunkel heraus, schemenhaft und wie ein Spuk. Seine Pferde sind es, die den Herrn und die Kinder witterten und zu ihnen fanden. Wie ein Jubelruf klingt das Stöhnen, das über Thorleiffs Lippen dringt. Er hängt sich an den Schwanz des einen Tieres, hat beide Jungen unter die Achsel geklemmt, und gutmütig und willig zieht das Tier die schwere Last mit sich.

Nicht lange, dann ist Thorleiff drinnen im warmen Stall, stolpert über einen müden Gaul, der sich aber nicht rührt, spürt die Wärme der lebenden Tierleiber und kriecht mit seiner Last in die hinterste Ecke des Stalles. Da liegt Blegsokki, die alte Mutter seiner besten Pferdchen, und er legt seinen müden Kopf auf ihren Rücken und drückt die Jungen fest und warm an sich. Nun sind sie geborgen.

Thorleiff schläft nicht, trotzdem ihn die Müdigkeit fast übermannt. Seine Augen heften sich auf den zerschundenen, narbigen Rücken der alten Mähre, und eine große Dankbarkeit ist in ihm. Er streichelt seine alte Blegsokki und wartet ruhig, bis das Wetter vorüberzieht. Die Jungen schlafen ruhig. Er aber weiß, daß Gott ihm geholfen hat — und seine treuen Pferde.

Am Morgen hebt er die beiden Jungen auf Saumpferde und reitet mit ihnen nach dem Hofe zurück, wo man bereits in größter Angst und Sorge um ihr Schicksal war und die Verlorengeglaubten und die Retter, die lieben, braven Ponys, nun doppelt liebkost.

Beim Segelbootbau im Werkunterricht / Phot. C. Locht.

Spare in der Zeit!

Ein neues Gesellschaftspiel für zwei Personen

Unser nebenstehendes Vollbild zeigt ein anregendes Gesellschaftspiel, das wir uns leicht selbst herstellen können. Das Spielfeld hat die Größe von 24 mal 25 Zentimeter. Auf starken Zeichenkarton wird ein Rechteck in dieser Größe gezeichnet. Dann werden mit einem Lineal senkrechte Linien gezogen, und zwar 2 Zentimeter auseinander und dazwischen immer 1 Zentimeter Zwischenraum. So entstehen acht Zwischenräume zu je 2 und sieben Zwischenräume zu je 1 Zentimeter. Jetzt wird das Spielfeld noch in Querlinien geteilt, die 2 Zentimeter auseinander liegen. Mit dem Zirkel werden dann, wie die Abbildung zeigt, oben und unten die Bogen gezogen, und das Ganze wird mit der Ziehfeder ausgezogen. Die 1 Zentimeter großen Zwischenräume werden schwarz ausgefüllt und rund herum wird ein Rand zugegeben. Die abgebildete Sparbüchse wird unten in die Ecke übertragen und das ganze Spiel je nach Geschmack mit Tusche ausgemalt.

Spielregel. Der eine Spieler setzt rechts auf die Kreise drei Kupfermünzen und der andere links drei Nickelmünzen. Dann wird abwechselnd mit einem Spielwürfel geworfen und immer so viel Felder, wie Augen geworfen sind, weiter gerückt, stets mit einer Münze. Sieger ist, wer zuerst nach rechts unten und mit den Münzen in die Sparbüchse kommt.

In der Mitte treffen die Gegner oft zusammen. Da gibt es Auswege, indem man die Wahl unter vier Wegen hat. Kommt es vor, daß die Gegner trotzdem auf einem Felde zusammentreffen, dann müssen die Münzen so lange auf dem Felde liegen bleiben, bis einer von beiden eine Sechs würfelt. Kommt ein Spieler auf ein Feld, wo eine Bonbontüte ist, so muß er mit seiner Münze auf die Anfangstellung zurück. Das bedeutet, daß der Spieler sein Geld vernascht hat, und er muß von neuem zu sparen beginnen.

Das Spiel fördert den Spargedanken und prägt den Satz ein: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not!"

DAS RÄTSEL DER DRUSENKOPFINSEL

Von Otfrid von Hanstein / Schluß

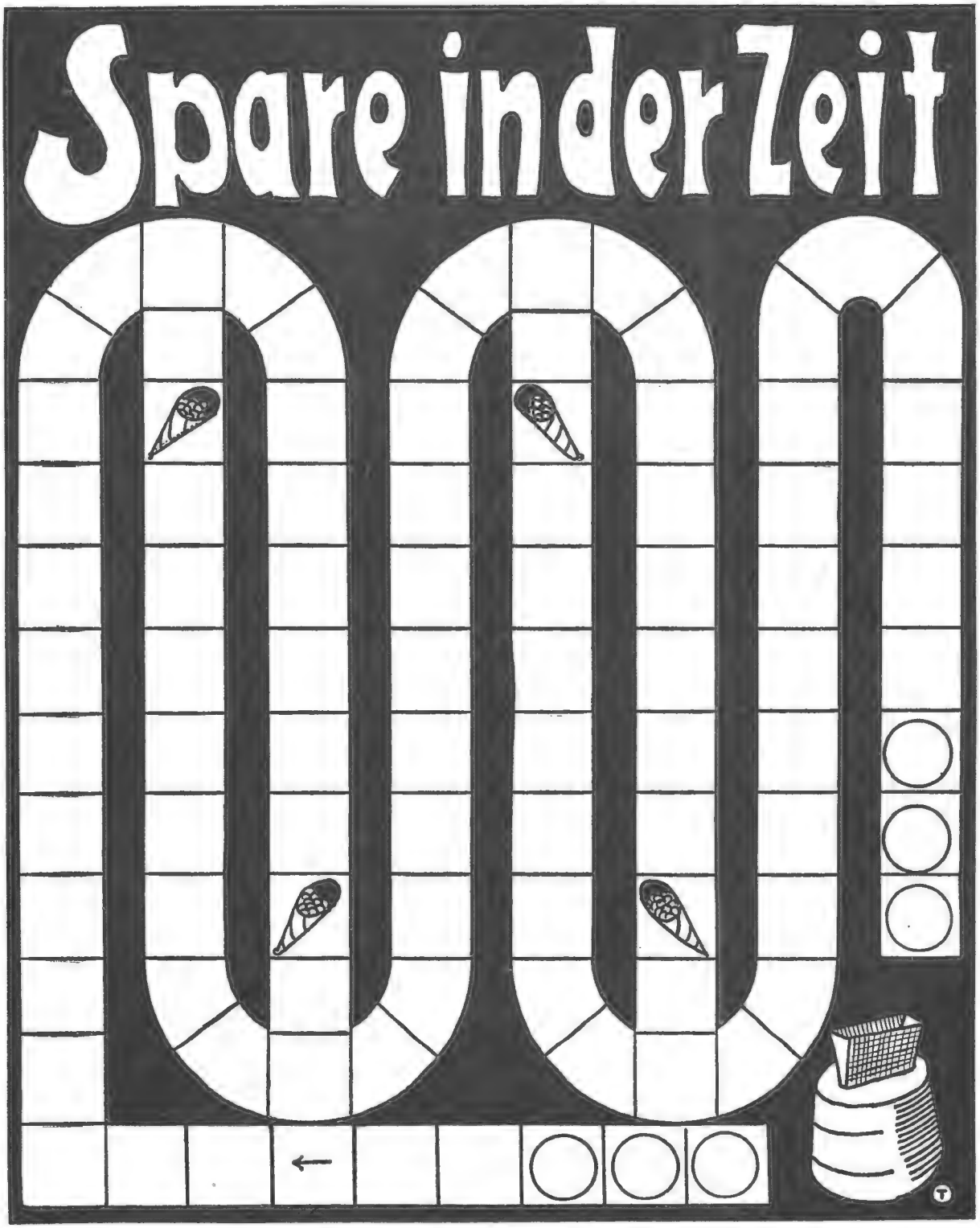
Doktor Schlüter war wütend. Er hatte wirklich aufgepaßt, hatte mit seinen Leuten — zu den Chinesen war jetzt noch ein Trupp weißer Freiwilliger gekommen — gründlich jeden Zugang bewacht. Beide Male mußte der freche Dieb ganz in der Nähe der Wachtposten gestohlen haben und war dann wie von der Erde verschlungen.

Endlich waren die Herren im Laboratorium mit ihrer Arbeit zu Ende, und jetzt kamen die Maurer an die Reihe. Mit großen Eisenträgern wurde das Eingangstor in die Höhle mit dem „See der Götter" in Felder geteilt, dann wurden diese Felder mit Glasplatten völlig luftdicht abgeschlossen. Diejenigen unter den Weißen und Chinesen, die nicht wußten, was hier vorging, schüttelten die Köpfe. Ehe die Öffnungen der Höhle vollkommen abgeschlossen waren, hatte man elektrische Apparate hereingebracht. Starkstrom war ja schon zum Sportfest hineingelegt worden, und jetzt wurden große Mengen der in den Laboratorien zusammengestellten Chemikalien in das Wasser versenkt und in großen Kesseln an den Felsen aufgestellt. Dann aber ließ man große Apparate in die Flut, die die Eigenschaften gewaltiger Tauchsieder hatten.

Jetzt wurde die Höhle von außen vollkommen luftdicht abgeschlossen. Das ganze weiße und chinesische Menschenmaterial von Santa Scientia wurde zusammengerufen, und Mister Cook hielt eine Ansprache. „Meine Freunde! Es ist sicher, daß sich zwei Diebe auf unserer Insel aufhalten, ohne daß es uns bisher gelungen wäre, sie zu fassen. Der eine von ihnen ist der Neger Sam, derselbe, der schon früher von Zeit zu Zeit auftauchte und wieder verschwand."

Die abergläubischen Chinesen begannen schon wieder sich zu fürchten. Für sie war die Gestalt dieses Negers, der sich, wie sie annahmen, unsichtbar machen konnte, wenn er wollte, zu einem Gespenst, einem Dämon geworden.

Cook aber fuhr fort: „Es gibt keine Gespenster. Die Erklärung ist sehr einfach die, daß eben dieser Neger, der ja viel länger auf der Insel lebt als wir, unterirdische Grotten kennt, von denen wir noch nichts wissen. Es ist aber notwendig, daß es für uns kein Geheimnis gibt. Außerdem ist es sehr wahrscheinlich, daß alle diese Gänge, die ja sicher mit dem erloschenen Vulkansystem zusammenhängen, untereinander Verbindungen haben. Wir wollen nun einmal künstlich ‚Vulkan spielen'. In dem unterirdischen See haben wir Vorkehrungen getroffen, um ganz außerordentliche Mengen von Dämpfen zu entwickeln. Diese unsere Gase sind durchaus nicht giftig, aber stark dunkel gefärbt und mit Riechstoffen oder sagen wir ganz ruhig mit Stinkstoffen vermischt, die jedem menschlichen Wesen den Aufenthalt in ihrer Nähe unmöglich machen. Wir werden nun die Bevölkerung von Santa Scientia über die ganze Insel verteilen und eine Jagd veranstalten, eine Treibjagd gewissermaßen, ein Ausräuchern. Ihre Aufgabe ist es, aufzupassen, wo irgend aus dem Erdreich, aus Spalten oder kleinen Höhlen, Dämpfe aufsteigen. Diese Ausgänge des großen unterirdischen Höhlennetzes stehen dann sicher mit der Grotte in Verbindung, und alle diese kleinen Dampfzeichen sind genau



durch Stäbe feſtzulegen, damit unſere Geologen und Höhlenforſcher ſie unterſuchen. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß aus einer dieſer Öffnungen ſehr bald unſere beiden Diebe hervortauchen werden. Wenn dies geſchieht, ſind ſie, natürlich ohne Beſchädigung ihrer Perſon, feſtzunehmen und mir vorzuführen. Zur Beruhigung unſerer chineſiſchen Mitarbeiter füge ich hinzu, daß ein richtiges Geſpenſt ſich aus Stinkgaſen nichts macht. Wenn alſo der brave Neger auftaucht, beweiſt er dadurch, daß er ein Menſch iſt."

Dieſe Rede erweckte ganz beſonders bei den Weißen großen Jubel. Alles hatten ſie bisher erlebt, aber gewiß noch keine Jagd. Die braven Leguane waren durch Cooks Gebot längſt geſchützt, zumal ſie trotz ihrer Größe

und ihrem gefährlichen Ausſehen ganz harmloſe, geradezu zahme Tiere waren, die ſelbſt einem Feinde gegenüber nicht einmal einen Verſuch machten, ſich zur Wehr zu ſetzen. Der Schildkrötenfang war gleichfalls geregelt; und es war alles andere als eine Jagd, wenn man die ſchwerfälligen Tiere umdrehte und ſchlachtete.

Nun aber gab es etwas Beſonderes. Während vor allem natürlich die Küſten bewacht wurden, verteilten ſich die Menſchen über die ganze Inſel. Auch der ſteile und ſchwer zugängliche Gipfel des erloſchenen Vulkans, dem man nach dem alten Inkagrab den Namen Monte Attahualpa gegeben hatte, war längſt durch gute, in Schleifen angelegte Wege zugänglich gemacht worden. Überall alſo waren Trupps aufgeſtellt, und bei jedem Ingenieur lagen Stapel von Baumaterial, um die Dampfausgänge durch große Platten vorläufig zu verſchließen und die Dämpfe in andere Bahnen zu zwingen. Selbſtverſtändlich waren dieſe Bauleute zum Schutz gegen die Stinkgaſe mit Masken verſehen.

Die Vorbereitungen waren beendet. Im Innern der großen Grotte wurde zunächſt ſtarkes Licht eingeſchaltet, natürlich von außen, dann wurde der Starkſtrom in die elektriſchen Sieder geſchickt. Es war ein intereſſantes Schauſpiel, das Cook und ſeine Freunde, die ſich vor der Eingangsglasſcheibe aufhielten, erlebten. Schon nach kurzer Zeit begann das Waſſer im „See der Götter" zu ſieden. Gleichzeitig löſten ſich die Chemikalien auf, Wolken grüner und gelber Gaſe füllten die große Höhle und verdunkelten das Licht. Es ſah aus wie ein richtiger Hexenkeſſel, was da brodelte und ſich in Schwaden bis zur natürlichen Grottenkuppel emporzog. Man hatte auch ein ganzes Syſtem von Fernſprechleitungen über die Inſel gezogen, und Elſa Dorn bediente mit den andern ſechs Damen ein vorübergehend vor dem Höhleneingang eingerichtetes Fernſprechamt, während die einzelnen Nachrichten, die wichtig waren, durch Lautſprecher verkündet wurden.

Zunächſt dauerte es faſt zwei Stunden, ohne daß irgend eine Meldung erfolgte. Die Dämpfe mußten ſich erſt ihre Wege ſuchen. Dann ging es los. „Stinkgasdampf öſtlich am Berge Attahualpa." — „Stinkgas tritt dicht bei der Stadt aus." — „Stinkgas weſtlich am Meeresufer."

Wer jetzt die Inſel Iſabela betreten hätte, der würde geglaubt haben, daß hier ein neues „Tal der zehntauſend Dämpfe" erſtanden ſei. Es war erſtaunlich, an wieviel Stellen Dämpfe austraten. Die ganze Inſel mußte von einem Netz von Gängen durchzogen ſein, und die Höhlenforſcher waren höchſt begierig, alle dieſe Gänge zu erforſchen.

Den ganzen Tag über wurden ſolche Gaſe entwickelt, bis die Chemikalien erſchöpft waren. Ungeheuer intereſſante geologiſche Aufſchlüſſe über die Veräſtelung der Vulkanausgänge ſchienen bevorzuſtehen. Nur die Hauptſache war nicht gelungen — nirgends war ein Menſch aus einer der Spalten herausgekommen.

Die Kraft wurde abgeſtellt. Das Waſſer kühlte ſich ab, die Stinkgaſe verzogen ſich langſam.

„Dann ſind ſie alſo doch ſchon geflohen?"

„Oder es beſtehen eben noch andere Syſteme."

Bob White ſprang auf. „Wenn wir noch einen Verſuch mit dem Gefängnis machten? Dieſes muß ebenfalls unterirdiſche Ausgänge haben, wenn wir ſie auch noch nicht zu finden vermochten."

Schlüter nickte lebhaft. „Der Neger iſt ja aus ihnen entflohen."

Alſo ſchaffte man noch einmal Chemikalien heran, und während ſchon der Abend hereinbrach, wurde ein großes Feuer in der Gefängnisgrotte entfacht. Allerdings mußte dieſem künſtlich Sauerſtoff zugeführt werden, damit die Tür luftdicht verſchloſſen werden konnte; ſonſt wäre das Feuer zu raſch erſtickt.

Wieder wurden die Poſten verteilt, auch diesmal über die ganze Inſel, denn es konnte ja niemand wiſſen, wie weit ſich die Gänge hinzogen.

Cook ſelbſt ſchaltete die elektriſche Zündung des Höhlenfeuers an. Allerdings konnte man diesmal durch die eiſerne Tür das Feuer und die Entwicklung der Dämpfe nicht beobachten. Cook und ſeine Freunde waren auf den kleinen Hügel vor der Stadt geſtiegen und ſtanden plaudernd beiſammen.

Sie brauchten nicht lange zu warten, ſchon nach einer Viertelſtunde erſcholl ein lautes Gelächter. Dicht vor ihnen, faſt genau an der Stelle, an der Bob damals niedergeriſſen und tagelang geſucht worden war, wuchs dieſes Gelächter zu einer wahren Salve. Aus einem Felsſpalt dicht am Seeufer, den vorher niemand geſehen hatte, taumelten zwei Geſtalten, zwei zerlumpte, verwahrloſte, trunkene Menſchen und — hielten ſich mit beiden Händen krampfhaft die Naſen zu, während hinter ihnen ein gelblichgrüner, furchtbar ſtinkender Dampf aus der Höhle entwich.

Noch in derſelben Nacht wurden die beiden Männer vor ihre Richter geführt. Es gab noch kein regelrechtes Gericht in Santa Scientia. Man dachte auch gar nicht daran, ein ſolches zu begründen. Miſter Cook hatte einfach alle Weißen zuſammengebeten und führte ſelber den Vorſitz.

Die beiden Schächer ſahen erbärmlich aus. Ihre Körper bluteten von den Wunden, die ſie ſich gegenſeitig beigebracht hatten, ihre Geſichter waren hohl und verfallen vom Aufenthalt in der Höhle. Sie ſtanden ſtumm da, leugneten nicht, geſtanden nicht und erwarteten ihr Schickſal.

Miſter Cook fragte die Freunde: „Was ſoll mit ihnen geſchehen? Sie haben geſtohlen, aber ſie haben nichts von ihrer Beute gehabt. Der Neger hat zu morden verſucht, doch es iſt nicht gelungen."

Bob White ſtand auf. „Jagen wir ſie von der Inſel! Die beiden werden nicht wieder verſuchen, in Santa Scientia zu ſtehlen."

Niemand widerſprach. Am nächſten Tage nahm ein Flugzeug, das nach Japan beſtimmt war, den Neger

Sam mit, um ihn in Nagaſaki ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Ein anderes ſetzte Don Chriſtobal in Friſko ab. —

Einige Wochen ſpäter ging Miſter Mac Gonnor, der ſein in der Autobahn von Santa Scientia gewonnenes Kapital voll bei der Firma Smith & Co. in Friſko eingezahlt hatte und dafür dort, allerdings unter perſönlicher Aufſicht von Miſter Möller, angeſtellt war, am Hafen ſpazieren. Mac Gonnor war ein anderer Menſch geworden. Die regelmäßige Arbeit und das Bewußtſein, Geld zu beſitzen, hatten ihn verwandelt. Der eine Abend, an dem Miſter Cook ihm verziehen und ihm den Glauben an ſich ſelbſt wiedergegeben hatte, blieb ihm unvergeßlich. Es war ihm, als ſeien wüſte Jahre in ſeinem Leben ausgelöſcht und als knüpfe er jetzt wieder dort an, wo er als junger Menſch aufgehört hatte. Die große Tatkraft, die ſich jahrzehntelang im Abenteurerleben ausgewirkt hatte, wurde von Möller in geſunde Bahnen gelenkt. Miſter Cook freute ſich, wenn Möller ſeinen Briefen kurz hinzuſetzte: „Mac macht ſich.“

Aber Mac ging doch noch gern durch die Hafengaſſen, und es ſchauderte ihn, wenn er daran dachte, daß auch er hier unter dem Geſindel gehauſt hatte. Einmal kam er gerade zu einem Auflauf. In wüſten Säuferdelirien wälzte ſich ein Menſch am Boden. Mac trat hinzu, aber er wandte ſich ſogleich wieder entſetzt ab. Eben wurde Don Chriſtobal von Poliziſten gebändigt und laut ſchreiend in den Krankenwagen gehoben. Der Arzt zuckte die Achſeln. „Säuferwahnſinn. Nicht ſchade um den Lump.“

Erſchüttert ging Mac wieder zur Stadt hinauf. Don João war tot von eigener Hand, Don Chriſtobal verkommen, der Neger verſchollen. Und er? Sein Herz ſchlug voller Dankbarkeit, als er dann wieder in das ſtille Kontor trat und wußte, daß er ein geachteter Menſch war. —

Ein Schiff landete auf Cabo Martino. Es brachte die Gattinnen, Söhne und Töchter der Profeſſoren van Rhyn, Ortler und Zolling. Es brachte Schweſtern und Bräute der jungen Ingenieure, und auch die Braut Doktor Schlüters war mitgekommen.

In der kleinen Kapelle von Santa Iſabela herrſchte in den nächſten Tagen Hochbetrieb. Die Brautpaare wurden getraut, Jugendlieben, die einander faſt vergeſſen hatten, fanden ſich wieder. Aber auch bei der Einwanderung dieſer Frauen war genau geprüft worden. Nur körperlich und geiſtig geſunden, nur intelligenten Menſchen wurde es geſtattet, nach Iſabela zu kommen.

Die Herren der Ozeanexpedition, die nun ſchon lange in Santa Scientia heimiſch geworden waren, beſchloſſen, zu bleiben. Der Frauenverein der ſieben Damen von Iſabela war durch die geiſtvollen alten Damen, die Gattinnen und Mitarbeiterinnen der Profeſſoren, gewiſſermaßen veredelt worden.

Die Inſeln waren verteilt. Miſter Cook blieb in Iſabela. Bob White war der Inſpektor und „Miniſterpräſident“, der überall war, überall nach dem Rechten ſah.

Elſa Dorn blieb die Leiterin des Poſtweſens und hatte wieder viel Arbeit. Im nächſten Jahre ſollten zum erſten Male die Hörſäle der Univerſität und die Werkſtätten mit Studenten und lernbegierigen Handwerkern gefüllt werden. Da galt es, die Bewerbungen zu prüfen und ſorgfältig zu wählen, um aus den Hunderttauſenden, die kommen wollten, zweitauſend Studenten und achttauſend Handwerker auszuſuchen.

Auch Doktor Schlüter hatte ein Amt; er war zum Bürgermeiſter von Iſabela und zum Polizeihauptmann von ganz Santa Scientia ernannt worden.

Auf allen Inſeln aber wurde geſchafft, und Weigand und Frank bauten gemeinſam die große Menſchenverjüngungsanſtalt auf San Salvador.

Am ſchwerſten allerdings war es, unter den vielen zu wählen, die neue Erfindungen und Entdeckungen ausprobieren wollten und dazu die Ruhe der kleinen Inſeln und die Goldhilfe von Santa Scientia erbaten.

Kopfſchüttelnd ſagte Ortler zu Cook: „Dennoch bleibt unſer Wollen Stückwerk. Auch wir müſſen wählen und prüfen; auch wir werden vieles für töricht und kindiſch halten, was vielleicht groß und genial iſt; auch wir können nur prüfen und müſſen vielen den Zutritt verſagen, vielleicht gerade den Beſten.“

Cook blickte ernſt. „Es iſt eben Menſchenwerk, und wir ſind nichts als Menſchen. Immerhin, wir wollen offene Augen haben und tun, was wir können.“

Auf allen Eilanden aber wurde weiter geſchafft, geplant, entdeckt, erfunden und ausgeprobt, alles das, was zum Heil der Menſchheit und der Verwirklichung der Ideale der Weltuniverſität Santa Scientia beitragen ſollte.

Ehre der Arbeit

Wer den wuchtgen Hammer ſchwingt,
Wer im Felde mäht die Ähren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
Wer bei Woll' und Werg und Flachſe
Hinterm Webeſtuhl ſich müht,
Daß ſein blonder Junge wachſe:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder naſſen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch deſſen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, ſei nicht vergeſſen!

Ferdinand Freiligrath

Grußform der Toda (Ostindien) vor einem älteren Verwandten. Die Frau kniet auf die Erde und hebt seinen Fuß bis zu ihrem Kopfe / Phot. Wiele & Klein.

Die Herkunft unserer Grußformen

Überall, wo Menschen einander begegnen, sehen wir sie Grüße austauschen. Da werden Hüte und Mützen vom Kopfe gezogen, Verbeugungen oder Knickse gemacht, die Hände gereicht oder auch Umarmungen ausgetauscht. Wir sind es gewohnt, in allen diesen Begrüßungsformen Äußerungen der Höflichkeit zu sehen. Man nimmt sie gewöhnlich hin, ohne darüber nachzudenken, woher sie stammen und welch ein Sinn ihnen eigentlich zugrunde liegen mag. Ürsprünglich hatte aber alles, was uns heute zu einer mehr oder weniger leeren Formsache geworden ist, eine tiefere Bedeutung.

Weit, sehr weit in die menschliche Vergangenheit müssen wir zurückgehen, wenn wir den Ursprung unserer Grußformen finden wollen, bis dorthin, wo Krieg und Fehde sozusagen der Naturzustand waren, wo ein Mensch im andern bei Begegnungen immer zuerst den Feind erblickte. Manche dieser Urmenschen fühlten aber von vornherein ihre Schwäche gegenüber dem ihnen an Kräften Überlegenen, und um dem Kampfe aus dem Wege zu gehen, werden sie das Beispiel der Tiere befolgt haben, das der Philosoph Herbert Spencer folgendermaßen schildert: „Jedermann hat gelegentlich beobachten können, wie sich ein kleiner Wachtelhund bei Annäherung eines gewaltigen Neufundländers oder einer Bulldogge im Übermaß seiner Angst auf den Rücken wirft und die Beine in die Luft streckt. Statt durch Knurren und Zähnefletschen Widerstand zu drohen, wie er es vielleicht getan hätte, wenn nicht jeder Widerstand hoffnungslos erschiene, nimmt er freiwillig die Haltung an, die eine Niederlage im Kampfe zur Folge haben würde. Er sagt gleichsam stillschweigend: ‚Ich bin besiegt und ergebe mich deiner Gnade.'" Ähnlich hat man sich die Begegnung zweier Urmenschen vorzustellen. Wer nicht in einen Kampf verwickelt sein wollte, weil er seine Niederlage voraussah, der warf sich zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit zur Erde. Dieses Niederwerfen zur Begrüßung findet sich noch bei vielen Naturvölkern. Einige haben die ursprüngliche Form, sich auf den Rücken zu werfen, beibehalten, andere werfen sich auf das Gesicht. Diese Grußform ist besonders bei den Völkern des Orients anzutreffen. Verschiedene Volkstämme der ostindischen Inseln gehen sogar so weit, daß sie sich auf die Erde niederwerfen und sich den Fuß des Begrüßten auf die Brust, den Kopf oder das Knie setzen.

Zum Gruße jemand zu Füßen zu fallen, war einst auch in manchen Ländern Europas nichts Ungewöhnliches. Allmählich fand man aber diese Grußform zu wenig menschenwürdig, zu „hündisch", und man begnügte sich nur mit einer Andeutung des Niederfallens, indem man den Oberkörper zur Erde neigte, also eine Verbeugung machte, oder statt eines Fußfalles auch nur das Knie beugte und damit den Knicks ins Leben rief.

Auf eine gleich lange Entwicklungsgeschichte wie Verbeugung und Knicks kann auch das Händereichen zur Begrüßung zurückblicken. Der Ur- und Naturmensch wollte sich nicht nur von vornherein für besiegt erklären, er wollte dem Begegnenden auch seine friedlichen Absichten zu verstehen geben. Dazu gehörte, daß er durch ein Wehrlosmachen der Hände von vornherein anzeigte, daß er keine Waffen und damit nichts Böses im Schilde führte. Deshalb wurden bei einer Begegnung die Arme auf der Brust gekreuzt, eine Hand auf die Brust gelegt, die Hände erhoben — „Hände hoch!" wird auch heute noch überall dort gefordert, wo man sich vor einem unvermuteten Angriff schützen will — oder auch ausgestreckt.

Eine weitere Entwicklungstufe war der Handschlag. Zwar denken wir, wenn wir einem Gaste mit ausgestreckten Händen entgegen gehen, nicht mehr daran, daß wir ihm damit unsere friedliche Absicht beweisen wollen, aber der Handschlag wird oft genug noch überall dort verweigert, wo nicht völlige Übereinstimmung herrscht. Die Begrüßung war einst eine durchaus nicht friedfertige Angelegenheit. Das Wort „grüßen" hieß ursprünglich auch soviel wie auf jemand eindringen, ihn angreifen, und erst im Laufe der Zeit wandelte es sich zum Ausdruck wohlwollender Beachtung. Daß man mit dem Gruße einst seine friedliche Gesinnung bekunden wollte, geht noch aus manchen Grußworten

hervor. Wenn der niedrig gestellte Japaner einen über ihm Stehenden mit den Worten begrüßt: „Tu mir nichts zuleide!“ so hat er noch ganz deutlich Erinnerungen an die frühere kriegerische Stimmung aufbewahrt. „Komm in Frieden!“ grüßen manche australischen Völker, während die gotische Grußformel „Heil!“, das heißt „Mögest du heil, unversehrt sein!“, schon ausdrückte, daß man dem Begrüßten etwas Angenehmes, Wünschenswertes sagen wollte, wie wir mit unserm „Guten Tag!“

Ein Friedenszeichen ist auch das Hutabnehmen bei der Begrüßung. Merkwürdigerweise ist diese Begrüßungsform noch nicht alt. Im siebzehnten Jahrhundert war das Hutabnehmen noch recht neu, und der gestrenge Sittenrichter Johann Michael Moscherosch (1601 bis 1669) spottete über die ganze Art der damaligen Begrüßung. „Was ist das für ein wunderliches Bücken und Ritschen mit dem Kopf, mit Händen und Füßen, mit dem ganzen Leib? Du schnappst mit dem Kopf zu den Füßen wie ein Taschenmesser.“ Man wollte die neue Mode des Hutabnehmens darauf zurückführen, daß die Hüte der Männer mit wallenden Federn geschmückt waren und daß man sie recht offensichtlich zur Geltung bringen wollte und deshalb den Hut und damit die Federn zum Gruße schwenkte. Doch einem verhältnismäßig so geringfügigen Umstande kann diese Sitte kaum ihren Ursprung verdanken. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der eigentliche Grund dieser Grußform nicht das Schwenken des Hutes, sondern das Entblößen des Kopfes war. Dafür spricht der Umstand, daß man auch bei andern Völkern ein Entblößen als Grußform kennt. Manche ziehen ihr Kleidungstück ein wenig von der linken Schulter herab, andere entledigen sich zu diesem Zwecke ihrer Fußbekleidung oder lösen die Sandalen. Bei den Römern war auch bereits ein Entblößen des Kopfes dann üblich, wenn er gerade mit dem Zipfel des Mantels oder mit einer Kapuze bedeckt war. Was hier zur Höflichkeit geworden war, hatte einst ebenfalls seinen tieferen Grund. So wie man sich zum Beweis friedlicher Gesinnung zu Boden warf oder die Hände wehrlos machte, so legte man auch die Kleider ab, die nach alter Anschauung dem Sieger gehörten. Später begnügte man sich damit, dieses Entblößen nur anzudeuten, und hielt ein Entblößen der Schulter, der Füße, des Kopfes für ausreichend. Aber die Ansicht, daß nur der Besiegte das Haupt zu entblößen hatte, blieb lange bestehen. Im Mittelalter mußten die Einwohner besiegter Städte barhäuptig und barfüßig vor den Sieger ziehen. Der im Turnier Unterlegene mußte den Helm ablegen. Auch vor Gott entblößte man das Haupt, später auch vor dem König und vor den Vornehmen, deren Macht man damit anerkannte. Seltsamerweise kannte man im mittelalterlichen Frankreich auch bei den Damen ein Abnehmen der Kopfbedeckungen zum Gruße vor Vornehmen. Später blieb diese Grußform nicht nur auf den Verkehr zwischen Niedrig und Hoch beschränkt, sondern sie wurde in allen Kreisen üblich. Wie jede neue Sitte, begegnete auch die Begrüßung

Eine Begrüßung in Tibet. Der Tibeter nimmt beim Grüßen zuerst den Hut ab, biegt dann das linke Ohr nach vorn und streckt die Zunge heraus. Dies wird als die vornehmste Art des Grüßens betrachtet / Phot. L. A. Waddell.

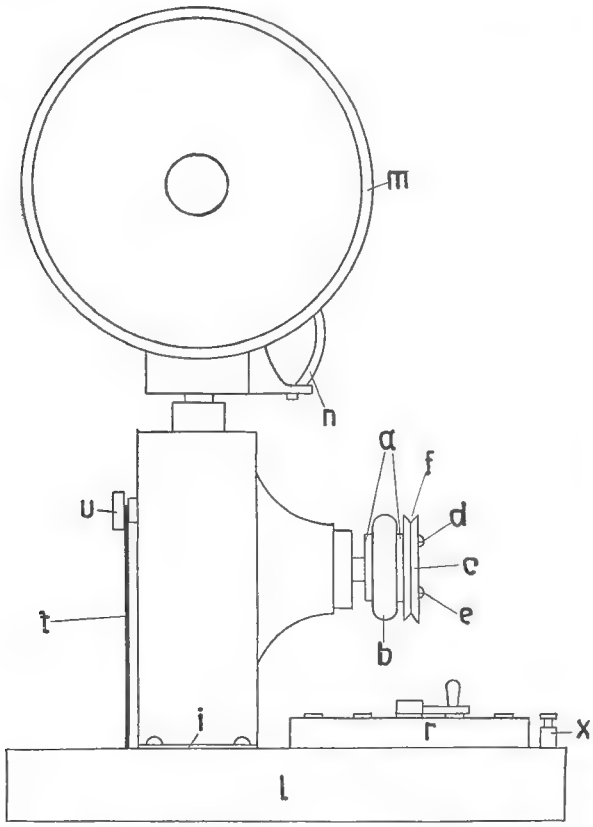


Abb. 1. Das Lichtwerk von vorn. a Antriebsrad, b Gummibelag, c Schnurlaufrad, d, e Befestigungsschrauben, f Nut, i Befestigungsschelle der Dynamo, l Grundbrett, m Scheinwerfer, n Schelle, r Schalterbrett, t Leitung, u Dynamoklemme, x Masseklemme.

durch das Hutabnehmen vielem Spott und vieler Anfeindung. So trug es zum Beispiel dem sogenannten Winterkönig Friedrich von der Pfalz einen Tadel ein, daß er vor jedermann den Hut zog.

Bei der Begrüßung Umarmung und Kuß zu tauschen, war auch erst eine Errungenschaft des siebzehnten Jahrhunderts. Aus Italien hatte man diese Begrüßungsform übernommen. Mit jenem Zeitpunkte begann Deutschlands leidiges Nachahmen des Auslandes, besonders Frankreichs. Damals kam auch der Gruß „Adieu" auf, der sich jahrhundertelang erhielt, bis ihm der Weltkrieg fast überall endlich den Garaus machte.

Bau eines Lichtwerks

Von Ingenieur Wolfgang Vogel

Mit einer Dampfmaschine oder einem Wasser- bzw. Elektromotor kann man gut ein kleines Elektrizitätswerk betreiben. Als Lichtmaschine verwenden wir am bequemsten die sogenannte „Dynamo" einer elektrischen Fahrradlaterne. Wie die physikkundigen Leser wissen, sind die elektrischen Stromerzeuger für Fahrradbeleuchtung eigentlich magnetelektrische Maschinen und keine Dynamos, denn als Erreger für die Ankerwicklung werden bei ihnen Stahlmagnete verwendet, also permanente Magnete, im Gegensatz zu den mit Drahtwicklung versehenen Elektromagneten einer richtigen Dynamomaschine. Doch hat sich der Name nun einmal auch für diese Stromerzeuger eingebürgert. Natürlich könnten wir uns die Lichtmaschine auch selbst bauen, aber das soll hier nicht beschrieben werden. Diese Dynamo wird für ihren ursprünglichen Verwendungszweck nicht verdorben, wenn wir sie für unser Lichtwerk gebrauchen.

In der ersten Abbildung sehen wir das Lichtwerk von vorn. An die Metallrolle a der Lichtmaschine, die in der Regel mit Gummi b belegt ist, setzen wir seitlich eine Schnurlaufscheibe c von passendem Durchmesser und befestigen sie an dem gummibewehrten Rade a mit Hilfe von zwei Schrauben d und e. Zu diesem Zweck erhalten Schnurlaufrad und Antriebsrad a je zwei Löcher, die wir uns vom Mechaniker anbringen lassen. In die Löcher des Dynamorades a wird Gewinde geschnitten. Der Mechaniker liefert uns auch gleich ein paar passende Schrauben hierzu. Die Schnurlaufscheibe bekommen wir billig bei dem Händler, der unsere Dampfmaschine lieferte, wir können sie aber auch selbst aus Holz anfertigen.

Nun folgen wir der Darstellung in unserer zweiten Abbildung, die uns die Seitenansicht unseres Lichtwerks zeigt. Die Dynamo wird auf einem Brett l befestigt. Wir geben ihr einen Holzbock k, auf dem sie ruht. Er ist ihrer Rundung entsprechend auszusägen. Dann legen wir über Dynamo und Holzbock das Spannband i und befestigen dieses an beiden Enden mit je zwei Schrauben auf dem Grundbrett l. Nach Lösung eines dieser Schraubenpaare wird die Lichtmaschine wieder frei und kann am Fahrrade benutzt werden, nachdem man das ja ebenfalls nur mit Schrauben befestigte Schnurräd-

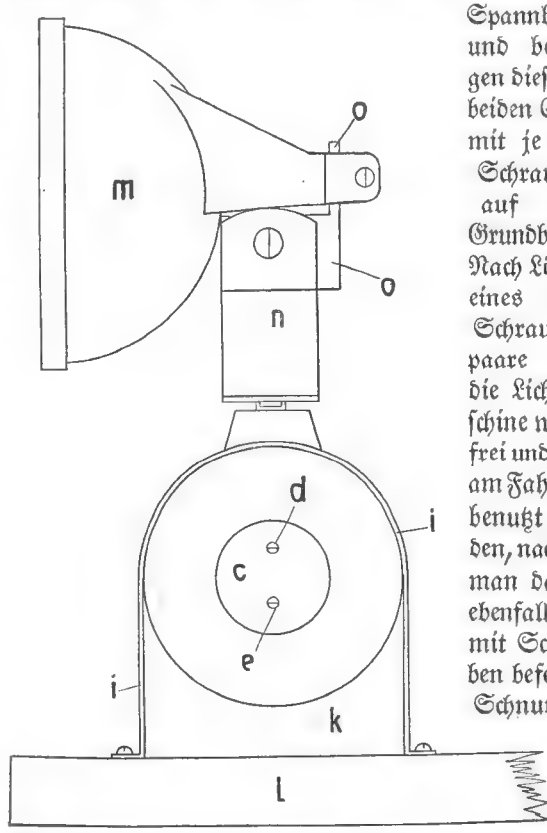


Abb. 2. Seitenansicht des Lichtwerks. c Schnurlaufrad, d, e Befestigungsschrauben, i Spannband zur Befestigung der Dynamo, k Bock für die Dynamo, l Grundbrett, m Scheinwerfer, n Befestigungsschelle, o Laternenhalter.

chen abgenommen hat. Sollten dem Spannbande die Tragteile des Maschinchens, die zu seiner Befestigung an der Fahrradgabel dienen, im Wege stehen, so kerben wir das Band i entsprechend aus. Die erwähnten Befestigungsteile bleiben selbstverständlich an dem Lichterzeuger. Sie geben uns eine gute Befestigungsmöglichkeit für den Scheinwerfer m. Diesen setzen wir einfach auf einen Laternenhalter o, den wir uns übrigens auch selbst aus Blech schneiden können, worauf wir ihn an die Halteschelle n (Abb. 1) der Lichtmaschine schrauben, die ursprünglich dazu diente, letztere an der Vordergabel des Fahrrades festzumachen. Verbinden wir nun noch mit Hilfe des Scheinwerferkabels diesen mit der Klemme u der Lichtmaschine, so ist unsere Anlage so weit fertig, denn die Rückleitung des Stromes erfolgt durch die sogenannte „Masse", also die Metallteile des Scheinwerfers, seines Laternenhalters und der Dynamoschelle.

Vor dem Zusammenschrauben haben wir durch Abkratzen des diese Teile an den Berührungstellen gewöhnlich bedeckenden Lackes dafür gesorgt, daß der Stromübergang ordnungsgemäß erfolgen kann. Es wird das übrigens nur erforderlich sein, wenn wir eine neue Fahrraddynamo verwenden, denn bei einer schon gebrauchten hat der Radfahrer aus dem erwähnten Grunde bereits für die Lackentfernung gesorgt. Das Abschaben des Lackes macht die Vorrichtung auch nicht etwa unansehnlich, da es ja nur auf den verdeckt liegenden Teilen geschieht.

Wir wollen mit unserm Lichtwerk aber nicht nur den Scheinwerfer betreiben, sondern abwechselnd auch andere Lämpchen einschalten können, zum Beispiel die unseres elektrisch beleuchteten Modellhauses, das uns die dritte Abbildung zeigt; auch können wir gelegentlich

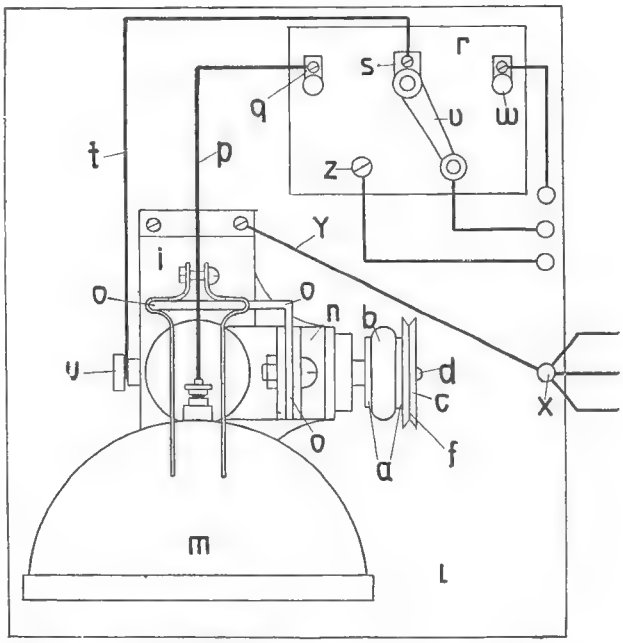


Abb. 4. Draufsicht des Lichtwerks. a Antriebsrad der Dynamo, b Gummibelag, c Schnurlaufrad, d Befestigungsschraube, f Nut, i Spannband, l Grundbrett, m Scheinwerfer, n Schelle, o Laternenhalter, p Scheinwerferkabel, q Schalterklemme für p, r Grundbrett des Schalters, s Klemme des Schalterhebels, t Hauptleitung von der Dynamo, u Dynamoklemme, v Schalterhebel, w Schalterraste, x Massefklemme, y Verbindungsdraht von x mit der Masse, z Raste.

des Schwesterleins Puppenstube oder den Bahnhof des jüngeren Bruders mit Strom versorgen. Wir bringen deshalb an unserm Lichtwerke noch einen Schalter an, der es gestattet, den Scheinwerfer aus- und eine der erwähnten Anlagen einzuschalten.

Um den Schalter in die Leitung zu bringen, setzen wir nach der vierten Abbildung das zum Scheinwerfer führende Kabel p an die Klemme q unseres Hebelschalters r und verbinden die am Drehpunkte des Schalthebels v befindliche Klemme s durch einen kurzen Draht t mit der Polklemme u der Dynamo. Drehen wir nun den Schalterhebel v auf die mit dem Scheinwerferkabel verbundene Raste q, so erstrahlt der Scheinwerfer; verbinden wir jedoch mit der andern Raste w durch einen Draht eine zum Beispiel auf dem Tische stehende andere Glühlampe, so brennt sie überhaupt nicht, weil die Lampe ja nicht nur eine Stromzuführung, sondern auch einen Ableitungsdraht besitzen muß. Als solcher dient beim Scheinwerfer, wie wir schon erwähnten, die „Masse". Bei der

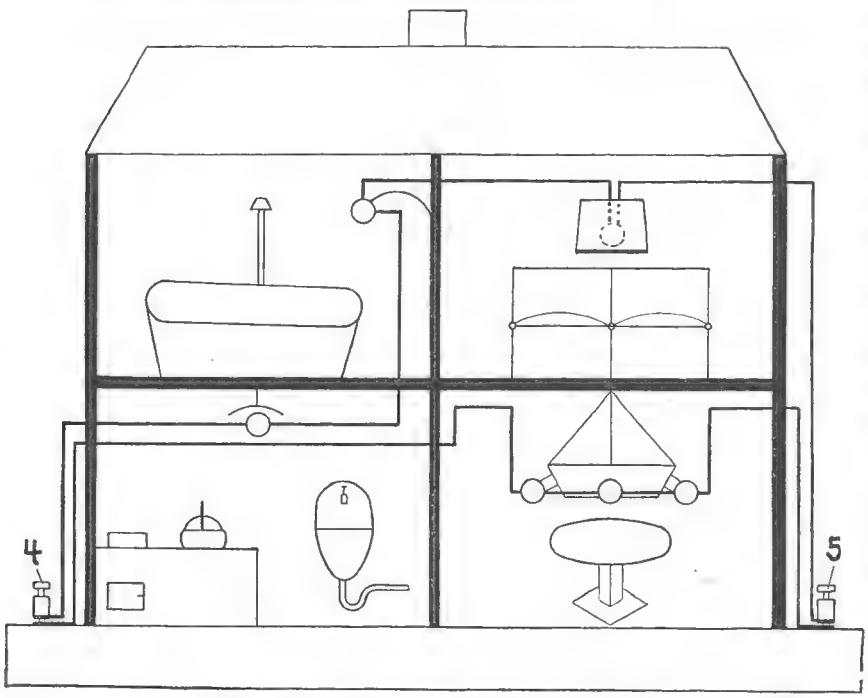


Abb. 3. Elektrisch beleuchtetes Modellhaus.

neu einzuschaltenden Glühlampe fehlt aber diese Masserückleitung. Wir schrauben deshalb noch eine kleine Polklemme x auf das Grundbrett l unserer Lichtanlage und verbinden ihren Fuß durch einen kurzen Draht y mit der „Masse" der Lichtmaschine, indem wir ihn zum Beispiel unter die eine Schraube des Spannbandes i legen. Jetzt brauchen wir die auf dem Tisch stehende Glühlampe nur durch einen Draht mit der neu angebrachten Polklemme x zu verbinden, und sofort wird sie in hellem Lichte erstrahlen. (Schluß folgt)

Briefmarken-Kamerad

Brasilien. In der neuen Luftpostreihe, die die Geschichte des brasilischen Flugverkehrs vor Augen führen will, sind zwei weitere Werte zu melden: 50 Reis blaugrün Grab des Fliegers Bartholomau de Gusmao, 1000 Reis braunrot Doppeldecker „Jahu" des Fliegers Ribeiro de Barros.

Liechtenstein. Die Gedenkmarken zur Thronbesteigung des Fürsten Franz sind endlich erschienen. Sie wurden in Wien hergestellt, weil die Schweizer Druckproben nicht den Beifall des Fürsten gefunden hatten. Die Marken sind als Gedenkausgabe nur in verhältnismäßig geringer Auflage erschienen und werden bloß wenige Monate Gültigkeit besitzen. Werte: 10 Rappen grün Fürst Franz, Jugendbildnis, 20 Rappen rot Fürst Franz, Bildnis von heute, 30 Rappen blau die Fürstin, 70 Rappen braun das Fürstenpaar. Format: stehendes Rechteck. Die Reihe ist eine der schönsten, die in den letzten Jahren erschienen sind. Nach allerletzten Meldungen ist der höchste Wert von 70 Rappen bereits vergriffen.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig / Nachtaufnahme von W. Lorenz, Leipzig, mit Voigtländer-Avus-Kamera.

Luxemburg. Die zu Weihnachten erscheinenen Wohlfahrtsmarken zeigen diesmal das Bildnis der Prinzessin Marie Gabriele. Werte: 10 + 10 Cent. rotbraun und grün, 35 + 15 Cent. blaugrün und rotbraun, 75 + 30 Cent. orange und sepia, 1.25 Fr. + 50 Cent. lila und hellgrün, 1.75 Fr. + 75 Cent. ultramarin und schwarzblau.

Mexiko. In der neuen Flugpostreihe — Type: Flugzeug über Landschaft und Wappenadler in Medaillon — sind folgende neue Werte erschienen: 15 Cent. lackfarben, 1 Peso schwarz und blau. — Mitte Dezember 1929 hat eine Flugwoche stattgefunden. Aus diesem Anlaß erschienen zwei Flugpostmarken, die ein Flugzeug über der Hauptstadt Mexiko zeigen. Werte: 20 Cent. violettschwarz, 40 Cent. olivgrün.

Rumänien. Ergänzungswerte zur kürzlich gemeldeten Dienstreihe: 4 Lei olivbraun, 50 Lei violett.

Rußland. Ergänzungswerte zur neuen Bauern- und Arbeiterreihe: 1 Kop. orangegelb Arbeiter, 20 Kop. grün Bauer, Type wie bei der neuen 3-Kop.-Marke, doch weißer Hintergrund.

Schweiz. Die früher schon angekündigte Juventute-Reihe hat folgende Werte: 5 + 5 Cent. Sonnenuntergang auf dem Luganer See, violett und orange; 10 + 5 Cent. Engstlensee am Fuß des Titlis, mattbraun und mattrot; 20 + 5 Cent. Lyskamm von der Riffelalpe aus, rotbraun und hellblau; 30 + 10 Cent. Nikolaus Flüe, blau.

Türkei. In der neuen „latinisierten" Freimarkenreihe zwei weitere Werte: 2½ Kurus grün Kizil-Irmak-Brücke, 12½ Kurus blau Berglandschaft.

Vereinigte Staaten von Amerika. Neuer Flugpostwert: 5 Cents blau. Das Markenbild ist das gleiche wie bisher (Flugzeug über See, im Vordergrund Leuchtturm), nur das Format hat sich geändert: stehendes Rechteck, statt wie bisher liegendes.

*

Ergänzungsrätsel

—tag, —isau, G—t, —e, Re—, A—, Loc—, H—, Le—, —er, Of—

An Stelle der Striche sind die nötigen Buchstaben zu ergänzen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Wochentag, 2. Stadt in der Schweiz, 3. Krankheit, 4. Fluß in Frankreich, 5. Gleichklang, 6. Stadt in Arabien, 7. Kopfschmuck, 8. Haustier, 9. Klebemittel, 10. Künstler, 11. Hausgerät.

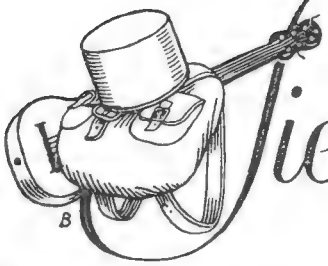
Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die neueingefügten Buchstaben ein Zitat aus Goethes „Torquato Tasso".

Auflösung der Rätsel von Seite 416:

Des Kreuzworträtsels: Waagrecht: 1. Maskerade, 8. Pate, 9. Ob, 10. Star, 12. denn, 14. Isel, 16. Ebene, 18. bar, 20. neu, 21. Irene, 23. Leni, 25. Esel, 27. Eric, 29. Esse, 31. Lehne, 33. Ire, 35. Ege, 36. Essen, 38. Lena, 40. Halm, 42. Unna, 44. Idee, 45. Rohrbruch; senkrecht: 1. Maskenverleiher, 2. Spa, 3. Karin, 4. et, 5. Rede, 6. Don, 7. Ebner-Eschenbach, 11. Tube, 13. Elbe, 15. sein, 17. Eule, 19. Anni, 22. Ries, 24. Elen, 26. Sieg, 28. Reis, 30. Seen, 32. hell, 34. rein, 37. sauer, 39. Emir, 41. Abo, 43. neu. — Des Ergänzungsrätsels: **Haube, Niger, First, Derby, Weste, Koschat.** — Hunger ist der beste Koch.

Mit vollen Segeln.

Presse-Photo, Berlin.



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Albrecht mußte erfahren, daß es mit dem Vorsatz, der Freund jenes Bürgerschülers zu werden, nicht getan sei; wußte Albrecht doch nicht einmal, wie dieser hieß und wo er wohnte. Wohl war Warendorf nicht groß, und über kurz oder lang mußte eine Begegnung schon von selbst kommen, aber das genügte der Ungeduld des Jungen nicht. Zu keinem der Kameraden ließ er etwas von seinem Vorsatz verlauten; glaubte er doch, daß er überall auf Nichtverstehen oder Spott stoßen würde.

So zog der Junge denn täglich allein aus, um den Gesuchten zu finden. In den engen, alten Straßen des Arbeiterviertels streifte er umher und mußte mehr als einmal die Flucht vor Bürgerschülern ergreifen, die ihn erkannten, trotzdem er die bunte Mütze wohlweislich zu Hause gelassen hatte.

Eines Tages hatte solch ein Rudel ihn gestellt. Er stand mit dem Rücken gegen ein großes Holztor, um ihn ein Halbkreis von Feinden. Noch höhnten sie bloß mit Worten, aber nur einer brauchte den Anfang zu machen, so fielen sie alle über ihn her. Es war Albrecht klar, daß er hier schwere Prügel beziehen mußte, und mit zusammengebissenen Zähnen stand er da, entschlossen, wenigstens dem ersten Angreifer tüchtig eins auszuwischen. Dazu kam es aber nicht. Der Torflügel wurde aufgerissen, und plötzlich stand neben Albrecht der so lange Gesuchte. Albrecht, bestürzt und freudig überrascht zugleich, legte ihm unwillkürlich die Hand auf die Schulter.

Der andere schüttelte sie ab. „Was suchst du hier bei uns?" fragte er.

Dich, hätte Albrecht am liebsten geantwortet. Aber in dieser Lage und vor diesen Zuhörern? Unmöglich! „Was geht das dich an?" entgegnete er rauh.

„Schlag ihm doch eine in das vornehme Gesicht!" rief einer aus der Menge.

„Ja, Karlheinz, gib's ihm tüchtig!" kam eine zweite Stimme. Doch der Junge achtete nicht auf die Hetzer.

Ankunft von Indianern in Hollywood, die in einem Film mitwirken sollen / Phot. Paramount.

Also Karlheinz heißt er, dachte Albrecht; der Name gefällt mir. Albrecht und Karlheinz, Karlheinz und Albrecht, das hört sich zusammen gut an. Doch es war hier nicht der rechte Ort für solche Betrachtungen.

„Ich erkenne dich wieder", fuhr Karlheinz fort; „du bist doch der, der neulich auf dem Techenberg sich mit mir allein hat schlagen wollen? Das können wir ja jetzt nachholen. Macht Platz da vorne!"

Sofort wich die Masse der Bürgerschüler zurück. Albrecht, als schneller Läufer, hätte jetzt leicht ausknei-fen können, aber es war natürlich ganz unmöglich, daß er das tat. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken. In welche verrückte Lage war er da gekommen! Das also sollte nun der Erfolg seiner Freundschaftswünsche sein, daß er hier von dem Gesuchten und endlich Gefundenen schändliche Keile bezog? Denn daß Karlheinz ihm überlegen war, stand fest. Doch das half hier alles nichts. „Macht Platz!" sagte auch Albrecht, dann sprang er auf Karlheinz los und versetzte ihm den ersten Schlag.

Es wurde ein heißer Kampf. Albrecht erhielt mehr Schläge, als er austeilte, aber tapfer griff er immer wieder an. Schließlich konnte Karlheinz ihn packen und hinwerfen. Er lag auf ihm, und Albrecht konnte sich nicht rühren. Die Bürgerschüler brüllten vor Begeisterung über den Sieg, so daß niemand hörte, wie Karlheinz vom Fenster her von seinem Vater gerufen wurde.

„Willst du dich ergeben?" fragte Karlheinz atemlos.

„Nein!" keuchte Albrecht und dachte dabei: Wenn ich jetzt feige bin, wird er nie mein Freund.

Plötzlich packte eine starke Faust Karlheinz am Kragen und riß ihn hoch. Außer sich vor Wut, schlug der Junge nach dem vermeintlichen neuen Feind und traf seinen Vater mit der Faust hart am Kinn.

„I, so 'n verflixter Bengel!" sagte der Vater, legte ihn übers Knie und verhaute den Jungen vor versammeltem Volk ganz fürchterlich.

Die Zuschauer waren verstummt; auch von Karlheinz kam kein Laut, und Albrecht, der aufgestanden war, betrachtete verstört die veränderte Szene.

Dann nahm der Vater Karlheinz und stellte ihn vor Albrecht hin. „So, nun bittest du den fremden Schüler da um Entschuldigung, daß du dich benommen hast wie ein Wegelagerer! — Nun, wird's bald?"

„Nein!" stieß Karlheinz zwischen den Zähnen hervor.

„Was?"

„Lassen Sie ihn! Ich bin schuld gewesen", rief Albrecht, dann brach er durch die Reihen der Bürgerschüler und rannte fort. Nicht noch einmal wollte er Zeuge der Demütigung seines feindlichen Freundes sein.

Als Albrecht zu Hause ankam, setzte es auch für ihn Schläge, denn sein Anzug war in einem unbeschreiblich bösen Zustand. Es ist eben manchmal gar nicht so einfach, Freundschaft zu schließen. —

Am andern Tage war Albrecht der erste, der stürmenden Laufes mittags das Gymnasium verließ. Er rannte den Denkmalsberg hinauf zur Bürgerschule und kam gerade zur rechten Zeit, denn soeben verließ Karlheinz die Pforte.

„Was willst du?" fragte Karlheinz, und sein Gesicht verfinsterte sich.

Verlegen, aber doch entschlossen ging Albrecht auf ihn zu. „Ich muß mit dir sprechen, unbedingt. Hast du Zeit?"

„Zeit schon, aber keine Lust. Oder willst du dich noch einmal mit mir schlagen?"

„Das hab' ich auch gestern nicht gewollt."

„Warum hast du es denn getan?"

„Weil du mich sonst für einen Feigling gehalten hättest."

„Das kann dir doch schnuppe sein, wofür ich dich halte."

„Nein, das ist es eben nicht."

Schon bei diesen Reden war Karlheinz, wenn auch zögernd, neben dem andern hergegangen, und eine Stunde später saßen sie noch zusammen oben am Kriegerdenkmal. Es war eine merkwürdige und schöne Stunde für beide. Albrecht war es zunächst nicht leicht gefallen, seine Bitte um Freundschaft über die Lippen zu bringen, dann aber hatte er die Scham und Scheu überwunden und frei gesprochen. Karlheinz hatte es zuerst gar nicht fassen können, daß da ein Gymnasiast kam und um seine Freundschaft bat, schließlich aber hatte er Albrecht hell und offen in die Augen geblickt und seine Hand gefaßt. Ja, er wollte sein Freund sein. So konnten sie sich lange nicht voneinander trennen. Immer wieder hatten sie noch zu fragen und zu erzählen und Pläne zu schmieden, so daß sie schließlich beide an diesem Tage zu spät nach Hause kamen und statt des Mittagessens Schelte bekamen. Schon am Nachmittag waren sie wieder beisammen und fuhren mit Albrechts Ruderboot auf den See hinaus, der in der ersten warmen Frühjahrsonne glitzerte.

So kam denn durch Albrecht auch Karlheinz Knoop, der Bürgerschüler, in Hans Runges Wandervogelgruppe. Mit heißen Wangen hatte Albrecht dem Freunde von der geplanten Osterfahrt erzählt. Ganz still war Karlheinz dabei geworden. „Es fällt mir schwer", hatte er dann leise gesagt, „mir die Ferien ohne dich vorzustellen."

„Du hast recht", erwiderte Albrecht, „und ich bin ein schöner Freund, daß ich gar nicht daran dachte. Entweder du kommst mit uns, oder auch ich bleibe zu Hause."

Noch an dem gleichen Abend hatte Hans Karlheinz

als neuen Scholaren in die Gruppe aufgenommen. Das war dem Langen und Ullo zuerst gar nicht recht. „Wie kannst du nur solch einen Bürgerschüler in die Gruppe aufnehmen?“ sagte Ullo zu Hans. Hans aber wußte ihnen klarzumachen, daß es in einer Wandervogelgruppe Unterschiede dieser Art nicht geben dürfe und der Bürgerschüler hier genau so viel gelte wie der Gymnasiast.

„Ja, wenn es aber seinen Eltern so schlecht geht, woher soll er dann das Geld für die Fahrten nehmen?“

„Das bringen wir alle gemeinsam auf durch unser Taschengeld und dadurch, daß wir auf Fahrt keinen Pfennig unnütz ausgeben. Karlheinz wegen seiner Herkunft geringer einzuschätzen, das zeugt von dummem Dünkel; ich hoffe, Ullo, du hast das eingesehen. Der Spott der Pennäler läßt sich, denke ich, leicht ertragen. Karlheinz gehört nun zu uns. Wenn dir das nicht paßt, Ullo, mußt du gehen, so gern ich dich habe.“

„Verzeih mir!“ sagte der Junge, und an diesem Abend war es, wo er in sein Tagebuch schrieb: „Mein Ziel ist, zu werden wie Hans Runge, so klug, so entschlossen, so gut.“

Zwei Jungen kamen noch in die Gruppe, dann erklärte Hans, daß er nun für dieses Jahr keine mehr brauchen könne, trotzdem noch viele sich gemeldet hatten. Erst sollte die Gruppe eine feste Gemeinschaft werden, sollte jeder der sechs Jungen ein echter und rechter Scholar sein, dann erst wollte Hans neue hinzunehmen.

Die beiden, die als letzte hinzugekommen waren, hießen Helmut Dietze und Günter Meußel. Helmut Dietze war seit langem schon Ullo Schäers Freund, ein feiner Junge, den alle gernhatten. Günter Meußel war zwar auch ein feiner Kerl, aber er war der um vier Jahre jüngere Bruder des Langen, der „in Zivil“ Detlev Meußel hieß, und diese beiden waren seit je schon feindliche Brüder gewesen. Bei einem Besuch, den Hans als Führer den Eltern des Langen machte, hatte er Günter kennengelernt. „Dein Bruder ist ein prächtiger Bursche“, äußerte er unten an der Haustür dem Langen gegenüber. „Der muß auch in die Gruppe.“

„Dann kannst du mich gleich streichen“, knurrte der Lange; „ich will mit meinem Bruder nichts zu schaffen haben.“

Da aber richtete Hans sich straff auf. „Wenn das dein Ernst ist, gut, dann streiche ich dich. Ich bin Führer und kein Waschlappen, der sich von den Jungen vorschreiben läßt, was er tun darf. — Ich streiche dich also, nicht wahr?“

„Nein, Hans!“ bat der Lange. „Laß mich dabei bleiben! Schon jetzt bin ich durch dich ein ganz anderer geworden.“

Es war eine recht junge Gruppe, die so entstanden war: Hans, der Führer, war eben siebzehn, der Lange fünfzehn, Helmut vierzehn, Ullo und Albrecht waren dreizehn Jahre alt, Karlheinz zwölf, und Günter war mit seinen elf Jahren der Jüngste. Sie vertrugen sich glänzend miteinander. Wer den fünfen von ihnen, die auf dem Techenberg dabeigewesen waren, das vorhergesagt hätte, den hätten sie wohl ausgelacht. —

So war Ostern herangekommen, alle sieben waren versetzt und konnten mit ihren Zeugnissen zufrieden sein. Jetzt sollte die Osterfahrt beginnen und mit ihr die Gruppe ihren eigentlichen Anfang nehmen.

Es war in der ersten Nacht der Osterfahrt, als Pauper, der Arme, zur Gruppe kam. Einen tüchtigen Marsch hatte der Trupp hinter sich, als Hans um Mitternacht Rast gebot und man auf einer Lichtung im Forst das Zelt aufzuschlagen begann. Lange dauerte es, bis der Wigwam stand, denn zum ersten Male verrichteten die Jungen diese Arbeit; der Mond gab nur wenig Licht, und immer wieder mußte Hans raten und helfen. Dann war es geschafft, und ordentlich stolz sahen die Jungen

Eile tat not. Hans sprang hinunter, hob das Tier hinaus und ließ sich dann selbst wieder hinaufziehen.

auf ihr selbstgebautes „Wochenendhaus". Durchaus wollten sie ein Lagerfeuer anzünden und abwechselnd zu zweit Nachtwache halten. Hans ließ dies nicht zu; er meinte, für den ersten Tag sei der Marsch anstrengend genug gewesen; sie sollten alle ins Zelt und schlafen. Da half kein Bitten noch Murren, Hans blieb dabei. „Ich wäre ja ein netter Führer, wollte ich das als richtig Erkannte nicht durchführen, weil die Mehrheit dagegen ist! So etwas gibt es in der Jungenbewegung nicht."

Als dann alles im Zelt lag, hatten die Jungen einander noch so viel zu erzählen, daß es überhaupt nicht ruhig werden wollte, bis Hans endlich mit Nachdruck Ruhe gebot. „Seid ihr denn kleine Mädel? Habt doch am Tage zum Erzählen Zeit genug! Wer jetzt noch ohne triftigen Grund seine holde Stimme hören läßt, der wird für den Rest dieser Fahrt von den Nachtwachen ausgeschlossen." Das half; mäuschenstill wurde es im Zelt.

Aus diesem Schweigen heraus aber begann auf einmal Günter: „Irgendwo in der Nähe jammert ein kleines Kind oder ein Tier, Hans. Laß mich hinausgehen und nachsehen!"

Alle horchten angestrengt in die Nacht hinaus, aber niemand sonst vermochte einen Laut zu hören.

„Unsinn, du phantasierst!"

Günter dagegen blieb bei seiner Behauptung, und als Ullo nun das Dreieck aufknöpfte, hörte auch Karlheinz ein fernes Wimmern.

„Wir gehen alle", entschied da Hans.

Günter führte den Trupp. Alle paar Schritte blieben sie stehen und horchten wieder. Bald darauf hörten sie alle wirklich einen klagenden Ton, der den Jungen eine kalte Welle über den Rücken jagte. „Ein verwundeter Mensch", flüsterte Albrecht. „Ein Tier", sagte Hans.

Fünf Minuten später waren sie an dem Ort, von wo das Wimmern gekommen war, und die Taschenlampen zeigten ihnen eine mit Büschen bedeckte Grube mit steilen Wänden. Wieder winselte es, diesmal stärker. Da mußte ein Hund drin stecken, und das Tier hörte wohl die menschlichen Stimmen und gab Laut. Zum Bellen schien die Kraft nicht mehr zu reichen. Eile war not. Hans sprang hinunter, hob das Tier hinaus und ließ sich dann selbst wieder hinaufziehen. Ein schöner grauer Schäferhund war es. Er kam auf Hans zugekrochen, leckte dessen Hand und blieb dann zu seinen Füßen liegen.

„Du Armer!" sagte Hans, nahm das große Tier behutsam auf die Arme und trug es zum Zelt.

„Habt ihr es gut oder böse mit mir vor, ihr Menschen?" schien der Blick des Hundes zu fragen. Schnuppernd nahm er die Witterung seines Retters und legte dann vertrauend den klugen Kopf auf Hansens Schultern.

Im Zelt bekam der Hund zu fressen, aber nur wenig nahm er; er schien noch zu schwach zu sein. Auch die Jungen ließ Hans essen, trotz der ungewohnten Stunde. Sie waren wohl müde, aber alle freudig erregt; wie Helden kamen sie sich vor, weil sie den Hund gerettet hatten. Nach dem Essen schliefen sie dann noch alle, auch der Hund. Er lag neben Hans und hatte den Kopf auf dessen Brust gebettet. —

„Wir behalten ihn doch, nicht wahr, Hans?"

„Wenn sich kein Eigentümer findet, behalte ich ihn."

„Eigentümer! Wo der ihn hätte verhungern lassen!"

„Oh, fein, nun haben wir auch einen Gruppenhund!"

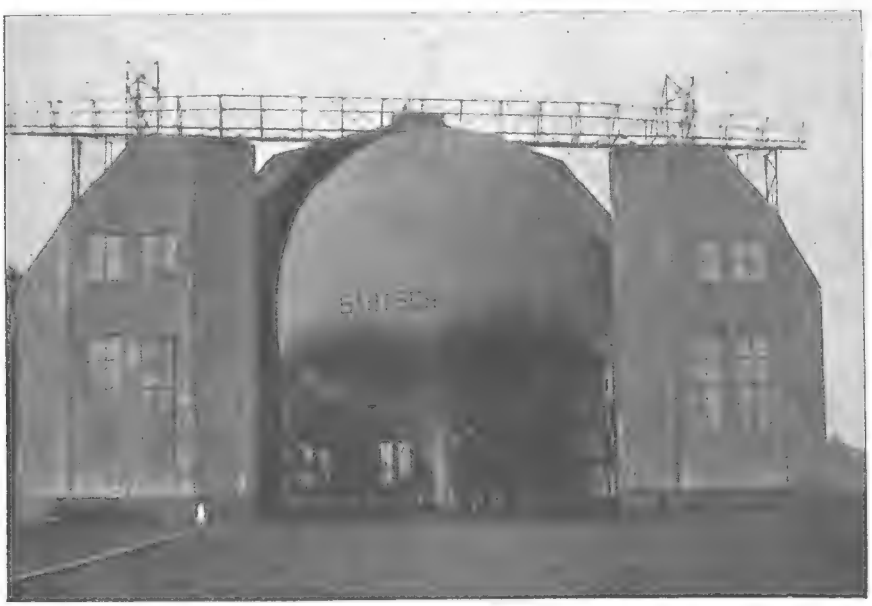
„Wie soll er heißen, Hans?"

„Das mag Günter bestimmen, dem er seine Rettung verdankt."

„Ich, Hans? Gut, dann soll er Pauper heißen. ‚Du Armer!' sagtest du, als wir ihn fanden."

Hans lachte. „Günter, Günter", meinte er dann, „vor acht Tagen bist du noch Quintaner gewesen, heute bist du schon Quartaner, da solltest du eigentlich wissen, daß pauper nur der geldlich Arme heißt; was du meinst, ist miser. Mag es aber schon dabei bleiben! Vermögend scheint er ja auch nicht gerade zu sein. Also Pauper!"

„Pauper! Pauper!" tönte es nun von allen Seiten. Jeder der Jungen schenkte dem Hunde zur Feier der Taufe und Aufnahme in die Gruppe einen Wurstzipfel oder ähnlichen Leckerbissen. Der Hund war nun auch schon hungrig



Herausbringen des mit 6000 Kubikmeter Wasserstoff gefüllten Riesenballons „Bartsch von Sigsfeld" aus der alten Luftschiffhalle der Zeppelinwerft in Friedrichshafen.

geworden und nahm alles dankbar an. Er sprang bereits ganz lustig und ausgelassen umher, und Helmut, der seine „Strahlenfalle" mit hatte, machte denn auch gleich eine Aufnahme, bei der Pauper Mittelpunkt und Hauptperson war.

Der Tag wurde zum Rasttag bestimmt, denn Hans meinte, Pauper sei nun vollwertiges Gruppenmitglied und noch schonungsbedürftig, und auf die Gesundheit der Gruppenmitglieder zu achten, sei Führerpflicht. Auch den Jungen war es natürlich recht, so den ganzen schönen Tag mit Turnen, Toben und Spielen auszufüllen. Man stellte dabei fest, daß Pauper ein äußerst kluges und gelehrtes Tier sei; er konnte apportieren, sprang auf Befehl und war auf den Mann dressiert. Allerdings war er darin nicht für jedermann zu sprechen; nur wenn Hans ihm Befehle gab, führte er sie aus. Bei den übrigen wedelte er auf Befehle hin zwar höflich mit dem Schwanz, spielte aber den Dummen. Wie war es nur möglich, daß ein so gut erzogenes Tier sich herrenlos im Forst hatte herumtreiben können? Ein Halsband hatte er nicht umgehabt.

An diesem selben Rasttage spielten die Jungen nachmittags auf einer großen Lichtung Handball. Pauper saß neben Günter in dem einen Tor, hatte begriffen, daß er nicht in das Spielfeld hineinlaufen dürfe, und schaute zu. Auf Günters Torseite spielten Hans und Karlheinz, die andern vier dagegen. Es war ein heißer Kampf gleichwertiger Parteien. Bei dem Stande 2 : 2 beschloß man, mit dem nächsten Tor das Spiel zu beenden. Nun schien jedoch alles verhext zu sein; kein Tor wollte mehr fallen. „Laß uns doch einfach so aufhören!" sagte Ullo nach einer halben Stunde torlosen Kampfes.

„Abmachungen gelten", rief Hans zurück.

Fünf Minuten später ließ Ullo als Verteidiger den stürmenden Karlheinz absichtlich vorbei, und so fiel das Schlußtor, das Ullos Partei die Niederlage brachte. „Ich hatte keine Lust mehr", erklärte Ullo.

Da trat Hans auf ihn zu. „Ullo, ich hatte geglaubt, du seiest auf dem Wege, ein ganzer Kerl zu werden. Ich habe mich geirrt. Auch im Spiel kann sich das zeigen. Das ist kein rechter Wandervogel, der aus Bequemlichkeit und Lustlosigkeit ein gestecktes Ziel aufgibt, und sei es noch so gering. Du bist noch derselbe Durchschnittspennäler, der du warst, als du Karlheinz nicht leiden konntest, weil er ein Bürgerschüler ist. Ich schäme mich deiner, Ullo."

Die Kameraden hatten nichts von diesen Worten gehört. Ullo aber schlich sich vom Lager weg, setzte sich auf einen Baumstumpf, und tatsächlich, Ullo, der stolze Obertertianer, weinte. Er dachte daran, daß in seinem Tagebuche stand: „Mein Ziel ist, zu werden wie Hans Runge." Er merkte, es war nicht leicht, solch ein Ziel zu erreichen.

Lange saß der Junge so da, bis etwas Kaltes an seine Hand stieß. Teilnehmend, als verstünde er alles, blickte der Hund den Einsamen an, stieß dann noch einmal seine Schnauze gegen dessen Hand, bellte aufmunternd und lief ihm voran zum Lager zurück, wo die Freunde gerade den Ring zum Abendessen schließen wollten.

(Fortsetzung folgt)

Ausrüstung des Freiballonführers zur Erforschung der Stratosphäre. Sie besteht aus einem dicken, innen mit Fell gefütterten Mantel, einer pelzgefütterten Kappe und einem eigens konstruierten Sauerstoffapparat / Phot. A.B.C., Berlin.

Höhenforschung im Freiballon

Von Polizeihauptmann Eicke

Der Laie ist vielfach der Meinung, daß Flugzeuge und Freiballone lediglich zur Aufstellung von Rekorden den Versuch machen, immer größere Höhen zu erreichen. Natürlich mag bei dem einen oder andern Luftfahrer das Bestreben maßgebend sein, rein sportliche Erfolge zu erringen, in der Hauptsache werden aber durch alle Arten von Höhenflügen sehr wertvolle wissenschaftliche Ergebnisse erzielt, die durch sachgemäße Bearbeitung vor allem für den praktischen Fortschritt der Luftfahrt selbst von größtem Wert sind.

Die Wissenschaft, die sich schon seit Jahrzehnten mit diesen Arbeiten befaßt, nennt man Meteorologie (Wetterkunde), und man darf sagen, daß sie in Deutschland ganz besonders gute Erfolge zu verzeichnen hat. Von welcher Bedeutung die Wetterbeobachtung und die in gewissen Grenzen stets mögliche Wettervorhersage für die Allgemeinheit und insbesondere für einzelne Erwerbszweige, wie zum Beispiel die Landwirt-

schaft, sind, ist bekannt. In beinahe noch größerem Maßstabe ist die Luftfahrt auf die Ergebnisse der Meteorologie angewiesen, die sie nicht nur für die Versorgung des täglichen Flugverkehrs mit Wetternachrichten benötigt, sondern die mit ihrer Hilfe auch an die Zukunftsaufgaben der Luftfahrt herangehen kann.

Unsere heutigen Verkehrsflugzeuge haben vor allem mit zwei Mängeln zu kämpfen; einmal sind Nebel und schlechtes Wetter immer noch an vielen Tagen der Grund dafür, daß die fahrplanmäßig angekündigten Maschinen nicht starten können, und zweitens reichen die heutigen Geschwindigkeiten von 150 bis 200 Kilometer in der Stunde noch nicht aus, um regelmäßig Flüge von einem Erdteil zum andern ohne Betriebstoffübernahme durchzuführen. Beide Schwierigkeiten sind nach Ansicht des Meteorologen behoben, wenn es gelingt, den Luftverkehr in Höhen über 11 000 Meter durchzuführen, da hier — in der sogenannten Stratosphäre — alle Wettererscheinungen wie Regen, Wolken, Gewitter und Schnee fehlen und außerdem durch die starke Verminderung des Luftdrucks — bei 762 Millimeter Druck am Boden in 12 000 Meter nur noch 145 Millimeter — der sich dem Flugzeug entgegenwerfende Luftwiderstand so sehr verringert wird, daß mit Geschwindigkeiten von 400 bis 500 Kilometer in der Stunde gerechnet werden darf. Nun könnte man fragen, warum denn die Flugzeuge nicht einfach diese Höhen, natürlich nur, wenn sie große Strecken zurücklegen wollen, ständig aufsuchen. Die Antwort ist durch die Tatsache gegeben, daß der Motor in großen Höhen, eben wegen der veränderten Luftdichten, unter ganz andern Verhältnissen arbeitet und die sogenannten „Höhenmotoren" noch ein wenig erforschtes Gebiet sind, dann aber auch dadurch, daß für den Führer und die Fluggäste luftdicht abgeschlossene Kabinen geschaffen werden müßten, da der geringe Sauerstoffgehalt der hohen Luftschichten den Aufenthalt dort ohne künstliche Zufuhr von Sauerstoff unmöglich macht. Es ist mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß diese technischen Schwierigkeiten in wenigen Jahren überwunden sein werden und dann das Flugzeug als Verkehrsmittel die Bedeutung erlangt, die ihm zukommt. Bis dahin wird die Luftfahrtmeteorologie weiter an der Erforschung der oberen Luftschichten arbeiten, deren Kenntnis von so großem Wert ist.

Das älteste und einfachste Mittel, dessen sich der Meteorologe bedient, sind unbemannte Drachen und kleine, mit Wasserstoffgas gefüllte Ballone, in denen Meßgeräte befestigt sind, die nach Platzen des Ballons oder durch selbsttätige Auslösung aus den Drachen mit Hilfe eines Fallschirmes wieder den Erdboden erreichen. Solche Aufstiege sind schon seit vielen Jahren bis in Höhen von 30 Kilometer durchgeführt worden und haben wertvolle Aufschlüsse über Temperatur, Windstärke und Luftdruck in diesen Höhen ergeben. Natürlich können diese Messungen durch tote Apparate nicht persönliche Beobachtungen ersetzen, und daher ist man ständig bemüht, durch Verwendung von Flugzeugen und Ballonen, die mit Personen besetzt sind, diese Ergebnisse zu vervollständigen.

Da — wie schon ausgeführt — das Flugzeug einmal von der noch nicht ausreichenden Leistung des Höhenmotors abhängig ist und jede Art von Beobachtung in der mit großer Geschwindigkeit alle Luftschichten durcheilenden Maschine sehr schwierig ist, bleibt der Freiballon, der den Vorzug hat, alle Bewegungen der ihn jeweils umgebenden Luftschicht mitzumachen, das beste Mittel für solche Forschungen. Allerdings genügt seine Steigfähigkeit bisher noch nicht, um die Grenze der Stratosphäre zu erreichen — der Höhenrekord der deutschen Professoren Berson und Süring aus dem Jahre 1901 mit 10 800 Meter ist heute noch nicht überboten — aber technische Schwierigkeiten, eine Höhe von etwa 13 000 bis 14 000 Meter im Ballon zu erreichen, bestehen nicht, und es ist zu erwarten, daß mit dem neuen deutschen Höhenballon „Bartsch von Sigsfeld", der eigens für solche Versuche gebaut und durch seinen Gasinhalt dem gewöhnlichen Freiballon etwa um das Sechsfache überlegen ist, auch besonders gute Steigleistungen erzielen kann, diese Höhen bald überboten werden.

Während bis etwa 5000 Meter Höhe — die Grenzen liegen allerdings beim einzelnen Menschen verschieden — eine besondere Ausrüstung für den Luftfahrer nicht erforderlich ist, stellen sich darüber hinaus schnell Atembeschwerden, Neigung zum Schlafen, Bewußtseins- und Gleichgewichtstörungen, insgesamt mit dem Namen „Höhenkrankheit" bezeichnet, ein, die sehr unangenehm werden können. Aus diesem Grunde ist der Luftfahrer mit einem Sauerstoffapparat versehen, der am besten am Körper selbst befestigt und durch einen Schlauch mit dem Munde in Verbindung gebracht wird. Mit Hilfe des auf diese Weise künstlich zugeführten Sauerstoffs kann sich der Luftfahrer mehrere Stunden in großen Höhen aufhalten und bei leidlichem körperlichen Wohlbefinden seine Beobachtungen anstellen. In zweiter Linie ist für ihn dann ein Kälteschutz erforderlich, da die mittlere Jahrestemperatur unserer Breitengrade in 12 000 Meter Höhe etwa — 55 Grad Celsius beträgt. Als zweckmäßig hat sich die schon im Kriege verwendete Fliegerbekleidung mit fellgefütterten Jacken, Hosen und Stiefeln bewährt, die teilweise mit Hilfe einer kleinen elektrischen Batterie geheizt worden ist. Wenn man dann noch die ungeschützten Körperteile mit einer ausreichenden Fettschicht versieht, durch die das lästige Erfrieren besonders von Ohren und Nase verhindert wird, kann der Ballonfahrer getrost an seine Höhenfahrt herangehen; seine einzige Sorge muß sein, das Mundstück des Sauerstoffschlauches nicht zu verlieren, da sonst sofort Bewußtlosigkeit eintritt und die Handhabung von Ventil und Ballastsäcken in Frage gestellt wird. Dieser Fall scheint bei einer vor zwei Jahren in Amerika unternommenen Höhenfahrt eingetreten zu sein, bei der der Führer tot

im Korbe gefunden wurde. Soviel festzustellen war, hatte sich der Verbindungschlauch zu dem nicht am Körper, sondern am Ballonkorb befestigten Sauerstoffapparat gelöst, und die anscheinend sofort eingetretene Bewußtlosigkeit hatte verhindert, daß mit Hilfe des Ventils niedrigere Schichten aufgesucht wurden.

Bis zu welcher Höhe solche Fahrten ausgedehnt werden können, ist heute praktisch noch nicht erforscht, da auch das Flugzeug über 12 500 Meter noch nicht hinausgekommen ist; allgemein nimmt die Wissenschaft an, daß etwa bei 14 000 Meter die Sauerstoffzufuhr in der beschriebenen Weise nicht mehr ausreicht, da bei dieser Art der Zuführung natürlich immer Undichtigkeiten entstehen und der Sauerstoff nicht unverdünnt eingeatmet wird. Über diese Grenze hinaus wird die Erforschung der Stratosphäre, deren oberste Schicht etwa bei 75 Kilometer Entfernung von der Erde liegt, nur dadurch möglich sein, daß das Flugzeug oder der Ballonkorb als völlig luftdicht abgeschlossene Kammer eingerichtet wird, in der einerseits genügend Sauerstoff vorhanden ist und anderseits der ausgeatmete Kohlenstoff auf irgend eine Weise ausgeschieden wird. Natürlich wäre in einer solchen Kammer nicht ohne weiteres die enge Berührung mit der umgebenden Luftmasse vorhanden, aber die Technik wird zweifellos auch mit dieser Schwierigkeit fertig werden, nachdem feststeht, daß die genaue Kenntnis der oberen Luftschichten für die künftige Verwendung des Verkehrsflugzeuges eine unerläßliche Forderung ist.

„Beutelratte" / Eingesandt von Kamerad Hans C. Bénard, Santiago de Chile.

Die Auferstehung der Pflanzenwelt im Frühjahr / *Von Hermann Holm*

Wenn Feld und Wald sich mit Grün und Blumen schmücken, dann ist die Freude groß bei der Jugend, und gern wird die Freizeit ausgenutzt zu Spaziergängen ins Grüne, um Blumen einzuholen zum Schmuck des Zimmers. Zunächst ist die Auswahl noch klein. Die Kätzchenträger unter den Sträuchern sind die ersten, Haselnuß, Erle, Weide und hoch oben die Pappeln; Kornelkirsche, Seidelbast und andere gesellen sich dazu.

Bevor man jedoch ein oder zwei Reiser vom Strauch schneidet — Blumen und Zweige brauchen bekanntlich nicht bündelweise heimgeschleppt zu werden — sollte man den Strauch etwas näher in Augenschein nehmen. Es sind da allerlei Beobachtungen zu machen, die das Wissen bereichern können. So bemerkt man beim Erlenstrauch ohne weiteres zwei verschiedene Arten von Blüten. Am auffallendsten sind die lang herabhängenden Würstchen oder Kätzchen; das sind die männlichen Blüten. Oberhalb dieser langen Kätzchen sitzen an kurzen Stielen wesentlich kleinere, mehr rundliche Kätzchen, die weiblichen, aus denen die Früchte erwachsen sollen. Auch die Haselnuß hat zweierlei Kätzchen. Hier sind ebenfalls die langen Würstchen die männlichen Blumen. Nach den ganz unscheinbaren weiblichen Blumen muß schon emsig gefahndet werden, bis man sie zu Gesicht bekommt. Sie sitzen meist nahe den Zweigspitzen als ganz kleine Schuppenknospen, nur wenig größer als die Blattknospen. Ein paar dünne purpurne Fäden ragen aus der Schuppenknospe hervor, die Stempel. In diesen kleinen Schuppenknospen sollen die Nüsse erwachsen. Vergeblich würden wir aber am Weidenstrauch nach zweierlei Blüten suchen. Dafür wird es uns auffallen, daß an dem einen Weidenstrauch die Kätzchen goldgelb, an einem andern mehr grünlich sind. In den goldgelben Kätzchen sitzen die Staubgefäße, in den grünen die Stempel mit dem Fruchtknoten.

Alle diese und manche andere Sträucher lassen ihre Blüten vor den Blättern erscheinen. Licht brauchen die Blumen, im Schatten der Blätter könnten sie nicht voll zur Entwicklung gelangen. Darum kommen sie den Blättern zuvor.

Auf dem Waldboden sproßt auch ein Blümlein nach dem andern auf. Schneeglöckchen, Märzbecher, Stern von Bethlehem sind die ersten. Das Wunder muß man sich einmal ansehen, wie diese zarten Blumen aus der harten Erde herauskommen. Die Blume hat sich mit einer häutigen Hülle umkleidet, schmiegt sich so eng

zwischen die beiden Blätter, die, solange sie noch in der Erde saßen, wieder von einem häutigen Mantel umfaßt wurden. Pflanzen in verschiedenen Entwicklungsformen lassen nun ganz deutlich erkennen, wie nach und nach die Blume sich der schirmenden Hülle entkleidet. Das Lungenkraut stellt sich ein, das seine Blumenfarbe zu wechseln weiß, das Windröschen gesellt sich mit weißen, rosafarbenen oder gelben Blütensternen hinzu. An andern Stellen ist der Waldboden mit den buttergelben Sternen des Scharbockskrautes übersät. Wer sich Stellen, an denen Windröschen und Scharbockskraut gedeihen, so merkt, daß er sie im Juni oder auch später wiederfindet, der wird dann nichts mehr von den Pflanzen vorfinden. Gräbt er aber in der Erde nach, so zeigen sich an der Anemonenstelle bräunliche Wurzelstöcke und an der Scharbockstelle kleine Knöllchen; beides sind Stammgebilde, die den Pflanzen ein Überleben des Sommers, des Herbstes und des Winters gestatten.

Veilchen und Himmelschlüssel, die auch mit dabei sein wollen, wenn die Natur aufersteht, halten mit ihren Blättern bis in den Winter hinein stand. Hier lassen sich im Herbst auch Früchte finden, nach denen wir bei Anemone und Scharbockskraut vergeblich suchen. An Bachläufen finden wir die stattliche Sumpfdotterblume, an trockenen Stellen das blaue Leberblümchen und eine Pflanze mit nierenförmigen, derben Blättern, die an einem über die Erde kriechenden Wurzelstock sitzen. Das ist die Haselwurz, deren kleine, niedliche, nach Gewürz duftende Blüten im Moder des Waldes aufgestöbert sein wollen.

Je höher die Sonne steigt, umso reicher wird das Blühen auf dem Waldboden. Helle, leuchtende Farben sind es zumeist, die die Frühjahrsblumen tragen, während zur Sommerzeit an den gleichen Stellen, die im Frühjahr mit Blumen übersät sind, nur ganz spärliches Blühen zu finden ist und die Blumen auch keine so leuchtenden Farben aufweisen. Wenn im Sommer das Laubdach den Sonnenstrahlen den Zutritt versperrt, dann vermögen Blumen, weil sie Sonnenkinder sind, nicht mehr zu gedeihen. Nur wenige von ihnen können im Schatten leben. Nun wird uns auch klar, warum wir im Nadelholzwald so wenig Blumen finden.

Mit den Blumen kommen auch Zweige und Blätter aus den Winterknospen hervor, zuerst aus dem Boden des Waldes, dann bei den Sträuchern, und ganz zuletzt kleiden sich auch die Bäume in ihren Blattschmuck. Hundertfältig sind die Formen, wie die Blätter aus der schirmenden Knospe hervorkommen; wer sich Zeit zum Beobachten nimmt, wird mancherlei Wunder erschauen.

Das Amphitheater von El-Djem

Zu unserm Vollbild

Der Reisende, der das heutige französische Schutzgebiet Tunesien landauf landab durchstreift und dabei nicht an den Eisenbahnlinien und Autostraßen haften bleibt, trifft allenthalben auf Überreste von Monumentalbauten aus der Zeit der römischen Herrschaft. Mit Erstaunen macht er die Erfahrung, daß damals auch in Gegenden, wo heute nur unbedeutende dörfliche Siedlungen oder die Zeltlager schweifender Nomaden vorgefunden werden und Steppe und Halbwüste sich ausbreiten, eine starke städtische Bevölkerung gelebt haben muß, deren Luxusbedürfnis nicht geringer gewesen sein dürfte als das der Reichshauptstadt Rom. Denn die Zahl der mitunter recht wohlerhaltenen Ruinen von römischen Tempeln, Triumphbögen, Wasserleitungen, Bädern, Theatern, Grabmälern und so weiter, alles aufs prächtigste ausgeführt, ist groß, und wie viel mag in den Stürmen der Geschichte, die seit der Völkerwanderung über Nordafrika hinweggebraust sind, vernichtet worden sein, ohne eine Spur zu hinterlassen!

Das bedeutendste dieser altrömischen Bauwerke befindet sich in dem Landstrich längs der Küste des Syrtenmeeres, den man im Lande heute gemeiniglich als Sahel, das heißt wörtlich Rand, Saum, bezeichnet, etwa dreißig Kilometer landeinwärts und halbwegs zwischen den beiden aufstrebenden Hafenplätzen Susa am Golf von Hammamet und Sfax am Golf von Gabes, der kleinen Syrte. Dort erhebt sich bei dem unbedeutenden Ort El-Djem mitten in der Einsamkeit der Steppe die großartige, wohlerhaltene Ruine eines gewaltigen Amphitheaters, in dem einst viele Tausende von Zuschauern Platz gefunden haben müssen. Es hat seinesgleichen in ganz Afrika nicht gehabt, auch nicht in Europa, wo mit ihm nur der allerdings noch größere Riesentheaterbau des Kaisers Vespasian, das sogenannte Kolosseum in Rom, verglichen werden konnte, mit dem es auch eine auffällige Ähnlichkeit gehabt hat. Wer unser Vollbild nur flüchtig betrachtet, mag vielleicht sogar meinen, eine Abbildung des Kolosseums vor sich zu haben. Bei näherem Hinsehen merkt man allerdings die Unterschiede, von denen der auffälligste darin besteht, daß der römische Kolossalbau drei übereinander sich erhebende Arkadenreihen mit dorischen, jonischen und korinthischen Hallsäulen und ein viertes, abschließendes Geschoß mit kräftigem Kranzgesims und korinthischen Pilastern besaß, während das Amphitheater von El-Djem nur dreistöckig gewesen ist. Verwundert aber fragt man sich, woher hier, fast am Rande der zivilisierten Welt, die Menschen gekommen sein mögen, die dieses riesige Theater doch sicher ebenso gefüllt haben, wie die Millionenbevölkerung der Hauptstadt die Theater Roms. Da möge man eben bedenken, daß in der römischen Kaiserzeit dieses Land ganz anders besiedelt war als heute und daß damals ungefähr an der Stelle des heutigen El-Djem eine überaus lebhafte und regsame Provinzstadt lag, Thysdrus mit Namen, die mit ihrer starken Garnison die von Hadrumetum, dem heutigen Susa, und von Thaenae, dem heutigen Sfax, nach dem Innern führenden und hier sich vereinigenden Handelsstraßen schützte und der Mittelpunkt der ganzen stark bevölkerten Landschaft war.

Das Amphitheater von El-Djem (Tunesien), das bedeutendste noch erhaltene römische Bauwerk in Nordafrika / Phot. Hesse-Wartegg.

Das lockende Gold / Von Ernst F. Löhndorff

Wir saßen in der „Cantina de los mil gatos", der „Wirtschaft zu den tausend Katzen", zu Maracaibo in Venezuela, Don Ernesto Vegas und ich. Ich hatte Alligatoren und Unzen geschossen, Orchideen für eine Londoner Firma in den Fieberwäldern gesucht und wartete nun auf den fälligen Dampfer, der mich und meine in verzinkten Blechkisten ruhenden kostbaren Blumenzwiebeln, die auf der Schulter von Trägern dreihundert Meilen durch den Urwald geschleppt worden waren, nach Europa einschiffen sollte.

Don Ernesto Vegas mit dem sonderbaren, aber typisch mittelamerikanischen Namen hatte ich in der Kantine nicht ungern kennengelernt, denn er schien mir der sonderbarste unter den merkwürdigen Leuten, die in diese Kneipe kamen. Mit einigen Flaschen Bier, die ich spendete, gelang es mir, sein Vertrauen zu gewinnen, und nun hoffte ich, daß Don Ernesto, der kubanische Mulatte, mir irgend etwas Interessantes erzählen würde. Ich hatte zwar selbst genug erlebt, aber man hört auch gerne von den Gefahren anderer reden; besonders wenn man schön im Trockenen sitzt, ist es vergnüglich zuzuhören, wie „hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen".

Don Ernesto hatte eben einen kurzen Satz gesagt, aber meine Aufmerksamkeit wurde durch einen langhaarigen Halbindianer abgelenkt, der an die Bar trat, sich darüber hinlümmelte und in eine Flasche Aquardiente vertiefte. Er begann mit Don Miguel, dem Wirte mit dem Boxergesicht, angelegentlich zu flüstern.

Da wandte ich mich ab und schaute den Mulatten wieder an. Er sagte gerade: „Fünfundfünfzigtausend Goldpesos habe ich gehabt, Señor!"

„Was?" rief ich erstaunt und dämpfte meine Stimme. „Und wo war es, daß Sie jemals so viel Geld sahen?"

„Ich fürchte, daß Sie nicht richtig zuhörten, Señor", meinte Don Ernesto vorwurfsvoll. „Ich sehe, ich muß noch einmal beginnen. Es war in Coahuila und ..."

„Fünfundfünfzigtausend Goldpesos? Ein schönes Stück Geld, Señor!" unterbrach ich wieder.

Don Ernesto nickte. „Wie ich schon sagte, es gehört allerhand dazu, um eine derartige Summe zu erhalten. Viele töten um geringerer Dinge willen. Aber es war gar nicht einmal nötig, jemand zu töten, um die fünfundfünfzigtausend Goldpesos, von denen ich rede, zu gewinnen, Señor."

„Sie behaupten, Don Ernesto, daß Sie einst im Besitz von so viel Geld waren?" fragte ich, staunend die abgetragenen Reithosen des Mulatten betrachtend.

„Beinahe", erwiderte er, „beinahe. Wenn es Sie nicht langweilt und wenn Sie diese gute Flasche Bier, die ich eben trinke, an unsern Freund Miguel dort hinter dem Schanktisch bezahlen wollen, dann werde ich Ihnen alles erzählen, Señor."

Ich nickte beistimmend, und Don Ernesto fing an zu reden: „Es war in Coahuila, Señor, und wie es kam, daß ich in Coahuila weilte, das kann ich Ihnen nicht erklären. Ich war eben in Mexiko, wanderte bald hierhin, bald dorthin, und auf einmal fand ich mich im Staate Coahuila. Was ich in Coahuila tat, spielt auch keine Rolle, Señor, ausgenommen, daß die Geschichte damit in Verbindung steht.

Es war nämlich ein Amerikaner in Tampico, der im Petroleumgebiet so teuflisch reich wurde, daß man sagte, er besitze vierzig Millionen Dollars. Er kam nach Coahuila mit einer Anzahl Leute und war, wie man sagte, Señor, auf einem Jagdausflug. Aber jedermann wußte, daß er keine Silberlöwen, Wölfe und Bären jagte, sondern Löcher in der Erde, aus denen Öl fließt. Sehr frech kamen sie daher, Señor, dieser Mister O'Flaherty und ein Dutzend bebrillter Männer, die sehr weise taten bei der Untersuchung der Steine und Berge. So vertieft waren sie in ihre Öljagd, daß sie ihre persönliche Sicherheit ganz vernachlässigten.

So kam es denn, daß ungefähr zwei Dutzend galoppierender Teufel den Mister O'Flaherty entführten und in die Berge schleppten. Diese Teufel hinterließen im Lager O'Flahertys, unsern von Santa Isabel, daß er in ausgezeichneter Gesundheit entlassen würde, wenn von seiten seiner Freunde hundertzehntausend Goldpesos gezahlt würden, die bis kommenden Mittwoch entrichtet sein mußten. Andernfalls würde Herr O'Flaherty ‚geröstet und gefressen', das heißt — erschossen.

Von diesen galoppierenden Teufeln, Señor, hatte ich das Vergnügen, einer zu sein."

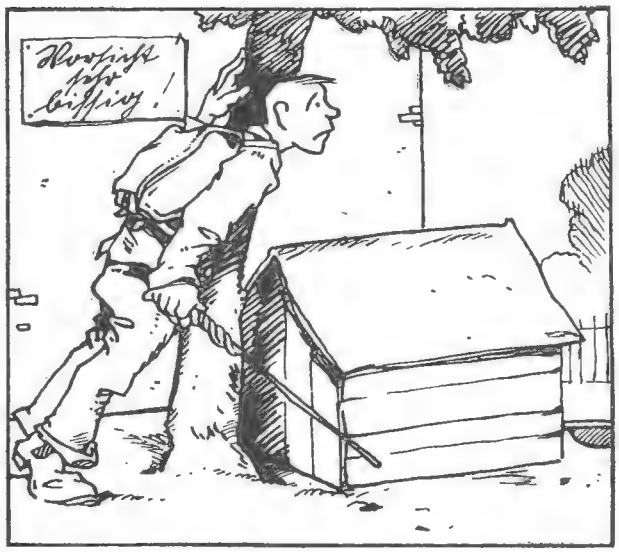
Ich starrte Don Ernesto ungläubig an. „Sie — Sie waren Bandit, Señor?" fragte ich.

„Wenn es Ihnen beliebt, Soldat der revolutionären Partei, Señor", sagte Don Ernesto. „Nebenbei führten wir kleine ‚tours de force' aus, wenn uns eine solche Anwandlung ergriff. Es ist so lächerlich einfach, einen Amerikaner zu entführen, Señor. Ihr denkt an nichts Böses und — Ihr habt so viel Geld, daß sich das Geschäft lohnt.

Also, wir schafften Herrn O'Flaherty nach einer Hütte, dreißig Meilen von Santa Isabel, und dort

bewachten wir ihn, um das Geld zu erwarten. Es war ein einsamer Platz auf dem Gipfel eines Hügels, Señor, umgeben von Felsen und Mequitengesträuch. Selbst eine Armee hätte den Fleck nicht einnehmen können. Wir befanden uns in völliger Sicherheit.

Wir waren zwanzig, dazu unser Führer, General Mercurio Gomez. Sie müssen wissen, Señor, daß in Mexiko die Generale zahlreich sind. Von jenen hundertzehntausend Goldpesos sollte jeder von uns fünftausend erhalten, Mercurio Gomez dagegen zehntausend.



1. Hallo, ein Haus! Da könnt' man rasten,
Denkt wandermüd' der Vagabund.
Mein Magen knackt vom langen Fasten,
Dem wär' ein Vesperbrot gesund.
Doch überm Hundehaus — wie schad'! —
Ein großes, warnendes Plakat.

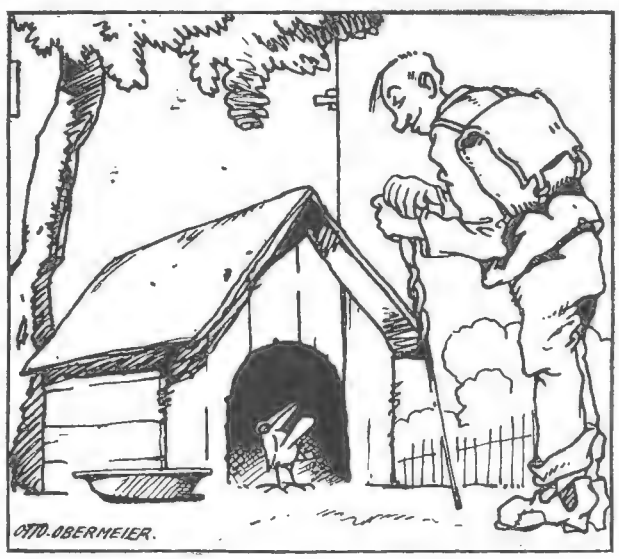
Alles war sehr schlau geplant und wurde auch sehr schlau ausgeführt, Señor. Ehe Mister O'Flaherty recht wußte, wie ihm geschah, fand er sich auf einer Holzkiste sitzend in der Hütte auf dem Gipfel des Berges; er kratzte sich den Kopf und schaute dumm drein. Es war ein fetter Irländer, Señor, jedoch amerikanischer Bürger, und sah sehr gutgenährt und wohlhabend aus. Er schimpfte stark in gebrochenem Spanisch und wetterte auf Amerikanisch. Vor unsern Flinten schien er keine Angst zu haben und brüllte Mercurio Gomez an, als sei dieser ein gewöhnlicher Peon und kein General. Niemand aber verstand ihn. Gomez hatte keine Ahnung, was jener schwatzte, und konnte die Beleidigungen nicht enträtseln, und ich übersetzte nur das, was meinem Geschmack entsprach. Dank meiner Fähigkeit, mich mit Herrn O'Flaherty zu unterhalten, erhielt ich die erste Nachtwache, während der Rest der Männer draußen vor der Hütte unter die Decken schlüpfte.

Es war eine wundervolle Nacht, Señor. Der Mond war blank und glatt wie ein Silberpeso. Alles war still. Die Hügel lagen so ruhig wie eine Prärie, und Herr O'Flaherty, der genug gespuckt und getobt hatte, lag jetzt schlafend auf dem Boden der Hütte. Ich lehnte auf dem Gewehr und verfiel in Träume, und einer der Träume bestand in fünftausend Goldpesos, die ich am Mittwoch erhalten sollte. Es ruht ein Zauber über dem Golde, Señor, ein Zauber, der der Banknote abgeht; es ist der Goldzauber. Er berauscht, und der Gedanke an fünftausend Pesos aus jenem gelben Metall machte mich trunken. Ich beobachtete den Mond, wie er am Horizont auf den Gipfel einer Fichte kletterte, die auf dem Nachbarberge stand, und fand mich plötzlich besessen von dem Verlangen, mit den Fingern in den goldenen Pesos zu wühlen. Fünftausend! Ja, aber erst — hundertzehntausend! Das war unangenehm. Fünf sind sehr wenig, verglichen mit hundertzehn. Ich fand mich von der Vorstellung gepackt und war nicht mehr zufrieden mit den erbärmlichen fünftausend. Ich wollte so viel Gold haben, Señor, um eine Kiste damit zu füllen."

Sein Glas bedächtig leerschlürfend, machte Don Ernesto in seiner Erzählung eine Pause und sah sich um.

„Weiter, weiter, Don Ernesto!" sagte ich.

Er begann wieder: „Ich wälzte fieberhafte Pläne in meinem Hirn. Während Gomez und die andern Lumpen schnarchten, mußte ich daran denken, daß Herr O'Flaherty hundertzehntausend Pesos verlieren und dann die Freiheit bekommen sollte. Dann mußte ich denken, daß, wenn er nun von mir die Freiheit erhielt, er vielleicht auch willens sein mochte, mich zu bezahlen, vielleicht nicht mit so viel, vielleicht nur, sagen wir der Hälfte des bestimmten Geldes, also fünfundfünfzigtausend Pesos in Gold. Das schien mir ganz begründet. Falls ich



2. Ei, mit dem dicken Knotenstocke
Wagt man es schon! Drum kühn voran!
Steckt manchmal im zerlumpten Rocke,
Was keiner denkt, ein tapfrer Mann. —
Doch statt des Köters grüßt ihn fein
Ein freundlicher Hans Huckebein.

Herrn O'Flaherty aus seinem bedauernswerten Zustande befreite, würde ich ihm nicht nur das Leben geben, sondern bei diesem Geschäft auch eine schöne Summe Gold gewinnen, während er das Gleiche sparte. Das war doch ganz einfach!

Leise stieß ich Herrn O'Flaherty mit dem Kolben in die Rippen.

Er gähnte.

‚Pst!' flüsterte ich.

‚Was?' fragte Herr O'Flaherty.

‚Hören Sie zu!' sagte ich und begann, ihm meinen Plan zu erklären.

Er setzte sich aufrecht und brummte: ‚Fünfundfünfzigtausend Pesos spart auch der Teufel gern. Führen Sie, Don Ernesto!'

‚Abgemacht?' flüsterte ich.

‚Gewiß', entgegnete er.

Ich lauschte auf den Atem der Gefährten. Sie schliefen, alles war ruhig. Unter den Bäumen, wenige Schritt abseits, waren die Pferde angebunden, immer gesattelt, denn man konnte nie wissen. Wir schlichen zu den Tieren. O'Flaherty versuchte, wie eine Katze zu gehen. Wir wählten mein Tier und das von Mercurio Gomez, letzteres für O'Flaherty. Die andern banden wir los. Wir stiegen auf. Ich schaute über die vor der Hütte liegenden Gestalten, die wie Tote dalagen. ‚Folgen Sie mir!' sagte ich.

Plötzlich feuerte ich meinen Revolver in die Luft und verscheuchte damit die Pferde. Dann sausten wir davon wie die Teufel. Schreie ertönten hinter uns, und Mercurios Flinte knallte dreimal, ich erkannte sie am Knall. Aber wir und die erschreckten Pferde brausten den Hügel hinab.

Herr O'Flaherty ritt trotz seinem Fett wie ein Cowboy. Er war immer zwei Pferdelängen hinter mir; wie rasend sausten wir durch die Schluchten. Aber er machte keinen Versuch, mir durchzugehen. Es wäre auch dumm von ihm gewesen, Señor, denn die Berge um Santa Isabel sind verräterisch, und er hätte sich nie im Leben herausgefunden.

Wir ritten, so schnell uns die mageren Tiere tragen wollten. Nach fünf Stunden hügelauf, hügelab befanden wir uns auf dem letzten Berge. Lichter flackerten unten.

Ich hielt an, O'Flaherty drängte sich neben mich. ‚Das ist Santa Isabel, Señor', sagte ich, mit dem Finger auf die flimmernden Lichter zeigend. ‚Ich habe Sie aus den Klauen des Teufels Mercurio Gomez befreit und ersparte Ihnen fünfundfünfzigtausend Goldpesos.'

‚Wie muß man hinabreiten?' fragte er.

Ich zeigte ihm den Pfad und sagte: ‚Es sind kaum sechs Meilen. Aber erst werden wir ein Abkommen über die fünfundfünfzigtausend treffen, ehe Sie reiten.'

‚Ich glaube, daß Sie irgendwie im Irrtum sind, Señor', erwiderte Herr O'Flaherty mit einer Stimme, die mich in Erstaunen versetzte.

Fragend drehte ich mich im Sattel herum und schaute — in den Lauf eines riesigen Revolvers. Es war einer, der Mercurio Gomez gehörte. Zu spät kam es mir zum Bewußtsein, daß er die ganze Zeit in den Satteltaschen des Pferdes, das der Amerikaner ritt, gesteckt hatte.

‚Hände hoch!' sagte O'Flaherty.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu folgen. ‚Aber ...' begann ich.

‚Da gibt es kein Aber mehr, Don Ernesto', sagte der Mann. ‚Ich werde Sie jetzt von Ihren Waffen befreien.' Er beugte sich über den Sattel, zog mein Gewehr und die Pistole aus den Halftern, dabei Mercurios Waffe an meine Schläfe pressend. ‚Auch hiervon will ich Sie befreien', sagte er und nahm meine Börse — Señor, meine Börse! — aus der Hemdbrust; über zweihundert Pesos in Gold enthielt sie, vom Silber gar nicht zu reden. Ich war sprachlos, Señor. Meine Hände befanden sich hoch in der Luft.

‚Sie dürfen absteigen, Don Ernesto', sagte Herr O'Flaherty.

Ich glitt aus dem Sattel.

Der Amerikaner zog meinem Pferde einen heimtückischen Streich über, und es galoppierte davon, in die Berge hinein. ‚Gute Nacht, Señor!' sagte Herr

Vorbereitungen zur ersten Ausfahrt / Photothek, Berlin.

O'Flaherty und ritt den Pfad nach Santa Isabel hinab, den ich ihm selbst gezeigt hatte. Dabei lachte er wie ein schadenfroher Teufel, daß sein ganzes Fett wackelte.

Mit Freude hätte ich ihn umgebracht, aber er besaß meine Waffen. Kann irgend etwas gemeiner sein als dieser Mann, der sich so tückisch gegen seinen Retter kehrt, wenn dieser noch dazu Millionen wert ist?

Es war der Beginn meines Unglücks", schloß Don Ernesto, die Flasche Bier, die ich bezahlt hatte, leerend und beschämt seine abgeschabten Hosen betrachtend. „Ich fand mich verlassen in den Coahuilabergen ohne Centavo und mit der Aussicht, daß Mercurio Gomez und seine galoppierenden Teufel mir mit größter Freude den Hals abschneiden würden, wenn sie mich trafen.

Es gelang mir, mich in einen andern Staat durchzubetteln. Ich erreichte die Küste und ging als gewöhnlicher Matrose auf einen Bananendampfer, der in dieses Land fuhr. Bedenken Sie, ich, der ich beinahe fünfundfünfzigtausend Goldpesos hatte, mußte als Matrose fahren!

Mein Dampfer fuhr ein paarmal hin und her, immer zwischen hier und den Vereinigten Staaten. Jetzt habe ich mich abbezahlen lassen und will ins Innere gehen, denn in den Vereinigten Staaten, Señor, würde ich selbst für fünfundfünfzigtausend Pesos nicht bleiben."

Don Ernesto schwieg, seufzte tief und starrte in sein leeres Glas. Von draußen ertönten zwei dröhnende Heultöne, dann kam das Geräusch fallender Ankerketten. Der Dampfer, auf den ich wartete, war eingetroffen. Ich erhob mich und trat hinaus in den Sonnenschein. Don Ernesto Vegas blieb allein am Tisch bei der leeren Flasche sitzen.

Die Aufnahme des Kinoamateurs

Die Kunst des Filmens ist heute nicht mehr ausschließlich dem Fachmann und der Filmindustrie vorbehalten. Auch in Laienkreisen gewinnt das Filmen als Liebhabersport ständig an Bedeutung und Ausdehnung. Wie allen technischen Neuerungen, bringen unsere Leser sicher auch dieser Erfindung größtes Interesse entgegen. Vielleicht hat sogar der eine oder andere unter ihnen Aussicht, selber in den Besitz eines Aufnahmeapparates zu kommen. Ihnen allen wird es deshalb von besonderm Wert sein, zu erfahren, wie die Filmaufnahme des Kinoamateurs zustande kommt. Nachstehend wird dies beschrieben. Der Aufsatz entstammt dem neuesten (63.) Bande der „Illustrierten Taschenbücher für die Jugend": „Wie man filmt. Eine allgemeine Einführung in die Kinematographie" von Wolfgang Jaensch. Zugleich erfährt der Leser aus diesem Buche auch alles das über den Film, seine Herstellung und seine Geschichte, was irgendwie von allgemeinem Interesse ist.

Man begegnet mitunter der Auffassung, daß die Arbeitsweise des Kinoamateurs gewissermaßen ein vereinfachtes Verfahren des Berufsmannes sei. Dies ist, abgesehen vom Technischen, falsch. Die Arbeitsweise des Kinoamateurs ist eine grundsätzlich abweichende, genau so wie der Photoamateur gänzlich anders arbeitet als der beruflich tätige Lichtbildner. Für den Kinoamateur handelt es sich, kurz gesagt, darum, Erinnerungen in lebendig-bildhafter Form aufzubewahren und schöne Szenen so festzuhalten, wie sie sich ihm bieten. Es ist denkbar, daß diese Bilder dem Fernerstehenden gar nichts sagen, für den aber, der sie aufgenommen hat, zu den schönsten Erinnerungen gehören. Aber abgesehen hiervon: Wenn der Amateur zum Beispiel in ein Dorf kommt, das fernab vom Verkehr sich seine Eigenart bewahrt hat, und es findet gerade ein Fest statt, bei dem die Einwohner ihre alten Trachten tragen, so kann er nichts Besseres tun, als diese Reste einer früheren Zeit, die bald nicht mehr Gegenwart sein wird, im lebenden Bilde festzuhalten. Das ist eine kulturelle Tat, und die Amateurkinematographie wird für diese und ähnliche Fälle bald eine größere Bedeutung haben, als man es jetzt noch anzunehmen geneigt ist.

In der Hauptsache freilich wird der Amateur das,

Frühjahrsregatta / Atlantik-Photo, Berlin.

was sich in seiner unmittelbaren Umgebung abspielt und was sich in unmittelbare Beziehungen zu seinem Leben bringen läßt, auf den Filmstreifen bannen, also zuerst — und das ist richtig und wichtig — die Familienmitglieder; denn das lebende Bild gibt uns besser, als es das starre Bild vermag, eine Erinnerung an Vater und Mutter, Bruder und Schwester, eine lebende Familienchronik.

Wir müssen — ganz allgemein genommen — unterscheiden zwischen Gelegenheitsaufnahmen und planmäßigen Aufnahmen. Erstere kommen etwa in der Weise zustande, daß wir eine oder zwei gefüllte Kassetten auf einen Ausflug mitnehmen und es dem Zufall überlassen, was er uns vor die Kamera bringen wird; denn wir wissen ja vorher noch nicht, was wir alles sehen werden und was alles geschieht. Diese Gelegenheitsaufnahmen müssen später einmal in aller Ruhe durchgesehen und zusammengestellt sowie mit Titeln versehen werden. Es ist bei dieser Zusammenstellung keineswegs notwendig, daß alle Aufnahmen von ein und demselben Tage stammen. Beispiel: Wir waren im August im Riesengebirge und haben eine Reihe schöner Filme mitgebracht, die aber ohne inneren Zusammenhang sind. Vorher sind wir im Mai dort gewesen und haben ebenfalls gefilmt. Mit Hilfe passender Titel wird es leicht möglich sein, diese beiden Filme, die zu verschiedenen Zeiten aufgenommen sind, zu einem einzigen Film zu vereinigen. Auch kleine Ergänzungsaufnahmen lassen sich in den meisten Fällen ohne große Schwierigkeiten beschaffen, zum Beispiel die Abfahrt vom Bahnhof oder für die, die es besser haben, im Auto. Es merkt ja niemand, daß diese Abfahrt nicht anläßlich der Reise gemacht ist. Hauptsache ist, daß die Kleidung bei solchen Ergänzungszenen mit der des Hauptfilms übereinstimmt; aber das läßt sich ja leicht machen.

Planmäßige Aufnahmen werden nach einer „Idee" oder einem Manuskript gemacht. Die Idee gilt dann, wenn es sich darum handelt, sachliche Ereignisse zusammenzufassen, die in ihrem Ablauf nicht vorherbestimmt werden können. Ein Beispiel hierzu:

Wir wollen ein Motorrad-Straßenrennen aufnehmen. Welche Szenen wir aufnehmen können, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob wir einen günstigen Platz am Start oder am Ziel erhalten oder einen günstigen Platz in einer interessanten Kurve, oder ob wir die Sieger nach dem Rennen auf dem Filmstreifen festhalten können (die haben ja gewöhnlich dann anderes zu tun, als auf einen Kinoamateur zu warten). Kurz: wir wissen und wollen nur das eine, nämlich einen Film vom Rennen drehen. Die nach Gelegenheit durcheinander aufgenommenen Szenen werden dann passend gruppiert, mit Titeln versehen und in folgender Form den Freunden gezeigt:

Haupttitel: „Straßenmeisterschaft des D.M.V. in Freiberg auf einer 7,5 Kilometer langen Rundstrecke."

Titel: „So muß sich der bedauernswerte Filmberichterstatter plagen!"
(Der Amateur-Filmberichterstatter muß die Maschine anschieben, weil der Kickstarter nicht arbeitet.)

Titel: „Anfahrt der Zuschauer."
(Das Bild zeigt uns eine lange Reihe von Fahr- und Motorrädern sowie Autos, die alle nach dem Schauplatz des Geschehens fahren.)

Titel: „Das schöngelegene Freiberg in der Morgensonne."
(Ein Panoramabild der Stadt.)

Titel: „Doch mit des Geschickes Mächten ... Notwendiger Aufenthalt in der Reparaturwerkstätte."
(Der aus der ersten Szene bekannte Fahrer, wie er in der Reparaturwerkstätte irgend etwas ausbessern lassen muß.)

Titel: „Schließlich wird der Schauplatz des Geschehens doch erreicht."
(Einige Bilder von der Gegend, in der das Rennen stattfindet.)

Titel: „Tankstellen für die Rennfahrer."
(Einige Benzinstationen.)

Titel: „Tankstellen für die Zuschauer."
(Einige Erfrischungstätten, Verkaufsstellen von Brötchen, Apfelsinen und so weiter.)

Titel: „Ein Blick ins Lager der Rennfahrer."
(Leben und Treiben im Maschinenlager, möglichst zwanglos, was ja mit den modernen Federwerkkameras, die meist unbemerkt bleiben oder für Photokameras gehalten werden, leicht möglich ist.)

Titel: „Der Eröffnungswagen zeigt den Beginn des Rennens an."
(Blick auf die Straße, die den Eröffnungswagen in Fahrt zeigt.)

Titel: „Im 120-Kilometer-Tempo."
(Einige Bilder von der Strecke. Mit der Federwerkkamera kann man die Fahrer mühelos verfolgen.)

Titel: „Die gefährliche Kurve."
(Solche Bilder sind immer sehr interessant und dankbar.)

Titel: „Bergfahren erfordert Technik im Schalten."
(Einige Bilder von der Bergstrecke.)

Titel: „Die Polizei, die regelt den Verkehr. — Weil aber Pause ist, hat sie nichts zu tun."
(Eine Gruppe von Schutzleuten, die man bittet, eine kleine Aufnahme zu gestatten.)

Titel: „Der Start zum zweiten Rennen."
(Verschiedene Bilder vom Start, besonders dann wirkungsvoll, wenn es sich um Massenstart handelt.)

Titel: „Grün ist Trumpf!"
(Einige Bilder von einer Gesellschaft, die sich beim Skatspielen nicht stören läßt, trotzdem im Hintergrunde die Rennfahrer vorbeisausen.)

Titel: „Weitere Absichten des Berichterstatters wurden durch einen Gewitterregen vereitelt."
(Einige Bilder von aufziehenden Gewitterwolken, die sich bei starker Abblendung und mit Gelbscheibe leicht herstellen lassen.)

Titel: „Die schnellste Maschine des Tages."
(Bild der Maschine, die vor dem Rennen aufgenommen worden war, weil sie günstig zur Aufnahme stand, und die sich dann nach Abschluß des Rennens als die schnellste Maschine erwies.)

Titel: „Auf Regen folgt Sonnenschein. — Bei der Heimfahrt Blick auf das altehrwürdige Meißen."
(Ein Blick von der Höhe auf die im Sonnenschein im Tale liegende Stadt.)

Diese Szenen lassen sich natürlich unmöglich voraussehen. Wie gesagt: Wir haben zwar die Idee, das Motorradrennen aufzunehmen, aber es muß uns überlassen bleiben, die einzelnen Szenen passend zusammenzustellen und durch entsprechende Titel zu erläutern.

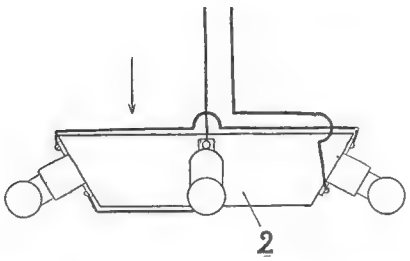


Abb. 5. Krone des Modellhauses. Seitenansicht.

Wenn wir eine vorherbestimmte Handlung von Personen aufnehmen wollen, so brauchen wir, wie der Berufsmann auch, ein Manuskript. In diesem wird festgelegt, was gespielt wird, wie lange die Szenen dauern sollen und so weiter. Natürlich kann das Manuskript des Amateurs nicht so lang und inhaltlich reich ausgestattet sein wie das des Berufsmannes. (Das Muster eines solchen Manuskriptes wird in dem erwähnten Buch skizziert.)

(Schluß folgt)

Bau eines Lichtwerks

Von Ingenieur Wolfgang Vogel / Schluß

Oft wird uns daran gelegen sein, mit unserm Lichtwerk nicht eine einzige besonders helle, sondern lieber eine größere Anzahl weniger heller Glühbirnen zu speisen. Eine gute Lichtmaschine speist für gewöhnlich eine Lampe von 4 Volt und 0,4 Ampere, leistet also, wie die physikkundigen Leser wissen, 1,6 Watt. Durch entsprechende Auswahl der Birnen ist es möglich, ihre Anzahl zu erhöhen. So gibt es außer den meist gebräuchlichen 3,5 Volt-Birnen für Taschenlampen noch kleine Birnen zu kaufen, die ungefähr 1 Volt Spannung benötigen. Von diesen können wir etwa drei hintereinander schalten, und wenn unsere Lichtmaschine kräftig ist, sogar zwei Reihen zu drei, also im ganzen sechs Lampen, was für unser elektrisches Modellhaus schon ausreicht. Die Lampen werden in kleine Blechsockel, die der Elektrotechniker ebenfalls führt, geschraubt, und diese kommen an die zu beleuchtenden Stellen des Modellhauses, wie es die dritte Abbildung zeigt. Die Küche erhält eine einfache Deckenbeleuchtung; das Badezimmer kann eine Wandbeleuchtung bekommen; dem Schlafzimmer geben wir eine Schirmlampe, indem wir den Sockel an seinen beiden Leitungsdrähten aufhängen und über das Ganze einen kleinen Schirm aus buntem Seidenpapier oder auch aus farbiger Gelatine schieben. Das Eßzimmer schließlich kann eine dreiflammige Krone erhalten, die ebenfalls leicht herzustellen ist. Der Körper der Krone wird nach der fünften Abbildung von dem kegelförmigen Holzstückchen 2 gebildet, auf das wir, gleichmäßig im Kreise verteilt, die Glühlampensockel schrauben, so daß sie schräg nach unten stehen und ihren Schein entsprechend in den Raum senden. Dort, wo die Sockel angebracht werden, können wir, der besseren Anlage wegen, den Kegelmantel mit der Raspel abflachen. Die Krone wird dann noch bronziert, um Messing vorzutäuschen; auch können wir sie außerdem durch Anbringung einer Goldkante, wie man sie in Papierhandlungen erhält, verzieren. Die kleinen 1 Volt-Lämpchen werden, wie gesagt, in Reihenschaltung verwendet, und zwar in Reihen zu drei Stück. Wir führen also den Strom von der Hauptleitung unseres Elektrizitätswerkes zu der ersten Lampe (1 in Abb. 6), verbinden diese durch einen kurzen Draht mit der zweiten (2), letztere in gleicher Weise mit der dritten Lampe (3) und leiten erst von Lampe 3 den Strom zur Lichtdynamo zurück. In der gleichen Art ist die Schaltung der zweiten Reihe vorzunehmen. Um uns über die Anzahl der Glühlampen, die unser Lichtwerk betreiben kann, schlüssig zu werden, schalten wir versuchsweise erst einmal drei Lämpchen in Reihe und sehen, wie sie brennen. Ist die Lichtwirkung gut, so werden wir noch eine zweite Reihe von drei Stück für unser Modellhaus oder die Puppenstube der Schwester verwenden können; ist sie ungenügend, so schalten wir eine Lampe ab. Der Strom wird jetzt ausreichend sein, um diese Lampen hell aufleuchten zu machen, so daß wir noch eine zweite Reihe von zwei Stück verwenden können. Das Schaltungsschema für die beiden Lampenreihen zeigt uns die dritte Abbildung. Es sind 4 und 5 die beiden Klemmen des Hauses, die nach der vierten Abbildung mit der Schalterklemme z und der Masseklemme x unseres Lichtwerkes verbunden sind. Von 4 zweigt ein Draht ab und führt zur ersten Klemme der Deckenbeleuchtung in der Küche des Modellhauses. Die Ableitung erfolgt von der zweiten Klemme der Küchenlampe und führt zum Wandarm im Badezimmer. Vom Wandarm geht derselbe Strom weiter zu der Schirmlampe im Schlafzimmer, und erst aus dieser fließt er durch einen Draht zur Klemme 5 des Modellhauses und von dort durch den Verbindungsdraht nach x. Die Speisezimmerkrone erhält ihren Strom ebenfalls durch 4. Auch hier durchfließt die Elektrizität sämtliche drei

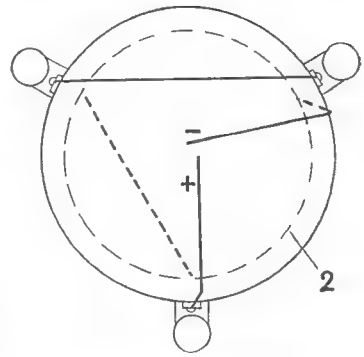


Abb. 7. Krone. Draufsicht.

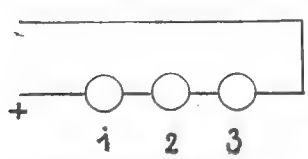


Abb. 6. Reihenschaltung (Schema).

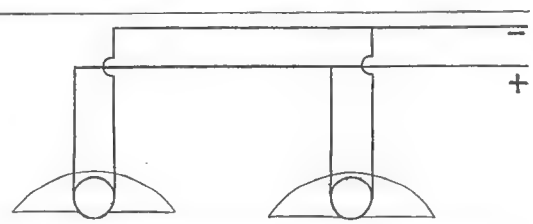
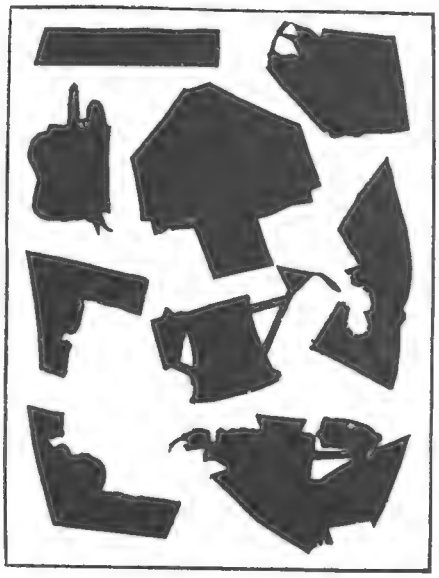


Abb. 8. Beleuchtung des Bastelzimmers (Schema der Parallelschaltung).

Zusammensetzaufgabe



Großvater will seinen Kakteenstock begießen, aber dieser ist nicht zu finden. Doch wo ist denn Großvater? Sucht sie beide! — Alle schwarzen Flächen sind durchzupausen, auszuschneiden und aneinanderzupassen, dann werden, wenn's richtig gemacht wird, der Großvater sowohl wie der Kakteenstock sich einstellen.

Lampen, ehe sie nach Klemme 5 und von hier aus zur Lichtmaschine zurückfließt.

Die Verbindung der drei Birnen auf der Speisezimmerkrone erläutert die siebente Abbildung, welche die Krone so wiedergibt, wie man sie in der Pfeilrichtung der fünften Abbildung betrachtet, also von oben gesehen erblicken würde. Der Strom geht zur oberen Klemme der vordersten Glühbirne, tritt aus ihrer unteren Klemme wieder heraus, läuft an der Unterseite der Krone zur unteren Klemme der im Uhrzeigersinne nächstliegenden Birne, verläßt diese bei der oberen Fassungsklemme, um durch einen auf der Oberseite der Krone liegenden Draht zur oberen Klemme der letzten Birne zu gelangen. Schließlich wird er von der unteren Klemme dieser Birne durch ein kurzes, in der siebenten Abbildung gestrichelt gezeichnetes Leitungstück am Kegelmantel emporgeführt, so daß die Ableitung wieder an der Oberseite der Krone erfolgt. Wir könnten selbstverständlich die Drähte auch am Kegelmantel selbst entlang führen, doch sieht das nicht gut aus. Zur Aufhängung dieser dreiflammigen Krone dienen entweder die beiden Leitungsdrähte, oder, was hübscher ist, drei Tragschnüre, die gleichmäßig über den Kronenumfang verteilt sind. Zu- und Ableitung liegen dann in der Mitte. Wir können aber auch schon diese beiden Leitungen als schräg geführte Tragschnüre dienen lassen und brauchen dann nur eine dritte „blinde", also leitungslose Schnur hinzuzunehmen.

Es ist auch möglich, unser Bastelzimmer durch das „Werk" zu beleuchten. Hierzu machen wir uns zwei einfache Pendel, wie wir sie in der letzten Abbildung sehen, indem wir die Fassungen einfach an ihren Drähten aufhängen. Verwendet werden Glühbirnen zu 3,5 Volt und 0,2 Ampere, die parallel zu schalten sind. Jede Birne erhält also unmittelbare Verbindung mit jedem der Hauptleiter. Um die Lichtwirkung nach unten zu erhöhen, hängen wir über jede Birne einen kleinen Lichtschirm, der innen mit Silberpapier beklebt ist, während man ihm außen einen grünen Papierüberzug gibt.

Praktisch ist es, die Drähte des Modellhauses, der Puppenstube, des Bahnhofes nicht unmittelbar an die Schalterrasten zu legen, sondern von letzteren kurze Leitungen zu je einer am Rande des Grundbrettchens I befestigten Polklemme zu führen. Erst an diese Polklemmen werden die verschiedenen Anlagen durch leicht abnehmbare Drähte angeschlossen. Die so sich ergebenden drei Klemmschrauben sind in der vierten Abbildung durch Kreise angedeutet. Für den Scheinwerfer ist eine Polklemme nicht erforderlich, weil er sich ja mit Schalter und Dynamo auf dem gleichen Grundbrett I befindet.

Nun ist unsere Anlage endgültig betriebsfertig. Wir setzen die Maschine in Gang und schalten zunächst den Scheinwerfer ein, der sein strahlend helles Licht aussendet. Dann schalten wir auf die zweite Raste um und sehen die Lampen in den verschiedenen Zimmern unseres Modellhauses aufglühen. Durch Weiterschalten erlischt die Beleuchtung des Modellhauses und unsere eigene Zimmerbeleuchtung erstrahlt, und wenn wir schließlich den Hebel auf die letzte Raste bringen, wird die Puppenstube oder der Bahnhof beleuchtet. Wir haben so eine kleine Anlage hergestellt, die nicht nur uns, sondern auch andern viel Freude bereiten wird.

*

Bilderrätsel

Wo ist das Waldmännlein?

Auflösung des Ergänzungsrätsels von Seite 432:

Freitag, Willisau, Gicht, Seine, Reim, Aden, Locken, Hund, Leim, Dichter, Ofen. — Frei will ich sein, im Denken und im Dichten.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Die Osterzeit war in diesem Jahre schon sehr warm, und die Jungen schwitzten bald unter der ungewohnten Last des Rucksacks. Trotzdem hatte Hans für diesen Tag einen weiten Marsch angesetzt. Zeitig am Morgen schon ging es los, eine Stunde nach der andern verstrich, ohne daß Hans Miene machte, eine Rast anzusagen. Immer heißer wurde es, immer schwerer der Marsch. „Wollen wir nicht rasten, Hans?" fragte Albrecht zaghaft.

„Ich will einmal sehen, was ihr könnt", entgegnete der Führer. „Günter ist bei weitem der Jüngste; sobald der sagt, daß er nicht mehr kann, rasten wir. — Also, Günter, wie steht es?"

„Ich kann noch sehr gut", sagte Günter, wofür er aber wenig freundliche Blicke von den andern erntete.

Weiter ging der Marsch. Kilometer um Kilometer wurde zurückgelegt. Verdrossen trotteten die Jungen durch den schönen Frühlingstag, die ganze Schönheit der Holsteinischen Schweiz interessierte sie keinen Deut mehr.

„Ullo, Junge, guck dir die Gegend an! Wenn du beim Marschieren immer nur auf deine Stiefelspitzen schielst, wird es dir nur noch schwerer."

Aber Ullo blickte nicht auf, nun gerade nicht. „So 'n Blödsinn!" knurrte er nur.

Es war zwölf Uhr mittags, und die Gruppe hatte schon dreißig Kilometer hinter sich, als Hans vor einem ländlichen Bahnhof anhielt. „So", sagte er, „wer jetzt wirklich müde ist, der mag bis zum Ziel fahren. Ich selber marschiere die zwölf Kilometer bis dahin auch noch. Wer leistet mir freiwillig Gesellschaft?"

Die Jungen blickten einander an. Hatten sie sich eben noch über den endlosen Weg geärgert, so dachten sie jetzt anders; nun bekam der Marsch den Wert einer besonderen Leistung, nun hieß es, Hans allein laufen zu lassen oder ihm zuliebe die Knochen noch einmal zusammenzureißen. Da war die Wahl nicht schwer.

„Ich marschiere weiter." Der kleine Günter war der erste, der sich so äußerte.

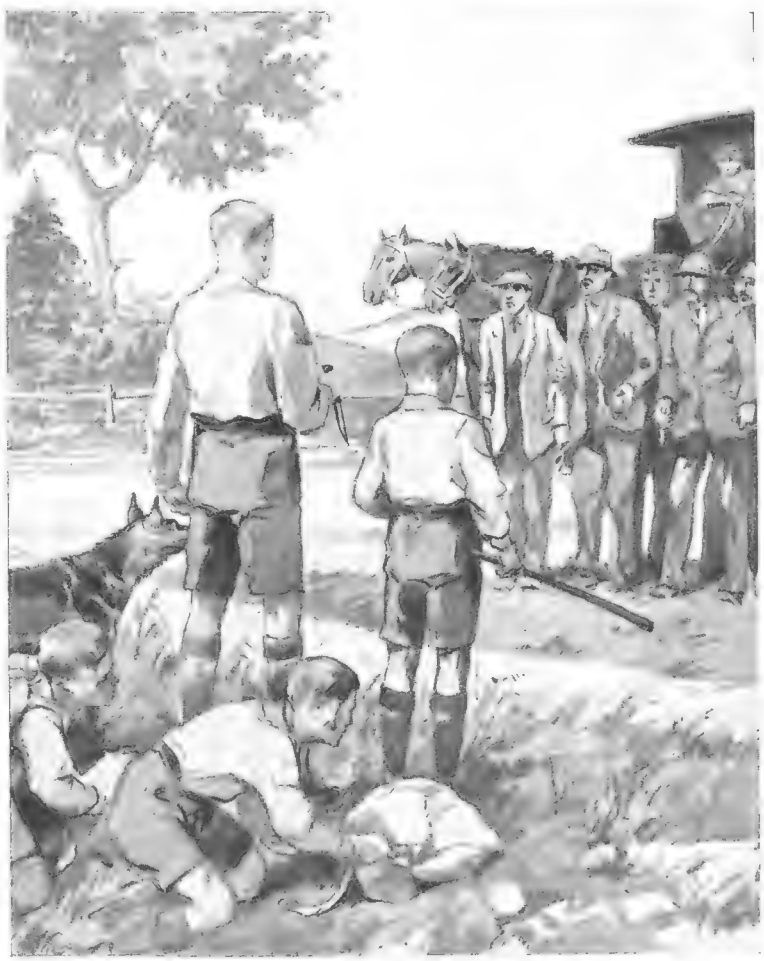
„Ich auch, ich auch!" kam es nun von allen Seiten. Nur einer schwieg.

„Und du, Ullo?"

Da reckte sich der Trotz in dem Jungen; nicht immer und immer wieder wollte er tun, was Hans Runge wünschte, nun gerade nicht. „Ich fahre", sagte er und sah Hans trotzig an.

„Gut", meinte der ruhig, „hier hast du Fahrgeld. Nimm Pauper mit! Das arme Tier braucht noch Schonung. Wir werden eher dasein als du, denn dein Zug geht erst in zwei Stunden. Du wirst am Bahnhof abgeholt werden. Heil!"

So marschierte der Trupp ab. Ullo saß in dem öden Wartesaal, streichelte den Hund und war wieder nahe daran, zu heulen. Er hatte Hans ärgern und ihm wehtun wollen, und nun war dieser ganz gleichgültig geblieben, und der einzige Erfolg war der,



Es wäre ein ungleicher Kampf gewesen. Die Jungen, blaß vor Schreck, waren zurückgewichen, nur Karlheinz, mit einem Schlagholz als Waffe, hatte sich neben Hans gestellt.

daß die Kameraden Ullo für einen Waschlappen hielten. Daß doch Hans immer die Oberhand behielt! Ullo glaubte ihn zu hassen.

Am Abend stand das Zelt am See. Holz war zusammengetragen, denn in dieser Nacht sollten zum ersten Male Nachtwachen ausgestellt werden. Die Jungen saßen im Kreise. „Jetzt, Brüder, eine gute Nacht, / Der Herr im hohen Himmel wacht; / In seiner Güten / Uns zu behüten, / Ist er bedacht", klang des Liedes letzte Strophe.

Dann teilte Hans die Wachen ein. „Die erste Wache übernehmen unsere beiden getreuesten Freunde, Karlheinz und Albrecht. Nach genau zwei Stunden wecken sie Detlev den Langen und Günter den Kurzen, die ‚feindlichen Brüder'. Die letzte Wache teile ich mit Helmut. Für Ullo ist diesmal kein Partner da, sintemal sieben eine ungerade Zahl ist. Das ist ja auch ganz gut, denn er ist gewiß noch müde von dem Marsch heute vormittag."

In heißem Zorn schoß Ullo das Blut in den Kopf, als er nun so dasaß und alle Blicke sich auf ihn richteten. Mit dunkelrotem Kopf sprang er auf. Sollte er seinen Rucksack packen, nach Hause fahren und Wandervogel Wandervogel sein lassen? Etwas in ihm drängte dazu, und fast wäre ihm die Absage über die Lippen gekommen. Plötzlich aber wußte er klar, daß er dazu nicht imstande war, daß er dann doch bald reuig zurückkommen würde, daß er ganz einfach sich nicht mehr trennen konnte von Hans und dem Gruppenleben. So drehte er sich denn nur kurz und wortlos um und kroch ins Zelt. In dieser Nacht schlief Ullo nicht, und so hatte er Zeit genug, sich klarzumachen, daß er an der erlittenen Demütigung selbst die alleinige Schuld habe, und maßlos verwünschte er seinen Trotz, seine Oberflächlichkeit und seinen Hochmut. Vielleicht ist diese Nacht der eigentliche Wendepunkt in seinem Leben geworden.

Überhaupt wurde diese Nacht für die ganze Gruppe wichtig. Das Ungewohnte und Schöne dieser zwei Wachtstunden am Feuer wurde jedem der Jungen zu einem Erlebnis und half mächtig dazu, daß aus lauter einzelnen eine feste Gemeinschaft, kurz, eine Jungengruppe wurde.

Als die Kameraden im Zelte verschwunden waren und die Nacht sich senkte, zündeten Albrecht und Karlheinz das Feuer an. Die dürren Äste knisterten und knackten, wenn das Feuer sie faßte, und die Jungen saßen davor und sahen zu, wie die Flamme sich durchkämpfte, bis sie groß und mächtig war und alles im Umkreise mit hellem Schein erfaßte. So war es auch mit ihrer Freundschaft gewesen, die so eigenartig entstanden war und die sie nun doch beide voll erfüllte und ihre Seelen froh machte. Karlheinz griff nach der Hand des Freundes und hielt sie mit festem Druck umschlossen. Alle Enge und Armut seines Alltags lagen hinter ihm, nie war ihm so froh und so leicht gewesen wie jetzt in Hans Runges Gruppe, und das dankte er Albrecht. Beiden war klar, was Hans und das Leben, das er ihnen aufgetan hatte, ihnen bedeuteten, und Albrecht drückte das in seiner unbeholfenen, geraden Jungenart so aus: „Weißt du, Karlheinz, Betteln ist gräßlich, und ich glaube nicht, daß ich je um etwas gebettelt habe, aber wenn Hans mich etwa aus der Gruppe kippen würde, dann würde ich's tun, um wieder hineinzukommen, wahrhaftig, dann würde ich betteln!"

Sie sprachen auch über die andern Scholaren, und beide hatten sie alle gern, nur Karlheinz konnte Ullo nicht leiden. „Es ist eigentümlich", meinte er, „Ullo ist damals für mich dazwischen gesprungen, als sogar du den Mund hieltest, und doch ist er mir nicht lieb. Glaub mir, Hans hat ihn von uns allen am liebsten, wenn er es auch kaum merken läßt, und doch tut Ullo ihm weh, absichtlich sogar."

In den zwei Stunden der mittleren Wache kam es, wie Hans es gewollt und erwartet hatte: Detlev hatte nun auf der Fahrt schon gesehen, daß sein Bruder Günter wirklich ein prächtiger Kerl war, und er hatte begriffen, daß die Schuld an all dem häßlichen Zank zu Hause nur bei ihm, dem Älteren, lag. Eingesehenes Unrecht pflegte der Lange jedoch nach Möglichkeit wieder gutzumachen. So sprach er sich denn hier am Lagerfeuer alles vom Herzen. Als die beiden dann Hans und Helmut zur letzten Wache weckten, da waren sie, wie sich das gehört, nicht mehr nur Brüder, sondern auch treue Freunde, um es von da an für alle Zeit zu bleiben.

Helmut und Hans waren schon in den Tagen dieser Fahrt Freunde geworden. Ihre Freundschaft bedurfte der Worte nicht mehr. Stumm saßen sie die ganzen zwei Stunden Schulter an Schulter an der Feuerstelle, lauschten in den Wald hinein und sahen den ersten rosigen Schein der neuen Sonne heraufkommen. Sie ließen das Feuer verglühen, und Helmut wickelte sich in seine Wolldecke, um noch etwas zu schlafen.

Hans kroch ins Zelt zu Ullo, den er wachend fand. „Ullo, hast du Lust, mit mir allein eine Morgenstreife durch den Wald zu machen?"

„Gern, Hans."

Mit keinem Wort kam der Führer auf Ullos Betragen zurück, mit keinem Wort mahnte er ihn, still ging er neben dem Scholaren durch den morgenfrischen Buchenwald, machte ihn höchstens darauf aufmerksam, wenn ein Vogel hoch oben sein Morgenlied anhub. Als Hans dann im Gehen den Arm um Ullos Schultern legte, da verstand der Junge, daß Hans ihm nichts nachtrug, daß er sein Freund blieb wie immer, und neben der Freude quoll Scham in seinem Herzen auf, Scham darüber, daß er den Freund hatte verletzen wollen. „Mein Ziel: werden wie Hans Runge", klang es in dem Jüngeren, während er schweigend neben Hans durch das rauschende Fallaub zog und zage nun auch seinen Arm um die Hüfte des Älteren legte. —

Als Pauper gerade drei Tage bei den Jungen war, hätten sie ihn beinahe wieder verloren. Das wäre ein schwerer Verlust gewesen, denn jeder von ihnen hatte das

nun wieder ganz muntere, schöne und treue Tier in sein Herz geschlossen. Die Gruppe rastete am Wege, als ein Trupp Zigeuner mit drei Wagen auch dieses Weges kam. Die Frauen saßen oben, während die Männer den Pferden zur Seite gingen. Mancher der Jüngeren konnte ein beklemmendes Gefühl nicht unterdrücken, als der Zug sich näherte; wird doch dieses rätselhafte Volk uns Deutschen immer etwas unheimlich bleiben. Als die Leute heran waren, hielt der Führer die vordersten Pferde mit einem Ruck an, zeigte auf Pauper und fuhr mit den Armen wild in der Luft herum. Sofort waren die Männer der Horde bei ihm, dann rief einer von ihnen den Hund mit einem Namen, den keiner der Jungen verstand. Pauper lief zwei Schritt vor, schien zu überlegen, legte die Ohren an, um dann mit einem Satz umzukehren. Die Jungen waren aufgesprungen. Pauper schmiegte sich an Hansens Knie, und als er nun wieder gerufen wurde, bellte er hell und hart. Eine Absage war das, man hörte es deutlich heraus.

Die Zigeuner drängten näher heran. „Das nicht deine Hund, das sein unsere Hund. Gib her!" sagte ihr Anführer in seinem gebrochenen Deutsch zu Hans.

Der trat schützend vor das Tier. „Sie sehen, er will bei uns bleiben. Wir geben ihn nicht her."

„Wirst müssen", erwiderte der Braune und bückte sich, um den Hund zu packen.

Hans, zum Äußersten entschlossen, stieß den Mann mit der Faust zurück, worauf dieser ein Messer zog und nach ihm stach. Die Jungen schrien auf, sie sahen das Messer schon in Hansens Hals, aber es kam nicht dazu. Mit einem furchtbaren Satz sprang Pauper hinzu, ein Schnappen, ein Knirschen, eine Verwünschung — die Hand des Mannes fiel blutend herunter, der Dolch lag auf der Erde. Sofort hatte Hans ihn ergriffen.

Der Verletzte lief zu seinen Leuten zurück. Die standen ihrer fünf da, mit wutverzerrten Gesichtern, jeder ein blankes Messer in der Faust. Die Jungen, blaß vor Schreck, waren zurückgewichen, nur Karlheinz, mit einem Schlagholz als Waffe, hatte sich neben Hans gestellt. Es wäre ein ungleicher Kampf gewesen, wenn nicht Pauper Hans zur Seite gestanden wäre. Der Hund sah furchterregend aus, die Rückenhaare waren gesträubt, das Fleisch um das Maul war kraus hochgezogen und ließ das scharfe Gebiß sehen. Keiner der Zigeuner wagte es, näherzukommen. Sie als die früheren Herren des Hundes mochten wohl am besten wissen, wie gefährlich er sein konnte.

Hans überlegte einen Augenblick. „Rucksäcke auf!" befahl er dann. „Meinen und den von Karlheinz nehmen Ullo und Helmut. Wir gehen langsam zurück. Los!"

So geschah es. Schritt um Schritt, die Gegner im Auge, ging es rückwärts. Sie blieben unbehelligt.

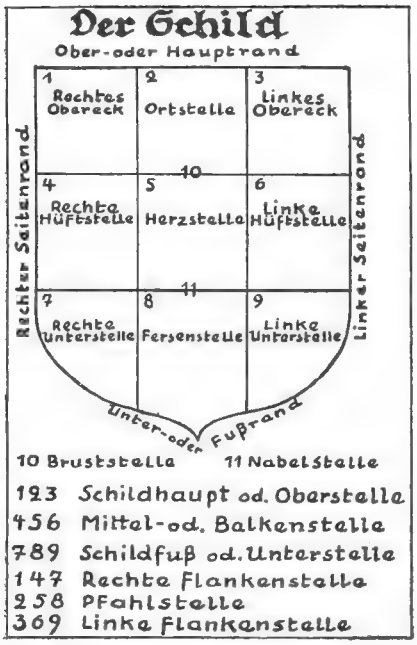
So gehörte Pauper nun endgültig zur Gruppe. Als dann am Abend des Tages alle Gefahr vorüber war, da waren die Jungen ordentlich stolz auf ihr Erlebnis, und merkwürdig: nun wußte plötzlich fast jeder von Heldenmut zu berichten, den er bei der Gefahr bewiesen habe, und jeder glaubte ehrlich selbst an seinen Mut.

Schnauz als Diogenes / Phot. Max Gerlach, Berlin.

Hans lächelte. Er wußte, daß es von einem Dreizehnjährigen zuviel verlangt wäre, wollte man fordern, daß er den Messern von Zigeunern sich gegenüberstellen solle. Ja, im Innern begriff er nun kaum noch, woher er selbst diesen Mut geschöpft hatte, bis ihm klar wurde, daß er nun nicht mehr Junge, sondern Führer und als solcher eben über sein Jungentum hinausgewachsen war. Diese Erkenntnis erfüllte den jungen Führer mit freudigem Stolz. Vor allem aber mußte er immer wieder an Karlheinz denken, an die selbstverständliche Ruhe, an die besonnene Kühnheit, mit der dieser Zwölfjährige eine Schlagballklippe zur Hand genommen hatte und neben ihn getreten war. Er sagte das denn auch mit wenigen Worten, strich dem Jungen sacht über die blonden Haare und faßte seine Hand mit festem Druck. Alle sieben aber waren sie stolz auf ihren Pauper; noch mehr war er ihnen nun wert geworden, und der Hund schien das zu fühlen. —

An der Ostsee zwischen Todendorf und Schönberger Strand brannte das Osterfeuer der Gruppe. Es war der letzte Abend dieser Fahrt. Bis zu doppelter Mannshöhe schlugen die Flammen.

„Karlheinz, tritt zu mir!" Der Junge tat es; er wußte nicht, was da kommen sollte. „Du trägst von heute an gleich mir die Nadel des Bundes. Bleibe ihrer wert! Übe Freundschaft, halte Treue, arbeite an dir selbst! Glückauf, Scholar!" Hans gab dem Jungen



die Hand, dann heftete er ihm die Nadel an das Fahrtenhemd. Die Augen des Jungen leuchteten auf. Er wußte, daß dieses Zeichen des Bundes eine hohe Auszeichnung war, die verpflichtete. Er war nun vollwertiger Scholar des großen Jugendbundes und hatte sich immer und überall dessen wert zu zeigen.

Abseits im Kreis der übrigen stand Ullo. Was ihn erfüllte, war Neid und gekränkte Eitelkeit. Nirgends sonst, auch in der Schule nicht, hatte er je hinter andern zurückstehen müssen. Und nun? Ungerecht machte ihn der Neid. Er grollte Karlheinz, als habe dieser die Auszeichnung erschlichen. Hans Runge will mich kränken, dachte er. Als erster war er zur Gruppe gekommen, nun mußte er zurückstehen, und gerade das Bundeszeichen hatte er so heiß ersehnt, hatte gemeint, er werde es sicher erhalten, als erster vor allen andern. Hatte Hans nicht gesagt, er wolle sein Freund sein? War das Freundschaft, ihn vor allen zu demütigen? Heiß stieg es Ullo in die Augen; aber nein, er wollte nicht weinen, nun gerade nicht. Doch das Würgen in der Kehle wurde er nicht los, auch nicht den Gedanken: Hans liebt mich nicht, Hans verachtet mich.

Da sprach Hans weiter: „So, Jungen, und nun, am ersten großen Feuer unserer Gruppe, wollen wir unserer Herzen Freundschaft weihen durch den Sprung über läuternde Lohe. Nur einen Sprung wollen wir heute tun oder zwei. Dazu wähle sich jeder den Freund, der ihm der nächste ist, denn dieser Sprung ist heiliges Gelöbnis!"

Und dann, ja, war denn das Wahrheit? Wie ein Schreck kam die Freude über Ullo: auf ihn schritt Hans zu, faßte seine Hand und sprang mit ihm durchs Feuer. Dadurch sagte er ihm, daß er ihm von allen der Liebste sei. Da kamen dem Jungen doch die Tränen, aber sie waren nicht bitter. Von selbst kam ihm das Wissen, daß er das Zeichen des Bundes zu tragen noch nicht wert sei, schon weil er Neid empfunden hatte, als Karlheinz es erhielt; die Erkenntnis stellte sich ein, daß der Führer Hans Runge sich nicht von dem Freunde Hans Runge bestechen lassen dürfe, und umso stolzer war er nun auf seinen Hans. In ihm rührte es sich wieder: „Werden wie Hans Runge: so klug, so entschlossen, so gut, so gerecht, so mutig." Wieder war er ein Stück weiter auf diesem Wege.

Nach Hans und Ullo sprangen Albrecht und Karlheinz als Freunde durch die Flammen, dann Detlev und Günter, die früher so feindlichen Brüder, und das war die größte Freude, die Hans Runge auf dieser Fahrt hatte.

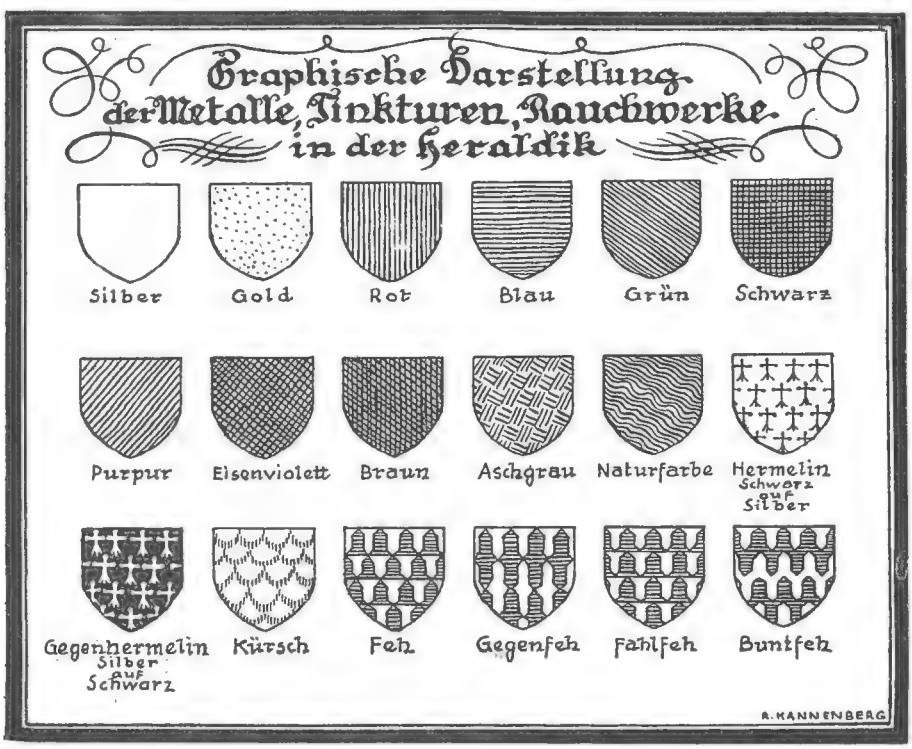
Zuletzt kam Helmut an die Reihe. „Leute", sagte er, „ihr wißt, daß ich euch alle gernhabe, aber heute, wenn Hans es erlaubt, möchte ich mit Pauper, dem Treuen und Mutigen, springen; es ist wirklich Freundschaft, die ich für ihn fühle."

Die Jungen lachten, nur Hans blieb ernst. „Da es kein billiger Scherz ist — nun wohl! Denke daran, wenn Pauper vielleicht einmal eines Freundes Hilfe braucht!"

Helmut rief den Hund zu sich und lief. Aber Pauper sprang nicht. Der natürliche Instinkt des Tieres scheute vor dem feindlichen Element zurück; es lief zu Hans.

„Spring nur ruhig, Pauper!" sagte der und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Wieder rief Helmut, und diesmal sprang der Hund wirklich. Die beiden haben dieses Freundschaftsgelöbnis fester gehalten, als manche Menschen es tun. Pauper, der treue Pauper, der doch nichts von diesen Menschen-



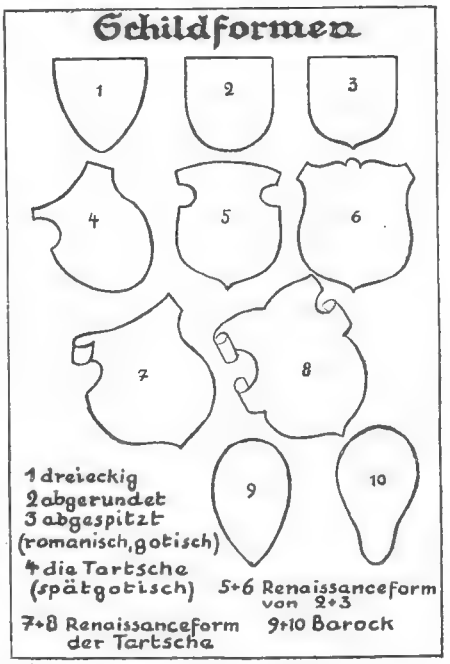
dingen verstand, besiegelte dann später diesen Feuersprung mit seinem Leben, um Helmut zu retten. Wer von den Jungen hätte das damals geahnt?

Mit dem nächsten Tage nahm die Fahrt ihr Ende, und Hans konnte an seinen alten Führer in Schleswig berichten, daß er sein Versprechen erfüllt habe: eine neue Jungengruppe bestand, und sie war gut. —

Wieder war Alltag, wieder war Schulzeit, und die Jungen hatten sich eingewöhnt. Pauper war von Hansens Bruder und dessen Frau freundlich als Hausgenosse aufgenommen worden. Auch ein Halsband mit Steuermarke hatte er bekommen, und niemand hätte ihm angemerkt, daß er einmal mit Zigeunern durch das Land gezogen war. Mehr und mehr zeigte es sich, daß er ein ungewöhnlich kluges Tier war. Morgens geleitete er Hans zur Schule, um dort gehorsam Abschied zu nehmen.

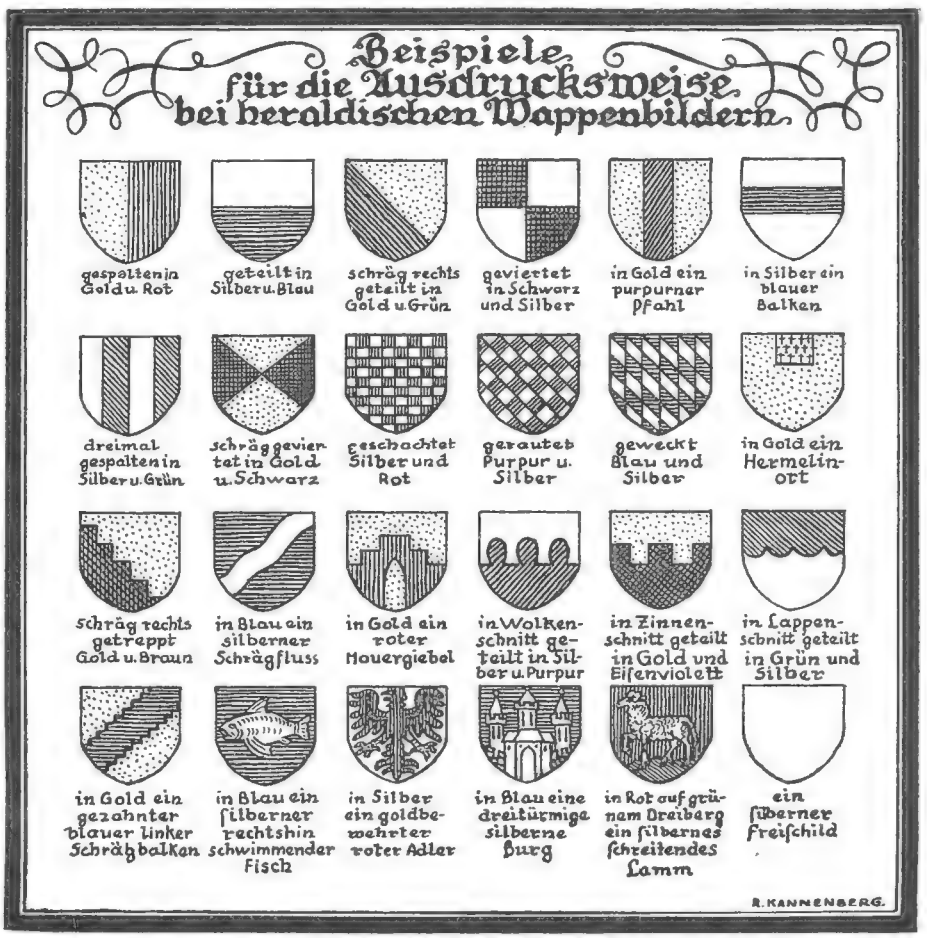
Bei einem solchen Schulweg zeigte er wieder einmal, wie gefährlich er sein konnte. Vielen Oberprimanern, die es für „standesgemäß" hielten, durch Rauchen und Trinken „sich hervorzutun", war Hans Runge ein Dorn im Auge. Sie begriffen es ganz einfach nicht, daß da ein Oberprimaner sich mit Tertianern und sogar mit Bürgerschülern abgeben mochte. Sie begannen, Hans deswegen und auch wegen seiner Enthaltsamkeit zu verspotten, aber das alles prallte an ihm ab. Er besaß viel zu sehr das Gefühl eigenen Wertes, als daß er sich hätte auf solche Anzapfungen einlassen mögen. Sie natürlich hielten seine Zurückhaltung für Feigheit und wurden immer kecker. So kochte ihm denn eines Tages doch das Blut über. Er ging morgens, von Pauper begleitet, zur Schule, als ein Trupp Klassengenossen ihn überholte. „Ah, sieh da", äußerte Schubert, ein besonders affiger Modejüngling, „da ist ja auch unser lieber Runge, der mit Vorliebe räudige Köter und verlauste Volksschüler von der Straße aufsammelt!" Das war zuviel. Mit einem Satze war Hans bei dem Gecken und hob die Hand zum Schlage. Pauper aber kam seinem Herrn zuvor. Mütze und Mappe fielen Schubert auf die Straße, er fühlte sich an den eisernen Zaun der Schule gedrückt, die Pranken des Hundes lagen auf seiner Schulter, zum Zuschnappen bereit lag das Maul des Tieres vor seiner Kehle. „Komm, Pauper, laß den erbärmlichen Feigling!" sagte Hans, und mit einem letzten drohenden Knurren gab der Hund den Schüler frei, der zitternd und schweigend seine Sachen wieder aufsammelte. Von dieser Stunde an blieb Hans auf einmal von allem Hohn verschont.

(Forts. folgt)



Heraldik / *Von Richard Kannenberg*

Heraldik? Was ist das? wird mancher Leser denken. Die Antwort darauf lautet: Das Wort „Heraldik" ist



von „Herold" abgeleitet und behandelt die Wappenkunde und die Wappenkunst. Wozu soll man denn aber über Wappenkunde und Wappenkunst, also über etwas Altes, Vergangenes, längst Überlebtes lesen? Ist das nötig? Nötig ist es nicht, aber es kann oft recht nützlich und von allgemeinem Interesse sein; denn die Heraldik ist wohl alt, aber sie lebt heute noch fort, nicht selten gerade in Dingen, die wir zwar fast täglich sehen, aber nicht immer richtig verstehen und deshalb nicht beachten.

Wappen und Hoheitzeichen begegnen uns überall, in Burgen und Schlössern, in alten Städten, auf Urkunden und amtlichen Schriftstücken, in den bunten Fenstern der Kirchen und Burgen und an städtischen und staatlichen Bauten. Fast jeder trägt das Abzeichen eines Vereins, eines Klubs und dergleichen. Nebenbei sei auf die gezeichneten, gemalten und in früheren Zeiten häufig in Kupferstich ausgeführten Stammbaumtafeln hingewiesen.

Die Wappenkunde beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Herleitung eines Wappens, ist also eine Wissenschaft. Die Wappenkunst befaßt sich mit der Herstellung und dem Zeichnen eines Wappens. Beide sind nicht voneinander zu trennen.

Das Wort „Wappen" ist gleichbedeutend mit dem Wort „Waffen" und in diesem Sinne soviel wie ein Schild. Wappen sind bestimmte, nach allgemein feststehenden Grundsätzen hergestellte Abzeichen, die Personen, Familien, Körperschaften, Gemeinden, Städte und Staaten dauernd zu führen berechtigt sind. Dazu gehören auch die Abzeichen, oft symbolischer Art, der Klubs, Vereine, Verbände, Gewerkschaften, Zünfte, Innungen, der religiösen und politischen Gemeinschaften und die Schutzmarken und Warenzeichen, obwohl diese Abzeichen, Erkennungs- und Unterscheidungszeichen nicht immer den Gesetzen der Heraldik entsprechen. Abzeichen und Erkennungszeichen für vielerlei Zwecke hat es schon immer gegeben. Erinnert sei an die Runen der Germanen und das Kreuz der Christen.

Die Entstehung und Entwicklung des Wappenwesens fällt in das elfte und zwölfte Jahrhundert und ist mit den Kreuzzügen in Verbindung zu bringen. Seine Blütezeit war das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, also die Zeit der Gotik und der Ritter. Das sechzehnte Jahrhundert, die Renaissance, entwickelt das Wappenwesen zwar nicht weiter, doch leistet es in der Darstellung der Wappen ganz Vorzügliches. Barock- und Rokokozeit — siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert, die Zeit der eleganten Kavaliere und Krinolinen — haben für die Heraldik nicht mehr das richtige Verständnis, so daß sie nach und nach gänzlich in Vergessenheit gerät, bis im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts das Interesse für die alte Wappenkunde und Wappenkunst wieder erwacht.

In den heutigen Wappen der Familien und den Hoheitzeichen und Wappen der Städte, Länder und so weiter ist das Wesen der Heraldik in seiner Überlieferung enthalten, wenn auch bei der formalen Ausgestaltung immer mehr, wie schon in früheren Zeiten, dem jeweiligen Zeitgeschmack Rechnung getragen wird. Die Abzeichen für andere Zwecke sind zumeist einer mehr persönlichen Auffassung und Einstellung oder den praktischen Bedürfnissen der heutigen Zeit angepaßt und legen auf heraldische Richtigkeit weniger Wert.

Die Hauptsachen am Wappen sind der Schild, der Helm, die Helmdecke und das Kleinod, ferner die Helmzier oder Zimier und das um den Hals des Helms geschlungene Ehrenzeichen; dazu kommt dann noch das sogenannte Beiwerk: Wappenhalter, Hintergründe, Baldachine, Spruch- und Devisenbänder, Fahnen, Standarten und dergleichen mehr. Die Form des Schildes ist sehr verschieden; sie entstammt fast immer einer geschichtlichen Stilart, wie wir aus der Abbildung „Schildformen" ersehen.

Zur Herstellung der Wappenbilder bedient man sich zweier Metalle, Gold und Silber, ferner der vier Farben — Tinkturen genannt — Rot, Blau, Grün und Schwarz. Alle Farben werden rein und leuchtend, also unvermischt und ungebrochen angewandt. Zu diesen reinen Farben kommen später hinzu: Purpur, Eisenviolett, Aschgrau und Braun sowie die Naturfarbe, sodann das sogenannte Rauchwerk (Pelzwerk): Hermelin, Gegenhermelin, Kürsch, Feh, Gegenfeh, Fahlfeh, Buntfeh. Für plastische Zwecke, für Siegel und Gravierungen oder sonstige graphische Darstellungen eines Wappens — also nicht mehrfarbig oder bunt — sind besondere Zeichen gewählt worden, wie sie eine unserer graphischen Darstellungen veranschaulicht.

Sämtliche Wappenbilder gehen über den Rand des Schildes hinaus. Eine nochmalige Umrahmung des Schildes oder eine Einfassung sind ausgeschlossen. Unter Wappenbildern verstehen wir heraldische Figuren, die durch geometrische Teilung des Schildes entstanden sind, und gemeine Figuren; dies sind Nachbildungen von Lebewesen oder Fabelwesen, ferner von Bergen, Flüssen, Bäumen, Burgen, Himmelskörpern und so weiter. Diese Nachbildungen werden in einfacher, der Heraldik eigener Weise dargestellt, in den einfachsten Tinkturen gehalten und mit schwerer schwarzer Kontur vom Hintergrund abgehoben. Als Regel gilt: Tinktur soll nicht an Tinktur, Metall nicht an Metall grenzen.

Redende Wappen sind solche, auf denen der Name des Inhabers durch eine entsprechende bildliche Darstellung kenntlich gemacht ist, zum Beispiel Falkenstein: ein Falke auf einem Felsblock sitzend. Halbredende dagegen sind solche, auf die das Vorhergesagte nur teilweise zutrifft.

Der Schild, den uns das erste Bild vor Augen führt, ist Wappen für sich allein; er kann also ohne jegliches andere benutzt werden. Soll jedoch ein Helm oder dergleichen mit dargestellt werden, so muß alles im gleichen Stil erscheinen. Zu einem romanischen und frühgotischen Wappen gehört der Topf- oder der Kübelhelm. Der Topfhelm entstammt dem dreizehnten, der Kübelhelm dem vierzehnten Jahrhundert. Spätgotisch ist der Tur-

nier- oder Stechhelm, Renaissance der Spangen-, Visier- oder Rosthelm.

Über dem Helm, nach hinten herabfallend, liegt die Helmdecke, romanisch gezaddelt, gotisch tiefgezaddelt und in Streifen geschnitten, in später Gotik bereits ornamentale Formen annehmend, in der Renaissancezeit durch Akanthusgebilde ersetzt. Gehalten wird die Decke auf dem Helm durch das Kleinod; dieses kann eine dem Range des Inhabers entsprechend gezackte Krone sein oder ein Kranz, ein Turban, ein gewickeltes Tuch, ein Hut, eine Mütze, ein Kissen, eine Mauerkrone oder eine Blattkrone. Die Mauerkrone wird zumeist für Stadtwappen, wie zum Beispiel bei Berlin, die Blattkrone für bürgerliche Wappen verwandt. Aus dem Kleinod erwächst die Helmzier; diese kann aus Hörnern, Flügeln, Federn, Schirmbrettern, Menschen- und Tierfiguren oder deren Teilen bestehen, ebenso werden Teile von Naturerzeugnissen verwandt. Das um den Hals des Helms geschlungene Ehrenzeichen ist ein Band oder eine Kette mit Orden, Medaillen, Bildnisdarstellungen, Kreuzen und dergleichen mehr. Die im Wappen vorkommenden Figuren wiederholen sich oft in der Helmzier, ferner kehren dieselben Tinkturen und Metalle in Schild, Helmzier und Helm wieder.

Beim Erklären (Blasonieren) eines Wappens verfährt man auf folgende Weise. Man denkt sich den Schild so, als stände ein Mann dahinter. Es ist somit in der Heraldik die rechte Seite des Mannes auch die rechte Seite des Wappens und umgekehrt. Man beginnt mit dem rechten Obereck, geht von hier aus am Schildhaupt nach links entlang und beschreibt die in Frage kommenden Kopfstellen, geht in gleicher Weise zu den Hüftstellen über, dann zum Schildfuß und endet an der linken Fersenstelle. Unsere schematische Darstellung veranschaulicht dies. Schild, Wappenbilder, Helm, Helmdecke und so weiter müssen in der gleichen Stilrichtung gezeichnet sein, doch findet man oftmals bei Schildformen späterer Zeit die Helmformen früherer Zeiten mit verwandt, aber nicht umgekehrt.

Gut abgelaufen: Unfreiwillige Landung eines Fallschirmpiloten in einem Baum. Phot. Lange.

Zur Kenntnis der in der Heraldik hauptsächlich in Betracht kommenden Ausdrucksweisen sind auf der letzten Tafel einige Wappenbilder als Beispiele aufgeführt.

Möge diese Abhandlung ein wenig zum besseren Verständnis der uns oft begegnenden Wappen und Hoheitzeichen beitragen!

Die Wappenkunde, also die Wissenschaft der Herleitung der Wappen, gibt recht tiefe Einblicke in das Leben vergangener Zeiten und läßt sehr interessante Rückschlüsse zu. Eine erschöpfende Behandlung, die Aufzählung, Beschreibung und Darstellung nur der Wappen der Länder, Städte und Ortschaften, ohne die unzähligen Familienwappen, würde hier indessen viel zu weit führen.

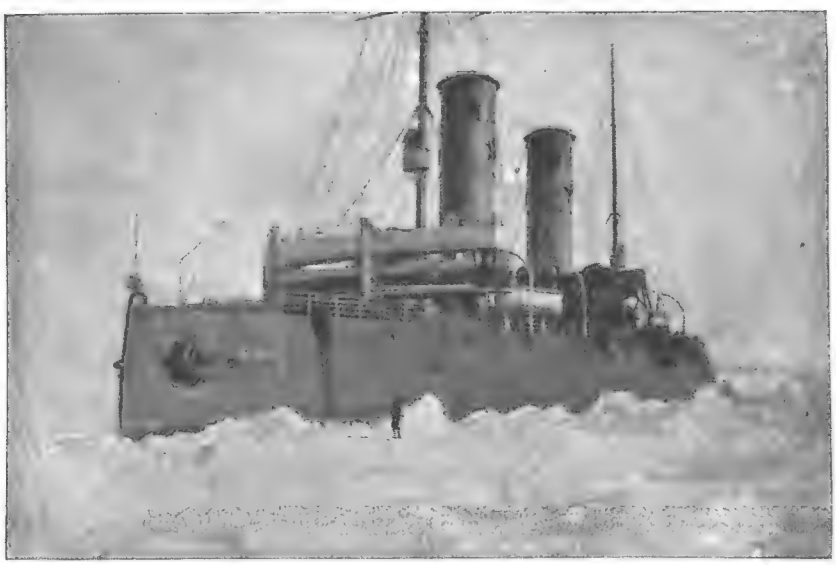
S—O—S in der Arktis

Die Rettungsexpedition des „Krassin"

Von Prof. R. Samoilowitsch

Eine ganze Reihe von Rettungsexpeditionen waren im Sommer 1928 unterwegs, um die Teilnehmer der mit dem Luftschiff „Italia" verunglückten Nordpolexpedition des italienischen Generals Nobile zu suchen. Dem russischen Eisbrecher „Krassin", dem größten Eisbrecher der Welt, gelang es, sieben Menschenleben zu retten. Der Polarforscher Samoilowitsch, der die russische Expedition leitete, hat in einem bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin, erschienenen, reich illustrierten Werke „S—O—S in der Arktis" den Verlauf der gefahrvollen „Krassin"-Fahrt geschildert. Wir entnehmen diesem spannenden Buche den nachstehenden Abschnitt, der die Rettung Zappis und Marinos, der

Frisches Fleisch ist sehr begehrt. Ein von Bord aus geschossener Eisbär.



„Krassin" im Packeis auf 80° 49′ nördl. Breite und 22° 30′ östl. Länge.

Gefährten des elend umgekommenen schwedischen Forschers Malmgren, beschreibt. Diese wurden zuerst vom Flugzeug „Krassnyj Medwjed" (= Roter Bär), das vom „Krassin" aus startete, auf 80° 42′ nördlicher Breite und 25° 45′ östlicher Länge auf einer kleinen, scharfkantigen Eisscholle gesichtet, worauf es dem „Krassin" gelang, bis zu den Verunglückten vorzudringen und sie zu retten.

Die W- und WSW-Winde hatten das Eis, das dem „Krassin" so viel zu schaffen machte, zwar etwas aufgelockert, immerhin aber hatten wir doch noch schwere Kämpfe mit dem Eise zu bestehen. Am 11. Juli 1928 um 15 Uhr stießen wir auf einen besonders festen Eisblock, den wir nur mit Aufbietung aller Kraft unserer Maschinen zu sprengen vermochten. Im allgemeinen jedoch hatte sich die Gestalt des Eises stark verändert; sogar große Eisblöcke wiesen Risse und offene Stellen auf, und einzelne Eisfelder waren von Süßwasser zerfressen, das sich infolge der Schneeschmelze gebildet hatte. Die Eisfelder waren bis jetzt gewöhnlich etwa 1 bis 2 Meter stark gewesen, aber von 15 Uhr an gerieten wir wieder in schweres Packeis von über 2 Meter. Obwohl auch darauf schon Taustellen und Schneewasser zu bemerken waren, kamen wir in den zwei Stunden von 16 bis 18 Uhr doch nur 200 Meter in unserer

Der Bär wird an Bord geholt.

offenbar an beiden Hinterläufen schwer verwundet, geschickt von Scholle zu Scholle sprang und offene Stellen mit Leichtigkeit durchschwamm! Mit dem zunehmenden Blutverlust ermattete jedoch die Bärin immer mehr, immer schwerer wurde es ihr, auf das Eis wieder hinaufzuklettern, schließlich vermochte sie ihre Hinterläufe überhaupt nicht mehr nachzuziehen. Und als es ihr mit vieler Mühe endlich doch gelungen war, erreichte sie die Todeskugel. Menschliche Grausamkeit hatte ihr Werk getan. Einige Matrosen kletterten auf das Eis hinunter und schleppten ihre Beute, ein stattliches Exemplar von etwa 400 Ki-

Fahrtrichtung vorwärts. Nachdem wir aber auch diese schwierige Stelle überwunden hatten, liefen wir in wechselnder Fahrt zwischen den Eisfeldern schneller. Zeitweise fiel Schnee, so daß wir schlechte Sicht hatten; nach dem Schneefall klärte sich jedoch das Wetter auf, das Eis wurde lockerer und wir fuhren nun wieder mit einer Geschwindigkeit von zwei Meilen in der Stunde.

„Eisbären!" schreit plötzlich jemand auf dem Deck, „da — auf der Backbordseite ... Eisbären!"

Tatsächlich sind links von unserer Fahrtrichtung vier gelbweiße Bären zu bemerken, von denen der eine etwas größer ist als die andern, offenbar eine Bärin, die ihre Jungen spazieren führt. Eine wilde Schießerei beginnt, die anfangs ergebnislos zu verlaufen scheint, da die Entfernung zu groß ist.

Mir hat es immer leid getan, diese Tiere, die sich im Bewußtsein ihrer riesigen Kraft dem Menschen furchtlos nähern, ohne Notwendigkeit abzuschießen. Diesmal aber fand ich nicht den Mut, der Mannschaft die Schießerei zu verbieten; das Jagdfieber hatte sie zu sehr gepackt, zumal wir frisches Fleisch nur noch vom Hörensagen kannten. Welche Zähigkeit aber besaß dieses Tier, das,

Zappi und Mariano werden über Eisschollen und kleine Kanäle an Bord gebracht. Auf der Leiter Zappi, von „Krassin"-Leuten gestützt, Mariano im Vordergrund auf einer Tragbahre.

logramm, auf einem Stück Segeltuch zum Schiff, wo sie mit dem Kran an Bord genommen wurde. Mehr Zeit durften wir aber nun nicht mehr verlieren — mit der Bärenjagd hatten wir sowieso schon 45 Minuten vertrödelt — und mit Volldampf ging es wieder vorwärts.

Während der letzten Wache hatten wir, immer im Zickzack fahrend, sieben Meilen zurückgelegt. Das Eis war zwar in große Schollen gebrochen, so schwere Eisfelder aber, wie wir noch vor einigen Stunden angetroffen hatten, kamen nicht mehr vor.

Wir hielten Kurs auf die Insel Karl XII. Von Zeit zu Zeit mußte gelotet werden, da die Tiefen hier über 200 Meter nicht hinausgingen.

Ich blieb die ganze Nacht auf der Kommandobrücke und beobachtete mit großer Freude, wie gut wir jetzt vorwärts kamen. Die Temperatur stieg um 17 Uhr auf + 1,2° C — der richtige Polarsommer.

Der 12. Juli 1928 brach an.

Wer hätte ahnen können, daß gerade dieser Tag so reich an Ereignissen sein würde und daß der 12. Juli einer jener Tage werden sollte, die sich dem Gedächtnis für immer einprägen!

Um 0 Uhr hatten wir bereits die Insel Karl XII. passiert, und wir setzten nun unsere Fahrt durch die großen Eisschollen, die sich hier angesammelt hatten, ruhig fort.

Die Insel Karl XII., die sich nur 95 Meter über den Meeresspiegel erhebt und wie ein weit vorgeschobener Posten Nordostlands daliegt, trat, ebenso wie die nur eine halbe Meile von ihr entfernt gelegene kleine Insel Orabait, klar aus dem Eise hervor. Die Insel Broch, die sich schon früher gezeigt hatte, wurde bei der guten Sicht, die wir jetzt hatten, mehrfach gepeilt.

Während der ersten Wache waren wir wieder um sieben Meilen vorwärts gekommen, ein Ergebnis, mit dem ich unter den obwaltenden Umständen sehr zufrieden sein konnte. Wir hatten es jetzt erfreulicherweise mit einem Eise zu tun, das auch für den schwer verwundeten „Krassin" passierbar war. Aber wie die Eisverhältnisse auch sein mochten, für uns gab es jetzt sowieso nur noch die Losung: „Vorwärts!"

Immer näher kamen wir nun an die Stelle heran, an der wir hofften, die Malmgrengruppe zu finden.

Abwechselnd kletterten die Wachmannschaften den Großmast hinauf, um von der Ausguckтonne, dem „Krähennest", jeden einzelnen dunklen Punkt auf dem Eise aufmerksam zu verfolgen. Und wenn ein Matrose von seinem luftigen Sitz herunterkam, so stand schon ein anderer bereit, der so schnell wie möglich hinauf wollte.

Außer den Heizern und Maschinisten ist buchstäblich die ganze Besatzung auf dem Deck zusammengeströmt. Auf der Schiffsbrücke haben das ganze Kommandopersonal und die Journalisten Posto gefaßt, die übrigen drängen sich auf dem Vorderschiff zusammen. Wir befinden uns jetzt in der Zone, wo wir die Verunglückten antreffen können.

Alle blicken gespannt in die Ferne, suchen mit den Augen die weißen Eismassen ab. Ich habe eine Geldprämie ausgesetzt — und von den Vertretern der Sowjetpresse ist sie schnell noch erhöht worden — die dem zufallen soll, der als erster die drei Männer bemerkt. Die Prämie spielte aber hierbei gar keine Rolle. Alle waren in so gehobener Stimmung, die ganze Besatzung war derart von dem Wunsche beseelt, die Verunglückten auf jeden Fall zu entdecken, daß bald dieser, bald jener mit den Armen herumfuchtelte und behauptete, etwas gesehen zu haben. Wenn wir aber dann an den bezeichneten Punkt näher herankamen, dann war es entweder ein im Auftauen begriffener Eisblock oder eine schmutzig gewordene Scholle.

Von Zeit zu Zeit geben wir Sirenensignale. Immer wieder heult die Sirene auf und läßt ihre weithin dröhnende Stimme ertönen.

So fahren wir immer weiter durch die Schollen, die bald zur Seite gedrängt, bald nach unten gedrückt werden. Wie ein breites, schwarzes Band bleibt das Kielwasser des „Krassin" hinter ihm zurück.

„Ein Mensch! Ein Mensch! Ich sehe ihn!" schreit plötzlich der sonst so ruhige Steuermann Breinkopf, ganz rot vor Aufregung.

Wie ein elektrischer Funke geht es durch die auf dem Deck versammelte Menschenmenge. Die Ferngläser gehen in die Höhe, die Augen der andern verfolgen gespannt die angegebene Richtung.

Ja, dort bewegt sich tatsächlich eine Gestalt langsam über die Schollen, bleibt stehen und winkt, die Arme gehen in seltsamen Bewegungen auf und nieder. Trotz der großen Entfernung ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß es sich diesmal wirklich um ein menschliches Wesen handelt.

Unmöglich, das Gefühl der Freude und Begeisterung zu schildern, das uns alle ergriffen hatte. Nur eine kleine Anstrengung noch, und unsere Bemühungen werden belohnt. Jetzt zweifelt niemand mehr daran, daß uns unser Rettungswerk gelingen wird.

Um 5 Uhr 20 Minuten war der dunkle Punkt auf dem Eise zum ersten Male gesichtet worden, wir nahmen sofort Kurs darauf, und um 6 Uhr 40 Minuten hatten wir uns der kleinen Eisscholle bis auf 300 Meter genähert.

Wie sehr wir auch unsere Augen anstrengten, konnten wir doch nur zwei Gestalten entdecken: die eine rannte wie besessen hin und her, sprang auf die Eisblöcke und wieder herunter und fuchtelte mit beiden Armen in der Luft umher, um zu zeigen, daß der „Krassin" nicht näher kommen dürfe, wenn die Scholle nicht in tausend Stücke gehen solle. Die andere lag auf dem Eise, mit dem Gesicht nach oben, sich mit Kopf und Schultern zuweilen etwas aufrichtend, um dann immer wieder kraftlos zurückzusinken. Der Liegende streckte die Arme in die Höhe, als ob er sagen wollte: „Ich lebe auch, ich bin hier, auf der Scholle. Ihr müßt auch mich mitnehmen!"

Mit stummer Verwunderung staunten die beiden

Männer den Riesen „Krassin“ an, der wie ein deus ex machina vor ihnen aufgetaucht war und jetzt in einiger Entfernung bewegungslos vor ihren Augen dalag.

Wir bemerkten, wie die auf dem Eisblock stehende Gestalt das Fernglas an die Augen führte, dann beide Hände an den Mund legte und uns zuschrie: „Krassin! Welcome!“

Unser ruhiger, etwas behäbiger Steuermann Breinkopf, der Expeditionssekretär Iwanow, Dr. Srednjewski und mehrere Mann der Besatzung stiegen schnell über das Fallreep auf das Eis hinunter. Planken, Seile und eine Leiter wurden mitgenommen, um über die offenen Stellen und Eisblöcke hinwegzukommen, ebenso eine Tragbahre für den offenbar Verletzten. Ich kann bis heute noch nicht die dunklen Silhouetten der menschlichen Gestalten vergessen, die jetzt über das Eis vorstürmten, um den Leuten auf ihrer Scholle so rasch wie möglich zu Hilfe zu kommen, die aber trotz aller Mühe und Anstrengung nur sehr langsam vordringen konnten, da das Eisfeld sich bereits stark aufgelockert hatte und von Rinnen und Rissen durchzogen war.

Als sie schließlich die nur 10 mal 8 Meter große Eisscholle erreicht hatten, fanden sie darauf zwei Männer vor. Iwanow, der als erster vorausstürmte, stürzte auf die auf dem Eise stehende Person zu. „Malmgren?“ fragte er.

„Nein, Kommandant Zappi.“

„Und wo ist Malmgren?“ — Zappi sagte etwas auf Italienisch und deutete mit der Hand nach unten, unter die Scholle.

Zappi war ein großer, kräftiger Mann, in abgetragener, schmuddliger Polarkleidung, und trug einen dichten Vollbart. Der andere, der sich später als Kommandant Mariano erwies, lag auf einer zerfetzten Decke in einer Eismulde und konnte vor Schwäche nicht sprechen, nur seine Augen glänzten fiebrig in dem schmalen, abgemagerten, von einem rötlichen Barte umrahmten Gesicht.

Auf der benachbarten Scholle, die durch eine schmale Rinne abgetrennt war, lag ein Paar Hosen, von denen ein dünner Bindfaden auf die Hauptscholle führte. Aus Leinwandfetzen waren darauf in englischer Sprache die Worte zusammengesetzt: „Help food. Zappi, Mariano. (Wir brauchen Nahrung. Zappi, Mariano.)“

Mariano wurde auf die Tragbahre gelegt und über die Eisblöcke und Rinnen hinweg vorsichtig zum Schiff befördert, wahrlich keine leichte Arbeit, da die offenen Stellen immer überbrückt, hohe Eisblöcke mit der Leiter erklommen werden mußten. Zappi behauptete, kräftig genug zu sein, und verzichtete auf fremde Hilfe.

Langsam und vorsichtig bewegte sich die Karawane in der Richtung auf das Schiff zu. Hier angekommen, wurde die Tragbahre mit Mariano an Bord genommen, während Zappi, sich fest an das Halteseil anklammernd, selbständig das Fallreep hinaufstieg, an dessen Ausgang ich gerade stand.

Als ihm jemand sagte, daß ich der Führer der Expedition sei, stürzte er auf mich zu, ergriff mit beiden Händen meine Hand und hielt sie lange fest, indem er mir mit einem Blicke ganz besonderer, inniger Dankbarkeit in die Augen sah. Gleichzeitig umklammerte Mariano, dessen Tragbahre hinter mir auf dem Deck stand, mit der linken Hand mein Bein, als wollte er wenigstens auf diese Weise seiner Erkenntlichkeit Ausdruck geben. Ich wandte mich um und blickte in das Gesicht Marianos, dessen Ausdruck ich nie vergessen werde. Aus seinen Augen leuchtete tiefe Freude, und sein sympathisches, zerquältes Gesicht erstrahlte in dem kindlich-glückseligen Lächeln eines Menschen, der unerwartet ins Leben zurückkehrt, dessen Leiden jetzt zu Ende sind und der nun im Kreise seiner Freunde und Retter langsam wieder zum Bewußtsein kommt. Ich streichelte ihm die Hand, und wenn ich mich vor der um uns herumstehenden Menschenmenge nicht geniert hätte, so hätte ich mich über ihn gebeugt und diesen glückseligen Menschen geküßt. Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und vor Aufregung konnte ich kein Wort hervorbringen. Wir alle durchlebten unvergeßliche Augenblicke höchster Menschenfreude, denn jetzt wußte ich wirklich, daß das größte Glück des Menschen darin besteht, einen andern dem Tode zu entreißen.

Spruch

Was du tust, mag allerwegen
Noch den andern nützlich sein;
Aber wie du's tust allein,
Bringt's dir selbst Fluch oder Segen.

Einer unserer Heizer trat an mich heran, verschwitzt, das Gesicht mit Kohlenstaub bedeckt, so wie er aus dem Heizraum kam. „Also sind sie doch gerettet worden!“ sagte er lächelnd, und ich war über die zwei hellen Furchen, die die herabrollenden Freudentränen auf seinem kohlebedeckten Gesicht zurückgelassen hatten, keineswegs erstaunt.

Mariano wurde unter Aufsicht des Doktors Srednjewski in das Lazarett gebracht; Zappi, den ich aufgefordert hatte, mit mir in die Messe hinunterzugehen, schwankte mit seinen geschwächten Beinen schwerfällig über das Deck und stolperte die Treppe hinunter wie ein Mensch, der infolge langer Krankheit das Gehen verlernt hat.

Zappi hatte sich in einen tiefen Sessel fallen lassen und rutschte fieberhaft und nervös darin umher. Ich setzte mich zu ihm, und nun begann er schnell zu erzählen (Zappi sprach gut Englisch und Französisch), welche Entbehrungen sie durchgemacht hätten und daß sie schon dreizehn Tage ohne Nahrung gewesen seien.

Ich unterbrach ihn: „Und Malmgren, wo ist denn Malmgren?“

„C'était un homme!“ sagte Zappi. „Vor einem Monat ist er gestorben“, fügte er nach einer kleinen

Weile hinzu. „Geben Sie mir etwas zu essen! Ich bin sehr hungrig."

Ich zog Doktor Srednjewski zu Rate, der zunächst nur etwas Kaffee und einige Biskuite erlaubte. Nach einigen Minuten stand alles auf dem Tisch. Zappi fiel sofort darüber her, und in wenig Augenblicken war alles vertilgt. Dann bat er um mehr. Einige Biskuite, die ihm noch gereicht wurden, waren jedoch für den Ausgehungerten zu wenig, er verlangte nach festerer Nahrung. Doktor Srednjewski erhob jedoch Einspruch und verbot ihm, weiter zu essen.

„Wieso denn", scherzte Zappi, „ihr habt uns vom Hungertode errettet, und jetzt wollt ihr uns auf einmal nichts zu essen geben?"

Danach setzte Zappi zwei Telegramme auf, eins an seine Mutter, das andere an das Marineministerium in Rom.

(Schluß folgt)

Ein junger Pferdefütterer / Phot. Eduard Schlochauer, Berlin.

Buch und Jugend

Zum Tage des Buches am 22. März 1930

Zum ersten Male war im vergangenen Jahre Goethes Todestag, der 22. März, in ganz Deutschland dem Buche gewidmet, und auch in diesem Jahre werden wir einen Tag des Buches haben, der diesmal — und das ist ein besonders schöner Gedanke — vor allem der Jugend gehören soll. Am schönsten wäre es wohl, wenn zu diesem Tage jeder deutsche Junge sich auch wirklich ein gutes Buch oder auch nur ein Büchlein bestellen dürfte, so daß der Tag des Buches jedem ein froher Festtag würde.

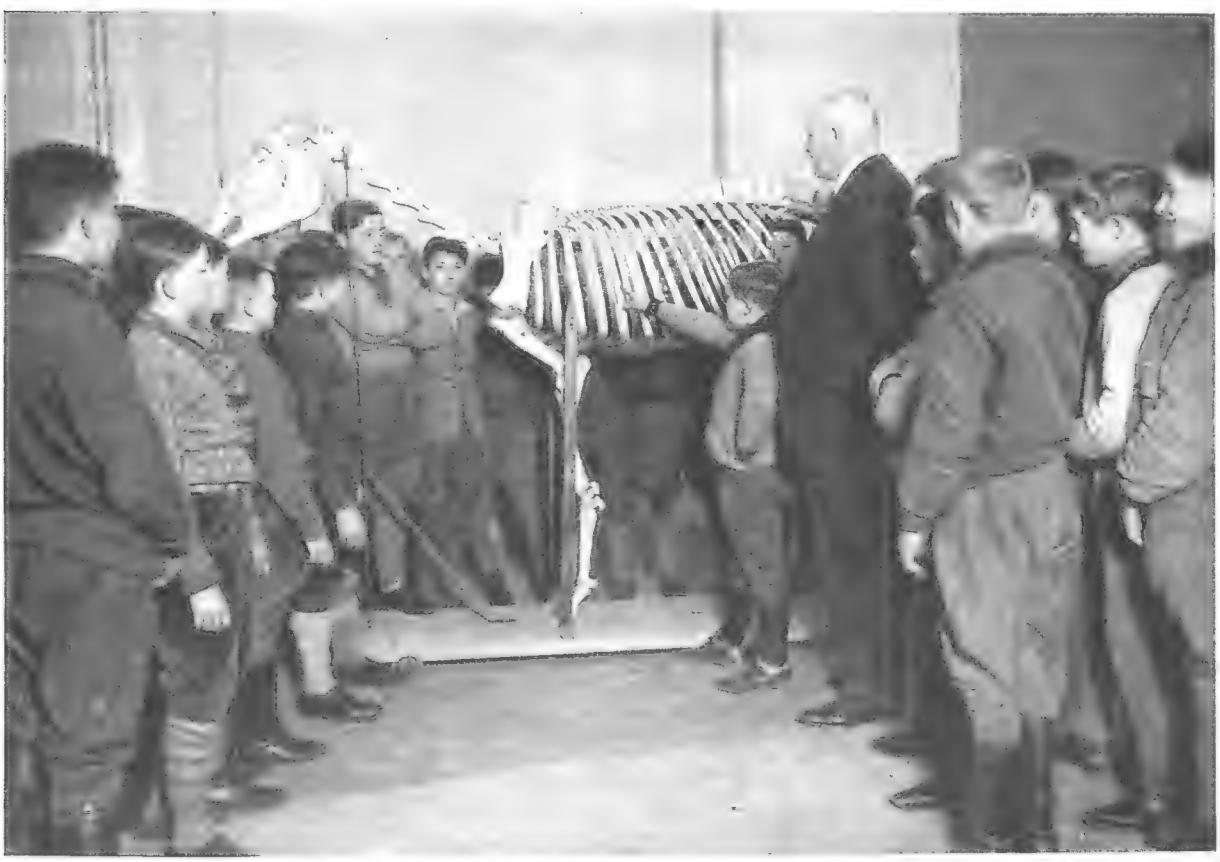
Es läßt sich ja wohl nicht leugnen, daß in der Gegenwart weniger gelesen wird als früher. Recht viele Menschen haben keine Zeit mehr, Bücher zu lesen, oder sie behaupten es wenigstens. Es gibt nicht mehr so viele stille Mußestunden wie einst, als Vater oder gar Großvater noch jung waren. Die älteren Menschen sind mehr von Berufsorgen, von der Last der Tagesarbeit in Anspruch genommen, als das im allgemeinen früher der Fall war. Sie sind oft zu müde zum Lesen. Und die Jugend hat so viel anderes, was sie fesselt; viel mehr als einstmals bewegt sie sich in der freien Luft, sie wandert, treibt Sport, vor allem auch im Winter, hört Radio, bastelt, und mancher brave Junge muß schon frühzeitig zu Hause mitsorgen, so daß ihm nicht viel freie Zeit übrigbleibt. Im ganzen darf man aber doch wohl sagen, daß unsere Jungen auch jetzt noch gerne lesen, vielleicht mehr als die Erwachsenen, und es ist ganz allgemein üblich, daß zu Weihnachten oder am Geburtstag auch ein Buch auf dem Gabentisch liegt, nach dem gar mancher zuallererst greift. Es wäre traurig, wenn dem nicht so wäre, wenn eine Zeit käme, in der die Jugend am Buch vorüberginge; denn das, was da aus den schön gebundenen Bänden zu uns spricht, ist eine besondere Welt für sich, eine Welt, aus der, wenn wir nur die richtigen Bücher in unsere Bücherei stellen, viel Licht und Freude in unsern Alltag hereinstrahlen kann, eine Welt, in die wir uns aus den kleinen und vielleicht auch großen Sorgen, die uns manchmal bedrücken, jederzeit flüchten können.

Es steht ja ganz in unserer Wahl, wen wir uns zum Gefährten unserer stillen Stunden wählen wollen. Da sprechen zu uns an gemütlichen Winterabenden die Großen aller Zeiten, die uns sagen, was sie vom Leben gedacht, wie sie ihr Leben gelebt haben. Sie führen uns in das unermeßliche Reich der Gedanken; die schöpferische Phantasie unserer Dichter erzählt uns von dem, was sich „nie und nirgends hat begeben" und was doch in einem höheren Sinn wirklicher ist als das kleine Treiben des Alltags, das uns oft nur allzu wichtig erscheint. Wenn wir wollen, so können wir mit ihnen in die Vergangenheit reisen, die sie dem geistigen Auge neu erstehen lassen. Wie gerne läßt sich gerade die Jugend über die Erde hinführen in ferne, fremde Länder, über das Weltmeer und durch die Wüste, wie gerne hört sie erzählen von fremden Völkern und von bunten Abenteuern kühner Forscher, von großen Kapitänen und

von Kriegshelden! Man braucht ja nicht gerade ein Bücherwurm zu sein, der über der Druckerschwärze das praktische Leben vergißt, aber man sollte sich doch einmal vergegenwärtigen, wie arm und in vieler Hinsicht inhaltleer unser Leben wäre, wenn wir nicht unsere Bücher hätten, wie viele frohe Stunden sie uns bereiten, was wir alles aus ihnen lernen können. Auch wer mehr Freude an praktischen Dingen, am Basteln und an Handfertigkeiten hat, wer sich besonders zur Technik, zur Physik oder zur Chemie hingezogen fühlt, wird seine kleine Büchersammlung nicht entbehren können; bei ihr wird er sich immer wieder Rat holen, und er wird seine Lieblingswissenschaft erst dann recht verstehen, wenn er sich auch in ihre Geschichte, in das Leben, Denken und Erfinden ihrer großen Vertreter aus der Vergangenheit vertieft. Jeder weiß ja selbst am besten, was für Bücher er lesen möchte, wie er sich seine Bibliothek zusammenstellen will; und er wird seinen Stolz darein setzen, daß er nur gute Bücher zu seinen Gefährten wählt.

Man kann über den Geschmack streiten; der eine zieht dieses, der andere jenes Buch vor. Darüber aber, was ein gutes und was ein schlechtes Buch ist, kann man nicht verschiedener Meinung sein. In dieser Beziehung hat jeder Mensch und auch jeder Junge ein gesundes Empfinden, und er sollte diesem immer folgen und nicht Bücher lesen, die er heimlich lesen muß, von denen nicht jeder wissen darf. Nie wird ein rechter Junge die Lust am abenteuerlichen Buch verlieren, aber er muß genau wissen, wo das Abenteuer ihm in einer Form erzählt wird, die gegen den guten Geschmack verstößt, wo die spannende Lektüre aufhört und die Hintertreppenliteratur beginnt. Nach allem Rohen und Verlogenen sollte ein gesund empfindender Junge die Hand nicht ausstrecken; er sollte es liegen lassen. Schon aus Selbstachtung muß er sagen, daß das nichts für ihn ist. Die innere Sauberkeit ist mindestens ebenso wichtig wie die äußere. Wenn ein Buch auch nur wertlos ist, wenn es weiter „nichts schadet", wie man so oft meint, insofern schadet es doch, als es uns abgehalten hat, in der Zeit, in der wir uns mit ihm beschäftigt haben, etwas Gutes zu lesen, von dem wir Nutzen und Gewinn und eine reinere Freude erfahren oder durch das wir uns, wie man zu sagen pflegt, „gebildet" hätten.

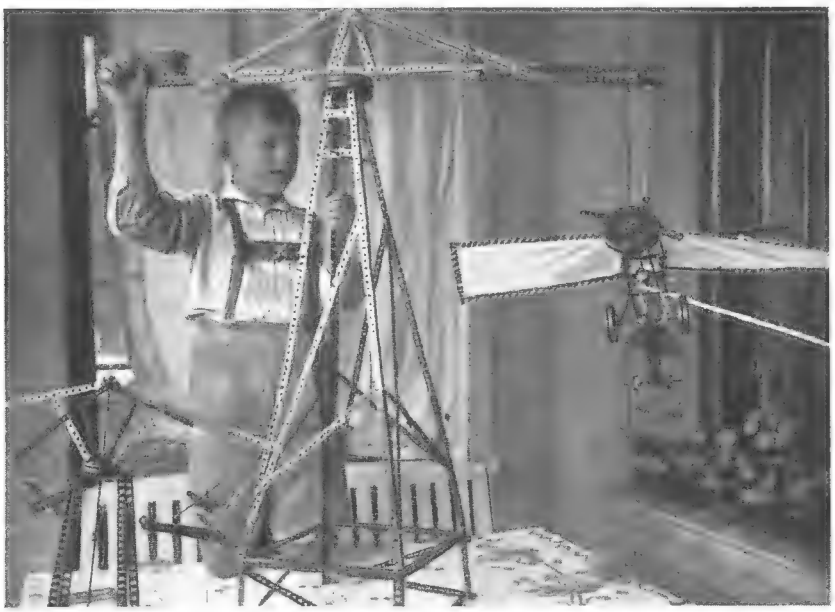
„Sich bilden", das ist eigentlich das Ziel, das wir beim Lesen anstreben sollen. Jedes gute Buch „bildet" uns. Wir müssen das Wort, das wir hier absichtlich in Anführungszeichen setzen, in seinem richtigen und umfassenden Sinn verstehen; dann sind nicht nur die Bücher bildend, die uns im engeren Sinn des Wortes „belehren". Goethe sagt einmal: „Die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte;



Auch die Jockei-Lehrlinge des Gestüts Hoppegarten bei Berlin sind, wenigstens im Winter, zum Besuch der Fortbildungsschule verpflichtet, wobei natürlich besonderer Wert auf ihre körperliche Ertüchtigung und ihre hippologischen Kenntnisse gelegt wird. Unser Bild zeigt die Lehrlinge beim Unterricht über die Anatomie des Pferdes / Atlantik-Presse-Photo, Berlin.

dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht." In jedem von uns sind viele Möglichkeiten; im Wesen vor allem des jungen Menschen liegen die Keime für seine Zukunft, aber es sind eben nur erst Keime, die gepflegt, die zur Entfaltung gebracht werden müssen. Zunächst ist noch alles unfertig, aber es wartet darauf, daß es aus dem Formlosen in die Form gebracht, „gebildet" werde. Die Erzieher suchen das zu bilden, was im jungen Menschen veranlagt ist, und dieser selbst kann an sich bilden. Wohl bildet das Leben an uns, aber ganz besonders „bildend" in diesem Sinn wirken die Bücher, die wir lesen. Wie der Pflanzensame, der in der Erde ruht, zu seiner Zeit Sonnenschein, Wärme, Luft und Wasser braucht, um sich richtig zu entfalten, so brauchen wir ganz besonders in der Jugend alles das, was uns an Schönem und Gutem, an ewigen Wahrheiten, an großen Vorbildern echten Menschentums und schließlich auch an praktischen und nützlichen Kenntnissen aus den Büchern zufließen kann, um die Keime, die in uns liegen, zur Entfaltung zu bringen. Alles, was wir in der Jugend lesen, bildet und formt an uns und wird einmal im Leben seine Früchte tragen, im Guten wie im Bösen. Sind wir uns dessen bewußt, so werden wir uns bei der Wahl dessen, was wir lesen, immer selbst richtig beraten können, und wir werden uns bei jedem Buch, das wir in die Hand nehmen, fragen, inwieweit es unser Leben reicher und inhaltvoller macht, welche unserer Charaktereigenschaften und Fähigkeiten dadurch in uns ausgebildet, gefördert werden.

Der Tag des Buches wird für unsere Jugend und damit zugleich auch für die Zukunft unseres Vaterlandes in rechter Weise fruchtbar sein, wenn wir die Wünsche, die wir bei dieser Gelegenheit für die Vervollständigung unserer Büchersammlung aussprechen dürfen, durch diesen Gesichtspunkt bestimmen lassen.



Im Zeichen der Technik / Eingesandt von Kamerad Goedecke, Aussig an der Elbe.

Die Aufnahme des Kinoamateurs

(Schluß)

Im allgemeinen wird es anfangs wohl so sein, daß der Amateur etwas viel und unterschiedslos aufnimmt. Nach kurzer Zeit aber lernt er erkennen, was sich zur Aufnahme eignet und lohnt und was nicht. Vor allem: Nicht zu lange Szenen drehen! Es ist erstaunlich, wieviel sich auf 3 bis 5 Meter Normalfilm oder auf 2 bis 3 Meter Schmalfilm festhalten läßt. Sogar noch kürzere Szenen können überaus reizvoll wirken.

Unbewegte Gegenstände, wie Architekturen, eignen sich nur in seltenen Fällen, werden aber mitunter, zum Beispiel bei Reisefilmen, nicht zu umgehen sein. Im übrigen: Lebendes mit der Kinokamera einfangen! Ein an sich bedeutungsloser Wasserfall kann im lebenden Bilde eine kleine Offenbarung werden.

Sehr schnell bewegte Gegenstände sollen nicht so aufgenommen werden, daß die optische Achse der Kamera senkrecht zur Bewegungsbahn liegt. (Die optische Achse ist eine Linie, gedacht von der Mitte des Bildes durch die Mitte des Objektivs nach dem Aufnahmegegenstand führend.) Abbildung 2 zeigt uns, daß für die Kamera der innerhalb einer bestimmten Zeiteinheit zurückgelegte Weg größer, die Schnelligkeit also größer ist als bei Abbildung 3. Deshalb ist für die Aufnahme eines Wettlaufes auf der Bahn der Platz eingangs oder ausgangs der Kurve der beste. Allerdings gelten diese Betrachtungen in erster Linie nur für die Kamera, die, lediglich für Handantrieb vorgesehen, vom Stativ aus bedient werden muß. Zwar läßt sich auf diesem ein Panoramakopf (Abbildung 1) anbringen, der ein Schwenken der Kamera ermöglicht und es so gestattet, bewegte Gegenstände zu verfolgen und im Bildfeld zu behalten, aber bei sehr schnellen Bewegungen ist diese Einrichtung nicht mehr ganz von der Hand des Kinoamateurs zu beherrschen. Hier tut der in der freien Hand zu haltende Federwerkapparat bessere Dienste. Er ist gewissermaßen eine Ergänzung des Auges, das den Bewegungen viel besser folgen kann als der bestgebaute Panoramakopf. Mancher wird vielleicht annehmen, daß Freihandaufnahmen mit der Kinokamera nicht vollkommen sein können, nachdem er von der Notwendigkeit sehr stabiler Stative gehört hat. Es ist aber zu bedenken, daß, wie eben dargelegt, die Federwerkkamera eine Ergänzung des Auges ist und Kinematogramme, mit dieser Art Kamera aufgenommen, genau dieselben Bilder entstehen lassen, wie wir sie mit dem Auge wahrzunehmen

gewohnt sind. Deshalb stört uns ein Schwanken des Bildes in keiner Weise, denn es zeigt sich lediglich an den unwichtigen Stellen des Bildes, die wir nur halbbewußt empfinden.

Bei Gruppenaufnahmen ist es wichtig, den Platz so zu begrenzen, daß alle Teilnehmer gleichzeitig im Bildfeld sind. Nur in Ausnahmefällen kann von dieser Regel abgewichen werden. Am besten wird die Szene, wenn das möglich ist, geprobt und durch den Sucher beobachtet. Dabei muß sich der Kinoamateur auch als Regisseur betätigen, Anweisungen für die Haltung geben, die Bewegungen überwachen und dergleichen mehr. Die Begrenzung des Platzes erfolgt durch unauffällige Merkmale, zum Beispiel Steine, über die hinaus die Handelnden nicht gehen dürfen. Ferner sind die übrigen Erfordernisse der photographischen Aufnahmetechnik zu beachten. Es darf nicht zu viel Vordergrund im Bilde sichtbar sein, die Kamera muß zur Vermeidung sogenannter stürzender Linien gerade stehen (wenn sie schief steht, so würde beispielsweise ein Quadrat als Trapez abgebildet), doch stören, wie zu erwähnen nicht unwichtig ist, die stürzenden Linien beim Kinobild nicht so sehr wie bei der Photographie, wenn es sich etwa darum handelt, einen Kirchturm von der Spitze bis unten durch entsprechende Führung der Kamera aufzunehmen. Die Sonne darf nicht unmittelbar in das Objektiv strahlen, es ist möglichst zu vermeiden, daß sich einzelne Personen im Schatten und andere in der Sonne befinden. Die Spielenden sind zu ermahnen, sich so zu bewegen, wie sie es sonst gewohnt sind, sie sollen auch nicht starr in das Objektiv sehen. Wenn dann mittels Belichtungsmessers oder Tabelle die Belichtung bestimmt ist, kann die Aufnahme beginnen, und zwar soll das Spiel selbst etwas eher beginnen, als die Kamera in Betrieb gesetzt wird, damit der „Einsatz" nicht bemerkbar ist. Unter Umständen muß ein zu spätes Beginnen später beim Film durch „Beschneiden" der betreffenden Szene richtiggestellt werden.

Den Federwerkkameras ist es zu danken, daß in Zukunft der Besitzer der Kamera auch ein lebendes Bild von sich selbst herstellen kann. Das ist ganz einfach. Der Apparat muß allerdings auf ein Stativ geschraubt werden, und die Begrenzung der Szene ist besonders sorgfältig vorzunehmen, da er seine Beweglichkeit verliert. Dann wird der Auslöseknopf des Federwerkes eingedrückt und durch eine bei den meisten Kinokameras vorhandene Vorrichtung festgehalten; die Aufnahme beginnt, und der Filmamateur kann sich selbst mit auf die Szene begeben und an der Handlung teilnehmen. Er soll dabei nicht von vorn, sondern von der Seite in das Bildfeld eintreten. Manche Kameras besitzen einen sinnreich ausgestatteten Selbstauslöser, der bewirkt, daß die Kamera erst etwa eine halbe Minute, nachdem der Knopf eingedrückt worden ist, zu arbeiten beginnt. Es ist mit einer solchen Kinokamera durchaus denkbar, daß man sich als „Alleinwanderer" auf einer Reise inmitten der schönsten Punkte, die anzutreffen sind, selbst filmt.

Briefmarken-Kamerad

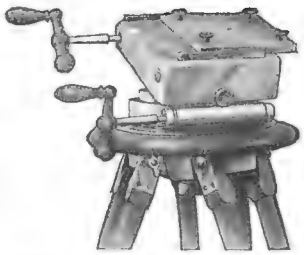


Abb. 1. Panoramakopf für berufliche Zwecke zum seitlichen und senkrechten Bewegen der Kinokamera mittels Schnecken- oder Zahnbetriebs. In einfacher Ausführung auch für Amateure erhältlich.

Belgisch-Kongo. Zugunsten der Eingeborenenkinder erschien eine Wohlfahrtsreihe: 10 + 5 Cent. ziegelrot Nationalstiftung für Kinder; 20 + 10 Cent. braun Kinderschutz; 35 + 15 Cent. grün Ärztlicher Dienst; 60 + 30 Cent. violett Ärztliche Hilfe; 1 Fr. + 50 Cent. karmin Impfung; 1.75 Fr. + 75 Cent. blau Lungenheilstätte; 3.50 + 1.50 Fr. lilarot Kinderpflege; 5 + 2.50 Fr. hellbraun Chirurgische Klinik; 10 + 5 Fr. graublau Kinderschule.

Island feiert 1930 das tausendjährige Bestehen seines Parlaments, das als das älteste der Welt gilt. Aus diesem Anlaß erschien eine große Gedenkreihe, die in der Ausführung einen altertümlichen holzschnittartigen Eindruck macht: 3 Aurar violett Althingsgebäude (Parlament) in der Hauptstadt Reykjavik; 5 A. blau Wikingerschiff im Sturm; 7 A. grün Lager der ersten germanischen Einwanderer; 10 A. lila Auswerfen des Schiffskiels, eine alte Wikingersitte (wo der Schiffskiel ans Land getrieben wurde, da landeten die Seefahrer); 15 A. dunkelblau feierliche Besitzergreifung des Landes durch Schwur am offenen Feuer; 20 A. zinnober Ritt zum Thing; 25 A. braun Männer schleppen einen Baumstamm heran, wodurch die Holznot Islands versinnbildlicht werden soll; 30 A. grün Thingvellir, die Stätte des ersten Parlaments; 35 A. blau Isländerin in Nationaltracht; 40 A. die isländische Flagge: rotweißes Kreuz auf blauem Felde, sonst grün; 50 A. braun Tagung des Things in alten Zeiten;

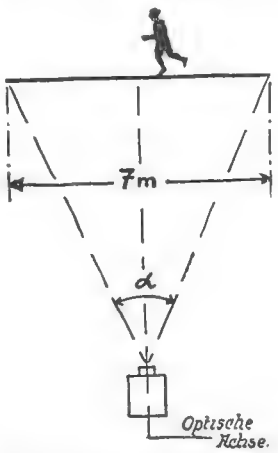


Abb. 2. Die von der Kinokamera erfaßte Strecke ist 7 m lang. Bewegung senkrecht zur optischen Achse, deshalb ist bei schnellen Bewegungen sogenannte „Bewegungsunschärfe" zu befürchten, wenn, wie bei den meisten Amateurkinokameras, die Belichtungszeit fest auf etwa 1/35 Sekunde eingestellt ist.

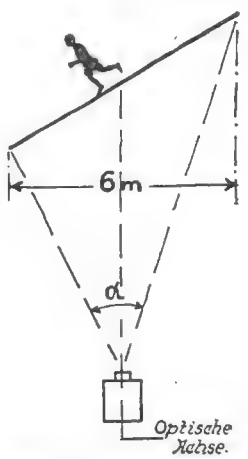


Abb. 3. Die Laufstrecke ist zwar 7 m lang, wird aber von der Kinokamera nur als 6 m lange Strecke gesehen. Günstige Stellung zur Vermeidung der Bewegungsunschärfe; der Winkel α ist kleiner als in Abb. 2.

1 Krona grün Landkarte von Island; 2 Kr. grün isländischer Bauernhof; 5 Kr. gelb Isländerin bei der Heimarbeit; 10 Kr. rot Schwur zu Thor. Außer dieser Reihe wurde noch eine Flugpostmarke zu 10 Aurar ausgegeben. Darstellung: Falke, Farbe: blau, Format: Dreieck. Diese Marken wurden für den amtlichen Verkehr mit dem Aufdruck „Pjonustumarki" versehen.

Italien. Anläßlich der Hochzeit des italienischen Kronprinzen Humbert mit der belgischen Prinzessin Maria Josephine wurde eine kleine Reihe mit dem Bildnis des fürstlichen Paares ausgegeben: 20 Cent. zinnober, 50 + 10 Cent. schwarzbraun, 1.25 L. + 25 Cent. blau. Der Zuschlag auf den beiden letzteren Werten kommt dem Roten Kreuz zugute. Format: liegendes Rechteck.

Luxemburg. Infolge Änderung der Postgebühren wurden verschiedene Überdruckprovisorien ausgegeben: 10 auf 30 Cent. grün, 75 auf 90 Cent. rot, $1^3/_4$ auf $1^1/_2$ Fr. blau.

Niederlande: Neuer Nachportowert: 9 Cents hellblau.

Österreich. Infolge der am 1. Januar 1930 eingetretenen Portoerhöhung wurde der Wert zu 16 Groschen aus der neuen Bilderreihe zurückgezogen und dafür in gleicher Farbe (grau) und gleicher Darstellung (Dürnstein an der Donau) ein Wert zu 20 Gr. ausgegeben.

Rumänien. Ergänzungswert zur neuen Dienstreihe: 25 Lei weinrot.

Rußland. Zum Zwecke sozialistischer Propaganda wurden zwei Marken ausgegeben. Die eine zu 20 Kop. grün mit Hochöfen und Maschinen trägt die Inschrift: „Mehr Metall, mehr Maschinen!" Die andere zu 28 Kop. violett, gleichfalls mit Hochöfen und graphischer Statistik über die Eisenerzeugung, besagt: „Sozialistischer Wetteifer".

Türkei. In der latinisierten Reihe neuer Wert: 50 Kurus karmin und schwarz Kemal Pascha.

* * *

Die Briefmarkenneuheiten des Jahres 1929. Im vergangenen Jahre wurden 1380 neue Marken ausgegeben, das sind 220 weniger als 1928. Die meisten Marken hat das Jahr 1920 hervorgebracht, nämlich 2600. Seitdem die Zeit der Inflationen zu Ende gegangen ist, kehren auch auf philatelistischem Gebiete geordnetere Verhältnisse wieder.

Die älteste Briefmarke. Die erste Briefmarke ist bekanntlich die von England ausgegebene 1-Penny-Marke schwarz. Diese Marke wurde am 6. Mai 1840 offiziell in Umlauf gesetzt. Es scheint allerdings, daß auf dem einen oder andern Postamt diese Marken schon einige Tage früher zur Frankatur verwendet wurden. Das früheste zur Frankatur benutzte Stück findet sich auf einem vom Seebad Bath nach London adressierten Brief vom 2. Mai 1840. Es ist also vier Tage vor dem offiziellen Ausgabetermin postalisch gebraucht worden. In England, wo von jeher alles Seltsame gerne gesammelt wird, werden solche ungewöhnlichen Seltenheiten hoch gewertet. Daher konnte der Umschlag mit dieser ersten postalisch gebrauchten Marke unlängst auf einer Londoner Auktion den Betrag von fünfzig Pfund, also rund tausend Mark, erzielen. Der durchschnittliche Wert der 1-Penny-Marke beträgt heute etwa fünf Mark.

Auflösung der Zusammensetzaufgabe von Seite 448.

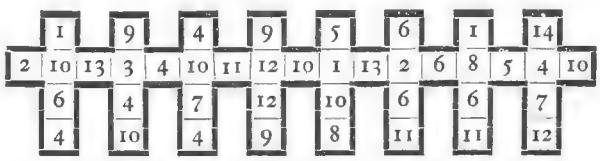
Volkes Gunst

Nach dem Einzug der verbündeten Truppen in Paris im Jahre 1814 versuchten die Pariser, die auf der Vendômesäule stehende Statue Napoleons herabzuwerfen. Eine Kompanie russischer Grenadiere erhielt den Befehl, die zerstörungswütige Menge zu zerstreuen und das Standbild des Kaisers zu schützen. Kaiser Alexander von Rußland ließ es dann als einziges Beutestück nach Petersburg bringen.

Als Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba wieder in Paris einzog, wurde er von einer Abordnung der Stadt begrüßt, die unter anderm auch ehrerbietig fragte, was nun auf der Siegessäule errichtet werden sollte. „Eine Wetterfahne", gab Napoleon kurzerhand zur Antwort.

*

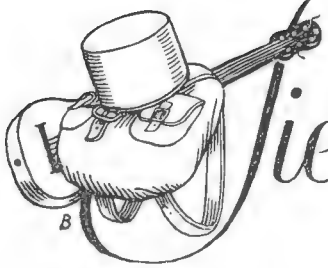
Zaunrätsel



Wenn an Stelle der Zahlen die richtigen Buchstaben gesetzt werden, ergeben die senkrechten Reihen folgende Begriffe: 1. Gesangstück, 2. deutscher Strom, 3. Laubbaum, 4. männlicher Vorname, 5. Spinnereierzeugnis, 6. Sumpfvogel, 7. Würzpflanze, 8. luftige Wohnstätte. Die Buchstaben der waagrechten Latte bezeichnen eine bekannte Operette.

Auflösung des Bilderrätsels von Seite 448:

Man drehe das Bild nach rechts und betrachte es von der ursprünglichen linken Seite, so wird man das Waldmännlein in Weiß am Fuße der beiden Tannen erblicken.



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Die Schule war wieder in ihre Rechte getreten und Hans achtete sehr darauf, daß keiner der Jungen der Gruppe wegen etwa das Faulenzen anfing. Gerade jetzt, sagte er, müsse jeder von ihnen alle Kräfte anspannen, damit die Eltern der Jungen auch sähen, daß sie dankbar seien, dankbar dafür, daß ihnen in der Gruppe so viel Freiheit gegeben wurde, und damit die Eltern die Teilnahme an Fahrten und Nestabenden erlaubten.

Ja die Nestabende, auf die freuten sich die Jungen bald ebensosehr wie auf die Fahrten. Wohl wurden auf diesen Abenden auch lustige Dinge erzählt und vorgelesen, es wurde Unsinn getrieben und getobt, aber meistens sorgte Hans doch dafür, daß der Ernst das Tragende dabei war, und bald war den Jungen das lieber als die laute Lust. Hans wollte die Jungen dahin bringen, daß sie in strenger Forderung an sich selbst bemüht waren, Geist und Charakter zu bilden. Hans zwang die Jungen zum Nachdenken über Dinge, an denen sie sonst vorbeigelebt hätten, und er hatte die Freude, zu sehen, daß sie bald schon selbst alles viel bewußter erlebten und durchdachten.

An einem solchen Nestabend begab sich folgendes. Ein Lied war gesungen worden, traulich brannte die alte Petroleumlampe auf Hansens Bude, die Stühle der Sieben standen im Kreise, in dessen Mitte, wie immer, Pauper lag. Die Jungen blickten auf Hans, voll Erwartung, wovon er wohl heute beginnen würde. Eine kleine Weile schwieg Hans noch. Es war, als koste es ihn Überwindung, mit dem Sprechen anzufangen. Dann aber faßte er die Hand Ullos, der neben ihm saß, und gab sich einen Ruck. „Sagt einmal, Leute, wie würdet ihr einen Mann nennen, der sein Ehrenwort bricht, oder einen, der, schlimmer noch, unter Ehrenwort eine bewußte Lüge ausspricht?"

„Einen Lumpen!" — „Einen Jammerlappen!" So und ähnlich klang es aus dem Kreise zurück.

„Gut. Und könntet ihr wohl der Freund eines solchen Menschen sein oder bleiben?"

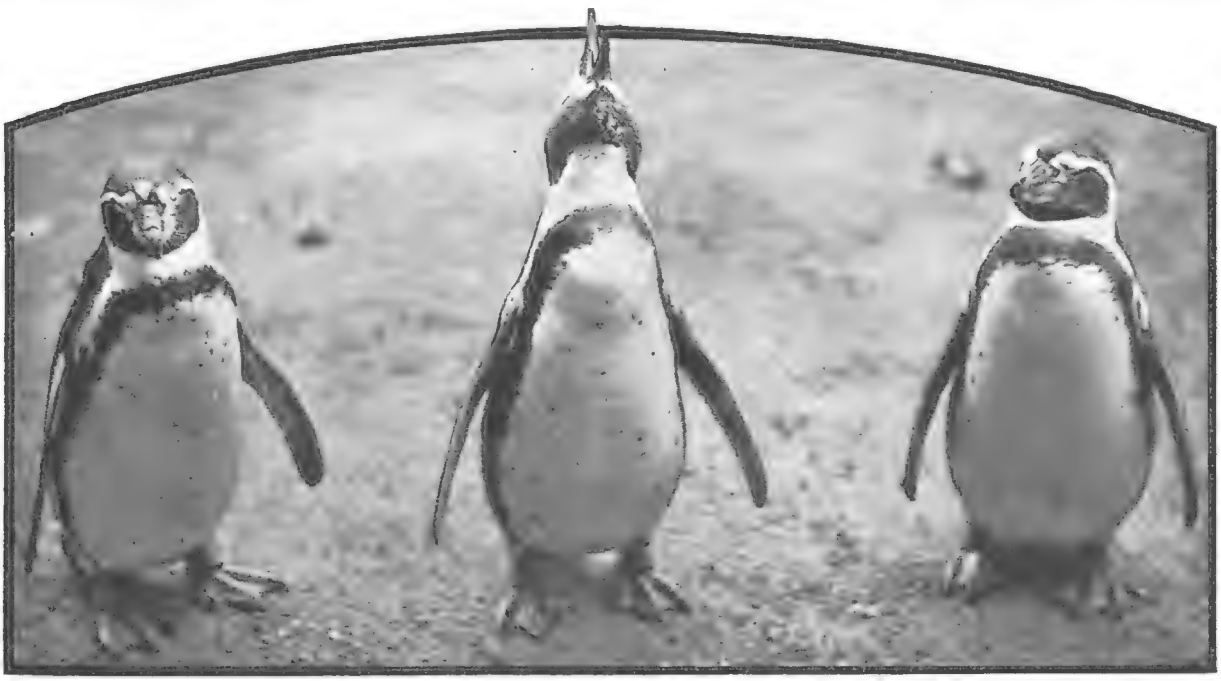
„Nein." — „Ausgeschlossen!"

„Nun, Jungen, solch ein Jammerlappen, wie Albrecht sich ausdrückte, ist unter uns."

Den Jungen wurde unheimlich zumute. Vielleicht — irgendwie — hatte man selbst . . . Jeder dachte beklommen nach, ob er so etwas wohl irgendwann einmal getan habe. Eine bedrückende Stille herrschte im Raum. Der wird sicher aus der Gruppe gekippt, der das getan hat, dachte jeder. Keiner war ganz seiner sicher.

Dann fuhr Hans fort: „Besagter Jammerlappen — bin ich!"

„Du schwindelst." — „Was soll der Unsinn, Hans?"



Sind wir nicht eine reizende Gesellschaft? Die Pinguine wirken durch ihre menschenähnlichen Stellungen und Bewegungen immer sehr drollig / Phot. Eduard Schlochauer, Berlin.

„Das ist leider weder Schwindel noch Unsinn. Seit der Geschichte, zu deren Andenken ich den Dolch des Zigeuners aufbewahre, neigt ihr alle samt und sonders dazu, in mir eine Art Helden und Halbgott zu sehen. Zu diesem Götzenkult liegt durchaus kein Grund vor. Es ist geradezu ein Gebot der Anständigkeit von mir, zuzugeben, daß ich solch ein vorhin gekennzeichneter Jammerlappen bin. Aber zu der Frage, ob ihr der Freund eines solchen Menschen bleiben könntet, hat Karlheinz sich noch gar nicht geäußert. Ich möchte gerne wissen, was er für sich behielt."

Karlheinz begann: „Die Frage kam zu unerwartet. Ich denke nicht so schnell; aber wenn ich's überlege, ist das so: ich könnte wohl kaum der Freund eines solchen Menschen werden; bin ich aber jemands Freund, so könnte er, glaube ich, tun, was es nur irgend Schlechtes gibt, ich bliebe es doch. Und in deinem Fall — du hast uns ja noch gar nicht gesagt, wie das alles war, und darauf kommt doch viel an."

„So will ich beichten. Als ich Obertertianer war, war ich ein vollendeter Flegel, der Schrecken der Lehrer. Ja ich hatte es sogar schon fast zum consilium abeundi gebracht und sollte beim nächsten Streich von der Schule gejagt werden. Ihr macht ungläubige Gesichter, weil ihr wißt, daß ich hier so ungefähr der Klassenbeste bin und als Streber gelte, aber was ich erzähle, liegt ja auch vier Jahre zurück. Also es war so weit; kurz vor den Weihnachtsferien, drei Tage zu früh, mußte das Gymnasium den Unterricht abbrechen, denn ein Unbekannter hatte in sämtlichen Klassenräumen die Hebel der Zentralheizung auf ‚Kalt' gestellt und dann abgebrochen, und noch bevor der Schlosser den Schaden gutmachen konnte, platzten durch die Kälte sämtliche Rohre. Daß niemand anders als ich der Missetäter gewesen sei, stand für den Direktor fest; die Beweise allerdings fehlten. Trotzdem war er entschlossen, mich von der Schule zu jagen, und beraumte somit eine Konferenz an. An diesem Tage ließ mein Klassenlehrer, Doktor Beck, mich in seine Wohnung kommen. ‚Hans', sagte er, ‚ich kenne dich als einen aufrichtigen und mutigen Jungen. Ich werde dich nicht verraten, aber laß mich klar sehen in dieser Sache! Bist du es gewesen oder nicht?' — ‚Nein, Herr Oberlehrer!' — ‚Auf Ehrenwort?' — ‚Auf Ehrenwort, Herr Oberlehrer!' Da legte er die Hand auf meinen Scheitel, blickte mich aus seinen gütigen Augen an und sagte: ‚Nun, Hans, dann mache dir keine Sorgen! Es wird dir nichts geschehen, verlasse dich auf mich!' Und ich, Jungen, ich kriegte es fertig, seinem Blick zu begegnen, wurde nicht rot noch verlegen. Er hat es dann auch wirklich durchgesetzt, daß mir nichts geschah. Ich aber hab' das schlimmste Weihnachten meines Lebens gehabt; es ließ und ließ mir keine Ruhe, daß ich nun ein Ehrloser sei, ein Lump. Silvester lag ich noch wach, als die Glocken das neue Jahr einläuteten. Sollte ich es so elend beginnen und durchmachen, wie ich das alte beschlossen hatte? Nein, wenigstens einen Teil der Schuld wollte ich sühnen, indem ich beichtete. Mochte ich dann von der Schule fliegen, das war alles gleich. Ja, Leute, was soll ich noch alles erzählen? Nach den Ferien ging ich geradeswegs vom Bahnhof zur Wohnung des Oberlehrers. Aber beichten konnte ich ihm nicht, denn vier Tage vorher war er an einem Herzschlag gestorben. Dadurch trage ich nun doppelte Last. Seht ihr nun, daß kein Grund vorliegt, in mir einen Helden zu erblicken? Ich bin ein Jammerlappen und kann euer Freund nicht mehr sein."

Hans schwieg nun, und die Jungen redeten dafür umso mehr. Das sei doch ganz etwas anderes, und mehr als je seien sie seine Freunde.

„Seht ihr", entgegnete Hans, „wie ungerecht ihr seid? Mich, den ihr kennt, entschuldigt ihr; einen Fremden hättet ihr einen Lumpen genannt. Nicht nur bei uns selbst und unsern Freunden, sondern auch bei dem Fremdesten sollen wir nicht leicht verurteilen."

Unter den Jüngeren war einer, der schwieg, das war Ullo. Er überlegte bei sich, ob er an Stelle von Hans wohl den Mut zu dieser Beichte gehabt hätte, ob er nicht vielmehr immer bemüht gewesen wäre, den Glauben an seine Heldenhaftigkeit zu stärken. Wieder einmal empfand der Junge, wie weit der Weg zum Ziel sei.

„Die erste Vorbedingung für wahre Kameradschaft ist Aufrichtigkeit", fuhr Hans fort. „Ich will niemand pressen, aber es würde mich freuen, wenn nun auch von euch einer erzählen wollte, was er für seine gemeinste Handlung hält. — Nun, Helmut, du vielleicht?"

„Hans, ich bin fest davon überzeugt, daß ich schon Schlimmeres tat als du damals, aber ich habe darüber hingelebt. Hauptsache, wenn ich etwas ausgefressen hatte, war mir immer, daß es nicht herauskam. Wenn alles glatt ging, war es schnell vergessen. Sich selbst Rechenschaft geben, das hat wohl keiner von uns früher gekannt, aber ich bin dir dankbar, daß du uns dahin bringst. Jetzt im Augenblick wüßte ich indessen wirklich nicht, was ich zu beichten hätte."

„Nun, solchen Kleinkram meine ich auch nicht; ich denke an Sachen, die sich in die Erinnerung festkrallen, die das Gewissen aus dem Gleichgewicht bringen. Weißt du da etwas, Ullo?"

Der Junge wurde rot und wieder blaß. Ja, er wußte etwas, das war ihm bei Hansens letzten Worten eingefallen, nachdem er seit Wochen nicht mehr daran hatte zu denken brauchen. Das war sein Neid, als Karlheinz die Bundesnadel erhielt. Hier und jetzt aber konnte er das nicht erzählen, unmöglich, vielleicht später einmal Hans allein. Das sagte er dann auch.

„Das zeigt, daß du noch nicht so in der Gemeinschaft stehst, wie es sein sollte. Aber laß nur! Das wird von selbst kommen", meinte Hans.

Darauf erzählte Albrecht etwas von sich. „Ich hab' mal 'nen Kanarienvogel gehabt, noch im vorigen Jahr, den hatte ich sehr gern. Er war hübsch und zutraulich und sang den ganzen Tag. Das Futter für ihn mußte ich von meinem Taschengeld kaufen, und ich tat es

gerne, lange Zeit jedenfalls. Dann hab' ich das Schlecken angefangen, Schokolade, Bonbons, Pralinen, ich konnte gar nicht genug kriegen und bildete mir ein, ich könnte ohne dies nicht leben. Ja, da mußte Matz eben mal eine Woche lang von Grünzeug und Brot leben. Er mochte das allerdings nicht, ging kaum daran, das wußte ich, aber ich meinte, er sei nur verwöhnt und würde schon fressen, wenn er richtig Hunger bekäme. Das war ein Irrtum. Matz hörte auf mit Singen, hüpfte auch nicht mehr im Käfig herum, sondern saß still und traurig auf der untersten Stange. ‚Am Sonnabend bekommst du Futter', tröstete ich ihn. Als ich mein Geld hatte, ging wieder der Kampf in mir los: Schokolade oder Futter für Matz? Schließlich kaufte ich ein großes Paket Vogelsamen. Als ich in mein Zimmer trat, lag Matz auf dem Boden des Bauers, die Beinchen starr von sich gestreckt. Ich hatte ihn verhungern lassen. So — und nun wißt ihr auch, warum ich keine Schleckereien mehr mag." —

Manchmal, wenn ein Mensch so recht von Herzen glücklich ist, dann tritt der Tod auf den Plan und nimmt ihm das Liebste. Karlheinz war von Herzen glücklich. Ein ganz neues Leben erfüllte ihn, seit er Albrechts Freund und in der Gruppe war. Er vergaß die Dürftigkeit und Enge, unter denen seine Eltern litten, weil sie in härtester Arbeit kaum das Brot für ihn und seine vier jüngeren Geschwister erwerben konnten. Wenn Karlheinz morgens mit den Semmeln treppauf und treppab lief und abends mit den Zeitungen, dann summte er ein frohes Fahrtenlied vor sich hin, immer war er glücklich und zufrieden.

„Was ist mit dir, Karlheinz?" fragte seine Mutter oft, wenn sie ihn so froh sah. Sie begriff das nicht; es war zu lange her, daß sie selbst noch hatte lachen mögen.

Karlheinz aber war glücklich. Auch seine Zukunft sah er in rosigstem Licht. „Mütterchen", sagte er und legte den Arm um ihren Nacken, „Mütterchen, warte noch ein paar Jahre, bis ich groß bin! Dann sollst du ruhen und sollst alles haben, was du dir wünschst."

Und in dieses bescheidene Glück griff der Tod. Karlheinz saß mit den Geschwistern bei der Mittagsuppe, als ein Mann aus der Maschinenfabrik kam, in der die Mutter als Stanzerin arbeitete. Er nahm den Jungen mit auf den Flur und sagte ihm, seine Mutter sei verunglückt.

„Meine Mutter! Wo ist sie?" schrie der Knabe auf.

„Sei tapfer, mein Junge! Sie ist tot, ist im Krankenhaus gleich gestorben."

Wortlos machte Karlheinz sich von dem Fremden frei und lief zum Krankenhause. Aber man erlaubte ihm dort nicht, die tote Mutter zu sehen. Karlheinz kehrte um. Er dachte nicht daran, daß er dem Vater auf dem Bau Bescheid bringen müsse, er konnte immer nur das eine denken: Mutter ist tot, meine Mutter ist tot! So irrte der Junge durch das Gehölz vor der Stadt, stundenlang, bis es längst dunkel war. Dann trieb es ihn zu dem Menschen, zu dem er das größte Vertrauen hatte, zu Hans Runge.

Hans saß in seinem Zimmer über einer lateinischen Arbeit, als es klopfte und Karlheinz eintrat. Sofort fiel Hans auf, wie verstört der Junge war. „Was ist dir, lieber Kerl, was ist dir?"

Hans führte Karlheinz zu der Bank und ließ ihn sich ausweinen, während seine Linke wieder und wieder über den Scheitel des Trostlosen glitt.

Da kamen dem Jungen die ersten lösenden Tränen. Er schlang die Arme um den Hals des Älteren und weinte haltlos. Lange dauerte es, bis er Worte fand. „Meine Mutter ist tot, Hans, meine Mutter! Sie ist in der Fabrik verunglückt."

Als sei es sein eigenes Leid, so fühlte Hans den Schmerz des Jungen mit. Er führte ihn zu der Bank und ließ ihn sich ausweinen, während seine Rechte wieder und wieder über den Scheitel des Trostlosen glitt. „Karlheinz, auch ich habe keine Mut-

Die neue Peter-Schnäuzchen-Briefmarke, die auf allgemeinen Wunsch von der Deutschen Reichspost im Rahmen der bekannten Porträtreihe herausgebracht wird. Der Verkauf der Marke beginnt am Dienstag den 1. April an sämtlichen Postschaltern des Deutschen Reichs.

ter, habe auch keinen Vater mehr. Man muß es tragen. Der Mensch kann mehr tragen, als er glaubt."

Stundenlang saßen die beiden nebeneinander. Hans erzählte dem Jüngeren von seinem eigenen Leid und sprach ihm davon, daß ihm nun doppelte Pflichten zufielen, Pflichten gegen die jüngeren Geschwister.

Allmählich wurde Karlheinz ruhiger, die Tränen versiegten, aber dann begann er anzuklagen: „Warum, warum muß das so sein, Hans? Warum mußte meine Mutter Tag für Tag von uns fort in die lärmende Fabrik und eine Arbeit leisten, der ihr Körper kaum gewachsen war? Warum mußte das so sein? Wenn sie nach Hause kam, ging es ans Waschen und Flicken. Ich habe meine Mutter nur immer arbeiten, nie ruhen sehen. Am Sonntag wurde die Wohnung saubergemacht, und dann gab es Arbeit im Garten. Daß sie früh schlafen gehen konnte, das war ihre einzige Sonntagsfreude, und am Montag um sieben Uhr früh wartete wieder die Stanzmaschine in der Fabrik auf sie. Muß das so sein? Da ist Albrechts Mutter; die hat noch nie gearbeitet, nur für ihre Kinder darf sie leben und für ihren Mann. Und mein Vater? Er ist Handlanger auf dem Bau. Das ist schwere Arbeit und oft ist gar keine da. Und ich und meine Geschwister? Wir werden alle aus dem Elend nie herauskommen, werden nie wissen, was sorgenfrei leben heißt. Es war nicht recht von mir, daß ich bei euch war und mich glücklich gefühlt habe bei euch. Ich gehöre nicht zu euch Freien und Frohen."

Hans erschrak tief, als er den Jungen so sprechen hörte. Nie hätte er geglaubt, daß solche Gedanken in Karlheinz jemals wach werden könnten, daß solche Leidenschaft von Haß und Anklage möglich seien. Er wußte selbst nicht eigentlich eine Antwort für den Jungen. „Karlheinz", begann er dann leise und ernst, „wir sind beide zu jung, um mit dem Schicksal rechten oder über die soziale Ordnung richten zu können. Das sind Fragen, die später auf uns warten und vom reifen Menschen Stellungnahme verlangen. Hast du denn nicht im Glauben Halt und Trost?"

Heftig schüttelte der Junge den Kopf. „Nein, Hans, vom Leben fordere ich Gerechtigkeit! Mit der ewigen Gerechtigkeit weiß ich nichts anzufangen."

Hans starrte den andern an. War das ein Zwölfjähriger, ein Bürgerschüler? War das Karlheinz, der da vor ihm saß? Wie konnte in einem Jungen so viel Bitterkeit, so viel Haß wohnen? Hatte dieser Junge nicht sogar recht, wenn er sagte, er passe nicht zu ihnen, den Freien und Frohen? Sollte er ihn aus der Gruppe lösen? Diese Bitterkeit, diese Glaubenslosigkeit erschreckten Hans, stießen ihn ab, ließen ihn für die andern Jungen der Gruppe fürchten. Aber doch, es war schon zu viel gemeinsames Erleben, das sie verband, und Hans erkannte, daß er, der wohl die Eltern verloren, aber Not nie gekannt hatte, da nicht den Stab brechen dürfe. Seine Aufgabe war es, den Haß durch die Liebe zu bannen, das fühlte Hans. War es wirklich so, daß den Kindern der Armen der Weg nach oben versperrt sei — nun, bei Karlheinz sollte es nicht so sein, dafür mußte die Gruppe in Treue einstehen. Das sagte der Führer dann auch dem Jungen.

Ein schmerzliches Lächeln glitt über dessen Züge, die nun so ernst und so reif waren wie die eines Alten. „Danke, Hans; ich weiß, du meinst es, wie du sprichst, aber es geht nicht. Wer nach oben will, der muß heute durch die höhere Schule."

Da gewann der vorher unklare Gedanke, wie man

Ein amerikanisches Venedig. Ein Dampfer durchfährt die in einen Kanal verwandelte Hauptstraße der Stadt Woist, D.A.S. Die Nachbarschaft des Bloody-Nonsense-Sees brachte den genialen Stadtbaumeister Mr. Mac Foolish auf den Gedanken, die in der Unterhaltung so kostspieligen Großstadtstraßen durch Wasserwege zu ersetzen / Phot. M. E. Schugge.

Karlheinz helfen könne, bei Hans Form. „Und wir schaffen es doch, Karlheinz: du sollst aufs Gymnasium! Mein Wort drauf! Wir schaffen es, wir zwingen dein Schicksal!"

Ungläubig blickte der Junge den Freund an. Gab es denn so etwas? War er denn nicht schon viel zu alt dazu? Woher sollte das viele Geld kommen? War es denn möglich, daß sein brennender Wunsch, im geheimen Herzen so lange gehegt, nun noch Erfüllung fand?

„Mein Wort drauf!" wiederholte Hans. „Was deiner armen Mutter nicht möglich war, wir, deine Freunde, werden es schaffen. Du sollst doch zu den Freien und Frohen gehören und deine Geschwister auch. Und dann, wenn das Studium hinter dir liegt, dann magst du deine Person und deine Stellung dafür einsetzen, daß es möglichst vielen Menschen gut geht."

Der im Bau begriffene Panzerkreuzer A, aufgenommen vom Gerüst eines Werftkranes aus. Peter Schnäuzchen, der bekanntlich alles besser weiß, behauptet allerdings, wenn man das Bild richtig betrachte, stelle es etwas ganz anderes dar. Wer hat nun recht, und was glaubt Peter in dem Bilde wohl zu erkennen?

Da mußte Karlheinz wieder seiner Mutter gedenken, die nun tot im Krankenhause lag. „Sie wird es nicht mehr sehen!" schluchzte er.

„Sie wird es sehen!" sagte Hans mit fester Stimme, und es lag eine solche Kraft der Überzeugung darin, daß Karlheinz aufblickte. —

Karlheinz' Mutter wurde zu Grabe getragen. Hinter dem Pastor schritt neben dem Mann der Toten, der wie ein Nachtwandler stumpf und starr vor sich hinblickte, Oberlehrer Doktor Runge. Dann folgte dessen Frau mit den vier jüngeren Kindern, die noch gar nicht erfaßt hatten, um was es ging, und mit großen Augen umherschauten, darauf die sechs Gymnasiasten, die goldenen Mützenstreifen mit schwarzem Flor verdeckt, in ihrer Mitte Karlheinz, sehr blaß, aber aufrecht und gefaßt. Dann freilich, am Grabe, als der Pfarrer von dem hohen Heldentum harter Pflichterfüllung sprach und die Frau schilderte, die seine Mutter gewesen war, da war es mit der Fassung des Jungen vorbei, und als er die Handvoll Erde auf den Sarg der Mutter warf, da schüttelte der Schmerz ihn, daß er den Arm sinken ließ und Halt beim Vater suchte, der neben ihm stand. Der aber merkte es gar nicht. Der starke Mann war gebrochen, nichts sah er als die Grube da, in der seine Frau lag. Er sah nicht seinen Jungen, sah nicht seine andern Kinder, nicht den Geistlichen noch die Trauergäste; er seufzte auf, wandte sich ab und ging mit müden Schritten fort. —

Karlheinz wurde vom Unterricht in der Bürgerschule befreit. Morgens um halb sechs Uhr stand er auf, machte Kaffee und Frühstück für den Vater zurecht und versorgte dann die Geschwister. Darauf trug er Brötchen aus. Nachdem er dann die Wohnung zurechtgemacht hatte, saß er bei den fremden Büchern, die ihm nur widerstrebend ihren Sinn preisgaben. Drei Nachmittagstunden täglich waren auch dem Lernen gewidmet, abwechselnd bei Hans, bei Helmut und bei Doktor Runge, der die Richtlinien für das Arbeiten gab und die Fortschritte überwachte. Mit eisernem Fleiß war Karlheinz dabei und wurde langsam sogar wieder froh, wenn seine Fröhlichkeit auch nicht mehr so hell und schattenlos war wie damals, als die Mutter noch lebte. Das schwere Leid hatte den Jungen um vieles reifen lassen, aber seinen Mut hatte es nicht brechen können. Und Mut war nötig, denn der Vater — ja, Karlheinz' Vater war aus Gram zum Trinker geworden. Wie einen Kranken umsorgte ihn der Junge, ohne je ein Dankeswort zu ernten. Karlheinz aber fand immer wieder die Kraft für Sorge und Arbeit auf Fahrten und Nestabenden im Kreise der Freunde, und es war merkwürdig: wie vorher nur an Hans, so eng schloß sich Pauper nun auch an Karlheinz an. Wußte das kluge Tier vom Leid des Jungen? Wollte es ihn vielleicht trösten? Die Jungen glaubten es. (Fortsetzung folgt)

Rund um den 1. April / *Von L. Hamel*

April, April! Schon Wochen vorher zerbrechen sich jung und alt den Kopf, wie sie am witzigsten Freunde und Angehörige mit List und Tücke in den April schicken können. Zeitungsleute und Photographen aller Kulturländer halten Rat, was zu machen sei, um auch den behutsamsten Leser an der Nase herumzuführen. Fasching und 1. April, das sind die Tage, an denen der Schalk regiert, an denen Witz und Humor Triumphe feiern, und der wende sich betrübt von hinnen, der sich traurig rühmen darf, am 1. April nie-

mals das Opfer eines harmlos-frohen Scherzes geworden zu sein!

Woher die Sitte des Aprilscherzes eigentlich stammt, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen; die Gelehrten sind sich nicht einig darüber. Die einen führen ihn auf des guten alten Noah Zeiten zurück, der angeblich gerade am 1. April nach alter Zeitrechnung irrtümlicherweise die Taube ausfliegen ließ, noch ehe die Wasser gefallen waren. Daher soll sich dann die Überlieferung erhalten haben, alle Leute, die ähnlich vergeßlich und unvorsichtig sind wie Vater Noah, damit zu strafen, daß man ihnen an diesem Tage Aufträge gibt und ihnen Neuigkeiten berichtet, die ebenso unausführbar und unwahrscheinlich sind wie der Auftrag des alten Patriarchen an die Taube. Fast will es uns scheinen, als ob dieser Auslegung selbst etwas vom Aprilscherzübermut zugrunde liege. Die zweite Lesart dürfte wohl die geschichtlich richtigere sein: daß die Sitte des Aprilscherzes nämlich mit einer Verordnung Karls IX. in Verbindung steht, die das Neujahrsfest 1564 vom 1. April auf den 1. Januar verlegte und damit die früher am 1. April übliche Neujahrsbeschenkung aufhob. Am 1. April sollen damals denjenigen, die von der neuen Einrichtung nichts wissen wollten, scherzhafte Glückwünsche gesandt worden sein, mit denen alle möglichen Neckereien und Irreführungen verbunden waren.

In Frankreich und Italien spricht man im Gegensatz zu Deutschland, England und Amerika nicht von den Aprilnarren, sondern von den „Aprilfischen" (poissons d'avril). Aller Wahrscheinlichkeit nach geht dieser Sprachgebrauch auf den am 1. April beginnenden Fischfang zurück. Da dieser indessen um die Märzwende noch recht unergiebig ist, das Fischlein gleichsam den Fischer narrt, soll sich die Gewohnheit herausgebildet haben, leichtgläubige Menschen durch alle möglichen Schalkereien irrezuführen.

Von einem reizenden Aprilscherz weiß ein italienischer Chronist zu berichten. Der Vizekönig Graf Montereg, der zu Anfang des Jahres 1631 nach Neapel kam, hatte besondern Geschmack an einem Fisch „marmolo" gefunden, der nur bis Mitte März gefangen wird. Der Graf, der von der Lebensweise des marmolo nichts wußte, bestellte ihn für ein am 1. April des laufenden Jahres stattfindendes Frühstück. Der findige Koch stellte sogleich eine marmolo-Nachahmung aus feinem Teig mit Zucker und Gewürzen her, ließ diese naturgetreu bemalen und auftischen. Der Vizekönig fand Gefallen an diesem Scherz und rief: „Willkommen sei der Aprilfisch, wenn es keinen Märzfisch mehr gibt!" Dieser Scherz fand allgemeinen Anklang und in veränderter Form Nachahmung in allen Kreisen der Gesellschaft.

Daß sich nicht nur das Volk mit Aprilscherzen und Aprilfischen belustigte, steht seit Jahrhunderten fest. Gerade an den Höfen huldigte man, wenn wir der Geschichte Glauben schenken dürfen, in früherer Zeit diesem Brauch mit unverhohlener Freude. So benutzte der Prinz von Condé den 1. April, um den Kardinal Mazarin, der bekanntlich stets mehr Freude im Annehmen als im Geben von Geschenken hatte, einmal gründlich zu nasführen. Als ihm der Prinz zum genannten Tage einen Fisch zusandte, dessen Frische einigermaßen angezweifelt werden mußte, wies der Kardinal die Gabe entrüstet zurück. Schwer enttäuscht aber war er, als er kurz darauf erfuhr, daß der Prinz nach Rücksendung des Fisches aus dessen Eingeweiden einen kostbaren Brillantring hervorgezogen, ihn seiner verblüfften Umgebung entgegengehalten und angesichts des kostbaren Juwels versichert habe: „Ich bedaure die Handlungsweise Seiner Eminenz, denn gewiß hätte der Ring seinen Beifall gefunden."

Ein recht eigenartiger Aprilscherz ist aus der Zeit Philipps des Gütigen von Burgund und seines Hofnarren Kölling bekannt. Man schrieb den 31. März 1466. Bei der Mittagstafel machte der Herzog seinen Narren darauf aufmerksam, daß am nächsten Tage der 1. April sei und daß sich der Narr auf eine kleine Überraschung gefaßt machen solle. Kölling lachte vergnüglich und erwiderte schlagfertig nach Hofnarrenart: „Herzog, hüte dich nur selbst vor dem 1. April!" Da diese Antwort dem Herzog gefiel, schlug er Kölling eine Wette vor. Gelang es diesem, den Herzog zu foppen, so sollte Köllings Schellenkappe bis zum Rande mit Dukaten gefüllt werden; ließ sich aber der Narr zum besten halten, so sollte sein Haupt durch das Beil des Henkers fallen. Der Herzog begab sich sogleich ans Werk. Öfter, als es sonst seine Art war, trank er dem Narren zu. Dieser dankte und trank und trank, bis er des Weines voll war, seiner Sinne nicht mehr mächtig unter den Tisch fiel und in bewußtlosem Zustande nach Hause gebracht werden mußte. Es war Mitternacht, als Bewaffnete an seine Tür klopften. Nachdem sie Einlaß in Köllings Haus gefunden hatten, holten sie den in tiefem Schlaf liegenden Narren aus dem Bett und brachten ihn ins Schloß. An einer schwarz gedeckten Tafel saß der Herzog mit seinen Räten, und neben der Tafel stand ein Richtblock, über den der Henker sein Schwert schwang. „Narr, es ist der 1. April. Du hast deinen Kopf verloren", sprach der Herzog. Kölling ergab sich scheinbar stumpf in sein Schicksal und legte selbst den Kopf auf den Block. Der Henker trat vor, zog aus seinem Mantel eine Blutwurst und versetzte damit dem Narren einen festen Schlag auf den Nacken. Schallendes Gelächter ertönte im Kreise, dem gleich darauf starre, eisige Stille folgte, denn der Narr lag still und regungslos da. Schrecken und Reue erfaßten den Herzog. Mit lauter Klage warf er sich über den Narren. In diesem Augenblick sprang Kölling jählings lustig empor. „So, Herzog, jetzt aber zahlen, denn du hast dich vor dem 1. April nicht genügend in acht genommen!"

Nicht selten geschah es, daß findige Köpfe nicht nur einzelne Personen, sondern gleich ganze Menschenmassen zum Opfer ihrer Aprillaune auserwählten. Vor

genau siebzig Jahren ging in London ein Aprilscherz um, der später alle Lacher auf seine Seite zwang. Viele Tausende von Herren und Damen der besten englischen Gesellschaft erhielten Anfang März Einladungskarten, die ein amtliches Siegel trugen und den Empfänger zur Teilnahme an der „Feierlichkeit der Waschung des weißen Löwen am 1. April 1860 im Tower" aufforderten. „Eingang durch das weiße Tor." An jenem Aprilmorgen versammelten sich nun viele Tausende vor dem Tower. Niemand wußte, wo das weiße Tor eigentlich gelegen sei, keiner hatte darüber nachgedacht, von wem die so stolz klingende Einladung herrühren könnte, und es verlautet, daß es eine ganze Weile gedauert habe, bis sich die Genarrten des Scherzes recht bewußt wurden, den irgend ein unbekannter, nie entlarvter Spaßmacher sich mit ihnen erlaubt hatte.

Daß selbst politische Entscheidungen durch Aprillist umgangen werden können, beweist ein Fall aus der französischen Geschichte. In den Plänen Ludwigs XII. spielte die Vereinigung des Herzogtums Lothringen mit Frankreich bekanntlich eine große Rolle. Da aber Lothringen widerstrebte, hielt der machtwillige französische König den Herzog, um ihn seinen Wünschen gefügig zu machen, in Lunéville, also in des Herzogs eigener Stadt, gefangen. Dieser aber beschloß, zu fliehen. In der Frühe des 1. April 1501 verließen er und seine Gemahlin als Landbewohner verkleidet die Stadt. Außerhalb von Lunéville wurden sie von einer Einwohnerin der Stadt erkannt, die nichts Eiligeres zu tun hatte, als diese Beobachtung der französischen Schloßwache zu melden. Diese aber lachte sie aus, weil sie glaubte, daß das Mädchen einen Aprilscherz mit ihr treibe. Es half der pflichteifrigen Melderin nichts, daß sie das Gegenteil beteuerte, und als man viele Stunden später, durch die Unermüdlichkeit des Mädchens kopfscheu gemacht, dennoch Verdacht schöpfte, waren die beiden Flüchtlinge längst über die deutsche Grenze und damit dem Machtbereich Ludwigs XII. entronnen, und Lothringen blieb, wenn auch nur auf kurze Zeit, selbständiges Herzogtum.

Nun aber forsche ein jeder in seinem Hirn, wie er in diesem Jahre sein Aprilmütchen kühlen will. Eine Fülle guter Einfälle, das ist's, was wir unsern Lesern hiermit wünschen, damit ihnen die herzliche Schadenfreude zuteil werde, von der es — zu Recht oder Unrecht, das ist umstritten — heißt, daß sie die reinste sei.

Ungleiche Gesellen / *Von Franz Fuchs*

Als es an einem Frühlingstage noch einmal recht kalt wurde, sollte der Ofen wieder angezündet werden. Aber was war das? Der gute, alte Ofen, der im Winter so treulich seine Pflicht getan hatte, wollte nicht brennen. Dicken Qualm pustete er aus, als ob er böse sei, daß man ihn in seiner Ruhe störe, und wollte einfach nicht ziehen. Da mußte im Schornstein etwas nicht in Ordnung sein, vielleicht war er verstopft.

Ungleiche Gesellen: Drei junge Dohlen und ein junges Wildkaninchen.

Als der Schornsteinfeger nachgesehen hatte und vom Dach herunterkam, lachte er und trug ein seltsames Paket unter dem Arm: ein großes Nest mit drei jungen Dohlen, die ganz erbärmlich schrien. Die alten Dohlen hatten den Kamin als Nistplatz erwählt und ihn mit Reisig und alten Lumpen verstopft, um ihre Kinderwiege dort anzulegen. Wir hätten unter Umständen lieber ein wenig gefroren, als das Familienleben der schwarzen Gesellen zu stören. Nun aber war es zu spät, und wir mußten die Dohlenkinder, die einen gesunden Appetit entwickelten, selbst aufziehen. Sie zu töten, brachten wir nicht fertig.

Wir hatten sie kaum ein paar Tage in einem Korbe sitzen, da bekamen wir noch einen andern verwaisten Schützling ins Haus gebracht, ein junges Wildkaninchen. Der Hund eines Nachbarn hatte es gegriffen, und da das Tierchen vor Schreck oder von dem Griff des Hundes etwas gelähmt war, wollte es der Nachbar nicht wieder aussetzen und brachte es uns, weil er wußte, daß wir uns seiner annehmen würden. Wir setzten den kleinen Springer zu den schwarzen Genossen. Sind Dohlen und Kaninchen in der Freiheit auch keine großen Freunde, die Jugend hier vertrug sich vortrefflich.

Die Nahrung war natürlich sehr verschieden; bekamen die Dohlen Milchbrötchen und Fleischbrocken, so

Der Letzte an Bord / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

Zum Untergang des deutschen Motortouristendampfers „Monte Cervantes“, der auf einer Vergnügungsreise von Buenos Aires nach dem Feuerland in dem durch seine Stürme, Strömungen und Klippen berüchtigten Beagle-Kanal im argentinischen Teil Feuerlands unweit der chilenischen Grenze auf einen Felsen lief und kenterte. Sein tapferer Führer, Kapitän Dreyer, sorgte dafür, daß sämtliche 1100 Fahrgäste und die Besatzung gerettet wurden, fand selbst aber den Seemannstod in den Fluten. Das der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiff-fahrtsgesellschaft gehörende etwa 14 000 Bruttoregistertonnen große Schiff, das für die sogenannte Einheitsklasse dritter Klasse eingerichtet war, hatte bei einer Spitzbergenfahrt 1928 schon einmal einen Unfall. Es erhielt damals infolge Eispressung ein großes Leck, so daß ihm der von der Rettung der Nobile-Expedition zurückkehrende russische Eisbrecher „Krassin“ Hilfe bringen mußte.

bedurfte das Kaninchen in den ersten Tagen noch der Flasche und erhielt später Grünfutter.

Das vierblättrige Kleeblatt wuchs und gedieh, bald war der Korb für die lebhaften Dinger zu klein. Die Dohlen machten ihre ersten Flugversuche, und das Kaninchen hüpfte munter durch den Garten; unter einem Stachelbeerstrauch hatte es tagsüber sein Lager. Die Zeit verging, die Ausflüge der Dohlen wurden größer, aber sie blieben zahm und kamen stets zurück. „Wippchen" — so wurde das Kaninchen genannt — war ewig in Bewegung und vertrug sich sogar mit dem Jagdhunde im Hause recht gut. Dieser Hund, der fleißig zur Jagd benutzt wurde, wußte genau, daß dieses Kaninchen nicht gejagt werden durfte, und schloß sich ihm auch seinerseits in Freundschaft an.

Es ist schon einige Jahre her, daß die ungleiche Gesellschaft zusammen großgezogen wurde. Die Dohlen sind schließlich fortgeblieben, nur „Wippchen" lebt noch in dem weiten Garten freundschaftlich mit dem großen Hunde zusammen. Die beiden treiben oft eine tolle Hetzjagd, der Hund verfolgt im Scherz das Kaninchen, das dann Haken schlägt, doch auf Anruf kommt es stets herbei.

S—O—S in der Arktis / Die Rettungsexpedition des „Krassin"

Von Professor R. Samoilowitsch (Schluß)

Ich bat die Anwesenden, Zappi mit Rücksicht auf seinen Zustand vorläufig nicht weiter auszufragen, obwohl unsere Journalisten ganz wild darauf waren. Die beiden Geretteten wurden jetzt in den Baderaum gebracht, wo sie von unserm Sekretär Iwanow und dem Heilgehilfen Stschukin ausgekleidet und gebadet wurden und dann reine Wäsche und Kleider erhielten.

Ich telegraphierte inzwischen nach Moskau:

„Bin glücklich, berichten zu können: Heute um 7 Uhr morgens sind zwei Leute der Malmgren-Gruppe, Zappi und Mariano, gerettet worden. Malmgren ist vor einem Monat gestorben. Samoilowitsch."

Nach dem Bade wurden die beiden Geretteten in das Lazarett übergeführt.

Der Gesundheitszustand Marianos machte unserm Doktor große Sorge. Mariano war gänzlich herunter, hatte Fieber, die rechte Sohle war erfroren. Der Doktor behauptete, daß wir Mariano nicht mehr lebend angetroffen hätten, wenn wir auch nur zehn bis zwölf Stunden später gekommen wären.

Auffallend war der Überfluß an Kleidung, über den Zappi im Vergleich mit Mariano verfügte. Dieses Mißverhältnis wurde auf dem Schiffe sehr schnell bekannt und erörtert. Die Sympathien der Besatzung waren hierbei nicht gerade auf seiten Zappis. In der Tat, wir hatten zwei Menschen das Leben gerettet, zwei Kameraden, die durch gemeinsames Unglück auf Leben und Tod miteinander verkettet waren; da mußte es denn doch auffallen, daß der eine von ihnen sich verhältnismäßig wohl befand, während der andere in einem ganz elenden Zustande war. Daß Zappi kräftig, gesund und munter war, Mariano dagegen mit erfrorenen Zehen todkrank daniederlag, wurde dem Umstande zugeschrieben, daß Zappi seinen Kameraden beim Essen übervorteilt habe. Ich gebe jedoch in diesem Falle lediglich die Stimmung der „Krassin"-Besatzung wieder; ich persönlich habe keinerlei Beweise dafür, daß es tatsächlich so war. Anderseits hatte unser Schiffsarzt den Eindruck, daß Zappi nur fünf Tage, Mariano dagegen viel längere Zeit gehungert habe. Eine kategorische Behauptung wagte er jedoch nicht aufzustellen, da er den ursprünglichen Zustand beider nicht kannte. Das alles waren also nur Vermutungen, die aber dadurch an Wahrscheinlichkeit gewannen, daß der kräftige, gesunde Zappi viel besser und wärmer gekleidet war als sein dem Tode preisgegebener Freund. Am meisten beeindruckt waren wir jedoch durch den vorzeitigen Tod Finn Malmgrens, der seinerzeit mit dem Luftschiff „Norge" nach Leningrad gekommen war und sich bei uns allgemeiner Sympathie erfreute.

Da ich mit laufenden Arbeiten überlastet war, ich mich auch nicht für berechtigt hielt, die soeben erst Geretteten mit Fragen zu belästigen, so hatte ich auch Zappi über seinen Unglücksmarsch mit Malmgren und Mariano bisher nicht weiter ausgefragt. Unsere Journalisten aber hatten trotz meinem Verbot Gelegenheit gefunden, Zappi in ein längeres Gespräch zu verwickeln, das Giudicci dann ausführlich wiedergegeben hat. Danach schilderte Zappi den Marsch der Malmgren-Gruppe in folgender Weise:

Als nach der Katastrophe des Luftschiffes „Italia" lange Zeit keine Antwort auf die Radiosignale der Schiffbrüchigen erfolgte, aus aufgefangenen Meldungen der Radiostation San Paolo in Rom aber ersichtlich war, daß Nachforschungen nach der „Nobile"-Expedition an der Nordwestküste Nordostlands angestellt werden sollten, begannen einige der Verunglückten die verschiedensten Pläne zu entwerfen, um auf festen Boden zu gelangen. Zappi und Mariano trugen sich mit dem Gedanken, zu Fuß zum Kap Nord zu gehen, wo sie hofften, Robbenjäger anzutreffen, die dann bei der Rettung der Zurückgebliebenen Hilfe leisten sollten. Malmgren, als der einzige der drei Männer, der Polarerfahrung hatte, arbeitete auf ihre Bitte einen Marschplan aus. Unter Zugrundelegung einer Marschleistung von zehn Meilen am Tage wurde ausgerechnet, daß Kap Nord in drei Wochen erreicht werden könnte. Nobile war gegen eine Spaltung der Gruppe und hielt es für zweckmäßiger, daß alle zusammenblieben. Anderseits sprach sich Professor Běhounek in dem Sinne aus, daß jedenfalls ein Offizier für astronomische Beobachtungen und der Radiotelegraphist Biaggi zurückbleiben müßten. Dieser Vorschlag stieß jedoch auf tiefes Schweigen. Daraus war zu ersehen, daß alle gesunden

Leute, mit Ausnahme von Trojani und Běhounek, entschlossen waren, die Todesscholle zu verlassen. Es muß allerdings bemerkt werden, daß Malmgren von diesem Plane nichts wußte. Dann wurde der Vorschlag gemacht, aus den Trümmern der Luftschiffgondel einen Schlitten herzustellen, auf dem die Verletzten mitgenommen werden sollten. Eine Probefahrt mit dem von Cecioni hergestellten Schlitten endete jedoch mit Mißerfolg. Der Schlitten war für das Packeis nicht zu gebrauchen. Als am 30. Mai im Südwesten Land — die Broch- und die Foyninsel — gesichtet wurde, stand der Beschluß, die Scholle zu verlassen, endgültig fest. Malmgren, Zappi und Mariano verabschiedeten sich von ihren Kameraden, um jetzt ihre weite Fußreise anzutreten, die so tragisch enden sollte. Sie nahmen, nach Angabe Doktor Běhouneks, für jeden 18 Kilogramm Lebensmittel mit, hauptsächlich Pemmikan und Schokolade, im ganzen also 54 Kilogramm. Der Revolver wurde der Nobile-Gruppe zurückgelassen, dafür aber wurden ein kleines Beil, zwei Jagdmesser, ein Sextant, Fernglas, Karten und Tabellen zur Berechnung der geographischen Lage mitgenommen. Mariano packte noch einen Reservepolaranzug und einen Taschenkompaß ein.

Im letzten Augenblick wollte auch der Radiotelegraphist Biaggi sich der Marschgruppe anschließen. Malmgren aber war fest entschlossen, in diesem Falle zurückzubleiben. Auch Nobile widersetzte sich dem Weggange Biaggis aufs heftigste. Biaggi unterwarf sich schließlich und blieb auf seinem Posten als Funker zurück.

Die Zurückbleibenden schrieben schnell noch einige kurze Briefe. Běhounek übergab Malmgren einige Zeilen an seine Braut und an seine Schwester, die Briefe der andern nahmen Zappi und Mariano an sich. Später, als Běhounek schon an Bord des „Krassin" war, war er sehr überrascht zu erfahren, daß der gewissenhafte Malmgren seine Briefe nicht an Zappi oder Mariano übergeben hatte, als diese ihn verließen.

Wie dem auch sei, am 30. Mai brachen Malmgren, Zappi und Mariano, mit Vorräten für einen Monat versehen, auf. Malmgren, dessen linke Schulter verletzt war, konnte nur einen kleinen Teil der Lebensmittel tragen, der Hauptteil fiel daher den Italienern zu. Unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen marschierte die aus drei Personen bestehende Gruppe über das stark zerklüftete Eis auf die Brochinsel zu, die jedoch nach zweiwöchigem Marsche weiter von ihnen entfernt war als am ersten Tage, da das in Bewegung befindliche Eisfeld in die entgegengesetzte Richtung abgetrieben wurde. Schon am zwölften Tage war Malmgren am Ende seiner Kräfte angelangt, und am vierzehnten brach er vollständig zusammen. Er fiel in den Schnee und erklärte sich außerstande, den Weg fortzusetzen. „Ihr müßt jetzt allein weitergehen, um die Zurückgebliebenen zu retten", sagte Malmgren. „Mich laßt hier ruhig sterben!"

Wie Zappi berichtete, verweigerte Malmgren jede Nahrungsaufnahme. „Als ich ihm ein Stück Schokolade reichte, warf er es mit Widerwillen fort", erzählte er.

Zappi und Mariano — erzählte er weiter — ließen ihren Reisegefährten in einer Vertiefung zurück, die sie auf seinen Wunsch mit dem Beil in das Eis gehauen hatten, da Malmgren offenbar befürchtete, sonst von Eisbären angefallen zu werden. Malmgren übergab Zappi seinen Kompaß, mit der Bitte, ihn seiner Mutter zu übermitteln.

Dann setzten Zappi und Mariano ihren Weg fort. Als sie nach vierundzwanzig Stunden rasteten, konnten sie Malmgren in einiger Entfernung noch liegen sehen; als sie aber versuchten, sich dem jungen Schweden wieder zu nähern, winkte er mit beiden Händen ab und suchte sie durch Schreie zu bewegen, von ihm wegzugehen.

Das haben die Italiener denn auch getan. Zappi war fest überzeugt, daß Malmgren kurze Zeit darauf gestorben sei — „er war vollständig erschöpft", berichtete Zappi, „hatte keinerlei Eßvorräte und weigerte sich ganz entschieden, auch nur die geringste Kleinigkeit von Eßwaren zurückzubehalten."

Jetzt wurde Mariano schneeblind; seine Augen versagten vollkommen den Dienst, so daß Zappi genötigt war, ihn über Eisblöcke und offene Stellen hinwegzuschleppen. Es trat schließlich eine Periode von fünf bis sechs Tagen ein, während der sie keinen Schritt vorwärts kamen, sondern bewegungslos im Schnee liegen blieben und den Tod erwarteten.

Erst am 20. Juni erblickten die Italiener — Mariano hatte inzwischen sein Sehvermögen wiedergewonnen — die Insel Broch, die diesmal näher war, als sie vermuteten.

Plötzlich hörten sie Motorengeräusch. Ein großes Wasserflugzeug jagte über sie hinweg,

Kamerad Fritz Buder in Neudamm mit seinem beim Bastelwettbewerb des „G. K." gewonnenen Mikroskop.

Die Wüstenpolizei

1. Herr Wamperl fuhr so stolz wie ein Pfau
Auf seinem Motorrad mit Tochter und Frau
Bei herrlichem Wetter im Frühsonnenschein
In Afrikas sandige Wüste hinein.
Doch schnell hat ein Löwe die Fremden entdeckt,
Mit brüllendem „Halt!"-Ruf sie plötzlich erschreckt.

ohne sie jedoch zu bemerken. Obwohl dieser Fehlschlag eine große Enttäuschung für sie war, so genügte doch das Erscheinen des Apparats, um ihnen neuen Mut einzuflößen — sie wissen jetzt, daß sie gesucht werden. Während der nächsten fünf Tage qualvollen Marsches über das Eis wurden noch zwei andere Flugzeuge gesichtet. Sie rufen den Fliegern zu, geben ihnen Signale, winken mit den Armen ... alles vergeblich — sie bleiben unbemerkt.

Einmal waren sie dem Ufer schon ganz nahe, nur eine halbe Meile trennte sie noch davon. Zappi war überzeugt, daß sie diesmal die rettende Küste erreichen würden. Da wird Mariano von neuem von Schneeblindheit befallen. An diesem Tage taucht bei Zappi zum ersten Male der Gedanke auf, Mariano zu verlassen; Mariano versucht sogar, um der Rettung der andern willen, ihn in diesem Gedanken zu bestärken. Aber die Eisverhältnisse sind zu schwierig, Zappi kann sich nicht entschließen, mit der großen Last, die er mit sich führt, den Weg allein fortzusetzen. Daher schleppt er den erblindeten Mariano auf eine größere Scholle, die auf der Drift mehr Sicherheit bietet. Als sie vom Winde in die Nähe des Kaps Leigh-Smith getrieben werden, taucht bei Zappi von neuem der Gedanke auf, sein Glück allein zu versuchen und das Kap um jeden Preis zu erreichen, aber das Eis driftet schon wieder in anderer Richtung und macht das Wagnis undurchführbar.

Am 30. Juni werden die letzten Eßvorräte verzehrt. Der Wind hat jetzt die Scholle in die Nähe der Brochinsel, dann auf das Kap Wrede zu getrieben.

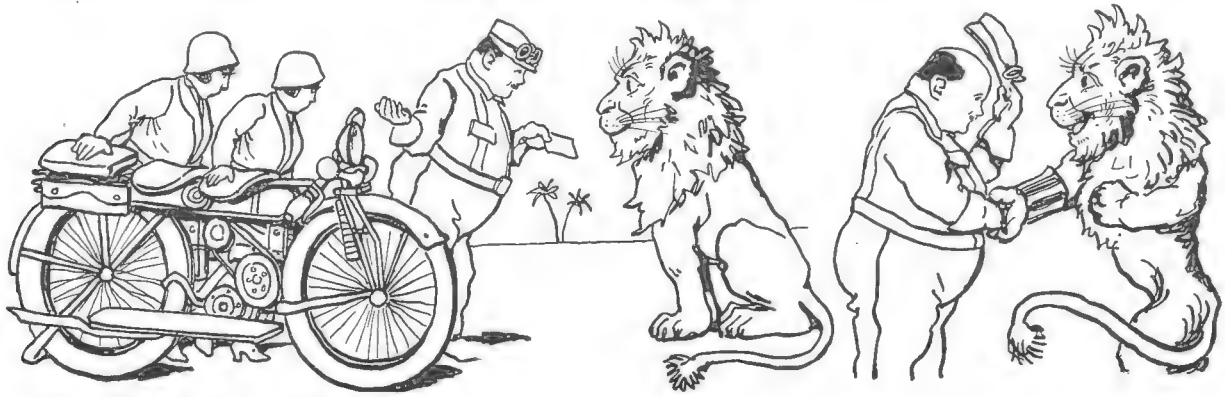
Am 4. Juli bittet Mariano seinen Kameraden wiederum, keine Rücksicht auf ihn zu nehmen. Zu spät! In dem Zustande, in dem sich Zappi befindet, ohne die geringsten Lebensmittel, ist jede Hoffnung auf Erfolg ausgeschlossen.

Zappi und Mariano sehen keinen Ausweg mehr. Sie bereiten sich auf den Tod vor und blicken ihm gefaßt ins Auge. Der schwächere Mariano vermacht Zappi seinen Körper. Einmal kommt ein Eisbär ganz nahe an sie heran. Zappi geht mit dem kleinen Beil auf das erschrockene Tier los, das kehrt macht und davonläuft.

Am 10. Juli vernimmt Zappi wiederum Motorengeräusch. Wie ein Verrückter springt er von seinem Lager auf, ergreift den ersten besten Leinwandfetzen, läuft damit auf einen Eisblock und beginnt aus Leibeskräften zu schreien und mit dem Lappen zu winken.

Welch ein Wunder! Diesmal hat das Flugzeug sie bemerkt; es beschreibt fünf Kreise über ihnen und fliegt dann davon.

Aufgeregt erörtern Zappi und Mariano die Frage,



2. Denn streng ist sogar die Wüstenpolizei.
Die Damen erhoben ein furchtbar Geschrei;
Doch Wamperl setzt furchtlos sich gar nicht zur Wehr,
Steigt ab und zeigt schlau seinen Führerschein her.
Nun seht, wie da plötzlich der Löwe gelacht,
Als er die Bekanntschaft 'nes Metzgers gemacht!

3. Er zeigt ihnen gerne, wie's Wamperls beliebt,
Den Weg zur Oase, wo's Kokosmilch gibt.
Herr Wamperl nun dankt und verspricht sehr beglückt,
Daß morgen er ihnen Fleischfutter schickt.
Als weiter sie fahren mit knatterndem Krach,
Da winket der Löwe den Scheidenden nach.

wieviel Zeit das Flugzeug wohl brauchen würde, um nach der Kingsbai und zurück zu fliegen, von wo es, ihrer Meinung nach, ihnen Lebensmittel bringen würde. Jedoch abermals vergeht Stunde um Stunde, das Flugzeug läßt sich nicht mehr sehen. Verzweiflung packt sie von neuem.

Am 12. Juli horcht Zappi plötzlich auf. Der langgezogene Ton einer Sirene ist an sein Ohr gedrungen. „Ich höre eine Dampfersirene", sagt er zu Mariano.

„Das ist unmöglich", erwidert Mariano teilnahmlos und mit schwacher Stimme, „du hast Halluzinationen."

Zappi klettert auf die höchste Spitze des Eisblocks und erblickt von dort die Rauchfahne eines Schiffes. Wieder beginnt er wie ein Besessener mit den Armen zu winken und gleichzeitig zu schreien. Der durchdringende Ton der Sirene läßt ihn verstummen — das Schiff hält auf sie zu.

„Wir sind gerettet, Mariano, ich habe mich nicht geirrt, ein großer Dampfer kommt auf uns zu", jubelt Zappi und bleibt wie gebannt auf seinem Eisblock stehen.

Das Schiff war der „Krassin". —

Allgemeine Trauer herrschte auf dem Schiff, als die näheren Umstände, unter denen Malmgren umgekommen war, bekannt wurden, tiefes Mitgefühl mit diesem seltenen Menschen, dessen Wille zur Selbstaufopferung allen die höchste Bewunderung abnötigte. Halbkrank hatte er die schwere Fußreise angetreten, und als er sah, daß er den andern zur Last fiel, war es für ihn nur selbstverständlich gewesen, sein junges Leben für seine Leidensgefährten zu opfern.

Ja, Malmgren war wirklich ein seltener Mensch, dessen Gedächtnis in unsern Herzen immer fortleben wird. Die internationale Gelehrtenwelt kann auf einen Mann wie Malmgren stolz sein.

Niemand auf dem Schiffe konnte begreifen, daß der kranke, hilflose Mann einfach seinem Schicksal überlassen worden war. In der Geschichte der Polarforschung sind gewiß schon Fälle vorgekommen, daß der Stärkere den Schwächeren verlassen hat, anderseits aber sind auch bewunderungswürdige Beispiele kameradschaftlichen Zusammenhaltens in Not und Tod bekannt. Ich erinnere nur an Robert Scott und seinen berühmten Marsch zum Südpol. Als er, vollkommen erschüttert von der Tatsache, daß ein anderer einen Monat vor ihm den Pol erreicht und ihm den Lorbeer aus der Hand gewunden hatte, den Rückweg antrat, hatte Scott, wie bekannt, mit den schwierigsten Eis- und Wetterverhältnissen zu kämpfen. Kurz bevor der Tod seinen weißen Schleier über alle Teilnehmer breitete, fühlte sich einer seiner Gefährten, Kapitän E. G. Oates, außerstande, den martervollen Weg fortzusetzen. Da nahm der selbst aufs äußerste erschöpfte Scott sich in rührender Weise seiner an, kehrte, sooft Oates liegen blieb, immer wieder zu ihm zurück, half

4. Herr Wamperl hat treulich gehalten sein Wort;
Am andern Tag schickt drei Burschen er fort,
Die haben auf Rädern — noch eh' man's gedacht —
Der Löwenfamilie Fleischkost gebracht.

Blick in ein Ozeanwärmekraftwerk nach dem deutschen System von Dr. Breuer.

ihm weiter und pflegte seinen Gefährten, bis er schließlich in seinen Armen verschied.

Anderseits kann aber auch das Bestreben der Italiener, um jeden Preis Nordostland zu erreichen, um von dort Hilfe für ihre Kameraden herbeizuholen, als Rechtfertigung ihrer Handlungsweise dienen.

Bäckerei im Mittelalter

Das Gebäck des Mittelalters war schon recht mannigfach. Es läßt sich denken, daß das Brot damals eine große Rolle spielte. Es gab sogar besondere Brotmärkte. Hausbäckerei war an der Tagesordnung, bald aber entstanden besondere Bäckereien, namentlich für feineres Gebäck. Die ärmeren Schichten mußten sich mit Roggen- und Haferbrot begnügen. Feines Weizenbrot kam aber schon früh auf, ebenso Semmeln und Wecken. Auch die Kuchenbäckerei blühte bereits im Mittelalter; vielfach bestanden örtliche Spezialitäten von Kuchen. Damals gab es schon „Brezeln" und „Kringeln", „Napfkuchen", „Gugelhupf" und so weiter.

In den Klöstern verstand man, schöne Lebkuchen zu machen, und als die fremdländischen Gewürze aufkamen, wie Pfeffer, Zimt, Muskat, Nelken, Ingwer, sparte man auch diese beim Kuchen nicht: es entstand der „Pfefferkuchen". Man sieht, unsere mittelalterlichen Vorfahren waren keineswegs bescheiden.

Energie aus Meereswärme

Von Dr.-Ing. Günter Bandat

Es ist die vornehmlichste Pflicht der neuzeitlichen Energiewirtschaft, mit den vorhandenen Energievorräten unseres Erdballs wirtschaftlich umzugehen und den etwaigen Ausfall des einen Vorrats durch die Heranziehung einer neuen, bisher nicht ausgenutzten Energiequelle wettzumachen. Daß es unsere Energiewirtschaft dringend nötig hat, sich um neue Energiequellen umzusehen, beweist die Tatsache, daß unsere Kohlenvorräte zum großen Teil in drei bis vier Menschenaltern verbraucht sein werden und daß die Erdölquellen Nordamerikas bereits in etwa dreißig Jahren zu versiegen drohen. Wir sehen, daß in heutiger Zeit die Energien der Wasserkräfte, der Wind- und sogar der vulkanischen Kräfte ausgenutzt werden, nur der Ausnutzung des Lebensquells unserer Erde, der Verwertung der Sonnenenergie, sind wir noch nicht viel nähergekommen.

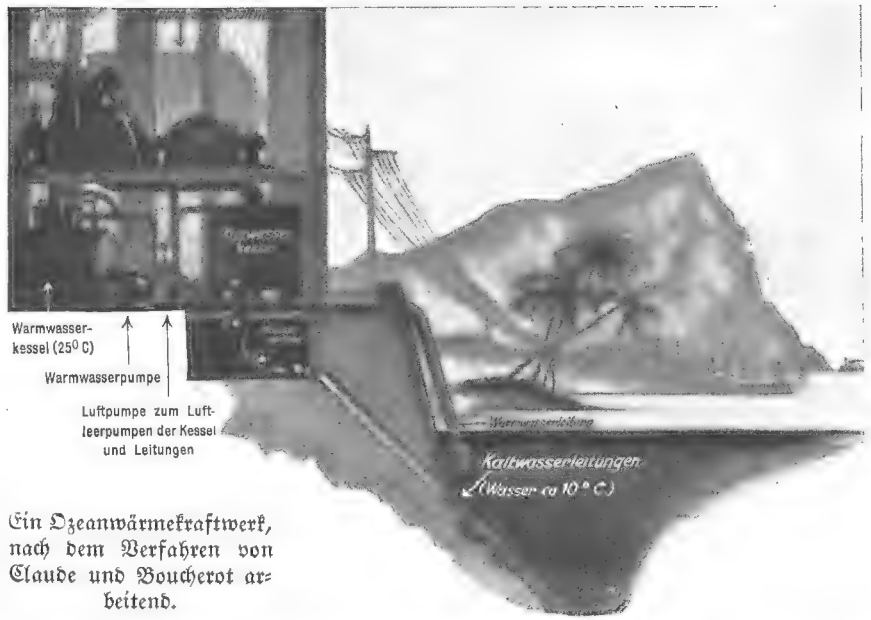
Auf einem Umwege versuchten die Forscher Claude und Boucherot die Lösung der erwähnten Aufgabe; sie strebten die industrielle Verwertung der in den tropischen Meeren aufgespeicherten Sonnenwärme an. Sehr gründlich hat sich schon lange Zeit vor dem Bekanntwerden der Arbeiten von Claude und Boucherot der deutsche Forscher Dr. Breuer mit dieser Aufgabe befaßt und auch genaue Berechnungen aufgestellt.

Dem Grundsatz nach handelt es sich hier um Ausnutzung des Wärmegefälls verschiedener Wasserschichten in den Ozeanen der klimatisch heißen Zonen. An besonders günstigen Stellen, wie zum Beispiel von der Küste von Florida bis nach Rio de Janeiro, von Zeylon bis nach Madagaskar, von den Philippinen und Hawaiinseln bis zu den Sundainseln, bestehen zwischen den warmen Schichten des Oberflächenwassers (30 Grad Celsius) und den 300 bis 1000 Meter tiefer liegenden kälteren Wasserschichten Temperaturunterschiede von 22 bis 26 Grad Celsius.

Nach dem Plan von Claude und Boucherot soll das warme Oberflächenwasser in eigene Warmwasserkessel, das kalte Tiefenwasser in Kaltwasserkessel gepumpt werden, wie es aus unserer zweiten Abbildung erkennbar ist. In die Verbindungsleitung zwischen beiden ist die Turbine eingeschaltet. Wird nun die Luft aus dieser Verbindungsleitung, in der auch die Turbine liegt, ausgepumpt, so fängt bei einem gewissen Grade des Vakuums (= Luftleere) das warme Meereswasser zu sieden an, und der sich jetzt entwickelnde Dampf strömt mit großer Kraft zum Kaltwasserkessel. Hierbei gibt der Dampf seine Energie an die zwischengeschaltete Dampfturbine ab, indem er sie samt dem mit ihr gekuppelten elektrischen Stromerzeuger antreibt.

Nach dem Vorschlage von Dr. Breuer sollen das kalte und das warme Meereswasser ihren Dienst nicht

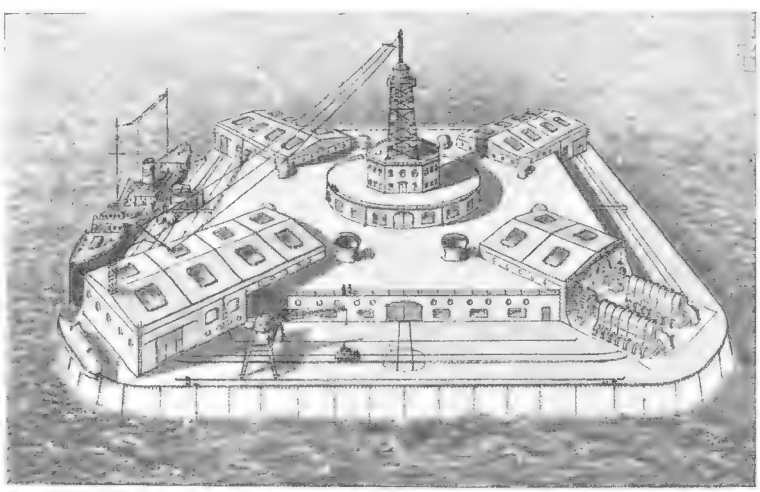
unmittelbar, sondern bloß mittelbar leisten; Dr. Breuer schlägt als Treibmittel der Dampfturbine flüssige Kohlensäure oder Ammoniak vor. Zweifellos erscheint diese Lösung vorteilhafter als jene von Claude und Boucherot, weil die im Meereswasser eingeschlossenen Gase und Salze der angeführten unmittelbaren Kraftnutzung sehr hinderlich sein werden. Im Ozeankraftwerk nach Dr. Breuer, das unsere erste Abbildung veranschaulicht, finden sich an Stelle der erwähnten Warmwasserkessel die Kessel zur Erzeugung von Ammoniakdampf. Die durch das warme Meereswasser erzeugten Ammoniakdämpfe strömen über die Turbine, wo sie ihre Kraft abgeben, zum Kondenskessel. Hier verflüssigen sich die Ammoniak- (oder Kohlensäure-) Dämpfe unter Einfluß des kalten Tiefenwassers wieder; von hier wird das nunmehr flüssige Ammoniak oder die flüssige Kohlensäure wieder zu den Dampferzeugern geleitet, und der Vorgang beginnt von neuem.



Ein Ozeanwärmekraftwerk, nach dem Verfahren von Claude und Boucherot arbeitend.

Wir müssen annehmen, daß von dem erwähnten Wärmegefälle infolge der Wärmeverluste an Kocher, Kondensatoren und Rohrleitungen nur ein Wärmegefäll (Wärmespanne) von 10 Grad Celsius übrigbleibt; nach den Gesetzen der Physik und Technik wissen wir aber auch, daß von dieser Wärmeenergie nur 2,2 v. H. in mechanische Kraft umzusetzen sind. Wenn wir weiter annehmen, daß entsprechend der Durchflußgeschwindigkeit der Wassermengen im Rohrsystem der Kocher und Kondensatoren der Wärmeenergie des Meereswassers nur 1 Wärmegrad je Kubikmeter zur Verdampfung des Ammoniaks entzogen wird, so kommt diese Wärmeenergie für den Kubikmeter durchgepumpten Meereswassers einer mechanischen Energie von 427 000 Kilogrammeter gleich; entsprechend der angeführten Verwertbarkeitsziffer erhalten wir für 1 Kubikmeter durchgepumpten Wassers etwa 9400 Kilogrammeter an der Turbinenwelle. Ziehen wir von dieser Leistung ungefähr die Hälfte für die nötigen Hilfsarbeiten, insbesondere die Pumparbeiten, ab, so bleiben, eine Wärmespanne von 10 Grad Celsius vorausgesetzt, auf den Kubikmeter Meereswasser etwa 4700 Kilogrammeter oder ungefähr 63 PS zur reinen industriellen Verwertung übrig.

Wie die rein überschlagsmäßig zu wertende Rechnung zeigt, hängt die Gesamtleistung des Ozeanwärmekraftwerkes entsprechend den Querschnitten der Zuführungsrohre und der Durchflußgeschwindigkeit des das Röhrensystem durchfließenden Wassers von den sekundlich verarbeiteten Wassermengen ab. Die gesamte Anlage mit Kochern, Kondensatoren, Turbinen und Generatoren sowie den Kraftverwertungsanlagen könnte entweder an einer hierzu geeigneten Meeressteilküste oder auch auf einem großen schwimmenden Ponton untergebracht werden. Auf unserer letzten Abbildung sehen wir das Modell eines solchen schwimmenden Ozeankraftwerkes. In den strahlenförmigen Aufbauten befinden sich die Anlagen zur Krafterzeugung, zwischen diesen die Laboratorien zur Kraftverwertung, in der Mitte die Unterkunftsräume für die Besatzung, der Leuchtturm und dergleichen. In den genannten Laboratorien wird die aus Meereswärme erzeugte elektrische Kraft gleich verwertet. Mit ihrer



Modell eines Ozeankraftwerks nach Claude und Boucherot.

Hilfe werden in elektrochemischen Anlagen Zwischenerzeugnisse hergestellt, die dann als Transportgüter der weiteren Verwertung harren.

Sollten diese Pläne in Zukunft verwirklicht werden, so wird der Menschheit die gesamte und, was besonders wichtig ist, fast unerschöpfliche Kraft der Sonne zur Verfügung stehen und damit auch die Energiewirtschaft von einem großen Teil der Sorge um den Ersatz der sich erschöpfenden Kohlen- und Erdölvorkommen enthoben sein.

Scherz

Christian IV., einer der besten und menschenfreundlichsten dänischen Könige, hatte die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen Bemerkungen über die Aufgaben des kommenden Tages auf eine verschließbare Wandtafel seines Arbeitszimmers zu schreiben. Vornehm und vertrauensvoll, wie er war, ließ er oft den Schlüssel stecken, weil in das Zimmer nur sein Kammerdiener Gerdes kam, dem er völlig vertraute.

Eines Tages bemerkte der König, daß der Diener die Tafel geöffnet und die Notizen gelesen haben mußte. Ärgerlich und enttäuscht beschloß er, dem neugierigen Diener eine Lehre zu erteilen. Ein paar Tage später schrieb er auf die Tafel: „Morgen früh sechs Uhr den Spion Gerdes in aller Stille arretieren, bei Fluchtversuch erschießen." Dann ging er, ohne den Schlüssel abzuziehen, in sein Schlafzimmer.

Bald darauf stürzte Gerdes zu ihm herein, warf sich zu seinen Füßen nieder und stammelte in seiner Angst unzusammenhängende Worte. Schon wollte Christian lächelnd über die Wirkung seiner List den Erschrockenen trösten, als Gerdes die Worte hervorstieß: „Ich bin unschuldig, Majestät, Lövenskjöld hat mich verführt."

Christian stutzte, denn der Genannte war sein erbitterter Feind. Er ließ Gerdes — nun im Ernst — verhaften und ebenso Lövenskjöld. Eine sofortige Haussuchung brachte das Material einer umfangreichen Verschwörung gegen Christian IV. zutage. Aus dem Scherz war also ganz wider alles Erwarten Ernst geworden.

*

Auflösung des Zaunrätsels von Seite 464:

A O E O G I A Z
B R U D E R S T R A U B I N G E R
I E L T R I I L
E R E O N S S T

Wer lacht mit?

Ein Tag von geschichtlicher Bedeutung

Quartaner Karl hat am 1. April Geburtstag. Letzthin bemerkte er: „Der 1. April ist ein Tag von geschichtlicher Bedeutung: Ich und Bismarck sind am 1. April geboren worden."

Das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden

Vater: „Treiben wir mal etwas Atemgymnastik, Jungen! Also, durch die Nase einatmen!"

Franz: „Da gehen wir doch besser in die Küche, Vater. Dort riecht's so fein nach meiner Leibspeise."

Stoßseufzer

Die abreisende Tante (mitleidig zu dem ihr Gepäck tragenden Neffen): „Wie du schwitzest, armer Junge!"

Neffe (seufzend): „Ach ja, die vielen Gepäckstücke! Du machst einem den Abschied recht schwer, Tante."

Unverfroren

„Nun ist es wirklich Zeit, daß du mir den entliehenen Schirm zurückgibst. Es regnet doch alle Tage."

„Bedaure sehr; eben deshalb kann ich ihn nicht entbehren."

Zungenscherz

Sieben Sandschipper schippen sieben Schippen Sand, sieben Schneeschipper sieben Schippen Schnee.

Auch eine Erklärung

Lehrer: „Was ist Dampf?"

Schüler: „Dampf ist Wasser, wenn es ins Schwitzen kommt."

Mein Gesicht ist schwarz wie Kohle
Von dem Scheitel bis zur Sohle,
Aber 's Herz ist frisch und frei
Bei der Schornsteinfegerei.

Emil und Kolumbus

„Kolumbus", erzählt der Vater, „hat das neuentdeckte Amerika für Indien gehalten."

„Na ja", klagt Emil, „als mir das neulich in der Geographiestunde auch so ging, hat mich der Lehrer getadelt."

Mildernde Umstände

Musiklehrer: „Was, mit solch schmutzigen Fingern klimperst du auf dem neuen Klavier herum?"

Junge: „Ach, das merkt man nicht! Ich spiele ja nur auf den schwarzen Tasten."

Vorstellung

Der Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Bumm war ein bekannter Berliner Arzt. Einem hohen Offizier, der ihn nicht kannte, fiel in einer größeren Gesellschaft der alte, ehrwürdige Herr auf, und er stellte sich ihm vor: „Gestatten, von Stein, General der Artillerie."

„Bumm", entgegnete der Arzt.

Der General machte ein sehr erstauntes Gesicht und wiederholte: „von Stein, General der Artillerie."

„Bumm, Bumm!" war die Antwort.

Das neue Auto

Die Lichtanlage des neuen Autos klappt nicht ganz, und die Lichter flackern ein wenig. Als der kleine Hans den Wagen zum erstenmal sieht, fragt er: „Vati, das Auto hat wohl Lampenfieber?"

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

So kam Pfingsten 1913 heran und damit die zweite längere Fahrt der jungen Wandervogelgruppe. Gerade ein Vierteljahr war es erst her, daß Hans mit der Verpflichtung Ullos angefangen hatte, die Gruppe zu gründen. Ganz unfaßlich schien das den Jungen, dachten sie daran, denn die Fülle gemeinsamen Erlebens ließ allen die Zeit länger erscheinen. Ganz bescheiden war die Gruppe auf dieser Fahrt; die Eisenbahn verdiente keinen Pfennig an ihnen, denn nur die Seen um Warendorf herum waren das Ziel. Mußte doch gespart werden für die Fünfwochenfahrt in den Sommerferien, die bis nach Ungarn führen sollte. Doch auch so war es schön.

Als die Fahrt losging, waren wieder wie immer alle dabei: Ullo, Helmut, Albrecht, Karlheinz, Detlef und Günter, und Hans brachte auch Pauper wieder mit, denn der gehörte seit dem Erlebnis mit den Zigeunern untrennbar dazu. Das Wetter war prächtig, man konnte schon wunderschön baden, und unter Zelten, Kochen, Spielen, Schwimmen und Vorlesen vergingen die Tage wie im Fluge. Es war herrlich wie immer.

Am vorletzten Abend der Fahrt saßen die Jungen ums Feuer, sangen die neugelernten Wandervogellieder und Hans fiedelte dazu. Schließlich, als sie still geworden waren und über den See blickten, sagte Ullo auf einmal: „Weißt du, Hans, das ist ja alles sehr schön, aber ich wünschte, wir hätten wenigstens morgen noch ein Erlebnis, ein besonderes Abenteuer, so etwa, wie wir Pauper fanden, oder das mit den Zigeunern."

„Damit du Karlheinz und mir wieder den Rücken decken kannst, nicht wahr?" foppte der Führer den Jungen.

Ullo lachte; er war nicht mehr so übelnehmerisch wie früher. „Ja, Hans, ein bißchen Gefahr muß doch dabeisein, damit es nicht öde wird."

Ullos Wunsch nach dem gefährlichen Erlebnis sollte in Erfüllung gehen; aber wie es dann so weit kam, da war ihm gar nicht wohl zumute. Auf einer weiten Heidefläche spielten die Jungen. Prall schien die trotz der frühen Jahreszeit schon stechende Sonne auf sie herab; so hatten die Jungen denn bis auf die Turnhose die Kleidung abgestreift und tobten herum. Hans hatte schwer damit zu schaffen, sich des Ansturms von Ullo, Albrecht und Günter zu erwehren, die ihren Führer mit Gewalt auch einmal in den Sand legen wollten. Aber immer wieder gelang es ihm, die Jüngeren von sich abzuschütteln, und eben flog Günter in hohem Bogen in den weichen Sand. Da aber schrie Hans auf und starrte wie gebannt auf den Platz, wo der Junge lag, so daß Albrecht und Ullo von ihm abließen und fragend auf ihn blickten. Im nächsten Augenblick aber schon warf Hans sich in mächtigem Sprung vor, mit bloßer Hand ergriff er die Kreuzotter, die sich hart neben Günter gereizt aufgerichtet hatte, und schleuderte sie fort.

Mit bloßer Hand ergriff Hans die Kreuzotter, die sich hart neben Günter gereizt aufgerichtet hatte, und schleuderte sie fort.

Nun erst wurde Günter klar, in welcher Gefahr er geschwebt hatte, und auch die übrigen Jungen wurden blaß. Sie glaubten alles glücklich abgelaufen, als sie sahen, wie aus Hansens Gesicht alle Farbe wich. Seine linke Hand faßte den rechten Ellenbogen. „Sie hat mich gebissen", sagte er dann ruhig und setzte sich langsam auf den Boden. Eine ungeheure Erregung, eine furchtbare Angst bemächtigte sich der Jungen, sie drängten heran und redeten durcheinander.

Nur Ullo blieb still, zitternd setzte er sich neben den Freund, den er in seiner Phantasie und Furcht schon starr und tot liegen sah.

„Hans, du darfst nicht sterben!" schrie Albrecht auf.

Hans schlang den linken Arm um Ullos Hüfte. „Es ist nicht so schlimm, ich muß nur die Wunde aussaugen. Seid ruhig, Jungen!" Aber es zeigte sich, daß Hans mit dem Munde die Stelle nicht erreichen konnte.

„Laß mich es tun!" bat Karlheinz als erster.

„Nein mich! Nein mich!" riefen die andern dann wirr durcheinander.

Hans ließ sich nicht bestimmen. „Es ist zu gefährlich. Eure Lippen könnten spröde sein. Die Verantwortung nehme ich nicht auf mich."

„Ja, was dann? Verlangst du von uns, daß wir zusehen sollen, bis du umfällst? Der nächste Arzt wohnt zwei Stunden entfernt", sagte Helmut.

Die Bißstelle schwoll an und verfärbte sich. „Es ist höchste Zeit", entgegnete Hans ruhig; „die Wunde muß geschnitten und ausgebrannt werden."

Im Nu war ein Feuer angemacht, Hans nahm seinen scharfen Dolch und legte ihn hinein. „Wer tut's? Reißt die Nerven zusammen! Wer mir helfen will, muß mir weh tun."

Die Jungen zuckten zurück. Es ist nicht so leicht, jemand tief ins Fleisch zu schneiden.

„Ullo, bitte!"

Der Junge nahm zitternd den Dolch, riß sich zusammen und setzte die Klinge an. „Es geht nicht, ich kann nicht." Keiner konnte es.

Da nahm Haus selbst den glühenden Stahl. Tief schnitt er hinein, noch einmal, kreuzweise. Die Jungen drehten sich ab, sie konnten nicht hinsehen. Dann machte Hans die Klinge noch einmal glühend und brannte die Wunde aus. Totenblaß war er dabei, aber die Hand zitterte nicht, als der glühende Stahl auf der Haut zischte und das Fleisch versengte. Dann war es auch mit seiner Kraft vorbei, ohnmächtig sank er zusammen.

Albrecht verband den Arm. Die Jungen hockten sich neben Hans. War nun die Gefahr vorbei? Sie glaubten es nicht. Der Schrecken steckte tief in ihnen, sie hielten alles für umsonst, aber keiner hätte gewagt, das auszusprechen. Stumm saßen sie herum und mieden den Blick der andern. Auch Pauper saß da, er winselte leise und blickte auf Hans, seinen Herrn. Keiner der Jungen zweifelte in diesem Augenblick daran, daß das Tier wie sie selbst wisse, worum es ging. Dann kroch Pauper noch näher an den Liegenden heran, legte ihm die Pfote auf die Brust und winselte wieder. Da schlug Hans die Augen auf, legte dem treuen Hunde die Linke auf den Kopf und lächelte leise. Der Hund bellte laut und freudig auf, und auch den Jungen war, als sei nun alles wieder gut; Hans, ihr Hans, hatte wieder gelächelt. Und Pauper, der Treue, hatte richtig empfunden, es wurde besser. Kein Schaden blieb zurück, es war alles noch gut gegangen.

Fester noch als je schloß dieses Erlebnis sie zusammen. Alle waren sie stolz auf Hans, dessen Mut sie bewunderten. So endete die Pfingstfahrt der Gruppe. —

Die kurze Schulzeit zwischen Pfingsten und den Sommerferien galt den Vorbereitungen für die Ungarnfahrt. Es war eine Zeit reicher Erwartung, voller Vorfreude. Hans als Führer hatte mehr Arbeit davon, als er geglaubt hatte. Da mußte er die Eltern, deren einige vor solchem kühnen Plane ihrer Jungen zurückschreckten, besuchen, um ihr Vertrauen und damit die Zustimmung zu gewinnen; da mußte er an die Konsulate und an die Behörden schreiben und Kursbücher wälzen. Auch mit der Geschichte, der Geographie und der Kunst der Länder, in die der Weg die Gruppe führen sollte, beschäftigte er sich, damit die Jungen Nutzen von der Reise hätten und Kenntnisse für das Leben davon mit nach Hause brächten. So verging ihm die Zeit wie im Fluge, und schnell kam die Sonnenwende heran.

Das Bundeszeichen, das Hans und Karlheinz trugen, war für die übrigen Jungen ein heißersehntes Ziel geworden. Hatten sie zuerst geglaubt, es sei ein „Vereinsabzeichen", so wußten sie nun, daß es eine hohe und schwer zu erringende Auszeichnung war, bei deren Verleihung es nicht auf das Lebensalter, auch nicht auf die Dauer der Zugehörigkeit zur Gruppe ankam, sondern auf Haltung und Handlung, auf Treue und Kameradschaftlichkeit. Dennoch hatten die meisten gehofft, daß sie es zu Pfingsten bekommen würden. Das wurde eine Enttäuschung, keiner hatte es auf jener Fahrt erhalten.

Nun aber, zur Sonnenwende, unerwartet, wurde drei von ihnen der Wunsch erfüllt. Es war dies die erste Sonnenwende der jungen Gruppe, die erste auch, bei der Hans als Führer am hohen Feuer stand und sprach. Er sprach von der Treue, die das Mark der Ehre ist; er sprach davon, daß er übers Jahr nicht mehr täglich unter ihnen sein werde, daß dann ein anderer die Gruppe führen müsse, weil er selbst Ostern auf die Technische Hochschule ziehen wollte, und daß er von jedem erwarte, er werde auch dann treu zur Sache stehen. Die Jungen gelobten das mit ihrem Wort. Ullo, Albrecht und Günter gab Hans dann auch das Zeichen des Bundes, die Nadel mit dem ziehenden Vogel. Voll seliger Überraschung waren die Jungen, als ihr Führer, den sie liebten, es ihnen an das Fahrtenhemd steckte. Detlev und Helmut gingen auch diesmal leer aus, aber neidlos freuten sie sich mit den dreien und gelobten sich nur, sich so zu halten, daß auch sie es binnen kurzem würden tragen dürfen.

Wie immer, bei jeder Sonnenwende des Wandervogels, wurde auch an diesem Feuer des Vaterlandes gedacht, das ihnen allen das Höchste war. Von der steten Bereitschaft zum Dienst für das Vaterland sprach Hans. „Dulce et decorum est, pro patria mori." Hans ahnte nicht, daß es ihm später beschieden sein sollte, selber durch die Tat für seine Worte einzustehen. „Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen", sangen die Jungen, und Hans fiedelte die Weise dazu. Ihnen allen war das Herz voll von der Weihe dieser Stunde. —

Es war so weit; der erste Ferientag war da, den die Jungen mit solcher Ungeduld erwartet hatten, daß sie manchmal schon meinten, er käme gar nicht mehr heran. Nun war er da.

„Wollen Sie tatsächlich auch den Hund mitnehmen bis nach Ungarn? Albrecht erzählte es mir, aber ich habe es nicht geglaubt", sagte Frau Krause zu Hans.

„Gewiß, gnädige Frau, kommt er mit. Das arme Tier würde sich, glaube ich, nach den Jungen und mir zu Tode sehnen, wenn wir ihn hier ließen. Ja, wir selbst würden es ohne ihn kaum schön finden unterwegs."

Pauper wedelte, er wußte, es wurde von ihm gesprochen.

Die Eltern der Jungen waren fast alle am Bahnhof, um ihre Söhne abfahren zu sehen. Schwer nur hatten sie sich hineingefunden, daß ihr Junge ganz einfach eine Reise nach Ungarn mache. Ungarn, das hörte sich noch so wild an, und es sollte da ja wohl sogar noch Räuber geben. Aber Hans verstand es, das Vertrauen der Mütter und die Achtung der Väter zu gewinnen, und so fehlte denn keiner, alle durften sie mit. Hei, war das eine Freude! Voll Erwartung und Unternehmungslust waren das „Fähnlein der sieben Aufrechten" und sein Hund Pauper.

„Alles einsteigen!" Die Jungen verstauten ihr Gepäck rasch im Netz und besetzten dann die Fenster. Die Lokomotive fuhr an. Eine Unmenge Obst und Schokolade, von den Müttern bis dahin versteckt gehalten, wurde hereingereicht. Noch ein Händedruck, ein Rufen, dann Winken, und der Heimatort lag hinter den Jungen, von denen außer Hans noch keiner eine ähnlich weite Reise gemacht hatte.

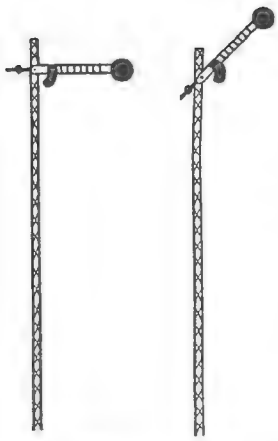
Passau ist schön. Der alte Dom, die Festung Oberhaus, die Ilzstadt, wo die Fischer wohnen, die Hängebrücke, alles, alles gefiel den norddeutschen Jungen. Sie waren begeistert und nutzten den halben Tag Aufenthalt aus, indem sie durch die Gassen liefen, sich an alten schönen Marienbildern freuten und auf die Festung stiegen, wofür der herrliche Ausblick über Donau, Inn und Ilz sie belohnte.

Das wichtigste aber war den Jungen natürlich der Ankauf ihres navis longae, mit dem sie die Reise nach Wien fortsetzen wollten. Über dreihundert Kilometer auf der Donau, durch die wunderherrliche Wachau mit einem „Schinakl" fahren, das mußte ja großartig werden! Schinakl oder auch Zille, so nennt man dort die Fischerkähne. Das erstere Wort erfreute sich aber bei den Jungen entschieden größerer Beliebtheit; es hörte sich so gemütlich an. Hans erstand ein recht altes, dafür aber auch sehr billiges Schinakl von einem Fischer.

Das „Kriegschiff" wurde auf den Namen „Sohlenschoner" getauft, und am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang brach der Trupp auf, setzte sich in sein schwimmendes Heim und gondelte los. Die Erwartungen der Jungen wurden noch übertroffen durch die Schönheit dieser Donautalfahrt. Wohl war der alte Kahn so morsch, daß er fürchterlich Wasser zog und jede Viertelstunde einer der Besatzung mit dem großen eisernen Hordenpott den schräg gehaltenen Kahn ausschöpfen mußte; aber das erhöhte nur den Spaß, denn es war prächtig warmes Wetter. Jeden Tag badeten die Jungen bei der großen Rast, und Hans hatte immer Mühe, sie wieder aus dem Wasser herauszubekommen; sie wären am liebsten den ganzen Tag drin geblieben. Dann wurde das Essen gekocht, das einfach aber reichlich war und von den Jungen mit Wolfshunger verschlungen wurde. Lag am Ufer, wie so oft, ein besonders schöner Berg, gar mit einer verwitterten Ritterburg drauf, so kletterte die Horde auch einmal hinauf und sah sich die Donau von oben an.

Mein Hochsitz im Garten / Eingesandt von Kamerad Manfred Auberlen Überlingen.

Ein feiner Menschenschlag wohnt dort, und manche Bekanntschaft machten die Jungen, wenn sie wie in Krems und Tulln eine Nacht bei einem der kleinen Städtchen rasteten. Auch Gastfreundschaft wurde ihnen oft angetragen. Bei solch einer Gelegenheit kam auch Wein auf den Tisch, Wachauer, der sich trinkt wie Fruchtsaft und einen doch unvermutet benimmt. Zu Hause allerdings galt Alkoholverbot für die Gruppe,



Haltstellung. Fahrt frei.
Abb. 1. Einflügeliges Hauptsignal.

aber hier im fremden Lande schlug Hans den freundlich gebotenen Trunk nicht aus.

An einem andern Ort ereignete es sich, daß ein Herr, als er hörte, daß sie Norddeutsche seien, sie bat, ihm doch einmal „das plattdeutsche Lied mit den zwei griechischen Buchstaben" vorzusingen. Kieler Wandervögel hätten das einmal gesungen, und das sei so hübsch gewesen.

Ein plattdeutsches Lied mit zwei griechischen Buchstaben? Mit vereinten Kräften, trotzdem vergeblich, überlegte die Schar, was das wohl sein könne. Erst als der Herr sagte, es seien die Buchstaben „Sigma" und „Tau" gewesen, kam Hans auf das Richtige, und unter Lachen stimmten die Jungen es an: „Kennt ji all dat nie Leed, nie Leed, nie Leed, dat de ganze Stadt all weet, von Herrn Pastorn sin Kauh? Sing man tau, sing man tau von Herrn Pastorn sin Kauh!"

Überhaupt das Singen! Wenn die Jungen des Abends am Strom saßen vor dem fertigen Zelt und ihre Wandervogellieder sangen, dann fanden sich immer Leute ein, die nicht müde wurden, zuzuhören, und es war jedesmal sehr fein.

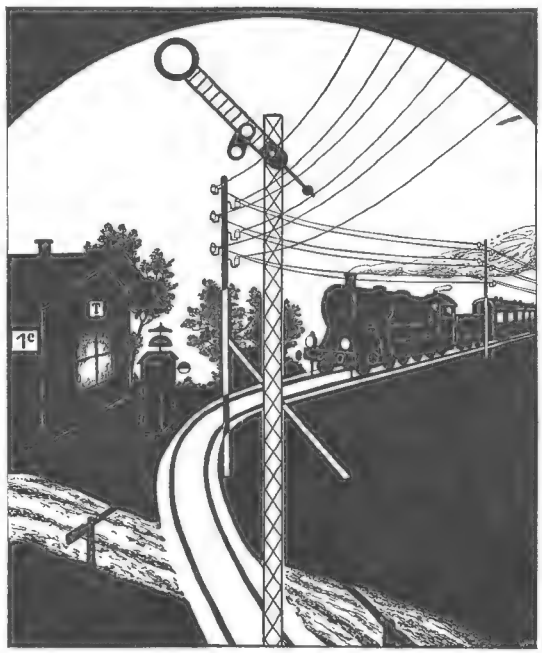


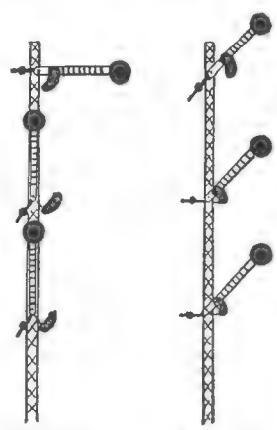
Abb. 2. Signal Freifahrt.

Die Ruderei in diesen Tagen war nicht so schlimm, denn die Strömung tat das meiste, und wenn die Jungen nicht durchaus gewollt hätten, nötig wäre sie nicht gewesen. Aber sie kamen sich sehr wichtig dabei vor, und so tat Hans ihnen den Gefallen; er teilte Ruderwachen mit Ablösung ein und ließ die einzelnen abwechselnd auch das Steuer von „S. M. S. Sohlenschoner" in die Hand nehmen. Dann kam der Junge sich vor wie ein Normannenherzog.

Pauper, der Treue, hatte gar keine Abneigung gegen das nasse Element. Er apportierte auf Hansens Befehl aus dem Wasser und schwamm auch ohne Zwang gerne und lange. Am Heck des Schinakls hing ein Strick, und es war ein sehr beliebter Sport bei den Jungen, sich an diesem Strick mitziehen zu lassen. Ein wohliges Gefühl war es, so im warmen Wasser mühelos vorwärts zu gleiten. Wenn Hans das machte, war der Hund nicht im Boot zu halten; sofort sprang er hinaus und schwamm neben seinem Herrn her.

Bei Pöchlarn, wo zu alten Zeiten die Burg des Markgrafen Rüdeger gestanden hat, rasteten die Jungen auch eines Tages. Das Ufer fiel an dieser Stelle schräg ab, und unten im Wasser lagen ein paar große Steinblöcke, gerade etwas herausragend. Da turnten nun einige der sieben drauf herum und sprangen von Stein zu Stein. Auch Günter war dabei. Er hielt ein mächtiges Butterbrot in der Hand, von dem er von Zeit zu Zeit abbiß. Da plätscherte es auf einmal stark, und Günter war verschwunden. Es dauerte eine ganze Weile, bis die andern wieder etwas von ihm sahen, und das war ein Arm, der sorgfältig zwischen den Fingern ein angebissenes Butterbrot hielt; dann erst tauchte der Kopf des Jungen auf. Hans stand am Ufer und lachte Tränen. Es war auch zu drollig anzusehen, wie der Junge zu allererst bemüht war, sein Butterbrot zu retten.

Vor dem gefährlichen Donaustrudel bei Grein war Hans von Einheimischen ganz besonders gewarnt worden. Wie er hörte, kennzeichneten rot-weiße Tafeln die gefährlichen Stellen. So wurden zwei Jungen als Ausguckleute bestimmt; der eine sollte das rechte, der andere das linke Stromufer nach den Tafeln absuchen. Helmut und Albrecht wurden dazu ausersehen. Plötzlich aber war der Kahn schon im Strudel drin. Die Spitze wurde tief hinuntergezogen, das Ende über die Wasserfläche gehoben, und zwei-, dreimal drehte der „Sohlenschoner" sich rasch um die eigene Achse. Die Gesichter der Jungen waren nicht gerade geistreich in diesem Augenblick, einige wurden sogar reichlich blaß. Hans, der vorn saß, erblickte im Augenblick des Drehens auch die rot-weißen Tafeln. Genau über dem Boot hingen sie, an Drahtseilen, die ganz über den Strom gespannt waren. Nun, da hatten die Ausguckleute die Ufer natürlich vergeblich beobachtet. In diesem Augenblick kam der Kahn aus dem Strudel frei, schoß hoch und mit verdoppelter Geschwin-



Haltstellung. Fahrt frei.
Abb. 3. Dreiflügeliges Einfahrsignal.

digkeit stromabwärts. Pauper bellte laut und hart zurück, er schien zu denken, irgend ein Feind habe sie so herumgeworfen. Die Aufregung der Jungen legte sich, und jeder kam sich nun besonders tapfer vor, nur weil er keine Zeit gehabt hatte, seine Furcht zu verraten. Auch Hans atmete auf. Wohl waren die Jungen alle sichere Schwimmer, aber das Gepäck wäre ja wohl zum mindesten verloren gewesen, hätte der Strudel den Kahn hinuntergezogen, und dann hätte Hans die ganze schöne Fahrt, die ihnen noch so viel Freude bringen sollte, abbrechen müssen. Nun, das Glück war wieder einmal, wie so oft schon, der Schar gnädig gewesen.

Hier, in dieser schönen deutschen Mark, die ja wohl die Heimat des Nibelungendichters gewesen ist und die für die Geschichte unseres deutschen Volkes so bedeutsam war, las Hans den Jungen auf der Rast aus dem Nibelungenlied vor. Er hatte sich den Urtext mitgenommen, und er verstand es, ihnen eine Begeisterung dafür einzuflößen, wie sie wohl kam je ein Lehrer in den vier Wänden des Klassenzimmers bei seinen Schülern hat erwecken können. Es ist ja auch so wunderbar, dieses Epos. „Uns ist in alten mären / Wunders vil geseit / Von helden lobebaeren, / Von grozer arebeit. / Von freuden, hochgezîten, / Von wînen und von klagen, / Von küener recken strîten / Muget ihr nu wunder hören sagen.“ Und vor dieser Landschaft versank den begeisterten Jungen die Zeit, sie glaubten die Heunenboten den Uferweg entlangreiten zu sehen und den Kampf des grimmen Hagen mit dem Fergen. Ja, siehe da, eines Abends brachte der wilde Albrecht Hans einen Zettel! Es sei ein Gedicht von ihm, sein erstes. Hans solle es lesen, aber zu keinem der andern davon sprechen. Hans las es und war überrascht, denn es war gut. So wurde die Fahrt den Jungen auch inneres Erlebnis.

Am sechsten Tage der Ruderfahrt erreichte die Gruppe Wien. In Nußdorf legten sie den Kahn fest und zogen dann in die Stadt. Die Tage in Wien, zweieinhalb waren es, wurden den Jungen nicht lang. Sie waren begeistert von Wien und den Wienern. Den alten, ehrwürdigen Kaiser Franz Josef sahen sie vorbeifahren und jubelten ihm zu. Sie besuchten das Kunsthistorische Museum, in dem die schönsten italienischen Meisterbilder hängen, stiegen auf den Stephansturm und gingen in den Prater. Alles, alles, was sie sahen, gefiel ihnen großartig. (Fortsetzung folgt)

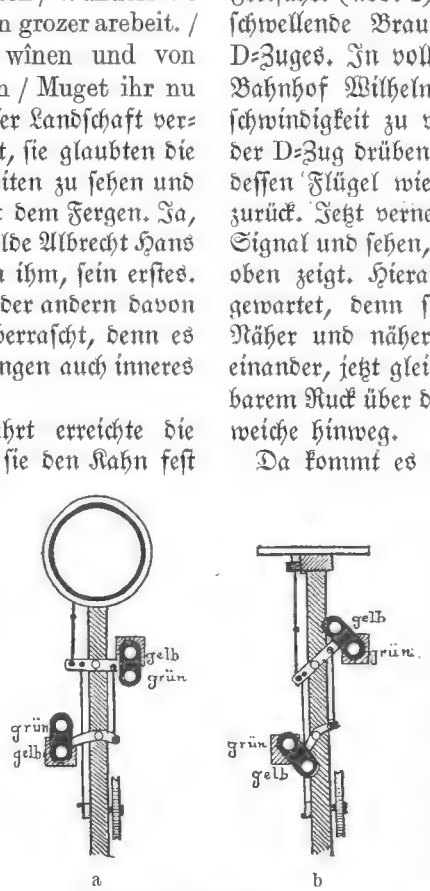


Abb. 5. Vorsignal.

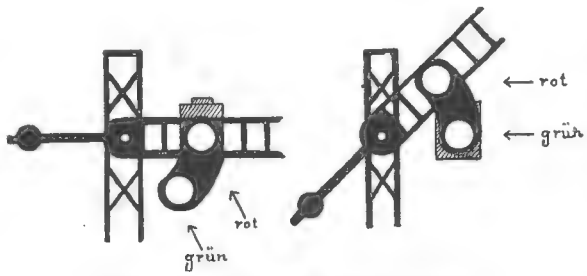


Abb. 4. Der Lichtwechsel des Signals.

Die Signale als Zugsicherung

Von Prof. Dr. Muhle

In rascher Fahrt nähert sich unser von Bergstadt kommender Personenzug dem Bahnhof Wilhelmstadt. Vor diesem vereinigt sich unsere zweigleisige Strecke mit der von Seestadt kommenden Hauptlinie, die ebenfalls doppelgleisig ist. Auf gemeinsamen Gleisen laufen beide Strecken in den Bahnhof Wilhelmstadt ein und führen weiter zur Hauptstadt.

Schon erblicken wir von unserm Zuge aus die Hauptlinie, und wir nähern uns ihr immer mehr. Da vernehmen wir plötzlich das Einsetzen des Bremsgeräusches. Der Zug verlangsamt seine Fahrt immer mehr, jetzt steht er still. Noch aber sind wir längst nicht im Bahnhof Wilhelmstadt. Neugierig blicken wir durch das geöffnete Abteilfenster hinaus nach vorn zur Lokomotive, und da sehen wir, daß sie dicht vor einem hohen Signalmast hält, dessen Arm, waagrecht nach rechts zeigend, unserm Zuge Halt gebietet (Abb. 1). Drüben neben den glänzenden Schienen der andern Strecke steht ebenfalls ein Signalmast. Doch zeigt dessen Flügel schräg nach oben rechts, kündet dort also Freifahrt (Abb. 2). Da vernehmen wir auch schon das schwellende Brausen des herannahenden Seestädter D-Zuges. In voller Fahrt stürmt er vorwärts, dem Bahnhof Wilhelmstadt zu, den er, ohne seine Geschwindigkeit zu vermindern, durchfährt. Kaum war der D-Zug drüben am Signal vorübergesaust, da ging dessen Flügel wieder in die waagrechte Haltstellung zurück. Jetzt vernehmen wir ein Geräusch an unserm Signal und sehen, daß es zwei Arme schräg nach rechts oben zeigt. Hierauf hat unser Lokomotivführer nur gewartet, denn schon rollt unser Zug wieder an. Näher und näher kommen die Gleise beider Linien einander, jetzt gleitet unser Zug mit deutlich vernehmbarem Ruck über die Kreuzung und die Einmündungsweiche hinweg.

Da kommt es im Abteil zu folgendem Gespräch:

„Wenn der Zug hier über diese Einmündungstelle oder meinetwegen auch Abzweigungstelle der beiden Linien hinwegfährt, überkommt mich jedesmal eine gewisse Bangigkeit. Hier kann doch bei der raschen Zugfolge auf beiden Strecken gar zu leicht einmal ein Zug dem andern in die Flanke fahren. Ich wundere mich immer, daß das nicht schon längst einmal geschehen ist.“

„Ja, dazu sind doch aber die Signale da, um das zu verhüten“, wird dem Ängstlichen erwidert.

„Das ist ganz richtig, aber der Beamte, der die Signale zu bedienen hat, kann doch gar zu leicht einmal übersehen, daß auch auf der zweiten Linie ein Zug kommt, wenn er einem Zuge der ersten Linie die Einfahrt freigibt. Und der Fahrdienstleiter im Bahnhof Wilhelmstadt kann doch hier diese Strecke nicht übersehen, da sie in der Kurve liegt. Er weiß also auch nicht, ob hier der eine Zug schon die Kreuzung gequert hat, bevor der andere herannaht. Denken Sie nur einmal an die Verschiebungen bei Zugverspätungen!"

„Nun, da müssen eben die Lokomotivführer gut aufpassen; das sind ja alles zuverlässige Leute."

„Sie mögen ganz recht haben, aber ich denke auch noch an die Weichensteller. Haben denn die die Weichen jedesmal gerade so gestellt, wie es sein muß? Die können doch leicht einmal einen nahenden Zug für einen andern halten, und schon ist wieder ein Unglück fertig."

„Was Sie auch alles für Bedenken und Sorgen haben! Ich habe bis jetzt an so etwas noch gar nicht gedacht. Aber durch Ihre Worte bin ich nun selbst auch ängstlich geworden."

„Sie können ganz beruhigt sein, meine Herren", bemerkt da ein anderer Mitreisender. „Alles das, was Sie hier vorgebracht haben, ist zur Sicherung des Betriebes wohl berücksichtigt worden. Alles greift ineinander. Der Stellwerkswärter empfängt vom Fahrdienstleiter seine Weisungen. Dann stellt er die Weichen, und erst wenn diese richtig stehen, kann er die Signale ziehen. Einen Weichensteller, der irgendwie die Weichen unabhängig davon umstellen könnte, gibt es nicht. Freilich gehört dazu ein feindurchdachtes Apparatewerk. Aber man hat heute eine Zugsicherung geschaffen, die geradezu Erstaunliches leistet. Sie können ohne Sorge mit der Eisenbahn fahren, auch an dieser Stelle hier."

Dieser Reisende hat recht, aber seine kurzen Worte genügen uns noch nicht; wir wollen uns die Sache noch ein wenig genauer vor Augen führen.

Wie spielten sich die Vorgänge bei der Durchfahrt des D-Zuges und später unseres Zuges im Telegraphenzimmer des Bahnhofs Wilhelmstadt und im Stellwerk ab?

Der D-Zug hatte fünf Minuten Verspätung. Jetzt wurde sein Herannahen von der Vorstation her dem Bahnhof Wilhelmstadt gemeldet. Der Fahrdienstleiter gab darauf auf elektrischem Wege nach dem Stellwerk den Bescheid, daß der D-Zug durchzufahren habe. Im Stellwerk laufen die Drahtzüge der Weichen und der Signale zusammen, so daß sie von dieser Zentralstelle, aber auch nur von dieser aus, bedient werden können. Größere Bahnhöfe haben zwei oder mehrere Stellwerke, die selbst auch wieder in der Einstellung gewisser Fahrstraßen abhängig voneinander sind. Beide Signale, sowohl das für die Züge von Seestadt wie das für jene von Bergstadt, standen auf Halt. Als der Stellwerksbeamte vom Bahnhof Wilhelmstadt die D-Zugmeldung empfing, stellte er zunächst alle Weichen so ein, daß das Hauptgleis die Durchfahrtstraße bildete. Trotzdem konnte er aber die Einfahrt noch nicht freigeben. Er mußte dazu erst durch den Fahrdienstleiter vom Bahnhof aus die Zustimmung erhalten. Diese wurde auf mechanischem oder elektrischem Wege durch den Blockapparat mittels der in diesem angebrachten Zustimmungskontakte vom Fahrdienstleiter gegeben. Nun erst legte der Stellwerksbeamte den Signalhebel für die Seestädter Strecke um, und draußen am Mast ging ein Signalflügel schräg nach oben, dem Lokomotivführer anzeigend, daß er auf dem Hauptgleis freie Fahrt habe. Nicht eher, als bis sämtliche Weichen der Durchfahrtstraße im Hauptgleis richtig standen, war es dem Beamten möglich, den Signalhebel zu bewegen. Ebenso kann er keine der Weichen umstellen, solange das Signal Freifahrt zeigt; die Weichen sind verriegelt. Diese Verriegelung wird durch eiserne Querstangen bewirkt, die die durch die Weichenhebel bewegten Zahnstangen festhalten. Weiter ist aber auch das Einfahrsignal für die Bergstädter Linie in der Haltstellung so lange verriegelt, wie das Seestädter Signal Freifahrt zeigt, und umgekehrt. Es ist also ausgeschlossen, daß beide Signale gleichzeitig Freifahrt geben. Solche Signale werden im Betriebe als feindliche Signale bezeichnet. Gleichzeitig freigegeben werden könnten im Bahnhof Wilhelmstadt die Einfahrt auf der Seestädter Strecke und die Ausfahrt nach der Bergstädter Strecke. Feindliche Signale, also nicht gleichzeitig freigebbar, sind dagegen das Einfahrsignal für die Bergstädter Strecke und das Ausfahrsignal für die Seestädter Linie wegen der Kreuzung beider Fahrstraßen.

Als vorhin der Seestädter D-Zug den Bahnhof Wilhelmstadt durchfahren hatte, löste der Fahrdienstleiter durch Drücken eines Knopfes und Drehen einer Kurbel die Signalverriegelung. Dadurch waren auch die Weichen entriegelt. Jetzt konnte der Stellwerksbeamte die einzelnen Weichen umlegen, und er stellte als Fahrstraße für den Bergstädter Zug den Schienenstrang ein, der vom Hauptgleis abzweigte und nach dem zweiten Bahnsteig führte. Danach wandte er sich zum Signalhebel und bewegte diesen. Dadurch gingen am Bergstädter Einfahrsignal aber zwei Arme schräg nach oben. Dies war für den Lokomotivführer das Zeichen, daß er vom Hauptgleis aus einmal abbiegen würde. Ist also die Hauptgleisfahrstraße eingestellt, so zeigt das Einfahrsignal bei Freifahrt einen schräg nach oben gerichteten Flügel, bei einmaliger Abzweigung weisen zwei Flügel am Signalmast schräg nach oben. Zwei- oder mehrmalige Abbiegung der freigegebenen Fahrstraße vom Hauptgleis wird durch drei Signalarme angekündigt (Abb. 3). Die Einstellung der Signalarme ist auch zwangsläufig mit der Fahrstraßeneinstellung verbunden. Für einen von Bergstadt kommenden Güterzug, der im Bahnhof Wilhelmstadt

längere Zeit halten und rangieren soll, wird beispielsweise die Fahrstraße 3 freigegeben, die ihn in doppelter Abbiegung vom Hauptgleis nach dem Güterzuggleis führt. Ein dreiflügeliges Einfahrsignal empfängt ihn.

Bei Dunkelheit zeigen farbige Lichter dem Lokomotivführer die Stellung der Signale an. Selbstverständlich gehen die Signalflügel auch nachts in dieselbe Stellung wie am Tage, die Stellungen müssen aber bei Dunkelheit durch Lichter erkennbar gemacht werden. Bei Haltstellung zeigt das Signal nach vorn rotes, bei Freifahrt grünes Licht (Abb. 4). Je nach der Anzahl der Flügel des Signals erblickt man bei Dunkelheit ein, zwei oder drei grüne Lichter übereinander. Diese farbigen Lichter zeigen die Signale nach vorn, dem ankommenden Zuge zugekehrt. Aber auch von der Rückseite aus kann man bei Dunkelheit die Signalstellung erkennen. Eine vorn rote Signallaterne zeigt nach hinten weißes Licht, eine vorn grüne dagegen ist nach hinten durch einen weißen Punkt, ein sogenanntes Sternlicht, zu erkennen.

Um dem Lokomotivführer schon auf größere Entfernung die Stellung eines Hauptsignales anzuzeigen, befinden sich im Abstand von einigen hundert Metern vor dem Hauptsignal Vorsignale an der Strecke. Das Hauptsignal erscheint an einem hohen eisernen Gittermast, der rotweiß angestrichen ist, damit er sich deutlich von der Umgebung abhebt. Das Vorsignal (Abb. 5) dagegen befindet sich in Kopfhöhe. Es besteht im wesentlichen aus einer gelben Scheibe mit schwarzem und weißem Rande. Diese kann senkrecht aufgerichtet oder waagrecht flach gelegt werden. Durch Drahtzüge ist ihre Stellung zwangsläufig mit der des Hauptsignals verbunden. Zeigt das Hauptsignal „Freie Fahrt", so ist die Scheibe flach gelegt; steht dagegen das Hauptsignal in Haltstellung, so kehrt das Vorsignal dem Zuge die senkrecht gestellte Scheibe zu. Um das Vorsignal noch deutlicher erkennbar zu machen, ist vor ihm eine weiße rechteckige Holzplatte mit einem starken, diagonal stehenden schwarzen Kreuz angebracht. Während der Dunkelheit zeigt das Vorsignal bei Haltstellung des Hauptsignals zwei schräg zueinander gestellte gelbe Lichter. Steht das Hauptsignal auf „Freie Fahrt", so kündet das Vorsignal dies durch zwei schräg zueinander stehende grüne Lichter an. Das Vorsignal ermöglicht es also dem Lokomotivführer, rechtzeitig die Bremsung seines Zuges einzuleiten, damit er das auf Halt stehende Hauptsignal nicht überfährt. Dies kommt besonders bei nebligem, unsichtigem Wetter, auch in unübersichtlichem Gelände in Betracht. Zudem wird durch das Vorhandensein von Vor- und Hauptsignal der Lokomotivführer zweimal benachrichtigt, ob er zu halten hat oder freie Fahrt nehmen kann.

Früh übt sich, wer ein Meister werden will / Phot. E. Schlochauer, Berlin.

So ist also das Signalwesen heute bei unsern Eisenbahnen aufs beste ausgebaut. Beachtet der Lokomotivführer die Signale, so ist menschlichem Ermessen nach eine fast vollkommene Sicherheit gewährleistet. Doch wird man in Zukunft vielleicht noch weiter gehen und einen Zug bei Haltstellung eines Signals automatisch anhalten, so daß dann ein Überfahren eines Haltsignals nicht mehr möglich ist. Zurzeit sind freilich derartige Einrichtungen technisch noch nicht unbedingt einwandfrei zuverlässig, so daß man noch bei Versuchen steht. Freilich kann ein Versagen einer selbsttätigen Einrichtung wohl niemals unbedingt ausgeschlossen werden. Die höchste Aufmerksamkeit und Umsicht des Lokomotivführers bleibt daher unerläßliche Grundbedingung. Immer wird rastlos weiter am Ausbau und der Vervollkommnung der technischen Betriebseinrichtungen gearbeitet. Technik und Pflichttreue der Beamten bieten so dem Reisenden weitgehende Gewähr für ungefährdete Fahrt. (Schluß folgt)

Der Föhn

Der Föhn ist ein in den Alpen vor allem im Frühjahr von den Höhen in die Täler hinabstürmender Wind von gewaltiger Kraft. Er reißt die dichtesten Wolken auseinander, so daß die Sonne wieder grell scheint; das Gebirge erscheint dann scharf umrissen und greifbar nahe. Ganz besonders stürmisch wird er in den nordsüdlich gerichteten Tälern, wo er viel Unheil anrichtet und auf den Seen den Schiffen gefährlich wird. Man vergleiche die Schilderung in Schillers „Wilhelm Tell". Der Schnee schmilzt vor dem Föhn viel stärker als vor der Sonne. Die starke Austrocknung bringt Feuersgefahr mit sich, die der Sturm verschlimmert; so entstand zum Beispiel 1861 der große Brand von Glarus.

Der Föhn entsteht auf der Nordseite der Alpen, wenn im Atlantischen Ozean, im Golf von Biskaya oder in Nordschottland ein tiefster Barometerstand herrscht. Dadurch wird die Luft aus den nördlichen Alpentälern gewissermaßen ausgepumpt und daher neue aus den südlichen über die Pässe hin angesogen; diese strömt dann als sehr warmer und trockener Wind in die Nordtäler.

Es ist nun sehr bemerkenswert, wie der Föhn auf die Menschen wirkt. Er nimmt ihnen Kraft und Lebenslust, ermattet sie und bewirkt Glieder- und Kopfschmerzen sowie Verdauungstörungen. Wie ist dies zu erklären? Die warme, trockene Luft entzieht dem Blut und den Geweben des Körpers Wasser. Nun haben aber die Organe bei vielen Menschen infolge ihrer falschen Lebensweise — besonders bei starkem Fleischgenuß — in den Geweben viel Harnsäure aufgestapelt, was mit Aufquellen durch viel Wasseraufnahme verbunden ist. Wenn der trockene Wind dann das Wasser fortnimmt, wird dabei die Harnsäure wieder ins Blut geführt. Dadurch entsteht dann zum Beispiel ein Kopfschmerz, der ganz dem der Migräne entspricht, ferner durch Stauung der Harnsäure in den Geweben das rheumatische Gliederreißen und andere Beschwerden. Da diese auch bei solchen Leuten auftreten, die sich sonst gesund fühlen, so sind sie für diese ein Warner, sich dementsprechend vorzusehen.

„Der fliegende Holländer" / Von Joseph Roth

Schiff voraus an Steuerbord!" sang eines Tages im Jahre 1904 frühmorgens der Mann im Krähennest des Dampfers „Cornilla", der auf der Reise von Hamburg nach Neuyork mitten im Atlantik sich gegen eine hohe See durcharbeitete.

„Schiff an Steuerbord!" antwortete der noch junge Wachhabende auf der Kommandobrücke und setzte den Kieker an die Augen, um das ausgesungene Schiff und dessen Kurs zu sichten.

Es war ein Segler, den der Mann im Ausguck da oben gesichtet hatte, aber „Heiliger Neptun! Was ist denn das?" flüstert der Wachhabende, und ein kalter Schauer durchrieselt seinen Körper.

Nach einiger Zeit setzt er die Signalpfeife an seinen Mund und ruft mit schrillen Tönen den Läufer der Wache, der es sich hinter dem warmen Schornstein bequem gemacht hatte und eingedüselt war. „Gehen Sie schnell nach achtern", befahl er diesem, „und sagen Sie dem Steward, daß er sofort den Alten purren soll! Ich lasse ihn auf die Brücke bitten."

Der Matrose ging nach achtern. Als er an der Kambüse vorbeihuschte, da hielt ihn der Koch, kreideweiß im Gesicht, mit den Worten zurück: „Hest'n seihn?"

„Wen?" fragte der Läufer.

„Döskopp!" sagte der Koch, indem er mit der Hand über die Steuerbordreling zeigte. „Do sailt hei jo, de flaiend Holländer. Wenn dat man god geiht! Wenn dat man god geiht!"

Nun erblickte auch der verschlafene Läufer das Schiff. „Wahr—haftig!" sagte er, an allen Gliedern bebend. „Dat es hei, un eck well Piepenkopp heeten, wenn hei dat ne es."

Kapitän Spier schlief den Schlaf des Gerechten, denn dies war seit der Abfahrt vom Hafen die erste Nacht gewesen, da er sich einmal in seine Koje hatte legen können; die ganze Zeit vorher war er wegen des anhaltenden furchtbaren Sturmwetters, das über die Nordsee und den Atlantik raste, nicht von der Brücke heruntergekommen. Nun aber, wo das Wüten der Elemente sich gelegt hatte und nur noch eine schwere, aber ungefährliche Dünung stand, in der die „Cornilla" sich tapfer durcharbeitete, konnte der todmüde Schiffsführer es wagen, sich einmal seiner Kleider zu

GIGANTEN DES MEERES

aus dem Hagenbeck-Tierpark Stellingen bei Hamburg

Aufnahmen von Dr. P. Wolff aus dem neuen Band der „Blauen Bücher“: Aus Zoologischen Gärten • Verlag von R. Langewiesche, Königstein im Taunus

- *Oben:* Der Liebling des Publikums: Halberwachsener See-Elefantenbulle.
- *Im Kreis:* Ein Adonis des Meeres: Junger See-Elefantenbulle.
- *Unten links:* Er wünscht Profil. „Kopfstudie“ einer Mähnenrobbe von der südamerikanischen Küste.
- *Unten rechts:* Alter, brumme nicht! Walroß aus dem Nordpolargebiet.

entledigen, um dem überarbeiteten Körper die wohlverdiente Ruhe zu gönnen.

„Steward, Ihr sollt den Alten sofort purren!" rief Jan Piepenbrink, der Läufer, leise die Kajüttreppe hinunter.

„Was ist denn nun schon wieder kaputt?" fragte der brave Steward, ärgerlich darüber, daß er seinem Kapitän die diesem so nötige Ruhe rauben sollte.

„Nix is kaputt", entgegnete Jan Piepenbrink, „doch der Speckfnieder (= Steuermann) schickt mich, denn da drüben segelt einer, den kann der Zweite nicht ausmachen."

„Na", meinte der Steward, „wenn er ihn nicht ausmachen kann, dann soll er sich ihn einmachen, aber daß ich darum den todmüden Alten aus der Koje jagen soll, das sehe ich gar nicht ein."

„Steward", flüsterte Jan Piepenbrink geheimnisvoll und legte die hohle Hand vor den breiten Mund, „wir alle vorn können ihn nicht ausmachen, und ich will nicht Jan Piepenbrink heißen, wenn der da" — er zeigte nach Steuerbord hinüber — „nicht der fliegende Holländer ist. Der Bootsmann, der Koch und der Segelmacher haben es auch gesagt."

„Alle guten Geister!" rief der alte Steward entsetzt und kam die Kajüttreppe nun ganz hinauf, um sich an Deck von dem eben Gehörten selbst zu überzeugen. Er konnte aber den Segler auch nicht ausmachen, und darum eilte er leise wieder nach unten, um nach einiger Zeit, mit einem Fernrohr ausgerüstet, wieder an Deck zu erscheinen.

Einen Augenblick guckte er durch den Kieker, dann setzte er das Instrument mit allen Zeichen des Grauens ab und eilte mit schlotternden Beinen nach der Kajüte des Kapitäns. Er stellte sich vor das Bett, zupfte leise an der Decke und flüsterte: „Käpten! Hei is buten!"

Der Alte schnarchte, daß die Kojenwände dröhnten, und der Steward mußte schon etwas deutlicher werden, wollte er seinen Zweck erreichen. „Käpten!" brüllte er, indem er den Schnarchenden kräftig an der Schulter packte und rüttelte. „De flaiend Holländer es buten!"

„Wat will denn de Kirl?" brummte der todmüde alte Seebär schlaftrunken, in dem Glauben, daß einer seiner Leute ein persönliches Anliegen habe.

„Wat hei will, dat kann'k ne seeg'n", erwiderte der brave Steward, „hei es over buten."

„Dann schall hei rinkommen!" tönte es knurrend aus der Koje zurück. „Un jü, Steward, jü weet jo — Rizinusöl mit Rum, dat werd schon helpn. Un mi loot man noch slopn!"

Aber der an allen Gliedern zitternde Steward ließ nicht locker, und endlich gelang es ihm auch, seinen Kapitän munter zu kriegen, so daß er die Bitte des Zweiten Steuermanns, auf die Brücke zu kommen, ausrichten konnte.

Kopfschüttelnd und etwas von „Dösigkeit" sowie „keine fünf Minuten allein lassen können" brummend, schlüpfte der so jäh um seine Ruhe gebrachte Kapitän in die Kleider und ging an Deck auf die Brücke.

„Nichts für ungut, Herr Kapitän!" sagte der Zweite entschuldigend, indem er ihm das Fernrohr übergab. „Bis heute habe ich an keinen Spuk geglaubt, aber wenn der da drüben nicht der fliegende Holländer ist, dann bin ich . . ."

„Na, na", unterbrach der Kapitän seinen Zweiten, während ein spöttisches Lächeln über seine verwitterten Züge huschte, „Sie glauben doch nicht etwa auch an den alten Seeräuber?" Damit nahm er dem „Speckfnieder" das Fernrohr ab und setzte es an die Augen. Eine Zeitlang guckte er durch das Glas. „Merkwürdig, sehr merkwürdig!" sagte er dann leise. „Die Bauart stimmt bis auf die Takelage, und so sahen die Schiffe damals vor dreihundert Jahren wirklich aus. Nur eins stimmt nicht."

„Was stimmt nicht?" erlaubte sich der Zweite Steuermann das Selbstgespräch des Kapitäns zu unterbrechen.

„Daß so viele Menschen an Deck des fremden Schiffes herumhantieren, denn der Sage nach soll doch der Kapitän am Großmast gefesselt stehen und sein Schiff steuerlos auf dem Ozean treiben", belehrte der Beobachtende seinen „Speckfnieder". — „Steward", wandte er sich an sein unten an Deck stehendes Faktotum, „rufen Sie mir den Ersten Steuermann sowie auch den Ersten Maschinisten mit seiner Kamera! Wir wollen doch sehen, ob der da drüben der Platte standhält oder ob wir ebenso genarrt werden wie die Photographen in Indien, wenn sie einen Fakir im Bilde festhalten wollen, der an einem frei in der Luft hängenden Seil hinaufklettert, und nachher nichts auf der Platte haben."

Der Steward eilte nach den Kabinen der beiden, und nach einiger Zeit erschienen die Gerufenen, der Erste Maschinist mit seiner Kamera, auf der Brücke.

Der Kapitän teilte ihnen seine Beobachtung über das geheimnisvolle Schiff mit, indem er einem jeden ein Fernrohr übergab.

„Alle Wetter!" rief der Erste, nachdem er eine Zeitlang den seltsamen Segler beobachtet hatte. „Sollte es denn wirklich wahr sein, das alte Märchen?"

„Eine Fata Morgana ist es sicher nicht, denn die Sonne geht ja erst auf, mithin kann von einer Luftspiegelung keine Rede sein", sagte der Erste Maschinist. Dann brachte er seinen Apparat in Ordnung, stellte ihn ein und knipste. „So", meinte er lachend, „nun wollen wir das Entwickeln der Platte abwarten, und dann werden wir ja sehen, ob wir genarrt worden sind."

„Zum Kuckuck!" rief der Alte. „Wir sind doch alle nüchtern und haben unsere fünf Sinne beisammen, denn das Schiff ist ja mit unbewaffnetem Auge zu sehen, darum will ich jetzt die Probe aufs Exempel machen. — Bootsmann, kommen Sie einmal auf die Brücke!" rief er.

Der Gerufene kam sogleich nach oben, und der Alte sagte zu ihm: „Bootsmann, sagen Sie mir einmal ehrlich, wann haben Sie zuletzt Ihren Rum getrunken?"

„Gestern abend, Herr Kapitän", antwortete der alte Seehund stotternd und dabei ängstlich nach dem Geisterschiff hinüberschielend.

„Also sind Sie ganz nüchtern?"

„So nüchtern wie ein altes Spittelweib", beteuerte der Gefragte.

„Gut!" erwiderte der Alte. „Nun sagen Sie mir auch, ob Sie da drüben etwas erblicken können."

„Herr Kapitän", stammelte der alte, auf See ergraute Seemann, „wenn Sie den da drüben meinen, so sehen ich und wir alle von der Back ihn schon seit einer halben Stunde mit blanken Augen."

Der Kapitän wollte ganz sicher gehen, darum setzte er wieder das Fernrohr an die Augen und forschte weiter. „Bootsmann, können Sie auch mit blankem Auge sehen, was das Schiff für eine Takelage führt?"

„Ne ganz putzige Takelage hat er, Herr Kapitän, und ebensolche Segel."

„Stimmt", sagte der Alte befriedigt, „es sind lateinische Segel und auf unsern modernen Schiffen nicht mehr im Gebrauch. — Können Sie etwas Lebendiges an Bord erblicken?" forschte der Alte weiter.

„Nein", erwiderte der Bootsmann.

„Dann sehen Sie einmal durch den Kieker!" sagte der Kapitän, ihm das Fernrohr übergebend.

Der alte Seemann setzte das Glas an die Augen, doch mit allen Zeichen des Grauens gab er es nach einiger Zeit wieder zurück. „Alle guten Geister", rief er aus, „da sind ja wahrhaftig lebendige Gespenster an Bord! Kapitän, Sie sollen sehen, das bedeutet Unglück. Mein Großvater selig hat den fliegenden Holländer auch einmal gesehen, und nachher ist er gestorben."

„Wer? Der fliegende Holländer oder Ihr Großvater?" fragte der Kapitän scherzend, obschon ihm, wie er sich ehrlich eingestehen mußte, gar nicht scherzhaft zumute war.

„Herr Kapitän, wie können Sie nur! Der da drüben kann ja gar nicht sterben, weil er verflucht ist, aber mein Großvater selig ging drei Tage später zu Vater Raßmuß (= Sensenmann) hinunter."

„Bootsmann, Sie können jetzt gehen, doch schikken Sie mir den Zimmermann herauf!"

Mit dem „Holzwurm" stellte der Alte dieselbe Untersuchung an, dann noch mit dem Segelmacher, dem Koch und allen Matrosen, denn er wollte ganz sicher gehen, ehe er die unheimliche Beobachtung ins Loggbuch eintrug. Doch alle machten mit blanken Augen die gleichen Aussagen wie der alte Bootsmann. Sogar das Heizpersonal mußte antreten und seine Aussagen machen, die vollkommen mit denen des Deckpersonals übereinstimmten, ein seltener Fall, denn sonst sind die von unten mit denen von oben nicht gerade immer die besten Freunde, was in einer gewissen Eifersucht zwischen den Jüngern des Allbezwingers Dampf und dem ohne Wind fahrenden Seemann seine Ursache hat.

Jetzt senkte sich auf einmal ein dicker Nebel auf das Meer, und als die immer höher steigende Sonne die Schwaden bezwungen hatte, da war auch von dem Gespensterschiff keine Spur mehr zu erblicken. Der Kapitän ging mit seinem Ersten Steuermann wieder nach achter. In der Kajüte angekommen, lud er ihn zu einem Stärkungstropfen ein, und beide Männer besprachen noch lange die gespensterhafte Erscheinung.

Währenddessen hechelte die Mannschaft auf der Vorluke das Garn von dem fliegenden Holländer ab.

„Ihr sollt sehen", sagte der Segelmacher, „die Geschichte nimmt kein gutes Ende, denn wem der fliegende Holländer sich einmal gezeigt hat, der wird ihn auch so schnell nicht wieder vergessen. Da könnte ich euch ein feines Garn spinnen von Klaus Tietgen, meinem besten Kameraden, wie wir noch zusammen auf dem ‚Herkules' waren und gerade auf der Höhe von Jamaika ..."

Bimbam, bimbam! Die Schiffsglocke schlug acht Glasen. Die Wachen wurden gewechselt, und der Segelmacher konnte zu seinem größten Leidwesen das feine Garn von seinem besten Kameraden Klaus Tietgen auf der Höhe von Jamaika, das alle schon dutzendmal gehört hatten, nicht abspinnen.

Unterdessen war der Chefingenieur mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung der photographischen Platte gefolgt, und nach einiger Zeit zeigte die Platte das getreue Abbild des unheimlichen Gespensterschiffs. Der fliegende Holländer hatte also die Kamera nicht genarrt, wie die Fakire Indiens es zu tun pflegen, darum konnte von einer Massensuggestion hier nun auch keine Rede sein, denn die photographische Platte lügt nicht. Er ging sofort nach achtern, um sie dem Kapitän zu zeigen.

„Also doch!" rief der Alte erstaunt aus, nachdem er das Bild eine Zeitlang prüfend betrachtet hatte.

Auf hoher See / Ausschnitt aus einem Gemälde von Erich Mercker.

„Genau, wie wir alle ihn gesehen haben. Die frühere Bauart des Schiffes mit den hohen Aufbauten vorn und achtern, die unmoderne Takelung, die lateinischen Segel, es stimmt alles aufs genaueste. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als das Sichten des rätselhaften Schiffes ins Loggbuch einzutragen und von der ganzen Besatzung unterschreiben zu lassen. Diesmal werden die Herren Gelehrten sowie die andern superklugen Herren Landratten aber schöne Augen machen, wenn wir ihnen den ins Reich der Sage verwiesenen fliegenden Holländer im Bilde zeigen können, abgesehen von den zweiunddreißig eigenhändigen Unterschriften der ganzen Schiffsbesatzung, die doch auch den Spuk mit ihren leibhaftigen Augen gesehen haben!"

Der Photobastler.

Der Segelmacher hatte recht behalten, denn in der folgenden Nacht setzte wieder ein furchtbares Unwetter ein, das die ganze Reise über anhielt. Die Rettungsboote wurden von der rasenden See einfach weggewaschen, die Schraube verlor einen Flügel, der Backborddampfkessel sprang leck, so daß die „Cornilla" nur mit einem Kessel fahren konnte, und, um das Unglück vollzumachen, brach in der nächsten Nacht auch noch das Ruder.

Nach unsäglichen Anstrengungen seitens der Offiziere und Mannschaften wurde endlich, trotz dem fürchterlichen Wetter, mit seemännischer Zähigkeit und Todesverachtung ein Notruder hergestellt, mit dem das unglückliche Schiff seine Reise fortsetzen konnte, um dann endlich mit knapper Not den schützenden Hafen von Neuyork zu erreichen. Dort wurde die „Cornilla", die schon vierzehn Tage überfällig war und als verschollen galt, von den Versicherungsagenten mit Jubel begrüßt. —

Der kleine Schleppdampfer brachte die „Cornilla" unter Führung des Lotsen nach ihrem angewiesenen Liegeplatz. Auf dem Wege dahin fuhr sie auch vorbei an den in langer Reihe vertäut liegenden Schiffen aller Nationen, und — der Kapitän hielt den Atem an — zwischen einem Engländer und einem Franzosen lag auch der fliegende Holländer, während an seiner Gaffel die spanische Nationalflagge lustig im Winde wehte.

Der Kapitän faßte sich an den Kopf, denn jetzt wußte er wirklich nicht, ob er wache oder träume. Doch der neben ihm auf der Brücke stehende Lotse riß ihn aus seiner Betäubung, indem er auf den Spanier zeigte. „Alter Kasten, Sir, well, und doch ein neues Schiff. Die Spanier haben ihn eigens nach einem alten Modell gebaut und herübergebracht. Es ist die getreue Nachbildung einer der berühmten Karavellen, mit denen Kolumbus Amerika entdeckte, und soll nächstens auf der Columbiaausstellung als Paradeschaustück gezeigt werden. Magnificent, Sir!"

Ein selbstgebautes Rocktaschenstativ

Es ist ein feststehender Grundsatz für den ernst strebenden Liebhaberphotographen, daß er sich bei allen Aufnahmen, bei denen es nur irgendwie möglich ist, einer festen Standvorrichtung für seinen Apparat bediene, um in Ruhe Bildausschnitt, Schärfenverhältnisse und dergleichen feststellen zu können.

Nun ist es gewiß lästig, bei allen Ausflügen ein Stativ tragen zu müssen, auch wenn es sich um ein Metallstativ handelt. Viel praktischer und bequemer ist ein sogenanntes Rocktaschenstativ, das wir in der Tasche mitführen können und das uns doch in den meisten Fällen die Vorteile der eingestellten Aufnahme bietet. Derartige Stative sind natürlich auch im Handel zu haben, sie sind aber ziemlich teuer, und sicher zieht es die Mehrzahl unserer Leser vor, sich ein derartiges Hilfsmittel, das sehr brauchbar ist, mit geringen Kosten selbst anzufertigen.

Der dem Rocktaschenstativ zugrundeliegende Gedanke ist, eine Auflage für den photographischen Apparat unter Zuhilfenahme verschiedener fast überall vorhandener Dinge, wie eines Baumes, Zaunes, Weinstockes, Grenz- oder Kilometersteines, Brückengeländers, einer Telegraphenstange oder auch eines Fahr-

rades, eines in die Erde gesteckten Stockes und dergleichen, zu gewinnen. Eine solche Vorrichtung, die es gestattet, einen festen „Anschluß" an Gegenstände der genannten Art zu gewinnen, wollen wir uns heute bauen.

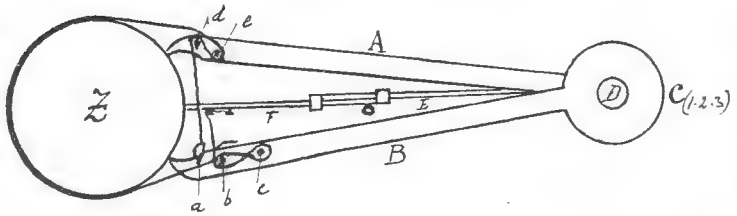


Abb. 1. Das fertige Stativ, von oben gesehen.

Abbildung 1 zeigt das fertige Stativ von oben gesehen, wie es an einen schwachen Baum (Z) geklammert ist. Es besteht im wesentlichen aus drei Schenkeln A, B und E + F aus 2 bis 3 Millimeter starkem Eisenblech, die mit Hilfe der in der Abbildung deutlich erkennbaren Hanfschnur — am besten einer 1 bis 1,5 Millimeter starken Ampelschnur von etwa 1 Meter Länge — an dem betreffenden Gegenstand in gegenseitig unverrückbarer Lage angeklammert werden. Die Abbildung 3 zeigt das befestigte Stativ in Seitenansicht ohne den Baum.

Sowohl Schenkel A als auch B endigen rechts in zwei gleichstarken Eisenblechscheiben C von etwa 3 bis 4 Zentimeter Durchmesser. Um das mühsame Herausschneiden dieser Schenkel aus einem ganzen Blech zu vermeiden, können wir die Scheiben auch für sich anfertigen und nach der zweiten Abbildung oben flach mit den Schenkelenden verfalzen und mit Messing verlöten. Links wird an A und B nach Abbildung 1 je eine gekrümmte, geschärfte Spitze angefeilt. a ist ein Loch, bei b, c, d und e sind, wie aus den Abbildungen 1 und 2 hervorgeht, die Köpfe starker Drahtstifte eingenietet. Beim Befestigen des Stativs um den Baum Z legt man die dauernd an das Loch a geknotete Schnur zunächst in einer passenden Länge um d, dann um e, zieht sie hierauf um den Baum, geht damit um b, nachher um c und dann auf b zurück. Damit hat man bereits zwei feste Punkte für die Auflagefläche C bekommen. Für die Festlegung eines dritten Punktes dient der zusammengesetzte Schenkel E + F, der in J drehbar mit K vernietet ist, wie aus den Abbildungen 3 und 5 ersichtlich ist. K ist mit einer dritten Scheibe — L in Abbildung 3 — in ähnlicher Weise verlötet, wie A und B mit den Scheiben C. Dieser dritte Schenkel kann somit um J höher oder tiefer gewinkelt werden, so daß mit seiner Hilfe das Stativ an dem gewählten Gegenstand konsolenartig feststellbar ist. Dieser dritte Schenkel kann auch aus einem Stück hergestellt werden, nur muß er dann erheblich länger sein als die Schenkel A und B. Die Abbildung zeigt ihn aber zusammenschiebbar unter Anwendung von zwei aus Eisenblech gebogenen, auf die Enden von E und F gelöteten Klammern, die wechselseitig das andere Spreizenstück übergreifen. Die Schraube S (Abb. 3 und 4) dient zum Festhalten der als richtig angesehenen Spreizenlänge.

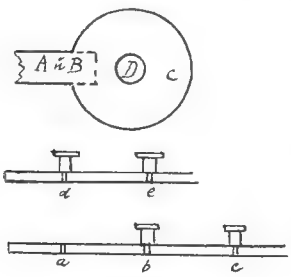


Abb. 2.

Durch diese Verlängerungsvorrichtung erreicht man einerseits die leichtere Einstellung des Stativs, anderseits bewirkt man, daß alle drei Spreizen beim Zusammenlegen gleich lang und leichter in einer geeigneten Hülle unterzubringen sind. Es läßt sich außerdem dadurch die Lage der schon aufgeschraubten Vorrichtung ändern, ohne daß erst die Schnur gelöst werden müßte.

In Abbildung 3 sind f und g eingenietete Drahtstiftköpfe, wie zum Beispiel b und c in Abbildung 1.

Das beim Anklammern von b übrige Schnurende lassen wir zum endgültigen Feststellen des Stativs nach Abbildung 3 zu f und g laufen, wo wir wieder mit einer Achterschlinge die Feststellung auch des dritten Fußes bewirken. Unsere Auflagescheiben C_1, C_2 und C_3 beziehungsweise L sind daher unverrückbar festgestellt.

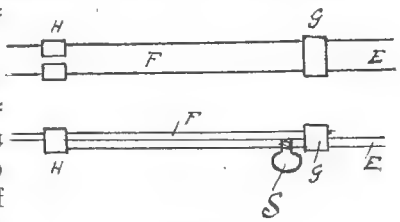


Abb. 4.

Nun wäre noch die drehbare Verbindung dieser drei gleichgroßen Scheiben, mit denen die drei Schenkel A, B und E + F (letzterer unter Vermittlung von K) verbunden sind, untereinander zu beschreiben. Jede der drei Scheiben hat ein gleichgroßes Mittelloch D (Abb. 1 und 2). Man legt die drei Scheiben übereinander, steckt ein entsprechend starkes Stück Messingrohr N durch und vernietet es oben versenkt, unten mit einem kleinen Wulst (Abb. 5). Durch das Messingrohr kommt dann von oben die im Schaft passend zurechtgefeilte Stativschraube M, deren Schaft einen Quereinschnitt erhält. In diesen Quereinschnitt löten wir nach Unterlegung einer passenden Scheibe u den aus Messingblech geschnittenen Flügel O.

Die Oberfläche der obersten Scheibe bekleben wir mit einem runden Stück grünen Tuches. Vorher lackieren wir die ganze

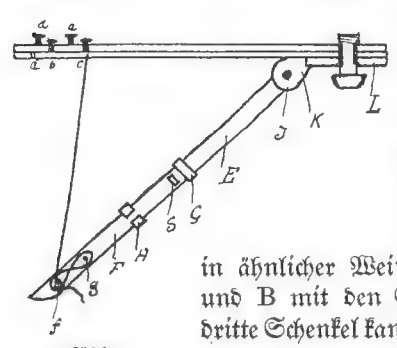


Abb. 3.

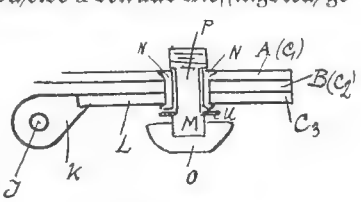


Abb. 5.

Vorrichtung (außer der Schnur) mit Eisenlack oder lassen sie — nachdem sie ordentlich gereinigt worden ist — auf einer Kohlenschaufel in Sand gebettet im Ofen blau anlaufen. Von unserer Schwester lassen wir uns dann noch eine Hülle dazu nähen — zum Beispiel aus Segelleinwand mit einem Druckknopf — und haben dann unsere helle Freude an dem schmucken Ding, das so brauchbar ist und uns so wenig kostete.

Maßzahlen anzugeben, war nicht notwendig, da es auf genaue Maße nicht ankommt. Es genügt der Hinweis, daß die Länge von D bis zum Ende der Schenkel A oder B mit ungefähr 15 bis 16 Zentimeter auch für größere Apparate ausreicht. Das Stativ kann natürlich auch kleiner angefertigt werden, doch gehe man auch als Besitzer einer „Westentaschen"-Kamera nicht unter das angegebene Maß. Vielleicht schafft man sich später einen größeren Apparat an und kann dann das Stativ ohne weiteres auch für diesen verwenden. Auch in der bezeichneten Größe ist das Stativ so leicht und klein, daß es, ohne lästig zu werden, immer mitgeführt werden kann.

Welches Fahrrad wähle ich?

Von Fredy Budzinski

In unserm Zeitalter des Sports und der Technik ist der Besitz eines Fahrrades der sehnlichste Wunsch vieler Jungen. Aber auch nach Erfüllung dieses Wunsches bleiben vielfach manche der daran geknüpften Hoffnungen unerfüllt. Die Wurzel solcher Enttäuschungen liegt in der weitverbreiteten Ansicht, Fahrrad sei Fahrrad. Mißachtung der Erfahrungen anderer, Außerachtlassen technischer Fortschritte haben sich hier oft schon bitter gerächt. Wenn auch das Fahrradkaufen gerade keine Kunst weiter ist, so sind dabei doch viele Dinge zu beachten, an denen der Laie in Unkenntnis oder aus Oberflächlichkeit leicht vorübergeht.

Zunächst muß der Irrtum beseitigt werden, daß ein billiges Fahrrad die gleichen Dienste zu leisten vermöge wie die für teuer gehaltenen Maschinen. Wohl drehen sich auch beim billigen Rad die Räder, wohl lenkt es sich ebenso wie das teure, aber in seinem Innern sieht es anders aus als in dem Triebwerk einer Maschine, die in gewissenhafter Arbeit hergestellt worden ist. Bei einem billigen Rade entbehren die schwingenden Teile jeder Elastizität. Die Maschine reagiert nicht so leicht auf die Tritte des Fahrers wie ein mit den neuesten technischen Erfindungen ausgestattetes Fahrrad, ganz abgesehen von der schöneren Gestalt und der längeren Lebensdauer eines von kundiger Handwerkerhand hergestellten Markenrades.

Beim Kauf eines Fahrrades muß man sich von dem Gedanken leiten lassen, daß man dem Rad Leben und Gesundheit anvertraut. Falsche Sparsamkeit hat sich da oft bitter gerächt; das wissen insbesondere die großen Radfahrerverbände, deren Mitglieder gegen Unfall versichert sind. Die Statistik hat gelehrt, daß mehr als die Hälfte aller Radfahrerunfälle durch Brüche an billigen Rädern zustandegekommen sind. Darum wähle man eine gute deutsche Marke und bedenke dabei, daß die deutschen Markenräder auf der ganzen Welt den Ruf genießen, erstklassig zu sein.

Ist der Käufer eines Fahrrades zu der Überzeugung gelangt, daß nur ein wirklich gutes Rad seine Wünsche in bezug auf leichten Lauf, schönes Aussehen und Haltbarkeit zu erfüllen vermag, dann muß er sich die Erfahrungen alter Radfahrer in bezug auf das für ihn in Frage kommende Modell zur Richtschnur dienen lassen. Körpergewicht und Körpergröße spielen eine ebenso große Rolle wie die Frage, zu welchem Zweck das Fahrrad gebraucht werden soll.

Im Zeitalter des Sports ist es leicht begreiflich, daß unsere Knaben ein leichtes, möglichst rennmäßig aussehendes Fahrrad zu haben wünschen. Ein solches ist jedoch nicht zu empfehlen, weil ein von Jugendlichen benutztes Rad vielseitiger Beanspruchung unterliegt und der jugendliche Körper nicht in eine Haltung gezwängt werden darf, wie sie für Rennfahrer zwecks äußerster Kraftentwicklung und zur Überwindung des Luftwiderstandes notwendig ist. Knaben müssen ein Gebrauchsrad haben, das heißt ein Fahrrad, das sowohl Kamerad in freien Stunden als auch Lasttier auf dem Wege zwischen Heim und Schule und bei Besorgungsfahrten ist. Dieses Fahrrad braucht durchaus kein schwerfälliger Drahtesel zu sein. Es muß in erster Linie zum Fahrer passen wie ein gutsitzender Anzug, und in zweiter Linie muß es alle technischen Errungenschaften besitzen.

Um das „Passen" eines Rades festzustellen, bedienen sich die Radfahrer eines sehr einfachen Mittels. Sie stellen die Pedale senkrecht und steigen in den Sattel, setzen aber nicht den Fuß auf das tiefstehende Pedal, sondern versuchen, die Fußspitze unter das Pedal zu schieben. Gelingt ihnen dies mühelos, so ist das Rad in bezug auf die Beinlänge richtig eingestellt. Wohl lassen sich Sattel und Lenker bei jedem Fahrrad verstellen, aber viele Fahrräder haben einen so hohen Rahmen, daß Fahrer mit kurzen Beinen selbst beim tiefsten Stande des Sattels nicht in der Lage sind, das tiefstehende Pedal mit leicht gebeugtem Knie zu erreichen.

Für das Gebrauchsrad kommt nur der hochgebogene Lenker in Frage. Dieser braucht nun nicht so hoch gebogen zu sein, daß der Fahrer auf dem Rade sitzt, als habe er eine Brechstange verschluckt, weil diese Haltung ungeeignet zur Kraftentfaltung ist und unschön wirkt. Der Radfahrer hat nicht nur mit den Beinen zu arbeiten, sondern auch mit den Armen. Es muß ihm möglich sein, den Lenker fest zu fassen, um durch Ziehen an den Handgriffen die Kraftentwicklung der Beine zu vergrößern.

Wohl gibt es viele Fahrradhändler, die als alte Radfahrer dem Käufer mit Rat und Tat zur Seite stehen und auf den ersten Blick sehen, was der betreffende Kunde braucht; leider gibt es aber auch solche Händler,

denen die Erfahrung fehlt und die aus Oberflächlichkeit und in Unkenntnis dessen, was „Dienst am Kunden" bedeutet, die Wahl des Fahrrades ganz dem Käufer überlassen.

Heutzutage verfügen unsere Jungen über reiche technische Kenntnisse, und es ist zum Beispiel erstaunlich, was sie von Automobilen und Flugzeugen wissen, aber in bezug auf das Fahrrad lassen sie sich oft von Ansichten leiten, die vielleicht für die Benutzung eines Rennrades im Kampf Mann gegen Mann nützlich sein können, die aber für die praktische Benutzung des Rades gar nicht in Frage kommen.

Von den vielen technischen Errungenschaften der letzten Jahre ist die Freilaufnabe die bedeutendste. Es wird in Deutschland kein Fahrrad mehr ohne die Freilaufnabe mit Rücktrittbremse geliefert, aber es gibt noch andere beachtenswerte Neuerungen, von denen das konzentrische Kugellager eine nicht in die Augen fallende, aber dennoch bedeutende Neuerung ist. Wer es möglich machen kann, die Mittel für ein solches Lager aufzubringen, der sollte es tun, doch ist die Ausstattung eines Fahrrades mit konzentrischem Kugellager noch nicht so bedeutsam wie die Frage der Bereifung.

Ehe wir uns aber damit befassen, wollen wir noch auf etwas anderes hinweisen, das viel zu wenig beachtet wird und leider geeignet ist, vielen Fahrern die Freude am Radeln zu verderben. Ich meine die Übersetzung des Rades. Um den Unterschied zwischen einer hohen und einer niedrigen Übersetzung einleuchtend darzustellen, braucht man nur darauf hinzuweisen, daß Radfahren nichts anderes ist als Treppensteigen im Sitzen. Es leuchtet jedem ein, daß es leichter ist, eine Treppe Stufe für Stufe zu ersteigen, als dieselbe Treppe zwei oder gar drei Stufen auf einmal nehmend hinaufzuspringen. Das erstere ist, auf das Radfahren angewandt, die kleine, das Überspringen von Stufen die große Übersetzung. Was man unter Übersetzung versteht, weiß wohl jeder, aber nicht jedem ist klar, wie man eine Übersetzung berechnet. Da die Übersetzung eines Rades fast ausschlaggebend für eine genußreiche Benutzung ist, so wollen wir ihre Berechnung angeben. Der Durchmesser eines Hinterrades beträgt in den meisten Fällen 28 englische Zoll. Vervielfacht man die Zahl 28 mit der Anzahl der Zähne des großen Kettenrades und teilt man diese Summe durch die Anzahl der Zähne des kleinen Kettenrades am Hinterrad, so erhält man eine Zahl, die zum Ausdruck bringt, daß das Fahrrad bei einer Umdrehung des großen Kettenrades eine Strecke zurücklegt, die ein Rad zurücklegen würde, das den Durchmesser der errechneten Zahl besitzt. Je höher dieser Durchmesser ist, desto schwerer ist die Arbeit, mit zwei Tritten das Fahrrad vorwärts zu bewegen. Die erfahrenen Radfahrer machen daher lieber zwei leichte Tritte als einen schweren, und wenn es noch eines Beweises für die Richtigkeit dieser Theorie bedarf, so sei darauf hingewiesen, daß die oft Strecken von tausend und mehr Kilometer zurücklegenden Straßenrennfahrer

Berlins jüngste Schauspieler. Gustl Stark-Gstettenbauer, der schon durch den Film bekannt geworden ist, und Christiane Grautoff in Carl Zuckmayers Märchenstück „Kakadu Kakada", aufgeführt im Berliner Deutschen Künstlertheater, wobei die beiden vor kleinen und großen Zuschauern einen vollen Erfolg errangen / Phot. Scherl, Berlin.

Übersetzungen von 60 englischen Zoll benutzen. Für den Fahrer eines Gebrauchsrades ergibt sich daraus, daß er nur Übersetzungen zwischen 55 bis 65 englischen Zoll benutzen darf, will er auch gegen den Wind oder bei Steigungen sein Rad mit geringerer Anstrengung vorwärts bringen. Man achte daher beim Kauf eines Fahrrades darauf, daß es nicht zu hoch übersetzt ist. Die Berechnung ist so einfach, daß sie ein jeder vornehmen kann, ohne besondere technische Kenntnisse zu besitzen.

Man hat in den Jahren nach dem Kriege bei Fahrrädern Wert auf einen leichten, schmalen Reifen gelegt und namentlich mit den sogenannten Schlauchreifen wahre Wunderwerke leichter Pneumatiks geschaffen. Diese schmalen Reifen bedingten aber ein hartes Aufpumpen, da ein schmaler, leichter Reifen bei zu geringer Luftfüllung durchschlagen, das heißt mit der Felge auf den Erdboden stoßen würde. Ganz anders als beim Fahrrad wurde die Bereifungsfrage beim Kraftfahrzeug gelöst. Um die Elastizität des Automobils zu erhöhen, schuf die Technik den sogenannten Ballonreifen, und man erlebte hier etwas selbst der Technik Unerwartetes. Der schwerfällig aussehende, mit breiter Spur versehene Ballonreifen bewährte sich nicht nur am Gebrauchswagen, sondern auch an den für Rennzwecke benutzten Fahrzeugen. Diese Erfahrung brachte die Technik auf den Gedanken, den Ballonreifen auch beim Fahrrad zu versuchen. Um die Brauchbarkeit des Ballonreifens am Fahrrad zu beweisen, hat man Rennfahrer mit diesen Reifen fahren lassen und dabei die gleichen Erfahrungen feststellen können, wie man sie am Automobil gemacht hatte. Der so plump erscheinende Ballonreifen hat an Elastizität und Schnelligkeit den schmalen, hart aufgepumpten Reifen nicht nur erreicht, sondern übertroffen, und darum sollte man beim Kauf eines Fahrrades auch diese neue Erscheinung berücksichtigen.

Die Frage, ob man ein glücklicher oder ein unglücklicher Fahrradbesitzer werden wird, hängt davon ab, daß man beim Kauf eines Rades die Erfahrungen von Fachleuten beachtet und an technischen Errungenschaften nicht vorübergeht. Nie darf man vergessen, daß man dem Fahrrad Leben und Gesundheit anvertraut und daß nur ein wirklich gutes Rad von bekannter Marke die Gewähr für eine Erfüllung aller Hoffnungen und Wünsche bietet.

Panzerkreuzer A von Seite 469 stellt sich als die Aufnahme einer Industrieanlage dar. Man muß nur, wie Peter Schnäuzchen sagt, jedes Ding von der richtigen Seite aus betrachten.

Die Hochzeitsverse

Einst wurde der Dichter Grillparzer von einem jungen Manne besucht, der ihn bat, ihm zur Goldenen Hochzeit seiner Eltern ein Gedicht zu verfassen. Der Dichter war hierzu bereit und versprach, es auf den bestimmten Tag fertigzumachen. Das Gedicht traf auch pünktlich ein, und wenige Tage später erschien der Jüngling, um seine Schuld zu regeln, wie er sagte. Grillparzer fragte ihn, wie es denn der Hochzeitsgesellschaft gefallen habe. Die Antwort, die er erhielt, muß ihn nicht ganz zufriedengestellt haben, denn er forschte weiter nach und bat, ihm offen mitzuteilen, was an dem Gedicht nicht recht gewesen sei. Nun entschloß sich der Jüngling zu einer eingehenden Antwort, denn er sagte: „Wissen S', Herr von Grillparzer, die Verserln waren sehr, sehr schön, nur zu lang; ich hab' sie nämlich auf die Torten auffspritzen lassen."

*

Verwandlungsrätsel

N	A	T	U	R
A	P	F	E	L
D	O	N	A	U
F	R	A	N	Z
N	E	L	K	E
J	U	L	I	E
T	A	N	N	E
S	E	G	E	L

Der erste, dritte und fünfte Buchstabe der obigen Wörter ist zu entfernen; dafür sind andere Buchstaben einzusetzen, so daß neue Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Stadt in Italien, 2. Waffe, 3. erzählende Dichtung, 4. Zeichen fürstlicher Würde, 5. mohammedanischer Wallfahrtsort, 6. Stadt in Italien, 7. Stadt am Rhein, 8. männlicher Vorname.

Die Mittelbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Namen eines griechischen Philosophen. — Auflösung folgt auf Seite 528.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Dann ging die Fahrt mit der Eisenbahn weiter nach Ungarn. Ihren Kahn hatten die Jungen vorher günstig wieder zu Geld gemacht. Sie fuhren bis Szegedin, denn hauptsächlich die deutschen Bauernsiedlungen in der Batschka und im Banat wollte Hans besuchen und kennenlernen. Schön war alles, was die Schar erlebte; ein Buch für sich gäbe es, wollte man davon erzählen.

Ein Abenteuer aber soll doch hier aufgezeichnet werden, nämlich das mit Baatschi. Hatten die Jungen schon in Niederösterreich nicht umhin gekonnt, Wein zu trinken, der ihnen aus Gastfreundschaft angeboten wurde, hier konnten sie ihm noch viel weniger entgehen. Die Bauern bauten selbst ihren Wein, auf dessen Güte sie stolz waren, und sahen unbedingt eine persönliche Kränkung darin, wenn man ablehnte. So lag zum Beispiel in Bocsar, einem Dorf in der Batschka, Hans eines Morgens noch in seinem Bett, als sein Gastgeber, ein deutscher Bauer, Bruder mit Namen, mit einem Weinglase voll Slibowitz herantrat, um es ihm vor dem Aufstehen anzubieten. Nun ist dieser Slibowitz ein Zwetschgenbranntwein von geradezu unheimlicher Schärfe, so daß schon ein Schlückchen einem die Tränen in die Augen treiben kann. Hans versuchte also, um das Trinken herumzukommen, indem er dem Mann einen sehr einleuchtenden Vortrag hielt über die Enthaltsamkeitsbewegung im allgemeinen und beim deutschen Wandervogel im besondern. Das Glas in der Hand, hörte der Bauer andächtig zu, wiederholt mit dem Kopf nickend, und als Hans seine Ausführungen beendigt hatte, meinte er: „Sie haben ganz recht, junger Herr, und darauf wollen wir eins trinken!“ Was soll man da nun sagen? Todesmutig stürzte Hans den Schnaps hinunter, schüttelte sich und sprang dann rasch aus dem Bett, um einem zweiten Glase zu entgehen. Der Wein allerdings, der dort in der ungarischen Ebene gezogen wird, mundete den Jungen schon besser, und es läßt sich nicht bestreiten, daß sie ihn schließlich sogar mit großem Genuß tranken. Die Bauern bewirteten freilich die Jungen auch gar zu gut, und so geht denn die Sage, daß jeder der Jungen auf dieser Großfahrt mindestens einmal einen richtigen Schwips gehabt habe.

Bei solch einer Gelegenheit ereignete sich dann auch die Geschichte mit Baatschi. In Horgosch, nahe bei Zenta, wo Prinz Eugen einmal die Muselmänner schlug, waren die Jungen gerade an dem Tag, an welchem alle Leute, die Janosch (Johannes) hießen, ihren Na-

„Dageblieben, lieber Freund!“ Schimpanse Max (links) und Gorilla Toto aus dem Frankfurter Zoologischen Garten. Phot. Dr. Kurt Priemel, Frankfurt am Main.

menstag feierten, und Janosch heißt in Ungarn bald jeder vierte Mann. Da ging es natürlich hoch her, es wurde gegessen und getrunken, was der Leib nur aufzunehmen vermochte, und da jeder Janosch die deutschen Schüler auch bei sich bewirten wollte, mußte die Schar jede Stunde ein paar Häuser weiterziehen und aufs neue feiern helfen. Bei jedem der Bauern wurde ihnen zunächst einmal der Hof mit den Stallungen gezeigt, denn die schönen glatten Pferde und Rinder sind der Stolz der ungarischen Schwaben, deren Vorfahren, von der weitblickenden Maria Theresia ins Land gerufen, in harter Arbeit von sechs Geschlechtern aus einer sumpfigen Wildnis ein reiches Land geschaffen hatten. Der Tag mußte wohl ziemlich feucht verlaufen sein, denn den Sieben fiel es erst am Nachmittag auf, daß Pauper schon seit einigen Stunden verschwunden war. Das arme Tier war bei einer Besichtigung versehentlich in einen Kuhstall eingesperrt geblieben. Nun, es war der letzte Janosch, bei dem die Schar an diesem Tag einkehrte und bei dem Hans sich ein hübsches Stückchen leistete. Dieser letzte Gastgeber, Janosch Buchholz, war nicht nur wohlhabender Bauer, sondern auch Besitzer eines Wanderzirkus, mit dem er in den Monaten, da die Landwirtschaft etwas Ruhe hat, im Lande herumzog und Vorführungen gab. Er hatte da dressierte Pferde, wilde Tiere, Schlangen und auch sonst allerlei Viehzeug, das er in einem starken Zwinger hielt. Gesehen aber hatten die Jungen noch nichts von alledem, und als Buchholz ihnen davon erzählte, lachten sie nur und glaubten, er wolle ihnen einen Bären aufbinden. Ein Bauer und Menageriebesitzer! Das war doch Unsinn.

Man saß in der großen Stube um einen riesigen Tisch herum, außer den Jungen und der Familie Buchholz noch ein Dutzend benachbarter Bauern. Hans, Albrecht und Karlheinz saßen auf einem ehrwürdigen Sofa, die übrigen vier zwischen den Bauern. Immer wieder wurde den Jungen zugetrunken, der Wein war wunderbar, und beschwipst waren sie schon alle sieben.

„Nein", sagte Hans von Zeit zu Zeit, „nein, ich darf nichts mehr trinken, ich bin jetzt schon vollkommen betrunken." Aber jedesmal widersprachen die Bauern lebhaft. Er sei noch vollkommen nüchtern, und es müsse erst noch auf das Wohl von diesem und dann noch von jenem und so weiter getrunken werden. Hans trank denn auch gehorsam immer noch ein Glas. Ihm graute, wenn er daran dachte, daß er einmal aufstehen und in sein Quartier gehen müsse. Gehen, wie machte man das eigentlich noch? Er versuchte sitzend die Beine in Schrittstellung wechseln zu lassen, als er gegen einen Körper stieß, der unter dem Sofa lag. Irgend etwas knurrte da unten. „Nanu, Herr Buchholz, wer liegt denn da unten?"

„Ach, den lassen Sie nur! Das ist mein Baatschi."

Daß „Baatschi" auf deutsch Onkel heißt, hatte Hans schon gelernt. „Na, hören Sie mal, warum liegt denn Ihr Onkel unterm Sofa?" fragte er und war sehr erstaunt, als ein dröhnendes Gelächter der Bauern antwortete.

„Baatschi wird wohl ein Hundename sein", meinte Albrecht zu Hans.

So wurde weitergegessen und -getrunken. Die Bauern waren voll gespannter Erwartung. Sie wußten alle, daß der Baatschi, der da unter dem Sofa lag, ein zwar zahmer aber gefährlich aussehender großer Gepard war, und freuten sich schon auf die Aufregung der deutschen Jungen, wenn das Vieh unter dem Sofa hervorkommen würde. Auch Buchholz war gespannt darauf. Er nahm ein großes Stück Fleisch, hielt es unter den Tisch und rief: „Baatschi!" Mit einem Male tauchte Hans gegenüber zwischen Herrn Buchholz und Ullo das Tier auf, legte die Vorderpranken auf den Tisch und fraß gierig das Fleisch.

Ullo sprang mit einem Ruck auf, daß der Stuhl umfiel, war mit zwei Sätzen am offenen Fenster und sprang, nein, fiel hinaus. Ein paar Bauern schnellten erschrocken auf, denn das Zimmer lag immerhin im Oberstock; aber lachend setzten sie sich wieder, als sie gesehen hatten, daß der Junge weich gefallen war, nämlich auf den hohen Misthaufen. Detlev, Günter, Albrecht und Helmut saßen steif und starr vor Schreck auf ihren Plätzen, die Augen auf das Tier gerichtet, das unbekümmert sein Fleisch verschlang.

Hans aber war aufgestanden. „Hab' ich es nicht gesagt, daß ich betrunken bin?" rief er, ging merkwürdig sicheren Schrittes auf das Tier zu, packte es am Genick und am Schwanz, schleppte es zur Tür und warf es zur Stube hinaus, ohne sich um das Knurren und Fauchen des empörten Baatschi zu kümmern. Karlheinz, der sich mit einem großen Messer bewaffnet hatte, half ihm dabei.

Die Bauern waren platt vor Staunen über Hansens Mut, allerdings nur, bis Hans sich wieder auf das Sofa setzte und sagte: „Also, ob Sie mir das nun glauben oder nicht, meine Herren, ich bin tatsächlich so betrunken, daß ich mir einbilde, da sei eben ein Tiger im Zimmer gewesen." Da ging ein dröhnendes Gelächter durch den Raum, in das auch die Jungen schon wieder zaghaft mit einstimmten.

„Ein Tiger zwar nicht, aber ein Jaguar oder so was Ähnliches war das wirklich", äußerte Karlheinz.

„Junge, du solltest keinen Wein mehr trinken", entgegnete Hans daraufhin, „mir scheint, du hast einen noch größeren Schwips als ich."

Als dann Ullo auch wieder oben erschien, wenn auch noch reichlich blaß und plötzlich sehr nüchtern, wurde weitergefeiert. Die Jungen schielten allerdings andauernd nach der Tür, ob die Bestie auch nicht wieder hereinkomme. —

Diese Ungarnfahrt brachte den Jungen eine Fülle von schönem Erleben. Sie waren am Plattensee, in der Pußta, in Siebenbürgen, machten vom Banat aus einen Abstecher nach Belgrad und waren auf dem Rückweg auch zwei Tage in Budapest, kurz, sie sahen sich

das ganze große, schöne und reiche Ungarn an und außerdem einen Zipfel von Serbien. Als sie von Panschowa aus mit dem Dampfer nach Belgrad fuhren, sahen sie zuerst die alte Türkenfestung auf dem Berg und waren begeistert von dem Bilde. „Prinz Eugen, der edle Ritter ..." sangen sie zum Gruße. Die Stadt selbst gefiel ihnen dann freilich gar nicht. Orient und Okzident mischen sich in ihr so häßlich, daß von Schönheit keine Spur bleibt. Unter großem Eifer beschäftigten sich die Jungen mit dem Versuch, die Firmenschilder, die in zyrillischen Buchstaben geschrieben waren, zu lesen, ja sie versuchten sogar, an Hand des Sprachführers serbische Gespräche zu führen, die allerdings selten über das einleitende „Dober den (Guten Tag)!" hinaus gediehen.

Auf dieser ganzen Fahrt war es überhaupt ein Hauptspaß für die Jüngeren, wenn sie fremdsprachige Brocken anwenden konnten. Natürlich gab das häufig genug heitere Mißverständnisse. So hatte ein humorvoller Herr den Jungen gleich in Szegedin erklärt, „Guten Tag" heiße auf ungarisch „ehen holok", und selbstverständlich hatte die Horde das sofort auf dem ersten Marschtag jedem, der ihnen auf der Landstraße begegnete, im Chor zugerufen. Die Wirkung war merkwürdig. Ein Herr, der ihnen im Fuhrwerk begegnete, hielt an, gab Günter, der es ganz verwundert annahm, ein Zwanzig-Kronen-Goldstück und fuhr weiter. Andere Leute, die ihnen begegneten, schauten sie mißtrauisch an, während ein Bauer Hans ein großes Brot in die Hand drückte. „Merkwürdige Landessitte!" meinte Hans, bis er von einem Banater Bauern, der sich über die Sache halbtot lachte, hörte, daß „ehen holny" „vor Hunger sterben" heiße und „ehen holok" „ich sterbe vor Hunger" und daß dies die ständige Formel der bettelnden Zigeuner sei. Hans war nicht wenig wütend über jenen humorvollen Ratgeber, mußte schließlich aber auch lachen, zumal als er daran dachte, daß ein Trupp Zigeuner sie auch mit „ehen holok" angeredet und sie das gleiche zur Antwort gegeben hatten.

In Budapest, auf dem Rückweg, mußten die Jungen dann auch die Erfahrung machen, daß es eine Kunst ist, die gelernt sein will, einen Sprachführer zu benutzen. Es war ihnen gar nicht recht, daß fast jeder Mensch auf der Straße fließend Deutsch sprach; sie wollten, da sie schon einmal in Ungarn waren, auch Ungarisch reden. Einmal wollten sie nach der Andrássy-ut, einer der Hauptstraßen der wunderschönen Hauptstadt. Also begannen sie in dem Sprachführer zu blättern. „Entschuldigung" — das Wörterverzeichnis ergab dafür „Mentögetözesch"; „Wo ist hier?" hieß „holvan". Also ging es auf den nächstbesten Schutzmann los, und Ullo fragte: „Mentögetözesch, holvan Andrássy-ut?" Doch der Mann machte nur ein sehr erstauntes Gesicht und begann dann deutsch zu reden. So ging es ihnen mehrere Male, und das darum, weil „mentögetözesch" zwar soviel wie Entschuldigung bedeutet, aber Entschuldigung im Sinne von Ausrede, und zwar faule Ausrede. Wer sich somit einen Begriff von dem Erstaunen der angesprochenen Schutzleute machen will, gehe einmal auf einen Berliner Schupo zu und sage zu ihm: „Die faule Ausrede! Wo ist hier der Tiergarten?" —

Hans ging merkwürdig sicheren Schrittes auf den Gepard zu, packte ihn am Genick und am Schwanz, schleppte ihn zur Tür und warf ihn zur Stube hinaus.

Als die herrliche Zeit der fünf Wochen um war und man am nächsten Tag die Heimreise antreten mußte, ließ Hans noch einmal am Zelt ein großes Feuer errichten, und dann, als die Nacht über dem Lande lag und der Mond sein Licht auf der Donau spielen ließ, da standen sie um das Feuer herum und waren nun wahrhaft eine Gruppe, waren eins geworden in gleichem Erleben und im Streben zum gleichen Ziel. In dieser Nacht in fremdem Lande bekamen dann auch

Eine gute Stabübergabe beim Staffellauf / Deutsche Presse-Photo-Zentrale, Berlin.

Detlev und Helmut von Hans das Bundeszeichen, und niemand in der weiten Welt war in dieser Stunde glücklicher und stolzer als die beiden Jungen.

In sechsunddreißig Stunden brachte die Eisenbahn den Trupp dann wieder in die Heimat. Auf dem Bahnhof standen die Eltern und erkannten ihre Jungen kaum wieder, so braungebrannt waren sie von der ungarischen Sonne. Auch Pauper wurde von allen freundlich empfangen. Das brave Tier hatte alles mitgemacht und war den Jungen auf dieser langen Fahrt womöglich noch mehr ans Herz gewachsen. So ging es denn nach Hause, nur Hans trennte sich am Bahnhof von seinem Bruder; er wollte Karlheinz nach Hause geleiten, denn dessen Vater war nicht an der Bahn gewesen.

Es war traurig dort in der Wohnung. Der Vater war nicht zu Hause, die kleinen Geschwister hängten sich weinend an Karlheinz, sie waren hungrig und verwahrlost. Eine Nachbarin kam und erzählte, daß Karlheinz' Vater sich um nichts mehr kümmere. Er war aus Kummer um den Tod seiner Frau zum Trinker geworden. Heiße Tränen schossen Karlheinz in die Augen. Er also hatte sich die Welt angesehen, war froh und ausgelassen gewesen, hatte der Mutter kaum mehr gedacht, und inzwischen verkamen die Geschwister in Schmutz und Hunger, wenn nicht eine Nachbarin half, die selbst fünf Kinder zu betreuen hatte! „Siehst du nun ein, daß ich nicht zu euch Frohen gehöre, Hans?"

„Nein, Karlheinz, das sehe ich nicht ein. Nun gerade müssen wir es zwingen, nun gerade." —

Als Doktor Runge am nächsten Abend die Wohnung des Bauarbeiters Knoop aufsuchte, wurde seine Geduld auf eine harte Probe gestellt, denn erst nach Mitternacht kam der Erwartete nach Hause. Zwar schien er viel getrunken zu haben, aber anzumerken war es ihm kaum. Er setzte sich dem Besucher gegenüber und hörte ruhig an, was dieser ihm vorschlug. Ja, es sei wohl das richtigste, wenn die Kleinen in liebevolle Pflege aufs Land gegeben würden, aber wer solle das bezahlen? Nein, er habe nichts dagegen, daß sein Ältester von Herrn Runge ganz ins Haus genommen würde. Ganz ruhig sagte er das alles, aber als der Oberlehrer ihm dann zum Abschied die Hand reichte, da schüttelte ein furchtbares Weinen den mächtigen Körper des Arbeiters. „Herr, ich war immer ein ordentlicher Kerl, bin Soldat gewesen früher; heute ist das alles vorbei. Der Kummer um den Tod meiner Frau läßt mich nicht los, ich muß trinken, dann vergesse ich. Ich hab' keine Kraft, mich dagegen zu wehren, es geht bergab mit mir. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie sich um die Kinder kümmern, ich selber kann es nicht. Nur selten habe ich noch Arbeit. Nehmen Sie die Kinder, damit die nicht sehen, wie ihr Vater verkommt!"

Dann aber kam der schwerste Kampf: Karlheinz wollte nicht. Er wollte nicht fort von seinem Vater. Es dauerte lange, bis dieser selbst ihn so weit hatte. Schließlich fügte sich der Junge. So kam er ganz in Doktor Runges Haus, und seine kleinen Geschwister kamen zu freundlichen Leuten auf ein nahes Dorf, wo sie wieder rote Wangen und fröhliche Augen bekamen und wo Karlheinz sie häufig besuchen konnte. Auch den Vater wollte er oft besuchen, aber das war bald nicht mehr möglich; der Vater war verschwunden, nur einen Brief hatte er seinem Jungen zurückgelassen.

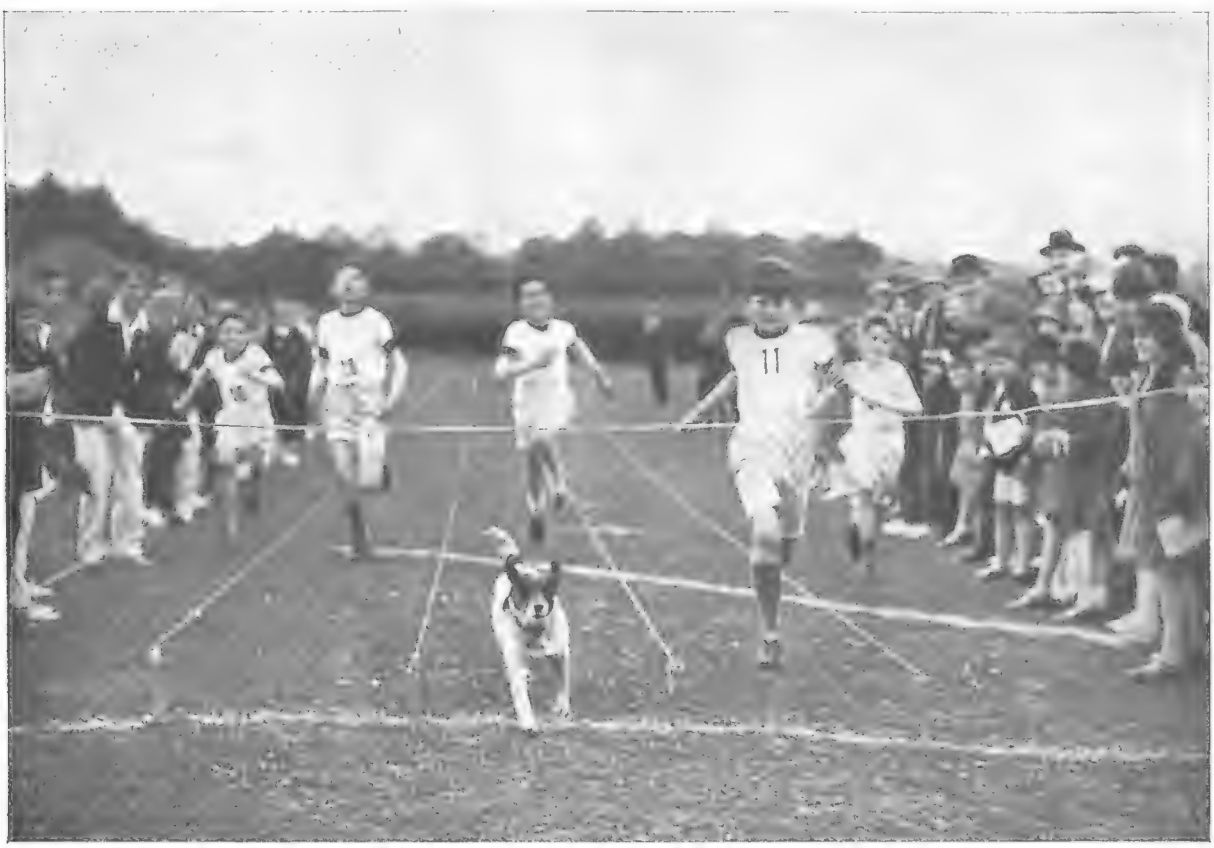
„Lieber, lieber Junge! Fürchte nicht, daß ich mir etwas angetan habe! Ich gehe in die Fremde. Ich kann es nicht ertragen, da ein Lump zu sein, wo ich lange Jahre ein ordentlicher Mann gewesen bin. In einem Jahr wirst Du wieder von mir hören, das verspreche

ich Dir. Lerne fleißig, damit Du später Deinen kleinen Geschwistern besser helfen kannst als Dein Vater."

Der Brief war in fehlerhafter Rechtschreibung abgefaßt, sein Papier war schmutzig, es schienen Tränen darauf gefallen zu sein. Aber für Karlheinz war dieser Brief ein teurer Besitz. Fest vertraute er dem Versprechen des Vaters, übers Jahr von sich hören zu lassen; fest auch nahm er sich vor, zu lernen, um den Vater nicht zu enttäuschen, den Vater, den sein junges Herz trotz allem so sehr liebte.

Auch andere aus dem Kreise der Sieben mußten durch Leid und Kummer gehen. Nächst Karlheinz waren es Detlev und Günter, die das Schicksal hart packte. Der Kaufmann Meußel, ihr Vater, war ein angesehener Bürger der Stadt Warendorf. Viele Angestellte arbeiteten in seinen Geschäftsräumen, viele Arbeiter in seinen Speichern. Seine Familie hatte nichts davon bemerkt, am allerwenigsten die beiden Jungen, daß der Vater in den letzten Monaten schwere Sorgen trug. Eine ungünstige Marktlage, der verfehlte Versuch, den Schaden durch gewagte Spekulationen wettzumachen, und zu alledem der Zusammenbruch eines befreundeten Kaufmanns, für den er Bürgschaft geleistet hatte, alles dies kam zusammen, und die Firma war bankrott und nicht zu retten. Das Vermögen der Familie reichte kaum, um die Forderungen zu decken. Schlag auf Schlag ging das. Vier Wochen nach der Rückkehr der Schar von großer Fahrt lag Detlevs und Günters Vater schwer nervenleidend im Krankenhause, die Familie war verarmt, und schon begannen gehässige Zungen einen Verleumdungsfeldzug gegen den Unglücklichen. Kurze Zeit darauf trug man den Kaufmann Meußel zu Grabe. Frau Meußel hatte vor Leid und Sorge ganz den Kopf verloren, Günter war wie gebrochen, und nur Detlev behielt etwas den Kopf oben.

Hans Runge brach in diesen Tagen unter der Last fremden Leides fast zusammen. Bei ihm suchten die beiden Jungen Trost und Rat, an ihn wandte sich die Witwe mit Bitten und Fragen; denn das war immer so: wer Hans Runge genauer kannte, der faßte Vertrauen zu ihm. Seine grauen Augen waren voll Klugheit und Güte, seine schlanke Gestalt schien die verkörperte sichere Kraft. Es gingen immer Kraft, Mut und Ruhe von ihm aus, geradlinig waren sein Denken und Handeln. In ihm war deutsches Wandervogeltum, war deutsche Jugend in ihrer edelsten Art Gestalt geworden. Und Hans gab Trost und Rat, aber nicht nur mit schönen Worten, nein, alles kam ihm vom Herzen, denn er fühlte seiner Jungen Kummer mit, als sei es eigenes Erleiden. Seine Tage waren ausgefüllt von rastloser Tätigkeit. Da erreichte er beim Direktor, daß einer der beiden Jungen ein Stipendium erhalten sollte, da mietete er für Frau Meußel eine billige Zweizimmerwohnung, da verhandelte er in ihrem Auftrag mit dem Auktionator, da saß er hinter den kaufmännischen Büchern, die ihm im Anfang völlig unverständlich waren,



Fox geht als erster durchs Ziel / Phot. E. Schlochauer, Berlin.

um zu verhüten, daß man der so schwergeprüften Frau auch noch das Letzte nehme, und er tat auch sonst alles, was zu tun war.

Sonnabends aber wurde der Rucksack gepackt, und die Sieben zogen mit ihrem treuen Hund auf Fahrt. Da draußen in Gottes freier Natur trugen auch Günter und Detlev ihren Kummer leichter, und Karlheinz lebte ebenfalls wieder auf. Rührend war es, wie Ullo, Albrecht und Helmut bemüht waren, ihnen alles Liebe zu tun, um sie das Leid vergessen zu machen. Albrecht hatte sogar in aller Heimlichkeit sein Briefmarkenalbum, seine Dampfmaschine und sein Luftgewehr verkauft, um Frau Meußel zu helfen. Er war trostlos darüber, daß er für all dieses nur vierzig Mark bekam, aber er dachte, etwas würde auch das helfen, steckte das Geld in einen Briefumschlag und schickte es durch die Post hin. Kein einziges Wort schrieb er dazu.

Frau Meußel war sehr verwundert über diesen Brief und zeigte ihn Hans, der an der Adresse unschwer Albrechts Handschrift erkannte. Frau Meußel bat den Jungen zu sich und gab ihm das Geld wieder, aber ihre Augen waren feucht, als sie ihm Dank sagte für seinen Opferwillen. Sie strich Albrecht über die blonden Haare und küßte ihn auf die Stirn, dann ging der Junge. Ein zartes, inniges Band verknüpfte seit dieser Stunde die unglückliche Frau mit diesem sonst so wilden Burschen.

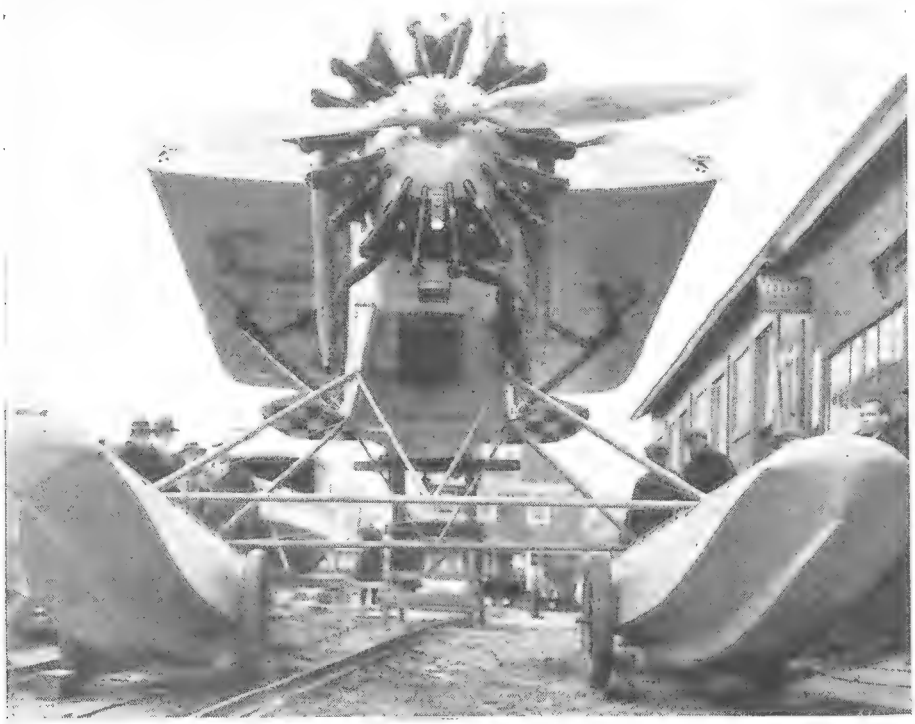
Albrecht verstand zwar durchaus nicht, warum sie sein Geld nicht hatte haben wollen, konnte jedoch nichts daran ändern. Er brachte es seinem Vater, der ja doch über kurz oder lang das Fehlen der verkauften Sachen hätte bemerken müssen, und beichtete ihm die ganze Geschichte. Er war sehr befangen dabei, fürchtete, Prügel zu bekommen, denn er wußte, daß die Sachen mehr als den dreifachen Wert des Geldes gehabt hatten. Seine Befürchtungen erfüllten sich aber nicht. Der Vater schien überrascht und schwieg eine Weile, dann nahm er die Hand seines Sohnes. „Sag deinem Führer Hans Runge meinen Dank, daß er dich in seine Gruppe genommen hat! Du bleibe der Kerl, der du heute bist! Die vierzig Mark darfst du verwenden, um deine großen Wünsche zu erfüllen. Kaufe dir dafür Zeltbahn, Felltornister, Fahrtendolch und was du mir sonst noch schon für Weihnachten vorangemeldet hast! Das Geld gehört dir."

So geht es manchmal im Leben, man hat Angst vor etwas, und wenn es dann kommt, ist es das Glück.

(Fortsetzung folgt)

Amerikanisches Seeflugzeug mit rückklappbaren Flügeln

Seit dem Weltkriege ist es bei allen größeren Seemächten in Aufnahme gekommen, an Bord von Kriegschiffen Flugzeuge mitzuführen. Damit macht sich die Forderung nach geringstem Raumbedarf für die Unterbringung geltend. Mehr noch als für die eigentlichen Flugzeugmutterschiffe gilt dies für die Kreuzer, die Seeflugzeuge mitführen. Es ist deshalb heute allgemein üblich, die Flügel so zu bauen, daß sie zwecks Raumersparnis nach rückwärts geklappt werden können. Diese Anordnung ist übrigens schon seit langem bei deutschen Flugzeugen angewendet worden, wie beispielsweise bei dem AEG.-Doppeldecker des Jahres 1913 und bei dem 1921 gebauten Kleinflugboot Dornier-Libelle. Unsere Abbildung zeigt ein mit einem 400 PS luftgekühlten Wasp-Motor ausgerüstetes Fairchild-Schwimmerflugzeug. Außer den rückklappbaren Flügeln ist eine weitere Besonderheit die Form der Schwimmer mit der eigenartigen Längsstufung, die dem Flugzeug auch eine Landung auf Schnee und Eis ermöglichen soll.



Das amerikanische Fairchild-Seeflugzeug mit rückklappbaren Flügeln.

Die auf dem Bild sichtbaren Räder gehören jedoch nicht zum Fahrgestell, da wir es hier nicht mit einem sogenannten „Amphibium" zu tun haben, sondern es handelt sich hier lediglich um Aufschleppräder, mit denen das Flugzeug aus dem Wasser ans Land gezogen wird.

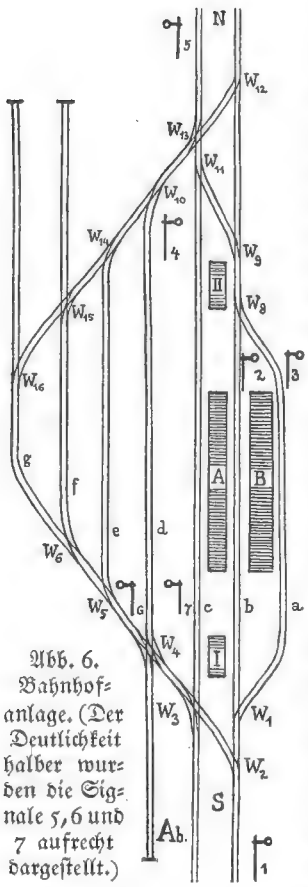


Abb. 6. Bahnhofanlage. (Der Deutlichkeit halber wurden die Signale 5, 6 und 7 aufrecht dargestellt.)

Die Signale als Zugsicherung

Von Prof. Dr. Muhle / Schluß

Unser Bergstädter Personenzug hält auf dem Nebengleis im Bahnhof Wilhelmstadt. Er steht also auf dem Gleis a am Bahnsteig B (Abb. 6). Da bemerken wir, daß das Ausfahrsignal 3 für unsern Zug noch immer auf Halt steht, daß aber das Einfahrsignal 1 freie Fahrt mit einem schräg nach oben gerichteten Flügel zeigt und ebenso das Ausfahrsignal 2. Es ist also jetzt die Durchfahrt für einen in Wilhelmstadt nicht haltenden Zug freigegeben. Da naht auch schon der Bergstädter D-Zug heran und donnert in voller Fahrt durch den Bahnhof, rasch unsern Blicken wieder entschwindend. Unmittelbar nach seiner Durchfahrt sind beide Signale 1 und 2 in die Haltstellung zurückgegangen. An einigen Hauptlinien löst der vorüberfahrende Zug selbsttätig die Haltstellung des Signals mittels eines elektrischen Schienenkontaktes aus, den wir im achten Bilde sehen. Seine Wirkung beruht darauf, daß die Last der schweren Lokomotive durch den Schienenfuß F den Deckel D des Behälters B etwas herunterdrückt. Dadurch wird das Quecksilber dieses Behälters im rechten Steigrohr nach oben gedrückt und schließt infolgedessen einen elektrischen Stromkreis. Dieser wieder löst mittels eines Elektromagneten einen Hebel am Signal aus, und der Signalflügel sinkt auf Halt zurück.

Nach einer Weile geht schließlich auch am Ausfahrsignal 3 für unsern Zug der Flügel in die Freifahrtstellung. Der Fahrdienstleiter hebt den Befehlstab, und unser Zug setzt seine Fahrt fort. Wohl haben wir erfahren, daß Signale und Weichen unsern Zug sicher geleiten werden. Droht ihm nicht aber eine andere Gefahr? Im vorausfahrenden D-Zug ist plötzlich in der Kurve draußen die Notbremse gezogen worden, und der Zug hält auf freier Strecke. Unser Zug fährt jetzt mit Volldampf vorwärts. Plötzlich erblickt unser Lokomotivführer in der Kurve in kurzer Entfernung vor sich die Schlußsignalscheiben des letzten D-Zugwagens. Wohl setzt er sofort mit einer Vollbremsung ein, aber die Entfernung ist zu gering, der Zusammenstoß ist unvermeidlich, das Eisenbahnunglück ist da.

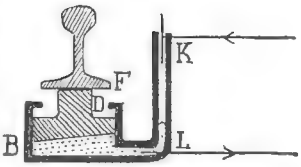


Abb. 8. Schienenkontakt.

Diese Gefahr besteht aber ebenfalls nicht, denn jeder Zug ist auch draußen auf der Strecke nach vorn wie nach hinten durch die schützenden Arme der Signale geschirmt. Wie dies zugeht, wollen wir uns an Hand der siebten Zeichnung einmal vor Augen führen. Die Bahnstrecke wird in einzelne Blockabschnitte geteilt. Zwischen den Blockstationen der Bahnhöfe A und C ist der Block B eingeschaltet, so daß die Strecke AC in die zwei Blockabschnitte I und II gegliedert wird. Jede Blockstelle enthält einen Blockapparat. Das Wesentlichste am Blockapparat sind Fensterchen, hinter denen eine rote oder weiße Scheibe erscheint. Blocktaste, Klingel, Richtungschilder und Kurbel ergänzen die Einrichtung dieses wichtigen Apparates, den äußerlich ein grünes eisernes Gehäuse umkleidet.

Der Bahnhof A sei unser Bahnhof Wilhelmstadt. Als vorhin der Bergstädter D-Zug durch den Bahnhof gefahren war, hatte der Fahrdienstleiter geblockt, und das Ausfahrfeld am Blockapparat zeigte die rote Scheibe. Noch aber mußte unser Personenzug eine ganze Weile warten, bevor er dem D-Zug folgen konnte. Erst als das Ausfahrfeld im Blockapparat wieder die weiße Scheibe zeigte, ging das Ausfahrsignal in die Freifahrtstellung. Es war in der Haltstellung so lange festgehalten, verriegelt, geblockt, wie sich der D-Zug im Blockabschnitt I befand. Erst als der D-Zug den Block B durchfahren hatte, wurde

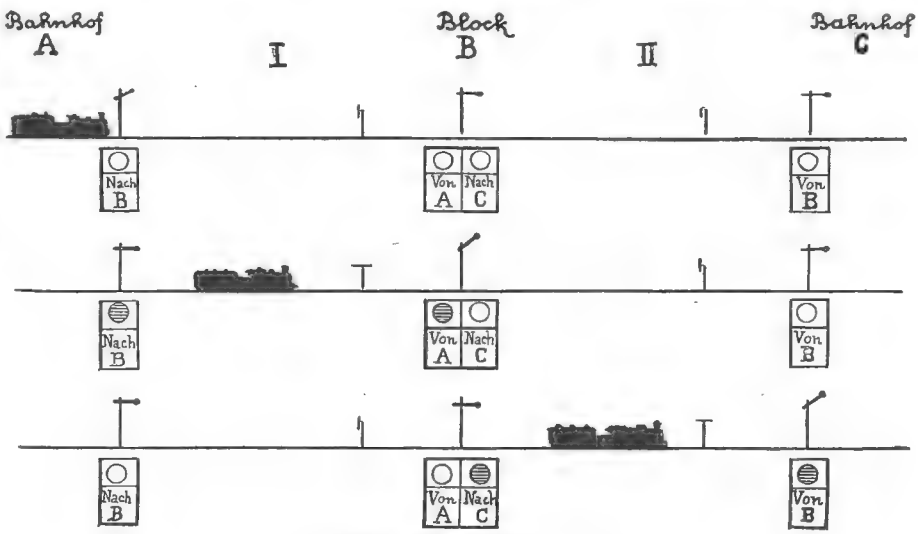


Abb. 7. Blocksystem.

von B aus nach A zurückgeblockt; das Ausfahrfeld im Blockapparat in A wurde dadurch weiß, und das Ausfahrsignal konnte in die Freifahrtstellung gebracht werden.

Unser Personenzug verläßt den Bahnhof A. Das Ausfahrsignal ist infolge des Schienenkontaktes durch den Zug selbst in die Haltstellung zurückgelegt worden, der Fahrdienstleiter hat den Abschnitt I nach B geblockt. Dadurch ist das Ausfahrfeld im Blockapparat in A, ebenso aber auch das Einfahrfeld im Blockapparat in B rot geworden, und das Ausfahrsignal des Bahnhofs A ist in der Haltstellung verriegelt. So deckt dieses Signal also jetzt nach rückwärts unsern Personenzug, der nun in sicherer Fahrt der Blockstation B zufährt. Der Blockwärter in B hat inzwischen, da der Abschnitt nicht verriegelt war, das Durchfahrsignal von B auf Freifahrt gestellt. Jetzt ist unser Zug durch B durchgefahren, das Signal ist in B in die Haltstellung zurückgegangen, und der Blockwärter in B blockt den Streckenabschnitt II. Das Ausfahrfeld nach C im Blockapparat in B zeigt das rote Feld, ebenso wie das Einfahrfeld von B im Bahnhof C. Gleichzeitig entblockt aber der Blockwärter in B rückwärts die Strecke I. In A kann jetzt erneut das Ausfahrsignal auf Freifahrt gezogen werden, und von A aus kann dem nächsten Zug die Einfahrt in den Abschnitt I freigegeben werden. Der Zug im Abschnitt II ist nach rückwärts durch das auf Halt verriegelte Signal in B so lange gedeckt, bis er im Bahnhof C eingefahren ist und vom Bahnhof C aus die Strecke II rückwärts wieder entblockt wird.

Der Riesendampfer „Leviathan" im Hafen von Neuyork. Das Schiff, der frühere i
Atlantischen Ozean einen über sechs Meter langen Riß,

So ist also jeder Zug in seinem jeweiligen Blockabschnitt nach vorwärts wie rückwärts durch die Signale gesichert. Ein Auffahren eines folgenden Zuges auf einen vorausfahrenden ist bei Beachtung der Signale durch den Lokomotivführer unmöglich, da sich in einem Blockabschnitt jedesmal nur ein einziger Zug befinden kann.

Zusammen mit der gegenseitigen Abhängigkeit der Signale und Weichen voneinander schafft das Blocksystem eine völlige Sicherung der Züge, falls die

ie Dampfer „Vaterland" (60 000 Tonnen), erhielt unlängst bei den Stürmen auf dem ıß seine fahrplanmäßige Ausreise verschoben werden mußte.

Signale durch den Lokomotivführer genau beachtet werden. In den Signalen kommt also gewissermaßen die Stellung der Weichen und die Wirkung der Blockapparate zum Ausdruck, so daß wir sie sozusagen als die schirmenden Hüter des Zuges bezeichnen können.

Entstehung und Verbreitung der Brillengläser

Die erste Erwähnung des Brillenglases in der deutschen Literatur findet sich in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, und zwar im Gedicht eines unbekannten Verfassers, worin von gläsernen Linsen die Rede ist, die jemand auf die Schrift legt, um diese in zauberhafter Weise zu vergrößern. Die allererste geschichtliche Erwähnung eines Brillenglases überhaupt aber findet sich in einem griechischen Buche des Claudius Ptolemäus, im Jahre 100 nach Christus geboren, der optische Gläser beschreibt, die sich die Reichen anschafften, um ihr Augenlicht zu schonen. Ein lateinischer Schriftsteller erzählt etwa hundert Jahre später, daß Nero den volkstümlichen Gladiatorenkämpfen im alten Rom nie anders als mit einem Vergrößerungsglase bewaffnet zusah, das er sich von einem Sklaven vor sein rechtes Auge halten ließ, weil er auf diesem stark kurzsichtig war.

Die Erfindung der Brille im heutigen Sinne wird dem Florentiner Mönche Alexander de Spina zugeschrieben, der im Jahre 1281 gestorben ist. Nach andern geschichtlichen Daten soll der Edelmann Salvino de Armati, der ebenfalls in Florenz lebte, die Brille erfunden haben, da sich auf seinem Grabmal die Inschrift befindet: „Hier ruht Salvino de Armati, der 1317 starb und die Augengläser erfand. Gott möge ihm seine Sünden vergeben!"

Die Brille wurde lange Zeit nur selten und bei besonderen Anlässen getragen. Der erste, der sie allgemein gebräuchlich machte und sie täglich trug, war der englische König Karl II. (1660 bis 1685). Der Name Brille ist holländischer Herkunft, da die Brillengläser in dieser Sprache schon im Mittelalter als „ten brill" bezeichnet wurden; das deutsche Wort ist stammverwandt. Es soll mit dem Stein Beryll zusammen-

hängen. In fast allen europäischen Sprachen ist die gleiche Wortstammwurzel anzutreffen. Daß das Wort in der Einzahl gebräuchlich ist, kommt wohl daher, daß das Brillenglas lange Zeit hindurch nur auf einem Auge getragen wurde. Man sieht das noch auf den Gemälden vornehmer Persönlichkeiten aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die sich kaum anders als mit einem lorgnettenartigen Augenglas abbilden ließen, das zu jener Zeit die höchste Eleganz bildete. Damals mußte ein Augenglas, um elegant zu wirken, besonders groß sein, und so kommt es, daß diese Gläser, die natürlich nicht aus damals noch unbekanntem gebogenem, sondern aus flachem Glase hergestellt waren, nicht selten einen Durchmesser von 25 Zentimeter aufweisen. Erst im siebzehnten Jahrhundert, als sich die beiderseitige Brille herauszubilden begann, kamen kleinere Augengläser auf, da es einfach nicht möglich gewesen wäre, vor beiden Augen ein derart großes Brillenglas zu tragen. Die Mode der kleinen Brillengläser hielt sich ziemlich lange, etwa bis zum Ende des Weltkriegs, wo uns aus Amerika große, möglichst auffällige horngefaßte Brillengläser beschert wurden, die von der Mode bereits wieder abgesetzt sind. In Amerika selbst wird heute eine kleine Brille mit achteckigen Gläsern getragen.

Daß die besten optischen Gläser ursprünglich in Nürnberg und im Böhmer Wald erzeugt wurden und daß heute Jena der Mittelpunkt der europäischen Brillen- und Vergrößerungsglasindustrie ist, weiß jedermann. Als Land der Erzeugung ist Deutschland an erster Stelle zu nennen.

Seit der wichtigen Erfindung der Punktalgläser ist die Optik so weit vorgeschritten, daß jede herabgeminderte Sehkraft einwandfrei verbessert werden kann.

Die Retter von Andernach / Von F. W. Schmidt

In Andernach am Rhein stehen zwei alte, verwitterte Steinbilder, von denen kaum noch jemand weiß, wen sie vorstellen sollen. Es sind die Standbilder der beiden Bäckerjungen von Andernach, die die Stadt vor den Spaniern gerettet und dafür zur Belohnung eine Tracht Prügel und einen verdorbenen Magen bekommen haben. Und das geschah folgendermaßen.

Vor mehreren hundert Jahren gab es in Andernach einen Bäcker, der weit und breit berühmt war, weil er so gute Honigstollen machte. Er hieß „der Bienenbäcker" und hatte schlecht gerechnet seine vierzig Bienenstöcke, alle voll fleißiger Arbeitsbienen, die den ganzen Tag nichts Besseres zu tun wußten, als Honig für die guten Stollen ihres Herrn zu sammeln.

Nun gab es damals in Andernach zwei innige Freunde, die hießen Kuno und Philibert. Sie waren ihres Zeichens Bäckerjungen und erst kürzlich als Lehrjungen beim Bienenbäcker eingetreten. Wenn sie aber geglaubt hatten, sie seien damit in das Land gekommen, wo Milch und Honig fließen, so hatten sie sich verrechnet, denn sie bekamen von morgens bis abends nichts als Schwarzbrot, Kraut und Gänsewein und von Honig nicht so viel wie das Schwarze unter dem Nagel.

Der Bienenbäcker war nämlich ein Geizkragen und hatte den Grundsatz, daß man der Jugend das Gute nicht mitteilen dürfe; denn „was man nicht kennt, danach hat man auch kein Verlangen", sagte er. Tagsüber trug er den Schlüssel zum Bienengärtchen am Gürtelbund, und nachts tat er ihn unters Kopfkissen. Wenn die Honigzeit kam, durften die beiden armen Schlucker wohl mit, aber nur bis ans Pförtlein. Da mußten sie achtsam stehen und warten, bis der Meister mit den vier Eimern wiederkam, jeder gefüllt, wohl zugebunden und gut seine zwanzig Pfund schwer. Die durften sie heimschleppen; hinter ihnen ging der Meister und gab acht, daß keiner ein Auge auf die Eimer warf oder gar stehen blieb, um ein wenig zu verschnaufen. Gleich rief er: „Wollt ihr wohl weiter, ihr Schlecker! Diebsgesindel ihr, Schnüffler, Mordsracker!"

Wenn die beiden müden Gesellen dann abends auf den Strohsack fielen, der ihre Schlafstätte war, dann seufzten sie und wußten sich oft vor Ingrimm und Hunger nicht zu lassen. Kurz, für sie war das Haus der süßduftenden, hochberühmten Kuchenstollen kein Knusperhäuschen, sondern eher eine trübselige Hunger- und Prügelkammer.

Doch alles Böse hat seine Zeit, genau wie das Gute. Eines Tages trat eine Änderung ein. Die spanischen Truppen belagerten damals die Städte in der Pfalz, denn der Landesherr, „Winterkönig" Friedrich, saß in Böhmen. Manche gute Stadt war den Mordbrennern schon in die Hände gefallen und grausam gebrandschatzt worden. Da hieß es aufpassen. Auch Andernach war bedroht, wenn auch nur vereinzelte Trupps sich hie und da gezeigt hatten und die Befestigungen gut bewacht waren. Alle Bürger traten unters Gewehr und zogen mit Säbel und Muskete auf die Wache. Der Bienenbäcker war ein Weibel geworden; er stand den halben Tag auf dem Marktplatz und exerzierte die junge Mannschaft, und wenn die beiden Bäckerjungen unten in ihrer Backstube seine böse Stimme herüberschallen hörten, dann freuten sie sich, daß auch einmal für sie eine Ablösung gekommen war. Von Honig und von Stollen war auch jetzt noch keine Rede, dafür sorgte die Meisterin, aber es gab wenigstens keine Katzenköpfe mehr.

Eines Abends, als der Bäcker gerade zum Nachtüben fortgegangen war, kam Philibert frohlockend zu Kuno in die Kammer geschlüpft. Er hielt ihm eine Hand auf den Mund, mit der andern fuhr er in die Tasche, und heraus kam der wohlbekannte Schlüssel zum Bienengärtlein am Wall. Der Meister hatte den

kostbaren Hüter in der Eile ganz vergessen. Jetzt lag er in den Händen der beiden frohen Hungerleider und war schon so gut wie ein Beutel Honig. Sie rochen daran und fanden ihn köstlich wohlriechend, obschon er nach nichts anderm roch als nach Eisen und Rost.

„Zieh dich an, Bruder Kuno!“ raunte Philibert. „Der Meister ist vor morgen nicht daheim, die Meisterin schläft; heute nacht tun wir uns gütlich. Solch eine Gelegenheit kommt gewiß nicht zum zweiten Male.“

Die Hintertür war offen, und die zwei schlüpften im Dunkel davon wie zwei hungrige Hasen im Klee.

Das Gärtlein lag an der Wallmauer, und dahinter ging es jäh hinab; es bot aber bei Tage einen schönen Blick ins ferne Land und war so recht geschaffen für den Abflug eines Bienenheeres von solchen Massen, wie Meister Bienenbäcker sie besaß.

Von ferne tönte das Kommandieren der Stadtwache herüber, die am andern Ende der Stadt exerzierte. Hier im Gärtlein war nichts zu hören als das Zirpen der Grasmücken und ein feines Vogelstimmchen, das im Schlafe zwitscherte. Der Mond war hinter Wolken verborgen. „Ich weiß, wo sie stehen“, flüsterte Philibert und schlich voran. Er hatte vorsorglich des Meisters Drahthandschuhe und Maske im Sack, während er Kuno in der Eile ein Teigschüsselchen aufgedrängt hatte.

Hintereinander tappten sie durch das hohe Gras, bis der erste Stand vor ihnen auftauchte. Mäuschenstill, um die Bienen nicht zu verstören, legte Philibert Handschuhe und Maske an. Wie er das Ganze anzufangen hatte, wußte er noch nicht, aber es würde schon gehen. Plötzlich ergriff der furchtsame Kuno seinen Arm. „Hörst du nichts?“ hauchte er. „Der Meister!“

Philibert rann es kalt über den Rücken, und die beiden standen angewurzelt da wie zwei Marmorstandbilder.

Ein feines Klirren kam aus der Tiefe. Jetzt vernahm man auch Stimmen, undeutliches Gemurmel, Knarren wie von Leder, Knacken und Zuschnappen von Feuerwaffen.

Philibert ergriff Kunos Arm. „Der Feind!“ murmelte er.

Kuno machte eine Gebärde des Entsetzens. „Komm!“ hauchte er leichenblaß. „Wir wollen fliehen und die Stadt alarmieren.“

Aber Philibert wehrte ab. „Zu spät!“ flüsterte er zurück. „Sie kommen schon herauf.“

Wirklich erscholl jetzt ein leises Trappeln, Schurren und Holzgequietsche. Auf Leitern stieg der Feind hier an der steilsten, scheinbar unersteigbaren Ecke der Stadt empor.

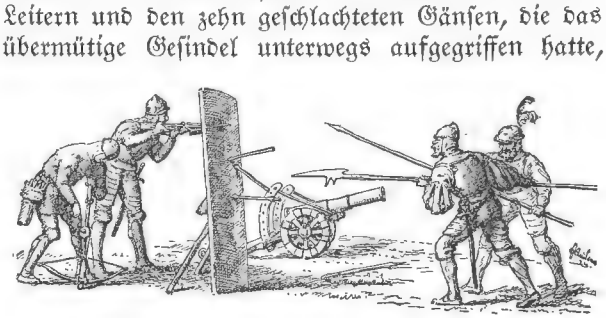
Die beiden Jungen hielten sich einen Augenblick umklammert. Plötzlich riß Philibert sich los. „Die Bienen!“ flüsterte er wild. Seine Augen funkelten vor Freude. Dicht vor ihnen hinter dem Wall tappte es herauf. Philibert trat einen Schritt zurück, sprang an und stieß mit einem Stoß den vollen Bienenkorb über die Brüstung. Ein dumpfer Laut, dann ein Geschrei, dann viele Schreie waren die Antwort. Aber Philibert war schon am nächsten Korb; auch dieser polterte hinab. Jetzt hatte Kuno sich ebenfalls ermannt. Den dritten Korb stürzte er hinunter, den vierten wieder Philibert, und so wechselten sie einander ab, fieberhaft, wortlos, schweißüberströmt. Von unten aber scholl es herauf, das hundertfältige Gebrüll der Gestochenen, der Bienenübersäten. Waffen klirrten, Verwünschungen wurden laut. Hiebe prasselten, eine Schlacht schien da unten im Gange, eine Bienenschlacht, wie sie kein Krieg noch gesehen, und nach wenigen Minuten war auf der ganzen Linie ein Bienensieg erfochten.

Das Häuflein der Stürmer und Überrumpler, das die Stadt schon in der Tasche zu haben meinte, zog ab, schimpfend und um sich schlagend, in wilder Flucht, zuletzt wie gejagt von unsichtbaren Heerscharen. Die beiden Jungen aber stürmten davon, „Mordio!“ schreiend, jauchzend, zitternd, siegbrüllend.

Die Bürger in der Nachtmütze rissen die Fenster auf, die Wache kam heran, die Ratsherren, der Nachtwächter, die Kämpfer und zuletzt auch der Weibel, der grimmige Bienenbäcker selbst. Die Jungen wurden umringt. Atemlos, schweißüberströmt, heiser vom Schreien berichteten sie, lachend und dann heulend, denn der Bienenbäcker hatte kaum erfaßt, wie es um seine Bienen stand, als er ihre Ohren auch schon zwischen seinen Fäusten hatte.

Aber da legte sich der Herr Bürgermeister selbst ins Mittel. „Die Jungen haben uns augenscheinlich von Tod und Brand errettet“, sagte er; „aber jetzt ist keine Zeit für Strafen und Belohnen. Auf den Wall und aus der Stadt! Dem Feinde nach, daß der Sieg vollständig werde!“

Das gab eine lebhafte Nacht mit viel Waffenlärm und Gebrüll für die gute Stadt Andernach. Viel Schaden konnten sie den Spaniern nicht mehr tun. Aber sie erbeuteten doch ein Fähnlein, sechs Musketen, drei Pulverkörbe und fünfzehn Federhüte nebst Bandelieren und Schleifen, gar nicht zu reden von den Leitern und den zehn geschlachteten Gänsen, die das übermütige Gesindel unterwegs aufgegriffen hatte,



um sie nachher am Feuer der guten Stadt Andernach knusprig zu braten.

Am Morgen aber gab es eine große Sitzung im Ratsaal. Die beiden Retter der Stadt wurden öffentlich verhört und danach vom Bürgermeister selbst feierlich belobt für bewiesenen Mut. Auch sollte ihnen eine Ehrengabe der Stadt überreicht und es ihnen freigestellt werden, einen Wunsch zu äußern. Da aber ihre Absichten ursprünglich keine guten gewesen waren, sondern darin bestanden hatten, ihren Brotherrn um einen hübschen Klotz Honig zu schädigen, sollten sie außerdem als Strafe eine gelinde Tracht Prügel verabreicht bekommen, „damit durch die Tat hinfüro kein böses Beispiel gegeben werde". Das geschah sogleich, aber so gelinde, daß die beiden Missetäter fröhlich wieder unter der Rute des Profosen hervorkamen.

Nun hieß es aber den Wunsch tun. Da hielt Philibert als der Sprecher der beiden vor der ganzen Ratsversammlung keck folgende Rede: „Da der Kuno und ich einen Wunsch tun dürfen, so wünschen wir, daß es uns vergönnt sein möge, einmal beim Bienenbäcker frei so viel Stollen und Honig zu essen, wie der Bauch fassen will."

Achtung! Augen links! / Junge Nachtreiher auf einem Ast.

Da gab es ein großes Gelächter im Ratsaal, und auch den Bienenbäcker kam das Lachen an. Der Wunsch aber wurde gewährt und noch am selben Tage zur Ausführung gebracht. Die ganze Stadt nahm teil am Stollenessen und sah zu, wie die beiden Retter an offener Tafel auf dem Markt zum erstenmal in ihrem Leben nach Herzenslust Bienenstollen aßen. Der Bienenbäcker schmunzelte auch, denn so viel Stollen wie heute waren selten einmal verlangt worden. Es war ein richtiges Siegesfest, und als die beiden Helden längst mit überladenem Magen im Bett lagen, scholl noch der Jubel der schmausenden Andernacher weithin über den Markt.

Der Nachtreiher / *Von Dr. Kurt Floericke*

„Focke" hieß der Nachtreiher bei den Falkonieren des Mittelalters, die ihn mit Vorliebe mit Hilfe ihrer abgerichteten Raubvögel beizten, da er nicht so scheu und auch nicht so wehrhaft war wie die andern Reiherarten. Zweifellos muß der auch „Quak-" und „Schildreiher" oder „Nachtrabe" genannte Vogel damals in dem noch wenig kultivierten Deutschland weit häufiger gewesen sein als heutzutage. Gegenwärtig brüten nur noch wenige versprengte Pärchen bei uns, namentlich in Westpreußen, aber da sich der Nachtreiher öfters auf dem Durchzuge einstellt, so fast alljährlich am Bodensee, könnte er durch vernünftige Schonmaßregeln wohl wieder zur Ansiedlung bewogen werden. Häufiger ist er noch in Holland, und in China hat er die ihm angeborene Scheu vor dem Menschen derart verloren, daß er sogar inmitten der volkreichen Stadt Peking horstet. Die auf unserm Bilde dargestellten Jungvögel sehen in ihrem scheckigen Gefieder ziemlich unansehnlich aus, aber der alte und voll ausgefärbte Nachtreiher ist in seiner geschmackvollen Farbenverteilung doch ein recht schöner Vogel. Samtschwarz leuchtet seine Kopfplatte in bläulichem Schimmer, weiß strahlt die Bauchseite, sanft aschgrau sind Flügel und Schwanz, purpurn funkelt das Auge mit etwas tückischem Blick. Dazu kommen als besondere Zierde drei dem Hinterkopf entspringende, bandartige, bis zu zwanzig Zentimeter lange Federn von blendend weißer Farbe.

In seiner Gestalt unterscheidet sich der kurz und gedrungen gebaute Nachtreiher mit seinen verhältnismäßig niedrigen Beinen sofort von seinen Vettern, namentlich auch von unserm gewöhnlichen Fischreiher, der ja auch wesentlich größer ist. Zwar ist der Gang unseres Vogels wie bei andern Reihern ein bedächtiges Schleichen, aber im Fluge hebt er sich sofort von ihnen ab, weil die kürzeren Ständer kaum über das Schwanzende hinausragen und die gerundeten Flügel zwar rasch, aber immer sanft bewegt werden, wodurch der ganze Flug eine eulenartige Geräuschlosigkeit erhält. Dazu kommt als weiteres Kennzeichen die rauhe, tiefe, rabenartige und in stillen Nächten weithin vernehmbare Stimme mit ihrem „Kra—u, kra—u", die

Peter Schnäuzchens Training

1. Peter Schnäuzchen läßt's nicht ruhn,
Es dem Schmeling gleichzutun.
Drum aus Leder und Metall
Baut er einen Punchingball.

bei jüngeren Vögeln heller und mehr quäkend klingt. Vorzüglich versteht sich der Nachtreiher aufs Klettern im Gezweig, wobei er aber doch wie bei allen seinen Bewegungen eine gewisse Gemächlichkeit nicht aufgibt. Dann sitzt er wieder, namentlich bei Tage, stundenlang mit eingezogenem Halse und stark gebogenen Fersengelenken unbeweglich da und döst stumpfsinnig vor sich hin, so daß er von allen Reihern am leichtesten zu schießen ist. Wegen seiner kürzeren Beine kann er nicht so tief ins Wasser hineinwaten wie andere Reiher, und es fallen ihm deshalb bei der Nahrungsuche mehr Frösche, Kaulquappen und allerlei Wassergewürm zum Opfer als Fische. Schon seiner Seltenheit wegen kann man ihn bei uns kaum schädlich nennen.

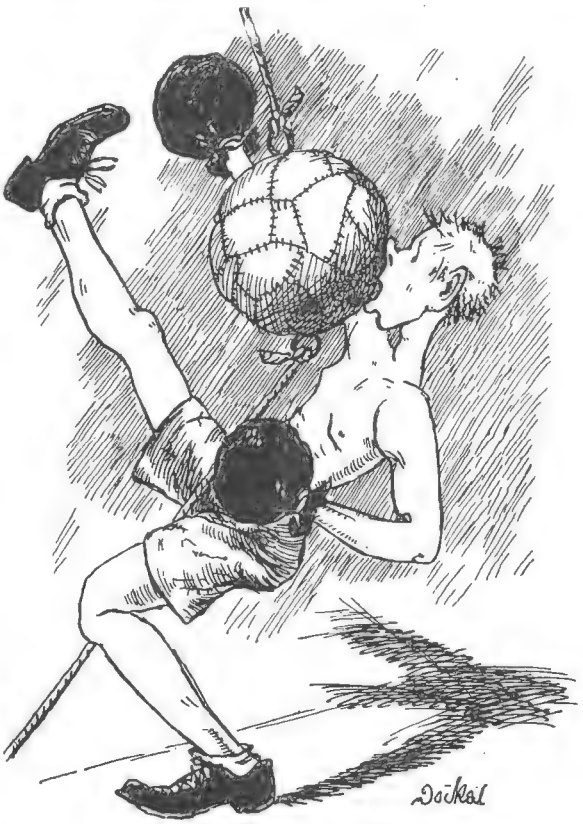
Wie seine Vettern, ist auch der Nachtreiher ein sehr geselliger Vogel, wenigstens zur Brutzeit. Meist begnügt er sich nicht mit der Gesellschaft von seinesgleichen, sondern siedelt lieber inmitten der großen gemischten Brutkolonien zwischen andern Reiherarten und Kormoranen, ja sogar unter Saatkrähen. Das meiste Geschrei und Gequake in einer solchen Kolonie rührt von ihm her, und meist durch ihn wird deshalb das Vorhandensein der Siedlung in den fast undurchdringlichen Rohrwildnissen verraten. Seine flachen und mit Schilfblättern ausgepolsterten Reisignester stellt er gewöhnlich auf mittelhohe, knorrige Weidenbäume, im Notfall aber auch mitten ins hohe Rohr. Sie enthalten vier bis fünf gestreckt ovale, dünnschalige, glanzlose, blaß blaugrün gefärbte Eier, denen nach achtzehn bis zwanzig Tagen die Jungen entschlüpfen. Nur wer selbst eine solche große gemischte Reiherkolonie, etwa an der unteren Donau, gesehen hat, kann sich eine Vorstellung machen von dem märchenhaften Tun und Treiben, das in ihr herrscht. Die Nachtreiher sind in der bunten Gesellschaft fast die Unruhigsten und Necklustigsten, obwohl sie ein deutliches Phlegma zur Schau tragen. Immer sind sie zu kleinen Raufereien aufgelegt, was stets viel Lärm und Geschrei im Gefolge hat. Ihre schönen Nackenfedern steckt sich der Morgenländer gern auf den Turban.

Tuschezeichnungen aus Photographien

Von Dr. Artur Segitz

Zweifelsohne ist eine Photographie eine persönlichere Erinnerung als etwa eine Ansichtspostkarte. Ebenso ist aber eine Zeichnung sicherlich noch viel persönlicher als ein Lichtbild. Wirklich zeichnerische Begabung ist jedoch leider ein recht seltenes Geschenk der Natur, dessen sich nur wenige rühmen können. Dagegen wird es selbst dem zeichnerisch Unbegabtesten nicht schwerfallen, die Linien einer Vorlage nachzuziehen.

Nachstehend sei nun ein ebenso einfaches wie äußerst billiges Verfahren verraten, das es gestattet, aus jeder



2. In der Folge dann beweist er:
Erst die Übung macht den Meister.

Photographie eine ganz persönliche Tuschezeichnung herzustellen.

Wohl jeder, der sich einmal mit technischen Zeichnungen und deren Vervielfältigungen beschäftigt hat, kennt das sogenannte Blaupaus- oder auch Zyanotypverfahren, das von schwarzen, auf Pauspapier angefertigten Zeichnungen weiße Lichtpauslinien auf blauem Grunde liefert. Alle Baupläne, Maschinenzeichnungen und so weiter werden auch heute noch fast ausschließlich nach diesem Verfahren vervielfältigt, dem sich erst in den letzten Jahren noch einige andere und modernere Arten, zum Beispiel das mit Ozalid-Papier, zugesellt haben. Solches Blaupauspapier ist mit einem Lösungsgemisch von rotem Blutlaugensalz (= Ferrizyankali, ungiftig) und zitronensaurem Eisenoxyd-Ammonium (= Ammonferrizitrat) durchtränkt. An den belichteten Stellen verwandelt sich nun nach L. Davids „Photographischem Praktikum" das Ferrisalz zum Ferrosalz der Zitronensäure, das dann mit dem Ferrizyankali den blauen Niederschlag von Ferroferrizyanid oder Turnbulls Blau bildet.

Nun aber genug der grauen Theorie!

Unser bewährtes Zeichenverfahren besteht darin, daß wir uns derartige Zyanotypkopien anfertigen, die Linien der Kopie sorgfältig mit Tusche nachfahren und schließlich die gesamte Kopie zum Verschwinden bringen, so daß nichts anderes mehr als die Tuschezeichnung übrigbleibt und man keinesfalls wissen kann, daß sich jemals an deren Stelle ein photographischer Abzug befunden hat.

In den Läden für Zeichenbedarf und auch in Photogeschäften gibt es für wenig Geld derartiges Blaupauspapier zu kaufen. Wir ziehen aber die Selbstherstellung vor, da diese ganz bedeutend billiger kommt. Dazu stellen wir uns folgende zwei Lösungen her, die unvermischt in braunen Flaschen mit Glasstöpseln, vor direktem Licht geschützt, aufzubewahren sind: 1. 8 Gramm Ferrizyankali (= rotes Blutlaugensalz) in 40 Kubikzentimeter destilliertem oder zumindest abgekochtem Wasser; 2. 15 Gramm Ammonferrizitrat (= Eisenoxyd-Ammonium der Zitronensäure) in 60 Kubikzentimeter destilliertem oder abgekochtem Wasser. Vor Präparation des Kopierpapieres werden nun 1 Raumteil der Lösung 1 mit 1,5 Raumteilen der Lösung 2 zusammengefügt und einige wenige Tropfen einer verdünnten wäßrigen Oxalsäurelösung zugesetzt, die aber zur Not auch wegbleiben kann. Nun wird das zu präparierende Papier mit Reißnägeln auf einer dicken Schicht Zeitungspapier ganz glatt ausgespannt und dann in einer dunklen Zimmerecke oder noch besser bei Lampenlicht mit Hilfe eines Wattebäuschchens mit der gut vermischten Lösung völlig gleichmäßig und nicht zu dick bestrichen und schließlich unter Lichtabschluß (etwa in einem Schrank) vollständig getrocknet. Als am besten geeignet fand ich sehr gut geleimten dünnen Karton, also etwa alte Besuchskarten; weniger brauchbar ist Zeichenpapier, sehr ungeeignet Büttenkarton, auch Blankopostkarten und dergleichen. Man stellt sich am besten gleich einen ganzen Vorrat solchen Papieres her, das dann ganz in der Art der käuflichen Kopierpapiere in schwarzem Papierumschlag im Dunkeln wochenlang aufbewahrt werden kann. Da man zum Bestreichen stets nur ganz wenig Flüssigkeit braucht, wird man aus Sparsamkeitsgründen jeweils nur einige Kubikzentimeter der Lösungen miteinander vermischen.

Sobald also nun das hellgrünliche bis grünliche Papier — die Farbe wechselt mit der Beschaffenheit der Papierfaser — völlig getrocknet ist, wird es ganz in der üblichen Weise in einem Kopierrahmen mit dem Negativ am besten unmittelbar in der Sonne so lange belichtet, bis die Zeichnung hell auf dunklem Grunde sichtbar wird und auch feinere Schatten anzulaufen beginnen. Im Anfang werden einem sicherlich einige Mißerfolge nicht erspart bleiben, bis man das nötige Fingerspitzengefühl für die richtigen Kopierzeiten bekommen hat. Nunmehr werden die Kopien so lange in gewöhnlichem laufenden Wasser gewässert, bis das Ablaufwasser nicht mehr gelblich gefärbt ist. Damit ist die Kopie fix und fertig und stellt sich als blaues Bild auf weißlichem Grunde dar. Feinere Einzelheiten kommen allerdings nicht allzu klar heraus, da die Kopie beim Fixieren im Wasser ziemlich ausgewaschen wird.

Uns ist es ja aber gar nicht um die Blaukopien zu tun, da wir doch Tuschezeichnungen herstellen wollen. Nach völligem Trocknen der Kopien beginnt also jetzt das Nachfahren aller wesentlichen Umrisse mit Tusche, wobei wir natürlich die Natur ein wenig berichtigen, indem wir etwa Telegraphendrähte und -stangen, die bekanntlich niemals zur Verschönerung eines Bildes beitragen, geflissentlich weglassen, ebenso auch etwaige „ins Bild gelaufene" Personen und so weiter. Anderseits steht es aber natürlich ebenso frei, hier und da noch eine Baumgruppe oder dergleichen einzufügen. Man muß sich auch hüten, alle Linien mit gleich starkem oder gleich schwachem Druck auszuziehen, da sonst die Tuschezeichnung nach Verschwinden der Kopie sehr fade und gar nicht plastisch wirkt. Deshalb werden alle im Vordergrund befindlichen Linien viel stärker auszuziehen sein als solche im Hintergrund. Außerdem sei allen nicht ganz Zeichenfesten der gutgemeinte Rat gegeben, sich niemals an das Auszeichnen von Personenphotos zu wagen. Das Ergebnis pflegt hier nämlich höchst zweifelhaft zu sein.

Die ausgetuschte Kopie wird nun schließlich noch zwei bis drei Minuten in Ammoniak gelegt, wobei die Kopie gänzlich verschwindet und nur die Tuschezeichnung übrigbleibt. Man wässert darauf nochmals kurze Zeit, läßt trocknen und hat darauf je nach Geschick, Zutaten oder Weglassungen eine mehr oder minder gelungene Tuschezeichnung. Die erste Zeichnung wird sicherlich noch etwas unbeholfen aussehen, jedoch schon die vierte oder fünfte wird recht wirkungsvoll geraten.

Will man keine Tuschezeichnungen, sondern lediglich

Kopien herstellen, so empfiehlt es sich, die Kopie nach dem Wässern kurze Zeit mit einer etwa zwanzigprozentigen Kaliumbichromatlösung (= doppelchromsaures Kalium) zu behandeln und darauf wieder zu wässern. Auf diese Weise wird ein vor allem in den Schatten viel satterer Farbton erzielt.

Und nun wünsche ich allen ein recht gutes Gelingen.

Briefmarken-Kamerad

Brasilien. Zu der neuen Flugpostreihe sind noch weitere Werte hinzugekommen: 5 Milreis karmin Flieger Augusto Severo, 10 Milreis graubraun Bildnis des Fliegers Santos Dumont.

Bulgarien. In der Löwentype neu: 15 Stot. schwarz und gelb.

Deutsches Reich. Um Verwechslungen zu vermeiden, sollen in Zukunft die Farbunterschiede zwischen der 10- und der 15-Pf.-Marke sowie zwischen der 8- und der 20-Pf.-Marke größer werden. Deshalb wird die 10-Pf.-Marke in Rotviolett, die 20-Pf.-Marke in Silbergrau erscheinen.

Finnland. Eine neue Freimarkenreihe bringt als Bild einen stehenden Löwen: 5 Penni schokoladebraun, 10 P. mattlila, 20 P. hellgrün, 40 P. blaugrün, 50 P. orangegelb, 60 P. schiefergrau, 1 Mark orangerot, 1,20 M. karmin, 1½ M. violett, 2 M. blau, 3 M. olivgrün. Die hohen Markwerte zeigen bildliche Darstellungen: 5 M. stahlblau Festung, 10 M. lila Moorlandschaft, 25 M. sepia Holzfäller bei der Arbeit.

Frankreich. Anläßlich der Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit Algeriens zu Frankreich wurde eine Gedenkmarke zu 50 Cent. blau im Muster der gegenwärtigen algerischen Frankenwerte ausgegeben. Inschrift: „Centenaire Algérie".

Französische Kolonien. Am 17. Februar erschienen neue Reihen von Nachportomarken für Französisch-Kongo, Gabun, Ubangi und Tschad. Die Reihen umfassen die Werte: 5, 10, 20, 25, 30, 40, 50 Cent., 1, 2 und 3 Fr. Außerdem wurden neue Paketpostmarken zu 50 Cent., 1 und 2 Fr. für Neukaledonien ausgegeben.

Duett / Nach einem Porzellanbildwerk von Hugo Meisel.

Gibraltar. Die 3-Pence-Freimarke blau, die bisher die Wertbezeichnung „3 Pence" trug, erhielt nun statt dessen die Inschrift „Three Pence".

Luxemburg. Farbenänderungen in der umlaufenden Freimarkenreihe: 30 Cent. violett, 35 Cent. grün, 1 Fr. rot, 1¼ Fr. gelb. Diese Werte sind gleichzeitig mit dem Aufdruck „Officiel" als Dienstmarken ausgegeben worden.

Rußland. Zu den schon gemeldeten Werbemarken für die sozialistische Wirtschaftspropaganda sind noch zwei weitere Werte hinzugekommen: 5 Kop. braun Schwungrad im Gang, davor Ar-

beiter, Text: „Zur Herabsetzung der Selbstkosten, für die Arbeitsdisziplin, zur Verbesserung der Arbeitsqualität"; 10 Kop. olivbraun Motortraktoren, Text: „Steigern wir die Ertragsfähigkeit!"

Saargebiet. Die neuen Wohlfahrtsmarken lehnen sich in den Darstellungen eng an die Typen des Vorjahres an. Auch diesmal hat man Bilder bekannter Maler mit Wohltätigkeitsmotiven zum Vorwurf genommen. Werte: 40 + 15 Cent. mattgrün, 15 + 20 Cent. orangebraun, 1 Fr. + 50 Cent. rotbraun gebrechlicher Greis, der sein Enkelkind auf den Knien hält, nach Hermann Kaulbach, 1,50 Fr. + 75 Cent. dunkelgrün, 2 + 1 Fr. hellbraun, 3 + 2 Fr. mattblau: eine Schwester nimmt sich eines zusammengebrochenen Unglücklichen an, nach Feuerstein, 10 + 8 Fr. sepia Mutter und Kind, nach Feruzzio.

Spanien. Die Zuschlagsmarke zu 5 Cent., die zugunsten der Ausstellung in Barcelona im Postbezirk von Barcelona eingeführt war, ist nochmals in neuer Farbe erschienen: gelbbraun. Diese Marke gibt es nun also in drei verschiedenen Farben, worauf auch die Inschrift auf der neuen Marke „Reihe 3 a" hinweist.

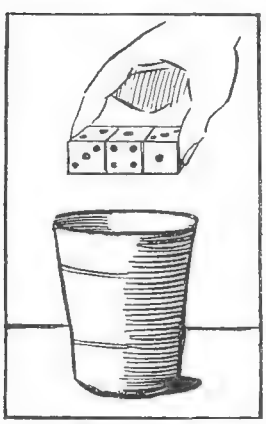
Tschechoslowakei. Zum achtzigsten Geburtstag des Präsidenten Masaryk erschienen Gedenkmarken mit einem Bildnis des Jubilars: 2 Kr. grün, 3 Kr. blau, 10 Kr. oliv, letzterer Wert in größerem Format. Inschrift: „1850 J. G. Masaryk 1930."

Ungarn. Eine neue Freimarke ist erschienen: 40 Filler blau Ofener Burg in neuer Zeichnung.

Kolumbuseier

Die Schwerkraft aufgehoben? Die halbvolle Streichholzschachtel a des obenstehenden Bildes wird umgekehrt, die Hülse abgezogen und die offene Schachtel wie in b frei gehalten und geschüttelt, ohne daß ein Streichholz herausfällt.

Lösung: Man hat vorher das Stück eines Streichholzes, wie c zeigt, über den Hölzchen zwischen den Wänden der Schachtel eingespannt. Wenn man die Schachtel dann wieder umkehrt, um sie vorzuzeigen, so streift man das Querhölzchen mit dem Finger heimlich heraus.



Der Würfel im Becher.

Noch ein solches Kunststück, aber ohne Taschenspielertrick. Wir behaupten, wir könnten eine Nähnadel auf Wasser, also nicht etwa auf Quecksilber, schwimmen lassen. Stahl ist doch siebenmal schwerer als Wasser; die Nadel muß also unter allen Umständen untersinken, wird man uns einwenden. Abwarten! Wir legen in ein volles Wasserglas ein nicht zu schmales Stückchen Seidenpapier, etwas länger als die Nadel, und auf dieses vorsichtig die sorgfältig getrocknete Nadel. Nachdem sich das Papier mit Wasser vollgesaugt hat, sinkt es zu Boden, die Nadel aber schwimmt an der Oberfläche. Sollte das Papier nicht von selbst sinken, so brauchen wir es nur mit dem Finger oder einem Holzstäbchen vorsichtig anzutippen.

Die magnetischen Streichhölzer.

Wie läßt sich ein Körper, ohne daß man ihn berührt, in Bewegung setzen? Das Kunststück, einen Würfel oder eine Münze, die auf einem steifen, glatten Kartenblatt über einem Becher liegt, ohne sie zu berühren, in den Becher zu bringen, ist ja wohl allgemein bekannt. Unsere letzte Abbildung zeigt für eine kleine Münze einen Weg, der die Zuschauer sicher verblüffen wird. Statt des Bechers wird eine Flasche mit engem Hals und glatten Rändern benutzt. Man lege die Münze auf ein vorsichtig in der Mitte geknicktes Streichholz und befeuchte die Knickstelle mit einem Tropfen Wasser. Dadurch zieht sich das Holz gerade und der klirrende Erfolg wird nicht ausbleiben. — Stellt man an die Gesellschaft die Aufgabe, von drei Würfeln, die wie in unserer Abbildung mit Zeigefinger und Daumen über dem Becher zusammengehalten werden, den mittleren allein in den Becher fallen zu lassen, so wird nach vergeblichen Versuchen bald ein allgemeines Schütteln des Kopfes erfolgen. Befeuchte, bevor du dann selbst das Kunststück vorführst, die beiden Finger heimlich mit Wasser oder noch besser mit flüssigem Gummiarabikum und lockere für einen ganz kurzen Augenblick den Fingerdruck! Die beiden äußeren Würfel bleiben dann an den Fingern haften, während der mittlere heraus- und in den Becher fällt.

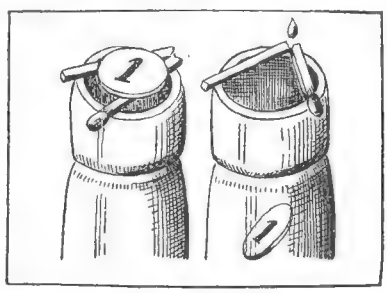
Das Einzige

Als sich Ludwig Uhland eines Tages mit seiner Gattin in einer größeren Gesellschaft aufhielt, machte der Dichter die Bemerkung, jedes Ding habe zwei Seiten.

„Nicht immer", erwiderte die Gattin des Dichters.

„So, willst du mir vielleicht etwas nennen, was nicht zwei Seiten hätte?" fragte Uhland ärgerlich seine Gattin.

„Gewiß, lieber Mann, deine Briefe!" lautete ihre Antwort.



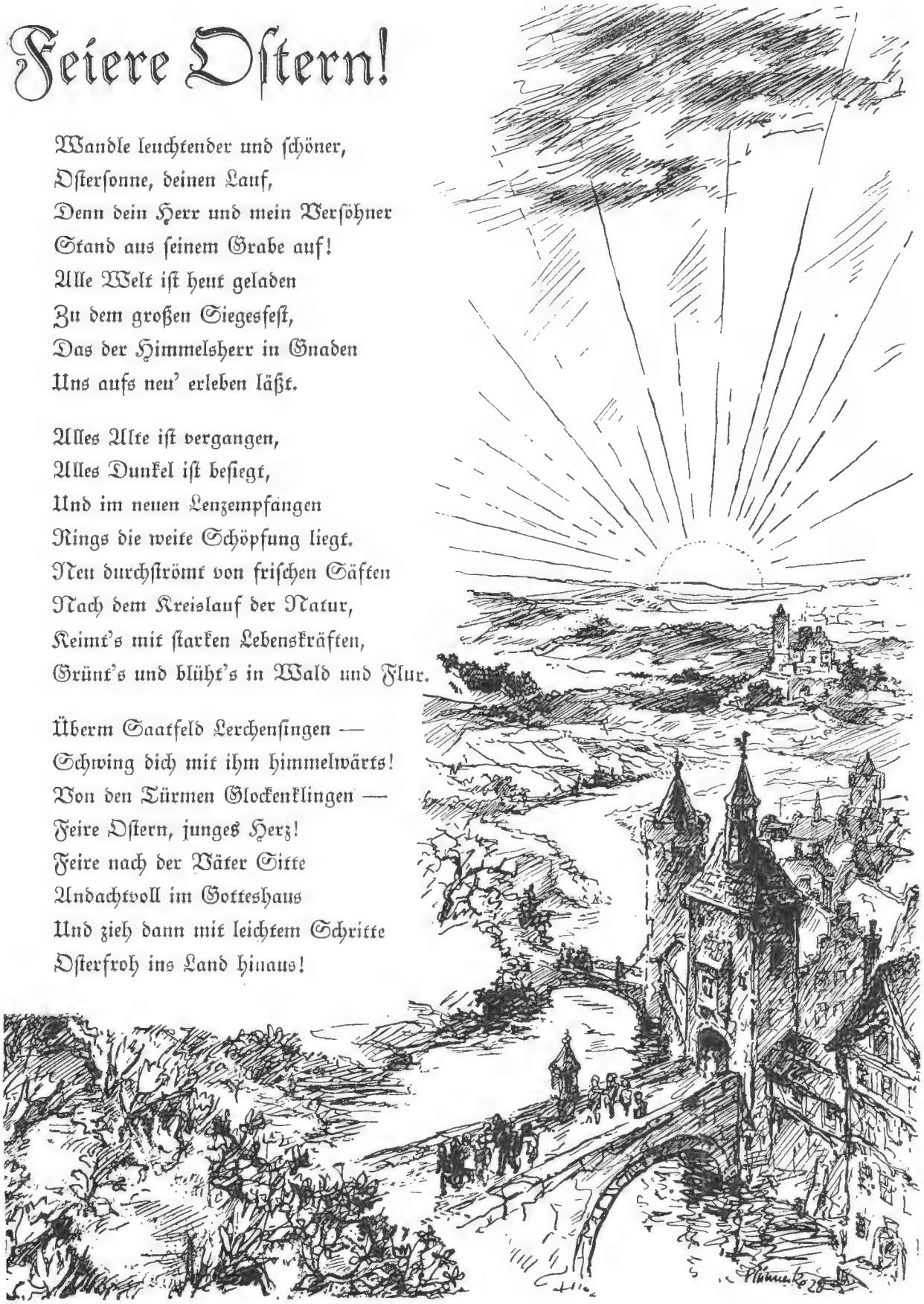
Der Pfennig, der in eine Flasche fällt.

Feiere Ostern!

Wandle leuchtender und schöner,
Ostersonne, deinen Lauf,
Denn dein Herr und mein Versöhner
Stand aus seinem Grabe auf!
Alle Welt ist heut geladen
Zu dem großen Siegesfest,
Das der Himmelsherr in Gnaden
Uns aufs neu' erleben läßt.

Alles Alte ist vergangen,
Alles Dunkel ist besiegt,
Und im neuen Lenzempfangen
Rings die weite Schöpfung liegt.
Neu durchströmt von frischen Säften
Nach dem Kreislauf der Natur,
Keimt's mit starken Lebenskräften,
Grünt's und blüht's in Wald und Flur.

Überm Saatfeld Lerchensingen —
Schwing dich mit ihm himmelwärts!
Von den Türmen Glockenklingen —
Feire Ostern, junges Herz!
Feire nach der Väter Sitte
Andachtvoll im Gotteshaus
Und zieh dann mit leichtem Schritte
Osterfroh ins Land hinaus!



Sieben deutsche Jungen / Von Paul Jordan

(Fortsetzung)

Frau Meußel mußte sich auf das äußerste einschränken. Dies war nicht leicht für sie, die früher im Überfluß gelebt hatte, aber tapfer nahm sie den Kampf mit der Armut auf. Ihre größte Sorge galt ihren Jungen. Einer von ihnen mußte vom Gymnasium, denn nur ein Stipendium war frei gewesen. Sollte nun Günter auf die Volksschule überwechseln oder Detlev in eine Lehre gehen? Die verzagte Frau wußte keine Antwort darauf; beide Kinder waren ihr gleich ans Herz gewachsen. Sie wagte nicht, sich für einen zu entscheiden; war es doch so, daß nur die höhere Schule den Weg zu einer geachteten Lebensstellung freimachte, daß mindestens das Einjährige nötig war, um als Mann zu etwas zu kommen. Was sollte sie tun? Nächtelang ließ die Frage ihr keine Ruhe. Schließlich bat sie Hans Runge, er möchte kommen, um mit den Jungen und ihr die Frage zu beraten.

Hans kam. Auch ihn hatte diese Sorge gequält, aber er war zu einer Entscheidung gekommen, die er für die richtige hielt. Zu viert saßen sie in der engen Stube, die noch immer so fremd war und ihnen wohl nie vertraut werden würde. Hans sprach: „Detlev hat in einem halben Jahr sein Einjähriges. Er hat zwei Jahre seines Lebens glatt nutzlos vertan, wenn er jetzt in eine Lehre geht. Ihn interessiert nur die Technik, er will Ingenieur werden. Auf diesem Gebiet kommt er ohne die mittlere Reifeprüfung zu nichts. Er muß auf der Schule bleiben, und Günter soll auf die Bürgerschule überwechseln. Wir wissen alle, daß Günter leichter lernt, daß er intelligenter ist als Detlev. So wird es ihm im Beruf später leichter sein, auch mit einfacher Schulbildung hochzukommen. Auf Günters Seite liegt das kleinere Opfer, er muß es bringen. — Willst du das, Günter?"

Da geschah, was Hans nie erwartet hätte. Günter sprang auf. „Nein", rief er, „nein, ich will nicht! Offizier will ich werden, Offizier! Und nun soll ich auf die Bürgerschule! Ich will nicht, ich tu's nicht!" Dann warf er sich wieder auf seinen Stuhl und begann furchtbar zu weinen.

Detlev saß starr auf seinem Platz. Was Hans da gesagt hatte, war auch ihm in den letzten Tagen immer wieder durch den Kopf gegangen. Wenn er jetzt zu Michaelis von der Penne ging, dann war es vorbei mit all seinen stolzen Plänen. Er hatte nicht die leichte Auffassungsgabe Günters; deshalb würde es ihm unmöglich sein, die Prüfung etwa später nachzuholen, kam er doch in der Klasse kaum mit und war schon zweimal sitzen geblieben.

Darauf kam Günter jetzt zu sprechen. „Wärst du nicht so faul gewesen, du hättest dein Einjähriges schon, und ich könnte weitermachen."

Das ging Hans wie ein Stich durchs Herz, als er Günter so sprechen hörte, Günter, dem er noch vor Detlev das Bundeszeichen gegeben hatte. Er merkte, es dauert lange, bis man eine Jungenseele in all ihren Tiefen kennt. Das waren Lieblosigkeit und Eigennutz gewesen, die da eben aus dem Elfjährigen gesprochen hatten.

Detlev entgegnete dem Bruder noch immer nichts, er schwieg und starrte mit trockenen, brennenden Augen vor sich hin.

„Frau Meußel", sagte da Hans, „es hat keinen Sinn, die Entscheidung und damit die Qual weiter hinauszuziehen. Teilen Sie uns Ihren Entschluß mit!"

„Ich kann nicht", stöhnte die arme Frau, „ich habe nicht die Kraft dazu. Sie sind unser aller Freund; entscheiden Sie für mich!"

Hans holte tief Atem; es war eine schwere Bürde, die er auf sich nahm. „Detlev bleibt auf dem Gymnasium", sagte er dann. —

Noch am selben Abend erschien Detlev Meußel beim Direktor, um sich persönlich für Michaelis von der Schule abzumelden; von da ging er zu einem tüchtigen Schlossermeister und machte ab, daß er bei ihm in die Lehre treten konnte. Darauf sprach er bei Hans Runge vor und teilte ihm das mit.

Hans begriff vollkommen, wie groß das Opfer war, das Detlev da freiwillig dem Bruder gebracht hatte. Tiefbewegt drückte er dem Langen die Hand. „Ich bin stolz auf dich", sagte er.

Spät abends kam dann auch noch Günter zu Hans. Er wußte von dem Verzicht des Bruders, und seine Stimmung war nun umgeschlagen. Ehrlich verzweifelt war er darüber, daß es nun für ihn zu spät sei, den Verzicht auf sich zu nehmen, verzweifelt auch über sein häßliches Benehmen am Nachmittag und seine bösen Worte. Unaufhörlich flossen seine Tränen, während er wie angenagelt auf seinem Stuhl saß, denn anscheinend wagte er nicht mehr wie sonst an der Brust des Freundes Trost zu suchen.

Hans war weit davon entfernt, den Jungen innerlich zu verurteilen. Er merkte, daß er von ihm eine innere Reife verlangt hatte, die jener in seinem Alter kaum besitzen konnte. So sprach er denn auch zu Günter ruhig und freundlich. Unten an der Haustür drückte der Junge dem Führer ein Stück Papier in die Hand und rannte dann hastig fort. Hans glaubte, es sei ein Brief. Als er aber Licht machte, sah er, daß es nur weißes Papier war, und eingewickelt lag darin das Bundeszeichen, der silberne Zugvogel.

Am Kiebitzberg holte Hans den Jungen ein. Es war dunkel und einsam dort. „Du willst aus der Gruppe austreten, Günter?"

„Nein, Hans, solange ich dir gut genug bin, nie."

„Was soll ich dann mit der Bundesnadel?"

„Sie aufheben, bis ich wieder wert bin, sie zu tragen."

Da erst begriff der Ältere, daß nun auch Günter sich selbst überwunden hatte und hinausgewachsen war über sein Alter. Wortlos legte er den linken Arm um die Schulter des Jungen, zog ihn zu sich heran und steckte ihm die Nadel wieder an die Bluse. Darauf wandte er sich kurz um und ging fort. Es gab seit dieser Stunde in allen deutschen Jungengruppen keinen Scholaren, der dieses Zeichens würdiger gewesen wäre als Günter Meußel.

* * *

Hans teilte nun sein Zimmer mit Karlheinz. Dieser war noch nie von so viel Sorgfalt umhegt worden wie jetzt. Doktor Runges junge Frau verhätschelte ihn geradezu. Doktor Runge selbst freute sich über den eisernen Lerneifer des begabten Jungen, und Hans hatte eine innige Freundschaft mit ihm geschlossen. Pauper, als der letzte Hausgenosse, war ordentlich unruhig, wenn Karlheinz einmal nachmittags ausblieb, weil er seine kleinen Geschwister besuchte.

Überhaupt wurde das Giebelzimmer nun geradezu das Stabsquartier der Sieben, die manchen Abend in der Woche da zusammenkamen, sangen, vorlasen und erzählten, wenn sie nicht gemeinsam über schwierigen Schularbeiten saßen, denn Michaelis und damit die Zeugnisse standen vor der Tür. Auch die kommende Herbstfahrt beschäftigte naturgemäß die Gedanken der Jungen sehr. Vierzehn Tage bekamen sie frei, und diesmal sollte es in die Lüneburger Heide gehen, denn die Jungen hatten Bücher von Hermann Löns gelesen und wollten nun die Schönheit der Wahlheimat dieses Dichters, der ihnen innerlich so nahestand, mit eigenen Augen schauen.

Detlev freilich konnte diese Herbstfahrt nicht mitmachen; er war dann schon in der Schlosserlehre, und der Beruf gibt niemand so viel freie Zeit wie die Schule. Sie waren alle traurig darüber, daß Detlev diesmal nicht dabei sein sollte, sie wußten, daß es nun doch nicht so schön werden könne, wenn einer aus dem Kreise fehlte; aber den Notwendigkeiten muß sich jeder fügen. Detlev selbst erwartete voller Ungeduld den Tag, wo er zuerst das blaue Arbeitszeug anziehen sollte, denn er freute sich auf den Beruf und hatte es sich zum Ziel gesetzt, trotz allem etwas zu leisten und später Ingenieur zu werden, auch ohne Einjährigenzeugnis.

Dann war der Tag des Schulschlusses da. Die Jungen bekamen ihre Zeugnisse, mit denen ihre Eltern und sie selbst wohl zufrieden sein konnten. Die Schulmappe wurde in den Schrank gelegt, dafür der Rucksack gepackt, und noch am gleichen Abend führte die Eisenbahn den Trupp westwärts, der Lüneburger Heide entgegen.

„Auf der Lüneburger Heide, / In dem wunderschönen Land, / Ging ich auf und ging ich unter, / Allerlei am Weg ich fand. / Valleri, vallera ..." sangen die Jungen, als sie durch den Flecken Bardowiek zogen, der einst eine bedeutende Stadt war und eine tausendjährige Geschichte hat. Der Marsch ging nach Lüneburg selbst. Lüneburg, ja, darauf freuten sich die Jungen, denn Hans hatte mit ihnen den „Sülfmeister" von Wolff gelesen, und dieses Buch hatte sie alle mächtig gepackt. „Der kleine Rosengarten" von Löns war ihr ständiger Begleiter. Sie wurden nicht müde, diese wunderfeinen, einfachen Volkslieder zu singen, „Es stehen drei Birken wohl auf der Heide" und all die andern schönen Lieder, zu denen Fritz Jöde so feine Weisen geschrieben hat.

Die Morgenkälte weckte Ullo zuerst. Er stand auf, sah sich höchst erstaunt um und weckte dann den Freund.

Lüneburg gefiel der Schar denn auch wirklich ganz ausnehmend, vor allem aber das alte Kloster Lüne in seiner schlichten Einfachheit. Die Jungen badeten in der Ilmenau, die nur schmal ist, aber eine starke Strömung und kaltes, klares Wasser hat.

Während der ersten acht Tage führte die Fahrt dann zunächst zur

schönen Göhrde, hierauf über Ülzen zum Truppenübungsplatz Munster, wo die Jungen mit den Soldaten Freundschaft schlossen, dann nördlich zum Wilseder Berg und weiter durch Forst Langeloh in die Nähe von Bötersheim. Da stand nämlich in aller Einsamkeit ein alter Schafstall, der einer befreundeten Hamburger Jungengruppe als Landheim gehörte. Dieser Schafstall war der Gruppe für diese eine Woche als Residenz eingeräumt worden. Hier konnten sie nach Herzenslust spielen oder sich aalen, im Fischteich oder in der Este baden, auch Tagesausflüge östlich in die Heide oder nördlich in die Schwarzen Berge machen. Am liebsten aber blieben sie beim Schafstall selbst. Der stand so abgeschieden, daß man meinen konnte, man sei allein auf der Welt. Wenn die Jungen dann abends um die offene Feuerstelle auf der großen Döns saßen, las Hans plattdeutsche Märchen vor oder erzählte gruselige Geschichten, bis es den wilden Burschen tatsächlich unheimlich wurde und sie ins Stroh krochen.

Hans ließ ihnen hier alle möglichen Freiheiten. So durften sie zu zweit oder dritt auf eigene Faust weite Streifzüge unternehmen und lernten dabei auch einmal ohne Führer in fremder Gegend sich mit Karte und Kompaß zurechtfinden. Daß das nicht immer ganz einfach ist, sollten Ullo und Helmut merken, die sich eines Nachmittags regelrecht verliefen.

„Weiß der Kuckuck", meinte Ullo, „diese Fußwege hier in der Heide sehen alle genau gleich aus! Ich möchte wetten, daß wir hier schon mal längs gegangen sind."

„Kann schon sein", entgegnete Helmut. „Du hast gesagt, wir müßten uns nur immer links halten; na, da hab' ich dich führen lassen, und du hast dich immer links gehalten. Klar, daß wir dann schließlich in der Nähe des Ausgangspunktes landen müssen. Jetzt will ich mal mein Heil versuchen."

„Tu das! Dann bin ich wenigstens nicht allein das Karnickel. Hans wird schön schimpfen."

„Gut, ungefähr dort drüben ist vorhin die Sonne untergegangen; dann ist da Westen."

„Nein, Westen ist da." Ullo zeigte fast in die entgegengesetzte Richtung.

„Unsinn! Da ist Westen, und wir müssen ungefähr nach Südosten, also da längs."

Ein gutes Osterzeugnis.
Phot. E. Schlochauer, Berlin.

„Nach Südosten? Ich glaube, dir ist nicht ganz wohl. Nach Nordosten zu liegt der Schafstall."

„Na, denn geh du man da längs! Ich gehe hier einfach querfeldein. Wollen mal sehen, wer eher da ist."

„Quatsch nicht! Ich kann dich unmündiges Kind doch unmöglich allein in Nacht und Heide rennen lassen; da komme ich schon lieber mit, wenn es auch unbedingt verkehrt ist."

„Unmündiges Kind nennt dieser Säugling mich? Dabei bin ich ein Jahr älter und einen guten halben Kopf größer", sagte Helmut empört.

„Es kommt auf die geistige Größe an", erwiderte Ullo voll Würde. „Nur keinen Neid! Wanke lieber los auf dem von dir erkorenen Wege, der todsicher der falsche ist! Es dauert keine halbe Stunde mehr, dann ist es stockduster."

So ging es denn unter lustigen Anzapfungen los. Als es nun wirklich dunkel geworden war, fielen die Jungen alle Augenblicke längelang hin, denn der Boden war alles andere als eben. Es wurde unheimlich in der dunkeln, einsamen Heide. Mehr als einmal hielten die beiden einen harmlosen Wacholderbusch für einen lauernden Banditen, und jeder war froh, daß er nicht ganz allein durch die Gegend marschierte; denn nun fielen ihnen auch alle die unheimlichen Heidjergeschichten ein, die Hans vorgelesen hatte und in denen das furchtbare Heidegespenst im Nebel umging. Ja, auch neblig wurde es nun; man konnte überhaupt nichts mehr sehen, und der Marsch war ein fortwährendes Stolpern.

„Mann, o Mann, warum hast du Schafsnase auch keinen Kompaß mitgenommen!" grollte Helmut.

„Dasselbe könnte ich dich fragen, edler Lord, der du übrigens der Anstifter zu diesem niedlichen Spaziergang gewesen bist."

„Wenn das hier nicht so fürchterlich uneben wäre, würde ich vorschlagen, daß wir uns einfach zum Schlafen irgendwo hinpacken und die Sonne abwarten."

„Schlafen ist gut gesagt, ohne Pennbeutel in der Nebelkälte!"

Weiter ging es, die Jungen wußten schon lange nicht mehr, ob sie eigentlich noch die ursprüngliche Richtung hatten, und ihre Beine waren müde.

„Ich wünschte, es käme ein Wolf; das wäre wirklich einmal eine kleine Abwechslung."

„Danke bestens für solche Abwechslungen! Es ist übrigens, glaube ich, noch gar nicht einmal so sicher, daß es hier keine solchen Biester mehr gibt. Ich traue dieser Gegend alles zu."

Bums! Wieder lagen sie auf der Nase, diesmal beide zu gleicher Zeit.

„Mensch, das war ein Draht. Auch ein Pinscher-einfall, hier ausgerechnet in Fußhöhe einen Draht zu spannen!"

„Ja, was der hier soll, mögen die Götter wissen. Aber der Boden ist hier ganz eben, wahrscheinlich ist es ein Weg. Ich bin dafür, daß wir uns hier hinlegen, bis es hell wird."

Das taten sie denn auch. Sie legten sich eng zusammen, um nicht gar so sehr zu frieren, und nach einiger Zeit schliefen sie sogar ein.

Die Morgenkälte weckte Ullo zuerst. Er stand auf, sah sich höchst erstaunt um und weckte dann den Freund. „Helmut", rief er, „zieh die Beine ein! Gleich fährt ein Zug drüber weg."

Tatsächlich waren die beiden in der Nacht auf die Eisenbahnstrecke geraten und hatten sich da schlafen gelegt; Helmuts Füße lagen gemütlich auf den Schienen. Nun, es hätte wohl kaum ein Unglück geben können, denn ein herankommender Zug hätte sie sicherlich durch das Beben der Schienen aus dem Halbschlaf gerissen, aber ein unangenehmes Gefühl war es für die Jungen doch, als sie sich ihren Schlafplatz nun im Morgengrauen ansahen. Jetzt wurde ihnen auch klar, warum man da einen Draht gespannt hatte, über den sie gefallen waren.

Ein tüchtiger Dauerlauf machte dann die steif gewordenen Knochen wieder gelenkig und trieb die Kälte aus dem Blut. Von der nächsten Station aus war der Weg dann leicht zu finden. Sie trafen noch so zeitig am Schafstall ein, daß sie vom Morgenkaffee ihren Teil abbekamen, und der tat ihnen gut. Mit Hansens Schimpfen war es lange nicht so schlimm, wie sie gefürchtet hatten. Er lachte sogar, als sie ihre Erlebnisse berichteten.

In der Nacht darauf, es war die letzte, die sie im Schafstall verbrachten, bekamen sie den Besuch des Sensenmannes, der aber in diesem Fall mit einem erstaunlichen Appetit behaftet war. Die Geschichte war so: Albrecht und Karlheinz wurden zur Bahn geschickt, um die besten Verbindungen für die Heimfahrt zu erfragen, und inzwischen kochten die übrigen auf der Feuerstelle schon den Grießbrei, den sie am nächsten Morgen kalt verzehren wollten. Als die beiden „Gesandten" zurückkehrten, war das Essen gerade fertig, und Hans setzte es vom Feuer weg in eine Ecke. Die beiden aber erwarteten Unheil, dachten, es sei etwas darin, was man ihnen unversehens über den Kopf gießen wolle, oder dergleichen, denn Hans hatte den Pott so merkwürdig hastig fortgesetzt, als sollten sie es nicht bemerken.

Osterbrauch in Spanien. Gebleichte Palmzweige werden zum Weihen in die Kirche getragen und hierauf an den Balkonen der Häuser als Schutz gegen Blitzgefahr angebracht / Phot. Kester & Co.

Daß diese Hast nur deshalb nötig war, weil er sich an dem eisernen Topf nicht die Finger verbrennen wollte, wußten sie nicht. Sie beschlossen also, sich in den Besitz des Topfes zu bringen. Als alle um die Glut der Feuerstelle saßen und Karlheinz über die Züge Bericht erstattete, murmelte Albrecht irgend etwas Unverständliches, nahm unbemerkt den Pott aus der dunkeln Ecke und verschwand damit nach außen. „Komisch, das Zeug ist ganz dick!" Auf die Vermutung, daß das Essen sei, das Hans schon für den nächsten Tag gekocht habe, kam der Junge gar nicht. Er ließ die Geschichte draußen stehen und ging wieder hinein.

Bald darauf kroch alles ins Stroh. Man hatte aber noch so viel zu erzählen, daß die Meute noch munter war, als etwa gegen Mitternacht drei dröhnende Schläge gegen das breite Holztor geführt wurden.

„Wer ist da?" rief Hans.

Als Antwort tönte Schillers Chor der barmherzigen Brüder aus dem „Tell" in furchtbarem Baß:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen!"

Darauf folgte ein wirklich grauenhafter Schrei, daß man meinen konnte, draußen werde jemand umgebracht, und die meisten der Jungen zogen sich die Decke über die Ohren.

„Wer ist denn da?" wiederholte Hans.

„Ich bin der Tod", kam es in tiefstem Baß zurück. „Sind hier nicht vielleicht möblierte Zimmer zu vermieten?"

Hans lachte und legte sich wieder hin. Er kannte diesen „Tod" von Wandervogeltreffen her. Es war ein Gruppenführer, der mit Nachnamen Todt hieß, mit Spitznamen „Mors", und in Hamburg eine Jungengruppe hatte.

„Ja, lieber Mors, hier ist Hans Runge aus Schleswig mit seiner Warendorfer Gruppe aus Land Eien. Wenn du Bleibe suchst, komm nur 'rauf mit deinen Leuten! Platz ist reichlich, und die kleine Tür an der Rückseite ist offen."

„Mensch, Hans, du? Das ist ja großartig! Natürlich kommen wir."

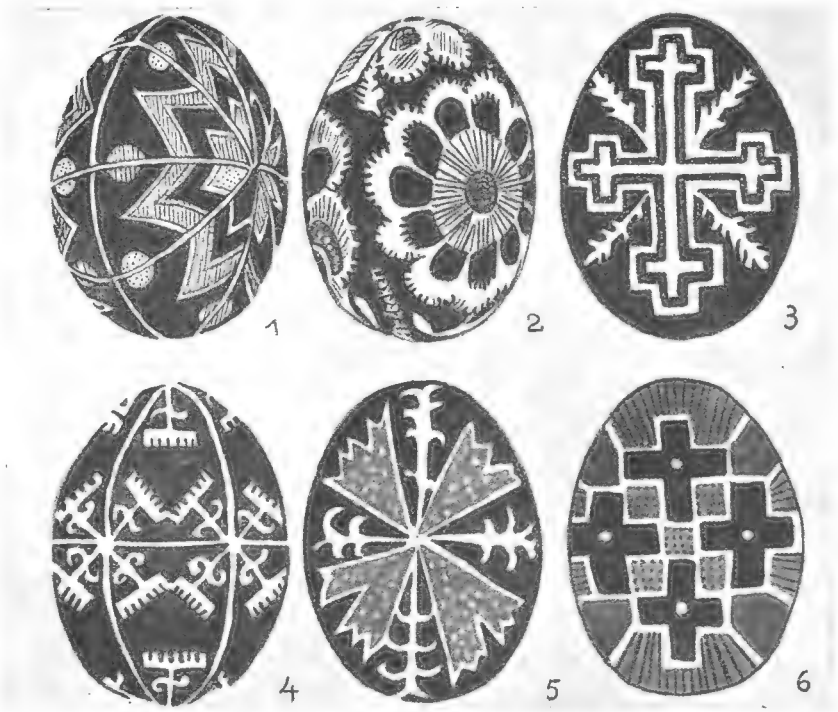
Das Gefolge des Todes bestand aus acht sehr lebendigen Scholaren, und so ging es denn in dieser Nacht noch sehr munter zu in dem alten Schafstall, in den Mors seinen Einzug gehalten hatte. War es doch das erstemal, daß Hansens Jungen auf Fahrt mit einer andern Gruppe so zusammenkamen, und das Stroh lockte dazu, sogleich in wilden Kämpfen die Kraftverhältnisse festzustellen.

Sehr erstaunt aber war Hans, als er am Morgen den Hordenpott nicht mehr in der Ecke fand, sondern erst nach langem Suchen vor dem Landheim draußen und noch dazu vollständig ausgelöffelt.

„Ja", sagte Mors, „das sind wir gewesen, noch bevor wir euch nach den möblierten Zimmern fragten. Wenn man da in Gottes freier Natur über einen Pott mit wunderschönem Grieß stolpert, muß man doch annehmen, daß er für notleidende Tippelbrüder, wie wir es sind, zur freien Benutzung hingestellt ist. Meine Jungen werden dir bestätigen, daß sie mit deiner Kochkunst zufrieden sind."

Wie aber der Topf von drinnen nach draußen gekommen war, das ist Hans immer ein Rätsel geblieben.

(Fortsetzung folgt)

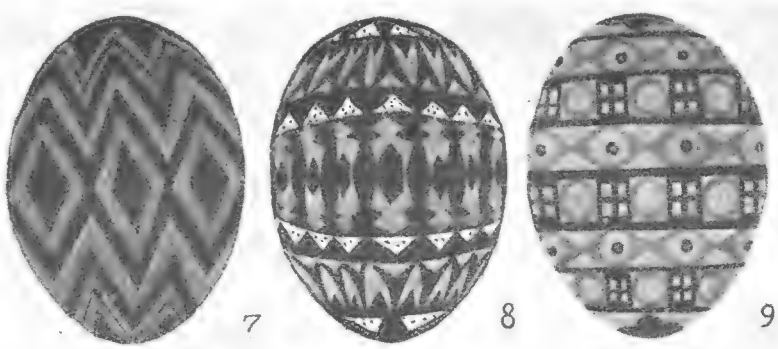


Der Schmuck der Ostereier

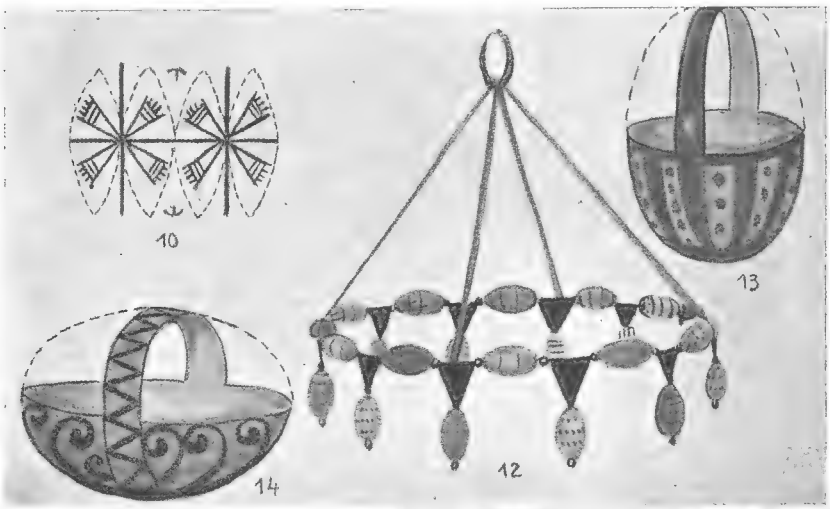
Von Benno Petersen

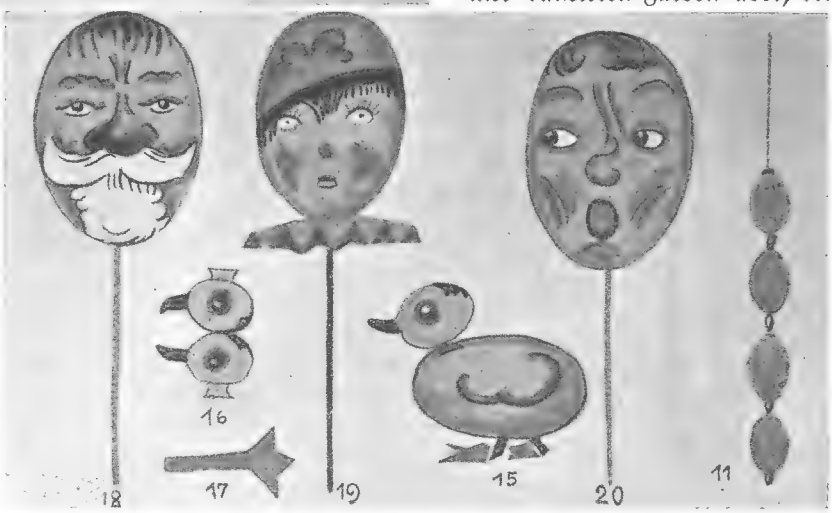
Das Ei ist schon in uralter Zeit das Sinnbild des Frühlings gewesen. In China beschenkte man sich zu Frühlingsfesten bereits im Jahre 2000 vor Christus mit buntgefärbten Eiern. Als Sinnbild der Auferstehung in der Natur spielte das Ei bei den alten Germanen eine hervorragende Rolle. Die Perser sowie die slawischen Völker haben sich noch bis auf heute die Sitte erhalten, Eier als Neujahrsgeschenke — das alte Jahr erreicht bei den Persern am 20. März sein Ende — zu verteilen. Auch die christliche Welt übernahm nach orientalischen Legenden das Eimotiv als Auferstehungssymbol für die Osterzeit. Vielleicht läßt sich diese Tatsache aus manchen mittelalterlichen Gemälden erklären, auf denen die Auferstehung Christi aus einem eiförmigen Grabe zu sehen ist.

Die Bemalung der Ostereier hat sich bei vielen Völkern zu einer hohen Kunstfertigkeit entwickelt. Die



ethnographische Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest besitzt wohl die größte Sammlung solcher bemalten Ostereier. Annähernd viertausend mit den mannigfaltigsten Farben und Formen verzierte Ostereier gewähren einen interessanten Einblick in die volkstümliche Ornamentik, die sich im allgemeinen den Schmuckmotiven auf andern hausgewerblichen Produkten — Stickereien, Webereien, Keramik und so weiter — anpaßt. Ungarn selbst ist dort am reichhaltigsten vertreten; wohl kaum ein anderes Land hat diese Eierbemalung so eifrig betrieben. Die in den Abbildungen 3 bis 6 wiedergegebenen Ornamente sind in Ungarn entstanden, die Originale befinden sich im Ungarischen Nationalmuseum. Das Ei mit dem Kreuzmotiv (Abb. 3) stammt aus der Gegend von Losoncz, das mit dem Rechenornament sowie das mit dem Nelkenmotiv sind madjarische Ostereier (Abb. 4 und 5). Abbildung 6 zeigt ein wahrscheinlich von Vorbildern der Holzschnitzerei entnommenes griechisches Kreuzornament des ruthenischen Volksstammes. Die ruthenischen Eier und die der Walachei sind in ihrer Farbenpracht die schönsten. Auch in Rußland gibt es Beispiele hervorragender Eierornamentik; das hier in Schwarz-Weiß dargestellte Ei der ersten Abbildung ist ein russisches.





Die Deutschen haben die Kunst des Eierverzierens nur in bescheidenem Maße ausgeübt. Vermutlich hat hier die fortgeschrittene Kultur, besonders die vielfach äußerst kitschige Konfitürenindustrie, die hübsche Sitte der Eierbemalung zum Untergang gebracht. Aus dem volkskundlich so wertvollen Spreewalde (Abb. 2, Original im Museum zu Schönberg i. M.) sind uns noch Proben dieser fröhlichen und naiven Volkskunst erhalten.

Die Schmucktechnik war meistens die des Schabens. Nachdem die Eier gefärbt waren, wurden sie mit einem ölhaltigen Pulver abgerieben und Ornamente mit einem spitzen Werkzeug geschabt. Auch das sehr einfache Verfahren des Umwickelns mit feingliedrigen Blättern — Petersilie, Farnen und so weiter — und des darauffolgenden Kochens in gefärbtem Wasser fand vielfach Anwendung.

Bei den slawischen Völkern ist das heute als Batiktechnik bekannte Verfahren am beliebtesten. Das durch Wärme flüssig gemachte Wachs wird mit einem feinen röhrenförmigen Stift auf die Eifläche gebracht. Mit dieser sogenannten Färbnadel — Federkiel, Röhrchen aus Stiefelbändern, in den Spalt eines kleinen Stöckchens gesteckt — werden zunächst alle Linien gezeichnet, die nachher weiß erscheinen sollen. War das Ei roh, dann wird es jetzt in roter Farbe gekocht. Die darauffolgende Zeichnung mit dem Wachsstift, die nach dem Trocknen der ersten Farbe vorgenommen wird, ergibt später die roten Linien. So geht das umständliche Verfahren zu immer dunkleren Farben über, bis das Ei, fertig geschmückt, vom Wachs befreit und zuletzt mit Fett oder einer Speckschwarte glänzend gemacht wird.

Die Eier der Abbildungen 7, 8 und 9 sind in heute vielfach üblicher einfacherer Arbeitsweise geschmückt. Zu den obenerwähnten Techniken gehören viel Geschick und Erfahrung, sie würden für unsere Leser wohl zu schwierig sein. Im folgenden soll nun erklärt werden, wie wir unsere Ostereier selbst schmücken können.

Als Vorarbeit müssen wir zunächst einige Entwürfe auf Zeichenpapier farbig ausführen, damit wir Ordnung und Gesetz, nach denen der ovale Körper geschmückt

werden soll, kennenlernen und nicht ein regelloses Getupf mit dem Pinsel hervorbringen. Aus Abbildung 10 ist ersichtlich, wie man die Abwicklung der zu bemalenden Fläche vornimmt. Mit diesem aus dünnem Papier geschnittenen Muster würden wir das Ei vollständig bekleben können. So können wir die guten Entwürfe also auch noch verwerten. Für diejenigen, die besser mit dem Buntstift als mit dem Pinsel umzugehen verstehen, sei noch erwähnt, daß es in den seit neuerer Zeit auf den Markt gebrachten Stabilostiften ein vorzügliches Werkzeug für farbige Schmuckausführungen gibt.

Wir haben nun, wie aus den Abbildungen zu erkennen ist, verschiedene Möglichkeiten, Linien, Punkte, Ringe und Flecke auf dem Eikörper geschmackvoll anzuordnen. Auch die ungarischen Eier können zu schönen Mustern anregen. Zunächst machen wir uns ein Gerüst, das heißt ein Liniennetz, das den Zusammenhang der Motive bilden soll. Die Fläche kann senkrecht oder waagrecht gegliedert werden. Im ersten Falle teilt man das Ei in zwei Felder, die beide mit demselben Muster ausgestattet werden, oder jede Seite wird verschieden geschmückt. Diese Einteilung ist bei figürlichen Motiven und bei lustigen Gesichtern erforderlich. Außer der waagrechten Gliederung durch Ringe in gleichem oder verschiedenem Abstand kann man auch senkrechte und waagrechte Linien zugleich anwenden. Hierdurch entstehen acht gleichschenklige Dreiecke oder acht Felder, die uns zur Ausschmückung zur Verfügung stehen.

Liegen nun eine Anzahl befriedigender Lösungen vor, so geht es an die Ausführung. Der Eierverbrauch in der Küche wird vor Ostern aufmerksam überwacht. Alle Schalen der im Haushalt zu Speisen verwendeten Eier, die sonst zerschlagen werden, müssen oben und unten mit einer Nadel durchstochen und ausgeblasen werden. Von diesen Schalen, die nicht zu dünn sein dürfen, legen wir uns einen ansehnlichen Vorrat zurück. Das Fett auf der Schale reibt man mit einem benzingetränkten Läppchen ab, da sonst die Farbe schlecht darauf haftet. Für die Bemalung der hohlen Eier brauchen wir ein Brett, durch das kräftige Nägel geschlagen sind; auf deren Spitzen werden die Schalen aufgespießt, denn wir dürfen ja die farbfeuchten Eier nicht berühren. Soll jedoch der Inhalt in dem Ei bleiben, so legen wir es auf ein Likörglas oder einen Eierbecher, machen zunächst die eine Hälfte, nach dem Trocknen der Farben die andere fertig. Mit einigen Bleistiftstrichen zeichnen wir das Liniennetz auf, das von allen Seiten einen gleichmäßigen Eindruck geben soll. Als Farbe ist die Temperafarbe am besten geeignet. Sie darf nicht zu dünn angerührt werden. Die Farben unseres Tuschkastens werden in den meisten Fällen zu wässerig sein und daher wolkig und ungleichmäßig erscheinen.

Es ist nun durchaus nicht erforderlich, das ganze Ei vollständig mit dicker Farbe zu bedecken. Der kalkige weiße Grund muß sogar an mehreren Stellen zu sehen sein. Will jemand eine Grundfarbe für das Ei haben, also eine rote, gelbe oder blaue Oberfläche bemalen, so benutze er dazu die leuchtenden Eierfarben, die man überall in Drogerien kaufen kann. Den Päckchen mit diesem Farbpulver ist eine genaue Gebrauchsanweisung beigegeben. Die tiefsatten Farben sind manchmal so schön, auch läßt sich mit ihnen ein so wunderbar leuchtender Farbton erzielen, daß es geradezu ein Fehler wäre, diese Wirkung durch kleinliche Muster aufzuheben. Wer will, kann auch einfarbige Eier verwenden.

Eine Reihe von hübsch bemalten Ostereiern ist fertiggestellt. An den hohlen Eiern stören nur noch die kleinen Löcher, die wir zum Ausblasen hineinstachen. Diese werden jetzt mit einem Glanzpapiersternchen überklebt.

Ihr fragt nun gewiß, was mit den einzelnen Stücken anzufangen ist. Als hohle Schalen haben sie keinen materiellen Wert und können nur als Schmuckgegenstand dienen. Je mehr Eier wir mit Hilfe von Freunden und Geschwistern verziert haben, umso wirkungsvoller wird die Dekoration sein, mit der wir zu Ostern unser Zimmer in ein festliches Gewand bringen können. Die Eier werden mit Hilfe einer langen Stopfnadel auf ein farbiges Wollbändchen gezogen, daß sie wie große Perlen an einer Schnur hängen (Abb. 11). Am Ende des Bändchens lassen sich kleine Perlen anbringen, die das Abrutschen der Eier verhindern sollen. Größere Perlen können als Zwischenglieder verwendet werden. Die kleinen Kappen, die die Löcher der Schalen verschließen, müssen während des Aufziehens auf das Wollbändchen gebracht werden. Nun hänge man einmal an der Lampe oder sonst im Zimmer eine derartige Eierkette auf und man wird überrascht sein von der prachtvollen dekorativen Wirkung. Auch als kleine Girlanden bilden diese Ketten eine willkommene Osterzierde. Mit einem Draht, Bändern und Buntpapier läßt sich auch eine Osterkrone (Abb. 12) anfertigen. Die farbigen Dreiecke sind aus einem Viereck von Glanzpapier entstanden. Diese Quadrate oder Rechtecke werden diagonal gefaltet, nach Befestigung des hängenden Eies und der Seidenbänder über den Drahtring gelegt und in der Spitze zusammengeklebt.

Die Körbchen (Abb. 13 und 14) macht man aus Eierschalen, die seitlich geöffnet sind. Mit der Laubsäge läßt sich der Bügel gut herausschneiden. Natürlich muß man mit dem zerbrechlichen Material sehr vorsichtig sein und nicht gleich mutlos werden, wenn einmal die Schale bricht, weil sie zu dünn war. Solche Körbchen wandern, mit kleinen Likköreierchen gefüllt, in die Puppenstube.

Aus einem lustig bemalten Ei fertigen wir uns ein Küken (Abb. 15). Das nach beigefügtem Muster geschnittene Buntpapier für den Kopf (Abb. 16) wird mit dem Klebestreifen auf die Schale geklebt. Die Füße sind aus kräftigerem Material; Karton in Stärke einer Postkarte wird gelb bemalt, richtig gekniffen und mit Klebemasse befestigt (Abb. 17).

Sehr lustig wirken die auf Kätzchenzweige oder farbige Wurstspeiler gespießten Eierköpfe (Abb. 18, 19 und 20), die zwischen dem Moos eines Schokoladeneier-

Der Osterhase reitet an / Phot. E. Schlochauer, Charlottenburg.

nestes untergebracht werden können. Auch in die Erde der Blumentöpfe lassen sich die Stäbe stecken. Mit einer bemalten Garnrolle als Fuß dienen sie als humoristische Tischkartenständer für den Osterschmaus.

Jetzt genug der Anregungen. Aus den vielen Beispielen wird jeder etwas herausfinden, was seinem Geschmack zusagt. Es muß nur ein wenig Liebe zu diesen Dingen vorhanden sein, dann kann ein selbstgeschmücktes Ei in unsern Augen ein viel wertvolleres Geschenk darstellen als die teuerste Atrappe aus dem Konfitürenladen.

DIE WÜNSCHELRUTE / VON OTTO TOMAS

Ostern wird in den meisten Haushaltungen mit einem Frühlingsgroßreinemachen eingeleitet. Ohne Rücksicht darauf, ob ihr Auftreten nicht gerade höchst ungelegen komme, erschien eine Scheuerfrau auch in Tonis Zimmer, und dem so grausam Gestörten wurde von seiner Mutter bedeutet, daß seine Anwesenheit ein lästiges Hindernis bilde und er einen längeren, bei dem schönen Wetter für die Gesundheit gewiß förderlichen Spaziergang zu unternehmen habe. Dies fand just in dem Augenblick statt, da es Toni schien, als ob seine endlosen Versuche, das in der Schule über Versbau, Daktylen, Trochäen, Anapäste und so weiter theoretisch Gelernte in der Praxis anzuwenden, endlich von Erfolg gekrönt würden. Zum erstenmal schienen seine Verse einen jambischen Klang zu haben, statt eindeutig zur Gattung der Knittelverse zu gehören.

Mißmutig begab sich Toni in den zum Hause seiner Eltern gehörigen Garten, musterte die Stecklinge, die künftige Gemüse und Blumen anzeigten, und wandte seine Aufmerksamkeit schließlich den Obststräuchern und Bäumen zu. Seinem kleinen Bruder, Quartaner Max, dem eifrigen Gärtner, bot sich kurz darauf ein haarsträubender Anblick: Toni schien, von vandalischer Zerstörungswut befallen, damit beschäftigt, mit seinem Taschenmesser einen Haselnußstrauch in seine Bestandteile zu zerlegen; mehr als ein halbes Dutzend abgeschnittener Zweige verunzierten bereits den Pfad. „Bist du verrückt?“ jammerte der junge Naturfreund. „Wenn du zu irgend einem Zwecke Gerten brauchst, könntest du sie doch wohl von einem keine eßbaren Früchte tragenden Gesträuch nehmen.“

Toni klappte sein Messer zu. „Ich gehe jetzt aufs Feld hinaus“, erklärte er kurz, „und du kannst mitkommen.“ Die Haselzweige aufraffend, verließ er den Garten und machte lange Schritte, die ihn bald aus dem Städtchen auf die Landstraße hinausführten. „Hör endlich auf!“ fuhr er den Bruder an, als dieser nicht davon abließ, den erlittenen Verlust an erhofften Haselnüssen zu betrauern. „Haselholz ist das wegen seiner Geschmeidigkeit für meinen Zweck geeignetste. Wie du siehst, habe ich lauter gegabelte Zweige genommen. Ich gedenke diese nämlich als Wünschelruten zu verwenden.“

„Als was? Als Wünschelruten? Du meinst doch nicht die Holzstücke, die von selbst tanzen sollen, wenn man über unterirdischem Wasser steht? Das ist doch Mumpitz!“ meinte Max verblüfft.

„Noch vor einem Menschenalter“, belehrte ihn Toni, der gerne seine Weisheit an den Mann brachte, „waren die Gelehrten deiner Meinung, und die Konversationslexika der neunziger Jahre bezeichnen die Wünschelrute als einen Überrest mittelalterlichen Aberglaubens unter der Landbevölkerung. Doch hat sich die Meinung darüber beträchtlich geändert, seitdem die Regierung selbst einen Quellensucher nach Deutsch-Südwestafrika entsandt hat; auch während des Weltkrieges gab es Rutengänger im deutschen Heer.“

„Aber wir leben doch nicht in der Wüste!“ versetzte Max. „Unsere Trinkwasserverhältnisse sind im Gegenteil ausgezeichnet. Nun, mir wäre es sehr recht, wenn du eine verborgene Quelle unter unserm Garten ausfindig machtest; ich könnte dann einen feinen Springbrunnen anlegen.“

„Heute will ich nur wissenschaftlich ergründen, ob mir die nötige Sensitivität zur Empfindung der rhabdomotorischen Wirkung eigen ist.“

„Rede doch deutsch!“ mahnte der Quartaner.

„Rhabdos, du Kleiner, heißt in griechischer Sprache der Zweig, die Rute. Es gehört nämlich eine besondere, seltene Naturveranlagung, die Sensitivität, dazu, damit die in der Hand gehaltene Rute ausschlägt.“

„Na ja, die hast du sicherlich“, versetzte Max nickend. „Du ärgerst dich so leicht über jede Kleinigkeit, daß du bestimmt nervös bist.“

Toni blieb wutentbrannt stehen. „Ich verbitte mir solche Beleidigungen! Allerdings bin ich nicht so dickfellig wie gewisse Leute, die sich nicht einmal aufregen, wenn ihr Schularbeitenheft ebensoviel Text in roter Tinte aufweist, wie der ursprüngliche Originaltext in schwarzer betragen hat.“ Dies war eine Anspielung auf Max' mathematische Leistungen. — „Hier werde ich meinen ersten Versuch anstellen“, verkündete Toni, auf einer kleinen, die Landstraße überkreuzenden Brücke anhaltend. „Siehst du, ich nehme die beiden Gabelenden fest in die Hände und halte das Zweigende waagrecht von mir ab. Da wir uns über fließendem Wasser befinden, muß die Rute nun von selbst ausschlagen.“

Feierlich stellte er sich hin, und tatsächlich bewegte sich die Rute im nächsten Augenblick beträchtlich; allerdings machte auch ihr Besitzer einen Luftsprung, denn, in seine Tätigkeit versunken, hatte er nicht auf einen in ungesetzlich schneller Fahrt nahenden Kraftwagen geachtet. Die Insassen, die sich wohl nicht ganz schuldlos fühlten, brüllten allerlei unverständliches Zeug beim Vorüberrasen.

„Ich glaube“, erklang Max' Stimme aus einer Wolke von Staub und lieblich duftenden Auspuffgasen

heraus, „daß sie schrien: ‚Die Straße ist zum Fahren da und nicht zum Spielen!‘“

„Rücksichtslose Kilometerfresser!“ grollte Toni, noch bleich vor Schreck. „Komm, wir wollen weiter! Ich muß erst meine Handmuskeln wieder erschlaffen lassen, damit ich nicht durch unwillkürliche Zuckungen die Rute in Bewegung setze. Du kannst mir übrigens die Zweige tragen. — Die älteste Erwähnung der Wünschelrute“, erklärte Toni dann wichtigtuerisch im Weitergehen, „ist vermutlich in der Bibel zu finden. Vielleicht war der Stab, mit dem Moses das Wasser aus dem Felsen schlug, nichts anderes als eine Wünschelrute.“

„Potztausend!“ entgegnete Max, der die Zweige auf die Schulter geladen hatte. „Übrigens mache ich dich darauf aufmerksam, daß wir in dieser Richtung weder Fluß noch Bach noch Rinnsal vor uns liegen haben.“

„Außer Wasser“, fuhr Toni fort, „sollen auch die im Boden liegenden Metalle diese Wirkung auf die Rute ausüben. Im Mittelalter verwandte man sie ausschließlich zum Erzsuchen, wobei viele abergläubische Gebräuche in Anwendung kamen. Noch der große deutsche Mineraloge Agricola hielt im sechzehnten Jahrhundert die Zaubersprüche, deren man sich beim Abschneiden der Äste bediente, für höchst bedeutsam.“

„Ich glaube kaum“, meinte Max zweifelnd, „daß in unserer bergwerklosen, lehmigen Gegend, wo man einzig das Brennen von Ziegeln ausübt, leicht eine Erzader zu finden sein wird.“

„Ich will auch meine Zeit nicht mit dem Aufsuchen einer solchen verlieren, aber ebenso wie nach dem Dreißigjährigen Kriege die Rute besonders benutzt wurde, um vergrabenen Schätzen nachzuforschen, so mag auch in unserer Zeit die Aussicht nicht gering sein, manchen mit Goldstücken gefüllten Topf im Erdboden zu finden.“

Hier schlug Toni einen von Hecken eingeengten Seitenpfad ein, der sie bald zu einer wüsten Stätte führte. „Es ist mir unbekannt, ob das Haus, das augenscheinlich einmal hier gestanden hat, abgebrannt ist oder wegen Baufälligkeit abgetragen wurde. Vielleicht läßt sich zwischen diesen unkrautüberwachsenen Grundmauern etwas auffinden.“

Max setzte sich pfeifend auf einen Steinhaufen und sah den Wanderungen des Bruders zu, der, seine Gabelenden umklammernd, die Gegend im Zickzack abschritt. Nach einiger Zeit nahm er einen andern Zweig, darauf einen dritten, schnitzelte an ihnen herum und lief unermüdlich weiter in der Sonne umher, bis der Schweiß ihm von der Stirn lief. „Heureka!“ rief er endlich triumphierend. „Endlich scheint sie sich bewegt zu haben.“ Er stolperte in den Schatten der Hecke, wo er sich niederließ, während Max nach seinen Anweisungen gehorsam den Schotterhaufen, über dem das Wunder sich ereignet haben sollte, mit den Füßen auseinander warf. Sehr eifrig war er nicht bei der Sache, doch sollte seine Tätigkeit belohnt werden, denn plötzlich sah er im Sonnenschein etwas metallisch erglänzen.

„Toni, Toni, wahrhaftig, da ist was!“ schrie Max aufgeregt und steckte beide Hände in das Geröll, um ihm den Gegenstand zu entreißen. Nachher ging er allerdings merkwürdig langsam auf seinen Bruder zu und streckte ihm wortlos den gefundenen Schatz entgegen — eine zerbeulte, schmierige leere Sardinenbüchse.

Schweigend stand Toni auf, verließ den Ort seiner Enttäuschung und wanderte wieder der Landstraße zu, der getreue Gefolgsmann immer hinterdrein.

„Vielleicht“, sagte Toni nach einer Weile düster, „fehlt mir doch die natürliche Begabung dazu.“

„Es ist auch eine gar zu ungünstige Gegend“, versuchte Max ihn aufzumuntern. „An Wasser ist Überfluß und an Erzen überhaupt nichts da. Gibt es übrigens eine vernünftige Erklärung für deinen Zauberstab?“

„Man vermutet, daß radioaktive Emanationen der betreffenden Bodensubstanzen die Ursache sind, doch von Jonen, Elektronenschwärmen und den verschiedenen Strahlungsarten hast du ja noch nichts gelernt. Außerdem sind sich die Gelehrten selber noch nicht einig darüber, und manche leugnen überhaupt noch immer die ganze Sache. Es ist eben bei der Angelegenheit noch mancherlei Phantastisches und Unerwiesenes mit im Spiele, so zum Beispiel der Umstand, daß in den Händen ganz besonders empfindlicher Personen die Rute auch beim Berühren anderer Menschen

Osterküken / Phot. Keystone, Berlin.

ausschlägt", erklärte der arme Rutengänger seufzend. „Na, dann versuche es doch mit mir!" ermunterte Max den Bruder heiter. „Oder, wenn ich dir als Versuchskaninchen nicht tauglich erscheine, nimm diesen reizenden Bengel im Alter der Unschuld dazu!"

Toni blickte auf. Sie gingen gerade an einem gegen die Straße zu durch einen Lattenzaun geschützten Bauernhof vorüber. Das einzige vor dem Gebäude sichtbare Lebewesen war ein etwa vierjähriger Junge, der seinen Daumen in den Tiefen seiner Mundhöhle versenkt hielt. Einen Augenblick zögerte Toni, dann übermannte ihn seine wissenschaftliche Neugierde; er betrat entschlossen den Hof und ging auf den Lutscher zu, der ihn mit verwunderten Blikken betrachtete, sich sonst aber in seiner beschaulichen Beschäftigung nicht stören ließ.

Toni blieb vor ihm stehen, nahm Max die Zweige ab, wählte mit Bedacht den ihm am tauglichsten erscheinenden und klemmte den Rest unter den Arm. „Mithin", begann er, „muß die Rute ausschlagen, wenn ..."

Jugend aus dem oberbayrischen Dorfe Oberammergau, in dem alle zehn Jahre berühmte Passionspiele stattfinden. Die Jungen, die bei den Volksszenen mitwirken, lassen sich lange zuvor schon die Haare lang wachsen, denn Perücken und Schminke kennt man bei den Aufführungen nicht / Phot. E. Delius.

Weiter kam er nicht. Der Daumen des Lutschers fuhr herunter und dafür entströmte seinem Munde ein gellendes Gekreisch: „Hihihu! Mutti! Böser Mann! Will mich schlagen! Schlagen mit Rute! Huhiha! Mit Rute!"

Eine kräftige, derbe Frau tauchte in der Haustür auf und eilte ihrem bedrohten Sprößling zu Hilfe. „Elende Stadtfratzen! Euch werd' ich's zeigen! Meinen Schorsch verhauen zu wollen!" Sie warf sich auf Toni und entriß ihm mit einem Ruck die Gerten.

Gerne hätte Toni sie über ihren Irrtum aufgeklärt; aber wie sagt doch Schiller so treffend?

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Und die rutenschwingende Frau war so von ihrem Wahne befangen, daß sie — um weiter „Die Glocke" zu zitieren — auf Toni einen ganz „hyänenhaften" Eindruck machte. Auch wird jeder General bestätigen, daß, um einer unheilvollen Wendung zu entrinnen, einem überlegenen Gegner gegenüber ein strategischer Rückzug nicht nur gestattet, sondern sogar geboten ist. Nun war durch den Lärm auch ein Hund herangelockt worden, und obwohl Toni ein großer Tierfreund war, hatte ein Blick genügt, um ihm die Überzeugung beizubringen, daß besagter Köter bei seiner Geburt ertränkt zu werden verdient hätte, da er ausschließlich aus übernatürlich großen fletschenden Zähnen zu bestehen schien.

Mit einer „Hundelänge" gewann Toni das Rennen zur Hofpforte, durch die er hindurchschoß, gleich einer Granate, die ihr Rohr verlassen hat. Dies hätte seine Waden wohl kaum gerettet, wenn nicht in demselben Augenblick ein Motorrad herangerattert wäre. Es stoppte schnell, um nicht Junge oder Hund zu überfahren, und wäre dabei fast zu Fall gekommen, was den Fahrer naturgemäß in die schlechteste Laune versetzte, der er denn auch kräftig Ausdruck gab. Glücklicherweise kehrte daraufhin der dumme Vierfüßler seine Aufmerksamkeit von dem bisher Verfolgten ab und dem Neuankömmling zu.

Als Toni lange genug gelaufen war, um sich ebenso erschöpft wie der berühmte Marathonläufer zu fühlen, ließ er sich der Länge nach am Wegesrande ins Gras fallen. Nachdem er endlich zu Atem gekommen war und etwa eine Viertelstunde verstrichen sein mochte, sah er zu seiner Verwunderung den gänzlich vergessenen Max gemächlich die Straße entlang kommen.

„Ich freue mich, dich zu sehen", begrüßte Max spöttisch den Bruder, „denn ich fürchtete schon, ich müßte den ganzen Heimweg allein machen; ich dachte, du wärest,

ohne stehen zu bleiben, nach Hause gerannt und hättest dich unter dein Bett verkrochen."

„Wo kommst du her?" erkundigte sich Toni matt. „Du warst ja wie in den Erdboden hinein versunken."

„Im Gegenteil, ich bin in die Wolken entflogen. Sobald der niedliche Junge seine harmonischen Töne auszustoßen begann, ahnte ich unerwartete Verwicklungen und eilte, den Schauplatz der kommenden Tragödie zu verlassen. Ich sah mir diese von dem nächsten jenseits der Straße stehenden Baum aus an. Von meinem luftigen Versteck aus staunte ich erstens über deine bewunderungswürdige Schnelligkeit, zweitens genoß ich das Wortgefecht zwischen dem Motorradfahrer einerseits und der Furie und dem Kläffer anderseits und freute mich, daß ersterer als Sieger aus dem Zungenkampf hervorging, auch daß er das Ungeheuer von Hund durch seine genagelten Lederschuhe in Schach hielt; drittens sah ich schließlich mit Trauer, wie die Frau deine Rute auf ihre praktische Brauchbarkeit als Reisigbesen hin prüfte und für minderwertig befand. Knicks, knacks, zerkleinerte sie die Zweige und warf sie zu ihrem Brennholzvorrat. Das war das schmähliche Ende deiner Wünschelruten."

„Hoffentlich ist die Scheuerfrau endlich aus meiner Stube heraus", sagte Toni ergeben, ohne auf die ihm gegebene Schilderung noch weiter einzugehen.

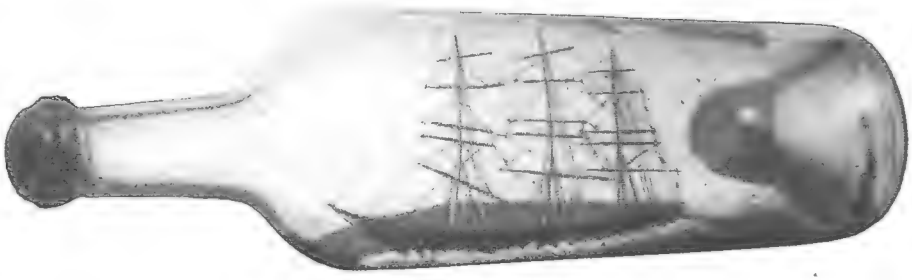
„Tröste dich mit einem schönen Gedicht! Das liegt dir besser", stimmte Max zu. „Etwa so:

Mit einer Wünschelrute
Zog ich mit hehrem Mute ...

Brauchst du sonst noch Reime auf Rute? Ich schenke dir ein paar ganz umsonst: den Nordseekahn Schute, die Tropenfaser Jute, die Nibelungen-Königinmutter Ute, die Gute, mit einem schönen Hute. — Aber diese Elegie mußt du mir dann hinterher auch vorlesen."

Wie kommt das Kamel durchs Nadelöhr?

Jeder von uns hat wohl schon einmal irgendwo solche Flaschen wie unsere beiden abgebildeten gesehen und die verschiedensten Vermutungen ausgesprochen, wie der Dreimaster oder andere Gegenstände durch den dünnen Flaschenhals gekommen sein könnten. Doch schließlich glaubt ja heute keiner mehr an Hokuspokus, und so nimmt man eben an, der Boden sei herausgeschlagen und nachträglich wieder eingekittet worden.



Der in die Flasche gezauberte Dreimaster / Phot. C. Delius.

Daß der Dreimaster und sogar die Eier wirklich durch den Hals in die Flasche gekommen sind, wird viele verwundern. Das Schiff wird zu diesem Zweck vorher präpariert, so daß alles zusammenklappbar ist und durch den Flaschenhals rutscht. Dann klappt der Künstler sein Werk in der Flasche mittels kleiner Strippchen wieder auseinander. Mit einem Messer, etwas Klebstoff und Farbe werden die verräterischen Spuren verwischt, und das Ganze veranlaßt die Menschen, sich ihre Köpfe zu zerbrechen. Es gehören aber auch unbedingt eine fabelhafte Geschicklichkeit und riesenhafte Geduld zu diesen Arbeiten.

Die Eier in die Flasche zu bekommen, ist weit leichter, als man denkt. Es handelt sich dabei einfach um einen physikalischen Vorgang. Man braucht die Eier nämlich nur ein paar Stunden in Essigwasser zu legen; siehe da, die Schale erweicht und die Eier werden länglich, so daß sie sich gut durch den Hals in das Innere der Flasche führen lassen. Dann läßt man die Flasche eine Zeitlang offen, wodurch die Essigsäure verdunstet und die Eier wieder ihre frühere Form und Härte annehmen.

Religiöse Darstellungen auf Briefmarken / *Von Werner Voß*

Religion und Briefmarken haben eigentlich wenig miteinander zu tun, wenn man davon absieht, daß alle religiösen Gesellschaften gebrauchte Briefmarken sammeln lassen, die sogenannten Missionsmarken, um aus ihrem Erlös die Kosten für die Weiterverbreitung des Evangeliums mit zu bestreiten. Man sollte deshalb annehmen, daß religiöse Darstellungen auf Briefmarken nur selten vorkommen. Dem ist aber nicht so. Allerdings sind es vorwiegend katholische Länder, die solche Briefmarken in größerer Anzahl haben; an ihrer Spitze steht Italien.

Der Mittelpunkt aller christlichen Religionen ist der

Die Eier in der Flasche / Phot. C. Delius.

Abb. 1. Italien 1923: Dreihundertjahrfeier der Gesellschaft Propaganda Fide.

Sohn Gottes, dessen Auferstehung wir mit dem Osterfest feiern. Auch ihn finden wir auf Marken. Hier wären die großformatigen Wohltätigkeitsmarken von Italien (Abb. 1) zu nennen, die 1923 aus Anlaß der Dreihundertjahrfeier der Gesellschaft „Propaganda Fide (Glaubensverbreitung)" herausgegeben wurden. Auf ihnen erscheint Jesus als Prediger für alle Menschen, für arm und reich, ohne Unterschied der Rassen. Diese Ausgabe ist bisher die einzige geblieben, auf der er als Mann dargestellt ist. Dagegen erscheint er als Kind in Verbindung mit seiner Mutter verschiedentlich (Abb. 3). Die Mutter Gottes gilt hier als Schützerin des Landes. So lesen wir auf den ungarischen Marken „Patrona Hungariae", auf den bayrischen „Patrona Bavariae". Auf den liechtensteinischen Madonnenmarken kommt dies schon dadurch deutlich zum Ausdruck, daß die Madonna hier in einer lichten Wolke über dem schmalen Land zwischen deutschem Rhein und Rätischen Alpen erscheint. Auf den Saargebietsmarken zu 45 Centimes und 10 Francs dagegen erscheint die Holzschnitzerei aus der Schloßkirche in Blieskastel, die Maria mit dem gekreuzigten Heiland im Arm darstellt.

Merkwürdigerweise ist bis 1922 kein Papst auf Briefmarken abgebildet, obgleich doch der Kirchenstaat von 1851 bis 1870 eigene Marken herausgegeben hat. Aber auf diesen findet sich immer nur das päpstliche Wappen (die Tiara und die gekreuzten Schlüssel), das übrigens 1929, als der Kirchenstaat unter dem Namen „Vatikanische Stadt" neu erschien, wieder benutzt wurde.

Die schon erwähnte Ausgabe der Propaganda-Fide-Gesellschaft (Abb. 1) brachte in ihrer linken oberen Ecke das erste Bild eines Papstes, und zwar Gregors XV., der diese Gesellschaft im Jahre 1622 gründete. 1925 feierte die katholische Kirche das Heilige Jahr. Auf den hierzu erschienenen Briefmarken ist einmal Papst Pius XI. dargestellt, wie er durch drei Hammerschläge gegen die heilige Pforte der Peterskirche das Heilige Jahr eröffnet, und auf einer andern Marke ebenfalls Papst Pius XI., wie er an der Spitze der Kardinäle feierlich in den Petersdom einzieht. Diesen verhältnismäßig kleinen Darstellungen folgte 1928 ein Bild auf spanischen Marken (Abb. 2), das den Papst gemeinsam mit dem spanischen König Alfons XIII. zeigt. Diese Briefmarken wurden mit einem Aufschlag auf den Nennwert verkauft zugunsten der Katakombenforschung in Rom. Bekanntlich sind diese unterirdischen Begräbnis- und Zufluchtstätten der ersten Christen bisher noch so wenig erforscht, daß nicht wenige Besucher wohl hinein, nicht aber wieder heraus fanden. Daß aber die Briefmarkensammler ausgerechnet durch Spanien genötigt wurden, die Mittel zur weiteren Erforschung der römischen Katakomben beizusteuern, ist weniger verständlich, wenn man dabei nicht in Betracht zieht, daß die spanische Post ja selber einen großen Anteil am Erlös für sich buchen kann. Das zuletzt erschienene Bild des Papstes Pius XI. auf Marken ist das auf denen der Vatikanischen Stadt (Abb. 2).

Abb. 2. Oben: Spanien 1928, Katakombenausgabe (Papst Pius XI. und Alfons XIII. von Spanien). Unten: Kirchenstaat 1929 (Papst Pius XI.).

Zahlreicher als die Bilder von Päpsten sind auf den Briefmarken die von Heiligen. Da sind zunächst wieder die Propaganda-Fide-Marken mit aufzuführen. Im Medaillon rechts oben befindet sich jeweils das Bild eines Heiligen. Auf der abgebildeten 30 Centesimi ist es der Heilige Dominikus, auf den andern Marken sind es die Heilige Theresia, der Heilige Franz von Assisi und der Heilige Franciscus

Abb. 3. Madonnenbilder auf Briefmarken: Liechtenstein 1920, Ungarn 1924, Bayern 1920, Saargebiet 1925 (Madonna von Blieskastel).

Abb. 4. Schweiz 1923: Heiliger Fridolin auf dem Wappen von Glarus.

Xaverius. Eine außerordentlich interessante Ausgabe ist die zu Ehren des Heiligen Antonius von Padua, Portugal 1895. Auf der Rückseite tragen diese Marken als Aufdruck ein lateinisches Gebet. Als sie ausgegeben wurden, wollte sie niemand kaufen; heute ist der Satz nur noch sehr schwer zu beschaffen und viel gesucht. Dem Heiligen Franz von Assisi widmete Italien 1926 eine ganze Reihe von Marken aus Anlaß der siebenhundertjährigen Wiederkehr seines Todestags (Abb. 6). Er ist bekanntlich der Begründer des Franziskanerordens. Der Heilige Franz und der Heilige Benedikt lehrten, haben wir schon erfahren, daß sie auf Marken abgebildet sind. So wie der Sammler herangezogen wurde, für die Ausgrabung der Katakomben sein Scherflein zu spenden, so geschieht es auch in Belgien, wo man das Kloster Orval an der französischen Grenze wieder aufbaut und die Sammler in ungebührlich großem Maße geldlich dazu heranzieht. Eine interessante Kirchenansicht bietet die Kathedrale von Sofia auf einer bulgarischen Marke von 1926 (Abb. 5). Die Kirche wurde durch ein Bombenattentat zum Einsturz gebracht, wobei zweihundert Personen ums Leben kamen. Das Bild der Marke zeigt die umgefallene Seite. Aus politischen Gründen — die kommunistische Partei beschwerte sich — wurde die Marke nach wenigen Tagen von den Schaltern wieder zurückgezogen. Das sind noch nicht alle Kirchen und Klöster, die auf Marken abgebildet sind; es werden ihrer noch mehr, je mehr Staaten dazu übergehen, Landschaften und Bauwerke auf ihren Marken zu zeigen.

Abb. 5. Bulgarien 1926: Kathedrale St. Nedolia in Sofia.

Abb. 6. Italien 1926. Gedenkmarken zur siebenhundertjährigen Wiederkehr des Todestages von Franz von Assisi. 20 C. Erscheinung, 30 C. Bildnis des Heiligen, 40 C. Kloster St. Damiano, 60 C. Kloster und Kirche in Assisi, 1.25 Lire Tod des Heiligen.

Heilige Benedikt von Nursia, der das Kloster Monte Cassino begründete, wo der Benediktinerorden entstand, ist auf den Marken Italiens von 1929 zu sehen. Man feierte damit das vierzehnhundertjährige Bestehen des Klosters Monte Cassino. Malta bescherte uns das Bild des Heiligen Publius, der der erste Bischof von Malta war, und das des Apostels Paulus. Paulus erlitt bei Malta Schiffbruch und wurde gerettet. Ihn verehrt man als Schutzpatron der Insel. Damit ist die Reihe der Heiligenmarken aber keineswegs erschöpft. Eine Schweizer Marke bringt den Heiligen Fridolin auf dem Wappen von Glarus (Abb. 4), eine San-Marino-Marke den Heiligen Marinus und eine portugiesische den Heiligen Raphael.

Noch zahlreicher als die Darstellungen der Päpste und Heiligen sind die von religiösen Kultstätten. Wieder steht Italien an der Spitze. Auf den Marken des Heiligen Jahres (Abb. 7) sind die großen Kirchen Roms abgebildet. Von den Klöstern, in denen der

So wie frühere Aufsätze des „Guten Kameraden"

Abb. 7. Italien. Marken für das Heilige Jahr 1925, ausgegeben am 24. XII. 1924. 20 C. St. Peter in Rom, 30 C. St. Paul, 50 C. St. Johannes, 60 C. St. Maria.

gezeigt haben, daß man Marken nach ihren Bilddarstellungen zu Sondersammlungen zusammenfassen kann — so zum Beispiel „Sport im Spiegel der Briefmarke", „Die Briefmarke, ein Spiegel der Kunstgeschichte", „Briefmarke und Landkarte", „Briefmarken-Zoo" und andere — so soll auch diese Plauderei dazu anregen, „Religion und Marke" als Leitgedanken für eine Sondersammlung zu wählen.

„Eierhut" / *Ein Knabenspiel*

Mit Ostereiern hat das englische Knabenspiel „egghat" (= „Eierhut" oder „Ei im Hut") allerdings nichts zu tun; denn was in seinem Verlauf in die Hüte oder Mützen der Teilnehmer gelegt wird, sind — harte Steine und nicht harte Eier. Trotzdem wird „egghat" gern gespielt, und darum wollen wir seine Regeln hier wiedergeben, so wie sie in Klöppers' „Englischem Reallexikon" beschrieben sind.

Am Fuße einer Mauer legen die Teilnehmer ihre Mützen so nieder, daß diese in einer Reihe ganz dicht nebeneinander zu liegen kommen. In einer Entfernung von ungefähr 5 Meter zieht man dann eine Querlinie, auf der sich die Spieler aufstellen. Der zum Anfänger Auserwählte wirft nun einen Ball nach den Mützen, muß aber vermeiden, daß er in die eigene, statt in eine fremde fällt. Es kommt bei ungeschickten Spielern natürlich auch vor, daß sie überhaupt keine Mütze treffen. Dann legt man ihnen entweder bei jedem oder erst beim dritten Fehlwurf zur Strafe einen Stein oder ein „Ei" in die eigene Mütze. Trotzdem müssen sie unermüdlich weiterwerfen, bis der Ball glücklich in einer Kopfbedeckung gelandet ist. Sobald aber ein Ball richtig in eine fremde Mütze fiel, läuft ihr Besitzer schleunigst hin, hebt den Ball auf, wendet sich und wirft ihn nach irgend einem der Mitspieler, die aber inzwischen schon möglichst weit fortgerannt sind, um ihm das Treffen zu erschweren. Gelingt es dem Verfolger doch, mit seinem Ball einen der Fliehenden zu erreichen, so wird in die Mütze des Getroffenen als eines Besiegten ein Strafstein oder ein „Ei" getan. Ihm selbst aber kommt es nun zu, von der bewußten Linie aus nach einer Mütze zu werfen.

So spielt man weiter, bis nach und nach alle Mitspieler drei „Eier" in ihre Mütze bekommen haben. Sobald dies bei einem Teilnehmer der Fall ist, nimmt er seine Mütze auf und scheidet aus dem Spiele aus; er ist „out". Mit dem Austritt des vorletzten Teilnehmers ist natürlich der letzte zum glücklichen Sieger geworden.

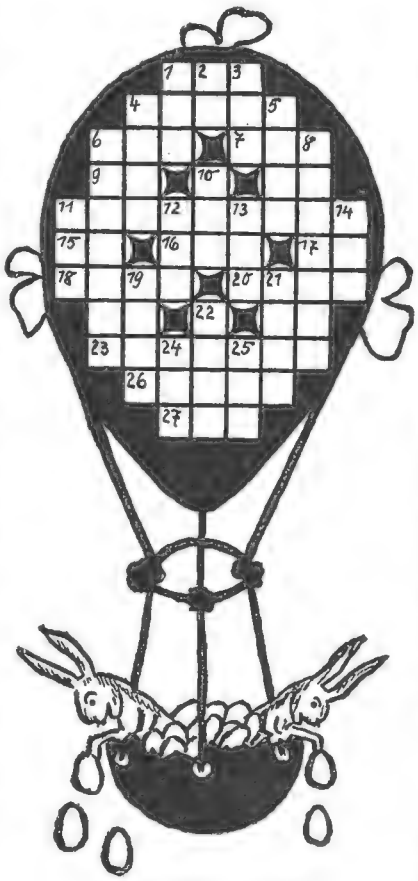
Ein Stoiker

Der Marquis von H. war in einem Treffen am Fuß durch einen Schuß verwundet worden. Die Wundärzte hielten es beim Verbinden für nötig, viel zu schneiden. Eine halbe Stunde sah der Marquis der schmerzhaften Operation ruhig zu, endlich fragte er denn doch, was sie eigentlich bei ihm wollten.

„Wir suchen die Kugel", war die Antwort der Ärzte.

„Die Kugel!" rief der Verwundete. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Die hab' ich in der Tasche."

*



Ostereier-Kreuzworträtsel

Ostereier-Kreuzworträtsel

Die Bedeutung der zu erratenden Wörter ist folgende:

In den waagrechten Reihen: 1. Person aus „Peer Gynt", 4. siehe unten! 6. Jakobs Frau, 7. Berliner Spitzname, 9. persönliches Fürwort, 11. siehe unten! 15. wie 9., 16. südamerikanischer Name für Fluß, 17. Abkürzung für Aktiengesellschaft, 18. europäische Hauptstadt, 20. Pflanzenart, 23. Tal der Hohen Tauern, 26. starke Stricke, 27. deutscher Höhenzug; in den senkrechten Reihen: 1. Papageienart, 2. Umstandswort, 3. Bund zweier Menschen, 4. feierliche Veranstaltung, 5. nordische Gedichtsammlung, 6. deutscher Dichter, 8. Alpental, 10. Schweizer Kanton, 11. nordische Münze, 12. Nebenfluß des Arno, 13. Eingang, 14. deutscher Dramatiker, 19. etwas Zerbrechliches, 21. Gesangsart, 22. individuelle Gedankenwiedergabe, 24. Gewässer, 25. deutscher Höhenzug.

Die waagrechten Reihen 4 und 11 nennen einen Wunsch der Schriftleitung.

Silbenversteckrätsel

Radieschen, Glockenblume, Erkennen, Bläue, Intendant, Leonidas, Oboe, Sterntaler, Heine, Linde, Halle, Blende, Asien, Verden, Runde, Flandern, Anden.

In jedem dieser Wörter ist eine Silbe enthalten, die zu suchen ist. Aneinandergereiht, ergeben diese Silben den Anfang eines Gedichtes von Adolf Böttger.

Auflösung des Verwandlungsrätsels von Seite 496:

P	A	D	U	A
S	P	E	E	R
R	O	M	A	N
K	R	O	N	E
M	E	K	K	A
T	U	R	I	N
M	A	I	N	Z
P	E	T	E	R

Großvater als Osterhase.

Nach einer Zeichnung von Erwin Rechenberg.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Der letzte Tag im Schafstall schien der Gruppe doppelt schön, denn mit den fremden Jungen verstand sie sich ganz großartig, wenn die Hamburger sie auch mit ihrer angeblichen mecklenburgischen Aussprache hänselten. „Dat Pierd hett denn Stiert verkiert" und „Schall't vandag noch Rägen gäwen?" So und ähnlich foppten die Hamburger sie, aber sie blieben nichts schuldig, und als Karlheinz meinte: „Da muß ich also als Mecklenburger nach Hannover ziehen, um von Hamburgern Mecklenburger Platt zu lernen, denn was ihr da sagt, hab' ich zu Hause nie gehört", da hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Wirklich fein war dieser gemeinsam verlebte Tag. Manche aufrichtige und tiefe Freundschaft wurde in den wenigen Stunden geschlossen, und vor allem Pauper war der erklärte Liebling der Hamburger Jungen.

„Mit dem möchte ich im Ernst nichts zu tun haben", meinte Mors, als er die Geschichte mit den Zigeunern gehört hatte. „Es ist überhaupt nicht leicht, die angeborene Angst vor großen Tieren zu überwinden." Dann erzählte er eine Geschichte, die das zeigte. „Ihr müßt nämlich wissen, daß meine Jungen und ich alle Turner sind. Wir gehören zu einem Verein, in dem wir ordentlich etwas lernen, und je weiter man kommt, umso mehr Freude hat man selbst am Turnen. Nun war es im vorigen Winter mal, da verspätete sich unser Turnlehrer, und so ging ich in die Wohnung des Schuldieners, um den Schlüssel für die Halle zu holen. Ich war noch nicht dagewesen und wußte nur, daß der Schuldiener einen großen, scharfen deutschen Schäferhund, so ein Tier wie euern Pauper, hatte. Da werdet ihr es vielleicht begreifen, daß ich keinen kleinen Schrecken bekam, als ich beim Öffnen der Tür auf dem dunkeln Gang ein böses Knurren hörte. Ich kann euch sagen, daß ich mit einem ordentlichen Satz zurücksprang. Ich sprach dann in beruhigendem Ton ins Dunkle hinein und versuchte es nach einer Weile wieder. Aber kaum hatte ich die Tür, die inzwischen zugefallen war, abermals geöffnet und wollte weitergehen, als wieder das Knurren kam, diesmal hinter mir. Wie der Blitz fegte ich zurück. So wiederholte sich das eine Viertelstunde lang. Unverrichteter Dinge mochte ich auch nicht umkehren, denn wer erzählt gerne, daß er Angst hat? Die Jungen draußen wunderten sich sehr, daß ich gar nicht kam, und schließlich stellte sich auch der Germanenbefreier Armin, den ihr hier seht, bei mir ein. Ihm ging es genau so wie mir. Auch er hatte keine Neigung, im Dunkeln mit einem Wachhund anzubinden, nachdem auch ihm das Knurren eine Gänsehaut über den Buckel gejagt hatte. Dann kam der Turnlehrer und wollte sich schieflachen, als er uns da auf dem dunklen Gang fand und wir ihm alles erzählten. ‚Das ist ja gar nicht der Hund, der da knurrt', sagte er unter Prusten, ‚das ist bloß der auto-

Sonnabend für Sonnabend zog nun der ganze Trupp mit all den Neulingen zum Landheim hinaus, und dann wurde tüchtig gearbeitet.

matische Türschließer, der solch komischen Laut von sich gibt.' Da hatte ich mich also andauernd von einem Türschließer ins Bockshorn jagen lassen."

Auch die Jungen lachten nun über Mors und seine Geschichte.

Schwer fiel am Nachmittag den Jungen beider Gruppen der Abschied, und alle freuten sich mächtig, als die Führer ihnen erzählten, daß sie für Pfingsten ein gemeinsames Zeltlager vereinbart hätten, zu dem dann auch Hans Runges alter Führer mit seiner Schleswiger Gruppe kommen wollte. Heia, hoho, das sollte aber fein werden!

Auch die sechs Stunden im Bummelzug wurden den Jungen nicht lang. Sie waren schon wieder dabei, Hans zu bestürmen, damit er ihnen verriete, wohin es in den Weihnachtsferien ginge, und als er sich darüber noch in Schweigen hüllte, brachten sie selbst hunderterlei Pläne und Vorschläge, und jeder hielt natürlich seinen Einfall für den besten.

„Warendorf!" riefen die Bahnbeamten. Die Jungen waren zu Hause. Die Schulmappe mußte wieder hervorgeholt werden, und der Rucksack wanderte in den Schrank, allerdings nur bis zum nächsten Sonnabendabend.

Für Albrecht aber war die Herbstfahrt damit noch nicht zu Ende. Er war der Chronist der Gruppe und hatte über alles seine Berichte in die ehrwürdige dicke Chronik einzutragen, was er auch gewissenhaft und mit Lust und Liebe erledigte. Schon jetzt, sieben Monate nach ihrer Gründung, hatte ja die Gruppe so viel des Schönen, Interessanten und Lehrreichen erlebt, daß es ordentlich Spaß machte, zurückzublättern und alles nachzulesen. Auch das Fahrtenalbum mit den Aufnahmen war schon stattlich gefüllt und zeigte den Eltern der Jungen im Bilde, wie die Schar auf Fahrt lebte.

Jetzt begann eine Zeit eifrigen Strebens für die Schule, denn Hans wollte ja Ostern seine Reifeprüfung ablegen, Karlheinz seine Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestehen und die andern für die Versetzung einen möglichst guten Klassenplatz erobern. Deshalb kamen aber Fahrten und Nestabende nicht zu kurz, denn die Jungen ließen sich dadurch nicht etwa vom Arbeiten ablenken, sondern schöpften aus diesen Stunden immer wieder Kraft und Freude zum Büffeln. Es war nicht zu leugnen, daß sie alle, seit sie in Hans Runges Gruppe waren, auch an innerer Reife gewaltig gewonnen hatten. Auch die Lehrer merkten das und standen daher der ganzen Bewegung wohlwollend gegenüber, ebenso die Eltern, die auch gerne von Zeit zu Zeit mit Geld aushalfen, wenn die Schar Hordengut anschaffen mußte oder wenn es galt, Detlev, Günter und Karlheinz die Teilnahme an Fahrten möglich zu machen. Die Jungen wiederum wußten den Eltern Dank für ihre Hilfe.

So beschloß Hans, im November einen Vortragsabend zu veranstalten, zu dem alle Eltern und die Freunde der Gruppe neben den Lehrern und übrigen Schülern des Gymnasiums eingeladen wurden, damit ihnen einmal ein Bild vom Wollen und Wesen der deutschen Wandervogelbewegung gegeben würde. Mit wahrem Eifer waren die Sieben bei der Sache, denn mit Begeisterung hatten sie Hansens Plan aufgenommen. Ihre ganze freie Zeit setzten sie daran, und als dann der große Tag kam, da hätte es gewiß nicht an den Jungen gelegen, wenn das Unternehmen schief gegangen wäre. Es ging aber nicht schief, im Gegenteil, es wurde ein voller Erfolg. Freundlicherweise hatte der Direktor auf Hans Runges Bitte die Aula für den Abend zur Verfügung gestellt, und die hektographierten Einladungszettel hatten so gut gewirkt, daß pünktlich um acht Uhr der große Saal bis auf den letzten Platz besetzt war. Alle Lehrer mit ihren Angehörigen waren da, die übrigen Schüler, die seit langem Lust hatten, auch Wandervögel zu werden, hatten ihre Eltern mitgebracht, und nicht einmal die Oberprimaner fehlten, die der Sache doch gewiß nicht wohlwollend gegenüber standen. Allerdings kamen sie in der Erwartung eines Mißerfolges, denn sie hielten es für unmöglich, daß „so 'n paar Tertianer" einen Vortragsabend bieten könnten, und sie hätten Hans einen Mißerfolg gegönnt. Es sollte aber anders kommen.

Freundschaft, Treue, Heldentum, das waren die Begriffe, die Hans diesem Abend zugrunde legte, und die Liebe zu Heimat, Volk und Vaterland klang durch alles als die tragende Melodie. Zu Beginn scharten sich die Sieben, alle in ihrer schmucken Fahrtenkleidung, vorne um das Pult und sangen zu Hansens Fiedel und Helmuts Klampfe ein Lied.

„Seht an, die Fahne weht!
Wohl dem, der zu ihr steht!
Die Trommeln schallen weit und breit,
Frischauf, frischauf, zum Streit!"

klang es durch den Raum. Dann sprach Hans ein paar Sätze zur Begrüßung, die knapp und klar sagten, was der Abend bringen solle. Ullo und Albrecht trugen Balladen vor, noch ein Lied, und dann kam der Hauptteil, der Vortrag, in dem Lichtbilder aus dem Fahrten- und Gruppenleben der Sieben gezeigt wurden. Hei, wie blitzten da die Augen der Jungen im Zuhörerraum, als sie von den weiten Fahrten und ihren Abenteuern hörten, als die Bilder aus Österreich und Ungarn an ihren Augen vorüberzogen! Wie lachten sie, als Hans von den heiteren Erlebnissen sprach! Wie wurden sie ernst, wenn er von ernsteren Dingen sprach! Alles, alles erlebten sie im Geiste mit. Auch die Erwachsenen wurden mit in den Bann des Vortrags gezogen: eine neue Form des Lebens und Empfindens tat sich vor ihnen auf, und sie erkannten, daß es eine schöne und reiche Welt sei, die Welt des Wandervogels. Auch die sechs Jungen selbst hingen an dem Munde ihres jungen Führers, und es schien ihnen, als hätten sie bis dahin nur das äußere Geschehen mitgemacht, und nun erst sahen ihre Augen den Sinn des Ganzen, den Gehalt der Form. Was Hans da sprach, das war kein trockener

Bericht, das war ein Bekenntnis, durchglüht von Begeisterung und getragen von Würde. Er sprach weiter, auch als keine Lichtbilder mehr folgten, sprach von dem Erlebnis der Freundschaft und tatfroher Volksverbundenheit, das ihm im Wandervogel geworden war. Die Schönheit der nächtlichen Wache am Lagerfeuer, die Freude am geistbeherrschten Leibe, die Weihe der Sonnenwende und über allem die Liebe zum Vaterlande, der Wille zur Arbeit an sich selbst, all das fand Ausdruck in seinen Worten, und als er endete, da schwieg alles im Raum, alle waren sie gepackt von dieser neuen Jugend, die im Wandervogel neue Wege ging zu alten Hochzielen, und keinem stand der Sinn nach lautem Beifallklatschen.

Wieder nahm Hans die Fiedel, und hell klang es durch den Saal: „Wir traben in die Weite, das Fähnlein weht im Wind."

Danach trat der Direktor ans Pult. „Ich stehe nicht auf dem Programm dieses Abends, und ich weiß gar nicht einmal, ob es Hans Runge recht ist, daß ich hier auftauche, aber es drängt mich, ihm meinen aufrichtigen Dank für das zu sagen, was er uns gegeben hat. Ich bedaure, daß es in meiner Jugend noch keinen Wandervogel gab, daß uns Älteren dieses Erleben fremd blieb. Wenig Vertrauen habe ich früher zu der sogenannten Jugendbewegung gehabt, habe gemeint, Schule und Elternhaus seien die allein zur Erziehung unserer deutschen Jugend Berufenen. Ich bin eines Besseren belehrt worden. Ich kenne diese Jungen, die da seit dem März mit Hans Runge auf Fahrt ziehen. Bis dahin waren sie Pennäler wie alle andern, heute sind sie Kerle, die ich achte. Das sei an dieser Stelle vor allem meinen Herren Oberprimanern gesagt, die ich dahinten zusammenstehen sehe: Nicht das macht einen zum Mann, daß man Bier trinkt, Zigarren raucht und mit jungen Mädchen flaniert. Aber auch Hans Runge möchte ich daran erinnern, daß er eine Pflicht hat gegen sein Volk, die Pflicht, nicht mit wenigen Jungen die Freuden des Wanderns zu suchen, sondern den Kreis größer zu ziehen und alle mitmachen zu lassen, die teilhaben wollen an diesen Freuden."

So wurde dieser Abend beendet, und alle, die ihn erlebt hatten, behielten einen bleibenden Eindruck davon.

In Hansens Haus war in den folgenden Tagen ein mächtiger Betrieb. Über fünfzig Jungen kamen zu ihm, die alle in die Gruppe hineinwollten, darunter auch verschiedene Unterprimaner und Obersekundaner, Leute, die wohl zu brauchen waren. Diese Älteren lud Hans dann einmal auf seine Bude, und da saßen sie vom Nachmittag bis in die tiefe Nacht, und Hans sprach über die Arbeit, die zu leisten war, und teilte sie ein. Er suchte die vier Tüchtigsten heraus, damit jeder von ihnen eine Jungengruppe übernehme. Er gab ihnen andere Sekundaner zur Unterstützung bei und teilte auch die fünfzig Jungen in die vier Gruppen ein. Dann erzählte er den Führern, wie sie an den Aufbau und Ausbau der Gruppe herangehen sollten, sprach mit ihnen über den Bund und ließ sie in der Chronik lesen. Er selbst wollte den einzelnen Gruppen ganz freien Weg lassen, denn er wußte, daß eine gute Jungengruppe sich aus der Persönlichkeit ihres Führers heraus entwickeln muß; auch hatte er ja der kommenden Reifeprüfung wegen nur wenig freie Zeit, und die sollte natürlich nach wie vor der Stammschar gehören. In diese Stammschar selbst nahm Hans keinen Neuen mehr auf. Die Sieben waren eine so harmonische Gemeinschaft geworden, daß sie am liebsten für sich allein blieben. Die vier neuen Gruppen und ihre Führer aber arbeiteten mit Feuereifer daran, möglichst bald ebenso weit zu sein, wie die Sieben waren, und selbstverständlich halfen Hans und seine Jungen, wo es not tat, auch gelegentlich gerne mit Rat und Tat. So hatte denn der Wandervogel mit jenem Abend in Warendorf einen Sieg auf der ganzen Linie errungen, und alle fünf Gruppen sind echte und rechte Jungengruppen geworden und geblieben.

Noch einen weiteren großen Erfolg brachte jener

Wo bleiben unsere alten Autoreifen?
Sie werden waggonweise in die Balkanländer verladen, wo man es ausgezeichnet versteht, aus alten Reifen neue Schuhe zu machen, die dann, wie jedes andere Schuhzeug, durch Händler auf den Märkten und in den Basaren vertrieben werden. Auf scharfkantigem Gestein sind die Sohlen widerstandsfähiger als jedes andere Material. — Ein Schuhhändler, dessen Ware deutlich das Reifenprofil erkennen läßt / Phot. Wilhelm Höpfner.

Abend: das Landheim. In tiefem Forst, dicht am großen See, lag eine alte Ziegelei. Ihr Besitzer hatte sie nach jenem Abend Hans frei zur Verfügung gestellt. Das war natürlich eine riesige Freude gewesen. Da die Erwachsenen an jenem Abend ganz von sich aus eine Sammlung für die Gruppe veranstaltet hatten, so bestimmte Hans diesen namhaften Betrag sofort für die Einrichtung des neuen Landheims. Acht Kilometer von Warendorf entfernt lag das Heim, fünf Minuten vom See, nirgends im Umkreis einer Stunde war ein Dorf, und alles war so, daß die Jungen es sich besser gar nicht hätten wünschen können. Sonnabend für Sonnabend zog nun der ganze Trupp mit all den Neulingen hinaus, und dann wurde tüchtig gearbeitet. Der Strohboden wurde eingerichtet, Tische und Bänke gezimmert, ein großer Ofen eingebaut, der Fußboden ausgebessert und was der Arbeiten mehr waren. Pauper bekam eine großmächtige Hundehütte, auf die er förmlich stolz zu sein schien, die Wände des Hauses wurden getüncht und bis zur halben Höhe mit Rupfen bespannt, und der Platz vor dem Heim wurde eingeebnet. Auch eine Bastelstube wurde eingerichtet, und jede Woche kam eine große Karre mit hinaus, auf der all der Hausrat und die alten Möbel eintrafen, die die Eltern für das Landheim stifteten. Schöne Bilder hängte man an die Wände, eine kleine ausgewählte Bücherei entstand, die Bastelstube bekam Hobelbank und Werkzeug, die Türen neue Schlösser, die Fenster Vorhänge, ja zum Frühjahr sollte sogar ein großer Kahn kommen für Piratenfahrten auf dem See. Die sechs Jungen der Stammschar fühlten sich sehr wichtig in all dem Trubel, wurden sie doch von den jüngeren Neulingen schon wegen ihrer Bundesnadeln wie die Halbgötter angesehen.

Sechs Wochen dauerte die Arbeit, und als dann die Sonnenwende und die Weihnachtsferien vor der Tür standen, da war das Werk geschafft; das Landheim war so, wie Hans es hatte haben wollen, es konnte sich wirklich sehen lassen. Selbstverständlich sollte die Sonnenwende nun auch beim Landheim gefeiert werden, und voll gespannter Freude erwarteten die Jungen den Tag.

Ja, das war ein sehr achtbarer Holzstoß, der da aufgeschichtet lag; das sollte wohl ein Feuer geben! Fünfzig Jungen standen da herum, Fackeln in den Händen. Nun ein kurzer Befehl — die Fackeln flogen hinein in das dürre Holz, schnell zuckte die Lohe hoch. „Flamme empor, Flamme empor!" Nur die Sieben sangen es, während die Neuen dem Liede lauschten.

Das Lied verklang, und Ullo trat in den Kreis. Klar klang seine Stimme durch die Nacht:

„Und wieder feiern wir die Sonnenwende,
Und wieder stehn wir um des Feuers Rund
Und fassen fest der Kameraden Hände.
Im ganzen Lande lohen lichte Brände
In dieser Nacht und binden neu den Bund,
Den Bund der deutschen Jugend, deren Fahnen
In dieser Nacht an all den Feuern wehn,
Um uns aufs neue daran zu gemahnen,
Daß wir auf freien, selbsterwählten Bahnen
Zu selbsterwählten hohen Zielen gehn."

Der Junge trat zurück in den Kreis, und an seiner Stelle stand nun Hans Runge. Er hielt einen Speer in der Hand, an dem oben eine Fahne aufgerollt war. Er rief die Stammschar zu sich, löste das Band und entfaltete das Tuch der Fahne. Groß war sie, breit, und ihre eine Seite zeigte den ziehenden Vogel auf grünem Feld, die andere auf schwarzem Grunde die altgermanische Rune, die „der Mensch" bedeutet.

Alle Jungen, auch die der Stammschar, blickten auf die Fahne; keiner hatte sie vorher gesehen, keiner hatte gewußt, daß Hans in dieser Nacht der Gruppe eine Fahne geben wollte.

„Günter!"

Der Junge trat vor.

„Dir übergebe ich die Fahne. Du bist der Fähnrich der Stammschar. Ein hohes Vertrauen setze ich in dich. Sei wert, bleibe immer wert der Fahne!"

Junge Techniker und Städtebauer, die mit Hilfe des Ankersteinbaukastens und des technischen Holzbaukastens Universal der Firma Richter eine Gebirgslandschaft mit einer elektrischen Eisenbahnanlage geschaffen haben / Phot. Wide World, Berlin.

In freudigem Stolz straffte der Junge seinen Leib, seine Linke nahm die Fahne entgegen, seine Rechte faßte des Führers Hand, sein Blick traf dessen Augen. Das war ein Gelöbnis, ohne Worte zwar, aber heilig wie ein Eid, und Günter hat dieses Gelöbnis gehalten.

Dann sprach Hans weiter: „Erich, Werner, Albert, Otto!"

Die vier Jungführer traten vor.

„Im Namen des Führers unseres Bundes gebe ich euch die Nadel unseres Bundes. Arbeitet daran, daß auch eure Jungen bald wert sind, sie zu tragen, daß auch euern Gruppen bald eine Fahne voranweht, zum Zeichen dessen, daß sie nun vollwertige, gute Gruppen unseres Jungenbundes sind! Glück auf zum Werk!"

Nun ließ Hans die Kette um das Feuer bilden. Jeder legte die Arme um die Schultern der beiden Kameraden, die neben ihm standen, und so sangen sie alle das Deutschlandlied. Als dann der Feuersprung kam, da sprang jeder der Sieben mit den sechs andern, denn nun verband wahrhafte Freundschaft sie alle, und jeder der Neulinge wählte sich den Freund zum Sprung.

Hierauf zog der Haufen auf den Strohboden, während die Sieben, die vier Jungführer und Pauper noch bis zum Morgen um die Feuerstelle herumlagen, denn Hans hatte vieles mit ihnen zu besprechen. Die neue Fahne stand dabei und rührte sich im Winde, als Hans begann: „Im Frühjahr, Jungen, gehe ich fort von hier. Ich habe mich entschlossen, Detlev dann die Führung der Stammschar zu übergeben. Gewiß, in den Ferien werde ich nach wie vor mit euch auf Fahrt ziehen, aber inzwischen darf der Betrieb nicht ruhen. Ich erwarte von euch, daß ihr Detlev folgen werdet, wie ihr mir gefolgt seid. Die Schar hat jetzt eine Fahne, ein Symbol der Treue und Einigkeit. Bleibt dem Bunde auch in Zukunft treu, Scholaren!"

Die Jungen gaben ihm die Hand.

„Jetzt noch eine Überraschung. Ihr habt immer wissen wollen, wohin es in diesen Ferien geht. Jetzt sollt ihr es wissen. Wir machen eine Winterfahrt in den Harz. Am zweiten Weihnachtsfeiertag geht es los."

Hei, das war eine Freude für die Jungen! Ins Gebirge, im Winter, das mußte schön werden. Die vier jungen Scharen sollten in den Ferien im Landheim hausen, um sich untereinander erst einmal richtig kennenzulernen, und Ostern sollte jede der vier Scharen ein paar Tage allein unter ihrem Führer auf Fahrt ziehen, um dann mit der Stammschar auf dem Gautag der Mecklenburger Gruppen wieder zusammenzutreffen. Auch darauf freuten sich schon alle. (Fortsetzung folgt)

Die Brieftaube im Staatsdienst

Von Willmar Hager

Die große Heimatliebe und das außerordentlich hochentwickelte Orientierungsvermögen verschiedener Taubenrassen waren schon im frühesten Altertum bekannt und machten die Taube zu einem der beliebtesten Haustiere der Alten. So spielt sie vor allem in der Sagenwelt der orientalischen Völker eine große Rolle und wird in den auf uns gekommenen Schriften des frühen Altertums häufig erwähnt.

Bei dem großen Interesse, das die Menschen von jeher der Taubenzucht entgegenbrachten, war man bestrebt, die einzelnen Rassen mehr und mehr zu vervollkommnen. Schließlich gelang es menschlicher Kunst, aus den besonders zur Kreuzung geeigneten Arten neue heranzuzüchten, die mit großer Fluggeschwindigkeit ein gesteigertes Orientierungsvermögen verbanden, und aus diesen wiederum ist unsere heutige Militärbrieftaube hervorgegangen. Wie ihr Name schon andeutet, ist unter allen Vogelarten die Brieftaube ganz besonders zur Nachrichtenübermittlung geeignet. An irgend einem Orte aufgelassen, sucht sie, getrieben von ihrer großen Heimatliebe und geleitet durch ein ans Wunderbare grenzendes Orientierungsvermögen, sofort ihren Heimatschlag auf und erreicht ihn selbst auf Entfernungen von über tausend Kilometer mit erstaunlicher Sicherheit. Als durchschnittliche Flugge-

Ein Kriegschiff, aus dem Richterschen technischen Holzbaukasten Universal angefertigt / Phot. Wide World, Berlin.

Feuerwehr auf Leitern der weltbekannten Firma Magirus im Großkampf gegen einen Dachstuhlbrand.

schwindigkeit rechnet man etwa ein Kilometer in der Minute. Natürlich kann man nicht von allen Brieftauben die gleichen Leistungen verlangen und an sie dieselben Anforderungen stellen, die an ausgebildete Brieftauben gestellt werden dürfen. Nicht jede Brieftaube ist, weil sie die äußere Form und die Rassenkennzeichen hat, eine Brieftaube im Sinne des Wortes, das heißt eine Botentaube, sondern sie muß erst bei der Abrichtung beweisen, daß sie den gestellten Anforderungen auch wirklich entspricht.

Infolge dieser hervorragenden Eigenschaften wurde die Brieftaube in früheren Kriegen, wo an unsere heutigen Nachrichtenmittel noch nicht zu denken war, vielfach mit gutem Erfolg verwendet. Jedoch nicht allein für Kriegszwecke, sondern auch für den Friedensnachrichtenverkehr wurde die Brieftaube äußerst erfolgreich benutzt. So sei zum Beispiel daran erinnert, daß die Entstehung des Wolffschen Telegraphenbüros auf die Einrichtung einer Brieftaubenpost zwischen Brüssel und Aachen zurückgeht. Auch das Bankhaus Rothschild hat der guten Arbeit von Brieftauben einen großen Teil seiner Erfolge zu verdanken. Als es im Jahre 1815 beim Einfall Napoleons I. in Belgien sehr fraglich war, ob die Alliierten oder der Franzosenkaiser als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würden, sandte das Haus Rothschild seine heimlich mit Brieftauben ausgestatteten Agenten auf den Kriegschauplatz. Nach der Niederlage Napoleons bei Belle-Alliance ließen diese Agenten ihre Brieftauben mit der Meldung losfliegen. Dadurch war das Bankhaus Rothschild drei Tage früher im Besitz der Nachricht als die Allgemeinheit. Die Staatspapiere der Alliierten wurden zum niedrigen Kurswert aufgekauft und die französischen Papiere zum hohen Kurswert abgestoßen. Der dadurch erzielte Gewinn ging in die Millionen.

Die größten Erfolge vor dem Weltkriege erzielten die Brieftauben bei ihrer Verwendung anläßlich der Belagerung von Paris im Kriege 1870/71. Während dieser für unsere heutigen Begriffe kurzen Zeit wurden Tausende von Meldungen durch Brieftauben nach der eingeschlossenen Stadt und aus ihr befördert. Durch ein besonderes mikrophotographisches Verfahren wurden ganze Zeitungen auf wenige Quadratzentimeter gebracht. Da eine Taube ungefähr 40 Gramm tragen konnte und hundert solcher photographischer Häutchen etwa 2 Gramm wiegen und auf jedem Häutchen drei bis vier Zeitungseiten aufgenommen werden konnten, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was die Brieftauben damals für die eingeschlossenen Pariser bedeuteten. Daher ist es auch unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 das Bestreben der deutschen Heeresleitung gewesen, eine ausgedehnte Verwendung der Brieftauben im Kriegsfalle vorzubereiten. Neue Versuche wurden unternommen, um das eigenartige Nachrichtenmittel weiter auszubauen und zu vervollkommnen.

Mit der Entwicklung der andern Nachrichtenmittel schien jedoch die Brieftaube ihre Bedeutung verloren zu haben, und zu Beginn des Weltkrieges wurde kaum noch damit gerechnet, daß jemals auf ihre Dienste zurückgegriffen werden müßte. Doch auch hier zeigte es sich, daß maschinelle und mechanische Einrichtungen wohl in weitgehendstem Maße, niemals aber ganz imstande sind, ein lebendes Wesen zu ersetzen. Zuerst wurden die Brieftauben 1914 vor Antwerpen und Verdun mit gutem Erfolg verwendet. Dann waren es die Seeflugzeuge und Unterseeboote, die wegen ihrer geringen Raumverhältnisse in der ersten Zeit nicht mit Funkanlagen ausgerüstet werden konnten und die deshalb auf ihren Fahrten Brieftauben zur Nachrichtenübermittlung mitnahmen. Manch einer verdankt seine Rettung aus Seenot einer rechtzeitig eingetroffenen Brieftaubenmeldung. Auch im Stellungskriege, der in einer derartigen Ausdehnung nicht vorhergesehen werden konnte, wurde frühzeitig die Brieftaube als Nachrichtenmittel eingesetzt. Als zum ersten Male das Trommelfeuer in einer bis dahin nie geahnten Weise

einsetzte, wurde es immer klarer, daß Fernsprecher, drahtlose Telegraphie, Blinkwesen und dergleichen mehr zur Sicherstellung der rückwärtigen Verbindungen nicht ausreichten. Das rasende Artilleriefeuer zerriß die Leitungen und zerstörte Funk- und Blinkstationen; meist war eine Ausbesserung nicht möglich, und die nach hinten entsandten Meldegänger erreichten nur selten oder zu spät ihr Ziel. Da besann man sich darauf, daß man in der Brieftaube ein Nachrichtenmittel besaß, wie man es sich besser nicht wünschen konnte. Mit dem einen vor Verdun vorhandenen fahrbaren Brieftaubenschlag hatte man günstige Erfahrungen gemacht, und alsbald wurden geeignete Fahrzeuge zu Brieftaubenschlägen umgebaut. In der Sommeschlacht wurden solche Schläge zum ersten Male in größerem Umfang als Nachrichtenmittel eingesetzt, und sie bewährten sich so glänzend, daß eine bedeutende Erweiterung des Brieftaubenwesens vorgenommen wurde. Wichtige Entscheidungen konnten durch rechtzeitig eingegangene Brieftaubenmeldungen getroffen werden, und viele unserer braven Frontkämpfer sind dadurch vor Tod oder Gefangenschaft bewahrt worden. Die letzte Meldung war es häufig, die von Brieftauben überbracht wurde. Wenn andere Nachrichtenmittel nicht vorhanden, nicht anwendbar oder zerstört sind, dann tritt die Brieftaube in Tätigkeit.

Durch die geringe Beachtung, die die Brieftaube als Nachrichtenmittel vor dem Kriege fand, und auch aus andern Gründen waren größere Bestände von verwendungsfähigen Brieftauben und Geräten sowie genügend ausgebildetes Personal bei der Heeresverwaltung nicht vorhanden. Es mußte deshalb aushilfsweise auf die Privattaubenzüchter des Verbandes deutscher Brieftauben-Züchter-Vereine zurückgegriffen werden, die durch verständnisvolle Mitarbeit die Landesverteidigung unterstützten. (Schluß folgt)

Zur deutschen Feuerschutz-Woche

vom 27. April bis 4. Mai 1930
Von Hans Dominik

> Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
> Wenn sie der Fessel sich entrafft,
> Einher tritt auf der eigenen Spur,
> Die freie Tochter der Natur.

Aus der Sprache des Dichters in die der Physik übertragen, bedeuten die obigen Zeilen: Wenn der mit Licht- und Wärmeerscheinungen verbundene Oxydationsvorgang, den wir gemeinhin als Feuer oder Flamme bezeichnen, unversehens an Substanzen auftritt, die für eine derartige Oxydation nicht bestimmt sind, dann können die Folgen schrecklich sein.

Wie häufig dieser Fall eintritt, dafür seien zunächst ein paar Zahlen genannt. In Deutschland entstehen jährlich im Durchschnitt 16 000 Brände, bei denen Sachwerte in Höhe von 500 Millionen Mark vernichtet werden und 1400 Menschen ums Leben kommen. In jeder Stunde verbrennen Sachwerte im Betrage von 50 000 Mark.

Wie das geschieht? Auch auf diese Frage gibt die Statistik Antwort. Zum überwiegenden Teile sind Leichtsinn, Unachtsamkeit und Unkenntnis der Gefahr schuld. Unkenntnis der Gefahr! Wer noch niemals die Entstehung und den Ausbruch eines Brandes mit angesehen hat, der kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wie unheimlich schnell ein harmloses, winziges Flämmchen sich plötzlich zu einem brausen-

Abnahme einer Magirus-Auto-Drehleiter in Milwaukee (USA.).

den, brodelnden Feuermeer entwickeln kann. Schiller gibt den kritischen Augenblick mit den Worten wieder:

Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.

Aus der Dichtung in die Physik übersetzt, heißt das: der gefährliche Brand ist da, sobald die Wärmeentwicklung genügend groß geworden ist, um einen zusätzlichen Luftzug zu erzeugen, die sogenannte Schornsteinwirkung hervorzubringen. In älteren Beschreibungen großer Brände findet sich fast immer die Bemerkung, daß unglücklicherweise auch ein Sturm ausgebrochen sei und das Unglück noch größer gemacht habe. Diese Darstellung ist aber meist falsch; das Feuer hat sich seinen Wind selbst gemacht. Über dem Flammenmeer wird die Luft mehrere hundert Meter hoch erwärmt, verdünnt, entsprechend leichter und zieht nach oben ab. In das so entstehende Vakuum aber stürzt von allen Seiten her die sauerstoffreiche Frischluft herein und schürt den Brand zu immer neuer stärkerer Glut. Ist die Sache erst einmal so weit gediehen, so sind gewöhnlich alle Löschversuche von privater Seite zwecklos, und nur die Feuerwehr mit Motorspritzen und sonstigen Mitteln vermag noch etwas auszurichten. Aber auch hier gilt die alte Regel: Vorbeugen ist besser als heilen. Jeder Brand war ursprünglich einmal ein winziges Flämmchen, ein schlecht verwahrtes Fünkchen. Vermeidet man diese scheinbar so unbedeutenden Ursachen, so müssen auch die verderblichen Folgen ausbleiben.

Daß das recht wohl möglich ist, zeigt das böse Inflationsjahr 1923. Eine ausreichende Feuerversicherung war damals unmöglich. Häuser und sonstige Sachwerte waren fast der einzige übriggebliebene Besitz. Wollte man diesen behalten, so mußte man vorsichtig mit dem Feuer umgehen, und die Folge dieses wohltätigen Zwanges war, daß Brände und Brandschäden in diesem sonst so unerfreulichen Jahr um rund ein Drittel zurückgingen.

Mit Verstand und Vorsicht lassen sich also die eingangs genannten, für unsere Wirtschaft auf die Dauer untragbar großen Verluste wesentlich einschränken, und auch die Jugend sollte sich daran mit allen Kräften beteiligen. Leider muß gesagt werden, daß gerade ihr Anteil an solchen Unglücksfällen nicht gering ist. Während der letzten zehn Jahre sind 46 500 Brände von Kindern durch leichtsinniges Spiel mit dem Feuer verursacht worden. Vielfach traf die wirkliche Schuld dabei die Eltern, die ganz kleine Kinder und Streichhölzer unbeaufsichtigt in demselben Zimmer ließen, was nun einmal ein verhängnisvoller Leichtsinn ist. Häufig aber, namentlich bei Waldbränden, geht die Sache auch die reifere Jugend an. Abkochen im Freien, Rauchen im Walde, ein achtlos fortgeworfener Zigarettenrest, ein Streichholz, das im trockenen Moose weiterglimmt, alles das sind die Brandherde, denen in Deutschland jährlich mehrere Quadratkilometer Wald zum Opfer fallen. Der Schluß ist einfach zu ziehen: ein wenig mehr Vorsicht, und das Unheil wird vermieden.

Zu diesen alten und altbekannten Ursachen hat unsere technische Zeit noch einige neue hinzugesellt: die Benzinmotoren und die elektrischen Apparate. Man sollte sich darüber klar sein, daß jedes Motorrad ein recht feuergefährlicher Betrieb ist, daß jeder an das Netz angeschlossene elektrische Apparat ständig Wärme entwickelt, die leicht bis zur Entflammungstemperatur ansteigen kann. Die Glühlampe, das elektrische Bügeleisen erreichen unter gewöhnlichen Verhältnissen nur die vorgesehene ungefährliche Temperatur, weil die in jedem Augenblick entwickelte Stromwärme sofort abstrahlt. Wenn aber die Verhältnisse nun nicht normal sind, wenn die Abstrahlung unterbunden ist — etwa weil mit dem Eisen nicht geplättet wird oder weil man die nackte Glühlampe mit bunten Stoffen umkleidet hat — dann tritt eine Wärmestauung ein, die gefährlich werden kann. Öfter als einmal entstanden Brände, weil ein Radiobastler über Nacht seinen Akkumulator mit einer vorgeschalteten Lampe laden wollte und weil der Vater wegen der hohen Stromrechnung diese Lampe nicht brennen sehen wollte. Es war ja so einfach, ein Handtuch oder irgend eine Decke um die Lampe zu wickeln. Sie wurde dann zwar nicht mehr gesehen, aber — sehr bald gerochen. Es war noch ein Glück, wenn das geschah und die Sache mit einem verkohlten Handtuch abgemacht war. Hatte der Bastler sich aber eine abgelegene Kammer für sein Experiment gewählt, dann konnte das Tuch lange im Verborgenen glimmen, und das Unglück war da.

Es würde zu weit führen, hier auch nur andeutungsweise die vielen neuen Gefahrmöglichkeiten anzuführen, die Radiobastelei und Motorismus für den Ausbruch eines Feuers mit sich bringen.

Immer wieder nur kann gesagt werden: Vorsicht, Vorsicht und zum dritten Male Vorsicht, auf daß die gefährliche rote Blume nicht plötzlich brennend aufsprießt!

Warum ein Fluß in der Mitte am schnellsten fließt

Streut man auf die Oberfläche eines Flusses Papierschnitzel, so kann man sehen, daß sie in der Mitte schneller als an den Ufern fortgetragen werden. Übrigens läßt sich dasselbe auch beobachten, wenn Wasser durch eine Röhre strömt; auch hier nimmt die Strömung von außen nach innen zu. Es beruht dies auf der sogenannten gleitenden Reibung, die an der festen Wand der Röhre beziehungsweise am Ufer stattfindet. Die Flüssigkeit erfährt an den festen Wänden bei ihrer Bewegung einen Widerstand; durch seine Überwindung entsteht Reibung, und dabei wird ein Teil der Bewegungsenergie verbraucht; die Bewegung kann hier also nicht so schnell erfolgen wie im Inneren der Strömung, wo diese gleitende Reibung fortfällt und nur die „innere Reibung" der Teilchen aneinander vorhanden ist.

Ein Magirus-Autolöschzug in Tätigkeit am Ulmer Münster.

Kurts erstes Motorrad / Von A. R. Etzel

Kurt war fünfzehn Jahre alt, genauer gesagt, fünfzehneinhalb; er legte Wert darauf, als Erwachsener eingeschätzt zu werden. Seine Lehrer behaupteten von ihm, daß er in der Schule mehr leisten könnte, wenn er nicht so faul wäre. Sein Vater sagte, es sei ein Jammer, daß Kurt so gar keine geistigen Interessen habe. Seine Bekannten meinten, er sei für sein Alter die reinste Telegraphenstange. Sein Onkel, der Polizeihauptmann, fand, es sei ein trauriges Zeichen der Zeit, daß ein so junger Mensch wie Kurt eine so schlechte Körperhaltung habe, und seine Mutter äußerte oft, sie möchte nur wissen, woher die vielen Ölflecke auf Kurts Anzug kämen. Zu all diesem äußerte Kurt nichts. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn", dachte er nur und nahm sich vor, sich dadurch zu rächen, daß er als Erwachsener ein berühmter Mann würde. Wenn ich noch hinzufüge, daß Kurt sich brennend für den Motorsport interessierte, so ist damit alles Wichtige über ihn gesagt.

Zwei Freunde besaß Kurt, deren einer Rolf war; das heißt, so sehr eng war die Freundschaft eigentlich nicht mehr. Während sie früher unzertrennlich gewesen wären, hielt sie nun zur Hauptsache nur noch die Gewohnheit zusammen. Auch ein gewisses Mitleid war es, das Kurt für Rolf empfand, denn — man höre und staune! — Rolf interessierte sich weder für Motorräder noch für Automobile oder Flugzeuge. So etwas gab es! Kaum glaublich, aber wahr. Wie nun sollte man sich überhaupt mit solch einem rückständigen Wesen unterhalten, das bei „Viertakter" immer an so etwas wie Musik dachte und sich unter „Vergasung" überhaupt nichts vorstellen konnte? Da war Kurts zweiter Freund Fritz doch ein ganz anderer Kerl. Der war Lehrling in einer großen Autoschlosserei, und wenn Kurt ehrlich sein wollte, mußte er zugeben, daß ihm selbst erst durch Fritz das Verständnis für den Motorsport aufgegangen war.

Kurts Fahrrad stand unbenutzt auf dem Boden. Er dachte nicht im Traume daran, wieder damit zu fahren, sich mit diesem „Tretomobil" vor seinen Freunden lächerlich zu machen. Daß diese Dinger überhaupt noch verkehren durften, wo doch jeder rechtschaffene Automobilist durch sie behindert wurde! Kurts Traum war ein Motorrad, ein eigenes Motorrad. Oh, er wußte schon genau, wie es beschaffen sein mußte! Eine schwere Maschine natürlich, eine Rennmaschine, etwa ein kopfgesteuerter BMW-Zweizylinder mußte es sein. Ja, so etwas schwebte ihm vor, erfüllte seine Gedanken auch tagsüber, gab ihm den verträumten Blick, aus dem seine Mutter einmal fälschlich schloß, ihr Junge sei ein heimlicher Dichter. Welch ein Verdacht dies wieder war, welch eine Verleumdung! Er und dichten! Dichten war doch eine alberne Beschäftigung vergangener Zeiten; sein einziges Dichten und Trachten galt, wie gesagt, einem eigenen Motorrad. An eine Erfüllung dieses Wunsches war indessen kaum zu denken. Gewiß, der Vater war wohlhabend genug und hätte ihm wohl eines kaufen können, doch der war ja nun einmal so, daß er von Kurt verlangte, er solle in der Schule als Erster sitzen, dann wolle er ihm jeden möglichen Wunsch erfüllen, aber erst dann. Ach, das war ja eine aussichtslose Sache! Kurt saß recht weit unten, und wenn er es sich auch zugetraut hätte, durch angestrengtes Büffeln den zweiten Platz zu erobern, so war doch Wessel, der Primus der Untersekunda, ein so unangenehm gut begabter und fleißiger Schüler, daß kaum daran zu denken war, diesen von seinem Thron zu stoßen. Außerdem, wenn schon der Vater ihm ein Motorrad kaufen wollte, die Mutter würde ja Zeter schreien und es gewiß nicht dulden; die hielt ja jedes Motorfahrzeug schlechthin für ein todbringendes Ungetüm, seitdem ein entfernter Vetter bei einer Motorradfahrt sich einmal einen Armbruch zugezogen hatte. Drittens und letztens war auch die deutsche Polizeibehörde so gräßlich engherzig, daß sie Führerscheine nur an solche Leute ausgab, die achtzehn Jahre alt waren, und sogar ein Kleinkraftrad, sozusagen ein Spielzeugfuhrwerk für Kinder also, durfte man erst nach Vollendung des sechzehnten Lebensjahres lenken. Aus diesen Erwägungen heraus beschloß Kurt also, sich gar nicht erst in fruchtlose geistige Unkosten zu stürzen, sondern in der Schule das System des Faulenzens weiterzuführen, zumal er begabt genug war, um auch ohne nennenswertes Arbeiten die Gefahr des Sitzenbleibens wie bisher zu vermeiden.

So standen die Dinge zu Beginn des Sommers, als urplötzlich zu Kurts höchstem Entzücken sich doch eine Möglichkeit eröffnete, die ihm vielleicht schon in kürzester Frist zu einem eigenen Motorrad verhelfen konnte, freilich nicht zu einem so herrlichen, wie er es sich ausgemalt hatte, aber doch immerhin zu einer Maschine.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als Fritz kam, um Kurt abzuholen. Draußen war schönes Wetter, und das Schönste an dem Tage war, daß ein Straßenrennen für Motorräder stattfand. Selbstverständlich gingen die beiden dahin. Schon auf dem Wege zur Vorortbahn waren sie in einem lebhaften Gespräch begriffen, dessen Hauptkosten Fritz bestritt, während Kurt verständnisvoll und aufmerksam zuhörte und sich auf kurze zustimmende Bemerkungen beschränkte. Ja, Fritz, der verstand etwas! Er warf fachmännisch mit einer unendlichen Anzahl von technischen Ausdrücken um sich, als sei das gar nichts. Nocke, Führungshülse, Ventilstößel, Stoßstangen, Kipphebel, Kurbelzapfen, Drehzahlsteigerung, das war nur eine kleine Auswahl der Fachausdrücke, die dem Gehege seiner etwas schadhaften Zähne entquollen. Gelegentlich blieb er stehen, zeichnete mit seinem eleganten Sonntagsausgehspazier-

stock das Schema eines Ringgutfilters oder eine neuartige Federgabel in den Sand und nahm mit Würde die Bewunderung entgegen, die Kurt ihm zollte. Kein Automobil, das ihnen begegnete, entging Fritzens kritischer Betrachtung. Schon wenn es auftauchte, wurde die Marke bestimmt, und wenn es vorbei war, verbreitete Fritz sich über deren Vor- und Nachteile. Die Fabriken und die Konstrukteure kamen bei diesem Urteil immer schlecht weg, denn nach Ansicht des jungen Autofachmannes war noch unendlich viel zu verbessern. Der Motorfahrzeugbau steckte nach seiner Meinung noch in den Kinderschuhen. Nun, umso besser; sobald er ausgelernt habe — er denke ja gar nicht daran, für die paar Groschen Wochenlohn als Geselle zu arbeiten — werde er sich mit führenden deutschen Banken in Verbindung setzen, um mit deren Geld in einer neu anzulegenden Fabrik Automobile zu bauen, wie sie die Welt noch nicht gesehen habe. „Grundlegende Umwälzungen, sage ich dir, Kurt, grundlegende Umwälzungen! Man hat ja den Automobilbau bisher ganz falsch angefaßt. Man ist davon ausgegangen, in eine ausgediente Pferdedroschke einen Motor einzusetzen, und hat dann nur noch einzelne Verbesserungen angebracht. Immer noch ist das der alte Ausgangspunkt, und daran hapert's. Ich habe mich davon freigemacht, plane Umwälzungen, kann ich dir sagen. Nun, du begreifst wohl, daß ich keine Einzelheiten verraten darf, so sehr ich dir auch sonst vertraue."

Kurt begriff und war felsenfest davon überzeugt, daß sein Freund zu Großem berufen sei. So überzeugt war er davon, daß er Fritz auf dessen Bitte gleich darauf gerne eine deutsche Reichsmark pumpte, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Millionen, die Fritz in wenigen Jahren mit seinen Patenten verdient haben würde. Ja, es war sogar eine Ehre für Kurt, Fritz aushelfen zu dürfen.

Dann standen sie in der Kurve. Bald mußte das Rennen beginnen. Es war eine Strecke, die an die Fähigkeiten und Nerven der Fahrer hohe Anforderungen stellte. Sie hielten die Zeitung vom Sonnabend in der Hand, die die Namen der Fahrer und die Marken, die sie fuhren, angab.

„Man sollte kaum glauben, welchen Unsinn so ein Blatt zurechtschreibt!" bemerkte Fritz. „Hier heißt es, daß Niemann auf NSU das Rennen in der Klasse I machen werde. So ein Stuß! Was gilt die Wette, daß Schulzmeier auf DKW Sieger wird? Ich kenne Schulzmeier; er ist ein Duzfreund von mir und hat seine Maschine bei uns in der Garage stehen. Der kann etwas; dem könnte ich auch nichts mehr beibringen im Fahren. Der macht's. Nummer 17 hat er. Paß auf! Was gilt die Wette?"

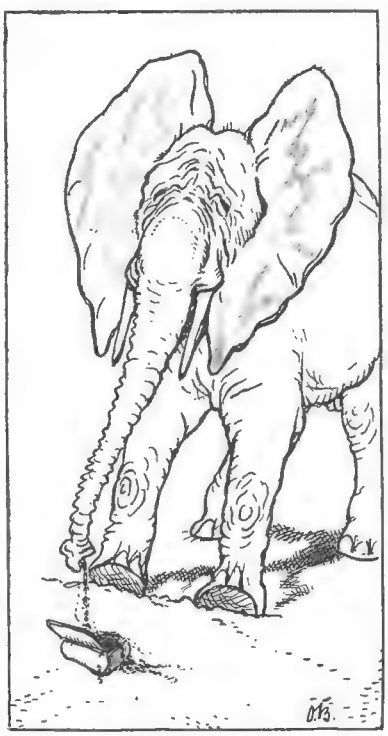
Aber Kurt wettete nicht; er hatte eine viel zu große Hochachtung vor dem Wissen des Freundes, als daß er dessen Meinung anzuzweifeln gewagt hätte. Was wußte denn so ein Zeitungschreiber davon!

„Der erste kommt!" schrien die Leute. Alles reckte die Hälse. Hui, da pfiff es heran! Glatt nahm der Fahrer die Kurve, die schwierigste, die letzte vor dem Ziel. Eine Staubwolke wirbelte auf, aber da war die Maschine schon wieder weit weg.

„Hast du gesehen?" rief Fritz begeistert. „Das war er. Ich sagte es ja gleich. Hast du auch gesehen, wie er mir zuwinkte? Und das in so einer Kurve! Was für ein Auge, die Bahn zu sehen und mich trotzdem zu bemerken! Ein fabelhafter Kerl!"

Kurt freilich hatte den Mann nicht winken sehen, ja er glaubte sogar, daß die Nummer nicht 17, sondern 11 gewesen sei; aber als er das äußerte, zog er sich den schweren Unwillen des Freundes zu.

Inzwischen waren schon ein paar weitere Maschinen durch die Kurve gegangen. Gleich hinter dem ersten, der aber kaum mehr zu schlagen war, kamen zwei dicht hintereinander. Der hinten lag, stieß in der Kurve vor. Ungeheuer knapp nahm er die Kurve; es schien, als müßte es unweigerlich einen schweren Sturz geben. Doch alles ging glatt; der tollkühne Fahrer behielt die Gewalt über seine Maschine und gewann Vorsprung. Sein Wagnis sicherte ihm den zweiten Platz, denn auf gerader Strecke war er bis zum nahen Ziel gewiß nicht mehr zu schlagen. Die Menge schrie Beifall, und Kurt schrie vor Begeisterung am lautesten, wenn auch der, dem es galt, schon viel zu weit war, als daß er noch etwas davon hätte hören können.



Die Prise.

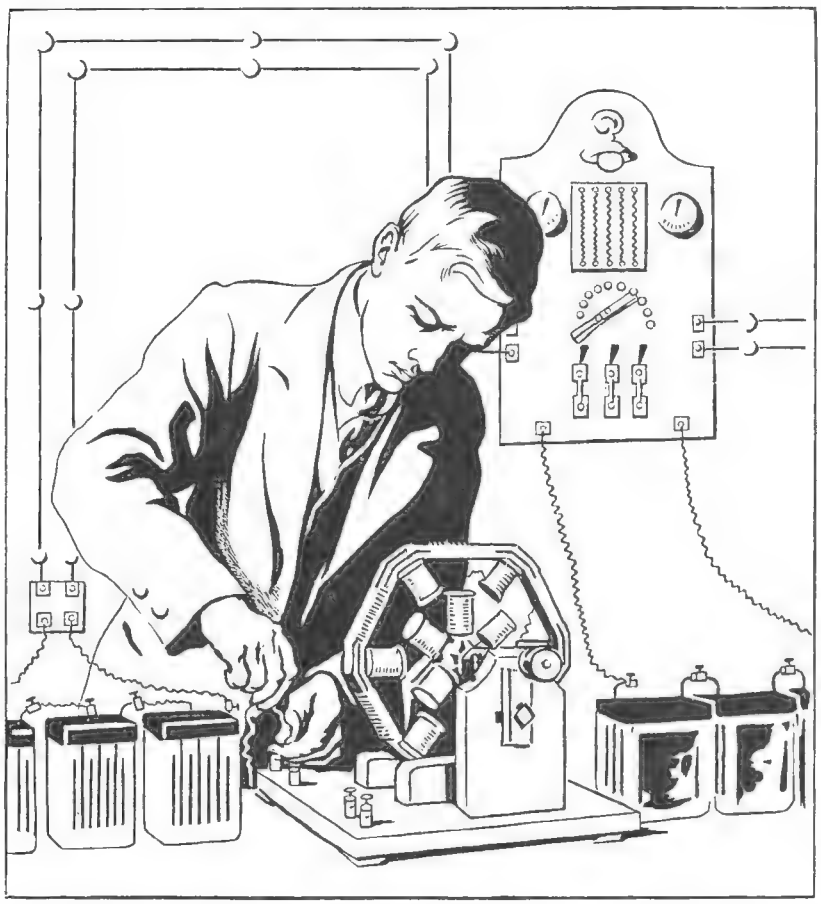
Nach diesen dreien ging es in rascher Folge, nur die letzte Maschine bummelte weit hinterher. Im Vergleich zu den Vorgängern war ihr Tempo sehr zahm, und es war — Nummer 17, Herr Schulzmeier, Fritzens Duzfreund. Man sah deutlich, er war ein Anfänger in Straßenrennen; seine Maschine war gut, nur verstand er nichts aus ihr herauszuholen, vielleicht hatte er auch seinen Mut gewaltig unterschätzt, denn solch ein Rennen ist gewiß nur für unerschrockene Fahrer ratsam. Ein schadenfrohes Lachen ging durch das Publikum, wenn auch kaum einer aus der Menge es besser hätte machen können.

Fritz aber war mächtig ärgerlich. „Der hat heute ja einen furchtbar schlechten Tag!" meinte er. Am wütendsten aber war der junge Prophet, als sich herausstellte, daß der Zeitungschreiber mit seiner Sieger-

voraussage recht behalten hatte. Die nächsten Rennen, die noch folgten, fanden ihn aber schon wieder obenauf, und mit unerschütterlichem Vertrauen lauschte Kurt den technischen Offenbarungen, die der Freund verschwenderisch von sich gab. Es waren schöne und spannende Rennen, die da zu sehen waren; kein Sturz kam vor, und oft hatten die Zuschauer Gelegenheit, die Kühnheit und das Können der Teilnehmer zu bewundern. Kurt hätte tagelang zusehen mögen. (Schluß folgt)

Praktische Winke für Bastler

Das Durchbohren von Glas. Vielfach brauchen wir bei unsern Bastelarbeiten durchbohrte Glasscheiben, die wir oft durch solche aus Metall ersetzen, weil wir nicht verstehen, Glas in einfacher Weise mit größeren Löchern zu versehen. Glas ist aber bei Grundplatten für Leuchter, elektrische Lampen, Tafelaufsätze und dergleichen ein viel besserer und schönerer Stoff, weil es sich viel leichter rein erhalten und mannigfach unterlegen läßt.



Der junge Elektrobastler.

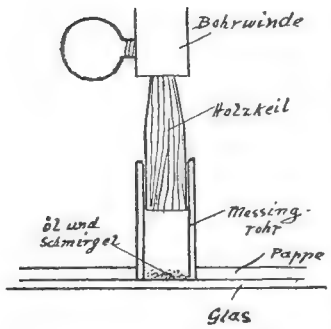
Das Durchbohren von Glas ist recht einfach. Wir suchen unter unsern Vorräten ein Stück Messingrohr vom Durchmesser des gewünschten Loches und kleben auf die zu durchbohrende Glasplatte einen starken Pappdeckel, der an der richtigen Stelle als Führung ein Loch mit gleichem Durchmesser wie das zu bohrende hat. In das Messingrohr treiben wir, wie es unsere Abbildung zeigt, einen Holzkeil, dessen abgeschrägtes Ende wir für den Kopf der Brustleier passend richten. Auf die freie Stelle der Glasscheibe schütten wir grobes Schmirgelpulver und einige Tropfen Öl, setzen unser Messingrohr ein und drehen mit der Bohrwinde. Zu starkes Aufdrücken ist vom Übel, weil einerseits die Glasplatte zerspringen kann, anderseits unter zu großem Druck der Schmirgel zur Seite ausweichen würde. Ist so die Platte etwa halb durchbohrt, so setzt man die Arbeit von der andern Seite aus fort.

Das Durchbohren einer 3 bis 4 Millimeter starken Spiegelplatte mit einem Loch von 20 Millimeter Durchmesser dauert ungefähr eine halbe bis dreiviertel Stunden.

Das Anfertigen von Spiralfedern. Wenigen Bastlern dürfte bekannt sein, wie man leicht und schnell eine gute Spiralfeder beliebigen Durchmessers und beliebiger Länge anfertigt. Von einer guten Zugspiralfeder wird verlangt, daß sie auch in entspanntem Zustand, also bei eng aneinanderliegenden Windungen, noch eine Spannung aufweist, daß sie also ein sogenanntes Stehvermögen hat. Von der Druckspiralfeder verlangt man, daß die Windungen gleichmäßig voneinander entfernt sind, so daß jeder Gang gleichmäßig beansprucht wird.

Die herkömmliche Art des Spiralfederdrehens mit Hilfe der Bohrwinde, aus freier Hand beziehungsweise mit Unterstützung eines Gehilfen, ist sehr unvollkommen. Eine gute Feder auf diese Weise zu bilden, ist schwer und erfordert lange Übung. Umso leichter geht es dagegen in nachstehender Weise:

Man köpft einen Drahtstift, der etwas dünner ist als die zukünftige lichte Weite der Feder, und paßt ihn fest in den Kopf der Brustleier. Die Spitze des Drahtstiftes wird ebenfalls abgeschnitten. Das freie Ende erhält nun einen Einschnitt, in den der Federstahldraht — in verschiedenen Stärken in den Eisenhandlungen erhältlich — stramm hineinpaßt. Unsere erste Abbildung (a) verdeutlicht diese Ausführungen. Nun spannt man, wie in b der gleichen Abbildung gezeigt, in den Schraubstock zwei Klötze aus hartem Holz und dazwischen den Drahtstift mit dem herausragenden Draht. Dreht man nun die Brustleier, so windet sich der Draht unter dem Druck der Holzklötze um den Stift.



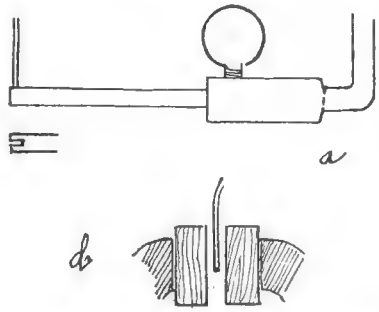
Durchbohren von Glasscheiben.

Bei Zugfedern sorgt man dafür, daß gleich die ersten Windungen scharf aneinander liegen, bei Druckfedern, daß sie gleich den nötigen Abstand haben. Im Holz bildet sich dann rasch ein Gewindegang, und die Feder wird automatisch ohne jede Anstrengung und Schwierigkeit fertig gedreht.

Hat man zwei bis drei Windungen über die erforderliche Länge, so entspannt man den Schraubstock, wobei die Feder etwas auseinander geht, und erhält die richtige Länge durch passendes Einfeilen mit einer Dreikantfeile und Abbrechen des überflüssigen Teiles.

Bei Zugfedern biegt man dann nach a in der zweiten Abbildung mit Hilfe einer oder zweier Flachfeilen beiderseits die letzte Windung rechtwinklig ab und gibt ihr eine runde Form, womit die Feder zum Einhängen fertig ist.

Bei Druckfedern biegt man nach b der gleichen Abbildung die letzte Windung etwas zu; man kann das Ende etwas abfeilen, so daß eine gute Auflagefläche entsteht.



Anfertigen von Spiralfedern.

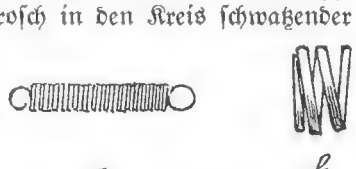
Dummejungenstreiche und ihre Folgen / *Von Eugen Haßler*

Auch heute noch wie früher lebt in unsern Jungen ein Überschuß an Kraft und Übermut, der sich, wo Gelegenheit gegeben ist, in irgend einer Form auslöst. Bald finden sie Gefallen am Necken und Balgen unter sich, bald ist der Gegenstand ihres Schabernacks der Lehrer, bald sind es die Nachbarn, gegen die sich der Übermut der Jungen richtet. Dieser Überschuß an Kraft, der sich in allen möglichen Streichen austobt, ist an sich gewiß kein Fehler, sofern diese sich in den nun einmal notwendigen Grenzen bewegen.

Wenn wir uns heute über Dummejungenstreiche und insbesondere ihre Folgen unterhalten, so wollen wir unsern Lesern damit ihre Jugendfreude nicht rauben, sondern sie nur vor allzu tollen Streichen warnen, indem wir ihnen den Schaden, den sie und andere dadurch erleiden können, vor Augen halten.

Zu den noch verhältnismäßig harmlosen, wenn auch keineswegs zu billigenden Streichen zählen hauptsächlich diejenigen, bei denen an sich nichts beschädigt, sondern meist nur Verwechslung und Verwirrung angerichtet oder ein dritter geärgert wird. Ein kleines Beispiel: Wie einladend sehen all die Abfalleimer aus, die an bestimmten Wochentagen in Reih und Glied geordnet dastehen, bereit, von der städtischen Müllabfuhr geleert zu werden! Es ist zu verlockend für unsern jungen Max, einen oder zwei solcher Eimer, die vor seinem Hause stehen, mit denen der Nachbarhäuser zu vertauschen und so der Reihe nach einen Umtausch vorzunehmen. Gedacht, getan, und die Verwirrung ist da. Die Hausfrau schilt ihr Dienstmädchen, daß sie ihr nicht den richtigen Eimer zurückgebracht hat, die andere Hausfrau merkt den Wechsel gar nicht und nimmt den vertauschten Eimer als den ihrigen entgegen. Das Dienstmädchen vom dritten Haus sucht ihren Eimer krampfhaft; er war schöner als der an seine Stelle gesetzte, ist aber schon von der Hausfrau des Nachbarhauses versehentlich als der ihrige mitgenommen worden. Der schlechtere Eimer bleibt längere Zeit stehen und kommt schließlich abhanden. Der Junge freut sich ob der allgemeinen Verwirrung, aber seine Freude ist nur kurz. Ein Nachbar hat sein Treiben beobachtet, und nun kommt das weniger angenehme Nachspiel. Hat der Junge selbst erhebliches Vermögen — ein ziemlich seltener Fall — so hat er mit seinem Vermögen für den Schaden aufzukommen, einerlei, ob er noch nicht sieben Jahre oder darüber ist. Hat er kein oder nur unerhebliches Vermögen, so gilt der Grundsatz, daß Kinder unter sieben Jahren zivilrechtlich nicht verantwortlich sind, solche von sieben bis achtzehn Jahren nur, wenn ihnen bei Begehung der schädigenden Handlung die Einsicht, die zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit ihres Tuns erforderlich ist, fehlt. Deshalb wendet sich der geschädigte Nachbar meist an den Vater des Jungen. Abgesehen von einer Tracht Prügel für den Missetäter — der besten Sühne für diesen Streich — muß der Vater den Schaden ersetzen, wenn er nicht nachweisen kann, daß er seinen Jungen genügend beaufsichtigt hat. Eine solche Beaufsichtigung kann im allgemeinen schon darin gefunden werden, daß der Junge streng erzogen wird und ihm Zeit und Ort seiner Abwesenheit vom Elternhaus genau vorgeschrieben ist, so daß die Eltern wissen, wo er sich herumtreibt. Weiter kann die Aufsichtspflicht der Eltern meist nicht ausgedehnt werden. Sie können ihrem Sohne nicht dauernd einen Begleiter mitgeben, wenn er zur Schule oder sonst von zu Hause weggeht. Also scheltet, ihr Jungen, nicht, wenn eure Eltern euch Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg geben! Sie schützen sich hierbei selbst vor den Folgen eurer Streiche.

Verhältnismäßig harmlos, aber u. U. trotzdem bedenklich ist auch das Loslassen von Feuerwerkskörpern, aber wohlgemerkt nur an Orten, wo keine leichtentzündlichen Stoffe in der Nähe sind. Wie lustig hüpft solch ein Feuerwerksfrosch in den Kreis schwatzender Mädchen, so daß sie laut aufkreischend auseinander stieben! Doch auch hier kann es unangenehme Folgen geben. In den Rock eines



Anfertigen von Spiralfedern.

Mädchens ist vielleicht dadurch ein Loch gebrannt worden, und der Vater der Geschädigten verlangt von dem Jungen oder dessen Vater Ersatz. Die Kunststopferei ist übrigens jetzt schon derart vollkommen, daß ein Ersatz auf diesem Wege häufig genügt und nicht unbedingt ein neuer Rock angeschafft werden muß. So haben auch die Versicherungsgesellschaften, die häufig solchen Ersatz zu leisten haben, ihre besonderen Kunststopfer an der Hand.

Das Läuten an fremden Glocken wäre in diesem Zusammenhang auch zu erwähnen. Es belästigt die Hausbewohner und kann, wenn es häufiger betrieben wird, als grober Unfug mit Geldstrafe oder Haft geahndet werden. Hier greift nun für jugendliche Missetäter das Jugendgerichtsgesetz ein. Als Jugendlicher gilt, wer über vierzehn, aber noch nicht achtzehn Jahre alt ist. Wer unter vierzehn Jahre alt ist, ist strafrechtlich nicht verantwortlich. Aber auch der Jugendliche, der zwischen vierzehn und achtzehn Jahren steht, ist nicht strafbar, wenn er zur Zeit der Tat nach seiner geistigen oder sittlichen Entwicklung unfähig war, das Ungesetzliche der Tat einzusehen oder seinen Willen dieser Einsicht gemäß zu bestimmen. Ob dies der Fall ist, hat die Strafbehörde unter Berücksichtigung aller Umstände zu prüfen. Daß man zum Beispiel nicht stehlen darf, weiß jedermann, auch der Jugendliche, ebenso, daß man kein fremdes Obst vom Baum oder von der fremden Wiese nehmen darf. Liegt aber solch ein schöner rotbackiger Apfel auf fremder Wiese, daß der Junge trotz der Kenntnis seines Unrechts sein Gelüste nicht mehr bezähmen kann, so ist es möglich, daß er noch ohne Strafe davonkommt, wenn der Richter ihm zugut hält, daß er seinen Willen nicht seiner besseren Einsicht gemäß bestimmen konnte.

Bedenklicher und folgenschwerer ist das Auslöschen von Laternen. Hier geht die Polizei rücksichtslos vor und schont mit Recht auch Jugendliche nicht. Immerhin ist die Folge eines solchen Streichs nur eine erschwingbare Geldstrafe, die natürlich meist der Vater zahlen muß, damit sein Junge, der kein Geld hat, nicht an Stelle der Geldstrafe eine Haftstrafe absitzen muß.

Viel schwerer, meist mit Gefängnis, wird das Eindrücken von Feuermeldern und das mutwillige Alarmieren der Feuerwehr bestraft. Es sind jetzt Vorrichtungen getroffen, wonach der Missetäter bei der Tat durch selbsttätige Auslösung photographiert wird, so daß seine Feststellung leicht erfolgen kann. Mit Recht werden hier hohe Strafen verhängt, denn der Pflichteifer der Berufsfeuerwehr wird durch solche Handlungen auf eine harte Probe gestellt. Es muß also im Interesse der öffentlichen Sicherheit gegen derartige Streiche mit aller Schärfe vorgegangen werden.

Am schlimmsten und folgenschwersten sind Jungenstreiche gegen Verkehrsmittel, zum Beispiel das Lockern der Bremse eines auf abschüssiger Straße stehenden Wagens. Die Folgen sind hier oft fürchterlich. Der Wagen rast die Straße abwärts und hat neben großem Sachschaden häufig Verletzung oder gar den Tod eines Menschen zur Folge. Ganz abgesehen davon, daß durch solche Streiche der Junge eine schwere Schuld sein Leben lang auf sein Gewissen lädt, sind die zivil- und strafrechtlichen Folgen für den Täter verhängnisvoll. Er ist zu hohem Schadenersatz verpflichtet, der meist wieder den Vater trifft, falls dieser nicht die Erfüllung seiner Aufsichtspflicht beweisen kann, und es erfolgt außerdem noch Bestrafung wegen Körperverletzung oder gar fahrlässiger Tötung. Schon mancher Junge hat mit solch einem Dummejungenstreich den Grund zu einem verfehlten Leben gelegt. Also Hände weg von solchen Streichen!

Es könnte natürlich noch eine unabsehbare Anzahl von Jungenstreichen angeführt werden. Man wirft mit Steinen, und der Stein beschädigt etwa ein großes Schaufenster. Man sticht gegeneinander mit dem Federhalter, und die Feder verletzt das Auge eines Kameraden. Man zieht jemand einen Stuhl weg, der sich gerade setzen will; der Betroffene fällt hierbei so unglücklich, daß er sich innere Verletzungen zuzieht. Die Beispiele zeigen, daß auch solche Streiche hohe Schadenersatzansprüche meist gegen die Eltern oder diejenigen, die den Jungen zu beaufsichtigen haben, nach sich ziehen, wenn diese nicht den Beweis der Erfüllung ihrer Aufsichtspflicht erbringen.

Diese Auswahl von Jungenstreichen mag für diesmal genügen. Es geht hieraus hervor, daß selbst scheinbar harmlose Streiche übel ausgehen können. Wenn auch die Jugend gewiß sich freuen und austoben soll, so darf sie doch niemals vergessen, daß auch hier nur allzu oft kleine Ursachen große Wirkungen haben können.

Briefmarken-Kamerad

Frankreich: Neue Freimarke: 5 Frs. sepia Mont St. Michel, die berühmte gotische Inselkirche an der bretonischen Küste. Staatsschuldentilgungsmarke 1.50 + 3.50 Frs. mit der berühmten Mädchenstatue von der Reimser Kathedrale, genannt das „Lächeln von Reims".

Finnland gab eine Wohlfahrtsreihe aus zugunsten des Roten Kreuzes: 1 Mark + 10 Penni zinnober und karmin Flagge mit rotem Kreuz, 1½ M. + 15 P. graugrün und karmin Tuch mit rotem Kreuz, 2 M. + 20 P. dunkelblau und karmin Segelschiff mit Rotem Kreuz.

Litauen. Die fünfhundertste Wiederkehr des Todestages des litauischen Fürsten Vitautus wurde durch Ausgabe einer Jubiläumsreihe gefeiert. Inschrift: „Vitautus Didysis 1430—1930". Werte: 2 Cent. dunkel- und hellbraun, 3 C. lila und dunkelbraun, 5 C. orange und grün, 10 C. grün und lila, 15 C. lila und rot, 30 C. lilarot und dunkelblau, 36 C. hellgrün und lilarot, 50 C. blau und grün, 60 C. rot und blau Bildnis des Großfürsten im Ornat, 1 Litas rötlichlila, graubraun und blaugrün Vitautus zu Pferde, im Hintergrund die aufgehende Sonne. Vitautus war der letzte selbständige Fürst von Litauen;

bald nach seinem Tod wurde das Land von Moskau abhängig.

Niederlande. Zugunsten der „Vereeniging Rembrandt", einer Gesellschaft zur Förderung der Kunst, wurde eine Werbereihe ausgegeben, die im Vordergrund den Kopf Rembrandts, im Hintergrund die Staalmeesters, das berühmte Bild Rembrandts, zeigt. Werte: 5 + 5 Cents blaugrün, 6 + 5 C. sepia, 12½ + 5 C. dunkelblau.

Rußland. Neue Wohlfahrtsmarken für die Kinderfürsorge zeigen die gleichen Darstellungen wie im vergangenen Jahre, nur die Farben haben gewechselt. Werte: 10 + 2 Kop. oliv Schüler in einer Gewerbeschule, 20 + 2 Kop. dunkelgrün obdachlose Kinder bei der Feldarbeit. Das zehnjährige Bestehen der Roten Kavallerie wurde durch eine Gedenkreihe gefeiert: 2 Kop. grün Kavallerie, die Toten auf dem Schlachtfeld ehrend, 5 Kop. braun Kavallerie beim Angriff, 10 Kop. olivbraun Kavallerie zum Angriff bereit, 14 Kop. dunkelblau und karmin Karte von Rußland, auf der rote Flaggen und Marschlinien die Operationen in der Krim, im Kaukasus und in Sibirien zeigen, darüber Kavallerie auf dem Marsch.

Mißglückter Überfall / Nach einem Gemälde von W. Gräbhein.

Ungarn. In diesem Jahre begeht Admiral Horthy das Jubiläum seiner zehnjährigen Reichsverweserschaft. Aus diesem Anlaß erschien eine Gedenkreihe mit dem Bildnis dieses Staatsmannes. Inschrift: „Horthy Miklos 1920—1930". Werte: 8 Filler grün, 16 F. lila, 20 F. rot, 32 F. braun, 40 F. blau.

Vereinigte Staaten von Amerika. Eine neue Flugpostmarke erschien: 5 Cents lilarot Erdball mit ausgebreiteten Flügeln im Strahlenlicht.

Denksportaufgaben

Kennst du deine Uhr? Diese Aufgabe mußt du lösen, ohne auf deine Uhr gesehen oder an ihr Versuche vorgenommen zu haben. Auch sollst du dich nicht erst lange besinnen. Sage also, bitte, ohne auf die Uhr zu sehen und ohne sie zu berühren, sofort: Wenn um zwölf Uhr die beiden Zeiger übereinander stehen, wie oft und wann werden diese Zeiger in den nächsten zwölf Stunden wieder übereinander stehen?

Wenn du glaubst, die Aufgabe richtig gelöst zu haben, dann darfst du sie auch einmal praktisch lösen und ausrechnen, warum die beiden Zeiger sich in den fraglichen Augenblicken so oft decken.

Eine umständliche Viehzählung. Ein Bauer, dessen Viehweiden an einer belebten Verkehrstraße gelegen waren, wurde oftmals nach der Anzahl seiner Kühe gefragt. Um jede Lust nach weiteren neugierigen Fragen im Keime zu ersticken, pflegte er zu antworten: „Ich habe weniger Kühe, als das Jahr Wochen hat. Wenn ich meine Kühe paarweise aus dem Stall treibe, dann bleibt zum Schluß immer eine Kuh übrig; wenn ich meine Kühe zu dreien aus dem Stall treibe, dann bleiben zum Schluß immer zwei Kühe übrig; wenn ich meine Kühe zu vieren aus dem Stall treibe, dann bleiben zum Schluß immer drei Kühe

übrig; wenn ich aber meine Kühe zu fünfen aus dem Stall treibe, dann bleiben zum Schluß gar keine Kühe übrig."

Wieviel Kühe hatte der Bauer?

Die geheimnisvolle Stadt. Der Name einer bekannten Stadt hat vier Buchstaben. Setzt man statt jedes Buchstabens die Zahl seiner Stelle im Alphabet, also statt a 1, statt b 2 und so weiter, statt z 25, und zieht man alsdann die erste Zahl von der Summe der übrigen Zahlen ab, so erhält man 33; zieht man die zweite Zahl von der Summe der übrigen Zahlen ab, so erhält man 27; zieht man die dritte Zahl von der Summe der übrigen Zahlen ab, so erhält man 3; und zieht man endlich die vierte Zahl von der Summe der übrigen Zahlen ab, so erhält man 11.

Wie mag die geheimnisvolle Stadt wohl heißen?

„Bremen"-Flugzeug im dichten Nebel durch Radio 350 km weit zum Mutterschiff zurückgesteuert

Unlängst wurde eine neue Glanzleistung des Radiosicherheitsdienstes bekannt. Auf einer der Fahrten des Lloyd-Dampfers „Bremen" nach Neuyork war, wie üblich, das „Bremen"-Postflugzeug in etwa 1100 Kilometer Entfernung von der Küste mit Hilfe des Katapults mit der Post nach Boston abgeflogen. Unterwegs geriet das Flugzeug jedoch in dichten Nebel. Auch die Wetterberichte von den Küstenstationen, die mit dem Telefunken-Flugzeug-Radio aufgenommen wurden, lauteten ungünstig. Der Führer entschloß sich zur Rückkehr. Wie aber im Nebel den Weg zum Mutterschiff, das in schneller Fahrt auf Neuyork zusteuerte, zurückfinden?

Das Radio hat es ermöglicht. Auf Aufforderung der Funkoffiziere der „Bremen" sandte das Flugzeug alle zehn Minuten Richtungszeichen für den Telefunkenpeiler an Bord der „Bremen". Dank der so erhaltenen Peilungen konnte die „Bremen" mit ihrer Debeg-Bord-Funkstelle dem Flugzeugführer genau die zu steuernden Kurse zurücktelegraphieren. Und richtig, das Flugzeug fand auf diese Art in dichtem Nebel sicher seinen Weg! Um fünf Uhr abends bemerkten die Flieger die nach oben gerichteten Scheinwerfer der „Bremen", und kurze Zeit darauf war die Flugmaschine glücklich an Bord des Mutterschiffes geborgen.

*

Silbenrätsel

Jüngst — es war ein Abend köstlich milde —
Lagerte ich auf der 1 allein
Unter einer 3, 4. Durchs Gefilde
Schweiften voller Lust die 1, 2 mein;
Bot die Wiese, mit der Blumen Zier,
Doch die schönste 1, 2, 3 und 4.

Plötzlich Tritte hinter meinem Rücken.
Doch kein Vagabund? Ich spring' empor,
Um den Ruhestörer zu erblicken,
Zieh' beherzt auch gleich 4, 2 hervor.
Aber schnell steckt' ich ihn ein verwirrt
Und rief: „1, wie hab' ich mich geirrt!"

Nur ein alter Schäfer kam gegangen,
Bot treuherzig guten Abend mir,
Und melodisch Herdenglocken klangen
Mir herüber dort von 3 und 4.
Hab' ich doch, dacht' ich und schritt nach Haus,
Zu dem Wort nun auch den Ohrenschmaus.

Auflösungen der Rätsel von Seite 528:

Des Ostereier-Kreuzworträtsels: Waagrecht: 1. Ase, 4. Frohe, 6. Lea, 7. Ede, 9. es, 11. Ostertage, 15. es, 16. Rio, 17. AG., 18. Riga, 20 Rade, 23. Gastein, 26. Seile, 27. Elm; senkrecht: 1. Ara, 2. so, 3. Ehe, 4. Fest, 5. Edda, 6. Lessing, 8. Engadin, 10. Uri, 11. Oer, 12. Era, 13. Tor, 14. Ege, 19. Glas, 21. Arie, 22. Stil, 24. See, 25. Elm. — Frohe Ostertage! — Des Silbenversteckrätsels:

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen.

(Adolf Böttger)

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Die Zeugnisse fielen für alle gut aus, und auf dem Weihnachtstisch fanden die Jungen manches, was sie sich heimlich gewünscht hatten. Am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages standen die sechs mit ihrem getreuen Pauper wieder auf dem Bahnhof, um in den winterlichen Harz zu fahren. Detlev gab ihnen das Geleit; er konnte ja dieses Mal nicht mit, aber er verbarg seine Traurigkeit darüber gut und winkte ihnen herzlich nach, besonders seinem Bruder, denn seit er damals das Opfer für Günter brachte, hatte er den Jüngeren noch fester als vorher in sein Herz geschlossen. Günter winkte mit der Fahne zurück und hatte feuchte Augen, weil der Bruder zu Hause bleiben mußte.

Bis Hildesheim fuhren die Jungen. Die alte Stadt gefiel ihnen sehr. Sie sahen alles gründlich an und wurden nicht müde, sich der schönen Bauten zu freuen. Hierauf ging der Marsch nach Goslar und dann am Romkerhaller Wasserfall vorbei in den Harz hinein. Es war richtiger Winter, und weicher, hoher Schnee lag überall. Die Bäume waren schwer beladen mit der weißen Last, der Schnee knirschte unter den Schritten, und über alledem spannte sich hellblauer Himmel und die Sonne schien. Schlitten waren auch dabei, und sogar ein Paar Schneeschuhe schleppte Hans mit, obwohl auch er die schwierige Kunst des Schneeschuhlaufens nur erst aus Büchern, also gar nicht beherrschte. So gab es denn natürlich viel Spaß für die Jungen, als Hans an einem nicht zu steilen Hang zuerst sein Heil mit den Brettern versuchte und Pauper verzweifelt bellend hinter seinem Herrn herrannte, um ihn dann am Hosenboden hochzuzerren, als Hans den Kopf unfreiwillig in eine Schneewehe gesteckt hatte. Immer wieder machte Hans neue Versuche, wenn er auch noch so dumm stolperte, und schließlich gelang es ihm sogar, richtig hinunterzukommen, wenn er dabei auch komisch mit den Armen fuchtelte.

Die Jungen bekamen nun Lust, und einer nach dem andern versuchte sein Heil, wobei es sich zeigte, daß Albrecht entschieden am meisten Begabung dafür hatte.

Dann ging es wieder ans Rodeln. Auch Pauper sollte mitfahren, sprang aber jedesmal wieder ab, wenn der Schlitten richtig in Fahrt kam; er hatte kein Vertrauen zu diesen Dingern. Bewegung und frische Luft machten ziemlich hungrig und die Jungen futterten gewaltig, als sie sich müde getobt hatten. Dann ging der Marsch weiter bis zu einem Ort, wo sie auf dem Heuboden einer Gastwirtschaft Bleibe bekamen.

Am nächsten Tag kletterten die Jungen auf den Brocken. Von diesem Berg waren sie eigentlich enttäuscht; sie hatten ihn sich gewaltiger vorgestellt, und vor allem störte sie das die Naturstimmung beeinträchtigende Hotel da oben. Entschädigt wurden sie dann aber doch reichlich durch die unvergleichliche Aussicht, die an diesem Tag so klar und weit war, wie sie es dort nur ganz selten zu sein pflegt. Sogar Pauper schaute bedächtig ins weite Land, so daß Ullo behauptete, auch ein Hund könne Sinn für die Schönheit der Natur haben, und sich ordentlich ärgerte, als die andern darüber lachten.

Gilt's? / Phot. Eduard Schlochauer, Berlin.

Auf den Feuersteinklippen versuchte sich die Schar im Klettern. Trotzdem von hinten eine Art Treppe mühelosen Aufstieg ermöglichte, hielten sie es für unter ihrer Würde, da hinaufzukraxeln; mit Gewalt wollten sie die

Wand von vorne bezwingen. Ja, das hatten sie sich nun allerdings zu einfach vorgestellt. In Mecklenburg gibt es keine Felsen, und auch der beste Turner ist nicht ohne weiteres zugleich ein Bergsteiger. Am weitesten hinauf kam noch Hans. Der war schon recht hoch und kletterte noch, als die andern das aussichtslose Unternehmen bereits aufgesteckt hatten. Sie standen unten und sahen zu. Ullo bekam es mit der Angst. „Er stürzt sicher ab", sagte er. Auch den vier übrigen war bei der Sache nicht wohl. Acht Meter war Hans vielleicht hoch, als er merkte, daß er nicht weiter konnte. Nirgends eine Möglichkeit mehr, weiterzuklimmen. Nun merkte er auch, wie seine Hände steif waren von der Kälte, wie die Finger den Dienst versagten, und er merkte weiter, daß es ein Irrtum gewesen war, zu glauben, hinunter steigen könne man ja jederzeit. Nein, das konnte man nicht, das war schwerer als hinaufsteigen. Er war froh, daß er selbst in dieser verzweifelten Lage war und nicht einer der Jungen. Aber angenehm war das trotzdem nicht, ganz entschieden nicht. Nicht einmal den Kopf konnte er nach hinten drehen. Er rief zu den Jungen hinunter, daß er sich nicht lange mehr halten würde, aber ihm selbst fiel nichts ein, was hätte helfen können.

Da zeigte es sich wieder einmal, daß Karlheinz derjenige von den Jungen war, der am meisten Tatkraft und Mut besaß. Während die andern blaß und zitternd herumstanden, riß er zwei Zeltbahnen von den Tornistern, legte sie aufeinander und gab jedem der vier einen Zipfel in die Faust. „Stellt euch unter Hans! Wenn er fällt, zieht ihr die Enden straff. Haltet sie so, daß er hineinfällt! Weglaufen darf keiner, sonst ist Hans verloren."

Die Jungen begriffen, packten an und standen, den Blick starr nach oben gerichtet, in furchtbarer Angst. Karlheinz hatte inzwischen in fieberhafter Eile den starken Strick, den sie auf Fahrt immer mitführten, herausgesucht. „Halt aus, Hans, einen Augenblick noch halt aus! Ich komme."

Damit rannte er um den Felsen herum und kletterte den Aufstieg hinauf. Er kletterte so schnell, daß er ausrutschte und sich das rechte Knie bös verletzte, aber er achtete nicht darauf. Nun war er oben, nun hatte er die Stelle, unter der Hans hing. Rasch legte er das eine Ende fest um eine Zacke, vorsichtig ließ er das andere herab. „Noch nicht", rief er, als er sah, daß Hans danach greifen wollte, „noch nicht! Du mußt daran hinunter-, nicht hinaufklettern. — So, nun ist es unten. — Vorsicht! Kannst du es fassen? — So."

Hans hatte das Seil, hängte sich dran und ließ sich ein Ende herunter. Dann aber packte ihn die Erschlaffung, ein Zittern überkam ihn, die frosterstarrten Hände hielten nicht mehr, er stürzte ab. Mitten hinein in die Zeltbahn fiel er. Es gab einen mächtigen Ruck, so daß die Jungen nach vorne gerissen wurden, mit den Köpfen zusammenstießen und im Haufen über ihn kugelten. Als aber der Knäuel sich entwirrte, da zeigte es sich, daß niemand Schaden genommen hatte. Auch Hans war vollkommen heil geblieben und sofort wieder auf den Beinen. „Na, das ist ja noch einmal gut gegangen", meinte er dann, „aber ich werde mir nie verzeihen, daß ich als Führer solchen gefährlichen Unsinn angestiftet habe."

Dann setzten sie sich zusammen auf ihre Rucksäcke, denn die Geschichte war ihnen doch mächtig in die Glieder gefahren, und warteten, bis Karlheinz herunterkam.

Es dauerte lange, bis er unten war, und dann bekamen sie es aufs neue mit der Angst, denn es zeigte sich, daß sein rechtes Schienbein ganz zerschunden war; die Kniescheibe lag fast bloß und schien verletzt. Tapfer unterdrückte der Junge den Schmerz, aber all seine Tapferkeit half ihm nicht gegen die Ohnmacht, die ihn dann überwältigte. Das war ein böser Schreck für die fünf andern. In aller Eile legte Hans einen Notverband an, dann wurde der Junge in eine Wolldecke gepackt. Ullo setzte sich auf den Schlitten und hielt Karlheinz vor sich fest, Albrecht und Hans zogen den Schlitten. Günter und Helmut kamen mit dem Gepäck auf den andern Schlitten hinterher, und fort ging es wie die wilde Jagd nach Schierke hinein zum nächsten Arzt.

Der machte ein bedenkliches Gesicht, untersuchte, erneuerte den Verband und wandte sich dann zu Hans. „Der Junge kann von Glück sagen; um ein Haar wäre das rechte Knie steif geblieben. So wird nun alles wieder in Ordnung kommen, nur eine Narbe wird er zum Andenken behalten. Selbstverständlich ist an eine Fortsetzung der Wanderung für ihn nicht zu denken; er muß zwei bis drei Tage hier bleiben, meinetwegen in meiner Wohnung. Scheint ja ein ordentlicher Junge zu sein. Ich hab' da ein Zimmer frei. Dann muß er nach Hause fahren."

Darauf fragte der Doktor, wie sich das Ganze denn zugetragen habe, und als Hans alles erzählt hatte, bekam er eine gewaltige Strafpredigt zu hören, in der mit ihm als dem verantwortlichen Führer nicht gerade sanft umgegangen wurde. Es war sonst nicht Hansens Vorliebe, sich abkanzeln zu lassen, aber der Mann da hatte recht, und so hörte Hans geduldig zu, bis der Arzt von selbst schwieg. Natürlich wurde der Weitermarsch zunächst unterbrochen, und die Schar sah sich nur die nähere Umgebung an, um dafür zwei Stunden am Tag am Bett ihres Karlheinz zu sitzen, der tapfer lächelte und so tat, als sei die Wunde kaum der Rede wert.

Am dritten Tag konnte der Junge die Heimreise mit der Bahn antreten, und die Schar setzte ihre Fahrt fort. Sie zogen noch eine volle Woche durch das schöne Land, und immer gleich prächtig blieb das Wetter. Auch den Kyffhäuser besuchten sie noch und zogen vom Denkmal aus über das Ratsfeld hinunter zur Tropfsteinhöhle, kurz, sie sahen und erlebten noch viel Schönes in dieser einen Woche, aber alles machte ihnen nur halbe Freude, weil sie immer daran denken mußten, daß Karlheinz und Detlev nicht bei ihnen waren. Eine

Fahrt nur zu fünft hatten sie ja auch noch nie gemacht. Auch Pauper war nicht so munter wie vorher, hing doch auch sein treues Herz sehr an Karlheinz, der in der Heimat sein Hausgenosse war.

Hans machte sich immer noch Vorwürfe über sein Verhalten; er vergaß dabei ganz, daß er, wenn auch Führer, so doch selbst kaum achtzehn Jahre und eigentlich noch ein Junge war. Nun, jedenfalls war ihm dies eine Lehre gewesen. Er führte seine Schar schließlich noch nach Weimar, wo sie das Goethe- und Schillerhaus ansahen, und dann rief auch sie wieder die Schule.

Das letzte harte Vierteljahr vor Ostern sollte beginnen, und die Jungen fuhren wieder nordwärts, der Heimat entgegen.

Groß war ihre Freude, als sie aus dem noch fahrenden Zug heraus ihren Karlheinz erkannten, der nun schon so weit wiederhergestellt war, daß er die Freunde vom Bahnhof abholen konnte. Etwas schwer zwar setzte er noch das verletzte Bein, aber es war zu sehen, daß es bald wieder ganz in Ordnung sein würde.

Auch Detlev war an der Bahn. In seinem Arbeitzeug war er da, denn eben erst war Feierabend, und zum Umziehen hatte er keine Zeit mehr gehabt. Er sah froh und zufrieden aus, so daß Hans sich freute. Dieser wußte, daß der Junge in den gewählten Beruf hineinpaßte und auch ohne wissenschaftliche Vorbildung es darin zu etwas bringen würde. Detlevs Interesse galt hauptsächlich dem Motorenbau, Flugzeugen und Automobilen. Sonntags im Landheim, wenn der Haufe der andern zu wilden Spielen in den Forst gezogen war, bastelte Detlev oft für sich allein in der Werkstatt des Heimes. Auch eine große Mappe von Zeichnungen hatte er, aber da hinein durfte nur Hans von Zeit zu Zeit einen Blick tun, denn das gehörte zu Detlevs „Erfindung". Die meisten Erwachsenen, die zufällig etwas davon hörten, spotteten über die „Erfindungen" des Schlosserlehrlings; Hans spottete nicht, und auch Detlevs Meister tat es nicht, nachdem er einmal die Mappe hatte ansehen dürfen. Meister Kalbow war ein tüchtiger Handwerker, der sich in den Abendstunden auch mit technischen Dingen befaßte, denn er liebte sein Fach und hatte sich aus wissenschaftlichen Werken eine Kenntnis desselben angeeignet, um die ihn mancher Ingenieur wohl hätte beneiden dürfen. Meister Kalbow war überzeugt, daß Detlev berufen sei, seinen Namen einst in die Geschichte der Technik einzutragen, daß in diesem Jungen eine hohe Begabung stecke. Trotzdem erließ er ihm nichts von den schmutzigen Kleinarbeiten, die der Schlosserlehrling im ersten Jahr zu verrichten hat; er erließ ihm auch nichts von dem handwerklichen Erlernen der einfachsten Handgriffe. Er tat recht daran, und Detlev hat ihm später dafür Dank gewußt.

Die frosterstarrten Hände hielten nicht mehr, Hans stürzte ab. Mitten hinein in die Zelbahn fiel er.

Auch Hans war überzeugt davon, daß Detlev einmal als Erfinder sich einen Namen machen werde. Wohl wußte er, daß der Junge auf der Schule trotz leidlichem Fleiß immer zu den Schlechtesten der Klasse gehört hatte, aber er wußte auch, daß mancher, der in der Schule kaum mitkam, im Leben dann die Kameraden überflügelt hatte, wie Justus von Liebig und Hunderte berühmter Männer. Nun, daß Detlev etwa ein zweiter Edison würde, nahm Hans zwar nicht an, aber er verstand selbst allerlei von technischen Dingen, wollte er doch Ostern auf die Technische Hochschule ziehen, und er sah, daß Detlev nur so zuflog, was er sich mühsam einpauken mußte, daß der Junge der geborene Ingenieur war. Dem würde das Fehlen des Einjährigenzeugnisses den Weg nach oben nicht versperren können, darin hatte er sich damals getäuscht.

Auch Detlev hatte diesen Glauben an sich, und mit

keinem Gedanken mehr grollte er dem jüngeren Bruder, daß dieser nicht hatte verzichten wollen. Nein, so, wie alles gekommen war, war es am besten. Er selbst fühlte sich ja viel wohler in der Werkstatt als im Klassenzimmer, viel freier bei seinen Zeichnungen als bei Kägis griechischer Grammatik. Er hatte Freude am Beruf, und das ließ ihn auch über den Schmerz hinwegkommen, daß er nun so manche Wanderfahrt nicht mitmachen konnte. So begrüßte er denn auch herzlich und frei die Freunde, die aus dem winterlichen Gebirge zurückkehrten, am herzlichsten aber seinen Bruder Günter.

Ja, jetzt hieß es aber ernstlich arbeiten. Um auf die Fahrten nicht verzichten zu brauchen, setzte Hans kurz entschlossen bis Ostern alle Nestabende ab. Das gab einen mächtigen Entrüstungssturm bei den Jungen, denen jeder Nestabend durch Hans immer zu einem neuen Erlebnis geworden war. Doch Hans ließ sich nicht umstimmen, das Gesagte behielt Geltung. Er selbst war zwar ziemlich sicher, sogar von der mündlichen Prüfung entbunden zu werden, und daran, daß jeder der andern versetzt würde, war gar nicht zu zweifeln. Aber es kam eben darauf an, auch auf einen guten Platz zu kommen, und vor allem ging es um Karlheinz, der ja dann seine Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestehen sollte. Im April wurde der Junge dreizehn und konnte so dem Alter nach in die neue Obertertia mit hinein. Aber welch eine Leistung bedeutete das! Dazu hätte er vier Jahre Latein, zwei Jahre Französisch, ein Jahr Griechisch und einen guten Teil Geometrie und Arithmetik in noch nicht einem Jahr Einzelarbeit sich einpauken müssen, damit er diese Prüfung für die Obertertia bestehen konnte. Hieß das nicht Übermenschliches von dem Jungen verlangen?

Abb. 1. Die Heeresbrieftaubenanstalt in Berlin-Spandau / Phot. Atlantik, Berlin.

Oberlehrer Doktor Runge war trotzdem entschlossen, den Versuch zu machen, da Karlheinz hochbegabt war und eisern gearbeitet hatte, und die Genehmigung der Oberschulbehörde für diese Aufnahmeprüfung hatte Doktor Runge auch bereits erhalten.

So arbeitete Karlheinz nun fieberhaft für dieses hohe Ziel, und hauptsächlich seinetwegen setzte Hans für dieses Vierteljahr alle Nestabende ab. Die Fahrten aber versammelten regelmäßig alle Sieben, und jeder von ihnen holte sich aus der frischen winterlichen Waldluft Kraft und Freude zu neuem Bücherbüffeln.

Die vier Jungscharen kamen unter ihren tüchtigen Führern nun auch ordentlich in Schwung, und eine wahre Freude war es für Hans, zu sehen, wie da aus „Touristenklubs" richtige Jungengruppen heranwuchsen. Die Spreu schied sich vom Weizen; wer nicht der Kerl war, ein echter Wandervogel zu sein, der schwamm wieder ab, und als der Januar zu Ende ging, da waren nicht mehr fünfzig Neulinge da, sondern nur noch dreißig. Das aber waren Jungen, die das Zeug hatten, tüchtige Scholaren und vielleicht später sogar tüchtige Führer zu werden. Die Sieben hatten ebenso wie jede der vier Jungscharen ihr eigenes Gruppenleben, denn das wollte Hans, und so war es auch richtig. Allerdings, man traf einander im Landheim, man machte gemeinsam Kriegspiele oder trug Gruppenspiele und Wettkämpfe aus, aber in der Regel blieb jede Gruppe mit ihrem Führer für sich.

In dieser Zeit war es, wo Hans Runge und Ernst Ehlers sich in schöner und inniger Kameradschaft zusammenschlossen. Ernst Ehlers war Klassenerster der Unterprima gewesen zu der Zeit, wo Hans in die Klasse kam. Schon von Anfang an hatte Hans für seine Gedanken und Pläne bei ihm Verständnis gefunden, und gewiß wäre Ernst auch Wandervogel mit Leib und Seele geworden, hätte seine Gesundheit das zugelassen. Aber Ernst Ehlers war gelähmt und an den Krankenstuhl gefesselt, den er nur verließ, wenn man ihn zum Schlafen bettete. Dies harte Schicksal hatte es ihm von jeher unmöglich gemacht, bei den Spielen und Unternehmungen der Schulkameraden dabei zu sein, und niemand wußte, wie sehr er darunter gelitten hatte, welches stille, große Heldentum in dem Jungen steckte, von dessen Lippen nie eine Klage kam. Er hatte dann die Kraft zur Entsagung gefunden und sich eine eigene

Welt gebaut, indem er ganz den Büchern lebte, die den geistigen Reichtum der Menschheit ausmachen. In der Literatur, in der Kunst- und Völkergeschichte, in der Philosophie und in den Religionen aller großen Kulturzeitalter war er zu Hause; das war seine Welt, und in ihr lebte sein Geist und vergaß die Gebrechlichkeit des Leibes, in dem er wohnte. Doch es gibt auch rohe Seelen, und solche waren unter seinen Mitschülern, die ihn fühlen ließen, daß sie ihn nicht für voll rechneten, daß er ein Krüppel war. Das traf sein weiches Gemüt hart; jedoch fand er schließlich die Kraft, sich darüber hinwegzusetzen, und es genügte ihm, daß sein Geist und Verstand die andern weit hinter sich ließen und in der Schule niemand es ihm gleichtat. (Fortsetzung folgt)

Abb. 2. Das Auflassen von Brieftauben / Phot. Atlantik, Berlin.

Die Brieftaube im Staatsdienst

Von Willmar Hager / Schluß

Den schönsten Lohn findet der Brieftaubenzüchter erst dann, wenn seine jahrelangen Mühen mit Erfolg gekrönt sind. Wer solche Erfolge erzielen will, muß seine Tauben nach Fähigkeiten und Leistungen, Körperbau, Fluggeschwindigkeit und Orientierungsvermögen genau kennen, denn dies ist von großer Wichtigkeit für die Zusammenstellung der einzelnen Paare im Frühjahr. Die aus guten Zuchtpaaren gezüchteten Jungtauben müssen frühzeitig zur Selbständigkeit erzogen und täglich einige Zeit in Flugbewegung gehalten werden. Ohne diese Tätigkeit wäre es unmöglich, Brieftauben von großen Entfernungen aus fliegen zu lassen, bei denen sie zwei Tage und noch länger unterwegs und gänzlich auf sich selbst angewiesen sind. Die jungen Tauben, das heißt die ungefähr sechs bis sieben Monate alten, werden, nachdem sie im Alter von drei bis vier Monaten an die Umgebung des Schlages gewöhnt sind, auf wenige hundert Meter vom Schlage entfernt aufgelassen und müssen sofort ihrem Schlag zufliegen. Dieses Auflassen wiederholt man von allen Himmelsrichtungen aus. Dann vergrößert man die Entfernungen und läßt die Tauben von 5, 10, 20, 50 bis 80 Kilometer im ersten Jahre fliegen. Dadurch wird das Orientierungsvermögen der Tiere immer mehr verfeinert. Manche Züchter lassen ihre Jungtiere sogar noch von 100, ja selbst 200 Kilometer fliegen. Dieses Verfahren ist jedoch nicht richtig. Der Knochenbau und die inneren Organe der Jungtauben haben sich noch nicht so ausgebildet, daß sie ohne Schaden für die spätere Entwicklung solchen Anstrengungen, die ein Flug von 200 Kilometer, noch dazu oft gegen Wind und bei schlechtem Wetter, mit sich bringt, gewachsen sind.

Im zweiten Jahre kann die Ausbildung ohne Schaden für die Taube bis 500 Kilometer ausgedehnt werden. Bei dieser Ausbildung im zweiten Jahre scheidet sich die Spreu von dem Weizen, das heißt, die guten, leistungsfähigen Tauben kommen auch bei ungünstigem Wetter schnell und sicher zurück, die minderwertigen, schwächlichen gehen verloren. Ein Brieftaubenfachmann

Abb. 3. Jede Taube wird, ehe sie in die Tasche des Umhangs eingeführt wird, in eine an beiden Seiten offene Leinwandhülle gesteckt, damit ihr Gefieder beim Herausziehen nicht beschädigt wird / Phot. Atlantik, Berlin.

wird nun aus den guten Tauben die geeigneten Paare zusammensetzen und davon durchschnittlich auch eine gute, leistungsfähige Nachzucht erhalten. Bei einem solchen Verfahren wird er in mehreren Jahren einen guten Stamm Reisebrieftauben haben, der auch auf 1000 Kilometer nicht versagt. Außer der Ausbildung der Brieftauben muß der Züchter gründlich unterrichtet sein in Zucht- und Vererbungsfragen, er muß Krankheiten und besondere Gewohnheiten seiner Tiere kennen, die Mauser, das heißt den alljährlichen Wechsel des Federkleides, beobachten, die verschiedenen zu verabfolgenden Futtersorten prüfen und die Fütterungsart richtig durchführen.

Gunther Plüschow (links) legt die Flugroute für seinen ersten Flug über Feuerland fest / Phot. Deutsches Lichtspiel-Syndikat.

Aus dem vorstehenden ist ersichtlich, daß für eine erfolgreiche Brieftaubenzucht ein umfangreiches Wissen, ja man möchte fast sagen Studium notwendig ist. Wie wertvoll aber gute Brieftauben sind, mag daraus hervorgehen, daß für eine Taube oft von hundert bis zu mehreren tausend Mark bezahlt wird. Es ist kein Ausnahmefall, daß zum Beispiel Ende der neunziger Jahre der Besitzer eines Rennpferdes, das 17 000 Mark gekostet hatte, dieses für eine einzige Brieftaube umtauschte.

Auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus muß dem Brieftaubensport mehr Beachtung geschenkt werden, als es bisher der Fall war. Werden doch alljährlich von den Sportvereinen für Futter, Transportgeräte, Bau von Schlägen, Fracht- und Reisekosten beim Übungsfliegen, für Einsatz- und Preisgelder, Fuß- und Gummiringe, Ausstellungen und so weiter rund 17 Millionen Mark umgesetzt, woran fast alle Gewerbe, Handwerker, Landwirte und das Reich beteiligt sind. Noch nicht gerechnet ist dabei der Fleischwert, der von denjenigen Brieftauben erzielt wird, die für den Brieftaubensport und den Nachrichtendienst ungeeignet sind. Wenn man diesen mit etwa 200 000 Mark ansetzt, so ist dies nicht zu viel, denn der jetzige Bestand an Brieftauben in den Händen von Privatzüchtern beträgt allein über eine Million. Von diesen Tauben werden jährlich rund eine Million Jungtauben gezüchtet, wovon zweihundert- bis dreihunderttausend dem Schlachtmesser verfallen. Berechnet man eine Schlachttaube mit nur 75 Pfennig, so ergibt sich die oben angeführte Summe von etwa 200 000 Mark.

Auch für die Landwirtschaft ist die Taube von großem Nutzen. Sie hält die Äcker von Unkraut frei. Mit dem Märchen, daß die Tauben Saatkörner aus dem Boden holen, muß gründlich aufgeräumt werden, denn die Taube ist kein Scharrvogel, sondern sie kann nur das Korn aufpicken, das offen auf der Erde liegt. Ist dieses ein nicht untergedrilltes Saatkorn, so würde es sowieso nicht aufgehen, sondern zwecklos verwesen. Jahrzehntelange einwandfreie Beobachtungen an mehreren hundert Jungtauben, deren Kropfinhalt untersucht wurde, haben ergeben, daß sich Hunderte von Unkrautkörnern in jedem Kropf befanden und nur zehn bis achtzehn Getreidekörner.

Nicht zuletzt sei erwähnt, daß die Brieftaube auch wichtige Dienste auf anderm als kriegerischem Gebiete leistet. Bei Hochgebirgstouren werden Brieftauben mitgenommen, um bei Unglücksfällen Mitteilung zur nächsten Rettungstation gelangen zu lassen, da andere Nachrichtenmittel nicht vorhanden sind. Erst in den letzten Jahren haben die Brieftauben auch in dieser Hinsicht sehr gute Dienste geleistet. Auch die Küsten- und die Fischereischiffe in England, Holland, Dänemark und so weiter nehmen, da ihnen auf ihren kleinen Fahrzeugen keine andern Nachrichtenmittel zur Verfügung stehen, Brieftauben mit, um sie erforderlichenfalls zu Meldezwecken zu verwenden, was bereits mehrere Male mit gutem Erfolge geschehen ist. Leuchttürme, Feuerschiffe, Flugzeuge, Freiballone und so weiter verwenden Brieftauben zu Nachrichtenzwecken; auch Landärzte bedienen sich der Brieftauben, um die Rezepte für die herzustellenden Arzneien in die Apotheke zu schicken, wenn sie gleichzeitig in mehreren entlegenen Ortschaften Krankenbesuche machen müssen und die Arzneien dringend gebraucht werden.

Man sieht, wie vielfältig die Verwendungsmöglichkeiten der Brieftaube sind. Daß aber auch unser kleines Reichsheer sich an der Weiterentwicklung des Heeresbrieftaubenwesens besonders beteiligt, zeigen die zweckdienlichen Einrichtungen der Heeresbrieftaubenanstalt in Spandau, der Lehr-, Zucht- und Traditionstätte des ehemaligen und des heutigen Heeresbrieftaubenwesens.

In der Heeresbrieftaubenanstalt Spandau, die unsere erste Abbildung zeigt, werden die Brieftauben ihrem Zweck entsprechend ausgebildet. Die älteren Tauben fliegen aus Entfernungen von 300 bis 500 Kilometer. Die Jungtauben, die als Rekruten bezeichnet werden können, müssen erst das Fliegen um den Schlag lernen, dann folgen kurze Flüge bis 50 Kilometer Entfernung aus allen Richtungen. Die Beförderung der Tauben zu den Auflaßorten erfolgt bis zu 50 Kilometer mit einem Motordreirad, wie unser zweites Bild erkennen läßt. Die Tauben werden dadurch an den Aufenthalt in Transportbehältern gewöhnt. Das Einfliegen geschieht gruppenweise zu drei bis vier Stück. Zu diesem Zweck werden Tauben aus dem großen Transportkorb auf dem Dreirad genommen und in einen zusammenlegbaren kleinen Käfig gesetzt, worin sie kurze Zeit verbleiben. Durch Öffnen der Rückwand des Klappkäfigs wird den Tauben freier Flug gegeben. Während der eine Mann den Abflug leitet, beobachtet der andere die Tauben beim Abflug, zeichnet die genaue Abflugzeit auf und stellt fest, wie lange die Tauben brauchen, ehe sie sich orientiert haben, das heißt die Richtung nach dem Heimatschlag einschlagen. Bei Ankunft der Tauben auf dem Heimatschlag wird durch eine sinnreiche Einrichtung ein Läutewerk in Tätigkeit gesetzt, das dem Büro der Anstalt die Ankunft anzeigt. Durch diese Maßnahme wird genau festgestellt, wie lange jede Taube zur Zurücklegung der Flugstrecke gebraucht hat. Wenn die Tauben sicher eingeflogen sind, werden sie an die Beförderung in feldmäßigen Geräten gewöhnt.

Die dritte Abbildung stellt eine Radfahrpatrouille dar, die mit Brieftauben ausgerüstet wird. Der Mann am Fahrrad ist mit einem Umhang versehen, in dem auf der Brust- und Rückenseite je zwei, zusammen also vier Tauben, untergebracht werden können. Um das Gefieder der Tauben vor Beschädigung zu schützen, werden sie vor dem Einsetzen in die Taschen des Umhangs in kleine Schutzbeutel gesteckt. Dieser Taubenumhang bewahrt die Tauben während der Beförderung vor Stoß und Erschütterung, da der Radfahrer oder Reiter — letzterer ist ebenfalls mit diesem Gerät ausgerüstet — die beim Reiten und Radfahren entstehenden Stöße mit seinem Körper auffängt. Um den Tauben bei längerer Reise in den engen Taschen des Umhanges die Beweglichkeit zu erhalten, werden sie bei jeder Ruhepause und im Quartier aus den Schutzhüllen genommen und in einen zusammenlegbaren Klappkäfig gesetzt. Auf dem zweiten Bilde trägt der zweite Mann den zusammenlegbaren Käfig auf dem Rücken.

Ferner werden die Tauben an das Tragen von Depeschengerät wie Hülsen, die am Bein, den Schwanzfedern und auf dem Rücken befestigt sind, gewöhnt. Auch kleine Photoapparate mit Selbstauslösung tragen die Brieftauben und machen damit während des Fluges gute Aufnahmen. Einer Brieftaube kann man eine

Der „Silberkondor" nach der Landung im Agostini-Fjord / Deutsches Lichtspiel-Syndikat.

große Tageszeitung mit sämtlichen Anlagen zwölfmal mitgeben. Dies wird dadurch ermöglicht, daß durch ein besonderes photographisches Verfahren zwölfhundert Buchstaben auf 1 Quadratzentimeter gebracht werden.

Im vorstehenden konnte von der Tätigkeit auf der Heeresbrieftaubenanstalt nur ein Teilbild entworfen werden. Versuche, wissenschaftliche Arbeiten, Lehrtätigkeit und noch manches andere erfordern ein Personal, das für diese Arbeit ganz besonders veranlagt ist.

Der „Silberkondor" über Feuerland

Das gewaltige Dreieck von Südamerika läuft ganz im Süden, schon nicht mehr weit von den Polargebieten, in eine schmale Spitze aus. Ein Blick auf die Karte sagt uns, daß sie vielfach zerrissen und zerklüftet ist, zersplittert in Inseln und Inselchen. Ganz weit unten liegt das berüchtigte Kap Hoorn, das die Seefahrer seit alten Zeiten gefürchtet haben und vor dem schon mancher brave Matrose sein Grab in den Wellen fand. Im allgemeinen findet man in den Geographiebüchern über die „Terra del Fuego", wie die spanischen Entdecker die Inselwelt jenseits der Magalhäesstraße genannt haben, nicht viel gesagt. Erst seit etwa fünfzig Jahren hat man das Feuerland etwas genauer erforscht. Es war dort für die Entdeckungsreisenden nicht viel zu holen. Wild und unwirtlich sind diese Felseninseln, ewig brausen die Stürme durch die Fjorde und über die mächtigen Gletscher, die ihre Eismassen bis in das klare blaue Wasser der Buchten herabsenden. Der Pflanzenwuchs ist dürftig. Es wachsen dort nur Heidekraut und immergrüne Büsche; Zwergbuchen und Binsendickicht überziehen das Land, wo nicht der nackte Fels zutage tritt.

Die „Feuerland" vor dem Marinelli-Gletscher an

ıte Darwin / Phot. Deutsches Lichtspiel-Syndikat.

Die Menschen, die hier wohnen, hat man früher „Pescheräh" genannt. Sie gehören drei verschiedenen Stämmen an und sind an Kopfzahl gering. Im ganzen mögen es etwa ihrer dreitausend sein. Sie sind nicht groß, gelbhäutig und schlagen sich, so gut es geht, als Fischer und als Jäger durch das Dasein. Zum erstenmal hat 1616 Le Maire das Kap Hoorn umsegelt, nachdem bereits 1520 Magalhães die nach ihm benannte Meeresstraße erreicht hatte. Seitdem haben die Feuerländer manchen stolzen Dreimaster und auch manchen Dampfer vor ihren Küsten gesehen.

Sie waren an stattliche Schiffe gewöhnt und mögen wohl ihre platten Nasen ein wenig gerümpft haben, als eines Tages ein ganz kleiner, armseliger Segelkutter in der Bucht vor dem gewaltigen Marinelligletscher vor Anker ging, wie wir auf unserm Vollbild sehen können. Auch diese Naturkinder sind bereits so viel mit der Zivilisation in Berührung gekommen, daß durchaus nicht mehr alles Eindruck auf sie macht. Als nun aus dem kleinen Segelschiff hundert Kisten an Land geschafft wurden, da war es zunächst nur Neugier, die sie an die Landungstelle trieb. Die Kisten wurden ausgepackt. Was da alles für sonderbare Dinge zum Vorschein kamen! Blankes Metall und Holz, Eisenstangen und Bänder, flache Platten und Maschinenteile, und zwei Männer machten sich daran, dies zusammenzusetzen.

Eine mühsame, viele Wochen dauernde Arbeit war es, und die Fremden waren auf ihrem Posten, ob die Sonne schien oder ob der Schneesturm über das kristallklare blaue Wasser heulte und die Flocken in wildem Tanz hinaufjagte über die zerklüfteten Eismassen der Gletscher. Tag für Tag kamen die Eingeborenen aus ihren armseligen Hütten heraus und sahen sich die nach

ihrer Meinung zwecklose Arbeit an, machten sich schließlich lustig über die weißen Männer, die sich plagten und wohl selbst nicht recht wußten, warum. Das war kein Schiff; das war ein luftiges Gestell mit einem großen Kasten, in dem sich kein Mensch den Wellen anvertrauen mochte. Dann kamen große Flächen zum Vorschein, die neben, über und unter dem Kasten angebracht wurden, und eines Tages war das sonderbare Spielzeug fertig. Die Männer setzten sich hinein. Die Maschinen surrten, geradeswegs ging es den Strand hinab ins Meer. Also war das doch ein Schiff! Aber was war das? Eine kurze Strecke glitt es über das Wasser, dann hob es sich empor. Erst zog es nahe über den Wellen hin, dann plötzlich stieg es steil in die Höhe, geradeswegs in das klare Blau des Himmels hinein. Leuchtend blitzte der Riesenvogel im Glanz der Sonne, weite Kreise zog der „Silberkondor", den unser zweites Bild zeigt, höher und immer höher schraubte er sich empor, dann verschwand er über den Gletschern. Und, was keiner geglaubt hätte, er kam wieder zurück, und noch oft konnte man ihn auf seiner stolzen Fahrt bewundern.

Der Mann, der mit so sicherer Hand und todesmutig seine Maschine lenkte, hatte das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, einer Sehnsucht, die er seit seinen Kinderjahren im Herzen nährte. Gunther Plüschows Traum war es, soweit er zurückdenken konnte, gewesen, nach Feuerland zu fahren. Ein Bild, das er als Knabe sah und das einen deutschen Kreuzer darstellte, der vor den Gletschern von Feuerland vor Anker lag, hatte es ihm angetan. Dorthin wollte er einmal kommen. Er wurde Marineoffizier, dann Flieger. In dem von den Japanern belagerten Tsingtau vollbrachte er seine erste Heldentat; er flog, den Gelben vor der Nase weg, aus Tsingtau nach China. Der Name des „Fliegers von Tsingtau" war in aller Leute Mund. Von China aus schlug er sich nach Nordamerika durch und fiel, als er zur deutschen Front wollte, den Engländern in die Hände, entkam ihnen aber wieder und gelangte nach Holland. Nach dem Kriege griff er seinen alten Plan wieder auf. Er wollte noch immer nach Feuerland und baute sich von dem Geld, das ihm sein erster Film eintrug, ein Schiff, ein Schiffchen, müßte man wohl besser sagen. Fünfundzwanzig Meter lang sollte es werden. Als das Geld nicht so weit reichte, wurden es nur zwanzig. Das hintere Ende wurde gekappt; wie eine Holzpantine sah das putzige Ding aus, und so nannte er es auch fortan. Mit fünf Mann fuhr die „Holzpantine" über den Ozean, und als das Ziel erreicht war, begann erst das eigentliche Wagestück.

Nie hatte bisher das Auge eines Menschen die wilde Gletscherwelt des Feuerlandes so, wie sie wirklich war, gesehen. Nie hatte eines Menschen Fuß ihre Eis- und Schneemassen betreten. Nun kreiste der „Silberkondor" hoch über ihr. Immer wieder stieg Gunther Plüschow mit seinem Kameraden Dreblow, den wir mit Plüschow auf dem ersten Bilde sehen, auf, immer wieder kam der „Silberkondor" glücklich herab. Über den Eisbergen brauten die Nebel, in deren undurchdringlichem Schleier der Silbervogel jede Orientierungsmöglichkeit verlor. Schweifende Adler, denen er folgte, mußten ihm den Weg nach abwärts zeigen. Wehe den Kühnen, wenn der Motor einmal versagt, wenn der „Silberkondor" in plötzlich einfallendem Nebel an eine Eiszacke stößt! Ist er zum Landen gezwungen, so sind die Flieger verloren, denn wie sollen sie in der weißen Wildnis den Weg zurück ins Tal finden? Aber sie schafften es, wieder und immer wieder. Sooft die Sonne durch Nebel und Schneestürme brach, stiegen sie auf und weideten den Blick an der furchtbaren Schönheit von Feuerlands Eisbergen, die tief unter ihnen im Sonnenglanz flammten und funkelten. Schön und furchtbar zugleich, so muß man wohl diese Gletscherlandschaft nennen. Steile Zacken türmten sich hoch empor, tiefe Spalten, wie von einer Riesenhand gerissen, taten sich schwarz und drohend auf, Kegel und Türme ragten über mächtigen Schneefeldern. Plötzlich verfinsterte sich die Sonne, und der Sturm jagte das Flugzeug vor sich her, dessen tapferer Führer nie wußte, ob er durch das Spiel der Flocken wieder den Weg zu den Kameraden in der Traumbucht finden würde, die ihn mit Sorge erwarteten.

Plüschow hat alle die Wunder dieser einzigartigen Natur für andere festgehalten. Zweitausend Meter hoch über Feuerland hat er unermüdlich mit dem Kurbelkasten gearbeitet, hat Film um Film gedreht. Nicht weniger als dreißigtausend Negative haben sie von den Fahrten des „Silberkondors" mit zurückgebracht: Gletscher, von denen die Eismassen zu Tal stürzen, von Klippe zu Klippe, bis sie das Meer erreichen, weite Wälder mit sturmzerzausten Bäumen, Fjordlandschaften von einzigartiger Schönheit. Mit unendlicher Sorgfalt wurden aus den Bildern zweieinhalbtausend herausgesucht — nur das Allerschönste fand Gnade vor den Augen Plüschows und seiner Kameraden — und daraus ist ein Film geworden, der uns mitten in die Einsamkeit und Größe dieser fremden Welt versetzt, einer Welt, die so ganz anders ist als die unsere und mit der sich kaum sonst etwas auf der Erde vergleichen läßt. Wir fahren mit Plüschow über das Meer, dringen mit ihm in die engen Fjorde und belauschen die seltsame Tierwelt des Landes, die Seelöwen und die Pinguine; Raubmöwen kreisen um uns, und wir werden Zeugen des Lebens der Menschen, die in Feuerland ihren harten Kampf ums Dasein kämpfen müssen. Aber das Schönste eben an diesem Film sind die einzigartigen Fahrten der Silbermöwe über die Gletscher, und hier erleben wir mit den tapferen Männern nicht nur die Großartigkeit der Natur, wir werden auch Zeugen ihrer Kämpfe mit den Gefahren der Höhe, wir bangen mit ihnen im Schneesturm und im Nebel. Schließlich bleibt uns als das Wichtigste, was uns die vielen Bilder geben können, die Freude an dem Werk selbst, an der Kühnheit und Unerschrockenheit dieser Männer und nicht zuletzt ein Gefühl des Stolzes darüber, daß es wieder einmal deutscher Wagemut war, der sich durchzusetzen verstand.

Kurts erstes Motorrad / Von A. R. Etzel

(Schluß)

Auf der Heimfahrt war es, wo Kurts Wunsch nach einem eigenen Motorrad in ganz ungeahnter Weise der Erfüllung nahe rücken sollte. „Gestern hat ein Fahrschüler eine Übungsmaschine von uns völlig in Klump gefahren", erzählte Fritz. „Er ist damit gegen einen Baum gejagt. Er selbst humpelte nur ein bißchen. Da hättest du den Meister einmal schimpfen hören sollen! Die Maschine sei keine drei Groschen mehr wert, hat er gebrüllt; die solle der Mann nur gleich mit nach Hause nehmen und als Nippfigur auf die Kommode stellen. Er habe keine Verwendung dafür und werde auf Ersatz klagen. Na, der Mann hat vor Angst gleich einen Scheck ausgeschrieben, und der Meister hat dabei noch ein gutes Geschäft gemacht. Achthundert Mark, das war die alte Karre nie wert. Nun liegt sie beim Alteisen auf dem Hof. Der Meister ist ja dumm; zurechtflicken ließe sie sich immer noch, nur ein paar kleine Ersatzteile wären nötig, eine Sache von höchstens hundert Mark. Ich würde mir es schon zutrauen, das Ding wieder fahrfertig zu kriegen."

Kurt war ganz aufgeregt geworden, als er das hörte. „Und wieviel würdest du an Arbeitslohn dafür haben müssen?"

„Ach so, du rechnest wohl darauf? Na, für dich als alten Freund würde ich es schon für zehn Taler machen."

„Und dein Meister, was würde der für das Rad haben wollen?"

„Na, ich sage doch, der Mann versteht nichts, der hätte lieber Scherenschleifer werden sollen. Der gibt es sicher für zwanzig Mark her."

„Und du kommst wirklich mit hundert Mark für die Ersatzteile aus?"

„Wenn ich's doch sage! Man schätzt nicht so leicht daneben in so etwas, wenn man Fachmann ist."

„Das wären also zusammen hundertfünfzig Mark?"

„Ja."

„Und wann könnte ich es haben?"

„Tja, drei Monate hätte ich wohl daran zu tun, weil ich immer erst so gemein spät Feierabend habe, und meine Sonntage — nee, da will ich meine Ruhe haben. Aber Anfang Oktober wäre es allright."

„Ich gebe dir morgen abend Bescheid, ob ich es machen kann", sagte Kurt, dem nun doch zu Bewußtsein kam, welch ein Haufen Geld für ihn hundertfünfzig Mark waren.

Da aber wurde Fritz lebhaft, der eben noch eine Miene gemacht hatte, als tue er es gegebenenfalls nur aus alter Freundschaft. „Du brauchst mir ja nicht alles auf einmal zu geben. Ich kaufe die Ersatzteile ja auch nur nach und nach, je nachdem, wie weit ich mit der Reparatur bin. Wenn du mir zunächst einmal fünfzig Mark gibst und dann jede Woche deine drei Mark Taschengeld, bis du alles abbezahlt hast, dann geht es auch."

Kurt fiel ein Stein vom Herzen. Ja, so würde er es machen können. Aber wie sollte er je die Dankesschuld abtragen, die er mit der Annahme dieses hochherzigen Angebotes auf sich nahm?

„Reden wir nicht davon, wir sind doch Freunde!" Auf Fritzens Gesicht stand reiner Edelsinn.

Herzlich drückte Kurt ihm die Hand, und damit war die Sache abgemacht. Dann mußten sie aus der Vorortbahn aussteigen und trennten sich.

In dieser Nacht lag Kurt, bevor er einschlief, noch drei Stunden im Bett wach, dann hatte er einen Weg gefunden, um die fünfzig Mark zu beschaffen. Er wollte heimlich sein Rad verkaufen. Das konnte niemand auffallen, da es seit fast einem Jahr oben auf dem Boden stand und er es in dieser Zeit nicht ein einziges Mal benutzt hatte. Freilich, der Vater würde später schelten, wenn er es wirklich einmal merkte, aber diese Gefahr wollte Kurt gern auf sich nehmen; für ein Motorrad hätte er noch mehr gewagt. So schlief er endlich ein und träumte von Beteiligung und Sieg auf Straßenrennen und andern schönen Dingen.

Maienzeit

Nun will ich singen überlaut
Vor allem Land, das grünt und blüht;
Es ist kein Turm so hoch gebaut,
Darüberhin mein Sang nicht zieht.

Gottfried Keller

Kurts Fahrrad war tadellos imstande, denn er hatte es früher, als er es noch gebraucht hatte, immer geschont, und auch die Boschlampe war noch wie neu. So fand Kurt denn schließlich auch jemand, der ihm nach langem Handeln fünfundvierzig Mark dafür gab, und es gelang ihm, die restlichen fünf Mark bei seinem Onkel zu pumpen. Das erste und größte Hindernis war damit überwunden. Fritz erhielt am Abend das Geld und konnte Kurt am nächsten Tage mitteilen, daß er die Maschine zu sich nach Hause auf den Boden geschafft habe, wo er die Reparaturen vornehmen werde. Freudestrahlend kam Kurt mit, um den Gegenstand seines Glücks zu betrachten. Allerdings war er zuerst etwas erschrocken, als er die Ruine sah, aber schließlich glaubte er dem Freunde, der erklärte, für einen Fachmann wie ihn sei die Reparatur nicht gar so schlimm.

Dann kamen die Tage der frohen Erwartung. Aus den Tagen wurden Wochen, und in dieser ganzen Zeit war Kurt glücklich wie noch nie. Allerdings hatte Fritz ihn die Maschine noch nicht wieder sehen lassen. Er hatte es sich auf das entschiedenste verbeten, daß Kurt etwa bei der Arbeit zuschaue, dabei müsse er ungestört sein. Im übrigen kam Fritz pünktlich jeden Sonnabend,

um sich die drei Mark Taschengeld, die Kurt bezog, zu holen. Wenn Kurt geglaubt hatte, daß Fritz nun seinerseits einmal ihn ins Kino einladen würde, wie er es früher mit Fritz getan hatte, so täuschte er sich; Fritz dachte nicht daran. Es war wirklich nicht so leicht für den Jungen, ohne jeden Pfennig Geld auszukommen, aber für all die Entbehrungen entschädigte ihn die Vorfreude auf das eigene Motorrad.

Über dem Warten waren Monate vergangen, und als der 1. Oktober kam, hatte Fritz das Rad immer noch nicht in Ordnung gebracht. Da aber wurde der sonst so geduldige Kurt ungemütlich. Nach jener ersten Anzahlung hatte er nun schon wieder nach und nach fünfzig Mark zu Fritz getragen, und nun hielt dieser nicht einmal die Lieferungsfrist inne. Kurt wurde so ungemütlich, daß Fritz zitternd hoch und heilig versprach, am 15. Oktober werde die Maschine fahrfertig sein. Das war drei Tage vor Kurts Geburtstag; also würde das Motorrad sozusagen als Geschenk zu diesem Tage kommen.

Am Abend des 15. Oktober stieg Kurt herzklopfend die Treppe zum Boden in Fritzens Haus hinauf.

Oben erwartete ihn schon der Freund. „Ich beglückwünsche dich", sagte er, „es ist alles in Ordnung."

Kurt traute dem Frieden freilich nicht so recht, als er das zurechtgeflickte Motorrad sah. Aber Fritz fuhr zum Beweise ein paarmal um den großen Trockenboden herum. Da war Kurt ganz begeistert und fuhr auch ein paar Runden.

Die Waschfrau, die mit einem Korb Wäsche, die sie aufhängen wollte, hinaufkam, war schwerhörig, und so sah sie sich auf dem Boden plötzlich einem Motorrad gegenüber. Mit einem gellenden Schrei ließ sie den Korb fallen und rannte zurück. Bevor sie aber die Treppe hinuntereilte, sah sie vorsichtig übers Geländer, ob nicht vielleicht gerade solch ein Teufelsding die Treppe heraufgefahren komme, denn anscheinend war man ja nirgends mehr vor diesen unheimlichen Fahrzeugen sicher.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und morgens kam Rolf bei Kurt vorgefahren, um zu fragen, ob sie gemeinsam etwas unternehmen wollten. Er erschien mit seinem Fahrrad.

Spöttisch betrachtete Kurt dieses unmoderne Fahrzeug. „Nein", sagte er dann, „ich kann leider nicht, Rolf; ich will mit meinem Motorrad einen Ausflug machen."

Rolf war ehrlich überrascht.

„Ich hole es jetzt ab", fuhr Kurt fort, „und mache eine kleine Probefahrt in der Stadt. Wenn du mitkommen willst, ist es mir recht. Nachher aber fahre ich zu mit meiner Maschine. Du kannst nicht erwarten, daß ich so langsam fahre wie dein Gestell da."

So begleitete Rolf den Freund zu Fritzens Wohnung, gespannt, was für ein Motorrad er da wohl zu sehen bekommen solle. Er wartete unten, während Kurt hinaufging.

Rolf mußte ziemlich lange warten, denn Kurt hatte oben mit Fritz eine erregte Auseinandersetzung wegen der Polizeinummer. „Wo ist denn das Nummernschild?" fragte er.

„Ja, wie denkst du dir denn das? Das hat mein Meister doch abmachen müssen, als er die Maschine außer Betrieb nahm."

„Dann kann ich ja gar nicht damit fahren."

„Das geht mich nichts an, davon haben wir ja nicht gesprochen. Immerhin, so in den Nebenstraßen kannst du es gelegentlich wohl wagen, und wenn wirklich einmal ein Schupo kommt, gibst du einfach Gas."

Kurt war wie zerschmettert. An diese Möglichkeit hatte er überhaupt nicht gedacht. Gleichviel, er wollte es wagen. Nachdem er Fritz noch einige Offenherzigkeiten gesagt hatte, schafften sie das Vehikel gemeinsam die Treppe hinunter.

Rolf fiel bald vom Rad vor Lachen, als er das Motorrad sah.

„Lach nicht!" schrie Kurt wütend. „Auf das Aussehen kommt es nicht an. Also auf Wiedersehen! Ich fahre jetzt los."

„Oh, ich fahr' mit!" sagte Rolf.

„Das wird dir schon vergehen!"

Aber, siehe da, es ging sehr gut. Im Gegenteil, sehr oft mußte Rolf absteigen, um Kurt zu erwarten, der schwitzend und schimpfend das Motorrad so lange schieben mußte, bis es ansprang, um bald darauf nach mäßiger Fahrt wieder stehen zu bleiben. Schließlich schien es sich doch eingelaufen zu haben. Wenn auch nicht sehr schnell — Rolf konnte Schritt halten — so fuhr es doch ohne Unterbrechung vorwärts.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!" Als die beiden um die Ecke am Hirschgraben bogen, sahen sie sich plötzlich dem dort aufgestellten Verkehrsschutzmann gegenüber, an den Kurt im Ärger über die Maschine bereits gar nicht mehr gedacht hatte. Er versuchte es mit einer Wende, hatte aber die Schwierigkeit unterschätzt und fuhr im nächsten Augenblick mit ziemlicher Wucht gegen den Bordstein. Zwei Meter von seiner Maschine landete er auf dem Bürgersteig, und als er sich auf die Beine gestellt hatte, sah er zu seinem Entsetzen, daß sein Motorrad brannte. Ein großer Kreis von Fußgängern hatte sich im Nu um die Stelle versammelt, und Rolf stellte auf der andern Straßenseite gerade sein Fahrrad an den Bordstein und kam auch herüber. Den gleichen Weg nahm aber auch der Schutzmann in dem Augenblick, wo eine mächtige Stichflamme hochschoß und der Knall einer Explosion den übrigen Straßenlärm übertönte. Die Flamme schoß bis in den Wipfel des Baumes, unter dem das Rad lag, und versengte dessen Äste, während die Neugierigen entsetzt zurückwichen, obwohl sich weiter nichts Gefährliches ereignete.

Der Schutzmann hatte inzwischen, als er die Nummer der Maschine aufschreiben wollte, festgestellt, daß gar keine daran war, und kam nun auf Kurt zu.

Schreckensbleich ließ dieser den Wachtmeister herankommen. Er sah schon deutlich, was alles folgen mußte: Bestrafung, weil er in seinem Alter eine Maschine gelenkt hatte, ferner, weil diese keine polizeiliche Zulassung aufzuweisen hatte, drittens die Entdeckung, daß er sein Fahrrad heimlich verkauft hatte. Kurz, er sah klar, daß der Blütentraum des eigenen Motorrades so schnell schon ausgeträumt sei und seinem Vater fürchterliche Strafmandate, ihm selbst aber schändliche Prügel eintragen werde. Na, das konnte ja ein gemütlicher Geburtstag werden übermorgen!

„Wie heißen Sie?" fragte der Beamte.

Da aber begann Kurt sich zu rühren, und das gleich ordentlich; mit drei Sätzen war er auf der andern Straßenseite bei Rolfs Rad, und ehe noch der Schutzmann ihn erreichen konnte, legte er sich in die Pedale. Fünf Sekunden später war er nicht mehr einzuholen.

„So'n verflixter Bengel!" sagte der Beamte nun zu der Menge, unter der auch Rolf stand. „Fährt da mit einer Maschine ohne Nummer spazieren, und als ich seine Personalien aufnehmen will, klaut er auch noch ein Fahrrad! Ja, das ist schon so 'ne Sache mit der heutigen Jugend! Wem von Ihnen hat nun eigentlich das Fahrrad gehört? Ich muß ja ein Protokoll aufnehmen. Wir müssen den Burschen doch fassen."

Wie aber stieg das Erstaunen des Mannes, als jeder von den Anwesenden auf das entschiedenste bestritt, Eigentümer des gestohlenen Rades zu sein! Denn Rolf war schon fortgegangen, um sich zu Fuß nach Hause zu begeben.

Am Nachmittag dieses Sonntags konnte Fritz nicht, wie er beabsichtigt hatte, ausgehen, denn er hatte eine dick geschwollene Nase. Die hatte der sonst allezeit friedfertige Kurt ihm beigebracht. Rolf aber fand, als er nach Hause kam, sein Fahrrad auf seinem gewohnten Platz schon vor.

Jagdhaus der „Kamerad"-Ortsgruppe Nordhorn.

Zwei Tage später hatte Kurt Geburtstag. Ihm war nicht behaglich zumute, wenn er daran dachte, denn trotz seiner geglückten Flucht fürchtete er, daß die Polizei ihn ermitteln würde. Wie eine Bestätigung dieser Befürchtung erschien es ihm, als er morgens beim Aufstehen von seinem Vater vor den Geburtstagstisch geführt wurde und darauf lediglich ein ganz kleines Buch über den Motorradsport vorfand.

„Nun, Kurt, bist du zufrieden?" fragte der Vater.

„Nun geht's los", dachte der Junge; laut aber sagte er: „Gewiß, lieber Vater; aber sonst habt ihr mir doch immer viel mehr geschenkt."

Jedoch alles ging gut, ja mehr als das. „Sieh das Buch nur ordentlich an, dann wirst du merken, daß du gut weggekommen bist in diesem Jahr", entgegnete der Vater.

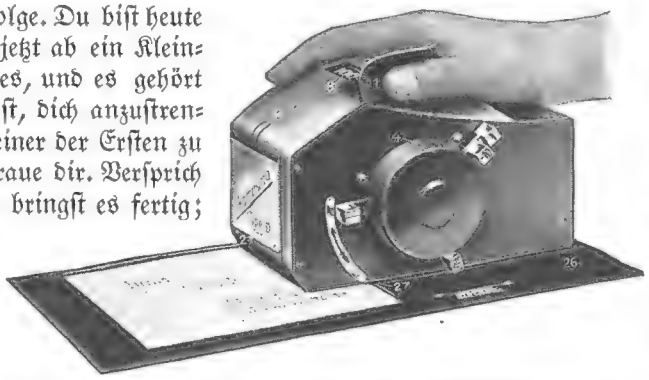
Als Kurt dann das Büchlein durchsah, fiel ihm eine Karte entgegen. Es war eine Dauerkarte einer Garage, die ihn berechtigte, für ein Jahr dort ein Motorrad unterzustellen. Dem Jungen kamen fast die Tränen. „Warum dieser Hohn, Vater, wo du doch weißt, daß es mein Herzenswunsch ist, ein Motorrad zu haben?"

„Das ist kein Hohn, mein Junge." Damit führte ihn der Vater in das Nebenzimmer, und da stand ein funkelnagelneues Kleinmotorrad. Hei, wie leuchteten Kurts Augen da auf! Sogleich ging er daran, sich mit Kennerblicken den Motor anzusehen.

„Stopp!" rief jedoch der Vater. „Komm einmal her, Kurt!" Kurt kam. „Also hör zu, Junge! Rad, Karte, Buch, alle drei Sachen habe ich mit Rückgaberecht gekauft. Ich habe dich oft gebeten, dich in der Schule anzustrengen, daß du einen guten Klassenplatz eroberst, dann wollte ich dir jeden Wunsch erfüllen. Das hat nie geholfen. Nun versuche ich es

Beim Mittagsmahl vor dem Landheim.

einmal in anderer Reihenfolge. Du bist heute sechzehn, darfst also von jetzt ab ein Kleinkraftrad fahren. Da steht es, und es gehört dir, wenn du mir versprichst, dich anzustrengen, um in deiner Klasse einer der Ersten zu werden. Du siehst, ich vertraue dir. Versprich es mir, dann weiß ich, du bringst es fertig; mein Junge wird sein Wort nicht brechen. Wenn du aber nicht glaubst, daß du das schaffen kannst, dann gehen die Sachen unbenutzt wieder zurück."



Der Freistempler wird mit der Hand über die Postsache geführt.

Freudestrahlend versprach Kurt, was der Vater verlangte. Dessen Vertrauen wurde nicht enttäuscht; schon zu Weihnachten hatte Kurt sich um einige Plätze hinaufgearbeitet, zu Ostern dann gehörte er wirklich schon zu den Besten seiner Klasse.

Stolz fährt er täglich auf seinem Kleinkraftrad in die Schule. Den Traum von der großen Rennmaschine hat er immer noch, und er weiß, an dem Tage, wo er als Primus omnium die Reifeprüfung macht, da wird auch dieser Traum Wirklichkeit werden.

Was seine Freunde angeht, so ist ein Wechsel eingetreten; er ist jetzt wieder Rolfs getreuer Freund, während er von Fritz durchaus nichts mehr wissen will. Als Fritz zu ihm kam wegen der noch fehlenden sechsundvierzig Mark, da mußte der junge Mann schleunigst den Rückzug antreten, um nicht statt der verlangten Summe nochmals eine dicke Nase zu beziehen.

Wird die Briefmarke sterben?

Von Ernst Ehrmann

Wird die Briefmarke sterben? Eigentlich ist das eine merkwürdige Frage. Wir meinen damit natürlich nicht die Tatsache, daß der „Zahn der Zeit" den Briefmarken unserer Sammlung zusetzt. Durch unsachgemäße Behandlung werden ja häufig Briefmarken beschädigt, die ein richtiger Sammler dann lieber wegwerfen als in sein Album einreihen wird. Viele Sammlungen sind auch schon im Lauf der Jahre durch Brände vernichtet worden. Einzelne Wertzeichen wurden früher auf recht minderwertiges Papier gedruckt, das durch Sonnenstrahlen, durch Einwirkung der Feuchtigkeit auf die Gummierung und verschiedene andere Ursachen allmählich zerstört wird, bis schließlich eine solche Marke — beispielsweise die bekannten „Ochsenaugen" von Brasilien — völlig unansehnlich geworden ist.

Doch alles dies meinen wir heute nicht. Nein, wir wollen uns vielmehr überlegen, ob vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, wo überhaupt keine Briefmarken mehr notwendig sind, so daß also die Marke als Gattung völlig ausstirbt. Wer nämlich aufmerksam die Briefumschläge betrachtet, die uns der Postbote tagtäglich ins Haus bringt, der wird zu seinem Bedauern feststellen müssen, daß häufig gar keine Briefmarken mehr aufgeklebt sind. Statt dessen sehen wir nur einen roten Poststempel mit einem Wertkästchen daneben, das den Betrag des gezahlten Portos anzeigt. Es handelt sich hier um ein ganz neuzeitliches Freimachungsverfahren, die Barfrankierung. Da gibt es zweierlei Möglichkeiten. Ein Geschäftsmann, der ein paar tausend Massendrucksachen verschickt, kann diese gebündelt zum Postamt geben und die Freigebühr am Schalter bezahlen, worauf die Post den Sendungen einen roten Freistempel mit dem entsprechenden Gebührenbetrag aufdruckt. Das Aufkleben der einzelnen Briefmarken und ihre Abstemplung wäre zu zeitraubend.

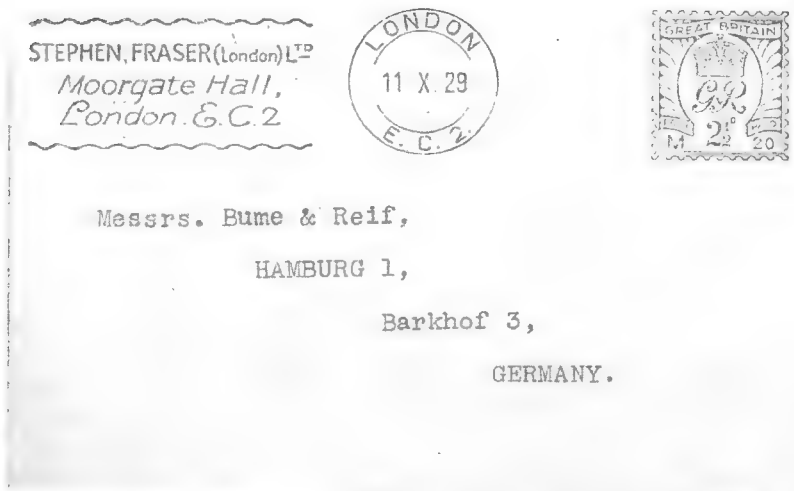
Eine zweite Möglichkeit besteht darin, daß ein Geschäftshaus oder eine Behörde mit umfangreichem täglichen Schriftwechsel selbst solch eine Freistempelmaschine — die Freistemplung erfolgt fast stets durch Maschinen — im eigenen Betriebe in Benutzung hat und damit ihre Sendungen frankiert. Das verstempelte Porto wird durch Zählwerke registriert. Der betreffende Besitzer hat nur an die Post einen gewissen Betrag, etwa 100 oder 500 Mark, zu zahlen und darf für diese Summe seine Sendungen freimachen. Damit werden auch wieder Arbeit und Zeit gespart, und die Sendungen erreichen den Empfänger bedeutend früher, da sie den Stempelraum des Postamts gar nicht erst berühren. Solche Firmenstempelmaschinen gibt es erst seit 1925.

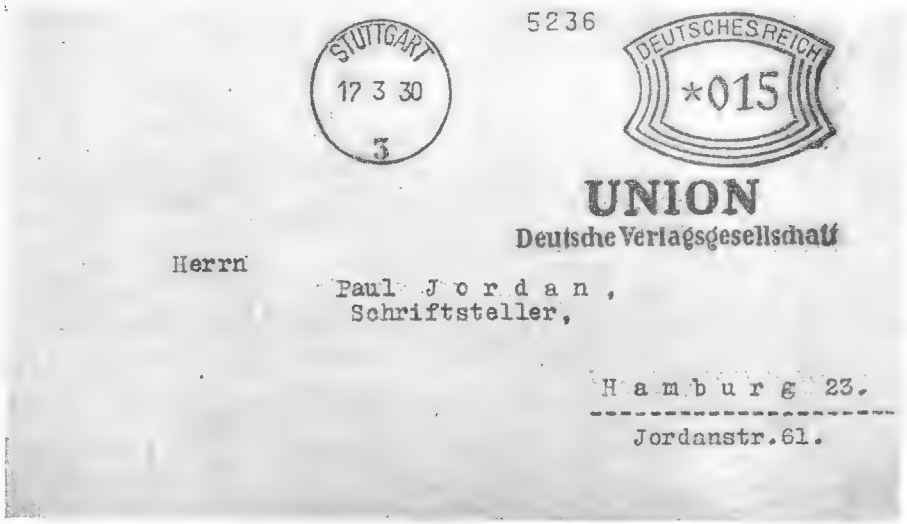
Diese beiden neuzeitlichen Frankierungsverfahren für Massensendungen und Firmenschriftwechsel, die dem Briefmarkensammler eigentlich wenig lieb sind, werden von Monat zu Monat weiter ausgedehnt, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in nahezu sämtlichen Ländern des Weltpostvereins. Im Deutschen Reich wird heute schon ein Zehntel aller Briefpost ohne Marken freigemacht.

„Freistempler D" (System Komusina), von unten gesehen.

Der Sammler braucht aber trotzdem keine Angst zu haben. Er muß sich zunächst überlegen, daß solch ein roter Freistempel auch ein Postwertzeichen ist. Als solches ist er schon auf dem 7. Weltpostkongreß 1920 in Madrid von allen Mitgliedstaaten des Weltpostvereins anerkannt worden. Neue Freistempelmuster müssen

dem bekannten Wertzeichenbüro in Bern vorgelegt werden, genau so wie neue Marken; also auch hier finden wir volle Gleichberechtigung. Manche Postverwaltungen, zum Beispiel die von Großbritannien, Indien, Irland, Italien und Mexiko, sind peinlich bemüht, dem Freistempel vollkommen das Bild einer Marke zu geben, indem sie eine Zähnung andeuten und vereinzelt auch den Stempel wie eine Briefmarke entwerten. Wir müssen uns eben von dem Gedanken freimachen, daß ein Postwertzeichen immer eine Marke, ein aufklebbares Papierstück sein müsse. Denken wir nur an den Sammlerbegriff „Ganzsache", wo ja auch auf Briefumschlägen, Karten, Streifbändern und so weiter die Marke bloß aufgedruckt, nicht aufgeklebt ist. Der Freistempel ist, genau wie etwa die Ganzsache, der Briefmarke völlig ebenbürtig.





Briefe mit Firmenfreistempel. Dieser weist bei dem oberen Brief das Bild einer Marke auf.

Was sollen wir nun machen? Sollen wir auch Freistempel sammeln? Eigentlich ja. Wir zeigen nebenstehend zwei solche Barfrankierungen im Bild, woraus man die anziehende Ausführung einzelner Stempelmuster ersehen kann. Der Freistempel ist „die Briefmarke der Zukunft". Wer aber diese Freistempel selbst nicht sammeln will, sollte sie wenigstens sorgfältig aufbewahren, um sie später Tauschfreunden gegen Marken zu überlassen. Sie werden ihm dafür dankbar sein. Seit Jahresfrist hat sich übrigens in Lübeck ein „Verband der Maschinenstempelsammler" gebildet, der den Tausch von Barfreimachungsstempeln vermittelt und jetzt gerade daran ist, den ersten Freistempelkatalog, entsprechend den zahlreichen Briefmarkenkatalogen, herauszugeben.

Ganz interessant ist es, einmal solch eine Freistempelmaschine zu betrachten. Wir wollen hier das neueste Modell, den amtlichen „Freistempler D", den unsere beiden ersten Bilder zeigen, kurz erklären. In einem Metallgehäuse von sehr kleinen Ausmaßen befindet sich eine Klischeewalze (6), die auf jeder ihrer Hälften ein vollständiges Negativ des Stempelabdruckes enthält. Der gewünschte Portobetrag wird nach Auslösung einer Sicherheitsvorrichtung (1) durch Hebel (2), die seitlich an einer Trommel (3) mit Skala angeordnet sind, eingestellt. Damit wird gleichzeitig zur Kontrolle der eingestellte Betrag in einem Fensterchen (4) sichtbar. Das Maschinchen wird dann mit der Hand auf der Postsache abgerollt (11); durch eine Gleitkufe (7) wird die Walze beim Aufsetzen auf die Unterlage ausgelöst und nach vollendeter Stemplung selbsttätig wieder gesperrt. Das alles geschieht natürlich viel einfacher und schneller, als es sich hier mit Worten ausdrücken läßt. In jedem Stempelabdruck erscheint links neben Werbe- und Firmentext, Orts- und Wertstempel die bisher verbrauchte Gesamtgebührensumme, die für den Benutzer wie auch die Post als Kontrolle dient.

Doch nun zurück zur Briefmarke! Wir sehen, daß ihr Aussterben gar nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt. Schon im Jahre 1903 versuchte man in Kristiania (Norwegen), dem heutigen Oslo, neben

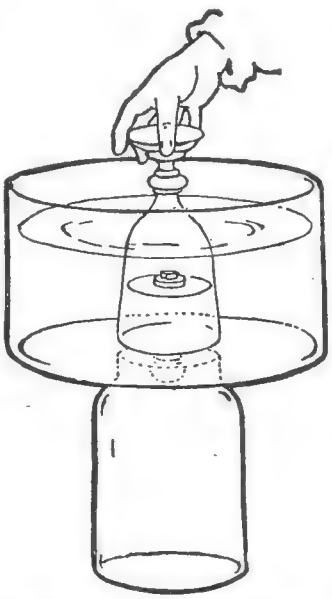
einem Postbriefkasten einen Freistempelautomat aufzustellen. Gegen Einwurf eines 1-Öre-Stückes stempelte dieser der Postsendung einen Wertstempel auf, und der Brief oder die Karte konnten dann einfach in den danebenstehenden Postkasten geworfen werden. Ähnliches erprobte man 1912 in London. Wenn sich auch damals der Gedanke noch nicht zweckmäßig verwirklichen ließ, so ist doch der selbsttätige Freistempler, der Briefkastenautomat, nur eine Frage der Zeit.

Was wird dann aus der Briefmarke? Wir brauchen da als Sammler keine Angst zu haben. Im Gegenteil, es ist anzunehmen, daß dann erst das goldene Zeitalter der Marke hereinbrechen wird. Unbeschwert von der heute leider üblichen Flut von Neuerscheinungen, unbeschwert von Spekulations- und Schwindelausgaben, wird sich der Sammler in seine Marken, die nun mit einem Male alle „klassisch" geworden sind, vertiefen können. Neue Briefmarkenkataloge, neue Preislisten, neue Alben — alles das wird dann überflüssig werden. Die Briefmarke wird sehr bald den Rang einnehmen, der heute etwa der klassischen Münze oder, um einen andern Vergleich zu wählen, den Wiegendrucken der Buchdruckkunst zukommt.

Vielleicht gibt es schon im Jahre 1950, also nach zwanzig Jahren, keine neuen Briefmarken mehr. Bei der sprunghaften Entwicklung der Technik ist das wohl denkbar. Dann werden — vielleicht — unsere Nachfahren lächeln über uns, die wir nicht nur die Zeit hatten, Briefe zu schreiben und in einen Umschlag zu stecken, sondern auch Marken einzukaufen, anzufeuchten, aufzukleben, minutenlange Wege zum Postkasten zu machen. Am Ende wird dann alles Gedruckte und Geschriebene schon überflüssig geworden sein. Auch in der einfachsten Wohnung findet man vielleicht die Einrichtung eines Fernsehsprechers, der es ermöglicht, seinem Kameraden drüben über dem Ozean genau so einen Gruß zuzurufen, wie es heute zwei Freunde tun, die sich auf der Straße treffen.

Eine einfache Taucherglocke

Wir nehmen, um das Wesen der Taucherglocke auf einfache Weise zu veranschaulichen, ein weites Glasgefäß, etwa eine Käseglocke, wie sie die obenstehende Abbildung zeigt, oder besser ein Aquariumglas; schließlich tut es auch ein großer Kochtopf. Das Gefäß füllen wir über die Hälfte mit Wasser und tauchen darein ein umgestülptes Wasserglas oder einen Standzylinder, die wir vorsichtig senkrecht nach unten drücken. Da so die Luft aus dem Glase nicht entweichen kann, so wird von ihr das Wasser bis auf einen geringen Rest unten herausgetrieben. Wir haben jetzt, unter dem äußern Wasserspiegel liegend, im Glase den Arbeitsraum eines Tauchers. Der Unterschied zwischen dem Wasserstand innen und außen zeigt, daß die Luft in ihm etwas zusammengepreßt, also dichter als die Außenluft ist. Wird zum Beispiel eine Taucherglcke bis auf den Grund eines 10 Meter tiefen Sees hinuntergelassen, so wird die Luft auf die Hälfte ihres ursprünglichen Volumens zusammengepreßt.



Eine einfache Taucherglocke.

Daß man in einer solchen Glcke auch tief unter dem Wasserspiegel atmen, das heißt leben kann, wollen wir durch folgenden Versuch zeigen: Wir befestigen ein brennendes Kerzenstümpfchen auf einem als Schwimmer dienenden Kork- oder Holzplättchen und drücken die darüber gestülpte Glcke vorsichtig hinunter. Die Kerze brennt unter dem Wasser weiter, erlischt aber nach einiger Zeit von selbst. Warum wohl? — Wir behaupten, wir können ein Stück Zucker unter Wasser tauchen, ohne daß es sich auflöst oder auch nur einen Tropfen Wasser auffsaugt. Der Versuch wird, wenn wir den Zucker mitten auf den Schwimmer legen, tadellos gelingen. Vielleicht ersinnen unsere Leser noch weitere derartige Versuche mit der Taucherglocke.

*

Silbenrätsel

Aus den Silben be, bel, de, eb, eg, el, er, fal, frei, ge, jok, iu, kei, lauf, le, le, li, lipp, ni, phi, reu, ruy, sel, staff, ter, ter sind dreizehn Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. plattdeutscher Dichter, 2. Naturerscheinung, 3. Abkürzung für Elisabeth, 4. Rennreiter, 5. landwirtschaftliches Gerät, 6. Figur von Shakespeare, 7. männlicher Vorname, 8. Mechanismus am Fahrrad, 9. Planet, 10. Monat, 11. Erfinder eines französischen Militärgewehres, 12. altes Längenmaß, 13. niederländischer Seeheld.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben dasselbe fünfstellige Wort, das von vorn nach hinten oder von hinten nach vorn gelesen gleichlautend ist.

Einschiebrätsel

Es sagte Fritz beim Mittagessen
Zu seiner Tante sehr vermessen:
„Wenn das, was ich jetzt zu mir nehme,
Ein kleines a hinzubekäme,
Du würd'st vor Schrecken sicher schrein,
Käm' dieses Wort zur Tür herein."

Auflösung der Denksportaufgaben und des Silbenrätsels von Seite 543/44:

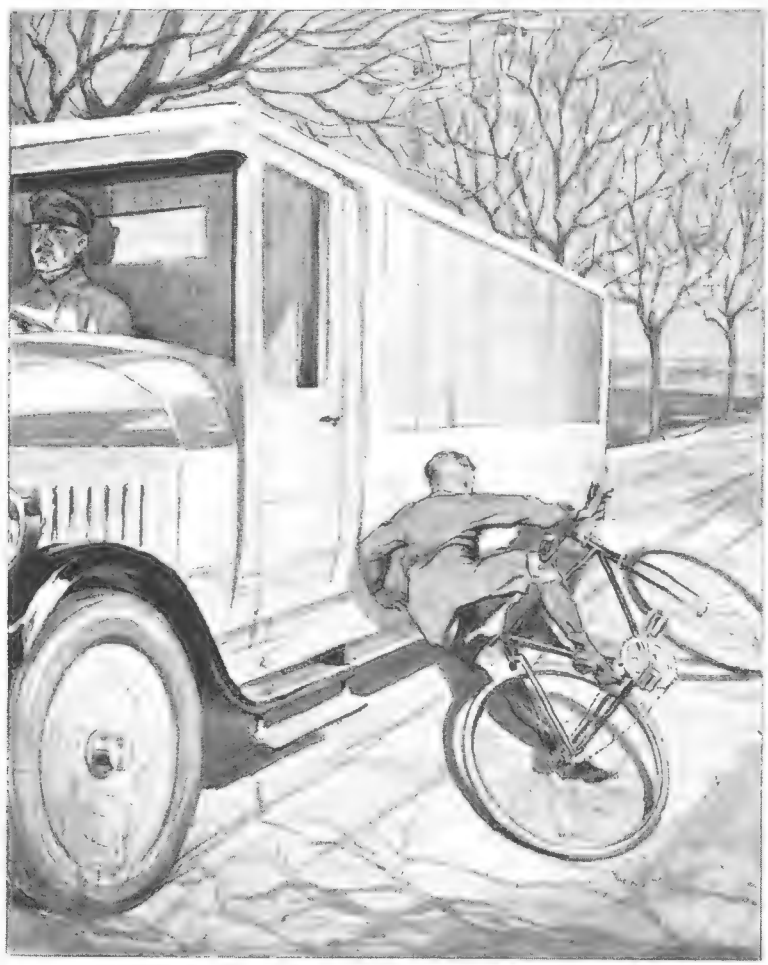
Kennst du deine Uhr? Du wirst bereits selber gefunden und ausprobiert haben, daß die Zeiger deiner Uhr sich in der angegebenen Zeit elfmal gedeckt haben. Wenn also der große Zeiger 60 Minuten zurückgelegt hat, hat der kleine Zeiger den elften Teil von sechzig, also $5^5/_{11}$ Minuten zurückgelegt, das heißt, er steht auf $5^5/_{11}$ Minuten nach 1. Im weiteren Verlauf rückt er immer um dasselbe Stück vorwärts, so daß er in der Folge dann auf $10^{10}/_{11}$ nach 2, $16^4/_{11}$ nach 3 und so weiter zu stehen kommt. — Eine umständliche Viehzählung. Der Bauer hatte 35 Kühe. — Die geheimnisvolle Stadt. Die geheimnisvolle Stadt heißt Bern. — Des Silbenrätsels: Augenweide.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Dann war Hans gekommen, Hans Runge, dessen gesunder Leib Kraft und Schönheit besaß und der in Turnen, Sport und Spiel alle in den Schatten stellte. Und dieser Siegfried hatte nicht wie die andern über Ernst, den Kranken, hinweggesehen. Ohne kränkendes Mitleid zu zeigen, war er zu ihm gekommen, hatte manche Stunde ihm gewidmet und sich von ihm in seine Welt einführen lassen. Ja wirklich, Ernst war Hans ein Führer im Geistigen geworden, und zarte Fäden seelischer Freundschaft verbanden bald die beiden. Auch darüber spotteten die Rohlinge; sie nannten Hans einen „barmherzigen Samariter", der sich vor den Lehrern interessant machen wolle. Doch diese häßliche Redensart lebte nur so lange, bis sie einmal so laut geflüstert wurde, daß Hans sie hörte. Da hatte der eine Primaner für ein paar Stunden eine glutrote linke Wange, und seitdem war das Gerede verstummt. Im Sommer freilich hatte Hans nur wenig Zeit für den Kameraden gehabt, nun aber, im Winter, war er fast täglich bei ihm. Zu Weihnachten war Hans nämlich Klassenerster geworden. Er war selbst überrascht davon, und ein Stich ging ihm durchs Herz, als er zu Ernst hinübersah, der nicht hindern konnte, daß ihm die Augen feucht wurden, nun er den ersten Platz verlor, den er bis dahin stets behauptet hatte. Noch am gleichen Nachmittag war Hans zu Ernst hingegangen. Es war ihm, als müsse er den andern um Verzeihung bitten.

Da aber hatte Ernst den Schmerz schon überwunden. Frei und klar sah er Hans in die Augen und gab ihm die Hand. „Du bist der Bessere und hast den Platz ehrlich verdient. Ich kann nicht leugnen, daß es mich geschmerzt hat, aber das ist nun vorbei, und wenn einem, so gönne ich dir den Erfolg, Runge, und das von Herzen."



Ullo wollte die Lenkstange packen. Zu spät! Ein kleiner Stein im Weg riß das Vorderrad herum. Er stürzte.

Jetzt, nachdem Hans von der Winterfahrt zurück war, ging er täglich zu Ernst. Sie arbeiteten gemeinsam für die Prüfung, saßen nachher noch bis in die Nacht hinein zusammen und fanden nie ein Ende in ihren Gesprächen. Diese Abende waren es, an denen Hans eigentlich erst den Grund zu einer eigenen Weltanschauung legte. In manchem dachten die beiden geradezu gegensätzlich, aber eben das ließ diese Gespräche für jeden von ihnen so wertvoll werden. Schließlich verband sie eine Freundschaft, wie sie zarter und inniger nicht gedacht werden konnte.

Ullo, der sonst täglich Hans hatte besuchen dürfen, sah diesen jetzt nur noch auf Fahrt und während der Pausen auf dem Schulhof. Doch auch in diesen Pausen wich Hans nicht von der Seite des Kranken. So hatte er für Ullo persönlich keine Zeit mehr. Das ging dem Jungen sehr zu Herzen. Er begriff es nicht, daß seine Freundschaft Hans nicht alleiniger Lebensinhalt war. Er war eifersüchtig auf Ernst Ehlers, und die Eifersucht machte ihn ungerecht und hart. Er beschloß, eine Änderung zu erzwingen. Auf Fahrt ging das nicht, da war

immer Unruhe, da waren auch die andern stets dabei. So stieg er eines Nachts heimlich aus dem Fenster seines Zimmers, das im Erdgeschoß der Villa lag, und machte sich auf den Weg zu Ernst Ehlers' Wohnung.

Wirklich, in dessen Stube brannte Licht. Da oben saß Hans nun und dachte über all den Gesprächen gar nicht mehr an ihn, seinen Ullo. Die Uhr ging auf Mitternacht, es war kalt und windig, und der Junge hatte vergessen, einen Mantel anzuziehen. Nicht einmal eine Mütze hatte er aufgesetzt. Ullo ging auf der andern Straßenseite auf und ab, hundertmal wohl schon, und noch immer brannte das Licht da oben, noch immer kam Hans nicht. Ob er wohl gar schon zu Hause war? Nein, Ullo fühlte, daß Hans da oben sein müsse, und wartete weiter. Schließlich setzte er sich auf die Treppe vor der Haustür. Er war sehr müde, und die Marienkirche hatte schon zwölf geschlagen. Sollte er Hans durch den Gruppenpfiff rufen? Er tat es nicht, sondern wartete weiter.

Fast ein Uhr war es, als Hans kam. Zuerst glaubte er zu träumen, als er den Jungen vor sich sah. „Was ist denn geschehen, Ullo?" fragte er dann.

„Nichts, Hans." Die Stimme des Jungen klang heiser. „Nichts, ich wollte nur auch einmal wieder eine halbe Stunde mit dir allein sein."

Hans begriff sofort, was in dem Jungen vorging. Sehr wohl hatte er in der letzten Zeit bemerkt, was Ullo drückte, hatte doch auch er als Junge so ganz nur seinem Führer gelebt, der sein Freund gewesen war. Gewiß, er mußte sich auch dem treuen Jungen wieder mehr widmen, er hatte nicht recht gehandelt, denn er wußte wohl, wie den Jüngeren seine Gleichgültigkeit geschmerzt haben mußte. „Junge, Ullo, du bist ja halb erfroren! Welch eine Tollheit, hier in der Winternacht auf mich zu warten!" Er zog den Jungen an sich, strich ihm über die Stirn und legte ihm dann seinen eigenen Mantel um die Schultern. „Nun aber rasch nach Hause und ins Bett mit dir!"

„Nein, Hans, ich will nicht umsonst gewartet haben. Nun sollst du auch für mich etwas Zeit haben."

„Gewiß, morgen, Ullo, aber doch nicht jetzt, nachts um eins!"

„Das sagst du, um mich zu vertrösten, und morgen sitzt du doch wieder den ganzen Tag bei dem Krüppel. Du willst mich nicht mehr als Freund, Hans!"

Mit einem Ruck löste Hans den Arm von Ullos Schulter. „Du hast recht; von diesem Augenblick an hast du recht. Durch das gemeine Wort, das du eben für Ernst Ehlers gebraucht hast, hast du recht; nun will ich deine Freundschaft nicht mehr."

Da brach der Junge ganz zusammen. „Verzeih mir, Hans, bitte, verzeih mir! Ich wußte ja nicht, was ich sagte."

Da ging Hans denn wirklich noch eine halbe Stunde mit dem Jungen durch die nächtlichen Straßen und versuchte ihm klarzumachen, daß man auch eines „Krüppels" Freund sein könne. Aber Ullo meinte, er würde das nie können, und wenn solch ein Kranker auch zehnmal mehr Seele besäße als alle andern.

Hans begriff, daß nur die Liebe des Jungen ihn zu dem häßlichen Wort verleitet hatte, wollte es vergessen und versprach Ullo, daß sie nun wieder häufiger zusammenkommen würden. Hans hielt Wort, und Ullo war wieder glücklich und freute sich seines nächtlichen Abenteuers, wenn es ihm auch eine ordentliche Erkältung eingetragen hatte. —

Das Landheim war nun der Stolz der Warendorfer Gruppen, und das mit Recht. Immer wieder fiel diesem oder jenem noch etwas ein, was verbessert oder neu eingerichtet werden könne, und von Sonntag zu Sonntag wurde das Heim vollständiger und schöner.

Eines Tages hatte Albrecht einen neuen Plan, der von der Gesamtheit mit einstimmiger Begeisterung aufgenommen wurde, nämlich den Plan, eine Art Drahtseilbahn zu bauen. Ganz nahe dem Hause war eine tiefe und ziemlich breite Schlucht, in die der See mit einer Bucht hineinreichte und deren Hänge mit alten Kiefern bestanden waren. Jenseits davon war der Wald am schönsten, da lag auch die große Spielichtung und waren somit die Hauptjagdgründe der Scharen. Nun hatten die Jungen zwar schon eine Art Treppe hüben und drüben angelegt und über den Seearm eine Brücke zu bauen versucht, aber der Breite und immerhin ziemlichen Tiefe des Wassers wegen war die versuchte Brücke nicht über einen Landungsteg hinaus gediehen, und selbst dieser war noch sehr wacklig. So hatten die Jungen wohl oder übel immer den Weg um die Bucht machen müssen und sich vorgenommen, im Sommer einfach durchzuschwimmen. Ja, im Sommer, aber jetzt war Februar! Da nun kam Albrecht auf den großartigen Gedanken einer Schwebebahn. Hinüber und zurück sollte je ein Drahtseil gespannt werden mit einem solchen Gefälle, daß man sich nur einfach an das Querholz eines Laufrades zu hängen brauchte, um schnell hinüberzugleiten. Wenn man dann zwei solche Laufräder anschaffte, so genügte das, um den Betrieb jederzeit aufrecht erhalten zu können. Albrecht war der Held des Tages, und sofort sammelte Hans die bewährten Techniker der fünf Scharen um sich, um zunächst einmal zeichnerisch alles zu beraten und festzulegen und einen Kostenanschlag zu machen. Hurra, man stellte fest, daß es geldlich für die Gruppen zu erschwingen war!

So ging es nun an das Beraten der Einzelheiten. Ja, da zeigte es sich, daß ein Schwebebahnbau doch gar nicht einmal solch einfache Sache ist, und es dauerte schon ein paar Stunden, bis man eine Zeichnung zusammen hatte, die Gewähr für das einwandfreie Gelingen der Anlage zu bieten schien. Detlev hatte sie entworfen. Alle siebenunddreißig Jungen waren aber viel zu ungeduldig, als daß sie Detlevs Angebot, die Zubehörteile selbst anzufertigen, annehmen wollten. Schon am Montag durchstöberten sie die Lager beider Eisenwarenhandlungen Warendorfs, um dann schließ-

lich auch annähernd die Laufräder zu finden, die sie suchten. Detlev freilich schüttelte bedenklich den Kopf, als er die Dinger sah, und meinte, sie seien nicht recht geeignet; aber die andern glaubten ihm nicht, und alle freuten sich schon riesig auf den nächsten Sonntag, an dem sie ihre „Drahtseilbahn" herstellen und in Betrieb nehmen wollten.

Als der Tag kam, fehlte denn auch kein einziger von den Jungen, und schon morgens um sechs, in aller Dunkelheit noch, holten sie Hans aus dem Stroh, damit er ihnen erlaubte, mit dem Bau anzufangen. Unter Detlevs Anleitung wurde das Werk begonnen; bis über Mittag hinaus dauerte die Arbeit. Keiner der Jungen dachte an Essen, erst sollte und mußte die „Bahn" eröffnet sein.

Dann war es so weit. Detlev meldete Hans, daß alles in Ordnung sei, und so sollte Albrecht als der Erfinder der Bahn feierlich den Betrieb eröffnen. Drei Dutzend Jungen standen oben am Abhang, und Helmut hatte seine Strahlenfalle gerichtet, um den großen Augenblick im Bilde festzuhalten, als Albrecht das Querholz packte und mit den Füßen kräftig abstieß. Ein brausendes Hurra brach aus allen Jungenkehlen, als er nach prächtig schneller und schöner Fahrt fünf Sekunden später schwungvoll am andern Steilhang landete. Er ließ nun zuerst ein leeres Laufrad den Rückweg antreten und nahm dann das neue, um hinterher zu gondeln. Diesmal aber klappte die Sache nicht. Sehr zu seiner Verwunderung fand er sich mitten über dem Wasser hängen, während das Rad durchaus nicht weiter wollte. Das Seil war schlecht gespannt gewesen, durch sein Gewicht gesackt, und nun hing er da in der Senkung des Drahtseils mitten über Abgrund und Wasser. Es war ein komischer Anblick, wie er da so zappelte. Er hörte nicht auf Detlevs Zuruf, daß er ruhig hängen bleiben solle, bis das Seil nachgespannt sei; er zappelte so lange, bis er, das Laufrad in den Fäusten, hinunter sauste und das Wasser über ihm zusammenschlug. Er war senkrecht gestürzt, so daß der Fall ins Wasser trotz der beachtlichen Höhe ungefährlich blieb, auch tauchte er sofort prustend wieder auf und schwamm ans Ufer. Brrr, kalt war das Bad aber mächtig! So wurde nun zunächst nach dem untergegangenen Laufrad gefischt, und darauf befestigte Detlev an beiden Rädern nach eigener Erfindung noch Sicherungen, die das Herausspringen unmöglich machten.

Im kanadischen Felsengebirge.

Als dann schließlich auch beide Seile so nachgespannt waren, daß ein schnelles Nachlassen unmöglich erschien, hatte Albrecht schon wieder trockenes Zeug an und ließ es sich nicht nehmen, nochmals und nunmehr erfolgreich den Reigen der Fahrgäste zu eröffnen. Natürlich waren die Jungen an diesem Sonntag für nichts anderes mehr zu haben; den ganzen Nachmittag fuhren sie mit der Schwebebahn, auf der dann auch nie wieder ein „Verkehrsunfall" zu verzeichnen war.

Eine Woche später wurde auch der Landheimkahn auf der Bootswerft begonnen, so daß eine weitere Vervollständigung der Landheimanlage in Aussicht stand. So richtete Hans an seinen alten Führer in Schleswig und an Mors in Hamburg Einladungsbriefe, das vereinbarte Treffen zu Pfingsten hier im Warendorfer Landheim abzuhalten, und die beiden sagten schriftlich ihr Kommen zu; der eine wollte zwölf, der andere vierzehn Jungen mitbringen. Da

sollte es ein lustiges Leben geben im Landheim! —

Ernst Ehlers und Hans Runge bestanden die Reifeprüfung mit der Gesamtnote „sehr gut" und waren die einzigen, die in diesem Jahr von der mündlichen Prüfung befreit wurden.

Bald darauf kam dann Karlheinz mit seiner Aufnahmeprüfung für Obertertia an die Reihe. Gewiß, er kannte sonst keine Furcht, hierbei jedoch ängstigte er sich. Er fürchtete, die Erwartungen, die Doktor Runge und Hans in ihn setzten, nicht erfüllen zu können, und der Gedanke, diese beiden, denen er so unsagbar viel verdankte, enttäuschen zu sollen, war ihm unerträglich. Er hatte Angst vor den Professoren, die ihm ja ganz fremd waren und sicher die schwierigsten Fragen stellen würden. Vorzuwerfen freilich hatte er selbst sich nichts. Was in Menschenkräften irgend stand, hatte er getan.

Der Tag kam. Die ganze Gruppe, Pauper eingeschlossen, begleiteten Karlheinz bis zum Gymnasium. Aus dem Fenster des Konferenzzimmers winkte Doktor Runge freundlich herunter, dann drückten die Kameraden ihm alle noch einmal die Hand, und zögernd schritt er auf das große Tor los.

Viel, viel besser ging alles, als er befürchtet hatte. Allmählich gewann er seine Sicherheit wieder, um schließlich ganz unbefangen und frei vor den Lehrern zu stehen. Keine einzige Frage gab es, bei deren Beantwortung er auch nur gestockt hätte. Die Herren waren erstaunt über diesen Jungen, der da vier Gymnasialjahre in neun Monaten nachgeholt hatte und sicher schon jetzt nicht zu den Schlechtesten der Klasse, in die er hineinkam, gehören würde. Der hatte das Zeug zum Ersten in sich. So bestand Karlheinz seine Aufnahmeprüfung glänzend. Seine Freude war grenzenlos, und mit ihm freuten sich die sechs Kameraden, vor allem Albrecht, der immer mehr Stolz über diesen seinen liebsten Freund empfand, den er gerade vor einem Jahr unter so merkwürdigen Umständen gewonnen hatte.

Dann folgten auch die allgemeinen Versetzungen. Helmut kam nach Obersekunda, Ullo und Albrecht wurden nach Untersekunda versetzt, und Günter trug stolz die rote Mütze mit den goldenen Streifen der Untertertia.

So sollte nun die Osterfahrt der Sieben losgehen. Hans hatte geplant, für eine Woche nach Rügen zu gehen, um dann zum Gautag der Mecklenburger zu fahren, wo er mit den vier Jungscharen, die jede für sich ihre erste Ferienfahrt machen sollten, zusammentreffen wollte. Alle hatten sich sehr auf Rügen gefreut, aber die menschlichen Pläne sind höherem Willen unterworfen: aus der gemeinsamen Rügenfahrt wurde nichts. Mit harter Faust griff das Schicksal in die Gruppe.

Froh war Ullo am Tag des Schulschlusses nach Hause gelaufen, um den Eltern das gute Zeugnis zu zeigen. Dann hatte er zu Mittag gegessen und darauf seinen Affen gepackt, denn schon am gleichen Abend wollte die Schar nach Stralsund fahren. Es fehlten noch vier Stunden. So hatte sich Ullo auf sein Rad gesetzt, um zu Hans zu fahren und zu sehen, wie weit

der mit den Vorbereitungen sei. Dort hatte er weder ihn noch Karlheinz angetroffen, denn beide waren mit dem Rad auf das Dorf gefahren, um Karlheinz' kleinere Geschwister zu besuchen. Da war Ullo ihnen nachgefahren. Er war froh und pfiff den ganzen Weg über ein Lied nach dem andern. Freihändig war er gefahren, um zu sehen, ob er das wohl die ganzen neun Kilometer durchhalten könne. Kurz vor dem Dorf war ihm das Lastauto der Dampfmühle begegnet. Der Raum war schmal; sollte er nicht doch lieber eine Hand auf die Lenkstange legen? Das Auto gab Warnungszeichen. Ach was, er, Ullo, hatte keine Angst! Er fuhr weiter freihändig. Dann war das Auto heran und bog weit aus. Aber was war denn mit dem Rad los? Das bog ja auch nach dieser Seite! Ullo wollte die Lenkstange packen. Zu spät! Ein kleiner Stein im Weg riß das Vorderrad herum. Er stürzte. Zum Schrei hatte die Kehle keine Zeit mehr. Bewußtlos lag der Junge auf der Landstraße; das Hinterrad des schwerbeladenen Autos war über seinen linken Arm gegangen und hatte

diesen zermalmt. Der Lastwagen ratterte weiter, der Wagenlenker meinte, es sei alles glatt gegangen. Bewußtlos lag der Unglückliche auf der Landstraße.

So fanden ihn wenige Minuten später Hans und Karlheinz, die nach Hause wollten, um für die Rügenfahrt zu packen. Von weitem schon sahen sie eine Gestalt auf der Landstraße liegen.

„Das ist ein Mensch", sagte Karlheinz, und seine Stimme war beklommen. „Ich glaube, der ist tot."

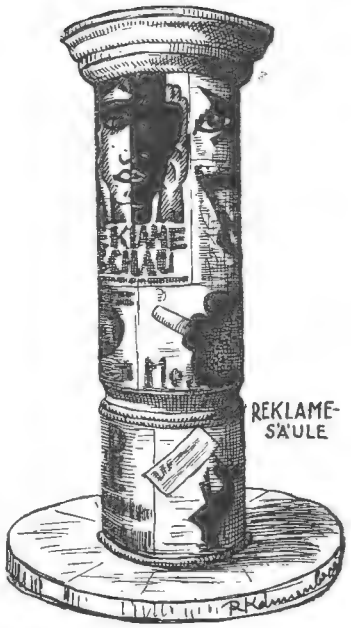
Sie jagten vorwärts, so schnell die Räder konnten. Plötzlich, hundert Meter davor, gab Hans Rücktritt, daß er fast gestürzt wäre. Karlheinz hielt auch an und blickte fragend auf den Älteren.

„Das ist Ullo", sagte Hans, griff sich an die Brust und mußte sich an einen Baum lehnen, um nicht umzusinken. Hier verließ ihn die Kraft, er konnte nicht weiter, wehrte sich, das Entsetzliche sehen zu müssen, daß Ullo, sein Ullo, tot sei. „Geh du, Karlheinz! Ich kann nicht."

Das Herz des Jungen klopfte zum Zerspringen, als er sich Ullo näherte. Halb noch besinnungslos, stöhnte der Verunglückte dumpf auf. Karlheinz lief zurück, sein Gesicht war weiß vor Entsetzen. „Er lebt noch!"

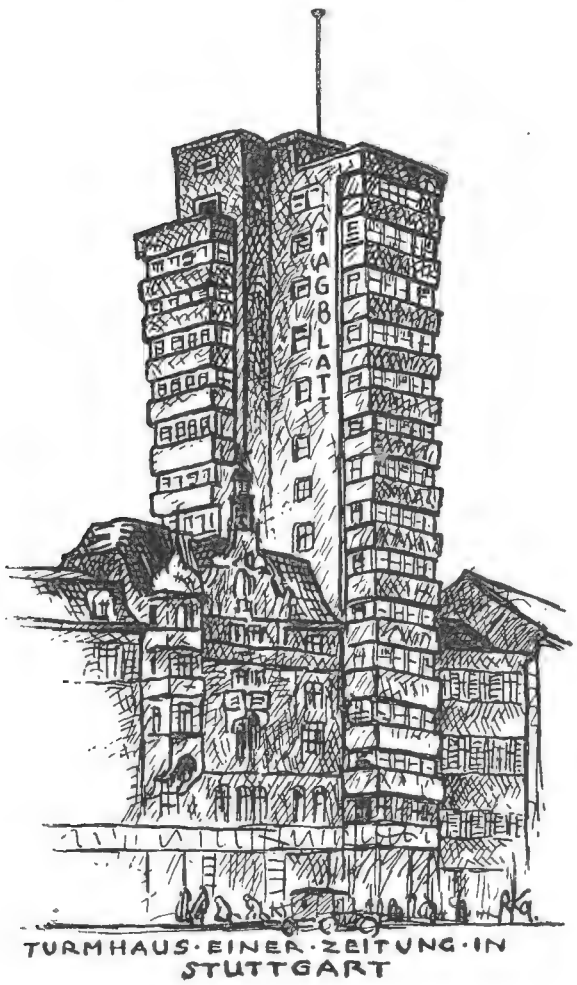
Da riß Hans sich hoch und wollte hinlaufen. Der andere hielt ihn fest. „Sein Arm, Hans, sein Arm!"

Hans riß sich los und beugte sich über den Freund. Einen Augenblick nur schloß er die Augen, als er Ullos Arm sah, dann nahm er sich zusammen. „Fahre du zurück ins Dorf, Karlheinz! Der Gemeindevorsteher soll einen Wagen schicken. Dann an das Warendorfer Krankenhaus telephonieren! Chefarzt Doktor Zengeln soll mit einem Assistenzarzt und mit allen chirurgischen Instrumenten kommen. Die Herren sollen die Gievitzer Landstraße nehmen, wir kommen ihnen im Wagen entgegen. Rasch, Karlheinz, rasch! Es geht um Ullos Leben."



Der Junge jagte auf dem Rade davon. Hans richtete den Liegenden halb auf, riß sich die Jacke herunter, dann das Hemd vom Leibe, um damit die Blutung etwas zu stillen, denn er wußte, viel mehr Blut durfte der Freund nicht verlieren, sollte er am Leben bleiben. Es war eine furchtbare halbe Stunde für Hans. Schließlich kam Karlheinz zurück, dann brauste das Auto des Doktors heran, noch bevor der Wagen aus dem Dorf da war. Keine Minute war mehr zu verlieren, das sahen die Ärzte auf den ersten Blick, und so machten sie sich unter freiem Himmel an die Operation. Zunächst half Hans dabei, indem er die nötigen Handreichungen tat, dann aber verließen ihn die Kräfte und Karlheinz mußte für ihn einspringen.

In fünf Minuten war alles vorüber, Ullo wurde in das Auto gehoben, und los ging es zum Krankenhaus. Die beiden fuhren auf ihren Rädern hinterher. Hans hatte die schwere Aufgabe übernommen, den Eltern Ullos die Nachricht zu überbringen. Als er diese Pflicht erfüllt hatte und Ullos Eltern ins Krankenhaus geeilt waren, um mit Doktor Zengeln zu sprechen und, wenn möglich, ihren Jungen zu sehen, da saß Hans Runge noch lange im Arbeitszimmer von Herrn Schäer und starrte in den Garten hinaus, ohne daß seine Augen Bäume und Blumen sahen. Warum, warum hatte das geschehen müssen? Wie würde der Junge sich abfinden mit seinem traurigen Geschick, gerade Ullo, der mit Leib und Seele Turner war? (Fortsetzung folgt)



TURMHAUS·EINER·ZEITUNG·IN STUTTGART

Reklame / *Von Richard Kannenberg*

Mit Reklame bezeichnet man im allgemeinen die Werbung von Anhängern für eine Sache, für eine Idee, eine politische Partei, eine Sportvereinigung, die Werbung von Besuchern für eine Veranstaltung, eine Aus-

stellung, eine Messe, ein Konzert, eine Theatervorstellung oder, was wohl am bekanntesten sein wird, die Werbung von Kunden, also Abnehmern und Verbrauchern einer Ware.

Für Reklame hatte man lange Zeit nicht viel übrig. Hörte man das Wort, so dachte man an Jahrmarktsrummel und Geschrei, an überlaute Anpreisungen, hinter denen nicht viel zu erwarten war, und nahm die Sache nicht weiter ernst. Es hat in Deutschland Zeiten gegeben, wo es der Kaufmann für vollkommen unwürdig hielt, seine Waren anzupreisen.

Diese Auffassung änderte sich aber, als man einsah, daß man ohne die Werbung neuer Kunden nicht mehr auskommen konnte, denn es wurde viel mehr erzeugt, als gleich abgesetzt werden konnte. Für die übrigbleibenden Waren mußte man neue Abnehmer suchen. Da es bei fast allen Kaufleuten so war, begann der Konkurrenzkampf, indem die Reklame nun ein Kampfmittel, und nicht das schlechteste, wurde. Es galt, sich die alte Kundschaft zu erhalten und zugleich neue Abnehmer und Verbraucher heranzuholen. Man merkte bald, daß Veranstaltungen aller Art besser besucht wurden, wenn man sie durch Reklame bekannt machte. Neue Gedanken setzten sich schneller durch und fanden größere Verbreitung unter Mithilfe geschickter Reklame. Viele Erzeugnisse der Industrie sind nur durch Reklame bekannt geworden; für andere wieder mußte durch zielbewußte Werbung überhaupt erst ein Verbraucherkreis geschaffen werden.

Ein „Perückenbock" mit einer wuchernden Mißbildung des Geweihes, die wie ein Haufen Wolle aussieht. Das selten auftretende Naturspiel ist eine krankhafte Erscheinung.

Fast alle Industrien und der Handel bedienen sich der Reklame in allen möglichen Formen als Werbung für ihre Erzeugnisse. Immer wieder und wieder wird die Allgemeinheit auf bestimmte Dinge durch nur für diesen Zweck geschaffene Werbemittel hingewiesen.

Reklame hat es schon immer gegeben, aber in ihrer heutigen Form ist sie ganz ein Kind unserer Zeit. Erst die Erfindung der modernen Druck- und Reproduktionsverfahren machte die Herstellung von Reklamemitteln in großer Anzahl möglich. Die Gründung der Post und des Weltpostvereins, die Herausgabe von regelmäßig erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften, also die Verbindung mit der Presse, sorgten für eine große Verbreitung der Werbemittel; dazu kam die Schaffung von Anschlagsmöglichkeiten (Plakatsäulen, Plakatwände und dergleichen). Führende Reklamekünstler traten in fast allen Reklame verbrauchenden und Reklame herstellenden Ländern auf. Die Industrie, die durch ihre Entwicklung gezwungen war, sich der Reklame zu bedienen, war auch gewillt, diese zu bezahlen.

Die Ursprungsländer der Reklame sind England und Amerika. Werbeorganisationen und Anzeigenwesen kann man heute in Amerika als vorbildlich bezeichnen. Daneben ist das deutsche Plakat als das beste und wirkungsvollste zu setzen.

Die Mittel zur Werbung sind sehr mannigfaltig. Die älteste Reklame ist das Firmenschild in seinen verschiedenen Formen, Anwendungen und Ausgestaltungen. Die Römer kannten schon das Barbierbecken. Die heute allen bekannten, besonders in den kleinen, alten Städten so eigenartigen Wirtshausschilder, die als Hauptsache eine Kanne, eine Weintraube, oft auch eine Tiergestalt aufweisen, zeigten schon im Mittelalter dem Durstigen, wo er seinen Durst stillen konnte. Wer erinnert sich nicht, blecherne Zuckerhüte, Schirme, Stiefel, Zylinderhüte, Handschuhe und viele andere Sachen über den Türen der Läden gesehen zu haben, in denen man die draußen groß angezeigten Gegenstände kaufen konnte! Auch heute noch ist hier und dort Ähnliches zu sehen, nur meist in zeitgemäßer Auffassung, manchmal von innen beleuchtet, beweglich.

Zu den ältesten Werbemitteln gehört die Ankündigung durch Ausrufer. Ganz nebenbei seien auch die Anschläge der Verordnungen und Bekanntmachungen erwähnt. Das Plakat verwandte man zuerst als Ankündigung für besondere Veranstaltungen, dann erst als Werbemittel für Waren. Mit der Zeitung taucht die Anzeige auf.

Warenzeichen als Bezeichnung für den Ursprung einer Ware sind uralt. Interessant ist, daß zur Zeit des Zollkrieges mit England dort eine Bestimmung herauskam, jede Ware mit einem Zeichen zu versehen, das das Herstellungsland erkennen läßt, zum Beispiel das bekannte Made in Germany für deutsche Erzeugnisse. Dieses Erkennungszeichen wurde bald eine Empfehlung für deutsche Waren. Der geschickte Kaufmann und Fabrikant, der mit seinen Erzeugnissen Erfolg hatte,

ließ sich ein besonderes Zeichen schaffen, um damit seine Waren vor allen andern zu kennzeichnen. So entstanden das moderne Warenzeichen und die Schutzmarke. Eine gute Schutzmarke ist sehr wertvoll, und viele Firmen lassen deshalb ihre Schutzmarken und Warenzeichen beim Patentamt eintragen. Jede Firma, die eine eingetragene Schutzmarke besitzt, achtet genau darauf, daß diese nicht nachgeahmt wird.

Auch die Verpackung und Packungsform sind ausgezeichnete Werbemittel. Eine Ware, die sich in einem schönen und geschmackvollen Gewande dem Käufer zeigt, wird von diesem viel eher gekauft werden als eine andere in nicht so guter Ausstattung. Man ist so leicht geneigt, von der guten Außenseite auf einen guten Inhalt zu schließen. Aufklebschilder, Briefbogen, Kalender, Werbeblätter, Prospekte, Kataloge, Einwickelpapiere und Zugaben sind Mittel, eine Ware bekannt zu machen und anzupreisen.

Doch nicht nur Bild und Druck dienen der Werbung, sondern auch Wort und Schrift in Dichtung und Prosa. Theater, Kino, Rundfunk, Flugzeug, Licht und Luft und die Verkehrsmittel werden in den Dienst der Reklame gestellt. Auf die in letzter Zeit sehr aufgekommene Lichtreklame, die mit ihren bunten, beweglichen laufenden Lichtbändern das Auge auf sich zieht, ganze Häuserfronten in hellstem Licht erstrahlen läßt und ganze Straßen mit einer blendenden Lichtfülle übergießt, sei besonders hingewiesen. Amerika ist hierin allen voran.

Große Aufmerksamkeit wird den Schaufenstern gewidmet. Die großen Kauf- und Modehäuser, auch Geschäfte anderer Art wetteifern miteinander in der künstlerischen Ausgestaltung ihrer Schaufenster. Schaufensterwettbewerbe sorgen für immer neue Anregungen.

Zur Reklame gehören auch die Messen und Ausstellungen, die eine ins Große gesteigerte und den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßte Fortsetzung der schon im Altertum und Mittelalter bekannten Messen und Märkte sind. Jeder Aussteller zeigt auf der Messe, was er leisten kann und was er zu verkaufen hat. Hunderttausende kommen hier zusammen, teils als Aussteller und Verkäufer, teils als Käufer und Beschauer. Die Möglichkeit, eine Ware gleich sehen zu können, die unmittelbare Verbindung von Käufer und Verkäufer gibt hier die Grundlage zu dauernden und erfolgversprechenden Beziehungen. Nirgends wird so viel Reklame gemacht wie hier. Alles muß zur Werbung dienen, nicht nur das Plakat und sonstige Drucksachen, sondern auch der Ausstellungstand und die Ware selbst in ihrer Beschaffenheit und Aufmachung. Den Ausstellungen sind oft belehrende Abteilungen angegliedert, die dem Besucher den Wert und die Bedeutung ganzer Industrien vorführen.

Ja sogar die Bauten der Warenhäuser und Zeitungen, der Industrie und des Handels, besonders die Fabriken bekannter Markenartikel erhalten eine eigenartige, auf jeden Fall charakteristische Form nicht nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder des Ansehens, sondern weil ein eigenartiges Bauwerk auch ein hervorragendes Werbemittel ist.

Gute Reklame verlangt großes Verständnis für die geistige und wirtschaftliche Einstellung der Bevölkerungskreise, auf die die Werbung hinzielt, damit die Werbemittel richtig angewandt werden und der Erfolg nicht ausbleibt. Aus der einfachen Reklame ist heute eine Werbekunst und Werbewissenschaft geworden.

Reklame soll nicht marktschreierisch und aufdringlich sein; sie muß zu überzeugen suchen und dadurch einen Kaufentschluß herbeiführen. Früher war jede Ware und jede Sache „die allerbeste", „die billigste", „die hervorragendste" und so weiter. Man überbot sich gegenseitig in Lobsprüchen, ohne daran zu denken, daß doch nur e i n e Ware die beste sein kann. Wer genug gewitzt war, schlug aber auch hier die Wettbewerber in aller Bescheidenheit und ohne aufdringlich zu sein, wie die folgende

Das Wüstenschiff vor dem Mikrophon.
Da die Stimme des Kamels widerwärtig klingt, ein unbeschreibliches Gemisch von Lärmen und Brüllen, Gurgeln und Stöhnen, Kollern und Brummen darstellt, wird das Mikrophon den Zuhörern einen zweifelhaften Ohrenschmaus vermitteln / Phot. A. v. Zychlinski.

kleine Geschichte zeigt. In einer Straße eröffnete ein Uhrmacher ein Geschäft und schrieb über seine Tür: „Die besten Uhren in Deutschland". Bald tat sich nicht weit davon ein zweiter Uhrenladen auf; sein Inhaber ließ über die Ladentür die Worte anbringen: „Die besten Uhren der Welt". Nicht lange darauf eröffnete ein dritter ein Uhrengeschäft in derselben Straße und schrieb über seine Tür: „Die besten Uhren in dieser Straße". Wenn diese Geschichte auch nicht wahr sein sollte, so ist sie doch gut erfunden, um das Vorhergesagte zu verdeutlichen.

In der Reklame muß Wahrheit liegen, um zu überzeugen; sie darf nicht durch Großsprecherei zu wirken suchen. Lügen haben kurze Beine; auch in der Reklame kommt man nicht weit mit ihnen. Die Konkurrenz merkt sehr schnell, wo etwas nicht stimmt; sie sorgt dafür, daß es andere erfahren, und nutzt dies zum eigenen Vorteil aus.

Aus der bescheidenen Reklame, die der Kaufmann früherer Zeiten selbst machte, so gut er es verstand, ist heute eine Industrie, eine Werbeindustrie geworden. Werbefachleute, Werbekünstler, Gebrauchsgraphiker, Werbeschriftsteller, Elektrotechniker, Photographen, Schaufensterdekorateure, ein großer Teil der Druckindustrie und noch viele andere nicht so sehr in Erscheinung tretende Berufe und Industrien sind im Dienste der Reklame tätig.

Die Reklame gehört unbedingt in unsere Zeit. Ohne Reklame gibt es kein Geschäft. Sie ist es, die das Räderwerk der Industrie nicht stillstehen läßt, die immer wieder neue Absatzgebiete schafft und erschließt, die Aufträge heranholt und somit Arbeit und Brot schafft. Die Reklame sorgt dafür, daß Neues in eindringlichster Weise bekannt gemacht und verbreitet wird. Sie ist das rechte Salz der Erde, ohne das Leben, Arbeit und Fortschritt keinen Antrieb erhielten.

Ein neuer Bruder der Erde

Von Walter Horn

Wer den nächtlichen Himmel kennt — leider sind es immer noch recht wenige, von denen man das sagen kann — der weiß, daß es zwei Arten von Sternen gibt. Einmal die sogenannten Fixsterne. Das sind glühende Himmelskörper, die in unvorstellbaren Entfernungen von uns stehen, so weit, daß diese Sonnen auch in den größten Fernrohren der Astronomen nur als Punkte erscheinen. Wegen ihrer riesigen Entfernungen kann man auch ihre Bewegungen nicht wahrnehmen, sie scheinen still zu stehen, am Himmel fixiert zu sein, und bilden so die bekannten Sternbilder.

Zwischen diesen Sternbildern bewegt sich nun eine zweite Art Sterne: die Wandelsterne oder Planeten. Das sind die Geschwister der Erde, denn wie diese bewegen sie sich in kreisförmigen Bahnen um die Sonne, und wie diese sind sie im Laufe der Zeit längst erkaltet und empfangen Licht und Wärme durch die Sonnenstrahlung. Die Planeten stehen uns viel näher als die Fixsterne, so daß wir ihre Bewegungen deutlich erkennen können. Immerhin sind die Abstände doch noch so groß, daß wir uns zur Veranschaulichung lieber eines stark verkleinernden Maßstabes bedienen wollen. Wenn wir uns die Erde als eine Kugel von 10 Zentimeter Durchmesser vorstellen, so wäre die Sonnenkugel mit einem Durchmesser von 11 Meter etwas mehr als 1 Kilometer entfernt. Der Mond liefe als eine kleine Haselnuß in 3 Meter Abstand um die Erde. Zwischen Erde und Sonne bewegten sich die beiden inneren Planeten Merkur und Venus, von der Größenordnung der Erde, in 450 und 900 Meter Entfernung von der Sonne. Außerhalb der Erdbahn kreisten dann der rötliche Mars, beinahe so groß wie die Erde, Jupiter, mit einem Durchmesser von 1,20 Meter der größte Planet, und der fast ebenso große und mit einem prächtigen Ring ausgestattete Saturn. Sie wären 230 Meter, 6 und 12 Kilometer weiter als die Erde von unserer Sonne entfernt.

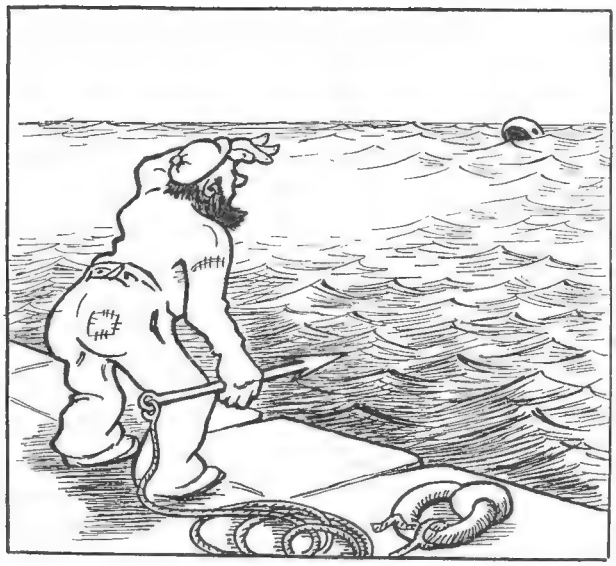
Diese Planeten waren auch schon im Altertum bekannt. Nur nahm man damals an, daß sich die Sonne mit ihnen um die Erde drehe. Nach der Erfindung des Fernrohres entdeckte der englische Astronom Herschel (1738 bis 1822) noch einen weiteren Planeten, den Uranus. Er hat in unserm Maßstab einen Sonnenabstand von 25 Kilometer.

Zwei große Männer, der deutsche Astronom Johannes Kepler (1571 bis 1630) und der englische Mathematiker und Physiker Isaak Newton (1643 bis 1727) haben die Gesetze der Planetenbewegung erforscht. Newton fand, daß zwei Massen sich gegenseitig anziehen — etwa wie verschiedene Magnetpole — und da die Masse der Sonne ungleich größer als die der Planeten ist, so zwingt sie diese, um sie herumzulaufen, statt frei durch den Raum zu fliegen.

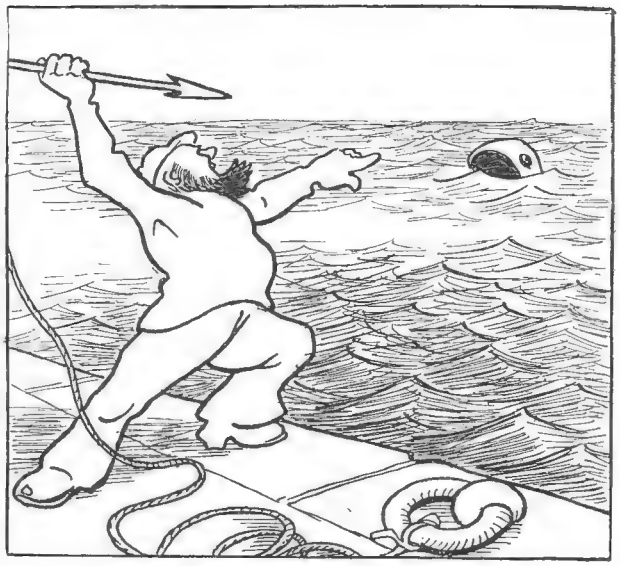
Die Astronomen können nun mit Hilfe dieser Gesetze die Bahnbewegungen der Wandelsterne voraus berechnen, und zwar sehr genau. Es zeigte sich aber, daß die Berechnungen für den Uranus nicht stimmten. Man riet hin und her, bis man schließlich auf den Gedanken kam, daß es noch einen Planeten außerhalb der Uranusbahn geben müsse. Dieser Unbekannte sollte durch seine Anziehung den Uranus in seiner Bewegung hindern. Aus den Fehlern dieser Bewegung berechnete dann der französische Mathematiker Leverrier (1811 bis 1877) den Ort des Störenfrieds, dessen Vorhandensein ja noch gar nicht sicher war. Er schrieb nach Berlin, und noch am selben Abend, am 23. September 1846, wurde der Planet von dem Astronomen Galle (1812 bis 1910) entdeckt. Das galt und gilt auch heute noch als eine der größten Taten des menschlichen Geistes. Wir nennen den neuen Planeten Neptun. Nach unserm Maßstab ist er 37 Kilometer von der Sonne entfernt, er wird also nur sehr schwach von ihr beleuchtet, und dadurch erklärt sich auch seine späte Entdeckung.

Dasselbe hat sich nun unlängst wiederholt. Weder die Berechnungen für Uranus noch die für Neptun stimm-

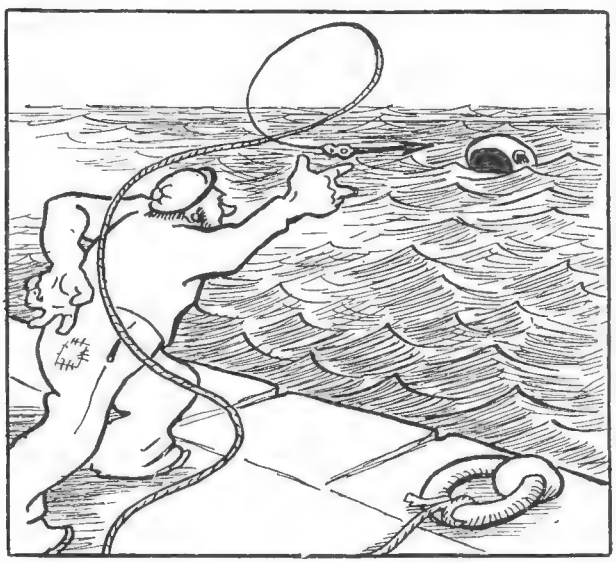
Delphinfang



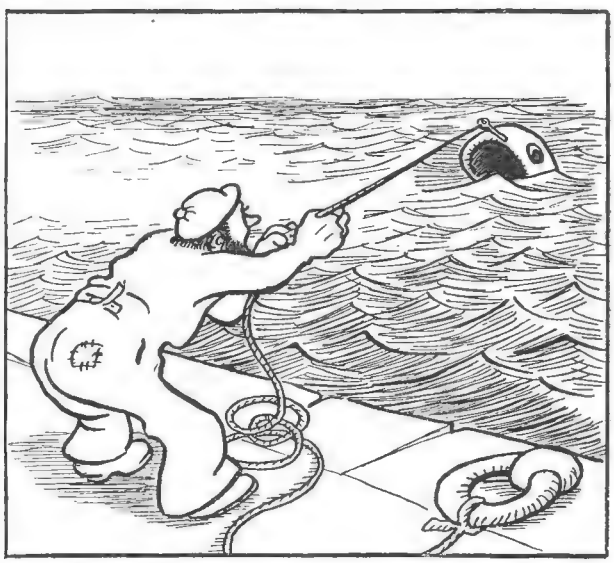
I



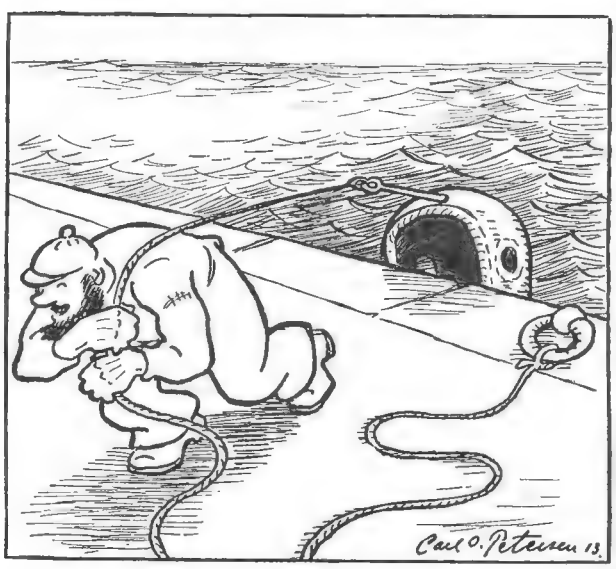
II



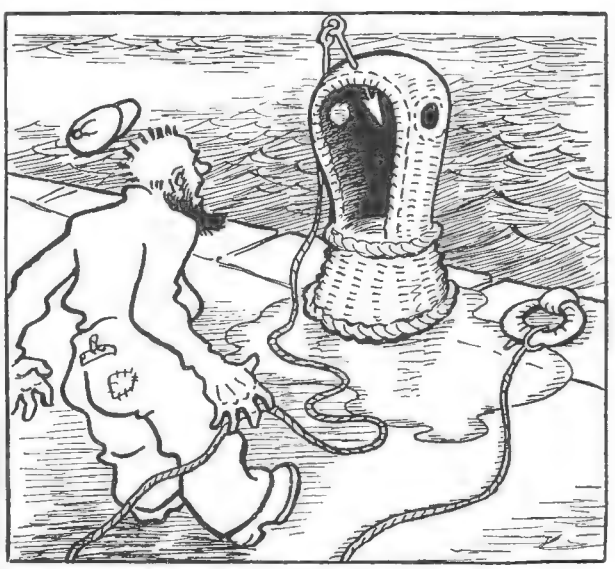
III



IV



V



VI

ten. Man nahm wieder einen unbekannten Planeten als Ursache der Störungen an. Zwei amerikanische Forscher, Pickering und vor allem Lowell, haben sich an die Rechnungen gemacht. Aber die Entdeckung blieb aus, und es entspann sich ein heftiger wissenschaftlicher Streit. Lowell starb, ohne von seinem Standpunkt zu weichen. Er hat recht gehabt. Man hat an Hand der angestellten Beobachtungen weitergesucht und jetzt auf dem Lowell-Observatorium in Arizona ein ganz unscheinbares Sternchen gefunden, den neuen Planeten. Obgleich die Berechnungen diesmal viel schwieriger waren und der „transneptunische" Planet nur in den größten Fernrohren der Welt zu sehen ist, hat fast dreißigjähriges zähes Forschen zum Erfolg geführt. Die Astronomie hat Fortschritte gemacht wie kaum eine andere Wissenschaft. Dies ist ihre bedeutendste Entdeckung seit Jahrzehnten.

Im Luftschiff zum Nordpol / Von Umberto Nobile

Auf Seite 456 und 474 des laufenden Jahrgangs erfuhren unsere Leser Näheres von der Rettungsexpedition des russischen Eisbrechers „Krassin" anläßlich der „Italia"-Katastrophe und von der Auffindung der Malmgrengruppe. Inzwischen hat General Nobile selber das Wort ergriffen und in einem ebenfalls beim Unionverlag, Zweigniederlassung Berlin, erschienenen Werke „Im Luftschiff zum Nordpol" eine ausführliche Darstellung seines Unternehmens gegeben. Die erschütternde Tragödie, die sich im nördlichen Eismeer abspielte, dürfte durch diese Veröffentlichung wesentlich an Klarheit gewinnen. Wir bringen nachstehend eine Probe aus dem überaus fesselnd geschriebenen Werk, das mit 48 zum Teil ganzseitigen Abbildungen sowie 2 Karten versehen ist.

Auf Grund der günstigen Wettermeldungen gab ich am 22. Mai 1928 Befehl, die letzten Vorbereitungen zum Start der „Italia" zu treffen, schickte die Besatzung schlafen und bestellte sie um 11 Uhr abends in die Halle.

Gegen 2 Uhr 30 Minuten des nächsten Morgens ließ ich Gas in das Luftschiff pumpen. Als die Ballonhülle prall gefüllt war, veranlaßte ich eine nochmalige genaue Untersuchung. Plötzlich vernahm ich ein Zischen, als ob Gas entwiche. Sofort sandte ich Leute auf den Rücken des Luftschiffes, um den Grund des Geräusches festzustellen. Es fand sich ein kleiner Riß an der Stelle eines Webfehlers im Stoff, der sofort ausgebessert wurde. Weitere eingehende Prüfungen ließ ich von einem Techniker und zwei Spezialarbeitern vornehmen, um ganz sicher zu gehen, daß kein Schaden übersehen wurde. Dann erhöhte ich nochmals den Gasdruck so weit wie möglich.

Um 4 Uhr war alles in Ordnung, und langsam verließ die „Italia" die Halle. Der Kaplan der Expedition, Pater Gianfranceschi, verrichtete mit entblößtem Kopf ein Gebet. Die Landeseile wurden gelöst. Während ein einstimmiges Hurra durch die Luft hallte, erhob sich die „Italia". Hundertfünfzig Augen folgten ihr. Alle drei Motoren wurden angelassen, und das Luftschiff verließ, die Spitze voraus, die Kingsbai.

Das war der dritte Start der „Italia", diesmal zu einer Forschungsreise nach dem Pol. Wer ahnte damals, daß sie nicht wieder zurückkehren sollte! Wir hatten den 23. Mai, 4 Uhr 28 Minuten morgens.

Wir nahmen zunächst Kurs nach Nordwest. Um 4 Uhr 51 Minuten überflogen wir den „Dreikronengletscher" und steuerten, in Richtung der Küste des Haakon-VII.-Landes folgend, nach der Nordspitze der Insel Amsterdam, die wir 5 Uhr 41 Minuten passierten. Wir hatten 100 Kilometer in 73 Minuten zurückgelegt mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 82 Kilometer in der Stunde.

Kaum hatten wir die Amsterdam-Insel verlassen, als ein heftiger Wind aufkam und unsere Geschwindigkeit verminderte. Eine Stunde lang folgten wir dem 11. Längengrad östlich von Greenwich. Um 6 Uhr 40 Minuten zeigte das Thermometer 20 Grad unter Null. Fern zur Linken lag noch tief unter dem Horizont das Bridgman-Kap; wir hielten darauf, auf den nördlichen Teil von Grönland Richtung.

Bis jetzt — die Uhr zeigte 6 Uhr 55 Minuten — hatte das freie Meer unter uns gewogt. Nun, ungefähr bei 80½ Grad nördlicher Breite und 10 Grad östlicher Länge, stießen wir auf das erste Packeis, das wir durch die dazwischen liegende Nebelschicht nur als graue zusammenhängende Fläche sahen. Sechs und eine halbe Stunde begleitete uns dichter Nebel. Deshalb flogen wir ziemlich tief, in 200 Meter Höhe. Von 11 Uhr 45 Minuten bis 12 Uhr 45 Minuten hielten wir uns dann oberhalb des Nebels, der in 500 Meter Höhe sein Ende erreichte.

Gegen 13 Uhr 15 Minuten hob sich der Nebel, und eineinhalb Stunden später lag die Küste Grönlands unter uns. Aber erst gegen 3 Uhr nachmittags hatten wir klare Sicht. Mit dem Goerzapparat stellten wir eine Stundengeschwindigkeit von 62 Kilometer fest, mit einer Abdrift von 30 Grad nach rechts.

Zwei Stunden lang kreuzten wir über der Küste, um einen genauen Eindruck von ihr zu bekommen. Zahlreiche kleine Kanäle durchzogen das Packeis. Aber bis zur Küste trafen wir keinen noch so kleinen Wasserspiegel. Noch heute erinnere ich mich lebhaft der schimmernden Eisberge unter uns.

Als wir um 17 Uhr 29 Minuten das Bridgman-Kap passierten, hatten wir von der äußersten Spitze der Amsterdam-Insel 720 Kilometer in 11 Stunden 48 Minuten zurückgelegt mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 61 Kilometer in der Stunde.

Wir kehrten noch einmal zum Bridgman-Kap zurück, um den Weg zum Pol längs dem 27. Grad westlicher Länge von Greenwich zu verfolgen. Der Himmel, der vollständig mit Wolken bedeckt gewesen war, klärte sich gleich hinter dem Bridgman-Kap auf und bald war er vollkommen klar. Bei strahlend blauem Himmel spiel-

Ankunft der „Italia" in Kingsbai auf Spitzbergen am 6. Mai 1928. Das Luftschiff wird am Ankermast festgemacht.

ten kleine Sonnenlichter lustig auf den Instrumenten im Innern der Führerkabine. Der Wind, der kräftig ins Heck blies, vereinte sich mit der Kraft der Motoren und trieb uns erfreulich schnell dem Pol zu. In der Führergondel herrschte reges Treiben, und eine freudige Erwartung teilte sich allen mit.

Am Seitensteuer hatte einer der Seeoffiziere Dienst, während die beiden andern unermüdlich Beobachtungen über den Stand der Sonne sowie Flugrichtung und Abdrift des Schiffes anstellten. Trojani und Cecioni waren wie gewöhnlich mit dem Höhensteuer beschäftigt. Malmgren trug mit gespannter Aufmerksamkeit und dem ihm eigenen Eifer meteorologische Daten auf die an einer Seitenwand der radiotelegraphischen Kabine angebrachten Tabellen ein. Pontremoli und Běhounek beschäftigten sich eingehend mit ihren Instrumenten und sahen und hörten nicht, was um sie vorging. Sie benahmen sich ganz so, als ob sie sich in der Ruhe ihrer Laboratorien befänden.

Auch die drei Motoristen waren auf ihrem Posten, wachsam und aufmerksam wie immer: Pomella am Heckmotor, Caratti am linken Motor und Ciocca am rechten. Meistens flogen wir nur mit zwei Motoren, und zwar dem Heck- und einem Seitenmotor. Arduino schritt den Laufgang hin und her, beaufsichtigte die Arbeit der Motoristen, überwachte und regelte den Benzinverbrauch. Nachdem Alessandrini in den ersten Stunden nach dem Start sämtliche zugänglichen Teile des Luftschiffes nochmals geprüft hatte, um sich zu versichern, daß alles in Ordnung sei, war er nach dem Einziehen der Landeseile, die nicht so lange der Witterung ausgesetzt sein sollten, einen Augenblick in die Führerkabine gekommen, um dann Trojani und Cecioni am Höhensteuer zu helfen.

Mit Hilfe des Heckwindes näherten wir uns mit ziemlicher Geschwindigkeit dem Nordpol. Um 18 Uhr befanden wir uns über dem 84. Grad, um 20 Uhr auf 85° 45′, 22 Uhr auf 87° 40′ und um 22 Uhr 30 Minuten auf 88° 10′. In kurzer Zeit würden wir den Nordpol erreichen. Es war kein unerreichtes Ziel mehr, das wir überfliegen wollten, aber es war ein fernes, noch unerforschtes Gebiet, weitab von den Menschen. Man hatte hier keinen Kontinent gefunden, wie früher so oft vermutet. Viele Expeditionen, die das Ziel gehabt, diesen nördlichsten Punkt der Erde zu erreichen, hatten ein tragisches Ende gefunden.

Langsam waren wir höher gestiegen und hatten um 18 Uhr 250 Meter erreicht, um 20 Uhr 500, um 22 Uhr 550, und um 22 Uhr 30 Minuten waren wir über 600 Meter hoch. Ich war hocherfreut über die klare Sicht, mit der ich nach acht Stunden Flug im Nebel keineswegs gerechnet hatte. Aber der Wind, der uns jetzt so schnell zum Pol trug, konnte leicht der dann beabsichtigten Route hinderlich sein. Aufmerksam beobachtete ich Malmgrens Berechnungen. Er verfolgte

Nachdem der Wind sich gelegt hat, wird das Luftschiff zur Erde gezogen und in die Halle gebracht.

gerade die Kurve der beiden Luftströmungen, die vorherrschend waren: eine auf dem Eismeer nach der sibirischen Küste hin und eine über die Barents-See. Wohin sollten wir uns vom Nordpol aus wenden? Lange zerbrach ich mir den Kopf darüber. Mit einem solch starken Wind mitzufliegen, widerstrebte mir und ich dachte daran, nach Erreichen des Pols nach der sibirischen Küste zu fahren, weil ich fürchtete, der Wind könne Nebel mit sich bringen. Oder sollte man den Wind in Kauf nehmen und nach der kanadischen Küste steuern, wo nach den Berichten der Meteorologen wohl Nebel lag, aber die Atmosphäre ruhig war? Der Gedanke, nach dem Vulkanland Mackenzie zu fliegen, verließ mich nicht, umso mehr, als ich schon alle notwendigen Vorkehrungen getroffen hatte für den Fall eines Fluges dorthin. Beim Start hatte ich für diese Möglichkeit Navigationskarten und -bücher sowie Aufzeichnungen über dieses Gebiet an Bord genommen. Ich besprach meine Absicht mit Malmgren.

Dieser antwortete mir: „Es ist besser, nach Kingsbai zurückzukehren. Wir können dann unsere wissenschaftlichen Beobachtungen ausbeuten."

Es war sicher ein guter Rat, zu unserm Standort zurückzukehren, denn man konnte dort besseres Wetter zu einem neuen Flug abwarten und bei diesem dann einen Abstieg aufs Eis ausführen, der schon so viel Mühe und Vorbereitung verlangt hatte. Anderseits unterlag ich immer noch dem Reiz, den ein Flug nach den Mackenzie-Vulkanen auf mich ausübte, auch dann, wenn er eine Woche dauern würde. Dieser Flug sollte nach eingehender früherer Rücksprache mit Malmgren in die Reihe unserer Forschungsflüge mit aufgenommen werden.

Ich wußte nicht recht, was ich erwidern sollte. Es war mir aus Erfahrung zu gut bekannt, wie ermüdend es war, gegen einen heftigen Wind dauernd anzukämpfen, der den Flug um Stunden verlängerte, und in mir sträubte sich instinktiv etwas dagegen. Ich teilte Malmgren meine Bedenken mit. Seine Antwort lautete: „Dieser Wind wird nicht lange anhalten. Wenn wir jetzt nach Kingsbai zurückfliegen, werden wir ihn in wenigen Stunden hinter uns lassen. Statt seiner werden wir dann Nordwest haben."

Er sagte dies so bestimmt, daß meine Befürchtungen fast besiegt waren. Aber noch einmal widerstand ich: „Wollen wir nicht lieber mit dem Winde fliegen und die beiden günstigen Luftströmungen der Zyklone ausnützen, um auf Umwegen nach Kingsbai zu kommen?"

Dieser Plan war deswegen so verlockend, weil uns der zweite Wind in das Gebiet von Nikolaus-II.-Land tragen würde, und vielleicht gelang es dann, das ersehnte Land bei günstiger Sicht zu überfliegen.

Malmgren beharrte auf seiner Ansicht, und endlich gab ich nach.

Vier Tage später, nach der Katastrophe, fragte mich Malmgren, ob ich glaubte, daß, wenn wir meinem Rat gefolgt und nach Mackenzie geflogen wären, alles gut gegangen wäre, weil dann der „Italia" der Kampf mit dem heftigen Gegenwind erspart geblieben wäre. Was sollte ich antworten? Keiner konnte wissen, ob uns nicht auch auf jenem andern Wege andere Gefahr bedroht hätte.

Während ich mit Malmgren die Wahl des Weges besprach, näherten wir uns mit großer Geschwindigkeit dem Pol. Der Wind kam jetzt fast ganz aus Süden, so daß wir nahezu kein Abtreiben zu verzeichnen hatten, um 20 Uhr 6 Grad, um 20 Uhr 30 Minuten sogar nur 3 Grad.

Gegen 22 Uhr tauchte plötzlich am bisher klaren Horizont in ein bis zwei Stunden Entfernung eine Wolkenbank auf. Wie eine ferne, riesige Festung sah das bizarre Dunkel am Horizont aus. Es schien, als wäre die Natur bestrebt, den Pol vor menschlichen Blicken wenigstens zum Teil zu verhüllen. Schon bei der Fahrt mit der „Norge" 1926 hatten wir Ähnliches erlebt. Aber dieses Mal war das Naturschauspiel noch weit eindrucksvoller. Meine Phantasie sah in diesem schwarzen, drohenden Wolkenhaufen ein Heer feindlicher Naturgewalten, das den Pol vor Neugierigen schützen wollte.

Eine halbe Stunde später erreichte uns dazu eine dichte Nebelwand gerade in dem Augenblick, als uns viel daran lag, nicht die Sicht auf die Sonne zu verlieren, da Messungen vorgenommen wurden, um genau festzustellen, wann wir am Pol sein würden. Wir gingen also bis ungefähr 800 Meter in die Höhe über die Nebelbank. Wir befanden uns jetzt auf 89° 10' Breite. Also nur noch rund 90 Kilometer, und der Pol war erreicht!

Die Seeoffiziere setzten ihre Sonnenbeobachtungen fort. Wir näherten uns immer mehr dem nördlichsten Punkt der Erde. Die Erregung an Bord wuchs.

20 Minuten nach Mitternacht, also in der ersten halben Stunde des neuen Tages, des 24. Mai, erreichten wir den Pol. Die Seeoffiziere an den Sextanten riefen: „Erreicht!" Die „Italia" war am Pol. Wir hatten den Pol erreicht, nachdem wir die 706 Kilometer, die uns vom Kap Bridgman trennten, in 6 Stunden 51 Minuten zurückgelegt hatten, das heißt also mit einer Geschwindigkeit von 105 Kilometer in der Stunde.

Ich ließ die Motoren verlangsamen, und die „Italia" senkte sich in einer Spirale durch den über dem Pol hängenden Nebel hinab. Die Absicht, auf das Packeis herunter zu gehen, mußten wir zu unserm großen Leidwesen aufgeben, da die Sicht zu schlecht war und der Wind sich nicht legen wollte. Aber wir hatten noch ein feierliches Versprechen zu erfüllen: das Kreuz Seiner Heiligkeit des Papstes Pius XI. auf dem Pol abzuwerfen und mit ihm zusammen die Trikolore. Wir schickten uns an, in andächtiger Stille die so einfache, aber so feierliche Handlung zu vollziehen. Ich gab Alessandrini den Befehl, alles vorzubereiten.

Noch einmal beschleunigten wir den Lauf der Motoren, um ganz unter den Nebel zu gehen. Es war genau

40 Minuten nach Mitternacht. 20 Minuten darauf sahen wir das Packeis unter uns. Wieder kreuzten wir mit nunmehr geringster Geschwindigkeit, während die Vorbereitungen beendet wurden. Ich hatte um das Kreuz ein großes Stück Stoff in den Farben der Trikolore gewickelt, um es beim Herunterlassen zu schützen.

Um 1 Uhr 20 Minuten beugte ich mich aus der Kabine und ließ die italienische Fahne herabfallen. Schon einmal hatte ich eine Trikolore herabgelassen. Auch die jetzige begleitete unsere ganze Verehrung für das ferne Vaterland. Diesmal war es Italien allein, das zum Pol gelangt war.

Um 1 Uhr 30 Minuten warf ich das Kreuz ab. Ich verfolgte es mit den Augen, bis es auf dem Eise lag. Wir befanden uns in einer Höhe von 150 Meter. (Forts. folgt)

Freiübungen der Lehrlinge in der Fabrik

Man sollte glauben, die jungen Leute in den Fabriken bewegten sich tagsüber so viel in den Werkstätten, in den Fabrikräumen, an den Drehbänken und Maschinen, daß es ganz überflüssig sei, ihrem Körper noch die Anstrengung gymnastischer Übungen zuzumuten. Doch diese Ansicht ist grundfalsch; die Arbeitsbewegungen in den Fabriken beanspruchen immer nur einen bestimmten Teil des Körpers. Diese Gymnastik des Berufs ist so einseitig, daß sie der allgemeinen körperlichen Entwicklung nicht im geringsten entspricht. Bei fast allen Werkstatthantierungen und bei fast allen Fabrikarbeiten macht man lediglich eine Bewegung oder auch mehrere und wiederholt diese dann bis zur völligen Erschöpfung einer Muskelgruppe.

In modernen Fabriken kam man denn zu der Einsicht, daß auch Fabrikarbeiter der Gymnastik bedürfen. Dreißig Minuten oder auch nur eine Viertelstunde zweckmäßigen Turnens wirken auffrischend und ermunternd auf Körper und Geist. Noch viel wichtiger aber als bei den Erwachsenen ist das Turnen für die unentwickelten Körper der Jugendlichen. Nach dem wohldurchdachten und bewährten Taylorsystem müssen die Fabriklehrlinge ihre Arbeit täglich zwanzig bis dreißig Minuten lang unterbrechen, um in dieser Zeit systematisch Gymnastik zu treiben. Die großen Fabriken, die Hunderte und aber Hunderte von Lehrlingen beschäftigen, stellen auch Turnlehrer an, die mit der allseitigen Körperausbildung der Fabrikjugend betraut werden. Eine halbe Stunde vor der Mittagszeit strömen die Scharen der Lehrlinge aus allen Werkstätten und Unterrichtsräumen der Fabrik im Hof, auf dem Fabrikdach oder bei Regenwetter im Turnsaal zusammen und recken und strecken die Glieder, schwingen sich und springen, machen „Brücken" und „Kerzen" nach dem Kommando des Sportlehrers.

Freiübungen der Lehrlinge auf dem Fabrikdache / Phot. Keystone, Berlin.

In Siemensstadt zum Beispiel, wo Tausende von jungen Leuten ihre Lehrjahre durchmachen, gibt es eine Menge von Turnplätzen; fast alle liegen an den schönsten, gesündesten und interessantesten Stellen der reichbevölkerten deutschen Fabrikstadt. So turnt das junge Geschlecht im großen Fabrikhof, wo auch noch an milderen Wintertagen ein gepflegter Rasen zu Sport und Spiel einlädt. Auch auf den Dächern der gewaltigen Wolkenkratzer, in reiner Luft, fern vom Staub, Ruß und Lärm der Fabrikwelt, wird geturnt. Es bietet ein malerisches Bild, wie die Jungen oben in der Höhe — im Hintergrund

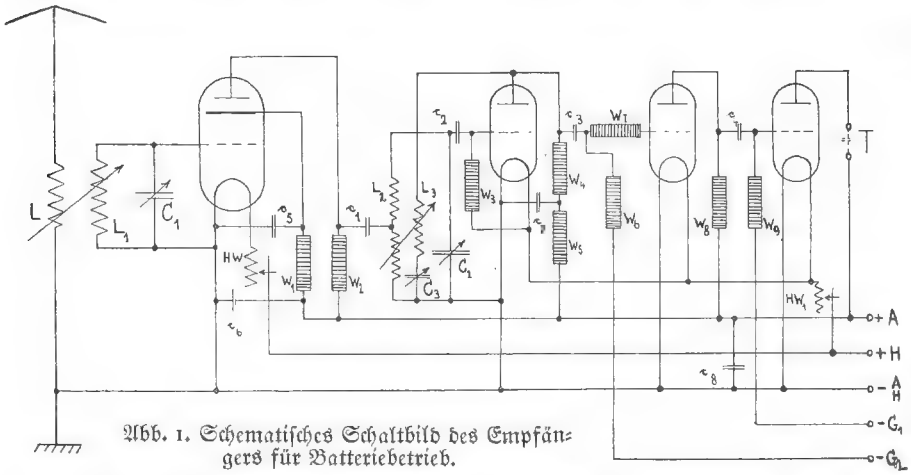


Abb. 1. Schematisches Schaltbild des Empfängers für Batteriebetrieb.

sehen wir die gewaltigen Betriebsbauten der Siemenswerke — ihre genau abgemessenen Übungen ausführen und ihre Glieder spannen und entspannen.

Ein Batterie- und Netzanschlußempfänger

Die Forderung, die man heute an einen guten Rundfunkempfänger stellt, ist außer hoher Leistungsfähigkeit bei Klangreinheit und Störungsfreiheit einfache Bedienung. Freilich darf diese nicht durch geringere Leistung und Klangreinheit erreicht werden, wie dies bei manchen Erzeugnissen der Fall ist, die auf jeden Fall nur einen Bedienungsknauf haben wollen. Eigen wirkt es, wenn dann doch noch außer diesem einen Bedienungsknauf versteckt an der Seite oder gar im Innern des Apparatekastens einige Bedienungsgriffe sind, um nötigenfalls die Einstellung der Kondensatoren untereinander, die Antennen- oder Rückkopplung und so weiter verändern zu können.

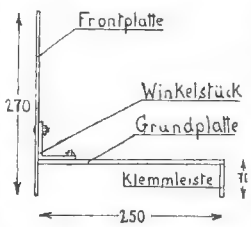


Abb. 2. Anordnung von Grund- und Frontplatte mit Klemmleiste.

Wir bringen nun heute die Beschreibung und Bauanleitung zur Selbstherstellung eines äußerst leistungsfähigen Vierröhrenempfängers, der sowohl als Batterie- wie als Netzanschlußempfänger gebaut werden kann. Seine Schaltung und Aufbauweise sowie Bedienung ist verhältnismäßig einfach.

Die erste Abbildung zeigt uns das schematische Schaltbild des Empfängers, der eine als Hochfrequenzverstärker arbeitende Schirmgitterröhre, eine als Audion mit Rückkopplung arbeitende Röhre und zwei Widerstandsverstärkerstufen enthält. Wie wir sehen, besitzt der Empfänger außer der Antennen-, zwei Gitterkreis- und einer Rückkopplungspule keinerlei Spulen, Drosseln oder Transformatoren. Es fallen uns bei Betrachtung des Schaltbildes weiterhin die große Anzahl von Kondensatoren und Hochohmwiderständen auf, die teilweise zur Störungsbefreiung dienen und teilweise es ermöglichen sollen, mit nur einer Anodenspannung auszukommen. Letzteres ermöglicht wieder den leichteren Anschluß an ein Netzanschlußgerät, das natürlich viel einfacher im Aufbau ist, wenn wir ihm nur eine Anodenspannung entnehmen wollen. Zur Erklärung der Schaltung selbst sei gesagt, daß die Antenne durch die Antennenspule L mit der Gitterkreisspule L_1 aperiodisch gekoppelt ist. Um den Aufbau des Empfängers weiter zu vereinfachen und die Verwendung von besonderen Spulen mit Umschaltern für den Empfang kurzer und langer Wellen zu vermeiden, sollen die Spulen auswechselbar angeordnet werden. Es genügt dann ein einfaches Auswechseln der betreffenden Spulen, um von dem Empfang der Rundfunkwellen auf den langer Wellen überzugehen. Die Kopplung der Antennen- und Gitterkreisspule soll möglichst lose sein, um eine genügende Selektivität des Empfängers zu erzielen. Einmal richtig eingestellt, ist eine Veränderung der Kopplung kaum erforderlich. Immerhin empfehlen wir die Verwendung eines einfachen Spulenkopplers, da es unter gewissen Umständen doch sehr angenehm ist, wenn man den Kopplungsgrad leicht verändern kann. Zur Abstimmung des Gitterkreises der Schirmgitterröhre dient der Drehkondensator C_1 von 500 Zentimeter Kapazität. Ein besonderer Heizwiderstand HW ist zur Einregulierung des Heizstromes der Schirmgitterröhre vorgesehen. Der Blockkondensator c_5, der zwischen das negative Heizfadenende und die Schirmgitterableitung angeschlossen ist, soll ebenso wie c_6 etwa 1 Mikrofarad (1 MF) groß sein. Da die Schirmgitterröhre am Schirmgitter nur eine Spannung braucht, die etwa halb so groß wie die Anodenspannung ist, haben wir einen Hochohmwiderstand W_1 eingeschaltet, der bei einem Widerstand von 0,5 bis 1 Megohm den erforderlichen Spannungsabfall hat. Seine richtige Größe probieren wir am besten aus, da diese je nach der verwendeten Röhrentype verschieden ist. Die Anode der Schirmgitterröhre ist über den Widerstand W_2 von 0,2 Megohm an die Anodenspannung + A angeschlossen. Der Blockkondensator c_1 von 500 Zentimeter Kapazität ist in die Verbindungsleitung zwischen Anodenkreis der Schirmgitterröhre und Audiongitterkreis geschaltet, um bei etwaigem Plattenschluß des Drehkondensators C_1

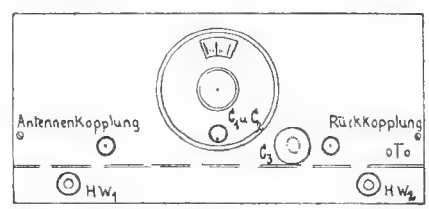


Abb. 3. Frontplattenansicht von oben.

einen Kurzschluß der Anodenbatterie zu verhindern. Der Anschluß an den Audiongitterkreis erfolgt an einer in der Mitte der Gitterkreisspule L_2 liegenden Anzapfung. Die Abstimmung des Gitterkreises erfolgt durch den Drehkondensator C_2 von 500 Zentimeter Kapazität, der mit dem Drehkondensator C_1 gekuppelt ist, um eine gleichzeitige zwangsläufige Abstimmung beider Gitterkreise durch einen Drehknauf zu erreichen. Es ist hierzu erforderlich, daß beide Kreise möglichst gleichen Aufbau und genau gleiche Spulenverhältnisse aufweisen. Es sind für diese Zwecke von einigen Firmen besonders konstruierte Drehkondensatorensätze auf den Markt gebracht worden, die als Mittellinienkondensatoren mit logarithmischer Kennlinie konstruiert sind, zwei auf einer Achse sitzende Rotoren aufweisen und von denen ein Stator gegen den andern in gewissen Grenzen verstellt werden kann, um kleine Verbesserungen in der Abstimmung vornehmen zu können. Empfohlen seien unter andern die bekannten Marken Förg und Owin. Die Rückkopplungspule L_3 ist mit der Gitterkreisspule L_2 veränderlich gekoppelt und durch den Glimmerdrehkondensator C_3 von 500 Zentimeter Kapazität abzustimmen. Der Gitterblockkondensator c_2 soll eine Kapazität von 250 Zentimeter besitzen. Zu beachten ist, daß der Gitterableitungswiderstand W_3 von 2 Megohm an das positive Heizfadenende der Audionröhre angeschlossen ist. Der Widerstand W_5 dient, ebenso wie der Widerstand W_1, zur Herabsetzung der Anodenspannung. Seine günstigste Größe, etwa 0,5 Megohm, wird am besten auch ausprobiert. c_7 ist ein Blockkondensator von 1 Mikrofarad, W_4 ein Widerstand von 0,2 Megohm. Die beiden letzten Röhren sind in Widerstandsverstärkerschaltung geschaltet, die uns bekannt ist, und wir beschränken uns daher auf Angabe der Maße für die Kondensatoren und Widerstände: c_3 und c_4 je 5000 Zentimeter, W_6 und W_9 je 2 Megohm, W_8 1 Megohm und W_7 0,5 Megohm. Der Widerstand HW_1 dient zur Regulierung der Heizspannung der Audion- und der beiden Widerstandsverstärkerröhren. Der Kondensator c_8 ist nicht unbedingt erforderlich. Falls sich seine Verwendung doch als nötig zeigt, soll er eine Kapazität von 4 bis 6 Mikrofarad aufweisen.

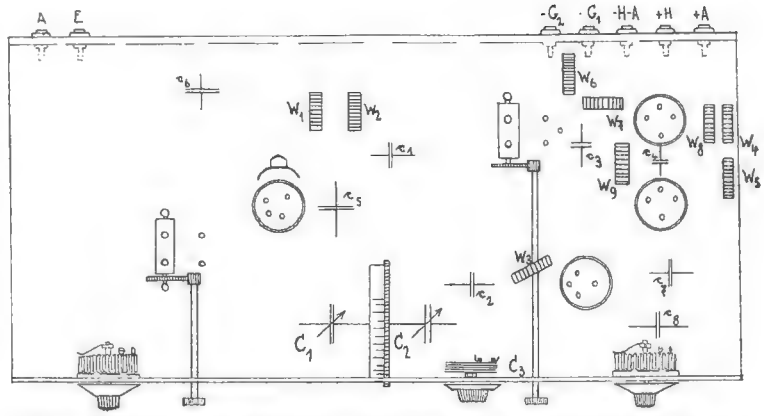


Abb. 4. Anordnung der Einzelteile. Blick von oben auf die Grundplatte, teilweise schematisch dargestellt.

Als Spulen sind die auf Seite 366 beschriebenen Achterspulen zu verwenden, die eine besondere, sonst unbedingt erforderliche Abschirmung unnötig machen und die gesockelt und leicht auswechselbar sind. Die Gitterkreisspule des Audions erhält wegen der Anzapfung einen dritten Stecker und demzufolge einen besonderen Spulenhalter. Als Windungszahlen werden für den Empfang im Rundfunkwellenbereich benötigt: $L = 18$, $L_1 = 60$, $L_2 = 60$ und $L_3 = 18$ Windungen, für den Empfang langer Wellen entsprechend 80, 120, 120 und 40 Windungen. Die günstigsten Windungsverhältnisse sind auszuprobieren, auch muß die Rückkopplungspule entgegengesetzten Windungsinn zur Gitterspule haben, damit die Schwingungen einsetzen. An Röhren seien folgende Telefunkentypen empfohlen: Schirmgitterröhre RES 044, Audionröhre RE 064, erste Widerstandsverstärkerröhre RE 144, Endröhre RE 124 oder die entsprechenden Typen der Radioröhrenfabrik Valvo, die wir für die Anhänger dieser Marke nennen: H 406 D, W 406, W 406 und L 414.

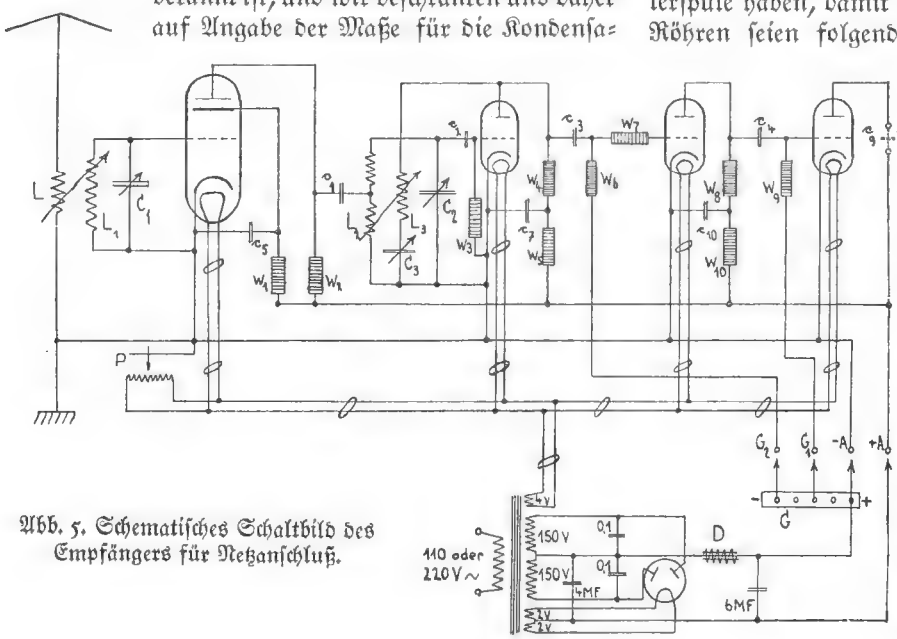


Abb. 5. Schematisches Schaltbild des Empfängers für Netzanschluß.

Der Aufbau des Apparates selbst soll ähnlich wie bei den von uns früher beschriebenen Apparaten sein. Eine Frontplatte, durch die die Bedienungsknaufe ragen, ist durch einige Winkelstücke mit der Grundplatte verbunden. Auf beziehungsweise unter der Grundplatte sind die einzelnen

Schaltelemente befestigt, mit Ausnahme der Drehkondensatoren und Heizwiderstände, die an der Frontplatte befestigt sind, wie es uns die dritte Abbildung zeigt. Die Frontplatte kann aus Trolit, Hartgummi oder, wenn die Montageteile isoliert angeordnet werden, aus Sperrholz oder Aluminium bestehen. Die zweite Abbildung zeigt uns die Hauptmaße von Front-, Grundplatte und Klemmleiste. Die Grundplatte kann aus Sperrholz bestehen, während wir die Klemmleiste möglichst aus einem Isoliermaterial herstellen. In der vierten Abbildung geben wir noch eine übersichtliche Zeichnung der Anordnung der Einzelteile für die weniger erfahrenen Bastler. Es empfiehlt sich, die Anordnung möglichst genau einzuhalten und die Verbindungsleitungen stets so kurz wie möglich zu halten. Daß sämtliche Verbindungstellen gut zu verlöten beziehungsweise zu klemmen sind, ist selbstverständlich.

Vor Inbetriebnahme des Empfängers prüfen wir an Hand des Schaltschemas nochmals genau die Leitungsverlegung, alsdann setzen wir die Spulen und Röhren ein und legen bei eingeschalteten Heizwiderständen die Heizspannung versuchsweise einmal an die entsprechenden Klemmen für den Anschluß der Anodenbatterie, wobei die Heizfäden nicht glühen dürfen. Wir sehen so, ob die Anodenleitungen in Ordnung sind, und bewahren unsere Röhren vor der Zerstörung, falls ein Kurzschluß oder Schaltfehler in der Anodenleitung vorliegen sollte. Ist alles in Ordnung, so schließen wir die Gitter-, Heiz- und Anodenbatterien ebenso wie den Lautsprecher an den vorgesehenen Klemmen an. Als Antenne gelangt am besten eine Hochantenne von höchstens 40 Meter Gesamtdrahtlänge zur Verwendung, doch arbeitet der Apparat auch an jeder Art Hilfsantenne zufriedenstellend. Die Abstimmung des Empfängers erfolgt einmal durch die mit gemeinsamem Antrieb versehenen Kondensatoren C_1 und C_2, die Rückkopplungspule und deren Abstimmkondensator C_3. Eine Veränderung der Antennenkopplung dürfte, wie schon gesagt, nur sehr selten nötig sein. Sollte die Abstimmung der beiden Gitterkreise untereinander nicht stimmen, so ist der verstellbare Stator des einen Kondensators gegen den andern zu verändern und auf größte Empfangslautstärke einzustellen. Die Einstellung muß nur dann berichtigt werden, wenn wir einen großen Schritt im Wellenband machen. — Für die fortgeschritteneren Bastler unter unsern Lesern und besonders diejenigen, die sich bereits das in Heft 27 des 41. Jahrgangs beschriebene Netzanschlußgerät gebaut haben, bringen wir in der letzten Abbildung noch das Schaltbild des Empfängers, eingerichtet für den Anschluß an das Wechselstromnetz. Die Verwendung besonderer Heiz- und Anodenbatterien wird dadurch überflüssig, lediglich eine Gittervorspannungsbatterie G von 10 bis 15 Volt ist erforderlich. Der Aufbau des Empfängers ist im wesentlichen derselbe wie der für Batteriebetrieb. Außer einem zwischen die Pole der Heizstromleitung geschalteten Potentiometer P von 100 Ohm zur Beseitigung der Wechselstromgeräusche ist der Widerstand W_{10} von 0,5 Megohm und der Blockkondensator c_{10} von 1 Mikrofarad Kapazität hinzugekommen. Dagegen fallen die beiden Heizwiderstände weg. Über den Aufbau des Gerätes sei gesagt, daß dieser ebenfalls unverändert ist und daß nur bei Verlegung der Heizstromleitung verdrillte Litze zu verwenden ist, um das Auftreten störender Wechselfelder zu verhindern. Die Frontplatte ist um etwa 15 Zentimeter zu verlängern, falls das Netzanschlußgerät mit in den Empfängerkasten eingebaut werden soll. In diesem Fall muß das Netzanschlußgerät gegen den eigentlichen Empfänger gut abgeschirmt sein, um Störungen unmöglich zu machen.

Segelnde Dschunken / Aufgenommen von Schering, Schanghai, mit Voigtländer-Bergheil-Kamera.

Der Aufbau des Netzanschlußgerätes gleicht bis auf den Transformator im wesentlichen dem in Heft 27 des 41. Jahrgangs beschriebenen und ist teilweise noch vereinfacht worden, weshalb wir nicht nochmals auf seinen Aufbau näher eingehen. Als Röhren für den Netzanschlußbetrieb nennen wir Telefunken: RENS 1204, REN 1004, REN 1004 und REN 2204 oder Valvo: H 4100 D, A 4100, W 4100, L 4100. Als Gleichrichterröhre hat der Verfasser die Röhre Valvo Mikrotron mit gutem Erfolg verwendet, an deren Stelle jedoch auch die Telefunkentype RGN 1504 zu benutzen ist.

*

Auflösungen der Rätsel von Seite 560:

Des Silbenrätsels: 1. Reuter, 2. Ebbe, 3. Lisel, 4. Jockei, 5. Egge, 6. Falstaff, 7. Philipp, 8. Freilauf, 9. Erde, 10. Juni, 11. Lebel, 12. Elle, 13. Ruyter. — Reliefpfeiler. — Des Einschiebrätsels: Mus, Maus.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Schließlich erinnerte sich Hans der andern Jungen und der angesetzten Fahrt. Halb sechs war die Uhr, auf sechs war die Treffe für den Beginn der Rügenfahrt angesetzt. Rügenfahrt? Unmöglich war für Hans der Gedanke, jetzt auf Fahrt zu ziehen. Wohl meinten die Ärzte, eine Gefahr für das Leben Ullos bestehe nicht mehr. Aber Hans wußte, wenn Ullo erst zum Bewußtsein der grausamen Wahrheit kam, dann würden die Augen des Jungen ihn suchen, dann mußte er am Bett des Freundes sitzen, um ihn zu trösten, zu stützen und mit neuem Lebenswillen zu erfüllen. Hans machte sich also auf den Weg zum Bahnhof.

Karlheinz war schon da, ohne Gepäck und ohne Pauper. Die andern umdrängten ihn und wollten wissen, was los sei. „Hans wird es euch sagen."

Da trat Hans hinzu. Mit kurzen Worten berichtete er von dem Unfall. Entsetzt hörten die Jungen ihm zu, einigen traten die Tränen in die Augen. „Daß ich nun die Rügenfahrt führe, ist natürlich ganz undenkbar", schloß Hans, „aber es hat keinen Sinn, daß auch ihr zu Hause bleibt. Helfen könnt ihr nicht, und wohl nicht einmal sehen dürftet ihr Ullo in diesen ersten Tagen. Detlev und ich werden für die drei letzten Tage zum Gautag kommen. Dort treffen wir uns. Die Rügenfahrt führt Helmut. Ihr fahrt einen Zug später, damit Karlheinz sein Gepäck holen kann. Pauper bleibt bei mir zu Hause. Zeigt ihr vier einmal, daß ihr auch ohne Führer auf Fahrt ziehen könnt!"

Die Jungen widersprachen zunächst und wollten ebenfalls zurückbleiben, aber schließlich fügten sie sich, wenn auch Karlheinz nur auf Befehl von Hans. Es fiel dem treuen Jungen schwer, Hans allein zu lassen; er wußte, wie dieser unter Ullos Unglück mit litt. So war das Fähnlein auf dieser Fahrt nur vier Mann stark.

Fuchs mit erbeutetem Hasen / Nach einem Holzschnitt von Robert Henckel.

Ullos Eltern hatten erreicht, daß sie ihn mit nach Hause nehmen durften. Wenn das Fieber eine bestimmte Grenze überschritt, sollten sie beim Arzt anrufen. Als Ullo aus der Betäubung erwachte, fand er sich in der vertrauten Umgebung seines Zimmers. Da hingen die alten Bilder, da stand sein Schreibtisch, ja, und da saßen seine Eltern am Bett, neben ihnen Hans Runge. Was war denn überhaupt geschehen, und warum lag er im Bett? Heller Tag schien doch in die Fenster herein. Ullos Gehirn arbeitete angestrengt, aber es fand keinen Weg zum Geschehenen zurück. Was war denn das für ein Schmerz in seinem linken Unterarm? Er wollte hinsehen, mit der andern Hand hinfassen, aber es ging nicht; man hatte ihn fest und eng in Tücher gewickelt. Auch der andere, der rechte Arm schien festgebunden zu sein. O dieser böse Schmerz im linken Unterarm! Ob er den wohl gebrochen hatte? Aber wobei bloß? Da fielen seine Augen wieder auf Hans. Er sprach ihn an und wollte fragen, was mit ihm los sei. Wie schwach seine Stimme war! Er sagte, sein linker Unterarm schmerze ihn. Die drei am Bett wußten vom Arzt, daß das die sogenannten Reflexschmerzen seien, die man in der ersten Zeit auch noch in einem abgenommenen Gliede zu spüren glaubt. Die Mutter setzte sich auf den Bettrand und strich ihm über die heiße Stirn; dann gab der Vater ihm einen Schlaftrunk, nach dem Ullo auch sogleich einschlief.

O die Verzweiflung, als der Junge schließlich erfahren hatte, was geschehen war! Es schien über Ullos Kräfte zu gehen, das zu tragen. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte es, bis er wieder ein Wort sprach, und da war es ein Ausbruch der Verzweiflung und der Lebensabkehr. Keine Träne weinte der Junge, aber schlimmer schien denen, die nicht von seinem Lager

wichen, seine Starrheit. Es war so, Ullo wollte nicht mehr leben. Er hatte versucht, sich den Verband abzureißen, um zu verbluten. Es schien ihm unmöglich, als Krüppel weiterzuleben. Kein Bitten der Mutter, kein Zureden des Vaters nützte da.

Dann kam eine Nacht, in der Hans allein an seinem Lager wachte. Da nahm der Ältere den Kampf mit der Verzweiflung des Jungen auf. „Du kannst mein Freund nicht bleiben, Hans!" begann dieser. „Mitleid ist es, was dich bei mir hält. Ich will kein Mitleid. Wie kannst du schöner und starker Mensch einem Krüppel Freund sein? Ich könnte es nicht. Ich sagte dir das schon wegen Ernst Ehlers. Auch Ernst Ehlers bist du nur aus Mitleid Freund. Ich will kein Mitleid, ich will nicht! Geh weg, laß mich allein!" Der Junge schrie das förmlich.

„Ullo, wenn ich dich nur um deiner äußeren Vorzüge willen liebte, dann vielleicht wäre meine Freundschaft jetzt geringer. Du solltest wissen, daß dein Charakter und dein Geist, dein Gemüt, deine Seele es sind, die ich liebe. Dadurch ist meine Liebe unwandelbar, wäre dein Körper auch häßlich. Aber er ist es doch gar nicht; noch ist dein Gesicht das alte, dein Körper gerade gebaut und jung. Du meinst, du seiest jetzt nur noch ein halber Mensch? Du weißt wie ich, daß es Leute gab, die erblindeten und dann zu Künstlern wurden, die die Menschheit beglückten. Vielleicht wären sie unbekannt in der Masse geblieben, hätte ihr Unglück sie nicht herausgerissen und ihnen Kräfte gegeben. Man sagt, Homer sei blind gewesen; daß Beethoven auf der Höhe seines Schaffens das Gehör verlor, wissen wir genau. Du mußt den Mut aufbringen, dir trotz alledem Ziele zu setzen, die über denen der Alltagsmenschen liegen, dann wirst du diese Ziele auch erreichen. Du trauerst um dein Turnen? Nun, Ullo, du kannst noch ein gefürchteter Fechter, ein vorzüglicher Reiter, ein Meisterläufer, ach, so viel kannst du noch werden! Mit der Macht deines starken Willens kannst du die in den Schatten stellen, die im Vollbesitz ihres Leibes sind, wenn es dich danach gelüstet."

„Aber die Gruppe, Hans! Ich passe nicht mehr hinein."

„‚Ich passe nicht mehr hinein', das hat schon einmal ein Junge zu mir gesagt, Ullo, und der war auch verzweifelt bis zum Äußersten, nämlich Karlheinz. Siehst du, heute ist er glücklich und auf dem Wege, Ziele zu erreichen, an die er vor seinem Unglück nicht im Traume dachte. Nein, Ullo, du mußt in der Gruppe bleiben!"

Noch einmal regte sich der Verzweiflungstrotz in dem Jungen. „Ich will aber nicht, Hans, ich will nicht!"

„So werde ich die Schar auflösen. Wir haben keine Freude mehr an den Fahrten, wenn du uns fehlst."

Bis zum Morgen währte dieser Kampf, den Hans mit Ullos Verzweiflung zu führen hatte, als es aber Tag wurde, da war er gewonnen.

Ullo versprach dem geliebten Führer, mit Mut und Willenskraft aufs neue an das Leben heranzugehen.

Als dann Ullos Eltern kamen, begrüßte ihr Junge sie mit hellen Augen und frohem Wort und fragte, ob der Arzt ihm denn noch immer nicht das Aufstehen erlauben wolle. Da zog Frau Schäer Hans Runge in die Arme, blickte zu ihm auf, und dieser Blick sagte besser als tausend Worte, daß sie ihm nie vergessen werde, was er an ihrem Jungen getan hatte. Ullos Vater drückte Hans die Hand, und helle Freudentränen standen in den Augen des stolzen Mannes. Das war ein glückseliger Tag im Hause Schäer. Ullo legte den gesunden Arm um den Nacken seiner Mutter und sagte zum Vater: „Vater, lieber Vater, erlaubst du, daß ich fechten lerne? Darf ich?"

„Alles darfst du, mein Junge, alles, was der Arzt dir erlaubt", sagte der Vater. Er verstand seinen Sohn. —

Inzwischen zogen Albrecht, Karlheinz und Günter unter Helmuts Führung an der Küste Rügens entlang. Günter trug die Fahne der Schar, aber es schien den Jungen, auf der Winterfahrt habe sie lustiger geweht als nun, wo Hans nicht dabei war und wo Ullo zu Hause so Schweres durchzumachen hatte. Dann freilich, als sie in Putbus auf der Post einen ausführlichen Brief von Hans erhielten, wie nun alles gut geworden sei, und unten sogar ein paar frohe Zeilen entdeckten, die Ullo selbst hinzugesetzt hatte, da schlugen ihre Herzen wieder froher, da hatten sie auch wieder Freude an der Schönheit der Fahrt.

Nun wurden sie übermütig und trieben allerlei Tollheiten. So bemerkte Albrecht eines Tages, daß es doch eigentlich gar nicht „zünftig" sei, mit Wanderschuhen durch die Welt zu laufen. Was ein rechter Kerl sei, abgehärtet und ausdauernd, der marschiere barfuß wie die alten Tippelbrüder. So verrückt dieser Einfall auch war, die übrigen drei waren gerade in der Stimmung dafür, und um sich selbst nun auch zur „Zünftigkeit" zu zwingen, packten sie kurz entschlossen alles Schuhzeug ein und schickten es mit der Post an Hans nach Warendorf. Der machte gerade kein sehr geistreiches Gesicht, als er das umfangreiche Paket geöffnet hatte. Ein Zettel lag nicht dabei. „Die sind t. m. (total meschugge)", murmelte er nur vor sich hin.

Die vier also tippelten nun barfuß weiter durch Rügen, und es ließ sich nicht länger verheimlichen, daß dies ein recht zweifelhaftes Vergnügen war. Selbst Albrecht, als der Urheber des unsinnigen Vorschlages, schimpfte fürchterlich.

„Aber du warst es doch gerade, der damit angefangen hat", hielt Helmut ihm entgegen.

„Gewiß, aber dafür bist du doch hier der Führer und solltest solchen Unsinn nicht zulassen. Meine Hühneraugen sind zwar weg, aber eine Hornhaut kriege ich, daß meine Schuhe zu Hause wohl aufgestockt werden müssen. — Aaah verflixt, schon wieder solch Stein!"

Karlheinz hatte auf dieser Fahrt so eine Art Schlafkrankheit. Es mochte vielleicht von den der Prüfung wegen halb durchwachten Nächten herkommen, daß er

in jeder Lage und zu allen Tageszeiten einschlafen konnte. So hatte er einmal seinen Brotbeutel vergessen und merkte das erst nach zehn Minuten Marsch. Er kehrte also um, und die drei andern warteten. Es verging eine volle Stunde, ohne daß Karlheinz wieder aufgetaucht wäre. Da setzten sich denn Helmut, Günter und Albrecht in Bewegung, ihn zu suchen. Es war nicht schwer, ihn zu finden, denn am Rastplatz lag der Vermißte, hatte den Brotbeutel im Arm und schlief. Natürlich foppten ihn die andern mit seiner Schlafsucht. Als sie einmal in einem Heuschober übernachten wollten und Helmut schon oben war, während Albrecht unten stand, auf seinen Schultern Karlheinz, um hinaufzuklettern, da dauerte es eine endlose Zeit mit Karlheinz. Wie angenagelt stand er da oben. „Hallo, Helmut", rief Albrecht schließlich hinauf, „sei so gut und weck ihn! Er ist auf meinen Schultern stehend eingeschlafen."

Rügen selbst gefiel den Jungen wie alles, was sie bisher auf ihren Fahrten gesehen hatten, ausgezeichnet, und sie bedauerten, daß drei der Freunde in Warendorf hatten bleiben müssen. Nun, umso mehr freuten sie sich auf den Gautag, wo sie wenigstens Hans und Detlev wieder treffen sollten. Was Ullo anbetraf, so dachten sie schon jetzt alle darüber nach, wie sie ihn dann zu Hause mit ihrer Liebe sein schweres Leid vergessen machen wollten. Vorerst jedenfalls schickten sie ihm Tag für Tag einen Brief. Wer Jungen kennt, der weiß, wie groß ihre Freundschaft zu Ullo sein mußte, denn ein Junge sägt meistens lieber drei Stunden Holz, als daß er auch nur einen Brief schreibt.

Als dann die Zeit heran war und die vier mit der Bahn nach Wismar fuhren, wo sie Hans, Detlev und die Jungscharen treffen sollten, wurden sie während der Reise noch Zeugen eines Boxkampfes, der sie für diesen Sport so begeisterte, daß sie den Entschluß faßten, ihn ebenfalls zu erlernen. Sie saßen mit andern Reisenden zusammen in einem der geräumigen Abteile Vierter Klasse, als auf einer kleinen Station fünf polnische Schnitter einstiegen. Saisonarbeiter konnten es in Anbetracht der Jahreszeit nicht sein; sie mußten schon von einem Gut stammen, das in der Schnitterkaserne während des ganzen Jahres einige dieser Leute behielt. Nun, jedenfalls saßen sie im Zuge und begannen bald, sich fürchterlich aufzuführen. Sie setzten sich auf den Boden und fingen an, Karten zu spielen, während sie eine Schnapsflasche kreisen ließen. Schließlich waren sie so voll Alkohol, daß sie Mitreisende belästigten. Der eine verlangte von einer Frau, sie solle aus seiner Flasche einen Schluck nehmen, und als sie das verweigerte, schlug er die Flasche neben ihr auf die Bank, daß Schnaps und Glassplitter auf ihr Kleid klatschten. Wohl waren auch drei oder vier Männer im Abteil, aber richtige Männer waren es nicht; jedenfalls hatten sie Angst vor den Schnittern und zogen mit den Frauen und Kindern in das andere Halbabteil.

Karlheinz aber packte die Wut. „Man muß die Bande auf der nächsten Station verhaften lassen!" rief er.

Da ergriff der eine Schnitter den Jungen und schüttelte ihn, daß er mehrmals mit dem Hinterkopf gegen die Wand schlug, bis aus dem Nebenabteil ein blonder Mann in blauem Seemannszeug auftauchte. „Wult du mol gau denn Jungen losloten, du Pollak!" rief er in Hamburger Platt.

Fünf, sechs Faustschläge folgten einander blitzschnell, dann lagen schon zwei von den Schnittern am Boden und vergaßen das Aufstehen.

Der Rüpel ließ Karlheinz los, stieß nun aber dem Fremden die Faust vor die Brust, und seine vier Landsleute drangen mit ihm auf den Gegner ein. Der Seemann sprang zurück, daß sein Rücken von der Wand gedeckt war, dann legte er los. Fünf, sechs Faustschläge folgten einander blitzschnell, dann lagen schon zwei von den Schnittern am Boden und

vergaßen das Aufstehen. Als die drei andern nun unentschlossen etwas zurückwichen, sprang der Seemann plötzlich zwischen sie, zwei schlug er noch mit der Faust zu Boden, den letzten packte er an der Brust, riß ihn hoch und warf ihn dann auf die am Boden Liegenden, daß es dröhnte. „Jh, so 'ne Briten!" sagte er dann ruhig; „dor droff een nich sacht mit ümgohn", wandte sich ab und ging in das Nebenabteil. Die Jungen folgten ihm, während die Schnitter einer nach dem andern sich allmählich wieder aufrappelten. Sie waren jetzt aber ganz zahm und zeigten keinerlei Rachegelüste, hatten wohl doch zu viel Angst vor den gewaltigen Seemannsfäusten. Alle ihre nunmehrige Zahmheit half ihnen jedoch nicht dagegen, daß auf der nächsten Station zwei Gendarmen sie in ihre Obhut nahmen.

Die vier Scholaren waren natürlich begeistert von der Boxkunst des Fremden, sie bestürmten ihn mit so viel Fragen, daß er schließlich lächelnd drauf einging und ihnen einige Schläge und Auslagestellungen zeigte, die sie nun miteinander übten, bis der Zug in Wismar ankam. Günters und Helmuts Begeisterung ist dann allerdings ziemlich rasch verflogen, während Albrecht und Karlheinz dabei blieben, so daß sie es später in der männlichen Kunst der Selbstverteidigung auch zu etwas gebracht haben. —

Das Zeltlager des Gaues Mecklenburg stand an der Ostsee. Es war der Abend vor Karfreitag.

„Alles da?" fragte einer der Älteren den Gauführer.

„Alles bis auf die Warendorfer; aber in fünf Minuten ist es halb sieben; da wollte Hans Runge hier sein, und wie ich ihn kenne, ist er auf die Minute pünktlich."

Da war auch schon Gesang von der Straße zu hören. „Aus Lüneburg sein's wir ausmarschiert, hurra, hurra, hurra!" scholl es aus drei Dutzend kräftigen Kehlen. Dann kam der Zug in Sicht: als erster Günter mit der wehenden Fahne, dann Hans Runge mit den vier andern Leuten der Stammschar, darauf die vier Jungführer mit ihren Gruppen, in Viererreihen, ein stattlicher Zug. „Halt!" Dann gab es ein frohes Begrüßen.

Eine Viertelstunde später standen die beiden Neunerzelte der Scharen, und die Jungen durften losrennen, um sich zunächst einmal die Umgebung anzusehen.

Hans und Detlev blieben mit den vier Rügenfahrern zusammen; war doch so viel zu erzählen und zu fragen, hinüber und herüber. Die vier „Barfüßler" fragten zunächst, ob Hans ihnen ihre Stiefel wieder mitgebracht habe. Ja, das habe er; wenn sie aber noch einmal solchen Blödsinn machten, dann könnten sie seinetwegen barfuß nach Timbuktu pilgern, er schleppe sich nicht wieder damit ab. Nun, eine Wiederholung war kaum zu befürchten; die Jungen wußten den Wert von Fußbekleidung nun zu schätzen. Das reine Wunder war es noch, daß die Wunden an ihren Füßen nicht vereitert waren.

Über Ullos Befinden konnte Hans den Kameraden nur Gutes berichten. Der Junge hatte kaum mehr Schmerzen und, was das wichtigste war, er hatte sich innerlich mit seinem Schicksal abgefunden. Pfingsten würde er bestimmt wieder im Landheim mit dabei sein können, wenn die Schleswiger und die Hamburger kamen. Er selbst hatte Hans gedrängt, daß der zum Gautag fahren solle.

Der erste Abend versammelte die zweihundert Jungen um das Feuer. Vor der Gruppe der Fahnenträger stand der Gauführer und sprach zu seinen Getreuen. Er

Eine neue englische Riesenlokomotive. Der Kesseldruck dieser 170-Tonnen-Maschine beträgt das Zwei- bis Dreifache bisheriger Lokomotiven. Die Luftleitbleche sind über den Schornstein hinaufgezogen, um eine Behinderung der Sicht vom Führerstand aus zu verhüten. Auch alle anderen Vorbauten wurden unter der Verkleidung verborgen. Die Lokomotive verkehrt zwischen London und Edinburgh / P. & A. Photo.

war Student, selbst noch recht jung, eben zwanzig, aber ein prächtiger Mensch, den alle gernhatten, die ihn kennenlernten. Er sprach vom Bunde und vom Vaterland; einfach und klar waren seine Worte, daß auch der jüngste Scholar sie verstand, und manches davon blieb in den jungen Herzen hängen und trug später Frucht. Acht Jungen der Warendorfer Junggruppen erhielten die Bundesnadel, dann wurden die Lagerwachen gestellt, und die Scholaren zogen zum Schlafen in die Zelte. Die Führer blieben noch zu Beratungen zusammen.

Trompetensignale gellten am frühen Morgen durch das Lager. „Rasch, Badehosen anziehen! Der Größe nach in doppelter Stirnreihe antreten, marsch, marsch!" Ein kurzer Dauerlauf folgte, der in Reih und Glied in die Ostsee hineinführte, schwimmend fortgesetzt wurde, bis es wieder an Land ging, dann wieder laufend, immer noch genau auf Vordermann. Dann kamen Freiübungen, so daß keinem kalt wurde, schließlich wieder ein Lauf in das Lager zurück. „Halt, stillgestanden! Tretet weg!" Da schmeckte nun der Kaffee, der frisch aus einer geliehenen Feldküche kam, vorzüglich.

In geschlossener Marschkolonne, die Fahnen und Wimpel voran, ging es dann zum Dorfe zum Jugendgottesdienst. Wenn der Wandervogel auch sonst auf seinen Gruppenfahrten nur selten einem Gottesdienst beiwohnte, meistens sich damit genügen ließ, daß er den Schöpfer in seinem Werk der freien Natur erkannte, auf seinen Festen und Tagungen suchte er die Weihe des Gotteshauses und die Worte seiner Diener. Karfreitag, welch ein hoher und heiliger Begriff! Opferbereit durchs Leben gehen, in jedem den Bruder sehen, sterben, wenn es sein sollte, für die Idee, der man folgte, ja, das wollten sie alle, alle die Jungen, die nun da den Worten des Pfarrers lauschten, der es meisterlich verstand, zur Jugend zu sprechen. Die leuchtenden Fahnen standen um den Altar, eine Fiedel klang von oben, zwei klare, volle Stimmen sangen ein Lied, ein Junge sagte einen Spruch, dann kam noch ein gemeinsames Kirchenlied, in das brausend die Orgel einfiel, und damit schloß dieser Gottesdienst der Jugend. Draußen bildete sich wieder der Zug, mehr als zweihundert deutsche Jungen, alle in ihrer schmucken Fahrtenkleidung, alle gesund und mit blitzenden Augen, so zogen sie durch das Dorf. Jetzt noch nur Pennäler, Tertianer zumeist, in zehn Jahren würden sie Studenten sein, in zwanzig Jahren mit berufen, Führer des deutschen Volkes zu sein als Pädagogen, Offiziere, Richter, Ingenieure, Seelsorger, Ärzte, Kaufleute. (Fortsetzung folgt)

Moderner Lokomotivbau

Bei der Deutschen Reichsbahngesellschaft werden zurzeit jährlich etwa 13 Millionen Tonnen Kohle verfeuert. Da der Durchschnittspreis für eine Tonne ein-

Die erste von der Lokomotivfabrik Maffei in München erbaute Turbinenlokomotive der Reichsbahn. Sie entwickelt eine Höchstgeschwindigkeit von 110 Stundenkilometer / Phot. Keystone, Berlin.

schließlich Fracht 28 Mark beträgt, so ergibt sich eine jährliche Brennstoffausgabe von etwa 364 Millionen Reichsmark. Bei diesen hohen Summen ist es verständlich, daß die Reichsbahn mit großem Eifer bestrebt ist, den Kohlenverbrauch ihrer Lokomotiven herabzudrücken, was natürlich in letzter Linie nur durch eine Verbesserung der Lokomotivbauarten möglich ist.

Die bisherigen Lokomotiven wurden sämtlich als Kolbenlokomotiven mit zwei bis vier Dampfzylindern gebaut und arbeiten nach dem sogenannten Auspuffsystem, das heißt, nach vollbrachter Arbeit wird der Abdampf gegen die freie Atmosphäre ausgepufft. An Stelle dieses Auspuffsystems, bei dem der auszupuffende Dampf einen höheren Druck als die freie Atmosphäre haben muß, wurde im ortsfesten Maschinenbau und bei Schiffen schon längst das Dampfniederschlag- oder Kondensationsverfahren angewandt. Der Unterschied und gleichzeitige Vorteil dieses Verfahrens gegenüber dem Auspuffsystem besteht darin, daß der Abdampf nicht ausgepufft, sondern in einen zylindrischen Kessel, den sogenannten Kondensator, geleitet wird. In diesem Kondensator wird ständig ein Vakuum (Unterdruck) erzeugt, und es ist daher möglich, den Abdampfdruck weit geringer zu halten als beim Auspuffbetrieb und damit eine günstigere Ausnutzung der eingeleiteten Energie zu erzielen. Tatsächlich hat die Anwendung des Dampfniederschlages durch die Vergrößerung des Druckgefälles in Kraftwerken und Schiffen bedeutende wirtschaftliche Erfolge gebracht; deshalb versuchte man, ihn auch bei der Lokomotive zu verwirklichen.

Bald erkannte man aber die Unmöglichkeit, den Dampfniederschlag bei Kolbenlokomotiven durchzuführen, da sich die hierbei erforderlichen großen Dampfzylinder des vorgeschriebenen Profils wegen nicht unterbringen ließen. Diesem Umstand verdankt die Turbinenlokomotive ihre Entstehung, denn sie zeichnet sich der Kolbenmaschine gegenüber gerade dadurch aus, daß sie mit mäßigen Abmessungen die Ausnutzung des Dampfes bis auf den Kondensatordruck gestattet. Deshalb hat die Deutsche Reichsbahn in den letzten Jahren zwei Turbinenlokomotiven — je eine von der Maschinenfabrik Krupp in Essen und von der Maschinenfabrik Maffei in München — bauen lassen. Unser zweites Bild zeigt die Maffeische Turbinenlokomotive. Sie besitzt eine Leistung von 2500 PS und eine zulässige Höchstgeschwindigkeit von 110 Stundenkilometer. Der Kessel ist der im Lokomotivbau allgemein verwendete Heizröhrenkessel Stephensonscher Bauart. Um mit geringen Gewichten möglichst hohe Maschinenleistungen zu erzielen, wurde der Kessel für einen Betriebsdruck von 22 Atmosphären ausgeführt und stellt damit wohl das Äußerste dar, was mit einem solchen Kesseltyp überhaupt erreicht werden kann.

Der Hauptvorteil der Turbinenlokomotive ist, wie schon erwähnt, die dem Dampfniederschlag zuzuschreibende Sparsamkeit im Kohlenverbrauch. Versuchsfahrten bewiesen, daß der Mindestverbrauch an Kohlen gegenüber den neuen Einheitschnellzuglokomotiven im praktischen Betrieb etwa 25 v. H. beträgt. Ein weiterer Vorteil ist das Fehlen des lästigen Kesselsteins. Bekanntlich muß bei der Auspufflokomotive alles als Dampf verbrauchte Wasser in Form von Frischwasser dem Kessel wieder zugeführt werden, so daß sich alle nicht verdampfenden Teile mit der Zeit als Schlamm oder Kesselstein auf den Heizflächen anhäufen. Für den Eisenbahnbetrieb heißt das, daß in bestimmten kurzen Zeitabschnitten der Kessel gereinigt und dazu die Maschine dem Betrieb entzogen werden muß. Dieser Nachteil fällt bei der Turbinenlokomotive weg, da der Abdampf zu Wasser kondensiert und dieses kesselsteinfreie Wasser im fortgesetzten Kreislauf wieder zu Dampf erhitzt wird. Allerdings ist zum Ersatz des Leckwassers im Kessel und zur Versorgung der Zugheizung mit Dampf in den Dampf- und Wasserraum des Lokomotivkessels ein kleiner Verdampfer eingebaut. Nur dieser kleine Hilfskessel muß von Zeit zu Zeit von Kesselstein gereinigt werden.

Ein weiterer bemerkenswerter Vorteil der Turbinenlokomotive ist ihr außerordentlich ruhiger Lauf bei allen Geschwindigkeiten infolge des ausschließlichen Vorhandenseins nur umlaufender und des Fehlens von hin und her gehenden Massen. Der Lauf ist so ruhig wie der eines guten Schnellzugwagens.

Doch auch die Nachteile der Turbinenlokomotive dürfen nicht verschwiegen werden. Durch den Niederschlag des entspannten Dampfes verliert die Turbinenlokomotive das Blasrohr und damit die Möglichkeit, ohne eine besondere Hilfsmaschine die lebhafte Dampferzeugung des Lokomotivkessels zu bewirken; sie erfordert in jedem Fall einen Turbolüfter — von kleiner Dampfturbine angetriebener Ventilator — zur Feueranfachung. Daneben verlangt die Abführung der Wärme aus dem Kondensator einen wesentlich längeren Tender als bisher, um hier ebenfalls mit Hilfe eines Turbolüfters das umlaufende Kühlwasser wieder abzukühlen. Ein weiterer Nachteil liegt darin, daß eine Turbine nicht umgesteuert werden kann. Eine Lokomotive muß sich aber vor- und rückwärts bewegen können. Zur Erzielung der Rückwärtsfahrt gilt als beste Lösung die Anordnung einer besonderen Rückwärtsturbine. All diese Einrichtungen wirken sich aber ungünstig in höheren Beschaffungs- und wahrscheinlich auch in höheren Unterhaltungskosten aus.

Vor- und Nachteile weist also die neue Lokomotivkonstruktion auf. Sicher ist, daß durch sie in den Lokomotivbau weit mehr als bisher das Streben nach Verbesserung der Energieausnutzung hineingetragen wurde. Die Kruppsche Lokomotive ist unlängst in den Schnellzugdienst der Reichsbahndirektion Essen eingestellt worden, während an der Maffeischen Lokomotive noch einige Verbesserungen erprobt werden. Inwieweit die Turbinenlokomotive im ganzen wirtschaftliche Vorteile zu bringen vermag, muß die Betriebserfahrung lehren.

Wie die Deutsche Reichsbahn ist aber auch das Ausland bestrebt, seine Lokomotiven zu verbessern und leistungsfähiger zu gestalten. Eine der größten englischen Eisenbahngesellschaften, die London- & North-Eastern-Bahn hat in Zusammenarbeit mit einer Lokomotivfabrik in Glasgow die im ersten Bilde wiedergegebene 2C2-Vierzylinder-Verbundlokomotive mit innenliegendem Hochdruck- und außenliegendem Niederdruckzylinder entwickelt und neuerdings auf der Strecke London—Edinburgh in Dienst gestellt.

Wenn bei der Turbinenlokomotive durch den Dampfniederschlag das Druckgefälle nach der unteren Seite vergrößert wurde, so ist es bei dieser englischen Auspufflokomotive nach oben erweitert worden. Der Betriebsdruck des Dampfkessels beträgt 31,5 Atmosphären. Bei diesem hohen Druck ist bekanntlich die Verwendung des Stephensonkessels nicht mehr möglich. Der Dampferzeuger besteht daher aus einer oberen Dampftrommel von etwa 0,9 Meter Durchmesser bei 8,5 Meter Länge und vier kürzeren Wassertrommeln, die paarweise, ungefähr hintereinander, an den Seiten angeordnet sind. Zwischen Dampf- und Wassertrommeln sind über siebenhundert Siederohre angebracht. Die Trommeln sind aus dem Vollen geschmiedet und vollständig bearbeitet.

Das eigenartige Äußere der Lokomotive ist dem Bestreben zuzuschreiben, das verfügbare Strekkenprofil möglichst voll für den Kessel auszunutzen und vorspringende Teile wie Schornsteine und Dome zu vermeiden. Die Gestaltung des Kopfendes beruht auf Ergebnissen von Luftwiderstandsmessungen im Windtunnel des City and Guilds Technical College in South-Kensington. Die Form soll bewirken, daß der Rauch durch den Gegenwind bei schneller Fahrt in die Höhe getrieben wird. Der gleiche Zweck wird bei den Einheitslokomotiven der Deutschen Reichsbahn durch die sogenannten Windleitbleche erreicht.

Der angehende Herr Bankdirektor / Photothek, Berlin.

Die eiserne Hand / *Von Rudolf Quanter*

Mit Recht rühmt sich unsere Zeit großer Errungenschaften auf technischem und wissenschaftlichem Gebiete. Dennoch müssen wir eingestehen, daß sich viel frühere Zeiten schon mancherlei geleistet haben, was wir nicht nachmachen können. Dazu gehört die eiserne Hand, durch die Götz von Berlichingen nicht allein bei seinen Zeitgenossen gewaltiges Aufsehen erregte, sondern auch für die Nachwelt in dauernder Erinnerung bleibt.

Götz war ein tapferer Draufgänger, aber was hätte ihm das genutzt, nachdem er 1504 bei Landshut die kampfgewohnte Rechte in hartem Strauß eingebüßt hatte? Da nahm sich ein findiger Kopf, der Schmied von Ohnhausen, seiner an und fertigte ihm aus Eisen einen Ersatz mit so großem Geschick an, daß Götz mit diesem künstlichen Gliede das scharfe Schwert ebenso führen konnte wie vordem mit der echten Hand; ja, er war eigentlich nun noch besser daran, denn die Eisenhand brauchte keinen Hieb mehr zu fürchten, und sie hielt das Schwert wie ein Schraubstock.

Ob der Schmied von Ohnhausen der Erfinder seines mechanischen Kunstwerkes oder ob er bloß ein Nachahmer war? Das ist eine Frage, die meist von solchen erörtert wird, die ihren lieben Mitmenschen keinen Ruhm gönnen mögen. Vielleicht hätte der wackere Schmied von Ohnhausen sich selbst baß verwundert, wenn er erfahren hätte, daß sein Werk in der Tat nichts Neues war, daß also schon vor ihm geistreiche Köpfe und kunstgeübte Hände das gleiche geschaffen hatten, mögen sie auch ihre Konstruktion etwas anders gestaltet haben.

Früher, als noch persönliche Kraft und Tapferkeit des einzelnen eine weit größere Rolle spielten, als noch im Nahkampf des Schwertes Schärfe die Entscheidung brachte, da kam es wohl öfter vor, daß eine Hand abgehauen wurde. Wenn die Leute an solcher Wunde nicht verbluteten, so ist das ein Beweis dafür, daß sie es auch verstanden, zu heilen und das strömende Blut zu stillen. Man war aber natürlich auch darauf bedacht, verlorene Glieder zu ersetzen, denn der Rittersmann mochte nicht rasten noch rosten. So ist schon etwa hundert Jahre vor Götz von Berlichingen einem Ritter die verlorene Hand durch eine eiserne ersetzt worden. Der Mann ist dann im Rhinflusse bei Alt-Ruppin er-

trunken, und dort hat man 1834 die Hand mit dem Schwerte aus dem Flusse gefischt. Welcher Künstler diese Hand geschaffen, das berichtet die Chronik nicht. Kein Wunder, denn der Schmied hatte für den Herrn zu arbeiten, und schuf er etwas Wunderbares, so war dies umso besser für den — Herrn.

Wie aber muß man staunen, daß auch jene eiserne Hand nicht die erste war, sondern daß schon im grauen Altertum Ähnliches geschaffen worden ist! Marcus Sergius Silus, der zur Zeit des zweiten Punischen Krieges lebte, war ein gewaltiger Kriegsheld. Das aber war es nicht, was einen Plinius bewog, diesen Edlen in Wort und Schrift zu verherrlichen, denn an Helden war damals kein Mangel. Marcus Sergius Silus ging es wie dem Ritter Götz von Berlichingen: es wurde ihm die rechte Hand im Kampfe abgeschlagen, und er fand einen Meister, dem es gelang, eine künstliche Hand aus festem Metall herzustellen, die völlig die Dienste einer natürlichen verrichtete, das heißt, sie ermöglichte es dem Helden, nach wie vor das Schwert zu führen. Fast scheint es, als habe diese künstliche Hand die Tapferkeit des Römers bis zur Tollkühnheit gesteigert. Vielleicht glaubte er, daß es gar nicht so schlimm sei, ein unentbehrliches Glied zu verlieren, da es ja ohne weiteres möglich war, es zu ersetzen. Wenigstens wird berichtet, daß er erst nach dem Verlust der Hand geradezu beispiellose Taten der Tapferkeit verrichtet habe.

Plinius feiert den Mann mit der metallenen Hand als den größten Sieger, denn, so sagt er, andere Helden hätten nur den Sieg über Menschen errungen, Silus aber habe sogar das Schicksal besiegt. Da nun aber Sergius Silus zwar die künstliche Hand besessen, sie aber niemals selber geschaffen hat, so ist auch der große Plinius im Geiste seiner und späterer Zeiten ungerecht, denn nicht Silus hat das Schicksal besiegt, sondern doch immer nur der Künstler, der die Metallhand geschaffen, also das Schicksal dieses Helden bestimmt hat.

Im Luftschiff zum Nordpol / Von Umberto Nobile

(Fortsetzung)

Uns alle ergriff eine tiefe Bewegung. Es war nicht nur eine einfache Handlung, die wir eben vollführt hatten, es war ein Symbol. Es sollte den Sieg unseres eisernen Willens darstellen. Unsere Gedanken gingen zurück zu all den Mühen, die wir gehabt und bestanden hatten; wir erinnerten uns allen Aufwandes an Geld und Material; noch einmal durchlebten wir alle Bedenken, die vorher überwunden werden mußten, überwunden für die Erreichung unseres Ideals, für die Befriedigung unseres wissenschaftlichen Forschertriebes. Viele hatten gelächelt, als sie hörten, wir wollten zum zweiten Male von Rom zum Nordpol fliegen. Man hatte gespottet, daß ausgerechnet Italiener in die Eiswüste fliegen wollten und noch dazu mit einem Luftschiff, das von Italienern gebaut worden war. Ich muß zugeben: als ich die beiden Symbole herabließ, war meine Brust einen Augenblick lang von Stolz geschwellt. Die Motoren schwiegen fast ganz. In der Führerkabine hatte Lago eine Grammophonplatte aufgelegt, und fern von der Heimat, über dem Eise des Nordpols, erklang das alte Volkslied „Campane di S. Giusto". In unsern Herzen bebten Stolz und Freude und zugleich unsägliches Heimweh nach dem fernen Vaterlande, nach unsern fernen Lieben, nach unsern Familien. Keiner schämte sich, Tränen in den Augen zu haben. Plötzlich rief Zappi: „Es lebe Nobile!" Malmgren drückte mir die Hand und sagte: „Wenige Leute auf der Welt werden von sich sagen können wie wir: ‚Wir waren zweimal am Nordpol'!" Tief bewegt dankte ich beiden.

Wir führten, eifersüchtig gehütet, mit uns eine kleine Flasche heimischen Likörs, wie wir sie auch auf der Fahrt mit der „Norge" bei uns gehabt hatten, einen Likör, der bereitet war aus Eiern, Milch und köstlichem Wein. Jeder von uns trank einen Schluck zur Feier, daß wir den Nordpol erreicht hatten. Dann sandten wir an den Papst Telegramme, um ihm zu verkünden, daß wir seinen Auftrag erfüllt hatten, ebenso an den König und an Mussolini, um ihnen zu sagen, daß die italienische Fahne zum zweiten Male über dem Nordpol abgeworfen worden war.

Am 24. Mai, 2 Uhr 30 Minuten morgens, traten wir die Rückfahrt an. Wir flogen in 1000 Meter Höhe längs des 25. Meridians östlich von Greenwich. Eine Beobachtung des Sonnenstandes hatte uns erlaubt, genau die Richtung zu kontrollieren.

Kaum war das geschehen, so bezog sich der Himmel und war bald mit dunkeln Wolken bedeckt, die die Sonne vollständig verbargen. Eine dichte Nebelbank unter uns drohte, die Sicht vollkommen zu nehmen. In Wolken und Nebel navigierten wir nun mit Hilfe des Magnetkompasses. Ein heftiger Wind wehte uns entgegen, und wir hatten keinerlei Möglichkeit, die Geschwindigkeit und die Versetzung zu messen. Es war, als ob wir im Sack steckten.

Um 10 Uhr 30 Minuten beschloß ich, unter den Nebel zu gehen. In Höhe von 200 oder 300 Meter sichteten wir unter uns das Packeis. Endlich konnten wir wieder Messungen vornehmen. Sie ergaben eine Stundengeschwindigkeit von 26 Meilen und eine Abdrift von 18 Grad nach links. Ein starker Südwestwind hatte uns nach Osten abgetrieben. Wir verminderten die Geschwindigkeit, um die unerforschte Zone am 25. Meridian Ost genau beobachten zu können. Dann steuerten wir wieder nach rechts, um unsere Route weiterzuverfolgen. Fast vierundzwanzig Stunden lang flogen

Ziehende Störche.

Nach einem Gemälde von
Ew. Olszewski.

wir immer unterhalb des Nebels in einer Höhe, die zwischen 150 und 300 Meter schwankte. Anfangs war die Sicht recht mangelhaft, erst von 10 Uhr 50 Minuten ab wurde sie besser. In den Bordaufzeichnungen fand sich vermerkt: Sicht 12 bis 15 Meilen im Umkreis.

Unter uns immer die eintönige Fläche des Packeises, trostlos und grau mit weiten Schneefeldern, mit Hummoks durchzogen von zahlreichen Rissen und Spalten. Um 16 Uhr sahen wir einen breiten Kanal, der die eintönige Eisfläche von Osten nach Westen unterbrach. Hin und wieder verdunkelten Schneefälle die Sicht auf das Packeis. Der Wind pfiff eisig durch die Luken der Führerkabine. Schweigend gingen alle ihrer Arbeit nach. Von der Lebhaftigkeit, der Fröhlichkeit, die unsern Hinflug so verschönt hatten, war fast nichts mehr zu merken. Von Zeit zu Zeit unterbrach ein heftiges Geprassel die unheimliche Stille. Eisstücke hagelten gegen die Propeller und gegen die Seitenwände der Hülle und brachten ihr kleine Risse bei, die aber sofort wieder ausgebessert wurden. Irgendwo auf der Oberfläche des Luftschiffes hatte sich eine Eisschicht gebildet, aus der sich immer wieder Eisprojektile ablösten. Am Nachmittag des 24. Mai verstärkte sich diese Erscheinung noch erheblich. Eine kurze Zeitlang war Ruhe, dann wiederholte sich der Vorgang gegen Abend mit erneuter Heftigkeit. Am Abend des 24. Mai wurde in den Bordaufzeichnungen eingetragen: Nebel, Schnee und Eis.

Nebel, Schnee und Eis! Wir waren das schon gewohnt und es war uns so vertraut geworden, daß es uns kaum mehr beunruhigte. Wie ein Siegeszeichen hatten wir in der Kommandokabine ein großes zylinderförmiges Stück Eis aufgehängt, das ungefähr einen Durchmesser von 40 Millimeter hatte und das Biagi von seiner Radioantenne abgelöst hatte. Mir kam der Gedanke, daß viele solcher kleiner Eisstückchen, die gegen die Leinenbespannung und gegen die Ballonhülle schlugen, durch die Umdrehung der Propeller fortgeschleudert würden. Ich richtete also mein Hauptaugenmerk auf die Propeller und entfernte selber so gut wie möglich das Eis, das sich auf den Holzstangen bildete.

Nur langsam kamen wir vorwärts. In der Zeit zwischen 10 Uhr 20 Minuten und 18 Uhr 20 Minuten hatten wir eine Stundengeschwindigkeit von nur 47 Kilometer, wie unsere Messungen ergaben. Wir hatten also einen Gegenwind von einer Stärke von 35 Kilometer in der Stunde, die hin und wieder sogar 50 Kilometer erreichte.

Malmgren störte das nicht weiter. Im Laufe des Tages versicherte er mir mehrmals, daß dieser Südwind bald einem Nordwind das Feld räumen würde, also einem Wind, der unserer Route nach Kingsbai sehr günstig sein würde. Leider traf aber diese Annahme nicht zu, denn der Gegenwind verstärkte sich immer mehr.

Ganz unerwartet erklärte sich Malmgren dann für besiegt und bat mich, die Geschwindigkeit zu erhöhen. „Wir wollen so schnell als möglich diese Zone verlassen", meinte er plötzlich, „dann wird es wieder besser gehen."

Ich war es zufrieden. Gewöhnlich liefen nur zwei Motoren, ein seitlicher und der Heckmotor, der von Pomella bedient wurde, und zwar mit 1200 Umdrehungen. Ich ordnete an, die Umdrehungszahl auf 1300 zu erhöhen und auch den dritten Motor anzulassen mit etwa 1100 bis 1200 Umdrehungen. Dadurch erhöhte sich die Eigengeschwindigkeit auf 100 Kilometer und mehr in der Stunde.

Die Messungen, die wir von 7 Uhr abends am 24. Mai bis gegen 3 Uhr 30 Minuten des 25. Mai vorgenommen hatten, ergaben eine Durchschnittsgeschwindigkeit über Grund von 62 Kilometer in der Stunde. Wir hatten also nur 15 Stundenkilometer mehr zurückgelegt als vorher. Der Sturm hatte, statt abzunehmen, sich mehr und mehr verstärkt.

Der zurückgelegte Weg stand in keinem Verhältnis zu den Opfern an Benzin, die uns diese Strecke gekostet hatte. Wir hatten fast die doppelte Menge von der gebraucht, die sonst zu einem solchen Weg nötig ist. Zwar hatten wir noch eine Menge Reservebenzin, aber dies durfte nicht bis Kingsbai aufgebraucht werden, denn die örtlichen Luftströmungen machten möglicherweise längeres Kreuzen über der Bucht notwendig, bevor zur Landung geschritten werden konnte. Was mich noch mehr beschäftigte, war die gewaltige Beanspruchung, die der „Italia" zugemutet wurde. Ohne Zweifel war die Konstruktion des Luftschiffes recht fest und hatte schon öfter manchem Schneegestöber, Regen und heftigem Wind standgehalten. Aber solch gewaltigen Widerständen wäre selbst das stärkste Luftschiff nicht gewachsen gewesen. Immer mußte ich an die Havarie denken, die wir bei dem Flug über die Berge erlitten hatten, und an jene, die uns während des Aufenthalts der „Italia" am Ankermast von Vadsö getroffen hatte; meine Erfahrung warnte mich.

Am 25. Mai, gegen 3 Uhr morgens, beschloß ich, die Geschwindigkeit wieder zu vermindern. Malmgren aber, den eine wachsende Unruhe erfaßt hatte, meinte: „Lieber nicht; wir würden zu langsam vorwärts kommen, und es ist gefährlich, sich länger hier aufzuhalten. Das Wetter kann sich noch mehr verschlechtern. Hauptsache ist, erst einmal aus dieser Wetterzone herauszukommen." Ich mußte also zwischen zwei Übeln das wählen, das mir das geringere schien. Die Motoren wurden von neuem stärker angelassen, und um 4 Uhr 30 Minuten hatten wir wieder die frühere Geschwindigkeit erreicht.

Wir navigierten also im Schneegestöber mit drei laufenden Motoren.

Am Morgen des 25. Mai kämpften wir ununterbrochen gegen den heftigsten Sturm. Fast dreißig Stunden hindurch blies ein starker Gegenwind, der eine Stärke von 40 bis 50 Kilometer in der Stunde hatte. Mühselig kamen wir vorwärts, einmal nach dieser, dann nach der andern Seite abtreibend. Richtunghalten war unendlich schwer. Die heftigen Windstöße warfen

von Zeit zu Zeit die „Italia" um 20 bis 30 Grad aus der Route.

Nichts als Wind und Nebel, ununterbrochen, und dazwischen Schneegestöber. Schweigend verrichtete jeder seine Arbeit. Alle waren ermüdet. Die feuchte, graue, kalte Luft, die überall durchdrang, lastete schwer auf uns. Über einen Tag navigierten wir so. Kein Sonnenstrahl durchdrang den dichten Nebel. Nebel und Wolken überall. Unter uns die trostlose, eintönige Wüste des Packeises.

Zappi und Mariano waren mit der Navigation beschäftigt. Sie wechselten sich am Seitensteuer und den Meßinstrumenten für die Geschwindigkeit einerseits und für die Navigationskarten anderseits ab. Trojani und Cecioni versorgten abwechselnd das Höhensteuer. Malmgren half den Seeoffizieren und blieb hin und wieder am Seitensteuer. Běhounek war ruhig und still, wie immer mit seinen Instrumenten beschäftigt. Pontremoli und Lago schliefen seit einigen Stunden in ihren Schlafsäcken oben im Laufgang. Ich überwachte alle Arbeiten und beschäftigte mich eingehend mit der Überprüfung der Geschwindigkeit und mit Radiopeilungen.

Unsere Lage war sehr ungewiß. Im Vergleich zu der gemessenen Eigengeschwindigkeit kamen wir kaum um die Hälfte vorwärts. Immer wieder flogen wir im Zickzack, und unser Weg verlängerte sich mehr und mehr. Nur so war es auch zu erklären, daß immer noch nicht das Land in Sicht kam, das wir bereits in den ersten Morgenstunden des 25. Mai hätten erreichen müssen. Um unsern genauen Stand festzustellen, hätten wir wenigstens einen Augenblick lang Sonnenschein haben müssen. Mich beunruhigte es vor allem, daß wir im Ungewissen darüber waren, wo wir uns befanden. Mit Ungeduld wartete ich auf den Augenblick, wo vor uns im Nebel die Küste Spitzbergens auftauchen würde. Aber sooft ich den Kopf aus dem Fenster steckte, ich sah nichts weiter als Nebel und unter uns Packeis. Mit jeder Stunde wuchs meine Sorge, und immer öfter stellten wir angstvoll den Benzinverbrauch fest. Die Lage wurde mit jedem Augenblick ernster. Mir selber waren solche Lagen nicht neu.

Als wir gegen 7 Uhr morgens immer noch kein Land sichteten, wuchs meine Unruhe unendlich. Wenn unsere Berechnungen richtig waren, daß wir uns um 1 Uhr 30 Minuten 100 Meilen nordöstlich der Moffen-Insel befunden hatten, mußten wir jetzt ihre Küste sehen. Aber nichts dergleichen. Vor uns, soweit der Blick reichte, nichts als Eismeer.

Mehr denn je fühlte ich die Notwendigkeit, mit äußerster Genauigkeit unsere Lage festzustellen. Infolge der hohen Geschwindigkeit brauchten wir eine große Menge Benzin, und meine Sorge wuchs mehr und mehr. Noch nie hatte ich es als so unangenehm empfunden, daß wir an Bord der „Italia" nur ungenau unsere Position feststellen konnten. Diese Ungewißheit wurde zur Qual. Ich dachte daran, eine halbe Stunde hindurch eine westliche Richtung zu halten. Diese Methode würde aber nur dann eine befriedigende Lösung zeitigen, wenn die Angaben der Radiopeilinstrumente genau waren, und das waren sie ja eben leider nicht. In Ermanglung von etwas Besserem entschloß ich mich dazu.

Um 7 Uhr 40 Minuten befanden wir uns auf einem Kurse, der über die Moffen-Insel ging, und zwar etwa 10 Meilen östlich von dieser. Ich gab also Befehl, nach Westen zu halten. Um 8 Uhr 10 Minuten zeigten neue Feststellungen, daß wir uns der Insel um 3 bis 4 Meilen genähert hatten. Wir setzten daher unsern Weg nach dem Nordostland fort. Immer stärker wurde der Wind.

Um 9 Uhr 25 Minuten befand ich mich gerade in der Tür zur Radiokabine, um neue Nachrichten entgegenzunehmen, als ich plötzlich rufen hörte: „Das Höhensteuer ist wie verhext!" Unverzüglich eilte ich zu Hilfe. Ich sah Trojani, der seit einiger Zeit das Höhensteuer versah, große Anstrengungen machen, das Steuer zu drehen, damit das Luftschiff wieder steigen könne, das sich in diesem Augenblick zu senken anfing; aber ohne Erfolg, er hatte keine Gewalt mehr über das Steuer.

Der Ernst unserer Lage war mir sofort klar. Wir befanden uns in 250 Meter Höhe. Die „Italia" fiel, obgleich sie sehr leicht war. In wenigen Minuten würden wir das Packeis erreicht haben. Es blieb nichts anderes übrig, als sofort die Motoren anzuhalten. Ohne Zögern gab ich den Befehl dazu. Als ich die drei Propeller stehen sah, atmete ich auf. Nun war nichts mehr zu befürchten. Das Luftschiff war ja so leicht, daß es nicht mehr fallen konnte, sondern im Gegenteil anfangen würde, zu steigen.

Ohne daß ich es angeordnet hatte, wurden inzwischen von einem der Offiziere instinktiv vier Kannen Benzin abgeworfen, die ich im Augenblick des Starts in eine Ecke der Führerkabine hatte schaffen lassen. Dieser unnütze Ballastabwurf gab dem Luftschiff noch größere Leichtigkeit. Anderseits würde das Abwerfen dieser 70 Kilo nicht genügt haben, um den Aufprall zu verhindern. Ich warf dem Offizier vor, unnötigerweise kostbares Benzin abgeworfen zu haben, das uns in unserer augenblicklichen Lage so unentbehrlich war. (Schluß folgt)

„Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand . . "

Feuer an Bord

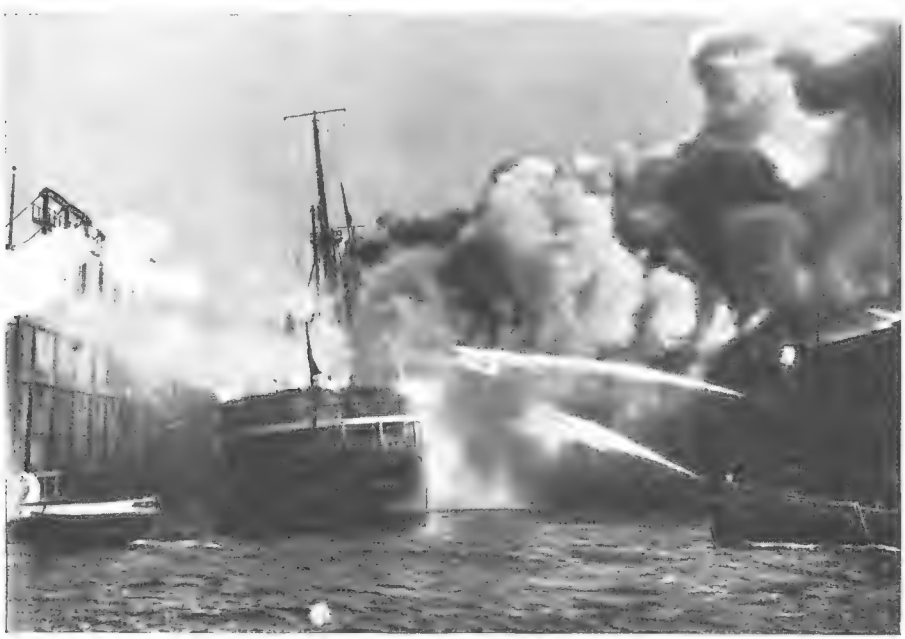
Zur Verbesserung des Feuerschutzes auf Seeschiffen sind seit dem Brand an Bord des großen Fahrgastdampfers „Patria" vor etwa dreißig Jahren alle erdenklichen Schritte unternommen worden. Während an Land durch alle möglichen Ursachen häufig Feuer in Gebäuden entsteht, kommen Schiffsbrände erfreulicherweise verhältnismäßig selten vor. Umso mehr wurde die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf das Brandunglück der „München" am Pier des Neuyorker Hafens Mitte Februar 1930 gelenkt. Aus diesem Anlaß wurde vor allem die Frage aufgeworfen, ob die Vervollkommnung der Brandbekämpfung auf modernen Fahrgastschiffen genügende Sicherheit zu bieten vermag.

Welche Einrichtungen dienen nun dazu, auf den großen Fahrgastschiffen Brandgefahren zu verhüten und zu bekämpfen?

Wenn in einem Hafen Schiffe brennen, werden, wie es auch bei dem Dampfer „München" der Fall war, die hervorragend arbeitenden Feuerlöschboote der Hafenbehörden herangezogen, auf See sind die Schiffe dagegen auf ihre eigenen Einrichtungen angewiesen. Auf Passagierschiffen sind nach den Unfallverhütungsvorschriften der Seeberufsgenossenschaft Feuerlöschapparate anerkannter Systeme zur sofortigen Benutzung bereitzuhalten, und zwar muß in jedem Deck und in längeren Aufbauten an jeder Seite in Abständen von etwa zwanzig Meter ein Apparat vorhanden sein. Übersteigt der Bruttoraumgehalt 6000 Kubikmeter, so muß eine zweite Dampf- oder maschinell angetriebene Pumpe als Feuerspritze eingerichtet werden; Passagierschiffe über 12 000 Kubikmeter müssen mit drei derartigen Pumpen versehen sein. Ferner ist es Vorschrift, daß sich Rohrleitungen mit entsprechenden Anschlüssen, Schlauchlängen und Strahlrohre in genügender Menge an Bord befinden, so daß alle Teile des Schiffes zu erreichen sind. Alle Schiffe in langer Fahrt, die mehr als hundert Personen an Bord haben, müssen anerkannte Vorrichtungen mit Hilfe von Dampf, erstickenden Gasen oder andern bewährten Verfahren in den Laderäumen besitzen. Bei Schiffen von mehr als hundert Meter Länge sind in allen durchlaufenden Decks, über dem Schottendeck sowie in allen Aufbauten in Abständen von höchstens vierzig Meter Feuerschotten vorgeschrieben. Auf Passagierschiffen, die außerhalb des Nordostseegebietes verkehren, muß ein Rauchhelm oder ein Rauch- oder Gasschutzgerät mit einer genügenden Anzahl von Reservepatronen vorhanden sein. Auf Dampfern in langer Fahrt müssen sich zwei Rauchhelme beziehungsweise Rauch- oder Gasschutzgeräte an Bord befinden, die an räumlich getrennten, leicht zugänglichen Orten aufzubewahren sind. Bei diesen Bestimmungen ist es absichtlich vermieden worden, bestimmte Anlagen vorzuschreiben, deren Wirkung vielleicht durch neue oder bessere Erfindungen übertroffen werden können.

Die Feuerlöschapparate und -anlagen an Bord werden vor jeder Ausreise gründlich überholt und ausprobiert. Sie müssen dauernd gebrauchsfähig sein. Die Besatzung wird regelmäßig auf Feuerdienst eingeübt. Die sogenannte Feuerrolle gibt jedem Mann der Besatzung genau an, welchen Posten er in der Bordfeuerwehr, die natürlich über alle modernsten Einrichtungen verfügt, einzunehmen hat.

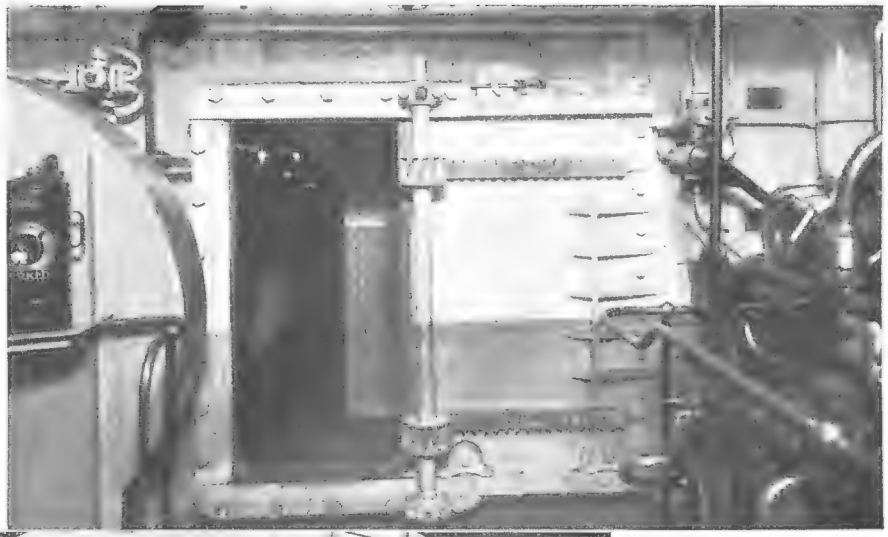
Wichtig ist zunächst die Feststellung des Feuers in seinen ersten Anfängen. Hierzu dienen die selbsttätigen Feuermelder, die so eingerichtet sind, daß sie bei ungewöhnlicher Temperatursteigerung ohne Zutun eines Menschen einen Kontakt öffnen, wodurch ein Alarm gegeben wird. Als Empfangseinrichtung dienen Glühlampentafeln, von denen je eine auf der Kommandobrücke, im Kartenhaus, im Maschinenraum und so weiter angebracht ist. Jeder Melder steht mit allen Empfangseinrichtungen in Verbindung. Beim Einlaufen einer Meldung wird gleichzeitig mit der dem betreffenden Melder zugeordneten Signallampe ein Alarmwecker eingeschaltet. Wie hervorragend solche oder ähnliche Anlagen eingerichtet sind, erhellt die Tatsache, daß, wenn zum



Löscharbeiten am Dampfer „München", der im Hafen von Neuyork in Brand geriet und absackte / Phot. Scherl, Berlin.

Beiſpiel auf der „Bremen“ oder der „Europa“ jemand mit einer brennenden Zigarette einen der Laderäume betritt, der höchſt empfindliche Rauchdetektor dies und den betreffenden Raum der Feuerwehr ſofort anzeigt.

Für die Begrenzung eines Schiffsbrandes iſt beſonders die Einrichtung von Bedeutung, daß bei allen größeren Paſſagierſchiffen die waſſerdichten Schottentüren — auf der „Bremen“ und der „Europa“ ſind es deren vierzig — von der Brücke aus in wenigen Sekunden durch Umlegen eines Hebels automatiſch geſchloſſen werden können. Die Frontplatte der auf der Kommandobrücke befindlichen Schottentafel enthält ſo viele Lampenfelder, wie waſſerdichte Schottentüren an Bord ſind. Beim Schließen der Schotten werden die Lampenſtromkreiſe geſchloſſen. Die Lampen leuchten auf und zeigen dadurch an, daß die Schotten dicht ſind.



Oben: Eine der hydrauliſch von der Kommandobrücke aus verſchließbaren Schottentüren / Phot. Hapag.

*

Mitte: Feuerlöſchübung an Bord: Die Pumpe iſt in Tätigkeit / Phot. Nordd. Lloyd.

*

Unten: Neuzeitliche Ausrüſtung der Bordfeuerwehr: Rauchſchutzgerät mit Telephonverbindung. Phot. Hapag.

Selbstgebautes Segelflugzeug „Zögling", das in der Rhön als Übungs- und Schulmaschine dient, im Fluge / Phot. A. Stöcker, Berlin.

Als Feuerlöscheinrichtung dient für den ersten Löschangriff das sogenannte kleine Löschgerät, wie Schöpfeimer, Sand, Handfeuerlöschapparate und Deckwaschleitung mit Schläuchen, das überall an Bord verteilt ist. Für größere Brandlöschungen kommt das schwere Feuerlöschgerät in Frage. Hierzu gehören die Dampflöscheinrichtungen, Feuerlöschleitungen mit Schläuchen, Kohlensäure- oder Stickstoffeinrichtungen, Sprinkler- und Schaumlöschanlagen und Überflutungseinrichtungen, die meistens ortsfest eingebaut sind. Ist der Brandherd selber zugänglich, so ist wirksame Bekämpfung mit Wasser möglich. Ist dies unmöglich, so ist zunächst der Brandherd freizulegen. Guten Dienst tun hierbei Rauchhelme und fächerartige Schlauchmundstücke, die Schutz vor der strahlenden Hitze des Feuers bieten. Bei den Sprinkleranlagen sind oberhalb des zu schützenden Raumes Rohre mit Brausen eingebaut; ist durch das ausgebrochene Feuer die Metallegierung geschmolzen, mit der die Brausen verschlossen sind, so lassen die Brausen Regen auf den Raum herunter. Feuer in einem abgeschlossenen Raum kann auch durch Luftabsperrung oder Dampf gelöscht werden. Auf fast allen größeren Schiffen ist ein nach seinem Erfinder so benannter Claytonapparat aufgestellt, der das Feuer unter Absperrung von Luft bekämpft. Durch das „Rich"-System kann schnell und in beliebiger Menge Dampf in die Räume geführt werden.

Das wirksamste Feuerlöschmittel ist das Schaumlöschverfahren. Der dazu benötigte Schaum wird aus doppeltkohlensaurem Natron, Aluminiumsulfat und Saponin gewonnen und ist stark kohlensäurehaltig. Er soll sich über den Brandherd verbreiten, was ziemlich schnell geschieht, und ihn von der Luft absperren. Die Chemikalien werden in einer fest eingebauten Anlage bereitgehalten und mittels Rohrleitung und Pumpen durch Druckwasser an das Feuer gebracht. Diese Anlage hat den Vorteil, daß man große Mengen der vorher genannten Chemikalien mitführen und die Herstellung von Schaum beliebig ausdehnen kann.

Rauchschutzmasken ermöglichen das Betreten raucherfüllter Räume. Besonders geeignet sind solche Rauchschutzgeräte, die frei tragbar und nicht auf Luftzuführung mittels eines Schlauches angewiesen sind.

Auch die Erkenntnis, daß beim Bau eines Passagierschiffes in erster Linie die Verwendung feuerfester und feuerhemmender Materialien in Betracht kommt, setzt sich in immer größerem Maße in die Tat um. Feuerfeste Stoffe führen einem ausgebrochenen Brande nicht nur keine Nahrung zu, sondern sie dämmen ihn sogar ein, was wesentlich dazu beiträgt, das Sicherheitsgefühl der Reisenden zu heben.

So ist mit dem Fortschreiten der Technik auch die Abwehr gegen Feuer an Bord auf eine erstaunlich hohe Stufe gebracht worden. Von allen Sicherheitseinrichtungen können die deutschen fraglos als die besten in der ganzen Welt bezeichnet werden. Hinzu kommen eine erstklassige, verantwortungsfreudige Schiffsführung und eine erfahrene, zu vorbildlicher Manneszucht erzogene Besatzung, die sich ihrer großen Verantwortung für die Sicherheit des Schiffes, der Menschen und der Ladung voll bewußt sind. Wer diesseits oder jenseits des die Erdteile trennenden Meeres auf deutschen Dampfern jetzt oder später eine Fahrt über den Ozean antritt, der braucht, wenn etwa an Bord Feuer ausbrechen sollte, nicht ängstlich zu sein.

Der deutsche Flugsport im Rahmen des Deutschen Luftfahrt-Verbandes (DLV) / *Von Joachim Matthias*

Die Zahl derer, die selbständig Flugsport treiben, ist heute in Deutschland noch nicht sehr groß, was sich aus vielerlei Gründen erklärt. Einmal ist der Flugsport für den einzelnen noch recht kostspielig, und dann bedarf man auch noch häufig dringend der kameradschaftlichen Hilfe und Beratung gleichgesinnter Sporttreibender, die man am besten in gemeinsamer Vereinsarbeit findet.

Betrachten wir uns deshalb einmal den augenblicklichen Stand des großen, allumfassenden Deutschen Luftfahrt-Verbandes, des kurz DLV genannten Vereines, der alle die vielen Einzelvereine und -verbände als Kopfverband umschließt und dem wahrscheinlich schon viele unserer Leser angehören werden.

Wie wir sagten, ist der DLV ein Kopfverband, dem Gruppen und Ortsvereine angeschlossen sind. Aus der

folgenden Übersicht ersehen wir die Zusammensetzung des DLV im Deutschen Reiche. Der DLV umfaßt:

Gruppen	Anzahl der Ortsvereine	Gesamtmitgliederzahl	Jugendliche Mitglieder
Bayern	55	9 254	785
Brandenburg	62	2 935	608
Mitteldeutschland	60	4 287	999
Niederschlesien	27	1 426	169
Nordwest	64	4 048	794
Oberschlesien	19	893	293
Ost	21	1 105	345
Pommern	18	542	94
Sachsen	47	3 841	856
Südwest	45	3 425	784
West	59	4 610	680
Württemberg	47	8 407	
Insgesamt:	524	44 773	6 407

(Die jugendlichen Mitglieder der Württemberger sind nicht besonders gezählt.)

Dieser Mitgliederstand ist recht beachtenswert, sagt er uns doch, daß über vierundvierzigtausend Deutsche heute „Luftfahrer" sind, also Flugsport in dieser oder jener Art betreiben. Doch diese Summe ist noch nicht ganz vollständig. Die Mitglieder im Aëro-Klub von Deutschland, im Ring Deutscher Flieger, in der Kameradschaftlichen Vereinigung ehemaliger Marineflieger und Luftschiffer sowie Einzelmitglieder, die zu keinem der einzelnen Gruppen oder Vereine, aber doch zum DLV gehören, müssen wir ebenfalls zählen, und so ergeben diese alle zusammen nochmals 5369 Personen, so daß wir über fünfzigtausend „Luftfahrer" in Deutschland haben.

Betrachten wir uns einmal die Tätigkeit des DLV und seiner Gruppen und Vereine im vergangenen Jahre und beginnen wir beim Freiballonsport, dem man verhältnismäßig wenig Interesse entgegenbringt. Wir sehen, daß im Jahre 1929 sechshundert Freiballonfahrten unternommen wurden. Bedenkt man, daß neben dem Führer immer zwei bis drei Fahrgäste mitgenommen werden, so können wir annehmen, daß in einem Jahre außer den Freiballonführern noch fünfzehnhundert Menschen die Schönheiten des ruhigen Schwimmens in der Luft über Städte, Dörfer, Felder und Wälder hinweg erlebten. Hierzu standen dem DLV insgesamt sechzig Ballone zur Verfügung. Wenn wir wissen, daß ein Ballon etwa 8000 bis 10 000 Mark kostet, so sehen wir schon, welche Gelder in diesen Sportgeräten stecken. Wir wollen auch nicht verschweigen, was eine solche Freiballonfahrt kostet. Da an diesen Fahrten nichts verdient wird, die Führer als Sportsleute auch keinerlei Entschädigung bekommen, so bleiben nur die reinen Unkosten, die sich aus der Füllung mit Gas, der Rückreise der Fahrgäste vom Landepunkt und der Rücksendung des Ballons bis zur Heimat zusammensetzen. Manchmal kommt auch noch die Beförderung des Ballons selber mit einem Wagen bis zum nächsten Bahnhof in Betracht. Dennoch hat jeder Teilnehmer nicht mehr als 60 bis 80 Mark für die Fahrt beizusteuern. Im Jahre 1929 haben fünfzig Leute ihr Freiballonführerzeugnis erworben, so daß wir heute zweihundertfünfzig Freiballonführer im DLV besitzen. Nicht weniger als vierzig Freiballonwettbewerbe wurden im gleichen Jahre in Deutschland abgehalten.

Am meisten ist heute natürlich die Gleit- und Segelfliegerei beliebt. Der DLV besaß Ende des Jahres 1929 dreihundert Gleit- und Segelflugzeuge. Weitere hundertfünfzig sind im Bau beziehungsweise inzwischen schon abgeliefert. Der DLV hat über tausend Mitglieder, die im Besitze des Gleitfliegerscheins A und B sind, während über zweihundert den C-Schein haben, der die Meister ihres Sports auszeichnet. Die Gleit- und Segelflugzeuge werden jetzt meistenteils von den Vereinen selbst gebaut. Damit keine Fehlbauten entstehen, empfiehlt der DLV seinen Mitgliedern den Bezug der Bauzeichnungen der Rhön-Rossittengesellschaft, nach denen man sich die in Deutschland und auch in Amerika sehr gut bewährten Muster „Zögling", „Prüfling" und „Professor" bauen kann. Der Selbstbau des „Zöglings" stellt sich auf etwa 200 bis 300 Mark, während dieses Flugzeug im Kauf etwa 800 Mark kostet. Hier kommt es eben auf den Geldbeutel des

Freiballonaufstieg. Links Robert Petschow, Leiter des DLV-Freiballonausschusses und erfolgreichster deutscher Freiballonführer. Im Korb erkennt man die verschiedenen Leinen und Instrumente sowie die Ballastsandsäcke / Phot. A. Stöcker, Berlin.

Mitgliedes an oder auch darauf, ob man vielleicht — was ja ebenfalls vorkommt — einen Gönner findet, der sich zur Mithilfe bei der Kostenaufbringung bereit findet.

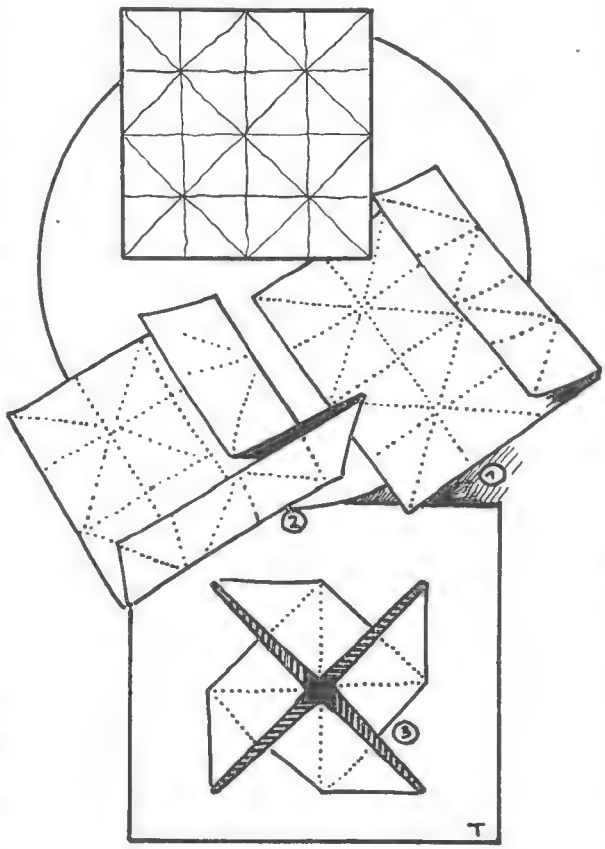
Ausgebildete Lehrer stehen den Gruppen überall zur Anfangschulung zur Verfügung, wenn die Mitglieder es nicht vorziehen, gleich in eine der zugelassenen Segelfliegerschulen zu gehen, wo man dann Ferien oder Urlaub sehr billig verbringen kann, um als ausgebildeter Gleit- oder Segelflieger, der Wind und Wetter beherrscht, zurückzukehren. Übrigens wird man in Kürze, um das Sportfliegerabzeichen zu erlangen, auch das Fliegenkönnen auf Gleitflugzeugen nachweisen müssen.

Im Jahre 1930 werden in Deutschland vier große Segelflugveranstaltungen abgehalten, abgesehen von den unzähligen örtlichen Wettbewerben, die die Vereine in schneller Folge ausschreiben, damit die Mitglieder sich untereinander messen und anspornen können.

(Schluß folgt)

Die Grußfragen der Völker

Im deutschen Sprachgebrauch sind die häufigsten Grußfragen ein freundliches „Wie geht es Ihnen?" oder „Wie geht's?", das der Franzose in ein „Wie gehen Sie? (Comment allez-vous?)" und der Engländer in ein „Wie tun Sie? (How do you do?)" oder „Wie sind Sie? (How are you?)" verwandelt hat. „Wie sind Sie?" fragt man sich auch in Italien und Spanien, während der Rumäne sich mit einem „Sind Sie wohl?" oder „Sind Sie gut?" nach dem Ergehen des ihm Begegnenden erkundigt. In Schweden lautet die übliche Grußfrage: „Wie steht es?" und in Dänemark: „Leben Sie wohl?", wogegen sich in Holland die Frage: „Wie reisen Sie?" eingebürgert hat. Die meisten der übrigen Völker begrüßen sich nicht mit Fragen, sondern mit Wünschen, wie zum Beispiel die Afghanen, deren Gruß „Mandana baschi!" die schöne Bedeutung hat: „Mögest du nicht müde werden!" oder die Perser, die sich wünschen: „Möge dein Schatten niemals kleiner werden!" Dagegen sind bei den Chinesen Begrüßungsfragen wieder allgemein üblich; sie beziehen sich indessen merkwürdigerweise nur auf das Essen und lauten entweder: „Hast du schon gegessen?" oder „Hast du deinen Reis schon gegessen?" Den seltsamsten Gruß aber kann man wohl in Ostafrika, im Lumpembe-Bezirk hören, wo die Wahehe- und Lumpembe-Neger den Vornehmsten ihres Stammes mit den Worten: „Guten Tag, du Ochse! Willkommen, großer Ochse!" begrüßen. Ein Ochse ist nämlich in ihren Augen das Kostbarste, was sie sich denken können.



Papierfaltkunststück: Die Mühle.

Ein quadratischer Bogen wird nach der Figur 1 kreuz und quer geknickt. Die Knickstellen lassen sich für Biegungen weiterbenutzen. Die Figuren 2 und 3 zeigen, wie eine Mühle entsteht. Wenn die Mitte mit einer Nadel durchstochen und an ein Stockende befestigt wird, dreht sich die Mühle im Wind.

Kurzes Telegramm

Der Herzog von Veragua, ein Abkömmling von Christoph Kolumbus, besuchte eines Tages die Stadt Chikago und erkundigte sich auf dem Telegraphenamt, was ein Telegramm von zehn Worten nach der Stadt Columbus koste.

„Fünfzehn Cents", sagte der Beamte; „die Unterschrift ist gebührenfrei."

Darauf telegraphierte der Herzog: „Bürgermeister Columbus, werde Ihre Stadt nächsten Montag oder Dienstag besuchen."

Darauf folgte die kostenlose Unterschrift:

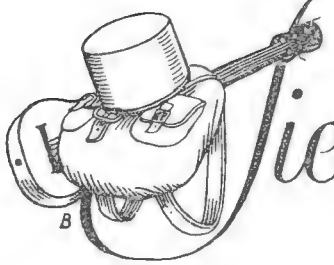
„Cristobal Colon de Toledo de la Cerda Ramirez de Gante Almirante y Adelantado Mayor de las Indias, Marques de Jamaica, Duque de Veragua y de la Vega, Grande de España, Senator del Reine, Caballero de la insigne orden del Tolson l'Oro, Gran Cruz de la Conception de Villavicosa, Gentil Hombre de Camara de Rey de España."

*

Füllrätsel

A	R			
	A	R		
		A	R	
			A	R

Die Buchstaben A D E E F H I K L N N S sind so in die leeren Felder einzutragen, daß sich Wörter von nachstehender Bedeutung ergeben: 1. Gift, 2. Musikinstrument, 3. weiblicher Vorname, 4. serbische Goldeinheit.



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

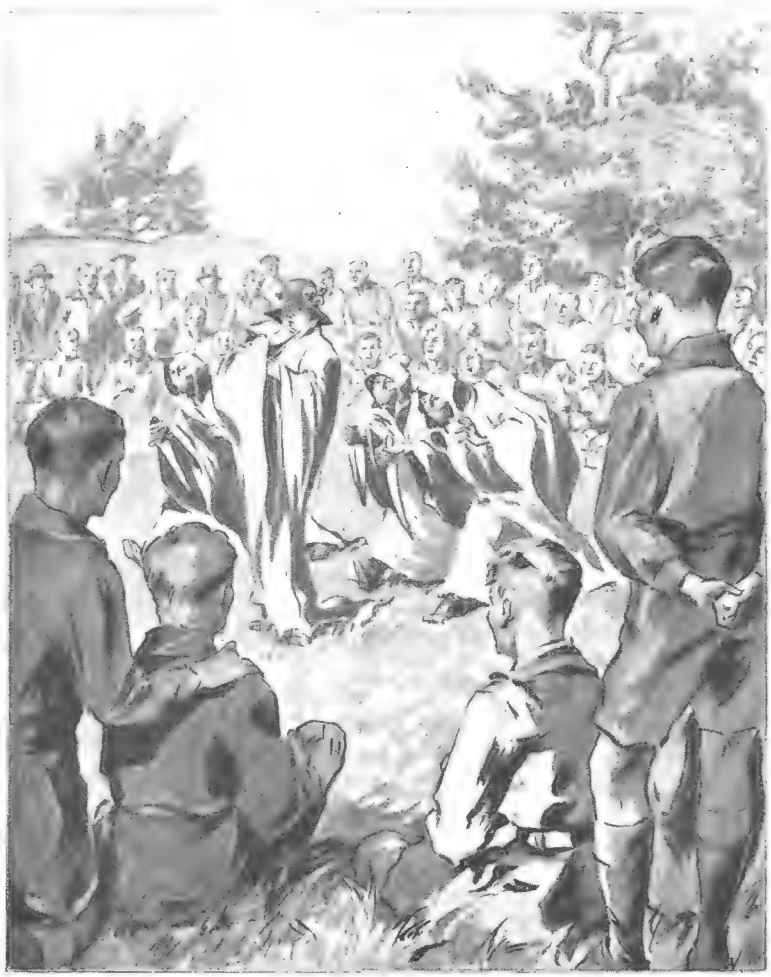
Fortsetzung

Eine große, schöne, wunderbar ebene Wiese lag am Zeltlager, auf der die Wettkämpfe ausgetragen werden durften. Vier Altersklassen gab es, in deren jeder der Gaumeister ermittelt werden sollte, und außer der Leichtathletik waren noch Faustball- und Schlagballspiele der einzelnen Gruppen vorgesehen. Hei, da hatten Hans Runges Mannen ihren großen Tag! Die meisten Siege holten sie sich, und Albrecht gar war der Held des Tages; seine Leistungen im Hundertmeterlauf, im Speerwerfen und im Hochsprung waren besser als die der Sieger aus der nächstälteren Gruppe.

Am späten Nachmittag kamen dann die Spiele. Auch da holten sich die Warendorfer das Schlagballspiel und wurden im Faustball mit nur einem Punkt Unterschied zweite hinter den Rostockern. Überhaupt, der ganze Gau war stolz auf die Warendorfer, die erst seit einem Jahr bestanden und nun schon fünf Gruppen hatten, alles prächtige Scholaren, wie sie in die Welt paßten. Die Jungen freuten sich natürlich ihrer Erfolge und bedauerten nur, daß Ullo und Pauper nicht mit waren, dann hätte ihnen nichts am Glück gefehlt. Nichts? O doch! Sie wußten, daß Hans schon einen Tag nach dem Gaulager nach Hannover ziehen mußte, daß sie ihn dann bis zu den Pfingstferien nicht mehr sehen würden. Nun, da hieß es eben die Stunden des Beisammenseins noch richtig ausnutzen.

Der Sonnabend brachte am Vormittag das Wettsingen der Gruppen. Dabei gewann die Schar allerdings keinen Preis, denn Ullo fehlte, der beste Sänger. Zu Mittag ging es ans Preiskochen. Dreiundzwanzig Gruppen kochten und brieten auf dreiundzwanzig Feuerstellen. Hans, der mit zu den Preisrichtern gehörte, überlud sich dabei den Magen. Er konnte seinen Jungen keine gute Note für ihren „Schlamm" geben, denn die Erbsen waren erstens versalzen und zweitens angebrannt. Man merkte, daß sonst Hans immer selbst gekocht hatte. Das waren ja nette Aussichten für die Zukunft, wo er dabei fehlen würde! Na, dieses Wettkochen war ja auch nur als scherzhafte Einlage gedacht; an den letzten beiden Tagen kochte die Gulaschkanone wieder das Essen.

Der Nachmittag dieses Sonnabends galt dem großen Zirkus, der in der Hauptsache von den Strelitzern bestritten wurde, die ihre Sache sehr gut machten. Die zweihundert Jungen wurden noch durch eine Menge Zuschauer aus dem Dorf vermehrt, und alle unterhielten sich königlich. Da wurden Schauerdramen gegeben, Pantomimen aufgeführt, Akrobaten traten auf, das Telegramm von Gummibein lief ein, das „Unterseeboot" kam in die Arena und was der hunderterlei Dinge mehr sind, die in solchen Wandervogelzirkus hineinpassen. Die Jungen, die so etwas noch nicht gesehen hatten, wälzten sich vor Lachen auf der Erde. „Hans, das



Da wurden Schauerdramen und Pantomimen aufgeführt und was der hunderterlei Dinge mehr sind, die in solchen Wandervogelzirkus hineinpassen.

müssen wir Pfingsten auch machen, wenn wir unsern Besuch im Landheim haben."

In der Nacht fand das große Kriegspiel statt. Der Gauführer bekam hundert Mann, Hans die andern hundert. Der Lehrer aus dem Dorf, selbst früherer Wandervogel, war Schiedsrichter. Da galt es, Fahnen zu rauben, eine „Kriegskasse" zu erobern und Gefangene zu machen. Hans war Führer der blauen Armee, die Gegner waren die Roten. Um zehn Uhr ging es los, auf nachts pünktlich ein Uhr war Schluß angesetzt und dann sollten die Gewinnpunkte ausgezählt werden. Das war ein Schleichen durch dichtes Unterholz, ein Anstürmen und Fliehen, schrilles Kriegsgeschrei und lauernde Stille!

Eine halbe Stunde vor Schluß brachte Hans mit einem kleinen Trupp den gefangenen Gauführer in das blaue Lager. „Die zwanzig Punkte nützen euch doch nichts", sagte der, „der Sieg ist unser. Sieben von euren neun Fahnen sind verloren, die Kriegskasse haben wir und über dreißig Gefangene schon jetzt."

„Wir werden trotzdem gewinnen", rief Albrecht.

„Sieh einer mal den lütten Prahlhans an!" rief der Gauführer lachend.

„Du sollst ihn zu Unrecht einen Prahlhans genannt haben", sagte Hans da, „nun werden wir doch gewinnen."

In aller Eile wurde das Lager verlegt, nur fünf Mann blieben da, es vorzutäuschen. Dann sammelte Hans seine Blauen, von denen er vierzig auf den Haufen bekam, und vorsichtig schleichend ging es an das rote Lager heran. Dreiviertel eins war es, als Detlev von der Flanke her den Scheinangriff ansetzte, unter ihm zehn Jungen, die ein Geschrei machten wie hundert. Der Feind stürzte nach, da der Kommandeur fehlte, alle Mann los auf Detlevs kleinen Trupp, der sofort ausrückte. Fast leer war das Lager, da brach Hans mit seinen dreißig Scholaren ein. Hei, die Fahnen standen alle zuhauf! Den ganzen Arm voll raffte Hans zusammen und gab sie Karlheinz. „Los, weg damit, leise schleichen, zurück ins Lager!"

Da kamen auch die Roten schon wieder, noch ehe Hansens Schar mehr als fünf der Gefangenen hatte befreien können. So waren die Roten in doppelter Übermacht. Mutig kämpften die Blauen; stand einer frei, floh er zum Lager zurück. An Hans aber hingen zehn Gegner, überwältigten und banden ihn. Dann machte die rote Armee sich auf, um im Sturm auf das feindliche Lager die Fahnen zurückzugewinnen, aber es war keine Zeit mehr dazu.

Hell schrillte die Pfeife des Unparteiischen, jeder mußte auf seinem Fleck bleiben, bis „zur Kritik" geblasen wurde. „Die Roten machten zu Gefangenen achtundzwanzig Scholaren, einen Armeeführer, sie eroberten eine Kriegskasse; insgesamt hundertachtzig Punkte. Die Blauen eroberten neun Fahnen, machten einen Armeeführer und elf Mann zu Gefangenen, insgesamt hundertdreiundachtzig Punkte. Sieger die blaue Armee."

Dann zogen die „feindlichen Armeen" friedlich und gemeinsam ins Zeltlager, um am nächsten Morgen bis neun Uhr liegen bleiben zu dürfen.

Am Sonntagvormittag begann der Thing des Gaues. Zu ihm gehörten nur die Führer und diejenigen Scholaren, die das Bundeszeichen trugen. Da wurde dann das vergangene Jahr besprochen und das kommende beraten. Jeder, auch der jüngste Scholar konnte da frei seine Meinung sagen oder seine Vorschläge vorbringen. Abgestimmt freilich wurde nicht; zu bestimmen hat im Wandervogel immer nur der Führer. An den Thing schloß sich dann noch ein Führerkapitel an, und damit war der Gautag beendigt. Allerdings blieben alle Gruppen noch bis zum Abend des zweiten Festtages beisammen, um einander richtig kennenzulernen, und trugen Wettkämpfe und Spiele aus oder sahen sich die Umgebung des Lagers an. Das Wetter war die ganzen Tage über schön, ja sogar ordentlich warm schon, so daß auch ein kurzes Bad in der Ostsee Spaß machte und nichts schaden konnte.

Viel zu schnell für die Jungen kam die Stunde des Aufbruchs heran. Das Ostergautreffen der Mecklenburger 1914 hatte sein Ende gefunden.

* * *

Hans war nun fort aus Warendorf. Damit setzte ein Verfall der Stammschar ein. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, aber es war so. Jungen, die von allem Anfang an dabei waren, die alles miterlebt hatten, was die Gruppe verband, sie wurden jetzt lasch und lau.

Da war zunächst Helmut, der Tanzstunde hatte. Hans Runge selbst war auch dafür, daß die Jungen seiner Gruppe tanzen lernten, damit sie später gesellschaftlich nicht abfielen auf diesem Gebiet, aber Helmut ging nun fast darin auf. Seine Tanzstundenbekanntschaften waren ihm lieber als die Freunde, und er begann, sich geckenhaft zu kleiden. Zu alledem gehörte es natürlich auch, daß er wie ein Schlot Zigaretten qualmte, weil er befürchtete, seine Tanzstundenbekanntschaften könnten ihn sonst vielleicht nicht für voll halten, und einen Spazierstock schwenkte er genau so, wie er das bei einem Studenten beobachtet hatte. Sein tiefster Kummer war seine jungenhafte helle Stimme, die ihm so gar nicht zu einem Obersekundaner zu passen schien, und er bemühte sich krampfhaft, seiner Kehle einen fetten Baß zu entlocken, wobei der einzige Erfolg der war, daß die Stimme häufig überschnappte, was gerade nicht sehr männlich wirkte. Auf Fahrt zog er überhaupt nicht mehr. Er meinte, darüber sei er „hinaus".

Der zweite, der untreu wurde, war Albrecht, allerdings aus ganz andern Gründen. Gewiß, er hatte Detlev immer ganz gern gehabt, aber nun ordnete er sich ihm nicht unter. Kam er mit auf Fahrt, so wollte er immer seinen Kopf durchsetzen, und einmal, als Detlev als Führer ihm darin nicht nachgab, trennte er sich sofort von der Gruppe und marschierte nach Hause. Sein

Hauptinteresse galt jetzt dem Sport. Er war ja auch hervorragend für Leichtathletik veranlagt und leistete darin Vorzügliches. Bald nach Ostern war ein Schulfest gewesen, bei dem er in den Kurzstrecken Zeiten herausgelaufen hatte, die für seine vierzehn Jahre geradezu erstaunlich waren. Das „Warendorfer Tageblatt" und die andere Ortszeitung brachten Berichte darüber, und so kam es, daß ein großer norddeutscher Sportverein bei Albrechts Vater anfragte, ob er bereit sei, seinen Jungen während der Sommerferien nach Hamburg zu schicken. Dort sollte Albrecht in den fünf Wochen mit andern guten Jugendlichen von dem Vereinstrainer betreut und gefördert werden, um später einmal als Mitglied die Farben des Vereins zu vertreten. Es läßt sich verstehen, daß dieser Brief dem Jungen mächtig in die Krone fuhr. Er sah schon den künftigen Weltmeister und Olympiasieger in sich, und da sein Vater ihm den Entschluß überließ, erklärte er sich mit Freuden bereit, an diesem Training teilzunehmen.

Karlheinz, der davon hörte, da ja Albrecht aus Prahlsucht überall davon sprach, erschien daraufhin eines Abends ganz unerwartet auf des Freundes Bude.

„Tag, Karlheinz!" rief Albrecht dem Eintretenden zu.

„Tag, Albrecht!"

„Hast du schon gehört, daß ich in den Großen Ferien nach Hamburg ..."

„Ja, deshalb komme ich ja gerade."

„Fein, was?"

„Fein? Wie man's nimmt. Schmeichelhaft ist es sicher. Du willst also im Sommer nicht mit Hans und uns auf Masurenfahrt?"

„Ich möchte wohl gern, weißt du, aber solch ein Angebot wird einem doch nicht immer gemacht. Denk mal, was ich da alles lernen kann! Ich komme ja auch ins Landheim Pfingsten, und im Herbst kann ich wieder mit auf Fahrt. Das macht doch nichts aus, wenn einmal einer fehlt. Bis jetzt war ich ja jedesmal dabei, und die meisten andern fehlten schon."

„Das kommt auf die Gründe an. Im Sommer werden sonst alle dabei sein."

„Helmut auch?"

„Nein, den rechne ich schon gar nicht mehr zu uns."

„Na, Karlheinz, einmal werde ich doch fehlen dürfen!"

„Du fehlst jetzt ja dauernd. Das geht nicht länger."

Die beiden Schwesterschiffe „Bremen" und „Europa" des Norddeutschen Lloyds am Kolumbuspier in Bremerhaven.

Hauptsächliche Daten der „Europa": Stapellauf 15. August 1928. Größe 49746 Bruttoregistertonnen. Abmessungen 285,52 Meter Länge, 31 Meter Breite, 27,2 Meter Höhe bis zum oberen Promenadedeck. 110—120000 PS Ölfeuerung. 3 Anker, jeder 15700 Kilogramm schwer, über 5,5 Meter hoch. Kettenlänge 620 Meter. Gewicht 136000 Kilogramm. Zwei 72 Meter hohe Masten. Vier Schrauben, jede 14000 Kilogramm schwer. Zwei elliptisch geformte Schornsteine, je 18 × 7 Meter. 10 Decks. Katapultanlage für Flugzeug. Raum für 2200 Fahrgäste. Besatzung 950 Mann. Blaues Band des Ozeans erworben am 25. März 1930 mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 27,91 Seemeilen in 4 Tagen, 17 Stunden, 6 Minuten.

„Ach, die Sonntagsfahrten zählen ja nicht, und die Nestabende sind jetzt öde! Detlev ist eben kein Führer."

„Er ist Führer; Hans hat ihn dazu gemacht. Dein Benehmen in der letzten Zeit, Albrecht, hat mit Wandervogelgeist nichts mehr zu schaffen. Ganz treulos hast du gehandelt."

„Soll das heißen, daß du mir die Freundschaft kündigst?"

„Nein, dafür habe ich dich zu lieb. Aber daß ich dein Freund bin und immer bleiben werde, hat damit nichts zu tun, daß ich die äußeren Formen der Freundschaft erst dann wieder aufnehmen werde, wenn du ein anderer, wenn du der alte bist. Man kann nichts dagegen sagen, wenn du aus der Gruppe gehst, weil du andere Interessen hast; aber dann setze dich hin, schreibe Hans einen ehrlichen Brief und tritt aus, statt hier den Gruppenfrieden zu stören!"

„Du bist doch nicht mein Vormund!"

„Nein, das will ich auch gar nicht sein."

„Sehr gnädig von dir; wo ich es bin, der dich aus dem Dreck herausgezogen ..."

Weiter kam Albrecht nicht; die Ohrfeige, die er von Karlheinz bekam, warf ihn glatt von der Tischkante, auf der er gesessen, und als er sich gesammelt hatte, klappte unten schon die Gartentür, und Karlheinz hatte das Haus verlassen.

Ja, so sind Jungen. Albrecht war gewiß kein schlechter Kerl, aber gerade daß er die Berechtigung von Karlheinz' Vorwürfen gefühlt hatte, das hatte ihn so gewurmt, daß er in Wut häßlich sprach. Nein, Albrecht war kein schlechter Kerl, denn in dieser Nacht, die ihm wenig Schlaf brachte, hielt er ehrlich Gericht über sich selbst. Er hatte Hans durch Handschlag gelobt, Detlev zu folgen. Hatte er das befolgt? Nein. Er hatte Karlheinz ewige Freundschaft gelobt. Was hatte er getan? Ihn gemein gekränkt. Die Ohrfeige war zehnfach verdient. Was trieb ihn zum Sport? Die Eitelkeit, der Wunsch, den eigenen Namen in der Zeitung zu lesen. Was verband ihn mit dem Wandervogel? Alles eigentlich, was über dem Alltag stand, Freundschaft, Erleben, Dankbarkeit, Ideale. Ja, er gehörte zu Hans Runge und seinem Kreis; er begriff sein Handeln in der letzten Zeit selbst nicht mehr. Und Karlheinz? Ein Stich ging durch Albrechts Herz. Was nun, wenn der ihm nicht verzeihen wollte? Er fühlte, daß diese Freundschaft sein Höchstes sei, daß er sie wiedergewinnen müsse. Das war das Ergebnis dieses Gerichtes über sich selbst: Albrecht kehrte um und ist von da an den Hochzielen des Wandervogels treu geblieben. Es gibt mehr Leute, die durch eine im richtigen Augenblick erhaltene Ohrfeige zu sich selbst und zum Guten kommen.

In zehn Tagen begannen die Pfingstferien, dann sollte das alte Leben wieder losgehen. Ein bißchen unsicher fühlte sich Albrecht aber doch, wenn er an Hans, Karlheinz und Detlev dachte, und er überlegte, wie die sich da wohl zu ihm stellen würden. Es ist eben mit guten Vorsätzen allein noch nichts getan, wenn man durch eigene Schuld in eine verfahrene Lage gekommen ist.

Als Hans in Hannover, wo er sich auf der Technischen Hochschule hatte einschreiben lassen, einen Brief von Detlev bekam, vierzehn Tage vor Beginn des Landheimlagers, in dem der ihm über Helmut und Albrecht berichtete, da schmerzte es Hans sehr, was er da las. Oh, es war schade um all die Stunden, die er an die beiden verschwendet hatte, um echte, rechte Scholaren und spätere Jungenführer aus ihnen zu machen, um sie begreifen zu lassen, daß Wandervogeltum eine Weltanschauung sei, die zu jeder Stunde den ganzen Menschen fordert! Da hatte er nun geglaubt, seine sechs Jungen, die er erwählt hatte, hätten schon von Haus aus das Zeug, Charaktere zu werden, und dann hatte er seine ganze Liebe darangesetzt, sie dazu zu machen. Und immer und immer wieder kamen diese Enttäuschungen. Verlangte er denn zu viel von den Jungen? Geradheit und Uneigennützigkeit und Sinn für das Gesunde, mehr nicht. Engelnaturen suchte er nicht in den Jungen, aber Jungennaturen, und diese da waren ja wetterwendischer, unaufrichtiger und eitler, als je ein Mädel sein konnte. War es nicht vielleicht das beste, man steckte die ganze Geschichte auf, um ganz den Wissenschaften zu leben? Gewiß, da waren die vier andern Jungen, die jetzt treu und reif zu sein schienen, aber jeder von ihnen hatte ihn schon enttäuscht. Konnte das sich nicht wiederholen? Da fiel Hans Runges Blick auf Ullos Bild, das auf seinem Arbeitstisch stand. Es

Der überlistete Photograph / Phot. E. Horn, Flensburg.

war nach dem Unfall aufgenommen, der linke Arm fehlte dem Jungen auf dem Bilde. „Du sollst mich so sehen, wie ich bin", hatte er gesagt, „nicht wie ich war." Seine Augen hatten auf dem Bilde einen Blick, wie er Menschen eigen ist, die im Kampf mit dem Leiden gesiegt haben und die nun nichts mehr beirren kann. Hans Runge richtete sich auf und nahm das Bild in die Hand. Nein, dieser Junge da, der blieb nun treu, da war keine Stunde verloren, die er ihm gewidmet hatte. Und wäre es auch nur dieser eine, wären nicht auch Karlheinz, Günter und Detlev den Zielen getreu, um dieses einen willen schon hätte sich alle Mühe gelohnt. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet", sagt die Bibel.

* * *

Die Ferien waren da. Schon gleich nach Mittag rückten dreißig Warendorfer Jungen unter Detlevs Führung in das Landheim. Albrecht war unter ihnen. Er mied Karlheinz, wollte erst mit Hans sprechen und ihn bitten, zwischen ihnen zu vermitteln. Um acht Uhr abends kam Hans in Begleitung der zwölf Schleswiger, die er in Lübeck getroffen hatte, beim Landheim an. Das „Gefolge des Todes" sollte erst in der Frühe des nächsten Morgens aus Hamburg eintrudeln; fünfzehn Mann hatte Mors angemeldet. Mehr als ein halbes Hundert Jungen kam also da zusammen. Nun, das Landheim war geräumig genug, sie zu beherbergen.

Als Hans mit den Schleswigern ankam, saßen die Warendorfer Jungen am Hange der Schlucht und sangen zu Klampfen und Fiedeln:

„Daß wir uns hier in diesem Tal / Noch treffen so viel hundertmal, / Gott mag es schenken, Gott mag es lenken, / Er hat die Gnad'."

Die Schleswiger und Hans begrüßten die Jungen mit kräftigem Handschlag. Hans hatte sich vor allem auch auf seinen Pauper gefreut, und das treue Tier brachte sich fast um vor Freude, Hans, seinen Herrn, wiederzusehen. Dieser hatte Albrecht hier nicht zu finden geglaubt; so war er überrascht, als Albrecht ihm plötzlich gegenüberstand und die Hand hinstreckte. Es tat Hans weh, diesen Jungen, den er gern hatte, vor all den andern so behandeln zu müssen, aber es mußte sein: statt ihm die Hand zu reichen, nahm Hans ihm die Bundesnadel ab.

Der Junge erblaßte; das hatte er nicht erwartet.

„Glaubst du, daß dir Unrecht geschieht, so sage es frei heraus!"

„Nein, Hans", gab Albrecht leise zurück.

„Nun, so fordere ich dich auf, deinen Rucksack zu packen und das Lager für heute und die nächsten zwei Tage zu verlassen! Wenn du dann wiederkommen willst, bist du willkommen, dann werde ich dir auch wieder die Hand reichen. Wenn du den Beleidigten spielst und fortbleibst, auch gut; dann bist du für uns nicht mehr vorhanden. Ob du jemals das Bundeszeichen wieder erhalten wirst, kann ich noch nicht sagen. Schwer wird es sein. Also geh!"

Der Junge zitterte an allen Gliedern, als er sich nun abkehrte, um das Lager zu verlassen; so schwer hatte er sich die Buße nicht vorgestellt.

Niemand der Jungen hätte vorher geglaubt, daß Hans auch so hart sein könne, Hans, den sie sonst immer nur als Tröster und Helfer gesehen hatten.

Hans wandte sich an Detlev. „Hat jemand von der Stammschar sein Rad hier im Landheim?"

„Ja, Ullo und Günter."

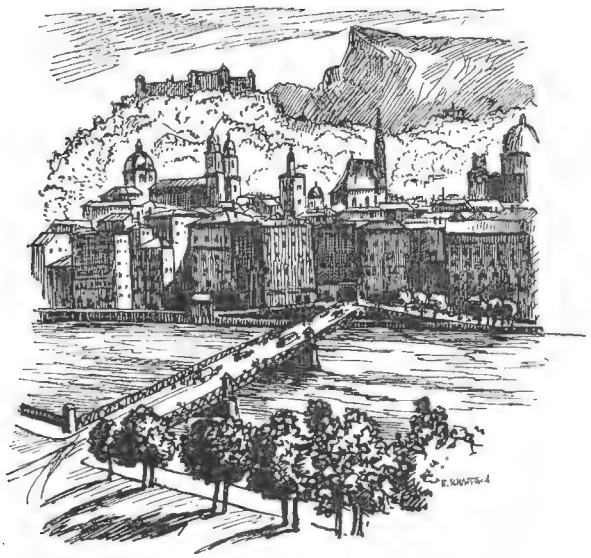
„So soll Ullo sofort in die Stadt fahren, um Helmut Dietze die Bundesnadel abzufordern. Sünde und Schande, daß der sie bis heute trug! Heute noch sollen zwei Scholaren der Jungscharen diese beiden Bundeszeichen tragen. Ich denke, sie werden sich dessen würdiger zeigen."

Max Schmeling, der zurzeit für seinen Kampf gegen den amerikanischen Weltmeisterschaftsanwärter Jack Sharkey trainiert, gibt einem kleinen Freunde die ersten Anleitungen im Boxen / P. u. A.-Photo.

Ullo fuhr sofort los. Damit war diese unerquickliche Geschichte erledigt. Alle Anwesenden atmeten auf, und man begann, den Gästen aus dem Norden das Landheim und was alles dazugehörte, zu zeigen. Ja, auf das Landheim durften die Warendorfer Jungen wohl stolz sein.

Zeitig ging es hinauf ins Stroh, denn die Reise von Schleswig her war doch recht weit gewesen. Dann aber war die Müdigkeit wieder wie weggeblasen, als Hansens alter Führer Karsten Mewes sich bereit erklärte, eine Gespenstergeschichte zum besten zu geben, die Geschichte von dem Baum mit dem Erhängten.

Während die Neulinge in wohligem Gruselgefühl



Blick auf die Altstadt von Salzburg.

zuhörten, hatten die fünf von der Stammschar — Ullo war sehr bald schon mit der Bundesnadel zurückgekommen — alle nur den einen Gedanken, ob Albrecht wohl am dritten Tage kommen würde. Sie alle wünschten es von Herzen, aber kaum einer wagte es zu hoffen, daß der trotzige Junge sich so weit demütigen würde. Wirklich, ihnen allen sollte es leid tun, wenn Albrecht ging. Ullo, Detlev und Günter, die nichts von der häßlichen Beschimpfung Karlheinz' durch Albrecht wußten, erschien Hans Runges Vorgehen eigentlich furchtbar hart, so daß sie einer nach dem andern Hans um eine Milderung baten, etwa Albrecht das Zeichen wiederzugeben, wenn er wiederkäme, um ihm die Rückkehr zu erleichtern. Auch Karlheinz selbst bat um Milde, aber Hans konnte und wollte nun trotzdem nichts mehr daran ändern. Schließlich schliefen alle ein. (Fortsetzung folgt)

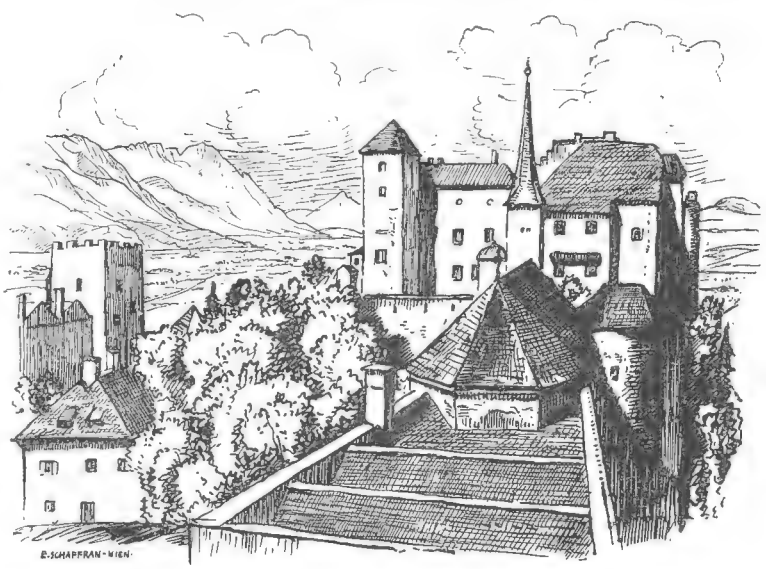
Salzburg / *Von Hans Wohlbold*

Nördlich von der alten Salzstadt Hallein erweitert sich das bis dahin enge Gebirgstal der Salzach. Es öffnet sich in einem spitzen Winkel nach Norden, verbreitert sich rasch und geht in eine liebliche, leicht gewellte Vorgebirgslandschaft über. Zwischen blühenden Wiesen liegen kleine Ortschaften verstreut, stolze Schlösser und vornehme Landhäuser beleben das bunte Bild, das uns an schönen Sommertagen heiter entgegenlacht.

Zwischen zwei langgestreckten, niedrigen Höhenzügen breitet sich als der Mittelpunkt des Tales die Stadt Salzburg an der Salzach aus, über die hier sieben Brücken führen. Am rechten, östlichen Ufer des Flusses liegt der Kapuzinerberg, zu dem man von der Linzergasse auf zweihundertfünfundzwanzig Stufen emporsteigt, an Kreuzwegstationen vorbei zum Kloster und zum Park mit dem Mozarthäuschen, in dem Mozart im Jahre 1791 die „Zauberflöte" vollendet hat. Drüben auf der andern Seite der Salzach umrahmt die Stadt der langgestreckte Mönchsberg, der, fast nach allen Seiten steil abfallend, im Süden und im Westen einen Bogen um das Häusermeer bildet. Man kann mit einem elektrischen Aufzug zur Restauration hinauffahren und sich droben wohl eine Viertelstunde lang in herrlichen Anlagen ergehen, schließlich auch vom Aussichtsturm den Blick über das Tal genießen oder von der Humboldt-Terrasse aus, auf der Humboldts Ausspruch zu lesen ist, daß Salzburg die drittschönste Stadt Europas sei.

Steil und schmal ragt am Südende des Mönchsbergs die Festung Hohensalzburg auf, die sich charakteristisch in das Bild der Stadt und der Landschaft einfügt. Seit dem Jahre 1862 dient sie nur zu Wohnzwecken, aber früher war sie eine rechte Trutzburg, die, schon 1077 begonnen und 1519 ausgebaut, gar manchmal den Bischöfen bei Bauern- und Bürgeraufständen als Zufluchtsort gedient hat.

Will man aber die ganze Landschaft und die Stadt im Kranz der Berge überschauen, so muß man auf den Gaisberg fahren. Er ist von Salzburg aus mit dem Autobus schon in einer Stunde zu ersteigen. Früher fuhr eine Zahnradbahn hinauf, die als eine der ersten in Europa 1887 erbaut worden ist. Unvergleichlich schön und weitreichend ist der Blick vom Gaisberggipfel aus. Er umfaßt nicht weniger als fünfundsechzig Berggipfel; manche davon sind über dreitausend, nur wenige unter tausend Meter hoch. Vom Dachstein im Osten bis zur Kampenwand im Westen hat man die mächtige Kette vor Augen, die das Tal von Salzburg im Süden abschließt und aus der sich vor allem charakteristisch der mächtige, breite Rücken des sagenumwobenen Untersberges abhebt.



Ausblick vom Trompeterturm der Feste Hohensalzburg.

Schaut man hier von der Höhe hinab in das herrliche Tal und auf die alte Stadt in seiner Mitte, so kann man verstehen, daß diese Gegend schon in ferner Vergangenheit zur Besiedlung geradezu herausfordern mußte. Frühzeitig schon war das Tal bewohnt, zuerst von Kelten, dann von den Römern. Sie kamen von Süden herauf durch das Tal der Salzach und bauten ein Kastell. Südliche Einflüsse machen sich auch später noch geltend und kommen zum Teil in der Bauart der Häuser zum Ausdruck. Juvavum nannten die Römer den Ort. Hans Sachs, der einmal einen „Lobspruoch der Stat Saltzburg" gesungen hat, übersetzte dieses Juvavum, das auch Jvavo und anders geschrieben wird, mit „Helffenburg". Eine hilfreiche Burg also, eine Zufluchtstätte nannten die Römer diesen ihren Stützpunkt, der gewiß leicht zu verteidigen war. Man hat aus der Römerzeit manche Erinnerungen ausgegraben. Ein herrlicher Mosaikboden, der im Jahre 1840 zum Vorschein kam, als man auf dem Mozartplatz den Grund für das Denkmal des großen Tondichters aushob, wird im städtischen Museum aufbewahrt, und im Johannisspital findet sich noch eine wohlerhaltene Zisterne aus altrömischer Zeit. Unter dem Kaiser Hadrian, also am Beginn des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, muß Juvavum schon ein sehr bedeutender Ort gewesen sein, und erst am Ende des fünften Jahrhunderts wurde es zur Zeit der Völkerwanderung zerstört. Aber schon hundert Jahre darauf entstand eine neue Stadt auf den Trümmern der alten. Der Bischof Rupert legte sie an und wählte zum Mittelpunkt das Kloster Nonnberg, das er 585 auf dem östlichen Ausläufer des Mönchsberges an der Stelle errichtete, wo die Römer einen Tempel ihres Gottes Merkur stehen hatten. Rupertus, der also als der eigentliche Begründer von Salzburg anzusehen ist, liegt in der Kirche St. Peter begraben. Mit Rupertus beginnt die lange Reihe von Bischöfen und Erzbischöfen, die das Erzbistum Salzburg, das im Jahre 1648 als selbständiges Fürstentum anerkannt wurde, regierten und die Stadt im Laufe der Jahrhunderte allmählich in der Schönheit erstehen ließen, die heute die uneingeschränkte Bewunderung jedes Besuchers erregt.

Blick auf Salzburg vom Kapuzinerberg aus. Im Hintergrund die Feste Hohensalzburg, rechts der Dom, im Vordergrund die Salzach / Phot. Kester & Co., München.

Groß ist die Zahl von prächtigen kirchlichen und weltlichen Bauten, die unser Auge in Salzburg entzücken, die schönen Plätze mit den vielen Brunnen und Denkmälern, die Schlösser, unter denen die erzbischöfliche Residenz besonders hervorragt. Die Domkirche, die Santino Solari im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts zum Teil aus Marmor ganz nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom erbaute, ist eine der schönsten und größten Kirchen Österreichs. Weitberühmt ist auch das um die gleiche Zeit erbaute Schloß Mirabell,

in dem König Otto von Griechenland geboren wurde, mit seinem prächtigen Park, in dem alljährlich im Sommer Freilichtaufführungen stattfinden.

Überhaupt ist ja Salzburg eine Festspielstadt, und hier herrscht in neuerer Zeit ein reges künstlerisches Leben. Im Zeichen des größten Sohnes von Salzburg, Mozarts, stehen die jährlichen Sommerfeste, und man darf wohl sagen, daß man sich diesem Genius hier besonders nahe fühlt. Biegt man vom Rathausplatz in die Getreidegasse ein, so steht man bald vor einem alten, vierstöckigen Wohnhaus, das zwischen seinen Nachbarn gar nicht wie etwas Besonderes aussieht. Wenn man aber in die Höhe blickt, so sieht man über den Fenstern des zweiten Stockes eine Inschrift: Mozarts Geburtshaus. Oben im Mozartmuseum kann man viele Erinnerungen an den Meister sehen, Briefe und Manuskripte von seiner Hand, Bilder, seine Violine und sein Spinett und gar manches andere noch. Tritt man aus den stillen Räumen, die der Vergangenheit und der Erinnerung geweiht sind, wieder hinaus in das laute Leben der Gegenwart, geht man am Ufer der Salzach entlang oder blickt man aus der Höhe herab auf die Stadt, wie sie in der heiteren, sommerlichen Landschaft im Kranz der Berge liegt, so wird man immer fühlen, daß in Salzburg von Mozart, der hier 1756 geboren ist, viel mehr noch lebt als das, was pietätvoll im Museum gesammelt worden ist. Es ist so, als wenn hier überall Musik in der Luft läge, leicht schwebende, frohe und doch durchgeistigte Mozartmusik. Man kann sich nicht denken, daß er anderswo als gerade hier geboren sein könnte, und wenn er auch schon als Kind oft lange Zeit auf Reisen in der Ferne war, er kam immer wieder, und es ist, als ob er in dieser Landschaft seine Melodien gefunden hätte, die da waren und die nur er hörte. Alles ist einzigartig hier und alles ist Musik, die weiche, schöne Landschaft mit dem ernsten Hintergrund der Berge, das heiter beschwingte Leben, in das schon über die Alpen herüber die Stimmung des warmen Südens mit dem Föhn hereinweht, und alles ist österreichisch, mehr noch fast als in Wien, wo sich das laute Großstadtleben schon allzu deutlich bemerkbar macht.

Salzburg hat im Laufe der Jahrhunderte manche Schicksale durchgemacht, mancherlei Herren haben hier regiert. Gefühlt haben sich die Salzburger immer als Österreicher, und was sie darunter verstehen, das kam bei der Volksabstimmung vor nunmehr neun Jahren zum Ausdruck, wo hunderttausend Salzburger für den Anschluß an Deutschland stimmten und fünfhundert dagegen. Daraus spricht nicht nur ein freundnachbarlicher Geist, sondern die Empfindung, daß österreichisch sein zugleich heißt: deutsch sein. Aus einem echt österreichischen Empfinden heraus, das zugleich ein echt deutsches Empfinden ist, öffnet Salzburg in diesem Jahr an Pfingsten gastfrei seine Tore dem Verein für das Deutschtum im Ausland. So werden denn an diesen Tagen vom Fuß des Untersberges, in dem der

Indianischer

Reiterangriff. Phot. Defina.

Sage nach Kaiser Karl der Große schläft und wartet auf die Zeit, in der Deutschlands Glanz neu erstrahlen wird, Gedanken deutscher Menschen hinausgehen in alle Erdteile zu den deutschen Brüdern in der Ferne.

Der gesundheitliche Wert der Zimmergärtnerei — ein biologischer Aberglaube

Von Ewald Schild

Einer meiner Freunde ist auf seinen kleinen Zimmergarten, den er sorgsam hegt und pflegt, nicht wenig stolz. Mit Geduld und Liebe geht er zu Werk und kann manchem Besucher wahre Prachtstücke seines botanischen Kleingartens vorweisen. Bei solcher Gelegenheit vergißt er aber nicht, ein Sprüchlein herzusagen, das etwa folgendermaßen lautet: „Die Pflanzen nehmen die für uns schädliche Kohlensäure aus der Luft und atmen dafür den für uns lebensnotwendigen Sauerstoff aus. Das ist ein unleugbares Ergebnis der Naturforschung; demnach ist es heilsam und rätlich, möglichst viele Zimmerpflanzen zu halten."

Getreu den Worten dieses alten Liedes hält man Zimmerpflanzen mit rührendem Pflichtgefühl. Nun ist es aber ein weitverbreiteter Aberglaube, daß sie die Luft verbessern. Jeder, der seine Blumen selbst gießt, weiß, wie unangenehm der Erdgeruch ist, der den Blumentöpfen beim Besprengen entströmt. Er macht sich besonders bemerkbar, wenn die Erde schon eingetrocknet war. Nach den Pflegevorschriften soll sie aber gerade so beschaffen sein, weil man sonst durch häufige Wassergabe Gefahr läuft, daß die Wurzeln verfaulen. Gesund ist der Geruch ja gerade nicht, aber er fällt weiter nicht lästig; durchs offene Fenster ist er in wenigen Minuten verflogen. Übrigens darf nicht vergessen werden, daß sich ständig auch an der Innenseite der Blumentöpfe nicht sonderlich duftende Gerüche feststellen lassen. Sieht man dann genauer zu, so entdeckt man gewöhnlich Schimmelpilze, die dort üppig gedeihen. Macht schließlich auch nichts, bleibt ja noch immer der gepriesene Einfluß der Zimmerpflanzen durch ihre „Atmung". Aber es wird wohl nur sehr wenige Zimmergärtner geben, deren Pfleglinge einen jährlichen Zuwachs (in trockenem Zustand gedacht) von einem Kilogramm an Holz, Blättern und Wurzeln aufweisen können. Bringen wir hiervon die Aschesubstanz, den Verbrennungsrückstand, in Abzug, so wird er schon beträchtlich kleiner. Noch geringer ist aber das Gewicht des reinen, in dem Rest enthaltenen Kohlenstoffs, nicht einmal ein halbes Kilogramm. Und diese verschwindende Menge Kohlenstoff haben unsere Zimmerpflanzen im Laufe eines langen Jahres aus der Luft in der Form von Kohlensäure aufgenommen, deren Sauerstoff — beiläufig ein Kilogramm — sie freigaben.

Der gesundheitliche Wert der Zimmergärtnerei erschöpft sich also in diesem einen Kilogramm Sauerstoff innerhalb eines ganzen Jahres! Dasselbe Ergebnis kann man erzielen, wenn man täglich ein Hundertstel-

kubikmeter frische Luft ins Zimmer strömen läßt, deutlicher gesprochen, auf wenige Augenblicke die Fenster öffnet. Ein Gelehrter hat einmal den Ausspruch getan, daß eine ganze Lindenallee knapp so viel Sauerstoff erzeugt, um einem Studenten die notwendige Lebensluft in seinem Dachstübchen zuzuführen. Die gesamte Pflanzenwelt liefert wohl Sauerstoff in unglaublichen Mengen, unsere Zimmerpflanzen kommen aber dabei nicht in Betracht.

Mit dem heilsamen und gesundheitsfördernden Einfluß der Zimmerpflanzen ist es also nichts. Dennoch bleibt die Freude an ihnen um der Schönheit willen ungetrübt.

Im Luftschiff zum Nordpol / Von Umberto Nobile

(Schluß)

Wie ich richtig vermutet hatte, verlangsamte sich nach Abstellen der Motoren die Fallgeschwindigkeit, und einige 80 Meter über dem Packeis kam die „Italia" vollkommen zum Stehen. Bald darauf begann sie wieder langsam zu steigen.

Unterdessen hatte ich Cecioni, der gerade im Laufgang schlief, geweckt und hieß ihn die Metallkette herablassen. Da diese Kette sehr schwer war, dauerte das Manöver einige Zeit. Ich hielt es für besser, sie herabhängen zu lassen, um sie im Notfall gleich bei der Hand zu haben. Nicht im entferntesten ahnte ich, daß die kommenden Ereignisse meine Vorsicht rechtfertigen würden.

Während die „Italia" wieder langsam stieg, brachte Viglieri mit einem besonnen geführten Stoß das Steuer wieder in die richtige Lage. Ich beauftragte Cecioni, es auseinanderzunehmen und den Mechanismus zu prüfen.

Während Cecioni am Höhensteuer arbeitete, stieg das Luftschiff immer weiter. Ich hatte alle Luftklappen öffnen lassen, so daß sich der Gasdruck bis unter Null erniedrigte, und dies war wohl auch der Grund, daß die „Italia" wieder stieg. Unaufhörlich beobachtete ich das Manometer. Plötzlich verdichtete sich der Nebel. Gerade in diesem Augenblick kam Mariano und fragte mich: „Glauben Sie nicht, Herr General, daß wir die Gelegenheit ausnützen sollten, um so hoch zu gehen, daß wir oberhalb des Nebels Sonnensicht haben?" Ich willigte ein, umso lieber, als der Nebel sich bereits zu lichten anfing. Cecioni hatte seine Arbeit noch nicht beendet.

Während wir höher stiegen, zeigte das Manometer auch einen sich erhöhenden Druck an. Dann nahm ich plötzlich wahr, daß der Druck in der letzten Heckkammer weit höher war als in sämtlichen andern. Trojani und Cecioni sagten mir, daß sie Ähnliches schon öfter beobachtet hätten, daß sie aber trotzdem nichts Ungewöhnliches an den Ventilen hätten entdecken können. Um den Gasdruck dieser Kammer dem der andern anzugleichen, ließ ich etwas Gas ausströmen. Unterdessen stiegen wir immer höher.

In einer Höhe von 900 Meter hatten wir endlich den Nebel unter uns. Über uns war blauer Himmel. Blendende Sonnenstrahlen fluteten in die Kabine. Mariano und Zappi setzten ihre Beobachtungen fort.

Cecioni hatte jetzt seine Prüfung beendet. Er setzte das Höhensteuer wieder zusammen. Nichts Besonderes war daran beschädigt. Wahrscheinlich war sein Versagen auf Eisbildung im Innern zurückzuführen. Jetzt arbeitete das Höhensteuer wieder ausgezeichnet.

Wir hatten unterdessen eine Höhe von 1100 Meter erreicht. Das sich ausdehnende Gas ließ die Flüssigkeitsäule des Manometers sehr schnell steigen. Aber ehe sie den Normalstand erreicht hatte, den sie bei laufenden Motoren sonst immer zeigte, befahl ich, wieder zwei Motoren anzulassen, und zwar den mittelsten und den linken Motor. Die Uhr zeigte fünf Minuten vor zehn.

Oberhalb des Nebels setzten wir unsern Weg fort. Wir beobachteten genau den Horizont, ob irgendwo in der Ferne eine der höchsten Spitzen Spitzbergens aus dem Nebel herausragte, doch konnten wir nichts erspähen. Wohin man blickte — und war es mit dem schärfsten Fernglas — Nebel, nichts als Nebel.

Ich beschloß wieder herabzugehen bis zu der Höhe, die wir vor dem Aussetzen des Höhensteuers gehabt hatten. Um die Geschwindigkeit und die Abdrift vom Kurs nachprüfen zu können, mußten wir unbedingt die Sicht auf die Erde haben. Durch den Nebel ging es also wieder hinab, bis wir das Packeis klar unter uns liegen sahen. Das war in einer Höhe von 300 Meter.

Mein erster Gedanke war, die Geschwindigkeit zu messen. Wir hatten nur zwei Motoren laufen, aber dennoch schienen wir schneller vorwärts zu kommen als vorher mit dreien.

Schon die erste Messung zeigte, daß die Geschwindigkeit im Vergleich zum Packeis einige dreißig Meilen in der Stunde betrug. Der Wind mußte sich also vermindert haben. Ich war froh, daß wir nicht noch den dritten Motor anzulassen brauchten. So war auch die Sorge um den Benzinverbrauch wieder in die Ferne gerückt. Außerdem brauchte ich jetzt die „Italia" nicht mehr den Beanspruchungen auszusetzen, die eine gesteigerte Geschwindigkeit auf das Luftschiff ausübte.

Zusammen mit Mariano und Viglieri widmete ich mich ein wenig beruhigt der Flugroute. Nach neuen Messungen stellten wir die Höhe fest, in der wir uns befanden. Mittels des Radiopeilinstruments gelang es mir, mit ziemlicher Sicherheit unsere Lage festzustellen. Wir mußten uns 45 Meilen nordöstlich der Roß-Insel befinden und 180 Meilen nordöstlich von Kingsbai. Auf Grund dieser Feststellung rechnete ich aus, daß wir gegen 3 oder 4 Uhr nachmittags in Kingsbai sein müßten.

An Bord war alles wieder in Ordnung. Jeder hatte seinen Posten wieder eingenommen. Wir flogen jetzt in 200 bis 300 Meter Höhe. Das Luftschiff war leicht. Um es in dieser Höhe zu halten, mußten wir es kaum merklich nach vorn geneigt lassen.

Um 10 Uhr 30 Minuten ließ ich nochmals die Geschwindigkeit messen. Ich ging in den vorderen Teil der Führerkabine und ließ aus dem rechten Fenster, das sich zwischen dem Höhen- und dem Richtungsteuer befand, eine mit farbiger Flüssigkeit gefüllte Glaskugel fallen, um auch auf diese Weise nochmals die Höhe zu prüfen.

Während ich noch mit dieser Messung beschäftigt war, hörte ich Cecioni erregt sagen: „Wir sind schwer!"

Ich stürzte an die Instrumente. Die „Italia" hatte sich stark nach Heck geneigt. Der Längs-Neigungsmesser zeigte ein Steigen um 15 Strich an, einem Winkel von 8 Grad entsprechend, aber trotzdem war kein Zweifel daran, daß wir sanken. Das Variometer gab eine Fallgeschwindigkeit von über einem halben Meter pro Sekunde an.

Wir waren in größter Gefahr: Unweit unter uns befand sich das Packeis. Sofort gab ich ruhig meine Befehle. Ich war mir keinen Augenblick im Zweifel darüber, was geschehen mußte, um die „Italia" zu retten, wenn dies überhaupt noch möglich war: Beide Motoren mußten auf Höchstleistung gebracht werden und der dritte war anzulassen, damit das Heck des Luftschiffes gehoben wurde. Gleichzeitig rief ich Alessandrini zu, er solle auf den Rücken des Schiffes kriechen, um die Heckventile zu untersuchen. Ich nahm an, daß aus einem das Gas ausströmte. Das war die einzige Erklärung, die ich im Augenblick für das plötzliche Schwerwerden des Luftschiffes hatte.

Die Motoristen hatten unterdessen meine Anordnungen ausgeführt: Pomella und Caratti hatten aus ihren Motoren 1400 Umdrehungen herausgeholt, und Ciocca hatte ruhig und überlegend seinen Motor angelassen. Die „Italia" vermehrte ihre Geschwindigkeit, während wir eine Steigung um 15 oder 20 Grad verzeichnen konnten. Die Hilfe der Maschinen machte auf diese Art sicherlich mehrere hundert Kilo aus. Und doch — wir fielen weiter. Das Variometer, das ich nicht aus dem Auge verlor, sagte mir, daß wir sogar noch schneller fielen.

Sofort verstand ich: Es war keine Hilfe mehr möglich. Der Versuch, die große Schwere durch Maschinenkraft auszugleichen, war fehlgeschlagen. Ein Herunterstürzen aufs Packeis war unvermeidlich. Ich versuchte sofort meine Folgerungen zu ziehen. Demgemäß erteilte ich nachstehende Befehle: die Motoren sofort anzuhalten, um eine Explosion beim Aufschlagen zu vermeiden, und die schwere Metallkette herabzulassen. Anderes war nicht zu machen. Ich war vollkommen gefaßt und gab knapp meine Befehle. Meine eigene Haltung vermochte die Disziplin an Bord aufrecht zu erhalten, so daß jeder schnell und besonnen meinen Befehlen nachkam trotz der schwindelerregenden Eile, mit der wir herabsanken.

Ich nahm dann wahr, daß es Cecioni nicht gelang, das Hanfseil der Kette loszuwickeln. Ich rief ihm zu: „Schnell, schnell!" Dann merkte ich, daß der linke Motor, an dem sich Caratti befand, noch nicht vollkommen stand. Ich beugte mich aus einem Fenster der linken Seite und rief mit lauter Stimme: „Motor an-

Das „Rote Zelt", das sich Nobile und seine Gefährten nach der Katastrophe der „Italia" auf dem Packeis errichteten. Von hier aus wurden sie dann durch den schwedischen Flieger Lundborg bzw. den russischen Eisbrecher „Krassin" gerettet.

halten!" Mir schien es, als hätte einer der Offiziere meinen Befehl nochmals wiederholt. In diesem Augenblick sah ich, daß die Heckgondel nur noch einige zehn Meter über dem Packeis war. Ich trat vom Fenster zurück.

Mit großer Klarheit erinnere ich mich jener schrecklichen Augenblicke. Ich hatte kaum Zeit, bis zu den Steuern zwischen Malmgren und Zappi zu gelangen, als ich Malmgren das Gleichgewicht verlieren und mit entsetztem Gesicht auf mich zustürzen sah, während ich instinktiv nach dem Steuer griff in der Hoffnung, die „Italia" noch auf ein Schneefeld zu lenken, um den Aufschlag zu dämpfen. Aber zu spät! Wenige Meter unter uns war schon das Packeis. Immer näher kamen wir dem Eis, das vollkommen zerklüftet war. Hunderte von Eisblöcken, in wildem Gewirr durcheinander, durchzogen von Wasserkanälen, erwarteten uns.

Da erfolgte auch schon der Anprall. Mit greulichem Getöse schlug die Gondel aufs Eis. Ich schlug mit dem Kopf irgendwo auf und merkte noch, daß ich verwundet war. Von allen Seiten rückte Schweres heran und klemmte mich irgendwo fest. Ohne irgend einen örtlichen Schmerz zu spüren, stellte ich ganz klar fest, daß ich ein Glied gebrochen hatte. Da fiel etwas Hartes auf meinen Rücken, warf mich um, und ich fiel mit dem Kopf nach unten. Instinktiv schloß ich die Augen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf: „Jetzt hat alles ein Ende!", aber er beunruhigte mich nicht mehr. Mein Mund formte noch irgendwelche Worte.

Wir hatten den 25. Mai 1928, 10 Uhr 30 Minuten. Alles war unendlich rasch vor sich gegangen, in ungefähr zwei bis drei Minuten.

Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich die Augen wieder öffnete, lag ich auf einem Eisblock inmitten des unendlichen Packeises. Ich gewahrte einige meiner Kameraden, die mit abgestürzt waren. Mein Blick ging zum Himmel. Das Luftschiff wurde mit gesenktem Heck vom Winde nach links (von mir aus) getragen. Welch furchtbaren Anblick bot das seiner Führergondel beraubte Luftschiff! Überall hingen Gewebestücke, Seile und Eisenteile herab. Die linke Seite der Gondel war hängen geblieben. Die Ballonhülle zeigte einige Risse. Auf der einen Flanke unseres armen, verstümmelten Luftschiffes leuchtete in schwarzen Buchstaben der Name „ITALIA". Wie gebannt starrte ich darauf, bis das Luftschiff meinen Blicken entschwunden war.

Erst jetzt merkte ich, daß ich verwundet war. Das rechte Bein und der rechte Arm waren zerschlagen und schmerzten heftig. Außerdem war ich im Gesicht und an der Schädeldecke verletzt. In der Brust schien durch den heftigen Aufschlag das Unterste nach oben gekehrt. Bald würde es zu Ende sein, so glaubte ich.

Dann hörte ich Marianos Stimme, die jemand fragte: „Wo ist der General?" Ich drehte mich herum.

Auf was für schrecklichem Packeis befanden wir uns! Ein Gewirr von großen und kleinen Eisstücken. Spitze weiße Zacken ragten gen Himmel. Rechts von mir, in ungefähr zwei Meter Entfernung, saß Malmgren, weiter hinter ihm Cecioni, der mit lauter Stimme klagte, unweit auch Zappi. Mariano, Běhounek, Trojani, Viglieri und Biagi standen. Sie waren unverletzt. Nur bei Trojani bemerkte ich Blut auf der Wange.

Überall lagen die Trümmer der Führergondel, die sich grau von dem Weiß des Schnees abhoben. Vor mir ein roter Strich. Blut? Nein, Anilinfarbe aus den zertrümmerten Glaskugeln. Der Strich zeigte, wie weit die Gondel durch die Schneemassen geschleift worden war.

Noch war ich keines Wortes mächtig, wenn auch mein Geist schon wieder arbeitete. Ich fühlte immer heftigere Schmerzen in den verletzten Gliedern, aber mehr noch empfand ich wirres Durcheinander in der Brust. Mühsam atmete ich. Ich glaubte an eine Verletzung innerer Organe und wähnte mich dem Tod ganz nahe. Nur mit zwei bis drei Stunden Leben rechnete ich noch. Fast war ich damit zufrieden. Ich würde die Verzweiflung und Qual meiner Kameraden, an die ich schon jetzt mit Schaudern dachte, nicht mehr miterleben. Denn nichts war mehr für die Überlebenden zu hoffen. Keine Lebensmittel, kein Zelt, kein Radio, keine Schlitten. Nur Trümmer, nutzlose Trümmer. Alle waren wir verloren, unweigerlich einem qualvollen Tode preisgegeben, fern von der Heimat in trostloser Eiswüste.

Ich wandte mich zu meinen Gefährten, und eine unendliche Traurigkeit preßte mir bei dem Gedanken an sie das Herz zusammen. Mühsam brachte ich hervor: „Wir müssen uns in unser Schicksal finden, meine Kinder. Richtet eure Seele nach oben! Zürnt dem Schicksal nicht!" Und dann mahnte ich nochmals: „Vertraut auf Gott!" Nichts anderes kam mir in jenem unvergeßlichen Augenblick in den Sinn, in jenem Augenblick, in dem ich glaubte, dem Tode nahe zu sein. Dann ergriff mich plötzlich tiefe Bewegung. Ich fühlte etwas in mir, das stärker war als alle Schmerzen, das aus dem tiefsten Grunde meines Herzens kam, das den Gedanken an diesen armseligen, sterblichen Körper und an den Tod zurückdrängte, und aus tiefster, innerster Überzeugung, mit warmer Herzlichkeit und fast glücklich rang es sich von meinen Lippen: „Es lebe Italien!"

Meine Kameraden stimmten ein. „Es lebe Italien!" Wie seltsam dieser Ruf in der fernen Eisregion! Was wir beim Erreichen des Pols empfunden — der Stolz, Italiener zu sein — es wurde wieder lebendig in uns, und ehrlich und leidenschaftlich klang das Bekenntnis zum Vaterland von den Lippen der Todgeweihten: „Es lebe Italien!" Seit Jahren hatte mich nur der eine Gedanke beherrscht, seit zwei Jahren lebte ich nur für ihn: den Namen meines Vaterlandes in Regionen zu tragen, die bisher nur wenige Menschen gesehen hatten. Den Ruhm meines Vaterlandes wollte ich vergrößern helfen, seinen Namen bis an den nördlichsten Punkt der Erde tragen. Seit zwei Jahren lebte ich für dieses Ideal, dachte nichts anderes als dies, es war mein einziger Traum, meine einzige Sorge, meine einzige heilige Leidenschaft. Und dies sollte das Ende sein?

Das neue Focke-Wulf-Schul- und Sportflugzeug S 24 „Kiebitz" mit Siemens-Sh 13-Motor, in seinem ausgezeichneten Steigvermögen und seiner großen Wendigkeit vorgeführt von dem neunzehnjährigen DLV-Jungflieger Achgelis.

Hier lagen wir armselig und klein auf dem Packeis in Erwartung des Todes. Und unsere liebe „Italia", unser stolzes Luftschiff, an dessen Flanken der teure Name geschrieben stand, einem ungewissen Geschick preisgegeben und mit ihr ein Teil meiner treuen Kameraden!

Der deutsche Flugsport im Rahmen des Deutschen Luftfahrt-Verbandes (DLV)

Von Joachim Matthias (Schluß)

Nach dem Freiballon- und dem Segelfliegen kommen wir jetzt zum Motorfliegen. Das ist ja nun leider eine Sache, die noch etwas kostspielig ist, denn das Fluggerät ist teuer, ebenso wie der Brennstoff, die Unterhaltung und die Versicherung, die gesetzlich vorgeschrieben ist, um alle Teilnehmer vor Schäden zu bewahren.

Die Ausbildung zum Sportflieger geschieht entweder in privaten Fliegerschulen oder in denen des DLV, die von der Deutschen Luftfahrt-G. m. b. H. unterhalten und betrieben werden. Daneben haben aber auch einige DLV-Vereine die Berechtigung zur nicht gewerbsmäßigen Fliegerausbildung, so daß man also in einigen

Ein Pause-Modellflugzeug wird gestartet.

Die Sportflieger Vater und Sohn Güttler beim DLV-Zuverlässigkeitsflug, den sie hundertprozentig beendeten, mit ihrem Klemm-Solmson-Tiefdecker bei der Beurkundung im Zentralflughafen Tempelhof. Hinten im Führersitz Vater, vorn als Beobachter Sohn Güttler.

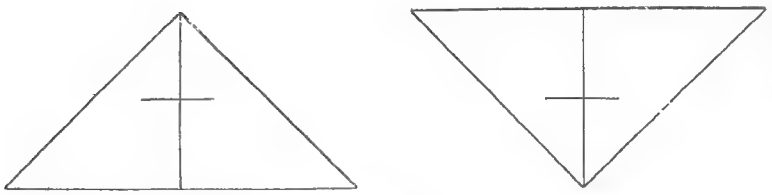


Abb. 1.

Städten am selben Orte schulen kann, ohne seine Berufstätigkeit unterbrechen zu müssen. Wo sich diese Gelegenheit nicht bietet, muß man schon die Urlaubszeit dazu in Anspruch nehmen. Auf die Bedingungen, die zur Erlangung der verschiedenen Motorflugzeugführerscheine erforderlich sind, können wir hier nicht eingehen. Unsere Leser werden aber sicherlich staunen, wenn sie hören, daß die Luftfahrt-G. m. b. H., die mit Zuschüssen des DLV auf gemeinnütziger Grundlage arbeitet, in ihren Schulen in Berlin-Staaken, Würzburg und Böblingen bereits insgesamt dreihundert Anfangsschüler fertig ausgebildet hat. Weiter wird es kaum bekannt sein, daß diese Schulen über insgesamt vierzig Schulflugzeuge der verschiedensten Muster verfügen, auf denen man auch die Kunstflugprüfung ablegen kann. An Vereinsflugzeugen besaß der DLV Ende des Jahres 1929 nicht weniger als achtundsechzig Motorflugzeuge. Da eine Reihe Neubestellungen in Auftrag gegeben wurde, rechnet man damit, im Sommer 1930 etwa hundertfünfunddreißig einschließlich der Schulflugzeuge zu besitzen. Auch die einzelnen Vereine haben dadurch eine große Erleichterung, daß sie durch den DLV ihre Bestellungen aufgeben, denn dann können an die Hersteller Sammelaufträge erteilt werden, was sich natürlich in wesentlich niedrigeren Preisen auswirkt. Auch die immer noch so viel Kopfzerbrechen bereitende Versicherungsfrage wird vom DLV durch gemeinsame Versicherungsabschlüsse der Lösung nahe gebracht. Natürlich kann der DLV den Versicherungsgesellschaften auf diese Weise viel günstigere Sätze vorschreiben, denn durch seine Oberleitung hatte er eine Übersicht über die sehr geringe Zahl von Unfällen und konnte also nachweisen, daß der Motorflugsport heute hinsichtlich der Unfallmöglichkeit und -wahrscheinlichkeit weit hinter dem Motorradsport zurückbleibt.

Schließlich sei noch an die rege Modellflugbetätigung in den DLV-Vereinen erinnert, die gerade den jugendlichen Mitgliedern erst das Verständnis für das Flugzeug und das Fliegen vermittelt. Immer wieder halten die Jugendgruppen Wettbewerbe ab, in denen die Modellbauer zeigen können, was sie zu leisten imstande sind, denn nur selbstgebaute Modelle dürfen an den Start gebracht werden. Vorträge über das gesamte Flugwesen füllen die Winterabende aus, zu denen Modellbaulehrgänge kommen. Hier entstehen dann die verschiedenen Gummimotorflugzeuge und auch die kleinen Flugzeuge, die mit einem Preßluftmotor, dem stillen Wunsch aller Modellbauer, angetrieben werden. Sehr viele Flugbegeisterte, die für den Selbstbau vielleicht noch nicht genügend Erfahrung haben oder auch nicht die erforderliche handwerkliche Geschicklichkeit aufbringen, können heute schon für billiges Geld sehr gute freifliegende Modelle kaufen, nach denen man dann selbst bauen kann. Auch Modellbaukästen, in denen wir alles fertig vorgearbeitet finden, sind für den Anfang ausgezeichnet und meistens noch billiger als fertige Modelle.

Optische Täuschungen / *Von Walter Jentzsch*

Unter optischen Täuschungen werden Beeinflussungen der Augen verstanden, veranlaßt durch die Umgebung eines Objekts, die diese Täuschung hervorruft. Diese Beeinflussungen können so stark auftreten, daß das Auge etwas ganz anderes sieht als das tatsächliche Ereignis. Nicht selten ist dabei das Geschehen in das genaue Gegenteil verkehrt, was besonders bei den sogenannten Bewegungstäuschungen der Fall ist.

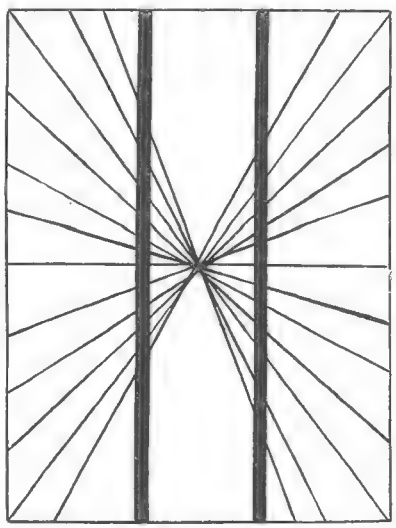


Abb. 2.

Die größte Täuschung ist die Bewegung der Himmelskörper, indem für uns die Erde still zu stehen scheint. Ähnlich täuscht uns das Wasser eines Baches oder Flusses, wenn wir auf einer Brücke stehen und in das fließende Element blicken. Es dauert nicht lange, und die Brücke kommt scheinbar in Bewegung mit allem, was sich darauf befindet. Ein anderes Beispiel für Bewegungstäuschungen bieten zwei auf einem Bahnhof nahe beieinanderstehende Züge. Setzt sich der Zug, in dem wir uns befinden, langsam in Bewegung, dann nehmen wir fast stets irrtümlich an, der andere Zug sei im Fahren begriffen, der unsrige aber stehe still.

Andere Irritationen sind die Größentäuschungen. Wenn man Abbildung 1 betrachtet, so wird man die untere Hälfte der Senkrechten in den beiden Dreiecken für länger halten als die obere Hälfte, die in der Spitze endet. In Wirklichkeit befindet sich die kleine Quer-

Abb. 3.

linie genau in der Mitte der Senkrechten.

Das Schmerzenskind der Architekten und Baumeister sind seit Tausenden von Jahren die Richtungstäuschungen. Durch gewisse Zierate, wie Linien und Steinsatz, aber auch durch die Schrägheit des Giebels eines Gebäudes erhalten Balken oder Strichsteine, die kerzengerade liegen, ein gekrümmtes Aussehen. Der aufmerksame Beobachter kann an der Front mancher Gebäude eine solche scheinbare Beugung von Linien feststellen. Durch die zwei Bänder in Abbildung 2, die senkrecht laufen, ziehen sich strahlenförmig Linien, welche die beiden Bänder nach außen gebogen zeigen. Die Bänder sind natürlich schnurgerade gezogen. Ungläubige mögen ein Lineal zur Nachprüfung nehmen.

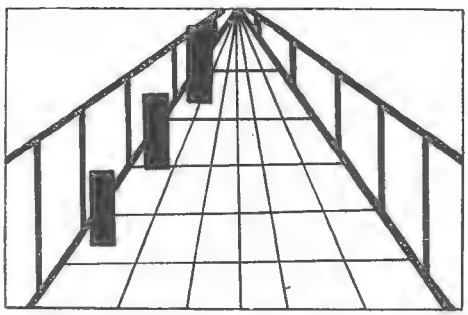


Abb. 4.

Eine Illusion, die ebenfalls nicht auf den ersten Blick als solche zu erkennen ist, gibt Abbildung 3, denn das, was man da sieht, ist überhaupt nicht vorhanden. Jeder wird das Wort „TAFEL" lesen und die einzelnen Buchstaben auch deutlich, sogar plastisch, erblikken. Tatsächlich aber ist nicht ein einziger Buchstabe vorhanden, sondern das Bild zeigt nur die Konturen, die Schatten der fünf Buchstaben. So läßt sich das Auge täuschen.

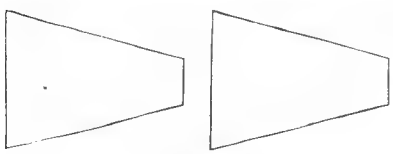


Abb. 5.

Perspektivische Täuschungen sind ebenfalls nicht selten. Diese entstehen, weil sich unsere Augen nicht dicht beieinander befinden. Infolgedessen sehen die Augen die Umgebung auch von zwei verschiedenen Seiten, erhalten mithin perspektivisch abweichende Bilder. Einäugige haben keine Perspektive. Die einfachste perspektivische Täuschung verschafft uns der Spiegel. Das Spiegelglas fängt die Umgebung für unsern Blick auf seine glatte Fläche. Uns aber erscheint das Bild im Spiegel in der Perspektive, einfach deshalb, weil wir unwillkürlich die Bilder im Spiegel dahin versetzen, wo wir sie in Wirklichkeit zu sehen glauben. Eine perspektivische Täuschung zeigt uns Abbildung 4. Wenn jemand gefragt würde, welcher der drei Pflöcke links auf der Brücke der größte sei, so würde er unbedenklich antworten: „Der letzte." Dieser scheint auch größer zu sein, während der erste als kleinster dasteht. Der Größenunterschied wird noch deutlicher, wenn der erste Pflock einige Sekunden betrachtet wird und der Blick dann zum letzten Pflock schweift. Alle drei Pflöcke aber sind in Wahrheit gleich groß.

Die Anordnung der Figuren in Abbildung 5 läßt die rechte Figur größer erscheinen als die linke, weil wir ganz unbewußt durch die Verschmälerung der linken Figur nach rechts die Breite der rechten Figur größer schätzen. Würden jedoch die Figuren mit ihrer schmalen Seite zueinander gezeichnet, so ist eine Täuschung der Augen nicht möglich, beide Figuren wirken dann gleich groß.

In Abbildung 6 sehen wir, wenn wir längere Zeit hinblicken, etwas, das nicht vorhanden ist, ähnlich wie in Abbildung 3. Während es sich aber in Abbildung 3 um eine reine Irritation handelt, treten hier Ermüdungserscheinungen der lichtempfindlichen Teile der Netzhaut, der sogenannten Zäpfchen, auf. Die weißen Bänder, die zwischen den schwarzen Vierecken laufen, scheinen an ihren Schnittpunkten dunkle Flächen aufzuweisen. Je näher die Vierecke zusammenliegen, umso dunkler und deutlicher sind diese schwarzen Flächen zu sehen.

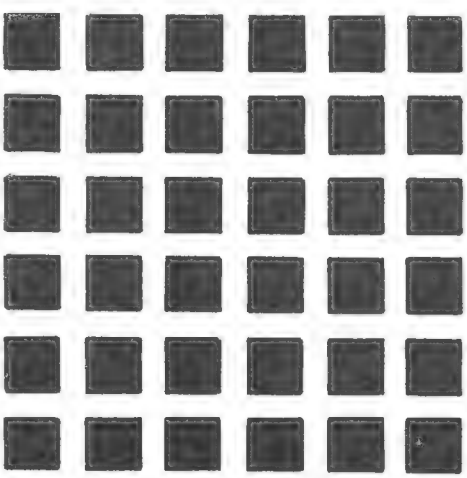


Abb. 6.

Radiopeiler und Walfischfang

Radiopeiler und Walfischfängerei? Ja, so ist es. Ein altertümliches, abenteuerliches Handwerk macht sich die modernsten Errungenschaften der drahtlosen Technik zunutze. Vorbei sind die Zeiten, da der Harpunier im Bug eines in den Wellen auf und ab tanzenden Ruderbootes stehend dem Untier mit einer von Hand geschleuderten Harpune zu Leibe ging. Wer erinnert sich nicht an die bunten Titelbilder der Abenteuerromane mit der Darstellung derartiger atemraubender Jagdszenen? Im Hintergrund sieht man ein hölzernes Segelschiff — das Mutterschiff der Walexpedition — vorn schwimmen die Trümmer eines von den Schwanzschlägen des wütenden Tieres zerschmetterten Kahnes und die mit den Wellen kämpfenden Seeleute.

Der heutige Walfang sieht ganz anders aus. 1000 PS Dampfkraft, 10-Zentimeter-Harpunen-Kanonen und Sprenggranaten, Preßluftanlagen zum Aufblasen der toten Wale und vor allem eine modern eingerichtete Radioanlage, deren Hauptbestandteil eine Funkpeilanlage ist, das ist das Rüstzeug, mit dem heutzutage ein modernes Jagdboot in die See sticht, nicht etwa allein, sondern in Begleitung von drei bis

sechs gleichartigen Jagdbooten, geleitet von einem großen Frachtdampfer von über 10 000 Tonnen, dem Mutterschiff. Dreihundert Mann und mehr beherbergt dieses Leitschiff, dessen Einrichtung der einer modernen Fabrik zu vergleichen ist. Auf ihm befinden sich riesenhafte Tankanlagen zur Heimbeförderung des aus dem verkochten Walfett gewonnenen Tranöls. An Deck sind Vorrichtungen aufgestellt, die gestatten, innerhalb kürzester Zeit die von den Jagdbooten herangeschleppten Wale zu zerlegen, den halbmeterdicken Speck zu zerstückeln und in den umfangreichen Kesselanlagen zu verkochen.

Da die ausgiebigsten Fanggebiete die nördlichen und südlichen Polarmeere bilden, wo recht ungünstige Witterungsverhältnisse herrschen, werden an die Schiffsführung hohe Anforderungen gestellt. Es gilt, die gesamte Expedition sicher aus den europäischen Häfen hinunter in jene Gegenden zu führen, die früher nur von Polarforschern aufgesucht werden konnten, weil durch Treibeis, Nebel, Schneestürme die Seefahrt in jenen Breiten gefährlich war. Neun Monate im Jahr müssen die Fangflotten ihren schweren Dienst unter diesen schlechten Witterungsbedingungen durchführen.

Auswuchs an einem Platanenbaum in Como:
Er hat einen Durchmesser von rund 2 Meter, während der Baum selber am unteren Ende nur 57 Zentimeter Durchmesser aufweist. Die Wissenschaft nennt derartige Auswüchse, deren Erklärung umstritten ist, Callo oder Congrone / Phot. C. Delius, Nizza.

Selten hat das Radio eine nützlichere Verwendung gefunden als bei diesen Fangexpeditionen. Die Mutterschiffe der zahlreichen Expeditionen — es sind manchmal gleichzeitig dreißig bis vierzig unterwegs — stehen unter sich und auch mit den großen Funkstationen des Festlandes, neuerdings auch unmittelbar mit der Heimat in Verbindung. Fangberichte werden nach Hause telegraphiert, die Tranpreise, die Kurse der Fanggesellschaften und die Neuigkeiten der Welt gehen den Walfängern zu. Die Jagdboote sind wiederum in der Lage, unter sich wertvolle Radiotelegramme auszutauschen. Gelingt es einem der auf dem Meere herumkreuzenden Jagdboote, einen Walfischschwarm zu entdecken, so können in wenigen Stunden sämtliche Jagdboote der Expedition auf die richtige Fährte geleitet werden, und an Stelle eines tagelangen, oft ergebnislosen Suchens kommt ein schnellgewonnener Fang.

Im Verkehr der Jagdboote mit dem Mutterschiff spielen außer der Telephonie und Telegraphie die Funkpeilungen die Hauptrolle. Da, wie schon erwähnt, jeder moderne Walfänger über eine Funkpeilanlage — besonders wird dabei das Telefunkensystem bevorzugt — verfügt und das Mutterschiff auf telegraphische Anfrage hin oder auch bei ungünstiger Witterung von sich aus ständig Peilsignale mit seinem drahtlosen Sender ausstrahlt, kann zu diesen verabredeten Zeiten der Führer des Jagdbootes die Richtung, in der sich das Mutterschiff zu ihm befindet, gleich feststellen. Dies ist von ganz besonderer Wichtigkeit, wenn nach stundenlanger Verfolgung der Wale das Jagdboot sich weit von der Basis entfernt hat, womöglich einen Zickzackkurs gefahren ist und, von Nebel und Schneetreiben umgeben, sogar die Sicht des Horizonts verliert. Dann gilt es, mit dem erbeuteten Fang unversehrt das Mutterschiff auf kürzestem Wege wieder zu erreichen. Vor Einführung der Funkpeiler war dies oft ein schwieriges Problem. Jetzt ist es anders. Kein Wetter und keine Entfernung können dem verirrten Jagdboote die Möglichkeit nehmen, schnurstracks zu seiner Basis zurückzukehren und die Beute in der denkbar kürzesten Frist zur Verarbeitung abzuliefern.

*

Auflösung des Füllrätsels von Seite 592:

A	R	S	E	N
H	A	R	F	E
K	L	A	R	A
D	I	N	A	R

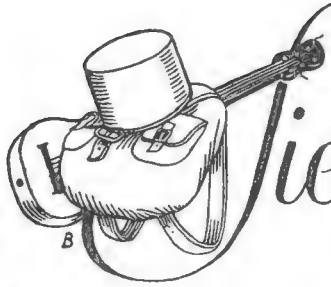
Der verratene Hühnerdieb.

Nach einer Plastik von Hermann Joachim Pagels.

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Aus A. H. v. Eckhel „Unter dem Hammer der Zeit".
Bergstadtverlag, Breslau.

D. u. R. Bischoff Verlagsanstalt, München.



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

So etwa gegen Mitternacht wurde um das Landheim herum etwas Verdächtiges hörbar. Pauper bellte einmal hell auf, wurde aber still, als Mors zu ihm kam und er dessen Witterung faßte, denn mit ihm hatte er sich damals in der Heide schnell angefreundet und erkannte ihn nun wieder. „Der Tod" mit seinen Mannen war es. Sie hatten absichtlich geschrieben, daß sie erst am nächsten Morgen kommen könnten, denn von vornherein hatte Mors beabsichtigt, einen nächtlichen Überfall im Wild-West-Stile auszuführen; das war doch einmal etwas anderes. Seine Jungen waren natürlich Feuer und Flamme für den Plan.

Wohl hatte Detlev zwei Wachen ausgestellt, aber in vorsichtigem Anschleichen und plötzlichem Überfall war es den Angreifern gelungen, die beiden zu überwältigen und zu fesseln. Was sollte nun mit ihnen geschehen? Nun, die konnten schon einen derben Spaß vertragen. Zunächst wurden sie geknebelt. Als Mors dann eine Winde entdeckte, die am Giebel des Hauses hing, oberhalb der großen, jetzt geschlossenen Luke zum Strohboden, da kam ihm sofort ein großartiger Plan. Alles paßte tadellos. In der Winde war noch der Strick, weil am Abend Stroh für die Gäste eingenommen worden war. Ein ganzes Strohbund lag sogar noch unten. Vorsichtig! Leise! Mors drang mit vier seiner Jungen in das Heim ein, in Zeltbahnen einen großen Haufen von Stroh mitschleppend. Das Stroh packte er an den Fuß der Treppe, die zum Schlafboden hinaufführte. Dann ging es wieder leise hinaus. Jetzt wurden die gefangenen Wachen in Zeltbahnen geknüpft und an der Winde hochgezogen, so daß sie genau vor der Luke hingen, zwei unförmige Bündel, aus denen nur der Kopf herausguckte.

Inzwischen war Armin der Germanenbefreier nach oben geschickt worden. Mors stand unten, seine dreizehn Jungen waren in der Wohndiele versteckt, die beiden Wachen baumelten oben; es konnte also losgehen. „Feuer! Feuer! Die Treppe brennt schon. Feuer!" brüllte Mors mit voller Lungenkraft.

Die Schleswiger und Warendorfer Jungen oben auf dem Strohboden fuhren verstört aus dem Schlafe. Was war denn los? Was war das? „Feuer! Feuer!" rief jemand. „Die Treppe brennt! Rette sich, wer kann!" Die erschrockenen Jungen sprangen hoch, rannten einander um, fielen ins Stroh, sprangen wieder auf, drängten zur Treppe. Gottlob, die brannte noch nicht! Hinunter, hinaus ins rettende Freie!

War das ein Gepolter die Treppe hinunter! Manch einer kam kopfüber unten an. „Nanu, wie kommt denn das Stroh hierher?" rief so mancher verwundert, als er weich auffiel. Da aber packten ihn schon derbe Fäuste, er wurde fortgeschleppt und fand sich bald darauf in die Kammer gesperrt, die ohne Fenster war und sonst zur Aufbewahrung der Torniſter Verwendung fand.

Es war „das Gefolge des Todes", das da im Dunkel der Diele sehr geschäftig war, die verdutzten Leute, die von oben herabkamen, in Empfang zu nehmen und in Gefangenschaft zu führen. Zwar hatten Mors und seine Leute mehr als die doppelte Anzahl gegen sich, für sich aber die Planmäßigkeit des Vorgehens und den Schrecken der Überfallenen. So war ihr Erfolg ganz außerordentlich. Mors selbst mit den drei handfestesten seiner Jungen stand in Bereitschaft und wartete darauf, daß nun auch Hans Runge und Karsten Mewes die Treppe herunterpolterten, denn deren Gefangennahme wäre natürlich der Höhepunkt des Überfalls und der zweifellose Sieg gewesen.

Diese Freude aber sollte der „Indianerhäuptling" nicht haben. Als das Gebrüll losging und die Panik unter den Jungen losbrach, fuhren auch Karsten und Hans hoch. „Mann, die Jungen müssen sich ja die Knochen brechen auf dem harten Boden da unten!" rief Karsten und sprang zur Treppe. Nun, er konnte unbesorgt sein; fast bis zur halben Höhe lag Stroh geschichtet.

Hans trat an die Luke. „Was baumelt denn da? Hallo, Karsten, komm doch mal her!"

„Mann, da stecken ja Leute in den Bündeln! Die ganze Geschichte sieht nach einem Streich von Mors aus."

Mit Mühe gelang es den vereinten Kräften der beiden, die überfallenen Wachposten auf den Strohboden hereinzuziehen. Sie knöpften die Zeltbahnen auf und lösten die Stricke und Knebel. „Henner, Fritz, ihr?"

Die Jungen mußten erst einmal die steifgewordenen Knochen etwas rühren; der „Tod" war nicht gerade sanft mit ihnen umgegangen. Sie berichteten vom Überfall.

„Der verflixte Kerl hat tatsächlich fast alle unsere Leute in seine Gewalt gebracht", meinte Hans. „Wir müssen an die Treppe; die ist steil genug, daß sie gegen uns nicht erobert werden kann."

„Wer ist denn hier liegen geblieben?" fragte Henner, als er auf dem Wege zur Treppe auf einen im Stroh vergrabenen Körper stieß.

Karsten buddelte das Stroh weg, fand einen Jungen und sah ihn an. „Nanu, dich hab' ich ja noch gar nicht gesehen! Wo kommst du denn her?"

Hans trat hinzu. „Mensch, das ist ja Armin der Ger-

manenbefreier, der Fahnenträger von Mors! Hurra, einen Gefangenen haben wir nun wenigstens auch!"

Armin wollte auskneifen, aber Karsten nahm ihn unter den Arm, als sei er nur ein kleines Bündel.

„Zur Treppe!" Es war höchste Zeit, denn gerade drangen Mors und zehn seiner Mannen auf den Strohboden. Hei, das wurde ein Kampf! Mors hatte geglaubt, nur Karsten und Hans oben zu finden; nun sah er, daß er es mit vier Leuten zu tun hatte. „Ergebt euch!" rief er. „Achtunddreißig Gefangene haben wir schon; wir sind fünfzehn, eure Gegenwehr ist nutzlos."

„Ihr seid nicht mehr fünfzehn", antwortete Hans und zeigte auf Armin, der mit gefesselten Beinen im Stroh lag, „und drei Mann hast du unten gelassen." Mit einem gewaltigen Satz sprang er hinzu, stieß Mors zu Boden und warf im nächsten Augenblick zwei Jüngere hinunter ins Stroh.

Karsten begriff Hansens Plan. Auch er warf drei Gegner hinunter, dann noch einen; schließlich stellte er sich an der Treppe auf und ließ keinen mehr herauf.

Fünf freie Feinde waren nun noch oben, darunter Mors. Dieser aber erfreute sich nicht lange mehr der Freiheit, denn im Nu hatte Hans auch ihn gefesselt. Die Stricke, mit denen Henner und Fritz gefesselt worden waren, taten da gute Dienste. Die vier jüngeren Gegner, die noch oben waren, zu binden, war für Hans, der von Henner und Fritz unterstützt wurde, eine Kleinigkeit. Als das geschehen war, trat Karsten von der Treppe zurück, und sofort rannten dann auch die andern sechs „Indianer" nach oben, also in die Falle. Als sie dort ankamen, wurden sie von Karsten und Hans umgelegt und von Fritz und Henner gebunden. Dann blieben Karsten und Fritz als Wache oben, damit sich die Gefangenen nicht etwa befreiten, und Hans ging mit Henner hinunter, um die restlichen drei Wegelagerer zu überwältigen. Die saßen vor der Tür zur Kammer der Gefangenen und waren guter Dinge. Den Lärm oben hatten sie sich so gedeutet, daß nun auch die letzten „Einwohner der Hazienda" gefesselt würden. Sie vergnügten sich damit, die mehr als dreißig Gefangenen in der Kammer zu foppen und ihnen Skalpieren und ähnliche Annehmlichkeiten in Aussicht zu stellen. Daß es Hans Runge war, der da mit noch einem kam, merkten sie erst im letzten Augenblick. Da aber hatte Hans sie schon am Kragen, packte einen über den andern auf den Boden und hielt sie fest, während Henner die Tür der Kammer öffnete.

Hu, wie purzelten da die Jungen heraus! Fast aufeinander hatten sie gelegen in der engen Kammer; einige von ihnen hatten noch nicht einmal recht begriffen, was eigentlich los und ob das nun Ernst oder Scherz sei.

Hans klärte sie schnell auf. „Detlev, nimm deine Schar und fesle diese drei Indianer hier! Ihr andern rasch hinauf und zieht euch an! Wir wollen draußen am Feuer Kriegsgericht halten. Werner, Erich, zündet das Feuer wieder an, werft Holz darauf!"

Mors und seine Jungen lagen gefesselt am Feuer. Dann wurde ein lustiges Kriegsgericht gehalten.

Zehn Minuten später saß und stand dann der ganze Haufe angekleidet um die Feuerstelle, und Mors und seine vierzehn Jungen lagen gefesselt dabei. Das wurde ein lustiges Kriegsgericht. Karsten übernahm das Amt des öffentlichen Anklägers; er beschuldigte die „Indianer" des Landfriedensbruches, der Freiheitsberaubung und der tätlichen Beleidigung. Hans spielte den Offizialverteidiger und Karlheinz, Ullo und Detlev waren die „Jury". Die Jury erkannte auf „Tod durch Erhängen". Das Urteil wurde für rechtskräftig erklärt, dann aber auf dem Gnadenwege zurückgenommen. Den „Indianern" wurden die

Fesseln abgenommen, dann saßen die beiden vorher feindlichen Parteien noch eine gute Stunde um das Feuer und unterhielten sich fröhlich über die beinahe eroberte Hazienda, über die Gründe, weshalb alles so gut geklappt hatte, und warum es letzten Endes für die Angreifer eben doch schief ging. Ja, wenn ein Karsten Mewes und ein Hans Runge zusammen auf einer Partei standen, da konnte Mors wohl nicht so leicht Erfolg haben!

In ausgelassenster Stimmung ging es dann gemeinsam wieder ins Stroh zum Schlafen, aber des Erzählens wurde in dieser Nacht kein Ende. Allerdings hatte man vorher noch Pauper wieder holen müssen, denn den hatte Mors, um sein störendes Bellen zu verhindern, weit vom Landheim im Forst an einen Baum gebunden. Er durfte in dieser Nacht ausnahmsweise mit auf den Strohboden. Gegen Morgen schlief dann schließlich doch die Mehrzahl der Jungen ein, aber pünktlich um sieben, wie befohlen, weckten Trompetensignale die Bewohner des Landheimes wieder.

Die berühmte Schwebebahn hatte an diesem Tage Hochbetrieb zu verzeichnen, denn die fremden Jungen konnten gar nicht genug davon bekommen. Doch auch diesen gesteigerten Ansprüchen genügte sie durchaus. Detlev konnte stolz sein auf sein Werk.

Am Nachmittag ging es an den See. Dort, wo die kleine Bucht endete, führte an der Landheimseite eine schmale Landzunge hinaus in den offenen See. Sie war etwa vierzig Meter lang und hatte einen wunderbaren Strand mit weichem, weißem Sand. Das war der Badeplatz; einen schöneren hätte man sich kaum denken können. Das Wasser war klar und der Grund eben. Er fiel so allmählich ab, daß auch Nichtschwimmer dort schön und ohne jede Gefahr baden konnten. Allerdings, die Jungen, die da waren, konnten sämtlich schwimmen.

In der Bucht lag auch der inzwischen gelieferte Kahn „Störtebeker". Das war ein großer und schwerer Kasten aus festem Holz, die reine Arche Noah, und konnte gut seine zwölf Jungen tragen, sogar noch mehr. Selbst eine Art Segel hatte er, und wenn der Wind genügend wehte, lief er ganz tüchtig. Die Warendorfer waren stolz auf ihren „Störtebeker", der denn auch den Gästen vorzüglich gefiel und während der Lagertage nur selten unbenutzt blieb. Vorne am Heck lag zwei Meter über die ziemlich hohe Bordkante hinaus ein langes, gut federndes Brett, das unter das vordere Sitzbrett geklemmt und mit Eisenklammern gehalten war. Hei, das war ein Vergnügen, da „Köpfer" und „Hechter" herunter zu machen! Hans setzte sich vorn in den Kahn und teilte jedem Springer Noten von eins bis fünf aus. Es kam freilich kaum vor, daß er einen Sprung mit „sehr gut" bewertete, denn er verlangte allerlei. Dann sprang er selbst mit und ließ die Jungen urteilen, die ihm nun zum Schabernack auch immer nur Zweien erteilten, obwohl seine Sprünge tadellos waren. Hans widersprach nicht, er lächelte nur, denn er wußte genau bei jedem seiner Sprünge, was er wert gewesen war.

Der Patient / Phot. Stone, Berlin.

Der frühe Abend fand alle Jungen bei einer Schnitzeljagd, die die Neulinge mächtig begeisterte, so daß sie verlangten, dies sollte täglich gemacht werden.

„Na, es gibt noch eine Menge andere Dinge, die auch Spaß machen", meinte Hans. „Langweilen wird sich schon keiner hier." Damit behielt er recht.

Am Abend dieses ersten Tages, als die Jungen schliefen, ging Karsten noch mit Hans zum

Badeplatz. Sie setzten sich in den Kahn, der sie sachte wiegte, und schauten in die Schönheit der Mondnacht hinaus. Hans legte den Arm um die Schulter des Älteren, der sein Führer gewesen war und immer sein Freund bleiben würde. „Habe ich meine Aufgabe gelöst, Karsten?"

„Ja, Hans, über alles Erwarten hast du sie gelöst. Ohne dir schmeicheln zu wollen — ich kenne keine Jungengruppe, die so gut wäre wie deine Warendorfer. Auch meine eigene ist es nicht. Ich bin stolz auf dich." Er reichte Hans die Hand, und dieser Händedruck war dem Jüngeren reicher Lohn für all die Mühen, die er an sein Führeramt gesetzt hatte. Sie kehrten dann um, aber die Schönheit der klaren Mondnacht ließ sie noch einen weiten Umweg durch den Forst machen.

„Da liegt etwas", sagte Karsten plötzlich; „sieht aus wie ein Mensch."

Sie gingen näher. Es war ein Junge, der, in eine Wolldecke gewickelt, da schlief.

„Nanu, wer ist denn auf einen so romantischen Einfall gekommen?" fragte Hans und bog einen Zweig zur Seite, so daß der Mond auf das Gesicht schien.

Es war Albrecht. Die beiden Führer sahen still einander an. Sie wußten, daß der Junge da wie ein Ausgestoßener vor der ihm verschlossenen Heimat lag. Sie begriffen, daß er vorgestern nicht nach Hause gegangen war, daß er hier im Forst sich herumtrieb, bis die zweieinhalb Tage vorbei waren und er wieder ins Landheim durfte. Sie fühlten, wie der Junge gelitten haben mußte in dieser Zeit, wie er gerungen haben mußte mit seinem Stolz, wie sehr sein junges Herz an der Gruppe hängen mußte.

Hans war nicht der Mann, um auf Grundsätzen zu reiten und eine verhängte Strafe auch dann unbedingt durchzuführen, wenn er sah, daß sie sich erübrigte. Da er die Bundesnadel des Jungen schon einem andern Scholaren gegeben hatte, nahm er die eigene von der Fahrtenbluse und steckte sie dem Schlafenden an. Dann kniete er neben ihn hin und weckte ihn auf.

Albrecht fuhr hoch, er glaubte zu träumen. Als er dann merkte, daß es kein Traum sei, sprang er auf und wollte fortlaufen, aber Karsten hielt ihn fest.

„Verzeih, Hans!" stammelte der Junge. „Ich glaubte, hierher käme keiner, meinte, hier dürfte ich bleiben."

Hans strich ihm über die wirren blonden Haare. „Du kommst jetzt mit ins Landheim, Albrecht; du gehörst wieder zu uns."

Da sah der Junge auch die Bundesnadel, die im Mondlicht an seiner Brust silbern aufblitzte. Er begriff, daß alles vergessen war, und das Herz schlug ihm heftig vor Freude.

Hans legte auf der einen, Karsten auf der andern Seite den Arm um den Jungen, und selbdritt gingen sie nun zum Landheim zurück.

Ein Junge mit Speer stand plötzlich im Wege. „Wer da?"

„Gut Freund!"

„Losung?"

„Sparta!"

„Kann passieren."

Es war Günter, der da Wache hatte. Plötzlich erkannte er Albrecht. Mit einem Schlage war alle soldatische Würde von ihm gefallen. „Albrecht", rief er, „du bist wieder da? Oh, da werden sich alle freuen!" und fiel dem Kameraden glatt um den Hals.

Ja, so war es; alle freuten sich herzlich, daß Albrecht wieder da war und sogar das Bundeszeichen wieder trug. Karlheinz vor allem freute sich, denn er war nicht imstande, Kränkungen nachzutragen, und nach-

Ein seltenes Dreigespann / Phot. Weltrundschau, Berlin.

dem Hans mit ihm darüber gesprochen hatte, ließ er auch die äußerliche Zurückhaltung fallen, als Albrecht scheu zu ihm kam und ihn fragte, ob er wohl je wieder sein Freund werden könne. Ja, das konnte er und das wollte er, und so wurde es denn auch. Von dieser Stunde an waren sie wieder Freunde, fester noch als vorher.

O diese Tage um Pfingsten 1914 im Warendorfer Landheim! Die Schleswiger wie die Hamburger Jungen konnten sie nie vergessen, und auch die Gruppe der Gastgeber hat immer an diese Zeit zurückgedacht. Wie eine einzige schöne Gemeinschaft war das, wie eine einzige Gruppe fühlten sie sich, und es fiel ihnen schwer, daran zu denken, daß der Tag der Trennung immer näher kam, daß dann dieser Freund wieder nach Schleswig, jener nach Hamburg mußte und nur kümmerliche Briefe den Verkehr vermitteln konnten. Alle Jungen drängten ihre Führer, in den Großen Ferien doch eine gemeinsame Fahrt anzusetzen, aber das ging nicht. Da hatte Mors schon eine Italienfahrt mit einer Berliner Gruppe vereinbart; da hatte Karsten beruflich keine Zeit, und seine Jungen hatten Gelegenheit, mit einem Fischereikutter eine Fahrt nach Island zu machen; Hans wollte mit der Stammschar für vier Wochen nach Masuren, und die vier Jungscharen sollten, jede für sich, ihre erste große Sommerfahrt allein durchführen und sich eine Gruppenfahne verdienen. Es ging also nicht, und es wären ja auch reichlich viel Leute gewesen für eine Großfahrt. So ließ sich das nicht ändern, und der Tag der Trennung kam immer näher.

(Fortsetzung folgt)

Ein neuer selbsttätiger Uhrenaufzug

Die Aufgabe, einen selbsttätigen Uhrenaufzug zu finden, beschäftigt die Menschen schon seit mehr als hundert Jahren. Eine der ersten brauchbaren Lösungen war der barometrische Aufzug, bei dem die täglich und wöchentlich auftretenden Schwankungen des Luftdruckes nutzbar gemacht wurden. Ein solcher Aufzug ist im Grunde nichts anderes als ein stark vergrößertes Aneroidbarometer, eine Gruppe von dünnwandigen, gegen die Außenluft abgeschlossenen Metallröhren und Metallgefäßen, die unter dem wechselnden Luftdruck verschiedene Formen annehmen und die dabei auftretende Bewegung zum Aufziehen eines Gewichtes benutzen. Derartige Uhren sind in einigen physikalischen Kabinetten schon seit vielen Jahrzehnten im Gang.

Eine besondere Bedeutung erlangte die Frage des selbsttätigen Uhrenaufzuges, als man beim Bau astronomischer Präzisionsuhren dazu kam, die ganze Pendeluhr luftdicht in ein Glasgefäß einzuschließen und dieses noch zu allem Überfluß mit einem inerten Gas, wie Stickstoff, zu füllen. Durch diese Einrichtung vermied man einerseits gerade die erwähnten Luftdruckschwankungen, die sich beim Gang einer Präzisionspendeluhr schon störend bemerkbar machen. Außerdem wurde durch den Stickstoff die Zersetzung des Schmieröls hintangehalten und das Wachstum gewisser mikroskopischer Algen verhindert, die sich gerade die Uhrzapfen zum Wohnort wählen. Durch diese Kapselung verbaute man sich nun aber den Zugang zum Uhraufzug. Doch dafür hatte man ein vorzügliches Aufzugmittel im elektrischen Strom. Dieser findet durch ein Paar in die Glaswand eingeschmolzene Platindrähte auch seinen Weg in das Innere des Gehäuses und betätigt dort elektromagnetische Relais, die den Aufzug genau besorgen. Dabei ist die Anordnung so getroffen, daß sich die Uhr automatisch selbst aufzieht. Zu bestimmten Stunden schaltet ein mit dem Stundenrad der Uhr verbundenes Kontaktrad den Strom ein und bewirkt den Aufzug. Auch für die nach Tausenden zählenden Uhren der „Normalzeit" ist ein ähnlicher elektrischer Aufzugmechanismus vorhanden, so daß sich die Kunden der „Normalzeit" um ihre Uhren überhaupt nicht zu kümmern brauchen.

Wo aber solche elektrischen Vorrichtungen fehlen, da war man bisher auf den eingangs erwähnten barometrischen Aufzug angewiesen, der ziemlich verwickelt und keineswegs billig ist. Hier schafft eine neue Erfindung des Schweizer Ingenieurs Karl Heinrich Meier Abhilfe, die dasselbe Ziel mit wesentlich einfacheren Mitteln erreicht. Der Erfinder benutzt als treibendes Mittel die täglichen Temperaturschwankungen, die man natürlich ebensogut wie die täglichen Luftdruckschwankungen zur Gewinnung von Arbeit benutzen kann. Es ist ja klar, daß alle diese Aufzugvorrichtungen als motorische Anlagen zu betrachten sind, die irgendwoher Energie aufnehmen und zuletzt durch Hebung eines Uhrgewichtes oder Spannung einer Uhrfeder speichern.

Meier macht sich den verhältnismäßig starken Temperaturkoeffizienten des Glyzerins zunutze. Er füllt, wie es unsere erste Abbildung im Schema veranschaulicht, eine sehr lange Metallröhre mit Glyzerin. Das eine Ende dieser Röhre ist geschlossen, das andere steht mit einem Zylinder in Verbindung, in dem ein Kolben spielt. Das Ende der Kolbenstange ist mit einem über Rollen laufenden Draht verbunden, der zum Uhrgewicht führt. Dehnt sich nun das Glyzerin bei steigender Temperatur aus, so treibt es den Kolben vor sich her, der Draht zieht das Gewicht in die Höhe. Bei fallender Temperatur geht der Kolben zurück. Das Gewicht kann jedoch nicht fallen, weil es durch eine in der Abbildung dargestellte Sperrklinke in seiner Höhenlage gehalten wird. Nur in dem Maße, in dem es das Uhrwerk treibt, kann es nach unten sinken. Die

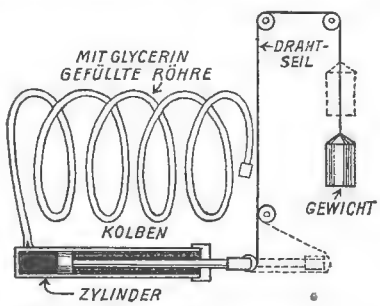


Abb. 1. Schema des automatischen Aufzugs der Uhr.

Berechnungen und Erfahrungen von Meier ergeben, daß eine tägliche Temperaturschwankung von 2 Grad Celsius ausreicht, um die Uhr stets im Gang zu halten.

Unsere zweite Abbildung zeigt das mit Glyzerin gefüllte Rohr mit angebautem Kolben und Zylinder. Schon eine überschlägliche Betrachtung ergibt, daß die in dem Röhrensystem enthaltene Glyzerinmenge im Verhältnis zu dem Zylinderinhalt vor dem Kolben sehr groß ist und daß daher geringe Temperaturschwankungen schon recht beträchtliche Kolbenbewegungen zur Folge haben müssen. Die nächste Abbildung stellt die Uhr von vorn und unten gesehen dar. Man sieht das im Sockel eingebaute Röhrensystem. Die letzte Abbildung gibt eine Hintersicht der Uhr mit den Gewichten.

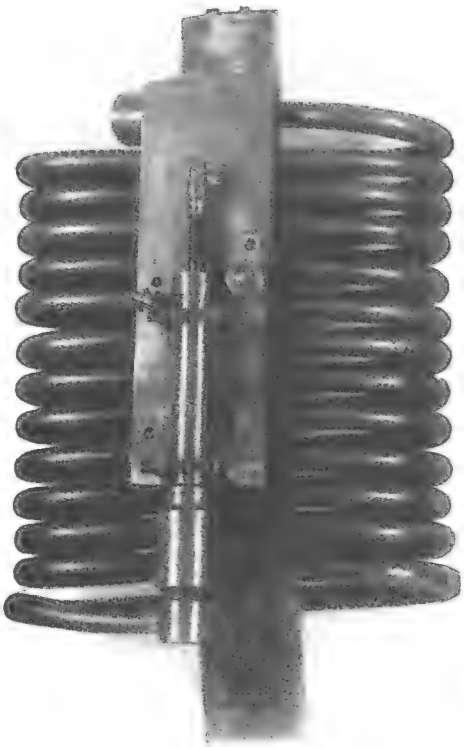


Abb. 2.
Der Glyzerinbehälter mit Kolben und Zylinder.

Abb. 3. Der Glyzerinbehälter im Sockel der Uhr.

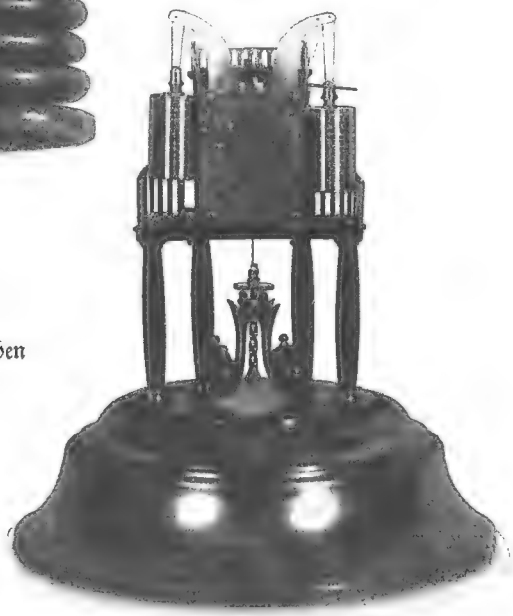


Abb. 4. Die Uhr von der Rückseite mit den Gewichten.

Da das Glyzerin erst bei 30 Grad unter Null erstarrt und bei 360 Grad Wärme siedet, so sind solche Uhren unbedenklich auch im Freien zu verwenden. An sich scheint das System sehr betriebsicher zu sein, da eine derartige Uhr heute bereits längere Zeit im Gange ist. Inwieweit sich das System in der Praxis durchsetzt, wird sehr von den Herstellungskosten abhängen.

Mit dem „Columbus" der Schiffsmodellbauschule Potsdam in Amerika

Von Marineoberingenieur a. D. Max Bartsch

Die vor mehreren Jahren von Marineoberingenieur a. D. Max Bartsch in Dresden gegründete Schiffsmodellbauschule, über die „Der Gute Kamerad" auf Seite 117 des 43. Jahrgangs berichtete, befindet sich jetzt in Potsdam-Luftschiffhafen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, zwei in der deutschen Jugend keimende Kräfte zum Sprossen zu bringen, einmal den unerschöpflichen Drang nach Betätigung, sodann das Interesse an Schiffen und am Seewesen überhaupt.

Jeder deutsche Junge hat sich doch wohl einmal in seinem Leben mit einem kleinen Schiff beschäftigt, sei es, daß er es als Geschenk erhielt oder daß er es sich selber bauen wollte; aber nur selten war das geschenkte oder wurde das selbst erschaffene Schiff auch ein wirklich brauchbares Modell, mit dem man etwas Richtiges anfangen konnte. Es fehlte eben im Binnenlande meist an der richtigen fachmännischen Beratung, die ja nun einmal nicht entbehrt werden kann, denn ein wirklich segelndes oder gar motorisch fahrendes Schiffsmodell ist nicht ohne Anleitung herzustellen. Darin liegt ja aber gerade der Reiz für den Vorwärtsstrebenden, daß er nicht nur etwas Alltägliches schaffen, sondern sich ein bisher fremdes Gebiet erkämpfen möchte. Fremd ist dem Binnenländer aber nicht nur das Schiff, sondern die ganze Seele, die in diesem lebt. Er kennt nicht die an der Wasserkante aufgewachsenen Schiffshandwerker, die meerbefahrende Besatzung, das ganz andere Wesen des Meeres, dem das Schiff anvertraut wird und dessen Tücken und Launen es trotzen muß, die fremde Sprache aller seiner Teile und Einrichtungen. Doch gerade das ist Neuland, wert, um es

zu erkunden. Ist denn nicht Deutschland eines der führenden seefahrenden Völker? Ist es denn überhaupt denkbar, daß es in einem solchen Lande noch so viel Unkenntnis gibt über alles das, was mit dem Schiff und seiner Umwelt zusammenhängt? Darum auf, ihr Wissensdurstigen und Heißhungrigen, helft mir mit, dafür zu sorgen, daß das Schiff nicht nur dem Vorstellungsbereich der Wasserkante angehöre, sondern Gemeingut eines jeden Deutschen werde! Nehmt euch die Engländer zum Beispiel, die jedes größere Schiff ihres Landes genau kennen, so wie jeder Deutsche etwa den Kölner Dom, den Dresdner Zwinger, das Ulmer Münster, das Brandenburger Tor von Abbildungen her kennt und nie miteinander verwechseln wird. Wollten wir aber dies auch auf unsere deutschen Schiffe übertragen, wir würden einen schönen Reinfall erleben.

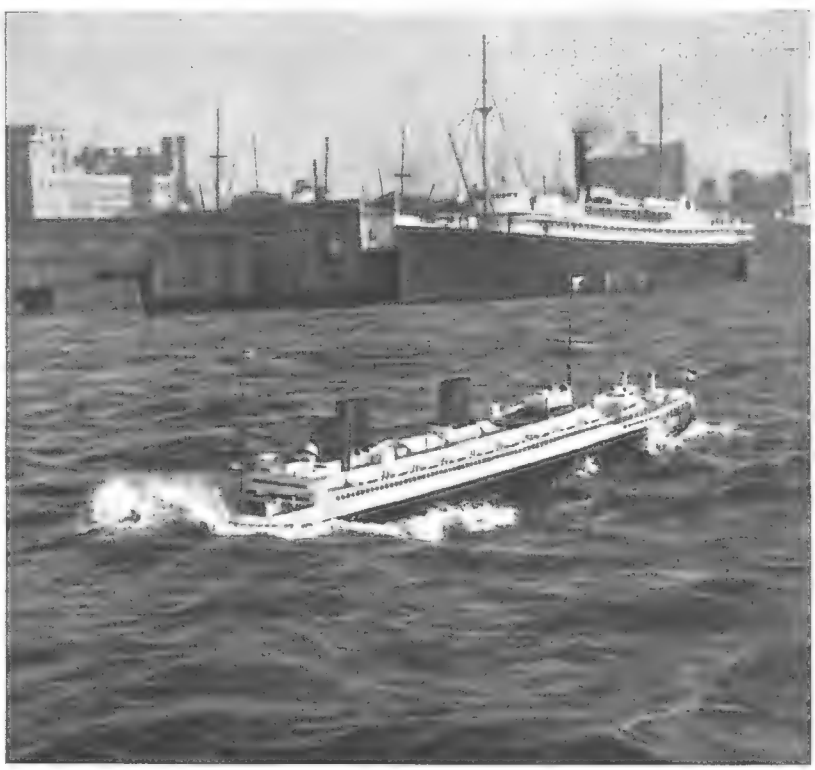
Diese bitter nötige Aufklärung zu erreichen, ist die Aufgabe der Modellbauschule; sie will eine ganze Flotte von Modellschiffen bauen, die bei einem einheitlichen Maßstab von 1 : 20 der natürlichen Größe selbst auf bewegtes Wasser gesetzt werden können und, teils segelnd, teils motorisch betrieben, dem Binnenländer das Schiff auf seinem Element und in seinem ihm eigenen Gebaren vorführen. Über zwanzig solcher Modelle sind bereits vollendet, segelnde Jachten, elektrisch betriebene Motorboote und Dampfer oder auch Kriegs- und historische Schiffe.

Von einer gewissen Größe — etwa 5 Meter Länge — ab sind die Modelle zu bemannen durch darin sitzende oder halb liegende Jungen, die sie bedienen und vorführen können. Dadurch, daß diese Schiffe auch Manöver ausführen können, wächst der Bildungswert der ganzen Flotte für die Allgemeinheit natürlich gewaltig. Die Modellflotte kann auf dem gesamten deutschen Wasserstraßennetz fahren und an geeigneten Stellen ihre Marineschauspiele abhalten.

Wie seetüchtig diese Modelle sind, das bewies die im Dezember 1929 unternommene Werbefahrt des größten Modelles der Schule, des Lloyddampfers „Columbus", auf dem Hudson in Neuyork bei teilweise so bewegtem Wasser, wie wir es im deutschen Binnenlande nie erleben. Das hat auch auf die Amerikaner nicht wenig Eindruck gemacht, und die Schiffe im Hafen, die dem 12 Meter langen Liliputaner begegneten, grüßten ihn mit Pfeifen- und Sirenengeheul. Die Neuyorker Presse brachte viele Bilder des fremden Gastes und beschrieb ihn und den fleißigen Kreis der deutschen Jugend, die ihn mit geschaffen hatte; zahlreiche Kinoleute kurbelten den kleinen „Ozeandampfer", um ihn abends in den Neuyorker Kinos den erstaunten Amerikanern zu zeigen. Da sechs Mann im Modell bequem Platz haben, nahm ich bei den Spazierfahrten jedesmal einige Gäste an Bord. Dies waren Ingenieure von dortigen großen Werften, die auch einmal auf einem ganz kleinen „Ozeanriesen" fahren wollten, sodann Vertreter der amerikanischen Jugend, die sich mächtig freuten, auf dem Werke ihrer deutschen Freunde als Gast an Bord gewesen zu sein.

So entsteht auf unserer Modellwerft Schiff nach Schiff, geräuschlos, selbstverständlich; der Öffentlichkeit wird es erst bekannt gemacht, wenn es fertig ist und eines Tages den herrlichen Templiner See durchfurcht, den Heimathafen unserer Modellflotte. Darum darf ich von unsern Neubauten noch nichts weiter verraten und erst dann berichten, wenn wieder einmal ein Stapellauf stattgefunden hat.

Ob ihr wohl auch so eine Modellwerft haben und mit an der Flotte arbeiten möchtet? Wenn ja, dann helft diesen Gedanken verbreiten und sammelt Mittel, damit wir hier und da eine Zweigwerft gründen können, wie eine solche zum Beispiel auch in Dresden noch weiterbesteht. Der Verfasser dieses Aufsatzes wird den Lesern gern mit Rat zur Seite stehen.



Das „Columbus"-Modell bei bewegter See im Hafen von Neuyork.

Mit dem „Columbus"-Modell Hudson aufwärts.

Im Hintergrund das höchste Bauwerk der Welt, das etwa 331 Meter hohe Geschäftshaus der Autofirma Chrysler in Neuyork. Maße des Modellschiffes: Länge 11,60 m, Breite 125 cm, Tiefgang 45 cm, Deplacement 5 tons. Antrieb: ein zweizylindriger 5 PS-Siemens-Schuckert-Motor, der eine Dynamo treibt. Letztere betreibt die beiden Motoren des Zweischraubenschiffes. Schaltung: jede Schraube unabhängig vier Fahrstufen voraus und zurück. Beleuchtung: elektrisch 110 Volt. Geschwindigkeit: 12 km/St.

Eine Robinsonade auf einem Adria-Eiland

VON HUGO PIFFL

Mein guter Vater stand als Offizier lange Jahre hindurch in Dalmatien, und zwar in Sebenico, wo meine Wenigkeit das dortige slawische Gymnasium besuchte. Es hat mir gewiß nur genutzt, denn ich erlernte zwei wohlklingende Sprachen, nämlich Italienisch und Kroatisch, wobei ich dennoch ein guter Deutscher geblieben bin. Ich wurde auch spielend mit allerlei Seemannswissen vertraut; das Meer machte mich zu einem Wassersportler und im Verein mit den eigenartigen Wundern des Festlandes auch zu einem Naturfreund. Die Stadt liegt malerisch an einem Strandsee, der nur mittels des 4 Kilometer langen, schmalen, natürlichen S. Antonio-Kanals mit der offenen See in Verbindung steht. Dieser Kanal ist die eigentliche Mündung des hochinteressanten Kerkaflusses. Sein Unterlauf ist eigentlich ein Fjord, in den sogar einmal eine österreichische Flotte einzulaufen versuchte; sie kam bis zum Prokljansee, der bis zum schönen Wasserfall von Skardona reicht. Weiterhin bildet der Fluß wieder einen See, in dem sich ein klostergeschmücktes winziges Eiland befindet, von hehrer Einsamkeit umgeben, denn die hohen Felsufer sind unbewohnt. Die Kerka bildet mehrere Wasserfälle, und auch ihre Quelle ist ein 29 Meter hoher, breiter Wasserstrahl, wahrscheinlich die Fortsetzung eines unterirdischen bosnischen Gewässers.

Die Ruderfahrten und der Segelsport, dem ich mit einigen Kameraden auf dem ruhigen Wasserspiegel des Hafens huldigte, waren für uns ein Kinderspiel, und wir verlegten dies schließlich ins offene Meer hinaus, das dort mit ungezählten Eilanden und Felsklippen, den sogenannten „Scoglien", bedeckt ist. Diese messen oft nur wenige Geviertmeter, manchmal aber tragen sie auch ein Gehöft oder eine Wallfahrtskirche, und zuweilen sind sie mit Weingärten und Wiesen geschmückt.

Einmal beschloß ich mit noch drei Freunden, einen ganzen Sonntag und die folgende Nacht auf einem solchen Inselzwerge zuzubringen. Wir ruderten also eines Morgens frühzeitig hinaus und erreichten nach vierstündiger Ruderarbeit unser Reiseziel. Der Tag war herrlich, die Luft schwül, das Meer azurblau und spiegelglatt; es herrschte völlige Windstille. In einer winzigen Bucht vertäuten wir unser Fahrzeug und nahmen wie berühmte Entdecker von der Insel Besitz. Einen einzigen Baum gab es auf dem etwa 200 Meter breiten und doppelt so langen Eiland, aber auch recht viel Gesträuch und Unkraut. Eine Höhle, in der wir bequem Platz zum Schlafen finden konnten, befand sich knapp am umbrandeten Ufer und konnte für den Fall eines Unwetters als Unterstand dienen. Eine verfallene Kapelle, wie solche auf vielen Scoglien zu finden sind, thronte auf einem etwa 10 Meter hohen Kap, dem höchsten Gipfel des Inselchens. Von diesem Punkte aus genossen wir einen ungemein freundlichen Ausblick auf die Küste Dalmatiens und die hoch aufsteigenden Gebirgsketten, deren steil ins Meer tauchender Fuß mit kleinen, malerisch gelegenen Ansiedlungen bedeckt ist; die meisten rotbedachten Häuser wirken wie Rosen in dem grünen Gartenkranze.

Heute, am Tage des Herrn, war keine Fischerbarke zu sehen, nur einmal durchfurchte der Kiel eines kleinen Dampfers die ruhige Flut. Tiefe, heilige Ruhe herrschte in der Natur. Ab und zu rauschte das Wasser auf oder durchschnitt ein Möwenschwarm die Luft, in der sich kein Windhauch regte. Ein Bild holden Friedens bot sich uns dar.

Mit froher Lust gingen wir daran, uns einen Kaffee zu kochen und einen Teil der schmackhaften Mundvorräte zu verzehren, von denen wir eine reichliche Menge mitgebracht hatten. Ein Fäßchen mit Wasser stellten wir in die kühle Höhle, denn die südliche Sonne brannte kräftig auf uns hernieder. Wir badeten, umschwammen unsere Klippe und genossen ein wohltuendes Luftbad. Nach dem Mittagessen hüllten wir uns in die mitgenommenen Decken und fanden im Schatten des Baumes einen mehrstündigen stärkenden Schlaf.

Als wir erwachten, wehte eine frische Brise, das Meer wallte recht erregt auf und seine Oberfläche war düster graublau. Mit Gewalt schlug die Brandung ans felsige Ufer. Am nordwestlichen Horizont ballten sich Wolken zusammen, und uns schien, als ob sich das Wetter ungünstig gestalten würde, weshalb wir die sofortige Heimfahrt beschlossen und unsere Ausrüstung zum Ankerplatz des Bootes trugen. Doch, o Schrecken, dieses war nicht mehr da! Die Brandung und die Flut hatten es weggerissen, und die zwischen den Inseln herrschenden ziemlich starken Strömungen hatten es fortgeführt. Dort, schon recht weit draußen, tanzte es auf den Wellen, und es bestand keine Aussicht, es einzuholen, auch waren erst vor wenigen Tagen Haie gesichtet worden. Zufällig schnellte ein großer Fisch auf, wahrscheinlich ein Delphin, deren es in der Adria viele gibt, aber dies genügte, um uns jede Lust zu rauben, dem Boote nachzuschwimmen.

Unerfahrenheit und jugendlicher Leichtsinn waren die Ursachen, daß uns das Schifflein davongelaufen war; wir hatten es nicht, wie es sich gehört hätte, festgemacht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als auf ein vorüberfahrendes Schiff zu warten, das uns aufnehmen würde, doch konnte dies tagelang dauern. Unsere Stimmung wurde ernst, und schweren Herzens entschlossen wir uns, unsere Lebensmittel nur dann anzugreifen, wenn sich der Hunger unangenehm fühlbar mache. Vor allem mußte mit dem Wasser gespart werden.

Mit trübseliger Miene saßen wir auf unserm Vorgebirge und warteten der Retter, die da kommen sollten. Zum Glück war das kleine Segel, das wir mitgenommen hatten, nicht im Boot geblieben, und ich befestigte es am Kreuz der Kapelle als Notflagge. Wir hofften, daß die am Montag zum Fischfang ausfahrenden Barken uns bemerken und abholen würden.

Der Abend kam, und in strahlender Pracht ging die Sonne unter. Wir aber krochen in gedrückter Stimmung in unsere Höhle, legten uns auf ein aus Gras und Blättern errichtetes Lager und schliefen trotz unserm Kummer ein. Als wir hungrig erwachten, stand die Sonne schon ziemlich hoch, und wir ließen uns tüchtig durchwärmen. Ein jeder von uns erhielt ein Stückchen Brot, Wurst und Käse; auch wurde Tee gekocht, der den Durst besser stillte als das laue Wasser.

Die Fischerflottille suchte heute ausgerechnet eine andere Gegend als sonst auf, hielt sich auch näher der Küste, und nur ein einziges Boot kam auf uns zu. Da ich über eine sehr starke Lunge und kräftige Stimmorgane verfüge, so versuchte ich, das Fahrzeug durch Zurufe auf uns aufmerksam zu machen, ähnlich, wie dies die dalmatinischen Gebirgsbewohner zu tun pflegen. Dieses Signalisieren von Berg zu Berg nennt man dort „Grochotanje". Man muß langgedehnt und im gleichen Tonfall — sagen wir — brüllen. Dies tat ich, aber es nutzte nichts, obwohl ich mich heiser schrie.

Wieder wurde es Abend. Wir knabberten ein wenig von unsern Lebensmitteln und krochen in unsere Behausung. Es wetterleuchtete immer stärker, dumpfes Donnerrollen wurde hörbar, und gegen Mitternacht brach ein schreckliches Gewitter los. Unser Schlupfwinkel wurde jeden Augenblick blendend erhellt, das Donnergetöse erdröhnte schauerlich. Die aufgewühlten Wogen brandeten bis knapp an unsere Höhle, und der Regen goß in Strömen herab. Ein furchtbarer, ohrenbetäubender Krach erschütterte die Luft, der Felsen erzitterte; es mußte in die Scoglia eingeschlagen haben.

Erst bei Sonnenaufgang hörte das entsetzliche Getöse auf, und nachdem wir wieder nur einige wenige Bissen zu uns genommen hatten, verließen wir unsern Unterstand. Zwei Kochgefäße, die wir vor die Höhle gestellt hatten, waren zur Hälfte mit Wasser gefüllt, und eine Vertiefung im Felsen enthielt wohl fünf Hektoliter der für uns kostbaren Flüssigkeit, an der wir uns nun satt tranken. Der vorhandene Vorrat an Weingeist ging zur Neige, doch gab es auf der Insel angeschwemmte Holzstücke, und im Notfalle lieferte ja das Dach der Kapelle ausgedörrtes Brennmaterial zur Genüge. Der Blitz hatte richtig Schaden gestiftet und den Baum der Länge nach gespalten.

Wieder spähten wir nach allen Richtungen, ob nicht ein Retter nahe; doch vergeblich strengten wir die Augen an. Der Hunger quälte uns immer mehr, aber ich als Ältester bewachte den stetig abnehmenden Vorrat an Eßwaren wie ein Zerberus, und wir füllten den Magen nur mit lauem Regenwasser. Die Sonne schien wieder warm herab; wir saßen, zur Untätigkeit verurteilt, auf der Klippe und kauten an Gräsern und Wurzeln, auf die Gefahr hin, uns zu vergiften. Die Zeit verlief allzu langsam, und mit gesunkener Hoffnung schlichen wir abends zur Felshöhle. Fritz, der jüngste von uns, ein erst fünfzehnjähriger Knabe, klagte bereits sehr über Hunger, so daß ich ihm eine doppelte Ration bewilligte, deren Menge wohl wenig mehr betrug als etwa ein Weißbrötchen. Bei größter Sparsamkeit konnten wir mit unserm Vorrat höchstens noch zwei Tage lang auskommen. Ich plante bereits, das Dach der Kapelle während der Nacht anzuzünden, um dadurch vielleicht irgend ein Schiff heranzulocken, doch hätte ein solches Licht auch den Kurs eines Fahrzeuges leicht auf eine gefährliche Stelle lenken können, und wir wären die Schuldigen gewesen.

Abends begann es zu regnen, und wir stellten wieder unsere Gefäße vor das Schlafgemach. Fritz bekam Fieber. Ich kochte ihm mehrmals Tee, doch stellte sich bald Schüttelfrost ein, so daß wir alle entbehrlichen Kleider auf ihn legten und uns dicht neben ihn lagerten, um ihn ein wenig zu erwärmen; doch das half nichts. Wir schliefen fast die ganze Nacht nicht.

Leider hatten wir zu Hause kein bestimmtes Reiseziel angegeben, sonst hätte man uns sicher schon gefunden. Wer weiß, wo man uns suchte! Unser Kranker redete irre, und seine andern Gefährten waren so schwach, daß sie sich nicht mehr recht auf den Füßen halten konnten.

Am Morgen legten wir Fritz auf ein sonniges Plätzchen und kauerten traurig neben ihm. Die letzten Bissen, mit Ausnahme einer Handvoll Zucker, wurden verteilt. Einer der beiden gesund gebliebenen Genossen begann bitter zu weinen, der zweite stierte geistlos vor sich hin, und beide sahen bereits recht eingefallen aus. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich den Ausflug angeregt hatte, und befürchtete das

SPRUCH

Wir können noch lange nicht alles verstehen,
Was wir hören oder sehen,
Dürfen nicht alles tun, was wir wollen,
Können nicht leisten stets, was wir sollen,
Trösten uns aber: wir sind noch jung,
Und mit der Zeit kommt die Besserung.

Schlimmste. Aus der Pfütze holte ich Wasser und kochte Tee.

Meine Blicke schweiften fortwährend über die See hin, und wieder zogen die Fischerboote gegen Süden zu — doch nein, dort schien eines abzubiegen, und ich riß die Augen auf, um besser zu sehen. Ja, es war kein Zweifel, es hatte die Richtung auf unsern Erdfleck genommen. Laut rief ich meine Wahrnehmung den andern zu. Mit ihrer letzten Kraft schrien auch diese vor Freude. Ich verteilte rasch den letzten Zucker, den sie gierig verschlangen, dann tranken wir den Tee, den wir auch dem ganz teilnahmlos daliegenden Fritz einflößten. Ich häufte so viel dürres Gras und Strauchwerk als möglich auf, zündete es an, und dichter weißer Qualm stieg auf, als Zeichen der höchsten Not. Noch einen zweiten und dritten Haufen türmte ich auf und überantwortete beide dem Feuer. Dann holte ich das bereits zerfranste Segel von der Kapelle herab und winkte damit, denn immer noch waren wir nicht sicher, ob es nicht Zufall war, daß das Schifflein die Richtung auf die Scoglia genommen hatte, um vielleicht bald eine andere einzuschlagen.

Tatsächlich schien es, als ob es eine Wendung gemacht habe. Wir sahen wie gebannt nach dem Boote. Gottlob, es wendete wieder! Endlich kam es in solche Nähe, daß wir mit freudiger Genugtuung wahrnehmen konnten, wie auch an Bord des Ankömmlings jemand winkte. Nun gab es keinen Zweifel mehr — wir waren gerettet.

Bald landete das Befreiungsschiff, und die Retter, drei wackere Fischer, begrüßten uns auf das herzlichste.

Konzert.

Nach einem Scherenschnitt von Hugo Kocher.

Den armen Fritz mußten sie ins Boot tragen. Sie gaben ihm ein wenig Rotwein zu trinken sowie ein Stückchen Weißbrot zu essen. Selbstverständlich stärkten auch wir uns; doch vorsichtigerweise gab man uns nur spärlich zu essen, um den geschwächten Magen nicht in Aufruhr zu bringen.

Daß wir von unsern bereits ganz verzweifelten Angehörigen auf das liebevollste begrüßt wurden, läßt sich denken. Wir brauchten mehrere Tage zur Erholung, und der arme Fritz lag sogar einige Wochen krank darnieder. Man hatte uns in einer ganz andern Gegend, auf irgend einer größeren Insel, vermutet; deshalb kam die Rettung so spät. Übrigens hatten uns die meisten Leute für verloren gehalten, als man das leere Boot in der Nähe der Küste treibend auffand. Die Finder erhielten Bergelohn ausgezahlt, unsere Retter wurden reichlich entschädigt, und das Segel mußte ersetzt werden. Meine Unüberlegtheit hatte meinen Vater ein ganz hübsches Stück Geld gekostet.

Briefmarken-Kamerad

Algier. Anläßlich der hundertjährigen Zugehörigkeit Algiers zu Frankreich erschien eine große Gedenkreihe: 5 + 5 Cent. grün Oran, 10 + 10 C. graugrün Constantine, 15 + 15 C. graubraun Admiralitätsgebäude in Oran, 25 + 25 C. schiefergrau Panorama von Algier, 30 + 30 C. rot Torbogen von Timgad, 40 + 40 C. hellgrün Ruinen von Dschemila, 50 + 50 C. blau weitere Ansicht von Dschemila, 75 + 75 C. lila Ruinen von Tlemzen, 1 + 1 Fr. hellorange Marktplatz von Gardaja, 1.50 + 1.50 Fr. dunkelblau Straßenbild von Tolga, 2 + 2 Fr. karmin Tuaregs in Kriegsrüstung, 3 + 3 Fr. grün Alt-Algier, 5 + 5 Fr. grün und rot arabisches Haus.

Brasilien. Weiterer Wert in der neuen Luftpostreihe: 3000 Reis lilarot. Darstellung: über dem Meer Vogel, der einen Brief mit der Aufschrift „Via Aérea" trägt, links Freiheitstatue von Neuyork, rechts der Zuckerhutberg von Rio de Janeiro.

Griechenland. Am 1. April 1930 ist zur Jahrhundertfeier der staatlichen Unabhängigkeit Griechenlands die große Jubiläumsreihe erschienen, die schon seit langem angekündigt war. Sie umfaßt achtzehn Werte und bringt in der Hauptsache die Bildnisse griechischer Freiheitshelden aus dem Unabhängigkeitskrieg (1821 bis 1829), durch den sich Griechenland von der Herrschaft der Türkei befreite. Werte: 10 Lepta braun Freiheitsdichter Pheraios, 20 L. schwarz Patriarch Gregory, der von den Türken getötet wurde, 40 L. grün Demetrios Ypsilanti, Führer der Freiheitspartei, 50 L. blau Freiheitskämpfer Diakos, 50 L. rot Bubulina, junge Seeheldin, die eine kleine Flotte im Golf von Nauplia kommandierte, 1 Drachme karmin General Kolokotroni, 1 Dr. ockergelb Marineminister Kanaris, der ein türkisches Geschwader bei der Insel

Chios vernichtete, 1.50 Dr. rot Botzaris, Kämpfer von Missolunghi, 1.50 Dr. blau General Kariskakos, 2 Dr. zinnober Admiral Miaulis, 3 Dr. dunkelbraun Konduriotis, der sein Vermögen der Freiheitsache opferte, 4 Dr. blau Landkarte von Griechenland mit den Grenzen von 1830 und 1930, 5 Dr. lila Capo d'Istria, erster Präsident des befreiten Landes (1831 ermordet), 10 Dr. grauschwarz Mavromichalis, revolutionärer Führer, 15 Dr. gelbgrün Dichter Solomos, 20 Dr. graublau Korais, Reformer der griechischen Sprache, 25 Dr. grau Unabhängigkeitserklärung, 50 Dr. rotbraun Ausfall aus Missolunghi. Sämtliche Werte tragen die Jubiläumsdaten „1830 bis 1930". Die Porträtmarken im üblichen Format, die übrigen wesentlich größer.

Italien. Neue Luftpostreihe: 50 Cent. sepia Flügelpferd, 80 C. zinnober Flügelzeichnung, 1 Lira lila Frauengestalt mit ausgestreckten Armen, 2 L. blau Jupiters Blitze, gegen den Himmel zuckend, 5 L. grün Flügelpferd. Inschrift: „Posta Aerea".

Italienische Kolonien. Die Gedenkmarken zur Kronprinzenhochzeit sind für Eritrea, Cirenaica, Somali und Tripolis mit dem Aufdruck der betreffenden Landesnamen versehen und gleichzeitig in neuen Farben ausgegeben worden: 20 Cent. grün, 50 C. hellorange, 1.25 L. rosa. — Eritrea hat neue Freimarken mit kolonialen Darstellungen erhalten. Werte: 2, 5, 10, 15, 25, 35 Cent.; 1, 2, 5, 10 Lire.

Norwegen begeht im Jahre 1930 den neunhundertsten Todestag des Königs Olaf, der das Christentum im Lande einführte und dafür heilig gesprochen wurde. Aus diesem Anlaß erschien eine kleine Reihe: 10 Öre hellgrün St. Olaf, 15 Öre braun und lila Kathedrale St. Olaf in Drontheim, 20 Öre rosa St. Olaf, 30 Öre blau Tod des heiligen Olaf in der Schlacht von Stiryleſtad (1030). Letzterer Wert in größerem Format. Wasserzeichen: Posthorn.

Österreich. Neuer Nachportowert: 35 Gr. blau.

Saargebiet. Infolge Herabsetzung des Inlandportos für Briefe von 80 auf 60 Cent. hat die Freimarke zu 80 Cent. orange den Aufdruck „60 Cent." erhalten.

Schweiz. Der 10-Franken-Wert von 1910 (Bild: im Vordergrund Schweizerin, im Hintergrund die Berge), ursprünglich violett, ist nun hellgrün erschienen.

Bismarck-Hindenburg-Gedenkmünze

der Staatlichen Münze in Berlin, entworfen von Oskar Gloeckler

Die Münze erschien in Fünfmarkstückgröße in Bronze patiniert für 3 Mark, in Silber für 6 Mark, in Gold für 100 Mark, in Zwanzigmarkstückgröße in Gold für 25 Mark. Zu beziehen ist sie durch die Zentralverbestelle Deutscher Gedenkmünzen, Berlin NW 7, Unter den Linden 39. Die Rückseite der Gedenkmünze zeigt die 25 Wappen der deutschen Länder, oben in der Mitte Preußen, dann folgen nach rechts Mecklenburg-Strelitz, Braunschweig, Bremen, Schaumburg-Lippe, Waldeck, Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Sachsen-Altenburg, Reuß jüngere Linie, Sachsen-Weimar-Eisenach, Hessen, Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen, Reuß ältere Linie, Sachsen-Meiningen, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold, Lübeck, Hamburg, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin.

Funkfeuer

Vor der Erfindung der drahtlosen Telegraphie gab es zur Sicherung der Seefahrt in Küstennähe nur optische oder akustische Signalanlagen. Die ersteren, die Leuchtfeuer, versagten jedoch im Nebel, die letzteren, die Luftschallsender, wurden vom Wind beeinflußt, und die Unterwasserschallsender hatten nur verhältnismäßig geringe Reichweite.

Die Funkfeuer besitzen diese Nachteile nicht und versorgen überdies ein ungleich größeres Gebiet.

Was ist ein Funkfeuer? Nichts anderes als ein Leuchtfeuer ins Elektrische übertragen, ein Strahler, der mit bestimmten eigentümlichen Kennungen elek-

trische Wellenzüge statt der Lichtsignale aussendet. Diese Kennungen, die die Unterscheidung zwischen den einzelnen Funkfeuern ermöglichen, sind gekennzeichnet durch das Rufzeichen der Sendestation, den sogenannten „Zeittakt", die Tonhöhe und die Wellenlänge. Genau wie die Leuchtfeuer und die akustischen Sender, werden die Funkfeuer automatisch betrieben.

Der Kapitän eines Schiffes, das sich in der Nähe einer mit Funkfeuern besetzten Küste befindet, hat es leicht, eine Richtungs- und Ortsbestimmung durchzuführen. Es bedarf hierzu nur eines Spezialempfangsgerätes, des sogenannten Peilers, das eine drehbare Rahmenantenne besitzt. Dieses Gerät gestattet ihm, die eindeutige Richtung des gepeilten Funkfeuers zum Schiffsort genau zu ermitteln und die gepeilte Station in gerader Linie anzusteuern. Eine Ortsbestimmung kann leicht durch Richtungsbeobachtung und aus dem Schnittpunkt von zwei oder mehr auf der Seekarte eingetragenen Funkfeuerstrahlen durchgeführt werden.

Nahezu die ganze deutsche Handelsflotte und viele Hunderte von ausländischen Schiffen sind mit einem solchen Peiler, vorzugsweise dem von der Telefunkengesellschaft entwickelten, ausgerüstet.

In den letzten vier Jahren wurden an den Küsten der verschiedenen Staaten bereits etwa hundertfünfzig Funkfeuer errichtet. Ein Schiff, das beispielsweise aus dem Atlantischen Ozean durch den Kanal nach Hamburg fährt, wird mit Hilfe des Peilers und der unsichtbaren Funkfeuer auf der ganzen Strecke westlich von Irland ab selbst in dichtestem Nebel richtig steuern und fortgesetzt seinen Standort feststellen können.

Astronom bei nächtlicher Beobachtung / Phot. A. B. C., Berlin.

Das kleine astronomische Fernrohr und seine Leistung / *Von Erich Windrath*

Leider ist die Astronomie so wenig in weiteren Kreisen des Volkes verbreitet, daß man außer den Fachastronomen nur verhältnismäßig wenig Liebhaber findet, die sich mit Hilfe eines Fernrohres auch praktisch mit den Vorgängen am Himmelszelt beschäftigen. Dies beruht vielfach auf der irrtümlichen Auffassung, daß nur die größten und teuersten Instrumente ein anschauliches Bild von den Himmelserscheinungen geben könnten. Daß diese Annahme durchaus falsch ist, soll hier kurz gezeigt werden.

Die meisten Firmen stellen ihre Fernrohre nach zwei Montierungssystemen her: dem azimutalen und dem parallaktischen. Jedes Instrument über 2 Zoll oder 50 Millimeter Objektivöffnung sollte man sich, wenn es irgend möglich ist, nach der parallaktischen Art montiert kaufen, da diese viele Vorteile bietet. Unsere erste Abbildung zeigt ein azimutal montiertes Fernrohr der Firma G. und S. Merz, vormals Utzschneider & Fraunhofer in Pasing bei München. Der Fernrohrtubus, das Rohr des Instrumentes, ist mittels eines einfachen Scharniers an der Stativsäule befestigt, so daß man ihn nach oben und unten bewegen kann. Die zweite Bewegung im Azimut, das heißt in gleicher Höhe mit dem Horizont, geschieht durch die Stativsäule, die in einer Buchse drehbar gelagert ist. Bei dieser Montierungsart macht sich die nicht dem Horizont parallele Bewegung der Gestirne störend bemerkbar. Um dem Laufe eines Sternes zu folgen, muß man nämlich beide Fernrohrachsen drehen. Man hat nun, um diesem Übelstande abzuhelfen, eine parallaktische oder eine der Erdachsenrichtung gleiche Montierung hergestellt, die es gestattet, durch nur eine Bewegung einem Sterne zu folgen. Unsere zweite Abbildung stellt ein derartiges parallaktisch montiertes Fernrohr dar, dessen eine Achse, nicht wie bei der azimutalen Aufstellung senkrecht, sondern um etwa 50 Grad gegen die Horizontalebene geneigt ist. Dieser Winkel von ungefähr 50 Grad richtet sich nach der geographischen Breite des Aufstellungsortes, mit der er völlig übereinstimmen muß, da die Fernrohrachse nach dem Nordpol des Himmels, das heißt ungefähr nach dem Polarstern, zeigen soll und der Winkel zwischen dem Nordpol und dem Horizont gleich der geographischen Breite ist. Man braucht also bei diesem Achsensystem nur die zweite sogenannte De-

klinationsachse — mit dem Gegengewicht — die senkrecht auf der ersten oder Stundenachse sitzt, auf einen Stern einzustellen und dann bloß die Stundenachse dem Laufe des Sternes nachzuführen. Ein weiterer Vorteil der parallaktischen Achsensysteme besteht darin, daß man jeden beliebigen Stern, ob dieser nun dem freien Auge sichtbar ist oder nicht, sofort in das Gesichtsfeld bringen kann, wenn man auf den Teilkreisen die aus einem Katalog zu entnehmende Rektaszension und Deklination eingestellt hat. Nach diesen Ausführungen ist es wohl klar, daß auch bei kleinen Fernrohren die parallaktische Montierungsart der azimutalen vorzuziehen ist, da die Beobachtungen an einem parallaktischen Instrument ungleich größere Annehmlichkeiten bieten als an einem azimutalen. Erfreulicherweise sind von einigen Firmen Schul- oder Liebhaberfernrohre konstruiert worden, wie unsere nächste Abbildung eines der oben genannten Firma G. und S. Merz wiedergibt, die recht brauchbar und doch verhältnismäßig billig sind. Die Brennweite des ganz vorzüglichen Objektives von 54 Millimeter Öffnung beträgt 65 Zentimeter; das Fernrohr ist auf einem Tischstativ aufgestellt und hat ein Okular für achtundvierzigfache Vergrößerung sowie ein Sonnendämpfglas, das bei Sonnenbeobachtungen

Abb. 1. Azimutal montiertes Fernrohr.

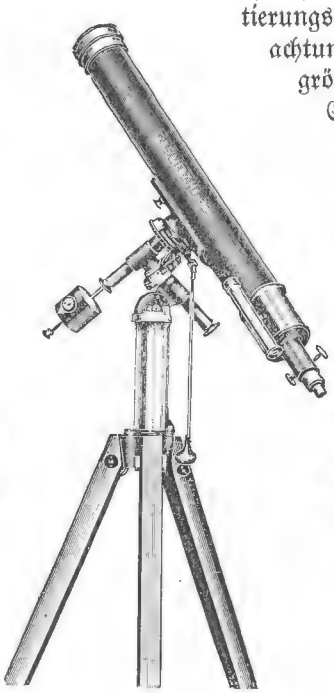


Abb. 2. Parallaktisch montiertes Fernrohr.

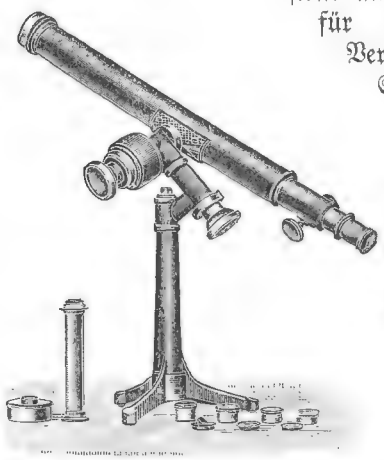


Abb. 3. Schulfernrohr mit Tischstativ.

verwendet wird. Um das Instrument im Freien an irgend einer Stelle benutzen zu können, kann zu ihm ein Dreibeinstativ mit einer Platte aus Leichtmetall geliefert werden, auf die das Schulfernrohr mit Tischstativ nach unserer letzten Abbildung aufmontiert wird. Falls man das Fernrohr dauernd im Freien stehen lassen will und es vor Regen und Tau durch eine Kiste oder einen Bretterverschlag schützt, kann man ein hölzernes Pyramidenstativ verwenden, das vollkommen fest mit dem Instrument verbunden ist und so eine unbedingt sichere Aufstellung gewährleistet. Dies kommt einem besonders bei Verwendung von Teilkreisen zustatten, da auch schon eine kleine Verschiebung des Fernrohres Fehler beim Ablesen der Kreise ergibt. Diese Teilkreise, deren Bedeutung ja bereits bei der Besprechung der parallaktischen Montierung erwähnt wurde, werden bei der Bestellung des Fernrohres unter Berechnung von 25 Mark mitgeliefert, können aber auch nachträglich an einem früher bezogenen Instrument angebracht werden, jedoch ist zu diesem Zwecke die Einsendung des Achsensystemes erforderlich.

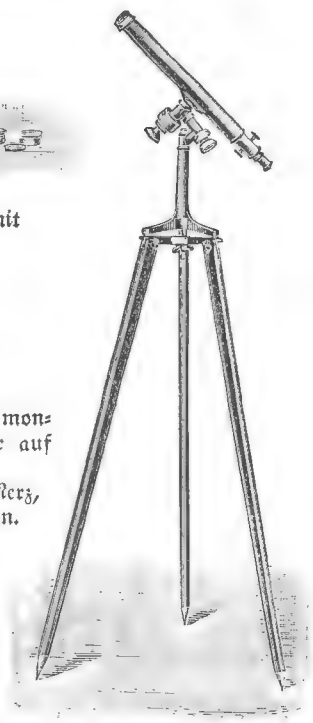


Abb. 4. Parallaktisch montiertes Schulfernrohr auf Dreibeinstativ. Firma G. und S. Merz, Pasing bei München.

Auf vielfachen Wunsch hin ist auch an die Herstellung eines Schulfernrohres von 61 Millimeter Objektivöffnung gegangen worden, das ebenso wie das zweizöllige ausgerüstet ist. Um größere Anforderungen bezüglich der Einstellung des Fernrohres stellen zu können, ist es empfehlenswert, ein

Achsensystem zu wählen, dessen Teilkreise sich auf 20 Zeitsekunden oder 5 Bogenminuten ablesen lassen. Außerdem ist bei diesem Achsensystem die Polhöhe verstellbar; es kann auch eine Feinbewegung in Rektaszension und Deklination angebracht werden. Dies ist sehr wesentlich bei Beobachtung mit stärker vergrößernden Okularen — solchen mit einer Brennweite von weniger als 14 Millimeter — da bei diesen Okularen das Gesichtsfeld sehr klein wird und die Bewegung des Sternes oder unserer eigenen Erde ebenso wie das Himmelsobjekt vergrößert wird, so daß der Stern sehr schnell durch das Gesichtsfeld läuft. Mit der Feinbewegung kann man dem Laufe eines Sternes ganz langsam folgen und so ein Objekt immer in der Mitte des Gesichtsfeldes behalten. Es ist uns also ermöglicht, auch stärkere Vergrößerungen bei Beobachtungen des Mondes oder enger, aber sehr heller Doppelsterne anzuwenden und die Objekte in aller Ruhe zu betrachten. (Schluß folgt)

Eine Kritik

Einst kam zu Papst Leo XIII. ein römischer Maler, der ihm eine Zeichnung seines feinen, durchgeistigten Charakterkopfes vorlegte, deren Wiedergabe im Druck für den Wandschmuck der Häuser bestimmt war. Er bat den greisen Kirchenfürsten, seinen Namen und ein Wort aus der Schrift unter das Bildnis zu setzen. Lächelnd schaute der Papst eine ganze Weile auf sein Konterfei, dann ergriff er die Feder und schrieb: Non avete paura! Sono io (Fürchtet euch nicht! Ich bin es). Matth. 14, 27. Darunter setzte er seinen Namen.

Schieberätsel

Die nachstehenden Beerenarten: STACHELBEERE, PREISELBEERE, HEIDELBEERE, BROMBEERE, JOHANNISBEERE, HIMBEERE, MEHLBEERE, VOGELBEERE sind untereinander zu stellen und dann so lange hin und her zu verschieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe eine weitere Beerenart nennt. Wie lautet der Name der letzteren?

WER LACHT MIT?

Zoologie ungenügend

Arno besucht mit seinem Onkel den Zoologischen Garten. Es fällt ihm auf, daß im Eisbärenzwinger ein neuer Bewohner ist. „Der ist wohl unmittelbar aus dem Urwald eingetroffen?" fragt er den eben vorbeigehenden Wärter.

Der vergessene Dank

Vater, den beschenkten Sprößling am Ohr zupfend: „Was sagt man, wenn man etwas geschenkt bekommt?"
Sohn: „Au!"

Der mißtrauische Vater

„Junge, dein Studium kommt mir vor wie eine Lotterie."
„Warum denn, Vater?"
„Es besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß dabei nichts herauskommt."

Schrecklicher Pfingsttraum

„Willi", fragt die Mama in der Pfingstzeit, „du hast die letzte Nacht im Schlafe so schrecklich geächzt und geseufzt; hattest du einen schweren Traum?"
„Ja, Mutter", antwortet Schüler Willi, „mir träumte, es gäbe nun auch zu Pfingsten Schulzeugnisse."

In der Zahnklinik

„Laß dir von der Schwester mal erst das Gesicht waschen, ehe ich dir den Zahn ziehe, Junge!"
„Nein, ich will schmerzlos behandelt werden."

Unvollkommen

„Ist dein Bruder von dem Motorradunfall wiederhergestellt?"
„Nein, zwei Zähne fehlen noch."

Aus der Schule

„Wegen des äußerst hohen Salzgehaltes können im Toten Meer keine Fische leben."
„Auch Salzheringe nicht, Herr Studienrat?"

Gemütlich

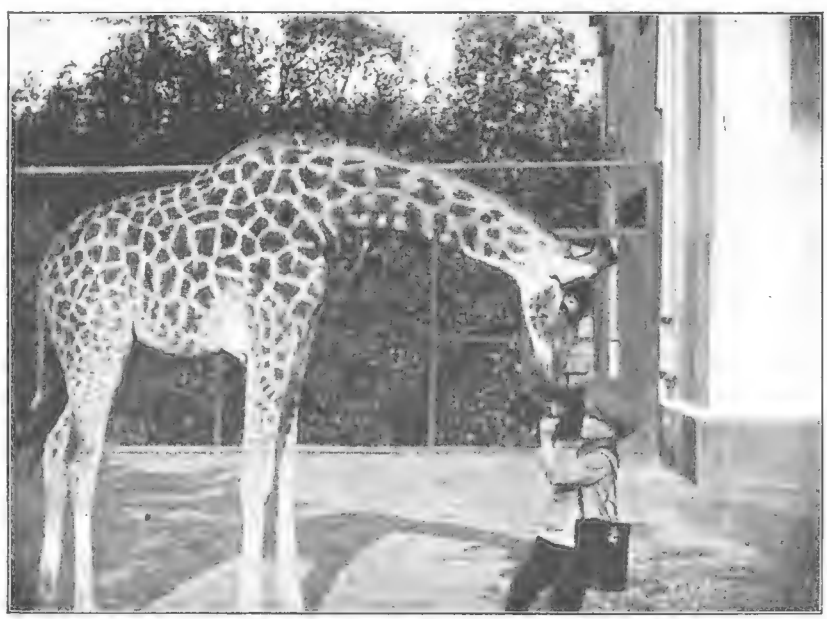
„Ein netter Wecker, den Sie mir verkauft haben! Ich stellte ihn gestern abend auf sieben, und um vier diesen Morgen rasselte er schon los."
„Da haben Sie sich gewiß gefreut, daß Sie noch drei Stunden im Bett bleiben konnten."

Der Stotterer

Junge: „W—w—w—ar—me W—W—W—ürst—chen...!"
Verkäufer: „Aber Junge, bis du das herauskriegst, sind ja die Würstchen kalt!"

Zerstreut

Hans: „Wir müssen immer mit den Hühnern ins Bett."
Franz: „Was tut ihr denn im Bett mit den Hühnern?"



Nichts zum futtern. Phot. Ufa, Berlin.

Kleiner Irrtum

Verwandter: „Was die Verkehrsverhältnisse bei uns zu Hause anbelangt, so haben wir eine Kleinbahn."
Mäxchen: „Ach wirklich, Onkel, eine Bahn für Kinder?"

Heilige Einfalt

Fritz (zu seinem Freund Erich): „Wie hat es dir in Venedig gefallen?"
Erich: „Danke, gut. Aber als wir ankamen, war alles überschwemmt; wir mußten sogar mit einer Gondel ins Hotel fahren."

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

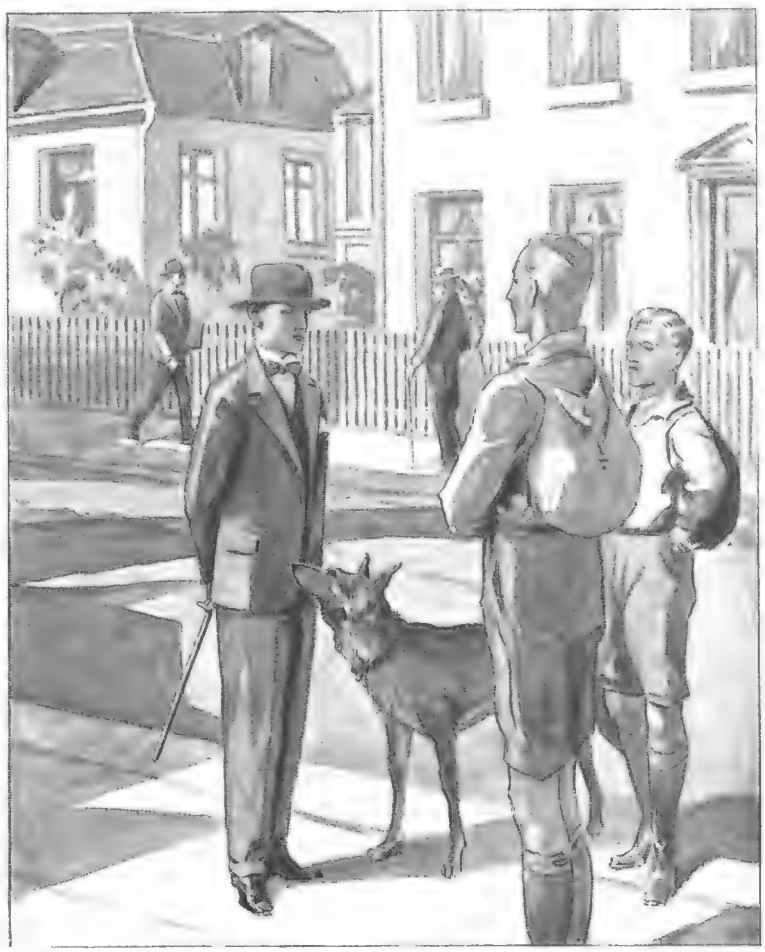
Auf den letzten Sonntag dieser Pfingstferien hatte Hans eine Eltern- und Freundesfahrt ins Landheim angesetzt. Schon vor den Ferien hatten die Jungen dafür geworben, und außer den Eltern und manchen Jungen, die Lust hatten, neu in eine der Jungscharen einzutreten, hatte auch der Direktor mit verschiedenen Herren des Lehrerkollegiums sein Kommen angemeldet.

So erschien also ein ganzer Schwarm, wohl über hundert Menschen. Sie sahen sich das Landheim und seine Umgebung an, die Schwebebahn und den Badeplatz, die Stuben im Heim und alles andere und waren begeistert. Die Gruppen zeigten sportliche Wettkämpfe, aus denen die Stammschar vor Mors' Leuten als Sieger hervorging. Dann hieß es Essen kochen für alle die Gäste, damit die Mütter sich auch einmal davon überzeugen konnten, was ihre Jungen auf Fahrt zu essen bekamen. Das war wirklich nicht einfach, diese Kocherei, denn eine Gulaschkanone stand nicht zur Verfügung, so daß auf über zwanzig Feuerstellen gekocht werden mußte; aber das Essen mundete den Gästen vorzüglich.

Nach der Mahlzeit gab es eine Gala-Zirkusvorführung, die allen, auch den beteiligten Jungen selbst, unbeschreiblich viel Spaß machte, dann ein Schauturnen am Reck, denn auch Reck und Barren waren inzwischen vor dem Landheim aufgestellt worden. Singen und Erzählen, darauf Baden, wobei auch mehrere der Väter mitmachten, füllten die übrigen Stunden aus, und schließlich ging es zur Schwebebahn. Der Herr Direktor wagte die Reise zuerst, dann folgten die übrigen Herren, trotzdem es einen Groschen kostete, der für die weitere Ausschmückung des Heimes Verwendung finden sollte.

Da das Wetter ganz prächtig gewesen war und alles geklappt hatte, war auch wirklich jeder auf seine Kosten gekommen, als der Tag zu Ende ging und die Eltern, von den Jungen noch weit begleitet, den Rückweg antreten mußten. Etliche tüchtige Jungen, die schon immer zum Wandervogel gewollt, aber nicht gedurft hatten, bekamen nun auch die Erlaubnis zum Eintritt, und sechs durften gleich dortbleiben, um noch die letzten drei Ferientage im Heim zu verleben. Hans teilte sie in die Jungscharen ein, und so brachte auch dieser Tag einen vollen und schönen Erfolg für die Warendorfer Gruppe.

Hans konnte nun beruhigt sein; sein Werk war jetzt so groß und stark geworden, daß es, komme was wolle, fortbestehen und sich weiterentwickeln würde. Auch die Stammschar war jetzt wieder eine feste Gemeinschaft und würde es gewiß für alle Zukunft bleiben. Der Gedanke freilich schmerzte Hans, daß Helmut nun nicht mehr zu ihnen gehörte, Helmut, der doch immer ein treuer, wackerer Junge gewesen war. Er mußte selbst einmal mit ihm reden.



In der Langen Straße stießen Hans und Karlheinz auf Helmut, der lange Hosen trug und ganz nach der Mode gekleidet war.

Die drei letzten Tage nach dem Besuch der Eltern vergingen wie im Fluge. Plötzlich war der Mittwochabend da, und es hieß den Affen packen und abmarschieren. Es war ein stattlicher Zug, der durch die

Warendorfer Bahnhofstraße hinter den drei Fahnen hermarschierte. Die beiden Gastgruppen benutzten zunächst den gleichen Zug. Hans blieb noch für zwei Tage zu Hause. Der Zug fuhr an, und zwei Minuten später hatte er die Freunde entführt.

Dann trennten sich auch die vier „eingeborenen" Scharen, alle zogen nach Hause. Die schönen Tage waren vorüber. Es hieß nun tüchtig arbeiten, um in den Sommerferien frei und froh wieder für vier Wochen auszufliegen in die lockende Ferne.

Hans und Karlheinz brachten zuerst noch Ullo nach Hause, der im Lager die ganze Zeit über heiter und zufrieden gewesen war und kaum noch daran dachte, daß er einmal sein Leben hatte wegwerfen wollen wegen seines Unfalls. Alle hatten sie gezeigt, daß sie ihn so gern wie je mochten. Er hatte schon ordentlich wieder geschwommen und im Speerwerfen von allen Scholaren sogar den besten Wurf getan. Sonnverbrannt und freudigen Herzens kam er nun aus dem Lager zurück, und seine Eltern brauchten sich gewiß keine Sorgen mehr zu machen, daß ihr Junge nun ein Kopfhänger würde. Sehr wohl fühlte er, was er Hans verdankte, der ihm damals den Kopf zurechtgesetzt hatte. So fest nur irgend das Herz an jemand hängen kann, so fest hängte er seines an Hans Runge. Nachdem Hans ihm vor der Tür noch versprochen hatte, daß er ihn am nächsten Mittag von der Schule abholen werde, ging er ins Haus, und Hans und Karlheinz kehrten um, von Pauper begleitet, um nun auch heimzugehen.

In der Langen Straße kam ihnen Helmut entgegen. Er wäre am liebsten ausgewichen, um Hans nicht zu begegnen, aber das ging schlecht, und schon war auch Pauper freudig bellend bei ihm, den klugen Kopf zu ihm aufrichtend. Dann kamen die beiden in ihrer Fahrtenkluft an Helmut heran, der lange Hosen trug und ganz modisch gekleidet war.

Hans ging ohne weiteres auf ihn zu. „In einer Stunde, Helmut, werde ich dich auf meinem Zimmer erwarten. Ich möchte mit dir reden. Wirst du kommen?"

Es dauerte eine Weile, bis der Junge antwortete. „Ja, Hans", sagte er dann.

Darauf gingen die beiden mit Pauper, der sich noch oft nach Helmut umsah, weiter.

Pünktlich eine Stunde später trat Helmut in das Zimmer seines Führers. Er hatte sich umgezogen und trug Fahrtenkluft.

„Das war nicht nötig", bemerkte Hans. „Es kommt nicht auf den Anzug, es kommt auf den Kerl an, der darin steckt. Ich hörte, du habest geäußert, das Wandervogeltum sei Kinderkram und du seiest darüber hinausgewachsen. Stimmt das?"

„Ja."

„Bist du heute auch noch dieser Meinung?"

„Nein." Dann berichtete Helmut dem Älteren. Er hatte den Tanzstundenkram und das Poussieren eigentlich schon lange wieder satt gehabt. Aber er hatte sich Detlev nicht unterordnen, hatte nicht als verlorener Sohn zur Gruppe zurückkommen mögen und den Spott der „Gentlemen" in seiner Klasse gefürchtet. Er hatte schon überlegt, ob er nicht am zweiten oder dritten Tag ins Lager kommen solle, aber da hatte Hans bereits Ullo geschickt und ihm die Nadel abgenommen. Nun hatte er sich vor den Kücken der Jungscharen geschämt. Nein, er könne sich Detlev nicht unterordnen. Das mit dem „Lebemannspielen" sei nur so eine Anwandlung gewesen, die sicher nicht gekommen wäre, wenn Hans nicht fortgegangen wäre. Er habe den Kram recht satt. Wenn Hans ihm seine Bundesnadel wiedergäbe, würde er wieder mitmachen, schließlich auch unter Detlevs Führung.

„Nein, Helmut", erwiderte Hans, „so einfach ist das nicht. Die Nadel kann ich dir erst geben, wenn du dich in der Gruppe als Kerl erwiesen hast. Du hast dein Wort gebrochen, denn du versprachst mir bei der Wintersonnenwende, Detlev so zu folgen, wie du mir gefolgt bist. Ich verstehe aber, daß es deinem Stolz unmöglich ist, nun sozusagen als Soldat ohne Kokarde unter den Kücken der Jungscharen aufzutauchen. Ich schlage dir vor, die paar Wochen bis zu den Ferien noch der Gruppe, aber auch dem Geckentum fernzubleiben. Dann kommst du mit der Stammschar unter meiner Führung mit nach Masuren. Diese Fahrt wird zeigen, ob unsere Wege sich trennen oder nicht." Hans streckte dem Jüngeren die Hand hin, und freudig schlug Helmut ein.

So kam es, daß die Sieben auf der Masurenfahrt wieder vollzählig beisammen sein sollten. Darauf freuten sich alle.

Auch Detlev sollte diesmal mitkommen. Meister Kalbow war mit dem Jungen so zufrieden, daß er ihm zum Geburtstage — Detlev war gerade am Himmelfahrtstage siebzehn geworden — die Erlaubnis erteilte, vier Wochen Urlaub zu machen.

So war nun alles schön und gut, und die Zukunft lag in den hellsten Farben vor den Jungen. Sie wurden förmlich ungeduldig bei dem Gedanken, daß es bis dahin noch vierzig Tage dauern sollte. In der Schule strengten sie sich an, und nie kam es vor, daß ein Lehrer hätte sagen können, der Junge werde durch den Wandervogel vom Lernen abgelenkt.

Karlheinz vor allem hatte sich ganz wunderbar in die Arbeitsweise des Gymnasiums eingelebt, machte schnell weitere Fortschritte, und in einem Fach nach dem andern gelang es ihm, an die Besten der Klasse heranzukommen. Es war sicher nur noch eine Frage der Zeit, daß er die Lücken ausgleichen und durch seine natürlichen Gaben und seinen eisernen Lerneifer sich den ersten Klassenplatz erobern würde. Die Nachhilfestunden, die Doktor Runge, Hans und Helmut ihm gegeben hatten, waren schon Ostern fortgefallen.

Hans Runge selbst war ja nun dabei, in Hannover als Student eine ganz neue Art des Lernens kennenzulernen, und merkte, daß die Hochschule doch ungeheuer viel mehr fordert als das Gymnasium, wenn einer es mit dem Studium ernst meint. Er fühlte sich wohl

dabei und bereute nicht, das technische Fach gewählt zu haben; er war ein vorzüglicher Mathematiker und hatte Freude an den Aufgaben, die hier an ihn herantraten. Nebenbei war er in einen guten Turnverein eingetreten und trieb in seinen freien Stunden fleißig Leichtathletik. Was er sonst an Zeit erübrigte, das galt natürlich dem Briefwechsel mit seinen Warendorfer Jungen und der Vorbereitung der großen Fahrt nach Ostpreußen.

Ostpreußen sollten sie also sehen, das Land Immanuel Kants, das Stammland des preußischen Staates, das Land der riesigen Wälder und Seen, der Nehrung und der Steilküste, Masurens, der farbenfrohen litauischen Dörfer, des Deutschritterordens, das Land so voll geschichtlichen Erlebens, daß jedes Deutschen Herz höher schlagen mußte, wurde der Name Ostpreußen genannt. Dahin wollte Hans mit seinen Getreuen, und auch Pauper sollte diesmal wieder mit. Ja, das sollte wieder einmal ein Erlebnis werden, das für alle Zeit auf die Jungen und ihn wirken mußte, ein Erlebnis der Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes! Das ist diese Fahrt dann für die Jungen auch geworden, sogar weit mehr, als Hans vorher ahnen konnte.

Er wurde heiß, dieser Sommer 1914. Nun, da würde es eine feine Badefahrt werden; Wasser gab es ja genug dort oben. Zwei Wochen noch, dann kam die Zeit der Freiheit. —

Albrecht saß auf seiner Bude. Uh, wie heiß die Luft war! Er hatte bloß Turnhose und Turnschuhe an, trotzdem war ihm noch heiß. Auf seinem Arbeitstisch lag der Atlas, dabei der Seydlitz, in beiden Ostpreußen aufgeschlagen. Ob es wohl glücken würden, daß sie einen Elch zu sehen bekämen? Ach, die Wirklichkeit war ja viel, viel schöner, als Atlas und Lehrbuch beschreiben konnten! Und die Zeit wollte nicht laufen, nicht einmal die zwei Stunden bis sechs Uhr, auf welche Zeit der Junge sich mit Ullo, Karlheinz und Günter zum Schwimmen in der Badeanstalt verabredet hatte. Die Schularbeiten waren schon fertig. Wahrscheinlich würde es morgen ja doch Hitzeferien geben, wie schon heute. War das ein faules Leben! Aber langweilig war es auch.

Albrecht fing an, an einem „Totemstab" herumzuschnitzen. Die wunderlichsten Figuren hatte er schon darauf, aber immer noch fiel ihm etwas ein; man hätte schließlich wirklich meinen können, ein Forscher habe das Ding von einer Südseereise mit heimgebracht. Albrecht hatte Begabung zum Schnitzen. Nur hätte es ein geeigneteres Messer sein sollen; der Fahrtendolch, den er da hatte, war zwar auch recht scharf, aber doch reichlich unhandlich. Eigentlich war es unvorsichtig, mit dem Mordwerkzeug so zu hantieren. Wie leicht konnte das abrutschen, und dann saß es im Leib! Kaum waren die Gedanken des Jungen hier angelangt, als das Unglück auch schon eingetreten war: der Dolch war abgerutscht und tief in Albrechts Leib gefahren. Der Totemstab kollerte unter den Tisch. Ganz erstarrt saß der Junge da, so erschrocken, daß er nicht einmal den Stahl herausriß. Himmel, saß das Ding tief drin, sicher seine vier Zentimeter! Nun fiel er wohl gleich vom Stuhl und war tot. Sterben mußte er, gerade vor der großen Fahrt sterben! Die Augen des Jungen wurden feucht. Doch nein, wenn es schon bestimmt war, daß er sterben sollte, so wollte er auch als ganzer Kerl sterben, ohne Tränen und ohne Klage. Alles war eigentlich gar nicht so schlimm. Sterben tat offenbar lange nicht so weh, wie er immer gedacht hatte. Ja, wie ein Held wollte er den Tod empfangen! Schade nur, daß keiner dabei war, der seine Heldenhaftigkeit bewundern konnte. Ja, Mut ohne Publikum, das war ja wie eine Oper vor Felsblöcken. Nun, so sollten wenigstens ein paar Verse von seiner Hand den Freunden von seinem tapferen Sterben künden. Warum er wohl eigentlich immer noch nicht umfiel? Da mußte er an Epaminondas denken, von dem er in der Geschichtsstunde gehört hatte, daß er, verwundet, den Speer

Wanderlied

Es gibt nichts Schönres auf der Welt,
Als unterm blauen Himmelszelt
Zu wandern,
Mit Kameraden gleicher Art,
In festem Schritt und Tritt geschart,
Zu wandern.
Es gibt nichts Schönres auf der Welt.

Da geht es frisch durch Feld und Wald,
Wo stets ein frohes Lied erschallt
Beim Wandern.
Wir atmen Gottes Odem ein
Und baden uns im Sonnenschein
Beim Wandern.
Da geht es frisch durch Feld und Wald.

Und Jauchzen klingt und Jubelschrei,
Das Herz wird leicht, die Brust wird frei
Beim Wandern.
Im Freien kann der Mensch allein
Nur recht gesund und glücklich sein,
Beim Wandern,
Wo Jauchzen klingt und Jubelschrei.

Behüte, Gott, die Wanderschaft
Und gib uns immer Mut und Kraft
Beim Wandern!
O schöne Welt, du Gottespracht!
Die Jugend jauchzt, das Leben lacht
Beim Wandern.
Behüte, Gott, die Wanderschaft!

Hans Holdermund

Englische Schüler am Strande von Dungeneß bei einer Magenstärkung / Phot. Schirner, Charlottenburg.

im Leib gelassen habe, um die Kunde des Sieges der Seinen noch zu hören; dann habe der Held selbst das Eisen aus der Wunde gerissen und sei gestorben.

Albrecht wechselte vorsichtig die Hand, nahm den Knauf des Dolches in die Linke, holte dann mit der Rechten die Kladde heran, in die er seine Gedichte eintrug, schlug irgendwo in der Mitte auf und begann zu schreiben. Rasch, rasch! Wie bald vielleicht sank er schon vom Stuhl! Aber mit der Dichterei wollte es gerade jetzt durchaus nicht gehen; sonst kamen ihm die Gedanken und Reime viel besser. Den Dolch im Bauch, mit gerunzelter Stirn, saß der Junge da und grübelte. Ah, großartig!

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattrem Schlage;
Hier sieh ich an den Marken meiner Tage."

Doch wie? Das war ja überhaupt von Körner. Gemein, diese Klassiker, alles haben sie uns schon vorweggenommen, gemein! „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Ja, das war nun wieder von Goethe. Tatsächlich, man konnte nichts denken, was diese Leute nicht bereits ausgesprochen hatten. Das beste war, man lebte wie „ein Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte". Sieh da, auch Seume meldete sich! Und er, Albrecht Krause, ebenfalls Dichter, saß da in seiner Sterbestunde, und ihm fiel nichts ein, einfach nichts. „Seht, da sitzt er auf der Matte!" Ja, das war von Schiller. Verflixt noch mal, war es ihm denn vorbestimmt, hier Büchmanns „Geflügelte Worte" herzusagen, nun, wo er sterben sollte? Schließlich fielen ihm dann doch einige Reime ein, aber sie gefielen ihm selbst schon nicht mehr, kaum daß er sie niedergeschrieben hatte.

Wütend klappte Albrecht die Kladde zu. Wenn schon gestorben sein sollte, dann jetzt gleich. Er riß den Stahl heraus. Aber, was war denn das? Er fiel ja gar nicht um, er starb ja überhaupt nicht. Dabei hatte der Dolch doch tief drin gesessen mitten im Leib. Albrecht beugte sich nach vorn, zog mit den Fingern die Ränder der Wunde auseinander. Selbst die Blutung war nur recht gering. Es dauerte lange, bis der Junge begriffen hatte, daß er leben blieb. Heiaoho, Ostpreußen, nun komme ich doch! Das war sein Hauptgedanke. Dann stand er auf, holte seine Taschenapotheke und klebte sich ein Heftpflaster auf die Wunde. Nun war es aber höchste Zeit, zum Baden zu gehen.

Als Albrecht dann den Freunden die Geschichte erzählte, erklärten die natürlich, die Rettung sei nur durch eine vorhandene dicke Fettschicht zu erklären, und Albrecht dürfe künftig nicht mehr abstreiten, daß er einen Bierbauch habe. Das jedoch gab er keinesfalls zu. Er, der Meisterläufer, und einen Bauch! Das paßte wie grüne Seife auf Butterbrot.

Einer aber sollte durch Albrechts Begegnung mit dem Dolch noch eine heitere Stunde haben, und das war Professor Möller, der den mathematischen Unterricht in der Sekunda leitete. Schlug er da eines Tages das Heft „Geometrische Hausarbeiten von Albrecht Krause" auf, vermißte das Löschblatt und stieß beim Blättern darnach auf eine Seite, die alles andere, nur keine geometrische Aufgabe enthielt. „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben. — Quatsch! Das ist ja von Körner! — Warendorf, am Tage meines Todes, 16. Juni 1914 — An meine Lieben!

Ich hatt' das Leben gerne,
Mein Sinn stand in die Ferne,
Da tritt der Tod heran.
Ich will ihn kühn empfangen,
Will nicht vorm Scheiden bangen,
Will sterben als ein Mann.
Ich werde euch umschweben,
In eurem Erdenleben
Stets schützend um euch sein.
Zwar könnt ihr mich nicht sehen,
Doch werd' ich bei euch stehen
Als ein verklärter Schein.

Grüßt mir Ostpreußen! Euer Albrecht."

Ja, das stand da nun alles so in dem Geometrieheft, und unter dem Worte Albrecht war ein besonders schwungvoller Abschiedschnörkel. Der Junge hatte versehentlich ein falsches Heft erwischt.

Der Oberlehrer, der ausgesprochenen Sinn für Humor besaß, kam in seinen Vermutungen über den Anlaß zu diesem seltsamen Aufschrieb der Wahrheit recht nahe und lachte lange und herzhaft. Wer aber beschreibt das Erstaunen des Jungen, der von der Verwechslung der Hefte noch nichts wußte, als Doktor Möller ihn an einem Tage der nächsten Woche auf dem Schulhofe zu sich heranrief und ihn folgendermaßen ansprach: „Sag mal, Krause, wer gehört eigentlich alles zu deinen Lieben?"

„Meine Eltern, Herr Professor."

„Sonst niemand?"

„Meine Freunde."

„Und ich? Ich wohl nicht, was?"

Albrecht dachte, dem sonst so vernünftigen Lehrer müsse nicht ganz wohl sein und man dürfe ihn nicht reizen. „Auch Sie, Herr Professor", stotterte er also.

„Na, dann bin ich beruhigt, du verklärter Schein; dann wirst du mich ja ebenfalls umschweben." Damit drehte Doktor Möller kurz bei und ließ den Jungen stehen, der erstarrt war wie Lots Weib. Als Doktor Möller sich aber kurz umdrehte und Albrechts vor Fassungslosigkeit ganz verblödetes Gesicht sah, bekam der Lehrer einen derartigen Lachanfall, daß auch unter den übrigen Schülern die Annahme auftauchte, Herrn Professor Möller habe die Hitze Schaden getan. Albrecht jedoch war ihm für seine Person von Herzen dankbar, daß er das Sterbegedicht nicht einem größeren Kreise zur Kenntnis gebracht hatte. Im übrigen schlug Albrecht noch am gleichen Tage die Kladde, die seine „Gesammelten Werke" enthielt, in anderes Papier ein, damit ihm eine solche Verwechslung nicht wieder unterlaufen konnte. Von dem Gedicht erzählte er nicht einmal den Freunden etwas, denn Spott ist das, was Dichter am allerwenigsten vertragen können. (Fortsetzung folgt)

Im englischen Schullager

Von Dr. Joseph Bihl

Unsere Leser haben wohl alle schon von den Schullandheimen gehört oder sind gar selbst schon in einem solchen gewesen. Sie haben sich erzählen lassen oder haben selbst alle die Herrlichkeiten gekostet, die der freiere Schulbetrieb draußen in Gottes Natur und in enger Verbundenheit mit den Kameraden, fern von der Stadt

Die Obertertia einer Londoner höheren Schule vor der Abfahrt ins Landheim / Phot. Schirner, Charlottenburg.

und ihrer Unruhe, fern von dem gewohnten Einerlei des Schultags mit sich bringt. Mit genau derselben Begeisterung sehen jeden Frühsommer auch die englischen Schüler der Zeit entgegen, da sie die Großstadt für die letzten vier Wochen des Sommersemesters vertauschen dürfen mit einem Aufenthalt am Meere. Wir sehen auf einem unserer Bilder die strahlenden Gesichter einer Obertertia, die sich auf einem der fünfzehn großen Bahnhöfe der Achtmillionenstadt London eingefunden hat, um in eines der Schullager an der englischen Südküste zu eilen, dorthin, wo sich der Atlantik durch den Kanal nach der Nordsee zwängt.

Mancher wird erstaunt fragen, ob es denn in London selbst viele höhere Schulen gibt. Die Lehrbücher erzählen doch, daß die englischen höheren Schüler ihre Schulzeit in der Regel in ländlichen Erziehungsheimen verbringen, etwa in Eton bei Windsor an der Themse oder in Harrow nördlich von London oder in Godalming in der Grafschaft Surrey oder in einem andern der zahlreichen englischen Internate. Dort freilich stehen den Jungen riesige Spielplätze und Parkanlagen und meist auch ein Fluß zum Rudern und Schwimmen zur Verfügung. Allein diese Anstalten können wegen der sehr hohen Schulgelder nur von den Söhnen begüterter Eltern besucht werden, und da in England nur zwanzig v. H. der Bevölkerung zur besitzenden Klasse gehören und fast ein Fünftel der Bevölkerung gerade so viel verdienen, wie sie zum Unterhalt benötigen, so müßten die meisten Buben eine höhere Schulbildung entbehren, wenn nicht durch zahlreiche städtische höhere Schulen, die in ihrem Aufbau den unsrigen gleichen, für sie gesorgt wäre. Diese neueren Schulen bestehen in England erst seit dreißig Jahren. Bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts hat das konservative England nur den Söhnen vermöglicher Eltern eine höhere Bildung gegönnt. Der Vollständigkeit halber muß allerdings gesagt werden, daß eine nicht zu knapp bemessene Anzahl Freistellen es wenigstens den begabtesten Kindern einfacherer Kreise möglich gemacht hat, sich in die Reihen der Bevorzugten zu mischen. Der Dichter Bernard Shaw schildert einen solch glücklichen Jungen, den Sohn eines Kellners, der sich zu einem erfolgreichen Rechtsanwalt aufgeschwungen hat, in einem seiner bekanntesten Lustspiele „You Never Can Tell (Man kann nie wissen)".

Einer Tagesschule — wie man die neueren städtischen Schulen im Unterschied zu den Pensionaten oder Boarding Schools nennt — gehören auch die Jungen auf unsern beiden Bildern an mit ihren eng anliegenden Mützen, die vorn das Wappen der Schule tragen. Klassenmützen können wir sie nicht nennen, weil sie nicht die Klasse bezeichnen, sondern das „Haus", dem der Träger angehört. Was soll das heißen? Nun, in den alten Pensionaten wohnen die Schüler nicht in einem gemeinsamen großen Gebäude zusammen, sondern je fünfzig bis sechzig Schüler bewohnen ein besonderes Haus. Diese Schar hält natürlich besonders zusammen und hat ihren eigenen Hausstolz, der sich entweder auf gute wissenschaftliche, gute sportliche oder sonstige besondere Leistungen gründet. Solche „Häuser" oder Gemeinschaften bilden auch die Tagesschüler. Jedes „Haus" hat seinen besonderen Namen und seine besondere Farbe und bemüht sich, seinen guten Ruf zu erhalten und zu vermehren.

Durch den Garten Englands, wie man den zwischen London und dem Meere gelegenen schönen Erdenfleck mit seinen Parken und Flüßchen, seinen heckenumsäumten Obst- und Hopfengärten nennt, führt der Zug die jungen Großstädter, die sich trotz aller Freude ruhiger und beherrschter benehmen, als es ihre deutschen Kameraden bei ähnlichen Anlässen zu tun pflegen, der Küste zu, nach Dymchurch zwischen Folkestone und Hastings, mitten in das Marschland von Romney in der Grafschaft Kent.

Schnell hat der Direktor, dort Headmaster genannt, die Betten in den einfachen Hütten verteilt, schnell sind die Koffer verstaut, nachdem die Jungen in aller Hast die Badeanzüge herausgerissen haben, und im Laufschritt geht es zu dem kaum fünfzig Meter entfernten feinsandigen Strand, um das erste Bad in salziger Flut zu nehmen. Hei, wie sie da plantschen und spritzen und tollen und sich von dem nie ganz ruhigen Wasser wiegen lassen! Hei, wie sie sich freuen über die in weiter Ferne langsam dahinziehenden Schiffe! Manch einer mag wohl auch träumen von der Zeit, da er auf solchem Schiff mit großen Hoffnungen hinauszieht in irgend einen Teil des weltweiten britischen Reiches.

Der dem Bade folgende Tee mit Butterbrot, Marmelade und Kuchen findet mächtigen Anklang. Gilt es doch, sich zu neuen Taten zu rüsten: zum Kricketspiel. Die Ausrüstung, Stöcke, Schläger, Bälle, Beinschutz und Handschuhe, vergessen englische Jungen nie mitzunehmen. Der hinterste Junge auf unserm zweiten Bilde trägt die längliche, mit zwei Griffen versehene Krickettasche auf den Schultern. Dann wird gespielt bis zum Abendessen und darauf nochmals, bis die Dunkelheit einfällt. Vor dem Schlafengehen versammelt sich die ganze Schule, das heißt die acht im Lager befindlichen Klassen, zum Abendgebet. Nachdem der Headmaster dieses gesprochen, entläßt er die Jungen ins Bett. Das Hallo am ersten Abend können unsere Leser sich denken und die tollen Streiche auch, denn darin sind sich alle Jungen gleich.

Der nächste Vormittag dient, wie alle Vormittage, der Schularbeit. Nach Frühstück und Morgengebet beginnen die Unterrichtstunden um neun Uhr. Da so viele Schüler und zehn Lehrer im Lager sind, läßt es sich ermöglichen, einen festen Stundenplan durchzuführen. Nur sitzen die Schüler nicht in dumpfen Klassenzimmern, jede Klasse sucht sich vielmehr einen Fleck auf dem weiten Spielfeld aus, wo sie, um den Lehrer gelagert, ihren Unterricht empfängt. Wer des Morgens über die weite Marsch wandert, wird auch dort am Wegrand immer wieder Schülergruppen sitzen finden,

die Anschauungsunterricht in Botanik oder Erdkunde genießen oder nach der Natur zeichnen dürfen. Nur Mathematikunterricht findet im Schulsaal statt. Um die Mittagzeit wird die Arbeit beschlossen; der Rest des Tages gehört dem Sport, dem Spiel und dem Baden.

Einmal in der Woche zieht jede Klasse zu größerer Fahrt ins kentische Land. Von zwei Ausflügen will ich noch kurz erzählen. Das eine Mal ging es zum Leuchtturm von Dungeneß. Der liegt weit draußen auf einer Landnase, wo weder Baum, noch Strauch, noch Gras dem Blick sich bieten. Dort sind die Jungen bis an die Knöchel im Kies fast zwei Stunden gewandert, und wer das selbst einmal macht, der wird schon merken, welche Anstrengung das ist, und wird die Lust verstehen, mit der die vier Freunde auf unserm ersten Bilde die mitgenommenen Butterbrote verzehrten, um sich zu stärken für die Besteigung des Leuchtturmes, dessen Licht allnächtlich den Kanal bestreicht bis fast hinüber zur festländischen Küste von Boulogne.

Das andere Mal wurden die Jungen auf Autobussen durch liebliche südenglische Landschaft nach Canterbury geführt, der Hauptstadt des einstigen Königreiches Kent, von der aus im siebenten Jahrhundert fast ganz England zum Christentum bekehrt wurde.

Im Jahre 597 waren römische Benediktinermönche unter Führung ihres Priors Augustinus am gleichen Orte, auf dem heute das Schullager liegt, gelandet und in die Residenzstadt des Königs gezogen, da sie von seiner Gemahlin, die eine französische Prinzessin und Christin war, Unterstützung erwarten konnten und auch erhielten. Augustinus wurde später der erste Erzbischof und Primas von ganz England, und diese Würde ist den Kirchenfürsten von Canterbury bis heute geblieben. Aber zum Mittelpunkte alles religiösen Lebens in England wurde die Stadt doch erst seit der Ermordung des großen Erzbischofs und Kanzlers des Königs Heinrich II., Thomas a Becket, im Jahre 1170 durch zwei normannische Adlige. Zu seinem Grab wallfahren Millionen und aber Millionen schon mehr als siebenhundert Jahre lang, während des Mittelalters aus gläubiger Frömmigkeit, in der Neuzeit aus Liebe zur heimischen Vergangenheit und zur englischen Staatskirche, die sich im sechzehnten Jahrhundert von der römisch-katholischen Kirche abgespalten hat.

Canterbury hat sein altertümliches Gesicht noch in weitem Umfang gewahrt. Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude und Ehrfurcht die jungen Engländer durch die alten Tore und engen Gassen der Stadt wanderten zur gewaltigen Kathedrale mit ihrer prachtvollen gotischen Architektur, ihren herrlichen Grabmälern und Kapellen und ihrem mittelalterlichen Kreuzgang. Nachdem die Schüler, von ihren kundigen Lehrern geführt, ein großes Stück ihrer nationalen Vergangenheit erlebt hatten, schauten sie zum Schluß auch noch ein Denkmal, das sie an die Anfänge des technischen Zeitalters erinnerte: Stephensons „Invicta", die erste brauchbare Lokomotive vom Jahre 1814, die im Stadtpark von Canterbury Aufstellung gefunden hat.

Pfingstpflanzen und Pfingsttiere

Der Volksmund benennt manche Pflanzen und Tiere nach Pfingsten, weil sie gemeinhin um diese Zeit erscheinen beziehungsweise blühen.

Von Pflanzen kennt jeder die Pfingstrose, die allerdings an eine große Rose erinnert, nach dem lateinischen Namen auch Päonie genannt, eine Gartenzierpflanze aus der Familie der Hahnenfußgewächse. Sie ist eine Staude mit großen geteilten Blättern und schönen

Schwindelfrei!

Die erste Voraussetzung des Schornsteinfegerberufs ist Schwindelfreiheit / Phot. Titania.

Blüten, die meist rot oder weiß sind. Sie wird in vielen Spielarten gezogen, auch gefüllt. Da sie um Pfingsten blüht, ist sie so recht zum Sinnbild des „lieblichen Festes" geworden. Die Pflanze stammt aus Südeuropa und kommt in Süddeutschland auch wild vor. Ihre knolligen Wurzeln wurden früher als Heilmittel benutzt, besonders gegen Gicht, daher auch der Name Gichtrose.

Auch eine Nelkenart heißt Pfingstnelke (Dianthus caesius), obwohl sie erst später blüht. Sie findet sich selten in Felsengebieten und sandigen Kiefernwäldern. An den blaugrünen Stengeln und Blättern ist sie zu erkennen. Sie blüht rosenrot.

Bekannt ist auch der Pfingstvogel, gemeinhin aber Pirol, Goldamsel oder nach seinem Ruf Vogel Bülow genannt. Er ist ein schöner Vogel von Amselgröße. Von Ansehen kennen ihn freilich die wenigsten, da er recht scheu ist und sich gern im dichten Laub versteckt hält; sein Lockruf „Düdelüo" aber ist jedem bekannt. Das Männchen ist goldgelb mit schwarzen Flügeln und schwarzem Schwanz. Weibchen und Junge sind weniger auffallend und schön: grünlich, unten weiß, etwas schwarzfleckig. Im Mai kommt der Pfingstvogel von Nordafrika und Kleinasien zu uns zurück, und jeder hört mit Freuden seinen melodischen flötenden Ruf. Er ist ein kunstvoller Nestbauer, insofern er das Nest in eine Astgabel hängt, indem er die Fasern des Nestrandes um die Äste wickelt. Es wird aus Bast und Rinde gemacht, doch holt sich der Vogel dazu auch gern allerhand Papierfetzen. Baldamus erzählt, daß man in Frankreich einmal in einem Pirolnest eingeflochten einen Tausendfrankschein fand. Der Pfingstvogel ist als starker Raupenvertilger ein willkommener Gast unserer Gärten. Freilich räubert er auch gern unter den reifen Kirschen. Das muß man mit in Kauf nehmen. Jedenfalls gehört er zu den schönsten Vögeln unseres Vaterlandes, das er freilich schon im August wieder verläßt, um lindere Lüfte aufzusuchen.

Pfingstpredigt / *Zu dem Gemälde von Gebhard Fugel*

Pfingsten, das herrliche Frühlingsfest, ist das kirchliche Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes, jener großen, wunderbaren Begebenheit, davon uns Lukas in der Apostelgeschichte berichtet.

Christus, der nach seinem Tode sich den Jüngern als der Ewiglebende bezeugt hatte, gab ihnen vor seiner Auffahrt den Befehl, nicht von Jerusalem zu weichen, sondern daselbst auf die Verheißung des Vaters zu warten, der ihnen als Tröster und Helfer den Heiligen Geist schicken würde; „denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem Heiligen Geiste getauft werden nicht lange nach diesen Tagen."

Sie warteten in Geduld, bis der Morgen der Pfingsten anbrach und das Brausen eines gewaltigen Windes das ganze Haus erfüllte, darin die Getreuen betend beisammen saßen. Und der Heilige Geist, der Geist Gottes, erfüllte sie alle. Es war, als ob Feuer vom Himmel gefallen sei, und in heiligster Begeisterung, mit brennendem Herzen begannen sie zu predigen.

Viel Volks war in der Stadt; gottesfürchtige Männer aus aller Welt waren zusammengeströmt, und sie verwunderten sich dessen, was geschah. Die Jünger Jesu, schlichte Leute aus Galiläa, predigten mit Feuerzungen das Reich Gottes, und ihre Rede war so packend, ihre Begeisterung so zwingend, daß jeder der Fremden meinte, sie in seiner Sprache reden zu hören. Aufgeregt wogten sie durcheinander in ihren farbigen orientalischen Gewändern, die Juden und Judengenossen, die Kreter und Araber, Ägypter und Phrygier und wie sie sonst nach ihrer Landeszugehörigkeit genannt wurden, dazwischen aber die Angehörigen der Weltmacht, die in Palästina gebot: die stolzen Römer.

„Was will das werden?" tönte der Ruf von allen Seiten. Doch auch der Spott der Überlegenen mischte sich ein: „Sie sind voll süßen Weines."

Petrus führte seine Schar mitten durch den Aufruhr hindurch, trat auf des Tempels Stufen und begann die erste große Pfingstpredigt. So mächtig überzeugend wirkte seine Verkündung des durch Jesum Christum gestifteten Gottesreiches und die Auslegung der alten Prophetie Israels, die nun in Erfüllung gegangen war, vor ihren Augen und Ohren, daß die Hörenden hinzudrängten und eifrig fragten: „Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?"

Und Petrus sprach: „Tut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, so werdet auch ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes!" Nun strömten sie von allen Seiten herzu, die Taufe der Jünger zu empfangen, und es wurden getauft bei dreitausend Seelen.

So wurde an dem Tage der Pfingsten die erste christliche Gemeinde gestiftet und damit der Grundstein gelegt zur christlichen Kirche.

Herrlich klingt das Zeugnis über diese ersten Getauften durch die Jahrhunderte bis zu uns herüber: „Sie blieben aber alle in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet."

Unser Bild gibt uns nach dem Gemälde von Gebhard Fugel eine Darstellung der Pfingstbegebenheit. Der blaue Frühlingshimmel des Orients wölbt sich über der im Licht schwimmenden hochgebauten Stadt Jerusalem. Auf den Quadern der Tempelstufen, von wo der Heiland so oft seine Rede hinausschallen ließ ins Volk, steht heute am Pfingstmorgen Petrus, der in der Kraft des Heiligen Geistes die Menge zu Buße und Taufe ruft. Unten auf dem weiten Platz wogt es Kopf an Kopf, die buntfarbigen Gewänder leuchten in der Sonnenglut, aller Augen brennen und alle Lippen schweigen. Gewaltig ist des frommen Mannes Rede, sie zwingt die Herzen. Andächtig bereit, ein neues Leben in Gott zu beginnen, nahen Männer und Frauen, jung und alt, der Stelle, wo einer der Jünger in der Kraft des Heiligen Geistes die Taufe vollzieht. Ein Knabe hat das Wasser zum Vollzug der Heiligen Handlung

Pfingstpredigt.

Nach einem Gemälde von Gebhard Fugel.

in einem der weitbauchigen Tempelgefäße vom Siloahquell heraufgeholt, wie es geschah, wenn die Juden ein frohes Fest im Tempel feierten.

Einst, am Feste der Laubhütten, dem glänzendsten der jüdischen Tempelfeste, als bei Sonnenaufgang die Leviten nach altem Brauch an den Siloahquell hinabgestiegen waren, um das Wasser für den Tempeldienst zu holen, erhob sich Jesus von den Tempelstufen und rief in das Volk, das die ganze Nacht im Vorhof verbracht hatte, hinein: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Und wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Der Evangelist fügt erklärend hinzu: „Das sagte er von dem Geist, welchen empfangen sollten, die an ihn glaubten. Denn der Heilige Geist war noch nicht da, denn Jesus war noch nicht verklärt."

Nun aber — am Pfingsttage — ist die große Stunde gekommen, wo der Heilige Geist mit seiner befreienden, erlösenden Kraft ausgegossen wird auf alle, die seine Jünger sein wollen.

Die Stimmung einer heiligen Weihe liegt über dem Pfingstbilde des Malers. Jede Haltung der Hörer, jede Miene der Gesichter spiegelt ihre seelische Ergriffenheit wider.

Das liebliche Pfingstfest kommt jetzt wieder zu uns wie in jedem Jahre. Möchten wir neben allem Erfreulichen, das es uns bringt, auch einen Hauch jener Weihestimmung verspüren, die unser Bild durchweht!

Die Gefangenen des Berges

VON VIKTOR HELLING

Die Abendsonne überglänzte das Mar de Palha, die achtzehn Kilometer breite Bucht, die der Rio Tejo südöstlich von Lissabon bildet. Goldene und kupferfarbige Streifen brannten auf der Bucht, karminrot glühten die Küsten, zauberhaft klar lag am andern Ufer das über unzählige Hügel verstreute Häusermeer, und eine violette Wolke schwebte im Nordwesten über der Serra de Cintra, über den Montes Lunae der alten Römer; scharf umrissen trat am Horizont der maurische Zackenbau des uralten Schlosses hervor.

Ingenieur Werner Detloff sah verträumt in die Ferne; aber die Stimme Mynheer Heeskerkes rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Der Mynheer stand vor seinem großen Bootshause in Quinta do Montijo. Die Sonne traf sein glattrasiertes Gesicht im Profil, so daß der scharfe Schnitt seiner Züge mit der Adlernase gespenstisch groß als Schatten an der weißen Holzwand erschien. „Was könnten Sie an dem Vertrag aussetzen, Herr? Ich habe Ihnen nun alles gesagt, was gesagt werden mußte. Wollen Sie mitfahren oder nicht?"

Werner Detloff überlegte noch einen Augenblick, während er schon den Füllfederhalter, den ihm der Holländer zugeschoben hatte, in der Hand hielt.

„Wittern Sie eine Gefahr?" Mynheer Heeskerke hatte ein spöttisches Lächeln um die Lippen. „Dann hätte ich Ihnen nicht die Geschichte von Affonso Pereira erzählen sollen, wie?"

„Gefahr?" Der Deutsche nahm das Blatt, auf dem der Vertrag stand, und unterschrieb. „Unterschätzen Sie mich nicht, Mynheer Heeskerke! Sie mißdeuten mein Zögern; ich rechnete nur aus, ob ich noch rechtzeitig meinen Dampfer erreiche, der mich nach Hamburg führen soll, wenn ich nun mit Ihnen fahre."

„Bis zu der von Ihnen beabsichtigten Abreise hat es noch acht Tage Zeit. Bis dahin haben wir alles erledigt. Was sollte es für Zwischenfälle geben?" Mynheer Heeskerke steckte den unterschriebenen Vertrag, in dem sich Detloff verpflichtete, ihn auf einer Versuchsfahrt an Bord der „Nederland" zu begleiten, befriedigt in die Brieftasche. „Ich darf Sie also morgen früh hier erwarten? Werden Sie in Barreiro bleiben?"

„Ich werde bei Freunden in Lavradio bleiben", antwortete Werner Detloff.

„Ah, richtig, da wohnen Deutsche! Das ist gut für Sie. Ich kenne den Besitzer der Korkfabrik da drüben. Heißt er nicht Dieterichs? Da sind Sie natürlich besser aufgehoben als in Barreiro. Sagen wir also morgen um sechs!"

„Ich bin auf die Minute pünktlich hier, Mynheer Heeskerke. Haben Sie noch Wünsche?"

Der Holländer schüttelte den Kopf. „Nein. Sie dürfen sogar Ihrem Freund in Lavradio erzählen, um was es sich handelt. Das ist ein zuverlässiger Mann. Grüßen Sie ihn und seine Gattin von mir! Nur vor portugiesischen Ohren wollen wir unsere Sache vorläufig möglichst geheimhalten, insbesondere die Zeit unserer Ausfahrt; wir bekommen sonst neugierige Zuschauer. Und was die Portugiesen wissen, erfährt dann ebenso geschwind ein Englishman, die hier überall ihre Nase haben, wann und wo es etwas auszuschnüffeln gibt. Und unsere ‚Nederland' wäre ihnen ein gefundener Bissen."

„Will ich Ihnen glauben, Mynheer Heeskerke!" Werner Detloff lächelte. Dann verabschiedete er sich von dem Holländer und dessen Bootsmeister und schlug eine schnelle Gangart an, um noch vor Einbruch der Dunkelheit das Dorf Lavradio zu erreichen. Wie der Bootsplatz Quinta do Montijo, lag es am Südende des Mar de Palha, das jetzt zur Zeit der Ebbe weit zurückgetreten war. Werner Detloff wanderte den Strand entlang, umschritt die ausgedehnten Salinen, die sich längs dem Ufer hinzogen, und stieß endlich auf die Geleise einer Feldbahn, während am jenseitigen Ufer der Bucht die ersten Lichter der Großstadt aufzuleuchten und gleich flimmernden Gewinden die Hügel hinaufzuklettern begannen. Nun wußte er, daß

er schon auf dem Grund und Boden des Fabrikanten stand, zu dem ihn heute sein Weg führen sollte, und da sah er auch bereits das einladende Licht des einsam vor dem eigentlichen Ort Lavradio gelegenen Wohnhauses. Ein Hund schlug an, und bald sah sich Werner Detloff von seinen Landsleuten willkommen geheißen.

Seine Bitte, die Nacht in dem Landhaus verbringen zu dürfen, wurde sofort bereitwilligst gewährt; war Werner Detloff doch in einsamer Waldgegend in der südlichsten Provinz des Landes, in Algarve, mit dem deutschen Fabrikbesitzer bekannt geworden. Dieser hatte dort sein kostbares Korkeichenholz besichtigt und geprüft, während Werner Detloff dem Rufe einer portugiesischen Brückenbaugesellschaft gefolgt war, die unversehens ihre Arbeiten eingestellt und das gesamte Personal entlassen hatte. Um eine Enttäuschung reicher, um eine Hoffnung ärmer, war der junge deutsche Ingenieur nach Lissabon zurückgekehrt.

„Wir glaubten Sie schon auf dem Wege nach Deutschland, da wir nichts mehr von Ihnen hörten. Wie gut, daß Sie noch einmal bei uns hereingucken!" sagte Herr Dieterichs. Seine Frau, die mit den Knaben beim Abendessen saß, fügte herzlich hinzu: „Sie wären hier immer willkommen gewesen. Mein Mann hat mir erzählt, wie übel Ihnen die Gesellschaft mitgespielt hat. Wir haben Sie so bedauert. Es war schändlich, daß man Sie vertraglich anstellte und dann fast ohne Mittel sitzen ließ. Man muß hier sehr vorsichtig im Unterschreiben eines Vertrags sein. Können wir Ihnen irgendwie helfen?"

„Vielen Dank, gnädige Frau! Zur Heimreise reichen meine Mittel gerade noch aus. Und was das Unterschreiben eines Vertrages anlangt, so ist mir, fürchte ich, nicht zu helfen. Eben habe ich wieder einen Vertrag unterschrieben, wenngleich nur einen, der mich bloß auf wenige Tage verpflichtet — sagen wir auf acht Tage."

„Eine Stellung auf acht Tage? Was könnte das wohl sein?"

„Eine Stellung bei einem Erfinder", gab Werner Detloff zur Antwort. „Der Mann läßt sich Ihnen übrigens empfehlen. Sie kennen Mynheer Heeskerke?"

Herr Dieterichs horchte auf. „Das will ich meinen! Wir kennen den Holländer seit Jahren. Man trifft sich und tauscht einen Gruß. Er liegt viel auf dem Wasser. Sommers über wohnt er am diesseitigen Ufer. Er handelt mit Segelbooten und hat auch eine kleine Werft, eine Zimmerei eigentlich nur, da drüben auf der grünen Landzunge."

„Von dort komme ich eben."

„Oh, da wissen Sie ja Bescheid! Man nennt ihn hier allgemein ‚den Bastler'. Er läßt niemand in sein Bootshaus. Man hört über ihn allerlei munkeln. Die Leutchen hier sind nun einmal verteufelt abergläubisch. Es gehe nachts in dem Bootshaus um, so erzählen sich die törichten Menschen. Die vernünftigeren wissen, daß Mynheer Heeskerke einfach auch nachts in seinem Häuschen Versuche anstellt oder, wie ich es nenne, etwas zusammenbastelt. Damit scheint es seine Richtigkeit zu haben, da Sie ihn einen ‚Erfinder' nannten. Wo lernten Sie ihn denn kennen?"

„In dem Gasthof drüben in Lissabon, den Sie mir empfahlen."

„Hätte ich mir denken können. Ja, da pflegt der Mynheer mitunter zu speisen."

„Er hörte dort vom Wirt, daß ich — wie ich's den Abend zuvor dem Wirt im Verlaufe eines Gesprächs erwähnt hatte — im letzten Kriege auf einem Unterseeboot gefahren sei. Er schritt dann gleich auf mich zu und erklärte mir, daß ich ihm wie gerufen komme. Eben war ich in dem Bootshaus in Quinta do Montijo, und morgen werde ich mit Mynheer Heeskerke in See stechen, denn was der Holländer da seit Jahr und Tag in aller Stille ‚zusammengebastelt' hat, ist nichts anderes als ein neuer Typ eines Unterseebootes."

„Alle Wetter! Dann ist er also doch ein Erfinder?"

„Man könnte richtiger sagen: der Erbe eines genialen Kopfes. Mynheer Heeskerke gab unumwunden zu, daß die Pläne ursprünglich von einem Portugiesen stammen, von einem portugiesischen Monteur, der das Modell zu dem höchst erstaunlich verbesserten Tauchboot in Indien angefertigt und dem es Mynheer Heeskerke abgekauft hat. Dieser Monteur hat leider weder die Verwirklichung seiner Erfindung erlebt noch von dem erlösten Gelde etwas gehabt. Am Vorabend des Tages, an dem er mit Mynheer Heeskerke seine erste Versuchsfahrt antreten wollte, fanden sie ihn mit durchschossener Schläfe in der Nähe seines Sommerhäuschens an der Bucht von Cascaes."

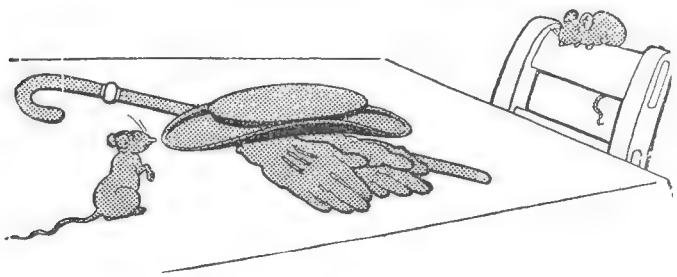
„Himmel, was erzählen Sie da! Dann kann es sich nur um den unglücklichen Senhor Pereira handeln", rief Herr Dieterichs erstaunt.

„Das war in der Tat der Name, den mir Mynheer Heeskerke nannte."

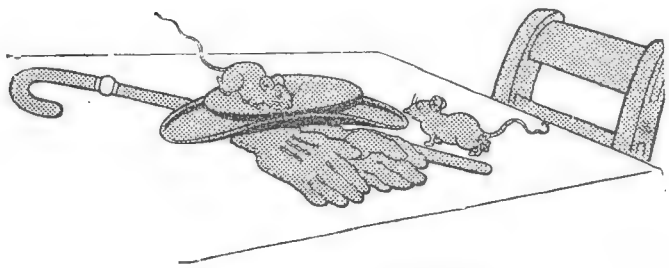
„Alle Zeitungen waren damals von dem abscheulichen Verbrechen voll, aber daß der ermordete Affonso Pereira ein Tauchboot erfunden und die Absicht gehabt hat, mit Mynheer Heeskerke eine Probefahrt zu machen, ist uns etwas ganz Neues. Davon ist kein Wort in die Öffentlichkeit gedrungen." Die Ehegatten wechselten einen erstaunten Blick. „Mynheer Heeskerkes Name ist nie im Zusammenhang mit jenem schrecklichen Ereignis genannt worden."

„Das ist in der Tat seltsam", sagte Werner Detloff, „und ließe sich nur damit erklären, daß Heeskerke unter allen Umständen das Geheimnis seines Tauchboots gewahrt wissen wollte, wie er das auch heute noch wünscht. Er hat mir nur erlaubt, Sie ins Vertrauen zu ziehen. Noch

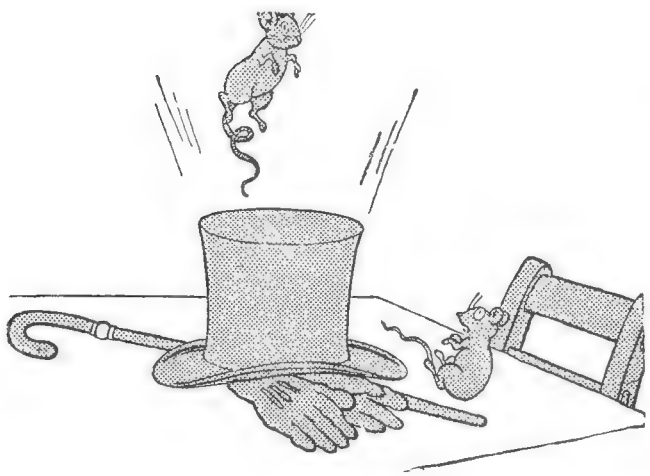
Der verkannte Chapeau claque



1. „Mäusel, komm, schau an den Teller!
So was sah ich nie im Keller.
In den falt'gen Seitentaschen
Gibt es sicher was zu naschen."



2. „Mäuserich, komm, laß uns suchen!
Denn da drinnen ist doch Kuchen.
Du kannst oben dich bemühen,
Ich will an der Seite ziehen."



3. Und sie zerren, reißen, schieben,
Haben es gar toll getrieben.
Plötzlich kracht es: Knack, knack, knack!
Explosion im Chapeau claque.

seltsamer aber mutete mich des Mynheers Antwort auf meine Frage an, ob der Unmensch, der Affonso Pereira erschossen und beraubt habe, entdeckt worden oder entkommen sei. Mynheer Heeskerke antwortete: ‚Entkommen? Schwerlich. Er wird tot sein wie sein unglückliches Opfer.' — Haben denn die Behörden den Täter ermittelt?"

„Sie haben nicht die geringste Spur gefunden", erwiderte Herr Dieterichs. „Die Vermutungen des Holländers sind mir völlig rätselhaft. Es hat den Anschein, als ob er mehr wisse als die Behörden, und ich werde unter allen Umständen Mynheer Heeskerke sofort nach seiner Rückkehr von Ihrer Versuchsfahrt um Rede und Antwort bitten."

„Das mußt du tun", sagte die Hausfrau. „Aber nun laß uns nicht länger nutzlos grübeln! Fast möchte man glauben, Mynheer Heeskerke habe unserm Gast ein Märchen erzählt."

Der Fabrikbesitzer schüttelte den Kopf. „Das will mir nicht einleuchten. Sie werden gut daran tun, lieber Detloff, die Rede recht bald wieder auf jene rätselhafte Äußerung zu bringen. Nicht nur die Allgemeinheit hat ein Recht darauf, die volle Wahrheit zu erfahren, sondern auch die hinterlassene Witwe des toten Pereira, die in Cascaes in Armut leben soll, wie die Zeitungen schrieben."

„Für die aber, was du nicht vergessen darfst", fuhr die Hausfrau fort, „ein Ungenannter hochherzig eine stattliche Summe gestiftet hat, wie später in denselben Blättern zu lesen war."

„Das ist richtig, und fast wäre man nach allem, was wir heute hörten, versucht zu glauben, der unbekannte Wohltäter sei niemand anderes als der Holländer. Auf jeden Fall lernen Sie einen absonderlichen Menschen kennen. Ob das Boot, das er zu Wasser lassen will, etwas taugt, wird sich ja bald herausstellen."

„Innerhalb acht Tagen; das ist die vertragliche Frist", erwiderte Werner Detloff. „Vielleicht melde ich mich schon früher bei Ihnen von unserm Unternehmen zurück. Nach dem, was ich in Quinta do Montijo gestern und heute gesehen habe, zweifle ich nicht, daß sich Mynheer Heeskerkes Erwartungen, die er auf seine ‚Nederland' setzt, erfüllen."

Da ließ sich eine helle Knabenstimme vernehmen. „Acht Tage! Wir haben doch gerade Ferien, Vater. Laß mich mitfahren!" bat Karlheinz. Auch Egon, der Jüngste, war plötzlich Feuer und Flamme. „Der Onkel muß uns mitnehmen! Sag's ihm doch, Vater!"

„Ausgeschlossen!" erklärte der Vater. „Solche Versuchsfahrt in einem Tauchboot ist kein Kinderspiel. Mutter würde keine ruhige Minute haben, und Mynheer Heeskerke würde euch etwas pusten, wenn ich ihm sagen wollte, ihr wünschtet, ihm und seinen Leuten zwischen den Beinen herumzukrabbeln."

„Vater hat recht; es geht wirklich nicht, daß ihr mitkommt", sagte Werner Detloff und strich den beiden Jungen über die Welle blonden Haares, die ihnen in

die Stirn sprang. „Wir haben einen zu engen Roof (Mannschaftsraum) auf dem Boot, der ganz und gar nicht für Gäste eingerichtet ist. Dann denkt euch eine achttägige Spazierfahrt unter Wasser nur nicht als reine Freude! Statt die erhofften Herrlichkeiten zu finden, würdet ihr etwas darum geben, wenn ihr die frische, klare Luft einatmen könntet, die ihr hier habt."

Das vermochte die Jungen zwar nicht völlig zu überzeugen, aber sie sahen ein, daß ein weiteres Bitten und Betteln fruchtlos war, und so sagte Karlheinz nur noch: „Aber wir begleiten Sie natürlich morgen früh zum Boot. Wir müssen den Roof sehen, in dem kein Platz für uns ist, und dann müssen wir natürlich auch sehen, wie Sie untertauchen. Sie werden doch gleich tauchen, nicht wahr?"

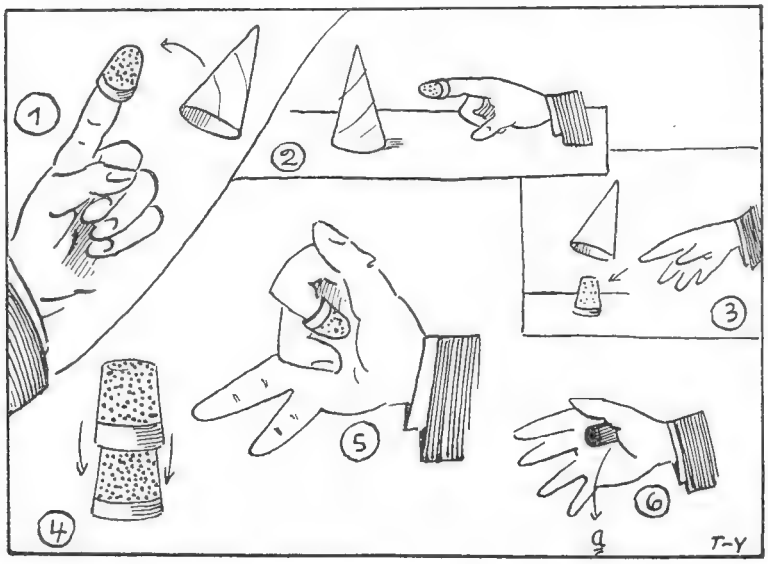
„Ich kann's euch nicht versprechen, doch ich will sehen, was sich tun läßt. Und nun schlaft gut, damit ihr euch nicht zu spät den Schlaf aus den Augen reibt!"

Werner Detloff blieb noch ein Stündchen mit seinen Gastfreunden zusammen. Mit silberner Sichel war am stahlblauen Nachthimmel der Mond emporgestiegen. Wie von selbst kam noch einmal das Gespräch auf den holländischen Sonderling, und Werner Detloff mußte abermals die rätselhaften Worte wiederholen, die Mynheer Heeskerke über den mutmaßlichen Täter gebraucht hatte. Doch auch jetzt fand keiner eine Lösung, wie Mynheer Heeskerke zu der seltsamen Auffassung kam, daß der Mann, der den unglücklichen Affonso Pereira am Vorabend vor der festgesetzten Probefahrt erschossen hatte, nicht mehr unter den Lebenden weile. (Fortsetzung folgt)

Der geheimnisvolle Fingerhut

Man steckt einen Fingerhut auf den linken Zeigefinger, dreht darüber eine passende kleine Tüte, die unten mit einer Schere gerade geschnitten wird, und stellt sie auf den Tisch (Abbildung 1 und 2). Dann wird der Fingerhut auf den rechten Zeigefinger gesteckt und einen Augenblick mit der linken Hand bedeckt. Nach deren Wegnahme ist der Fingerhut vom Finger verschwunden, und wenn nun die kleine Tüte aufgehoben wird, ist er unter dieser angekommen (Abbildung 3).

Erklärung: Man kaufe sich in einem Kurzwarengeschäft zwei Fingerhüte, die übereinander passen (Abbildung 4). Beide werden als einer auf den Zeigefinger gesteckt, die Tüte wird darüber gedreht und mit dieser zusammen der äußere Fingerhut abgehoben. Das merkt niemand, da ja jeder noch einen Fingerhut auf dem Finger sieht. Jetzt wird dieser Fingerhut umgesteckt, und wenn er mit der linken Hand bedeckt wird, krümmt man den rechten Zeigefinger, wie Abbildung 5 zeigt, und faßt den Fingerhut mit der Daumenwurzel, klemmt ihn hier ein und streckt die Finger wieder aus (Abbildung 6 a). Die Handfläche ist beim Vorzeigen der Hand nach unten gerichtet. Da sich bereits unter der Tüte ein Fingerhut befindet, ist das Kunststück damit technisch beendet. Probieren geht über Studieren. Das Verschwinden des Fingerhutes ist kinderleicht.



Der geheimnisvolle Fingerhut.

Das kleine astronomische Fernrohr und seine Leistung / *Von Erich Windrath (Schluß)*

Nach der Beschreibung verschiedener kleiner Fernrohre drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was denn ein solches Instrument alles zu leisten vermag. Diese Frage vollständig zu beantworten, liegt nicht im Rahmen unseres Aufsatzes, und so sollen denn auch nur die hauptsächlichsten Beobachtungsobjekte erwähnt werden.

Für den Besitzer eines kleinen astronomischen Fernrohres kommt vor allem die Beobachtung unseres Sonnensystems in Frage, da auch schon schwache Vergrößerungen die Planeten zu runden Scheiben werden lassen. Die auffälligste und für unser Dasein wichtigste Himmelserscheinung ist die Sonne. Betrachtet man unsere Wärmespenderin mit der schwächsten Vergrößerung, so kann man sie vollkommen übersehen und bemerkt meist noch einige schwarze Punkte, die Sonnenflecke. Mit einem stärkeren Okular sieht man, daß ihr dunkler Kern, die Umbra, von einem helleren Hofe, der Penumbra, umgeben ist. Nähert sich nun ein größerer Fleck dem Sonnenrande, so wird der dem Sonnenmittelpunkt zugekehrte helle Rand des Fleckes immer schmaler. Dieses sogenannte Wilsonsche Phänomen läßt uns den Schluß ziehen, daß die Sonnenflecke trichterförmige Vertiefungen in der Photosphäre sind und daß der Kern den Boden und die Penumbra die Wände dieses Trichters bilden. Am Rande befinden sich oft in der Nähe von Flecken helle, aderförmig verzweigte Streifen, die als

Fackeln bezeichnet werden und vermutlich über der Sonnenphotosphäre schweben. Von diesen Fackeln und Flecken sieht man manchmal bis zu dreißig Stück, die sich dann meist zu Gruppen zusammenschließen.

Für kleinere Fernrohre ist der Mond das interessanteste Himmelsobjekt, wenn man ihn zur Zeit des ersten oder letzten Viertels beobachtet, da dann die Schatten noch lang sind und man die Hälfte der sichtbaren Mondoberfläche übersehen kann. Schon mit bloßem Auge sieht man die von Galilei unglücklicherweise „Meere" genannten dunklen Flecke. Durch das Fernrohr betrachtet, enthüllt sich eine ungeheure Anzahl von Wallebenen und Ringgebirgen, die meist in der Mitte eine helle, von der Sonne beschienene Spitze haben. Da uns der Mond immer dieselbe Seite zukehrt, muß er sich in einem Monat einmal um sich selbst und einmal um die Erde drehen. Aus der Schärfe aller Mondformationen geht hervor, daß auf dem Monde weder Wasser noch Luft vorhanden ist und daß es dort auch eisig kalt sein muß, da die Weltraumkälte von — 273 Grad ungehindert auf den Mond einwirken kann.

Von den Planeten sind die beiden interessantesten Jupiter und Saturn, die auch verhältnismäßig große Scheibendurchmesser im Fernrohr ergeben, was bei den andern Planeten, Merkur, Venus und Mars, wenigstens in so kleinen Fernrohren, nicht der Fall ist, ausgenommen zu den Zeiten ihrer Opposition.

Schon mit der schwächsten Vergrößerung erscheint Jupiter im Fernrohr als eine von vier Monden umgebene Scheibe. Diese Monde befinden sich alle ungefähr in einer waagrechten Linie, weichen also kaum von der ebenfalls waagrechten Äquatorebene des Planeten ab. Mit einer stärkeren Vergrößerung — etwa hundertmal — sieht man zwei oder mehrere dunkle Streifen auf der Scheibe und eine deutliche Abplattung der letzteren. Aus den beiden Beobachtungen ergibt sich, daß die Achse des Jupiters auf seiner Bahn senkrecht stehen und daß er sich mit großer Geschwindigkeit um seine Achse drehen muß. Jupiter ist von dichten Wolken umgeben, die nur durch die dunkeln Streifen unterbrochen werden, so daß uns die eigentliche Oberfläche des Planeten fast völlig verdeckt ist.

Als letztes Glied unseres Sonnensystems, das sich befriedigend mit einem zweizölligen Fernrohr beobachten läßt, ist Saturn zu nennen, der im Fernrohr etwas kleiner als Jupiter erscheint. Das Auffälligste an dem Planeten ist der Ring, der sonst an noch keinem andern Gestirn gesehen worden ist. Diesen Ring kann man auch schon mit der schwächsten Vergrößerung erkennen, ebenso wie den hellsten seiner Monde, Titan. Mit unserm Fernrohr läßt sich feststellen, daß sich die stark abgeplattete Kugel des Saturns sehr schnell um ihre Achse drehen muß, was auch tatsächlich stimmt, da der Saturntag nur zehneinviertel Stunden dauert. Für den Besitzer eines kleinen Fernrohres ist die schwierigste und interessanteste Aufgabe die, auf dem Ring die Cassinische Trennungslinie zu suchen, die man bei sehr guten Luftverhältnissen und bei genügend hoher Stellung des Planeten mit einer hundertfachen Vergrößerung sehen soll. Leider steht der Saturn auch für die nächsten Jahre sehr tief, so daß man nicht entmutigt zu sein braucht, wenn diese Trennungslinie einmal nicht zu sehen ist.

Sucht man an einem schönen, klaren Abend die Milchstraße mit dem Fernrohr ab, so kommen häufig helle, gasförmige Objekte in das Gesichtsfeld. Diese äußerst lichtschwachen Gebilde lassen sich oft als Sternhaufen erkennen, wie man sie ja auch in den Plejaden mit bloßem Auge sehen kann. Allzuoft aber sind diese Sternhaufen zu weit von uns entfernt, so daß sie in einem so kleinen Fernrohr nur als nebelhafte Gebilde erscheinen. Diese Objekte sind für ein zweizölliges Fernrohr reichlich lichtschwach und schlecht zu beobachten. Trotzdem beobachte man vor allem die Sternhaufen! Aber auch einige Nebelflecke lassen sich ganz gut sehen, wie der linsenförmige Andromedanebel, der Orionnebel und noch einige andere, so daß man wenigstens einen Ein-

In der Tischlerwerkstatt des Helmholtz-Gymnasiums in Berlin-Schöneberg, einer der modernsten Schulen Deutschlands / Phot. Atlantik, Berlin.

blick in die Welt der entfernten Sternhaufen und Nebelflecke erlangt.

Ein weit dankbareres und zufriedenstellenderes Gebiet ist das der Doppelsternbeobachtung. Bei diesen Sternen unterscheidet man optische und physische Doppelsterne. Einer der schönsten Doppelsterne ist Mizar im Knick der Deichsel des Großen Bären, dessen Hauptstern weiß und dessen Begleiter grünlich schimmert. Der Abstand beträgt 14″, so daß also dieser Stern noch bequem aufzulösen ist, da unser Fernrohr Doppelsterne bis zu etwa 4″ Abstand trennt. Etwas schwieriger ist der Binärstern Castor, dessen Begleiter nur 6″ vom Hauptstern entfernt ist.

Aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich schon die sehr vielseitige Verwendungsmöglichkeit eines Schulfernrohres. Da zu jeder Jahreszeit andere Sternbilder sichtbar sind und auch die Planeten nicht immer alle zusammen am Abendhimmel stehen, bietet die Beobachtung des nächtlichen Himmels zu jeder Zeit viel Abwechslung, Unterhaltung und Belehrung.

Gehörnte Fliegen

Es mag vielen als eine recht unnötige Spielerei erscheinen, wenn sich namhafte Gelehrte die Mühe machen, eine Fliege auf künstlichem Wege so zu behandeln, daß sich ein Horn auf ihrem Kopfe bildet. Dennoch werden derartige Versuche ausgeführt, die aber durchaus ihren Zweck und tieferen Sinn haben.

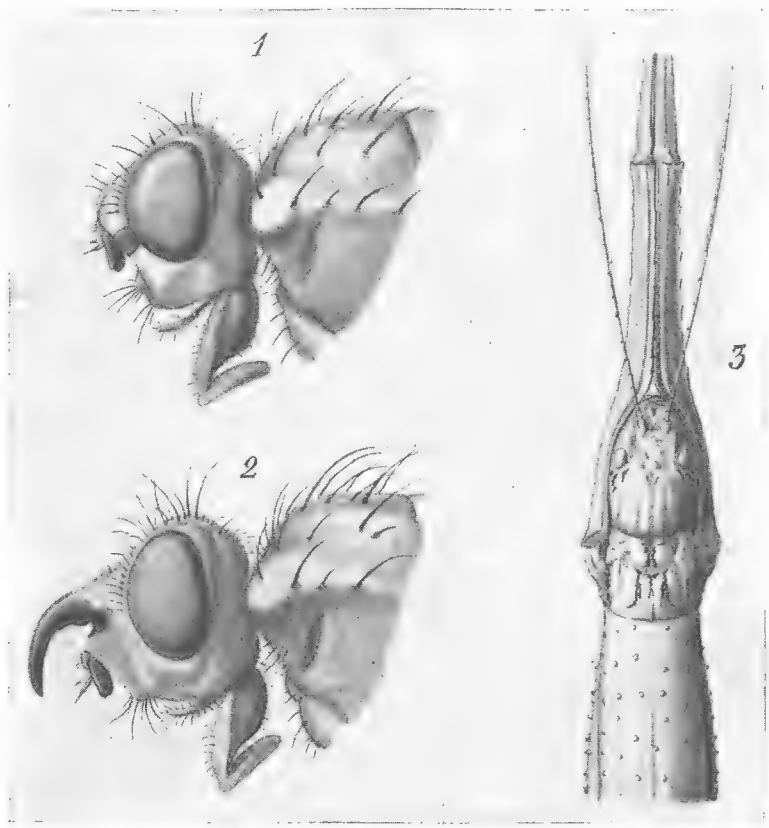
Seit einigen Jahrzehnten hat in der wissenschaftlichen Zoologie der Gedanke der Zweckmäßigkeit und der zweckmäßigen Anpassung eine besondere Rolle gespielt. Es ist ja unleugbar eine Tatsache, daß die Tiere oft in einer geradezu verblüffenden Weise zu ihrer Umgebung passen, daß sie in der Farbe mit der Landschaft, in der sie leben, übereinstimmen, und daß auch ihre Form sehr oft so ist, wie es anscheinend bestimmten Zwecken entspricht. Darwin hat diese Schutzanpassung Mimikry genannt. So gibt es zum Beispiel Schmetterlinge, die in Form und Farbe einem grünen oder verdorrten Blatt gleichen, und Heuschrecken, deren langgestreckter, dünner Körper so geformt ist, daß der Beschauer meint, ein dürres Ästchen vor sich zu haben. Solche Fälle sind, wie gesagt, sehr häufig in der Natur, und wenn nun unter den Gelehrten viele sind, die bei derartigen Erscheinungen deren Zweckmäßigkeit vertreten, so haben andere das abgelehnt und von einem Zufall gesprochen. Sie sagen also zum Beispiel, es sei wohl richtig, daß die sogenannten Stabheuschrecken einem verdorrten Ästchen gleichen und daß ihnen dieses Aussehen auch einen gewissen Schutz bietet; aber es sei falsch, nun zu glauben, daß die Natur gewissermaßen mit Absicht solche Formen hervorgebracht habe, um das Tier zu schützen. Zufällig, so sagen sie, sei diese Form entstanden, und es sei ebenso ein allerdings für das Tier günstiger Zufall, daß diese Form es schützt. Man kann für die eine wie für die andere Anschauung Gründe ins Feld führen und sie verteidigen, aber man wird damit die Streitfrage nicht entscheiden können.

Wie immer in solchen Fällen, versuchen die Gelehrten, nicht bei Worten stehen zu bleiben, sondern zu Taten überzugehen. Sie rufen den Versuch zu Hilfe. Das geschah vor allem von solchen Zoologen, die an die zufällige Formgestaltung glaubten. Sie sagten sich: wenn man irgendwo Fälle findet, in denen die Zweckmäßigkeit einer Tiergestalt recht auffällig ist, und es gelingt, experimentell zu beweisen, daß diese Form zufällig entstanden ist, so kann man daraus schließen, daß der Zufall wohl öfter die entscheidende Rolle gespielt haben wird. Die Auffassung gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn sich nachweisen läßt, daß es überhaupt leicht ist, bei gewissen Tieren die Körperform durch äußere Einwirkung umzuändern.

Die Abbildung, die wir in dieser Frage unsern Lesern vorführen, zeigt, daß wenigstens in den Fällen, um die es sich hier handelt, die Anhänger der Zufallstheorie

Im Helmholtz-Gymnasium in Berlin-Schöneberg: Praktischer Physikunterricht mit Modellen, an denen die Schüler selbst experimentieren können / Phot. Atlantik, Berlin.

recht behalten haben. Wir betrachten zuerst die mit 3 bezeichnete Darstellung. Sie veranschaulicht den Kopf und das vordere Körperende einer Stabheuschrecke. Der Kopf ist leicht zu erkennen. Wir sehen auch nach beiden Seiten die langen, dünnen Fühler vorstehen; außerdem hat das Tier die Vorderbeine, die dicht hinter dem Kopf am Körper sitzen, gerade nach vorn gestreckt, die Heuschrecke hat gewissermaßen, wenn wir uns eines scherzhaften Ausdruckes bedienen dürfen, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Das ist schon auffällig. Der Körper der Heuschrecke hat die Form eines Stabes. Wenn sie sitzt, streckt sie die hinteren Beine ziemlich gerade in der Stabrichtung aus, so daß diese das Bild nicht stören. Aber die seitwärts gestellten Vorderbeine müßten auffallen. Die Haltung in der Verlängerung des Körpers macht die Täuschung viel vollkommener. Was aber ganz besonders auffällt, das ist, daß beide Vorderbeine breite, rinnenförmige Vertiefungen haben. In diese paßt der Kopf gerade hinein, wie wenn sie ihm angemessen wären. Man sieht auf unserm Bilde sehr gut, wie sich der Kopf in die Rinnen legt. Nur so ist es möglich, daß sich die Vorderbeine nicht spreizen, sondern genau nach vorwärts zeigen. Der Anhänger der Anpassungstheorie sagt, es liege darin eine gewisse Absicht, durch die eine vollkommene Ähnlichkeit der Heuschrecke mit dem Ästchen erreicht wird.



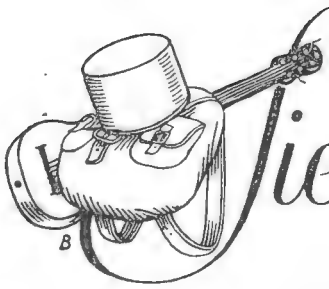
1. Normaler Kopf von Fucellia maritima. 2. Die experimentell erzielte Abart mit Horn. 3. Kopf der Stabheuschrecke.

Unser Experimentator dagegen erklärt, dies sei ein reiner Zufall; denn er hat folgendes beobachtet. Er nahm eine Anzahl Puppen verschiedener Insekten und studierte das Verhalten der Tiere beim Ausschlüpfen. Die Insekten haben — das kann man an jedem Maikäfer sehen — eine harte, hornähnliche Körperbedeckung. Der Stoff, aus dem sie besteht, heißt Chitin. Dieses Chitin ist, solange sich das Tier in der Puppe befindet, weich und plastisch; nach dem Ausschlüpfen wird es an der Luft bald hart und färbt sich dunkelbraun, während es vorher viel heller war. Der experimentierende Zoologe stellte fest, daß die Erhärtung verschiedener Körperteile zu verschiedenen Zeiten erfolgt, da sie nicht alle gleichzeitig mit der Luft in Berührung kommen, und daß dann nicht selten ein weiches Glied an den bereits härteren Kopf angepreßt wird, wodurch es sich selbstverständlich nach dessen Form modelliert. Um diese Modellierungsmöglichkeit besonders eindringlich zu zeigen, nahm er Fliegen einer bestimmten Art. Das Tier heißt Fucellia maritima. Er suchte Puppen von ihr und verschloß sie in ein dünnes Glasröhrchen, das so eng war, daß sich die Fliege, nachdem sie die Puppe verlassen hatte, nicht umdrehen konnte. Die Öffnung des Röhrchens verschloß er mit einem Wattebausch. Dann beobachtete er das folgende: Die Fliege, die aus der Puppenhülle entschlüpft war, suchte ihr Glasgefängnis zu verlassen. Sie kroch vorwärts, kam bis zu dem Verschluß und mühte sich, hier einen Ausweg zu bahnen, indem sie den Kopf dort, wo die Watte mit dem Glas zusammenstieß, hineinzupressen suchte. Das Chitin des Kopfes war noch weich, und so kam es, daß sich dieser bei den verzweifelten Anstrengungen der Fliege so aus der Form preßte, daß an seinem Stirnteil ein Horn entstand. Die Darstellung 1 in unserer Abbildung zeigt den normalen Kopf der Fucellia maritima, in Darstellung 2 sehen wir den Kopf mit dem Horn. Es ist damit der Beweis erbracht, daß aus einer zufälligen Veranlassung Teile des Insektenkörpers bedeutende Veränderungen erfahren können, und die Zoologen sind der Überzeugung, daß solche Zufälle nicht selten Umgestaltungen herbeiführen, die aussehen, als läge ein bestimmter Zweck zugrunde.

*

Auflösung des Schieberätsels von Seite 624:

STACHELBEERE
PREISELBEERE
HEIDELBEERE
BROMBEERE
JOHANNISBEERE
HIMBEERE
MEHLBEERE
VOGELBEERE



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Helmut fühlte sich in diesen Tagen gar nicht wohl. Es war so, wie er Hans gesagt hatte: er hatte das Leben als „Gentleman" bis obenhin satt. Auch zur Gruppe mochte er nicht gehen, weil er sich wegen seiner Kavalierzeit schämte. Voll Ungeduld erwartete er die große Fahrt. Er wußte, Hans würde es verstehen, ihm die erste Befangenheit schnell zu nehmen, so daß es wäre, als sei er nie aus dem Kreise der Sieben heraus gewesen. Das sollte herrlich werden!

Ullo trieb in seinen freien Stunden fleißig Fechten und Reiten; sein Vater hatte ihm einen vorzüglichen Unterricht in diesen ritterlichsten aller Leibesübungen verschafft. Er machte erstaunliche Fortschritte und sah immer mehr ein, daß Hans recht hatte, wenn er sagte, daß das, was schwachen Menschen Anlaß zur Verzweiflung, starken Charakteren ewig neuer Ansporn zu erhöhter Leistung sei, daß der unbeugsame Wille Wunder tue. Auch Schwimmen, Laufen, Speerwerfen und manches andere mehr trieb Ullo, und wirklich leistete er darin jetzt bedeutend mehr als früher, da er seinen linken Arm noch hatte. Lebenswille, Lebenskraft und Lebenslust waren in ihm, und seine Seele war reifer geworden durch das Leiden. Das merkten auch die sonst so wilden Kameraden und schlossen sich enger an Ullo an, besonders Karlheinz und Günter, und viel herzliche Freude erwuchs den dreien aus dieser innigen Freundschaft.

Karlheinz gönnte sich an den Werktagen nur wenig Freizeit, meistens saß er trotz der Hitze über den Lehrbüchern. Ein wahrer Lerneifer war ihm zu eigen, der nicht der Schule wegen ihn arbeiten ließ, sondern um des Wissens selbst willen. Da gab es kein Fach, das ihm „nicht lag", das er trocken gefunden hätte. Für alle arbeitete er weit mehr, als die Schularbeiten es verlangten; er liebte das Lernen um seiner selbst willen. Seine Lehrer hatten viel Freude an ihm, vor allem natürlich Doktor Runge, dessen Bemühungen nun so schöne Früchte trugen. Es war ein feines, herzliches Verhältnis, das Doktor Runge und dessen junge Frau mit Karlheinz verband, und wenn der Junge seine

Kamele auf der Wüstenstraße. Phot. A. Matzdorff, Berlin.

Dankbarkeit gegen diese beiden auch nicht auf der Zunge trug, er trug sie im Herzen, und sein Wunsch war, sie einmal beweisen zu können. Geldlich würde das wohl weder möglich noch nötig sein, denn Doktor Runge besaß als Erbteil seiner Mutter ein Vermögen, das ihm erlaubt hätte, von den Zinsen zu leben, und war nur aus Lust und Liebe zur Sache Pädagoge geworden, wie Hans, auch vermögend, eben Ingenieur werden wollte. Aber Dankbarkeit kann sich auch anders, besser sogar äußern, als indem man Geld erstattet. Karlheinz lebte bei Runges, als sei er ihr Sohn.

Detlev ging ganz in seinem Beruf auf, nur der Sonntag galt der Fahrt, die Wochentagsabende waren seinen Zeichnungen und Plänen vorbehalten. Sein Hauptinteresse wandte er dem Flugzeugwesen zu; gleich nach der Lehrzeit wollte er versuchen, im Flughafen einer größeren Stadt Anstellung zu finden, aber bis dahin waren es noch drei Jahre. Da er nun nicht aus eigener Anschauung Flugzeuge kennenlernte, sparte er alle seine Groschen, um sich Fachliteratur anzuschaffen; aber die war teuer und er hätte wohl lange sparen müssen, hätten die Kameraden und deren Eltern nicht durch Günter von seinen großen Wünschen erfahren.

Wieder war es hier Albrecht, der alles aufbot, um einem andern Freude zu bereiten. Er machte insgeheim alle Leute zu geneigten Helfern seines Planes, und als Detlevs Geburtstag da war, lagen auf seinem Tische alle die Werke, die es damals über die noch recht junge Wissenschaft des Fliegens gab. Detlevs Freude war unbeschreiblich gewesen. Das war um Pfingsten herum. Dann hatte er sich in seine Schätze vergraben, hatte gelesen und gelernt, manche halbe Nacht hindurch, und bald kannte der Junge, der nie ein Flugzeug in der Nähe gesehen hatte, alle Typen und alle Einzelheiten der Maschinen wie ein alter Flieger. Er bastelte sich draußen im Landheim Modelle zurecht, machte Versuche damit, verbesserte sie, kam dabei auf eigene Gedanken und führte sie durch. Plötzlich hatte er eine Verbesserung gefunden, deren Gedanke so einfach, so klar war und auf den bisher doch kein Ingenieur gekommen war. Am Abend, als er aus der Werkstatt kam, setzte er sich hin und zeichnete, begründete, rechnete und war, als die Morgensonne durchs Fenster schien, erstaunt, daß die Nacht schon herum sei. Er packte alles zusammen und schickte es an Hans nach Hannover. Auch dieser beschäftigte sich viel mit dem Flugwesen und hatte dort an der Hochschule naturgemäß viel mehr Gelegenheit, darin zu lernen. Er glaubte, nachdem er alles gelesen und gesehen, daß Detlev da wirklich eine brauchbare Erfindung gemacht habe.

Nun hatte Hans einen Kommilitonen, einen prächtigen Kameraden, dessen Vater Chefingenieur bei einer Weltfirma des Flugzeugbaues war. Kurz entschlossen setzte Hans sich auf die Bahn, kam abends in der fremden Stadt an und ließ sich unter Berufung auf den Kommilitonen bei dem Ingenieur melden.

Dieser lächelte, als Hans ihm sagte, daß er eine Erfindung mitgebracht habe; zuviel Wertloses wurde seinem Werk angeboten. Aber er ließ Hans Platz nehmen, setzte sich mit den Blättern an seinen Schreibtisch und sah sie durch. Das war abends um acht, und es war nahe an Mitternacht, als der Ingenieur aufstand und auf Hans zuging. Bis dahin war kein Wort gesprochen worden, nur Papier hatte geraschelt, und die Feder des Mannes am Schreibtisch hatte Formeln gekratzt. „Ich beglückwünsche Sie, Herr Runge."

Hansens Gesicht strahlte auf. „Ich bin es nicht, der das erfunden hat, sondern ein siebzehnjähriger Junge meiner Wandervogelgruppe, der Schlosserlehrling ist."

„Schlosserlehrling? Nun, jedenfalls ist er ein Kopf. Die graphische und schriftliche Darstellung des Gedankens ist umständlich und ungeschickt. Auch sind Fehler in den Berechnungen; mit der Logarithmentafel scheint dieses junge Genie nicht auf Du und Du zu stehen. Ich sage Genie, Herr Runge, denn der Junge ist eins, jawohl. Da habe ich alter, erfahrener Fachmann mir nächtelang den Kopf zerbrochen über diesen Mangel der bisherigen Konstruktion, und dieser junge Mensch begreift mit einem Blick den Kern des Fehlers, findet die Lösung. Haben Sie Vertrauen zu mir, zu dem Werk, dessen Angestellter ich bin? Wollen Sie die nötigen geringen Änderungen, die Patentierung und Auswertung des Patentes uns überlassen?"

Jetzt erst erfaßte Hans, welch bedeutender Wurf Detlev da gelungen sein mußte. Mit großer Freude erfüllte ihn das. „Ich habe ja keine Vollmacht darüber, Herr Oberingenieur, bin übrigens selbst noch nicht volljährig, aber ich denke, Detlev Meussel wird gerne damit einverstanden sein. Er und seine Mutter leben in recht dürftigen Verhältnissen; der Junge mußte bei dem Tode des Vaters das Gymnasium ohne Einjähriges verlassen. Meinen Sie, daß auch geldlicher Gewinn aus der Erfindung zu ziehen ist, Herr Oberingenieur? Ein paar hundert Mark würden der Familie manches erleichtern."

„Ein paar hundert? Zehntausende, Herr Runge, das kann ich Ihnen heute schon sagen. Es werden einige Wochen vergehen. Sie wissen, in einem so großen Betriebe wie dem unsern muß alles durch mehrere Instanzen laufen, aber Anfang August kann der junge Mann unsern Bescheid und unser Angebot haben, und dieses Angebot wird nicht gering sein."

Das war Hansens Unterredung mit dem berühmten Ingenieur, die so über alles Erwarten glücklich gewesen war. Hans fuhr nach Hannover zurück, beschloß aber, Detlev nur zu schreiben, daß er seine Arbeiten an Chefingenieur F. in S. eingereicht habe. Anfang August werde Bescheid kommen, ob der Gedanke verwendbar sei. Hans wollte das volle Glück über den Jungen hereinbrechen lassen und damit über Frau Meussel und Günter.

„Das Einjährige fehlt ihm?" hatte der Ingenieur noch gesagt. „Das ist kein Fehler. Ein Kerl wie der hat den Diplomingenieur in der Tasche; wenn nicht anders, so holt er sich noch einmal den Dr. h. c. Denken Sie an meine Worte, wenn er erst mal so weit ist!"

Günter würde sich gewiß wie erlöst vorkommen, wenn er sah, daß Detlevs großes Opfer, der Verzicht auf das Gymnasium, dem Bruder nicht zum Schaden ausgeschlagen war. Ja, Günter war ein prachtvoller Junge geworden, an dem hatte Hans seit jener Geschichte damals immer nur Freude gehabt. Er war nun ein rechter Träger der Fahne, einer, der diesen Namen verdiente. Doppelt langsam schien Hans die Zeit bis zu den Großen Ferien zu verstreichen, nun er wußte, daß mit dem August die Zeit kam, wo über zwei seiner Jungen und über deren Mutter so großes Glück kommen sollte. —

Endlich ging es los. Die Sieben und ihr Hund Pauper saßen im Eisenbahnwagen; vor einer halben Stunde waren die Türme Warendorfs den Blicken der Jungen entschwunden. Sie sangen lustige Lieder, denn sie waren voll Freude. Schon jetzt hatte auch Helmut den richtigen Ton wieder getroffen; die andern Jungen behandelten ihn keinen Deut anders als früher, und Hans sprach mit ihm, als habe nie etwas zwischen ihnen gestanden. Helmut vergaß fast, daß er der einzige war, der die Nadel des Bundes nicht trug. Dann aber, als dieser Gedanke ihm kam, war es sein fester Vorsatz, sie auf dieser Fahrt sich wieder zu verdienen, um sie künftig immer und in Ehren zu tragen, und diesen Vorsatz hat Helmut erfüllt.

Der Zug brachte die Schar nach Marienburg. Eine weite Reise war es. Häufig mußten sie umsteigen und lange auf Anschluß warten, aber selbst diese Reise vierter Klasse im Bummelzug, andern Menschen wohl eine Anstrengung, schien den Jungen schön und lustig. Sie freundeten sich mit den Mitreisenden an, trieben untereinander Unterhaltungsspiele, lagen am Fenster, die vorübergleitende Landschaft zu sehen, und fühlten sich äußerst wohl. Von den eßfertigen Lebensmitteln, die die sorgenden Mütter reichlich mitgegeben hatten, wurde zunächst das Leckerste herausgesucht und verzehrt, wobei Pauper am meisten bekam, weil jeder ihm die Hälfte von dem Seinen abgab.

Besonders Detlev war in Hochstimmung. Er war wieder einmal mit auf großer Fahrt, und vier Wochen der Freiheit lagen vor ihm. Er begann sich mit Hans über seine Erfindung zu unterhalten. Es machte diesem ordentlich Spaß, sein Wissen über das Kommende zu verbergen. „Du, Hans, meinst du wohl, daß der Gedanke gut ist?" fragte Detlev.

„Vielleicht. Ich verstehe aber zu wenig davon, deshalb habe ich's dem Oberingenieur gebracht."

„Was sagte der denn dazu?"

„Hm, ich sollte dir's ja eigentlich nicht weitersagen."

„Man zu, hab dich doch nicht so!"

„Na, also er meinte, mit der Logarithmentafel seist du offenbar nicht gerade befreundet."

Das war kein Lob, wie Detlev es erwartet hatte. Er war froh, als Albrecht dazwischenkam. „Hör mal, Detlev, ich habe so 'ne Art Wettlauf mit dir vor."

„Wettlauf? Das weiß ich doch jetzt schon, daß du besser laufen kannst als ich."

„Solchen Lauf meine ich ja auch gar nicht; aber du hast eine Erfindung an die Flugzeugwerke gehen lassen und ich meine Gedichte an Zeitschriften. Nun wollen wir mal sehen, wer eher sein Angebot los wird."

Hans war ebenso platt wie die übrigen Kameraden bei dieser Eröffnung Albrechts. „Junge, Junge, du hast Unternehmungsgeist!" sagte er da. „Schickt das Kücken ganz heimlich Gedichte an Redaktionen! Na, was das wohl wird! Hättest sie mir nur erst einmal zur Auswahl vorlegen sollen."

„Nee, das wollte ich ja gerade nicht. Du verlangst viel zu viel; du hättest wahrscheinlich ganz

Hans ließ den Rekruten eintreten, und zum allgemeinen Vergnügen zeigte sich dieser nicht gerade sehr gewandt, weswegen sein Vorgesetzter ihn wohl auch zu den Wandervögeln geschickt hatte.

Tagesraum in einer schwimmenden Jugendherberge. Der verdienstvolle Verband Deutscher Jugendherbergen bringt die wandernde Jugend nicht nur auf dem Lande in schönen Heimen unter, sondern hat auch Lastkähne zu freundlichen Wohnschiffen ausgebaut / Phot. Scherl, Berlin.

abgewunken. Mehr als zurückkriegen kann ich sie ja nicht, aber ich glaube sicher, daß etwas genommen wird. Und wenn ich die ersten hundert Mark für ein Gedicht kriege, stifte ich einen Bücherschrank fürs Landheim."

Hans lachte herzlich. „Junge, Junge, bist du aber bescheiden! Bloß hundert Mark willst du für ein Gedicht haben? Ich an deiner Stelle würde tausend verlangen. Die Redakteure warten ja nur darauf, daß sie Gedichte von Albrecht Krause bringen dürfen, die zahlen jeden Preis."

„Du wirst es ja sehen", knurrte Albrecht beleidigt. Er war sehr von seinem Erfolg überzeugt.

Detlev war weder so siegesgewiß noch auch so anspruchsvoll. „Es war ja ein Haufe Arbeit dabei", meinte er, „aber wenn ich fünfzig Mark dafür kriege, werde ich sehr zufrieden sein." Da mußte Hans wieder lachen, und Detlev meinte: „Aber für zwanzig Mark gebe ich's auch schon fort."

In diesem Falle sollte allerdings der Bescheidene den Erfolg für sich haben und der von sich selbst so Überzeugte gar keinen. Vorläufig waren die Jüngeren gespannt, wer diesen Wettlauf um den Erfolg gewinnen werde, gegönnt hätten sie ihn natürlich beiden.

„Marienburg!" Die Sieben kletterten aus dem Zuge. Zunächst ging es zur Bleibe. In der Kaserne bekamen sie Unterkunft. Hans hatte schon von Hannover aus an die Regimentsschreibstube geschrieben und freundlich zusagenden Bescheid erhalten. Das war für die Jungen einmal etwas ganz Besonderes, in der Kaserne unter all den Soldaten sein zu dürfen, den ganzen Dienst da zu sehen, auf Strohsäcken zu schlafen und Kommißkost zu essen.

Es ist eine Kunst, auf Strohsäcken zu schlafen, wenn sie frisch gestopft und noch hart und rund sind. So fand sich denn Günter am Morgen, als das Signal „Wecken" durch die Kaserne dröhnte, neben seinem Feldbett wieder und war froh, daß er nicht im oberen Bett sich schlafen gelegt hatte. „Habt ihr denn noch nicht lang genug geschlafen?" gellte das Signal. Sofort waren auch die Sieben auf den Beinen.

Nach dem Waschen ging es auf den großen Kasernenhof hinunter, und Hans ließ die Jungen Freiübungen machen, während einige Unteroffiziere schon dabei waren, ihre Leute exerzieren zu lassen. Plötzlich tauchte ein Rekrut vor Hans auf, nahm die Hacken zusammen und meldete sich zur Teilnahme an den Freiübungen. Hans ließ ihn eintreten, und zum großen Vergnügen der Meute zeigte sich der Mann nicht gerade sehr gewandt, weswegen sein Vorgesetzter ihn wohl auch zu den Wandervögeln geschickt hatte.

Von Marienburg führte der Marsch der Gruppe über Elbing nach Frauenburg, wo sie einen Segler fanden, der sie durchs Frische Haff nach Königsberg mitnahm. Von dort ging es an der samländischen Küste entlang nach Palmnicken, wo die Steilküste so wunderschöne sausende Luftsprünge möglich machte, über Brüster Ort nach Kranz, dann die Kurische Nehrung entlang. Alles gefiel Augen und Herzen der Mecklenburger Jungen überaus, Land und Leute, Landschaft und Volkstum, und als sie dann erst bei den masurischen Seen waren, da war ihnen klar, wie ungeheuer reich an verschiedenartigster Schönheit Ostpreußen ist; sie waren begeistert von dem Lande und von den Ostpreußen. Hans erzählte seinen Jungen aus der Geschichte Ostpreußens, von den Ordensrittern bis zur kühnen Konvention von Tauroggen. Er trug ihnen Geibels Gedicht von des „Deutschritters Ave" und Dahns „Mette von Marienburg" vor, und den Jungen war, als lebten sie in jenen Zeiten.

Da war es Albrecht, der meinte, er hätte lieber solche Zeiten des Heldentumes erlebt. Heldentum gebe es ja jetzt nicht mehr, könne es nicht mehr geben. Nun, es sollte bald eine Zeit kommen, die ein Heldentum zeugte,

wie es größer die menschliche Geschichte nicht kennt: der Weltkrieg. Die Jungen ahnten noch nichts davon. Wohl war vor einigen Wochen jene furchtbare Bluttat in Serajewo gewesen, wohl munkelte dieser oder jener von kommenden Verwicklungen, aber wenige nur dachten im Ernst daran, die Jungen schon gar nicht. Dabei waren sie nur dreißig Kilometer von der russischen Grenze entfernt, und drüben standen schon die Armeen, bereit, in Ostpreußen einzubrechen, die ganze furchtbare Macht des Riesenreiches mit seinen Kosaken und Baschkiren, das ganze heimlich längst mobilisierte Zarenreich. Die Sieben ahnten nichts von alledem. Mit ihrem treuen Pauper zogen sie durch die deutsche Grenzmark, näher, ganz nahe an die Grenzpfähle heran, fanden dort einen See, der ihnen vorzüglich gefiel, und blieben da. Zehn Kilometer von ihnen bei Grajewo lagen drei russische Armeekorps und warteten nur auf das Wort Nikolai Nikolajewitschs, des Großfürsten, um Raub und Brand über das blühende Ostpreußen zu bringen. Sollten die Sieben von dieser Sturmflut fortgerissen, erdrückt werden?

Sie waren also da, fanden es sehr schön und schlugen in menschenöder Gegend am See ihr Zelt auf.

„Warum in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Warum noch den Affen schleifen?
Bleiben wir doch einfach da!"

meinte Albrecht, der als Chronist und Gruppenpoet gern „umgedichtete" Zitate an den Mann brachte.

Hans entschloß sich zu zweiwöchigem Lager, und jubelnd hörten die Jungen seinen Entschluß. Es war eine herrliche Gegend, weit und breit kein Haus, das nächste Dorf sieben Kilometer entfernt, tadellose Badegelegenheit, eine glatte Waldlichtung zum Spielen, gutes Trinkwasser, reichlich Holz; nichts hätte man besser wünschen können.

Die Vorräte reichten für acht Tage. Als die um waren, fühlten sich die Sieben da immer noch sehr wohl, und Detlev und Ullo zogen, von Pauper begleitet, los, um neue Lebensmittel zu holen. Erst am späten Abend kamen sie wieder, gerade als die übrigen fünf den Hinterhalt, den sie ihnen gelegt hatten, aufgegeben hatten und Hans schon überlegte, ob er nicht mit Helmut losziehen wolle, um nachzuforschen, ob den beiden nichts geschehen sei. Mit Indianergeschrei wurden die Ankömmlinge aus der „Alten Welt" vor dem Wigwam begrüßt, und Hans ordnete zur Feier des Tages an, daß von den neuen Vorräten gleich Zitronenwasser mit sehr viel Zucker gemacht werden solle. Daß die Zuckertüte im Rucksack ausgelaufen war, machte nichts aus.

Schlafraum in der schwimmenden Jugendherberge / Phot. Scherl, Berlin.

So saß die Schar denn um ein kleines Feuer vor dem Zelt herum, und Detlev berichtete. „Weißt du", sagte er zu Hans, „es ist ja für uns nicht ganz einfach, aus diesem Dialekt schlau zu werden, aber das ganze Kaff war auf den Beinen, und die unsinnigsten Gerüchte bekamen wir zu hören: der russische Zar sei ermordet, geheimnisvolle Anschläge auf Brücken seien gemacht worden und lauter solches Blech."

Die Jungen lachten herzhaft, aber Hans wurde ernst. „Du hättest doch zum Pfarrer gehen sollen", meinte er, „und ihn fragen, was los sei. Du weißt, daß seit Serajewo viele Leute von Krieg reden."

„Das halte ich für Geschwätz", warf Ullo ein. „Mein Vater meint, wenn es zum Kriege kommt da unten, wird Österreich allein mit den Serben fertig. An den Pastor haben wir auch gedacht, aber das Nest ist gar kein Kirchdorf. Bis zu einem solchen waren es nochmals etliche Kilometer; wir hatten uns ja sowieso schon versäumt und mußten zu euch zurück." (Fortsetzung folgt)

Wie eine Tageszeitung entsteht

Von Günter Grell / Mit Aufnahmen aus dem Betrieb des „Stuttgarter Neuen Tagblatts“

Millionen Menschen wird täglich die Tageszeitung ins Haus gebracht, mitunter sogar zweimal; aber wenige nur wissen, wie viele Hände tätig sein müssen, damit man die Berichte von einem Unglück, das sich am Morgen ereignete, oder die Beschlüsse des Reichstages vom vorhergehenden Abend schon mittags ausführlich in der Zeitung lesen kann.

Eine Tageszeitung, mag sie nun acht oder dreißig Seiten Umfang haben, benötigt zu ihrer Entstehung eigentlich nur den kurzen Zeitraum von vier bis fünf Stunden. In dieser Zeit muß der Redakteur aber auch angestrengt arbeiten.

Morgens um sechs Uhr, wenn die Stadt noch ganz still daliegt, beginnt in der Redaktion der Tageszeitung schon das Leben. Der Stenograph oder die Stenotypistin sitzt bereits in der Zelle am Rundfunkgerät und nimmt die ersten Wirtschaftsmeldungen und Tagesnachrichten auf. Inzwischen sind die einzelnen Schriftleiter darangegangen, den Berg der eingegangenen Post zu sichten. Da sind zuerst einmal die Briefe von den Nachrichtenbüros und den Korrespondenzen, dann die Berichte der Vertreter in größeren Städten und die der Berichterstatter aus der näheren Umgebung der Zeitung. Ein großer Teil des eingegangenen Stoffes wandert gleich in den Papierkorb, weil er der Richtung der betreffenden Zeitung nicht entspricht oder unwesentlich ist. Auch muß der Schriftleiter eine sorgfältige Auswahl aus den Meldungen und Berichten treffen, da der Platz beschränkt ist. Doch selbst das, was schon ausgesucht ist, bleibt zunächst Rohmaterial. Es muß erst viel Nebensächliches gestrichen, Wichtiges hinzugesetzt, Fehler oder Unebenheiten müssen verbessert werden, ehe die Meldung druckreif ist und in die Setzerei wandern kann.

Ununterbrochen klingeln die Telephone. Die verschiedenen Vertreter melden sich aus Städten und vom Lande, um wichtige Meldungen, die sie schriftlich nicht mehr der Zeitung senden konnten, durchzugeben. Der Setzerlehrling wartet schon wieder auf neue Manuskripte, denn Eile tut not. Der Zeitungsdruck muß genau um die festgesetzte Zeit beginnen, sonst gelangen die Zeitungen nicht mehr rechtzeitig zur Post und zur Bahn.

Früher stand der Zeitungsetzer an den großen Letternkästen, griff jeden einzelnen Buchstaben und fügte so Worte und Sätze zusammen. Doch je weniger Zeit zum Druck der einzelnen Tagesausgaben blieb, desto mehr erwies es sich, wie unzureichend diese Arbeitsweise war. Dazu kam noch, daß der Setzer nach dem Druck den Zeitungssatz wieder auseinandernehmen mußte. Die einzelnen Buchstaben wurden dann alle wieder in die bestimmten Fächer der Letternkästen verteilt. Dadurch wurde der Setzer noch mehr in Anspruch

Radio-Empfang von Nachrichten

Die tägliche Redaktionspost

Maschinensetzerei

Anzeigen-Setzerei

Rund gegossene Druckplatten

Rotationsmaschinensaal

Drucken der Zeitung

In der Versand-Abteilung

genommen. Die Lettern nutzten sich schnell ab, da die Zeitungen unmittelbar vom Zeitungssatz gedruckt wurden. Da erfand der Deutsch-Amerikaner Ottmar Mergenthaler die Setzmaschine, ein Meisterwerk der Technik. Jetzt sitzt der Setzer an dieser Maschine, vor sich eine Tastatur wie bei der Schreibmaschine, und drückt unaufhörlich auf die Tasten. Ein leises, klapperndes Geräusch ertönt, hin und wieder wird eine Glocke angeschlagen, und ein Arm hebt und senkt sich. Diese geheimnisvolle Maschine gießt erst die Zeilen aus Blei. Drückt man auf die Taste, dann fällt eine Typenhohlform aus einem Magazin herunter. Haben diese Hohlformen eine Zeile gebildet, dann wird aus einem Kessel flüssiges Blei in das Zeilenschiff gepreßt, das schnell erkaltet, und eine massive Buchstabenreihe entsteht. Diese wird mechanisch beschnitten und gesäubert und reiht sich dann an die vorhergehende Zeile an. Darauf holt ein Arm die gebrauchten Typenformen zurück und verteilt sie wieder in das Magazin, jeden der etwa neunzig verschiedenen Buchstaben in sein Fach. Natürlich sind von jedem Buchstaben mehrere Typenhohlformen in dem Magazin vorhanden. Das Ganze ist das Werk weniger Sekunden. Der Setzer leistet so an der Setzmaschine durchschnittlich sechs- bis siebentausend Buchstaben in der Stunde. Der Handsatz wird bloß noch für Anzeigen und für die Überschriften der einzelnen Meldungen verwandt, da mit der Setzmaschine natürlich nur immer in einer Schriftart gesetzt werden kann.

Mit der Post sind neue Briefe angekommen. Weiter geht das Aussuchen, Verbessern, Streichen und Hinzusetzen. Zeitungen werden durchflogen, hier und da wird etwas herausgeschnitten, überarbeitet und in den Setzersaal gegeben. Der Leitartikler hat sich inzwischen drangemacht, Stellung zur augenblicklichen politischen Lage zu nehmen. Bald liegt der Leitartikel druckreif da. Er wird auf der ersten Seite der Zeitung seinen Platz finden. Hinter gepolsterten, schalldichten Türen arbeitet der Feuilletonredakteur noch an der Besprechung einer Theateraufführung vom vergangenen Abend.

Aus dem Setzersaal sind inzwischen schon die Probeabzüge der fertig gesetzten Zeitungsaufsätze, die sogenannten „Bürstenabzüge", gekommen. Eilig werden sie auf Fehler durchgesehen, und doch schlüpft noch mancher Druckfehler mit durch. Die Zeitungspalten beginnen sich zu füllen. Was jetzt noch an weniger wichtigen Meldungen eintrifft, wandert in den Papierkorb oder wird für die nächste Ausgabe zurückgestellt. Der „Umbruch" beginnt, das heißt, die Zeilen werden zu Spalten und Seiten zusammengesetzt, die Meldungen gruppiert und mit Überschriften versehen und das Ganze in eiserne Rahmen gespannt. Die einzelnen Aufsätze, Berichte und Meldungen erhalten je nach der Wichtigkeit ihren Platz auf der ersten Seite oder werden an weniger auffallenden Stellen untergebracht. Noch einmal muß hier und da gekürzt, manches sogar ganz herausgenommen werden, da der Platz nicht reicht.

Der Umbruch ist fast vollendet, da platzt wie eine Bombe die telegraphische Meldung in die Redaktion, daß irgend ein Staatsoberhaupt gestorben, irgend ein Minister zurückgetreten ist. Schnell wird die Meldung zurechtgemacht, das heißt mit großen Überschriften und Heraussetzungen versehen. Wenn die Zeit es eben noch gerade erlaubt und man eine genaue Kenntnis der betreffenden Persönlichkeit hat, wird noch schnell ein kurzer Lebenslauf geschrieben. Zum größten Leidwesen des Sportredakteurs nimmt man aus seinem Teil die Fußballvorschau heraus und schafft so Platz für die längere Meldung. Aus einem Tagungslokal telephoniert eben vor Redaktionschluß ein Redaktionsmitglied, das den Tagungsbericht aufnimmt. Die Versammlung hat soeben einen wichtigen Beschluß gefaßt. Diese Meldung findet noch in dem freigehaltenen Fach für letzte Nachrichten Platz. Dann ist endlich Redaktionschluß.

Der Zeitungsatz ist fertig, aber noch kann der Zeitungsdruck nicht beginnen. Früher wurden die Zeitungen unmittelbar von diesem Satz auf Schnellpressen gedruckt, jetzt verwendet man Schnellpressen nur noch für Zeitschriften und Bücher. Für die Tageszeitungen arbeitet die Schnellpresse viel zu langsam. Der Zeitungsatz wandert in die Stereotypie. Dort wird ein halbfeuchter Karton unter starkem Druck auf den Satz gepreßt. Es entstehen die „Matern", die in einem Ofen getrocknet werden. Man spannt sie dann in eine halbkreisförmige Gußform und läßt flüssiges Blei hineinlaufen. Nach dem Erkalten des Bleies hat man die gebogenen Schriftplatten, die auf die Stahlplatten der Rotationsmaschine geschraubt werden. Endlich kann der Anfang der riesigen Papierrolle in die Maschine hineingezogen werden. Ein ohrenbetäubender Lärm beginnt, die Scheiben des Maschinensaales klirren, das ganze Gebäude erdröhnt.

Unaufhörlich läuft der endlose Papierstreifen zwischen den Walzen hindurch. Die Schriftplatten werden mechanisch geschwärzt und bedrucken das Papier gleich auf zwei Seiten. Der Zähler, der den Stand der Auflage angibt, rückt immer weiter. Hin und wieder schaltet sich selbsttätig eine neue Papierrolle ein. An einer Seite speit der Riese die Zeitungen fertig gefaltet und geschnitten in abgezählten Packen aus. Schon warten die Zeitungsträger, aber die ersten Exemplare werden im Versandraum verpackt. Die Autos stehen bereit, die sie zur Post und zur Bahn bringen sollen. Mit rasender Geschwindigkeit arbeiten die Rotationsmaschinen. Ein solcher Riese liefert je nach seiner Bauart und nach der Seitenzahl der Blätter viele Tausende von Zeitungen in der Stunde. In kaum einer Stunde ist die Auflage bewältigt. Die Zeitungsträger eilen durch die Straßen der Stadt, und überall liest man von den neuen Geschehnissen.

Mit Redaktionschluß ist die eigentliche Tagesarbeit des Redakteurs getan. Nach den paar Stunden angestrengtester Tätigkeit am Morgen kann er feiern. Nachmittags geht es dann wieder auf die Redaktion. Die inzwischen eingegangene Post muß durchgesehen werden. Vieles ist für die nächste Ausgabe der Zeitung vorzubereiten. Der Setzer setzt schon wieder neue Manuskripte, denn am nächsten Morgen wird die Zeit kurz sein. Was noch am Vortage gemacht werden kann, muß erledigt werden. Es gilt, Zeit zu gewinnen. Andere Redaktionsmitglieder müssen Versammlungen, Tagungen, die Sitzungen des Stadtparlaments und alle nur möglichen Veranstaltungen, die für die Allgemeinheit von Interesse sind, besuchen. Der Feuilletonredakteur wandert am Abend wieder ins Theater, um einer Uraufführung oder einem Gastspiel beizuwohnen.

Die Zeit läuft unaufhörlich weiter. Neue Ereignisse überstürzen sich. Ohne Unterbrechung macht die Zeitung jeden Tag von neuem diesen Werdegang durch. Immer bleibt sie im Gleichtakt der Zeit, nie darf der Mechanismus eine Unterbrechung erleiden. Der Augenblick muß erhascht und den Millionen Zeitungslesern in Wort und Bild vor Augen geführt werden.

Alles, was von gestern ist, hat seine Bedeutung und das Interesse für die Allgemeinheit bereits verloren.

Ein neues Geduldspiel / *Von Georg Bauschke*

Als ich einmal in einem alten Buche mit vergilbten Blättern und zerschlissenen Deckeln blätterte, fand ich eine wundersame brahmanische Legende, die folgenden Inhalt hatte:

... und Gott Brahma erschuf beim Weltanfang drei riesige Pyramiden aus reinen Diamanten. Die eine der Pyramiden zeichnete er besonders aus und hängte um diese vierundsechzig Goldringe von verschiedener Größe. Alsdann sprach Brahma zu seinen Priestern: „Ihr sehet die Goldringe der gewaltigen Pyramide im Sonnenlicht funkeln. Der kleinste Ring, der die Spitze der Pyramide umgibt, ist größer als euer größter Tempel; der größte, am Fuße der Pyramide, ist größer als eure größte Stadt. Ich aber befehle euch: versetzet die Ringe einzeln auf die dritte Pyramide, doch so, daß nie ein größerer Ring auf einen kleineren zu liegen kommt! Die zweite Pyramide dürft ihr hierbei zur Hilfe nehmen. Wenn diese Arbeit vollbracht ist, wird das Ende der Welt nicht mehr fern sein." —

Sollte das wirklich so lange Zeit in Anspruch nehmen? Da ich in solchen Dingen immer etwas mißtrauisch und neugierig bin, habe ich mir ein kleines Modell gebaut und zunächst einmal mit sieben Ringen einen Versuch gemacht.

Was meint ihr wohl, wie lange das Versetzen dieser paar Ringe gedauert hat? 127 Züge sind notwendig, um mit Hilfe der zweiten Pyramide die Ringe zu versetzen. Aber diese Aufgabe ist so verzwickt, daß man meistens noch ein paar hundert unnütze Züge macht, ehe man die Lösung hat.

Wir haben es also hier mit einem Geduldspiel schlimmster Sorte zu tun. Nicht nur gespannteste Auf-

Einer, der nicht übersehen werden kann. Reklame-Stelzenläufer in einer amerikanischen Großstadt / Phot. Wide World.

merksamkeit, sondern auch sorgfältigste Überlegung und schärfstes Nachdenken erfordert die Lösung dieser Aufgabe.

Nun noch einige Winke für die Anfertigung unseres Spieles. Drei Holzbrettchen sägen wir uns in der Größe 10 mal 10 Zentimeter zurecht. In der Mitte errichten wir auf jedem Brett einen Holzkern von 1 Zentimeter Durchmesser. Dann schneiden wir aus starker Pappe sieben Kreise mit den Durchmessern 3, 4, 5, 6, 7, 8 und 9 Zentimeter; im Mittelpunkt wird ein Kreis von 1 Zentimeter Durchmesser ausgeschnitten, damit die Ringe auf die Holzkerne der Brettchen passen. Der Übersicht halber verwenden wir zwei Farben für die Ringe, zum Beispiel Blau und Rot abwechselnd.

Nun geht es los. Der größte Ring wird zu unterst gelegt, darauf die andern Ringe der Größe nach, so daß der kleinste zu oberst liegt. Jetzt müssen die Ringe versetzt werden, wie es Brahma angeordnet hat. Wir werden dabei feststellen, daß zum Übertragen von zwei Ringen drei Züge nötig sind, daß das Versetzen von drei Ringen sieben Züge erfordert, bei vier Ringen fünfzehn Züge gemacht werden müssen. Die Zahl der Züge beträgt also bei jedem weiteren Ring das Doppelte der vorhergehenden Züge + 1.

Wenn es den Lesern Spaß macht, so mögen sie einmal auszurechnen versuchen, wieviel Züge bei vierundsechzig Ringen notwendig sind. Ich will verraten, daß sie diese Zahl nicht ausrechnen können; ein dickes Schreibheft würde für das Aufschreiben dieser Zahl, auch wenn man noch so klein schreiben wollte, nicht ausreichen.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung

VON VIKTOR HELLING

Die Knaben ließen sich es nicht nehmen, am nächsten Morgen den Gast des Hauses zu wecken, aber Werner Detloff, der sich nach herzlichem Abschied von seinen freundlichen Wirten mit ihnen auf den Weg nach Mynheer Heeskerkes Bootshaus machte, mußte ihnen eine Enttäuschung bereiten. Sie durften nur einen Blick in das Becken werfen, in dem das Tauchboot festgemacht war, aber mit der Hoffnung, daß sie es in die Flut und Tiefe würden rutschen sehen, war es nichts. Werner Detloff belehrte sie, daß noch verschiedene Stunden vergehen würden, bis die Schützen der Schleusentore aufgezogen werden könnten und das Wasser rauschend in das Becken strömen würde. Zudem zeigte Mynheer Heeskerke, der soeben mit einem Segelboot anlegte, mit deutlicher Miene, daß er keine Zuschauer gebrauchen konnte, und da gleich darauf das Bootshaus hinter den sechs Männern, die sich zugleich mit Werner Detloff in Quinta do Montijo eingefunden hatten, auf Mynheer Heeskerkes Anordnung seine Pforten schloß, so mußten Karlheinz und Egon auch ihre letzte geheime Knabenhoffnung aufgeben; hatten sie doch in abenteuerlichem Verlangen mit dem Gedanken gespielt, noch im letzten Augenblick als blinde Passagiere auf das Boot kommen zu können.

Werner Detloff trug ihnen Grüße an die Eltern auf, winkte ihnen noch einmal lachend zu, dann standen sie enttäuscht, aber doch auch wieder etwas erleichtert unter dem bleigrauen Himmel, von dem ein feiner Regen herniedersprühte.

Karlheinz meinte: „Es ist ein greuliches schwarzes Ungetüm. Und wie bärbeißig die Männer aussahen!"

„Ja, und dann der schreckliche Petroleumdunst!" antwortete Egon. „Auf die Dauer wäre das wirklich kein Vergnügen geworden. Das einzig Schöne wäre es gewesen, wenn wir einmal mit hätten tauchen können. Das hab' ich mir so vorgestellt, als ob man mit einem Rodelschlitten zu Tal fährt. Aber ich habe gar keine Gleitbahn gesehen."

Der Vater empfing sie mit den Worten: „Das ist recht, daß man euch nicht mit an Bord genommen hat. So, mächtig nach Petroleum hat es geduftet? Das war nur der Anfang. Geht das Boot erst unter Wasser, dann hättet ihr es in der stickigen Luft nicht mehr ausgehalten. Ein Vergnügen ist das nicht."

„Aber warum fährt Herr Detloff dann mit den rußigen Männern?"

„Es ist sein Beruf. Er wird gebraucht und wird dabei sehr angestrengt sein, so daß er sich kaum eine Sekunde mit euch hätte abgeben können. Er hat Unglück gehabt, denn die Gesellschaft, von der er aus der Heimat hierher geholt war, hat ihn schwer geschädigt. Nun ist er froh, daß ihm unverhofft Gelegenheit gegeben wird, eine Verdienstmöglichkeit zu finden und sich nützlich zu machen."

Die „Nederland", wie Mynheer Heeskerke das alte, umgebaute und mit neuen technischen Vorrichtungen versehene Tauchboot getauft hatte, war kein Kampfboot. Es sollte friedlichen Zwecken dienen und neben erhöhter Seefähigkeit und besserer Stabilität eine erheblich höhere Geschwindigkeit zeigen, als sie von andern Unterwasserbooten bisher jemals erreicht worden war.

Mynheer Heeskerke hatte sich darüber, was er mit dem Boot plante, wenn die Versuche glückten, noch nicht geäußert, aber die Heimlichkeit und der Eifer, mit dem er daranging, die neue Erfindung zu erproben, ließen den Schluß zu, daß er sich großen Gewinn von diesem Tauchboot versprach. Unter der Bemannung, die insgesamt aus acht Köpfen bestand, befand sich nur ein einziger Portugiese, der Maschinenmeister Rodriguez. Vier waren Holländer, verwegen aussehende Gesellen, Derk, Savornis, Jan und de Geest mit Namen, während der Steuermann Johannsen Friesländer war.

„Wie kommen Sie hierher, Landsmann?“ war Werner Detloffs erste Frage.

„Hab' im Koloniallazarett in Santo Amaro gelegen“, lautete die Antwort. „Nun tut man, was man kann, um sich ein paar Dollar zu verdienen.“

„Lauter zuverlässige Leute“, sagte Mynheer Heeskerke. „Die Hauptsache ist, daß wir ungesehen an den Leuchttürmen São Julião und Bugio vorbeikommen. Im freien Meer hat es dann keine Not mehr. Das Wetter konnte nicht besser sein, unsichtig und diesig. Im Hafen liegen zwei Kriegsschiffe, unter denen wir durchschlüpfen werden. In drei Stunden kommt die Flut. Ich denke, wir können bis dahin zur Ausreise schreiten.“

Werner Detloff hatte sich schon in den letzten beiden Tagen vom Zustande des Bootes überzeugen und eingehend mit den Neuerungen vertraut machen können, die nach den Zeichnungen und unter persönlicher Mitarbeit des ums Leben gekommenen Affonso Pereira in den schnittigen Leib des Fahrzeugs einmontiert worden waren. Es war Mynheers Sorge gewesen, daß nichts an der nötigen Pflege des Bootes gebrach während der langen Monate, in denen es im ausgelenzten Becken, jedem unberufenen Einblick entzogen, trocken gelegen hatte. Von dem Zeitpunkt aber, da Mynheer Heeskerke sich zu einer Ausreise entschieden hatte — er gestand, daß ihm lange Zeit der Plan verleidet gewesen sei — hatte er auch sorgfältig darüber gewacht, daß das Boot in regelmäßigen Zwischenräumen ins Wasser kam. Der Schuppen, in dem es die Stahltrossen gefangen hielten, glich einem kleinen Trockendock; sein tiefer Boden war gut auszementiert und bildete ein Becken, das mit dem nahen Tejo durch einen kurzen Kanal in Verbindung stand. Dieser Kanal wies nach der Seite der Bucht zwei Schleusentore auf, die wasserdicht abgeschlossen werden konnten. Mit Hilfe einer kräftigen Pumpstation ließ sich das Becken in wenig mehr als einer halben Stunde vollpumpen. Jetzt war es noch leer.

Die Wachen waren verteilt, jeder Mann schien seit langem gut unterwiesen. Werner Detloff konnte sich überzeugen, daß alle Werkleute, Elektrotechniker, Zimmerleute und Monteure das Boot in allen Teilen überholt hatten. Er prüfte das Periskop, die Petroleummotoren und den Elektromotor, die Klappen und Tanks und fand alles in Ordnung. Mynheer Heeskerke nickte wohlwollend zu jedem Handgriff; er hatte schon die Tage vorher mit Befriedigung festgestellt, daß er in dem deutschen Ingenieur einen sachverständigen Fachmann vor sich hatte, der alle nautischen und maschinentechnischen Kenntnisse in vollem Maße besaß. Nicht anders hatte seinerzeit der Mann, von dem die Pläne stammten, das Boot überprüft. „Nun, ist die ‚Nederland‘ zur Ausreise gerüstet?“

„Ich möchte es glauben, Mynheer Heeskerke. Wollen jetzt die Schrauben versuchsweise ein paar Umdrehungen machen lassen.“

„Natürlich.“ Mynheer Heeskerke gab das Zeichen, die Schützen der Schleusentore aufzuziehen. Rauschend strömte das Wasser in das Becken. Mit einem Satz mußte sich de Geest, der die Räder unter dem Boot abgeklopft hatte, in Sicherheit bringen.

Nun stieg der Wasserspiegel schnell, zehn Minuten später schwamm die „Nederland“ frei. Werner Detloff überprüfte die elektrische Anlage mit ihren Lampen und den Manövriermotor. Schon kam aus dem Maschinenraum das ihm so wohlbekannte dumpfe Dröhnen und Stampfen, durch das ein helleres Knattern ging. Sobald sich die Schrauben drehten, begann die „Nederland“ an ihren Trossen zu zerren und zu rütteln.

Werner Detloff fragte: „Werden Sie gar keine Schwierigkeiten mit der Strompolizei haben?“

„I wo!“ entgegnete der Holländer lachend. „Selbst bei Sonnenschein hätten die Inspektoren, die ich natürlich gut kenne, nach der andern Seite hingeblinzelt. Das ist eine stillschweigende Übereinkunft. Um wieviel mehr wird es heute der feine Regen den Leutchen verbieten, uns mit unnötigen Fragen zu belästigen. Wir können getrost starten, wenn wir gefrühstückt haben. Wer gut schmiert, fährt gut.“ Er ließ es im unklaren, ob die letzte Bemerkung sich auf das Frühstück oder auf sein Verhältnis zu den portugiesischen Stromwächtern beziehen sollte.

Die Wüstenpost.

Die zur Mahlzeit hergerichtete Koje war wunderschön; nichts fehlte: Braten, Fisch, Obst, köstlicher Wein. Werner Detloff machte große Augen ob solcher Fülle. „Unnötig lege ich mir nicht gern Entbehrungen auf“, erklärte Mynheer Heeskerke. „Auf eine gute Küche legt jeder echte Holländer besonderen Wert. Wohl bekomm's!“ Er hob sein Glas zu Werner Detloff hinüber, der aus der Marke auf der Flasche ersah, daß sich Mynheer Heeskerke an einem vorzüglichen Rheinwein gütlich tat. „Der Bordkeller wird nichts zu wünschen übriglassen“, erläuterte er dabei. „Wollen Sie mal einen Blick in unsere Lebensmittelkiste werfen?“ Er öffnete die Tür zu einer Speisekammer.

Erstaunt rief Werner Detloff: „Wohin wollen Sie mit dieser Unmenge von Vorräten?"

„Nun — mitten in den blauen Ozean, wie Ihnen nicht unbekannt ist." Der Holländer schmunzelte. „Sie dürfen nie vergessen, daß ich einen Rekord aufstellen will hinsichtlich der Fahrtdauer. Für acht Tage dürften die Vorräte reichen; dafür können wir aber auch unterwegs nicht einkehren."

Gegen neun Uhr — das Wetter hatte sich noch immer nicht geändert — gab Mynheer Heeskerke den Befehl, die Trossen loszuwerfen. Die starken Petroleummotoren sprangen an, das Wasser wirbelte in wallenden Strudeln am Heck empor. Mit dem messerscharfen Bug glitt die „Nederland" nach einjähriger Haft in die freie Flut des Rio Tejo. Sobald die Fahrtrinne gewonnen war, kam der Befehl, das Boot klar zum Tauchen zu machen. Der Kommandoturm war noch in der Halle abgebaut und der Mast umgelegt worden, und sofort strömte das Wasser rauschend in die Außenbordtanks ein. Die „Nederland" sank unter den Wasserspiegel, die Petroleummotoren verstummten.

Mynheer Heeskerke bog seine Adlernase beim Schein einer elektrischen Tischlampe über die Stromkarte. Er ließ die Schrauben durch den Elektromotor antreiben. „Wir können uns Zeit lassen; vorläufig genügt es, daß wir in der Fahrtrinne liegen. Sie ist hier zwar nur zehn Meter tief, aber in wenigen Minuten, sobald wir das Mar de Palha hinter uns haben werden, vertieft sich die Bucht von Schritt zu Schritt. Dort, wo seit vier Wochen, der Praça do Commercio Lissabons gegenüber, die drei portugiesischen Schlachtkreuzer älteren Schlages untätig ankern, können wir schon auf zwanzig Meter Tiefe rechnen, und wenn wir uns unter und zwischen den beschaulichen Kästen durchgeschlängelt haben, dürfen wir schon auf siebenunddreißig bis sechsundvierzig Meter Tiefe rechnen. Dort ist auf die Bagger Verlaß; das sind sie schon den großen Überseedampfern schuldig, die am Caes do Sodré oder der Doca de Santos festmachen. Wir brauchen also nicht lange den Schlammbeißer zu spielen. — Holla, was ist das?" Er unterbrach sich unwillkürlich, denn durchs Boot ging ein Stoß, als wenn es hart aufgesetzt würde. Eine Flasche polterte vom Tisch und sprang in Scherben. „Sollte etwa ...?"

Werner Detloff war mit zwei Sätzen bei Steuermann Johannsen, der das Tiefensteuer bediente. Auch er hatte im ersten Augenblick geglaubt, das Boot sitze fest. Aber da sah er Johannsens pfiffiges Gesicht. „Dat sind die Räder, nix sonst."

Nun lachte auch Mynheer Heeskerke auf. „Richtig! Daß ich Esel das vergessen konnte! Wir haben ja unter uns vier hurtige kleine Stahlräder. Nur sie sind ein wenig in den Sand gefahren; das erklärt den plötzlichen Ruck. — So, lies die Scherben auf, Jan!" wandte er sich an den nächsten Matrosen. „Die sollen uns auf unserer Reise Glück bringen."

„Aberglaube, Mynheer!" sagte Jan, der etwas vorlaut war und sich mit Mynheer Heeskerke besonders gut zu verstehen schien. „Zerbrochenes Glas bringt nur dem Glaser Glück, der dann zu tun bekommt. Es ist gut, daß wir nicht abergläubisch sind, sonst hätten wir nicht heute, wo wir ausgerechnet Freitag den dreizehnten im Kalender schreiben, auslaufen dürfen."

„Klugschnacker!" rief Mynheer Heeskerke hinter ihm her. „Jetzt schweben wir wieder. Nicht einmal 'ne einzige elektrische Glühbirne hat uns der kleine Ruck gekostet."

Ohne Zwischenfälle kam die „Nederland" in sanfte Fahrt. Vor Werner Detloff lag die Karte; mitunter warf er einen Blick auf Uhr und Kompaß, die er am Handgelenk trug. Jetzt mußte man gerade in der Höhe von Belem sein, an der denkwürdigen Stelle, wo Vasco da Gama mit seinen Seeleuten die Anker gelichtet hatte, als er aufbrach, um den Seeweg nach Indien zu suchen. Und jetzt — bei einer Wassertiefe von sechsundvierzig Meter — jetzt war man in der Höhe des Turmes von Belem, des Torre de San Vicente, den König Don Manuel I. vor vier Jahrhunderten auf einem aus dem Flußbett herausragenden Felsen erbaut hatte und der für heimkehrende portugiesische Seefahrer das erste Wahrzeichen der Heimat war, ähnlich wie für den Hamburger Seemann der „Alte Michel", der Turm der Michaeliskirche. Längst war der Felsen durch Sandanhäufungen mit dem Strande verbunden.

Ruhig trieb der Elektromotor die Schrauben. Jetzt mußten die beiden Leuchttürme passiert sein, der von Fort Bugio im Süden und derjenige von Fort São Julião im Norden. Zwischen den Wattstreifen, dem Cachopo do Norte und dem Cachopo do Sul, ging es nun südwestwärts in die freie See. In gleichmäßigen Bewegungen gewann die „Nederland" den Ozean.

Mynheer Heeskerke war aufgeräumt. „Jetzt sind alle Schwierigkeiten behoben. Wir könnten jetzt", sagte er, eine Brasilzigarre rauchend, „schnurgerade auf dem vierzigsten Breitengrad bis Neuyork fahren. Das würde die ‚Nederland' hergeben. Sie werden sehen, wir können viel länger unter Wasser bleiben, als Sie denken. Sagen Sie, wie gefällt Ihnen die Luft in dieser Messe?"

Werner Detloff mußte gestehen, daß die Luft besser sei, als er sie jemals in einem Unterseeboot erlebt habe.

„Das ist meine Erfindung", sagte Mynheer Heeskerke mit Stolz. „Ich habe die prächtigste Sauerstoffanlage an Bord, von der man sich früher nichts hat träumen lassen. Mich macht nur eins traurig: daß der arme Affonso Pereira diesen Tag nicht erlebt hat. Übrigens war das seine einzige Sorge, daß die Luft im Schiffsleib bei solcher Rekordfahrt immer stickiger und stickiger würde. Dem habe ich abgeholfen." (Fortsetzung folgt)

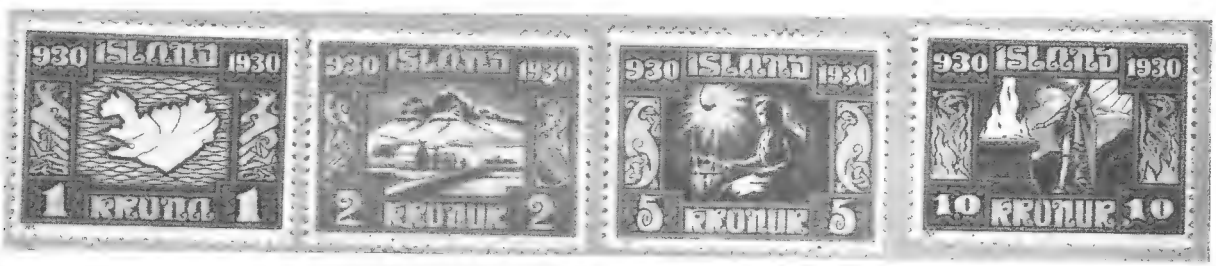
Islands Jubiläumsmarken 1930

Von Werner Voß

Im Juni 1930 sind es tausend Jahre, daß die nach Island eingewanderten Germanen eine Volksvertretung schufen, die damit die älteste der Welt ist. In der Nähe der heutigen Hauptstadt Reykjavik liegt Thingvellir am Thingvallumsee. Dort trat der Althing, wie diese Volksvertretung sich nannte, zusammen.

Das geschichtliche Ereignis wird durch eine mehrtägige Festlichkeit gefeiert. Darüber werden die Tageszeitungen noch berichten. Dann jagen andere Ereignisse schnell das Andenken an den tausendjährigen Althing von Island aus dem Gedächtnis der Leser, und in kurzer Zeit ist er wieder vergessen. Anders wird es bei den Briefmarkensammlern sein. Diese erinnern zweiunddreißig Jubiläumsbriefmarken dauernd daran. Allerdings werden die meisten Sammler nur durch die leeren Felder in ihrem Album unliebsam darauf hingewiesen, denn es gibt bloß 4080 vollständige Reihen Dienstmarken und 21 120 vollständige Reihen Freimarken, eine verschwindend geringe Zahl im Vergleich zur großen Sammlergemeinde. Von den kleinen Werten 3 bis 15 Aurar ist die Zahl der gedruckten Marken jedoch wesentlich höher, nämlich über dreihunderttausend. Mit ihnen muß der kleine Sammler sich trösten.

Die Marken erschienen am 1. Januar 1930 und waren bis zum 15. Februar postgültig. Sie wurden ohne Aufschlag zum Nennwert verkauft, doch betrug dieser für die ganze Reihe schon 41 Kronen. Die islän-



dische Postverwaltung gab aus dem Erlös einen Teil an die Festleitung ab. Über den geldlichen Hintergrund der Ausgabe ist noch erwähnenswert, daß die isländische Regierung sich den Gesamtabsatz der Marken dadurch sicherte, daß eine englische Bank sich verpflichten mußte, den etwa verbleibenden Restbestand zu übernehmen. Doch darf auch von der Bank kein Stück unter dem Nennwert verkauft werden.

In Wien wurden die Marken gezeichnet. Ludwig Heßheimer, selbst ein begeisterter Sammler und Vorsitzender des Verbandes österreichischer Philatelisten-Vereine, ist ihr Vater. Fünf der Mittelbilder stammen von ihm selbst, die andern lieferten isländische Künstler. Heßheimer hatte aber die Aufgabe, für alle einen einheitlichen Rahmen zu schaffen. Dies gelang ihm über Erwarten gut. Der Rahmen wahrt den nordischen Charakter der Ausgabe; selbst Runenzeichen wurden dabei verwendet. Zum guten Gelingen der Ausgabe trug das erstmals im Briefmarkendruck angewendete Verfahren des Offsetdrucks von mehreren Platten bei. Der Künstler überwachte den Druck persönlich.

Nun aber zu den Bildern, die einen Streifzug durch Islands Geschichte und Kultur darstellen. Die Landkarte der Insel ist auf der 1 Krona zu sehen. Island ist ein selbständiges Königreich, dessen Herrscher der König von Dänemark in Personalunion ist. Die Flagge lernen wir auf der 40 Aurar kennen: in Blau ein silbernes Kreuz, auf dem ein kleineres rotes Kreuz aufliegt. Die 5 Aurar führt uns die Zeit vor tausend Jahren vor Augen: ein Wikingerschiff im Sturm. Es folgt eine Landungsszene auf der 10 Aurar. Die 15 Aurar führt uns die Besitzergreifung des Landes und den Schwur, den die Wikinger dabei leisteten, im Bilde vor. Wir sehen auf der 7 Aurar ein Winterlager der Einwanderer, deren Stammesälteste auf der 20 Aurar zum Thing reiten. Die 30 Aurar zeigt den Ort des Things, Thingvellir am Thingvallumsee. Auf der 50 Aurar werden wir mit einem Thing selbst bekannt. In die alte Zeit fällt noch das Bild der 10-Kronur-Marke: der Schwur des Wikingers zu seinem Gotte Thor. In die alte wie neue Zeit führt auch die sinnbildliche Darstellung der Holznot auf der 25 Aurar. Zwei Männer tragen einen Holzstamm. Wer sieht darin nicht sofort, daß in Island das Holz sehr knapp und deshalb wertvoll ist? Altzeit und Neuzeit verkörpert auch die Isländerin in Nationaltracht auf der 35 Aurar. Zu beiden Seiten halten zwei Falken Wache. Wir finden denselben isländischen Falken auf der dreieckigen Flugpostmarke. Dies ist übrigens der einzige Wert, der vom Querrechteck der Reihe abweicht. Auf der 5 Kronur erscheint die Isländerin nochmals, diesmal aber bei der Arbeit am Spinnrad. Diese Arbeit wird sie wohl meist im langen Winter verrichten. Wir sehen ihr Gehöft zur Zeit des Winters auf der 2 Kronur deutlich. Der Althing, dessen tausendjährigem Bestehen wir die Reihe verdanken, tagt heute in einem einfachen Hause in Reykjavik, das uns der erste Wert der Reihe, die 3 Aurar, zeigt.

Die sechzehn Marken sind mit Aufdruck „Pjonustumerki" in Dienstmarken verwandelt; so wurden es zweiunddreißig Arten, die der Sammler unterscheiden muß. Künstler und Druckanstalt Elbmühl in Wien taten das ihre, um würdige Feiertagsmarken zu schaffen; da dürfen die Sammler nicht über den hohen Preis murren.

Wunderapparate

Eine Anleitung zum Selbstanfertigen

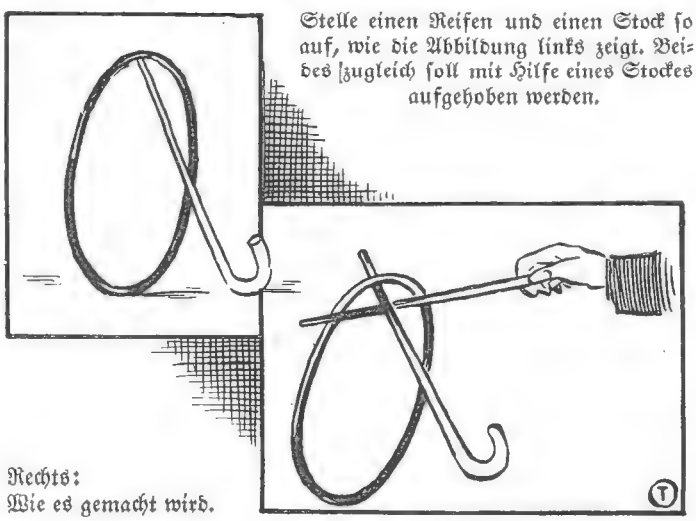
Von Ingenieur Wolfgang Vogel

Bewegliche Schaufensterreklamen haben selten ihren Zweck verfehlt. In meiner Kindheit genügte schon eine Pappfigur, die mit dem Finger gegen die Scheibe des Ladenfensters klopfte, um das Publikum zu fesseln. Das Püppchen wurde durch ein Uhrwerk oder einen kleinen Motor angetrieben. Auch ein am Reck arbeitender Turner war schon eine kleine Sehenswürdigkeit. Heutigentages ist man bedeutend verwöhnter geworden; man bietet im Schaufenster nicht nur bewegliche, sondern gern auch überraschende, scheinbar unerklärliche Dinge. Nur von dieser Art der Schaufensterreklame will ich hier sprechen.

In dem Schaufenster einer Weinfirma sah man folgendes: Zwei Weinflaschen waren, wie es unsere erste Abbildung zeigt, an dünnen Bindfäden aufgehängt und gossen dauernd Wein in langem Strahl oder wenigstens eine rote Flüssigkeit in einen darunter aufgestellten Behälter. Die Flaschen waren scheinbar unerschöpflich. Dabei hingen sie, wie gesagt, frei in der Luft; ein Zufluß durch die Bindfäden, die ja als Röhren hätten ausgeführt sein können, war unmöglich, denn die Bindfäden waren dem Augenschein nach

Balancieraufgabe

Stelle einen Reifen und einen Stock so auf, wie die Abbildung links zeigt. Beides zugleich soll mit Hilfe eines Stockes aufgehoben werden.



Rechts:
Wie es gemacht wird.

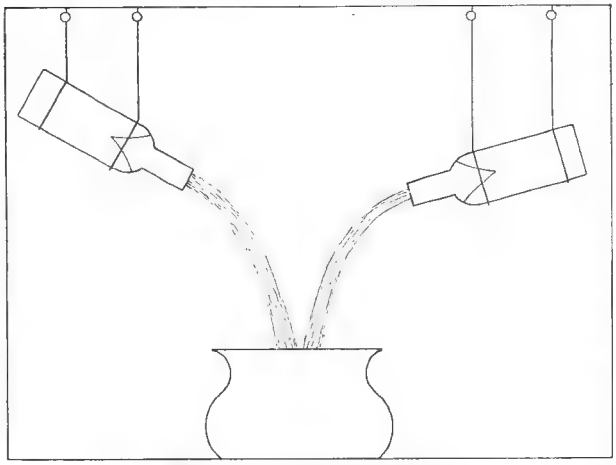


Abb. 1. Das Flaschenwunder.

zweifellos echt. Der Hauptgrund, der den Gedanken, daß die Flüssigkeit durch die Bindfäden zugeleitet werde, ausschloß, lag in dem geringen Querschnitt der Fäden, durch den unmöglich eine solche „Weinmenge" den Flaschen zugeführt werden konnte, wie ihrem Halse entströmte. Auch die ausfließende Flüssigkeit war zweifellos echt — ich meine nicht, daß sie aus echtem Wein bestanden hätte, und möchte mich viel eher für das Gegenteil verbürgen — aber das, worauf es hier ankommt, war keine Täuschung: aus den Flaschen — die ja bald leer gewesen wären, hätte hier keine Zauberhand mitgewirkt — floß dauernd ein Flüssigkeitstrahl in den darunterstehenden Bowlenbehälter. Die Sache war scheinbar unerklärlich, bis — ja, bis eines schönen Tages der Elektromotor aus irgend einem Grunde zum Stillstande kam und der Ladeninhaber schleunigst den Rolladen herunterließ, damit nicht die Vorübergehenden hinter diesen so erfolgreichen Trick kämen.

Wer aber rechtzeitig ans Fenster getreten wäre, um noch einen Blick auf die nunmehr versagende Vorrichtung zu werfen, hätte folgendes bemerkt. Der Weinstrom aus den Flaschen hörte plötzlich auf, und aus jedem Flaschenhalse ragte eine schön parabolisch geformte Glasröhre heraus. Das also war das Geheimnis! Der Wein kam gar nicht aus den Flaschen und floß auch nicht aus diesen in die Bowle, sondern die Sache war umgekehrt, er kam indirekt aus der Bowle und floß in die Flaschen, um dann in den Flaschen wieder umzukehren und, das Glasrohr umhüllend, in die Bowle zurückzulaufen. Aus diesem Behälter floß der Wein zu einer kleinen, motorisch getriebenen Pumpe, die ihn wieder in die Glasröhren und in die Flaschen drückte. Da der Weinstrahl das Glasrohr, das die Zuleitung bildete, gut umhüllte, war die Täuschung vollkommen, solange der Motor lief.

Betrachten wir die zweite Abbildung genauer! Wir sehen an der Schaufensterdecke s, an den Fäden q und r hängend, die beiden Weinflaschen a und d. Der Flaschenhals und ein Teil des Flaschenkörpers sind mit Stanniol b und c bekleidet, wie das insbesondere bei Sektflaschen üblich ist. Diese Bekleidung ist nicht ganz überflüssig, denn sie verdeckt scharfen Augen die Einmündung der Glasrohre e und f. Man könnte auf diese Hülle aber auch verzichten und sich durch entsprechende Beleuchtung helfen. Die Rohre e und f vereinigen sich bei i und erhalten von der kleinen Pumpe m durch das Druckrohr o, dem ein Windkessel l beigeschaltet ist, den Wein oder die rote Flüssigkeit. Nachdem diese in die Flaschen gestiegen und in ihnen wieder umgekehrt ist, fließt sie, wie beschrieben, in die Bowle g, die aus einem undurchsichtigen Stoff, zum Beispiel Metall, besteht. Aus dem Bowlenbehälter gelangt die Flüssigkeit durch das Fallrohr h zum Saugventil der Pumpe m. Der Elektromotor ist mit p bezeichnet, der Antriebriemen mit t, die Antriebscheibe der Pumpe mit u, deren Kurbel mit v. Schließlich ist n der Boden des kleinen Maschinenraums.

Die Vorrichtung kann man ohne Schwierigkeiten selbst herstellen. Die Glasröhren e und f sind leicht beschafft, auch die Zweigstelle bei i macht uns keine Sorgen. Entweder kaufen wir uns ein derartiges Zweigstück aus Glas, das in den Geschäften, die Geräte für Chemiker liefern, erhältlich ist, oder wir verschließen ein weites Glasrohr mit einem doppelt durchbohrten Kork, durch den wir e und f wasserdicht einführen. Von der Verwendung einer Pumpe sehen wir

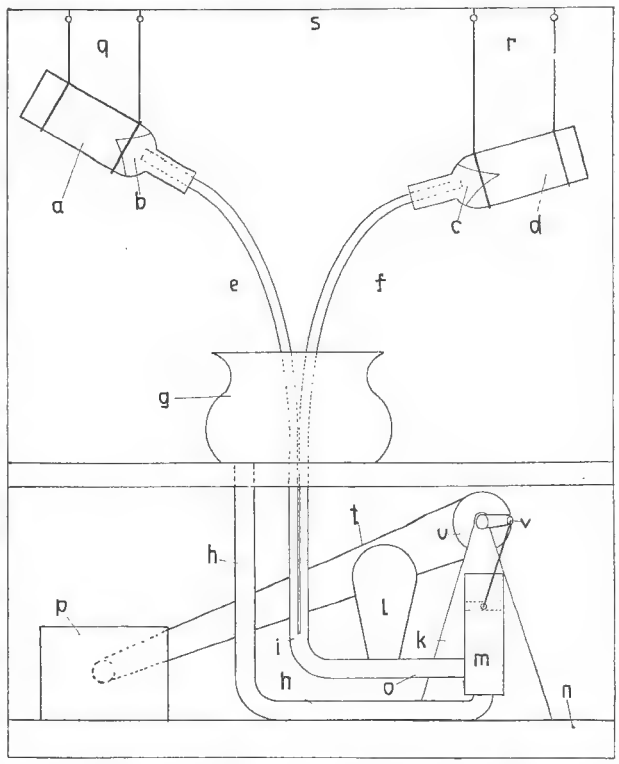


Abb. 2. Die Erklärung des Flaschenwunders. a und d Flaschen, b und c Stanniolbeläge, e und f Glasrohre, g Bowle, h Abflußrohr, i Druckrohr, k Bock der Pumpenwelle, l Windkessel, m Pumpe, n Fußboden, o Druckrohr, p Elektromotor, q und r Aufhängung der Flaschen, s Decke des Vorführungsraumes, t Treibriemen, u Antriebsrad der Pumpe, v Kurbel der Pumpe.

des Preises wegen ab, sofern nicht gerade die Pumpe eines kleinen Heißluft- oder Elektromotors, wie solche für Zimmerspringbrunnen verwendet werden, zur Verfügung steht. In diesem Falle hätten wir auch gleich den Motor. Es geht aber auch anders und vor allen Dingen in billiger Weise. Wir entnehmen die Flüssigkeit einfach einem hoch an der Wand befindlichen und selbstverständlich den Augen der Beschauer durch einen Vorhang oder sonstwie verdeckten Behälter und führen sie durch Rohr o den Flaschen zu. Das Blechgefäß, das die Bowle darstellt, muß nun einen Ablauf erhalten, damit es keine Weinüberschwemmung gibt. Sind wir selbst des Lötens kundig, so bringen wir an dem Blechbehälter einen Ablaufstutzen an, der mit einem dem Rohre h entsprechenden Rohre verbunden wird. Nur führt h bei unserm selbstgebauten Apparat mit Hochbehälter nicht zum Saugstutzen der Pumpe, sondern ergießt die Flüssigkeit in ein untergestelltes Auffanggefäß, zum Beispiel in einen Eimer. Wer nicht zu löten versteht, bohrt in den Boden des Blechbehälters g ein reichlich großes Loch, treibt in dieses einen Kork, der vorher durchbohrt wurde und das Rohr h aufnahm, und erreicht auch so den angestrebten Zweck. In der gleichen Weise wird die Durchführung der Röhren e und f durch den Boden von g bewirkt.

Zwei Körbe voll jungen Nachwuchses der Heereshundeanstalt in Kummersdorf bei Berlin / Phot. G. Pahl, Berlin.

Endlich wäre noch die Flüssigkeit rot zu färben. Wir verwenden hierzu rotes Tintenpulver oder lassen uns vom Drogisten eine billige wasserlösliche Farbe empfehlen. Zur Not tut es auch Blauholzabkochung; allerdings sieht unser „Wein" dann ein wenig gefärbt aus, aber das soll ja auch in Wirklichkeit manchmal vorkommen.

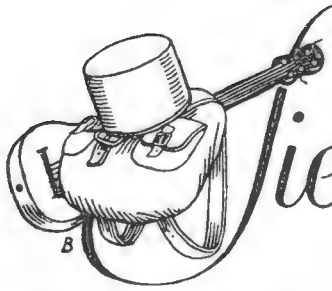
Die ganze Vorrichtung können wir in einen selbstgezimmerten großen Kasten oder auch in eine hübsch mit Papier oder Stoff ausgekleidete Kiste setzen. Sind die Abmessungen der Kiste nicht allzu reichlich, so nimmt sie nur diejenigen Teile auf, die im Schaufenster zu sehen waren und die unsere erste Abbildung darstellt. Die Kiste wird auf einen passenden Tisch gesetzt und das Sammelgefäß für den ablaufenden „Wein" unter diesen gestellt. Handelt es sich um unsern Basteltisch, an dem ja wenig zu verderben ist, so können wir die Bohrungen für das Durchführen der Röhren h, e und f in der Tischplatte anbringen, andernfalls sind diese Röhren unterhalb der Bowle umzubiegen, so daß die Flüssigkeit an der hinteren, für den Beschauer nicht sichtbaren Tischkante vorbeigeleitet wird. Die Bowle g setzt man in diesem Falle auf ein kleines Podium. Dieses bildet in einfachster Weise eine niedrige, deckellose Kiste, die mit der Öffnung nach unten auf den Tisch gelegt wird. Passende Bohrungen im Kistenboden sowie in der hinteren Kistenwand gestatten das Durchführen der Röhren h, e, f. Sofern das Sammelgefäß für die ablaufende Flüssigkeit im Vorführungsraume aufgestellt wird, was ja meist der Fall sein dürfte, führen wir das Fallrohr h bis nahe zu dem Boden des Sammelbehälters, um das Plätschern des Ablaufwassers zu verhindern und die Beschauer nicht hinter unsern Trick kommen zu lassen.

Selbstverständlich darf unser Publikum das „Flaschenwunder" nur von vorne betrachten. Hinter unserm Vorführungstisch hat also niemand etwas zu suchen. Gegebenenfalls ziehen wir quer durch das Vorführungszimmer in etwa Meterhöhe eine Leine. Es ist nützlich, wenn wir an unserm Apparat einen Vorhang anordnen, der im Bedarfsfalle zugezogen werden kann. Wir verhindern damit wirksam, daß es uns so ergeht wie dem Ladeninhaber bei seiner Vorführung im Schaufenster, als die Betriebstörung eintrat. Selbstverständlich sorgen wir dafür, daß unser Hochbehälter mit dem „Weinvorrat" möglichst reichliche Abmessungen hat, damit unsere Vorrichtung eine gute Zeit zu arbeiten vermag. (Schluß folgt)

Zitatenrätsel

1. Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
2. Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
3. Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar.
4. Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
5. Ein andermal von euren Taten!
6. Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.

Jeder Ausspruch enthält ein Wort von einem zu suchenden Zitat. Wie heißt es?



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

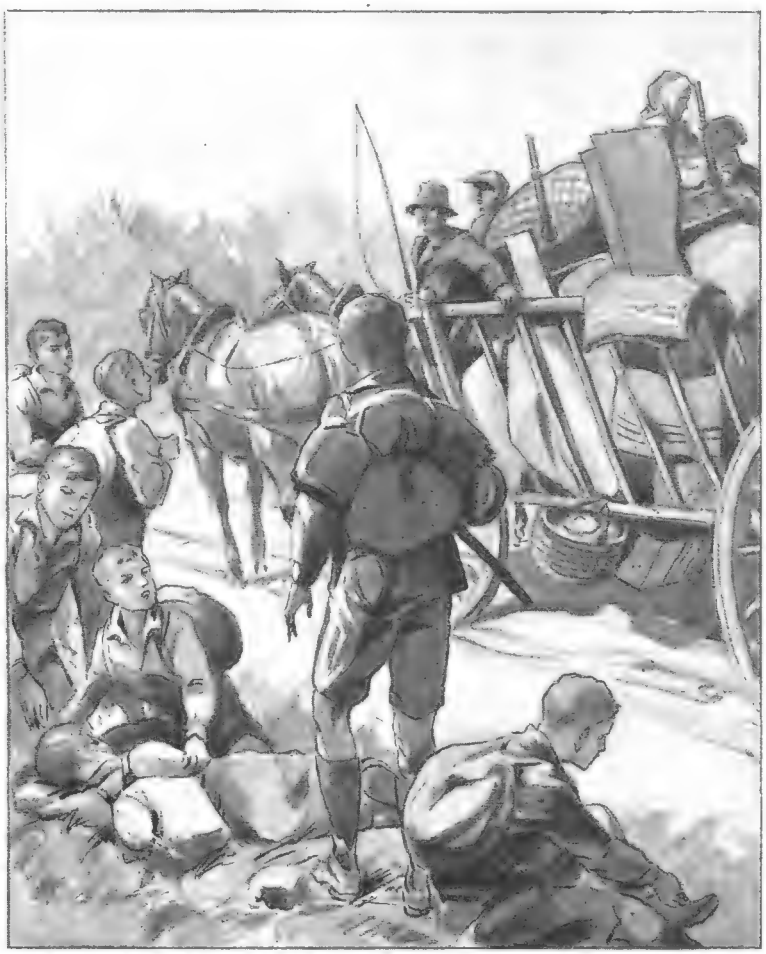
Die Sieben sind an diesem Abend noch sehr lustig gewesen, und schließlich, weil die Nacht so warm war, sind sie sogar noch in den See hinausgeschwommen, jeder mit einem brennenden Holzscheit in der Rechten, und Mond und Feuersglut gaben dem Wasser eigene Farben. Dann standen sie noch ums Feuer herum, und Hans sprach davon, was würde, wenn Deutschland in den Krieg zöge. Hochgereckt, noch glänzend vom rinnenden Wasser, stand seine jünglingschöne Gestalt vor den Getreuen, und seine Worte blieben ihnen unvergeßlich. „Jungen", sagte er, „wenn das Vaterland zu den Waffen ruft, dann geht es diesmal um alles, was uns Deutschen das Leben wert und möglich macht. Detlev und ich werden keine Sekunde zögern, zur Fahne zu eilen, wir sind uns darüber ganz klar. Unser Kreis ist vollzählig hier versammelt, kein Scholar blieb zu Hause. So hört, Freunde! Wer in diesen Krieg zieht, soll nicht an Rückkehr denken. Die Gruppe aber soll weiterbestehen und die Erinnerung an die fehlenden Kameraden und an die ersten Fahrten heilig halten. Ullo ist noch jung, aber ich kenne seine Treue. Er soll dann Führer sein. Werbt neue Jungen, Jüngere, in die Stammschar hinein! Laßt durch die Not der Zeit nicht die Gemeinschaft zerbrechen! Stets sei das Vaterland euer erster Gedanke, euer zweiter die Freundschaft! Jeder von euch versuche, einst selbst einer Jungengruppe Führer zu sein! Das ist ein hohes Amt und wohl auch kein leichtes. Ich habe mich immer bemüht, es auszufüllen. Wenn der Krieg kommt, falle ich, das weiß ich. Denkt dann auf Fahrt an mich, vergeßt mich nicht, denn ich habe euch immer und alle gern gehabt, Jungen!" Er stimmte das Deutschlandlied an; die Jungen schlossen die Arme zur Kette und fielen ein.

Dann lagerten sie sich ums Feuer, bis es herabgebrannt war. Die Jüngeren glaubten alle nicht recht daran, daß es wirklich ernst werden könnte. Sie vermochten es sich eben einfach gar nicht vorzustellen, daß Hans ihnen einmal fehlen würde, daß es Ferienfahrten geben könnte ohne ihn. Ergriffen aber waren sie mächtig und sprachen mit leiser Stimme.

Als die letzte Flamme erloschen war, nahm Hans die Geige. Von dem mondbestrahlten Wasser hob sich der Schattenschnitt seines schlanken Leibes ab. Er begann zu fiedeln: „Kein schönrer Tod ist in der Welt, / Als wer vorm Feind erschlagen, / Auf grüner Heid, im breiten Feld, / Darf nicht hör'n groß Wehklagen ... Manch frommer Held mit Freudigkeit / Hat zugesetzt Leib und Blute, / Starb selgen Tod auf grüner Heid / Dem Vaterland zugute." Nur dieses eine Lied spielte er. Als es verklungen war, schickte Hans die Jungen ins Zelt.

Am andern Morgen waren Hans und Pauper verschwunden.

„Sie sind fort ins Kirchdorf", sagte Detlev; „es ließ



Die Flüchtlinge wollten von den wenigen Sachen, die sie mitführten, etwas fortwerfen, um zwei der Jüngeren mitnehmen zu können.

Hans keine Ruhe; wir sind der russischen Grenze zu nahe. Er wird noch am Vormittag mit sicherem Bescheid zurück sein."

So begannen denn die Jungen den Tag wie immer mit Baden und kochten dann Kaffee. Zum Spielen hatte keiner Lust. Sie lagen am Ufer, und Helmut las aus Hölderlins „Empedokles" vor.

Schon unerwartet früh war Hans zurück. Er trat in die Mitte des Ringes und die Jungen sprangen auf. Sie sahen an seinen Augen, was er ihnen brachte. „Krieg!" sagte Hans. „Die Russen sind ohne Kriegserklärung über die Grenze gezogen. Mit eigenen Augen sah ich in der Ferne eine russische Kavalleriepatrouille. Unsere Bauern fliehen auf Leiterwagen und lassen alles zurück. Im Westen stehen Frankreich und Belgien gegen uns. Auch England wird bald offen unser Feind sein. Krieg nach zwei Fronten! Ostpreußen scheint verloren. Viele russische Armeekorps sind im Marsche, die unsere paar Regimenter niederwalzen werden. Die Kosaken können nicht mehr weit von Lyck sein. Es geht um euer Leben, Jungen! Ob wir noch vor den Russen nach Königsberg gelangen können, weiß ich nicht. Der nächste Bahnhof ist Lyck. Dort liegt auch ein deutsches Kavallerieregiment, da müssen wir zuerst hin. Vielleicht erreichen wir noch einen Flüchtlingszug und kommen mit der Eisenbahn fort. Mit den Leiterwagen der fliehenden Bauern können wir nicht mit. Die Wagen sind bis obenhin bepackt, ich habe welche gesehen. Wo sollten da sieben Mann noch hin? Eine Trennung gebe ich aber nicht zu. Also los, packen! Es geht ums Leben, im Ernst! Laßt lieber Sachen zurück, statt nach ihnen zu suchen!"

Die Jungen waren blaß geworden. Als Hans schwieg, umdrängten sie ihn mit Fragen. „Packen!" wiederholte Hans ernst, und nun begann eine fieberhafte Eile. Albrecht und Karlheinz brachen das Zelt ab, während Hans ihre Affen mit packte.

Zehn Minuten später marschierte die Schar ab, Pauper mit lustigem Bellen voran. Es war ein schweigsamer Marsch. Detlev und Hans dachten an ihre Meldung zum Heer. Hans drückte außerdem die Verantwortlichkeit für die Jungen, so daß er gar nicht merkte, wie Ullo beim Marschieren totenblaß zu Boden starrte. War das Angst? Nein, der Junge dachte nur daran, daß es ihm nicht vergönnt sein würde, ebenfalls den Waffenrock zu tragen und ins Feld hinauszuziehen. Gewiß, er war auch noch zu jung. Aber wie nun, wenn der Krieg lange dauerte, wenn Albrecht und die übrigen Klassenkameraden hinauszogen zum Schutze der Heimat, wie sollte er es dann ertragen, zu Hause zu sitzen?

Auch keiner der übrigen sprach. Der Trupp marschierte in rasender Eile. Als Hans sah, daß Günter kaum noch mit konnte, nahm er ihm stillschweigend den Affen ab und packte ihn auf den seinen, ohne auf den Widerspruch des Jungen zu achten. Er trug außerdem noch vom Hordengut zwei Zeltbahnen mit Stäben und Heringen, den Hordenpott und den Spaten. Alles in allem schleppte er somit fast siebzig Pfund. So ging es weiter, in größter Eile immer querwaldein, daß die Jungen schon befürchteten, Hans habe den Weg verfehlt. Doch um zwei Uhr nachmittags stießen sie auf einen Feldweg und um vier Uhr langten sie auf dem Marktplatz von Lyck an.

Die Stadt lag wie tot da. Die wenigen Bürger, denen die Schar in den Straßen begegnete, waren in höchster Unruhe und schienen den Kopf mit eigenen Sorgen übervoll zu haben. Ullo eilte zum Bahnhof, Hans in die Kaserne und Helmut zur Post, um zur Beruhigung der Eltern nach Hause zu telegraphieren. Albrecht, Karlheinz und Günter setzten sich erschöpft auf eine Steintreppe, während Detlev sämtliche Affen umpackte, indem er alle schweren Gegenstände in die Tornister der Älteren und Kräftigeren hineinbeförderte.

Eine halbe Stunde später waren alle sieben wieder beisammen. Zuerst kam Helmut von der Post zurück, wo er erfahren hatte, daß nur noch militärische Dienstelegramme befördert werden könnten. Dann kam Ullo von der Bahn, mit der Nachricht, daß er gerade eben noch den endgültig letzten Flüchtlingszug habe abfahren sehen; für weitere Züge fehle es an Lokomotiven. Auf seine Frage nach einer Draisine hatte der diensttuende Beamte erklärt, daß er die einzige, die da sei, nicht abgeben dürfe.

Als letzter kam Hans von der Kaserne im Laufschritt zurück. Er hörte zuerst diese Hiobsbotschaften an, dann erzählte er, daß nur noch eine Schwadron in der Stadt sei, die übrigen Truppen hätten den Ort bereits preisgegeben und eine weiter westlich gelegene Verteidigungsstellung bezogen, die bis zum letzten Mann gehalten werden solle. Die Schwadron selbst habe Befehl, die Russen recht lange über ihre Stärke zu täuschen. Hans hatte mit einem Oberleutnant gesprochen. Der hatte ihm mitgeteilt, daß Lyck nicht gehalten werden könne. „Wir alle", hatte der Offizier gesagt, „jeder einzelne Mann der Schwadron weiß, daß er nur noch als ganzer Kerl zu sterben hat. Auch von unsern heute morgen abgerückten Kameraden wird kaum einer die kommende Woche erleben, es sei denn, er käme verwundet in Gefangenschaft, was wir lieber keinem wünschen möchten. Der Hauptstoß des deutschen Heeres geht gegen Frankreich; erst wenn man dort Boden gewonnen hat, wird man die Russen hier wieder verjagen. Armes Ostpreußen! Heute morgen zurückgekehrte Patrouillen melden übereinstimmend mit flüchtender Landbevölkerung, daß die Russen morden, plündern und brennen. Kein Weib, kein Kind ist sicher. Ich kann Ihnen und Ihren Jungen so wenig helfen wie irgend jemand hier. Begleitung kann Ihnen auch der Rittmeister nicht mitgeben, denn die Schwadron darf um keinen Mann geschwächt werden. Ich halte Sie für einen entschlossenen Burschen. Vielleicht glückt Ihnen der Marsch nach Königsberg, der einzigen sicheren Stadt. Meine Leute und ich, alle meine Kameraden werden um jede Minute kämpfen, den Vormarsch der Russen aufzuhalten, aber die Übermacht ist eine hundertfache. Leben Sie wohl! Bringen Sie Ihre Jungen in

Sicherheit und ziehen Sie selbst dann die Uniform an! Das Vaterland braucht einen jeden." Hierauf hatte er Hans auf dessen Karte den Weg gezeigt, der noch am ehesten Aussicht für ein Entkommen bot. Es war ein Umweg, aber zwischen ihm und den Russen lag noch die zweite deutsche Linie.

Noch eine halbe Stunde ließ Hans der Schar Zeit zum Essen und zur Ruhe. Er war tief erschüttert über diese Schwadron, die so sicher in den Tod ritt. Seine Sorge um die Jüngeren drückte ihn schwer, und diesen selber war es heiß und kalt über den Rücken gelaufen, als sie von dem Morden und Sengen der Russen hörten. Hans prüfte die von Detlev vorgenommene Gewichtverteilung der Tornister und fand sie gut bis auf seinen eigenen, auf den er noch alles mögliche aufschnallte.

Dann ging es weiter, zuerst durch die menschenleeren Gassen der Kleinstadt, dann den vom Offizier bezeichneten Weg. Sechs Uhr war es, als sie vom Markt abmarschierten. Den Jüngeren ist es später eigentlich immer unfaßbar gewesen, wie sie es haben schaffen können, bis zum nächsten Morgen um vier Uhr den furchtbaren Marsch auszuhalten. Hatten sie schon vom Zeltlager bis Lyck fünfunddreißig Kilometer zurückgelegt, so machten sie jetzt noch fünfzig, so daß sie mit einer nur zweistündigen Rast auf der Steintreppe fünfundachtzig Kilometer hinter sich hatten. Eine derartige Leistung würde unter gewöhnlichen Umständen kaum ein Erwachsener sich zutrauen können.

Unterwegs, etwa um Mitternacht, sahen sie von einer freien Anhöhe aus in der Ferne den Lichtschein brennender Gehöfte. „Diese Hunde!" murmelte Hans. Für die Jungen aber hatte der Anblick das Gute, daß sie alle Kräfte anspannten, um sich weiterzubringen. Einen großen Bogen hatten sie beschreiben müssen, um auf diesen Weg zu kommen, und so waren sie noch immer dem alten Lagerplatz nahe und weit, weit von Königsberg entfernt. Auch Detlev und Hans, beide schwerbepackt, drohten umzusinken, aber der Gedanke an die Jüngeren riß sie immer wieder hoch.

Endlich gebot Hans Rast. Wie Steine fielen die Jungen hin, zu müde, sich einen weichen Platz zum Liegen auszusuchen. Er selber gönnte sich noch keine Ruhe, und auch Detlev war bald wieder auf den Beinen. Zuerst wurde etwas Brot verteilt. Einige mochten erst nicht essen, aber Hans zwang sie dazu. Dann zog er den Jungen Schuhe und Strümpfe aus, wusch ihnen die Füße, öffnete die Blasen, legte dünne Verbände um und ließ heile Strümpfe anziehen. Hierauf zeigte er Albrecht und Karlheinz, wie sie die Beinmuskeln bei den andern und bei sich selbst massieren sollten, damit niemand durch die Rast erst recht lahm würde. Er machte sich mit Detlev an eine neue Durchsicht des Gepäcks und sonderte manches aus, was nicht weiter mitgeschleppt werden sollte, so zum Beispiel alle frisch eingekauften Lebensmittel, soweit sie gekocht werden mußten, und sogar den alten eisernen Kordenpott, der der Gruppe seit ihrem Bestehen so treu gedient hatte,

Die Hauptarena für die nächsten Olympischen Spiele 1932, das Los Angeles-Colosseum, das zurzeit von 70 000 auf 105 000 Sitzplätze erweitert wird / Phot. Atlantik, Berlin.

und den Spaten. Von den Wolldecken ließ er ebenfalls die Hälfte zurück, drei von den sieben Zeltbahnen, etliche Marmeladetöpfe und weiteren Kleinkram. Alles wurde sauber auf einen Haufen gelegt, und Helmut legte noch einen Zettel oben drauf, des Inhaltes, man hoffe, die Sachen würden von Deutschen gefunden und verwendet werden.

Erst nach alledem behandelte Hans seine eigenen wunden Füße, und er wäre wahrhaftig sofort wieder aufgebrochen, ohne selbst geruht zu haben, hätte er nicht einsehen müssen, daß die Jüngeren dazu einfach nicht imstande waren. So legte er sich denn auch hin und schaute in die Morgensonne. „Es wird heiß werden heute", sagte er und war schon wieder auf den Beinen, um die noch vorhandenen drei Zitronen aus dem Tornister obenauf in seinen Brotbeutel zu packen. Dann legte er sich neben Günter. Um acht Uhr wollte er den Marsch wieder fortsetzen.

Albrecht murrte dagegen: „Das hält ja kein Mensch aus!"

„Willst du denn in der Mittagsglut marschieren?"

„Nein, überhaupt nicht heute. Ich fühle mich am Ende, wie ihr andern wohl auch, so daß es mir tatsächlich bald einerlei ist, ob die Kosaken uns einholen. So schlimm, wie man sie schildert, werden die auch nicht sein. Uns werden sie nichts tun; wir sind ja Kinder."

„Albrecht", entgegnete Hans ernst, „ich habe euch noch nie unnötig gequält. Ich muß euch doch heil nach Königsberg bringen. Auch solltest du an Detlev und mich denken. Uns beide würden die Russen mindestens in Gefangenschaft schleppen, wahrscheinlich aber, um sich die Mühe zu sparen, erschießen. Rede also nicht leichtfertig! Es hilft alles nichts, um acht brechen wir auf."

Albrecht schwieg beschämt. An das die Älteren erwartende Schicksal hatte er nicht gedacht.

Um acht Uhr ging es wirklich los. Die Jungen kamen kaum hoch und humpelten fürchterlich. Doch Hans gab nicht nach. Langsam und unter Schmerzen gewöhnten sich die Beine wieder an ihren Dienst. Es war eine furchtbare Qual. Schon war es drückend heiß. Stumpfsinnig trottete die Schar den staubigen, menschenleeren Feldweg entlang. Die wenigen Gehöfte, die sie berührten, schienen verlassen zu sein. Wasser zu trinken, verbot Hans, und die Zitronen gab er auch noch nicht heraus. Nach zwei Stunden schon waren alle wie in Schweiß gebadet und am Ende ihrer Kräfte. Da nahm Hans die Fiedel heraus; trotz seinem schweren Gepäck geigte er unermüdlich und brachte damit wirklich die todmüden Beine der Jungen noch einmal zu schnellerem Ausschreiten. Obwohl die Jüngeren kaum noch fünfzehn Pfund auf dem Rücken trugen, drückten die Riemen schmerzhaft in die wunde Haut. Eine volle Stunde brachte Hans die Schar noch mit seinem Geigen weiter, dann ließ er sie wieder rasten. Elf Uhr war es, nur zwölf Kilometer lagen wieder hinter ihnen. Nun bekam jeder eine viertel Zitrone und ein Stück Brot. Dann rieben sie sich die Wundstellen mit Salbe ein.

Nansens Expeditionsschiff „Fram" im Polareise bei Mondschein.

„Es geht so nicht", sagte Hans bedenklich, „gleich ist es Mittag und alle sind kaputt. Dabei haben wir erst zwölf Kilometer hinter uns. Wir müssen noch viel mehr Gepäck fortwerfen. Euern Eltern wird es um den Verlust kaum leid sein, wenn sie nur euch heil wiederbekommen. Wer weiß, in welcher Angst sie jetzt schweben, wo sie von uns nichts hören und die Zeitungen voll sind vom Russeneinfall in Ostpreußen!"

Der Gedanke an die Angst der Mutter bedrückte auch die meisten der Jungen. Diesmal blieben alle restlichen Wolldecken zurück und noch manches andere.

Die Gruppe hatte kaum eine Stunde geruht, und gerade war Hans mit der neuen Gepäckeinteilung fertig, als alle auffuhren. Rechts vom Wege wurde geschossen, und bald war ein regelrechtes Salvenfeuer zu vernehmen. Sehr weit konnte es nicht sein, und in ihrem Schrecken glaubten die Jungen, daß es keine fünfhundert Meter entfernt sei. Das Gelände war ziemlich unübersichtlich.

Fridtjof Nansen zur Zeit seiner „Fram"-Expedition.

Alle sahen auf Hans, der ganz blaß geworden war. „Jungen", rief er, „da stehen zwei deutsche Regimenter gegen eine ganze Armee Russen. Lange können sie sich nicht halten. Wir müssen los, Jungen, wir müssen! In wenigen Stunden brechen die Russen wie eine Sturmflut über das wehrlose Land, voran die Kosaken. Rasch, seht eure Jackentaschen durch, und tut alles in die Hosen! Die Jacken lassen wir liegen, es ist sonst zu heiß. Hoch, auf die Beine! Karlheinz und Albrecht, in euern Affen ist nur noch Leibwäsche; laßt sie liegen und helft Günter und Ullo abwechselnd die ihren tragen! Los, vorwärts!"

Durch die stechende Mittagsonne ging es weiter. Das Schießen hielt an und mahnte die Jungen, alles herzugeben, was noch an Kraft in ihnen steckte. Sie beneideten Pauper, der noch frisch genug war, hinter einem auftauchenden Hasen herzuhetzen. Jeder Schritt bereitete Schmerz, aber immer, wenn einer dachte: Nun falle ich um, ging es doch noch einen Schritt und noch einen. Hans war immer noch blaß und horchte angestrengt auf das Schießen, das sie gleichmäßig begleitete. Da es nicht schwächer wurde, marschierten die Sieben anscheinend parallel zur deutschen Kampfstellung. Es lag auf der Hand, daß bei einer einzigen Stunde Versäumnis am Morgen sie jetzt schon in die Hände der Russen gefallen wären. Auch Albrecht war froh, daß Hans ihm am Morgen nicht nachgegeben hatte.

Von einem Nebenwege kam ein letzter Flüchtlingswagen mit Bauern, die andern waren alle schon längst fort. Der Wagen überholte die Sieben bald. Die Leute bedauerten sie und meinten, sie wüßten schon nicht, ob ihnen die Flucht noch gelänge, zu Fuß aber sei das völlig ausgeschlossen. Sie hatten aus östlicheren Dörfern furchtbare Greueltaten der Kosaken gehört. Sie wollten von den wenigen Sachen, die sie mitführten, etwas fortwerfen, um zwei der Jüngeren mitzunehmen; mehr hätten auch wirklich keinen Platz gehabt. Nun war auch Hans zur Teilung bereit und wollte Günter und Ullo mitgeben. Aber so sehr Günters Angst auch gewachsen war, er wäre doch um nichts in der Welt jetzt von Hans fortgegangen und fühlte sich bei ihm immer noch sicherer als auf dem Bauernwagen. Auch die andern dachten wie Günter. Kopfschüttelnd fuhren die Bauern weiter, und bald war ihr Wagen über eine Höhe der Straße hinweg den Augen der Schar entzogen.

Immer noch hörten die Jungen das Schießen von rechts, verzweifelt trotteten sie weiter durch Hitze und Staub. Noch hatten sie kaum sechs Kilometer seit der Rast hinter sich, als Günter einfach nicht mehr konnte. Er stolperte über einen Stein, fiel hin und blieb liegen. Hans versuchte, ihn aufzurichten, aber selbst ihm zuliebe konnte der Junge nicht mehr. Die Beine versagten den Dienst. Die übrigen standen herum, ebenso dem Umfallen nahe. Günter bat sie, den Marsch ohne ihn fortzusetzen, ihm werde schon nichts zustoßen, aber die Angst schüttelte ihn, als er das sagte. Keiner der Freunde wollte.

„Unsinn!" sagte Hans. „Wir rasten. Es würde ja doch bei jedem Kilometer ein anderer liegen bleiben. Wir warten zusammen auf das, was kommt." (Fortsetzung folgt)

Fridtjof Nansen †

Von Ernst Wächter

Fridtjof Nansen ist nicht mehr. In den frühen Nachmittagstunden des 13. Mai hat er, der als ein echter Held im Dienste der Wissenschaft auf dem von Todeskälte durchschauerten Kampffelde des Poles so oft dem Tode ins Auge geschaut, im Alter von neunundsechzigeinhalb Jahren in seinem Landhaus Lysager bei Oslo sein ebenso arbeitsreiches wie gesegnetes Leben beschlossen. Mit ihm ist einer der größten Polarforscher aller Zeiten, die erste wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiete der modernen Polarforschung, dahingegangen, zugleich aber auch ein wahrhaft großer Mensch, für den das Wort Menschenliebe nicht ein bloßes Wort geblieben, sondern zur Tat geworden ist in hingebendem Dienst an der leiderfüllten Menschheit. War er es doch, der nach dem Bekanntwerden der furchtbaren Nöte aller Art, die sich in Rußland im Gefolge des Welt-

krieges und der Staatsumwälzung einstellten, sich nach Rußland begab, um die Zustände dort persönlich kennenzulernen, und alsbald eine großzügige Organisation zur Bekämpfung der ergreifenden russischen Kindernot ins Leben rief. Er hat auch die Rückbeförderung der Kriegsgefangenen aus Rußland und Sibirien mit Tatkraft betrieben und weiterhin sich der Unterstützung der türkischen, griechischen und armenischen Flüchtlinge angenommen, soweit es ihm mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln möglich war. Im Völkerbundsrat ist er unermüdlich für eine wirkliche Völkerversöhnung tätig gewesen, hat auch viel dazu beigetragen, daß Deutschland in den Völkerbund aufgenommen wurde, und immer wieder bei den politischen Beratungen und Entschließungen der Stimme der Menschlichkeit Geltung zu verschaffen gesucht. Wohlverdient war deshalb die Erteilung des Nobel-Friedenspreises, den er 1922 für seine aufopfernde, selbstlose Liebestätigkeit erhielt.

Es war vor einundvierzig Jahren, als der Name Fridtjof Nansen zum ersten Male weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus in aller Welt bekannt wurde. Der junge norwegische Gelehrte war soeben von seiner ersten so erfolgreichen selbständigen Forschungsreise zurückgekehrt, die er, mit unerhörter Kühnheit, mit den bescheidensten Hilfsmitteln und nur von ein paar mutigen Männern begleitet, quer durch die schaurigen Einöden des grönländischen Inlandeises ausgeführt hatte. Alle Zeitungen berichteten damals von der gewaltigen Begeisterung, mit der er von seinen Landsleuten empfangen wurde. Als dann bald darauf die Einzelheiten dieses wahrhaft heldischen Unternehmens, dem alle Kenner der Verhältnisse ein schlimmes Ende prophezeit hatten, bekannt wurden, da war sein Ruhm auch im Ausland gesichert. Der Name Fridtjof Nansen war seitdem mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichte der Polarforschung eingetragen. Daß er bald einer der allergrößten werden sollte, ahnte freilich damals noch niemand. Das wurde er erst, als sein Träger im August 1896 von seiner epochemachenden dreijährigen Polarfahrt mit dem Schiffe „Fram" zurückgekehrt war und der Welt allmählich das Verständnis dafür aufging, daß diese Reise, die ohne jeden Nebenzweck rein wissenschaftliche Ziele verfolgte, nicht nur unsere Kenntnisse von der Natur des nordpolaren Erdraumes ungemein bereichert, sondern auch der Polarforschung ganz neue Wege und Aufgaben gewiesen hat.

Nansen war eine durch und durch wissenschaftliche Natur. Bei allen seinen Unternehmungen, und mochten sie noch so sehr den sportlichen Ehrgeiz herausfordern, ließ er sich niemals von andern als wissenschaftlichen Interessen leiten. Ihm lag es fern, durch bloße sportliche Leistungen seine Mitstreiter in dem „Kampf um den Nordpol" zu übertreffen und etwa nach dem Ruhm zu streben, als erster diesen mathematisch so interessanten Punkt zu erreichen, wenn der Natur der Sache nach auch die Erreichung des Nordpols in seinem Forschungsprogramm enthalten war. Ihm kam es lediglich darauf an, die natürlichen Verhältnisse des hohen Nordens so vielseitig und so gründlich wie möglich zu erforschen. Das ist ihm denn auch in hohem Maße gelungen, dank seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Befähigung, dank freilich auch seinen hervorragenden sportlichen Eigenschaften sowie seinem durch eine fast spartanisch einfache und harte Erziehung gestählten Körper, auf dessen Kraft und Gewandtheit er sich in jeder noch so gefährlichen Lage ebenso verlassen konnte wie auf seine klare, nüchterne, jede Chance kühl berechnende und folgerichtig ausnutzende Denkweise. Dazu kommen noch weiterhin seine hervorragende organisatorische Geschicklichkeit und seine kluge Voraussicht, die ihn alle seine Unternehmungen aufs sorgfältigste und zweckmäßigste vorbereiten ließen und wohl das meiste dazu beigetragen haben, daß deren keine mißglückt ist.

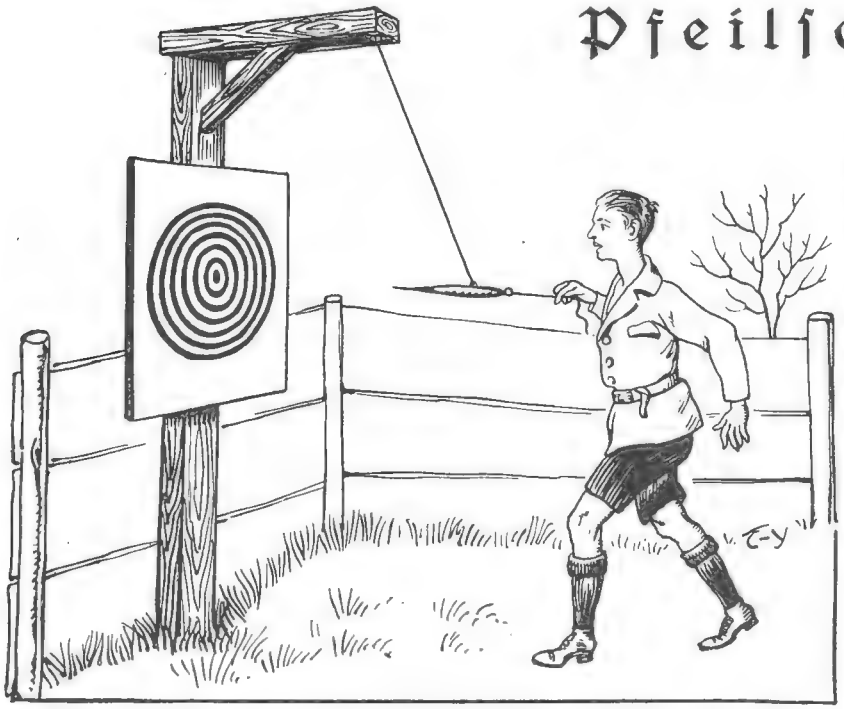
Eine fröhliche Wasserschlacht im Ferienlager.

All dies zeigte sich schon bei seinem ersten, der Erforschung der stark umstrittenen Natur des Inneren von Grönland gewidmeten Unternehmen, das der damals erst siebenundzwanzig Jahre alte Forscher im Sommer 1888 ausführte und bei dem er nicht nur das Vorhandensein eines zweiten Kältepols der nördlichen Halbkugel mit einem Herabsinken der Sommertemperatur bis auf —45 Grad Celsius feststellen, sondern auch den Beweis erbringen konnte, daß das bis zu alpinen Höhen sich emporwölbende Innere der Rieseninsel vollständig unter Schnee und Eis begraben liegt. Das wurde aber vor allem auf der großen, 1893 angetretenen und auf drei bis vier Jahre berech-

neten Forschungsreise offenkundig, bei der sich Nansen mit voller Absicht auf dem eigens zu diesem Zwecke nach seinen Angaben gebauten Expeditionsschiffe „Fram" nördlich der Lenamündung im Eise einfrieren ließ, um sich mit diesem durch die von ihm gemutmaßte und auch wirklich vorhandene Meeresströmung quer durch das Polarbecken möglichst nahe am Nordpol vorbeitreiben zu lassen. Diese kühne Fahrt mit ihren großen wissenschaftlichen Ergebnissen, unter denen die Feststellung der Tatsache, daß das Polarbecken keine inselerfüllte Flachsee, sondern eine inselarme Tiefsee ist, obenan steht, ist nicht nur die großartigste Leistung, die bis dahin die Geschichte der polaren Forschungsreisen aufzuweisen hat, sondern ist auch später von keiner andern übertroffen worden. Zudem ist sie, wie oben bereits angedeutet, ganz besonders hoch zu bewerten als der Ausgangspunkt für die ganze moderne Polarforschung, die sich nach Nansens Vorbild die allseitige Durchforschung der Polargebiete zum Ziel gesetzt hat, möge es sich nun um die Erforschung der Meerestiefen und -strömungen, der Eisverhältnisse, der meteorologischen oder biologischen Verhältnisse handeln.

Nansens überlegene Autorität in allen mit der Polarforschung zusammenhängenden Fragen ist bis zu seinem Tode unbestritten geblieben. Immer wieder hat man seinen auf langer Erfahrung und tiefster Sachkenntnis beruhenden Rat eingeholt, wenn ein polares Unternehmen von größerer Bedeutung geplant wurde, so auch bei dem für dieses Jahr beabsichtigten, aber vorläufig noch zurückgestellten Zeppelin-Nordpol-Flug.

Pfeilschießen



Pfeilschießen. Scheibe und aufgehängter Pfeil im Betrieb.

Unser nebenstehendes Bild zeigt, wie das Spiel gehandhabt wird. An einem hohen Pfosten, der ja fast in jedem Garten zu finden ist, wird ungefähr in Brusthöhe eine Zielscheibe angebracht. Solch eine Scheibe kann sich jeder geschickte Junge selbst auf einen starken Kistendeckel malen. Man bekommt sie aber auch aus Papier in Schreibwarengeschäften zu kaufen. Dann muß sie natürlich auf Holz geklebt werden. Der Pfosten hat oben einen Querbalken, und an diesem hängt eine Schnur herunter, die mit einem Holzpfeil verbunden ist, von der Form, die unsere untenstehende Abbildung zeigt. Die Schnur ist genau in der Mitte befestigt, vorn hat der Pfeil eine Metallspitze — ein abgeköpfter eingetriebener Nagel — und hinten ist eine Öse, an der eine kurze Schnur hängt.

Wie obiges Bild zeigt, wird die kurze Schnur mit der rechten Hand gehalten, dann wird gezielt und das Ganze losgelassen. Der Pfeil soll möglichst in den Mittelpunkt treffen.

Dieses Spiel stellt eine schöne Unterhaltung im Freien dar, kann im Winter aber auch gut in den Flur oder einen andern geeigneten Raum verlegt werden.

Was mancher nicht weiß

Unsere deutschen Vorfahren sind ein echtes Bauernvolk gewesen, mit Leib und Seele dem Ackerbau zugetan und zäh und fleißig der Scholle den Ertrag abringend. Als eine Versündigung an ihnen muß man jenen Vers des Studentenliedes bezeichnen, der sie als Faulenzer auf der Bärenhaut liegen und ununterbrochen zechen läßt. Leider haftet dieses unwahre Bild im Gedächtnis unserer Zeitgenossen ungemein zähe, und es wird viel Mühe kosten, das Wissen um die hohe Eigenkultur unserer Vorfahren — zunächst einmal wenigstens in den gebildeteren Kreisen — zu verbreiten.

*

Bereits vor Luther gab es deutsche Bibelübersetzungen. Seit 1466, also ein halbes Jahrhundert vor der lutherschen, sind bis 1518 nicht weniger als vierzehn hoch-

Der Pfeil.

PHOT. WIDE WORLD, KEYSTONE

Ein neuer Kriegsfilm:

»Westfront 1918 – Vier von der Infanterie«

In der Nähe von Frankfurt a. O. ist die Nero-Film AG. eifrig an der Arbeit, einen großen Tonfilm „Westfront 1918" unter Mitwirkung ehemaliger deutscher und französischer Frontsoldaten aufzunehmen. Ein mehrere Kilometer umfassendes Gelände ist in einen Kriegsschauplatz verwandelt worden. Die Schützengräben und Unterstände wurden getreu dem Vorbild der Westfront angelegt.

Unser obiges Bild zeigt einen Teil des Aufnahmegeländes und die Aufnahmeleitung bei der Arbeit.

Rechts oben sehen wir die „Feinde" während einer Filmpause friedlich vereint in einem Schützengraben sitzen.

Nebenstehend deutsche und französische Frontsoldaten im Aufnahmegelände mit Tankwagen.

G. PAHL

deutsche und drei niederdeutsche Bibeln gedruckt worden. Sie sind sämtlich Übersetzungen der lateinischen Vulgata. Erst Luther ging mit der seinigen auf die Urtexte zurück.

*

Die Gesamtbevölkerung der Erde, die 1910 auf fünfzehn Milliarden Köpfe geschätzt worden ist, soll sich heute auf zwanzig Milliarden belaufen. Gibt man jedem Menschen, Kinder eingerechnet, 1 Quadratmeter Raum, so könnte man die ganze Menschheit auf einen rings um den Äquator laufenden Streifen von 500 Meter Breite (dem Achtzigtausendstel seiner Länge) zusammendrängen oder, was vielleicht anschaulicher ist, auf der Fläche von Württemberg oder der des Ontariosees.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung *VON VIKTOR HELLING*

„Wollten Sie mir nicht von Ihrem Freunde noch einiges erzählen, Mynheer Heeskerke?" fragte Werner Detloff.

Zwischen den Brauen des Holländers bildete sich eine Falte, doch sie verschwand ebenso rasch wieder. „Ich entsinne mich zwar nicht, Ihnen so etwas in Aussicht gestellt zu haben, aber ich habe Ihnen gegenüber keine Ursache, etwas geheimzuhalten. Sicherlich haben Sie sich darüber gewundert, daß ich über den in Frage kommenden Täter so bestimmte Vermutungen äußerte und anderseits diese Vermutungen, die für mich so gut wie eine Gewißheit sind, nicht der Öffentlichkeit bekanntgemacht habe. Ist es nicht so?"

„Sie haben es erraten, Mynheer Heeskerke. Seit Sie mir sagten, daß der Täter, den die Öffentlichkeit nicht kennt, schwerlich noch am Leben sein könne, habe ich mir allerdings allerlei Gedanken gemacht. Sie werden zugeben, daß Ihre Bemerkung etwas rätselhaft klang."

Mynheer Heeskerke strich die schneeweiße Asche von seiner Zigarre. „In der Tat schwebt um jene verbrecherische und verächtliche Tat", sagte er nach kurzer Pause, „noch manches ungelöste Rätsel. Ich werde Ihnen bei guter Zeit, wenn unsere Mannschaften schlafen und Sie noch ein Gläschen Wein mit mir trinken, alles berichten, was ich über die Geschichte weiß. Jetzt will ich Ihnen nur das eine verraten: es geschah wohlweislich, daß ich die Öffentlichkeit nicht alarmierte."

„Weil dann eine längere Geheimhaltung dieses Tauchbootes vor den Behörden unmöglich gewesen wäre?"

„Das natürlich auch, doch war dies nicht das Ausschlaggebende. Vor allem fürchtete ich, es würden sich unberufene und höchst unliebsame Hände an die Arbeit oder, wie ich es einmal nennen will, über Affonso Pereiras ‚Geldschrank' hermachen. Das mußte vor allen Dingen verhindert werden, schon deswegen, weil Affonso Pereira eine Witwe hinterlassen hat. Es ist zwar vorläufig für sie gesorgt, aber daß sie notdürftig ihr Leben fristen kann, bietet ihr keinen Ersatz für die verlorenen Reichtümer, die sie hätte erben sollen. Sie müssen nämlich wissen, daß jene recht stattliche Summe, die ich Affonso Pereira für seine Erfindung ausbezahlte, nur einen verschwindend kleinen Teil der Geldsummen und Kostbarkeiten darstellte, die der Unglückliche, der sich mißtrauisch beobachtet glaubte — und der traurige Ausgang hat seine Besorgnisse bestätigt — an einem geheimen Orte verborgen hat. Hätte ich meine Mutmaßung der Öffentlichkeit anvertraut, glauben Sie mir, es hätte ein wahrer Wettlauf eingesetzt, um jene verlockende Stelle ausfindig zu machen."

„Und Sie selbst, kennen Sie den geheimnisvollen Ort?" fragte Werner Detloff.

„Keineswegs genau", lautete die Antwort des Holländers, „obwohl ich bestimmte Vermutungen habe. Ich werde an der Spitze von zuverlässigen Leuten zu gegebener Zeit meine Nachforschungen aufnehmen. Diese Fahrt gibt mir Gelegenheit, die einzelnen Leute unserer Besatzung auf ihre Verläßlichkeit zu prüfen. Diejenigen, die ich für geeignet halte, werde ich dann in meinen Diensten behalten, um mit ihnen der Sache planmäßig auf den Grund zu gehen."

Auf einmal, mit einem merkbaren Gedankensprung, zeigte Mynheer Heeskerke auf die große Stromkarte und fragte: „Haben Sie einmal den sogenannten Höllenschlund besucht, die Bocca do Inferno bei Cascaes?"

„Ist das nicht jenes wildzerklüftete Felsengebiet, wo die Küste Portugals nach Norden abbiegt, nach dem Cabo Raso und dem westlichsten Punkt des europäischen Festlandes, dem Cabo da Roca? Ich hatte leider keine Zeit, diese Gegend aufzusuchen, aber man erzählte mir von jener nach der See zu offenen Felsengrotte, in die bei stürmischem Wetter die Wellen ungestüm hineinbrausen."

„So, Sie waren nicht in der Bocca? Nun, Sie sind ganz richtig unterrichtet — bis auf einen Punkt: von Cascaes, der nördlichsten und äußersten Bucht der Tejomündung, führt der Küstenweg zunächst ein paar Kilometer westwärts, um erst dann, beim Cabo Raso, nach Norden umzubiegen. Dieses Kap liegt nun schon etwa zwölf Seemeilen nordostwärts hinter uns. Wenn wir heute abend ein bißchen an die Oberfläche steigen, wird nichts mehr von der Küste zu sehen sein."

Wenige Minuten später ließ Mynheer Heeskerke vom Koch das Abendessen auftragen. Kaum hatten die Mannschaften ihre Eßnäpfe in der Hand, als ein greller Pfiff ertönte, dem gleich darauf ein gräßlicher Schrei folgte.

Gleichzeitig begann das Boot zu schwanken. Myn-

heer Heeskerke wechselte die Farbe, eine Verwünschung erstarb auf seinen Lippen. Werner Detloff riß die Pforte zum Mannschaftsraum auf. Der Pfiff, der ihn Böses ahnen ließ, war verstummt, aber er hatte einem Heulen Platz gemacht, das sich beängstigend anhörte. Dies und der sich am Boden wälzende Körper eines Mannes, in dem Werner Detloff den Maschinisten Savornis erkannte, gaben ihm die Gewißheit, was geschehen war: das Hauptleitungsrohr der Sauerstoffanlage war geplatzt.

„Alle guten Geister! Schnell, schnell, helfen Sie!" rief Mynheer Heeskerke. Er mußte schreien, denn in diesem Raum übertönte alles der Lärm der Maschinen, zu dem das Poltern und Donnern des Wassers draußen kam. „Meine schöne Anlage! Meine bildschöne Anlage!" wimmerte er.

Werner Detloff hatte sich den Rock vom Leibe gerissen und wand ihn um die gesprungene Röhre. Er sah aber sofort, daß er damit nicht viel ausrichten konnte. Dieser Notverband vermochte nur wenig zu nützen, denn schon war zu viel Sauerstoff entwichen. Bereits legte sich beklemmend und erstickend der Petroleumdunst auf die Brust und erschwerte das Atmen. „Kalipatronen heraus!" rief Werner Detloff. „Sie haben doch welche an Bord?"

„Gewiß!" Mynheer Heeskerke stand der Angstschweiß auf der Stirn. „Sie sind da, irgendwo müssen sie sein."

„Sofort auftauchen!" schrie Werner Detloff. „Wir haben keine Zeit, zu suchen, und noch weniger, Zeit zu verlieren."

„Welch ein scheußliches Pech!" brummte der Holländer, aber er sah ein, daß der deutsche Ingenieur recht hatte. Schon faßte er sich an die Brust. Stickiger, immer stickiger war die Atmosphäre geworden. Er winkte zu Rodriguez hinüber.

Der verstand sofort und gab Höhensteuer. Langsam hob sich das Boot. Ein paar Sekunden später strömte grünes Tageslicht durch die Bullaugen. Das Boot legte sich schräg, die Wogen kamen wuchtig von Steuerbord. Jeder hörte, wie sie über Deck schlugen.

Die Mannschaft drängte sich um Werner Detloff, mit dem sicheren Gefühl, daß er es war, der die Ruhe behalten hatte und sie führte.

„Das wäre noch einmal gut abgelaufen", rief er zu Johannsen hinüber. „Haben Sie das Tiefenruder festgemacht? Gut, dann kann die Einsteigluke geöffnet werden."

Im Kreise der geöffneten Luke wurde ein Stück Himmel sichtbar, bleigrau und doch von allen begrüßt. Es waren bange Minuten gewesen, jeder hatte das gefühlt. Gottlob, nun wehte schon der frische Salzhauch der See ins Innere!

Sie trugen Savornis an die Luke. Er war wieder bei Besinnung, zeigte aber auf seinen Hals, wo sich deutlich ein Verbrennungsmal abzeichnete. Er meinte, es sei in dem Augenblick, als das Rohr geplatzt war, ein glühender Strahl auf ihn losgeschossen.

Werner Detloff kletterte als erster auf die eisernen Platten des Decks. Schon steckte auch Mynheer Heeskerke seinen Kopf durch die Luke. Seine ganze Sorge war, ob die „Nederland" gesichtet werden könnte. Werner Detloff konnte ihn beruhigen. Es war kein Schiff in Sehweite. Einer flachen Wolke gleich war der letzte Küstenstreifen im Nordosten zu sehen. Mynheer Heeskerke suchte mit dem Glas den Horizont ab. „Das wäre noch einmal gut gegangen", sagte nun auch er. „Wir werden meine Anlage in Ruhe ausbessern. Ich werde sie Ihnen erklären."

Da kam Jan an Deck und sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, Mynheer, aber ich muß Ihnen sagen, es sind doch einige unter uns, die abergläubisch sind."

„Was soll das heißen?"

„Es soll heißen", antwortete Jan, „daß meine Kameraden mich beauftragt haben, Ihnen zu sagen, daß sie keine Lust haben, noch einmal unter Wasser zu explodieren. Man rät Ihnen ernstlich, des grausamen Spieles genug sein zu lassen."

„Hasenfüße!" polterte Mynheer Heeskerke los. „Ihr befindet euch auf dem besten Boote der Welt. Ich denke nicht daran, umzukehren."

„Dann habe ich zu fragen", sagte Jan hartnäckig, „ob auch der deutsche Herr so denkt wie Sie."

Mynheer Heeskerke stampfte mit dem Fuße. „Reden Sie mit den Leuten, Detloff! Sagen Sie ihnen, daß jede Gefahr vorüber ist! Warum zögern Sie?"

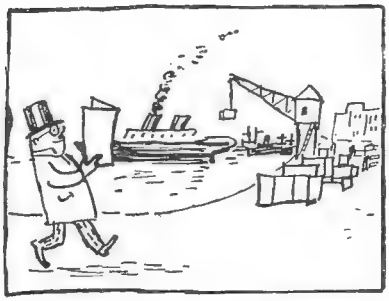
„Daß die Gefahr zwar erkannt, aber noch nicht beseitigt ist", erwiderte Werner Detloff ruhig, „dürfte der Wahrheit mehr entsprechen. Gleichwohl werde ich mit den Mannschaften reden. Ich nehme an, Sie ermächtigen mich, ihnen die Zusage zu machen, daß wir nicht eher wieder unter Wasser gehen, bis ich die Gewähr dafür übernehme, daß der Schaden wirklich behoben ist."

„Welche Hasenherzen!" brummte der Holländer mißmutig. „Aber schön, gehen Sie meinetwegen einmal hinunter und reden Sie der Bande ins Gewissen!"

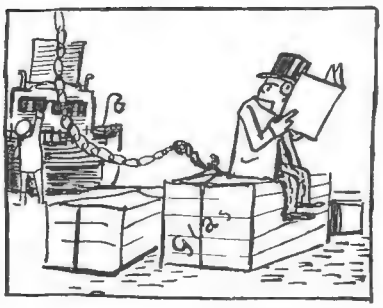
Spruch

Die Jugend soll zusammenstehn,
Die Jugend muß zusammengehn
In gleichem Schritt und festem Tritt;
Das reißt die Schwachen und Zagen mit.
Vorwärts und aufwärts geht die Bahn,
Sind die Zielbewußten und Starken
voran.

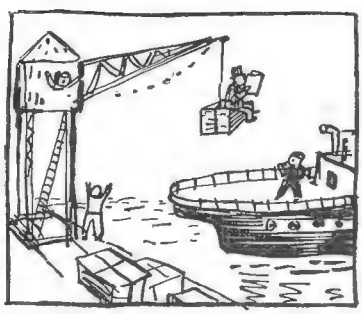
Der eifrige Leſer



1. Er ließ das Allerneuſte eben
Sich vom Zeitungshändler geben,
Und nun längs des Hafens ging's,
Sah nicht rechts und ſah nicht links.



2. Doch im Gehn wird's unbequem.
Halt! Ein Sitz — wie angenehm!
Merkt auch gar nicht, was geſchieht,
Als der Kran ihn aufwärts zieht.



3. So, nun hängt er hoch im Blauen,
Könnte ſich die Welt beſchauen;
Doch es heftet unſer Leſer
Nur aufs Buch die Brillengläſer.

4. Da — ein Ruck. Der Kapitän
Kommt, den Fahrgaſt zu beſehn,
Und ruft gleich: „Wie intereſſant!
Was gibt's Neues denn an Land?"

Es vergingen zehn Minuten, dann erſchien Werner Detloff wieder an Deck. Ohne das Glas abzuſetzen, mit dem er den Horizont abſuchte, fragte Mynheer Heeskerke: „Nun?"

„Die Leute", konnte Werner Detloff melden, „zeigten ſich einer ruhigen Belehrung zugänglich. Ich habe ihnen zugeſagt, daß wir in der Nacht über Waſſer kreuzen. Nun darf ich Sie bitten, mir Ihre Sauerſtoffanlage zu erläutern."

Ein ſcharfer Weſtwind pfiff über die Seefläche; breit und brandend ſchlugen die Wellen des Atlantik ſteuerbord gegen das Boot. Alles troff, war naß und ſchlüpfrig. Die Leute, in ihre Ölmäntel gehüllt, krochen einer nach dem andern in die Luke zurück. Oft giſchtete eine Sturzwelle hinter ihnen her, und dann hieß es ſchleunigſt den Kopf einziehen. Bleich und fahl wie Geiſterlicht war dieſe Nacht, in der Werner Detloff ſich keine Ruhepauſe gönnte, um die Anlage, die Mynheer Heeskerke als eine geniale Erfindung geprieſen hatte, zu ſtudieren. Er fand ſie reichlich verzwickt, erkannte aber bald ihre ſchwachen Stellen. Nun ging es ans Löten und Ausbeſſern; die Mannſchaften leiſteten gute Hilfe, und nur Savornis ging um die Röhren weit herum.

Eben ſetzte Werner Detloff die Lötlampe wieder an, als von Deck ein Schrei herunterklang. Gleich danach ſtürmte de Geeſt im triefenden Ölmantel in den Roof und rief: „Eine ſchwarze Wand backbord! Kommen Sie! Es ſauſt und dröhnt etwas Schreckliches heran." Der Mann war ganz bleich.

Im Nu war Werner Detloff an der Einſteigluke. Sein erſter Gedanke war, daß ein Schiff mit abgeblendeten Lichtern in den Kurs der „Nederland" komme. Auch er hörte ein unheimliches Geräuſch aus der Ferne. In regelmäßigen Zwiſchenräumen wiederholte es ſich. Es ſauſte und dröhnte in der Tat, und jetzt ſah auch er es, was de Geeſt erſchreckt hatte: an der Backbordſeite wuchs es wie eine ſchwarze Mauer aus der Dünung herauf.

Im nächſten Augenblick konnte Werner befreit auflachen. „Fiſche! Schweinsfiſche! Dieſe ſchwarze Mauer wird von gleichzeitig aus dem Waſſer hoch aufſpringenden Schweinsfiſchen gebildet."

So verhielt es ſich auch. Es war eine gewaltige Maſſe jener ſechs bis acht Fuß langen Kerle, eine Herde von Schweinsfiſchen, die in drei Gliedern marſchierte. Für ein kleines Segelboot wären dieſe unheimlichen nächtlichen Gäſte gewiß verderbenbringend geweſen. Oft genug ſchon hatten derartige Schweinsfiſchherden ein Fiſcherboot zum Kentern gebracht. Ein kräftiger Schwanzhieb eines der Kerle hat mitunter genügt, um in einem Boot, das der Herde ſeine Breitſeite bot, alles kurz und klein zu ſchlagen. Aber für die „Nederland" war nichts zu befürchten, und ſo wurden glücklich alle drei Glieder der Fiſchherde durchfahren. De Geeſt wurde von ſeinen Kameraden als „Geiſterſeher" verlacht, aber Jan meinte: „Lieber einmal zuviel ſehen

als zu wenig! Mein Onkel hat einmal in Sumatra ein Karnickel am Waldrand sitzen sehen, und wie er zufaßte, hing hinten 'ne Riesenschlange dran."

Derk meinte ernsthaft: „Vielleicht hat auch dies eine Warnung für uns sein sollen; das wäre sonach schon die zweite innerhalb zwölf Stunden. Ich bin dafür, du gehst noch einmal zum Herrn, Jan, und sagst: ‚Entweder umkehren oder . . .'"

„Was meinst du mit ‚oder'? Willst doch nicht am Ende sagen: Entweder er kehrt um oder du steigst auf der Stelle aus? Dürfte dir schlecht bekommen bei den Haifischen, die in dieser Gegend herumschnuppern."

Werner Detloff lächelte. Jan mit seiner munteren Art gefiel ihm. Solche Leute konnte man unterwegs und besonders dann, wenn die Stimmung niedergedrückt war, immer gebrauchen.

„Natürlich werde ich nicht aussteigen", widersprach Derk.

„Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung", entgegnete Jan lobend.

„Laß mich zu Ende reden! Ich will sagen: Entweder Mynheer Heeskerke reißt den Kurs herum, daß wir morgen wieder trockenen Boden unter den Füßen haben, oder wir zwingen ihn einfach dazu, wenn er es nicht freiwillig tut. Wer macht mit?"

„Ich nicht", rief Jan. „Erstens ist das Meuterei, und zweitens habe ich keine Lust, auf die tausend Escudos zu verzichten, die jedem von uns vertraglich zustehen, wenn die Probefahrt beendigt ist. Ich kann mir nicht den Luxus leisten, tausend Escudos zu verschenken, und daß das Wasser keine Balken hat, hast du vorher gewußt, mein Herzchen." Jan wandte sich an die übrigen: „Tausend Escudos will er verschenken. Sagt selbst, ob das von der Hand zu weisen ist!"

Savornis schüttelte den rothaarigen Kopf. „Das ist heller Blödsinn, und obwohl ich meine Schramme weghab', die zudem nur halb so schlimm ist, wie es erst aussah — ich bin dafür, wir halten durch. Die Mahlzeiten sind reichlicher, als man sich's wünschen kann, und die eintausend Escudos kommen jedem von uns wie gerufen. Das Boot ist in Ordnung, der Schaden geflickt — was kann uns weiter geschehen?"

„Höchstens, daß wir zu schnell fahren und plötzlich in Amerika ans Land rutschen", meinte Jan lachend. „Kinder, fein wird das! Hab' ich schon immer gewünscht, mal in pikfeiner Seemannskluft im Automoppel durch die Fünfte Avenue zu fahren, was da drüben die nobelste Straße ist. Alle Amerikanerinnen bombardieren uns mit Blumen und rufen: ‚Dreimal hoch die tapferen Helden von der ‚Nederland'!' So wird's kommen: Wir liegen im Roof, und plötzlich ruft Mynheer Heeskerke: ‚Reise, reise! Aus dem Quartier! Alle Mann an Deck! Neuyork in Sicht!'"

Alle lachten über den alten Seemannsruf, den Jan in einem Wort verändert hatte, indem er statt „Land in Sicht!" von Neuyork gefabelt hatte. (Fortsetzung folgt)

Menelaos mit der Leiche des Patroklos

Zu unserm Bilde einer griechischen Plastik

Von Professor Emmerich Schaffran

Es klingt wie eine alte Ballade: Er hielt dem jüngeren Freunde die Treue, und als dieser — noch wallte ihm jugendliches Haar um die Schläfen — in der männermordenden Schlacht fiel, bahnte er sich mit dem Schwert

Rettung der Leiche des Patroklos durch Menelaos / Loggia dei Lanzi, Florenz.

eine blutige Gasse und barg die Leiche des Erschlagenen vor dem feindlichen Zugriff. Patroklos hieß der Gefallene und Menelaos der Retter. Patroklos war aber auch der langjährige Freund des Achilleus, und Menelaos wiederum der Gatte jener unseligen Helena, um deren Besitz der vieljährige Trojanische Krieg entbrannt war. In dessen Verlauf grollte einmal Achilleus den Griechen, und erst, als die Trojaner bei einem Ausfall schon in die Reihen der griechischen Zelte eingedrungen waren, erlaubte er dem Patroklos, seine, des Achilleus berühmte Rüstung anzulegen und den Kampf aufzunehmen. Der Jüngling fiel jedoch; gierige Hände zogen dem Gefallenen die Rüstung ab, und nur dem ihm gleichfalls eng befreundeten Menelaos gelang die Rettung der Leiche.

Diesen kühnen und tragischen Vorwurf wählte sich ein griechischer Künstler aus der letzten Zeit der Blüte der hellenischen Plastik zum Vorwurf. Das Werk, das unser Bild uns vor Augen führt, entstand ungefähr gegen Ausgang des dritten vorchristlichen Jahrhunderts und dürfte der rhodischen Schule angehören.

Alles Edle, alles Heldische hat der ungenannte Meister in seiner Gruppe zum schönsten Ausdruck gebracht. Kühn blickt der wackere Menelaos den Feinden entgegen, wenngleich ihm der Schmerz die Mundwinkel senkt und die Augenbrauen steil aufwölbt. Im raschen Lauf ist er gekommen und, mit großen Kräften versehen, hebt er fast mühelos die Leiche des gefallenen Patroklos empor, um mit ihr zu enteilen. Wie ist dieser nun wirklich tot! Nicht mehr wie einst, in der Glanzzeit des Phidias, wird der Zustand des Todes mit Schlaf umschrieben, sondern der harte Realismus des dritten Jahrhunderts dachte anders und bildete eine Leiche ganz naturwahr. Die Gelenke, die Muskeln und die Bänder haben ihre Kraft verloren. Wie grenzenlos traurig hängt der Kopf herab und wie schlaff sind Arme und Beine! Wie merkt man hier in jedem Teil das fliehende Leben, besonders im Gegensatz zu dem lebenstrotzenden Körper des Menelaos! Wie fein ist ferner der Unterschied im Alter der beiden wiedergegeben! Menelaos Mitte der Dreißig, mit kräftiger, im Ringkampf gestählter Muskulatur, der Leib des Gefallenen dagegen weich — doch keineswegs weichlich — und vom Liebreiz der Jugend umglänzt. Gerade deshalb wirkt nun der Tod hier so stark, so ergreifend, weil er den in der Blüte seiner Jahre Stehenden fällte. Im Blick des älteren Mannes liegen Klage und Anklage.

Der späten Stilzeit entsprechend, ist der Umriß der Gruppe nicht nur von höchster Kühnheit, sondern schon eigenartig gelöst, und wie es Kunstwerke dieser späten Epoche verlangen, erschließen sich der wundervolle Aufbau, die Dramatik, die Bewegung des Ganzen erst dann, wenn wir, um die Gruppe wandernd, einen Gesamteindruck gewinnen. Dann aber fesselt das Werk sowohl durch seine künstlerischen Werte wie durch die hohe Schönheit und Menschlichkeit, die in ihm zum Ausdruck gebracht wurden.

Wunderapparate

Eine Anleitung zum Selbstanfertigen

Von Ingenieur Wolfgang Vogel / Schluß

Ein anderer Anziehungspunkt für Schaufenster war die wehende Fahne; aber sie war leicht erklärlich, denn jeder wußte, daß irgendwo ein Luftstrom, von einem Ventilator erzeugt, die Fahne traf und sie flattern machte. Schwerer zu erklären war es dagegen, wenn sehr zahlreiche benachbarte Fahnen nach den verschiedensten Richtungen hin wehten, denn hier versagte die Erklärung, daß ein Ventilator seinen Luftstrom durch das Schaufenster bließ. Dennoch war die Erklärung nicht schwer zu finden. Die kleinen Fahnenstangen waren hohl und besaßen an der Oberseite, wo die Fahnen an-

Der behinderte Sackläufer / Phot. E. Schlochauer, Berlin.

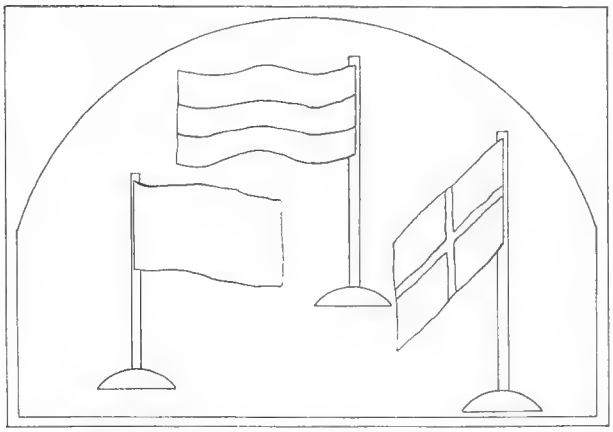


Abb. 3. Die wehenden Fahnen im Schaufenster.

gebracht waren, Löcher. Verband man nun die hohlen Fahnenstangen mit der Druckleitung eines Ventilators, so ließ die Luft, die oben aus den in den Fahnenstangen seitlich angebrachten Löchern kräftig ausströmte, die Fahnen lustig flattern. Da jede Fahne von einem besonderen Luftstrom angeblasen wurde, konnte man sie auch in beliebiger Richtung wehen lassen; man mußte nur darauf achten, daß sich die Luftströme nicht gegenseitig allzusehr störten, was durch Ausprobieren ja leicht zu erreichen war, und die Fahnen so aufstellen, daß die im Fahnenstock befindlichen Luftaustrittöffnungen hinter dem Fahnentuche lagen, somit durch letzteres verdeckt wurden, also nicht zu sehen waren.

Unsere dritte Abbildung zeigt das „Fahnenwunder" im Schaufenster, während uns die letzte einen Blick „hinter die Kulissen" tun läßt. Wir sehen die Leitungen a, b und c, die zu den hohlen Fahnenstangen i, k und l führen. Selbstverständlich kann man noch viel mehr Fahnen aufstellen. Der Wind kommt aus dem Ventilator f, fließt durch die Druckleitung e zur Verteilungsleitung d und aus dieser zu den Fahnenstangen. Mit h ist wieder ein Elektromotor angedeutet, der durch den Riemen g den Ventilator antreibt.

Auch diese Vorrichtung kann man sich selbst herstellen, und zwar mit Hilfe einer der bekannten Haarduschen, die in vielen Haushaltungen zu finden sind. Können wir uns einen solchen Apparat bei Verwandten oder Bekannten nicht verschaffen, so hilft uns gewiß der Friseur oder auch ein Elektriker, bei dem wir unsere Einkäufe zu machen pflegen, leihweise mit einer solchen Vorrichtung aus. Alles übrige ist dann wohl selbstverständlich.

Eine andere Reklame bestand in einem großen Spiegel, in dem das vor dem Schaufenster stehende Publikum zunächst sich selbst erblickte. Seitlich von dem Spiegel waren Hinweise auf das „Kommende" angebracht. Um ein Beispiel zu nennen, konnte da etwa stehen: „So sitzt Ihre Krawatte ohne unsern Patent-Schlipshalter." Und nun geschah das „Wunder", nachdem sich die Leute im Spiegel von dem mehr oder weniger tadellosen Sitz ihres Schlipses überzeugt hatten. Plötzlich war nämlich kein Spiegel mehr zu bemerken, sondern ein höchst eleganter Jüngling aus Wachs, tadellos angezogen und selbstverständlich mit geradezu mustergültig sitzendem Schlips am Kragen. Es fehlte nicht die Erklärung, daß dieser Sitz einzig und allein dem Patent-Schlipshalter jener Firma zu verdanken sei. Auch diese Vorrichtung ist leicht zu verstehen. Der Spiegel ist kein gewöhnlicher Spiegel. In den Spiegelbelag sind feine Linien geschnitten, so daß hier das Glas freiliegt. Solange der Raum hinter dem Spiegel dunkel ist, wirkt er wie ein gewöhnlicher Spiegel. Sobald man dagegen den Raum vor ihm verdunkelt und denjenigen hinter dem Spiegel mit dem, was dort zu sehen ist, hell beleuchtet, sieht man durch die belaglosen Stellen im Spiegel hindurch und erblickt nicht mehr sich selbst im Spiegel, sondern die Wachsfigur hinter diesem.

Der gleiche Trick ist übrigens auch in Zauberkabinetten und bei Automaten verwendet worden. Da ist zum Beispiel ein Wahrsageautomat. Der Automat gibt, wie die Aufschrift versichert, wertvolle Winke für den künftigen Lebensweg und führt etwa den Namen „Erkenne dich selbst!" Nachdem man das geheimnisvolle Gemach, in dem der Apparat steht, betreten und seinen Obolus in den Einwurf getan hat, erfolgt zunächst gar nichts, abgesehen davon, daß man in dem Spiegel sein eigenes, vor Enttäuschung immer länger werdendes Gesicht betrachten kann und geneigt ist, als Frucht der Selbsterkenntnis festzustellen, daß man ein sehr leichtgläubiger Mensch, wenn nicht etwas Schlimmeres ist. Endlich

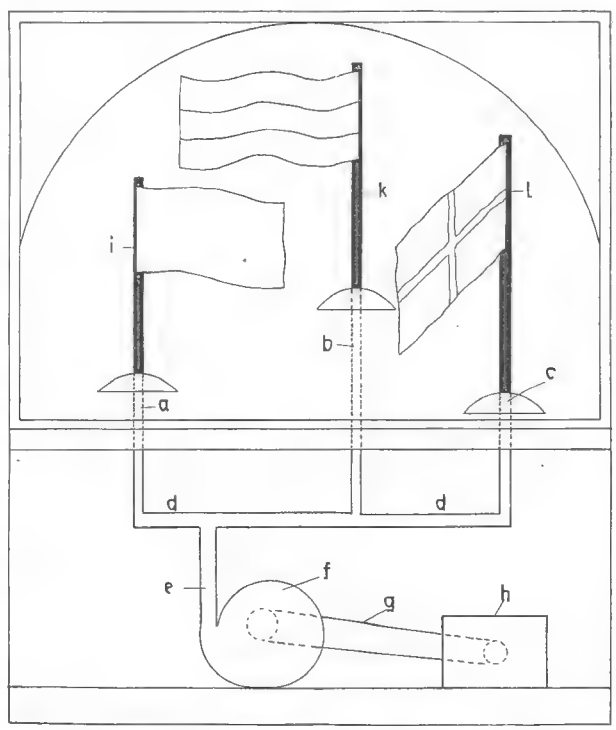


Abb. 4. Erklärung zu den wehenden Fahnen. a, b, c Luftleitungen zu den Fahnenstöcken, d Verteilungsleitung, e Druckleitung des Ventilators, f Ventilator, g Treibriemen, h Elektromotor, i, k, l hohle Fahnenstöcke.

aber ist die Münze gefallen, und in „märchenhafter Beleuchtung" erscheint hinter dem Spiegel die „Glücksfee" mit einem Zettel in der Hand, der zum Beispiel besagt: „Streben Sie nicht nur nach äußerlicher Anerkennung, sondern vor allem nach wirklicher Gediegenheit!" Ein böser Automatenbesitzer soll allerdings einmal geschrieben haben: „Wenn Sie auf jeden Schwindel hereinfallen, werden Sie bald nichts mehr haben", und gleichzeitig erschien nicht die Glücksfee oder sonst etwas Poetisches, sondern ein Kasperl, der dem Beschauer höchst unehrerbietig die Zunge wies.

Auch den Wunderspiegel können wir uns selbst herstellen; allerdings werden wir nicht einen mannshohen, kostbaren Spiegel dazu opfern, sondern nur ein kleines Spiegelchen, wodurch übrigens die Vorrichtung zwar an Großartigkeit verliert, an Nettigkeit dagegen gewinnt. Ich komme noch darauf zu sprechen. In den Spiegelbelag werden mit Hilfe eines Messers zahlreiche dünne Linien geritzt, so daß das Glas freigelegt wird und der Spiegel, von hinten gesehen, parallel liniert erscheint. Wir machen dann erst einen Vorversuch, um zu sehen, ob der Spiegel durch das Linieren genügend durchsichtig geworden ist, andernfalls ziehen wir die Linien noch enger oder bringen unter Umständen rechtwinklig zu ihnen Querlinien an. Der Spiegel kommt vor eine passende Kiste, in die die „Glücksfee", oder was sonst erscheinen soll, gesetzt wird. Um die Figur beleuchten zu können, bringen wir kleine Glühlampen an, die durch einen Akkumulator oder durch Taschenlampenbatterien gespeist werden können. Die Vorführung erfolgt in einem verdunkelten Raume. Zunächst werden vor dem Spiegel anzubringende Glühlampen eingeschaltet, die den Beschauer beleuchten, so daß sein Gesicht im Spiegel erscheint. Dann schalten wir diese Lämpchen aus und die vorhin erwähnten ein und lassen unsern Zauberspuk erscheinen.

Da wir den Apparat im Bekanntenkreise vorführen, bietet sich Gelegenheit zu allerlei hübschen Scherzen. So kann unser Apparat zum Beispiel die Zukunft vorhersagen. Sieht unser Freund, der flotte Primaner, hinein, so erblickt er in dem Raume hinter dem Spiegel sich selbst als flotten Studio in vollem Wichs. Selbstverständlich haben wir uns das Bild aus einer Photographie vorher zurechtgemacht. Der Schwester prophezeien wir etwas anderes. Die Wunderfee zeigt sie nach Umschalten der Beleuchtung im Brautschleier. Das Bild ist in gleicher Art zustande gekommen. Auch den Jüngsten, der bisher ergebnislos mit sechs Kameraden zusammen ein Achtellos der Staatslotterie gespielt hat, vergessen wir nicht und lassen ihn in unserm nimmermüden Apparate mit zwei riesigen Geldsäcken unter den Armen erscheinen. Natürlich müssen wir mit unsern Puppen oder Photographien streng Ordnung halten, denn wenn sich durch unser Versehen der Primaner als Braut sieht oder gar die Schwester als stolzen Studenten, so ist ihnen damit wenig geholfen, und wir werden ausgelacht.

Sollte unser „Wunderspiegel" einmal zerbrechen, so können wir auch mit den Scherben noch hübsche kleine Vorrichtungen herstellen, die allerdings mit Wahrsagerei nichts mehr zu tun haben, allenfalls mit dem Gegenteil. In vielen Wohnungstüren befinden sich die bekannten Gucklöcher, die gestatten, einen Blick auf den vor der Tür stehenden Einlaßbegehrenden zu werfen. Diese Schauöffnungen sind für gewöhnlich durch eine Klappe oder ein Stückchen Stoff verhängt und werden nur bedarfsweise dann freigelegt, wenn man auf den Hausflur blicken will. Es ist aber nicht immer erwünscht, wenn der Draußenstehende merkt, daß er beobachtet wird, und gerade das Wegschieben der Klappe oder des Läppchens ist oft von draußen sichtbar. Bringen wir dagegen ein Stückchen des zertrümmerten Spiegels, das natürlich erst mit einem Glasschneider entsprechend geschnitten wird, so vor die Schauöffnung, daß der Spiegelbelag auf der Seite des Beobachters liegt, so können wir durch den Spiegel hindurch unbemerkt einen Blick auf den Draußenstehenden werfen, wogegen diesem kein Einblick in die Wohnung möglich ist, weil es auf der Treppe gewöhnlich heller ist als im Gang der Wohnung. (Wäre es umgekehrt, so könnte man natürlich in diese hineinblicken, wie uns von unsern Versuchen mit dem Zauberspiegel her ja bekannt ist.) Der draußen Wartende würde bei dem Versuch, durch die Schauöffnung zu blicken, lediglich sein eigenes Auge im Spiegel erkennen. Natürlich brauchen wir nicht zu warten, bis unser Zauberspiegel einmal zerschlagen wird, wenn wir diese kleinen Gucklochschützer herstellen wollen, sondern wir können sie aus alten Spiegelscherben in großer Menge herstellen; braucht man doch nur sehr wenig Glas für jede dieser Vorrichtungen.

Kaninchenfamilie.

*

Auflösung des Zitatenrätsels von Seite 656:

Laßt mich auch endlich Taten sehn!

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

So lagen die Jungen am Straßenrande und horchten auf das hier nur noch schwach hörbare Schießen. Günter war vollkommen erledigt. Seine Leisten waren stark geschwollen, die Beine gehorchten nicht mehr; er konnte sie nicht rühren, sie lagen wie angebunden. Er schloß die Augen und schien einer Ohnmacht nahe. Plötzlich richtete er sich auf. „Meine Fahne!" Ja, die Fahne der Gruppe war weg. Bei dem überhasteten Aufbruch, als das Schießen begann, hatte der Junge sie vergessen; auch die übrigen hatten nicht darauf acht gehabt. Sie sahen einander an. Ganz ungeheuerlich schien es ihnen, daß sie ihre Fahne, ihrer Freundschaft Symbol, hatten vergessen, im Stich lassen können.

Günter riß sich hoch und stand auf den Beinen. „Ich hole sie", sagte er, aber die Ermattung war stärker als der Wille; nach wenigen Schritten sank der Junge wieder zusammen.

„Laß mich für Günter gehen!" bat nun einer um den andern Hans.

Der aber wollte davon nichts wissen. „Wenn es auch unsere Fahne ist — es darf nicht sein. Wie sollte ich es vor den Eltern verantworten, wenn der nicht zurückkommt, den ich nach ihr schicke? Ich ginge selbst, aber ich darf euch jetzt nicht verlassen. Es ist hart, aber die Fahne ist verloren."

„Durch meine Schuld!" rief Günter schluchzend.

„Nein, Günter."

Hans ließ nun jeden Sandalen oder Turnschuhe anziehen. „Bis Königsberg reichen die", meinte er, „und wenn wir nicht hinkommen, brauchen wir die Nagelschuhe auch nicht mehr." Er stellte den ganzen Schuhwarenladen in den Straßengraben.

„Wir dürfen uns keine falschen Hoffnungen machen", sagte Ullo; „wenn wir nicht binnen achtundvierzig Stunden in Königsberg eintreffen, fallen wir den Russen in die Hände. Wir wollen also nur das für zwei Tage unbedingt Nötige mitschleppen."

Hans gab ihm recht und teilte dementsprechend alles ein. Nur er selbst behielt einen Tornister, Detlev einen Brotbeutel, die übrigen mit Ausnahme Günters eine Zeltbahn, Hans die Geige und Helmut die Klampfe. Der Rest der Habe wurde seinem Schicksal überlassen.

Vierbeinige Fußballspieler. PHOT. KEYSTONE.

Eine bekannte englische Hundezüchterin hat eine „Mannschaft" von deutschen Schäferhunden zum Fußballspiel abgerichtet. Die Hunde erweisen sich als vorzügliche Spieler und „dribbeln" den Fußball mit Nase und Pfoten.

Ein sonniges Schmökerplätzchen / Phot. Kamerad Friedr. Buder, Neudamm.

Günter aber lag da und wunderte sich, wie jemand es fertig bringen könne, jetzt noch an praktische Dinge zu denken. Albrecht traf seine Gedanken, als er ihm zuflüsterte, es sei ja doch alles umsonst. Tiefste Mutlosigkeit hatte ihn erfaßt; mit der Fahne, die er auf so manchem Wege stolz vorangetragen hatte, schien ihm auch die Hoffnung auf Rettung verloren gegangen zu sein, und als dann Brot, Wurst und Wasser ausgeteilt wurden, mochte er nichts essen. Erst als Hans ihm erklärte, daß er dann auch nichts essen würde, zwang Günter sich. Die geleerten Feldflaschen wurden auch noch zu den ausgedienten Sachen geworfen, und wieder horchten alle auf den fernen Hall des Gefechtes.

Es gibt aber Menschen, die sich keine Sorgen machen über äußere Gefahr, und so fing Helmut nun sogar an, mit dem Gruppendichter Albrecht in Wettbewerb zu treten; er saß da, hatte sein Notizbuch auf den Knien und schrieb ein Kriegsgedicht, während die Kameraden, zu Tode erschöpft und fast schon ohne Hoffnung auf Rettung, an der Straße lagen und auf das Gefecht lauschten. Er hat es dann später in die Warendorfer Chronik übertragen und da steht es heute noch. Auch Karlheinz schien völlig sorgenlos. Er zeichnete in aller Ruhe den hohen Haufen der ausgemusterten Habe ab und schrieb darunter: „O du lieber Augustin, alles ist hin!" Die Kameraden hatten jedoch für Humor damals keinen Sinn.

Als sie drei Stunden da gelegen hatten, war es sechs Uhr, und Hans sagte, daß sie weiter müßten. Sechs Stunden dauerte nun schon das nahe Feuergefecht, und jede Minute weiterer Rast konnte zum Verderben werden. Auch Günter ließ sich aufhelfen. Sie marschierten wieder drei Kilometer und brauchten dazu eine volle Stunde. Dann war der Jüngste wieder am Ende seiner Kraft, diesmal womöglich noch gründlicher. Auch Albrecht konnte nicht mehr, durchaus nicht mehr, während Karlheinz, Ullo und auch Helmut noch verhältnismäßig frisch waren.

Wieder lagen die Sieben an der Straße, wenig war gewonnen. Hans war noch ernster geworden. Selbst hierher drang noch der Laut der Schüsse, wenn auch recht schwach; die Straße war abgebogen, das Gefecht ging nun im Rücken der Jungen vonstatten. Sie lagen noch da, als die Sonne sank. Hans studierte die Karte.

„Wie weit ist es noch bis Königsberg?"

„Sehr weit noch, Jungen." Dann sprach er heimlich mit Detlev. Die Jüngeren hörten nichts, aber sie sahen, daß dieser heftig den Kopf schüttelte. So wurde Ullo herangerufen, aber auch er schien nicht zu wollen. Dann erklärte Hans allen, daß er diejenigen, die noch marschieren könnten, voranschicken wolle nach Königsberg, aber Detlev und Ullo hätten sich geweigert, die Führung des Vortrupps zu übernehmen. Auch die in Frage kommenden Jungen Helmut und Karlheinz wollten durchaus nichts von einer Trennung wissen.

So gab Hans diesen Plan auf und studierte weiter die Karte. Es mag gegen neun Uhr gewesen sein, als er plötzlich aufsprang. „Hört ihr noch Schüsse?" Sie lauschten angespannt, aber alles war nun still. „Dann sind die deutschen Regimenter aufgerieben. Neun Stunden haben sich die Tapferen gewehrt. Der Anmarsch ist frei für die Feinde. In einer halben Stunde kann ihr Vortrupp hier sein. Hoch, weiter, Jungen! Es geht ums Leben."

Doch weder Albrecht noch Günter trugen die Beine, sie taumelten wieder zu Boden. Keine Kosakenlanze hätte sie mehr zum Marschieren bringen können.

„Zwei Kilometer weiter, dann sind wir bei einem großen Walde. Nur noch bis dahin! Da bleiben wir dann über Nacht."

Aber die beiden konnten wirklich nicht mehr. „Geht nur voraus!" sagte Albrecht. „Wir kommen langsam nach."

Hans gab Tornister und Geige an Helmut und lud Albrecht auf den Buckel; Detlev nahm Günter, und so ging es dem Walde zu. „Laß die Kosaken nur kommen! Jetzt haben wir auch Kavallerie", sagte Ullo.

Nach einer Stunde hatten die beiden Älteren die übermenschliche Leistung vollbracht, und eine halbe Stunde später stand das Zelt an verborgener Stelle. Als Essen gab es Kakao mit Zucker. Darauf sollten die Jungen schlafen, während Ullo freiwillig auf einem Baum an der Straße Wachtposten bezog. Bald waren alle fest eingeschlafen bis auf Günter. Den Jungen fror erbärmlich, teils aus Angst, teils weil Decke und Jacke fehlten. Alle seine Glieder schmerzten entsetzlich. Furchtbare Bilder tanzten vor seinen Augen, deutlich sah er Kosaken auf einem Gehöft morden und sengen. Er

vermochte nicht mehr Phantasie und Wirklichkeit zu scheiden, wachte jedoch. Trotz der Erschöpfung fand er keinen Schlaf.

Mitten in der Nacht mochte es sein, als jemand vorsichtig über ihn hinwegstieg und das Zelt verließ. Hans, der neben Günter lag, wurde munter. „Wer war das?"

„Ich glaube, Helmut; er wird wohl nur einmal hinaus müssen", erwiderte Günter, und in seiner Stimme lag die ganze Angst seiner jungen Seele.

„Die andern schlafen alle fest; warum schläfst du nicht, Günter?"

„Ich kann vor Angst nicht einschlafen", sagte Günter ehrlich; „jeden Augenblick können die Russen hier sein."

„Das kann wohl sein, aber ich hoffe, nach dem heißen Gefecht werden sie sich Ruhe gönnen über Nacht. Unsere Helden aber, Dragoner und Infanteristen, liegen nun alle im letzten Schlaf. Auch der Offizier, den ich in Lyck sprach, starb sicher schon den Tod seines Standes."

Da ließen die Trauer um die Tapferen und die Angst um das eigene Leben die Augen des Jungen naß werden, und er zitterte am ganzen Leibe. Hans legte seinen Arm um ihn und tröstete ihn. „Lieber, sei still, ich bin ja bei dir!" Allmählich wurde Günter ruhiger, und neue Hoffnung auf Rettung stieg in ihm auf.

Dann ging Hans hinaus, um Ullo abzulösen. Günter aber wachte weiter, alle Beklemmung war fort. Hans stellte draußen fest, daß Helmut verschwunden war und mit ihm Pauper. Es war anzunehmen, daß der Junge mit dem Hunde auch auf Beobachtungsposten gezogen war. Damit beruhigte sich Hans, denn rufen durfte er nicht, weil ja die Russen vielleicht schon in der Nähe sein konnten. So ging er zu Ullo, schickte diesen ins Zelt und bezog selbst die Wache. Früh um fünf Uhr sollte der Marsch weiter fortgesetzt werden. Hans hoffte, daß dann auch Albrecht und Günter sich wieder etwas erholt hätten.

Während dieser ganzen Zeit war Helmut unterwegs; er ging die Straße zurück, die sie gekommen waren. Die Fahne wollte er holen. Er wollte und konnte nicht dulden, daß die Fahne, ihre Fahne verloren sein sollte. Elf Kilometer waren es bis dahin, zweiundzwanzig also für den Hin- und Rückweg, und keine tausend Meter von der Stelle, wo die Fahne zurückgeblieben war, mußten die Russen sein, selbst wenn sie nicht weiter vorgerückt sein sollten. Ein tollkühnes Wagnis war es, was der Junge da unternahm, und er war sich darüber auch im klaren. Ganz abgesehen von der Gefahr — war es denn überhaupt möglich, daß seine Beine diese Strecke noch schafften nach all den vorangegangenen Anstrengungen? Helmut straffte sich. Gewiß war es möglich. Alles und jedes konnte der Wille zwingen, war er einmal unerschütterlich. Er hatte eine Scharte auszuwetzen in der Gruppe; hier war die Gelegenheit, er wollte sie nutzen. Furchtlos schritt er durch die Nacht dem Ungewissen, der Gefahr entgegen. Er schritt schnell aus, verspürte keine Müdigkeit, und zwei Stunden nach dem Aufbruch langte er am Ziele an. Hei, wie jubelte sein Herz, als die Fahne noch da war! Sofort, ohne zu rasten, machte sich der tapfere Junge auf den Rückweg zum Zelt. Er wußte, daß Hans um fünf Uhr aufbrechen wollte, und da durfte er nicht fehlen. Rasch also! Der Speer hinderte ihn beim Marsch. So riß er das Tuch vom Schaft, schlang es sich um die Brust und warf den Speer fort. Dann ging es rüstig weiter. Der Rückmarsch aber sollte so glatt nicht verlaufen wie der erste Teil des Unternehmens. —

Es war fünf Uhr morgens. Wecken! Die Jungen waren noch recht schläfrig, sie rissen sich aber zusammen, standen auf und versuchten ein paar Schritte. Ja, es

Helmut erkannte den Zug der Feinde, der sich unübersehbar keine hundert Meter von ihm die Landstraße entlangzog.

ging. Selbst die beiden Invaliden von gestern fühlten sich frischer, besonders Günter, der wie umgewandelt war und mit hellen Augen in den Morgen blickte.

„Jungen", sagte Hans, „reißt euch zusammen! Noch fünfzig Kilometer, dann, denke ich, sind wir in Sicherheit. Schaffen wir davon heute die Hälfte, ohne den Russen in die Hände zu fallen, so ist das Schlimmste geschafft. Heute ist es am gefährlichsten, heute müßt ihr noch einmal alles dransetzen, dann hat die Qual ein Ende."

Detlev brach das Zelt ab. Karlheinz teilte den letzten Rest Brot und Wurst in acht gleiche Teile. Wenn das alle war, hieß es eben den Magen knurren lassen. Ja, acht gleiche Teile waren es, nur — fehlten noch Helmut und Pauper. Hans hatte schon Ullo losgeschickt, die beiden zu suchen, aber der war unverrichteter Dinge zurückgekommen. So war nun alles zum Aufbruch bereit, jede Minute war kostbar, vielleicht entscheidend, und doch konnte Hans nicht aufbrechen. Er biß sich auf die Lippen. Wo konnte der Junge bloß sein? Ob er von einer feindlichen Patrouille aufgegriffen worden war? Hans kroch mit den fünf andern in dichtes Unterholz und wartete. Quälend war es, dieses Warten. Dieser Helmut! Weshalb mußte er sich nur heimlich vom Lager entfernen, noch dazu unter solchen Umständen! Hatte er denn immer noch keinen Gehorsam gelernt? Dann beschäftigten sich die Gedanken des Führers wieder mit der Möglichkeit, daß dem Jungen etwas zugestoßen sein, daß er in Gefangenschaft geraten sein könnte. So verging eine halbe Stunde über diesem Warten und Grübeln, eine kostbare halbe Stunde.

Helmut marschierte indessen rüstig seinen Weg entlang. Der treue Hund lief dicht neben ihm. Da, was hatte denn Pauper plötzlich? Er stand still, drehte sich um und sog die Luft ein. Ein dumpfes Knurren folgte. Ja, waren da nicht Stimmen zu hören, Geklapper von Hufen auf der steinigen Straße? Wahrhaftig, die Kosaken kamen! Querfeldein rannte Helmut. Pauper folgte mit langen Sätzen; er schien zu wissen, um was es ging, und bellte nicht. In vollstem Laufe stürzte der Junge im Dunkeln, rollte ein Stück, lag im Wasser, sank unter, kam wieder hoch und schwamm. Es war eine der Lehmkuhlen mitten auf dem Acker, die das Regenwasser in sich sammeln und oft eine große Tiefe besitzen. Der Hund stand am Rande und winselte leise. Allein konnte Helmut nicht herauskommen, das Ufer war zu steil und der Lehm zu glitschig. Als seine Augen dann die Umgebung etwas erfaßt hatten, schwamm er zu der Stelle, die noch am ehesten Aussicht bot, aufs Trockene zu kommen. Er trat Wasser, hob sich hoch, sein Arm faßte Erde, die Finger gruben sich ein. Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm, etwas hinaufzukommen, aber schon fühlte er, wie der Lehm nachgab und die Finger sich lockerten. Himmel, sollte er hier denn umkommen, in dieser Mergelkuhle ertrinken, wo er doch weiter mußte, fort, um die Freunde zu warnen! Wenn die jetzt losmarschierten auf der offenen Straße, dann waren sie verloren, dann mußten die Russen sie ja sehen. Er, Helmut, mußte hin, sie warnen, ihnen melden, daß die Russen schon im Anmarsch waren, daß nur außerhalb der Wege noch Aussicht war, durchzukommen. Er mußte handeln, und er versank hier in diesem Loch von kaum fünf Meter Durchmesser. Wie lange würde er denn schwimmend sich halten können? Eine halbe Stunde vielleicht. Gewiß, er konnte rufen. Die Landstraße war ganz nahe, und die Russen mußten da bald kommen. Er konnte rufen, und dann holten ihn die Russen. Nein, er mußte einfach hinauf. Doch bereits lösten sich seine verkrampften Finger aus dem zu weichen Lehm, bereits sah er sich zurücksinken. Da war auch schon Pauper da. Der Hund packte mit den Zähnen Helmuts Ärmel, stemmte sich steif gegen den Rand und ließ nicht los. Wenn das Tier auf dem lehmigen Grund auch nicht sicher genug stand, um den Jungen ganz herauszuziehen, so gewann Helmut doch einen Halt, und es gelang ihm, sich mit dem linken Arm hinaufzuarbeiten. Er war gerettet, und nicht nur er, sondern durch ihn nun auch die andern.

Helmut kletterte vorsichtig den Hang hinauf und schaute zur Straße hinüber. Pauper legte sich neben ihn und knurrte. „Still, Pauper!" Sofort schwieg der Hund. Hätte er gebellt, so wäre alles verloren gewesen, denn da waren auch schon die Russen. Hufgeklapper und fremde Kommandoworte tönten zu den beiden Spähern herüber. Allmählich wurde es auch heller. Helmut erkannte den Zug der Feinde, der sich unübersehbar keine hundert Meter von ihm die Landstraße entlangzog. Zu spät! schoß es durch den Kopf des Jungen, zu spät! Ja, wie sollte er wohl, wo es nun gleich heller Tag wurde, unbemerkt von den russischen Reitern auf Umwegen das Lager der Freunde erreichen und sie warnen?

Zu spät? Nein. Ein glücklicher Gedanke kam dem Jungen. Er riß sein Notizbuch heraus und begann mit griechischen Buchstaben zu schreiben: „Meidet die Straßen. Zieht tiefer in den Wald. Wartet die Nacht ab. Die Kosaken sind schon da. Um mich kümmert euch nicht; ich werde Königsberg auf eigene Faust erreichen. Habe Kompaß bei mir. Glück auf und, sollten wir uns nicht wiedersehen, lebt wohl! Euer Helmut." Mit einer Sicherheitsnadel steckte er den Zettel an die Fahne, faltete sie zusammen, legte sie dem Hund um den Hals und knotete sie fest zusammen. „Hör zu, braver Pauper! Such Hans, such Hans, such deinen Herrn! Lauf, so schnell du kannst!"

Mit klugen Augen sah das Tier den Jungen an, es hatte verstanden. So jagte es querfeldein los. Ein Halten kam in die russischen Kolonnen, als sie im Morgengrauen das Tier über die Felder jagen sahen. Sinnlos, aus reiner Freude am Töten wohl, rissen einige der Soldaten das Gewehr hoch und schossen nach dem Hunde. Helmuts Herz klopfte zum Zerspringen. Wenn

das treue Tier getroffen wurde, dann war alles Hoffen vorbei. Hans würde, zumal er keine Ahnung hatte, wo Helmut war, der übrigen wegen nicht auf ihn warten dürfen; er würde den schützenden Wald verlassen, auf die Straße ziehen, von den Feldstechern der feindlichen Patrouillen gesichtet und mit seinem Trupp bald eingeholt werden.

Mit gewaltigen Sätzen jagte Pauper über das Feld. Erde spritzte durch die Einschläge der Karabinerkugeln um ihn herum auf. Doch der Hund war zu schnell und die Dämmerung noch zu groß; heil erreichte das Tier den Rand eines schützenden Gehölzes. Auch Helmuts Befürchtung, die Russen hätten gesehen, daß Pauper aus der nahen Kuhle aufgetaucht war, und würden nun heranreiten, um dort nachzuforschen, erfüllte sich nicht; die Kolonne zog weiter, und der Junge nutzte die paar Minuten bis zum völligen Hellwerden dadurch aus, daß er sich aus Ackererde eine kleine unauffällige Bastion baute, die ihn vor Sicht schützte, seinem Auge aber eine Scharte freiließ. So kam der Tag herauf mit strahlendem Sonnenschein.

Um halb sechs Uhr war Hans in schwerem Zweifel, was er machen solle. Helmut schien verloren. Es hieß die übrigen mit ins Verderben reißen, wartete er hier weiter. Sein Vorschlag, er wolle an der Raststelle einen Tag auf Helmut warten und die andern sollten unter Detlev inzwischen weiterziehen, stieß auf allgemeinen Widerspruch. „Ich gehe nicht von dir, nicht für eine Minute, und wenn du geradeswegs zu den Kosaken gingest", erklärte Günter, und alle übrigen dachten genau so. So entschloß sich Hans schweren Herzens, Helmut aufzugeben, um nicht alle den Russen in die Hände fallen zu lassen. „Aufstehen! Wir marschieren."

Kaum hatte Hans das Wort ausgesprochen, als irgend etwas mit heftigem Geräusch durch das Unterholz brach. Die Jungen saßen blaß vor Schrecken und rührten sich nicht. Waren es die Kosaken? Pauper war es. Mit hängender Zunge und jagenden Flanken stand er plötzlich vor Hans. Um den Hals trug er die Fahne der Gruppe, die naß und voll Lehm war.

„Helmut hat die Fahne gerettet!" riefen die Jungen freudig. „Und ging dafür ins Verderben", fügte Hans leise hinzu, „sonst hätte er sie selbst gebracht."

Totenstille legte sich über den Trupp, während Hans die Fahne abband und sie Günter gab. Der faltete sie auseinander. Da war keiner unter den Jungen, dessen Augen sich im Gedenken an Helmut nicht mit Tränen gefüllt hätten. Auch Hans machte keine Ausnahme; es war das einzige Mal, wo seine Jungen ihn weinen sahen, und er hat sich dessen nie geschämt.

„Da ist ein Zettel!" rief Günter plötzlich, und umso größer war die Freude der Kameraden, als sie aus dem Papier ersahen, daß Helmut am Leben war.

Selbstverständlich entschloß sich Hans, den Tag daranzusetzen, um Helmuts Rat zu folgen und erst in der Nacht, die Wege vermeidend, weiter nach Nordwesten vorzudringen. Doch er war auch entschlossen, auf Helmut zu warten, selbst wenn noch einmal vierundzwanzig Stunden darüber hingehen sollten. (Fortsetzung folgt)

Zurückgegeben

Ein Weißer erzählte einem Indianerhäuptling von seinen vielen großen Reisen. Die Rothaut hatte aufmerksam zugehört und fragte, als der andere innehielt: „Du hast, so scheint es, die ganze Welt gesehen. Bist du schon an den Rand der Erdscheibe gekommen und hast du dort in den großen Abgrund geblickt?"

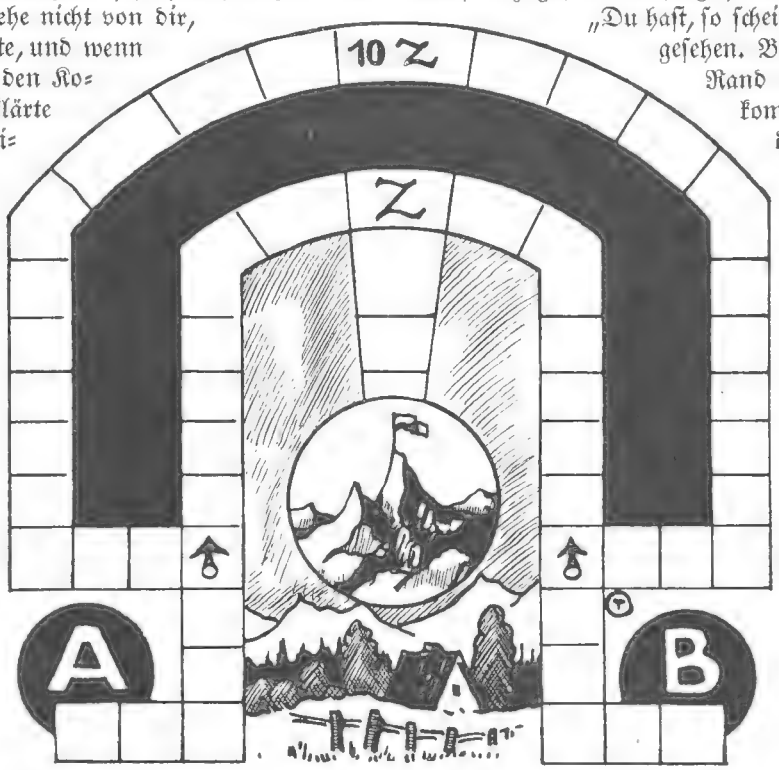
„Die Erde ist keine Scheibe. Wie sollte man da jemals vor einem großen Abgrunde stehen können?"

„Und doch ist sie eine Scheibe, die von einer Riesenschildkröte auf dem Rücken getragen wird."

„Wer aber trägt die Schildkröte?"

Da mußte der Häuptling verstummen.

Der Weiße nahm nun ein Spielzeug in Kugelform zur Hand, band daran einen Faden und erläuterte jetzt dem Häuptling, das



Die Klettertour.

Spiel für 2 Personen. Gesetzt wird mit Streichholzkuppen oder Papierkügelchen. Entweder wird gewürfelt oder werden mit Zahlen versehene Papierstreifen gezogen. Entsprechend wird vorgerückt. Wer auf ein Pfeilfeld kommt, kann gleich hochrücken; sonst muß der Umweg links bezw. rechts gemacht werden. Z bedeutet „zurück". Endstation ist der Kreis in der Mitte.

Heuschrecken in einem schon halb kahl gefressenen Maisfeld / Scherls Bilderdienst.

Spielzeug schwebend vor dessen Augen haltend, die Kugelgestalt der Erde, wie sie um die Sonne kreist, von ihr Wärme und Luft empfängt, wie die Erde sich um sich selber dreht, so daß fortlaufend Tag und Nacht entstehen.

Die Rothaut hörte mit Interesse zu, sagte aber schließlich: „Das ist alles schön und gut. Willst du mir aber sagen, weißer Freund, wer dabei den Faden hält?"

Wanderheuschrecken

Von Dr. Hans Wohlbold

Schon oft, wenn wir an heißen Sommertagen im hohen Grase ruhten, haben wir mit Vergnügen dem Wiesenkonzert gelauscht. Hunderte von feinen Stimmchen singen besonders um die Mittagszeit; da schnarrt und zirpt es um die Wette mit dem Lied, das droben die Lerche singt. Die Musik ist nicht gerade schön, aber die kleinen Sänger sind unermüdlich. Sie gehören alle zu der Insektengruppe der Geradflügler, die Heuschrecken, die Grillen, die kleinen Grashüpfer, die uns über die Füße setzen, und noch manche andere.

Die Art, wie sie ihre Töne hervorbringen, ist sehr sonderbar. Sie haben an den Beinen und Flügeldecken kleine Zähnchen und Leisten und, indem sie diese aneinander reiben, bringen sie ein zirpendes oder schnarrendes Geräusch hervor. Es ist so, als wenn wir mit einem Metallstäbchen über die Zähne einer Säge wegstrichen. Sie haben auch Gehörorgane, aber diese sitzen seltsamerweise nicht am Kopf, sondern an den Beinen oder an den Hinterleibsringen. In der Jugend sind sie alle flügellos. Sie wachsen heran, indem sie sich mehrmals häuten, und bei der letzten Häutung wachsen ihnen erst die Flügel. Eine Puppenruhe, wie die meisten andern Insekten, machen sie nicht durch; daher sagt man, ihre Verwandlung sei eine unvollkommene. Besonders muß es uns auffallen, daß sie in solchen Massen vorkommen; vor allem die kleinen Grashüpfer scheuchen wir bei jedem Schritt durch das Gras zu Dutzenden auf. Sie sind eigentlich die Herren der Wiese. Das alles ist indes harmlos, und wir haben am flinken Treiben dieser Tiere unsern Spaß. Manche Arten der Heuschrecken können jedoch recht lästig werden. Sie vermehren sich zeitweise ins Ungemessene. Plötzlich erscheinen sie in Myriaden, wie das nach den Zeitungsberichten in jüngster Zeit in Ägypten und den benachbarten Ländern der Fall war, und dann werden sie zu einer furchtbaren Landplage. Wanderheuschrecken nennt man diejenigen Arten, welche in großen Zügen auftreten.

Die Zoologie unterscheidet Laub- und Feldheuschrecken. Am einfachsten erkennt man den Unterschied daran, daß die ersteren sehr lange Fühler haben, die letzteren nur kurze. Unser Heupferd ist eine Laubheuschrecke. Mit wenigen Ausnahmen sind die Laubheuschrecken Räuber, das heißt, sie fressen Insekten; nur ausnahmsweise sind sie Pflanzenfresser. Die Feldheuschrecken nähren sich dagegen bloß von Pflanzenstoffen, und nur unter ihnen, niemals aber unter den Laubheuschrecken, gibt es solche, die wandern.

Ägypten ist sozusagen das klassische Land der Wanderheuschrecken und der Heuschreckenplagen; davon erzählt ja schon die Bibel. Außerdem gibt es diese Schädlinge auch sonst in aller Welt. Kein Erdteil, auch nicht Europa, wird von ihnen verschont. Die Berichte über Heuschreckenplagen gehen bis in das Altertum zurück. In Deutschland sind auch in neuerer Zeit wiederholt Wan-

derheuſchrecken erſchienen. Man kann ſich von den Maſſen dieſer Tiere, die da bisweilen auftreten, nur ſchwer eine Vorſtellung machen. Meiſt wandern nur die ausgewachſenen, geflügelten Tiere. Es kommen aber auch große Wanderzüge vor, die aus ungeflügelten Larven beſtehen; das iſt zum Beiſpiel bei den ſüdafrikaniſchen Wanderheuſchrecken der Fall. Die Weibchen dieſer Inſekten legen je dreißig bis ſechzig Eier in einem Klumpen in ein Erdloch, und zwar gewöhnlich an etwas erhöhte Stellen, die dann ausſehen wie ein Sieb. Manchmal kommen die Jungen ſchon nach einigen Monaten heraus. Oft aber liegen die Eier mehrere Jahre lang in der Erde, ehe die Larven erſcheinen. Beſonders die trockenen Jahre hindern ihre Entwicklung. Regnet es dann, ſo quellen ſie plötzlich zu Tauſenden und aber Tauſenden aus dem Boden. Sie ſind braunrot mit ſchwarzen Zeichnungen, und die Buren nennen ſie „Rooi Batjes“, das heißt „Rotröcke“. Sie ſpielen mit dem Namen auf die früher rotröckigen engliſchen Soldaten an, denn ſie mögen die einen ſo wenig wie die andern leiden. Auch „Vutganger“ („Fußgänger“) werden ſie genannt. Sie bilden ein richtiges Heer, und ihre Züge gehen ſelbſt über ſtehendes Waſſer hinweg. So viele auch ertrinken mögen, die Überlebenden wandern über die Leichen ihrer Genoſſen weiter.

Viel ſchlimmer ſind die Wanderzüge der geflügelten Tiere. Wie eine dunkle Wolke kommen ſie über den Horizont herauf. Wenn ſie da ſind, ſo verdunkeln ſie die Sonne. Jedenfalls iſt es der Nahrungsmangel, der ſie zum Wandern treibt. Manchmal fliegen ſie in größerer Höhe, beſonders wenn ſie ſich von einem ſtärkeren Wind treiben laſſen. Oft halten ſie ſich auch nahe über dem Boden. Die Anſiedler, die den Schwarm nahen ſehen, ſuchen ſie durch Anzünden mächtiger Holzfeuer, die viel Rauch entwickeln, noch im letzten Augenblick von ihren Feldern abzuhalten. Neuerdings werden ſogar Flammenwerfer gegen die Schwärme verwendet und Flugzeuge eingeſetzt, die Giftgas abblaſen. Aber oft iſt die Abwehr ein fruchtloſes Beginnen. Wie ein Hagelſchauer ſtürzen ſie ſich auf das Feld, und durch das Zuſammenſchlagen ihrer Kiefer beim Freſſen bringen ſie auch ein dem Hagelſchlag ähnliches Geräuſch hervor.

Von ihrer Menge mögen ein paar Zahlen eine Vorſtellung geben. Es iſt vorgekommen, daß eine Bodenfläche, die mehrere Stunden lang und mehrere Stunden breit war, 15 Zentimeter hoch von ihnen bedeckt war. Ein Reiſender erzählt, daß er in Peru einmal die Landſchaft vor ſich, ſoweit das Auge reichte, von Wanderheuſchrecken bedeckt ſah. Sie deckten nicht nur den Boden vollſtändig zu, ſie ſaßen auch auf den Bäumen und Sträuchern in ſolchen Maſſen, daß die Äſte ſich wie unter einer ſchweren Schneelaſt bogen. Der Betreffende

Ein großer Heuſchreckenſchwarm auf der Wanderung / Scherls Bilderdienſt.

ritt eine Stunde lang, ehe er die von den Tieren heimgesuchte Landschaft durchquert hatte. Nach dem Bericht eines südamerikanischen Tabakpflanzers wurde dessen ganze Pflanzung, vierzigtausend Tabakpflanzen von 30 Zentimeter Höhe, in ungefähr zwanzig Sekunden von einem Heuschreckenschwarm mit Stumpf und Stiel aufgefressen. Im Roten Meer kommt es vor, daß ein Schwarm Wanderheuschrecken vom Sturm in das Meer verweht wird. Der Kapitän eines Schiffes berichtet, daß er dreiunddreißig Stunden lang durch ein dicht mit Heuschrecken bedecktes Meer fuhr.

Es wird ganz selten beobachtet, daß andere Tiere in annähernd gleich großen Scharen wandern. Höchstens bei Schmetterlingen findet man etwas Ähnliches. Am Amazonenstrom hat man wiederholt riesige Wanderzüge von Schmetterlingen beobachtet, und im Jahre 1908 war die ganze Stadt München einmal mit ungezählten Massen von Kohlweißlingen überschwemmt.

Die Heuschreckenschwärme, die gelegentlich in Deutschland auftraten und die hier im allgemeinen glücklicherweise recht selten sind, kommen gewöhnlich aus dem südlichen Rußland oder aus Ungarn. Auch im Westen von Europa, in England und in Skandinavien sind bisweilen schon Wanderheuschrecken aufgetreten. Häufige Gäste sind sie in den Mittelmeerländern und in Asien. Auch in Australien kommen sie vor. Afrika scheint am meisten unter ihnen zu leiden.

Für die Menschen, deren Pflanzungen oder Äcker von diesem schlimmen Gast heimgesucht werden, bedeuten die Wanderheuschrecken natürlich eine Katastrophe, denn sie lassen kein Hälmchen übrig, und man ist gegen ihre Überfälle ziemlich machtlos. Minuten, ja Sekunden genügen schon, die Ernte zu vernichten. Ein schwacher Trost allerdings bleibt dem armen Neger noch, der einen solchen Besuch erhält. Wir haben schon aus der Zeit des Julius Cäsar einen Bericht darüber, daß die Neger Heuschrecken essen. Es ist auch gar nichts Besonderes, wenn wir in der Heiligen Schrift lesen, Johannes der Täufer habe sich in der Wüste von Heuschrecken und wildem Honig genährt, denn in den heißen Ländern gelten diese Tiere in der Tat als ein Leckerbissen. Sie werden geröstet und mit Behagen verspeist. Man sagt, daß sie sehr knusprig seien, und wir müssen das den Liebhabern dieser Kost glauben, obwohl wir dafür kein Verständnis aufbringen können. Sodann haben auch die Pferde eine Vorliebe für Heuschrecken, und ihnen braucht man sie nicht einmal gebraten vorzusetzen, sie fressen sie in Massen, wie sie sind.

Der Tod Julius Cäsars und seine Folgen

Von Ernst Wächter

Zu unserer Kunstbeilage

Unter den Dolchen politischer Fanatiker hatte Roms größter Sohn, Julius Cäsar, am 15. März des Jahres 44 vor Christi Geburt sein Leben ausgehaucht. Vor versammeltem Senat war die Tat geschehen, zu der sich etwa sechzig der vornehmsten Römer verschworen hatten, keine Bösewichter im gewöhnlichen Sinne, nicht einmal ehrgeizige Politiker, die durch den Sturz des allgewaltigen Diktators für sich persönlich etwas zu gewinnen hofften. Abgesehen von einigen wenigen, die sich von Cäsar irgendwie verletzt oder zurückgesetzt fühlten, waren es lauter Männer, denen das Wohl des Vaterlandes über alles ging. Aber sie sahen dieses Wohl nur in der alten republikanischen Freiheit begründet und glaubten dem Staate als Ganzem wie auch jedem einzelnen Bürger den besten Dienst zu leisten, wenn sie den Mann beseitigten, als dessen letztes Ziel sie nicht mit Unrecht die Errichtung der unbeschränkten Monarchie erkannt hatten. Dabei hatten sie sich in dem verhängnisvollen Wahn befunden, daß das Volk ihnen als den Befreiern und Rettern des Vaterlandes zujubeln und für die Wiederherstellung der unverkürzten republikanischen Freiheit Dank wissen würde. Wie sehr sie sich darin getäuscht hatten, sollte ihnen nur zu bald klar werden.

Der Aufruf zur Freiheit, den die Verschworenen unmittelbar nach ihrer blutigen Tat auf den Plätzen und in den Straßen Roms erschallen ließen, verhallte fast wirkungslos; zu groß waren der Schrecken und die Verwirrung, als man hörte, was geschehen war. Nur wenige Bürger schlossen sich den „Befreiern" an, die meisten verhielten sich dem Aufruf gegenüber gleichgültig. Ja, es wurden sogar Klagen über den Tod des großen Cäsar laut, und den Pöbel, der sich um all die Genüsse, Schauspiele, Feste und Spenden, die er von einem freigebigen Monarchen zu erwarten hatte, betrogen sah, ergriff gar eine solche Wut, daß die Verschworenen selbst in die schlimmste Bedrängnis gerieten. Unter dem Schutze von Gladiatoren, die einer von ihnen kurz zuvor für die bevorstehenden Schauspiele nach Rom gebracht hatte, flüchteten sie auf das Kapitol.

Bald sollten sie auch erfahren, daß sie mit der Ermordung des Diktators allein nichts erreicht hatten. Noch lebte ein Mann, der ihrem Befreiungswerke gefährlich werden konnte, ja, wie sie ihn eigentlich hätten kennen sollen, gefährlich werden mußte. Es war der Konsul Marcus Antonius, Cäsars Günstling und Vertrauter, ein wegen seiner maßlosen Üppigkeit und Verschwendungsucht zwar übel beleumundeter, aber ungewöhnlich begabter Mann, der dem Diktator aus wohlverstandenem eigenen Interesse wie aus persönlicher Zuneigung unbedingt ergeben war. Ihn hätten die Verschwörer ebenfalls aus dem Wege räumen müssen, nachdem sie zur Erreichung ihres Zieles einmal die Bahn des Mordes beschritten hatten. Wohl war anfangs seine Ermordung mit in Erwägung gezogen worden, aber man hatte dann doch davon Abstand genommen, weil besonders die beiden Prätoren Marcus Junius Brutus und Cajus Cassius Longinus, die eigentlichen Häupter der Verschwörung, aus gewichtigen Gründen glaubten davon abraten zu müssen. Die Verschwörung sollte sich eben nur gegen die Person

JUGENDLUST

Rechts:
Reiterkampf

*

Unten links:
Start zum Karrenschieben

*

Unten rechts:
Bockspringen

PHOT. A. RUMBUCHER

Cäsars richten, der die gerechte Strafe für sein an der Verfassung verübtes Verbrechen, die Vernichtung der republikanischen Freiheit und die Errichtung der Alleinherrschaft, empfangen sollte.

Als Cäsar, von dreiundzwanzig Dolchstößen zerrissen, an der Bildsäule seines einstigen Nebenbuhlers Pompejus entseelt niedergesunken war, hatte sich Antonius mit den entsetzten Senatoren geflüchtet. Denn er mußte wie diese, die sämtlich Kreaturen des Diktators und Werkzeuge seines Willens gewesen waren, nach Lage der Dinge für sich das Schlimmste befürchten. Darauf hatte er sich versteckt gehalten, bis es ihm gelang, sich mit Cäsars militärischem Stellvertreter, dem magister equitum Lepidus, in Verbindung zu setzen. Er bewog diesen, ihm eine in der Umgebung Roms liegende Abteilung der alten cäsarianischen Reiterei zuzuführen und zur Verfügung zu stellen. Unter ihrem Schutze knüpfte er alsbald Verhandlungen mit den Verschworenen an, die sich ihrerseits auf eine kleine aus Gladiatoren und Sklaven gebildete Streitmacht stützten. Es war eine richtige Komödie, die da von beiden Seiten gespielt wurde, aber Antonius war der genialere Schauspieler. Keine der beiden Parteien konnte einen entscheidenden Schritt wagen, da keine wußte, welche und wieviele Volksgenossen zu ihr halten würden. So wurde zunächst in einer Senatsitzung auf Ciceros, des berühmten Redners und Staatsmannes, Vorschlag hin eine Amnestie für die Tat des 15. März angenommen, und die Versöhnung kam zustande, aber jedermann wußte oder ahnte es wenigstens, daß das bloß eine Scheinversöhnung war. Nur Antonius, der es meisterhaft verstand, seine wahre Gesinnung und seine heimlichen Pläne zu verhüllen, hatte dabei einen Vorteil erlangt. Die Verschworenen hatten nämlich die Absicht gehabt, alle von Cäsar geschaffenen Gesetze und Einrichtungen aufzuheben, seine Güter einzuziehen und seinen Leichnam in den Tiber zu werfen. Davon war jetzt keine Rede mehr. Antonius hatte es nicht nur durchgesetzt, daß dem verblichenen Freunde ein seiner würdiges Leichenbegängnis veranstaltet werden sollte, sondern auch, daß er selbst dabei die Gedächtnisrede halten durfte. Mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit verstand er es, diese Erlaubnis sowie seine Kenntnis des Inhalts von Cäsars Testament zur Förderung seiner Pläne sich dienstbar zu machen.

Das Leichenbegängnis wurde mit dem größten Pomp in Szene gesetzt. Als der Trauerzug auf dem Forum angelangt war, bestieg Antonius die Rednerbühne und hielt eine Rede, die man nicht anders als ein Meisterstück der Demagogie bezeichnen kann. Der verschlagene Mann erreichte damit, was er wollte, die Aufreizung des Volkes gegen die Mörder Cäsars. Wie eindringlich verstand er der Menge die Größe des Verlustes darzulegen, die das römische Volk durch den schmählichen Tod des unersetzlichen Mannes erlitten habe, der sich als Feldherr wie als Leiter des Staates die glänzendsten Verdienste erworben, der das Volk geliebt und diese Liebe noch zuletzt durch großartige Vermächtnisse bewiesen habe! Mit durchtriebener Verstellungskunst hatte er bis dahin jeden Angriff auf die Mörder vermieden, ja deren Tat scheinbar zu entschuldigen versucht; als er aber an den Gebärden und Ausrufen der erregten Menge die aufwühlende Wirkung seiner wohlberechneten Worte wahrnahm, wurde er deutlicher, ohne jedoch die Maske ganz abzuwerfen. Welch fluchwürdiges Verbrechen, dieser schmähliche Mord! Da, seht selbst, ihr Römer! Von der Rednerbühne eilt er hin zur Bahre, hebt die blutige Toga auf, die den Leichnam verhüllt, zeigt ihn der Menge und deutet auf die dreiundzwanzig Wunden. Das, Römer, ist der Dank für Cäsars Verdienste! Unbeschreiblicher Tumult erhebt sich; die Erbitterung des Volkes ist aufs höchste gestiegen. Rache, Rache an den Mördern! Doch erst noch dem großen Toten die letzten Ehren erwiesen, dann aber aus der Flamme des Scheiterhaufens, die des Unsterblichen sterbliche Hülle verzehrt, das brennende Holz herausgerissen und hin damit zu den Häusern der Mörder, sie niederzubrennen! Nur mit Mühe vermochten die bewaffneten Sklavenscharen der Bedrohten die rasenden Volkshaufen abzuwehren.

Das Unheil aber nahm weiter seinen Lauf. Bald flammte allerorten der Bürgerkrieg auf mit allen Greueln und Freveltaten der Zeiten des Sulla und Marius, Mord, Ächtung, Güterraub, schamlosen Erpressungen und dergleichen mehr, und in ihrem Gefolge machten sich eine furchtbare Verwilderung und Verrohung der Gemüter geltend. Dreizehn Jahre tobte die Kriegsfurie durch die Länder des Imperium Romanum, bis es Cäsars Schwesterenkel und Adoptivsohn Oktavian gelang, die Alleinherrschaft zu gewinnen und das Werk seines großen Verwandten und Vorgängers zu vollenden. Was Brutus und Cassius und ihre Genossen durch des größten Römers Ermordung hatten verhindern wollen, war nach unsäglichem Jammer und Elend nun doch Wirklichkeit geworden; die alte römische Freiheit aber war unwiederbringlich dahin.

Ein seltsamer Fahrgast

Es war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Nachtschnellzug von Prag nach Dresden wollte sich gerade in Bewegung setzen, als im letzten Augenblick die Tür eines Abteils aufgerissen wurde und eine seltsame Erscheinung in den Wagen sprang. Sie schien dem Grabe vergangener Jahrhunderte entstiegen zu sein. Es war ein Greis mit langen Locken, in einem grauen Lederwams, gelbe Stiefel mit klirrenden Sporen an den Füßen und ein mächtiges breites Schwert an der Seite. Alles staunte diese mittelalterliche Gestalt an, manche packte auch ein kleines Gruseln, bis der seltsame Fahrgast das Rätsel löste. Es war der Sänger Scaria, der am Abend als Marcell in den „Hugenotten" aufgetreten war. Die Aufführung dehnte sich lange aus, seine Verpflichtung aber rief ihn am nächsten Morgen zur Opernprobe auf die Dresdener Bühne,

die er auf keinen Fall versäumen durfte. Der Zug aber wartete nicht. Kaum war daher Marcell-Scaria auf der Bühne gestorben, als er in vollem Kostüm vom Theater auf die Straße eilte, sich in einen Wagen warf, zum Bahnhof jagte und den Zug gerade noch erreichte, als der Pfiff zur Abfahrt durch die Halle gellte.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung *VON VIKTOR HELLING*

Endlich konnte Werner Detloff seine Lötlampe beiseite stellen. Die Augen fielen ihm beinahe zu vor Müdigkeit, denn er hatte viele Stunden angestrengt gearbeitet. Jetzt wandte er sich um und sagte: „Alles in Ordnung! Nun legt euch aufs Ohr und träumt von Amerika!"

„Wird besorgt, Herr", antwortete Jan. „Warum soll man sich nicht aufs Ohr legen, wenn die Arbeit getan ist? Ich habe unterdessen ein Garn gesponnen. Haben Sie zugehört?"

„Ein wenig. Gute Nacht, Jan!"

Werner traf Mynheer Heeskerke auf dem Deck. Er berichtete, daß der Schaden endgültig behoben sei.

Der Holländer dankte ihm und lobte seine Geschicklichkeit, zeigte aber nicht die Freude, die Werner erwartet hatte. Er sagte vielmehr: „Wissen Sie, ich habe es mir überlegt. Ich will nicht mit dem Leben dieser armen Burschen spielen, die um ein paar armseliger Escudos willen sich mir mit Leib und Seele verschrieben haben. Während mir hier der Nachtwind um die Schläfen strich, bin ich zu dem Entschluß gekommen, morgen in der Frühe kehrt zu machen."

Überrascht fragte Werner Detloff: „Ist das im Ernst Ihr fester Entschluß und Wille, Mynheer Heeskerke?"

„Ich bin mir darüber klar geworden, daß wir gestern alle in der Gefahr eines grausigen Erstickungstodes schwebten. Es hätte nur noch einer zweiten unglücklichen Zufälligkeit bedurft, etwa der, daß das Höhensteuer versagte oder die Tanks sich nicht reibungslos leerten, und wir wären alle in diesen Eisenmauern elend zugrunde gegangen. Die ganze Verantwortung liegt auf mir, lastet schwerer auf mir, wenn ich mir sage, daß ich vielleicht zu sorglos an diese Fahrt gegangen bin, daß ich, aus Scheu, mein Geheimnis preiszugeben, keine Ingenieurkommission damit betraut habe, das Boot noch einmal auf Herz und Nieren zu prüfen."

Werner Detloff war ehrlich erstaunt über diese seltsame Wandlung, die in Mynheer Heeskerke vor sich gegangen war. „Auf diese trüben Gedanken", sagte er, „kann Sie doch unmöglich das Versagen der Sauerstoffanlage gebracht haben. Schalten Sie nicht noch gestern die Leute feige, als Jan ihre Bedenken vortrug?"

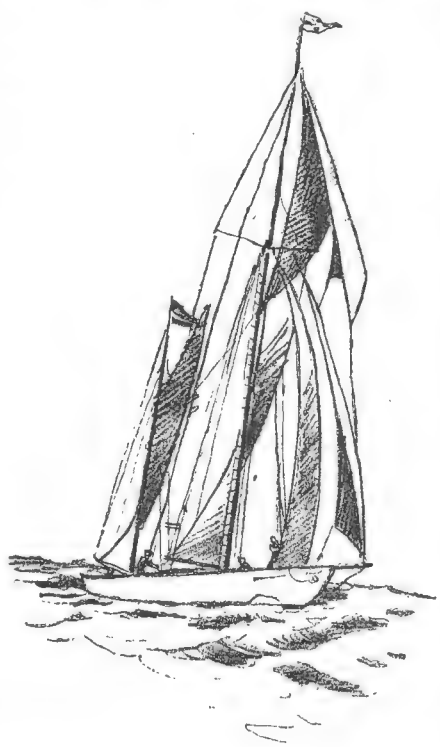
„Das gebe ich zu. Aber Sie selbst waren es, der mir die Wahrheit sagte; die Gefahr sei zwar erkannt, aber nicht vorüber. Darüber und über anderes habe ich in dieser Nacht nachgesonnen. Ich dachte an meinen unglücklichen Helfer Affonso Pereira. Es ist, als ob ein Unstern über diesem Boot schwebe."

„Das sind Nachtgedanken, nehmen Sie es mir nicht übel, Mynheer Heeskerke! Wir wollen uns schlafen legen; das wird die aufgeregten Nerven beruhigen. Wenn der neue Tag ein paar Stunden abgesponnen hat, wollen wir Kriegsrat halten. Über die Geschwindigkeit und die Manövrierfähigkeit der ‚Nederland' brauchen Sie sich wahrhaftig keine Gedanken zu machen."

„Ich danke Ihnen." Mynheer Heeskerke drückte dem Ingenieur die Hand. Er blieb trotzdem auf Deck. Lange Zeit wanderte er noch rastlos auf und ab und starrte, in Gedanken vertieft, in die hochgehende See.

* * *

Langsam stieg der Tag übers Meer. Doch der Himmel schien nicht abrüsten zu wollen; wolkenschwer und trotzig wie am Vortage hing er hernieder.



Johannsen setzte seine Morgenpipe in Brand, dann erst nahm er einen Schluck Kaffee, den ihm Jan brachte. „Is gut, mein Sohn. Bloß dem Wetter trau' ich nicht. Das ist hier nicht die Jahreszeit dafür. Oder vielmehr, ich trau' ihm das Schlimmste zu. Es ist, als ob etwas Unheimliches in der Luft lauere und nur drauf warte, hervorzubrechen, wenn sich der geeignete Zeitpunkt einstellt."

Jan lachte. „Oje!" sagte er. „Die Jugend von heute! Dabei hast du graue Stoppeln am Kinn, Mann. Wie ich Schiffsjunge war, da hat uns mal ein Sturm an der Scheldemündung gepackt, kein gewöhnlicher Sturm, sondern solch einer, wo es in allen Lüften und Weiten pfeift, ein niederträchtiges Hundewetter, dessen Tücke damit

losging, daß ich zwei Dutzend Teller dem Kapitän vor die Füße schmiß, die ich gerade in die Messe tragen sollte. Wie ein geifernder Windhund hinter einem Rudel Rehe jagte die Windsgewalt hinter den Wellen her, und am Abend des Tages, wo ich denk', nun wird der richtige Orkan erst losgehen, da hör' ich zufällig den Kapitän zum Ersten Offizier sagen: ‚Das is noch mal gerade so abgegangen. Lautlos, ohne daß je ein anderes Schiff uns bemerkt hätte, hätten wir hier absacken können.' Da hab' ich etwas vorlaut gesagt: ‚Nanu, Herr Kapitän, wie is das? Is das schon aus? Das Schiff hat sich ja noch nich 'n einziges Mal überschlagen.' Die Antwort war 'n gutverpaßter Katzenkopp.

Alles, was recht ist, aber das war auch das letzte Ungewitter dunnemals, und seitdem hab' ich keine Angst mehr vor dem schlechten Wetter, denn der Erste Offizier hat behauptet, das sei der grauslichste Orkan gewesen, der seit Menschengedenken in der Nordsee gewütet hat. Nich 'n einziges Mal hat sich die Brigg überschlagen, Mann!"

„Hier ist keine Luft zu Späßen", knurrte der alte Johannsen. „Hättest Mynheer sehen müssen; das Gesicht gefiel mir nicht."

„Aber das Gesicht des deutschen Ingenieurs gefällt mir umso besser", gab Jan zurück. „Ich versteh' mich ganz gut auf Gesichter. Du zum Beispiel hast das Gesicht einer Unke. Nichts für ungut, unken kannst du."

„Und bei dir", sagte Johannsen, „is es jammerschad', daß du nich mehr Schiffsjunge bist und ich nicht dein Kaptein." —

Werner Detloff überprüfte noch einmal die Sauerstoffanlage. „Hier droht wirklich keinerlei Gefahr mehr. Ich bin nicht leichtherzig, Mynheer, aber Ihrem Befehl, umzukehren, widersetze ich mich aus einem andern Grunde nicht länger: das Barometer ist auffallend gefallen."

„Allerdings. Auch der Wind ist ganz plötzlich umgeschlagen. Wir treiben unaufhaltsam nach Nordwest."

„Ja, er ist ganz plötzlich herumgesprungen", konnte Werner Detloff nur bestätigen und riß Mynheer Heeskerke am Arm zurück, denn eine Sturzwelle, hart und wuchtig, hätte sie fast zu Boden gerissen. Die „Nederland" tanzte wie in einem brodelnden Kessel. „Als wenn dieses Wetter in der Tiefe gebraut würde! Als wenn da unten alle Höllengeister los wären!" rief der Holländer.

Die Leute wurden von einer Wand an die andere geworfen. Einer schrie auf; ein Kasten war ihm auf den Kopf gefallen. Mynheer Heeskerke zuckte zusammen. „Ich hatte meinen Nerven doch mehr zugetraut. Wir kehren um."

Der Befehl ging sofort nach unten. Gerade als die „Nederland" beidrehte, wurde sie, wie von einem Wirbel erfaßt, hin und her geschleudert. Eine Spritzwelle, durch die Luke schlagend, warf Jan zu Boden. Er spuckte das Salzwasser, das ihm in die Kehle geraten war, von sich und rief: „Johannsen, du bist die beste Unke der Welt. Der Zeitpunkt, den du vorausgesagt hast, scheint gekommen zu sein."

„Leute!" überschrie da Werner Detloffs Stimme das Toben und Poltern der Wogen, die auf den eisernen Platten des gewölbten Wellenbrechers hämmerten. „Um dem Wirbelsturm zu entgehen, werden wir tauchen."

„Jetzt ist schon alles gleich. Es stirbt sich oben nicht anders als hier unten, wenn's sein muß", rief Savornis.

„Keiner wird Atemnot haben. Die Anlage klappt, verlaßt euch auf mich! Und wenn wider alles Erwarten doch etwas eintritt, was uns zwingt, schnell wieder über Wasser aufzutauchen — hier sind die Kalipatronen, die gestern so gut versteckt waren, daß keiner sie finden konnte."

Eine leckere Mahlzeit / Phot. Otto Haeckel, Berlin.

Meerschweinchens Ausfahrt / Phot. T. Schmidt, Steglitz.

Da strömte auch schon die Flut in die Tanks. „Morgen können wir im Tejo sein. Mut, Leute!“ rief Mynheer Heeskerke. „Morgen soll jeder von euch seinen wohlverdienten Lohn für die ganze Woche erhalten.“

Keiner antwortete. Die Maschine dröhnte. Die Bewegungen des Bootes wurden ruhiger.

„Sturm ebbt ab“, meldete nach einer Weile Werner Detloff, der seinen Platz im Innern des Turmes am Teleskoprohr eingenommen hatte. Er tauschte mit Mynheer Heeskerke seine Ansicht über dieses seltsame Unwetter aus, das ebenso schnell gewichen, wie es gekommen war. Dabei stand das Barometer noch immer auf Sturm, und die Magnetnadel im Kompaß drehte sich im Kreise. „Es hat ganz den Anschein, als wären wir in ein Seebebengebiet geraten; aber dem widerspricht eigentlich der Umstand, daß bei Seebeben Unveränderlichkeit des herrschenden Seegangs die Regel ist.“

„Die Regel gewiß, aber Ausnahmefälle kommen vor“, meinte Mynheer Heeskerke. „Ich glaube, Sie haben recht; wahrscheinlich sind wir einem Seebebenherd zu nahe gekommen. Wir sind in der Tiefseerinne der Spanischen See, und es ist bekannt, daß diese Tiefseegräben und die angrenzenden Landgebiete die größte Bebenhäufigkeit aufzuweisen haben, mehr als vierzig v. H., wenn ich mich richtig entsinne. Nun, für uns bleibt es die Hauptsache, daß wir glimpflich davongekommen sind. Passen Sie auf, von nun an haben wir glatte Fahrt!“

„Ich stelle mit Freude fest, daß Sie Ihre trübsinnigen Gedanken über Bord geworfen haben, Mynheer Heeskerke.“

„Das darf ich doch wohl, nachdem sich unser Boot im Wirbelsturm oder Seebeben so wacker gehalten hat. Was ich von meiner ‚Nederland‘ verlangen wollte, das ist erreicht. Früher, als ich gehofft hatte, werden wir wieder an Land sein.“

Der Tag und die darauffolgende Nacht verliefen in der Tat ruhig und ohne Störung, wenn auch mehrmals eine Kursänderung vorgenommen werden mußte, da das Boot starke Abtrift nach Norden hatte. Auch der Himmel hatte sich endlich aufgeklart. Jan steckte seine Nase ins Periskop und rief: „Wie schön! Da können wir ja wohl heut' abend bei Vollmond an Deck tanzen?“

Als Antwort warf der Wind eine Welle über den Periskopspiegel, daß Jan sich duckte wie ein begossener Hund. „Hui“, sagte er, „da oben rollt es ja noch herzhaft! Ich sehe, ich muß den Mondscheintanz absagen. Dafür wollen wir uns morgen früh einen Liegestuhl von Mynheer an Deck rücken und uns in der Sonne dehnen. Was meinen Sie dazu, Herr Oberingenieur?“

„Ich meine, du wirst morgen an Deck den Regenschirm aufspannen müssen“, gab Werner Detloff zur Antwort, dem das Barometer noch immer nicht gefallen wollte. „Aber schließlich kann's uns gleich sein, da wir vorläufig unter Wasser bleiben.“

„Auch das“, sagte Jan, der immer Vergnügte, „soll mir recht sein. Die Gegend da oben kenn' ich schon hinlänglich. Haben Sie wenigstens einen Dampfer durchs Sehrohr angepeilt? Nicht? Oder 'ne kleine Klippe?“

„So weit sind wir noch nicht, Jan. Nun laß mich mal in Ruhe meine Journaleintragungen machen!“

Die „Nederland“ zog gleichmäßig ihre Bahn; die Maschine arbeitete vorzüglich, die Fahrgeschwindigkeit — das war immer wieder festzustellen — ließ die der bisherigen Tauchboottypen weit hinter sich, und auch die Anlage, die zur Regeneration der ausgeatmeten Luft diente, tat ihre volle Schuldigkeit.

Gegen Morgen sichtete Werner Detloff den Saum der Küste; in blauem Nebel erhob sich dahinter eine Bergkette. Mynheer Heeskerke, der nicht mehr von der Seite seines Ingenieurs wich, rief: „Also sind wir doch noch zu weit nach Norden abgetrieben! Da haben wir die Serra de Cintra.“

„Das ist richtig“, konnte Werner Detloff bestätigen, und er fand als genaue Breite 38 Grad 45 Minuten und 10 Grad 30 Minuten Länge von Greenwich. Es mußte also nach Süden gesteuert werden. Der Schlag der Wellen gegen den Bootsrumpf wurde stärker, der Periskopspiegel war fast ständig weiß umgischtet. Aber sie gewannen Raum nach Süden. Nach einer Stunde mußte die Maschine auf halbe Kraft gestellt werden, denn die Küste war hinter Nebel verschwunden. Wieder

wurde beigedreht, um der Gefahr, den Klippen am Cabo Raso zu nahe zu kommen, aus dem Wege zu gehen.

Wie am Vortage, hatte mittlerweile ein feiner Sprühregen eingesetzt, neue Wolken stiegen aus dem Horizont, gelb geballt, mit unheimlicher Schnelligkeit, und nach wenigen Sekunden, als eine Gischtwelle das Sehrohr freigab, sah Werner Detloff, daß draußen alles Licht erstickt schien unter einem drohenden Wolkengebirge, das unheimlich zur Höhe schwoll.

Mynheer Heeskerke zeigte auf die Magnetnadel. „Nun sehen Sie sich bloß das Biest an! Dreht sich schon wieder wie verrückt im Kreise. Soll der Zauber etwa noch einmal losgehen?"

„Das wäre ungleich schlimmer als das letztemal, hier in der Nähe der Klippen."

„Es wäre unser aller Tod. Da gibt es kein Schiff, und mag es den stärksten Panzer tragen — an den Klippen da drüben müßte es rettungslos zerschellen. Es gibt nur einen Ausweg. Lassen Sie uns noch einmal den Kurs ändern! Nehmen wir West!"

„Also zurück? Und wenn wir dann wieder ..."

„Was wollen Sie sagen?"

„Wenn wir dann wieder in ein Seebeben hineingeraten, Mynheer Heeskerke, dem wir vielleicht mit unserm jetzigen Kurs entfliehen? Das will überlegt sein. ‚Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim', sagt der römische Dichter. In den Strudel der Szylla gerät der Schiffer, der die Charybdis zu umsteuern bemüht ist."

„Sie haben nicht unrecht, Detloff. Es grenzt an Lotteriespiel. Will's das Verderben, packt uns nun das Unwetter erst recht beim Schopfe. Wenn wir Glück haben, kommen wir durch oder streifen seine Zone nur. Auf jeden Fall aber müssen wir dafür sorgen, daß wir aus dem Bereich der Küste kommen. Kennen Sie die Felsen westwärts von Cascaes?"

„Ich sagte Ihnen schon, daß mich mein Weg nicht bis zur Bai von Cascaes führte."

„Richtig. Nun, es sind erbarmungslose Klippen, immer gefährlich, bei westlichen Winden mörderisch. Gnade Gott dem Schiffer, der in die schaumspeiende Dünung gerät! Es bleibt dabei, wir kehren um."

(Fortsetzung folgt)

Die Postkarte / Zu ihrem sechzigsten Geburtstage

Von Richard Kannenberg

Wir benutzen eine große Anzahl Dinge und Einrichtungen im persönlichen, häuslichen und geschäftlichen Leben mit solcher Selbstverständlichkeit, daß wir sehr verstimmt sein können, wenn sie uns nicht zu jeder Zeit zur Verfügung stehen. Alle diese uns heute unentbehrlich erscheinenden Einrichtungen waren aber nicht von Anfang an da, sondern mußten erst ins Leben gerufen werden und haben sich dann im Laufe der Zeit immer mehr entwickelt. Beim ersten Auftauchen eines neuen Gedankens begegnete man diesem oft mit Mißtrauen. Durch kleinliche und kurzsichtige Bedenken wurde die allgemeine Einführung vielfach verhindert oder verzögert, bis das Neue sich durchsetzte und schließlich — wie man heute sagt — seinen Siegeszug durch die Welt antrat.

Zu diesen alltäglichen Dingen gehört die Postkarte, deren wir uns bei schriftlichen Mitteilungen verschiedenster Art bedienen.

Die Postkarte hatte schon in längst vergangenen Zeiten Vorläufer. So sandte man sich um 1777 in Paris, das ja zu dieser Zeit die führende Stadt der Mode und der heiteren, vornehmen Lebensweise war, durch die Post sogenannte „offene Karten" als Ausdruck der besonderen Aufmerksamkeit, aus Höflichkeit oder als Glückwunsch zu. Die Karten waren in Kupferstich ausgeführt und wurden mit liebenswürdigen Bemerkungen versehen.

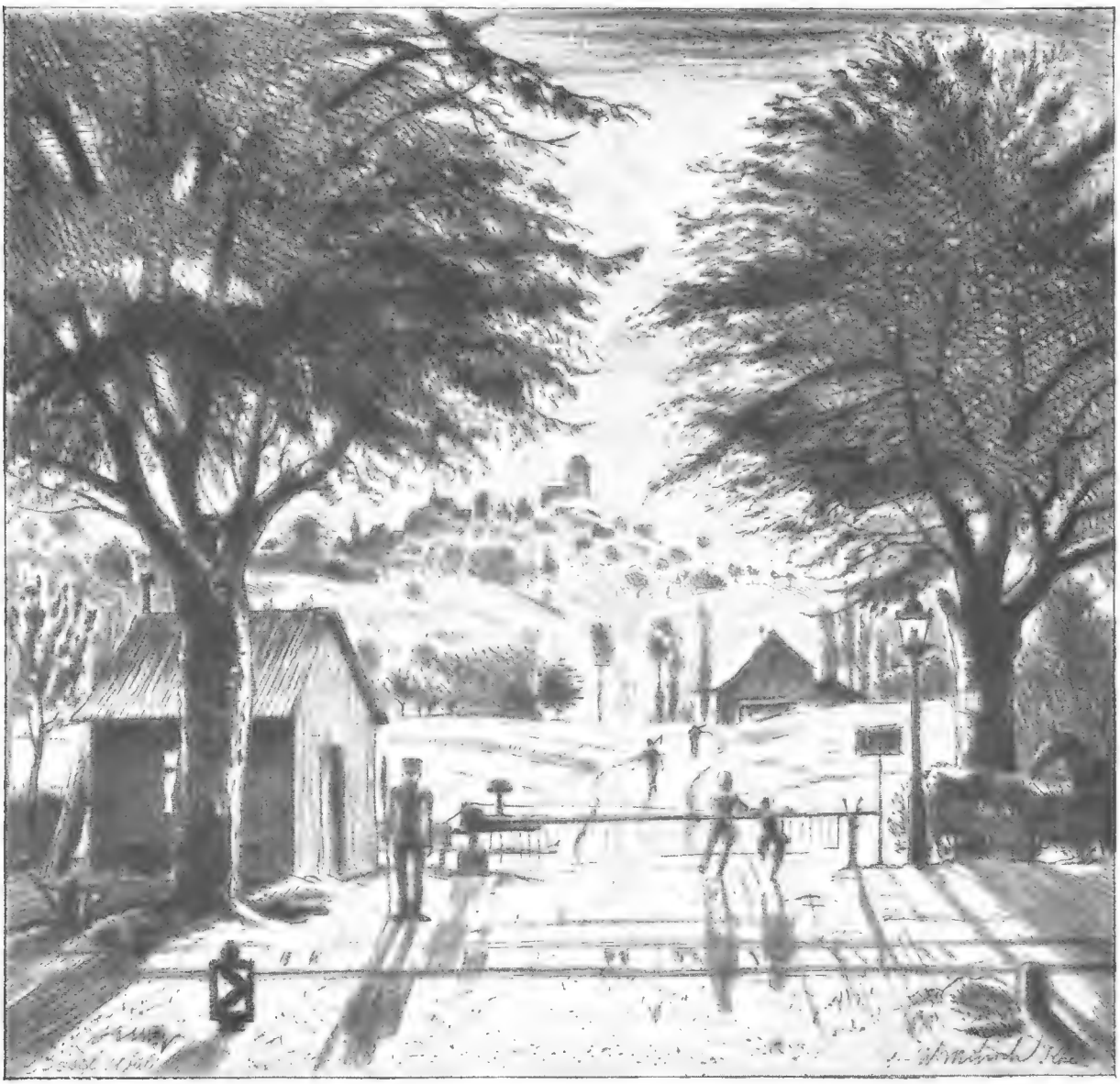
Von Interesse dürfte es sein, etwas über die Einführung der Postkarte in ihrer heutigen Form zu erfahren. Im Oktober 1865 legte der damalige Geheime Postrat und spätere berühmte Staatssekretär von Stephan dem preußischen Generalpostamt eine Denkschrift über die Einführung eines „Postblattes" vor. Er begründete seinen Vorschlag in der überzeugendsten Weise als eine aus den Bedürfnissen der Zeit entstandene notwendige Neuerung. Doch fand er bei den maßgebenden Stellen kein Verständnis. Gegen Ende desselben Jahres war in Karlsruhe die fünfte deutsche Postkonferenz. Auch hier war der Versuch Stephans, für seinen Plan zu werben und die Herausgabe von Postkarten durchzusetzen, vergeblich. Der bei der Konferenz anwesende österreichische Bevollmächtigte Freiherr von Kolbenstein, der später zum Generalpostmeister in Österreich ernannt wurde, erkannte die Vorzüge des Stephanschen Gedankens, und ihm gelang die Einführung der „Korrespondenzkarte" in Österreich-Ungarn am 1. Oktober 1869. Erst am 25. Juni 1870 wurden auch in Berlin die ersten Postkarten — damals nannte man sie noch „Korrespondenzkarten" — ausgegeben. Durch die Gründung des Weltpostvereins im Jahre 1872 fand die Postkarte ihre Verbreitung über die ganze Welt. Im selben Jahre wurden die Postkarte mit Rückantwort und die Drucksache eingeführt.

Das Versenden der Postkarte war eine Zeitlang sehr billig. Sie kostete im Ortsverkehr nur zwei Pfennig, heute dagegen fünf und nach außerhalb sogar acht Pfennig. Die Größe der Karte wurde oft geändert. Heute sind die Abmessungen 14,8 mal 10,5 Zentimeter für Inlandkarten, 10,5 mal 14,8 Zentimeter als größtes und 7 mal 10 Zentimeter als kleinstes Format für Auslands-, also Weltpostkarten gebräuchlich.

Da man den Bilderdruck kannte und besondere Glückwunsch- und Neujahrskarten herstellte, ein Bild aber viel mehr dem Beschauer verraten kann, als eine noch so gut und verständlich geschriebene Mitteilung ausdrückt, und da bildliche Darstellungen sich stets größter Beliebtheit

erfreuen und immer gern gesehen sind, lag es nahe, die Postkarten mit bildlichem Schmuck zu versehen. Schon im Juli 1870 ließ der Buchhändler Schwarz in Oldenburg eine Postkarte mit Bild drucken. 1872 kam in Nürnberg die erste Ansichtspostkarte zur Welt. Sie enthielt die Darstellung des Mohrentores mit dem Stadtwappen und den Bildnissen zehn berühmter Nürnberger Bürger und war von F. Rohrich gestochen. 1874 erschien eine Ansichtskarte mit der Rudelsburg und einem Spruch dazu. Eine Ansicht von Basel und die Darstellung eines Schweizermädchens zeigte die erste Ansichtskarte der Schweiz im Jahre 1881.

Bisher war die Bildpostkarte eine Einzelerscheinung geblieben. Ungefähr von 1890 an begann sie „modern" zu werden. Ehe sie zu ihrer heutigen in technischer Hinsicht wirklich vollendeten Ausführung kam, machte sie sehr viele Wandlungen durch. Mit der einfachen, als Zinkätzung, Lichtdruck, Kreide- oder Federlithographie oder Gravur hergestellten Karte fing man an. Bald wurden diese von ein- und mehrfarbigen Photogravüren verdrängt, obwohl deren Herstellung recht kostspielig war. Allmählich begannen größere Druckereien und Verleger die sogenannten „Künstlerpostkarten" herauszubringen, die beim Publikum sehr großen Anklang fanden. Mit der Verwendung der Chromolithographie für die Herstellung setzte eine ungeheuer große Erzeugung von Ansichtskarten, überhaupt von Postkarten mit Bildern für vielerlei Zwecke ein. Durch diese Massenanfertigung sank der künstlerische und geschmackliche Wert der Bildpostkarte sehr. Neben guten Karten nach Originalen bekannter Maler sah man unglaublich kitschige Darstellungen von allen möglichen Szenen, Lichtdruckkarten mit geschmacklos kolorierten Mädchenköpfen oder Karten mit aufgeklebtem bunten, glitzern-



Bahnübergang / Nach einer Radierung von Willi Münch-Khe.

den Glasstaub. Als besondere Merkwürdigkeit sei noch an die Karten erinnert, auf denen an Stelle gemalter oder gezeichneter Schmetterlingsflügel echte farbige Schmetterlingsflügel aufgeklebt waren oder bei Vogeldarstellungen echte bunte Vogelfedern die gedruckten verdeckten; auch Papierrüschen als Kragen oder Röckchen begegnete man.

Bei dem ungeheuern Wettbewerb wurden die zwölffarbigen Lithographien bald zu teuer. Das Aufkommen der photomechanischen Vervielfältigungsverfahren, die Verbesserung der Druckmaschinen und das Auftauchen neuartiger Druckmaschinen und Druckverfahren brachten eine Verbilligung der Herstellung durch Ersparnis an Druckfarben, besser Druckgängen, neben größerer Originaltreue. Die technische Ausführung der Bildpostkarte erfolgt heute in Photographie, Lichtdruck, chromolithographischem Flachdruck, Offsetdruck, ein- und mehrfarbigem Kupfertiefdruck, ein- und mehrfarbigem Buchdruck und verschiedenen zusammengesetzten Verfahren.

Die Bildpostkarte bringt Darstellungen der verschiedensten Art für beinahe jeden Geschmack und jeden Zweck. Neben Ansichten von Städten und Landschaften sieht man Tiere, Blumen, Vögel, Genrebilder humoristischen oder ernsten Inhalts, Bildnisse berühmter Männer und Frauen, Schauspieler und Schauspielerinnen, Filmgrößen, berühmte Bildwerke, Gemäldereproduktionen, Karten mit lustigen und witzigen Sprüchen sowie Scherenschnittbildern. Es gibt Neujahrs-, Weihnachts-, Oster-, Pfingstkarten, dazu die vielen Glückwunschkarten für alle Familienfeste.

Amerikanische Zeppelin-Marken anläßlich des Südamerika-Fluges des „Graf Zeppelin“: 65 Cents grün, 1.30 Dollar braun, 2.60 Dollar blau / Phot. Scherl, Berlin.

Die Zeit, da man Ansichtskarten bei jeder Gelegenheit schrieb und wie Briefmarken sammelte, ist längst vorüber. Dafür tritt die Bildpostkarte als Geschäftskarte, Werbepostkarte oder Drucksache im Dienst der Reklame neu in Erscheinung.

Die Postkarte, ob mit oder ohne bildliche Darstellung, dehnt ihren Wirkungs- und Benutzerkreis immer mehr aus. Sie beweist dadurch aufs neue, wie sehr ihre Einführung einem wirklichen Bedürfnis entsprach und wie vielseitig die Verwendungsmöglichkeit sein kann. Dieses einfache Papierblättchen hat sich zu einem gern und viel gebrauchten Verständigungsmittel und Vermittler im persönlichen wie geschäftlichen Leben entwickelt, das durch seine Herstellung, Bearbeitung und Benutzung Tausenden Arbeit und Brot gibt. Durch die Gründung des Weltpostvereins hat es auch eine Bedeutung als internationales Verständigungsmittel erhalten.

Die lustige Anzeige

Dieses Schreibspiel gibt reichlich Anlaß zum Lachen, weil allerhand drolliges Zeug zusammengeschrieben wird. Es soll eine Anzeige, wie sie in Zeitungen und Zeitschriften steht, dabei herauskommen. Denkt nur einmal daran, was da alles angezeigt wird. Ein Lehrer möchte Unterrichtstunden geben, ein Hund ist entlaufen, ein Ofen wird zu kaufen gesucht, ein Kaufmann sucht einen jungen Mann als Verkäufer, Möbel werden aufgearbeitet und dergleichen mehr.

Die Mitspielenden sitzen an einem Tisch, und jeder bekommt ein Blatt Papier und einen Bleistift. Es wird nun obenan der Gegenstand, von dem die Anzeige handelt, hingeschrieben. Also entweder: Lehrerin, Dackel, Klavier, Hypothek, Eismaschine und so weiter. Dann faltet man den Zettel derart zusammen, daß das Geschriebene nicht mehr sichtbar ist, und schiebt ihn seinem Nachbar hin, der den Gegenstand, ohne ihn zu kennen, näher beschreibt. Würde er ahnen, daß es sich um eine Erzieherin handelt, käme etwa auf den Zettel: mit guten Zeugnissen, sehr erprobt, lange Jahre tätig; bei einem Dackel würde man Farbe und Alter angeben, bei einem Klavier die Firma, gut erhalten, schöner Ton und so weiter. Wieder wird der Zettel zusammengefaltet und weitergegeben. Nun kommt eine weitere nach Belieben zu fassende Ergänzung in die Anzeige. Es folgen darauf der Preis oder die Kaufbedingungen. Abermals wird der Zettel gefaltet; es folgen allgemeine Bemerkungen und schließlich die Angabe, bei wem der Gegenstand abzuholen ist. Man kann da auch schreiben: zu besichtigen, kann gleich mitgenommen werden, wird per Fracht oder durch die Post zugesandt und dergleichen mehr. Es kommen schließlich, wenn die Anzeige fertig ist und der Zettel verlesen wird, die drolligsten Zusammenstellungen heraus, zum Beispiel: Lehrling mit langen Ohren, schwarzweiß gefleckt, vollkommen stubenrein, auf Ratenzahlung zu verkaufen. Wird per Fracht zugesandt. Kunstakademie, Berlin.

Das Leichenbegängnis Julius Cäsars.

Nach einem Gemälde von P. Piatti.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

So blieben denn die Jungen an diesem Tage in dem ganz behaglichen Nest, das sie sich wie eine Buschhütte der Neger in dem dichten Gestrüpp bereitet hatten, und ruhten zunächst einmal ihre mürbe gewordenen Knochen gründlich aus.

Hans selbst hatte sich auf einen gut gedeckten Beobachtungsposten an der Straße begeben. Hoch oben im dichten Wipfel einer Pappel saß er, und noch keine Stunde war er dort, als er auch schon die ersten Russen erblickte. Ohne Helmuts Warnung wären wir alle verloren gewesen, mußte er denken. Das war ein bunter Zug, die verschiedensten Uniformen und Waffen, in raschem Wechsel Berittene und Fußsoldaten, Fahrzeuge und leichte Geschütze. Auch eine Kutsche zog vorüber, in der ein hoher Offizier neben einer eleganten Frau saß. Heller Zorn aber lohte in Hans auf, als er auf einem offenen Leiterwagen verwundete deutsche Soldaten sah, die die Russen mit sich schleppten, statt den Schwerverletzten in Lazaretten Hilfe zu gewähren.

Nach einer Stunde etwa wurde der Strom der Kolonnen lockerer; Hans konnte zu seinen Jungen zurück und ihnen berichten, was er gesehen hatte. Sie saßen in ihrem Unterschlupf und hatten Hunger. Die letzte Ration vom Morgen hatte die Mägen nicht füllen können, und nun war nichts mehr da, nur Helmuts Portion, denn Pauper hatte seine nun auch schon erhalten. Ja, das Wort Hunger liest sich so leicht, und gelesen hatten es die Jungen in Büchern auch schon häufig, aber selbst hatten sie natürlich noch nie richtigen Hunger gekannt. Nun merkten sie selber, was das bedeutete, und das konnte gar nichts schaden. Sie hatten übrigens sogar ihren Humor allmählich wiedergefunden. Nun, wo sie die Knochen einmal stundenlang ausruhen konnten, da schien ihnen alles andere gar nicht mehr so gefährlich, und daß die Kosaken nun wirklich zweihundert Meter von ihnen entfernt den Weg entlangzogen, das störte sie kaum. Mit der Ruhe war auch die Hoffnung wiedergekommen, die Hoffnung und das Vertrauen zu ihrem Hans, der sie wohl auch aus dieser Klemme herauszuführen verstehen würde. Die mutige Tat Helmuts, der Wiedergewinn der Fahne — es war, als gingen von alledem frische Kräfte aus.

Günter war der munterste, und auch Albrecht fand bald seine natürliche Fröhlichkeit wieder. Hans mußte wieder und wieder darauf achten, daß die Gesellschaft in ihrer neugewonnenen Munterkeit nicht gar so laut wurde. Die Jüngeren fanden die Lage nun sogar äußerst romantisch und nahmen sich jetzt schon vor, zu Hause den Kameraden ihre „Kriegserlebnisse" in den dicksten Farben aufzutragen. Sie hatten das sichere Gefühl, daß es auch ihrem Helmut gelingen würde, wieder zu ihnen zu stoßen, und daß sie dann alle heil nach Königsberg gelangen würden, mochten die Russen schon zehnmal weiter sein. Ja, ihr Helmut, solch ein Kerl! Tigert da,

Alle Mühseligkeiten waren vergessen, und singend zogen die Sieben nach dreistündiger Fahrt in Königsberg ein.

ohne jemand einen Ton zu sagen, los und holt die Fahne, mitten aus den Kosaken heraus sozusagen. Auf den konnte die Gruppe stolz sein. Was war dagegen das bißchen Hunger? Auch als Hans erklärte, das Hungern würden sie nun wohl noch drei volle Tage aushalten müssen, weil sie nur nachts marschieren könnten, meinten die Jungen, das sei weiter nicht so schlimm. Nun, schon am nächsten Tage fanden sie es dann doch recht unangenehm.

So ging dieser Tag im „Hottentottenkral" zu Ende, ohne daß der Schar die Zeit lang geworden wäre, und als es dann zwei Stunden nach Sonnenuntergang war, da schickte Hans Detlev mit Ullo und Pauper los, um Helmut zu erwarten, damit er im Dunkeln sie nicht verfehle, zumal er ja annehmen mußte, daß sie ohne ihn aufbrechen würden. Pauper war es dann auch, der Helmut witterte, und schon eine Stunde später war der vermißte Held im Kral.

Hans wollte noch zwei Stunden mit dem Aufbruch warten, denn Helmut sollte sich ausruhen. Böse sah er aus, der Junge, voll Lehm und Staub und zerschrammt von den Dornen. Aber Helmut wollte durchaus keinen Aufenthalt seinetwegen. Er sei noch völlig frisch, erklärte er und bestand auf sofortigem Aufbruch. So ging es denn wirklich los. Es war gar nicht so einfach, durch den nachtdunkeln dichten Forst zu marschieren, nur nach dem Kompaß, zwei Mann als Vortrupp immer voraus. Wenn ein Weg nicht zu umgehen war, mußte man ihn einzeln im Sprungschritt nehmen. Es war gar nicht so einfach, aber die Rast hatte die Jungen frisch gemacht, und es ging.

Als der Morgen heraufkam, war man in einem neuen Forst und fand wieder eine vorzügliche Stelle, um sich für den Tag zu verbergen. Dreißig Kilometer waren zurückgelegt, und keine russische Uniform war mehr aufgetaucht. Ja, Hans meinte sogar, daß die Russen ihren Vormarsch eingestellt hätten, um erst einmal wieder ihre Formationen zu sammeln. Diese seine Annahme stimmte auch, aber das stellte sich erst später heraus, und vorläufig mußten die Jungen noch immer Sorge tragen, daß sie nicht russischen Soldaten in die Hände fielen.

So blieben sie denn auch diesen Tag die ganzen achtzehn Stunden, solange es hell war, im Forst versteckt, und nun setzte ihnen der Hunger denn doch tüchtig zu. Als es wieder Nacht war und sie aufbrachen, waren auch die Knochen wieder kaputt und der Hunger drückte gehörig gegen den Brustkasten; aber als Hans sagte, daß es nur noch achtzehn bis zwanzig Kilometer sein könnten, bis sie seiner Schätzung nach in Sicherheit wären, da rissen alle sich noch einmal zusammen. Und wirklich, als die Sonne eben über den Horizont rückte, da schnitt sich Günter einen langen Haselnußspeer und befestigte die Fahne der Gruppe daran, denn vor ihnen lag ein Dorf. Auf den Feldern arbeiteten Bauern; hier waren die Russen gewiß noch nicht im Anzuge.

So zog das Fähnlein in das Dorf ein. Sie setzten die Füße strammer und sangen:

„Und kommt der Feind ins Land herein,
Und sollt's der Teufel selber sein,
Es ruhen unsere Stutzen ja nicht,
Bis daß das Auge bricht."

„Bravo, deutsche Wandervögel!" rief eine helle Stimme, und ein deutscher Offizier trat aus einer Haustür. Er war der Kompanieführer der deutschen Radfahrkompanie, die im Dorf lag. Als er hörte, was die Jungen hinter sich hatten, bat er Hans sofort zu sich in das Haus und setzte sich mit ihm über die Generalstabskarten. Auch Helmut wurde hinzugerufen, und beide berichteten, was sie über den Marsch der Russen wußten.

„Sie und Ihre Jungen haben da eine erstaunliche Leistung hinter sich", sagte der Hauptmann schließlich. „Da will ich mir doch einmal Ihre Leute noch näher anschauen." Er kam mit und schüttelte draußen jedem der Jungen die Hand. „Ihre Mitteilungen waren zum Teil auch von großem militärischen Wert für uns", wandte sich der freundliche Offizier zum Abschied nochmals an Hans. „Erlauben Sie mir daher, mich erkenntlich zu zeigen."

Als das Fähnlein auf dem Dorfplatz am Brunnen sich wusch, tauchten auch schon zwei Ordonnanzen auf, die Fleischkonserven, Schmalz und Kommißbrot in ungeahnten Mengen brachten, worüber die Jungen natürlich sofort wie die Wölfe herfielen.

Auch die Bauern erschienen nun in ganzen Trupps, ließen sich von den Jungen erzählen, was sie erlebt hatten, und kamen bald alle mit irgend einem Leckerbissen wieder. Die Sieben waren die Helden dieses stillen Dorfes, und sie fühlten sich auch danach.

Ungeheuer groß aber war dann ihre Freude, als ein Leiterwagen heranfuhr, von dessen Bock ein Soldat herunterkletterte, der sich mili-

Der Bücherwurm / Phot. Kamerad Peter Adamer, Rosenheim.

tärisch bei Hans meldete und erklärte, er habe Befehl, die Gruppe nach Königsberg hineinzufahren. Vor Freude fielen die Jungen einander und dem biederen Landwehrmann, der sich das lachend gefallen ließ, um den Hals. Dann hatten sie jedoch keine Ruhe mehr; sie bedankten sich herzlich bei den gastfreien Bauern, kletterten auf den Wagen, und nun ging es los. Alle Mühseligkeiten waren vergessen, und singend zogen die Sieben nach dreistündiger Fahrt in Königsberg ein. An allen Wegkreuzungen und Brücken standen Posten, und das Fähnlein hätte ohne den Soldaten wohl lange gebraucht, um in die Stadt hineinzugelangen.

Phot. Kamerad Otto Krömer, St. Pölten.

Es war in diesen ersten Mobilmachungstagen in der mit Soldaten überfüllten Stadt sicher nicht so einfach, Bleibe zu bekommen, aber auch hier war das Glück den Sieben wieder günstig. Als sie am Hafen entlangschlenderten, siehe da, da war ja ihre liebe „Marie von Frauenburg" wieder da, der Segler, der sie damals durchs Frische Haff mit nach Königsberg hineingenommen hatte, und Kapitän Barda saß an Deck und guckte in die Zeitung!

„Hallo, Marie von Frauenburg!" riefen die Jungen.

Der Kapitän sah auf. „Hallo! Hallo! Meine Wandervögel? Na, das freut mich, daß ihr noch lebt! Ich dachte, euch hätten die Kosaken am Spieß gebraten. Was wollt ihr denn hier in dieser gräßlichen Stadt?"

„Wieso gräßlich? Wunderschön!"

„Na, sonst ja, aber durch den Krieg sind die Königsberger alle wild geworden, wollen mit Gewalt alle Soldat werden, und kein Mensch hat Laune, meinen Kahn zu löschen. Inzwischen kann der ganze Kram verderben."

Die Jungen stiegen über die Laufplanke an Deck und schüttelten dem alten Schiffer die Hand. „Na, Vater Barda", sagte Hans, „wir sind obdachlos und hundemüde. Wieso, erzählen wir Ihnen später. Aber den Kahn wollen wir morgen schon löschen."

So schlief denn die Schar für diese Nacht auf den Säcken im Laderaum, und die Jungen waren so müde, daß sie sich gar nicht weiter um die reichlich vorhandenen Ratten kümmerten. Am Nachmittag um drei Uhr war es, als sie sich schlafen legten. Sie hatten zwar eigentlich erst noch etwas in die Stadt gehen wollen, aber die Müdigkeit war doch stärker gewesen.

Ullo wurde als erster munter. Er weckte Günter und fragte ihn nach der Zeit. Dieser wollte Hans, der neben ihm lag, heimlich die Uhr aus der Tasche ziehen, aber Hans wurde dabei munter. „Guten Morgen, Günter!" sagte er, dann sah er nach der Uhr. „Halb elf."

„Abends oder morgens?" fragte Ullo verwundert.

„Morgens. Es scheint ja heller Tag von oben in den Raum. Wir haben volle neunzehneinhalb Stunden geschlafen. Rekord, was?"

Damit weckte Hans auch die übrige Gesellschaft, die aber noch gar nicht einmal so leicht munter zu kriegen war. Ja, Albrecht erklärte sogar, es könne keinesfalls länger als drei Stunden her sein, seit er sich schlafen gelegt habe. Nun, eine Pütz kalten Wassers machte alle rasch munter, und dann begab sich der Trupp daran, das Vater Barda gegebene Versprechen zu halten. Sechs Stunden später ging endlich die letzte Hieve aus dem Schiffsraum nach oben.

Dann zogen die Sieben mit ihrem treuen Pauper erst einmal in die Stadt hinein, um wieder mit Lage und Gang der Weltgeschichte etwas vertraut zu werden.

Trotzdem damals — es war der 6. August 1914 — noch kein rechter Überblick möglich war und man nur ahnen konnte, welch furchtbarer Übermacht Deutschland gegenüberstehen würde, gab es doch nur eine Stimmung, nämlich strahlende, unbekümmerte Siegesgewißheit. Auch Hans Runge war dieser Meinung. „Nur", sagte er, „so leicht und schnell, wie alle Leute hier zu glauben scheinen, wird dieser Sieg sich nicht erkämpfen lassen. Es wird lange dauern und viele Opfer fordern. Denkt später an jenen Abend am See, Jungen, wo ich zu euch davon sprach, was würde, wenn Krieg über Deutschland käme!"

Sie gingen dann zur Post, um die Eltern von der Sorge zu befreien, doch auch hier wurden noch keine privaten Telegramme angenommen. Auf die Frage, wie lange wohl ein Brief brauche, bekamen sie die tröstliche Antwort, mit Sicherheit vermöge man das nicht zu sagen, aber ungefähr in zehn Tagen könne er unter Umständen hinkommen.

„Dann hilft es eben nichts", meinte Albrecht. „Umso größer ist die Freude, wenn der verlorene Sohn wohlbehalten zurückkehrt; da wird sicher ein Kalb geschlachtet."

So zog der Trupp zum Bahnhof, um nach dem Fahrpreise zu fragen. Man mußte feststellen, daß die Moneten nicht reichten. Sie hatten nämlich mit dem Frachtdampfer nach Warnemünde ursprünglich zurückfahren und von dort marschieren wollen, denn erstens

freuten sie sich auf die weite Ostseefahrt, und zweitens wäre das viel billiger gewesen als die Fahrt mit der Eisenbahn. Nun aber hatte die Dampferlinie der russischen Kriegsflotte wegen den Verkehr eingestellt, und zur Eisenbahnfahrt reichte das mitgenommene Geld nicht, denn die Fahrtkosten waren, wie immer, auf die Mark genau berechnet.

„Was tun, spricht Zeus?" meinte Albrecht. Ja, was tun?

„Wenn wir um Geld schreiben, bekommen wir es in drei Wochen", meinte Ullo.

„Ich habe nichts dagegen; dann schwänzen wir zwei Wochen lang die Schule", äußerte Helmut.

„Die Schule?" fragte Günter naiv. „Ich dachte eigentlich, wenn Krieg ist, fällt die sowieso aus."

„Das könnte dir so passen!" sagte sein Bruder. „Aber nun laßt uns ernsthaft überlegen! Es fehlen etwa fünfzig Mark. Telegraphieren geht nicht, schreiben auch nicht. Was bleibt?"

„Sachen verkloppen", schlug Helmut vor.

„Dann bist du wohl auch so gut und suchst sie wieder zusammen? Du triffst zuerst auf den Schuhwarenladen, dann auf das Konfektionsgeschäft, und schließlich findest du die Kolonialwarenhandlung. Unsern treuen, alten Hordenpott trägt nun gewiß irgend so ein Tartarenkhan als Kopfbedeckung."

„Viel Vergnügen bei der Hitze! Es fragt sich also, was wir noch besitzen, wir armen Waisenkinder, die wir ohne Jacken, in Sporthemd, Hose und zerrissenen Sandalen fremd auf der Straße stehen."

Detlev zählte auf: vier Zeltbahnen, einen Tornister, einen Brotbeutel, zwei Taschenlampen mit ausgebrannten Batterien, zwei Kompasse, zwei Taschenuhren, sieben Schwedenmesser, eine alte unvollständige Taschenapotheke, eine Klampfe und eine Geige.

„Du glaubst doch nicht etwa, daß ich meine Klampfe verklopp'?" fuhr Helmut auf.

„Das habe ich nicht gesagt; ich habe nur unsern Bestand aufgenommen."

So wurde errechnet, daß der ganze Besitz, konnte man ihn eilig losschlagen, mit den beiden Musikinstrumenten gerade eben die fehlende Summe ergeben hätte. Dann hätten sie aber damit hausieren müssen und drei bis vier Tage für den Verkauf gebraucht. In dieser Zeit mußten sie ebenfalls leben, und so hätte auch diese Rechnung wieder ein Loch bekommen.

„Also, was tun?" wiederholte Albrecht.

„Sagt mal, Leute", fragte Ullo, „hat denn niemand von euch hier in Königsberg einen Onkel? Sonst muß doch fast in jeder Stadt unbedingt immer irgend ein Verwandter aufgesucht werden. Hier könnte es einmal von Nutzen sein."

„In Danzig hätte ich einen." — „Da hab' ich auch einen."

„Schlechte Organisation das. Für künftige Fälle müssen die verfügbaren Onkel besser verteilt werden. Aber du sagst ja gar nichts, Hans; warum sprichst du denn nicht?"

„Es macht mir Spaß, daß ihr euch auch einmal selber mit den Schwierigkeiten des ‚Regierens' abplagt. Eine Ansicht steht indessen noch aus, und diese möchte ich hören. Günter hat noch keinen Ton gesagt."

„Weil die Rederei unnütz ist", sagte nun der Jüngste. „Ich sehe Hans seit langem an, daß seine Entschlüsse schon gefaßt sind; er wollte euch nur quasseln lassen."

„Das ist schlimm", meinte Hans lachend; „da sind ja vor Günter nicht einmal meine Gedanken mehr sicher. Er sieht unfehlbar in mein schwarzes Herz."

„Da hört sich doch alles auf!" rief Detlev. „Hans, ich habe mich schwer in dir getäuscht. Steht der Mensch da und sieht zu, wie wir uns das Mundwerk abnutzen! Nun aber heraus mit deinen Beschlüssen!"

„Also, hört zu! Wir bleiben heute noch fein beisammen, mieten uns ein Segelboot, fahren damit über das Haff und feiern Abschied. Morgen vormittag fahren die Jungen unter Ullos Führung mit der Bahn in der Richtung Heimat, soweit das Geld reicht. Von da geht es dann zu Fuß weiter; es kann sich, denke ich, nur noch um einen Tagemarsch handeln. Detlev und ich aber melden uns gleich morgen hier in Königsberg freiwillig. Papiere lassen wir nachschicken. Kerle wie uns nimmt man sicher. Unsere Angehörigen müssen eben hierherkommen, um uns vor dem Ausmarsch noch einmal zu sehen. Ich bin ungeduldig, Waffen in die Fäuste zu bekommen, seit ich den Flammenschein deutscher Gehöfte sah. Ich denke, so klappt es mit dem Gelde, und so ist es überhaupt am besten", schloß Hans, und Detlev stimmte ihm nach ernstem Überlegen bei.

Den Jüngeren aber kam eigentlich erst jetzt so richtig zum Bewußtsein, welchen Abschied es morgen von diesen beiden zu nehmen galt, einen Abschied fürs Leben vielleicht. Günter wurden die Augen feucht.

Sie gingen dann zum Schloß, dessen hohen, alten Turm sie bestiegen. Lange sahen sie schweigend auf das weite Land, das im vollen Lichte der Sommersonne vor ihren Blicken lag. „Deutsches Land!" sagte Hans leise. „Glücklich, wer es mit seinem Leibe schützen darf!" Dann stiegen sie hinunter, um einzukaufen. Hans knauserte dabei nicht, denn alles sollte an diesem letzten Tage ihres Beisammenseins festlich sein, auch das Essen.

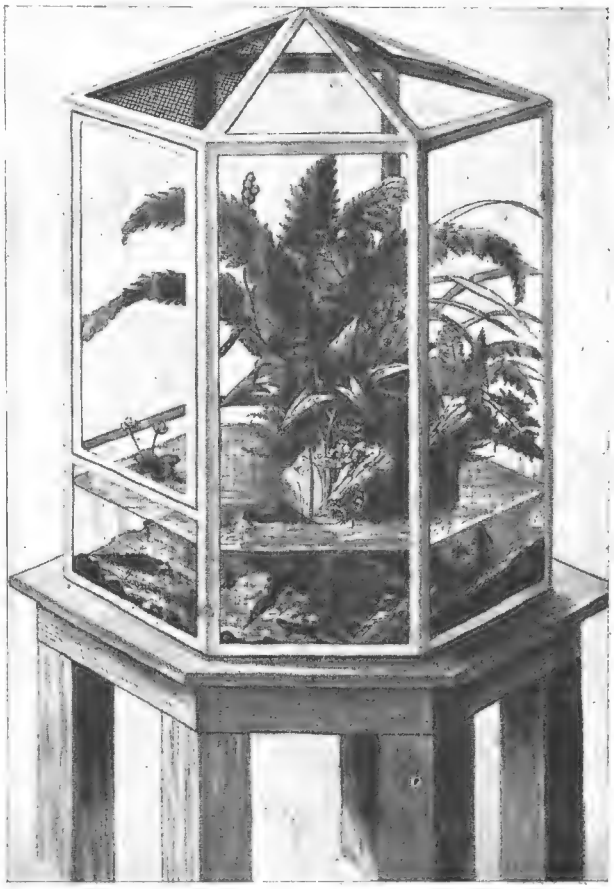
Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch.
Und Freud und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
o Glück, o Lust!

GOETHE

Ein schmuckes weißes Segelboot bekamen sie. Hell und schön war das Wetter, und lustige Wellen warf das Haff, als die Jungen bei frischem Winde zur Nehrung hinüberkreuzten. Es war so recht ein Festtag; man konnte kaum glauben, daß Krieg sei in Ost und West, so friedlich schien die ganze weite Welt.

Auf der Nehrung drüben begann ein fröhliches Spielen und Baden, ein lauter und lustiger Betrieb, denn die Jungen wußten, wenn sie ernst würden, kamen die Tränen, und sie wollten nicht weinen, wollten es den beiden nicht noch schwerer machen. So herrschte laute Ausgelassenheit, bis der Abend die Schatten länger werden ließ. Dann gingen sie ans Holzsammeln, eine mühselige Arbeit, denn an der Lagerstelle war nur wenig Baumwuchs, aber schließlich lohnte es doch, das Feuer anzuzünden.

Da saßen sie nun herum, der treue Pauper lag zwischen ihnen. Hans las aus den Dichtern der Freiheitskriege vor, dann wieder sangen sie die Lieder des Jahres 1813. So blieben sie auch da, als das Holz verkohlt war und nur die Sterne noch durch die laue Nacht leuchteten. Mit jedem von ihnen sprach Hans zum Abschied noch einmal allein, indem er an seiner Seite die Küste entlang ging. Keiner der Jungen hat jemals diese Worte vergessen, die letzten, die Hans mit jedem allein gesprochen hat. (Fortsetzung folgt)



Ein feuchtes Terrarium (Aquaterrarium) für Molche und Frösche (Wasser- und Laubfrösche). Auch als Behälter für Ringelnattern geeignet. Linke Scheibe als Tür ausgebildet, eine Dachscheibe zwecks Lüftung durch ein Drahtgitter ersetzt. Felsaufbau mit Höhlung, in der Erde eingebracht ist und Pflanzen eingesetzt sind.

Das Laubfroschhaus und das feuchte Terrarium

Von Oskar Wild

Vor dem Fenster in greller Sonne steht ein viereckiges Häuschen aus Glas. Die Winkel, die die Scheiben halten, sind grün gestrichen, ebenso das spitze Dach aus Fliegendraht. Auch die Scheiben sind nicht verschont geblieben, sie sind mit grünen und bunten Pflanzen bemalt. Den Boden des Häuschens bedecken etwa 3 bis 4 Zentimeter Wasser, und damit der Bewohner dieses Häuschens bequem in sein „Bad" gelangen kann, ist sogar eine feine hölzerne Leiter aus schön gehobelten Brettchen eingebaut worden.

Vorbild für ein feuchtes Terrarium mit einheimischen Salamandern / Phot. E. Gautzsch.

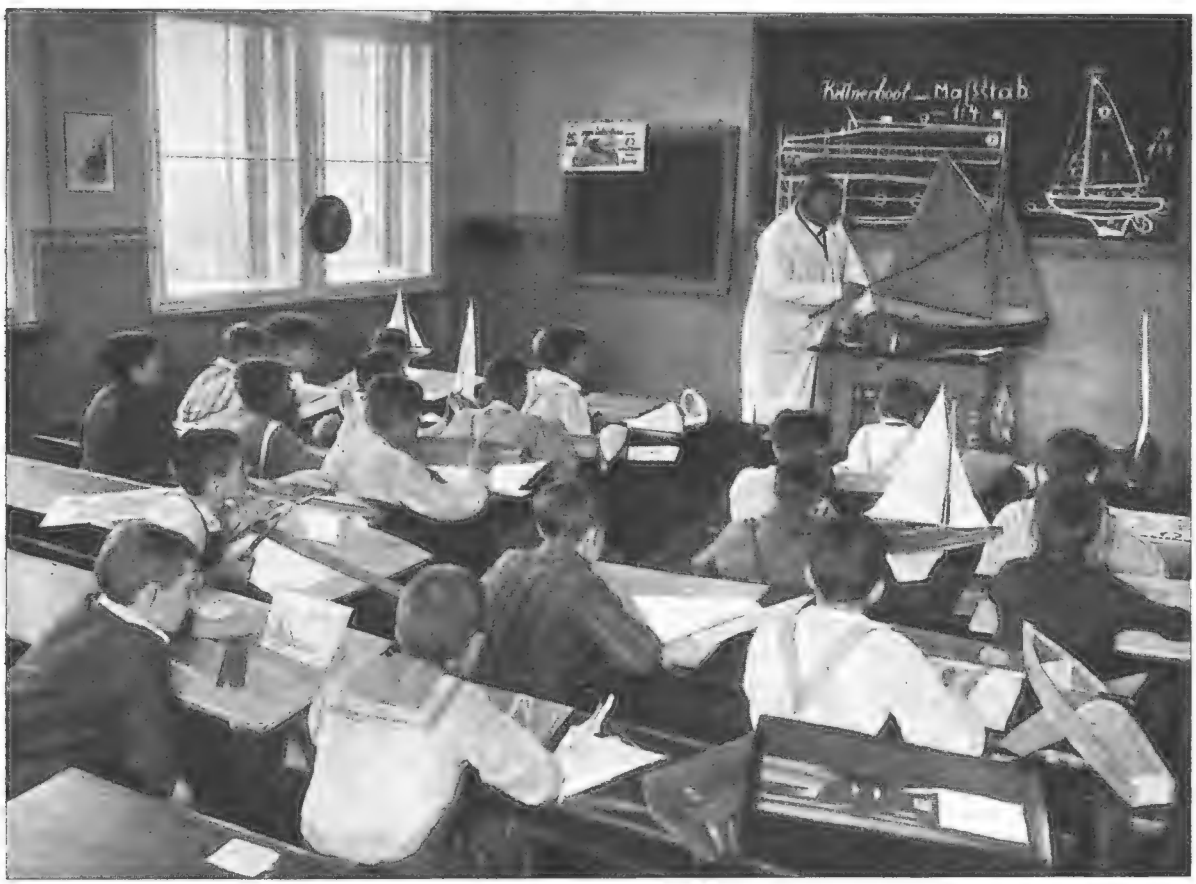
Und der Bewohner dieses Hauses? Da — klebt er an einer Scheibe, das weiße Bäuchlein fest dagegen gedrückt. Ganz hastig atmet er, der arme Geselle. Das ist auch kein Wunder; es ist so heiß in dem Häuschen. Das Wasser ist ebenfalls nicht ganz einwandfrei. Überhaupt, was soll er denn mit Wasser, der Laubfrosch, wenigstens mit so viel Wasser? Die, die ihm den wissenschaftlichen Namen gaben, nann-

ten ihn Hyla arborea, das heißt Baumfrosch, was richtiger ist und mehr sagt als Laubfrosch.

Also ein Baumfrosch ist er; er will nicht den ganzen Tag im oder am Wasser sitzen wie seine großen Brüder, der Grasfrosch, der Wasserfrosch und der Moorfrosch. Deshalb hat er auch ein solch grünes Kleid — das übrigens seine Farbe ziemlich schnell ändern kann — damit man ihn nicht so leicht im grünen Laub erkennt. In der Nähe von Wasser hält er sich ja trotzdem gern auf, denn am Wasser, im Schatten ist es meist etwas kühler.

Jetzt kennen wir den Aufenthaltsort dieses kleinen grünen Jägers. Vergleichen wir ihn mit dem erst geschilderten Häuschen — welcher Unterschied! Dieses Gefängnis, das man in den allermeisten Fällen noch antrifft, heißt Laubfroschhaus und ist nur ein gewöhnlicher Käfig. Ein richtiges Laubfroschhaus sieht anders, ganz anders aus. Da ahmt man die Heimat des Frosches etwas nach. Statt Pflanzen ganz geschmacklos an die Scheiben zu malen, setzt man richtige Pflanzen ein, das ist doch viel schöner; und statt der Leiter nimmt man einen knorrigen Ast. Das sieht gleich ganz anders aus.

Wir wollen jetzt einmal ein richtiges Laubfroschhaus einrichten. Als Behälter nehmen wir der Billigkeit halber ein kleines Vollglasaquarium, das ungefähr eine Bodenfläche von 20 mal 15 Zentimeter hat. Kleiner sollte es nicht sein; ist es größer, so schadet das nichts, im Gegenteil. Den Boden bedecken wir mit Kies, etwa 3 bis 5 Zentimeter hoch. An der Vorderseite lassen wir eine etwa 8 Zentimeter lange und 5 Zentimeter breite Fläche frei, bedecken sie nur so viel mit Kies oder Sand, daß man den Boden nicht mehr erkennen kann. Damit der Kies nicht nachrutscht, grenzen wir mit größeren Steinen ab. Das Ganze stellt die Wasserstelle im Laubfroschhaus dar. Jetzt gehen wir im Wald an einem Bach oder Fluß spazieren und suchen uns einige größere, nicht scharfkantige Steine, die möglichst mit Flechten, Moos oder dergleichen bewachsen sind, ferner den schon genannten knorrigen Ast, in einer Größe, die gut zum Ganzen paßt. In derselben Umgebung finden wir sicherlich auch einen Moosrasen, von dem wir uns ein entsprechend großes Stück vorsichtig ausheben und mitnehmen. Am Bach oder sonstigen Gewässer finden wir die übrigen Pflanzen, die noch in Frage kommen. Besonders geeignet sind die Brunnenkresse, das Pfennigkraut, der Wassernabel und das Scharbockskraut. Mit dieser Beute ziehen wir heim und richten unser Laubfroschhaus weiter ein. Ein oder zwei der mitgebrachten



Segeln als Lehrfach. Phot. Robert Sennecke, Berlin.

In einer Berliner Volksschule wird auch Unterricht im Segelsport erteilt. Erklärung von Fachausdrücken, Wetterkunde, Navigation, Selbstherstellung von Modellbooten und Probestarts fallen in den Rahmen dieses neuzeitlichen Lehrstoffes.

Steine legen wir an irgendwelche Plätze einfach auf den Kies, bedecken den noch freibleibenden mit Moos, von dem man, um etwas Abwechſlung zu haben, verſchiedene Arten nehmen kann. Jetzt ſuchen wir den Aſt noch unterzubringen — unter Umſtänden ſtützen wir ihn mit einem Stein — ſetzen die mitgebrachten Pflanzen durch das Moos hindurch in den Kies ein, füllen vorſichtig Waſſer ein, etwa ſo hoch, wie vorn die Waſſerſtelle tief iſt. Das Waſſer bleibt natürlich nicht nur in der Waſſerſtelle, ſondern durchdringt den ganzen Kies und hält ſo alles feucht. Unſer Laubfroſchhaus iſt fertig und kann in etwa einer Woche, wenn die Pflanzen angewachſen ſind, ſeinen oder ſeine Bewohner aufnehmen. Zugedeckt wird mit feiner Gaze oder Fliegendraht, die man auf ein Holzrähmchen entſprechend der Größe des Behälters aufnagelt.

Jeden Tag, beſonders im Sommer, muß das Ganze mit einer Zerſtäuberſpritze abgebrauſt werden. Iſt es ſehr trocken, ſo iſt es auch empfehlenswert, über die Gaze oder den Draht noch eine Glasſcheibe zu legen. Damit genügend Luft bei kann, legt man auf einer Seite ein Stückchen Holz oder Kork von etwa 1 Zentimeter unter. Die Aufſtellung ſei hell, grelle Sonne iſt möglichſt zu vermeiden; notfalls blende man mit grünem Seidenpapier ab. Am beſten iſt ein Oſtfenſter mit Morgenſonne. Ein ſo eingerichtetes Laubfroſchhaus wirkt ſehr ſchön, die Bewohner fühlen ſich wohl; es macht einem viel mehr Freude als ein Glas mit Waſſer und Leiter, das in gewiſſem Sinn doch eine Tierquälerei iſt.

Das landesübliche Futter für den Laubfroſch iſt die Stubenfliege. Was aber würden wir dazu ſagen, wenn wir Tag für Tag unſere Lieblingſpeiſe bekämen? So gut ſie uns zuerſt auch ſchmeckt, mit der Zeit würde dies doch nicht mehr der Fall ſein. Ebenſo geht es dem Laubfroſch. Eine Stubenfliege iſt ja zwar ein Leckerbiſſen, aber in ſeiner Heimat findet er viel mehr andere Sachen, die auch ausgezeichnet ſind. Es wimmelt da von Inſekten aller Art und deren Larven, und dieſe können wir ihm ſehr leicht beſchaffen. Wir nehmen ein Netz, zum Beiſpiel ein Schmetterlingsnetz, und ſtreifen es kräftig über eine Wieſe. Eine Menge Kleinzeug hat ſich darin gefangen, Mücken, Käfer, Motten, mitunter auch eine unbehaarte Raupe. All das kann man dem grünen Jäger auftiſchen. Wer ſeinen Laubfroſch im Winter nicht in den Winterſchlaf ſchicken will, was allerdings zu empfehlen iſt, der kann ihn mit Mehlwürmern, den Larven des braunen Mehlkäfers, füttern. Dieſe erhält man billig in Vogelhandlungen, da ſie auch für manche Vögel ein ausgezeichnetes Futter ſind.

Wenn wir nun das Laubfroſchhaus viel größer machen, etwa 35 mal 25 Zentimeter Bodenfläche, zu dem Kiesboden noch etwas Lehm nehmen, einen größeren feſten Waſſerbehälter wählen, noch andere Pflanzen einbringen, ſo haben wir ſchon ein Terrarium. Das Laubfroſchhaus iſt ja zwar auch ſchon eines, aber es iſt immerhin klein, für den leichten Laubfroſch berechnet. Im feuchten Terrarium finden nun noch andere Tiere Platz, zum Beiſpiel alle Fröſche, Kröten, Unken, Molche, Salamander und von den Schlangen die Ringelnatter. Alles zuſammen verträgt ſich jedoch nicht; wir wollen einmal ſehen, wie es zu machen geht. Den Waſſerbehälter kann man ſich mit etwas Geſchick ſelbſt herſtellen, wenn man zum Beiſpiel eine Zigarrenkiſte innen mit Betonmaſſe etwa 1 bis 2 Zentimeter dick auskleidet. Die Betonmaſſe beſteht am beſten aus einem Teil Kies mit einem Teil Zement, feucht gemiſcht. Nach dem Erhärten der Maſſe entnimmt man den Behälter der Kiſte und wäſſert einige Tage gut aus. Dieſen Behälter bringen wir im Terrarium an paſſender Stelle unter und füllen bis zum Rande des Waſſerbehälters mit Sand oder Kies auf. Die übrige Einrichtung iſt ähnlich der des Laubfroſchhauſes. Die dort genannten Pflanzen ſind auch wieder zu verwenden, und noch einige ſtärkere können dazukommen. Wir laſſen zum Beiſpiel in einer Ecke den Boden hoch anſteigen, bauen uns davor eine Felsgruppe aus entſprechenden Steinen und Pflanzen, dazwiſchen einen kleinen Farn, und ganz oben, wo es ziemlich trocken iſt, kann dann entweder eine kleine Kiefer oder Hauswurz und ähnliches Platz finden. Allerdings iſt etwas nahrhafter Boden nötig, Moorerde etwa. Die Amphibien laſſen ſich alle in einem ſolchen Behälter unterbringen; käme die Ringelnatter dazu, ſo würde ſie unter dieſen Bewohnern ſtark aufräumen. Sie muß alſo allein gehalten werden. Für das Ringelnatterterrarium iſt der im Laubfroſchhaus erwähnte Aſt als Kletterbaum ſehr angebracht, ſonſt kann er fehlen. Schön machen ſich auch einige recht riſſige Rindenſtücke, die mit Moos oder Flechten bewachſen ſind; das Bild wird ſo reichhaltiger, und die Tiere finden Schlupfwinkel.

Das Futter für die Amphibien iſt dasſelbe wie beim Laubfroſch, nur kommen für die Kröten, Unken, Molche und Feuerſalamander noch Laubregenwürmer in Frage. Auch Nacktſchnecken und größere Käfer werden mitunter gern genommen. Die Ringelnatter frißt vor allen Dingen Fröſche und Fiſche, beides nur lebend oder als lebend vorgetäuſcht.

Auch dieſer Behälter muß täglich abgebrauſt werden. Zugedeckt wird er genau wie das Laubfroſchhaus. Der Holzrahmen ſei etwas ſchwer, damit zum Beiſpiel Fröſche ihn nicht wegrücken und ſo entweichen können. Für die Ringelnatter iſt nur Fliegendraht zu nehmen, und der Deckel muß ziemlich beſchwert werden.

Das wäre nun alſo das feuchte Terrarium. Es iſt ſo in ſeiner einfachen und doch ſchönen Form geſchildert. Wer etwas Phantaſie hat, kann noch manches mehr damit anfangen. Man verſuche einmal im kleinen einen Ausſchnitt, zum Beiſpiel aus einem Bachufer, wiederzugeben oder beſondere Pflanzen darin zu züchten. Es kommen auch noch andere Pflanzen in Betracht, die ebenfalls ganz gut geeignet ſind. Es

Blick auf Trier.

Die Düsseldo

Das befreite Rhei

Die Pfalz im Rhein bei Kaub.

Köln: Rheinfront und Hohenzo

Teilansicht der Hochofenanlage der Rheinischen Stahlwerke in Duisburg-Meiderich.

Ruine T

Rheinbrücke.

Bad Kreuznach mit der Kauzenburg.

land

brücke.

enfels.

Burg Cochem an der Mosel im Frühlingsschmuck.

kommt auf einen Versuch an. Aber nur der soll es versuchen, Tiere zu halten, der auch wirklich Lust und Liebe dazu hat und die Tiere richtig pflegen kann. Wer sich daran gewöhnt, seine Schützlinge sorgfältig und regelmäßig in allen ihren Gewohnheiten zu beobachten, dem werden sie viel Interessantes erzählen.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung

VON VIKTOR HELLING

Das Boot war nur wenige Minuten auf seinem neuen Kurs, da brach droben der schon lange ungeduldige Sturm los. Die „Nederland" begann zu tanzen.

„So war das nicht gemeint mit dem Tanz", rief Jan. Da rollte er auch schon Mynheer Heeskerke vor die Füße. Er war nicht der einzige. Alle Insassen des Bootes verloren plötzlich das Gleichgewicht. Ein Ruck riß den alten Johannsen vom Steuer. Werner Detloff sprang für ihn ein, aber das Boot wurde dermaßen hin und her geschleudert, daß es des Steuers spottete.

„Tiefer gehen!" schrie Mynheer Heeskerke.

Im selben Augenblick drehte sich das Boot im Kreise. Werner Detloff las noch gerade ab, daß der Tiefenmesser zwölf Meter zeigte, aber auf einmal, ohne daß eine Hand an den Apparat gerührt hatte, zeigte das Instrument schon sechzehn Meter und sprang schließlich zurück auf zehn. Jeder mußte sich krampfhaft anklammern, selbst Jan, der gerade rufen wollte: „Geht denn das Karussellfahren schon wieder an?" verstummte. Bleiche Gesichter sahen sich erschrocken an. Und jetzt — oh, jetzt packte jeden ein Schwindel! Auch der Zagloseste fing an zu beben, denn jetzt schien es in rasender Fahrt in die Tiefe zu gehen; alle hatten das Gefühl, als habe sich vor dem Bug des Bootes ein Schacht aufgetan, in den es mit Riesenkraft hineingerissen, mit Windeseile verschluckt und von einer unbekannten Tiefe aufgesogen werde. Mit verhaltenem Atem, zum Teil ohne Besinnung, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, warteten sie der Dinge, die da kommen sollten. Keiner war unter ihnen, der nicht fühlte, daß schon der nächste Augenblick den sicheren Tod bedeuten konnte.

Hilflos, einem gepeitschten Wrack im Orkan gleich, trieb das Boot durch den Wogenprall, der dumpf an die Wände donnerte. Wie ein fürchterliches Heulen klang es dazwischen, und jäh stoppte die Maschine. Eine Reihe von Glühbirnen erlosch gleichzeitig. Werner Detloff taumelte und griff ins Leere. Er hatte gerade noch gelesen, daß der Tiefenmesser auf achtunddreißig Meter wies. Der Länge nach schlug er hin. Als er sich aufrichten wollte, warf ihn ein Ruck zu Boden, der das ganze Boot erschütterte. Während alle, wie in das eiskalte Schweigen des Todes gebannt, die Lippen zusammenpreßten, ging ein Knirschen durch den Kiel. Es schütterte und kreischte durch den Eisenleib, als würde er von einem Felsen zerrissen.

Dann folgte eine unheimliche Stille. Jeder glaubte, im nächsten Augenblick müsse durch tausend Poren die gierige See in das Innere des Bootes brechen; auch Werner Detloff schloß mechanisch die Augen. Der Bruchteil einer Sekunde mußte über ihr Schicksal entscheiden.

Doch nicht ein einziger Tropfen drang in den halbdunkeln Raum. In dumpfem Staunen überzeugten sich alle, daß die Stahlwände, daß der Boden, daß alle Luken unbeschädigt geblieben waren. Noch ein zweites nahmen sie wahr: mit jenem Ruck und dem unheimlichen Knirschen schien jede Bewegung des Bootes aufgehört zu haben. Ein leises Schwanken nur, nicht anders, als würde ein Blatt von einem Hauch gestreift, war geblieben. Kein Zweifel, die „Nederland" lag auf Grund.

Sie fühlten es alle, mit aufkeimendem Hoffen die einen, mit Grausen die andern, aber die Überraschung schien allen die Sprache geraubt zu haben. Werner Detloff las ungläubig vom Tiefenmesser die Zahl 21 ab. Waren es nicht eben noch achtunddreißig Meter gewesen? „Das geht nicht mit rechten Dingen zu", rief er schwer atmend.

„Vielleicht doch." Mynheer Heeskerke richtete sich aus der gekrümmten Stellung auf, in der er, durch den Ruck zu Boden geworfen, bis jetzt verharrt hatte. „Wir sitzen auf einer Untiefe."

Das Periskop zeigte dunkle Färbung, aber das Wasser war ruhig; die Wellen reichten nicht bis in diese Tiefe.

„Wir sitzen auf einer Sandbank nahe der Küste", stellte Mynheer Heeskerke noch einmal fest, „und wir werden gut tun, uns in Ruhe zu überlegen, was zu unternehmen ist. Das Boot ist nicht leck, nur die Maschine ist defekt. Die Hauptsache ist, daß der Auftrieb funktioniert. Aber wir dürfen jetzt noch nicht an die Oberfläche, denn da würden wir sofort wieder ein Spielball der aufgeregten Wellen. Wie denken Sie, Detloff?" Und an die Mannschaft sich wendend, sagte er: „Wir sind mit knapper Not dem zweiten schrecklichen Seebeben auf dieser Fahrt entronnen. Es wird unser letztes gewesen sein. Sobald der Sturm sich etwas gelegt hat, der noch an der Oberfläche zu toben scheint, tauchen wir auf. Was dann kommt, kann ich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, aber das eine ist mir klar: man wird uns, da wir so nahe an die Küste herangeworfen wurden, sehr bald sehen und, wenn's sein muß, ins Schlepptau nehmen."

„Ist das so gewiß, Mynheer?" fragte Savornis. „Ich bild' mir ein, wir sind hier unten gefangen; denn daß das Boot sich gar nicht ein wenig von der Stelle rührt, ist mir das Unheimlichste an der Geschichte."

„Nein", sagte der blonde Jan, „das Unheimlichste war es, als wir wie in einen Trichter hineingesaugt

wurden, der kein Ende nehmen wollte. So stell' ich mir's vor, wenn ein Brief oder ein Paket mit Hilfe des Luftdrucks, den eine Dampfmaschine von vielen Pferdekräften erzeugt, durch die Röhren einer Rohrpost gejagt wird, wie man das in den Großstädten macht. Das Paket waren wir."

Noch einmal klopfte Werner Detloff kopfschüttelnd an den Kompaß, dann sagte er: „Mynheer Heeskerke, vielleicht ist jede Minute kostbar. Wir wissen nicht, ob die Außenbordtanks nicht vielleicht leck geworden sind. Lassen Sie uns nach oben gehen!"

„Selbst auf die Gefahr, daß oben noch Sturm ist und wir auf die Klippen gesetzt werden?"

Werner Detloff nickte, und da Mynheer Heeskerke noch unschlüssig zögerte, beugte er sich vor und sagte leise: „Eine bange Ahnung quält mich. Vielleicht ist sie aus einer Kriegserinnerung geboren. Wir lagen damals mit unserm U-Boot im Kanal von Calametta. Es gab einen Ruck, wie wir ihn soeben erlebten. Wir waren an einen unterseeischen Felsen gerannt, hatten ihn gestreift, und als die Wasserventile geöffnet wurden, hob sich unser Boot nicht. Glücklicherweise hatte unser U-Boot Räder; wir konnten auf dem Meeresgrunde weiterfahren und bei dem ansteigenden Boden eine günstige Stelle erreichen, die uns ein Landen ermöglichte. Aber wer sagt uns, daß das bei diesen Bodenverhältnissen möglich ist? Und dann — wir müssen vor allem Gewißheit haben."

„Gut! Wir werden die Probe aufs Exempel machen", lautete Mynheer Heeskerkes Antwort. Eine Minute später waren die Wasserventile geöffnet. „Aber wir gehen zunächst nur so weit hoch, daß wir mit dem Periskop über Wasser stehen."

„Einverstanden!" Werner Detloff atmete befreit auf, denn kaum hatten sich die Tauchtanks etwas entleert, da begann sich die „Nederland" zu heben, langsam und sicher. Werner glaubte bläulich gefärbtes Wasser am Periskopspiegel stehen zu sehen; es war völlig unbewegt.

Das Boot stieg weiter und lag dann plötzlich still, völlig still. Aus den Tanks hörte man das Wasser rauschen. In diesem Augenblick stieß Werner Detloff einen leisen Schrei aus. Er rieb sich die Augen und zog dann den erstaunten Mynheer an das Sehrohr. „Das ist kein Wasser da oben", rief er. „Es ist Luft, bläuliche, fast dunkle Luft, Mynheer."

Betroffen antwortete der Holländer: „Unmöglich!" Er zuckte zusammen, als er vor dem Periskop stand. „Das verstehe ich nicht."

„Und doch ist es so. Keine Welle flutet, es ist Luft. Wir können uns sofort überzeugen. Wir brauchen nur das Luk zu öffnen."

„Warten Sie! Ich kann das noch nicht fassen. Sie meinen wirklich, daß wir über Wasser sind?"

„Nichts anderes."

„Und wie erklären Sie sich diese seltsame Beleuchtung, soweit man das überhaupt eine Beleuchtung nennen kann? Es ist heller Tag, vergessen Sie das nicht! Hier aber herrscht halbe Dämmerung."

„Aber doch eben nur halbe. Das ist es, und das wird uns gleich die Lösung bringen, freilich erst, wenn wir die Einsteigluke geöffnet und uns mit eigenen Augen davon überzeugt haben, da Sie dem Sehspiegel keinen Glauben schenken."

Mynheer Heeskerkes starres Staunen löste sich. Er schlug selbst den Eisenriegel der Luke zurück und drückte an dem Hebel, durch den sich der Deckel öffnen ließ. Kein Widerstand, kein Tropfen Wasser! Leicht und geräuschlos hob sich der starke Verschlußdeckel. Ein kühler Luftzug streifte seine Stirn. Entschlossen steckte er den Kopf vollends zu der Öffnung hinaus und ließ seine Augen staunend umherirren. „Eine Höhle!"

Im Nu wußten es alle: das Boot war in eine Höhle abgetrieben worden. Wohin das Auge blickte — nichts als feucht glitzernde Felswände. Über dem Boot wölbte sich eine ungeheure Halle von schwarzem Gestein, angefüllt mit schwach bläulichem Licht. Die zerklüfteten Felswände stiegen aus der Tiefe schräg empor und gaben dort, wo sie das Wasser verließen, einen einige Schritt breiten, ziemlich ebenen Gang frei, auf dem man bequem Fuß fassen konnte.

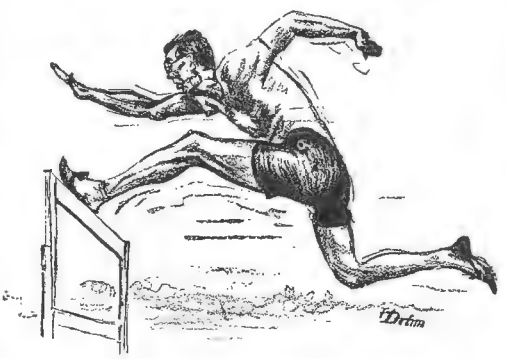
„Gerettet!" rief der voreilige Jan.

„Gefangen!" rief Savornis. „Aus dieser Höhle gibt es kein Entrinnen."

„Wo ein Eingang ist, muß auch ein Ausgang sein", meinte Jan zuversichtlich. „Bis der gefunden ist, läßt es sich, denke ich, hier zur Not aushalten. Nur an die halbe Dämmerung muß man sich erst gewöhnen. — Holla, ich glaube, dort sitzt 'ne Eidechse!"

„Ist ja 'n Molch, Mensch!" verbesserte de Geest.

Sie waren jetzt, einer nach dem andern, durch die Einsteigluke auf Deck geklettert. Werner Detloff und Mynheer Heeskerke sahen sich ernst an; sie hatten sofort die Schwierigkeit erkannt, aus dieser Höhle wieder herauszukommen. Die Stelle, durch die das Boot hereingetrieben war, lag ziemlich tief unter dem Wasserspiegel, unter diesem Wasserspiegel, der so ruhig und friedlich in der blaugrauen Dämmerung dalag.



Die bange Frage war: Werden wir den Ausgang finden? Wird unser Boot unbeschädigt wieder ins Freie gelangen? Das Auge konnte den Ausgang jedenfalls nicht erspähen; aber daß er sich hinter dem eingedrungenen Boot nicht geschlossen haben konnte, dafür sprach das blasse Licht. Die Höhle hätte stockfinster sein

müssen, wenn nicht eine unterirdische Lichtquelle vorhanden gewesen wäre.

„Das Licht kommt durch unsere Einfahrtstelle, das ist keine Frage", sagte Mynheer Heeskerke. „Das Tageslicht fällt von außen ins Meer, wird in der Tiefe gebrochen, und so haben wir seinen schwachen Widerschein, der uns das Sehen ermöglicht. Es ist dies ein Widerschein, wie ihn manche Grotten aufweisen, in Capri nicht weniger als drei, unter denen die ‚Blaue Grotte' die weltbekannte Sehenswürdigkeit darstellt. Nun, ich wäre nicht böse, wenn uns diese Sehenswürdigkeit erspart geblieben wäre, und ich werde meinem Schöpfer danken, wenn wir ohne Leck wieder durch das submarine Loch hinauskommen. — Was meinen Sie, Detloff, sollen wir gleich untertauchen und den Ausweg suchen?"

„Das dürfte ein schwieriges Unterfangen sein. Ein Taucher müßte erst einmal genau das Loch feststellen. Und da erhebt sich schon die erste Schwierigkeit: Wir haben weder eine Taucherausrüstung noch einen gelernten Taucher an Bord. Dafür aber, daß wir tauchen und blind mit dem Bug die Felsen einrennen, werden gewiß auch Sie nicht zu haben sein."

„Aber was bleibt uns schließlich anderes übrig? Wir können doch nicht zeitlebens in dieser Höhle stecken bleiben? Nein, lieber Freund, Ihre guten Ratschläge in Ehren, aber der Aufenthalt hier lockt mich nicht. Wir wollen hier unsere Mahlzeit halten, wollen uns auch in der Grotte umsehen, soweit das möglich ist, aber unseres Bleibens darf hier nicht sein. Wissen Sie übrigens, wo ich vermute, daß wir uns befinden? In unmittelbarer Nähe jenes Höllenschlundes, der Bocca do Inferno, von der ich Ihnen sprach. Die Gesteinsart in dieser Höhle gleicht ganz den riesigen Felsblöcken, die sich vor der Bocca do Inferno in der See auftürmen."

„Da wir jede Lenkbarkeit des Bootes verloren hatten, als uns das Seebeben überraschte", erwiderte Werner Detloff, „ist es wohl möglich, daß wir bis in die Nähe, jener Schlucht getrieben wurden. Nur — jene Gegend ist meines Wissens viel besucht. Ist es da nicht verwunderlich, daß man nie etwas von einer unterirdischen Höhle dieser Ausdehnung gehört hat?"

„Keineswegs. Eine jede derartige Grotte wird nur durch einen Zufall entdeckt. Hier sind *wir* die Entdecker. Und dann, vergessen wir doch nicht, daß der Zugang nicht nur beträchtlich unter dem Meeresspiegel liegt, was ihn genau so von außen dem Blick entzieht, wie er sich jetzt hier drinnen unserm Auge verbirgt, sondern daß der Zugang zuvor vielleicht überhaupt nicht vorhanden war! Die Verheerungen des gestrigen oder des heutigen Seebebens können ihn sehr gut erst freigegeben oder ein kleines Loch plötzlich derart erweitert haben, daß uns die rasende Strömung in das eben erst von den Naturgewalten geöffnete Tor hineintrieb. Wenn das auch nur Annahmen sein mögen, eins steht für mich fest, daß wir die ersten Menschen sind, die in diese Höhle verschlagen wurden." (Fortsetzung folgt)

Abb. 1. Der Turm zu Hanoi.

Sage mir, was du spielst, und ich will dir sagen, wer du bist / *Von Dr. H. Sahrhage*

So könnte man ein bekanntes Wort abwandeln, denn besonders in der Art und Weise, wie ein Mensch seine Mußestunden ausfüllt, ob er gelangweilt dahindöst, liest, sich nützlich oder unnützlich macht, vor allem ob, was und wie er spielt, darin zeigt sich deutlich, wes Geistes Kind er ist. Frei von allem Zwang des Berufes oder des Lernens, darf er seine Beschäftigung ganz nach Lust und Laune wählen. Da läßt er alle Kräfte spielen, soweit er welche hat, da offenbaren sich seine Fähigkeiten, Leidenschaften und Wünsche. „Der Mensch ist nur ganz Mensch, wo er spielt", sagt schon Schiller. Für die Erziehung der heranwachsenden Jugend ist das richtige Spielen ein Hilfsmittel erster Ordnung. Dabei kommt es auf das Wie mehr an als auf das Was. Setzt man das Ausschalten von Gewinngier als selbstverständlich voraus, so sind auch Karten, Kegel und Lotto nicht ohne Bedeutung; aber man braucht sie nicht gerade zur Selbsterziehung den Jugendlichen in die Hand zu geben. Es gibt wertvollere Spiele. Neuerdings verdanken wir dem „Spielpastor" Fritz Jahn in Züllchow bei Stettin die Wiederentdeckung vieler guter, alter deutscher Spiele, die er auf seinen Vortragsreisen in ganz Deutschland unermüdlich bekannt zu machen sucht. Den Spieltrieb vor allem der Jugend zu veredeln und die fast verloren gegangene Kultur des Spiels im Familienkreise wieder zu heben, das ist wirklich eine dankenswerte Aufgabe. Wer sein Spielverzeichnis studiert, dem gehen die Augen auf über ungeahnte Schätze. Einige davon möchte ich hier auspacken.

Von allergrößtem Wert sind zunächst die Selbstbeschäftigungsspiele als Helfer in der Einsamkeit wie als Schärfer des Verstandes. Ihre Notwendigkeit hat das plötzliche Aufblühen der modischen Kreuzworträtsel schlagend bewiesen. Vexierspiele, Geschicklichkeits-

Abb. 2. Lascaſpieler.

und ſonſtige „Geduldſpiele" hat man ſeit jeher gekannt. Auf dem 1514 entſtandenen Kupferſtich „Melancholie" von Albrecht Dürer findet man neben der grübelnden Fee der Mathematik ein „magiſches Quadrat", in dem die Zahlen von 1 bis 16 ſo angeordnet ſind, daß die Summe aller Quer-, Längs- und Schrägreihen die Zahl 34 ergibt. Schreibt euch nur die ſechzehn Ziffern auf kleine viereckige Pappeſtückchen und vertauſcht ſie ſo lange, bis es ſtimmt. Das „Albrecht-Dürer-Spiel" hat mehrere Löſungen, die in beſtimmtem Verhältnis untereinander ſtehen. Beim Nachdenken darüber kommt ihr vielleicht hinter das Verfahren, noch andere größere und kleinere Zauberquadrate zu erfinden. Mathematiker mögen gar ein Geſetz dazu entdecken. Paſtor Jahn gibt eine Reihe hübſcher Abänderungen, an denen die einfacheren Gemüter ihre Freude haben. Er ſchreibt etwa die Zahlen von 1 bis 4 auf Klötze von vier verſchiedenen Farben und verlangt, dieſe ſollen ſo angeordnet werden, daß in jeder waagrechten, ſenkrechten und diagonalen Reihe jede Farbe und jede Zahl einmal vertreten iſt.

Läßt man in einem quadratiſchen Kaſten mit ſechzehn quadratiſchen numerierten Steinen den letzten weg, ſetzt ſie alle beliebig durcheinander und verſucht nun durch „Rangieren" mit Hilfe des einen freien Feldes die alte Ordnung von 1 bis 15 wieder herzuſtellen, ſo hat man das ſogenannte „Boß Puzzle" oder Fünfzehnerſpiel. Von einem amerikaniſchen Schachmeiſter 1878 erfunden, verbreitete es ſich mit verblüffender Schnelligkeit über die ganze Welt und wurde in Büros, Straßenbahnen, in den Schulen, ja ſogar im Deutſchen Reichstag zur wahren Landplage. Es gibt nämlich dabei unmögliche Ausgangſtellungen, von denen aus es nicht gelingt,

Abb. 3. Das Einſiedler- oder Nonnenſpiel.

die richtige Reihenfolge zu gewinnen. Man gerät in gelinde Verzweiflung, wenn alles ſtimmt bis auf die unmögliche Vertauſchung zweier Ziffern. Wenn man der auch hier zugrunde liegenden mathematiſchen Regel hinter die Schliche gekommen iſt, hat man das Puzzlefieber überſtanden.

Sehr viel mannigfaltiger ſind die Möglichkeiten, die das „Einſiedler- oder Nonnenſpiel" bietet. Unſer drittes Bild zeigt das kreuzförmige Grundbrett mit ſeinen dreiunddreißig Löchern, in denen beim Beginn zweiunddreißig Pflöcke ſtecken. Ein Loch bleibt frei, und nun wird geſprungen, immer über den Vordermann hinweg in das jeweils offene

Abb. 4. Schachturnier.

Loch hinein. Der Übersprungene wird entfernt. Man macht das so lange, bis nur ein einziger Pflock übrigbleibt. Das ist der Einsiedler. Es kann vorgeschrieben werden, daß er eine ganz bestimmte Stellung hat, ebenso kann das Anfangsloch bestimmt werden. Liegt es in der Mitte und soll es zuletzt den Einsiedler aufnehmen, so genügen einunddreißig Züge zur Lösung. Oft gerät man aber schon nach wenigen Zügen in eine Sackgasse. Auch hier sind nicht alle Aufgaben lösbar, wenn nicht Anfangsloch und Schlußstellung eine ganz ausgeklügelte Symmetrie aufweisen. Jeder kann sich das Spiel leicht selbst herstellen; versucht es nur einmal! Es ist so altehrwürdig, daß der große Philosoph Leibniz (1710) ihm eine höchst gelehrte Abhandlung widmete.

Der französische Mathematiker Lucas erfand den „Turm zu Hanoi", den unsere erste Abbildung zeigt. Auf einem Brett stehen drei aufgerichtete Stäbe, über die durchbohrte Scheiben von verschiedener Größe gesteckt sind. Diese sollen von dem Stab Nummer 1 über Nummer 2 auf Nummer 3 gespielt werden, wobei niemals ein größerer Ring über einen kleineren gesetzt werden darf. Bei drei Scheiben genügen sieben Umsetzungen, bei fünf Scheiben sind einunddreißig und bei acht Scheiben gar zweihundertfünfundfünfzig nötig. Ich will nur verraten, daß man bei ungerader Scheibenzahl stets damit beginnen muß, die kleinste Scheibe auf den Endpflock zu stecken, während man sie bei gerader Anzahl zunächst auf den Übergangspflock bringt.

Widmen wir uns nun auch noch den Spielen zu Mehreren ein wenig, denn der Kampf ist doch der Vater aller Dinge. Allen voran steht natürlich Schach, das „königliche Spiel", das sich über viele Jahrhunderte hinweg in jugendlich-reizvoller Frische erhalten hat. Es schaltet den Zufall völlig aus, verlangt keinerlei Handgeschicklichkeit, aber einen klaren Kopf und einen strategischen Blick. Man hat versucht, es in Abwandlungen zu vereinfachen (Bauernschach) oder zu vertiefen (Großkampfschach mit einem hundertfeldigen Brett und zwei neuen Offizieren, dem Admiral als Turmspringer und dem Piloten als Läuferspringer).

Dame, Mühle, Puff, Lasca, Salta, Halma dürften allgemein bekannt sein, werden aber zum Teil nach verwässerten Regeln gespielt. Puff war einst Luthers Lieblingspiel; es hat mit dem viel bekannteren oberflächlichen Schnippspiel „Schuster" wenig zu tun. Mühle kann man auch zu vieren spielen, wobei einer gegen drei Gegner kämpft. Jahn hat sogar eine Raummühle konstruiert, mit der man in allen drei Dimensionen spielen kann. Eine interessante Abwandlung des Halma ist das „Holmi", wobei die Bauern durch einen Ritter, der allein springen darf, über das Feld geholt werden.

Das älteste Spiel der Welt dürfte wohl das „Bohnenspiel" sein, das durch Schenkung eines persischen Schahs an Katharina II. nach Rußland kam und 1908 von Jahn bei einem baltischen Baron wiederentdeckt wurde. Es ist ebenso leicht zu begreifen, wie schwer zu beschreiben. In einem Kreise liegen zweimal sechs Mulden mit anfänglich je sechs Bohnen, die jeder Spieler abwechselnd leert und nach rechts herum auszählt. Treffen hierbei zwei, vier oder sechs Bohnen in einer Mulde zusammen, so werden sie als Gewinn eingeheimst. Man glaubt nicht, wie sehr man dem Glück dabei nachhelfen kann, wenn man erst alle Schliche erkannt hat. Das als Familienspiel weit geschätzte „Poch" ist viel mehr ein Glücksspiel.

Siebenbürger, Tiroler und Kärntner Trachten bei einer auslandsdeutschen Kundgebung im Lustgarten zu Potsdam / Photothek, Berlin.

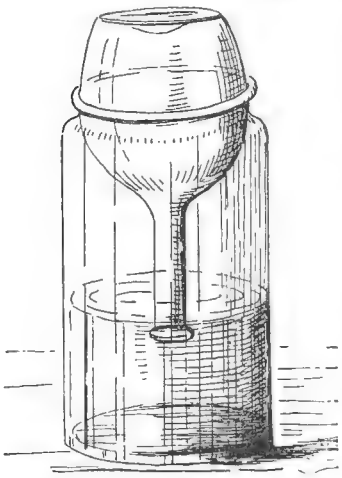
Im größeren Kreise werden auch die Karten immer wieder hervorgeholt und nach alten und neuen Regeln geworfen. Selbst die Kegel erscheinen in verkleinerter Ausgabe auf dem Tisch und werden mit einer einseitig beschwerten, daher spirallaufenden Kugel geschickt erfaßt. Tivoli, Tischtennis, Brummkreisel und viele andere beliebte Geschicklichkeitspiele verlangen

leider kostspieligere Anschaffungen; deshalb gehe ich hier nicht näher darauf ein. Einen Mahnspruch aber gebe ich dem Leser mit auf den Weg:

Die Zeit, die du beim Spiel verloren, / Ist kein Verlust, / Wenn du ein ernstes Spiel erkoren; / Denn unbewußt / Wird durch das Spiel der Ernst geboren / In deiner Brust.

Ein einfaches Wasserbarometer

Bei den auf einem Holzrahmen montierten Quecksilberbarometern befindet sich bekanntlich über dem Quecksilberspiegel in der Röhre ein vollständig luftleerer Raum. Wollte man nach demselben Grundsatz ein Wasserbarometer herstellen, so müßte man, da Wasser 13,6mal leichter ist als Quecksilber, die Röhre über 10 Meter lang machen. Ein solches Barometer steht tatsächlich seit Jahrhunderten in dem alten Turm von St. Jacques in Paris. Um an ihm das Wetter abzulesen, muß man mehrere steile Treppen hinaufsteigen.



Ein Flaschenbarometer.

Bequemer können wir es haben, wenn wir nach der obenstehenden Abbildung eine leere Flasche mit möglichst langem und engem Hals so in ein halb mit Wasser gefülltes Einmachglas stülpen, daß der Hals etwa fingerbreit in das Wasser eintaucht. Bei eintretendem guten Wetter hebt sich der Wasserspiegel im Halse ein wenig, beim Herannahen von schlechtem Wetter fällt er. Das Steigen und Fallen wird noch deutlicher, wenn man statt der Flasche einen Standkolben nimmt, in dessen durchbohrten Kork eine Glasröhre von etwa 0,5 Zentimeter lichter Weite eingeführt ist. Färbt man das Wasser mit roter Tinte und ritzt am Röhrenende einige Teilstriche ein, so hat man einen Wetterpropheten, der es mit jedem Laubfrosch und mit den bekannten Wettermännchen, die sich bei schlechtem Wetter in ihr Häuschen verkriechen, an Zuverlässigkeit aufnehmen kann. Nur eines hat man zu beachten: Man muß das Barometer erstmals bei schlechtem Wetter in Gang setzen. Warum?

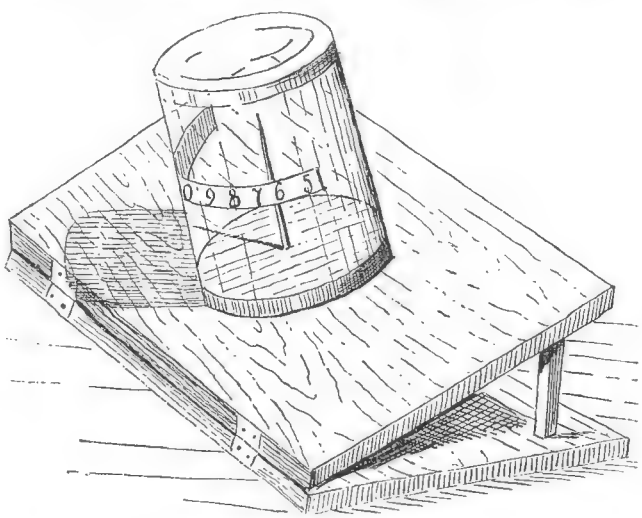
Wie stelle ich mir eine Sonnenuhr her?

Bei den Sonnenuhren, wie man sie noch da und dort an der Südwand von Dorfkirchen vorfindet, läuft, wie bei allen Sonnenuhren, der den Schatten auf das Zifferblatt werfende Stab parallel der Weltachse. Für die mittlere Breite von Deutschland bildet diese mit der Horizontalebene einen Winkel von fünfzig Grad (gleich der geographischen Breite). Diese Stellung des Stabs wird in der Sonnenuhr, die wir uns nach der untenstehenden Abbildung herstellen wollen, dadurch erreicht, daß wir das um Scharniere drehbare Brett um vierzig Grad — auf ein Grad mehr oder weniger kommt es nicht an — gegen das waagrecht liegende Brett abstützen. Ein glattes, nicht zu niedriges Wasserglas wird mit einem Deckel aus Holz, Kork oder starkem Karton abgeschlossen, in dessen Mittelpunkt das Stück einer starken Stricknadel genau senkrecht befestigt wird. Etwas unter der Mitte des Glases wird außen ein fingerbreiter Papierstreifen herumgeklebt und das Ganze auf dem geneigten Brett festgemacht.

Nun stellt man an einem sonnigen Tage die ganze Vorrichtung so auf, daß die beiden Brettchen gemeinsame Kante von Osten nach Westen zeigt und die Nadel gegen Norden geneigt ist, und bezeichnet die für immer gleichbleibende Lage der Bretter durch Bleistiftstriche auf der Unterlage um die Ecken. Es ist nun mit der Taschenuhr in der Hand ein leichtes, das Zifferblatt auf dem Papierstreifen aufzuzeichnen. Die Stelle, auf die der Schatten des Stifts um zwölf Uhr mittags fällt, bezeichnet man mit einem dickeren Strich und zeichnet dann ein Uhr, zwei Uhr und so fort, tags darauf ebenso die Vormittagstunden ein. So hat man sich eine richtiggehende Uhr hergestellt, die nur dann versagt, wenn die Sonne durch Wolken verdeckt ist. Statt des Glases kann man sich auch einen Zylinder von durchsichtigem starken Gelatinepapier zusammenkleben.

Was mancher nicht weiß

Die größte Höhe, zu der bis jetzt Geschosse in die Luft emporgetrieben worden sind, wurde von dem deutschen Langgeschütz erreicht, das im Frühjahr 1918 aus 120 Kilometer Entfernung die Pariser Bevölkerung in Schrecken setzte. Die 120 Kilogramm schweren Granaten wurden aus dem 40 Meter langen Geschützrohr unter einem Höhenwinkel von 50 Grad abgeschossen. Der in



Die selbsthergestellte Sonnenuhr.

90 Sekunden erreichte Scheitelpunkt der Flugbahn lag in 37 Kilometer Höhe, die Geschosse hatten eine Anfangsgeschwindigkeit von 1675 Meter und schlugen, da der Widerstand der Luft in dem oberen Teil der Flugbahn äußerst gering war, nach 3 Minuten Flugzeit noch mit einer um nur 1000 Meter verminderten Geschwindigkeit am Ziele auf. — Zum Vergleich sei erwähnt, daß unbemannte Drachenballone eine Höhe von 28 Kilometer, ein deutscher Pilot in einem Flugzeug im Jahre 1929 eine solche von 12,7 Kilometer und ein bemannter Freiballon 1901 10,8 Kilometer erreicht hat.

*

Wieviel Haare hat der Mensch? Dreitausend? Nein. Gar neuntausend? Nochmals nein. Ein Mensch mit normalem Haarwuchs besitzt etwa fünfundsiebzigtausend Haare. Jedes einzelne Haar der Kopfhaut soll nun täglich nur 0,4 Millimeter wachsen, während es tatsächlich etwa 0,5 bis 0,6 Millimeter am Tag länger wird. Würde man bei einem Längenzuwachs von 4 Millimeter die an einem Tage gewachsenen Haarenden zusammenlegen, so würde sich ein täglicher Haarzuwachs von 30 Meter ergeben, im Jahr mithin ein Zuwachs von nicht ganz 11 Kilometer. Und lebten wir heute nicht im Zeitalter des Bubikopfes, so würde sich für ein Mädchen mit langem Haar eine Haarlänge von etwa 10 bis 11 Kilometer errechnen. Hättet ihr das geahnt?

Berichtigung

Die Rubrik „Was mancher nicht weiß" in Heft 42 enthielt einen sinnentstellenden Fehler. Die Erde hat nicht, wie dort zu lesen war, 15 bzw. 20, sondern 1,5 bzw. 2,0 Milliarden Bewohner.

Kapselrätsel

In jedem der folgenden zehn Sätze ist ein Vogelname versteckt. Wie heißen die zehn Vögel?

1. Kann sie auch nicht krähen gleich dem Hahn, läßt sie doch ihr Krächzen erschallen.
2. Gerne sitzen Männchen und Weibchen am selben Aste.
3. Scharf, in kurzen Intervallen tönt sein heller Ruf.
4. Insekten holt sie sich aus den Ritzen der Rinde, und Ameisenpuppen verzehrt sie gern.
5. Unter den Anpassungserscheinungen ist am merkwürdigsten, daß dieser Vogel bei uns ein braunes, im Norden ein weißes Federkleid trägt.
6. Braun gebraten, teilweise gefüllt, wird sie aufgetragen.
7. In Ruinen, bewachsen mit Efeu, lebt sie mit Vorliebe.
8. Wie manche hängt erdrosselt in den Schlingen der grausamen Vogelsteller!
9. Zwischen schwankem Schilfe zieht er seine Bahn.
10. Durch Gebüsch und Gras, Mücken haschend, schwirrt sie dahin.

Wer lacht mit?

Auch eine Antwort

Der Lehrer fragt einen seiner Quartaner, der während des naturwissenschaftlichen Unterrichts nicht aufgepaßt hat: „Also, Schröder, ich habe nun ausführlich über die Fortpflanzung unserer heimischen Lurche gesprochen. Wodurch pflanzt sich der Frosch fort?"

Quartaner Schröder: „Durch Hüpfen, Herr Studienrat."

Im Ausverkauf

Käufer: „Diesen Regenmantel will ich nehmen. Ist er aber auch bestimmt wasserdicht?"

Verkäufer: „Beschwören kann ich das bei dem billigen Preis nicht. Besser ist es auf alle Fälle, Sie nehmen noch einen Regenschirm mit."

Vorlaut

Lehrer: „Die Wiege dieses mächtigen Elefanten stand in Indien."

Schüler: „Muß die aber groß gewesen sein!"

Beruhigend

Kunde: „Ich habe Angst, daß Sie mich verletzen könnten."

Barbierlehrling: „O mein Herr, die Unfallstation ist ja ganz in der Nähe!"

Gute Antwort

„Hör mal, kleiner Knirps, hast du denn noch mehr Geschwister?"

„Nein, ich bin meinem Vater sein Alles."

Hühneraugenoperation mit Stemmeisen und Schlegel.

Das folgsame Karlchen

Karlchen hat von der Mutter Geld bekommen, damit er sich Kirschen kaufe. Sie schärft ihm ein, die Kerne nicht auf die Straße zu werfen, weil dadurch Fußgänger zu Fall kommen könnten.

Später fragt sie ihn: „Na, Karlchen, hast du auch keine Kerne auf die Straße geworfen?"

„Nein, Mutti, ich hab' sie alle verschluckt."

Sein Name

Schupo: „Junge, weißt du nicht, daß hier im Park die Hunde an der Leine geführt werden müssen? Wie ist der Name?"

Fritz: „Cäsar heißt der Hund."

Ausgerückt

„Du, Mutti, die Feuerwehr muß aber furchtbar ängstlich sein."

„Warum denn, mein Junge?"

„Na, ich las eben in der Zeitung, bei dem großen Brande sei sie mit allen Löschzügen ausgerückt."

Stilblüte

Gegen Morgen zog ein Gewitter herauf; als es hell wurde, wurde es dunkel.

Zerstreut

„Seit zwei Stunden habe ich etwas im Auge und kann's nicht finden."

„Setz doch die Brille auf, Großvater!"

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

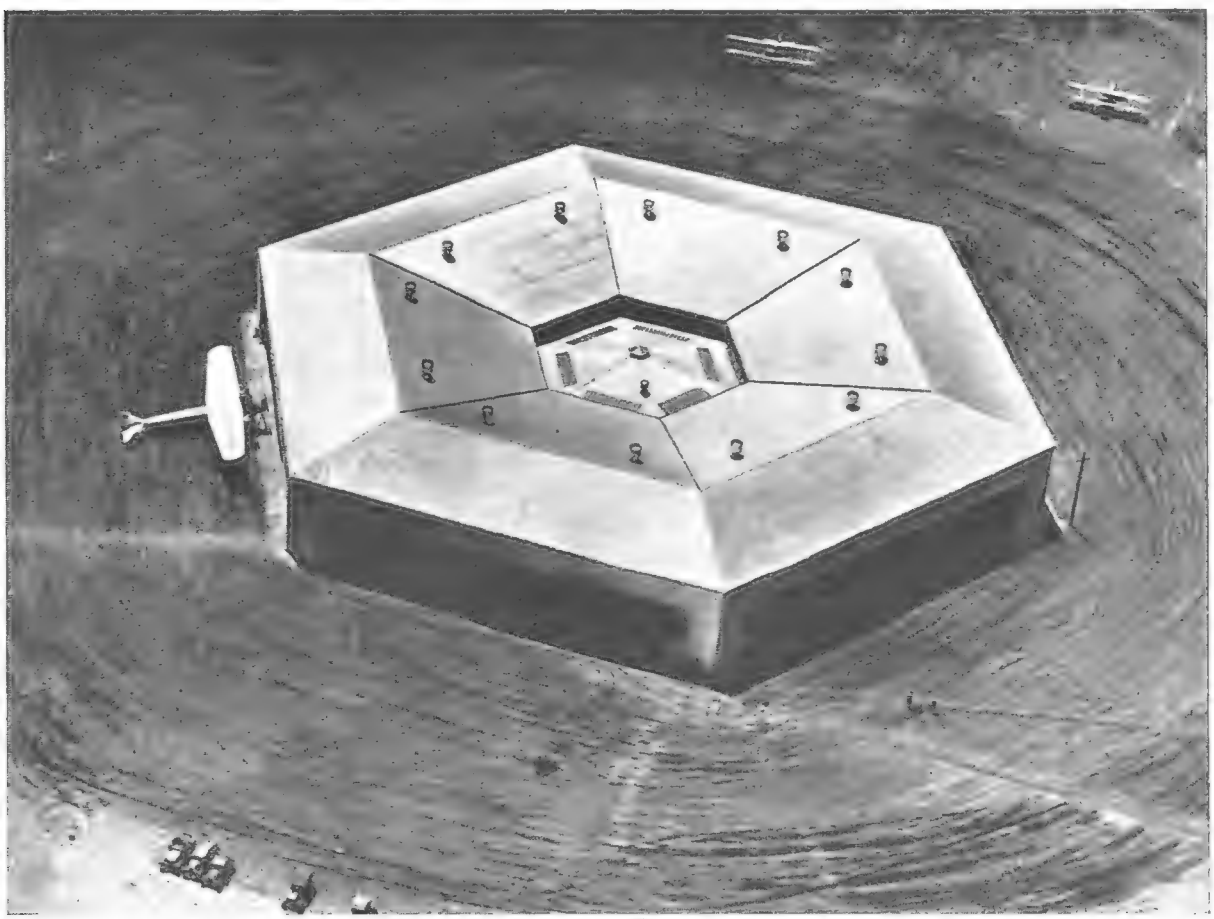
Fortsetzung

Auch mit Detlev sprach Hans; wußte er doch nicht, ob sie zu dem gleichen Truppenteil kommen würden. So erzählte er ihm von seinem Besuch bei jenem Ingenieur.

Detlev war ganz erschüttert vor Freude. „O Hans, das war ja mein Kummer, was aus Günter, was aus meiner Mutter werden solle, wenn ich fallen würde! Sieh mal, Mutter hat Heimarbeit übernommen, Weißnäherei, und sitzt halbe Nächte dabei, obwohl ihr die Augen schmerzen. Hans, dann ist ja für Mutter gesorgt, dann kann Günter Offizier werden, auch wenn ich nicht zurückkomme! Ich kann es noch kaum glauben, Hans. Zehntausende — hat er das wirklich gesagt, der Ingenieur? Und Anfang August kommt das Angebot? Aber ob der Krieg das nicht über den Haufen wirft, Hans?"

„Gewiß nicht, Detlev, denn die Flugzeuge werden eine Hauptwaffe sein in diesem Kriege, und deine Erfindung wird helfen, daß wir darin den Gegnern überlegen sind. Man wird sie brauchen."

Als Hans dann mit Helmut durch die Stille der Nacht ging, da konnte er dem Jungen sagen, daß er stolz auf ihn sei, und gab ihm das Bundeszeichen wieder. Helmut versprach, daß er mit allen Kräften Ullo helfen wolle, auch durch die Kriegszeit hindurch die Gruppe zusammenzuhalten und fortzuführen. Er versprach auch, daß er sich Ullo in allem unterordnen wolle, denn er sah ein, daß es nichts taugt, wenn in einer Jungengruppe zwei oder gar alle etwas zu sagen haben wollen. Diesmal hat der Junge auch getreulich zu seinem Wort gestanden. Nie wieder hat es ihn später



Eine neuartige Flugzeughalle in Los Angeles,

die sechseckige Form hat, so daß die Flugzeuge von allen Seiten frei heranrollen können. In der Mitte befindet sich die Reparaturwerkstatt, von der aus der leitende Ingenieur durch Lautsprecher sich mit jeder der sechs Abteilungen in Verbindung setzen kann. Die Türen werden ebenfalls von der Mitte aus elektrisch geschlossen bzw. geöffnet, so daß sechs Maschinen im Zeitraum von einer Minute starten können / Phot. Wide World.

gelüstet, den Gentleman zu mimen und sich vor Backfischen aufzuspielen; er hatte nun des Wandervogels Wesen erfühlt und gehörte ihm fürs ganze Leben.

Bei Ullo fiel es Hans nicht leicht, die Seele des Jungen aufzurichten und von der Verzweiflung auf die Bahn der Pflicht und der Freude zu lenken. „Was bin ich denn, Hans, daß du mir die Führung der Gruppe übertragen willst? Ich kann das Amt nicht annehmen. Wäre ich alt genug, ich dürfte nicht einmal Soldat werden; ich bin ein Krüppel, der nicht einmal dem bedrängten Vaterland helfen kann. So einer sollte auch nicht leben. Wenn der Krieg ein Jahr dauert oder länger, dann werden auch meine Klassenkameraden ins Feld ziehen, und ich, ich muß bei den Frauen und Greisen bleiben. Glaubst du, ich werde das aushalten?"

„Der Krieg wird mehr als ein Jahr dauern, glaube ich, Ullo, und du wirst es aushalten. Ein Weichling wärest du, wolltest du den Freitod wählen, ein Deserteur, der die gefährdete Fahne verläßt; denn nicht nur an der Front, auch in der Heimat wird Sieg oder Niederlage entschieden. Der Krieg wird lange dauern, er wird Hunger und Not über die Millionen bringen. Da wird es Kleinmütige geben, die sagen werden: ‚Laßt die Franzosen doch Straßburg kriegen, meinetwegen die Engländer auch Hamburg! Was schiert mich das? Ich will mein satt Essen haben.' Da wird es Lumpen geben, die werden denken: Mögen sich die andern Schafsköpfe doch freiwillig melden! Ich für meine Person drücke mich möglichst lange. Da wird es gewissenlose Schurken geben, die an der Not des Vaterlandes verdienen wollen. Da werden Frauen, deren Männer draußen liegen, schwach werden und jammern und winseln und so die Kraft der Männer untergraben. So werden in der Heimat Aufgaben von unausdenkbarer Schwere auf jeden warten, der wahrhaft Deutscher ist. Da werden die Leute in der Heimat zu sorgen haben, daß diese nicht innerlich zusammenbricht. Das ist auch ein Posten an der Front, der da auf dich wartet, und sicher kein leichter. Nicht zum letzten denke an die Gruppe! Auch die Führer der vier andern Scharen werden ins Feld gehen. Soll da nun alles zerfallen, nur weil du eigensinnig dich in dein persönliches Leid vergraben willst? Ist dir denn der Wandervogel nicht ein Jungbrunnen des Geistes und des Leibes, der Seele und des Charakters geworden? Nun, so sorge dafür, daß einem halben Hundert Jüngerer diese Quelle nicht versiegt! Auch das ist Dienst am Vaterlande. Ich muß ins Feld, und daß ich nicht wiederkehre, fühle ich. Ullo, gib mir die Hand darauf, daß du das von mir begonnene Werk nicht untergehen lassen, daß du es fortführen willst, aller Zeitnot zum Trotz, daß du mit ernstem Eifer dich bemühen wirst, Jungen ein Führer zu sein, wie ich es versucht habe!"

Da schlug Ullo ein, und nie ist ein Versprechen besser erfüllt worden als dieses.

Mit Albrecht hatte Hans nicht viel zu reden. Das war ein Junge, wie er sein sollte, und wo er wirklich einmal den rechten Weg verlor, da konnte schon Karlheinz, der jüngere aber reifere Freund, ihm helfen. Um Albrecht war Hans nicht bange, der würde schon ein ganzer Kerl werden. Die Zeit war nicht verloren, die er an diesen Jungen gewandt hatte, gewiß nicht. Albrecht selbst freilich konnte sich immer noch nicht damit abfinden, daß Hans nun von ihm fortging, denn sein ganzes Herz hatte er an den Älteren gehängt. Tränen standen in den Augen des sonst so tollen Jungen, als er dann zum Lager zurückkehrte und Karlheinz mit Hans fortging.

„Hans, du mußt wiederkommen, du mußt!" sagte Karlheinz beschwörend. „Sieh, ich muß dir doch danken für all das, was du an meinen Geschwistern und an mir getan hast!"

„Dafür dankst du mir am besten, Karlheinz, indem du der Kerl bleibst, der du heute bist. Ich werde dir schreiben, und du wirst mir antworten. Sorge für Pauper! Selbst von ihm mich zu trennen, fällt mir schwer."

Dann kam das Bitterste, der Abschied von Günter, denn langsam und fast unmerklich war es dahin gekommen, daß dieser Junge, der Jüngste, Hans am nächsten stand. Wohl wäre Hans immer und zu jeder Stunde bereit gewesen, für jeden einzelnen der sechs das eigene Leben einzusetzen, wohl verband ihn innige Freundschaft mit allen, aber Günter, ja, den liebte er, und der Junge liebte ihn. Seit jener Nacht auf der Flucht vor den Kosaken erfüllte die beiden helle und hohe Freude, wenn nur der Blick des einen den des andern traf. Und nun, nun war die Trennung da. Sie gingen nebeneinander und sprachen kein Wort; der leise Schlag der Wellen war der einzige Laut in der Nacht. Hans wollte sprechen und trösten, aber er konnte keinen Ton hervorbringen. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er mußte alle Kraft anspannen, um nicht seine Beherrschtheit zu verlieren. Der Junge an seiner Seite weinte nicht. Wirklich, das tiefste Leid hat keine Tränen. Er sprach auch nicht; es hätte ihm genügt, immer so neben dem Freunde durch die Nacht zu wandern. Da kehrte Hans um und wandte sich wieder dem Lager zu.

Da war niemand, der an Schlaf gedacht hätte. Hans nahm die Fiedel wieder zur Hand.

„Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen."

Als dann der Tag heraufkam, sangen sie noch ein Lied, das lautete, als wäre es für sie geschrieben:

„Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben!"

Als dann die Sonne da war, setzten sie die Segel, und zurück ging es nun noch einmal nach Königsberg.

In der Stadt angekommen, begaben sie sich gleich zum Bahnhof. Die Abfahrt des Zuges verzögerte sich noch und damit die Qual. Endlich war es so weit. Die Lokomotive fuhr an. Noch ein Händedruck, die Finger wollen sich nicht lösen. Es muß, es muß sein! Die beiden bleiben zurück. Ein letztes Winken noch, dann waren Hans und Detlev nicht mehr zu erkennen.

Als der Zug mit den Jungen verschwunden war, legte Hans den Arm um Detlevs Schultern, und so gingen sie zur Kaserne, um ein neues, fremdes Leben zu beginnen, das Soldatenleben. Sie wurden nach ärztlicher Untersuchung sofort genommen und hatten das Glück, zusammenzubleiben. Am Abend desselben Tages trugen sie schon die Uniform. —

Die Lokomotive fuhr an. Noch ein Händedruck, die Finger wollen sich nicht lösen. Es muß, es muß sein! Die beiden bleiben zurück.

Vier Tage dauerte die Bahnfahrt der Jungen, die sie bis Neustrelitz brachte, denn so weit hatte das Geld gereicht. Immer und immer wieder war ihr Zug auf ein Nebengleis abgeschoben worden, um die Züge mit Soldaten vorbeizulassen, die hinauffuhren, um die Russen aus Ostpreußen wieder zu verjagen. Aktive Regimenter waren es und junge Reservisten, die da singend hinausfuhren, der Schlacht entgegen. Blumen hatten sie in den Lauf der Gewehre gesteckt, Blumen steckten an ihrer Brust, und ihre Gesichter waren voll Mut und Zuversicht. Überall herrschte Opfersinn. Auf den Bahnhöfen hatte das Rote Kreuz sich aufgetan und verteilte seine Liebesgaben; davon bekamen auch die fünf Jungen ab, die schon seit dem ersten Tage weder Geld noch Essen hatten.

Am 10. August langte die Schar mittags auf dem Bahnhof in Neustrelitz an, und Ullo beschloß, den Marsch nach Hause sofort anzutreten. Sie hatten ja noch immer keinen Bescheid an die Eltern übermitteln können und konnten sich deren Angst nur zu gut vorstellen. So wurde denn tüchtig ausgeholt. Da sie kaum noch Gepäck zu tragen brauchten und fast eine Woche lang nicht mehr marschiert waren, schafften sie es denn auch sehr gut, und nicht einmal eine Rast wurde nötig. Um neun Uhr abends, bei einbrechender Dunkelheit, langten sie in Warendorf an, trennten sich auf dem Marktplatz und zogen in die Wohnungen.

Günters Mutter erschrak, froh und ängstlich zugleich, als sie ihren Jüngsten ohne den Bruder ins Zimmer treten sah. „Wo ist Detlev?" rief sie.

„Keine Sorge, liebe Mutter, er lebt und ist wohlauf! In Königsberg hat er sich gemeldet. Er bittet dich, ihn zu besuchen, bevor er ins Feld geht."

Frau Meußel, die beide Jungen schon verloren geglaubt hatte, war überglücklich, ließ ihren Günter kaum wieder aus den Armen und wurde nicht müde, ihn anzusehen. Ihr dünkte, er sei in den sechs Wochen gewachsen; braungebrannt war er, und sein Blick schien viel reifer als vorher. Dann holte die Mutter einen Brief, der eingeschrieben für Detlev gekommen war, und machte ihn auf. „Ich habe ihn noch gar nicht angerührt", sagte sie leise, „weil ich dachte, es habe ja doch keinen Sinn und ihr wäret mir beide verloren."

Sie öffnete den Brief, der von den bekannten Flugzeugwerken kam, und ließ Günter ihn vorlesen. Lange dauerte es, bis die beiden das Glück voll erfaßten. Der Brief war nur kurz, aber inhaltreich und lautete folgendermaßen:

Herrn Detlev M., Warendorf i. M.

Für die durch unsern Chefingenieur uns übermittelte Erfindung auf dem Gebiete des Flugzeugbaues bieten wir Ihnen bei Überlassung der Auswertung einen einmaligen Betrag von dreißigtausend Mark. In dem Falle, daß Sie und Ihr Vormund auf dieses Angebot

eingehen, möchten wir Ihnen vorschlagen, unter Aufgabe Ihrer Schlosserlehre als Volontär in unser Werk einzutreten, um den Flugzeugbau auch praktisch kennenzulernen. Über die Art Ihrer Tätigkeit und die Höhe der Vergütung werden wir schon einig werden. In Erwartung Ihrer geneigten Antwort ...

Es läßt sich denken, daß dies die glücklichste Nacht war, die Frau Meußel seit dem Tode ihres Mannes verlebte. Freilich, daß ihr Detlev nicht da war, von dem all dieses Glück doch ausging, daß er nun in den Krieg ziehen wollte, gerade jetzt, wo eine glänzende Zukunft sich vor ihm auftat, das trübte ihre Freude. Aber sie wäre die letzte gewesen, die ihren Sohn gehindert hätte, zur Fahne zu eilen.

Auch Albrecht, Helmut und Ullo waren von ihren Eltern schon fast verloren gegeben worden, und unbeschreiblich war dementsprechend nun die Freude. Was machte es aus, daß ihre Sachen den Russen in die Hände gefallen waren! Gesund und munter war ihr Junge wiedergekommen; sie konnten ihn in den Armen halten. Was hätten sie mehr gewünscht?

Karlheinz aber sollte in dieser Nacht noch ein besonderes Glück erleben. Nachdem er bei Runges angekommen war und nach dem herzlichen Willkommen alles berichtet hatte, war er nach oben gegangen, um zu schlafen, denn rechtschaffen müde war er. Hansens Bruder und seine Frau jedoch saßen noch zusammen und sprachen über die Nachrichten, die der Junge gebracht hatte, als es klingelte. Gleich darauf führte das Mädchen einen Soldaten herein. Es war Karlheinz' Vater. Nur wenige Stunden hatte er Zeit, denn schon morgen mußte er als gedienter Mann mit seiner Truppe an die Front. Ganz stumm war der Junge zuerst vor Glück, als er geweckt wurde und sein Vater vor ihm stand. Oh, wieviel hatten sie einander zu erzählen!

Doktor Runge hatte inzwischen einen Wagen nach dem Dorf geschickt, und so kamen denn auch bald die vier Kleinen an, die ihren Vater in der Uniform zuerst gar nicht wiedererkannten. Dann aber tauten sie auf. Frau Runge kochte Kaffee, und alle saßen bis zum Morgen beisammen. Der Vater versprach Karlheinz, daß er wieder nach Warendorf kommen wolle, wenn der Krieg vorbei sei, und ordentlich stolz war er auf seinen Jungen, als er hörte, daß der nun auf dem Gymnasium sei. Der kleine achtjährige Walter wich überhaupt nicht vom Schoße des Vaters und war überaus stolz; die Knöpfe, die an dessen Kragen blitzten, waren für ihn mindestens Generalsabzeichen.

Am Morgen mußte dann Abschied genommen werden. Der Vater wollte nicht, daß die Kinder mit zur Bahn kämen; er fürchtete, weich zu werden, und er war doch in Uniform. So ging nur Doktor Runge mit zum Zuge.

„Gott vergelte Ihnen, was Sie an meinen Kindern getan haben! Ich kann's nicht", sagte Karlheinz' Vater zum Schluß. „Ich kann Sie nur bitten, wenn ich draußenbleibe, in Zukunft weiter für sie zu sorgen."

Jungen der Schiffsmodellschule des Marineoberingenieurs Bartsch in Potsdam bringen ein Jachtmodell auf die Allgemeine Wassersportausstellung in Potsdam, die alljährlich einen vollständigen Überblick über das gesamte Wassersportwesen gibt / P. & A.-Photo.

„Auch ich ziehe in der kommenden Woche ins Feld", entgegnete Doktor Runge. „Ich bin Reserveoffizier. Für Ihre Kinder aber ist gesorgt, die Gewißheit können Sie mitnehmen."

Am nächsten Tage fuhren Doktor Runge und Frau Meußel nach Königsberg ab, um Hans und Detlev zu besuchen. Sie fanden beide wohl und munter. Die Uniform saß ihnen am Leib, als hätten sie sie jahrelang schon getragen. Sie sprachen auch mit Detlev über das Angebot des Werkes und fragten, ob er nicht lieber dorthin gehen wolle. Davon aber mochte der nichts wissen; er meinte, jeder gesunde Mensch gehöre jetzt an die Front. „Für das Werk wird man schon andere Leute haben." Nur wenige Stunden konnten die beiden jungen Soldaten mit Mutter und Bruder zusammen sein, denn die Ausbildungszeit brachte harten Dienst, aber schön waren diese Stunden. —

Die Schule hatte wieder ihren Anfang genommen, aber vier von den jüngeren Lehrern fehlten und aus den beiden Primen über die Hälfte der Schüler, die alle schon die Uniform trugen.

Es herrschte damals viel Aufregung im Volk, ehe

sich alles an den veränderten Gang der Dinge gewöhnt hatte. Da waren es vor allem zwei Erscheinungen, die das Interesse der Allgemeinheit beschäftigten und immer wieder zu tollen Vorfällen Anlaß gaben, das waren einmal die sogenannten „französischen Goldautos" und dann die „Spione". Fast in jedem Fremden sah die Masse einen Spion, und es wird mehr Unschuldigen bei der Jagd nach Spionen schlecht gegangen sein, als wirkliche Spione erwischt wurden. So saß in der Warendorfer Bahnhofwirtschaft eines Tages eine Dame, die den anwesenden Bürgern höchst verdächtig erschien. Sie war groß und grobknochig wie ein Bauernknecht, und alle hielten sie für einen verkleideten Mann. Ihre Stimme war ungemein tief, und alle Bewegungen waren die eines Mannes.

„Das ist ein Mann! Gewiß ein Spion!" flüsterten die Warendorfer.

Die Dame fühlte sich anscheinend gar nicht wohl unter all den Blicken. Sie rief dem Kellner und zahlte. Dabei fiel aus ihrer Handtasche ein Zigarettenetui zu Boden.

„Bestimmt ein Mann!" flüsterten die Warendorfer.

Eilig entfernte sich die Dame aus dem Raum.

„Meine Herren", sagte aufgeregt der Kellner, der der Dame das Etui aufgehoben hatte, „es war etwas Englisches da aufgraviert."

Nun stand es für die Leute fest, daß das ein englischer Spion in Frauenkleidung war. „Ihm nach!" riefen sie. „Er darf nicht entwischen. Er hat gewiß irgendwo ein Auto versteckt. Aber uns soll er nicht entkommen!"

Die ganze Gesellschaft stürzte zur Tür hinaus. Als die Verfolgte den Haufen Männer angerannt kommen sah, hob sie ihre langen Röcke bis zu den Knien hoch und lief mit riesigen Schritten davon. Der Tausend, konnte die laufen! Das war gewiß ein Mann, gewiß ein Spion, denn warum liefe er sonst fort? „Nach! Nach!"

Es dauerte lange, bis der Trupp die Fliehende eingeholt hatte. An einem Zaun blieb sie keuchend stehen. „Was wollen Sie von mir?" fragte sie in sonorem Baß die Männer.

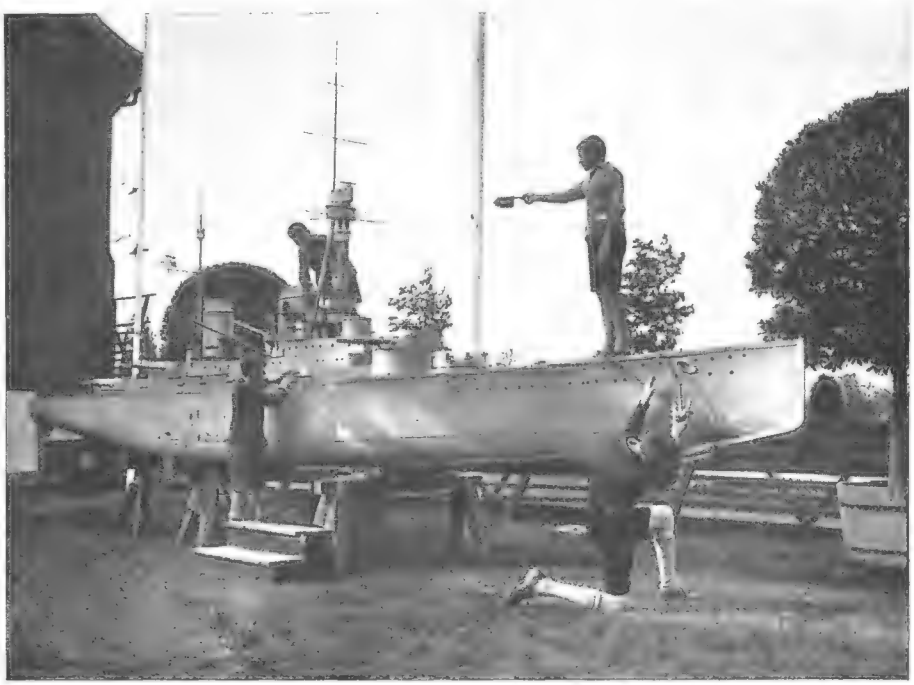
„Na, nu man keine langen Umstände!" sagte der eine der Verfolger. „Wir wissen ganz genau, daß Sie ein englischer Spion sind. Nehmen Sie nur gleich einmal die Perücke ab!"

„Perücke abnehmen? Spion?" stotterte die Dame fassungslos.

Aber es half ihr alles nichts, sie wurde nach dem Rathause geschleppt und dort zunächst einmal eingesperrt. Am nächsten Morgen stellte es sich dann heraus, daß es eine bekannte Führerin der Berliner Frauenrechtlerinnen gewesen war, die man da als englischen Spion verhaftet hatte.

Was die „französischen Goldautomobile" anging, so hatte die Presse gemeldet, daß sieben Automobile voll Gold von Frankreich aus versuchten, nach Rußland zu kommen. Es sei vaterländische Pflicht eines jeden, darauf zu achten. Sogar bestimmte Automobilnummern wurden als die der gesuchten Fahrzeuge bekanntgegeben, und nun ging in ganz Deutschland eine Jagd nach diesen sieben angeblichen Goldautomobilen los, wie sie größer wohl noch nirgends veranstaltet worden war. Wer damals selbst ein Auto steuerte, der weiß zu erzählen, wie oft der freundliche Ruf hinter ihm ertönte: „Halt, oder es wird scharf geschossen!", der weiß zu erzählen, wie oft er bremsen mußte, weil Kontrollstellen mit gespannten Drahtseilen und bewaffneten Posten da waren. Trotzdem hörte man nie, daß die Jagd Erfolg gehabt habe, wohl darum nicht, weil gar keine Goldautomobile unterwegs waren. Den Jungen aber machte das alles natürlich viel Spaß.

1914, das war das Jahr der Siegesfeiern. Schlag auf Schlag fielen die belgischen und nordfranzösischen Festungen, die als uneinnehmbar gegolten hatten, unsern Tapferen in die Hände, unaufhaltsam schien der Siegeszug der deutschen Heere, machtlos die zehnfache Überzahl der Feinde. Noch sah niemand, wie Hunger



Eine genaue Nachbildung des Schlachtkreuzers „Hindenburg" im Maßstab 1 : 20 auf der „Awa 1930". Die jungen Bootsbauer machen den Kreuzer „Klar Schiff" / P. & A.-Photo.

Australisches Opossum.

und Not ihren Einzug halten würden, noch dachte niemand an das eigene kleine Schicksal, alle dachten einzig an ihr deutsches Vaterland. (Fortsetzung folgt)

Tierleben im australischen Busch

Von Dr. Geoffrey Morey

Jedermann kennt den kleinen Teddybär aus den Auslagen der Spielwarenhandlungen, aber wahrscheinlich wissen die wenigsten, daß es ihn in Wirklichkeit gibt. Dieser kleine Bär lebt nämlich in Australien und einigen Teilen von Victoria und Queensland und kommt dort gar nicht selten vor. Daß er außerhalb seiner Heimat fast nirgends lebend zu sehen ist, erscheint verständlich, wenn man bedenkt, daß er sich ausschließlich von den Blättern des Eukalyptusbaumes nährt, dessen Stamm gleichzeitig seine Wohnstätte ist. Verschiedene Zoologische Gärten haben sich bemüht, einzelne Tiere zu beschaffen, und der Neuyorker Zoo hat sogar die nicht unbedeutende Summe von 12 000 Mark für ein Bärenpaar bezahlt; aber ehe es noch eine Woche in seinem neuen Heim war, starb es wegen unzureichender Ernährung.

Wenn man durch den australischen Busch wandert, kommen die kleinen Bären ohne jede Angst von den Bäumen herunter, um Freundschaft zu schließen. Sie haben ein außerordentlich schönes Fell und wurden aus diesem Grunde eine Zeitlang viel gejagt und getötet, so daß ihre Zahl bis auf wenige Stücke herabsank, bis die Regierung eine Verordnung zu ihrem Schutze herausgab und so dieses merkwürdigste, für Australien typische Tier erhielt. Der Koala, wie die Eingeborenen den australischen Bär nennen, ist ungefähr einviertel bis einhalb Meter hoch, sein Fell ist grau oder braun. Er lebt in den Spitzen der Bäume, ähnlich wie die Affen. Das Weibchen hat einen Beutel wie das Känguruh, in dem es seine Jungen während der ersten Wochen herumträgt. Später werden sie von der Mutter auf dem Rücken spazieren geführt, und nicht einmal die Sprünge von Baum zu Baum können sie aus dem Sattel heben.

Es macht einen erschütternden Eindruck, wenn eines dieser Tiere angeschossen wird. Verwundet, hängt es oft stundenlang, sich mit seinen Hinterfüßen festhaltend, an einem Zweig, weinend wie ein kleines Kind. Selbst wenn der Tod bereits eingetreten ist, läßt der Bär den Ast nicht los, und man muß auf den Baum hinaufklettern, um ihn herunterzuholen.

Auf diese Art wurde ich eines Tages Besitzer eines Bärenbaby. Seine Mutter war erschossen worden und blieb in den Zweigen eines hohen Eukalyptusbaumes hängen. Als man sie herunterbrachte, fanden wir ein zehn Tage altes Junges in ihrem Beutel. Es hatte noch sehr spärliches Fell und besaß die Größe einer jungen Katze. Wir zogen es mit Hilfe eines Füllfederfüllers auf, mit dem wir ihm Kuhmilch mit einigen Tropfen Eukalyptusöl eingaben. Für gewöhnlich lebt der Koala nicht lange in Gefangenschaft und ist auch als Hauskamerad nicht besonders beliebt; denn, so hübsch er ist, so dumm ist er. —

Allgemein bekannt dürfte sein, daß die Känguruhs aus Australien stammen und Beuteltiere sind; aber wenige werden wissen, wieviele Abarten zu dieser Familie gehören. Da ist die Känguruhmaus, die Känguruh-

Australischer Laughing Jackaß (Kookaburra).

ratte, das Wallaby und viele andere. Das größte ist das sogenannte „Old man"-Känguruh, das bis zu 3 Meter hoch wird.

Die Känguruhs sind von der Regierung nicht geschützt und werden viel gejagt. Ihr Fell wird für Decken verwendet, ihre Haut zu Leder verarbeitet, und einige Teile des Fleisches werden gerne gegessen. Trotzdem Tausende jährlich geschossen werden, kann man sie bereits im Umkreis von 100 Kilometer in der Umgebung der großen Städte sehen. Wenn man in der Dämmerung durch den Busch fährt, kann man sie beobachten, wie sie aus dem Strauchwerk hervorkommen, um junges Gras zu suchen. Die jungen Tiere grasen oft in einiger Entfernung von ihren Müttern, aber sobald sie erschreckt werden, kann man sehen, wie jedes zu der seinen eilt

und sich kopfüber in den Beutel stürzt. Bedenkt man, daß die Jungen den Beutel ihrer Mutter noch immer als Zufluchtstätte benutzen, selbst wenn sie schon fast ausgewachsen sind, so ist es leicht zu verstehen, daß die Mütter, sobald sie verfolgt werden, ihre Jungen hinauswerfen. Werden die größeren Känguruhs gejagt oder erschreckt, so sind sie imstande, eine ungeheure Geschwindigkeit zu entwickeln. Sie überspringen mit Leichtigkeit einen 3 Meter breiten Graben, und sie vermögen mit einem Sprung über die Straße zu setzen. Dabei halten sie die verkümmerten Vorderbeine eng an den Körper gepreßt, da sie nur Hinterbeine und Schwanz zu Lauf und Sprung benötigen.

Von Hunden angehalten, stellt sich das Känguruh zu erbittertem Kampf, und mit seinen mächtigen Hinterfüßen gelingt es ihm oft, einen Hund in Stücke zu zerreißen.

Wenn diese Tiere noch jung in Gefangenschaft geraten, können sie die besten Kameraden sein. —

Das australische Opossum ist auf der ganzen Welt seines schönen Felles wegen bekannt. Es ist in zoologischen Gärten oft nicht sichtbar, weil es ein Nachttier ist und sich während des Tages in den dunkelsten Winkel seines Käfigs zu einem Ballen zusammenrollt.

Diese Tiere sind eine große Plage für den australischen Landwirt, da sie die Bäume und Sträucher beschädigen und junge Schößlinge abfressen. Sie kommen sehr häufig vor und wagen sich bis vor die großen Städte. Dort wohnen sie unter den Dächern der Häuser und treiben sich während der ganzen Nacht in dem Gebälk umher. Manchmal dringen sie auch durch den Kamin in die Wohnräume ein und beschädigen Wände und Holztäfelung. Am Morgen aber wird der Sünder dann für gewöhnlich gefangen, denn sobald das Tageslicht kommt, rollt er sich zu einem Ball zusammen, wo immer er sich auch befindet. Im Freien wohnt das Opossum in hohlen Stämmen und Zweigen des Eukalyptusbaumes. Das Weibchen gebiert nur ein Junges und trägt es in seinem Beutel herum, gleich dem einheimischen Bär. Wie das Bärenjunge, kriecht auch das Junge

Wallaby, eine australische Känguruhart.

Australischer Bär (Koala).

des Opossums, wenn es alt genug ist, auf den Rücken seiner Mutter, um mit ihr Ausflüge zu machen. —

Es ist ein merkwürdiges und fast unheimliches Gefühl, wenn man allein durch den Busch geht und plötzlich hinter sich lautes Gelächter vernimmt, trotzdem man niemand in der Nähe entdecken kann. Das ist der lachende Jackaß oder Kookaburra, wie die Eingeborenen ihn nennen. Sein Körper ist graubraun, seine Flügel sind leuchtend grün. Er ist ungefähr so groß wie eine große Krähe. Fast in jedem Zoo ist so ein Vogel zu finden. Aber er hat dort nicht viel, worüber er lachen könnte; deshalb wird den meisten Besuchern sein Name nicht sehr zutreffend erscheinen. In seiner Heimat nährt er sich hauptsächlich von Fröschen und kleinen Insekten oder sogar von Schlangen. Es ist kein seltener Anblick, einen Kookaburra plötzlich von der Spitze eines Baumes herab auf eine Schlange stoßen zu sehen. Er nimmt sie in seinen Schnabel, fliegt mit ihr hoch in die Luft, um sie dann auf Felsen oder Geröll fallen zu lassen. Dieser Vorgang wird so oft wiederholt, bis die Schlange tot ist. Ich habe dieses mehrere Male beobachtet; einmal war die Schlange sogar fast 2 Meter lang.

Kraftmaß

Nasr eddin, der türkische Till Eulenspiegel, erzählte einmal in seinem Alter einigen Freunden, die auch nicht mehr jung waren und über ihre zunehmende Schwäche klagten, er selbst sei noch so stark wie in seiner Jugend. Sie wollten es natürlich nicht glauben und fragten ihn, wie er das wissen könne.

„Nichts einfacher als das", erwiderte er. „In meinem Garten liegt ein großer, schwerer Stein. Als ich noch jung war, konnte ich mir so viel Mühe geben, wie ich wollte, ich brachte ihn nicht von der Stelle. Auch heute noch kann ich mich anstrengen, soviel ich will, ich vermag ihn nicht wegzuheben. Daher weiß ich, daß mir meine volle Jugendkraft noch erhalten geblieben ist."

Reisevorbereitungen des Amateurphotographen

Von Karl Hansen

Die Ferienzeit, die Reisezeit ist zweifellos für jeden mit das größte Ereignis des Jahres. Jeder ist bestrebt, aus dieser schönen Zeit möglichst viele Erinnerungen mit heimzubringen. Es gibt aber wohl kaum ein schöneres Andenken als die auf der Reise gemachten Aufnahmen.

Schon lange vor Beginn der Ferien werden Vorbereitungen getroffen. Alles mögliche wird in Schuß gebracht und das Fehlende ergänzt. Nur allzu häufig wird leider vergessen, den photographischen Apparat und alles das, was dazu gehört, vor der Fahrt zu prüfen. Nichts ist doch unangenehmer, als wenn infolge fehlerhafter Apparatur die so wertvollen Erinnerungsbilder aus schöner Zeit unbrauchbar sind. Also, der Apparat vor allem muß gründlich durchgesehen werden.

Das wichtigste ist eine gute Reinigung der Kamera. Der bei geschlossenem Apparat zusammengelegte Balgen wirkt beim Öffnen wie ein Staubsauger, und der Staub hat in den vielen Falten des Balgens hinreichend Gelegenheit, sich abzusetzen. Wird zu einer Aufnahme der Apparat geöffnet, dann reißt der eintretende Luftstrom die Staubteilchen aus den Falten hervor; sie werden im Innern der Kamera aufgewirbelt und können sich leicht auf die lichtempfindliche Schicht der Platte oder des Filmes absetzen. Nach der Entwicklung zeigen sich dann unregelmäßige weiße Punkte.

Zur Reinigung des Balgens wird dieser möglichst weit ausgezogen und mit einem feinhaarigen Staubpinsel der Staub aus den Falten entfernt. Von Zeit zu Zeit wird der Schmutz, der sich in den feinen Haaren des Pinsels festsetzt, ausgeklopft. Auch ein Staubsauger kann zum Säubern des Balgens sehr gut verwendet werden. Mit dem Schlauch oder Rohr des Saugers geht man in den Balgen hinein und klopft leicht auf die Seiten des Balgens. Der Luftstrom nimmt dann die losgelösten Staubteilchen auf. Aber nicht nur der Balgen muß gut von Staub gereinigt werden, sondern bei Plattenkameras auch die Samtdichtung, die sich an der Einführung für die Mattscheibe oder Kassette befindet. Ist die Kamera innen sauber, dann wird die Mattscheibe eingesetzt und der äußere Apparat gut abgestaubt. Dabei wird gleichzeitig geprüft, ob alles in bester Ordnung ist. Der Verschluß muß einwandfrei arbeiten. Die Objektivstandarte, die das in den Verschluß eingebaute Objektiv trägt, darf nicht wackeln; sie muß ganz feststehen. Ist dieses nicht der Fall, so kann dieser Fehler leicht zu unscharfen Bildern führen. Es ist nicht schwierig, einer wackelnden Objektivstandarte wieder den genügend festen Sitz zu geben. Wagt man sich nicht selbst an diese Arbeit oder hat man keine Erfahrung darin, dann ist es ratsamer, zwecks Behebung dieses Schadens den Apparat dem Photohändler zu geben.

Sehr beliebt wegen der leichten Handhabung und des geringen Gewichtes des lichtempfindlichen Materials sind heute die Rollfilmkameras. Auch sie müssen, ebenso wie die Plattenapparate, eine gründliche Reinigung erfahren. Hier ist außer auf die Reinigung des Balgens auch darauf zu achten, daß die Filmführung staubfrei ist. Der Filmstreifen wird vor und hinter der Balgenöffnung über zwei kleine Walzen geführt. Hat sich nun zwischen Kameragehäuse und eine dieser Walzen ein Staubkörnchen festgesetzt, so kann dadurch die Schicht des Filmes zerschrammt werden. Es treten dann die berüchtigten schwarzen Linien (Telegraphendrähte) auf dem Negativfilm auf. Die „Telegraphendrähte" auf dem Film können aber auch durch festsitzende Walzen entstehen. Die Walzen müssen sich also leicht in ihren Lagern drehen. Die ganze Apparatüberprüfung hat mit größter Ruhe und Genauigkeit zu geschehen. Die Kamera sollte nicht nur vor einer Reise, sondern immer in gewissen Zeitabständen nachgesehen werden.

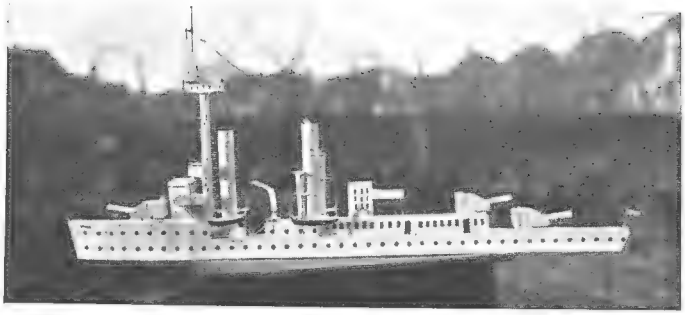
Zur Reinigung des Objektives von anhaftendem Staub wird ebenfalls ein kleiner Staubpinsel benutzt, der aus feinsten Marderhaaren besteht. Unter keinen Umständen darf irgend ein beliebiger Lappen hierzu dienen. Ist der vorstehende Staubpinsel nicht zur Hand, dann leistet ein sauberer Leinenlappen, der schon des öfteren gewaschen wurde, gute Dienste.

Ein gut gereinigter Apparat gehört aber auch in eine saubere Tasche, die jeder Photograph zum Schutze und zur Schonung seiner Kamera unbedingt haben muß. Auch sie ist von Staub gründlich zu befreien.

Die Kassetten müssen ebenfalls durchgesehen werden, wobei der Plüschdichtung entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen ist. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß ungeladene Kassetten nicht mit eingeschobenem Schieber aufbewahrt werden sollen; denn ist der Schieber dauernd in der Kassette, so werden die Plüschhärchen nach unten gedrückt, und sie verlieren die Fähigkeit, sich bei herausgezogenem Schieber aufzurichten, um so den Spalt für den Kassettenschieber abzudichten.

Ein Stativ sollte man auf alle Fälle mit auf Reisen nehmen. Es bietet sich unterwegs oft Gelegenheit, besonders schöne Motive zu finden, bei denen Momentaufnahmen aus freier Hand nicht möglich sind. Für Aufnahmen nähergelegener Gegenstände, so zum Beispiel für die Photographie von Pflanzen und Blüten, Käfern und dergleichen, ist das Stativ unentbehrlich. Es sei noch darauf hingewiesen, daß gerade die obenerwähnten Aufnahmen recht lehrreich und interessant sind; sie können oft für den Schulunterricht von großer Bedeutung sein. Eine mit der interessantesten Aufgaben ist das Zustandebringen einer Sammlung von Pflanzenbildern, die unter Umständen auch in das Herbarium eingereiht werden können. Über das Stativ selbst wäre noch folgendes zu sagen: Aus langjährigen reichen Erfahrungen kann nur jedem geraten werden, ein möglichst stabiles und festes Stativ zu wählen. Es spielt

Zamba führt Tagebuch.
Phot. Max Strauß, Apolda.



Der Kleine Kreuzer „Burun", aus Zigarrenschachteln gebaut.
Phot. Helmut Winkelmann, Gronau.

So knipsen unsere Leser

Die Marienkirche in Lippstadt im Lichte von Scheinwerfern.
Phot. H. G. Jerrentrup, Lippstadt.

Old Shatterhand jun.
Phot. R. Birk, Trossingen.

„Graf Zeppelin" über dem Lloydgebäude in Bremen / Phot. Heinz Bolte, Bremen.

Segelschiff auf hoher See.
Phot. Wolfgang Neumann,
Freiburg i. Br.

Auf weiter Fahrt / Phot. L. Meskó, Poprad.

wirklich keine große Rolle, ob es ein paar hundert Gramm mehr wiegt, wenn es dafür nur umso fester steht und selbst bei Wind scharfe Aufnahmen gemacht werden können. Bei Metallstativen sei man auf der Reise sehr vorsichtig, daß nicht zuviel Schmutz und Sand in die Auszüge gelangt.

So mancher Amateur hat die Möglichkeit, sich zur Reise einen neuen Apparat anzuschaffen. Wenn dieses der Fall ist, so darf die Kamera nicht etwa ein oder zwei Tage vor der Reise beschafft werden, sondern einige Wochen früher. Es ist nämlich bei jedem Apparat unbedingt erforderlich, daß man sich mit ihm einarbeitet, um etwaige Mängel festzustellen. Es darf nur eine Kamera mit auf die Reise genommen werden, mit der man vertraut ist, denn sonst besteht leicht die Gefahr, daß unersetzbare Aufnahmen, die eine Erinnerung für das ganze Leben sein sollen, mißlingen.

Das Wechseln der Platten aus den Kassetten kann auf der Reise ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden. In den meisten Fällen wird sich ein geeigneter Raum finden, wo nach Sonnenuntergang Platten unbedenklich eingelegt werden können, sei es im Zelt, in der Jugendherberge oder im Gasthof. Aber selbst am Tage, unter einer oder mehreren Decken, unter die man sich „verkriecht", können Platten gewechselt werden. Es muß dabei darauf geachtet werden, daß die Decken nicht zu staubig sind, da sonst leicht Staubteilchen beim Wechseln der Platten auf die lichtempfindliche Schicht gelangen können.

Sollen nun die Aufnahmen unterwegs oder daheim entwickelt werden? Wer gut eingearbeitet ist, entwickelt sein Negativmaterial zu Haus. Wer jedoch nicht sattelfest ist, der läßt unterwegs einige Proben in einer guten Photohandlung entwickeln. Falls es möglich ist, so bei festem Quartier, können auch einige Schalen, Entwickler, Fixierbad und dergleichen mitgenommen werden, damit man selbst Proben entwickelt. Zur Beleuchtung für diese Arbeiten kann eine Taschenlampe benutzt werden, die mit einer dunkelroten Glühbirne versehen ist. Jedoch darf beim Licht der roten Glühbirne kein panchromatisches, also rotempfindliches Material entwickelt werden. Wenn panchromatisches Aufnahmematerial auf der Reise verwendet wird, tut man gut daran, Pinakryptolgrüntabletten zur Herabsetzung der Empfindlichkeit des Negativmaterials mitzunehmen.

Je sorgfältiger die photographische Ausrüstung für die Reise vorher zusammengestellt und überprüft wurde, umso sicherer ist natürlich schließlich auch der Erfolg.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung

VON VIKTOR HELLING

Die Matrosen hatten, während die Mahlzeit gerüstet wurde, sich so gut in der Höhle umgesehen, wie das unter Beobachtung aller Vorsicht möglich war. Jan hatte sich als erster vorsichtig den Gang unterhalb der rechten Felswand entlanggetastet. Die andern, bis auf Johannsen und Rodriguez, waren ihm gefolgt. Die Entdeckungsreise verlief nicht erfolglos. Sie hatten nach Überwindung einer besonders schmalen und gefährlichen Stelle des Uferpfades feststellen können, daß sich dieser Pfad im Innern der Höhle um etliche Meter verbreiterte und daß hier die Felswände sich unter einem viel schrägeren Winkel zum Wasser hinabzogen, so daß Jan vorschlug, man solle einmal eine Kletterpartie bis zur Höhe der Halle unternehmen.

Savornis hatte an der schwer begehbaren Stelle eine andere Entdeckung gemacht, nämlich die, daß hier von der Felswand ununterbrochen Wasser herabrieselte, das sich bei sofort angestellter Prüfung als Süßwasser entpuppte. „Dachte ich mir doch gleich", rief er, mit beiden Händen das frische Naß auffangend und an die Lippen führend, „dachte ich mir doch gleich, daß wir auf solches Wasser stoßen würden, als ich den Molch sah; denn im Salzwasser ist noch nie ein Molch glücklich geworden."

Während der Mahlzeit fragte Werner Detloff: „Bestehen Sie auf Ihrem Entschluß, Mynheer?"

„Natürlich, nur hinaus aus dieser Grotte!"

Werner Detloff wiegte den Kopf. „Ich übernehme aber nicht die Verantwortung für das Gelingen."

Doch der Holländer zeigte, daß er einen harten Kopf haben konnte. „Es muß sein. Wir sind jetzt ausgeruht, und das Boot ist tauchfertig. Was an der Maschine auszubessern war, haben Johannsen und Rodriguez geflickt."

Zögernd nur nahmen die Matrosen ihren Platz im Boote wieder ein. Jan meinte, in der Höhle hätte man acht Tage lang ausschlafen sollen. Sicherlich wäre Gelegenheit zu Spaziergängen gewesen, denn der Weg am Ufer hätte wahrscheinlich noch weit in die unterirdischen Wunder der Bergwelt geführt. Ja, vielleicht hätte sich auch noch ein schöner Ausgang finden lassen, wenn man jedem ein Licht in die Hand gedrückt und ihnen genügend Zeit und Muße zum Suchen gelassen hätte. Er sei sehr dafür, jeder Sache ordentlich auf den Grund zu gehen.

Seinen Vorschlägen bereitete Mynheer Heeskerkes Befehl, das Boot zum Tauchen klarzumachen, ein Ende. Schnell wurden die Klappen geschlossen, wieder rauschte das Wasser in die Tanks, das Schiff sank und berührte sehr bald mit seinen Rädern den Meeresgrund.

Mynheer Heeskerke wich nicht vom Steuer. Er war fest davon überzeugt, daß er sich genau vor dem Loch befand, durch das die „Nederland" in die Höhle gelangt war. „Das Gefühl wird mich nicht täuschen", sagte er zu Werner Detloff, „wir finden uns zurück. Sehr wahrscheinlich ist der Zugang breiter und größer,

als wir denken. Dafür spricht, daß wir keinerlei Beschädigung an der Bootswandung haben."

Werner Detloff machte ein sehr bedenkliches Gesicht, als der Petroleummotor auf langsame Fahrt zu arbeiten begann. Tastend fühlte sich die „Nederland" vorwärts.

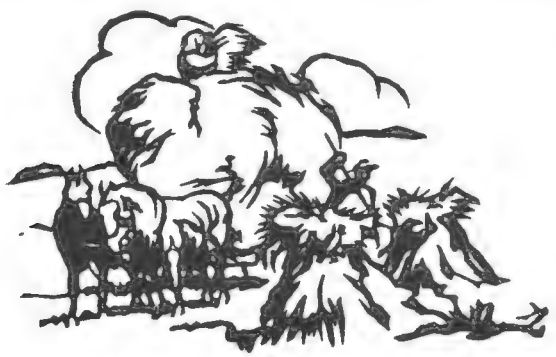
Plötzlich — ein Krachen und Knirschen über den Häuptern. Sofort hielt das Boot, stark schaukelnd, aber der Schaden war schon geschehen; das Periskop war wie ein Streichholz abgebrochen. Wasser kam zischend hereingefahren.

„Gnade uns Gott! Tauchtanks leer!" brüllte Werner Detloff. Er riegelte sofort den Turm ab, sprang zurück und hörte, wie der Befehl im Nu weitergegeben wurde. Aber das Unheil ließ sich nicht mehr abwenden. An derselben Stelle, an einem sich in die Tiefe vorreckenden Felsblock, an dem das Periskop zersplittert war, stieß jetzt das sich rasch hebende Boot an. Ein furchtbarer Krach zeigte an, daß es leck geschlagen war. Mit Mühe und Not riß Mynheer Heeskerke den Hebel der Maschine auf Zurück, und nur dieser schnellen Maßnahme war es zu danken, daß sich die „Nederland" nicht unter dem Felsvorsprung festklemmte. Das Boot stieg allmählich bis zur alten Höhe, mit dem Bug freilich eintauchend, denn es hatte bereits viel Wasser geschöpft. Mynheer Heeskerkes Versuch, auf gut Glück die Einfahrtstelle zu finden, war also nicht nur mißglückt, sondern mußte auch noch mit einem leck geschlagenen Boot bezahlt werden.

Es war noch ein großer Glückszufall, daß das Boot ungefähr an die alte Stelle, von der aus das Wagnis unternommen worden war, zu liegen kam. Durch einen Sprung, zunächst nur darauf bedacht, das nackte Leben in Sicherheit zu bringen, gelang es sämtlichen Insassen, sich auf jenen felsigen Auftritt zu retten, der eine Art Gang unter dem Felsmassiv darstellte. Aber eines war ihnen in diesen bangen Minuten zum Bewußtsein gekommen: Von dieser Minute an waren sie die Gefangenen des Berges!

* * *

Die Lage war durch den Unfall, den das Boot erlitten hatte, alles andere als hoffnungsvoll geworden. Daran änderten die Selbstvorwürfe Mynheer Heeskerkes nichts, der einmal über das andere seufzte: „Hätte ich doch auf Ihren Rat gehört, Detloff! Ich war aber meiner Sache so sicher, die rechte Richtung zu haben, daß ich mich zu schnellem Handeln entschloß. Wer konnte ahnen, daß unter Wasser dieser tückische Felsblock auf uns lauerte!"



Zur Erntezeit / Scherenschnitt von A. de Wall.

Werner Detloff legte die Hand auf die Schulter des niedergedrückten Holländers. „Klagen helfen nichts; was geschehen ist, ist geschehen. Ein Leck läßt sich ausbessern. Nur müssen wir schnell handeln, denn wahrhaftig, das Boot liegt schon höllisch schief und saugt sich langsam voll! Das erste, wozu jede Hand gebraucht wird, ist, daß wir das Boot an diese Felsenrampe heranziehen und alle Vorräte an Land schaffen."

Mit vereinten Kräften gelang es, das Boot ans Ufer zu bringen. Allein Werner Detloff hatte nicht zu viel gesagt; das Leck im Deck hatte schon reichlich viel Wasser ins Innere strömen lassen. Bis eine Stahltrosse um den Panzer geschlungen und an einer in der Nähe vorragenden Felskante befestigt war, hatte sich das Boot noch mehr gesenkt, und es war zu gewärtigen, daß es weiter absackte. Es durch eine zweite Trosse am Ufer zu befestigen, mußte man einer späteren Zeit überlassen; jetzt kam es erst einmal darauf an, seinen Inhalt zu bergen.

Das Kostbarste, das es enthielt, stellten unter den veränderten Verhältnissen seine Lebensmittelvorräte dar. In zweiter Linie galt es, alle vorhandenen Handwerkzeuge zu bergen, mit denen das Boot ein wenig notdürftig ausgerüstet war, die aber jetzt nötiger als je gebraucht wurden. Endlich mußten möglichst alle Decken und Kleidungsstücke an Land gebracht werden; denn wenn dieses „Land" zunächst auch nur aus dem schmalen Streifen Steinpfad am Ufer bestand, so wußte doch jeder, daß man sich auf ihm für unabsehbare Zeit so wohnlich einrichten mußte, wie es unter den traurigen Umständen dieses Schiffbruchs — so durfte man wohl mit Recht den schlimmen Zustand der acht hier ans Land gesetzten Männer nennen — möglich war.

Das Löschen der unentbehrlichen und dringend benötigten Gegenstände wurde sofort ausgeführt. Oft bis zu den Hüften im Wasser stehend, jeden Augenblick gewärtig, mit dem trotz der Trosse immer mehr backbord sich umlegenden Boote umzuschlagen, arbeiteten alle unermüdlich. Die Lebensmittel, leider größtenteils schon gründlich eingeweicht, wurden sofort zum Trocknen ausgebreitet. Sie bestanden, nach der von Johannsen alsbald gewissenhaft getroffenen Feststellung, aus einem Sack Schiffszwieback und etwas Weißbrot, aus einem geräucherten Schinken und einem großen Ochsenziemer, aus Mehl und Eiern. Salz, Butter und Zucker waren vom eindringenden Wasser bereits verdorben. Außer einem Tank Süßwasser, der etwa fünfzig Flaschen enthalten mochte, wurden aus Mynheer Heeskerkes Kajüte noch sieben Flaschen Portwein und eine Kruke Mineralwasser sowie einige Flaschen Aguardiente geborgen. Außerdem förderten

die Hände der bis zu dem Kochraum Vordringenden noch sämtliche Konservenbüchsen zutage, im ganzen zwanzig Stück, von denen die Hälfte Gemüse oder Fleisch enthielt, während die andere Hälfte eingemachte Früchte barg.

Auf den ersten Blick schien diese am Ufer hingebreitete Lebensmittelmenge, zu der noch Kaffee und Milchdosen hinzukamen, keineswegs klein; wer aber die hungrigen Mägen zählte und sich, wie Werner Detloff es tat, schon jetzt der Befürchtung hingab, daß der unfreiwillige Aufenthalt in der Höhle sich über viele Tage erstrecken konnte, dem mußten diese Schätze unendlich karg bemessen erscheinen. Am ehesten konnte man sich mit dem geringen Wasservorrat abfinden; hier hatte die Natur vorgesorgt und jene von Savornis zuerst entdeckte Quelle beschert. Der Gefahr des Verdurstens würde man also nicht ausgesetzt sein. Aber die Lebensmittel, die den Hunger stillen sollten, mußten sofort scharf eingeteilt werden.

Mynheer Heeskerkes Meinung, daß die Vorräte gut zehn bis zwölf Tage reichen würden, teilte Werner Detloff nicht, aber Mynheer Heeskerke ließ sich nicht irre machen; er sagte: „Gut, ich ordne mich Ihrem Weitblick unter. Teilen Sie die Rationen gleich von Anfang an scharf ein! Aber seien Sie nicht zu schwarzseherisch! Ich gebe zu, daß unsere Lage nicht gemütlich ist, aber in wenigen Tagen werden wir das Boot wieder flott haben, und ein zweites Mal soll uns nicht wieder solch ein Mißgeschick zustoßen. Es lag nur an diesem vertrackten Felsen, von dessen Vorhandensein niemand etwas ahnen konnte. Bei einem zweiten Versuch werden wir noch weit vorsichtiger sein, meinethalben auch selbst vorher tauchen, um die richtige Fahrtrinne zu erwischen."

Werner Detloff ging stillschweigend daran, die „Nederland" nach Gebrauchsgegenständen zu durchsuchen. Zimmermannsgeschirr und Instrumente waren an Land geschafft. Jetzt konnte versucht werden, mit Hilfe einer zweiten Stahltrosse das Boot vor dem Absacken zu bewahren. Es gelang nach vieler Mühe, das Boot höher zu ziehen, allerdings nicht an der Stelle, wo es zuerst gelegen hatte, sondern dicht neben der schmalen Felsenbrücke, wo das Bächlein die Wand herunterrann. Hier konnte der Bug in einen Felsspalt gezwängt werden, wo er festsaß.

„Das war der erste Streich", sagte Werner Detloff, der sich bemühte, den Leuten ein möglichst sorgloses Gesicht zu zeigen.

Paddelboot mit Segeln, gebaut von Kamerad Harald Coulin, Koserow auf Usedom.

„Jetzt müssen wir ein Floß bauen, um an die Ausbesserungsarbeiten gehen zu können. Zu diesem Floß sollen uns alle schwimmfähigen Gegenstände dienen, die wir an Bord finden, Bänke, Bretter, Segeltuch."

Stunden verrannen. Die Arbeit schritt glücklich vorwärts. Savornis, der gelernter Installateur war, hatte inzwischen an die Dynamo ein Kabel angeschlossen. Als das Floß fertig war, glühte die erste eingeschraubte Birne auf. Sie glitzerte im Widerschein des Wassers und ließ nun erst recht erkennen, wie gewaltig sich das Felsgewölbe aufbaute. Mit Fangleinen wurde das Floß an der Steuerbordseite der „Nederland" befestigt.

„Morgen werden wir damit beginnen, das Boot auszupumpen", sagte Werner. „Für heute ist es genug."

Mynheer Heeskerke, der wortlos zwischen den Instrumenten herumhantiert und immer wieder den Kompaß überprüft hatte, zeigte sich ehrlich betroffen, als er die Größe des Lecks sah. Ihn begann zu frieren. Was man während der anstrengenden Arbeit nicht empfunden hatte, machte sich jetzt bemerkbar: die Kälte kroch von den Wänden heran.

„Zieht euch so warm an, wie es geht, und wickelt euch in die Decken! Heute ist Feierabend", gebot Werner Detloff.

Er selbst saß noch geraume Zeit neben Mynheer Heeskerke. „Eine böse Geschichte, eine sehr böse!" sagte der Holländer, als sich die Mannschaften in ihre Decken gehüllt hatten und, müde wie sie waren, auf der Stelle in Schlaf sanken.

Werner Detloff sagte nichts, und das war seine Antwort.

„Sehen Sie eine Hoffnung? Halten Sie unsere Lage für verzweifelt?" fragte Mynheer Heeskerke leise.

„Wir müssen um unser Leben mit dem Schicksal kämpfen", lautete Werners Antwort. „Es gilt, den Kopf hochzuhalten. Noch gebe ich die Hoffnung nicht verloren."

„Das ist ein Wort, das ich zu hören hoffte. Dank Ihnen, Detloff! Sie werden das Boot wieder flott bekommen?

„Ich kann nicht dafür bürgen. Versucht muß alles werden, schon damit die Leute immer beschäftigt sind. Das ist ein ausgezeichnetes Mittel, um sie auf andere Gedanken zu bringen und unsere Lage nicht in so traurigem Lichte erscheinen zu lassen."

„Und wenn — das Schlimmste angenommen — wenn es uns nicht gelingt, das Boot wieder flott zu bekommen?"

„Dann bleibt uns nur die eine Hoffnung, daß wir aus dieser

Oberes Donautal bei Schloß Werenwag (im Hintergrund).

Höhle sonst einen Ausweg finden. Morgen werde ich sie genau durchforschen. Ein Fingerzeig aus der Welt da droben ist mir schon gegeben."

„Reden Sie!" rief Mynheer Heeskerke.

„Wir haben die kleine Wasserader, die zu uns herabströmt. Vielleicht zeigt sie uns den Weg ins Freie."

„Meinen Sie das im Ernst? Glauben Sie nicht, daß die Felsen dieser entsetzlichen Höhle unter einer undurchdringlichen Bergeslast begraben liegen?"

„Ich vermag es nicht zu sagen, Mynheer Heeskerke. Sicher ist nur, daß dieses kleine Bächlein sie durchdringt. Für Arbeit wird also gesorgt sein, und morgen werde ich in der Höhle besser Bescheid wissen."

„Morgen? Ja natürlich, für heute ist es wohl zu spät. Geht Ihre Uhr?"

„Sie war wie alle Uhren während des Seebebens stehengeblieben, aber ich habe meine sofort wieder aufgezogen. Es ist jetzt zweiundzwanzig Uhr zehn."

„Dann ist bald der erste Tag dieser Gefangenschaft um." Mynheer Heeskerke stellte seine Taschenuhr. „Unsere Uhren werden gehen", sagte er, in seinen alten Trübsinn zurückfallend, „wenn unsere Frist vielleicht schon abgelaufen ist. Falls wir nicht den einen oder andern Ausgang finden, ist uns nur eine Gnadenfrist geschenkt."

Werner Detloff griff zu seiner Wolldecke. „Wer sich selber verloren gibt, ist verloren", sagte er. „Auch Ihnen, Mynheer, ist es nicht ernst mit dem Verzweifeln."

(Fortsetzung folgt)

Mit Faltboot und Zelt auf der oberen Donau

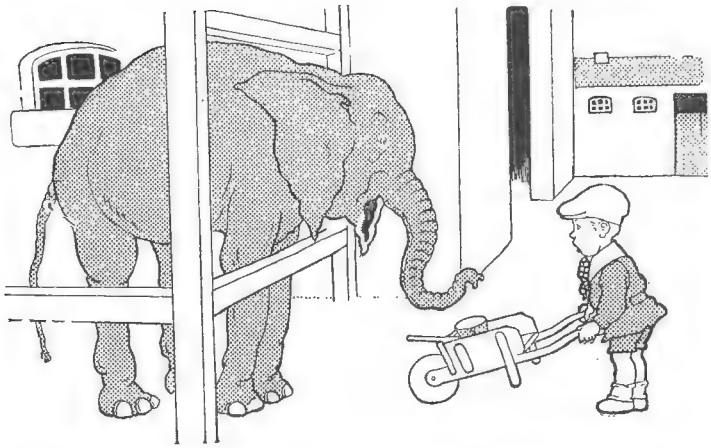
Von Helmut Rotermund

Hab' ich ein Glück! Eigentlich ist es ja nicht recht von mir, daß ich mich so freue. Es tut mir wirklich leid, daß Mutter doch zu Hause bleibt. Aber daß Vater nun statt ihrer mich mit auf die Faltbootfahrt nimmt — ich müßte kein rechter Junge sein, wenn ich mich nicht ganz mächtig freute. Zur Donau soll es gehen. Langsam, viel zu langsam ziehen die letzten Schultage vorüber. Aber nun ist der Tag der Abreise da. Die Bootshülle und viel anderes Gepäck ist schon vorausgeschickt. Trotzdem sind wir sehr schwer bepackt, denn wir nehmen auch Zelt, Decken und Kocheinrichtung mit. Das neue Boot ist sehr teuer gewesen; nun ist die Reisekasse klein. Doch das ist mir gerade recht, und ich freue mich auf das freie Lagerleben. Die lange Fahrt von Hannover nach Süden denke ich immer daran, wie es wohl werden wird.

In Tübingen holen wir meinen großen Bruder Kurt und seinen Freund Doktor Eck ab. Die wollen die Fahrt auf der Donau auch mitmachen. In unserm Abteil sieht es jetzt aus, als ob wir Auswanderer wären. Mehrfach erheben zwar die Schaffner Einspruch gegen diese Fülle von Gepäck; aber in Süddeutschland sind die Beamten offenbar viel netter als bei uns. Ein paar freundliche Worte von Vater, und sie lassen uns in Ruhe.

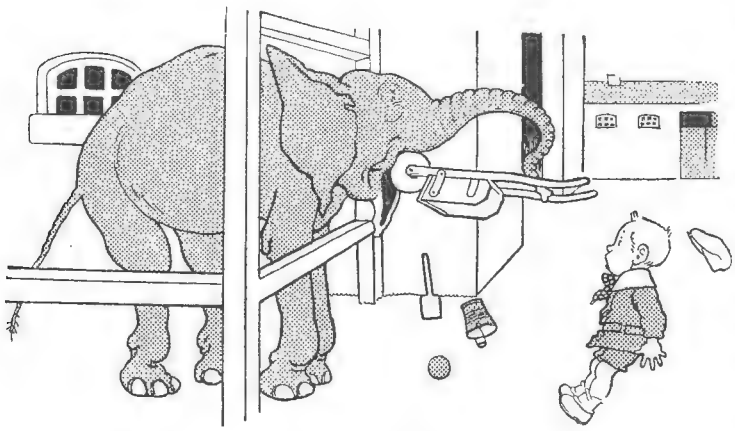
Erstes Zeltlager auf der Waldblöße.

Eine Elefantenkur



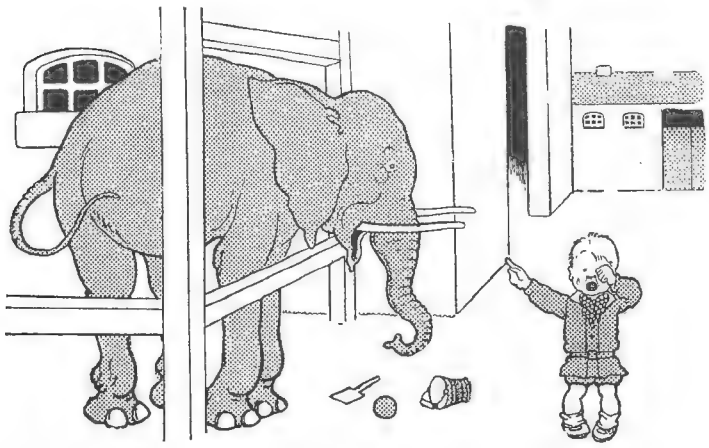
1. Im Zoo der alte Elefant,
   Ist den Besuchern wohlbekannt.
   In seines Rachens tiefem Schlund
   Man keinen einzgen Zahn mehr fund.

2. Klein-Moritz seine Karre lenkt,
   Die zum Geburtstag ihm geschenkt;
   Er will sie nun, so wie er meint,
   Auch zeigen seinem alten Freund.



3. „Schau, Elefant, die Karre da
   Bekam ich gestern vom Papa!
   Ich bin auf sie so schrecklich stolz,
   Denn sie ist ganz aus Eichenholz."

4. Der Elefant, wie ihr hier seht,
   Die Sache aber falsch versteht;
   Er packt die neue Karre — und
   Läßt gleiten sie in seinen Schlund.



5. Der kleine Mann brüllt fürchterlich:
   „Nein, Elefant, das sollst du nicht!"
   Der würgt, denn solch ein Kinderspiel
   Wird selbst dem Riesentier zu viel.

6. Das Resultat ist wunderbar:
   Denn jetzt schaut gar ein neues Paar
   Stoßzähne aus dem Maul heraus.
   Das sieht doch ganz entzückend aus!

Nach dreiundzwanzigstündiger Bahnfahrt sind wir endlich in Tuttlingen. Hier soll die Bootfahrt beginnen. Wir nehmen also am Bahnhof einen Wagen und ziehen und schieben unser Gepäck bis über das erste Wehr. Da liegt die Donau vor uns, aber anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Unsere Leine bei Hannover ist ein Strom gegenüber diesem Wässerlein. Trotzdem begrüßen wir es fröhlich, laden ab und beginnen mit dem Aufbau der Boote. Schon haben wir das Gerippe zusammengesetzt. Nun noch die Bootshaut übergezogen, dann kann die Reise losgehen. Wie haben wir uns auf diesen Augenblick gefreut!

Aber — nun kommt eine große Enttäuschung. Ein Herr kommt zu uns ans Ufer und sagt: „Hier können Sie Ihre Faltbootfahrt aber noch nicht beginnen. Nach wenigen Kilometern, in Fridingen versickert die Donau wie bei Donaueschingen. Außerdem leitet ein industrielles Werk den größten Teil des Wassers ab. Es ist ganz unmöglich, durchzukommen. Sie müßten Ihre Boote kilometerlang im Wasser ziehen, streckenweise sogar tragen und ruinierten die schönen Boote nur. Ich rate Ihnen gut, packen Sie wieder ein und senden Sie Ihre Boote nach Beuron! Von dort aus mag es eben gehen."

Was tun? Der Herr ist Faltbootbauer und muß es wohl wissen. Aber wir wären so gern endlich gefahren. Kurt will auch durchaus los, aber die Vernunft siegt. So packen wir traurig ein, schleppen Boote und Gepäck zur Station und schicken alles nach Beuron. Wir selbst nehmen aber nur eine Fahrkarte nach Fridingen. Können wir die herrliche Donauschleife zwischen Fridingen und Kloster Beuron nicht mit unsern Booten befahren, so wollen wir sie doch wenigstens zu Fuß kennenlernen.

Hinter Fridingen steigen wir die Höhe hinauf. Oben steht eine kleine Kapelle, von der wir einen schönen Blick auf das Dorf und das friedliche Tal haben. Die Kapelle ist zur Erinnerung an die Gefallenen des Ortes errichtet. Wir treten ein. Über einer Betbank erhebt sich, schön ausgeführt, eine Gruppe: die Mutter Maria mit ihrem toten Sohn Jesus im Schoße. Darüber die Worte: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er das Leben lässet für die Brüder." An der Seitenwand die Namen der Gefallenen. Durch bunte Fenster fällt warmes Licht über die Gruppe und die Namen der toten Helden. Mir wird ganz feierlich zumute. Noch niemals habe ich ein so ergreifendes Kriegerdenkmal gesehen. Lange stehen wir stumm im Anschauen der Gruppe und denken an unsere gefallenen Brüder.

Dann geht es steil bergab zum Donautal. Als wir das spärliche Wasser sehen, das sich zwischen unendlichem Steingeröll seinen Weg sucht, sind wir doch herzlich froh, daß wir dem Rat des Bootbauers folgten und unsere Boote vorausschickten.

Der Weg an der Donau entlang ist von unbeschreiblicher Schönheit. Hier beginnt der Durchbruch der Donau durch die Schwäbische Alb. Im Laufe von Jahrtausenden hat sich der Fluß ein tiefes Bett durch das weiche Kalkgestein gegraben. Zu beiden Seiten erhebt sich schroff das Gebirge, von zahllosen tiefen Schluchten durchzogen. Einzelne mächtige Kalkfelsen steigen jäh in die Höhe; ringsum ist das Gestein durch Wasser und die Macht der Witterung abgetragen. Und wo die Verwitterung schon weit genug fortgeschritten ist, wächst herrlicher Buchenwald, der sich bis tief in die Schluchten hineinzieht und die Kalkmassen wie ein grüner Kranz umgibt. Auf einem der steilsten und höchsten Felsen erblicken wir das große Schloß Bronnen. Ich möchte am liebsten hinaufsteigen, aber der Eintritt ist verboten. Vater vertröstet mich darauf, daß wir in den nächsten Tagen die Burg Wildenstein besteigen werden.

Nach dreistündiger Wanderung tauchen die Türme des Klosters Beuron auf, der einzigen deutschen Erzabtei des Benediktinerordens. Sie stammt wohl noch aus der Zeit, in der das Land für das Christentum gewonnen wurde. Vater erzählt, daß die Klostersiedlungen eigentlich immer in landschaftlich schöner Umgebung angelegt sind. Hier trifft das ganz gewiß zu. In der Mitte das Kloster, ringsum lachende Wiesen, im Winde sich wiegende, kornschwere Getreidefelder und als Abschluß die mächtigen grauweißen Kalkfelsen, an denen sich der Wald hinaufschiebt — ein herrlicher Anblick. Die Kirche ist prächtig und mit großer Liebe ausgeschmückt. Was Vater und Kurt über den neuen Beuroner Stil sagten, der sehr beachtenswert sei, sich aber in den barocken Stil der Anlage nicht recht einfüge, habe ich freilich nicht ganz verstanden.

Nun holen wir unser Gepäck vom Bahnhof, bringen es zur Donau und beginnen mit großer Freude zum zweitenmal den Aufbau. Jetzt gibt es keine Enttäuschung mehr. Nach einer Stunde sind beide Boote fertig. Wir tragen sie zum Flusse hinab, verstauen die Riesenmasse von Gepäck, und nun stoßen wir ab. Das ist ein herrliches Gefühl, wenn so die ersten Paddelschläge ins Wasser fallen. Und köstlich ist die Frische auf dem Wasser nach der heißen Wanderung.

Der Abend naht bereits, im Talgrund senken sich schon die Nebel hernieder. Aber hoch oben die Zacken und Felsentürme erstrahlen noch lange im wärmsten Lichte. Ganz leise tauchen wir unsere Paddel ins Wasser, um die Feierlichkeit des Abends nicht zu stören. Nur noch eine kurze Fahrt an diesem Tag, dann müssen wir uns zur Nacht rüsten. Auf einer Waldblöße unterhalb eines gewaltigen Felsens finden wir einen guten Zeltplatz. Wir schaffen unser Gepäck hinauf, ziehen die Boote an Land und knüpfen das Spritzverdeck über den Waschbord, damit es nicht hineinregnet. Die Zelte werden aufgeschlagen und schöne Lager aus Luftmatratzen und Wolldecken zurechtgemacht. Dann sitzen wir um das Lagerfeuer, an dem Doktor Eck, der Chemiker, mit Kunst und Liebe ein trefflich duftendes Mahl zusammenbraut, sprechen noch einmal von den Eindrücken des Weges, genießen den schönen Abend und freuen uns auf morgen. Aber nun zwingt die hereinbrechende Dunkelheit zur Eile. So essen wir schnell und schlüpfen dann in die Zelte. Über uns leuchten schon die Sterne. Eine Zeitlang grüßt durch die dünnen Wände des Nachbarzeltes noch die Laterne. Dann ein Gutenachtgruß. Die Lichter aus! Ich liege behaglich im schönen Zelt. Doch lange kann ich nicht einschlafen; all das Neue, das ich erlebt habe, zieht mir immer wieder durch den Sinn und ich muß nur denken: Was ist das für ein herrliches Leben, das wir jetzt führen! (Forts. folgt)

Briefmarken-Kamerad

Australien. Zu Ehren des Captain Sturt, des Erforschers von Inneraustralien, der vor hundert Jahren den Murrayfluß entdeckte, erschienen zwei Gedenkmarken: ½ Penny rot, 3 Pence blau, beide mit dem Bildnis Sturts.

Belgien. Von der Gedenkausgabe für die Jahrhundertfeier der belgischen Selbständigkeit sind die ersten Werte erschienen: 35 Cent. grün Rubens, mit der Inschrift „Antwerpen — Anvers 1930", 35 Cent. grün Gramme, Erfinder der Dynamomaschine, Text: „Liège—Luik—1930". Antwerpen und Lüttich erhielten diese besonderen Jubiläumsmarken, weil in diesen beiden Städten Jubiläumsausstellungen stattfinden. In der Freimarkenreihe Type Wappenlöwe weitere Werte: 60 Cent. karmin, 75 Cent. violettblau. Von einer neuen Luftpostreihe liegen folgende Werte vor: 50 Cent. blau Flugzeug über dem Strand von Ostende, 1,50 Fr. dunkellila Flugzeug über St. Hubert, 2 Fr. grün Flugzeug über der Maas bei Namur, 5 Fr. lackfarben Flugzeug über Brüssel. Diese Reihe soll nur für den Luftpostverkehr mit Belgisch-Kongo dienen.

Brasilien. Als letzter Wert in der schon wiederholt erwähnten Flugpostreihe: 2000 Reis grün Bartholomeu Gusmao. Für den Zeppelinverkehr sind folgende Sondermarken ausgegeben worden: 10 000 Reis blau, Inschrift: „Brasil — E. U. A." (= Estados Unidos America), für den Verkehr nach Nordamerika bestimmt; 5000 Reis grün, 10 000 Reis rot, Inschrift „Brasil—Europa", beide für den Verkehr mit Europa bestimmt. Markenbild: Zeppelin über dem Meere. Allen drei Werten ist die Inschrift gemeinsam: „Primeiro Voo Commercial (Erster Verkehrsflug)".

Deutsches Reich. Die anläßlich des Südamerikafluges des Zeppelins ausgegebenen Marken zu 2 und 4 Mark unterscheiden sich von den bisherigen Zeppelinmarken nur durch den in der linken oberen Ecke

angebrachten fliegenden Adler und die darunter befindliche zweizeilige Inschrift „Erste Südamerika-Fahrt". Die 80-Pfennig-Freimarke erscheint nun in bräunlichgelber Farbe.

Finnland. In der neuen Freimarkentype (stehender heraldischer Löwe) neuer Wert 25 Penni braun.

Frankreich. Anläßlich des Kongresses des Internationalen Arbeitsbüros in Paris wurden die 50 Cent. rot (Säerin) und die 1,50 Fr. blau (Pasteur) mit dem vierzeiligen Aufdruck „Congrès — du — B. J. T. — 1930" versehen.

Portugal. In der Ceres-Type neu: 5 Cent. braun, 15 Cent. schwarz, 25 Cent. graubraun, 32 Cent. grün.

Schweden. Ohne Wasserzeichen ausgegeben wurden die Freimarken zu 5, 10 und 60 Öre.

Spanien. Die bekannte Zuschlagsmarke zu 5 Cent., die im Postbezirk von Barcelona ausgegeben wurde, um den geldlichen Mißerfolg der dortigen Weltausstellung zu verringern, erschien in neuer Variante. Die Jahreszahl ist nun auf „1930", die Nummer der Reihe auf „4" abgeändert, die Farbe grün.

Türkei. In der latinisierten Freimarkenreihe neu: 10 Para grün Schmied Boskurt, 20 P. hellviolett, 1 Kurus olivgrün Eisenbahnbrücke, 7½ Kurus weinrot Paß Scherias.

Ungarn. Zum Jubiläum des Heiligen Emmerich erschienen Gedenkmarken 8 + 2 Filler St. Emmerich, 16 + 4 Filler St. Stephan und St. Gisela, 20 + 4 Filler St. Ladislaus, 32 + 8 Filler St. Gerhard, den jungen Emmerich unterrichtend, letzterer Wert ist in liegendem, die übrigen Werte sind in stehendem Format gehalten.

Praktische Winke für Bastler

Trichter für enghalsige Flaschen aus einer Eierschale. Wenn wir Flüssigkeiten von einer Flasche in eine andere gießen wollen, so ist dies eine Arbeit, die ohne Hilfsmittel unter Umständen sehr schwierig ausführbar ist. Nur wenige haben eine solch sichere, ruhige Hand, daß sie, ohne von der Flüssigkeit etwas zu verschütten, das zustande bringen werden. Nun gibt es zu diesem Zweck Trichter, aber oft kommt es vor, daß sie für den Flaschenhals zu weit sind. In diesem Fall ist eine leere Eierschale ein gutes Hilfsmittel. Man versieht sie in der Mitte mit einem kleinen Loch, setzt diesen künstlichen Trichter auf die zu füllende Flasche und kann nun getrost aus der andern herausschütten.

Trichter für enghalsige Flaschen aus einer Eierschale.

Kölner Leim, der stets gebrauchsfertig ist und in den geringsten Mengen zur Verfügung steht, kann sich der Bastler selbst herstellen. Man bereitet nach der üblichen Methode eine heiße Leimlösung und mengt ihr einige Tropfen Karbolsäure bei. Nach dem Erkalten füllt man die Leimgallerte in eine mit Karbolwasser ausgeschwenkte weithalsige Flasche ab. Diese muß danach mit einem paraffinierten Korkstöpsel luftdicht abgeschlossen werden. So kann der Leim monatelang aufbewahrt werden, ohne an Bindekraft zu verlieren. Zum Leimen entnehmen wir der Flasche die erforderliche Menge, verflüssigen sie im Wasserbad und bestreichen damit die zu verleimenden Flächen. Der von uns selbst bereitete Leim ist den im Handel üblichen kaltflüssigen Leimen überlegen, da seine Bindekraft viel größer ist und er die zu verleimenden Gegenstände beim Erkalten anzieht, das heißt bis zum Trocknen unverrückbar festhält.

Als Diapositive lassen sich sehr gut auf Glas übertragene Federzeichnungen verwenden. Diese von uns gefertigten Diapositive leisten uns bei Vorträgen zu Hause oder im Freundeskreis gute Dienste. Wir brauchen dazu eine alte, von der belichteten Schicht befreite und sauber gereinigte Photoplatte. Mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand halten wir die Platte genau waagrecht, gießen einen vollen Kaffeelöffel Mattlack mitten darauf und verteilen ihn durch Neigen der Platte nach den verschiedensten Seiten gleichmäßig über die ganze Oberfläche. Den überschüssigen Lack gießen wir in die Flasche zurück und lassen die Platte auf einem Stativ abtropfen und trocknen. Nach dem Trocknen kann mit einer Tuschfeder und schwarzer Tusche genau so gut wie auf bestes Zeichenpapier gezeichnet werden. Auch Farbtöne lassen sich leicht und lasierend auftragen. Die fertige Zeichnung wird schließlich mit Kaltlack für Negative übergangen, dann erfüllt die fertige „Diapositivplatte" ihre Aufgabe im Projektionsapparat einwandfrei.

*

Auflösung des Kapselrätsels von Seite 704:

1. Krähe, 2. Amsel, 3. Fink, 4. Meise, 5. Ammer, 6. Ente, 7. Eule, 8. Drossel, 9. Schwan, 10. Grasmücke.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Sämtliche Gruppen waren nun zu einer einzigen Gruppe Warendorf zusammengefaßt, die Ullo führte, denn die vier Führer der Jungscharen waren auch alle schon als Kriegsfreiwillige eingetreten. Somit waren fast fünfzig Jungen beisammen, keine leichte Aufgabe für den noch nicht Sechzehnjährigen, aber er wurde ihr gerecht. Wo es irgend möglich war, stellte er die Arbeitskraft der Gruppe in den Dienst der vaterländischen Sache.

Nebenher freilich galt es, den Betrieb der Fahrten, Nest- und Singabende und des Gruppenturnens aufrecht zu erhalten, und das alles zusammen hätte schließlich wohl doch die Kräfte des jungen Führers überstiegen, hätten ihm nicht in den vier Jungen der alten Stammschar zuverlässige Helfer zur Seite gestanden. Es ist für trotzige Jungen gewiß nicht leicht, sich jemand unterordnen zu sollen, der bis dahin neben ihnen stand, aber wenn wirklich einmal dieser oder jener anderer Meinung war als Ullo, so dachte er nur an Hans Runge und fügte sich sofort, Hans zuliebe und der Bewegung zum Nutzen.

Ullo selbst hatte noch manchmal unter schwermütigem Grübeln zu leiden, wenn er daran dachte, daß es ihm nun verwehrt sein würde, die Waffe für Deutschland zu tragen. Immer und immer wieder beschlich ihn das furchtbare Gefühl, kein vollwertiger Mensch mehr zu sein, bis dann ein Erlebnis schon im ersten Kriegsherbst ihm zeigen sollte, daß seine Gedanken damit auf einem Irrwege waren.

Es war ein Sonnabendnachmittag, und die Gruppe auf dem Wege ins Landheim. Als die Jungen an den See kamen, der hier eine Art Hafen bildet, in dem die großen Frachtkähne liegen, und um einen großen Speicher bogen, sahen sie am Wasser einen Menschenhaufen stehen. Aufgeregte Rufe drangen zu ihnen herüber, anscheinend war jemand im Begriff zu ertrinken. Wie auf Kommando rannten die Jungen hin. Etwa fünfzig Personen standen am Ufer und sahen entsetzt auf die Unglückstelle. Da trieb ein Kahn kieloben, und vier Knaben im Alter von etwa acht bis elf Jahren waren ins Wasser gestürzt. Zwei hatten sich an den Kahn geklammert, einer, der ein bißchen schwimmen konnte, versuchte das Ufer zu erreichen, aber man sah schon, daß seine Kräfte nicht ausreichen würden, und der vierte tauchte gerade noch einmal an der Oberfläche auf, um dann nach einem schon halberstickten Hilferuf wieder wegzusinken. Eine Frau war mit unter den Leuten am Ufer; es war ihr Junge, der da eben unterging. „Sind hier denn lauter Weiber?“ schrie sie. Aber die Männer, die dabeistanden, waren wie gelähmt vor Entsetzen, keiner wagte den Versuch zur Rettung, obwohl es bis zum Kahn kaum hundert Meter waren.

Wieder und wieder tauchten die beiden mutigen Jungen, bis Ullo dann wirklich den Bewußtlosen an die Oberfläche brachte.

Mit einem Blick übersah Ullo die Lage. Eine Sekunde später hatte er schon

Tornister und Jacke von sich geworfen und war hineingesprungen. Helmut, Albrecht und Karlheinz folgten seinem Beispiel, ohne einen Augenblick zu zögern. Ullo schwamm auf die Stelle beim Kahn zu, wo der Junge gesunken war. Die übrigen bemühten sich zunächst um den, der versucht hatte, das Ufer zu erreichen, denn auch diesen hatte das Gewicht seiner Kleider nun schon hinuntergezogen. Beim dritten Tauchen gelang es Karlheinz, ihn zu finden, aber das Tauchen hatte ihn selbst so erschöpft, daß er die weitere Rettung Helmut überlassen und froh sein mußte, wenn seine Kräfte noch reichten, allein zurückzukehren.

Albrecht nun schwamm weiter, um Ullo zu helfen. Wieder und wieder tauchten die beiden mutigen Jungen, bis Ullo dann wirklich den Bewußtlosen an die Oberfläche brachte. Was aber nun? Sie versuchten gemeinsam, den Jungen auf den Kiel des Kahnes zu heben, aber das ging nicht. Auch einer von ihnen hätte nur an einem der beiden Enden auf den Kahn klettern können, da aber hingen die beiden andern Jungen, und diese waren in ihrer Angst nicht zu bewegen, dort loszulassen und an der Breitseite Halt zu suchen. So waren Ullo und Albrecht denn auch am Ende ihrer Kraft, als schließlich das Beiboot eines Frachtkahnes mit dem Schiffer herankam und sie alle fünf aufnahm.

Am Ufer machten sich Helmut und Karlheinz gleich daran, Wiederbelebungsversuche vorzunehmen; schon nach wenigen Minuten hatten sie Erfolg.

Ullo hatte Mühe, sich der Begeisterung der inzwischen noch weiter angewachsenen Menge und der Dankbarkeit der Mutter des von ihm geretteten Jungen zu entziehen. Er zog seine Jacke an, nahm den Affen auf den Rücken und kommandierte: „In Viererreihen!" Einen Augenblick später zog der Trupp schon weiter. „Günter, stimm ein Lied an!" Als die Wandervögel dann den Blicken der Menge entschwanden, tönte ihr Lied noch herüber: „Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann, / Der Soldat allein ist der freie Mann".

Es gibt auch Soldaten des Alltags, die zwar keine Uniform tragen, aber immer und überall bereit sind, sich einzusetzen für hohe Ziele, für andere Menschen, für selbsterwählte Pflichten. Solch ein Soldat des Alltags war Ullo, und von diesem Tage an quälte ihn nicht mehr der Gedanke, kein voll leistungsfähiger Mensch zu sein. Er war nun ein ganzer Kerl; die Erwachsenen achteten, seine Jungen bewunderten, die Freunde liebten ihn. Reich und glücklich fühlte er sich. Er blätterte am andern Tage zu Hause in seinem alten Tagebuche, und als er an die Stelle kam: „Mein Ziel: zu werden wie Hans Runge", da lächelte er froh und dankbar. Er wußte, nun war er dem Ziele nicht mehr fern. Auch das verdankte er Hans, und er nahm das Bild zur Hand, das dieser ihm geschickt hatte. Einen jungen Grenadier zeigte es, dessen Augen ernst und klar blickten. —

Über Krieg, Schule und Gruppenleben verging wie im Fluge ein Jahr, und als man Herbst 1915 schrieb, da war manches anders geworden. Deutschland hatte darangehen müssen, seine Ernährung und manches andere zu rationieren. Fühlbar war nun die Not des Krieges geworden, und wenn auch unsere Truppen mitten in Feindesland standen, so war doch noch kein Ende abzusehen.

Was die Gruppe anbetraf, so durften der Leder- und Nahrungsmittelknappheit wegen manche von den Jüngeren schon nicht mehr mit auf Fahrt, und manchen Eltern war Ullo als Führer zu jung, so daß sie ihren Sohn nicht mit ließen. So waren es nur noch gegen zwanzig, die zur Schar gehörten; die aber waren in Treue und Begeisterung dabei und ließen sich nicht unterkriegen durch die Not der Zeit. Da für längere Fahrten auf der Eisenbahn der Magistrat Dringlichkeitsbescheinigungen hätte ausstellen müssen, war die Gruppe auch während der Ferien an die engere Heimat gebunden, aber auch so wurden die Fahrten schön. Der Schulbetrieb hatte in manchen Fächern Einschränkungen erfahren müssen, weil es an Lehrern fehlte, dafür wurden die Schüler mehr und mehr zum Kriegshilfsdienst herangezogen. Gerne arbeiteten sie dafür, da sie wußten, daß es für Deutschland war.

Es steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Eichendorff

Helmut war nun auch schon Unterprimaner, Ullo und Albrecht hatten Ostern ihr Einjähriges gemacht, und Karlheinz war jetzt wirklich Erster seiner Klasse, der Untersekunda, geworden, während Günter auch ohne Aufenthalt in die Obertertia vorgedrungen war. Günter war tüchtig gewachsen und in allem ernster und reifer geworden. Seine Gedanken waren fast immer bei Hans, und in allem, was er tat, dachte er, wie der Freund sich wohl dazu stellen würde. Es gab keinen eifrigeren Benutzer der Deutschen Feldpost als ihn, der früher unerhört schreibfaul gewesen war. Er hatte jetzt mit seiner Mutter zusammen eine schönere Wohnung bezogen, und die Mutter brauchte auch nicht mehr weißzunähen; sie konnte sorgenfrei leben, wenn eben nicht die ewige Angst um ihres Detlevs Leben sie gequält hätte. Diese Angst um die Helden da draußen lastete wie ein Alp über Deutschland.

Detlev selbst hatte beim Militär schon vielerlei durchgemacht. Im Januar 1915 war er mit Hans

zusammen — beide gehörten zu ein und derselben Korporalschaft — ins Feld gekommen, an die Westfront. Da hatten sie sich in den heißen Kämpfen in Flandern das Eiserne Kreuz verdient.

Eines Tages im Juni war Detlev zum Kompanieführer befohlen worden. Er hatte keine Ahnung, was los sei, und ging mit etwas bänglichen Gefühlen hin. Der Leutnant hatte ihm aber auch nichts anderes mitteilen können, als daß er sich marschfertig machen solle. Er sei laut Regimentsbefehl zur Fliegertruppe versetzt und habe sich in Darmstadt beim Kommandanten des Ausbildungslagers zu melden. Zu den Fliegern versetzt! Das war wie ein Traum. Wieviele wollten dahin, und wie wenigen nur glückte es! Dabei hatte er nicht einmal ein Gesuch eingereicht, während Hans das seit langem getan hatte, ohne bis jetzt Bescheid erhalten zu haben. Da mußten irgendwie der Oberingenieur dahinterstecken und das Werk, dessen ganze Arbeit jetzt natürlich auf den Bau von Militärflugzeugen eingestellt war. Detlev war ganz aufgeregt vor Freude. Nur die Trennung von Hans fiel ihm schwer; aber vielleicht kam Hans ja auch noch zur Fliegertruppe und ein Wiedersehen in Darmstadt war möglich. Doch es war die Zeit, wo niemand, der Soldat war, wußte, ob morgen nicht schon der Tod ihn treffen würde. So nahmen die beiden Freunde denn Abschied voneinander.

Zwei Tage später stand Detlev vor dem Kommandanten in Darmstadt. „Gefreiter Meußel?" — „Zu Befehl, Herr Major!" — „Sie sind unter gleichzeitiger Beförderung zum Unteroffizier zur Ausbildung als Flugzeugführer hierher abkommandiert. Nach erfolgter Ausbildung werden Sie auf Anforderung der Flugzeugwerke in S. nach dort versetzt."

Detlev wußte vor Freude kaum, wie ihm geschah. Unteroffizier war er, Flieger sollte er werden! Nur das eine paßte ihm nicht, daß er dann nachher in der Heimat sitzen sollte, in S., statt an der Front Dienst zu tun. Nun, das würde sich wohl auch noch einrenken lassen. Hauptsache war nun einmal die Ausbildung.

Detlev kannte in diesen vier Monaten im Lager nichts anderes als die Maschinen. Kaum daß er sich Zeit zum Schlafen und Essen nahm, jede dienstfreie Stunde fand ihn auf dem Flugplatz. Die Fachkenntnisse, die er mitbrachte, waren gar nicht so gering, so daß er den Vorgesetzten immer wieder durch seine Leistungen auffiel. Hei, die Freude, als er dann zum ersten Male fliegen durfte! Häufig gab es Bruch beim Landen, wenn ein Anfänger die Maschine zum ersten Male steuerte, aber Detlev schien es, als seien er und das Flugzeug eins, als steuere er es schon lange Jahre, und leicht und glatt setzte er beim Landen auf. Oh, es war da eine Menge zu lernen, auch für ihn noch, zum

Um den Ball / Phot. A. Rumbucher jr., D. L. N.

Schloß Wildenstein im oberen Donautal / Phot. Kugler, Sigmaringen.

Beispiel allerlei mathematisches Wissen! Aber während die Arithmetik auf der Schule durchaus nicht in seinen Kopf hatte hinein wollen, hier, wo alles das seinen Zweck und Sinn für die Erreichung eines praktischen Zieles hatte, fiel es ihm viel leichter, und seine Instrukteure wollten ihm kaum glauben, daß er nicht einmal das Einjährige hatte, daß er vor der Militärzeit einfacher Schlosserlehrling gewesen war.

Dann war die Zeit der Ausbildung vorbei. Detlev bekam seinen fälligen zehntägigen Urlaub, nach dessen Ablauf er sich in S. melden sollte. Das war natürlich eine Festzeit für die Warendorfer Gruppe, denn auch Hans hatte gleichzeitig Urlaub und war einen Tag vor Detlev von der Westfront her eingetroffen. Auch er trug Unteroffizierslitzen und sollte, wenn bis dahin alles glatt ging, Anfang 1916 zum Offizierkursus nach Deutschland.

Es waren gerade Herbstferien, und so hatten denn die Jungen Zeit genug, mit ihren Soldaten zusammen zu sein. Damals gab es keinen glücklicheren Jungen in Deutschland als Günter, dem Freund und Bruder so lange gefehlt hatten, der um sie bangte und nun beide wieder bei sich hatte. Doch es war für kurze Zeit nur. Wie im Fluge vergingen die Tage des Glückes für die Warendorfer Jungen und die Urlauber. Oft waren sie draußen im Landheim und auch für drei Tage mit dem ganzen Trupp der vereinigten Ortsgruppe auf Fahrt. Hans sah, daß Ullo die Führung fest in der Hand hatte und daß die Gruppe innerlich gut und stark war, wenn sie durch den Krieg auch an Zahl verloren hatte. Er freute sich über die selbstlose Arbeit, die Helmut, Albrecht, Karlheinz und Günter geleistet hatten, um Ullo die Aufgabe zu erleichtern und die Gruppe weiterzuführen auf dem Wege zu den Hochzielen, die Hans seinen Jungen gesteckt hatte.

So sagte er es diesen alten Getreuen denn auch, als sie eines abends alle sieben mit Pauper an der Landheimbucht lagen, während die Schar der neuen Scholaren schon schlief, und dankte ihnen für den treuen Dienst an der Sache. Er ließ sich berichten über alles, was geschehen war, und die fünf fanden reichen Lohn für ihre Treue in dem Lob, das Hans ihnen spendete, in dem Druck seiner Hand, als er ihnen Dank sagte. Alle hatten sie im Herzen Hans lieb, um dessen Wiederkehr sie zitterten, wenn er nun wieder hinauszog. War er doch ein Stein des gewaltigen Dammes von Helden, der die Heimat beschützte. Wieder sprach Hans davon, daß er nicht heimkehren würde aus diesem Kriege, und die Jungen glaubten es, so sehr ihr Hoffen sich sträuben wollte, denn sie wußten, Hans Runge würde immer da stehen, wo es am heißesten zuging. Das Eiserne erster, das er noch als Gefreiter sich geholt hatte, war nicht wohlfeil gewesen. Der da vor ihnen saß, Hans Runge, der war dem Tode verfallen, der war viel zu kühn, als daß er ihm entgehen konnte. Er war ihr Führer gewesen, anderthalb Jahre nur, dann war er Soldat geworden und fast ebensolange schon von ihnen fort. Ihr Führer aber war er immer noch, das fühlten sie, auch wenn er fallen sollte. Immer und überall würde ihrem Handeln Richtung geben, was er vor ihnen gut, was er böse genannt hatte, immer würde er ihnen Vorbild bleiben. Das war es, was die Jungen empfanden, als sie an diesem letzten Abend vor seiner Rückkehr an die Front beim Landheim mit ihrem Hans zusammen waren. Hans Runges Gesicht war schärfer, älter geworden, aber seinen Blick hatte all das Gräßliche draußen nicht trüben können, seine Augen hatten den gleichen Glanz wie immer. Sein Wesen war ernster geworden, vor allem seit sein Bruder, der ihm Bruder und Vater in einem gewesen, nun vor wenigen Wochen in den Karpathen beim Sturmangriff gefallen war, den Degen in der Faust, vorstürmend an der Spitze seiner Kompanie.

Ja, Doktor Runge schlief schon den langen Schlaf, ohne je seinen Jungen gesehen zu haben, nach dem sein Herz sich doch so gesehnt hatte. Vaterlos sollte dieses Kind aufwachsen, vaterlos, aber nicht schutzlos. Darüber sprach Hans mit Karlheinz, und der versprach ihm, an dem Kinde vergelten zu wollen, was der Vater und was Hans an ihm und seinen Geschwistern getan hatte.

So war nun die Urlaubszeit vorbei. Hans war wieder an die Front, Detlev nach S. abgefahren, und die Warendorfer hatten wieder Schule und Alltag um sich.

Karlheinz lebte nach wie vor bei Frau Doktor Runge, und auch Pauper, der Treue, hatte da seine Heimat. Doch der Hund schien zu kränkeln, seit Hans wieder fort war. Wie toll hatte er den Urlauber begrüßt. Keine Minute war er von seiner Seite gewichen, und als dessen Zug dann angefahren war, da war das Tier in mächtigen Sätzen nebenher gelaufen, wollte sich nicht noch einmal von seinem Herrn, den es liebte, trennen lassen. Es schnitt allen in das Herz, die das sahen. Spät erst an diesem Abend war Pauper von der aus-

sichtslosen Jagd zurückgekehrt, und von da an ließ er den Kopf hängen; es gab nichts, was ihn aufmuntern konnte. Wohl nahm er sein Futter wie immer, wohl zog er noch mit der Gruppe auf Fahrt, aber niemand hörte ihn mehr freudig bellen, niemand sah ihn mehr lustig herumspringen. Das Tier verzehrte sich in Sehnsucht, und traurig war es im ganzen Hause.

Die junge Witwe war ganz in die Welt ihres Schmerzes versunken, und nur Karlheinz hatte so viel Macht über sie, um durchzusetzen, daß sie nicht Essen und Trinken oder gar das eigene Kind über ihrer Trauer vergaß. Eine große Geduld gehörte dazu, aber Karlheinz besaß sie, Geduld und darüber hinaus verehrende Liebe zu dieser jungen Frau, die so hart vom Schicksal getroffen war. Schließlich trug er den Sieg davon; Frau Doktor Runge fand allmählich die Kraft, sich abzufinden mit dem Unabänderlichen und tapfer an die Erfüllung der Pflichten zu gehen, die das Dasein des Kindes ihr stellte. Nur die Nächte sahen noch ihre Tränen, während jeder neue Tag sie bereit fand zu Arbeit und pflegender Sorge. Ja, noch mehr Pflichten bürdete sie sich nun auf, nahm genesende Verwundete in ihr Haus und arbeitete manchen Abend bis in die Nacht hinein an der Fürsorgearbeit für die Kriegshinterbliebenen, und ihre Kräfte wuchsen mit den Sorgen. Karlheinz hatte gesiegt. (Fortsetzung folgt)

Mit Faltboot und Zelt auf der oberen Donau

Von Helmut Rotermund (Fortsetzung)

Das Zwitschern der erwachenden Vögel weckt mich. Ich luge ein wenig durch den Zeltverschluß. Schwere Nebel lagern noch über dem Tal. Eine Weile lausche ich den Vogelstimmen, dann wickle ich mich wieder fest in meine Decke und schlafe noch einmal ein, bis das Aufstehen der andern mich weckt. Ein kurzer Waldlauf, dann hinein in die Donau! Oben wird unterdessen das Frühstück bereitet. Wie das nach dem kalten Bad schmeckt!

Nun wird alles gut verwahrt, und dann geht's zum Wildenstein hinauf, der trotzigen Burg, die wir am Abend schon vom Wasser aus gesehen haben. Die Räume der Burg sind nicht besonders schön, aber wie sie da liegt, das ist großartig. Man schreitet durch ein Torgebäude und denkt, nun kommt man in den Burghof. Weit gefehlt. Der Durchgang führt zu einer etwa 12 Meter langen Brücke, die sicher früher eine Zugbrücke war. Sie liegt über einem Abgrund von wohl 20 bis 30 Meter Tiefe; denn die Burg selbst steht auf einem einzelnen Felsen, der fast 200 Meter steil emporragt und nur über die Zugbrücke zugänglich war. Wer konnte dem Ritter da droben etwas anhaben? Solange das Schießpulver nicht erfunden war, niemand.

Herrlich ist die Aussicht von hier oben. Weit sieht man ins Donautal hinein. Ganz klein liegt da tief unten unser Lagerplatz, vor ihm die Donau, dahinter die Wiesen und dann wieder die Felsenwände des Jura — ein Anblick, der sich gar nicht beschreiben läßt.

Wieder hinab zum Lagerplatz! Die Boote werden zu Wasser gelassen und bepackt. Fröhlich fahren wir weiter. Aber das Vergnügen soll nicht lange dauern, denn plötzlich sperrt ein großes Wehr unsern Weg. Neunzehn Wehre mußten wir auf der Fahrt bis Ulm überwinden. Sie stauen das Wasser, um Mühlen, Elektrizitätswerke oder auch Pumpwerke zu treiben. Die Pumpwerke befördern das Wasser zu den hochgelegenen Ort-

Schloß Sigmaringen. Phot. Kugler, Sigmaringen.

schaften, denen es infolge des durchlässigen Kalkbodens oft an Wasser fehlt. Neunzehn Wehre, das ist eine harte Arbeit, und dies erste Wehr ist wohl das schlimmste von allen. Das Ufer fällt steil ab und trägt zudem dichten, jungen Waldbestand. Wie sollen wir hinüberkommen? Lange überlegen wir. Schließlich klettern Kurt und Doktor Eck die wohl 1,5 Meter hohe Wehrmauer hinunter, Vater und ich steigen auf die schmale, schlüpfrige Mauer. Rutschen wir ab, so fallen wir in das hochgestaute Wasser oder nach der andern Seite auf die Steine, und das wäre bei weitem schlimmer. Also vorsichtig sein! Wir schieben den Bug des ersten Bootes langsam über die Mauer. Unten steht Doktor Eck mit hocherhobenen Händen und stützt ihn. Nun geht es nach Zählen: eins, zwei, drei, immer ein Stück weiter. Kurt packt auch zu, und beide gehen im flachen Wasser vorwärts, bis das Boot ganz über die Mauer gelangt ist. Wir lassen das Heck langsam an der Bootsleine hinab, die beiden Untenstehenden senken das Boot erst auf die Schultern, nehmen es dann auf den Arm, und so kommt es schließlich wieder zu Wasser. In gleicher Weise bringen wir das zweite Boot hinunter, laden dann das Gepäck wieder ein, und nun kann die Reise weitergehen. Eine Stunde lang hat uns das böse Wehr wohl aufgehalten.

Doch nun ziehen unsere Boote fröhlich ihre Bahn. Doktor Eck und Kurt voraus, wir, Vater und ich, hinterher. Wohl drei Viertelstunden sind wir so gefahren, da liegt eine Insel in der Donau. Rechts und links zwängt sich der Fluß in sehr schmalem Bett rauschend vorbei. Wir sehen wohl, daß Kurt und Doktor Eck auf dem linken Weg einige Schwierigkeiten haben, ahnen aber nichts Böses und folgen ihnen. Doch kaum geraten wir in die Strömung, als wir schon mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die weit über das Ufer hinausragenden Weiden geworfen werden. Der Rand des Bootes stößt gegen das Wurzelgeflecht, die Strömung wirft sich mit aller Macht gegen den Rumpf, und das Boot legt sich auf die Seite. Ich sehe noch, wie das Wasser ins Boot strömt, da springe ich heraus. Als ich in dem nicht sehr tiefen Wasser wieder auf die Füße komme, liegt das Boot kieloben an die Weiden gepreßt. Von Vater sehe ich nichts. Ein banger Schreck erfaßt mich. Aber da greift weiter unten eine Hand aus dem Wasser heraus, und gleich darauf taucht Vater wieder auf. Wie froh bin ich, als ich ihn wiedersehe!

Unsere erste Sorge ist nun das Boot. Es muß zerdrückt werden, wenn es diesem Wogenandrang lange ausgesetzt bleibt. Wir versuchen es freizumachen. Vergebliche Mühe. So schieben wir es am Gebüsch entlang, bis die Strömung es selbst von den Weiden abtreibt.

Doch nun setzt eine neue Schwierigkeit ein; die Strömung ist so stark, daß wir das Boot nicht halten können. Es treibt dahin und reißt uns mit sich fort. Sinken kann es wegen der Luftsäcke unter Vorder- und Hinterverdeck nicht. Es gibt eine wilde Jagd. Unsere Füße schmerzen bei jedem Schritt auf den scharfen Flußkieseln, aber wir lassen nicht los, bis wir das Boot auf eine Kiesbank drücken können. Nun wird es umgedreht. In diesem Augenblick kommen auch Kurt und Doktor Eck. Woher wissen sie denn ...? Ach so, sie haben den Unfall an unsern Paddeln gemerkt, die auf sie zugeschwommen sind! Mit vereinten Kräften gelingt es, das Boot durch die Strömung hindurch an Land zu bringen.

Nun geht's ans Auspacken. Ach du meine Güte! Decken, Kleidungstücke, Vaters Zigarren, seine Uhr, sein Fernglas, alles klitschnaß. Und seine Mütze und der einzige Spiegel sind überhaupt nicht wiederzufinden. Alles andere war zum Glück so verstaut, daß es nicht herausfallen konnte.

Wir breiten unsere nassen Sachen auf der angrenzenden Wiese aus und machen uns daran, das Boot auszuleeren. Da kommt plötzlich ein Mann mit einer Peitsche angerannt. „Was tun Sie auf meiner Wiese? Gleich bezahlen Sie zehn Mark, sonst zeige ich Sie an!" Wir setzen ihm unser Unglück auseinander. „Ist mir ganz einerlei, ob Sie gekentert sind oder nicht. Zehn Mark! Auf der Stelle!"

Vater sagt, daß er den Schaden, den wir vielleicht auf der Wiese angerichtet haben, gern bezahlen will, aber zehn Mark kann er ihm doch nicht geben. Doch der Kerl ist ganz wild; er kommt immer wieder mit seinen „Zehn Mark! Auf der Stelle!", bis Vater ihm seinen Paß unter die Nase hält und sagt: „Wenn Sie die drei Mark, die ich Ihnen anbiete, nicht haben wollen, dann gehen Sie hin und verklagen mich." Da stapft er grimmig davon. Das ist aber auch die einzige Unfreundlichkeit, die wir unterwegs bei der Bevölkerung erlebten. Sonst sind uns die Leute überall mit rührender Hilfsbereitschaft entgegengetreten.

Wir sammeln nun unsere Sachen zusammen und hängen sie über ein Brückengeländer. Stunden sitzen wir im Schatten der Brücke. Unser Mut ist etwas herabgestimmt.

Als die Sachen halbwegs trocken sind, packen wir ein und fahren weiter. Die Fahrt durch die großartige, immer Neues bringende Landschaft läßt die alte Freude bald wieder aufleben. So gelangen wir bis unter den Falkenstein, einen besonders gewaltigen Felsen. Wieder sperrt ein Wehr unsern Weg. Sollen wir es noch nehmen? Es ist bereits dämmerig, und wir sind von all dem, was wir heute erlebt haben, müde. So fragen wir in einer nahen Mühle, ob wir auf der

„Die größte Lehrmeiſterin aber bleibt die Natur."

Nach einer Federzeichnung von Bruno Zwiener.

Weide zelten dürfen. Man erlaubt es uns gern. Auch Milch und Eier können wir bekommen; ja, Kurt darf ſogar in der Küche unſer Abendbrot bereiten. Es iſt ſchon faſt Nacht, da ruft er uns zum Eſſen ins Haus.

Es iſt faſt finſter, als wir zu unſern Zelten gehen. Im Dunkeln macht die alte Mühle einen unheimlichen Eindruck. Ich muß an die Mordmühle und andere Geſpenſtergeſchichten von alten Mühlen denken. Nun fängt auch noch der große Hund an zu heulen und zu bellen. Zuerſt werde ich faſt ein bißchen bange, aber dann merke ich, daß er ſich nur mit dem Echo ſtreitet. Der Widerhall ſeiner Stimme, den die nahe Felswand zurückwirft, ärgert ihn und bringt ihn immer wieder zum Bellen. Das iſt komiſch anzuhören. Schließlich ſchlafe ich doch ein.

Der neue Tag bringt uns gute Fahrt. Wir kommen ſchnell voran, und auch die Wehre bereiten nur geringere Schwierigkeiten. Nach und nach lernen wir es auch beſſer, ſie zu überwinden.

Gegen Mittag kommt Sigmaringen in Sicht. Wir lagern unmittelbar unter dem Schloß auf einer ſchönen Wieſe. Schräg durch die Donau zieht ſich ein Wehr, deſſen obere Kante nur wenige Zentimeter über das Waſſer hinausragt. Faltboote und Kanus tummeln ſich auf dem Waſſer, eine große Zahl Gänſe ſchwimmt am Wehre.

Am Abend gebietet ein neues, ſehr unbequemes Wehr bei einer großen Papierfabrik Halt. Wir bekommen Erlaubnis, auf einer Inſel unter herrlichen alten Bäumen zu zelten. Die Familie des Beſitzers nimmt großen Anteil an uns. Die Kinder helfen beim Auspacken. Sie tragen unſere zum Teil noch naſſen Decken und Kleidungsſtücke zum Trocknen ins Haus. Vaters dicker Wollſweater wird ſogar mit einem Fönapparat bis zum Schlafengehen völlig getrocknet. Man ſchickt uns eine Rieſenkanne friſche Milch in unſer Lager und am andern Morgen Kaffee und eine große Schüſſel voll herrlicher Brötchen. Nach dem Abendeſſen führt uns die Beſitzerin auf die Burg hinauf. Sie gehört einem Grafen von Thurn und Taxis, und er ſoll neunundneunzig ſolcher Burgen beſitzen. Es iſt ein rieſiges Bauwerk. Ein Teil iſt als Arbeiterwohnungen eingerichtet. Von der Burg haben wir eine herrliche Ausſicht auf das alte Städtchen Scheer und das weite Donautal.

Am nächſten Morgen laden wir unſere Boote auf ein Wägelchen, und die Kinder ziehen ſie 3 Kilometer weit über Land, um die Schwierigkeit von drei dicht aufeinanderfolgenden Wehren zu umgehen. Die Freundlichkeit, mit der dieſe Familie uns entgegenkam, war etwas Schönes. Zum erſten Male habe ich erlebt, wie wohl es tut, von ganz fremden Menſchen ſo nett und herzlich behandelt zu werden. (Fortſ. folgt)

Bau einer elektro-mechaniſchen Schießſtätte mit Blinkſcheiben / *Von Ing. Otto Grissemann*

Ein nettes und zur allgemeinen Unterhaltung viel beitragendes Geſellſchaftſpiel iſt die elektro=mechaniſche Schießſtätte mit Blinkſcheiben, die ſich ein einigermaßen geſchickter Baſtler leicht ſelbſt herſtellen kann.

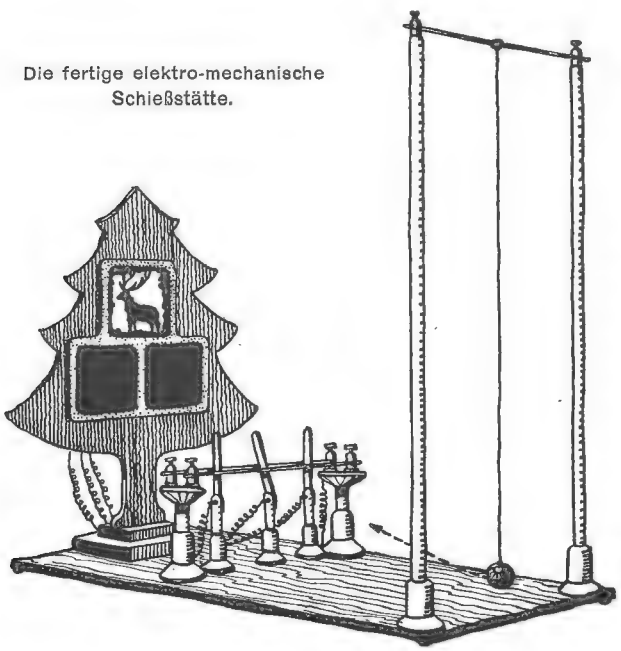
Die Einrichtung iſt recht luſtig und arbeitet folgendermaßen: Am Ende eines Brettes iſt ein Galgen errichtet. Daran baumelt an einer dünnen Schnur eine Bleikugel. Am andern Brettende ſteht ein Scheibenſtand mit transparenten Scheiben. Iſt ein guter Schütze an der Arbeit, dann werden nach der Reihe ein Hirſch, ein Reh und ein Wildſchwein auf den Blinkſcheiben ſichtbar. Was muß nun getroffen werden, damit die Jagdbilder auf den Scheiben erſcheinen, und womit wird geſchoſſen? Zunächſt wird nicht, wie bei den üb-

lichen Schießstätten, auf die Scheiben selbst gezielt, sondern auf sogenannte Scheibenkontakte, die, wenn sie getroffen werden, Scheinwerfer einschalten und die Jagdbilder auf die Scheiben projizieren. Weiter wird nicht mit Gewehr oder Pistole oder sonst einer gefährlichen Waffe geschossen, sondern mit einer harmlosen Schwingkugel, wie sie jeder von den Tischkegelspielen kennt.

Die Scheibenkontakte sind vor dem Scheibenstand angeordnet, und ihre Wirkungsweise ist kurz folgende. Zwei auf Garnrollenböcken in Klemmschrauben gelagerte starke Messingdrähte — wir nennen sie Kontaktstangen — sind in einer gewissen Höhe und einem gewissen Abstand quer über das Brett gelegt. Zwischen diesen Stangen ragen gelenkig in Sockeln gelagerte Kontakthebel auf, die nach vorne und rückwärts umgelegt werden und so sowohl mit der vorderen wie mit der rückwärtigen Kontaktstange in Berührung kommen können. Dies tritt ein, wenn der Kontakthebel von der Schwingkugel getroffen wird; gleichzeitig leuchtet dann die auf den betreffenden Hebel geschaltete Blinkscheibe auf. Das Treffen der Kontakthebel, die aus schmalen Uhrfederlamellen bestehen, hat man bald heraus. Erschwert und verändert wird aber das Spiel durch verschiedene Schwingarten der Kugel und durch Abisolieren der Kontaktstangen (Abb. 1). Dieses Isolieren erfolgt am besten mit kurzen Strohhalmstücken i, die man auf die Stange aufschiebt; man kann die Kontaktpunkte so beliebig isolieren. Nach der Schwierigkeit des Treffers bekommen die Scheiben Wertziffern, zum Beispiel 1, 3, 10. Die Spieler trennen sich in zwei Parteien. Jeder Spieler darf drei- oder fünfmal schwingen, und die Summe der Wertziffern, die jede Partei erreicht, entscheidet. Dies nur ein Beispiel. Kluge Köpfe werden noch manche andere Spielarten ersinnen.

Nun zum Bau des Spieles! Aus 1 Zentimeter starkem Kistenholz schneidet man zunächst das Spielbrett zurecht. Die Hauptmaße aller Bauteile sind in unsern Skizzen in Millimeter angegeben. Nebenmaße kann man selbst bestimmen, da alle Teile mit Ausnahme der Skizzen 7 und 11 in ein Fünftel der natürlichen Größe abgebildet sind. Ebenfalls aus 1 Zentimeter starken Kistenbrettchen werden die Leuchtkammern (Abb. 2), der Sockel (Abb. 3) und der Batteriebehälter (Abb. 4) hergestellt. Letzterer erhält ein Gummiband zum Festhalten der Stabbatterie und einen Blechbeschlag als Kontakt. Den Klappdeckel (Abb. 5) und den Scheibenrahmen (Abb. 6) schneidet man aus Laubsägeholz. Ihre Größe ergibt sich aus den Abmessungen der Leuchtkammern. Man legt diese auf das Laubsägeholz und umzieht mit einem Bleistift ihre Umrisse. Die Löcher für die Lämpchen im Klappdeckel bestimmt man nach dem Augenmaß, so daß sie möglichst im Rückwandmittelpunkt jeder Leuchtkammerzelle liegen. Der baumförmige Scheibenstand wird ebenfalls aus Laubsägeholz geschnitten. In der Vorlage ist zur Erleichterung beim Abzeichnen dieser Bauteil in ein Netz eingezeichnet. Seine richtige Größe erhält man, wenn man die Zeichnung auf ein Netz von 1 Zentimeter Netzquadratseite überträgt. Man nimmt dazu am besten Millimeterpapier oder kariertes Kanzleipapier.

Nun folgt der Zusammenbau des Spieles (Abb. 8, 9, 10). In den Ecken des einen Spielbrettendes (Abb. 8) schraubt man zwei Garnrollen fest, von denen man eine Endscheibe abgeschnitten hat. In diese Sockel steckt man zwei Rundholzstangen mit am Ende aufgeschraubten Klemmschrauben. In diesen wird als Querstange eine Stricknadel eingespannt und in ihrer Mitte die Schwingkugel aufgehängt, und zwar so, daß sie knapp an den Kontaktstangen vorbeischwingt. Hinter dem Galgen werden die Scheibenkontakte (Abb. 9) aufgebaut. Zwei größere Garnrollen, die durch Einleimen von Rundstolzstäben verlängert wurden, werden links und rechts am Brett festgeschraubt. Oben werden im Abstand von 15 Millimeter je zwei Klemmschrauben eingeschraubt und darin die Kontaktstangen festgemacht. Genau auf der Mittellinie dieser zwei Lagerböcke werden die Scheibenkontakte montiert. In kleinere Garnrollen ohne obere Endscheibe werden kurze Rundstäbe eingeleimt und in diesen wird mit der Säge ein Einschnitt gemacht. In diesen Schlitzen werden die aufrechtstehenden Kontakthebel mit einer Schraube gelenkig befestigt. Zu diesem Zwecke müssen die hierfür verwendeten 5 Millimeter breiten Uhrfederstücke am unteren Ende durchbohrt werden, was ohne weiteres möglich ist, wenn man die betreffende Stelle — nur diese, nicht das ganze Federstück — ausglüht. Die Befestigungschrauben sollen auf der andern Seite ein gutes Stück vorschauen, damit man den Leitungsdraht, dessen schlingenförmiges Ende man vorerst zwischen Holz und Hebel einklemmt, gut daran befestigen kann. Die Schrauben zieht man so weit an, daß die Lamellen sich nur stramm bewegen lassen; eine locker sitzende Lamelle würde von der federnden Kontaktstange wieder zurück-



Die fertige elektro-mechanische Schießstätte.

PLANSKIZZE u. VORLAGE zur elektro-mech. Schiess-Stätte.

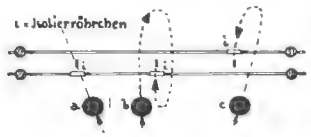


Abb.1 SCHWINGARTEN
a: direktes Schwingen
b. Ellipsen-Schwingen
c: Rückwärtsschwingen

ANORDNUNG DER SCHEIBENKONTAKTE
Abb.9

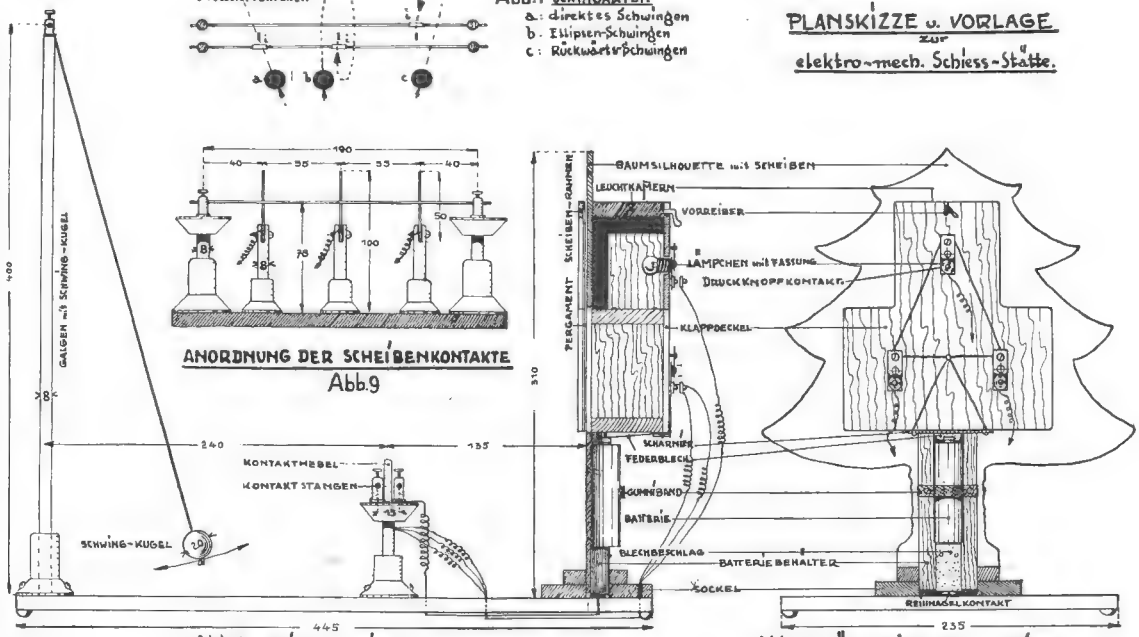


Abb.8 SEITENANSICHT

Abb.10 RÜCKANSICHT DER SCHEIBE.

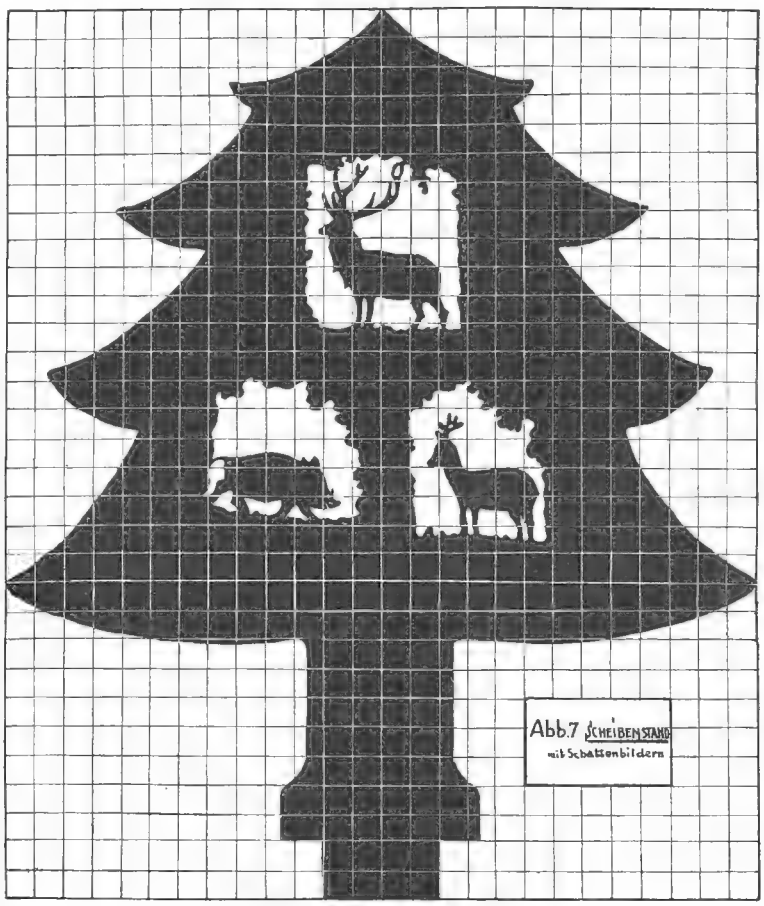


Abb.7 SCHEIBENSTAND mit Schattenbildern

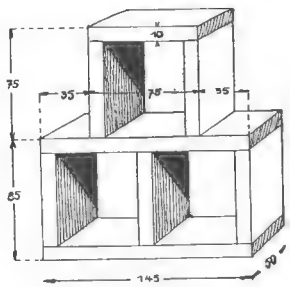


Abb.2 LEUCHTKAMMERN

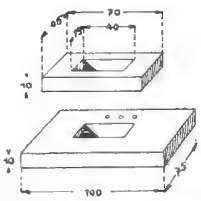


Abb.3 SOCKEL

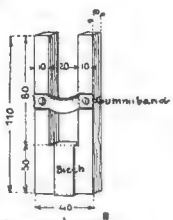
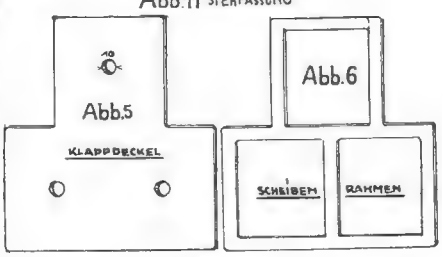


Abb.4 BATTERIEBEHÄLTER

Abb.11 STEHFASSUNG



schnellen, und es käme nie zu einem Dauerkontakt. Die Scheibenkontakte müssen mit besonderer Sorgfalt angefertigt werden. Als letztes kommt der Scheibenstand mit den Blinkscheiben (Abb. 10). Auf der Rückseite des Baumbrettchens werden die Leuchtkammern angeschraubt, und zwar so, daß die Scheibenbilder genau vor den Zellenöffnungen liegen. Auf der Vorderseite des Scheibenstandes wird der Scheibenrahmen, dessen Rückseite mit transparentem Papier überklebt ist, aufgeschraubt. Der Klappdeckel wird mit einem Scharnier befestigt. Gleichzeitig mit dem Scharnier und in gutem Kontakt mit diesem wird auch das Federblech angeschraubt, das in den oberen Teil des Batteriebehälters hineinragt. Dieser selbst wird auf der Rückseite des Baumstammes festgeschraubt. In den Öffnungen des Klappdeckels montiert man die Lampenfassungen, sogenannte „Stehfassungen" (Abb. 11). Die obere Lamelle wird mit einem Schräubchen festgemacht, auf die untere nagelt man das „Männchen" eines Druckknopfes aus Mutters Nähkorb. Schließlich befestigt man am Ende des Brettes den Einsteckfockel für den Scheibenstand. Am Grunde der Öffnung wird ein Reißnagelkontakt angebracht, von dem eine Drahtleitung zu den beiden Klemmschrauben der Kontaktstangen führt.

Die weitere Schaltung ist folgende. Vom oberen Pol der Stabbatterie geht der Strom über Federblech, Scharnier und Drahtleitung zu den oberen Lamellen der Fassungen, von hier durch die Lämpchen zu den Druckknopflamellen und weiter durch Drahtleitungen zu den zugehörigen Kontakthebeln.

Die Anlage dieser Drahtleitungen erfolgt am besten folgendermaßen. Von den lösbaren Druckknopfkontakten führen die Drähte durch Bohrungen im Sockel unter dem Spielbrett durch, erscheinen knapp hinter den Scheibenkontakten wieder oberhalb des Spielbrettes und führen von hier zu den Kontakthebeln; sind diese im Schluß, dann kehrt der Strom über die Kontaktstangen, Klemmschrauben, Drahtleitung, Reißnagel und Blechbeschlag zum zweiten Pol (Zinkumhüllung) der Stabbatterie zurück.

Das Spiel ist so konstruiert, daß man es zum Aufbewahren zerlegen und in einer passenden Schachtel im Schrank oder im Tischkasten verwahren kann. Scheibenstand und Galgen werden herausgezogen und umgelegt. Ganz nach Belieben kann man das Spiel auch mehrfarbig beizen, zum Beispiel Brett und Baum grün, Galgen gelb, Scheibenrahmen blau, die Sockel der Kontakthebel rot, blau, gelb, die übrigen Sockel schwarz.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung

VON VIKTOR HELLING

Rodriguez und Johannsen hatten sich kaum durch einen warmen Morgentrunk gestärkt, als sie schon auf dem Floß standen. Das Leck sah gefährlich aus, aber die Tauchtanks waren glücklicherweise unversehrt geblieben.

Werner Detloff besprach mit ihnen die Arbeit und setzte sich dann mit Mynheer Heeskerke an die Spitze der kleinen Expedition, die das Gewölbe erforschen wollte. Meißel, Hammer, eine Spitzaxt und Laternen hatten sich im Boot gefunden. Das Handwerkzeug wurde gleich mitgenommen. Werner trug die Laterne mit dem weißen Licht, während Jan mit der grünen Steuerbordlaterne hinter Mynheer Heeskerke folgte. De Geest beschloß den Zug mit der rotleuchtenden Backbordlaterne. Die Leute hatten gut geschlafen, und keinem war anzumerken, daß er sein seelisches Gleichgewicht verloren hätte. Sie waren jung und voller Hoffnung. Jan erklärte offen: „Durch Furcht lassen wir uns nicht unterkriegen. Mein Onkel hat immer gesagt: ‚Kerl, hilf dir selber, dann hilft dir auch der Himmel!' Passen Sie auf, Herr Oberingenieur, wir finden ein Mauseloch, durch das wir durchschlüpfen können!"

Werner Detloff konnte nur erwidern, daß er gewiß von Herzen wünsche, Jan möge recht behalten. Da sie über Laternen verfügten, war es kein Wagnis, tiefer in die in ihrem hinteren Teile stockfinstere Halle einzudringen. Diese schien außerordentlich geräumig und, wie Werner Detloff bald erkannte, sehr regelrecht und gleichförmig gebildet zu sein. Ihre Felswände bestanden aus Gneis, waren kühn geschwungen und schlossen sich nach oben schön und regelmäßig wie die Kuppel eines Tempels zusammen. Unten dagegen, besonders auf dem Wege, der ein Vordringen erlaubte, traten einzelne Gesteinsmassen mit scharfkantigen Felsgesimsen hervor, und auch gegenüber sah man übereinandergetürmte, drohend über den Wasserspiegel hereinhängende Vorsprünge.

„Diese Höhle ist natürlich durch aus der Höhe herabstürzendes Wasser gebildet", meinte Mynheer Heeskerke. „Der Fluß, der diesen gewaltigen Raum vor Tausenden von Jahren ausgeweitet haben mag, ist inzwischen versiegt. Aber die Durchbruchstelle muß doch zu finden sein, denke ich."

„Ich würde mich herzlich gern zu Ihrer Annahme bekehren", sagte Werner Detloff, „wenn ich an den Wänden irgendwo die Spuren nagender Wasserwirkungen entdecken könnte. Es müßten sich wellenförmige Ausbuchtungen an den Wänden zeigen oder tiefe Furchen mit parallelen Rändern. Das ist das augenfällige Kennzeichen aller durch Auswaschungen entstandenen Höhlen. Allein diese Spuren fehlen hier, und folglich dürfte diese unterirdische Weitung keinem vorzeitlichen Fluß als Rinnbett gedient haben."

„Das wäre also ein Ausnahmefall?"

„Nein, Mynheer Heeskerke, auch das nicht. Die weitaus meisten Höhlen sind Spalten in den Bergen, die

durch Umwälzungen hervorgebracht wurden, welche die Erdrinde erlitt, durch Erschütterungen, durch plutonische Emporhebungen, die unter dem Riesendruck unterirdischer Gase und Dämpfe zustande kamen. Es fanden bei dieser Revolution unserer Erde Spaltungen, Stemmungen und Brüche der Gesteinslagen statt, Verschiebungen, Senkungen und Verstürzungen auseinandergerissener Schichten, und schließlich fügten sich die getrennten Teile auf vielfachste Weise wieder zusammen."

„Oh, dann wäre diese Höhle am Ende gar bei dem großen Erdbeben entstanden, dem Lissabon im Jahre 1755 zum Opfer fiel?"

„Nicht ausgeschlossen", sagte Werner Detloff. „Im geologischen Sinne besitzt diese Höhle sicher ein sehr jugendliches Alter. Sie scheint aus mehreren Stockwerken bestanden zu haben; der Weg hier ist gewissermaßen ein Sims, der das unterste Stockwerk andeutet. Möglich, daß über der Felsdecke, die wir sehen, noch ein Stockwerk, eine zweite Höhle liegt."

„Das wäre noch schöner! Ich will Ihnen einmal etwas sagen, Detloff: Die Küste in der Nähe des Cabo Raso und der kleinen Stadt Cascaes, an der diese Höhle liegen muß, hat keine himmelstürmenden Berge, in denen sich mehrere stockwerkartig übereinandergetürmte Höhlen aufbauen könnten. Ich kenne die Gegend besser als die meisten, die da oben wohnen, das dürfen Sie mir glauben. Es ist die Gegend, die keiner so systematisch abgesucht hat wie ich. Den Grund dafür sollen Sie noch erfahren. Nun ergibt sich eine ziemlich einfache Rechenaufgabe. Diese Höhle ist vom Wasserspiegel bis zur Kuppel schätzungsweise — na, sagen wir dreißig Meter hoch. Sie liegt unmittelbar an der Küste, die in dieser Gegend nicht mit steilen Felswänden senkrecht, sondern schräg und allmählich aus der Flut emporsteigt. Wenn wir also unsere Spitzhacke da oben ansetzen, so sollte ich meinen, müßten wir schon in kurzer Zeit, vielleicht nach wenigen Metern, bis zur Oberfläche durchstoßen können." Er nahm ein Blatt und zeichnete das Profil der Küstenstrecke schnell auf.

Werner Detloff betrachtete die Skizze aufmerksam. „Sollte mich freuen, wenn Sie recht hätten, Mynheer. Nur — vergessen Sie nicht, es ist Granit, auf den wir beißen."

„Vielleicht nur eine dünne Schicht, dann stoßen wir auf brüchiges Gestein. Wir müssen es versuchen."

Darin stimmte Werner Detloff mit Mynheer Heeskerke überein. Er wollte nur erst die geeignete Stelle suchen, wo man mit Beil und Meißel dem Gestein am besten zu Leibe gehen konnte. Das Ende der Grotte mit dem über dem simsartigen Gang schräg ansteigenden Felshang bot mehrere Stellen, wo sich für die Arbeitenden einigermaßen ein Halt bot. Werner Detloff aber lenkte sein Augenwerk immer wieder auf die Wand, an der das Süßwasser herabrieselte, und obwohl diese Wand fast senkrecht aus der Tiefe herausstieg, entschied er sich endlich dafür, an dieser Stelle mit dem Zerschlagen des Felsens zu beginnen. Ehe man die Arbeit anfangen konnte, mußten erst Stufen in den Stein gehauen, dann Auftritte für die Arbeiter gebaut und mit Hilfe von Trossen befestigt werden.

Wunderliche Gesellen.

Mynheer Heeskerke hieß alles gut. „Sie haben recht, Detloff, wir müssen dem Wasserlauf nachgehen. Wo sich ein derartiger Bach durcharbeiten kann, und wäre der Spalt zunächst noch so klein, da muß sich auch unser Meißel durcharbeiten können."

Der Spalt, aus dem das Wasser hervorsickerte, um dann in breiter Fläche die glatte Wand herabzurieseln, war in der Tat nicht breiter als die Kuppe des kleinen Fingers. Aber das genügte, um den Meißel hineinstecken zu können.

Nach zwei Stunden war der Fels behauen und der zurechtgezimmerte Auftritt an starken Trossen angepflockt. Gleich nach der Mittagsmahlzeit wurde mit der Verbreiterung des Spaltes begonnen. Das Mittagessen war nur karg ausgefallen; die Leute machten erstaunte Gesichter, und die scharf durchgeführte Einteilung ließ sie begreifen, daß ihre Lage von Mynheer Heeskerke und dem deutschen Ingenieur durchaus nicht so zuversichtlich angesehen wurde, wie man es ihnen durch Ruhe und gelegentliche gleichgültige Bemerkungen zeigte.

„Wenn die Vorräte bis zum letzten Bissen aufgezehrt sind", fragte sich jeder bang, „wenn wir bis dahin nicht den Ausweg gefunden haben — was dann?" Aber Jan, der lebenslustige Jan, gab sich einen Ruck, und, als wenn er die Gedanken hinter der Stirn seiner Kameraden erraten hätte, rief er: „Gebratener Molch soll auch ganz gut schmecken. Nur noch nicht dran denken! Aber über dürre Tage würde es uns hinweghelfen. Abwechslung der Speisekarte, warum nicht? — Brauchst gar nicht Brrr! zu machen und dich dabei zu schütteln, Derk; noch sind wir nicht bei Molchbouillon und belegter Molchstulle angelangt. Bis dahin haben wir längst den Berg durchstoßen."

In dieser Stunde begann die Arbeit, und zwar in einer Weise, wie diese Männer, alle an harte Arbeit gewöhnt, noch nie geschuftet hatten. Unablässig polterten kleine und größere Steine in die Tiefe, hallte der Hammerschlag durch das Gewölbe. Sie

arbeiteten, was die Kraft des Armes hergab. Ließ einer ermattet den Hammer oder das Beil oder die Stangenspitze sinken, gleich ergriff der nächste das Werkzeug, dessen Griff immer heiß blieb. Diese Männer kannten nur noch zwei schwache Hoffnungen auf Rettung: die Instandsetzung des Bootes und das Gelingen ihrer mühseligen „Knabberei", wie Jan die Arbeit des Durchstoßens getauft hatte. Kam einer todmüde zum Lagerplatz, so war seine erste Frage: „Wie weit seid ihr mit dem Leck?" Rodriguez und Johannsen fragten dagegen: „Und ihr? Seid ihr noch nicht durch die verdammte Decke durch?"

Weder die eine noch die andere Arbeit war leicht, aber ein edler Wettstreit hub an. Jeder wollte zuerst zum Ziele kommen. Als Johannsen nach zwei Tagen so weit zu sein glaubte, daß das Boot ausgepumpt werden konnte, wurde am Boden des Panzers noch ein zweites Leck entdeckt; es war viel kleiner als das notdürftig geflickte, aber es war ihm schwerer beizukommen. „Nun müssen wir erst alle Eingeweide des Bootes herausnehmen", sagte Rodriguez. Alle Röhren mußten abmontiert werden.

Die Felsarbeit blieb nicht ohne sichtbaren Erfolg; wo man vor ein paar Tagen noch nicht den kleinen Finger hatte hineinstecken können, da war jetzt ein breites Loch in den Stein geschlagen und seitlich erweitert worden, da man genau dem Quell folgen mußte, der sich ein wenig seitwärts hinzuziehen schien. Genau war dies bisher nicht festzustellen gewesen; endlich kam man dahinter, daß das Wasser von zwei verschiedenen Stellen aus durch den Spalt sickerte, und man schien demnach zwei kleine Quellen vor sich zu haben.

Die Stunden vergingen, die Hoffnungen wurden schwächer. Über den weggeräumten Steinen erschienen immer wieder neue. Die Leute, durch den dauernden Mißerfolg entmutigt, schlugen vor, noch an andern Stellen einen Durchstoßversuch zu machen. Weder Werner Detloff, zu dem alle mit vollstem Vertrauen aufsahen und an dem sie sich aufrichteten, hatte etwas gegen diesen Vorschlag noch Mynheer Heeskerke, der jetzt oft feindselige Blicke auf sich ruhen fühlte, wenn er den im Schweiße ihres Angesichts Arbeitenden nahe kam. Er half deshalb lieber beim Instandsetzen des Bootes und bastelte stundenlang an den Instrumenten herum. Auch hatte er sich eine lange Latte aus mehreren Stangen zurechtgemacht, mit der er die Felswand am Eingang unermüdlich nach dem Loch abtastete. Oft glaubte er, es gefunden zu haben, aber jedesmal stellte sich hinterdrein die Enttäuschung ein.

Die mit den Durchstoßarbeiten beschäftigten Leute arbeiteten jetzt gleichzeitig an drei oder vier verschie-

Jugendherberge Syke (Forst Westermark)
im Gau Unterweser-Ems des Reichsverbandes für Deutsche Jugendherbergen, Geschäftsstelle Hilchenbach in Westfalen.

Im Zeltlager.
Der Morgenkaffee wird ausgeteilt / Phot. Scherl, Berlin.

denen Stellen, nachdem sie jeden erreichbaren Teil der Felswand abgeklopft hatten wie ein Maurer, der eine hohle Stelle in der Mauer sucht. Werner Detloff schalt es im stillen eine unnütze Arbeits- und vor allem Zeitzersplitterung. Oft überkam ihn ein Grauen, wenn er die Leute so fieberhaft hacken sah und hörte; unwillkürlich mußte er an lebendig Begrabene denken, die ihren Sarg in wahnsinniger Todesangst mit den Händen bearbeiten. In Gruselgeschichten konnte man ja wohl Derartiges lesen. Oder er dachte an Eingekerkerte, die im Verlies schmachteten und vergebens an ihren Ketten und an den Schlössern rüttelten. Nur mühsam gelang es ihm, diese trüben Bilder zu verscheuchen. Er mußte den Kopf hochbehalten, mußte den andern ein gutes Beispiel geben; mehr denn je brauchten die unglückseligen Leute eine führende Hand, ein aufmunterndes Wort.

In der Morgenfrühe nahm Werner mit den Leuten ein Bad, das ihnen Erfrischung brachte. Dann tauchten sie an der Stelle, wo der Eingang zu ihrer Höhle liegen mußte. Mynheer Heeskerke hatte die Felspartie da unten, die wild zerklüftet war, umsonst mit seinen Latten und mit dem Senkblei abgetastet. Auch eine Glocke hatte er in der Tiefe auspendeln lassen. Immer hatte der Klang verraten, daß sie überall auf Stein traf.

Auch die Tauchenden — und es waren gute Schwimmer unter ihnen — fanden den Ausgang unter Wasser nicht. Da durchzuckte Werner Detloff ein Gedanke, der ihn schaudern machte. Er ließ das elektrische Licht ausschalten, und sofort versank die Grotte in pechschwarze Nacht. Das die Höhle bläulich durchleuchtende Licht, der Widerschein des Wassers, der die Höhle von unten erhellt und sich in der Felsendecke gespiegelt hatte — er war erloschen!

Verzweifelte Blicke begegneten sich, als das elektrische Licht wieder eingeschaltet war. Kein Zweifel, das Loch war verschüttet.

Diese traurige Gewißheit wurde ihnen am Morgen des zwölften Tages ihrer Höhlengefangenschaft, an demselben Morgen, da das Boot fertig ausgebessert war.

(Fortsetzung folgt)

Hast du schon mal eine Nacht in der Jugendherberge geschlafen? / *Von Fritz Follmann*

Nein? Du hast noch nicht in einer Jugendherberge geschlafen? Lieber Mann, dann kann ich dir bloß sagen: Da hast du was versäumt.

Du willst das nachholen? — Ja gewiß, dies Versäumnis kannst du noch nachholen, jederzeit. Ich rate dir sogar dringend dazu. Ob sich das wirklich lohnt? — Junge, frag mal deine Kameraden! Von denen haben sicher schon einige in einer Jugendherberge geschlafen. Sie werden dir sagen, das Schönste sei eine zünftige Wanderfahrt mit Übernachten in einer Jugendherberge.

Ich will dir mal erzählen, wie das mit den Jugendherbergen ist. Wenn du eine mehrtägige Wanderung, Fahrt oder Reise machen willst, um ein Stück deines Heimatlandes kennenzulernen, dann mußt du vorher rechnen, wie weit du mit deinem Gelde wohl kommen wirst. Das macht dann erstens für Fahrgeld soviel, zweitens für Essen und Trinken soviel. Beides wäre nicht so schlimm, vor allem das Essen bei Selbstverpflegung, denn essen mußt du daheim ja bekanntlich auch. Aber nun kommt drittens das Übernachten. 2 Mark gehen im Gasthof für die Nacht allermindestens drauf, bei vier Nächten mußt du froh sein, wenn du mit 10 Mark davonkommst. Das ist zuviel für deinen Geldbeutel, genau so, wie meiner davon vorzeitig die Auszehrung bekommen würde. Also müßte die Fahrt

Beim Kartenstudium.
Aufnahme mit Zeiß-Ikon-Kamera.

Afrikanisches Krokodil mit einer Maulöffnung von anderthalb Meter.
Phot. Georg Kutschuk, Berlin.

verkürzt werden wegen der unvermeidbaren Übernachtung, die du zu Hause kostenlos hast. Wenn es dir gelänge, dabei ein paar Mark einzusparen, dann könntest du noch ein paar Tage deiner Freizeit länger draußen verbringen und noch mehr kennenlernen. Und siehst du, dazu verhelfen dir die Jugendherbergen. Eine Übernachtung kostet dich da 30 Pfennig, wenn du unter zwanzig, und 60 Pfennig, wenn du über zwanzig Jahre alt bist. Das ist ein Unterschied gegenüber dem Gasthause!

Was, die Jugendherbergen seien dafür aber auch sicher so etwas wie die Herbergen zur Heimat oder die Obdachlosenasyle? Mein Lieber, man soll über eine Sache nicht urteilen, wenn man sie nicht kennt, und diesmal hast du dich beinahe einer Beleidigung schuldig gemacht. Wenn du dir deinen Herbergsausweis beschafft hast — und den kriegst du nur, wenn du kein Walz- oder Pennbruder von der Landstraße bist — dann kannst du in jede Jugendherberge in Deutschland rein. Das sind rund zweitausendzweihundert Stück. Zuerst nimmt dich der Herbergsvater in Empfang, mustert dich und fordert deinen Ausweis ab. So wird es verhindert, daß fragwürdige Gestalten Unterkunft finden und die Herberge vielleicht mit ihren kleinen „Untermietern" beglücken, die sie da zurücklassen. Dann mußt du dich mit Namen und voller Anschrift ins große Herbergsbuch eintragen. Wenn du dich vorbeibenimmst, dann bist du deinen Ausweis los, und wenn du daheim einen neuen holen willst, weil der alte „verloren gegangen" ist, dann weiß die Ausweisstelle schon Bescheid über dich, und du kriegst keinen, weder für Geld noch für gute Worte.

Wenn du bezahlt hast, kriegst du dein Bett angewiesen. Was für eins? — Menschenskind, ein richtiggehendes Bett mit Matratze, Kopfkeil, Schontüchern und zwei dicken wollenen Decken. Nur wenige Jugendherbergen haben noch Strohsäcke statt der Matratzen. Aber darauf schläft sich's auch nicht schlechter, wenn du nicht zu faul zum Aufschütteln des Strohs gewesen bist. Du kannst auch wegen der Sauberkeit unbesorgt sein, denn du schläfst in reiner Bettwäsche. Entweder bringst du dir einen Schlafsack mit — das ist ein Sack aus Nessel oder Leinen, in den du abends hineinkriechst — oder du mußt dir jeden Abend einen solchen für 15 Pfennig leihen. Mit dem eigenen stehst du dich auf die Dauer besser, denn der kostet je nach Größe 2,25 oder 2,50 Mark. Die hast du bald „rausgeschlafen".

Wie die Betten untergebracht sind? — Ja, das ist nun ein bißchen anders als daheim und im Gasthause. Wenn wir noch die allgemeine Wehrpflicht hätten, dann könntest du das Schlafen in der Jugendherberge als Vorübung zum Kommiß betrachten. Es stehen nämlich der Raumausnutzung wegen in den Schlafräumen mehrere Betten, manchmal bis zu vierzig und fünfzig, so daß auch große Gruppen und Schulklassen zusammen schlafen können. Und, da staunst du, die Betten stehen gewöhnlich in zwei Stockwerken übereinander. Du wirst dich natürlich oben einquartieren, weil du so was noch nicht mitgemacht hast. Hüte dich aber vor der Erniedrigung, die auf diese Selbsterhöhung folgen kann! Wenn du dich im Schlafe gar zu sehr umherrammelst, dann tu dir und deinem „Untergebenen" den Gefallen und schlaf im Erdgeschoß!

Ob sich da noch keiner das Genick gebrochen hat? — Nein, davon hab' ich noch nichts gehört. Ich hab' zwar schon erlebt, wie hier und da mal einer aus der Rolle gefallen oder vielmehr aus der Falle gerollt ist, aber das hat niemals was geschadet. Und wenn es wirklich so gefährlich wäre mit den übereinandergestellten Betten, dann hätten sie das beim Militär nicht aufgebracht. Da waren die Betten manchmal sogar dreistockig. Du brauchst also wahrhaftig keine Angst um dein zweifellos äußerst kostbares Leben zu haben.

Was es sonst noch dort so alles gibt? — Du findest einen Tagesraum, wo du dich aufhalten kannst, Waschraum und sonstige Nebenräume für alle Lebenslagen, und alles das sogar doppelt in zwei getrennten Abteilungen, so daß dieselbe Herberge von Jungen und Mädchen gleichzeitig benutzt werden kann.

Über das Essen möchtest du gern noch etwas wissen? — Weißt du, ich hab' mich schon im stillen gewundert, daß du bei deinem ewigen Kohldampf nicht eher danach gefragt hast. Essen kannst du in der Jugendherberge ganz nach deinem Belieben. Bringst du dir selber etwas

mit, so findest du Kochgelegenheit und kannst kochen, braten und brutzeln nach Herzenslust. Wenn du zu faul dazu bist oder doch stets die Karbonade überkochen und das Kaffeewasser anbrennen läßt, so daß du bei deinen eigenen Kochkünsten elendiglich verhungern würdest, dann kannst du Kaffee, Suppe und ein einfaches warmes Gericht für ganz billiges Geld von der Herbergsmutter bekommen. Auch ganze Gruppen können sich verpflegen lassen.

Und noch eins mußt du wissen: Um halb zehn Uhr gebietet der Herbergsvater Ruhe. Um zehn Uhr heißt's: „Lichter und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" Da muß alles schlafen, du auch, selbst wenn du gern noch einen kleinen Mondscheinspaziergang machen möchtest. Du wirst auch merken, daß der Herbergsvater in dieser Hinsicht keinen Spaß versteht, und mit Recht. Die meisten Herbergsgäste haben am nächsten Tag einen tüchtigen Marsch vor sich, deshalb müssen sie ausschlafen. Da geht es natürlich nicht an, daß der eine um zehn Uhr ins Bett geht und alle halben Stunden von denen geweckt wird, die später schlafen gehen und von denen dann die letzten ungefähr zu der Zeit kommen würden, wo die ersten aufstehen wollen.

Siehst du, so ist das in den Jugendherbergen. Ich kann dir nur sagen: Da du doch einfach auf der Fahrt lebst und nicht als Luxusreisender mit einer Achtzylinder-Limousine und Kofferungetümen durch die Lande schwirrst, so wärst du ein Narr, wenn du nicht billig und gesund in den Jugendherbergen schlafen würdest.

Das willst du nun auch tun? — Das freut mich. Dann werden wir uns wahrscheinlich schon bald irgendwo auf Ferienwanderung in einer Herberge treffen.

Jungfuchs, von der Kamera überrascht.
Aus der „Photo-Technik" der Zeiß-Ikon A.G., Dresden.

Reinekes Kinderstube / *Von Erich Kloß*

Hinter den Feldern, nicht weit vom Dorfe, liegt die Brandheide, ein weiter, einsamer Kiefernwald wie ein verwunschener Märchenwald. Heute, an diesem wunderbaren Junitage, soll sie mir ihre Geheimnisse entschleiern. Vielleicht finde ich hinter Gestrüpp und Dornen ein Königschloß. Ich muß lachen, wie ich das denke, und quer geht's hinein.

Tiefe Einsamkeit umfängt mich. Bloß Kiefern, Kiefern, Kiefern. Auf rotbraunen Nadeln schreite ich wie auf einem Teppich lautlos dahin. Nur ab und zu knackt ein Dürrast. Das feine Piepen der Goldhähnchen in den Kronen vertieft fast die Stille noch.

Ich komme an den Rand einer Kieferndickung, die mitten im wohl fünfzigjährigen Bestande liegt. So eng und dicht verschränken sich die Zweige bis auf den Boden, daß mein Blick nicht einzudringen vermag. Hier und da, wo die Wildkaninchen ihre Baue haben, leuchtet weiter hinein der frisch herausgekratzte weiße Sand auf. Da — schwacher Aasgeruch. Sollte in der Dickung ein Reh verwesen, das sich in einer Wilddiebschlinge fing? Ich zwänge mich durch das sparrige Geäst und stehe bald — vor einem Fuchsbau. Es ist ein Mutterbau, das sehe ich sofort. Ein Hasengerippe, blutige Vogelflügel, ein abgenagter größerer Knochen, Fetzen und Haare von einem Kaninchenfell liegen umher; die Einfahrten in den Kessel — vier zähle ich — sind glattgescheuert. Hier haust also eine Fuchsmutter mit ihrem Geheck, mit ihren vier bis sechs Kindern. Die Knochen und Federn und Balgfetzen sind die Reste des Mahles. Aasfliegen umbrummen sie, und Aasgeruch erfüllt die Luft. Er mischt sich mit dem eigenartigen scharfen Fuchsgeruch, der den Eingängen zum Bau entströmt und den man nie vergißt, wenn man ihn einmal richtig in der Nase gehabt hat.

Sofort steht mein Entschluß fest. Ich will die Geheimnisse der Kinderstube belauschen. Heute allerdings könnte ich viele Stunden lauern; denn sicher haben die Füchse meine Tritte gehört, und gar zu frisch ist die ihnen verhaßte Menschenwitterung.

Am Spätnachmittag des übernächsten Tages aber bin ich wieder da. Heimlich, ganz heimlich schleiche ich mich bis auf 20 Meter an. Hinter einer Kiefernkussel lege ich mich lang auf den Boden. Ich kann von meinem Lauerplatz aus den Hauptausgang gut übersehen. Auch der Wind steht gut, er weht von den Füchsen zu mir her; so kann er ihnen meine Anwesenheit nicht verraten

Ich warte und warte, eine halbe Stunde, eine

Stunde, fünf Viertelstunden. Nichts rührt sich; still ist's im Forst, bloß die Goldfliegen summen. Die krausen Kiefernkronen singen ihr gleichförmiges, einschläferndes Lied; nur ab und zu rätscht in der Ferne ein Häher, quarrt eine Krähe. Das Stilliegen beginnt mir unerträglich zu werden. Die Arme und der Rücken schmerzen. Ganz langsam drehe ich mich auf die andere Seite. Daß nur kein Zweig knickt! Die Füchse haben ein gar feines Gehör.

Da, da, die Füchsin! Handlang steckt sie den Kopf zum Loch heraus und lauscht, ob alles sicher ist. Wohl zehn Minuten lang sehe ich nur ihren Kopf. Dann ein plötzlicher Satz — sie sitzt vor dem Bau, wie ein Hund auf den Hinterkeulen, und lauscht und windet nach vorn, rechts, links, oben. Eine ganze Weile sitzt sie so. Wie vorsichtig so ein Tier ist! Ich halte fast den Atem an und rühre mich nicht vom Fleck. Wie mitgenommen die Alte aussieht! Ihr Balg ist struppig, eingefallen sind ihre Flanken. Es ist nicht leicht, ein Nest voll Kinder satt zu machen. Wie oft mag sie selbst hungrig schlafen gehen!

Wuff! Ein kurzer, dumpfer Lockton, und wie aus der Pistole geschossen sind urplötzlich drei Jungfüchse draußen, zwei folgen nach wenigen Sekunden. Nun sehe ich ein Familienidyll, das mich für mein Warten reichlich entschädigt. Die Alte hat sich auf die Seite gelegt. Sie scheint sich völlig sicher zu fühlen. Ihre drolligen, wolligen Kinder purzeln wie junge Hunde über sie hinweg, ziehen sie an der buschigen Lunte, am Bein und kullern umeinander. Jetzt balgen sich zwei, stellen sich auf die Hinterbeine, stoßen sich, packen sich mit dem weit gespaltenen Fange, daß ich die weißen Zähnchen im Scheine der untergehenden Sonne blitzen sehe. Einer stürzt sich auf den abgenagten Knochen und trägt ihn im Fange umher. Sofort kommt ein Spielgefährte dazu, und nun beginnt ein Zerren und Reißen, als handle es sich um einen Entenbraten. Jetzt beteiligen sich alle fünf am lustigen Spiel. Vogelflügel und Kaninchenfell werden zerzaust, geradeso, wie junge Hunde gern mit Lappen und Pantoffeln spielen. Ruhig sitzt die Alte und sieht den Jungen zu. Nur ab und zu blickt sie flüchtig nach rechts und links. Nun blinzeln ihre graugrünen Seher in die Sonne, deren letzte Strahlen Burg Malepartus umspielen.

Ich kann mich nicht sattsehen an dem allerliebsten Bild, an den verschmitzten Fuchsgesichtern. Da, als wäre der Teufel unter die Füchse gefahren, stürzen sie zum Loche hin und sind in drei bis vier Sekunden verschwunden. Hat ein Ast geknackt? Hat ihnen der köselnde Wind meine Witterung zugetragen? Leise, so leise, wie ich gekommen, schleiche ich mich davon, reicher um ein schönes Erlebnis, um ein packendes Bild aus dem Naturleben.

Nachdenklich kehre ich heim. Die Sonne ist schlafen gegangen. Halbdunkel erfüllt den Märchenwald. Bald muß der Mond aufgehen. Wenn sein bleiches Licht durch die Stämme geistert, wenn der Waldkauz ruft und die Fledermäuse jagen, dann wird sich die Füchsin mit ihren Jungen wieder hervorwagen. Sie werden am Waldrande Hasen und Kaninchen beschleichen und Vögel und Mäuse fangen und Tod und Verderben bringen allem Getier, das ihre feine Nase entdeckt und das sie mit vereinten Kräften bezwingen können.

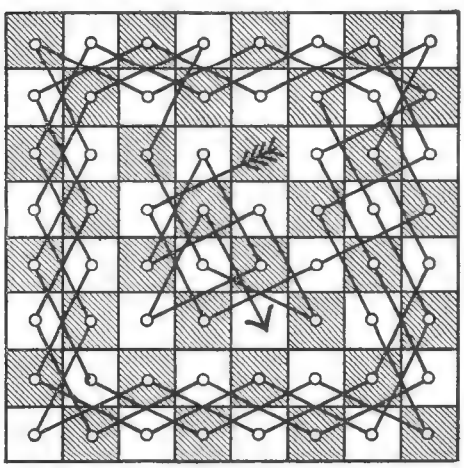
Wenn aber der Morgen graut, wenn es unsicher wird für die, deren Handwerk das Tageslicht scheut, dann werden die roten Freibeuter heimschleichen, um in ihrer Burg den hellen, lauten, gefährlichen Tag zu verschlafen.

Zwei schwierige Aufgaben für Schachspieler

1. Lasse den Springer so über das Schachbrett gehen, daß er zum Schluß alle vierundsechzig Felder einmal, keines aber doppelt berührt hat.
2. Stelle acht Damen so auf dem Schachbrett auf, daß keine die andere schlagen könnte.

Die erste Aufgabe löst man zeichnerisch, statt Steine aufzustellen, weil man sonst nachher auch bei gelungener Lösung nicht mehr die Gangart des Springers weiß.

Beide Aufgaben sind nicht einfach, und mancher wird sie für unlösbar halten. Das sind sie aber nicht, auch ist kein Kniff dabei, wie die untenstehenden Lösungen zeigen.



Die Gangart des Springers als Lösung zu Aufgabe 1.

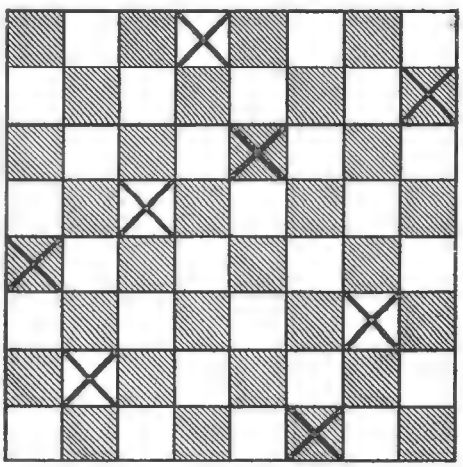
Wechselrätsel

Der K fährt dich auf Wassern hin,
Die B so ganz nach deinem Sinn;
Mit D und Z sind dir bekannt
Zwei Dichter, Z aus Schweizerland.

*

Gleichklangrätsel

Wohl jedermann hält für verrucht
Den Menschen, der das Wort stets sucht;
Und doch — daß dieses euch versöhne! —
Dies Wort galt hoch im Reich der Töne.



Die Stellung der Damen als Lösung zu Aufgabe 2.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Bei Günter zu Hause war nun eitel Glück und Sonnenschein. S. war nahe, so daß Detlev oft über Sonntag nach Hause kommen konnte. Er arbeitete im Konstruktionsbüro der Werke und machte Probeflüge mit neuen Maschinen. Man war sehr zufrieden mit seinen Leistungen, und er selbst fühlte sich ganz in seinem Element bei dieser Tätigkeit; nur drückte es ihn, daß er fern vom Schuß in Deutschland saß. Er hatte schon mehrfach Gesuche an den Inspekteur der Fliegertruppen gerichtet, um als Kampfflieger an die Front zu kommen. Alle diese Gesuche waren jedoch abschlägig beschieden worden, denn der Oberingenieur F., der jetzt in Hauptmannsuniform seinen Posten versah, ließ ihn nicht fort und sein Einfluß reichte weit hinauf bis zu den obersten Kommandostellen.

Selbstverständlich war niemand froher darüber, daß Detlev in der Heimat bleiben mußte, als seine Mutter. So konnte sie doch ihren Jungen häufig bei sich haben, und die Gefahr für sein Leben war auch nicht so groß wie an der Front.

Hauptmann F. war überhaupt sehr um Detlev bemüht. Er riet ihm, das Einjährige nachzuholen, um Offizier werden zu können. Detlev versuchte es auch, aber es war ihm dann doch unmöglich, sich wochenlang hinzusetzen und Geschichtszahlen auswendig zu lernen oder öde Formeln zu pauken, nur um einer Form zu genügen, über die er innerlich längst hinausgereift war. So blieb er Unteroffizier und meinte, er könne als solcher dem Vaterland gleich gute Dienste tun.

In den andern Familien der Jungen von der Stammschar war nicht so viel Sonnenschein wie bei Meußels. Der Krieg mit seinen Sorgen und Entbehrungen drückte immer mehr. Ullos Vater hatte sich trotz seiner Fünfzig nicht abhalten lassen, sich freiwillig zu melden, und wenn der Stabsarzt ihm auch nicht erlaubte, Frontdienst zu tun, so war er doch in der Etappe beim Stab auch manchen Gefahren ausgesetzt.

MAX SCHMELING, Phot. C. Stone, Berlin.
der im Kampfe gegen den Amerikaner Sharkey Boxweltmeister wurde.

Auch bei Krauses war seit dem Winter Frau Sorge ständiger Gast, die Sorge um Albrecht. „Ich halte es hier nicht mehr aus", hatte Albrecht am Abschiedstage zu Hans gesagt, „ich will auch an die Front."

„Welch ein Unsinn!" hatte der Führer erwidert. „Du bist fünfzehndreiviertel, und kein Truppenteil stellt dich als noch nicht Siebzehnjährigen ein, da verlaß dich drauf! Wenn du durchbrennst und du kommst, wenn du Glück hast, wirklich bis in die Etappe, dann ist dein Ausflug aber auch bestimmt zu Ende, und man gibt dich irgend einem Urlauber mit, der dich wieder bei den Eltern abliefert. Das einzige Ergebnis würde sein, daß du in der Schule Schwierigkeiten bekommst. Also laß das lieber!"

Albrecht hatte daraufhin nur gelächelt und gefragt, ob Hans ihm körperlich die Kräfte zutraue, die ein Soldat brauche, um allen Anstrengungen gewachsen zu sein.

Der Kakteenzüchter / Phot. Kamerad Klaus Pingel, Grabowen.

„Das wohl", entgegnete Hans; „du bist durch den Sport zähe und ausdauernd, auch kräftiger als mancher Erwachsene, der jetzt Soldat ist, und schließlich kommt alles auf den Willen an, den man zur Überwindung der Anforderungen aufzubringen vermag. Das alles aber nützt dir nichts. Bevor du nicht siebzehn Jahre alt bist und dein Vater seine Einwilligung erteilt, nimmt dich kein Truppenteil."

Kaum war Hans fortgegangen, da lag Albrecht auch schon seinen Eltern mit der Bitte in den Ohren, sie sollten ihm erlauben, sich freiwillig zu melden.

„Unsinn, Junge! Man nimmt keine Fünfzehnjährigen", hatte der Vater geantwortet. — „Ich bin groß und kräftig und stehe in allem weit über dem Militärmindestmaß." — „Trotzdem!" — „Laß mich es wenigstens versuchen, Vater!"

Wochenlang ging das so. Den Eltern half kein Schelten, kein Bitten, der Junge brachte zehnmal am Tage diesen Wunsch vor.

„Na, dann soll er selbst einmal sehen, daß sie ihn nicht nehmen!" meinte endlich der Vater. „Um ihn zu beruhigen, will ich ihm den Schein ausstellen. Man schickt ihn ja doch wieder zurück."

Albrecht war außer sich vor Freude, als er das hörte. „Aber du mußt deine Einwilligung auf dem Rathause bestätigen lassen", sagte er dann.

„Auch das kann ich tun, damit nachher dein Gehetze endgültig aufhört", erklärte der Vater, und am nächsten Tage hatte der Junge den Schein in der Hand.

Am Sonnabend machte er sich von der Schule frei, ließ sich vom Vater seine Papiere und vom Direktor den Einjährigenschein geben und fuhr nach Ratzeburg, um sich zu melden.

Am Abend gingen seine Eltern an die Bahn, um ihn vom Zuge abzuholen, aber — er kam nicht. „Anscheinend ist der verflixte Bengel, als man ihn nicht nahm, mit den Papieren an die Front durchgebrannt", sagte Herr Krause. „Aber ich werde mir den edlen Krieger schon langen, wenn er zurückkommt!" Zu Hause fanden sie ein Telegramm vor. „Bin bei den Ratzeburger Jägern eingestellt und bereits eingekleidet. Weihnachten vielleicht Urlaub. Bis dahin lebt wohl! Euer Albrecht."

Ja, was sollten die Eltern nun machen, da Herr Krause auf dem Rathaus feierlich seine Unterschrift unter der Erlaubnis zum Eintritt seines Sohnes als Kriegsfreiwilliger hatte beglaubigen lassen? Nun hatte man Albrecht eben doch genommen, und daran war nichts mehr zu ändern. Daß der Junge unterwegs während der Bahnfahrt auf seinen Papieren überall das Geburtsdatum gefälscht und um zwei Jahre vordatiert hatte, das wußte nur er allein. So blieb er eben Soldat, während seine Vorgesetzten ihn für siebzehndreiviertel hielten und seine Eltern der Ansicht waren, man habe ihn eben auch als Fünfzehnjährigen genommen.

Weihnachten kam Albrecht denn auch wirklich auf Urlaub. Die Uniform stand ihm großartig. Er benahm sich wie ein alter Krieger und erzählte stolz, daß er im März wohl ins Feld rücken werde. —

So blieben nun also von der alten Stammschar nur noch vier in Warendorf zurück, Ullo, Helmut, Karlheinz und Günter, während die übrigen schon Soldaten waren. Die vier waren täglich zusammen. Jedem von ihnen galt es als Höchstes, für die Gruppe zu arbeiten, damit der Same, den Hans gesät hatte, in der Not der Zeit nicht unterging. Wirklich, die Jungengruppe Warendorf war äußerlich wie innerlich stark und ist es auch später über Krieg und Revolution hinaus immer geblieben, eine Jungengruppe, wie sie sein soll.

Einmal in jeder Woche kam die ganze Gruppe abends im Stadtnest zusammen, das sich im großen Turmzimmer eines alten Wachtturmes befand. Da wurden an die Leute der Gruppe Feldpostbriefe geschrieben und Liebesgabenpakete gepackt, und dann las jeder, der von draußen einen Brief bekommen hatte, ihn vor. So erlebten alle Jungen das gewaltige Geschehen an der Front mit, und immer mächtiger wurde in ihrer Brust der Wunsch, zu ihrem Teil nach bester Kraft mitzuhelfen bei dem Kampfe. Nun, da sie es nicht mit der Waffe in der Hand zu tun vermochten, konnten sie es doch auf andere Weise, und Ullo verstand es ganz ausgezeichnet, sie auf diesem Wege zu halten. Da galt es als Ehrensache unter all diesen Scholaren, daß sie kein Stück Brot anrührten, das ihnen nach der Karte nicht zugestanden hätte. Denn schon damals gab es Schleichhändler, die Gewinn aus der Not des Vaterlandes zogen, und in Warendorf, der kleinen mecklenburgischen Stadt, war es natürlich ein leichtes, sich „hinten herum" dies oder jenes zu beschaffen, was man brauchte, wenn — man es bezahlen konnte. So brach denn langsam die Front der Heimat zusammen. Es gab Patrioten und Schleichhändler, Darbende und Schlemmer, und dadurch entstand ein Riß zwischen der besitzenden und

der armen Klasse, während doch alles in einem heiligen Feuer hätte glühen sollen, über die eigene unwichtige Person hinaus nur Deutscher zu sein. Dies alles machte die Warendorfer Jungengruppe nicht mit.

„Mutter, hast du nicht ein Stück K-Brot mit Marmelade?" — „Aber Junge, iß doch das Wurstbrot! Wir haben ja reichlich davon." — „Nein, Mutter, das hast du hintenrum besorgt, davon esse ich nichts." So hatte Klaus, der jüngste Scholar der Gruppe, gesprochen, und so waren sie alle. Während die Mitschüler auf dem Gymnasium ihnen höhnisch Schinkenbrote unter die Nase hielten, kauten sie gleichmütig trockenes Brot, wenn ihre wöchentliche Margarineration verbraucht war.

Als die Zeitungen schrieben, es müsse mit dem Leder gespart werden, damit die Soldaten nicht Mangel an Lederzeug litten, da erschienen die zwanzig vom Frühjahr bis zum Herbst barfuß in kurzen Hosen in der Schule, einerlei, ob sie nun Quartaner oder Primaner waren, und lächelten nur, wenn ein Mitschüler meinte, das gehöre sich nicht für Gymnasiasten. „Nein, aber für Deutsche!" antwortete Helmut.

Dann hieß es, es solle Altpapier gesammelt werden und Altmetall. Sofort machte sich die Gruppe daran. Ullo kannte es gar nicht anders, als daß seine Jungen und er in der vordersten Reihe standen, wo es Arbeit fürs Vaterland zu leisten galt.

Als ein Aufruf erging, gute Bücher für die Verwundeten in den Lazaretten zu sammeln, teilte Ullo die Stadt in zehn Bezirke ein. Mit Handwagen zogen die Jungen zu zweit von Haus zu Haus und pochten an jede Tür. Über zweihundert Familien hatte jedes Paar zu besuchen, aber nach drei Tagen war es geschafft. Die Gruppe konnte zum Schluß über viertausend Bände abliefern.

Immer waren Ullos Jungen an der Spitze. In den Großen Ferien gab es keine Fahrt, sondern da standen sie Mann für Mann beim Bauern auf dem Felde und versuchten bei den Erntearbeiten die Knechte zu ersetzen.

Als die Schulen dann hinauszogen, um Bucheckern zu sammeln, aus denen Öl gewonnen wurde, oder später Laub, das gepreßt für die Pferde an der Front bestimmt war, da waren diese Schulausflüge in den Wald für die Jungen der Gruppe kein Zeitvertreib, kein Spaß und Anlaß zum Faulenzen wie für andere Jungen, sondern sie arbeiteten ohne Ruhepause, arbeiteten, daß ihnen der Schweiß auf die Stirne trat, denn Hans hatte ihnen geschrieben: „Wie klein die Arbeit auch scheint — wenn sie für das Vaterland ist, so erwarte ich von den Scholaren der Gruppe, daß sie sie freudig leisten und nicht müde werden."

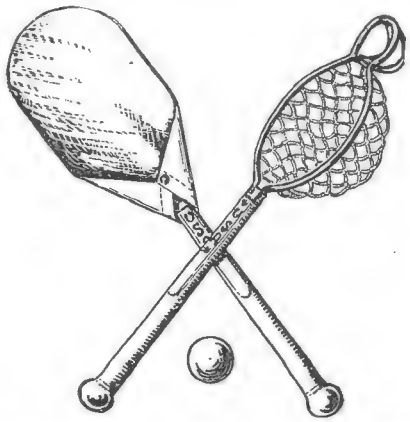
Auch Brennesseln wurden gesammelt in dem großen Walde nahe der Stadt, denn auch diese konnten, verarbeitet, Rohstoffe ersetzen, die unsere Textilindustrie benötigte. Ganze Berge von Brennesseln schleppten die Jungen heran, und da war niemand unter ihnen, der geklagt hätte, daß es ihn überall schmerzte.

Auch die Kriegsanleihen kamen. Gab nur jeder nach besten Kräften, so konnte das Vaterland seinen tapferen Heeren Munition und Material senden, der Krieg konnte gewonnen werden, und Deutschland wurde nicht der Sklave der Welt, wie die Feinde es wollten. Aber da waren die Kleingläubigen und die Böswilligen, die Rückständigen und die Selbstsüchtigen, und wie groß auch immer die Erträge waren, die die Zeichnung brachte, sie hätten das Mehrfache betragen können, wenn nicht schon der innere Feind im Land gewesen wäre. So warben denn die Jungen auch für die Kriegsanleihe. Wenn es auch nur selten vorkam, daß sie einen Unschlüssigen trafen, der sich durch sie noch zur Zeichnung bestimmen ließ, so war ihr Eifer doch nicht ganz umsonst.

Als ein Aufruf erging, Bücher für die Verwundeten zu sammeln, zogen die Jungen mit Handwagen zu zweit von Haus zu Haus und pochten an jede Tür.

Auch die „Jagd nach dem Golde" betrieben sie, jedoch nicht so, wie man das gemeinhin versteht, sondern die Jagd nach Goldstücken, die an die Reichsbank gelangen sollten, um Deutschlands wirtschaftliche Stärke zu stützen. Hierbei hatten die Jungen größeren Erfolg als bei der Werbung für die Kriegsanleihe.

Ach, es gab ja überhaupt so unendlich viel zu tun für den, der wirklich helfen wollte! Da mußten ostpreußische Flüchtlinge untergebracht werden, denn wenn Hindenburg auch ihre Heimat wieder befreit hatte, so lag da noch mancher Ort in Trümmern, und es fehlte an Arbeitskräften, die schöne Provinz wieder aufzubauen. So mußten denn die Frauen und die Kinder eine neue Heimat haben, bis der Krieg vorbei war, während die Männer im Heer standen. Bei Verwandten und bei den eigenen Eltern setzten die Jungen alles daran, daß diese sich der armen Vertriebenen annahmen, und in manchen Fällen erreichten sie auch ziemlich viel. Zum Beispiel hatte Günter seine Mutter davon zu überzeugen gewußt, daß die neue Wohnung nun, wo Detlev nicht mehr ständig bei ihnen wohnte, doch zu groß sei, und so hatte Frau Meußel denn auch wirklich eine Frau und deren zwölfjähriges Mädchen bei sich aufgenommen.



Schläger mit Segeltuchtasche und Ball für den USA-Ballsport.

Als Messing und Kupfer gesammelt wurden, um umgeschmolzen und für Waffen verwendet zu werden, da war kein noch so wertvolles Stück im Haushalt vor den Jungen der Gruppe sicher. Längst schon hatten sie ihre Schläuche und Mäntel vom Fahrrad abgegeben und fuhren nun mit Spiralreifen, die eine ganz gräßliche Erfindung waren.

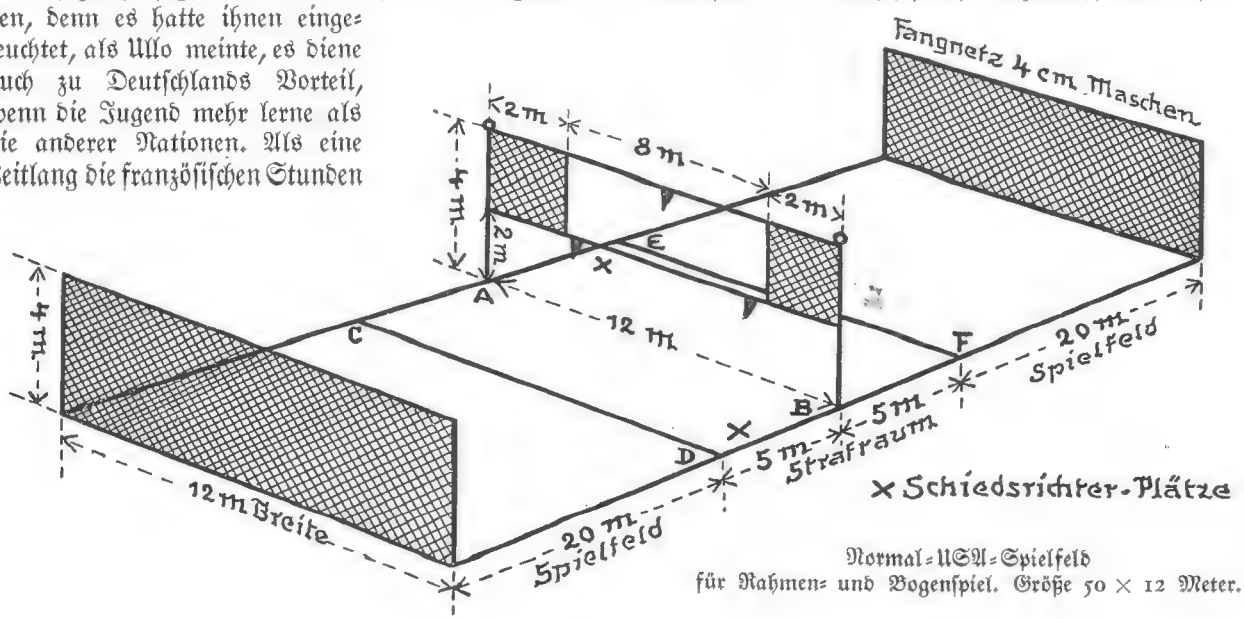
Ja sogar fleißige Schüler waren sie nun alle geworden, denn es hatte ihnen eingeleuchtet, als Ullo meinte, es diene auch zu Deutschlands Vorteil, wenn die Jugend mehr lerne als die anderer Nationen. Als eine Zeitlang die französischen Stunden ausfallen mußten, weil Doktor Rudolf eingezogen wurde und ein anderer Lehrer nicht so rasch zu bekommen war, da paukte Helmut mit den Jungen Französisch, und er wußte das Fach so zu beleben, daß sie alle wirklich mit Freude bei der Sache waren.

Auch das Turnen fiel für lange Zeit aus. Ullo war es gelungen, die Halle für einen Nachmittag der Woche für die Gruppe freizubekommen. Albrecht turnte hier vor, ehe er auf Grund seiner List so frühzeitig Soldat wurde. Da Helmut ein schlechter Turner war und Ullo seines Armes wegen nicht turnen konnte, übernahm dann Karlheinz die Leitung des Turnens. Unter ihm klappte alles ebenso vorzüglich, und Ullo ließ auch solche Jungen, die nicht zur Gruppe gehörten, mitturnen, wenn sie wollten. Auch das war Pflicht der Jugend, den Leib zu stählen und den Mut zu üben.

So ging denn die Gruppe ganz in alle diesem auf. Sogar die Nestabende ließ Ullo der Kriegshilfsarbeit wegen ausfallen. Die Fahrten am Sonntag aber blieben bestehen, und da lebten die Jungen dem Recht ihres Alters und ihrer Natur, unbeschwert fröhlich zu sein. —

Als dann Ostern 1916 Albrecht mit kaum sechzehn Jahren wirklich ins Feld gerückt war, ließ es Helmut auch keine Ruhe mehr zu Hause. Ein volles Jahr war er älter als der Kamerad, und er sollte hier noch hinter den alten Schulbüchern sitzen, wo er doch auch alt und stark genug war, die Waffe zu tragen? Nein und abermals nein!

Zu Hause stieß er auf den Widerstand des Vaters, als er sagte, daß er sich jetzt sofort freiwillig melden wolle. „Du bist eben gerade nach Oberprima gekommen, und ich wünsche, daß du zunächst die Reife-



Normal-USA-Spielfeld
für Rahmen- und Bogenspiel. Größe 50 × 12 Meter.

prüfung bestehst, bevor du Soldat wirst. Der Krieg dauert nun schon zwei Jahre; niemand weiß, wann und wie das Ende sein wird. Da wird es später manchem schwer fallen, der vom Heeresdienst zurückkommt und nun noch einmal auf die Schulbank soll, um seine Prüfung zu machen. Im Herbst kannst du die Kriegsprüfung ablegen. Wenn du dann bestehst, mein Junge, dann magst du auch hinausziehen, eher nicht."

Es war hart für Helmut, aber er mußte sich fügen. Für die Gruppe freilich war es ja gut, daß ihr einer der alten Getreuen noch länger erhalten blieb. Auch Detlev war Sonntags oft mit auf Fahrt, und so konnte denn in diesem Sommer 1916 das Gruppenleben noch eine schöne Zeit verzeichnen, trotz aller Not im Lande.

Mit dem Herbst wurde es dann freilich anders. Hans war inzwischen Leutnant geworden, und nach langen Bemühungen war es ihm gelungen, zur Fliegertruppe versetzt zu werden. Wie Detlev, machte auch er in Darmstadt seine Ausbildungszeit durch und kam dann als Flieger an die Ostfront.

Das wurde Detlev aber doch zu bunt. Ein Jahr war er nun schon bei den Flugzeugwerken, anderthalb Jahre fern der Front. Das sollte nicht so bleiben, er wollte und mußte auch hinaus. Noch einmal, und diesmal mit allem Nachdruck, versuchte er seine Abkommandierung zu erreichen. Schließlich half ihm Hauptmann F., nachdem er eingesehen hatte, wie ernst es Detlev damit war, und unterstützte die Eingabe. Schon vierzehn Tage später war der zusagende Befehl da, ja der Einfluß des Hauptmannes hatte sogar so weit gereicht, daß Detlev zum selben Truppenteil kam, bei dem Hans war, so daß die beiden von nun an wieder zusammen sein und gemeinsam Dienst tun konnten.

Im Oktober machte dann Helmut seine Kriegsreifeprüfung und zog eine Woche später die Uniform der Rostocker Füsiliere an.

Die Gruppe hatte nun von den Leuten der Stammschar nur noch Ullo, Karlheinz und Günter in der Heimat. Doch auch diesen Winter überstand sie glänzend, und als man Ostern 1917 schrieb, waren es noch immer zwanzig Scholaren, die der alten Fahne der Stammschar folgten, jener Fahne, die Helmut unter Einsatz des Lebens vor den Kosaken gerettet hatte. (Forts. folgt)

USA-Ballsport

Ein neuer Rasensport für jung und alt

Von Hans Götz

Schon wieder ein neuer Sport? Ja, und zwar ein sehr vielseitiger, der die Bezeichnung Universalsport, also abgekürzt USA-Sport, auch wirklich verdient.

In unserm Zeitalter wird der Sport, der in frischer Luft, in freier Natur ausgeübt werden kann, am meisten geschätzt; deshalb ist es leicht erklärlich, daß der erst vor einigen Jahren geschaffene USA-Ballsport so schnell eine große Anzahl Anhänger finden konnte. Sicher liegt es auch daran, daß dieses Ballspiel nicht nur leicht erlernbar ist, sondern auch keine großen Kosten verursacht. Das eigentliche Sportgerät, der USA-Schläger, der Ähnlichkeit mit einem Tennisschläger hat, ist sehr billig. Auch kann das Ballspiel überall ausgeführt werden, es ist also kein eigener Spielplatz notwendig.

Die Technik dieses Spiels unterscheidet sich von der des Tennisspiels besonders dadurch, daß der Ball nicht geschlagen, sondern geworfen und wieder aufgefangen wird. Die richtige Ausführung erfordert große Geschicklichkeit und Beweglichkeit des Körpers.

Das eigentliche Kampfspiel ist das USA-Rahmenspiel. Es erhält seinen besonderen sportlichen Wert dadurch, daß die Bälle durch einen in der Mitte des Spielfeldes befindlichen Rahmen gespielt werden, der 8 mal 2 Meter groß und in einer Höhe von 2 Meter

Teil einer USA-Mannschaft beim Rahmenspiel.

über dem Boden aufgebaut ist. Die Spielregel verlangt, daß sämtliche Bälle den Rahmen durchfliegen müssen. Dies ist nur möglich bei scharfem, zielsicherem Flachwurf, der beim Spieler größte Wurfsicherheit in Richtung und Entfernung voraussetzt.

Höchste Anforderungen aber in bezug auf Gewandtheit und Entschlossenheit stellt der pfeilschnelle Flug dieser Bälle an den Fänger, der in gespannter, elastischer Haltung und mit scharfer Beobachtung den richtigen Augenblick erfassen muß, in dem es möglich ist, den Ball in kühnem Sprung hoch aus der Luft zu reißen oder in tiefer Kniebeuge nahe dem Boden noch zu erhaschen.

Das USA-Bogenspiel, der Lieblingssport der Allgemeinheit, bereitet allen denen einen wirklichen Genuß, die im Interesse ihrer Gesundheit und zur gleichzeitigen Entspannung ihres Geistes einen Sport betreiben wollen, der ohne Überanstrengung eine ausgezeichnete körperliche Ertüchtigung in frischfrohem Spiel bietet.

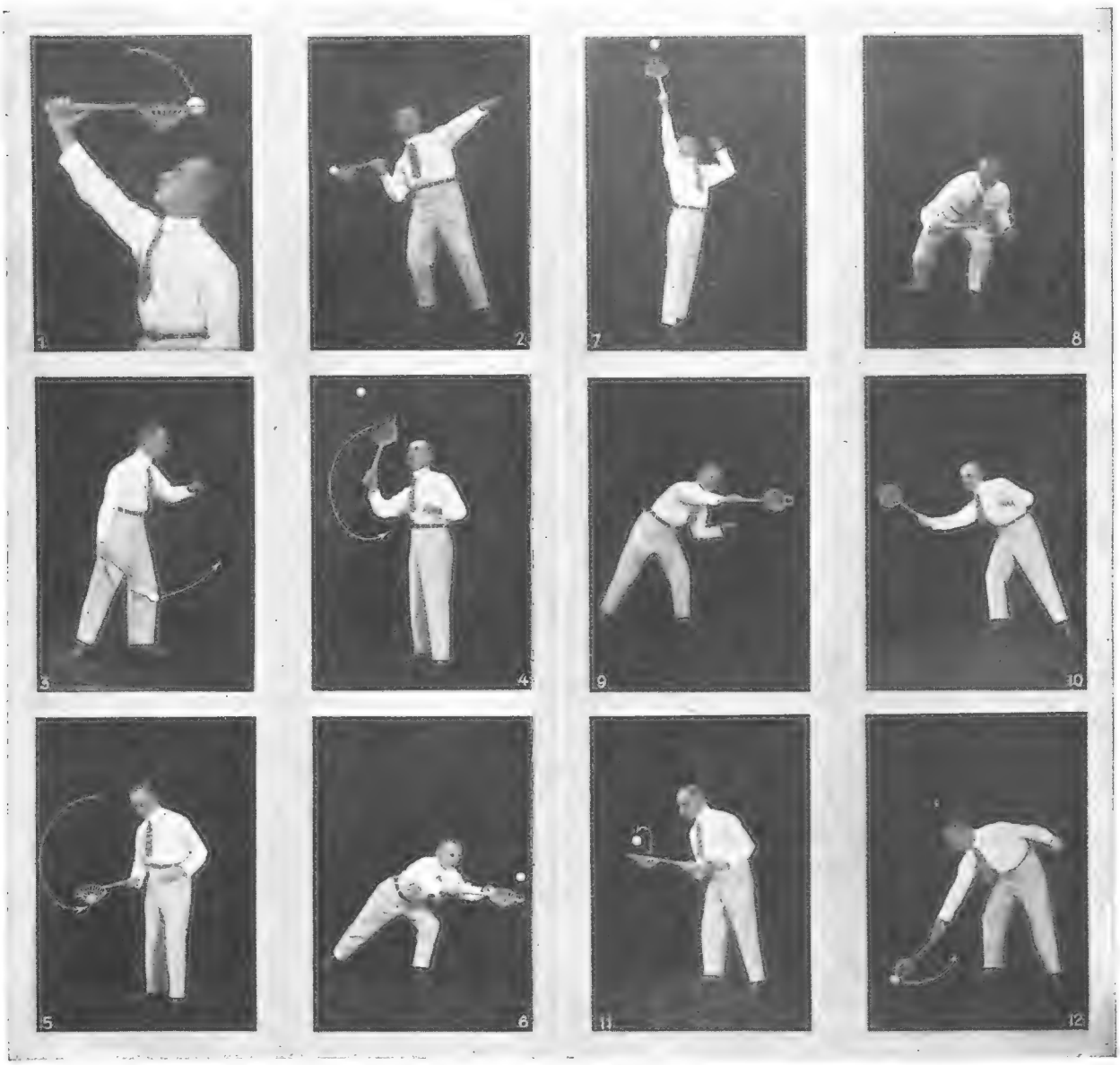
Die Eigenart des USA-Bogenspiels besteht darin, daß die Bälle im Gegensatz zum USA-Rahmenspiel

nicht durch den Rahmen, sondern über eine 4 Meter hohe Leine in schönem Bogen ohne Höhenbeschränkung dem Gegner zugespielt werden.

Weit- und Hochwurf bilden die Klasse der Leichtathletik, allen denen zu empfehlen, die in idealer Weise durch Einzelleistungen ein Höchstmaß körperlicher Befähigung erreichen wollen. Durch den über 1 Meter langen Wurfhebel, der aus dem gestreckten Arm und dem etwa 55 Zentimeter langen Gerät entsteht, wird die Schleuderkraft außerordentlich groß, so daß mit dem USA-Gerät erstaunliche Wurfleistungen in Höhe und Entfernung erreicht werden können.

Gesellschaftspiele. Diese Gruppe ist eigentlich unbeschränkt. Geschicklichkeit und Unterhaltung, bei gleichzeitiger Körper- und Geistesentwicklung, unter Teilnahme von jung und alt, sind hier miteinander gepaart. Gerade die reizenden geselligen USA-Spiele, an denen Eltern im Verein mit ihren Kindern, Bekannten und Freunden wirkliche Freude und Erholung finden, sind dazu berufen, Sport und Spiel in idealer Weise zu fördern.

Bevor wir nun daran gehen, die Spieltechnik des USA-Sports zu erläutern, wollen wir auf die Beschaffenheit des USA-Geräts hinweisen. Es besteht aus drei Hauptteilen: Schaft, Fangnetz und Wurfkorb. Der Schaft, zum Festhalten des Gerätes bestimmt, ist ein etwa 30 Zentimeter langer, schöngeformter Holzgriff. An seinem stärkeren Ende ist er mit einem Knopf, auf der oberen und unteren Seite je mit einer Abflachung versehen, von denen die untere bis an den runden Grifteil heranreicht, um dort als Auflage für den Daumen zu dienen. Das Fangnetz zum Auffangen der Bälle



1. Kurzwurf. 2. Mittelwurf. 3. Schockwurf. 7. Hochball. 8. Tiefball. 9. Linksball.
4. Treffball. 5. Treffball gefangen. 6. Kurzball. 10. Rechtsball. 11. Überleiten. 12. Aufgreifen.

ist am schwächeren Ende des Schaftes dauerhaft befestigt und besteht aus einem runden Metallrahmen, an dem ein besonders kräftiges halbkugelförmiges Kordelnetz angebracht ist. Der Wurfkorb, unmittelbar mit dem Fangnetz verbunden, ist ein schalenförmiger Korb in der Größe des Balles. Er dient zum Werfen wie auch zum Aufgreifen eines zu Boden gefallenen Balles. Vermöge seiner besonderen Bauart bietet er dem Ball beim Wurf einen unbedingt sicheren Sitz.

Zur Aneignung einer guten Spieltechnik ist natürlich, wie auch beim Tennisspiel, die richtige Haltung des Gerätes notwendig. Die Hand umschließt den runden Teil des Holzschaftes so, daß der an dessen Ende angebrachte Knopf sich außerhalb der Hand befindet, während der Daumen auf die an der Unterseite des Schaftes vorgesehene Abflachung gelegt wird. In dieser Haltung wird der Ballwurf, der Ballfang, das Überleiten des Balles vom Netz in den Wurfkorb wie auch das Aufgreifen vom Boden ausgeführt.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Würfe hier eingehend zu beschreiben. Wir beschränken uns darauf, die Bezeichnung der gebräuchlichsten Schwünge durch einige Bilder darzustellen.

Die Ausführung der Spiele geschieht nach genauen Spielregeln. Eine Anleitung dazu ist durch jedes Sportgeschäft, das die USA-Geräte führt, erhältlich. USA-Sport kann aber auch ohne jede Vorbildung und Anleitung ausgeführt werden. Eine kleine Erklärung einiger USA-Gesellschaftspiele soll dies beweisen.

USA-Fangball. Die einen Kreis bildenden Teilnehmer spielen sich den Ball so zu, daß kein Spieler übersprungen wird. Der außerhalb des Kreises sich befindende Läufer sucht den Ball mit dem USA abzufangen. Gelingt dies, so wechselt er den Platz mit dem Fehlschützen oder Fehlschläger (der einen zugespielten Ball nicht fängt). Der Ball kann auch nach links und rechts oder in beliebiger Weise quer über das Feld gespielt werden. Im letzten Falle befindet sich der Läufer innerhalb des Kreises.

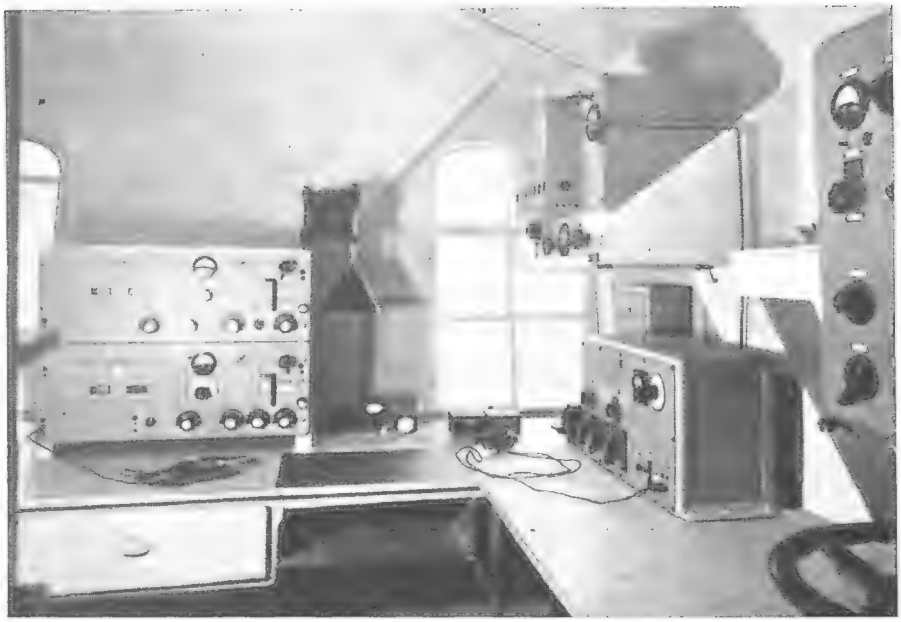
USA-Ballstaffel. Die Spieler stehen, eine Gasse bildend, in beliebig weitem Abstand voneinander. Der vorderste Teilnehmer jeder Partei erhält einen Ball, der von Mann zu Mann durch die ganze Reihe hinunter und wieder zurück gespielt wird. Die Mannschaft, die zuerst den Ball zu ihrem Vorspieler bringt, ist Sieger.

USA-Balljagd. Die in weitem Kreise stehenden Teilnehmer werden durch Abzählen in Erste und Zweite eingeteilt. Von jeder Mannschaft erhält ein Spieler — diese beiden müssen einander gegenüberstehen — einen Ball. Auf „Los!" werden die Bälle, in gleicher Richtung kreisend, immer dem nächsten der eigenen Partei zugespielt, bis ein Ball den andern überholt hat, wodurch der Sieg entschieden ist.

USA-Korbball. Man stellt in beliebiger Höhe oder auch auf dem Boden irgend einen Behälter, Korb, Netz oder dergleichen, auf und versucht aus verschiedenen Entfernungen den Ball dorthin zu schlagen. Als Gesellschaftspiel bringt der Korbball viel Unterhaltung und Scherz. Wer nach zehn Würfen die meisten Treffer hat, ist Sieger.

USA-Zielball. Unterhaltend und wertvoll zur Erlangung von Wurfsicherheit ist das Werfen aus verschiedenen Entfernungen auf ein mehr oder weniger großes Ziel, wie eine Scheibe mit aufgezeichneten Kreisen, ein Netz, einen Baumstamm oder dergleichen. Hierbei darf nur der Schwungwurf angewendet werden. Die Zahl der Treffer entscheidet den Sieg.

Der USA-Sport hat Aussicht, zum Volkssport zu werden. Es wird nicht mehr lange dauern, bis er sich neben den andern Sportarten überall eingebürgert hat.



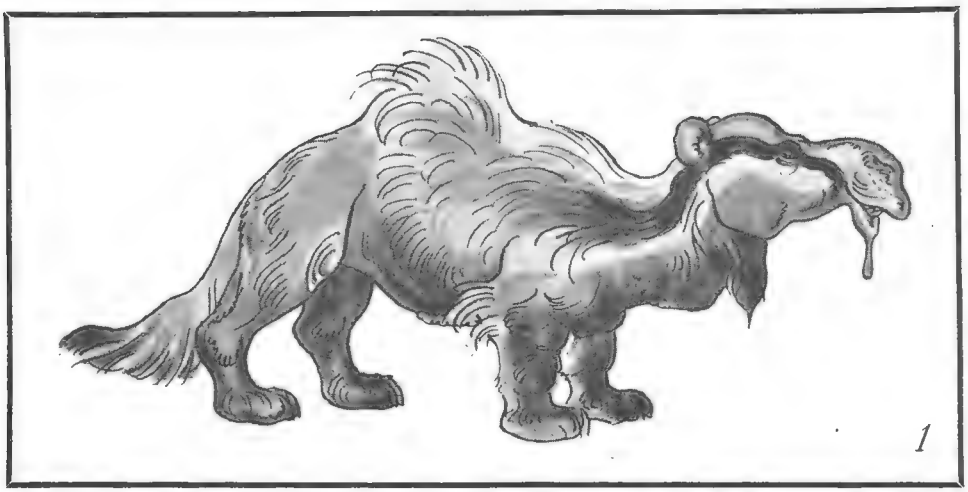
Die neue Kurzwellen-Sende- und Empfangsanlage des »Graf Zeppelin«.

Rechts im Hintergrund oben: der 50 Watt-Telefunken-Kurzwellensender, unten: der Kurzwellenempfänger. Rechts davon: Teilansicht der Peilanlage. Links: die Telefunken-Dreikreis-Empfänger / Phot. Telefunken-Gesellschaft, Berlin.

Ein fliegendes Telegraphenamt

Die Funkstation des „Graf Zeppelin" und ihre Neuerungen

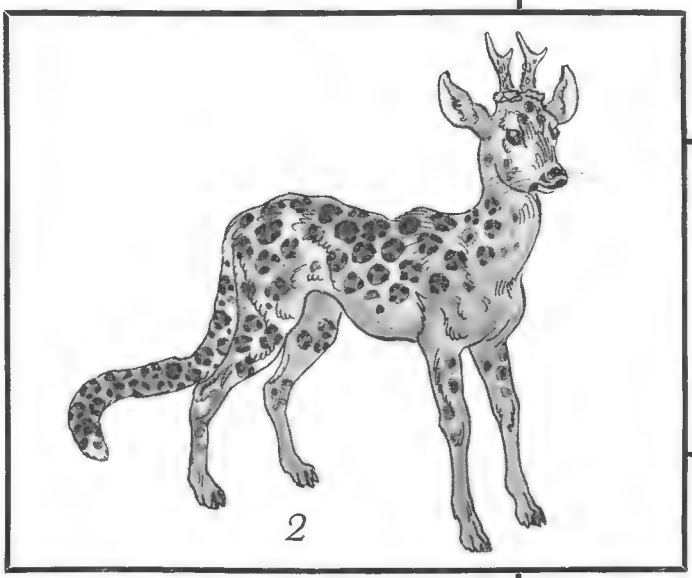
Das Luftschiff „Graf Zeppelin" nimmt zwar nur ein paar Dutzend Fahrgäste mit, aber auf seiner Radiostation herrscht Hochbetrieb wie an Bord eines großen Passagierdampfers. Eine Weltfahrt des Zeppelin ist jedoch in funktechnischer Hinsicht nicht etwa zu ver-


1

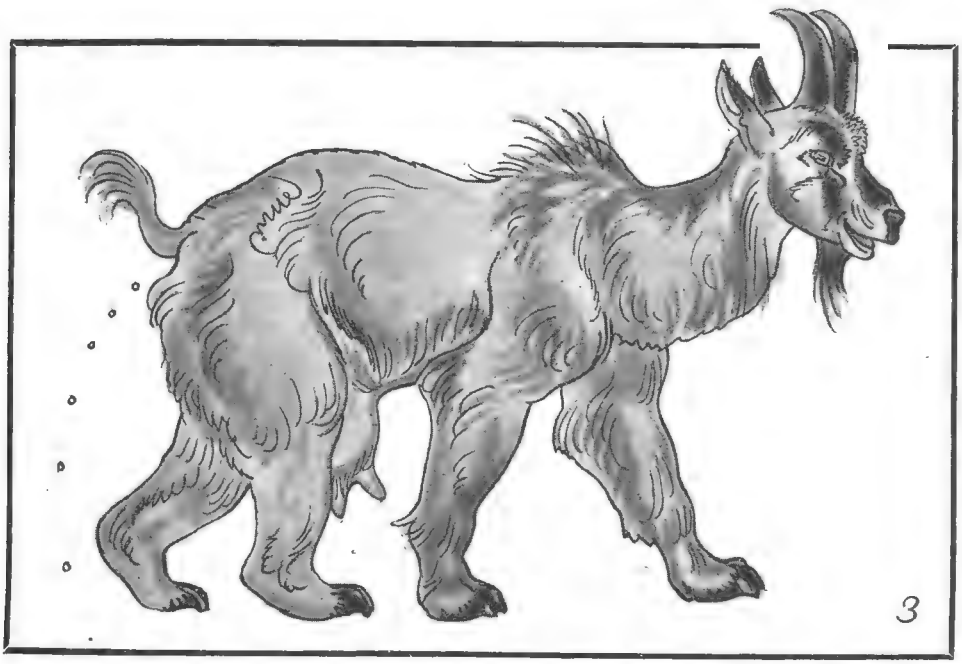
4

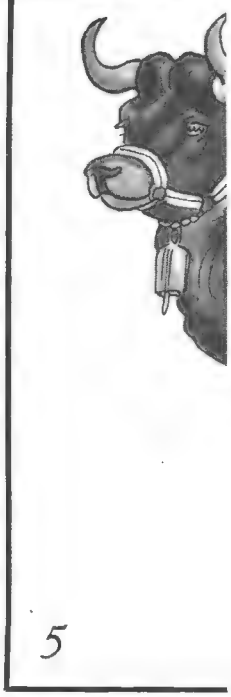
Peter Schnäuzchens Tierschau

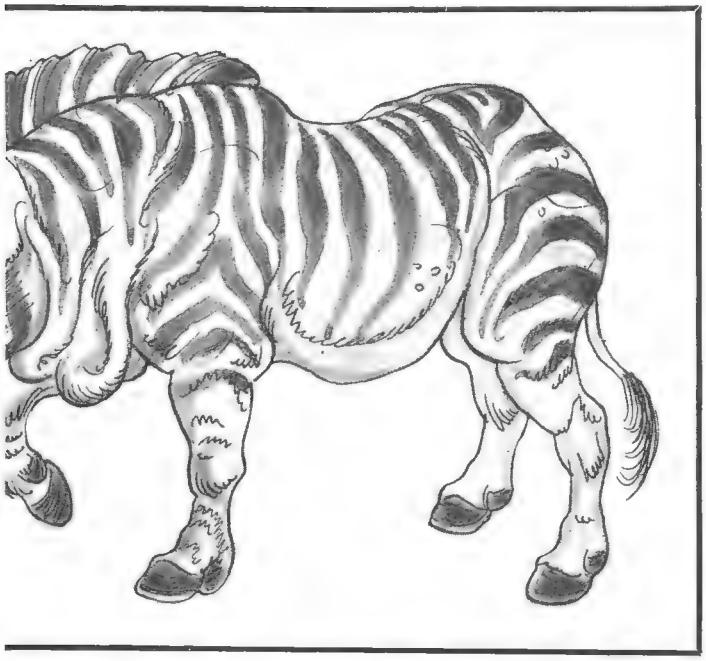
die er auf seiner diesjährigen Sommerreise zusammenstellte.


2

Nach Zeichnungen von Christophe.


3


5



1 Der Dromedachs.
2 Der Rehopard.
3 Der Geißbär.
4 Das Rhinozebra.
5 Das Kuhmel.

gleichen mit der Fahrt eines Dampfers, der die gleiche Strecke zurücklegt. Die Luftreise trägt vielmehr zeitweise eher den Charakter einer Expedition mit allen sich daraus ergebenden erheblichen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Funkstelle und des Funkpersonals. Es gilt, nicht nur den eigentlichen Telegraphendienst in Form von Presse- und Privattelegrammen abzuwickeln, der bei Anwesenheit von Pressevertretern einen beträchtlichen Umfang annimmt, sondern vor allem den Wetterdienst und den Schiffsicherungsdienst mit Hilfe des Radios durchzuführen.

Die Wichtigkeit des Wetterdienstes für die Navigation des Luftschiffes geht schon daraus hervor, daß etwa ein Drittel der Zeit des Radiodienstes für ihn vorbehalten wird. Die Wetternachrichten werden von der Seewarte in Hamburg über Norddeich und von den deutschen Kurzwellenstationen, von Paris, London und andern Städten empfangen. Auch von Schiffen werden Wetternachrichten angefordert. Manchmal sammelt ein Schiff die Wetternachrichten von andern Schiffen längs der Strecke auf See und gibt sie an den Zeppelin weiter. Aus den eingegangenen Meldungen wird täglich dreimal und häufiger eine Wetterkarte für die vorliegende Strecke angefertigt.

Der Schiffsicherungsdienst vollzieht sich durch Meldungen des Standortes nach der Heimat und nach andern Punkten in regelmäßigen Zeitabschnitten mehrmals am Tage sowie durch Entgegennahme von dienstlichen Mitteilungen. Desgleichen wird mit Dampfern in Verbindung getreten, um die Positionen abzufragen und zu vergleichen. Bei Nebel oder unsichtigem Wetter tritt der Telefunken-Radio-Bordpeiler in Tätigkeit, mit dessen Hilfe gleichfalls der Standort des Luftschiffes bestimmt werden kann.

Dieser umfangreiche Radiodienst wird bewältigt durch drei Funkoffiziere, die sich gegenseitig ablösen, bei großem Telegrammandrang aber gleichzeitig arbeiten.

An Funkgerät sind vorhanden: eine Langwellensende- und Empfangstation, eine Kurzwellensende- und Empfangstation sowie eine Radiopeilanlage, sämtliche Geräte nach dem System der Telefunken-Gesellschaft. Telephonie ist sowohl mit langer wie mit kurzer Welle möglich.

Das Luftleitersystem besteht aus drei Hauptantennen. Eine von diesen wird gebildet aus zwei Drähten, die 150 Meter frei herabhängen und durch eine elektromotorisch angetriebene Winde eingezogen werden können. Die beiden kleineren Antennen werden 75 Meter ausgefahren und dienen für den Empfangsdienst und den Kurzwellenverkehr. Für besondere Zwecke dienen Hilfsantennen nach Bedarf.

Die elektrische Energie wird nicht, wie früher, von einer Luftpropellerdynamo geliefert, sondern von einer besonderen Elektrizitätszentrale, die mit einem Benzinmotoraggregat einschließlich Reserve ausgerüstet ist. Diese kleine elektrische Zentrale, die, metallisch völlig

eingekapselt, mittschiffs hinter der Personengondel untergebracht ist, versorgt das ganze Luftschiff mit Elektrizität, also neben der Radiostation auch die Beleuchtungsanlage, die Hilfsmotoren, den Kreiselkompaß und die Heizung der Küche.

Zur Ausübung des Verkehrs über große Entfernungen wird fast immer der Kurzwellensender benutzt. Mit ihm wurde auf der Weltfahrt ein wechselseitiger Telegrammverkehr über 10 000 Kilometer durchgeführt. Für die kürzeren Entfernungen, also zum Beispiel bei Annäherung an die Küste und die Landungsplätze, wird natürlich der Langwellensender herangezogen.

Die Gefangenen des Berges

Fortsetzung *VON VIKTOR HELLING*

Jeden Morgen waren Karlheinz und Egon Dieterichs nach dem Bootshause in Quinta do Montijo gewandert. Jedesmal waren sie mit der Nachricht nach Lavradio zurückgekommen, daß weder von dem Boote noch von Herrn Detloff oder dem Holländer auch nur die geringste Spur zu sehen gewesen sei.

Das Bootshaus lag still und verschlossen unter der brütenden Sonnenglut. Seit jenem Regenmorgen, als die Knaben den Freund ihrer Eltern dorthin begleitet hatten, war ein Ferientag wie der andere in goldener Pracht über den blauen Fluten des nahen Tejo emporgestiegen. Nur einmal hatte nachts ferner Donner gegrollt, und Herr Dieterichs hatte in der Zeitung gelesen, daß das Observatorium de San Bruz am Cabo Raso von einem Seebeben meldete. Man fürchtete, hieß es in dem Zeitungsbericht, für das Schicksal zweier kühner Azorenflieger, von denen man Funkmeldungen hatte, daß sie um die Zeit jenes registrierten Seebebens auf See hatten niedergehen müssen. Tags danach aber war von der glücklichen Rettung der Flieger die Rede; ein deutscher Dampfer hatte die auf den Wellen Treibenden geborgen.

Eine Woche war um, und im Bootshaus in Quinta do Montijo wollte sich nichts rühren. Herr Dieterichs sagte zu seiner Gattin: „Da stimmt wieder etwas nicht mit dem ‚Bastler'. Acht Tage war die vertragliche Frist, an die sich unser Freund gebunden hatte. Er hoffte, sogar früher wieder hier zu sein. Dabei geht morgen der Hapagdampfer von Lissabon ab, der ihn nach Deutschland bringen sollte."

Frau Dieterichs teilte die Befürchtungen ihres Mannes, aber sie fragte: „Wäre es nicht möglich, daß das geheimnisvolle Boot irgendwo anders angelegt hat? Vielleicht ist Herr Detloff nur nicht in der Lage gewesen, uns zu benachrichtigen."

„Kommt er heute nicht, so werde ich mich auf dem Dampfer nach ihm umsehen", sagte Herr Dieterichs.

Da auch an diesem Tage, nachdem er mit seinen Jungen selbst nach dem benachbarten Quinta gegangen war und sich vergeblich nach dem Verbleib von Mynheer Heeskerke bei den Fischersleuten der Umgegend erkundigt hatte, das Bootshaus verschlossen blieb, ließ er sich nach dem Kai der Überseedampfer übersetzen. Der Oberzahlmeister der „Bayern" ersah aus der Schiffsliste, daß ein Ingenieur Werner Detloff in der Tat einen Kammerplatz für die Fahrt von Lissabon nach Hamburg belegt hatte, aber nicht an Bord eingetroffen war. Herr Dieterichs wartete, bis die „Bayern" Anker auf ging. Sein Landsmann Detloff war nicht gekommen.

Nun wuchsen die Besorgnisse von Tag zu Tag, vergeblich erwartete die Familie Dieterichs eine Nachricht. Immer häufiger führte sie ihr Weg nach dem verlassenen Bootshaus, und nach reiflichem Überlegen machte Herr Dieterichs der Behörde von der Tatsache, daß Mynheer Heeskerkes Boot überfällig sei, Anzeige.

Man nahm die Meldung zur Kenntnis und versprach, Erkundigungen einziehen zu wollen. Bisher sei nichts vom Schiffbruch eines Bootes bekannt geworden, das den Namen „Nederland" führe. Man versprach, Herrn Dieterichs sofort zu benachrichtigen, wenn Kunde über ein Boot dieses Namens einlaufe.

Diese Nachricht blieb, wie Herr Dieterichs befürchtet hatte, aus; immer mehr wurde ihm klar, daß dem Boote des Holländers ein tückisches Unglück widerfahren sein müsse, dem vielleicht die ganze Bootsbesatzung zum Opfer gefallen war. —

Um dieselbe Zeit arbeiteten die in der Höhle eingeschlossenen Männer mit dem letzten Mute der Verzweiflung. Seit der schreckensvollen Entdeckung, daß der Eingang, durch den sie in das unterirdische Verlies hineingetrieben waren, durch heimtückische Felsblöcke, die sich über Nacht von der Höhe gelöst haben mußten, versperrt war, lebten sie nur noch der einen zagen Hoffnung, sich mit dem Beil einen Ausweg ins Freie zu bahnen.

Die Lebensmittelvorräte der „Nederland", die wie zum Hohn auslauffertig an den Trossen lag, waren für eine achttägige Frist überreichlich bemessen gewesen; aber ein großer Teil davon war durch das eingedrungene Seewasser verdorben.

Werner Detloff konnte den unglücklichen Leidensgefährten nur noch ganz geringe Portionen zumessen. Es schmerzte ihn, wenn er die stark abgemagerten Männer sah, deren Augen groß und fieberhaft flackernd in den tiefen Höhlen lagen. In der Nacht, wenn der Schlaf sie übermannte — denn es wurde jetzt auch nachts ohne Unterbrechung gearbeitet — schraken sie oft mit einem verworrenen Schrei auf. Grauen wollte Werner die Stimme rauben, wenn er den Leuten neuen Mut zusprach. Erschlafft fielen auch seine Arme herunter, denn er legte immer selbst mit Hand ans Werk.

Auch Mynheer Heeskerke hielt sich nur noch mühsam aufrecht. Er verweigerte die Nahrung; seit Tagen verteilte er die auf ihn fallende Tagesration an die Leute. Zu Werner sagte er: „Wenn ich doch sterben könnte statt euer!“

Selbst Jan ließ verzagt den Kopf hängen. „Jetzt kann uns nur noch ein Wunder retten“, sagte er zu Savornis und stieg vom Gerüst, auf dem er gearbeitet hatte. „Mein Onkel sagte zwar stets: ‚Geduld und nicht verzagen! Unverhofft kommt oft‘, und was dergleichen Weisheiten für den Hausgebrauch mehr sind; aber es gibt Lagen, in denen die schönsten Trostsprüche versagen.“

„Der Hunger zerreißt mir die Eingeweide. Ich mach' eine Pause“, gab Savornis zur Antwort und kletterte gleichfalls von dem Auftritt. Gierig biß er in den Schiffszwieback.

„Heb dir ein Stück für nachmittag auf, wie ich es gemacht habe!“ mahnte Jan. „Wer weiß, ob es heute noch etwas setzt! Der Schinkenknochen ist schon gestern endgültig abgenagt worden.“

„Recht hast du“, seufzte Savornis und schob den Rest seines Zwiebacks auf einen Geröllhaufen. Es war lautlos still in der Höhle. Die Kameraden hatten sich, von Müdigkeit überwältigt, unten beim Boot in ihre Decken gewickelt.

Auch Jan und Savornis hockten schweigend nebeneinander. Minuten vergingen. Plötzlich fühlte Jan sich kräftig am Handgelenk gefaßt, und gerade, als er fragen wollte, was das zu bedeuten habe, sah er erstaunt, daß Savornis den Finger an die Lippen gelegt hatte. Dann machte Savornis bedeutsam eine Kopfbewegung nach oben und wiederholte das stumme Zeichen, daß Jan schweigen solle.

Als der verwunderte Jan behutsam den Kopf in die angedeutete Richtung drehte, fehlte nicht viel und er hätte einen Schrei ausgestoßen; was er da oben, wenige Meter über Jans Kopf, sah, war nichts anderes als eine Maus — wahrhaftig, eine graue Maus, die mit klugen, blitzenden Augen sich an das Stück Zwieback auf dem Geröllhaufen herangemacht hatte. Die Augen Jans bekamen ein Leuchten. Mit Liebe verschlangen sie das Bild dieser kleinen Maus, die mit gekrümmtem Rücken dem Zwieback tapfer zu Leibe ging.

Verkehrsunfall in der Luft.

Zufallsaufnahme eines Flugzeugzusammenstoßes über der amerikanischen Küste, bei dem die Flieger sich durch Absprung mit dem Fallschirm retteten / Photoaktuell, Berlin.

Blitzschnell durchschoß ihn der Gedanke: Wie kommt dieses winzige, am ganzen Leibe trockene Mäuslein in unsern Kerker? Diese Maus ist unsere Rettung.

Nun vollführte er in der übergroßen Freude über diese Entdeckung doch eine ungestüme Bewegung. Die Maus erschrak und machte rasch kehrt. Sie verschwand in einem Spalt, der zwei Meter links von der Stelle lag, an der von Savornis und Jan zuletzt gegraben worden war.

Mit einem Jubelschrei war Jan aufgesprungen und hatte mit geschärftem Blick die Stelle erspäht, wo das Mausschwänzchen in der Spalte verschwand. Im Nu war er oben und stieß sein Taschentuch in den Spalt, um diese kostbare Stelle unter allen Umständen kenntlich zu machen. Diese Maus war das erste lebende Wesen, war ein Bote aus der andern Welt da oben, die es also doch noch gab, zu der man durchdringen konnte, wie die Maus, die auch keine Felsen durchnagen konnte, zu dieser Geröllhalde mit dem Stückchen Schiffszwieback durchgedrungen war. Der Besuch des winzigen vierbeinigen Gastes erbrachte den Beweis, daß die Felsengrotte nicht, wie man nachgerade ernstlich befürchtet hatte, unter einer steinigen Bergeslast begraben lag.

So fängt eine Gruppe an. Man liest und spielt zusammen, lernt sich kennen und wird allmählich eine Jungengruppe.

Werner Detloff war als erster auf Jans Freudenschrei herbeigeeilt. Doch auch der Ermattetste wurde wach. Was sie im ersten Jubel über diese zufällige Entdeckung gestammelt hatten, wußte später keiner mehr. So viel nur wußten sie, daß Werner Detloff den braven Savornis und den sich plötzlich wieder quicklebendig gebärdenden und lachenden Jan umarmt hatte und daß allen die Augen feucht schimmerten.

Mit Feuereifer gingen sie sofort ans Werk. Im Nu war das brüchige Gestein herausgeschlagen. Schon nach den ersten erwartungsvollen Minuten stießen die Stangenspitzen auf Erde. Mit nie erhoffter Leichtigkeit ließen sich die Steine an dieser Stelle lockern, die nicht weiter als zwei Meter von dem Punkt entfernt lag, wo sich in tagelangem zähen Ringen die Kraft von sechs Männern vergeblich erschöpft hatte.

Innerhalb einer knappen halben Stunde war die Steinschicht herausgebrochen und quer durch das Erdreich ein schräger Stollen von über Mannsbreite geschaffen. Längst rollte auf die arbeitenden Hände die langersehnte schwarze Erde.

Dann stießen die Spaten in Luft. Jan wurde als erster in die Öffnung hineingeschoben. Er arbeitete sich mit großer Gewandtheit vollends durch die Decke durch.

Noch einmal durchlebten alle bange Minuten; jeder fühlte heftig sein Herz klopfen, besonders in dem Augenblick, als Jan da oben einen Schrei ausstieß.

Doch dann zeigten sich schon wieder seine strampelnden Beine. Sechs Hände griffen zu und zogen ihn herab. In aller Augen stand nur die eine Frage: „Nun?“

Jan war blaß, er schüttelte sich die Erde ab und nickte. „Gott sei Dank, ich habe einen Streifen Tageslicht gesehen!“

„Einen Streifen?“

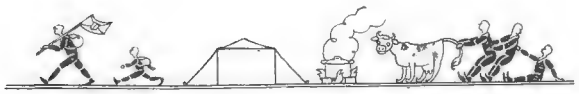
„Es ist richtig. Wir kommen durch; wir werden die Sonne wiedersehen“, antwortete Jan. „Aber da oben ist nicht alles geheuer. Es ist eine zweite Höhle da, kleiner und viel wärmer als diese hier. Ich sah dort den Körper eines Toten liegen — eine Art Skelett. Nun, ihr habt mich wohl schreien hören? Ganz fest sind unsere Nerven wohl alle nicht nach dieser Höhlen- und Hungerkur. Doch das hat nichts zu sagen. Hauptsache, die Stube da oben hat ein Guckfenster, das zwar durch einen Steinblock verrammelt ist, aber doch nicht ganz und gar; ein Streifen blauer Himmel lachte durch die schmalen Spalten.“

„Wirklich, ein Streifen blauer Himmel?“ Die Leute faßten sich bei den Händen, sie waren wie trunken in ihrer Freude. Ein paar beteten laut. Dann wieder wollte jeder der erste sein, der durch den Schacht in die kleine Vorhöhle da oben hineingehoben würde, um den Steinblock von der Pforte zu rollen, der ihnen, wie Jan gesagt hatte, allein noch den Weg in die goldene Freiheit versperrte.

Daß da oben der Körper eines toten Mannes liegen sollte — im Überschwang der Freude hatten es die meisten fast überhört. Nur Mynheer Heeskerke hatte, seltsam betroffen, aufgehorcht. Dann sagte er: „Wer der Tote da oben auch sein mag, keiner darf ihn anrühren! Ich warne euch dringend.“ Merkwürdig erregt brachte Mynheer Heeskerke diese Worte hervor. Das Licht seiner Augen brannte groß. Detloff wunderte sich über die Warnung, der Holländer aber murmelte: „Ich werde Ihnen später alles erklären. Mir kommt eine Ahnung.“

Aus den Balken und Stangen des Gerüstes war inzwischen eine Art Trittleiter zusammengefügt und vor dem Schacht in den Boden gestemmt worden. Mann für Mann verließen sie den unteren Höhlenraum.

Mynheer Heeskerke war der vorletzte, der hinaufklomm. Als Werner Detloff ihm beim Verlassen des Stollens behilflich war, merkte er, daß des Holländers Herz zum Zerspringen klopfte. Unruhig durchspähte er



Beispiel eines Frieses für das Nest. Es kommt dabei nicht so sehr auf Kunst, als vielmehr auf Humor an. Man setzt sich zusammen, einer hat diesen, der andere jenen Einfall. Ein Entwurf wird auf Papier hergestellt, und dann geht es an die Ausführung.

den Raum, er schien nur den Toten sehen zu wollen und alles andere vergessen zu haben, während alle übrigen zu dem Stein geeilt waren. Da hatten sie ihn schon richtig ohne große Mühe zur Seite gewälzt, und aus allen Kehlen brach ein Jubelschrei. Geblendet, vor Freude überwältigt, sahen sie vor sich ein grünes Land unter einem lachenden Himmel und in der Ferne die Giebel freundlicher Häuser. Mit großen, ungelenken Sprüngen taumelten die ersten ins Freie.

Mynheer Heeskerke aber stand vor dem Toten. Jan hatte ganz recht, es war das Skelett eines Mannes, den hier der Tod ereilt hatte. Mit dem Gesicht nach unten lag die Gestalt, mit einer blauen Tuchjacke und weißer Hose bekleidet, auf einem Haufen verdorrter Ranken. Wild wucherte ringsum Gras. „Wir sind am Ziel!" Mynheer Heeskerkes Stimme klang dumpf.

(Schluß folgt)

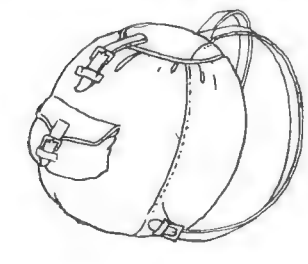
Aufbau einer Jungengruppe

Von Paul Jordan

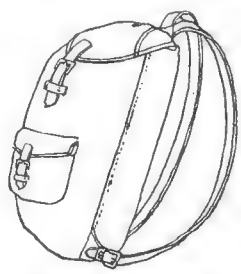
Immer und immer wieder richten die Leser des „Guten Kameraden" Zuschriften an uns wie die: „Ich möchte gerne eine ‚Kamerad'-Gruppe gründen. Wie soll ich dies anfangen?" Allen diesen antwortet der bewährte Jugendführer Paul Jordan im nachstehenden Aufsatz, der dem neuesten (64.) Bande der Illustrierten Taschenbücher für die Jugend „Fahrt, Nest und Lager. Leben und Aufbau einer Jungengruppe" entstammt. Jeder Neuling ersieht aus dem Buche, wie er Jungen für eine Gruppe werben, jeder Führer, wie er dem Gruppenleben Schwung und feste Prägung verleihen kann; jedem Jungen aber, auch dem Außenstehenden, zeigt es, wie fein und wie wertvoll eine solche echte Jungengemeinschaft ist. Das mit fünfundzwanzig Abbildungen versehene Buch stellt eine Art Leitfaden für die „Kamerad"-Gruppen dar, die hier immer wieder neue Anregung schöpfen können.

Werbung

Wenn ein älterer Junge den Vorsatz faßt, eine Gruppe aufzubauen, die später als richtige Jungengruppe neben Nest und Lager die wichtigste Form ihrer Gemeinschaft im Fahrtenleben finden soll, so wird er ja wohl selbst schon immer Lust und Neigung zum Wandern und zu gesunder Leibesübung empfunden haben. Auch der engere Kreis von Kameraden, mit denen er bis dahin durch Schule, Nachbarschaft oder Beziehungen der Eltern besonders viel zusammengekommen ist, wird ähnliche Neigungen besitzen, was eben daraus hervorgeht, daß sie sich ihm besonders eng angeschlossen haben. Es wird dem Jungen somit keine Schwierigkeiten bereiten, wenigstens zwei oder drei aus dem Kameradenkreise für den Plan einer Jungengruppe zu gewinnen. Diese Jungen, die als die ersten gleich von vornherein zur Gruppe gehörten, werden ihr auch später immer die festesten Stützen sein, wenn überhaupt der junge Führer es versteht, die Schwierigkeiten der ersten Anfangszeit zu überwinden.

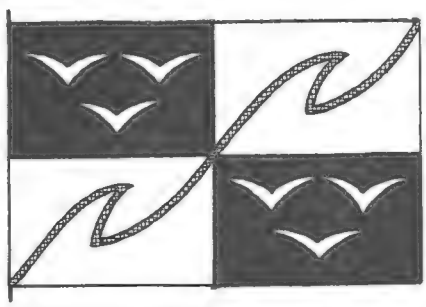


Der schlecht sitzende, weil rund gepackte Rucksack.



Der gut sitzende, weil flach gepackte Rucksack.

Sobald nun diese drei oder vier Mann fest entschlossen sind, müssen sie unter sich einen Führer finden, denn gerade im Anfang muß unbedingt einer da sein, der für Eltern und Lehrer den Gedanken der Gruppe verkörpert und vertritt. Also muß bei seiner Wahl auch an diese Seite seiner Aufgaben gedacht werden, das heißt, sicheres Auftreten im Verkehr mit Erwachsenen, eine gewisse Redegewandtheit und vielleicht auch ein nicht allzu junges Aussehen wie eine nicht allzu geringe Körpergröße des Führers sind von Wichtigkeit. Es gibt oft sehr tüchtige Jungen, die fraglos Führerfähigkeiten besitzen und sich auch Älteren gegenüber, die sie kennen, durchzusetzen wissen. Man setze aber nur einmal den Fall, daß auf Fahrt mit dem Vorsteher eines Bahnhofes über die Gestellung von Sonderabteilen für die Gruppe zu verhandeln ist, und man wird begreifen, daß auch das Aussehen des Führers schon von Nutzen sein kann.



Beispiel einer Gruppenfahne (Fahne der „Kamerad"-Ortsgruppe Saarburg). Die Vierteilung ist der Anordnung alter ritterlicher Wappen entnommen. Die ansteigende Woge ist das Zeichen rastloser Kraft, die Möwen sind das Sinnbild der Freiheit und des Triebes in die Ferne. Die Wogenlinie ist rote Litze auf weißem Feld, die Möwen sind aus weißem Fahnentuch geschnitten und auf schwarzes Fahnentuch genäht.

Sollte es sich nicht so glücklich treffen, daß unter den Gründern der Gruppe einer ist, der das volle Vertrauen der übrigen besitzt und zugleich die entsprechenden persönlichen Gaben mit sicherem Auftreten und entsprechendem Äußern vereinigt, so ist unter Umständen sogar mit einer Teilung des Amtes viel gewonnen. Ich meine damit, daß der Junge, der sich dafür eignet, Führer wird und die andern sich ihm unterordnen; nach

außen aber werden die Angelegenheiten der Gruppe durch einen andern vertreten, dessen Redegewandtheit erwarten läßt, daß er mehr Vorteile für die Gemeinschaft zu erreichen versteht.

Ist der Führer gewählt, so beginnt das Werben. Das ist in einer mittleren Kleinstadt am leichtesten, in noch kleineren Orten durch die geringere Zahl der überhaupt in Betracht kommenden Jungen erschwert, am schwierigsten aber zweifellos in einer Großstadt. In der Kleinstadt hat die junge Gruppe nichts weiter nötig, als einige Wochen hindurch Sonnabends und Sonntags auf Fahrt loszuziehen; dann weiß bald jeder Junge von ihrem Bestehen, einer kennt den andern, in der Schule wird davon gesprochen, und wenn der Führer bekannt und geachtet ist, werden auch andere Jungen bei ihm anfragen, ob sie nicht mitmachen dürfen.

In der Großstadt, wo die Schüler einer Klasse oft stundenweit voneinander entfernt wohnen, wo auch nachbarlicher Verkehr so wenig üblich ist, daß häufig die Bewohner des gleichen Hauses einander nicht einmal dem Namen nach kennen, ist die Werbung viel schwieriger. Da kann nur die persönliche, nie ermüdende Werbung des einzelnen im Bekanntenkreise, in den Schülerabteilungen des Sportvereins, in dem er vielleicht Mitglied ist, und wo sonst auch immer er geeignete Jungen trifft, allmählich den Erfolg bringen.

Die paar Jungen, die sich zusammenfanden, müssen sofort beginnen. Sie müssen auf Fahrt ziehen und dabei gute Aufnahmen machen von ihren Spielen, vom Zelt, vom Lagerfeuer, von der Landschaft, vom Marschieren, Bilder, die so ausgewählt werden, daß ein echter Junge bei ihrem Anblick Lust bekommt, mit dabei zu sein. Diese Bilder werden sauber in ein Album geklebt, um auch Eltern gezeigt werden zu können. Gleichzeitig beginnt die Gruppe vom ersten Tage an, eine Chronik über all ihr Erleben zu führen. Irgend einer liefert dann lustige Randzeichnungen, ein zweiter vielleicht Knüttelverse, dazu kommen die Berichte über die Fahrten und die Abenteuer, die diese brachten, bis schließlich schon nach wenigen Wochen auch die Chronik ein Bild von so viel frohem Leben und Erleben gibt, daß man sie einem tüchtigen Jungen nur zu zeigen braucht, um ihn für die Gruppe zu gewinnen. Drittens müssen die Jungen der Gruppe immer und überall nach außen hin als eine untrennbare Gemeinschaft erscheinen. Wenn vier Jungen immer fröhlich zusammen gesehen werden, wenn sie in allem einig sind, so zieht das manchen an, denn es gibt viele Jungen, die sich nach echter Freundschaft und Kameradschaft sehnen. Wenn diese vier zum Beispiel zusammen ins Schwimmbad gehen und dort Wettschwimmen oder Wettspringen veranstalten, dann wird sich im Augenblick ein Kreis von Jungen um sie bilden, der leicht und gern am Spiel oder am Wettkampf teilnimmt; der Heimweg bietet dann die Möglichkeit zum Austausch von Namen und Anschrift. Auch im Freibad, wo die vier gemeinsam bodenturnen oder ein Spiel treiben, werden sich bald zuschauende Jungen einfinden, ebenso auf dem Sportplatz, wenn sie gemeinsam üben. Kommt ein Neuer hinzu, so hat er oft auch einen Bruder oder einen Vetter, der von Wert ist und den er mitbringt, und so geht es allmählich mit der Gruppe aufwärts. Freilich muß jeder beim Werben mitarbeiten.

Ist erst die Zahl von zehn Jungen erreicht und die Beteiligung so, daß auf Fahrt oder im Nest nur selten einer fehlt, dann geht die Neuwerbung schon viel leichter, da man jedem, der in Frage kommt, durch eine Einladung gleich ein gutes Bild von der Gruppe geben kann. Dann kann es sogar so weit kommen, daß zu viele Neumeldungen vorliegen und der Führer bremsen muß.

(Schluß folgt)

Spielkameraden / Phot. R. Wörsching, Starnberg.

Peter der Star / *Von Franz Fuchs*

Hoch unter dem Dachfirst schlüpfte Peter aus dem Ei. Sein ungestümes Wesen, das ihm noch heute eigen ist, war wohl die Ursache, weshalb er vorzeitig aus dem Nest purzelte. Hätten ihn an jenem verregneten Maimorgen nicht die Kinder im Garten gefunden, wo er völlig durchnäßt wie ein Häufchen Unglück in eine Ecke gekauert saß, er hätte wahrscheinlich nicht mehr bis zum Mittag gelebt. So wurde er in die Stube gebracht, in trockene Tücher gewickelt und gewaltsam gefüttert. Eigensinnig und sehr verängstigt, wollte er die besten Bissen nicht schlucken. Da aber junge Vögel nicht lange hungern dürfen, wurden ihm Milchbrötchen und geschabtes Fleisch eingestopft, und siehe da, nach einigen Stunden hatte sich sein Wesen vollkommen geändert. Mit den kurzen Flügeln um sich schlagend, begehrte er kreischend nach Futter, das er gierig verschlang. Er lernte seine Pfleger kennen und unterschied sie bald von fremden Personen. Seine Flugkraft übte er fleißig. In einem Zeitraum von etwa zehn Tagen war er selbständig.

Peter der Star mit seinem besten Freund, dem Sohn des Hauses.

Vorläufig wurde ihm ein geräumiges Bauer angewiesen, in dem er sich anscheinend recht wohl fühlte, umso mehr, als er stundenweise im Zimmer frei umherfliegen durfte. Er sollte später in Freiheit gesetzt werden, aber eine Zeitlang wollten seine Retter doch noch ihre Freude an dem drolligen Kerl haben, denn drollig war er. Ohne jede Spur der anfänglichen Scheu saß er mit Vorliebe den Familienmitgliedern auf Kopf oder Schulter. Dem Herrn des Hauses setzte er sich besonders gern auf den Kopf; dieser hatte aber eine Glatze, auf welcher der Star häufig ins Rutschen kam. Das nahm er sehr übel, und der Familienvater erntete ein paar empfindliche Schnabelhiebe.

Zu den Mahlzeiten fehlte Peter nie; er mußte von allem kosten, was auf den Tisch kam. Den Ofen mied er, wie er auch nicht versuchte, durch das geschlossene Fenster zu fliegen. Er lernte bald verschiedene Signale pfeifen und einige Worte sprechen.

Der jüngste Sohn des Hauses wurde im Laufe der Zeit sein allerbester Freund. Der Star hatte es bald heraus, daß ihm in dem Knaben ein Anwalt und Beschützer entstanden war. Peter verübte nämlich allerhand Streiche, die nicht immer angenehm waren, dabei war er während seines Freifluges auch nicht gerade stets stubenrein. Ähnlich wie die Dohlen, verschleppte er allerhand Gegenstände, naschte an allem Erreichbaren und stibitzte sogar ein paar Stichlinge aus dem Aquarium, die er trotz ihren Stacheln ohne Schaden verschluckte.

Der Sommer verging und der September kam, Peters graues Jugendkleid hatte sich in ein schillerndes Federkleid mit weißen Punkten verwandelt. Da sich nun draußen die Stare allmählich sammelten, um die große Reise anzutreten, sollte Peter in Freiheit gesetzt werden. Man wollte ihn trotz dem Einspruch des Knaben nun nicht länger behalten. Also entließ man Peter. Doch jetzt kam der Triumph des Jungen, der mit Tränen in den Augen Peter nachgeblickt hatte, als dieser auf das gegenüberliegende Dach geflogen war: Peter kam wieder!

Nun genoß der Star völlige Freiheit; er fliegt noch heute jeden Tag in der Nachbarschaft umher. Seine Artgenossen kümmern ihn nicht, nur balgt er sich viel mit den Spatzen herum. Fremde Menschen scheut er, das heißt, er läßt sich wohl auf fremden Balkonen füttern, jedoch niemals greifen und kehrt abends stets zu seinen Pflegern zurück. Zeigt sich aber der Sohn am Fenster und ruft: „Peter!", so ist er gleich zur Stelle. Der Zugtrieb hat ihn auch nicht erfaßt, und so ist er den Anwohnern des ganzen Häuserblocks ein lieber Bekannter geworden, an dem alle ihre Freude haben.

Wie aber wird es im Frühling werden? Wenn dann die Genossen auf den Dächern sitzen und flügelschlagend plärren, wenn laue Winde wehen und alle Vögel sich ein Nest bauen, wird dann nicht auch in Peter der Drang erwachen, in irgend einem Nistkasten oder unter dem Dache gleichfalls eine Familie zu gründen? Die Zeit wird es lehren. Jedenfalls wird er, wenn er einmal von seinen Ausflügen nicht mehr wiederkehren sollte, von seinen Pflegern so leicht nicht vergessen werden.

Vielleicht wird er es auch so machen, wie eine Sumpfmeise bei einer mir befreundeten Dame. Die kleine Meise, die ebenfalls verunglückt war, wurde großgezogen und im Frühling von ihrer Gastgeberin freigelassen. Im Herbst erschien der kleine Wicht jedoch wieder am Fenster und begehrte Einlaß und brachte eine schüchterne Meisenfrau mit. Dieses allerliebste Ereignis wiederholte sich im Herbste 1929 zum vierten Male.

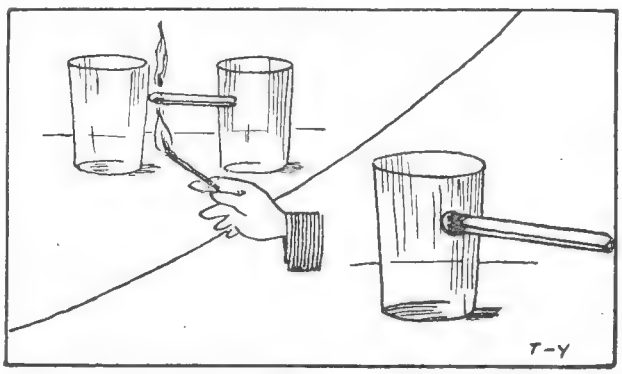
Mit Faltboot und Zelt auf der oberen Donau

Von Helmut Rotermund / Fortsetzung

Nach herzlichem Abschied von den Kindern setzen wir unsere Boote ins Wasser und fahren los. Kurze Zeit geht alles gut, aber dann wird das Wasser sehr flach; alle Augenblicke sitzen wir fest. Es hilft nichts, wir müssen heraus aus den Booten und sie ziehen. Vergebens hoffen wir auf tiefes Wasser; im Gegenteil, es wird immer flacher. Wir bahnen den Booten einen Weg, indem wir hochliegende Felsbrocken aus dem Wege räumen. Weite Strecken können wir nur dadurch vorwärts kommen, daß wir zu vieren anfassen und nach Kommando das Boot anheben und ein Stück weiterrücken. Fast drei Stunden müssen wir so schwer arbeiten, und noch dazu im Wasser auf scharfkantigen

Steinen, die unsern Füßen trotz den Bootschuhen sehr zusetzen. Endlich kommt ein Kanal, der wieder reichlich Wasser bringt. Bevor wir aber einsteigen, holen wir aus einem nahen Haus unsern Kochtopf voll Wasser. Wohl noch niemals hat mir Wasser so geschmeckt, wie nach dieser dreistündigen Arbeit im heißen Sonnenbrand.

Jetzt machen wir gute Fahrt. Bald kommen wir an die beiden Wehre in Hundersingen. Das erste Wehr läßt sich auf die schon geschilderte Weise leicht nehmen. Das zweite scheint noch leichter zu sein; es fällt nur ein halbes Meter herunter, wird jedoch handbreit vom Wasser überspült. Kurt zieht das Spritzverdeck über und fährt trotz unserm Abraten in großer Fahrt hinüber. Es geht auch glatt, aber uns ist es doch zu gewagt. Wir legen an, und Doktor Eck klettert über das Wehr hinüber, um das Boot beim Übergang zu stützen. Auf einmal ist er verschwunden. Dann sehe ich, wie irgend ein Gegenstand im Wasser herumgewirbelt wird. Ein Arm fährt durch die Luft, nun ein Bein, ein Kopf, immer in schneller Folge: Arm, Bein, Kopf. Zuweilen sehe ich ein entsetztes Gesicht auftauchen, aber sofort ist es wieder im Wasser verschwunden. Ich bin so starr vor Schreck, daß ich nicht einmal rufen kann. Da — es gelingt Doktor Eck durch einen kräftigen Stoß gegen die Wehrwand, sich selbst aus dem Strudel zu befreien. Schwer atmend, die Hände auf das wild arbeitende Herz gepreßt, steht er da, und es dauert lange, bis er wieder ganz ruhig ist. Ich hätte nie gedacht, daß ein so kleines Wehr so gefährlich werden könnte.



Das magnetische Streichholz. Zwischen zwei Gläser wird ein Streichholz geklemmt, wie links oben zu sehen. Dieses wird mit Hilfe eines zweiten entzündet, jedoch sofort wieder ausgelöscht. Nun kann das rechte Glas fortgenommen werden. Das Streichholz wird waagrecht an dem andern Glase kleben.

Nachdem wir uns von diesem Schreck erholt haben, setzen wir die Fahrt fort. Der Fluß fließt jetzt durch eine breite Ebene. In der Ferne reckt der Bussen sein bewaldetes Haupt empor. Und jetzt beginnt ein herrliches Fahren. Die Strömung trägt uns schnell vorwärts, und alle halbe Stunde etwa kommt eine Stromschnelle. Wir merken sie schon immer am Brausen des Wassers, und wenn wir näher kommen, sehen wir, wie es schäumt und der weiße Gischt hochspritzt. Jetzt heißt es vorsichtig sein und die Stelle suchen, an der wir hindurch können. Ganz langsam nähern wir uns. Manchmal müssen wir noch kurz vor der Brandung die andere Seite des Flusses gewinnen, weil auf unserer Seite die vielen Felsblöcke im Wasser die Fahrt unmöglich machen. Nun gerät das erste Boot in die Strömung. Es schießt in den Wogenschwall hinein. Da — der Felsblock zur Rechten muß umfahren werden. Beide Insassen des Bootes paddeln mit aller Kraft links rückwärts. Der Bug wendet sich, und dicht schießt das Boot an dem gefährlichen Felsen vorbei. Nun zeigen sich auch links im Wasser gefährliche Felsen. Also mit aller Macht das gleiche Manöver rechts! So sehen wir das Boot vor uns wie eine Nußschale durch das Wasser tanzen. Jetzt gerät auch unser Boot in die Brandung. Wir folgen dem Weg des ersten. Vor uns, neben uns nichts als schäumende Wasser. Wir sitzen, alle Muskeln gespannt, und hart fallen die Paddel ein, wenn es gilt, plötzlich aufsteigenden Gefahren auszuweichen. Das Boot macht rasende Fahrt. Oh, es gibt nichts Herrlicheres, als durch die Stromschnellen zu sausen! Da fühlt man erst, was Leben ist.

Einmal freilich geht die Sache fast schief. Es ist in der Nähe von Blochingen. Hier braust die Donau eine Felsbarre von einem halben Meter hinunter. Bislang ist alles so gut gegangen, daß wir sie auch überfahren wollen. Das erste Boot geht langsam an die gefährliche Stelle heran, wir folgen in 50 Meter Abstand. Es fährt hinein in die Brandung. Doch plötzlich sehen wir, wie die beiden vorn aus dem Boot springen. Zum Glück können sie sich trotz der wütenden Brandung halten. Es gelingt ihnen auch, ihr Boot zu fassen, und vorsichtig leiten sie es Schritt für Schritt durch die schwere Brandung. Als wir näher kommen, sehen wir denn auch die Bescherung. Bei dem niedrigen Wasserstand ragen so viel Felsen aus dem Wasser hervor oder liegen dicht unter der Oberfläche, daß wir unbedingt gekentert wären, wenn wir wirklich über die Barre gefahren wären. So bleibt uns nichts übrig, als auch auszusteigen und mit Kurts Hilfe das Boot langsam durch die Brandung zu führen.

Am Abend können wir in einem Obstgarten unsere Zelte aufschlagen. Mit dem Besitzer geht es uns sonderbar. Er erscheint uns so aufdringlich; immer wieder bietet er uns an, wir sollten doch in seinem Hause schlafen, und schleppt Brot und Milch herbei, so daß wir denken, er wolle möglichst viel an uns verdienen. Erst allmählich merken wir, daß alles nur Freundlichkeit ist. So kann der erste Eindruck täuschen. Wir verleben mit ihm zusammen in seinem stattlichen Hause einen frohen Abend. (Schluß folgt)

*

Auflösungen der Rätsel von Seite 736:

Des Wechselrätsels: Kahn, Bahn, Dahn, Zahn. — Des Gleichklangrätsels: Händel.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Die drei „Alten" der Stammschar waren unzertrennliche Freunde und unermüdlich in der Arbeit für das Vaterland wie für die Gruppe. Ullo meinte, auch das sei Dienst am Vaterlande, dafür zu sorgen, daß nicht auch der Wandervogel der Not der Zeit erliege. Es wurden der Schwierigkeiten immer mehr, die sich der Fortführung des Fahrtenbetriebes entgegenstellten, vor allem die Knappheit an Kleidungstücken. Es gab Hosen aus Papier und Schuhe, deren „Oberleder" Papier, deren Sohlen drei Zentimeter dickes Holz waren. Man mußte aufpassen, daß man nicht in starke Regengüsse geriet, denn man war nie sicher, ob die Kleidung sich dann nicht auflöste. So hieß es auf den Fahrten darauf achten, daß nach Möglichkeit ja nichts von der Kleidung kaputt ging, denn dann war es bei den jüngeren Scholaren immerhin möglich, daß die Eltern ihnen die weitere Teilnahme verboten. Doch auch bei äußerster Schonung waren Risse und Löcher natürlich nicht immer zu vermeiden. Im Sommer im Landheim liefen die Jungen sowieso nur in der Badehose herum, da wurde die Kleidung bestimmt geschont.

Was die Ernährung anbetraf, so konnte man sich da kaum noch hindurchfinden. Ungefähr alles, was es an Lebensmitteln überhaupt gibt, war nur noch auf Karten und sozusagen grammweise erhältlich. Die Hausfrauen mußten gewaltig aufpassen, damit sie nur nicht versäumten, an diesem Tage ihre hundert Gramm Sirup, an jenem ihre achtzig Gramm Haferflocken auf den Kopf abzuholen. Allerdings, wer Geld hatte und das Wohl der eigenen Person über das des Vaterlandes stellte, der konnte all diese Lebensmittelkarten wohl auch kaufen, denn überall gab es Leute, die ihre Dienste dafür anboten. Die Knappheit an Lebensmitteln war wirklich eine Not, und die Eltern waren nicht von dem Glauben abzubringen, daß die Jungen, wenn sie auf Fahrt zogen, mehr Essen nötig hätten als zu Hause.

Wenn also einmal in den Ferien der Plan entstand, eine Wochenfahrt oder eine Halbmonatsfahrt an die Ostseeküste oder sonst wohin zu machen, dann durften höchstens noch ein Dutzend Jungen mit. Schön wurden die Fahrten aber deshalb doch, und die Chronik der Warendorfer weiß über diese kurzen Kriegsferienfahrten mancherlei zu berichten. Es lohnt, in diesem ehrwürdigen Bande in jene Kriegszeit zurückzublättern, es macht Freude, wenn man da liest, wie eine Handvoll Jungen mutig den Kampf mit der Schwere der Zeit aufnahmen und ihn gewannen. Karlheinz war nach Albrechts Fortgang der Chronist der Gruppe und versah diesen Posten ebenso gewissenhaft und gut wie der Freund.

Helmut konnte manchmal auf Urlaub kommen, weil Rostock nicht weit entfernt war. Dann mußte er den Scholaren immer von seinen Erlebnissen vom Kommiß berichten. Er hatte da einen Unteroffizier, der konnte die Einjährigen nicht leiden, machte auch gar kein Hehl aus dieser seiner Abneigung und gab ihnen nach Möglichkeit immer den schlechtesten Dienst. Es mußte in Helmuts Wesen wohl irgend etwas sein, was den guten Herrn Unteroffizier Blietz besonders reizte. Helmut seinerseits hatte die in diesem Falle richtigste Taktik gewählt, nämlich die, sich furchtbar dämlich anzustellen. Er hatte es großartig heraus, ein entsetzlich dummes Gesicht zu machen, und führte seine Rolle glänzend durch. Das trug ihm zwar zunächst allerlei Strafexerzieren und Strafdienst ein, aber schließlich hatte er es denn doch so weit gebracht, daß Blietz an seine Dummheit glaubte und ihn als rettungslosen Idioten mit allen besonderen Aufträgen verschonte. Bis dahin freilich hatte es gar manchen

Im Feriensonderzug / Phot. Eduard Schlochauer, Berlin.

ergötzlichen Zusammenstoß zwischen den beiden gegeben.

Bliętz wohnte in der Kaserne. „Dietze! Sie gehen heute nachmittag zum Kohlenhändler Möller in der Güstrower Straße und schaffen mir meine Kohlen mit einer Handkarre in die Kaserne." — „Zu Befehl, Herr Unteroffizier, aber das kann ich nicht." — „Wieso können Sie das nicht? Haben Sie Dienst?" — „Nein, Herr Unteroffizier!" — „Na, warum also nicht?" — „Ich bin zu dumm dazu, Herr Unteroffizier!" In strammer Haltung, die Hände an der Hosennaht, stand Helmut vor dem Vorgesetzten und machte ein ernstes, dabei aber so blödes Gesicht, daß jener bald versucht war, ihm zu glauben. „Sie sind doch auf dem Gimnasium gewesen; was haben Sie denn da gelernt?" — „Kohlenkarren nicht, Herr Unteroffizier!" Kein Muskel zuckte dabei in Helmuts Gesicht. — „Ach was, Sie holen mir die Kohlen, verstanden?" — „Zu Befehl, Herr Unteroffizier!"

Am Nachmittag stand Bliętz auf dem Kasernenhof, als Helmut vorbeikam. „Dietze, waren Sie beim Kohlenhändler?" — „Jawohl, Herr Unteroffizier!" — „Und wo wollen Sie nu hin?" — „Schaufel holen, Herr Unteroffizier!" — „Ist die Karre schon zurückgebracht?" — „Nein, Herr Unteroffizier!" — „Wo ist sie denn?" — „Die liegt in der Breitenstraße, Herr Unteroffizier!" — „Liegt — in — der — Breitenstraße? Und die Kohlen?" — „Die liegen daneben, Herr Unteroffizier! Die Karre ist umgekippt." — „Mensch, ich mache Sie zu Hackfleisch, wenn die Kohlen weg sind!"

Zusammen marschierten sie durch die Stadt, Helmut mit der Schaufel auf der Schulter. Bliętz erstickte fast vor Wut. Ist der Kerl nun wirklich solch ein Hornochse, oder will er mich foppen? überlegte er.

In der Breitenstraße stand schon ein beträchtlicher Volkshaufe um die Kohlen und die gestürzte Karre. Kohlen waren knapp. Sie hatten alle Lust, sich von dem anscheinend herrenlosen Gut etwas mit nach Hause zu nehmen, nur scheute sich jeder vor dem andern. Eben machte ein Mann den Anfang damit, packte sich einen Korb voll und wollte damit weg, als die beiden kamen. „Mann, lassen Sie meine Kohlen da!" schrie Bliętz. Als der Mann die Uniform sah, schüttete er auch gehorsam den Korb wieder aus. Bliętz und Helmut richteten nun gemeinsam die Karre wieder auf die Beine. „Schaufeln Sie nun die Kohlen wieder rauf!" — „Zu Befehl,

Herr Unteroffizier, aber dazu bin ich zu dumm!" Die Menge blieb stehen und grinste über den Mann, der behauptete, zum Kohlenschaufeln zu dumm zu sein. Bliętz dachte, das Grinsen der Zivilisten gelte ihm. „Fangen Sie an!" brüllte er, heiser vor Wut. Gehorsam füllte Helmut die Schaufel, aber jedesmal kullerten die Kohlen wieder herunter, wenn er die Schaufel hob. Nur einmal blieben sie drauf, da aber erhielt die Schaufel zu viel Schwung, und die Leute hinter der Karre bekamen die Ladung ab. Sie schimpften fürchterlich, während die nicht Betroffenen lachten. Es blieb dem Unteroffizier nichts anderes übrig, als selbst die Schaufel zu nehmen. Während er arbeitete, daß er schwitzte, stand sein Untergebener dabei und machte ein so stumpfsinniges Gesicht, daß die Leute aus dem Lachen nicht herauskamen. Dann war die Fuhre fertig. Auf den Befehl des Unteroffiziers schob Helmut nun die Karre. Die Menge machte Platz und unterhielt sich königlich, als sie sah, daß der Soldat mit der Karre wie der Blitz lief, zwar nicht so schnell, bewahre, aber so im Zickzack. Der Lenker eines gerade entgegenkommenden Autos geriet in nicht geringe Verlegenheit, nach welcher Seite er ausweichen solle, und wenn der Unteroffizier nicht im allerletzten Augenblick hinzugesprungen wäre, dann hätten Kohlen und Karre schon wieder auf der Straße gelegen. So zog Herr Unteroffizier Bliętz es vor, sich selbst vor die Karre zu spannen, und Füsilier Dietze mit seinem sprichwörtlich dämlichen Gesicht ging gemütlich nebenher.

Auch die jungen Soldaten untereinander trieben allerlei Unfug, und Helmut steckte immer mit dazwischen. Man spielte sich gegenseitig manchen Streich, und auch Helmut hatte im Anfang sich unbedenklich in die Waschschale gesetzt, die man ihm heimlich in seinen Strohsack gestellt hatte.

So ging auch für ihn die Zeit der militärischen Ausbildung rasch und froh vorüber, wenn sie auch anstrengend genug war und manch einer des Abends kaum noch seine Knochen rühren konnte. Helmut selbst kam verhältnismäßig leicht damit zurecht; es machte doch viel aus, daß er als Junge mit der Gruppe schon manchen ordentlichen Marsch gemacht, daß er geturnt, geschwommen und bewußt den Leib gestählt hatte.

Im November sollte er an die Front kommen, und er wartete schon voller Ungeduld auf den Tag, wo er wirklich mit helfen durfte, sein deutsches Vaterland zu verteidigen. Vorher, im Oktober, bekam er noch drei Tage Urlaub, und riesengroß war seine Freude, als er hörte, daß auch Hans und Detlev kommen würden. Dann waren mit Ausnahme Albrechts, der irgendwo in Italien an der Front lag, alle Leute der alten Stammschar wieder einmal in Warendorf versammelt. Hans hatte geschrieben, daß sie für zwei Tage zu sechst mit Pauper auf Fahrt wollten. Ach, mußte das schön werden! Eine Woche noch, dann war es so weit. Es schien Helmut, als wollte diese Woche überhaupt nicht fortschreiten.

Auch in Warendorf selbst fieberte man dem Tage entgegen, der die Soldaten bringen sollte. Günter vor allem konnte das Glück kaum fassen, daß er nun in wenigen Tagen den Freund wieder sollte sehen dürfen, den Freund und den Bruder. Ullos Gesicht strahlte

hellste Vorfreude, und Karlheinz, wenn er auch wenig davon sprach, dachte an nichts anderes als an diese kommenden Tage, so daß die Lehrer in der Schule sich über den sonst so aufmerksamen Jungen wundern mußten, der jetzt manchmal zu träumen schien.

Wenn das überhaupt möglich sein konnte, so war die Freude der beiden Freunde draußen an der Ostfront noch größer als die der Jungen in der Heimat. Gewiß, Detlev und Hans waren gerne Soldat, sie setzten freudig ihr Leben ein für die deutsche Sache und hingen mit ganzem Herzen an der edlen Fliegerei. Aber doch, aber doch: einmal wieder für einige wenige Tage herauszukommen aus diesem Leben voll Kampf und Tod, heraus aus diesem fremden Lande, Fahrtenluft anziehen, wandern, deutsche Wälder und Seen wiedersehen, das heimatliche Platt aus dem Munde von Bauern wieder hören, mit den Jungen zusammensein zu dürfen — der Gedanke war eigentlich zu schön, als daß er Wahrheit werden konnte. Nun war die Zeit doch da. Wie fein, daß sie es erreicht hatten, beide gemeinsam Urlaub zu bekommen! Morgen in aller Frühe sollte die Reise losgehen. Heute, heute nur noch mußte alles noch einmal glatt gehen.

Noch bevor der Franzose ein zweitesmal auf Helmut zielen konnte, hatte Pauper sich von Karlheinz losgerissen und war dem Gegner an die Kehle gesprungen.

Die Maschine stand auf der Startbahn. Detlev nahm den Führersitz ein, Hans den Platz des Beobachters. Es galt, auf das genaueste die feindlichen Stellungen zu erkunden, vor allem den Stand der Batterien. Der Russe hatte hier eine ungemein gut befestigte Stellung, sie sollte, sie mußte genommen werden. Da hieß es für die verantwortlichen Stellen über alles unterrichtet sein, sollten nicht beim Einsatz der Infanterie nutzlos Tausende von Tapferen ihr Leben verlieren. Es war der letzte Flug vor dem Urlaub der beiden. Würden sie gesund zurückkehren? Sie waren ohne Sorge; was hundertmal geglückt war, mußte auch heute gelingen. Der Motor sprang an, der Propeller sauste, das Flugzeug rollte, hob sich vom Boden, flog. Eine knappe Stunde später mußte die Maschine wegen Motordefektes niedergehen. Sie landete hinter der russischen Front. Der Traum von Urlaub, Heimat und froher Fahrt erfüllte sich nicht. —

Als Helmut mit dem Rostocker Zuge in Warendorf ankam, hatte er erwartet, von Hans und Detlev auf dem Bahnhof empfangen zu werden, denn schon drei Tage vor ihm hatten die beiden zu Hause eintreffen sollen. Sie empfingen ihn nicht. Nur die Jungen der Gruppe waren am Zuge, mit ihnen Ullo, Karlheinz und Günter. Die drei waren blaß, und ihren Augen sah man verwachte Nächte an. Nein, Hans und Detlev waren nicht gekommen. Noch am Morgen des Tages vor ihrer Abreise hatten sie gemeinsam eine Karte an Günter geschrieben, hatten ihr Kommen für den Montagabend angesagt, nun war es Donnerstag. Helmut sah, daß die Warendorfer das Schlimmste befürchteten, und bemühte sich, ihnen die Sorgen auszureden, obwohl er selbst innerlich sehr beunruhigt war. Er sprach davon, wie häufig es vorkomme, daß an irgend einem Frontabschnitt plötzlich der ganze Urlaub gesperrt werden müsse, er sprach von der Möglichkeit, daß ein weiteres Schreiben bei der Feldpost verloren gegangen sei, und verfiel auf hundert andere Dinge, die eine günstigere Erklärung zuließen. Doch die Jungen glaubten dem Freunde ebensowenig wie dieser sich selbst. Sie fürchteten alle, daß Hans Runges Ahnung, er werde fallen, nun furchtbare Wahrheit geworden sei und daß Detlev sein Schicksal geteilt habe.

Schließlich beschloß dann aber Ullo, da ja nun auch Helmut an die Front kam, für den nächsten Tag eine Fahrt anzusetzen, damit wenigstens sie vier noch einmal gemeinsam hinauszögen wie früher, als sie noch alle

sieben zusammen waren und niemand vom Krieg und seinen Schrecken wußte.

Traurig begann die Fahrt, wenn auch jeder bemüht war, seinen Kummer für sich zu behalten, traurig begann sie und trauriger noch sollte sie enden. Helmut war in Uniform, denn aus seiner Fahrtenkluft war er herausgewachsen; die drei Freunde waren in Fahrtenzeug, und nebenher lief Pauper. Das Ziel der Fahrt waren die Höhlen im Werder. Das war ein großer und dichter Buchenwald mit mancherlei wildem Unterholz, eine Halbinsel im See bildend. Die Scholaren der Warendorfer Gruppe hatten sich dort zwei große Höhlen unter der Erde gebaut, feste Unterstände, mit Brettern abgestützt, geräumig und mit selbstgezimmerten Bänken und Tischen versehen. Lag doch der Werder gerade dem Landheime entgegengesetzt, auf der andern Seite des Städtchens, und hatte eine wunderbare Umgebung. So hatte die Gruppe sich auch hier einen Stützpunkt geschaffen in den zwei Höhlen, deren jede zur Nacht gut zehn Mann aufnehmen konnte. Bilder, Bücher, Töpfe, Gefäße und anderes mehr waren darin aufbewahrt, und die Jungen meinten, niemand außer ihnen würde je diese Schlupfwinkel entdecken, denn die Höhlen lagen weit von allen Wegen und ihre Eingänge waren geschickt mit Gras und Fallaub getarnt.

Umso größer war nun das Erstaunen der vier, als sie sich dem Platz näherten und eine Rauchsäule wahrnahmen, die wohl unmittelbar bei ihren Sommerburgen ihren Ursprung haben mußte. Der Hund wurde nun auch unruhig, knurrte und drängte vorwärts; aber Karlheinz nahm ihn am Halsband.

„Es werden Bürgerschüler sein, die unsere Höhlen gefunden haben", meinte Ullo, „wir müssen ihnen klarmachen, daß die uns gehören."

Das Unterholz war dicht, und als Helmut nun zusammen mit Karlheinz, der den Hund hielt, als erster auf den kleinen freien Platz vor der Höhle trat, war es zu spät für sie, zurückzuweichen. Einen Augenblick standen sich die beiden Parteien sprachlos vor Schreck gegenüber, denn auch Ullo und Günter standen nun vor dem Feuer und sahen, daß es drei entwichene französische Kriegsgefangene waren, die da um die Flamme hockten und sich etwas kochten.

„Ventre Saint Gris!" schimpfte der eine der Männer, als er Helmuts deutsche Uniform sah, sprang auf und riß aus einer der Taschen seines zerlumpten Uniformrockes einen Revolver hervor. Der Schuß krachte, aber Helmut stürzte nicht, und bevor noch der Franzose zum zweiten Male auf Helmut zielen konnte, hatte Pauper sich von Karlheinz losgerissen und war dem Gegner an die Kehle gesprungen. Wieder tönte ein Schuß, und Mann und Tier stürzten zu Boden.

Auch Helmut hatte nun seine Parabellum schußfertig in der Faust. Als er sah, daß der erste Angreifer die Waffe nicht mehr in Händen hielt und nun scheinbar ungefährlich war, ging er auf die beiden andern Franzosen los. „Ergeben Sie sich!"

Gehorsam streckten die beiden die Arme in die Höhe. Sie hatten nur jeder eine Art Keule neben sich liegen und der eine, wie sich später herausstellte, ein Messer; was sollten sie wohl gegen die Schußwaffe unternehmen? Helmut stieß den am Boden liegenden Revolver noch ein Stück weg, stellte sich darauf, befahl dem einen der beiden, in die Höhle zu gehen, und ließ durch Karlheinz und Günter dem andern die Arme fesseln. Dann mußte der erste wieder aus der Höhle herauskommen, und auch ihm wurden die Arme gefesselt.

Neuzeitliche Schuhfabrikation: Eine moderne Ago-Luftpresse, die die Schuhsohlen aufleimt. Der Arbeitsvorgang vollzieht sich unter einem Druck von drei Atmosphären / Phot. Scherl, Berlin.

Den Revolver des Feindes gab Helmut an Ullo, und die Jungen näherten sich dem Mann und dem Hund, die am Boden lagen. Der Franzose — er trug die Uniform eines Obersten — war tot, ihm konnte niemand mehr helfen, der Hund hatte ihm den Hals durchgebissen; aber seine zweite Kugel hatte noch in letzter Sekunde auch Pauper getroffen und ihm die Stirn durchschlagen. Pauper, der Treue, lebte nicht mehr; für Helmut war er in den Tod gegangen. Keiner der vier Jungen konnte die Tränen zurückhalten. Lange dauerte es, bis sie sich wieder faßten. Dann blieben Ullo und Günter bei den beiden Toten als Wache, während Helmut und Karlheinz die beiden gefesselten französischen Offiziere nach Warendorf zum Bezirkskommando brachten. (Fortsetzung folgt)

Arbeitssaal einer modernen Schuhfabrik / Phot. Scherl, Berlin.

Besuch in einer Schuhfabrik

Von Willi Albrecht

Haben unsere Leser wohl schon darüber nachgedacht, woraus ihre Schuhe eigentlich angefertigt wurden, wieviel fleißige Hände sich rühren mußten und wieviele Maschinen in Bewegung waren, bis diese so unentbehrlichen Kleidungstücke in den Laden kamen?

Begleitet mich einmal im Geiste in eine der vielen Schuhfabriken der Südpfalz! In Pirmasens, dem Mittelpunkt der deutschen Schuhwarenindustrie, gibt es deren fast dreihundert, in Hauenstein über dreißig; in Dahn, Rodalben, Münchweiler, Landau, Annweiler, Waldfischbach und so weiter, selbst in kleinen Dörfern sind sie anzutreffen, in Eppenbrunn, Lemberg, Wilgartswiesen, Spirkelbach, Schönau und all den vielen andern. Kommt man zur Zeit des Feierabends an die Fabrik, so strömen die Arbeiter in Scharen heraus, denn die Schuhindustrie braucht trotz den zahlreichen Maschinen noch viele menschliche Arbeitskräfte. So beschäftigen zwei Fabriken in Pirmasens je zweitausend Arbeiter.

Wir wollen uns nun einmal in einer Schuhfabrik den Arbeitsgang, aus dem ein fertiger Damenhalbschuh oder ein Herrenstiefel hervorgehen, betrachten. Zunächst betreten wir die Zuschneiderei. Rings an den Wänden hängen merkwürdige Formen aus Pappdeckeln, die mit Blech eingefaßt sind. Es sind dies die Schablonen, nach denen das Oberleder der Schuhe zugeschnitten wird. Hier sind die spitzen Formen, dort die halbspitzen, hier die breiten, dort die Mädchenschuhe, dort Knabenstiefel, viele, viele Formen, so viele eben, wie sie die nur allzu rasch sich wandelnde Herrscherin Mode vorschreibt. Sicherlich ruhen auf dem Speicher noch viele veraltete Schablonen, die vielleicht nach Jahren wieder einmal zu Ehren kommen. Kräftige Männer haben ein scharfes Messer, die sogenannte Kneipe, in den Händen und schneiden nun nach den Schablonen, die nach der Größe geordnet sein müssen, das Leder zu. Auch hier herrscht eine große Auswahl. Nicht mit Boxcalf, Chevreau, Mastbox, Lackleder und andern bekannten Arten begnügt sich heute die Schuhindustrie und vor allem das verwöhnte Publikum, jetzt gibt es „Imitationen" wie Eidechsleder und Wildleder, noch dazu in einer großen Auswahl von herrlichen Farben, vom schönsten Grün bis zum schreienden Rot. Auf eines muß der Zuschneider besonders achten: er darf die Fehler im Leder — auch das beste Fell kann kleine Fehler aufweisen — nicht mit in die Teile hineinschneiden. In den meisten Fabriken werden deshalb die Zuschneider nicht im Akkord, sondern nach Stunden bezahlt, denn ihre Arbeit soll mehr gewissenhaft als rasch ausgeführt werden. Ein gewandter Zuschneider kann in einem Tag siebzig bis achtzig Paar Schuhe zuschneiden. Er muß auch das Futter herrichten, was in größeren Fabriken allerdings mit Stanzmaschinen gemacht wird.

Zu der Bestellung, die der Zuschneider herrichtet, werden nun in der Stanzerei die Bodenteile der Schuhe vorbereitet. Der Zuschneider und der Arbeiter an der Stanzmaschine erfahren ihre Arbeit durch einen Zettel, auf dem die Anzahl, Größen, Form und Art des Leders

aufgeschrieben sind. Diese Zettel begleiten die Schuhe — meistens ist es ein Dutzend — auf dem ganzen Wege durch die Fabrik. Dem Arbeiter an der Stanze stehen Stanzmesser zur Verfügung, die die Form der ganzen Sohle haben und genau zum Schuh passen. Mit Hilfe einer wuchtigen Maschine wird nun aus dem Leder diese Form herausgestanzt. Auch die innere Sohle, die Brandsohle, zu der dünneres Leder verwendet wird, gewinnt man auf diese Art. Die Absätze werden aus den Lederabfällen auf gleiche Art herausgestanzt. Dann setzt man größere Flecke auf kleinere und nagelt sie mit einer Maschine zusammen. Zu feinen, leichten Damenschuhen verwendet man Holzabsätze, die in eigenen Holzabsatzfabriken hergestellt werden, wie solche in Pirmasens und Wilgartswiesen sind.

Folgen wir nun aber wieder den vom Zuschneider ausgeschnittenen Teilen des Oberleders! Diese wandern in die Stepperei. Hier werden die einzelnen Teile zuerst geschärft, das heißt an den Rändern allmählich dünn gemacht, damit sie sich leichter aufeinander aufnähen lassen, und dann gebugt. Hierbei werden die verdünnten Ränder zur Verschönerung des Schuhs umgebogen und aufgeklebt. Auch kommen jetzt mittels Maschine die Verzierungen in die Vorderkappe und Seitenteile. Die Stepperin näht nun die einzelnen Teile des Oberleders zusammen und das Futter ein. Meistens ist diese Arbeit Heimarbeit, bei der sich die Frauen und Mädchen etwas verdienen können. Eine fleißige Stepperin kann in acht Stunden achtzehn bis zwanzig Paar Schäfte nähen. Hier kommen auch noch die Knöpfe, Knopflöcher oder Ösen an den Schuhschaft.

Das Altwasser der Werra im Gerstunger biologischen Schulgebiet, „Der Tümpel".

Dieser wandert nun mit der Brandsohle in die Zwickerei. Betrachten wir uns einmal einen Handzwicker, der überall in den kleineren Betrieben noch zu finden ist, bei seiner Arbeit! Er braucht eine ganze Menge von Holzleisten. Alle haben verschiedene Form und Größe. Wandelt sich die Mode — und dies ist ja jetzt häufiger der Fall als vor dem Kriege — so müssen neue angeschafft werden. Aus dem beiliegenden Zettel ersieht der Arbeiter die Größe und Form der Schuhe. Nun wird auf den passenden Leisten die Brandsohle leicht aufgenagelt, dann der Schaft darübergezogen und mit kleinen Nägeln festgenagelt oder, wie der Fachausdruck heißt, gezwickt. Da es für den Arbeiter zu umständlich wäre, wegen jedes einzelnen Nägelchens in die Nagelkiste zu langen und dann den Nagel für das Nageln zuzurichten, nimmt er eine Anzahl in den Mund und schiebt bei Gebrauch mit der Zunge einen Nagel jedesmal so vor, daß er leicht in der richtigen Lage fortzunehmen ist. Damit die Vorderkappe ihre richtige Form bekommt, wird Kappensteife hineingeschmiert. Zu der Hinterkappe an der Ferse verwendet man ein Stück Leder, bei schlechteren Schuhen Pappdeckel. Nun befestigt der Zwicker darauf mit einigen Nägeln die Sohle. Der Schuh muß, bis er vollständig trocken ist, über dem Leisten bleiben. Dies ist nach ein bis zwei Tagen der Fall. Er hat nun die gewünschte Form, und nichts mehr kann an ihm verbessert werden. Ein Handzwicker kann im Tag fünfzehn bis achtzehn Paar Schuhe fertigstellen. In größeren Fabriken machen diese Arbeit die Zwickmaschinen, die in der gleichen Zeit das Zehn- bis Zwölffache zu leisten vermögen.

Der Schuh, der nun seine für ihn bestimmte Form aufweist, kommt dann in die Näherei. Die Sohle, die schon vorher unten aufgerissen wurde, wird nun mit einer Maschine angenäht. Die Naht kommt in den Riß, der später wieder zugeklebt wird. Die Herrenstiefel werden mit Holznägeln genagelt. Auch diese Arbeit, die die meisten unserer Landschuster mühselig mit der Hand verrichten müssen, leistet eine Maschine in kurzer Zeit. Bei Ago-Schuhwerk und bei Schuhen mit Kreppgummisohlen wird die Sohle aufgeklebt. Eine Maschine, die dies besorgt, zeigt die erste unserer beiden Abbildungen.

Zuletzt wandert der Schuh in die Ausputzerei. Hier muß er sich noch die Behandlung von vielen Händen gefallen lassen. Da wird der Absatz aufgenagelt und die Sohlen werden außen gefräst, ausgeglast, gebimst, angestrichen und poliert. Dann werden die Fabrikmarke eingebrannt, die Nestel eingezogen, die Brandsohle eingelegt, der Schuh gereinigt und mit kleinen elektrischen Bügeleisen gebügelt. Den letzten und schönsten Glanz verleiht ihm schließlich die Appretur, mit der er sorgfältig überstrichen wird. Nun können die Schuhe in den bekannten weißen Schachteln den Weg zu den Kunden antreten.

Beim Reinigen der Netze. Im Hintergrunde das Blockhaus.

Die Schuhindustrie in der Pfalz stellt meistens leichtere und mittlere gute Schuhwaren her. Die schweren Arbeitschuhe und die teuren Luxusschühchen, aber auch das schlechte, minderwertige Zeug werden in andern Gegenden verfertigt. Die Fabriken liefern die Schuhe in alle Gegenden Deutschlands, meistens an die Schuhwarenhändler selbst, weniger an Grossisten. In das Ausland werden fast gar keine Waren geliefert. Augenblicklich leidet die Schuhindustrie der Pfalz sehr unter der Ungunst der wirtschaftlichen Lage und leider auch unter starkem ausländischen Wettbewerb. Da aber schon öfters in der Schuhindustrie längere Krisen vorgekommen sind und sie sich doch wieder aufraffen konnte, kann man auch für die Schuhindustrie der Pfalz die Hoffnung hegen, daß bald wieder eine bessere Zeit beginnen wird.

Im biologischen Schulgebiet zu Gerstungen

Von Dr. Erich Stengel

Die Untertertia unserer Realschule, eine Gruppe von Jungen und Mädchen, verläßt den Schulhof. „Wo wollt ihr denn hin?" ruft ihnen ein Zurückbleibender nach. „Heute wird getümpelt", schallt es übermütig zurück, und froh, auf zwei Stunden alle Sorgen der fremden Sprachen oder der Mathematik von sich geworfen zu haben, geht die Gruppe durch die Straßen Gerstungens hinunter zum „Tümpel", zum biologischen Schulgebiet.

Als die Klasse im Blockhaus angekommen ist und lebhaft an den Arbeitstischen Platz genommen hat, wiederhole ich ganz kurz den letzten Unterrichtstoff: wie das Werratal in den letzten geologischen Zeiträumen entstanden ist, welche Veränderungen heute noch vor sich gehen, wie die menschliche Besiedlung in vorgeschichtlicher Zeit einsetzte und welche Lebensgemeinschaften jetzt im Landschaftsbild besonders ausgeprägt sind. Bei der Bearbeitung heimatkundlicher Fragen sind Jungen und Mädel immer tüchtig dabei, und als ich ihnen jetzt den Auftrag gebe, genau die Verlandungserscheinungen an unserm Werra-Altwasser, am „Tümpel", wie es im Volksmunde heißt, zu untersuchen, da ist die Begeisterung groß. Die Karten vom Schulgebiet werden herausgeholt — jeder Schüler besitzt ein Heft mit zwölf Karten im Maßstab 1:2000, um Untersuchungen einzutragen — und nun geht es hinunter zum Tümpel.

Zunächst werden die Pflanzen des Schilfgürtels festgestellt und ihre Standorte eingetragen: Wasserschwertlilie, Blutweiderich, Gilbweiderich, Wasserampfer, Helmkraut und andere. Auch die schwimmenden Wasserpflanzen sind schnell festgestellt: Seerose, Teichrose, Wasserknöterich, Laichkraut, große und kleine Wasserlinse.

Als es jetzt aber gilt, mit dem Kahn hinaus auf den Tümpel zu rudern, um die untergetauchten Pflanzen zu holen, da bestürmt mich die ganze Klasse aufs lebhafteste, denn jeder will mit hinein in den Kahn. Doch ich weiß schnell Rat. „Ihr Mädel holt die Wasserpflanzen, ihr Jungen seht die Netze nach, die ich gestern gestellt habe, und fangt einige Wasserinsekten, denn" — jetzt muß ich aber meine Stimme laut erheben, damit ich das Triumphgeheul der Jungen und den Klageruf der Mädchen, die auch Fische fangen wollen, übertöne — „wir dürfen nicht vergessen, auch die Tierwelt der Verlandungszonen zu betrachten."

Planktonfischer. Der Schüler in der Mitte hält eine Reuse, der rechts hebt gerade das Planktonnetz.

Schon springen die ersten Jungen in den Kahn. „Raus! Erst noch einen Gang um den Tümpel, damit wir sehen, wo die Sauergräser stehen und wie weit Bäume in den Schilfgürtel vordringen."

Die Karten in der Hand folgt mir die Schar im Gänsemarsch. Hier und da eine kurze Erklärung, ein paar Zeichen in die Karte, und weiter geht es, bis nach einer guten Viertelstunde der Anlageplatz des Bootes wieder erreicht ist. Ein paar Jungen holen ein Aquarium zur Aufnahme der Wasserpflanzen, ich rudere mit den Mädchen los. Die Auswahl der untergetauchten Formen ist nicht sehr groß; die untergetauchte Wasserlinse, Wasserpest, Tausendblatt und Nixkraut bilden außer den vielen Algen die Ausbeute.

Zurück geht es ans Land. Schon springen die Jungen in den Kahn, und nun noch die Weisung, wo die Netze liegen. Dort im „Hechtfang" — das Schulgebiet hat gar viele teilweise romantische Flurbezeichnungen — liegt der kleine Garnsack und am „Tümpeleck" der große. Die Jungen rudern los. Als sie in die Nähe des kleinen Garnsackes kommen, geht es vorsichtig heran. Doch das Netz bleibt ruhig, nichts bewegt sich drin, es ist leer. Hinüber zum Tümpeleck! Dort haben wir bisher die meisten Hechte und Schleien gefangen. Leer! Ich sehe enttäuschte Gesichter. „Die Nacht war zu stürmisch", brummt ein sachverständiger Junge, die Mädel aber schmunzeln: Ja, wenn wir erst kommen! Ein paar Insekten haben die Jungen nur mitgebracht, Taumelkäfer, Rückenschwimmer, Wasserskorpion, Libellenlarven.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. „Jetzt müßt ihr aber gleich machen, daß ihr wieder in die Schule kommt; bis zum nächstenmal habt ihr die Karten ausgearbeitet."

Fort stürmen sie, holen die Bücher im Blockhaus, und dann geht es schnell zurück zur Schule. (Schluß folgt)

Die Gefangenen des Berges

Schluß

VON VIKTOR HELLING

Da sah Werner Detloff unter den Knochenfingern des Toten etwas glänzen; eine Kassette lag dort, von dem Schlingwerk der Ranken halb bedeckt. Mynheer Heeskerke zog ihn jäh am Arm zurück, als er sich bücken wollte. „Rühren Sie nichts an! Denken Sie an meinen Warnruf!"

„Ich begreife nicht. Sie scheinen den Toten gekannt zu haben?"

Mynheer Heeskerke antwortete schnell: „Es ist Garandrio, mein früherer Bootsmann, der Mann, den ich im Verdacht hatte, meinen Freund Affonso Pereira ums Leben gebracht zu haben. Kein anderer kam für mich in Betracht. Sie sollen alles erfahren. Der letzte Schleier des Geheimnisses ist gelüftet."

„Nicht für mich", erwiderte Werner Detloff. „Sie müssen sich deutlicher erklären, Mynheer Heeskerke. Ich höre den Namen Garandrio zum erstenmal. Wo sind wir überhaupt?"

„Nirgends anders als in der Nähe der Höllenschlucht, der Bocca do Inferno, und der Ponta do Salmodo. Ich dachte es mir von Anfang an. Nur wenige Kilometer trennen uns von Cascaes. — Jawohl, Cascaes", wiederholte er, denn schon traten die Leidensgefährten so vieler banger Stunden mit der Frage an ihn und Werner Detloff heran, was nun geschehen solle.

„Essen! Essen, was das Herz begehrt!" lautete Mynheer Heeskerkes Antwort. „Freiwillige vor, die uns Speise und Trank heranschaffen!" Er zog eine größere Banknote aus der Tasche. „Wir könnten natürlich alle in dem alten, lieben Städtchen da unten einfallen, aber in unserm jetzigen Aufzug gleichen wir richtigen Landstreichern und würden zunächst unliebsam auffallen und einen Menschenschwarm von Gaffern hinter uns herziehen. Lagern wir uns hier im Schatten! Himmel, wie gut meint es die strahlende Sonne mit uns! Lassen wir uns das Beste auftischen, was in Cascaes zu haben ist!"

Jan und de Geest erboten sich, einzukaufen, was sie nur an Leckerbissen erreichen könnten, und Mynheer Heeskerke schärfte ihnen noch ein, die Lebensmittel in einem Auto heraufzubringen. Dann wandte er sich, während sich die andern, lebhaft ihr Glück besprechend, im Grase ausstreckten und wohlig in die Sonne blinzelten, wieder an Werner. „Ich werde natürlich noch heute die Behörde benachrichtigen, damit sie hier den Befund aufnimmt, der den Toten betrifft. Nun lassen Sie sich Affonso Pereiras Geschichte erzählen! Als Pereira aus Indien eintraf, tobte in den Straßen Lissabons die Revolution. Hier draußen am Forte de San Jorge spuckten die Geschütze Feuer. Affonso Pereira hatte meuternden Offizieren Obdach gewährt, er hatte zu gewärtigen, daß die Regierungstruppen, die sehr bald die Oberhand gewannen, bei ihm eine Haussuchung vornahmen. Er flüchtete, nahm nur das Wichtigste mit, seine Zeichnungen, seine Papiere, sein Geld, das er sich in mühereichen Jahren in Indien erworben hatte. In der Nacht verfiel er auf einen eigenartigen Plan, seine Kostbarkeiten zu verstecken, auf einen Plan, wie er nur einem Menschen kommen kann, der lange Jahre in einer von Räubern heimgesuchten weltfernen indischen Landschaft gehaust hat; er vergrub seine Schätze in einer Höhle, die er wenige Tage zuvor auf einem Spaziergange zufällig entdeckt hatte."

„Diese Höhle, vor der wir sitzen?"

Mynheer Heeskerke nickte. „Diese Höhle, an der ich zwanzigmal oder öfter vorbeigelaufen bin, als ich mich auf ihre Suche machte. Als er mir das erstemal davon erzählte, daß er seine Kostbarkeiten in einer Höhle vergraben habe, lachte ich ihn aus und sagte ihm, daß er

Wie der Türke aus dem Volke sein neues Alphabet lernt.

Die türkische Regierung hat, in dem Bestreben, die Einführung des neuen türkischen Antiqua-Alphabets zu fördern, Tafeln mit den Buchstaben an die Häuserwände anschlagen lassen.

nicht mehr in Indien lebe. Auch scheine mir sein eigenartiger Geldschrank doch recht wenig diebessicher und jedem behenden Zugriff eines Unberufenen leicht erreichbar. Affonso Pereira bestritt das lebhaft und sagte: ‚Allein kann keiner an mein Versteck heran; es wäre sein Tod.‘ In demselben Augenblicke, als er das sagte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß mein Bootsmann Garandrio hinter uns stand, ein gebürtiger Spanier, der unangemeldet und lautlos ins Zimmer getreten war.“

„Ah, ich verstehe! Er wußte also nun um das seltsame Versteck?“

„Noch nicht ganz, aber er muß später Affonso Pereira nachgeschlichen sein und es aufgespürt haben, spätestens an dem Tage, als ich Pereira seine Erfindung abkaufte. Ich sehe noch, wie Garandrios Augen gierig auf den großen Geldscheinen lagen. Es waren lauter funkelnagelneue Hundertdollarscheine.“

„Ah! Und Affonso Pereira vertraute auch diese Geldsumme seinem absonderlichen Versteck an?“

„Ja, er ließ es sich nicht ausreden. Er behauptete eigensinnig, nirgends sei sein Geld sicherer. Es war eine Laune von ihm. Und damals, sehen Sie, vertraute er mir auch an, warum nur er allein an seinen vergrabenen Schatz herankönne.“

„Da bin ich begierig.“

„Genau, wie ich es damals war. Er zog mich ins Vertrauen. Nun werden Sie auch endlich verstehen, warum ich Ihnen sagte, daß der Mann, der Affonso Pereira das Leben raubte, schwerlich entkommen, sondern tot sein werde wie sein unglückliches Opfer. Besinnen Sie sich?“

Werner Detloff nickte. „Wir fanden ihn tot. Aber die Lösung?“

„Die hätten Sie erraten können“, sagte Mynheer Heeskerke, „als ich Sie und alle andern davor warnte, den Toten in der Höhle anzurühren. Echt indisch wie das Versteck war auch die Art, wie Affonso Pereira dieses vor fremdem Eingriff gesichert hatte. Ich sagte Ihnen, daß er mich zum Mitwisser seines Geheimnisses machte. Sie haben die Ranken gesehen, die sich um die Blechkassette in den Fingern Garandrios schlingen? Es sind nesselartige Gewächse. Wehe dem, dessen Finger mit solcher Nessel nur in leiseste Berührung kommen! Wen die Dornen jener Ranken ritzen, der ist unrettbar verloren, denn sie enthalten ein tödlich wirkendes Gift.“

„Allmächtiger! Und Garandrio? Sie glauben bestimmt ...?“

„Da ist doch kein Zweifel mehr möglich! Als der geldgierige Räuber nach dem Schatz grub und auf die Kassette aus Weißblech stieß, mußten ihn die dornigen Ranken ritzen, die wie Bindfäden um den Kasten herumgewickelt waren. Er wird, soweit ich die Wirkung des Giftes kenne, dann sofort unfähig geworden sein, auch nur ein Glied zu rühren, bis ihn die undurchdringliche Nacht des Todes umfing.“

Verquält und dumpf irrten Werners Gedanken. „Entsetzen kann einen packen. Wenn nun jemand durch Zufall mit den Dornen in Berührung gekommen wäre!“

„Das war nicht gut möglich“, antwortete Mynheer Heeskerke, „denn Pereira hatte ja seine Kassette in der Erde eingegraben. Um sich die Finger blutig zu ritzen, mußte einer schon graben. Das hat Garandrio besorgt. Wie ich schon bei flüchtigem Hinblicken sah, hat er an mehreren Stellen die Erde aufgerissen. Allerdings ist seitdem wieder Gras darüber gewachsen.“ —

Auf der von Cascaes heranführenden Straße töffte ein flink heranhuschendes Auto. Eine Minute später sahen sich Jan und de Geest stürmisch von ihren Kameraden umringt. Die beiden kamen mit Schätzen reich beladen; ein Lebensmittelpaket nach dem andern wanderte aus dem Wagen in die Hände der Wartenden. „Kinder, Kinder, das gibt ein lukullisches Mahl!“ rief Jan und schwenkte ein paar Flaschen Wein. „Fisch, Braten, Würste, Schinken, Eier, Butter, Käse! Wenn das nicht gegen Körperschwäche hilft, dann ist überhaupt kein Kraut dagegen gewachsen.“ Nun langten alle so herzhaft zu, daß Werner Detloff zur Vorsicht mahnen mußte. Für einen erschöpften Magen konnte diese Fülle gefährlich werden.

Mynheer Heeskerke war als erster aufgestanden. Werner Detloff sah ihn in die Höhle zurückgehen, aus der bald bläulicher Rauch wogte. Als er ihm folgte, stand der Holländer vor einem Haufen zu Asche verkohlender Ranken. „Ich habe das Teufelszeug dem Feuer überliefert, damit sich niemand mehr die Finger daran ‚verbrennen‘ kann“, sagte er, und auf die Kassette zeigend, fuhr er fort: „Hier drin wird die Polizei, die ich jetzt benachrichtigen will, einige Perlenketten finden, die Dona Maria Affonso de Pereira, die Witwe meines Freundes, seinerzeit als geraubt gemeldet hat und nun mit Leichtigkeit als ihr Eigentum zurückfordern kann. Was sich sonst noch im Versteck fand, geht niemand etwas an. Ich werde es sofort der genannten Dame bringen. Ich tue es im Vollgefühl meiner Verantwortlichkeit.“

Ehe Werner Detloff einen Einwand erheben konnte, fuhr er fort: „Sobald ich Affonso Pereiras Witwe aufgesucht habe, werde ich für die Leute ein Nacht-

Such ’s Glück in allen Gassen,
Es wird erfolglos sein.
Mußt’s ruhig laufen lassen,
Dann kehrt’s schon bei dir ein.

quartier suchen, denn sie sollen keine Nacht länger in der Nähe dieses Ortes des Schreckens bleiben. Sie haben alle das beste Quartier verdient. Morgen können sie wählen, ob sie in meinen Diensten in Quinta do Montijo bleiben oder sich andere Beschäftigung suchen wollen. Sagen Sie ihnen zugleich, daß jeder das Dreifache des ausbedungenen Lohns erhält!"

„Und Ihr Boot? Ihre Instrumente?" fragte Werner Detloff.

Mynheer Heeskerke lächelte. „Das Boot hat seine Probe bestanden. Ich werde nach Affonso Pereiras Plänen ein neues bauen lassen. Wegen der Instrumente habe ich mit Rodriguez gesprochen. Er wird die wichtigsten noch heute heraufschaffen. — Sehen Sie, da kommt er schon mit Jan! Diesem Jan muß ich eine besondere Belohnung aussetzen, denn nächst Ihrer Umsicht und unermüdlichen Tatkraft war er es, dem wir es verdanken, daß wir nicht verzweifelt zusammenbrachen."

Eine Stunde später hielten oben auf der Straße drei Wagen. Dem ersten entstieg Mynheer Heeskerke mit einem Polizeikommissar. Die andern waren für die geretteten Kameraden bestimmt, die Dona Pereira in ihrem Hause erwartete, wo ihnen ein Nachtquartier hergerichtet war.

Werner Detloff blieb, bis das Protokoll unterzeichnet war. Dann nahm er Abschied von der Höhle. Mynheer Heeskerke begleitete ihn bis zur Bahnstation. „Morgen suche ich Sie bei Ihren Freunden in Lavradio auf", sagte er. Herzlich drückten sie sich die Hände. —

Gegen acht Uhr abends schritt Werner Detloff durch die Salinen nach dem Landhaus seiner Freunde. Als der Hund anschlug, trat Herr Dieterichs ins Freie. Er beschattete die Augen mit der Hand, und Werner Detloff, von weitem mit dem Hute winkend, sah deutlich, wie er zusammenzuckte. Aber dann breitete er mit einem Jubelschrei die Arme aus. Im Nu waren auch Egon und Karlheinz aus dem Garten herbeigesprungen. Mit Tränen der Freude sah sich Werner willkommen geheißen. Immer wieder bekam er zu hören: „Wir hatten jede Hoffnung aufgegeben, Sie wiederzusehen. Wir hielten Sie für verloren. Ich glaubte zu träumen, als Sie durch das Gartentor traten."

„Es war auch alles wie ein Traum, die Fahrt, die endlosen Stunden unter Tag, die wunderbare Errettung."

Die Sonne war längst hinter der Serra de Cintra erloschen, als Werner noch immer des Erzählens kein Ende finden konnte. Immer wieder unterbrachen ihn Ausrufe des Staunens.

Als Mynheer Heeskerke, wie er es versprochen hatte, am nächsten Tage sich in Lavradio einfand, bestürmten ihn Karlheinz und Egon mit der Bitte, sie nach der Höhle bei der Höllenschlucht mitzunehmen. Der Ausflug wurde für den folgenden Tag verabredet. Auch das Ehepaar Dieterichs nahm daran teil.

Dieser Ausflug sollte jedoch eine Überraschung bringen. Die Gegend um die Höhle war in weitem Kreise abgesperrt; auf den Felskuppen ringsum wehten rote Fähnchen, und als sich der Wagen Mynheer Heeskerkes der Höhe hinter der Brücke do Salmodo näherte, erschütterte eine furchtbare Detonation die Luft. Lange vorbereitete und groß angelegte Sprengungen, die im Gebiet der Bocca do Inferno vorgenommen wurden, waren an diesem Tage zur Ausführung gelangt. Diese ungeheuren Sprengungen, die das ganze Felsgebilde an der Küste von Cascaes eine heftige Erschütterung erfahren ließen, hatten unter anderm bewirkt, daß die Felsen dort, wo die Grotte zu suchen war, jäh auseinandergesprengt waren. Ganze Lagen von Felsgebilden hatten sich heruntergezogen, gewaltige Bruchstücke waren in weite Spalten hineingestürzt. Hoch übereinander getürmt, oft gleichsam schwebend, jeden Augenblick mit weiterem Einsturz drohend, lag ein gigantisches, wildzerklüftetes Felsgewirr in der stürmisch aufbegehrenden See.

Von den Trümmern der „Nederland" war nichts mehr zu sehen, und die Höhle selbst, die eine Zeitlang das Gefängnis der tapferen Besatzung des Bootes gewesen war, blieb für immer dem Menschenauge entzogen.

Ein Flötentrio in Sanssouci

Friedrich der Große pflegte häufig vormittags allein in seiner Bibliothek im Schlosse Sanssouci auf der Flöte zu phantasieren. Er sagte, daß er während dieses Phantasierens allerlei überlege, meist gar nicht wisse, was er spiele, aber oft die besten Gedanken, selbst politischer Natur, dabei bekomme.

Eines Vormittags ging der König, wieder die Flöte blasend, im Bibliothekzimmer auf und ab; er blies ein Solfeggio, hielt aber plötzlich inne und lauschte, denn er vernahm von draußen ebenfalls zwei langgezogene Flötentöne. Er blies weiter, hörte jedoch abermals die langgezogenen Töne mit einstimmen.

Ungehalten, wer sich denn diesen Scherz erlaube, öffnete der König die Tür. Und wer kam da voll Freude herein? Es waren seine zwei Lieblingswindspiele, die Hündinnen Biche und Fifi, die sich damals gerade der ganz besonderen Gunst Friedrichs des Großen erfreuten.

Der Schmetterlingssammler / Phot. Hermann Köhler, Weinheim.

„Entrez, mesdames!“ sagte der König lachend, der seine Hunde „Sie“ nannte. „Also Sie waren es, die mich so liebenswürdig akkompagnierten? Wir haben ja ein veritables Flötentrio zusammen gespielt! Merci, mesdames! Dafür sollen Sie belohnt werden.“

Der König klingelte nach dem Lakaien und ließ sogleich aus der Hofküche eine Schüssel Frikassee holen.

„Bon appétit, mesdames!“ sagte Friedrich galant und stellte die wohlgefüllte Schüssel den Windspielen hin, die sich, wie man denken kann, nicht lange nötigen ließen. „Ich will Ihnen eine Tafelmusik dazu blasen.“ Und der König setzte sich zu seinen schmausenden Windhunden auf den Boden und blies ihnen ein lustiges Stück auf der Flöte vor.

Marquis d'Argens, der als vertrauter Freund Friedrichs des Großen das Vorrecht hatte, unangemeldet einzutreten, kam gerade dazu. Der Marquis schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Tiens! Tiens! Da zerbrechen sich die fünf Großmächte Europas die Köpfe, was wohl der Große Friedrich tut, ob er nicht wieder einen für sie recht gefährlichen Plan zu einem Feldzug ausheckt. Was tut er? Der gewaltige Schlachtenlenker sitzt auf der Erde, füttert seine Hunde und spielt ihnen dazu eine Tafelmusik auf der Flöte.“

Mit Faltboot und Zelt auf der oberen Donau

Von Helmut Rotermund (Schluß)

Als wir zu unsern Zelten gehen, sieht der Himmel sehr bedrohlich aus. Eine schwarze Wand steht vor uns. Sie bildet in der Mitte ein gewaltiges Tor. Der Tag ist sehr heiß gewesen; sicher kommt ein schweres Gewitter. So wollen wir noch nicht schlafen gehen, sondern abwarten, was da kommt. Wir stehen am hohen Ufer des Flusses und schauen den Himmel an. Einige Blitze erhellen von Zeit zu Zeit den dunklen Abend. In der Ferne grollt es leise. Scheinbar steht die Wand unbeweglich. Aber plötzlich setzt ein schwerer Windstoß ein, und nun geht es los. Ein Unwetter mit Sturm und Regen, Blitz und Donner, wie ich noch keines erlebt habe. Wir stürzen zu unsern Zelten. Schnell den Verschluß fest zugezogen. Mit solcher Wucht wirft sich der Sturm gegen unser Zelt, daß wir jeden Augenblick denken: Jetzt — jetzt muß es zusammenbrechen! Vater und ich knien im Zelt und stützen die Zeltstange. Manchmal sind die Stöße so stark, daß wir die Stange kaum zu halten vermögen. Dazu prasselt ein schwerer Regen auf das Zelt hernieder, und in immer kürzeren Abständen zucken die Blitze und krachen die Donner mit jäh zunehmender Heftigkeit. Wir knien wohl eine halbe Stunde nebeneinander im stockfinsteren Zelt. Nur wenn die Blitze kommen, wird es einen Augenblick hell. Dann blicke ich zu Vater auf und er zu mir herunter; wenn ich seinen ruhigen Blick fühle, schwindet jedes Angstgefühl, das sich einstellen will, und ich empfinde nur die Größe dieses Schauspieles. Diese Nacht wird mir unvergeßlich bleiben.

Allmählich nimmt die Gewalt des Unwetters ab. Wir können die Zeltstange loslassen. Vater leuchtet die Wände ab. Hat das Zelt diesem fürchterlichen Regen standgehalten, oder ist er doch durchgedrungen? Zu unserer großen Freude stellen wir fest, daß auch nicht eine einzige Stelle durchgelassen hat. So legen wir uns fröhlich zur Ruhe nieder. Es regnet noch die ganze Nacht hindurch; das gleichmäßige Geräusch lullt uns bald in Schlaf.

Heller Sonnenschein weckt uns. Schnell sind wir auf den Beinen, und das Lagerleben am Morgen beginnt. Lustige Bilder gibt es da immer zu sehen. Vater sitzt im Fluß auf einem Stein und rasiert sich, einen winzigen, zerbrochenen Spiegel in der Hand. Doktor Eck ist ein Stück flußaufwärts gelaufen und läßt sich nun von der Strömung herabtragen. Ich halte große Wäsche am Ufer. Da kommt Kurt mit Milch. Das Feuer wird angezündet, und bald sitzen wir alle beim Frühstück. Es schmeckt herrlich.

Die Zelte werden abgebrochen und die Boote zu Wasser gelassen. Wir verstauen das Gepäck. Wie schnell geht das jetzt schon gegenüber den ersten Tagen! Alles hat seinen bestimmten Platz; in kurzer Zeit sind wir fertig und stoßen ab. In der starken Strömung wird unser Boot schnell davongetragen.

Diesmal sind Vater und ich die ersten. Als wir uns nach einiger Zeit umsehen, ist von den beiden andern nichts zu entdecken. Irgend etwas muß sie zurück-

Auf der Donau an Ulm vorbei.

gehalten haben. Um keinen zu großen Vorsprung zu bekommen, lassen wir uns treiben und freuen uns über den Sonnenschein und die schöne Aussicht. Wo aber bleibt nur das andere Boot? Immer häufiger schauen wir zurück, aber nichts ist zu sehen. Schon ist das Wehr von Öpfingen in Sicht. Da sehen wir Kurt am Ufer daherrennen. Ein furchtbarer Schreck befällt uns. Da muß etwas nicht in Ordnung sein. Wo ist Doktor Eck? Mit starken Schlägen treiben wir unser Boot an Land. Atemlos — er ist die acht Kilometer, die uns die Strömung flußab getragen hat, gerannt — kommt Kurt heran. Es ist auch wirklich etwas geschehen. Sie sind unter der Nasgenstädter Brücke, bei der eine starke Brandung steht, gestrandet.

Frühstück im Zeltlager.

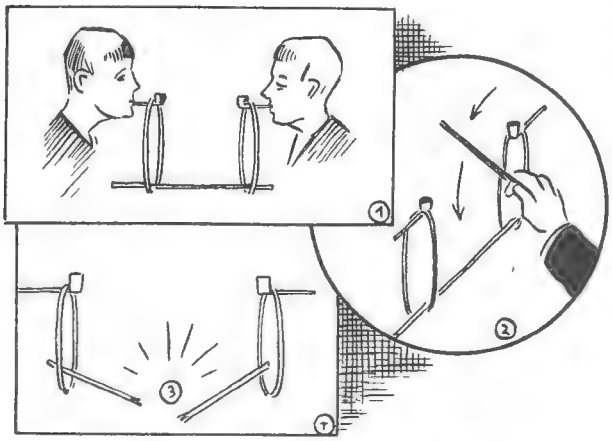
Ihre Bootshaut hat einen Riß von etwa dreißig Zentimeter Länge erhalten. Doch in allem Unglück haben sie noch Glück gehabt. Sie konnten ihr Boot trotz der Brandung auf einige aus dem Wasser ragende Felskuppen schieben, so daß es dem Anprall der Wogen entzogen war. Dann trugen sie Stück für Stück ihr Gepäck an Land, eine schöne Arbeit bei der Strömung. Schließlich — das war das Schwierigste — gelang es ihnen auch, das Boot an Land zu bringen. Sie konnten wirklich von Glück sagen, daß der Unfall so glimpflich abgelaufen war, denn die Leute erzählten ihnen hinterher, daß an derselben Stelle vor einem Jahr zwei Offiziere mit ihrem Faltboot gestrandet seien. Ihr Boot sei quer gegen die Felsen geworfen worden und die Brandung habe es in kurzer Zeit völlig zertrümmert. Außer dem nackten Leben hätten sie nichts gerettet.

Es ist ja gut, daß es unsern beiden Freunden nicht so schlimm ergangen ist, aber an Weiterfahren ist vorerst nicht zu denken. Sie müssen ihr Boot zusammenpacken und in Ulm, unserm nächsten Ziel, ausbessern lassen. Traurig über den Unfall seines schönen Bootes, das ihn schon so manchen Flußlauf in und außer Deutschland hinabgetragen hat, wandert Kurt zurück. Auch wir sind etwas bekümmert, während wir nun allein weiterfahren. Die Gegend verliert auch an Reiz. Mit der Unberührtheit der Landschaft ist es vorbei. Die große Stadt kündigt sich an. Drei Wehranlagen mit großen industriellen Werken müssen wir noch überwinden, dann taucht das Wahrzeichen Ulms auf, der gewaltige Münsterturm. 161 Meter ist er hoch, der höchste Kirchturm der Welt. Mächtig reckt er sich in die Wolken.

Wir mögen noch drei Kilometer von der Stadt entfernt sein, da kommt auf einmal starke Strömung in den Fluß. Von rechts her kommt mit blaugrünen Wogen die Iller herangehüpft, die der Donau die Wasser des Hochgebirges zuführt. Unheimlich nimmt die Stromgeschwindigkeit jetzt zu. Die Ufer fliegen nur so an uns vorbei. Bloß an der linken Seite bleibt das graubraune Wasser der Donau, so daß man auf demselben Fluß in Donau- und in Illerwasser fahren kann. In wenigen Minuten haben wir die Stadt erreicht. Schwierig ist nun in der starken Strömung die Landung am Floße des Ulmer Ruderklubs, bei dem wir Unterkunft für das Boot zu finden hoffen und in dessen Bootshaus wir uns mit den andern treffen wollen. Doch o weh, wir werden abgewiesen! Der Ruderklub gewährt Mitgliedern des Deutschen Kanuverbandes keine Unterkunft. Wir werden auf die Bootshäuser des Kanuverbandes hingewiesen, die da irgendwo am rechten Ufer liegen sollen. Schweren Herzens stoßen wir wieder ab. Jetzt wird das Spritzverdeck übergezogen, denn nun geht es durch die Ulmer Steinbrücke, hinter der ein mächtiger Schwall steht. Wir sausen hinein. Herrlich geht es, wenn auch die Welle schwer auf Vorderdeck und Spritzverdeck niederfällt. Nun auf die rechte Seite und nach den Bootshäusern ausgeschaut!

Endlich glauben wir diese zu sehen. Wir wenden, weil man stets mit der Spitze gegen die Strömung anlegt. Dabei werden wir aber etwa zwanzig Meter abgetrieben und müssen nun gegen die Strömung an das Floß heran. Wir setzen alle Kräfte ein; eine Zeitlang scheint es, als ob wir auch nicht einen Zentimeter vorwärts kämen, aber endlich gelingt es doch. Jedoch — eine neue Enttäuschung: wir finden keine Aufnahme. Es komme noch ein anderes Bootshaus, da könnten wir vielleicht einstellen.

Also wieder hinein in die gewaltige Strömung! Wir suchen das Ufer ab, aber kein zweites Bootshaus



Ein Schwingungsübertragungs-Experiment.

Bruno und Otto halten 2 Tonpfeifen im Mund. Über jede hängt ein Papierreifen und in diesen ruht ein Holzstab (Abb. 1). Karl schlägt mit einem andern Stab auf diesen (Abb. 2). O Wunder, der Stab in den Reifen zerbricht, die Reifen aus Papier und die Pfeifen aber bleiben ganz (Abb. 3)! Warum wohl? — Nun, der Stab bricht schneller, als die Erschütterung Zeit braucht, um sich bis zu den Reifen fortzupflanzen.

zeigt sich. Schon nähert sich das Ende der Stadt. Wir gehen an das linke Ufer, das weniger Strom hat, und lassen uns treiben. Eben sind wir am Ulmer Stadion vorbei. Da leuchtet uns eine Inschrift entgegen, die uns sehr froh macht: „Ulmer Faltbootwerft" steht da mit großen Buchstaben an einem Schuppen.

Wir landen, und hier finden wir die freundlichste Aufnahme. Schnell wird das Gepäck ausgeladen; viele Hände greifen zu, und nach wenigen Minuten liegt das Boot wohlgeborgen in der Werfthalle. Wir sind froh, daß wir endlich festen Boden unter den Füßen haben und daß wir gerade in der Werft Unterkommen finden; denn auch unser Boot hat mancherlei Schaden erlitten. Eine Querrippe ist gebrochen und nur notdürftig zusammengeflickt, eine Hülse, die die Bootstäbe verbindet, ist vollkommen verbogen und anderes mehr. Alles kann hier für die Weiterfahrt, die ich leider nicht mehr mitmachen darf, ausgebessert werden.

Aber wo nun die andern treffen? Wir fahren zum Bahnhof. Gleich nach unserer Ankunft kommt ein Zug aus der betreffenden Richtung. Wirklich, als die Reisenden durch die Sperre strömen, sehen wir mit einmal Kurts lange Stabtasche über die Köpfe hinausragen. Große Freude auf beiden Seiten. Die Ankommenden sind ganz überrascht, uns hier schon am Bahnhof zu finden. Wir haben uns aber auch gehörig angestrengt und sind stolz, daß wir vor ihnen eingetroffen sind. Beide fahren mit ihrem Boot zur Werft, um vor allem den schlimmen Riß flicken zu lassen.

Später treffen wir uns in der Stadt, wo wir uns von den Anstrengungen erholen. Noch einen Tag darf ich mit in Ulm bleiben. Viel Schönes habe ich da gesehen. Aber am schönsten ist doch das Münster. Ehe ich am nächsten Morgen heimfahren muß, laufe ich noch einmal hin. Da steht der gewaltige Bau. Der Turm reckt sich bis in die Wolken. Geradeso wie bei uns der Brocken oft sein Haupt im Nebel verbirgt, ist auch die Turmspitze im Nebel versteckt.

Der Abschied wird mir recht schwer, aber traurig bin ich doch nicht; ich habe zu viel Schönes erlebt, und während der ganzen Fahrt in der langweiligen Eisenbahn treten mir die Bilder dessen, was ich gesehen habe, vor die Augen. Wenn ich aus leichten Träumen erwache, ist es mir immer noch, als müßte ich rasch zum Paddel greifen, hörte die Wasser der Donau rauschen und sehe wieder die Ufer in buntem Wechsel der Landschaft, der Dörfer und Städte an mir vorüberziehen.

Leistungssteigerungen von europäischen Großrundfunksendern

Das Jahr 1930 begann mit der dauernden Inbetriebnahme des Großrundfunksenders in Oslo, einer Spitzenleistung der Rundfunktechnik. Diese Telefunkenstation ist vierzigmal stärker als der alte Rundfunksender in Oslo und mehr als zweimal so stark wie der stärkste deutsche Sender in Königswusterhausen. Die Fertigstellung dieser Riesenstation bedeutet auch insofern den Anbruch eines neuen Zeitalters im Rundfunkwesen, als mit Oslo der erste der „starken" Sender Europas in Betrieb genommen ist. Die Neigung geht ja heutzutage allgemein dahin, durch Steigerung der Leistung und Erweiterung der Aussteuerung das jetzige Heer der vielen schwachen durch eine Auswahl weniger, aber kräftigerer und besonders gut modulierter Großsender zu ersetzen, um dem Gedränge der zweihundert Kleinsender Europas ein Ende zu bereiten.

Unter einer „starken" Station versteht man also heutzutage einen Sender von mehr als 50 Kilowatt Antennen-Ruhestromleistung. Vor drei Jahren genügten schon 15 Kilowatt in der Antenne, um einer Station die Bezeichnung „Großrundfunkstelle" zu verleihen. Die Telefunkenstation Langenberg, die 1927 mit dieser Leistung eröffnet wurde, galt als ein Großsender, denn sie hatte gleich Oslo bei ihrer Inbetriebsetzung zunächst keinen Wettbewerb gleicher Stärke in Europa. Auf Langenberg folgten 1928 die Telefunkenstationen Budapest mit 15 Kilowatt, Wien gleichfalls mit 15 Kilowatt, Königswusterhausen mit 30 Kilowatt und Lahti (Finnland) mit 40 Kilowatt. Dann kam Oslo mit 60 Kilowatt.

Von den fünfzehn stärksten zurzeit in Europa in Betrieb befindlichen Rundfunksendern, wobei Rußland nicht mitgerechnet ist, sind nicht weniger als sechs von der bekannten Telefunkengesellschaft errichtet worden.

Aufbau einer Jungengruppe

Von Paul Jordan (Schluß)

Eine echte Jungengruppe muß eine Auswahl darstellen. Sie ist kein „Verein", dem es darauf ankommt, möglichst viel Mitglieder zu haben, sondern sie ist eine Ge-

meinschaft der Gesinnung und der Lebensform, in der für Durchschnittsjungen kein Platz ist, da diese Gesinnung und diese Lebensform Anforderungen an Charakter und Wesen stellen, denen ein solcher nicht gewachsen ist. Nun entwickelt sich allerdings mancher in der Gemeinschaft über alles Erwarten, und deshalb mag er zunächst einmal zur Probe aufgenommen werden; wenn er aber nach einem halben Jahre noch nicht vorwärtsgekommen ist, dann sollte er wieder entfernt werden.

Das Durchschnittsalter einer Gruppe liege bei dreizehn, das Mindestalter eines Jungen bei neun Jahren, und das auch nur, wenn er in jeder Weise, körperlich wie geistig, schon besonders weit ist. Der Führer sollte mindestens sechzehn Jahre alt sein, jedoch gibt es Ausnahmen, die vor allem dann möglich sind, wenn er schon lange Zeit als Scholar in einer guten Gruppe gestanden ist und ihm dadurch die technischen Notwendigkeiten alle bekannt sind. Außer dem Führer sei möglichst niemand in der Gruppe über achtzehn, jedenfalls werde keiner, der dieses Alter überschritten hat, neu hineingenommen. Wer so alt ist, der soll nämlich schon so weit sein, daß er selbst der Mann ist, eine Gruppe aufzubauen. Als Nichtführer in einer Jungengruppe kann er nur stören. Wenn man eine Zahl von zwölf Mann als Beispiel annimmt, so würde ich die Altersverteilung mit 17, 16, 16 (drei Ältere), 15, 14, 13, 12, 12, 12 (sechs Scholaren), 11, 10, 10 (drei Frischlinge) für die günstigste halten. Es ist damit nicht gesagt, daß nicht etwa auch eine Gruppe, deren Durchschnittsalter bei sechzehn oder gar bei achtzehn Jahren liegt, gut sein könnte, aber es ist dann eben keine Jungengruppe mehr, sondern eine Jugendgruppe, die naturgemäß ganz andere Form und andere Ziele hat als die reine Jungenbewegung.

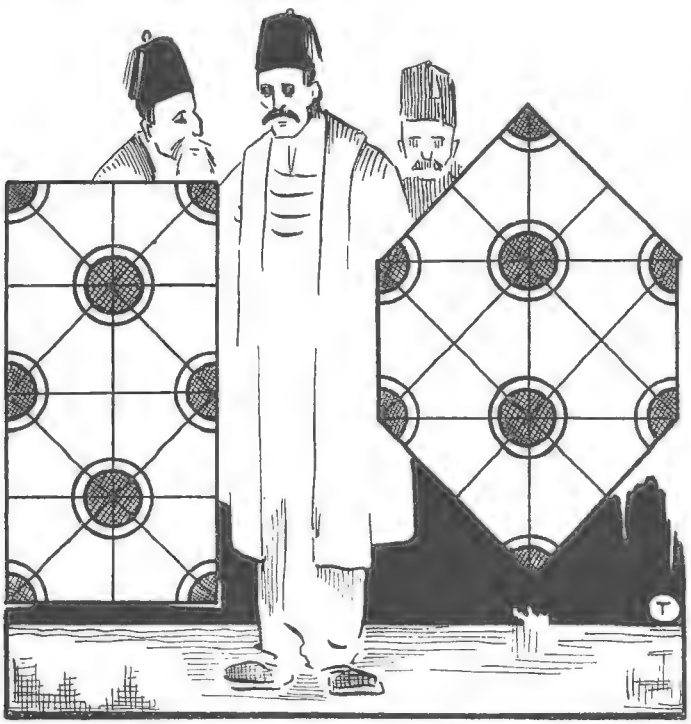
Oft wird die Frage gestellt, wie groß eine Gruppe am besten sein soll. Darauf ist zu antworten, daß eine Gruppe gar nicht zu groß werden kann, solange ein guter Führer sie fest in der Hand hat, genügend Ältere ihm zur technischen Arbeitsleistung zur Seite stehen und die Masse nicht auf Kosten der Auslese geht. Im allgemeinen aber hat es sich am besten bewährt, wenn eine Jungengruppe sechzehn Mann hat, so daß für jedes Unternehmen mit einer Teilnahme von mindestens zwölf Jungen gerechnet werden kann. Wo der Führer noch jung und ohne Erfahrung ist, wird er freilich gut tun, nur allmählich den Rahmen so weit zu spannen.

Verfassung. Satzungen mit Paragraphen, Ämter, wie die eines ersten und zweiten Vorsitzenden, Mitgliederversammlungen mit offener oder geheimer Abstimmung, das alles und ähnliches sind die Formen der Vereine und Organisationen Erwachsener und passen durchaus nicht in die Jungenbewegung. In einer Jungengruppe habe nur der Führer zu bestimmen, alle übrigen sind ihm durchaus unterstellt; er allein trägt auch die Verantwortung für alles in der Gruppe Vorfallende. Selbstverständlich kann jeder Junge seine Meinung frei äußern und dem Führer Vorschläge machen, aber dessen Anordnungen ist durchaus nachzukommen, auch dann, wenn einmal die Mehrheit mit ihnen nicht einverstanden ist. Wer sich nicht fügt, wird ausgeschlossen. So lange der Führer das Vertrauen der Gruppe hat, liegen alle Entscheidungen bei ihm; hat er es nicht mehr, so kann sich die Gemeinschaft sowieso nicht halten, dann kommt es von selbst zur Auflösung.

Der Führer überträgt Arbeitsgebiete, die ihm nicht liegen oder für die er keine Zeit hat, einem andern, also etwa Musik, Leibesübungen, Basteln oder Verwaltung der Gruppenkasse. Die damit Beauftragten unterstehen aber durchaus auch in Fragen ihres Arbeitsgebietes den Entschlüssen des Führers, sie werden von ihm bestimmt und abgesetzt, nicht durch die Mehrheit.

Auch nach außen hin darf die Organisation nur in einer Hand liegen. Der Führer vertritt die Gruppe und verhandelt für sie.

Ob ein Beitrag erhoben werden soll, bestimmt der Führer. Da die Jungen in der Regel ja doch kaum mehr als monatlich 50 Pfennig aufbringen können, ist das meistens ohne praktische Bedeutung. Richtiger ist es, wenn für jede Fahrt und jedes Lager die Kosten genau errechnet und den Eltern mitgeteilt werden. Diese



Denksportaufgabe.

Zwei Türken handeln um einen Teppich. Für den rechten Teppich will der Händler mehr haben, weil mehr Stoff daran sei. Der Käufer bestreitet dies; nach seiner Meinung ist er trotz anderer Form genau so groß. Wie will er das beweisen?

Kosten sind so zu halten, daß die notwendigen Anschaffungen, wie Hordentopf, Zeltbahnen, Sportgeräte und dergleichen, durch eine kleine Überforderung über die Verpflegungs- und Unterkunftskosten der Fahrt hinaus allmählich hereinkommen. Solche Anschaffungen sind ja notwendig, um das Gruppenleben durchführen zu können, und Zeltgerät verbilligt im Sommer die Unterkunftskosten. So ist es durchaus gerechtfertigt, die Kosten einer längeren Ferienfahrt derart anzusetzen, daß zunächst die allerwichtigsten Anschaffungen für diese Fahrt mit davon bestritten werden können.

Um gut ausgerüstet zu sein, besitze eine Gruppe an Gemeinschaftsgut so viel Militärzeltbahnen, wie Leute in der Gruppe sind, zwei Zeltstockteile und vier Heringe auf jede Zeltbahn, einen Hordentopf aus Aluminium mit Deckel und Leinenbezug, Beil, Hammer, kleine Säge, Zange, Wäscheleine, mehrere Handspaten, Hacke, Kelle, Rührlöffel, Hausapotheke, Verbandzeug, Karten, Schuh- und Kleiderbürste.

Ehe dies alles angeschafft ist, vergeht natürlich eine Weile; doch muß immer darauf Wert gelegt werden, das Gemeinschaftsgut zu vervollständigen. Ein Speer zum Werfen und für die Gruppenfahne, an andern Sportgeräten Handball, Schlagbälle, Bumerang, Diskus, Schlaghölzer gehören auch zum Gemeinschaftsgut.

Was mancher nicht weiß

Bevor es Briefkästen gab, hatte man in den größeren Städten private Briefsammelstellen, meistens bei Lebensmittelhändlern, eingerichtet, von denen die Briefe durch die Post abgeholt wurden. In Berlin gab es bis 1850 sechsundsiebzig solcher Sammelstellen — und nur einen einzigen Briefkasten im Hause des einzigen Postamts. Erst im Jahre 1851 wurden in Berlin öffentliche Briefkästen an den Häusern, 127 Stück, angebracht.

*

Am 17. Dezember 1903 ist das erste Flugzeug aufgestiegen. Die Gebrüder Wright aus Nordcarolina (Vereinigte Staaten) hatten es erbaut, einen Doppeldecker von 50 Quadratmeter Tragfläche mit einem 16pferdigen Motor. Die ersten Flüge gingen nur einige hundert Meter weit, und beim Landen nach dem vierten zerbrach die Maschine. Aber dann ging es aufs neue schnell vorwärts. Im Jahre darauf flogen die Gebrüder Wright schon 5 Kilometer weit, im nächsten 20 Kilometer und so fort im Eiltempo der heutigen Zeit.

*

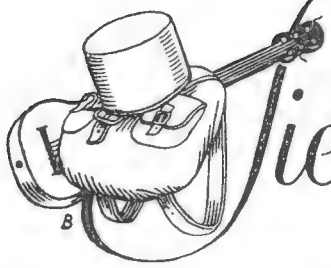
Ergänzungsrätsel

Wort ohne Fuß fließt in den Rhein,
Gerade bei der Stadt hinein,
Die einen Fuß bekommen hat.
Wie heißt der Fluß? Wie heißt die Stadt?

Die nächtliche Befreiungsfeier in der Stadt Mainz

um 12 Uhr nachts vom 30. Juni zum 1. Juli 1930. Im Hintergrund der festlich beleuchtete Dom / Photothek, Berlin.

Der König der Dschungeln.



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

Natürlich gab es großes Aufsehen in der kleinen Stadt, als der seltsame Zug in den Abendstunden durch die Straßen kam, aber weder Helmut noch Karlheinz stand der Sinn nach lautem Schauspiel. Sie waren froh, als sie die Gefangenen auf dem Bezirkskommando abgeliefert hatten und gemeinsam mit einem Unteroffizier und sechs Mann wieder nach dem Werder umkehren konnten. Dort kamen sie um Mitternacht an.

Die Soldaten legten den fremden toten Offizier auf die mitgebrachte Tragbahre, um ihn nach Warendorf zu schaffen, während die vier Wandervögel sich ein Feuer machten und eine Stunde lang bei ihrem toten Pauper saßen, an dem sie alle so sehr gehangen hatten. Es war ihnen, als hätten sie einen geliebten Menschen verloren. Dann ging Karlheinz in die Höhle und holte einen Spaten. Gemeinsam gruben sie dem treuen Tier das Grab. Mit aufgehender Sonne schaufelten sie es zu, holten vom Ufer größere Steine und bedeckten damit den Hügel. So liegt Paupers Grab heute noch auf dem Werder. Oft zogen die Warendorfer Scholaren in treuem Gedenken an das edle Tier dorthin. War es ein Zufall, daß gerade Helmut es gewesen war, der mit dem Hunde damals den Feuersprung der Freundschaft getan hatte?

Als die Jungen am Abend dieses Tages nach Hause kamen, erwartete sie eine Trauerbotschaft, wie sie sie ähnlich schon lange befürchtet hatten: Leutnant Hans Runge und Unteroffizier Detlev Meußel wurden von der amtlichen Verlustliste als vermißt gemeldet. Für Günters junge Seele war das zu viel. Ein schweres Nervenfieber packte ihn, und wochenlang mußte er krank im Bett liegen. Seine Mutter, fast wahnsinnig vor Furcht, womöglich auch noch den zweiten Jungen zu verlieren, pflegte ihn Tag und Nacht. Allmählich wurde es wieder besser, und als Weihnachten kam, konnte der Junge schon wieder mit auf Landheimfahrt ziehen. Jeder Frohsinn aber war für lange, lange Zeit aus seiner Seele gewichen.

Auch Helmut war inzwischen an die Front gekommen. Also wieder einer, um den die Freunde bangen mußten!

Vermißt, welch ein gräßliches Wort, welche Last der Ungewißheit, welche Bürde des Kummers! Von Tag zu Tag dies Warten, ob nicht Nachricht kommt aus einem Lazarett oder aus der Gefangenschaft, und schließlich doch glauben müssen, daß der Sohn, der Bruder, der Vater tot ist und unbekannt, ungenannt in einem der großen Gräber ruht, so daß es der Liebe der Lebenden nicht einmal vergönnt ist, im Frieden das teure Grab zu sehen und zu pflegen. Im Frieden einmal! War es denn überhaupt denkbar, daß es Frieden gab? Man schrieb Ostern 1918. Wieder ist ein langer, furchtbarer Kriegswinter überstanden, wieder beginnen mit dem Frühjahr die großen Offensiven.

Gemeinsam gruben sie dem treuen Pauper das Grab.

Zu Ostern dieses letzten Kriegsjahres stand es folgendermaßen in der Warendorfer Gruppe.

Ullo hatte seine Reifeprüfung be-

standen und zog nach Rostock auf die Universität. Philologie wollte er studieren, denn er hatte erkannt, daß es seine innere Berufung sei, Jüngeren Führer zu sein, wie er es den Scholaren der Gruppe in den letzten Jahren und wie Hans es für ihn gewesen war; da war der Beruf des Oberlehrers für ihn der schönste und geeignetste. Sein Vater war jetzt auch wieder zu Hause, denn die Ärzte hatten ihn, als er unter der Überlast der Arbeit zusammengebrochen war, kurzerhand „dauernd untauglich" geschrieben. Herr Schäer war sehr alt geworden in den drei Jahren, da er die Uniform getragen hatte. Er hatte erkannt, welch fürchterliche Kräfte gegen Deutschland standen, an der Front sowohl wie in der Heimat, und so hatte er den Glauben an einen Sieg verloren. Aber er verschloß sie tief in sich, diese furchtbare Erkenntnis, und sie zehrte an seiner Seele.

Karlheinz mußte nun die Führung der Gruppe übernehmen, und er tat es mit vollem Eifer. Wahrlich, wenn auch Hans schon tot sein sollte, so mußte sein Werk doch leben und damit die Erinnerung an ihn! Karlheinz war nun Erster der Oberprima und nach Ansicht des Direktors der begabteste Schüler der Anstalt. Sein Leben lag schön und hell vor ihm, und alles das hatte er Hans zu verdanken. Der Junge wohnte nun nicht mehr allein bei Frau Doktor Runge, auch seine vier jüngeren Geschwister lebten mit dort. Es war ihr zu leer in dem großen Hause geworden, frisches Leben wollte sie um sich haben, um manchmal vergessen zu können, daß ihr Mann nicht mehr lebte, ihr Mann nicht und Hans wohl auch nicht. So sorgte sie nun für Karlheinz' Geschwister ebenso wie für ihren eigenen kleinen Jungen. Karlheinz' einziger Bruder, der jetzt zehnjährige Erich, trug nun auch schon stolz die Mütze der Sexta, und die drei Mädchen besuchten die Höhere Töchterschule. Alle aber im Rungeschen Hause liebten am meisten den kleinen Hans, der dem Bruder seines Vaters, dessen Namen er trug, schon jetzt ähnlich war.

Bei Meußels sah es recht traurig aus. Günter war zwar wieder gesund, aber er war ernst und in sich gekehrt, und nicht einmal seine Freundin Irmgard, die kleine Ostpreußin, die mit ihrer Mutter bei Meußels eine Heimat gefunden hatte, vermochte es, ihn aus seiner schwermütigen Stimmung zu befreien. Er hatte damals im Spätherbst seinen letzten an Hans gerichteten Brief zurückbekommen. „Adressat auf dem Felde der Ehre gefallen" hatte auf dem Umschlag gestanden. Gewiß, inzwischen erfuhr man, daß der Tod von Hans und Detlev noch nicht feststand, nur als „vermißt" waren sie gemeldet, aber mit jedem Tage wurde die Hoffnung geringer. Immer und immer wieder waren die Gedanken Günters bei den beiden, immer wieder erlebte er alles Geschehen, das ihn mit ihnen verbunden hatte, noch einmal, und immer wieder sah er, wie unsagbar viel sein Leben durch die beiden verloren hatte. Allerdings rebellierte er nicht mehr, wie im ersten großen Schmerz, gegen den Krieg, der sie ihm genommen hatte, gegen das Vaterland, für das sie gestorben waren, wenn nicht noch ein Wunder geschah; aber die Bitterkeit des Herzens, die tiefe Trauer und der nagende Schmerz blieben. Ja, wenn er noch gewußt hätte: so war es, so starben sie! Aber diese Ungewißheit, das war das Schwerste.

Albrecht war noch nicht auf Urlaub gewesen, seit er ins Feld zog. Es ging heiß her dort unten in den italienischen Bergen, fast Übermenschliches mußten die deutschen Jäger leisten. Albrecht hatte sich mehrfach ausgezeichnet, war wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert worden und trug hohe deutsche und österreichische Orden; er machte der Gruppe Ehre. Seine Eltern wußten immer noch nicht, wie er es damals fertiggebracht hatte, als Fünfzehnjähriger eingestellt zu werden, aber sie hatten sich nun damit abgefunden und hofften zu Gott, daß ihr Junge ihnen erhalten bleibe.

Helmut lag nun im Westen in einem wahren Hexenkessel. Es gab Tage, an denen unsere tapferen Feldgrauen im Westen Strapazen und Gefahren ertrugen, denen keine frühere Geschichtsepoche Gleiches an die Seite zu stellen hat. Es war dies die Zeit, da die deutschen Heerführer der zahlenmäßig erdrückenden Übermacht der vereinigten Franzosen, Belgier, Engländer und Amerikaner, die mit immer neuen, frisch ausgeruhten Truppen in den Kampf gingen, nichts anderes mehr entgegenzustellen hatten als die Opferbereitschaft und die Disziplin der deutschen Mannschaften. Nichts anderes allerdings, aber dies allein hätte gewiß genügt, wenn nur die Heimat und die Etappe das gleiche eiserne Pflichtbewußtsein gehabt hätten, das die Front besaß; es hätte genügt, wenn auch vielleicht nicht zum Siege, so doch zu einem ehrenvollen Frieden. So aber sollte all das Heldentum unserer Tapferen vergebens sein.

Helmut war nun Unteroffizier und Gewehrführer in einer Maschinengewehrkompanie. Seine Vorgesetzten hatten viel Vertrauen zu ihm, der seine Kaltblütigkeit und Tatkraft trotz seiner Jugend schon so häufig bewiesen hatte. So bediente er dasjenige schwere Maschinengewehr, das seiner Stellung wegen das wichtigste des ganzen Abschnittes war. An dieser Stelle waren die Maschinengewehre in der zweiten Grabenlinie eingebaut; der erste Graben war nur schwach mit Infanterie besetzt, auf hundert Meter kaum ein Dutzend Mann. Die Stellung war vorzüglich ausgebaut, auch die Verbindungsgräben waren unversehrt. Es war ein besonders wichtiger Punkt der deutschen Linie, die, einen stumpfen Winkel bildend, von dort aus einen spitzen Keil in die feindliche Linie hineintrieb. Dieser Keil störte den Franzmann natürlich wie ein Pfahl im Fleisch. So beschloß denn die feindliche Heeresleitung, ihn von der Seite her aufzurollen, ja, wenn es möglich war, dort die ganze deutsche Front zu durchstoßen. Die Folgen des Gelingens dieses Planes mußten für die Deutschen unabsehbar sein. Im Mittelpunkt des stump-

fen Winkels, dort, wo die deutsche Front den Keil vortrieb, setzte der feindliche Generalstab den Angriff an, und gerade dort war der Posten von Helmut und seinem Maschinengewehr. Von der Stellung der Franzosen war nichts zu sehen, eine Bodenerhebung lag zwischen den Grabenlinien und nahm die Sicht. So hatte die Infanterie im vorderen Graben kaum jemals Gelegenheit, zum Schuß zu kommen, und Helmuts Maschinengewehr war auf indirektes Schießen angewiesen. Einen ganz bestimmten Abschnitt vor der französischen Linie hatte es zu bestreichen; er wurde beschossen, wenn die Meldung kam, daß der Gegner sich vor seinem Graben regte, ohne daß die Leute am Maschinengewehr selbst die Wirkung ihres Feuers hätten beobachten können. Diesseits wie jenseits des Hügelkammes lagen die starken Drahthindernisse. So war an diesem Punkte der Front in der Regel nur Artillerietätigkeit, es war oft verhältnismäßig still, und abgesehen von einigen Patrouillengängen hatten nur die Artillerieflieger beider Seiten zu tun.

Es war an einem Tag im Juli 1918, da sollte sich das alles furchtbar ändern. Mitten in der Nacht schien auf einmal die Hölle loszubrechen. Ein Trommelfeuer von ungeheurer Heftigkeit ging auf die deutsche Stellung nieder. Es traf die Unsern nicht unvorbereitet, denn sehr wohl hatte der deutsche Stab Nachrichten darüber erhalten, daß die gegenüberliegende französische Artillerie ungewöhnlich verstärkt werde; auch aus andern Anzeichen ging hervor, daß der Franzmann einen Sturm angesetzt habe. Ja, man wußte Bescheid, aber nur wenige Truppenteile standen zur Verfügung, um als Verstärkung an der gefährdeten Stelle eingesetzt werden zu können. So hieß es für jeden deutschen Mann eben einfach Zehnfaches leisten. Würde es gelingen, den zehnfach überlegenen Feind zurückzuwerfen? Es mußte gelingen.

Ungeheuer viel hing von den Maschinengewehren ab. Das wußte Helmut, auch daß gerade an ihm, an seinem Gewehr ganz besonders viel gelegen war, seiner Stellung wegen. Es hatte Nervenkraft gekostet, dieses Warten auf das Kommende. Seit zwei Tagen schon hatten sie es erwartet. Als es nun anhub, ging es wie ein Aufatmen durch die Reihen der Feldgrauen. Es ging los und würde sie auf ihrem Posten finden!

Nachts um halb zwei Uhr war es, als die Franzosen mit ihrem wahnsinnigen Trommelfeuer die deutsche Stellung zu überschütten begannen. Morgens gegen drei Uhr, als es allmählich Tag wurde, sah das Auge die Wirkung. Der vorderste deutsche Graben war vollkommen zerstört, nur wenige Meter waren ab und zu unversehrt geblieben, und dort hielten die paar Tapferen aus, die die Nacht überlebt hatten. Auch die Verbindungsgräben und die zweite Linie hatten schwer gelitten, und die Verluste an Toten und Schwerverletzten waren außerordentlich hoch. Die Verwundeten konnten nicht nach hinten geschafft werden, denn

Der Streit um die Beute / Nach einem Gemälde von H. Rotig.

der Feind unterhielt ein dichtes Sperrfeuer, um das Heranführen von Ersatz unmöglich zu machen. Es war kaum zu ertragen, die Verletzten stöhnen zu hören und ihnen doch nicht helfen zu können. Wie lange der Feind noch warten würde, bis er die Deutschen für mürbe genug hielt und seine Infanterie vorschickte, das wußte niemand. Die wenigen deutschen Infanteristen, die noch kampffähig waren, wurden zusammengezogen und in den dritten und letzten Graben gelegt, weil von dort aus ein weiteres Schußfeld war.

So blieben die Maschinengewehre in der zweiten Linie fast allein zurück. Es wäre falsch gewesen, sie von dem Platze fortzunehmen, der den Gewehrführern seit langem in seinen Schußmöglichkeiten vertraut war. Auch von Helmuts fünf Leuten waren schon zwei gefallen und einer mit zerschossenem Arm mit in den letzten Graben zurückgeschickt worden. Immer noch sausten die schweren Brocken der feindlichen Artillerie heran, die Sprengstücke schwirrten, und Erde und Steine überschütteten ständig die deutsche Stellung.

Gegen sechs Uhr morgens hatte Helmut nur noch einen Mann neben sich am Gewehr. Das war Werner Kunze, ein junger Berliner. Sonst hatte dieser auch in brenzligen Lagen den Kopf immer oben gehabt und mit seinem urwüchsigen Humor den Kameraden über schlimme Stunden hinweggeholfen. Jetzt verließ auch ihn seine Gleichmütigkeit. Stier und stumpf hockte er neben Helmut, die Augen starr nach rückwärts gerichtet, denn von da mußte das Zeichen kommen, daß der Feind seine Gräben verlassen hatte und daß die Maschinengewehre jedes seinen Streifen jenseits des Kammes bestreichen sollten.

Oben hoch in der Luft sah Helmut die deutschen Flieger, von deren Berichterstattung über die Bewegungen des Gegners viel, wenn nicht alles abhing. Auch der Feind wußte das, und nicht lange dauerte es, da waren seine Jagdflieger oben, um die deutschen Beobachter abzuschießen. Hui, da brauste auch schon eine deutsche Jagdstaffel heran! Selbst für alte Frontsoldaten war das jedesmal wieder ein aufregender Anblick, der das Herz sich krampfen ließ, dieser Todeskampf in den Lüften. Furchtbar, ein brennendes Flugzeug abstürzen zu sehen, herrlich, den Bewegungen der raschen Maschinen mit dem Blick zu folgen! Hier gelang es dem Feinde nicht, die Deutschen zu verdrängen. Er konnte nun nicht länger warten mit dem Angriff, er mußte losgehen.

Aufziehendes Gewitter / Phot. C. Lohmann, Altona.

Kaum verließ der erste französische Offizier den Graben, da arbeiteten schon die Funkapparate der deutschen Artilleriefliegen, und zehn Sekunden später zischte die Leuchtkugel auf deutscher Seite auf. Tacktacktacktack! arbeiteten die deutschen Maschinengewehre los, und die deutsche Artillerie legte ihr Feuer zwischen die feindliche Linie und den Hügelkamm. Freilich, so viele Geschütze wie die Gegner hatten die Deutschen nicht, und die sechs Maschinengewehre des Abschnittes konnten mit ihrem indirekten Feuer auch nicht die ganze Infanteriedivision, die der Franzmann auf dem Streifen einsetzte, vor dem Kamm zum Umkehren zwingen.

Helmuts Hand war ruhig, als wäre es eine harmlose Übung und nicht grausiger Ernst. Um alles nur jetzt keine Ladehemmung! Das war seine einzige Angst. Fünf, sechs Minuten mochten vergangen sein, seit sie mit dem Feuer eingesetzt hatten, da tauchten die stürmenden Feinde oben auf den Hügeln auf. Sofort verlegte Helmut das Feuer. Zwischen ihm und dem Feinde lagen noch die deutschen Drahtverhaue, dann kamen nur noch hundertfünfzig Meter freies Feld. Es mußte

Rettungsarbeit von Sanitätskolonnen mit Gasmasken bei Übungen auf dem Berliner Zentralflughafen Tempelhofer Feld. Photothek, Berlin.

geschafft werden. Noch arbeitete die feindliche Artillerie, obwohl ihre Kurzschüsse schon fast die eigenen Stürmer trafen. Noch schoß sie und nur zu gut. Schließlich waren außer Helmuts alle deutschen Maschinengewehre des Abschnittes durch die französische Artillerie zum Schweigen gebracht worden. Die kaum dreihundert Mann, die auf deutscher Seite im dritten Graben noch lebten, waren zum größten Teil verwundet, und die wenigen Kampffähigen konnten mit ihren Gewehren gegen die Masse der Stürmenden nicht viel ausrichten. Nur noch ein Maschinengewehr war in Betrieb, das Helmuts.

„Wenn der Dietze jetzt nicht den Kopf oben behält, geht alles schief", meinte hinten Hauptmann Growe zu seinem Kameraden von der vierten Kompanie, dem Leutnant Scheibner.

Scheibner hielt den Feldstecher vors Auge. „Er hat auch nur noch einen Mann neben sich", sagte er. Das Gewehr ganz rechts hatte Ladehemmung, den andern fehlte die Bedienung.

„Es geht so nicht", meinte Growe, „das eine Gewehr schafft es nie und nimmer. Übernimm du hier das Kommando! Ich sehe zu, daß ich nach vorne herankomme und ein Gewehr in Gang bringe."

Der Leutnant nickte, und Growe jagte mit großen Sätzen nach vorne, ohne Deckung, mitten durch das Feuer des Franzmanns.

„Der wird wohl kaum lebend ankommen", meinte Scheibner, dann setzte er den Feldstecher ab, nahm einem toten Soldaten das Infanteriegewehr und schoß mit. Jeder Schuß traf seinen Mann, mußte treffen.

Der stürmende Feind war inzwischen am deutschen Drahtverhau angelangt und machte sich daran, Breschen hineinzulegen. Dieser Aufenthalt mußte die Entscheidung bringen.

Helmut war am Ende mit seinen Patronengurten, er sah zu Kunze hinüber und rief ihm zu, er solle ihm den zweiten Munitionskasten reichen. Aber, um des Himmels willen, was war mit dem Manne los? Der Gefreite Kunze hatte sich die Feldbluse und das Hemd vom Leibe gerissen, tanzte wild umher und schwang das Hemd dem Feinde entgegen. Er schien dabei zu sprechen, aber der Höllenlärm ringsum verschlang seine Laute.

Helmut, der sonst wirklich das Fürchten verlernt hatte, fühlte, wie es ihm kalt über den Rücken lief. Kein Zweifel, der Mann war irrsinnig geworden. „Kunze!" rief er.

Da ließ der Irre sein Hemd fallen und kehrte sich ihm zu. Sein Körper krümmte sich wie zum Sprunge, und aus den Augen blitzte Feindseligkeit. Mit einem Satz war er bei Helmut und riß ihn zu Boden. „Sollst nicht schießen!" keuchte er. „Der Friede ist da."

Himmel, der Feind war nahe! Nur Helmuts Gewehr konnte ihn vielleicht noch aufhalten, und statt zu schießen, mußte er sich hier mit einem Wahnsinnigen schlagen. Kunze war zum Glück von Natur schwächer als Helmut, aber die Raserei gab ihm Kräfte; er lag auf Helmut und würgte dessen Kehle, daß diesem beinahe die Sinne schwanden. Doch der Gedanke an den Feind riß Helmut zusammen. Er schüttelte den Tobenden ab und traf ihn mit geballter Faust hart am Kinn. Der andere sackte zusammen wie ein geschlagener Stier.

Sanitätsübungen auf dem Berliner Zentralflughafen Tempelhofer Feld: Verladen von „Verwundeten" ins Sanitätsflugzeug / Photothek, Berlin.

Im Nu holte Helmut den zweiten Munitionskasten ans Gewehr, und doch wäre er vielleicht zu spät gekommen, denn einige der Franzosen waren schon durch den Drahtverhau hindurch und stürmten nun über das freie Feld, hätte nicht plötzlich ein anderes deutsches Maschinengewehr seine Kugeln gegen die Stürmenden geschickt. Die Artillerie beider Seiten hatte ihr Feuer eingestellt, um nicht die eigenen Leute zu treffen. So war das Knattern des Maschinengewehrs deutlich zu hören.

Es war Hauptmann Growe, der wider alle Wahrscheinlichkeit bis zu der Stellung vorgedrungen und nun beim Maschinengewehr war. Schräg von der Seite fuhren seine Kugeln in die Masse der Gegner, gleich darauf von vorne unterstützt durch Helmut, der nun auch wieder in den Kampf eingriff.

Reihenweise fielen die Stürmenden, aber noch drangen sie vor, fortgerissen von der Tapferkeit ihrer Offiziere. Wohl waren sie nun auf hundert Meter heran, aber wenige nur waren übriggeblieben von der ganzen kriegstarken, frisch eingesetzten Division. Reserven konnte der Feind auch nicht einsetzen, falls er welche bereithielt, denn nach Anweisung ihrer Flieger hatte die deutsche Artillerie erneut ein Sperrfeuer vor die feindliche Stellung gelegt. Als der Rest der feindlichen Stürmer bei den Überresten der ersten deutschen Grabenlinie ankam, suchte er dort Deckung, um nicht ganz von den beiden Maschinengewehren der Deutschen aufgerieben zu werden. Ihr Mut, ihre Tatkraft war gebrochen. Viele von ihnen hatten auf der letzten fürchterlichen Strecke die Waffen fortgeworfen, viele waren verwundet.

(Fortsetzung folgt)

Publius Virgilius Maro.

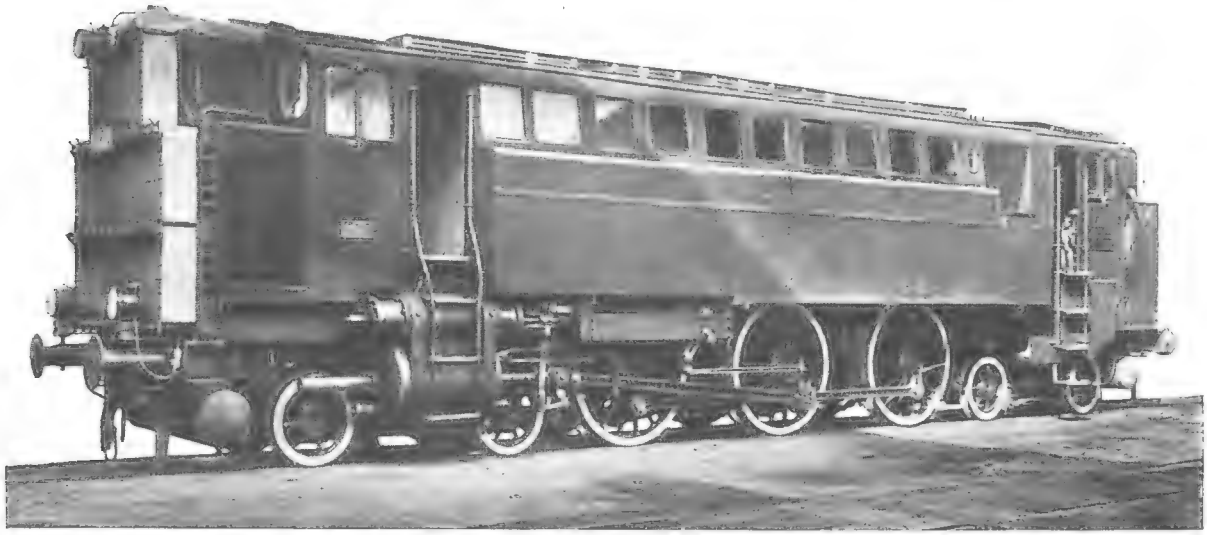
Zum 2000. Geburtstag Virgils

Von Dr. Hans Wohlbold

In ganz Italien wird in diesem Jahre der zweitausendste Geburtstag des römischen Dichters Virgil festlich begangen. Am 5. oder am 15. Oktober des Jahres 70 vor Christus ist Publius Virgilius Maro in Andes, einem Dorfe in der Nähe von Mantua, geboren. Eigentlich sind heuer erst 1999 Jahre seit seiner Geburt vergangen, und erst das Jahr 1931 wäre daher das Jubiläumsjahr. Da in unserer Zeitrechnung das Jahr Null fehlt und auf das Jahr 1 vor Christus gleich das Jahr 1 nach Christus folgt, darf man nämlich nicht einfach die Jahreszahlen vor und nach Christi Geburt zusammenzählen, wenn man die Zeit berechnen will, die heute seit einem in die vorchristliche Zeit fallenden Ereignis verstrichen ist; man muß von der erhaltenen Summe immer ein Jahr abziehen. Aber man hat das erst bemerkt, als die Festlichkeiten schon begonnen hatten, und so bleibt es bei dem nun einmal festgesetzten Programm, das sich über das ganze Jahr 1930 erstreckt und seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des Oktober erreichen soll. Vor allem in Rom und in Mantua wird man Virgils Andenken feiern, und an seinem angeblichen Grab, das an der Straße von Neapel nach Puteoli liegt, sollen in einem Gedächtnishain alle Bäume angepflanzt werden, die Virgil in seinen Dichtungen erwähnt.

Zur Zeit des Oktavian, der unter dem Namen Augustus der erste römische Kaiser wurde, stand das römische Reich nicht nur politisch in hoher Blüte; auch das kulturelle Leben hatte einen Höhepunkt erreicht, und der Herrscher selbst, so sehr man ihm vielleicht auch seinen ungezügelten Ehrgeiz zum Vorwurf machen mag, der ihn schließlich zum Alleinherrscher machte, war Künsten und Wissenschaften außerordentlich zugetan. Er war ein naher Freund des Gajus Cilnius Mäcenas, eines sehr reichen, im Grunde weichlichen und weibischen Mannes, der in großem Prunk lebte und ein wenig in der Dichtkunst dilettierte, dessen Name aber heute noch vorbildlich als der eines Gönners der Künstler genannt wird. Ovid, Virgil nnd Horaz haben ihm vor allem vieles zu danken.

War Ovid, aus vornehmer Familie stammend, das, was wir heute einen Ästheten nennen würden, ein Mann, der sich von dem leichten Leben der vornehmen Großstädter angezogen fühlte und auf Eleganz des Lebens wie des künstlerischen Gestaltens hielt, so ist Virgil gerade das Gegenteil von ihm. Sein Vater war ein armer Bauer, der Opfer bringen mußte, um die Kosten für die Erziehung des begabten und frühreifen Sohnes aufzubringen. Schon mit zwölf Jahren kam Virgil nach Cremona, wo er seine erste Bildung erhielt. Er studierte dann in Mailand und in Rom, interessierte sich vor allem für Dichtkunst und Philosophie und wurde schließlich Jurist. Doch das sagte ihm nicht zu, und so zog er sich auf das Land zurück, um ganz seinen dichterischen Neigungen zu leben. Zeitweise hatte er durch die kriegerischen Wirren zu leiden; sein väterlicher Besitz wurde ihm genommen, als nach der Schlacht bei Philippi die Veteranen durch Verleihung von Grund und Boden für ihre Dienste belohnt wurden. Er hatte mächtige Fürsprecher in Asinius Pollio, dem Statthalter des zisalpinischen Gallien, und in Mäcen; auch Octavian selbst interessierte sich für ihn und schenkte ihm ein Gut in Kampanien bei Nola. Da konnte er nun so leben, wie es ihm behagte, unter seinen Bäumen, Blumen und



1000/1200 PS-Diesel-Druckluftlokomotive für die Deutsche Reichsbahn.

Bienen, und in seinen Dichtungen hat er zunächst das Leben auf dem Lande geschildert. In der „Bukolika", die in den Jahren 41—39 entstand, beschreibt er vor allem das Hirtenleben, in der „Georgika", seinem besten Gedicht, schildert er die Landwirtschaft, den Ackerbau, die Baumpflege, die Vieh- und die Bienenzucht. Er wollte vor allem durch diese Dichtungen die Römer, die immer mehr verweichlichten und Gefallen an einer entarteten Kultur fanden, auf die einfache und gesunde natürliche Lebensweise ihrer Vorfahren hinweisen.

Dann erst schuf er sein Hauptwerk, die „Äneis". Ein volles Jahrzehnt arbeitete er an dieser großen Dichtung, die, als er starb, noch nicht vollendet war und ihm in manchen Teilen so wenig durchgearbeitet schien, daß er seine Freunde bat, sie nach seinem Tod zu vernichten. Das ist allerdings nicht geschehen. Nach dem Vorbild der Ilias und der Odyssee gedichtet, ist die Äneis das römische Volksepos geworden; in allen Schulen wurde es gelesen. Äneas, der tapferste Held in Troja nach Hektor, rettet sich beim Untergang Trojas aus der brennenden Stadt und fährt mit zwanzig Schiffen westwärts. Wie Odysseus erlebt er viele Abenteuer, und als er zuletzt nach Karthago gelangt, erhält er von Zeus den Befehl, sich nach Italien zu begeben. Er kommt schließlich an die Tibermündung und heiratet nach Kämpfen mit den hier ansässigen Eingeborenen Lavinia, die Tochter des Königs Latinus. Nach der Sage gründeten die Söhne des Äneas Rom, und sein Enkel Julus ist der Ahnherr der Julier und damit des Julius Cäsar. So ist Äneas nach der Sage der Stammvater dieses edlen Geschlechtes, und auf ihn geht die Gründung Roms und damit des Imperium Romanum zurück. So kommt es, daß dieses Werk, obgleich Virgil den Schluß nur sehr unvollständig ausgearbeitet hat, für das alte Rom und für das heutige Italien besondere Bedeutung als nationale Dichtung gewann.

Auf einer griechischen Reise erkrankte Virgil im Jahre 19 vor Christus infolge eines Sonnenstiches und starb am 21. September in Brundisium.

Wenn Virgils Verse in der Äneis auch nicht die letzte Feile erhalten haben, wenn das ganze Werk auch nur eine Nachahmung Homers darstellt, die nicht immer vollkommen gelungen ist, so ist ihre Bedeutung sowohl vom dichterischen als vom Standpunkt der Sage nicht zu bestreiten. An künstlerischem Wert wird sie von der Bukolika und vor allem der Georgika übertroffen. Hier besonders tritt dem Leser auch die außerordentlich sympathische, einfache und doch vornehme Persönlichkeit des römischen Dichters in ihrem ganzen Reiz entgegen. Sie offenbart das Bild eines feinen, immer etwas kränklichen Menschen, der es verstand, sein Leben abseits vom Lärm der Zeit vornehm-ruhig zu gestalten und innerhalb einer Kultur, die sich immer mehr verflachte und immer äußerlicher wurde, die bleibenden geistigen Güter zu finden, die dem Leben wahren Gehalt und tieferen Sinn zu geben vermögen.

Eine Diesel-Druckluftlokomotive

für die Deutsche Reichsbahn

Seit Jahren werden Versuche gemacht, den Dieselmotor in der Zugbeförderung zu verwenden, da er bekanntlich wärmewirtschaftlich weit günstiger als die Dampfmaschine arbeitet. Seine Anwendung im Lokomotivbau setzt allerdings voraus, daß zwischen den gleichbleibenden Umdrehungszahlen der Dieselmotorwelle und den Triebrädern der Lokomotive ein nachgiebiges, anpassungsfähiges Übertragungsmittel eingeschaltet wird, weil bei jedem Lokomotivbetrieb die Radumdrehungszahlen vom Stillstand bis zur Höchstgeschwindigkeit stark wechseln.

Während frühere Ausführungen von Diesellokomotiven die Kraftübertragung teils auf elektrischem Wege, teils durch Zahnradgetriebe bewerkstelligen, hat nun in den letzten Jahren die Deutsche Reichsbahn in

der Maschinenfabrik Eßlingen die erste Großdieselokomotive mit Druckluftübertragung bauen lassen. Die Übertragung durch Preßluft war wohl noch nirgends erprobt, versprach aber neben niedrigem Gewicht vor allem die Möglichkeit, mit ihr die weitestgehende Angleichung an die günstigen Eigenschaften der Dampflokomotive zu erzielen. Statt des Dampfkessels ist ein Luftkompressor in die Lokomotive eingebaut, der von einem Dieselmotor angetrieben wird.

Der Lokomotivdieselmotor hat sich aus den U-Boot-Motoren heraus entwickelt, da die letzteren bezüglich gedrängter Bauart, Gewicht und Betriebsicherheit den an einen Lokomotivmotor zu stellenden Anforderungen am nächsten kamen. Die verdichtete Luft wird in einem besonderen Erhitzer durch die Abgabe des Dieselmotors erwärmt und expandiert dann in den Lokomotivzylindern, die also in diesem Falle mit Druckluft statt wie bei der Dampflokomotive mit Dampf arbeiten. Für die im Winter notwendige Zugheizung ist ein stehender Heizkessel für Ölfeuerung eingebaut, der nur geringe Bedienung benötigt. Wie die Abbildung zeigt, gleicht die Lokomotive mit ihrer 2 C 2-Achsanordnung im Aufbau der früheren preußischen T 18, die für den Personenzug- und leichten Schnellzugsdienst verwendet werden kann. Bei einem Achsdruck von 18 Tonnen gleicht sie auch hinsichtlich der Leistung der T 18-Lokomotive.

Diese Preßluftlokomotive, die eine Maximalleistung von 1200 PS entwickeln kann, wurde unlängst auf der Weltkraftkonferenz in Berlin vorgeführt. Bei der amtlichen Abnahmefahrt auf der Strecke von Obertürkheim nach Augsburg beförderte die Lokomotive in einem straffen Fahrplan einen 233 Tonnen schweren Eilzug, den sie ohne Schiebelokomotive mit 20 Kilometer Stundengeschwindigkeit über die sogenannte Geislinger Steige, die durchweg eine Steigung von 23 pro Mille aufweist, brachte. Die Grenzleistung des Motors wurde dabei nicht einmal benötigt, und jedes Anfahren, besonders bei Halt in starker Krümmung und Steigung, bewies die schon erwähnten Vorzüge des Übertragungsverfahrens, die nicht den geringsten Unterschied gegenüber einer Dampflokomotive zeigten.

Die Diesellokomotive ist vollkommen freizügig und nicht an irgendwelche Oberleitung gebunden und hat einen viel größeren Fahrbereich als die Dampflokomotive. Sie kann rund 1000 Kilometer zurücklegen, ohne Wasser und Brennstoff einzunehmen. Aus diesem Grunde hat Rußland für die sibirischen wasserarmen Steppengebiete vor einigen Jahren in Deutschland schon zwei Diesellokomotiven, die eine allerdings mit elektrischer, die andere mit Zahnradübertragung, bauen lassen, und beide Lokomotiven bewähren sich in dem dortigen Betrieb gut. Ein weiterer Vorzug der Diesellokomotive ist, daß sie ohne irgendwelche Vorbereitung sofort in den Dienst eingestellt werden kann; daß sie ohne Rauch und Ruß arbeitet, sogar auf starken Steigungen, wie der vorgenannten Geislinger Steige, ist ebenfalls ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Werden in der Verflüssigung der Kohle — in der Erzeugung künstlichen Öls — weitere Fortschritte gemacht, so kann die Diesellokomotive mit ihrem ölgespeisten Motor für Deutschland einmal von großer Bedeutung sein. Bei dieser neuen Lokomotive wird der Brennstoff um 100 v. H. intensiver ausgenutzt als bei den modernsten Dampflokomotiven.

Wenn sich die Wärmepreise von Öl und Kohle heute auch noch wie 2 : 1 verhalten, so könnte dieses Verhältnis doch in naher Zukunft geändert werden. Schon heute aber ist sicher, daß für die deutsche Lokomotivindustrie neue Absatzgebiete in jenen Ländern erschlossen werden, in denen bei reichem Ölvorkommen die Diesellokomotive das gegebene Beförderungsmittel ist.

Lapplandfahrt / *Von Erich Mönch*

„Wir haben noch Proviant für einen Tag", sagte ich zu meinen Kameraden. Unser kleiner Trupp lagerte am Rand einer Schlucht. Der Regen klatschte auf das Zelt, wir hockten in unsern Schlafsäcken dicht beieinander, um uns gegenseitig zu wärmen. Stumpf und mit geschlossenen Augen lag neben mir ein Junge. Er war krank; wir wußten das schon einige Tage, aber er sagte uns nicht, was ihm fehlte. Vielleicht hatte er Heimweh? Seit fünf Tagen hatten wir Haferflocken mit Heidelbeeren gegessen; Heidelbeeren gab es überall im wilden Wald. Jeden Tag, morgens, mittags, abends Haferflocken! Trotzdem hatten wir große Strecken durch weglosen Urwald zurückgelegt.

Hungrig blickten die Augen der Kameraden. Ich holte die kleine Büchse Corned beef, die ich seit Tagen ängstlich vor mir selber verwahrt hatte, aus dem Tornister, kroch aus dem Zelt und legte dürre Äste auf das Lagerfeuer. Dann hielt ich die Pfanne mit dem Fleisch darüber und hockte in den Qualm eines kleinen Rauchfeuers, das neben dem Lagerfeuer schwelte. Lapplands Plagegeister, die Schnaken, umschwirrten mich in dicken Schwärmen. Mechanisch fuhr ich mit der Hand über das Gesicht und rieb mich mit dem stinkenden Teeröl ein, das ich neben dem Messer in einem Fläschchen am Gürtel trug.

In der Schlucht donnerte der Wasserschwall einer Stromschnelle, um sich dann in ein enges Felslabyrinth einzuzwängen und in rasendem Lauf über Felswände zu stürzen. Schemenhaft stand die Mondscheibe am Himmel, starr und tot stachen dürre Kiefernäste nach seinem Schild.

Morgen ziehen wir hinauf auf das braune Hochland, grübelte ich. Drei Tagmärsche nach Kiruna! Dort werden wir essen, viel essen; dort werden wir ruhen, ehe wir hinaufziehen ins Fjäll (Schneegebirge). Im Fjäll finden wir Lappen. Wenn wir aber falsche Wege gehen, keinen Proviant erhalten, keine Lappen sehen — was dann? Ja, was dann?

Oft kriechen deine Gedanken zusammen wie feige Hunde, Angst befällt dich und grenzenlose Schwer-

Lappen-Leben

Oben: Auf der Reise.
Mitte: Sommerlager.
Oval: Lappenkinder.
Unten: Auf Besuch.

mut in diesem großen, stillen Land. Du bist ein Mensch der Zivilisation. Nun denkst du Gedanken, seltsam verworren, und dein Instinkt erwacht. Der Urwald um dich ist schwarz und still.

Ich nahm die Pfanne vom Feuer und kroch ins Zelt. Die Kameraden warten schon. Es tut weh, ihren Hunger nach der kargen Mahlzeit zu sehen. Enger kriechen wir zusammen, denn es ist sehr kalt.

Morgen ziehen wir über das braune Hochland. —

Seltsam zuerst fühlst du dich in einem Land ohne Verbotstafeln, Wegweiser und Waldhüter. Doch schnell gewöhnt man sich an das Wegfallen dieser Kulturerscheinungen. —

Ich war allein. Meine Kameraden lagen in einer Blockhütte in Kiruna auf weichen Renfellen um den Kamin und schliefen, schliefen. Unser guter Stern strahlte.

Ich stehe an der Türschwelle einer Blockhütte. Die Stämme sind unbehauen aufeinander geschichtet. Viele Hütten stehen unten am See. Die Siedlung heißt Jukkasjärvi. Der Ort ist sehr alt, so alt wie das Moos- und Flechtengewand der Steinriesen am Seeufer, wie die Fichten am Lachsfluß, die gleich Schneespitzen in den blauen Himmel Lapplands starren. Es ist so still in Jukkasjärvi, beängstigend still. Nur wenige Menschen wohnen im Sommer hier. Ich trete in die Hütte ein und stoße einen Laden auf. Ein Sonnenstrahl fällt herein, und an einem Querbalken werfen scharfgeschliffene finnische Äxte mit ihren geschwungenen Stielen schimmernde Reflexe. Im Schlafraum hängen an einer Stange viele Renfelle. Der Boden ist belegt mit Birkenreisig, das seinen zarten Duft in der ganzen Hütte verbreitet. Beim Verlassen der Blockhütte frage ich mich, wer im Winter wohl hier wohnt. Lappen oder Finnen? Vieles ist rätselhaft in diesem Land. Lappen, Finnen und Kolten sind für uns in ihren Wanderzügen unberechenbar. Oben auf dem Hügel hausen einige Fischerlappen, verachtet von ihrem Stand, den freien Nomaden. Die Sonne scheint nicht mehr, und ein eisiger Wind weht über den See. 30 Kilometer sind es noch nach Kiruna, das ich noch erreichen muß.

Als ich mitten in der Nacht dort ankam, lagen die Kameraden auf Renfellen um den Kamin und besprachen den Weg über das Gebirge nach Norwegen. „Puris, puris! kong gå se akse? (Guten Abend, wie geht es dir?)" fragte einer. „Dort in der Kaminecke steht noch Kaffee."

In Kiruna kauften wir Lebensmittel und zogen in nordwestlicher Richtung dem Hochgebirge zu. Soweit der Blick reichte, zog sich die braunrote Hochlandsteppe nach Norden. Der Horizont war begrenzt durch das Fjäll. In den Niederungen liegt See an See. Birkenwälder — Urwälder, krumm und durchwachsen, ziehen sich über die niedrigen Hügelketten.

Vor uns auf dem Höhenzug weidete die größte Renherde, die ich je sah. Tausende von Renern! Ein überwältigender Anblick. Der Lappe nennt die Herde „Brandung". Kann es einen treffenderen Ausdruck für Herden von vielen tausend Köpfen geben? Große Hirsche standen silhouettenartig mit mächtigem Geweih gegen den blaßblauen Himmel und das glühende Gebirge im Norden.

Grundfalsch ist es, das Ren als Haustier des Lappen zu bezeichnen. Dieser fängt das Tier geschickt mit dem Lasso, den er aber nicht wie der amerikanische Cowboy von oben herabwirbelt, sondern von unten wirft. Das ist die schwerere Art des Lassowerfens. (Schluß folgt)

Der Treibanker

VON HUGO VON WALDEYER-HARTZ

Meeresstille, glückliche Fahrt — Kinder, ist das eine langweilige Gondelei!" Fritz Gröning richtete sich aus seiner bequemen Lage auf — er saß an der Ruderpinne der Segeljacht „Godewind" — und gähnte ausgiebig, laut und voller Behagen. „Wer wie ich das Kap Horn und das Kap der Guten Hoffnung gerundet hat ..."

„Der ist ein wahres Ausstellungsstück an Tüchtigkeit, darf beide Beine auf den Tisch legen und jedem Menschen in die Suppe spucken." Otto Zimmern lachte. Aus vergnügten Augen blinzelte er den Vetter an, der vor wenigen Tagen erst als wohlbestallter Seekadett von einer Weltreise mit dem Kreuzer „Wismar" heimgekehrt war und sich zur allgemeinen Belustigung gelegentlich darin gefiel, den alten Seebären zu spielen.

Über dem großen Riehnower See lag der Himmel wie ein lichtblauer Dom. Die Sonne sprühte förmlich vor Freude, die Blumen sprossen, und die Vögel jubilierten. Die Strahlen der Sonne machten aus dem stillen Wasser des Sees einen einzigen glitzernden Spiegel, und der leichte Ost, der noch am Morgen geweht hatte, faltete ganz ergriffen die Hände und hielt den Atem an, um an so viel Schönheit und Weihe ja nichts zu verderben.

Sie waren zu dritt an Bord. Vorn am Bug hockte Ottos Zwillingsbruder Hermann. Die beiden glichen sich wie ein Ei dem andern, so daß selbst die Eltern mitunter Schwierigkeiten hatten, sie auseinanderzuhalten. Otto wurde vom Vater, der ein großer Segler war, kurzweg Steuerbord, Hermann hingegen Backbord genannt. Das hing so zusammen, daß der eine als Unterscheidungszeichen ein grüngerändertes, der andere ein rotgerändertes Taschentuch in der Brusttasche tragen mußte. Grün entspricht aber der Steuerbord-, rot der Backbordlaterne auf See.

„Wenn es Fritz zu langweilig ist", Hermann rief es von vorn achteraus, „dann kann ich ja ans Ruder gehen."

„Gern, mein Teuerster. Es bringt weiß Gott wenig Ehre, bei solcher Flaute zu steuern", war die Antwort.

„Trotzdem muß es geschehen", entgegnete Hermann.

Sie tauschten die Plätze. Fritz Gröning begab sich aufs Vordeck, legte sich dort lang auf den Bauch und übernahm den Ausguck. Nach einer Weile regte er an: „Was wir mal machen müßten — eine Regatte müßten wir segeln!"

„Wir drei unter uns?"

„Gewiß, das gäbe noch Spaß."

„Und in welchen Booten?"

„Das überlasse ich euch, euch als den Uranwohnern dieses Ententeichs."

Otto und Hermann Zimmern flüsterten miteinander, und nach einer Weile hieß es laut: „Fritz, die Sache wird gemacht. Für geeignete Boote wird unser Vater schon sorgen. Und der Tag?"

„Ihr seid ja noch stolze Primaner und daher gebundene Leute. Ich schlage den kommenden Sonntag vor."

Noch am selben Abend pflegten Backbord und Steuerbord Zwiesprache mit ihrem heißgeliebten Vater. Herr Zimmern war ein Mann, dem das Herz auf dem rechten Fleck saß. Wer ihn kannte, verehrte ihn auch, nicht zum mindesten um dessentwillen, weil ihn ein sonniger Humor auszeichnete, ein Humor, der nie verletzte, sondern stets Freude machte. „Was hat euch Fritze Gröning vorrenommiert?" erkundigte er sich. „Sie hätten mit der ‚Wismar' im Stillen Ozean einen schweren Sturm vor einem Treibanker abgewettert? Glaubt doch den Schwindel nicht! Der Fritz ist ein Prachtskerl, er scheint aber ein Fanatiker des Glaubens zu sein, daß nicht nur die Jäger, sondern auch die Seeleute ihr Latein unbedingt zum besten geben müßten. Also zieht immer die Hälfte ab von dem, was er sagt, und ihr kommt aufs richtige Ergebnis!"

„Was ist ein Treibanker?" erkundigte sich Hermann, worauf Herr Zimmern seine Söhne belehrte, daß hierunter eine mit Hilfe von Säcken oder Segeln selbstgefertigte Schutzvorrichtung zu verstehen sei, die Boote und kleinere Fahrzeuge in offener See oder in Brandung benutzen, um sich gegen das Brechen der Wellenkämme zu schützen. Plötzlich lachte er hell auf: „Jungens, da kommt mir ein blendender Gedanke; offenbar stammt er unmittelbar aus meinem Großhirn. Wie wäre es denn, wenn wir bei eurer geplanten Regatte einen kleinen Scherz einschöben, der Fritze Gröning recht heilsam sein könnte, einen Scherz unter dem Motto Treibanker?"

Die Zwillinge sahen gespannt auf den Vater. Sie waren natürlich sofort bei der Sache. „Boote bekommen wir doch?"

„Das versteht sich, drei Jollen vom Seglerverein, gleichwertig an Bau und Segelfläche, so daß alles mit rechten Dingen zugeht."

„Und der Scherz, Vater, der Treibanker-Scherz?"

Herr Zimmern senkte seine Stimme zum Flüstern und weihte die Zwillinge in einen Plan ein, der an die Lachmuskeln der beiden ungeheure Anforderungen stellte.

„Ist's auch nicht unrecht, Vater?" wagte Hermann zum Schluß zu bemerken. „Wenn Fritz Gröning nun einschnappt und sich und uns den Urlaub verdirbt?"

Da knöpfte ihm der Vater die Weste auf. „Junge, dein Gewissen schlägt wohl? Laß dich nicht dumm machen! Wer hat denn so unsinnig vom Treibanker geprahlt und euch die Hucke voll geschwindelt? Ich vermute, der Vetter lacht später mit euch um die Wette. Täte er's nicht, wäre er nicht meiner Schwester leibhaftiger Sohn."

Es war am Sonnabendabend, am Tage, der dem geplanten Wettsegeln voranging. Steuerbord und Backbord hatten von der Seglervereinigung die drei zur Verfügung gestellten Jollen abgeholt und verankerten sie vor dem väterlichen Hause, das mit seinem Garten an den Riehnower See stieß. Damit gaben sich die beiden jungen Leute aber noch nicht zufrieden. Obwohl die Tageszeit für ein Bad vorgeschritten schien — die Sonne ging bereits zur Rüste — entledigten sie sich ihrer Kleidung und sprangen beide ins Wasser. Sie hatten Grund und konnten daher arbeiten. Und das taten sie auch. Jeder nahm eine Schlagpütze zur Hand, eine Art Eimer aus starkem Segeltuch, wie man sie an Bord zur Bootsreinigung verwendet, beschwerte die Pütze mit Steinen, knotete an ihr ein kurzes, starkes Tauende fest, und dann — ja, dann kam das Schwierige. Sie schleppten die Jolle, die für Fritz Gröning zum Segeln bestimmt war, so dicht, wie es ging, auf flaches Wasser und befestigten an ihrem Hintersteven die Tauenden mit den Schlagpützen.

Eben waren sie damit fertig geworden, als Herr Zimmern erschien. „Jungens, das habt ihr geschickt gemacht", lobte er. „Nun kann unser Fritze praktische Versuche anstellen, wie ein Treibanker wirkt, der das Heck beim Segeln festhält."

Die Jolle wurde sorgsam in tiefes Wasser gebracht, so daß die Pützen nicht am Grunde haken konnten. Damit waren die Vorbereitungen für die Treibanker-Regatte getroffen. Die drei Verschworenen lachten sich ins Fäustchen und freuten sich wie die Stinte auf den nächsten Tag.

Die Sonne stieg mit Wind überm Osten hoch. Es schien ein Segelwetter werden

Segelboote.
Scherenschnitt von Curt Raujols.

zu sollen, wie man es sich besser gar nicht denken konnte.

Fritz Gröning war voller Eifer längst vor der Zeit zur Stelle. „Wo liegt der Start?" erkundigte er sich. Er wußte wohl, seine beiden Vettern verstanden sich aufs Segeln. Umso mehr lag ihm daran, mit seinem eigenen Können Ehre einzulegen.

Hermann unterwies ihn: „Unsere Flaggenstange im Garten und die rote Boje dort in Eins gepeilt geben die Startlinie an. Vater selber wird zeiten."

„Und das Ziel?"

„Deckt sich mit der Startlinie."

Die drei jungen Leute nahmen in den Jollen Platz. Fritz Gröning hatte kein Arg und konnte es auch nicht haben. Ihm fiel zwar auf, daß sein Boot nicht recht wendig war. Da aber die Vettern beim Ablegen absichtlich schlecht segelten, machte er sich weiter keine Gedanken darüber.

Im übrigen ging alles recht feierlich und sportgerecht vor sich. Herr Zimmern setzte eine Vorbereitungsflagge. Die Jollen bewegten sich auf die Startlinie zu. Dann folgte das Zeitsignal „Noch zwei Minuten", und zum Schluß fiel ein Schuß. Als geschlossenes Feld durchschnitten die drei Jollen den Start.

Die erste Strecke ging platt vorm Wind. Mit weitabgefierten Schoten, die Fock an Backbord, das Großsegel an Steuerbord, strebten die Boote voran, Riesenvögeln gleich, die dicht überm Wasser schwebten.

Herr Zimmern schmunzelte vor sich hin: „So ist's recht. Noch merkt unser Fritze nicht viel. Wenn es aber erst zum Kreuzen kommt, dann wird er ein Haar in der Geschichte finden."

Auf der langen Bahn vorm Wind hielt sich als vorderster Otto Zimmern, wenig dahinter folgte sein Bruder. Fritz Gröning hatte nach einer Viertelstunde schon verschiedene Bootslängen verloren. „Das macht nichts", tröstete er sich jedoch. „Erst beim Kreuzen zeigt sich der wahre Meister."

Hierzu sollte es vorerst aber nicht kommen. Die Boote gerieten auf ihrem Kurse zunächst in Lee einer Insel, die allen Wind nahm. Als man sich ganz allmählich an dem Windfang vorbeigestohlen hatte, da wollte es eine seltsame Laune des Wettergottes, daß plötzlich Stille überm See eintrat, so daß die Segel überhaupt nicht mehr zogen.

Eine halbe Stunde sah sich der Seekadett Gröning die Geschichte an, immer noch von der Hoffnung beseelt, bei wiederaufkommender Brise den andern vorbeisegeln zu können. Als sich aber auch nicht ein Lufthauch regte, wurde er des Wartens überdrüssig. Die Sonne briet vom Himmel. Da schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Du nimmst flugs ein Bad, dann hast du zumindest einen Spaß gehabt.

Gedacht, getan — Gröning zog sich aus und sprang ins Wasser. Seine Jolle ließ er treiben. Aller Voraussicht nach konnte dem Boot nichts zustoßen. Keine Katzenpfote Wind lief über den Riehnower See. (Schluß folgt)

Im biologischen Schulgebiet zu Gerstungen

Von Dr. Erich Stengel (Schluß)

Zur gleichen Zeit verlassen die Untersekundaner die Schule, um ebenfalls zwei Stunden im Schulgebiet zu arbeiten. Hier gibt es ein ganz anderes Arbeitsprogramm, nämlich chemische Wasseruntersuchungen. Kurz nach dem Eintreffen im Blockhaus gehen die Jungen los und holen in Flaschen von vier Gewässern Wasserproben, aus unserm Tümpel, aus der Werra, aus einem andern Altwasser, das in der Nähe liegt, und aus einem Bach, der aus dem Gebirge kommt. Inzwischen reinigen die Mädchen die Gefäße mit destilliertem Wasser und stellen die Lösungen der Erkennungsreagentien her.

Heute prüfen wir auf Chloride, Sulfate und Karbonate. Die Jungen kommen mit ihren Proben zurück. Von jeder Probe wird gleich viel in Bechergläser gefüllt, die Büretten werden mit den Reagentien gefüllt, und die vergleichenden qualitativen Untersuchungen beginnen. Immer einander abwechselnd, führen die Sekundaner die entsprechende Untersuchung durch, und nach einer Stunde steht das Ergebnis fest. Einige interessante Folgerungen werden gezogen, zunächst der starke Gehalt der Werra an Chloriden und Sulfaten, der seinen geologisch-technischen Grund in der Kali-Industrie der Vorderrhön hat. Daraus ergeben

Reinigungsarbeiten der Tertianer im Tümpel.

Beim Mikroskopieren im Blockhaus.

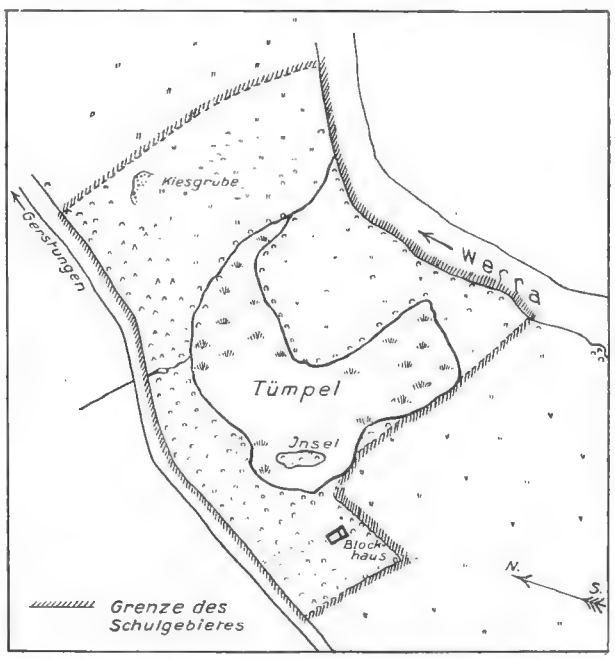
sich auch gleich Betrachtungen über Flußverunreinigungen, zumal der untersuchte Bach keine Chloride, wohl aber sehr viel Sulfat führt, denn eine Lithoponefabrik leitet sehr viel chemische Abwässer in den Bach. Außerdem lassen die chemischen Untersuchungen Zusammenhänge zwischen der Werra und den Altwässern vermuten, und hieran schließen sich ohne weiteres eine Reihe von Bemerkungen über die Grundwasserverhältnisse.

Es ist zwölf Uhr. Mein Plan, noch Erdproben zu holen, muß verschoben werden. Diese werden nun erst in der nächsten Woche chemisch untersucht, damit einige ergebnisreiche Zusammenhänge zwischen Pflanzenwelt und dem Nährstoffgehalt der einzelnen Bodenarten des Schulgebietes studiert werden können.

Die Klasse ist fort, zwei Mädchen bleiben zurück, um das Blockhaus auszukehren und aufzuräumen, denn täglich müssen diese Arbeiten von der letzten Klasse verrichtet werden. Ich sitze in meinem vom Arbeitsraum getrennten kleinen Zimmer und will nun den beiden vorhergegangenen Schilderungen dieses naturnahen Unterrichtes noch einige Zeilen über unser biologisches Schulgebiet folgen lassen. Die beigefügten Bilder und die Karte geben ja schon einen einigermaßen guten Einblick in das Gebiet. Sechs Morgen oder anderthalb Hektar ist es ungefähr groß; sein Kernstück, der Tümpel, hat eine freie Wasserfläche von schätzungsweise zweitausend Quadratmeter und eine Tiefe bis zu zwei Meter, je nach dem Wasserstand. Die Schule hat das Gebiet für fünfundzwanzig Mark vom Lande Thüringen gepachtet, verpachtet aber die dazugehörigen Wiesenstücke wieder, so daß das Gelände tatsächlich nichts kostet. Der Tümpel ist ein alter Werraarm, der an drei Stellen verlandet; das Wäldchen ist zum Teil ein Rest des alten Auwaldes, der vor Hunderten von Jahren das ganze Werratal bedeckte. Der zum Teil bewaldete Abhang (Prallhang) ist der Abhang einer mit Feldern bedeckten jungdiluvialen Terrasse, in der vierhundert Meter vom Blockhaus entfernt Zähne vom Mammut und vom wollhaarigen Nashorn gefunden wurden.

So sind denn auf engem Raum eine ganze Reihe von Lebenseinheiten vereinigt, die sich geschickt zu einem harmonischen und recht interessanten mehrjährigen Unterrichtslehrgang in allen naturwissenschaftlichen Fächern vereinigen lassen. Die dauernde Berührung mit der Natur, das dauernde Beobachten und das zum Teil schriftliche Zusammentragen des beobachteten Materials übermitteln der Jugend nicht nur eine sehr gute Artenkenntnis von Pflanzen und Tieren, sondern prägen auch eine bewußte Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen ein. Wenn ich einmal die Jungen aufrufe zur Werkarbeit, zum Pflanzen von Bäumen und Sträuchern, zum Ziehen von Drahtzäunen, zum Ausheben des Abflußgrabens oder zum Reinigen eines Stückes vom Tümpel, dann sind sie alle dabei, ja sie melden sich unverdrossen freiwillig zu Arbeiten, über die vielleicht mancher verwöhnte Stadtjunge die Nase rümpfen würde. Beim Beobachten der Tiere, beim Mikroskopieren, bei Planktonarbeiten, bei anatomischen oder chemischen Untersuchungen, bei physikalischen Messungen, bei biologischen Kartierungsarbeiten oder bei Arbeiten für Vogelschutz, kurz bei allen Arbeiten, die im Rahmen des Unterrichtes vorgenommen werden, sind Jungen wie Mädchen eifrig mit Lust und Liebe dabei. Und das ist die Hauptsache.

Doch auch von auswärts kommen Lehrer und Klassen, von Vacha und von Eisenach, um dann und wann einen Studientag in unserm Gebiet zu verbringen. Vergleichende Planktonuntersuchungen, Binnenfischerei mit Präparation der gefangenen Fische, vergleichende chemische und geologische Forschungen bil-



Das Gerstunger biologische Schulgebiet „Der Tümpel".

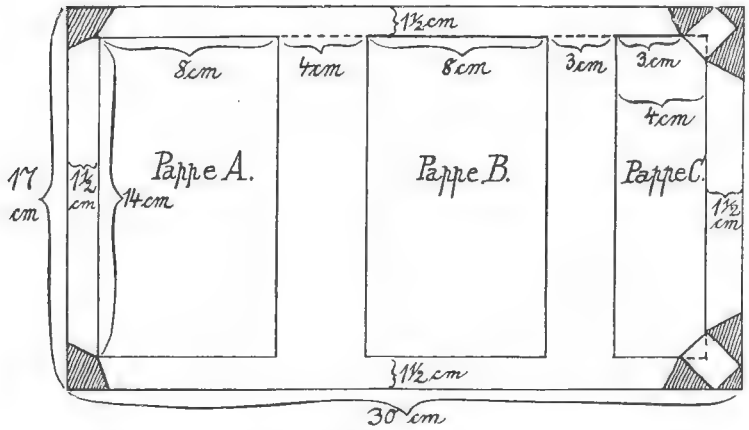


Abbildung 1.

den meistens den Unterrichtstoff, und nur zu oft höre ich dann aus dem Munde meiner jungen Gäste: „Wenn wir doch auch ein biologisches Schulgebiet hätten!"

Selbstanfertigung einer Geldtasche

Mit ein wenig Geduld, Aufmerksamkeit und Geschick kann man sich leicht selbst eine Geldtasche oder, wie es anspruchsvoller auch heißt, ein „Portefeuille" anfertigen. Wir brauchen dazu weiter nichts als ein Stück Kaliko, das man im Papiergeschäft oder beim Buchbinder kauft, etwa $^1/_2$ Meter, da es 1 Meter breit liegt. Wenn man die innere Fütterung (Abbildung 2) aus einem festen, nicht zu hellen Papier herstellt, genügt auch $^1/_4$ Meter. Farbe dunkel. Kostenpunkt 25 bis 50 Pfennig. Geklebt wird nur mit Leim. Ehe wir einzurichten anfangen, machen wir also den Leimtopf fertig und legen eine Masse Bestreichpapier (alte Zeitungen) bereit. Bei dem Kaliko werden die eine lange Kante und die auf der Rückseite links daran stoßende Kante genau gerade und rechtwinklig zueinander stehend geschnitten. Die Rück- oder schlechte Seite erkennt man daran, daß sie kleine Vertiefungen hat; die Vorder- oder gute Seite hat Erhöhungen (Korn).

Wir legen also den Kaliko aufs „Gesicht", wie der Buchbinder sagt, nämlich auf die Vorderseite, und zeichnen von der linken Ecke an immer an der langen Kante entlang zunächst die auf Abbildung 1 angegebene Zeichnung: Rechteck 17 : 30 Zentimeter, ringsherum einen Rand $1^1/_2$ Zentimeter entfernt. Das in der Mitte entstehende Rechteck (14 : 27) wird durch mehrere Senkrechte in fünf Felder geteilt, erst 8 Zentimeter breit, daneben 4, dann wieder 8, dann 3, zuletzt wieder 4 Zentimeter breit. Das große Rechteck 17 : 30 wird vom Stück abgeschnitten.

Nun brauchen wir drei dünne Pappen, zwei 8 : 14 (Pappen A und B) und eine 4 : 14 (Pappe C). Von letzterer werden zwei Dreiecke an einer Langseite abgeschnitten, die man erhält, wenn man 1 Zentimeter von der Ecke entfernt nach beiden Seiten Punkte macht und diese verbindet. Zu den Pappen finden alte Notiz- oder sonstige Buchdeckel, auch Schuh- oder andere Kartons Verwendung. Jetzt bestreichen wir diese Pappen (nicht den Kaliko) mit Leim und kleben sie auf die Rückseite des Kalikos auf die entsprechenden Stellen. Nun beschweren wir mit dicken Büchern oder Gewichten auf glatten Brettern.

Während diese erste Arbeit trocknet, zeichnen wir wieder hart am Rande die Abbildung 2, ein Rechteck 13 : 26 mit den wegfallenden Eckchen rechts. Alles Abzuschneidende ist auf den Abbildungen schraffiert. Vom Stück abtrennen. Hat man nicht genügend Kaliko, so kann diese zweite Arbeit aus Papier hergestellt werden, wie schon vorhin bemerkt.

Jetzt nehmen wir wieder die erste Arbeit zur Hand, schneiden die schraffierten Teile ab, deren Zeichnung ohne weiteres aus der Abbildung 1 hervorgeht, und kleben den $1^1/_2$ Zentimeter breiten Rand nach der Innenseite über die Pappränder herüber. Wir reiben mit dem Falzbein (oder kleinem Lineal) gut fest, besonders an den Stellen, wo die Pappen Stufen bilden. Es ist zu empfehlen, am oberen Rande, wo sich die gestrichelte Linie bei 4 und 3 Zentimeter befindet, ebenso unten an den entsprechenden Stellen vor dem Kleben einen dünnen, entsprechend langen Bindfaden einzulegen, weil dieser dem Rande größere Festigkeit verleiht. Bei den gekröpften Ecken rechts wird erst das viereckige Stück Kaliko herübergeklebt, dann der $1^1/_2$ Zentimeter-Rand. Nun läßt man wieder unter starker Pressung trocknen.

Währenddessen zeichnen wir die drei Klappen I, II und III mit den auf den Abbildungen 3, 4 und 5 angegebenen Maßen auf, schneiden aus, auch gleich die schraffierten Teile an den Ecken und kleben die 1 Zentimeter breiten Säume nach der schlechten Seite des Kalikos hin herüber. Natürlich erst kniffen, dann leimen. Diese Säume dienen nur dazu, die Kanten etwas dauerhafter zu machen. Die Kleberänder werden nicht geklebt, sondern nur nach der schlechten Seite zu umgekniffen. Alles wird gut festgerieben und dann beschwert.

Darauf wird das Futter (Abbildung 2) auf die Innenseite der Hülle (Abbildung 1) geleimt. Vorher legen wir es aber erst noch einmal darauf und prüfen, ob der Rand überall gleichmäßig ist, besonders an den

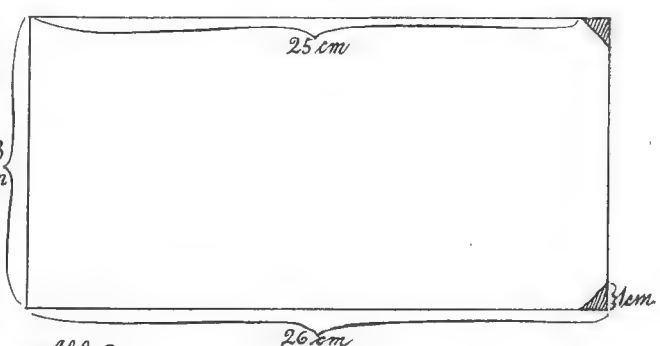


Abb. 2.

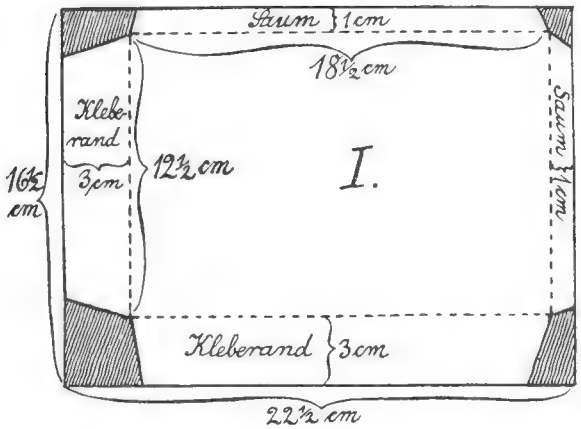


Abb. 3.

gekröpften Ecken. Jetzt heißt es sehr sorgfältig festreiben, vor allem in die Pappstufen hinein, zumal, wenn das Futter aus Kaliko ist. Wenn alles fest ist, müssen wir auch einmal den zwischen den Pappen A und B liegenden Rücken brechen, und zwar in der Mitte so, daß der linke Rand von A auf den rechten Rand von B herübergelegt wird, ebenso den zwischen B und C liegenden Rücken, diesen aber nicht in der Mitte, sondern an der rechten Kante von B entlang. Immer tüchtig falzen und dann aufgeklappt in die Presse legen!

Nun kommt die Zusammenfügung der drei Klappen I, II und III an die Reihe. Die Kleberänder bleiben umgekniffen. Wir schieben Klappe I mit der linken unteren Ecke in die linke untere Ecke der Klappe II zwischen Kleberand und Vorderteil, so daß also — von der guten Seite aus gesehen — Klappe II auf Klappe I liegt (siehe Abb. 8). Wir legen um (aufs Gesicht), kniffen den Kleberand von II auseinander, bestreichen ihn mit Leim und kleben diesen auf den Kleberand von I. Feststreichen. Diese beiden nunmehr zusammenhängenden Klappen werden in die linke untere Ecke von Klappe III zwischen Kleberand und Vorderteil geschoben. Dann umdrehen, Kleberand von III aufkniffen, bestreichen und auf Kleberand von II leimen. Wenn wir nun umdrehen, liegt die kleinste Klappe III oben, die größte I unten; die linken und unteren Ränder liegen aufeinander und sind fest, die oberen und rechten Ränder sind je 2 Zentimeter voneinander entfernt und lassen sich aufklappen (Abb. 8).

Derweil die drei Klappen unter der Presse trocknen, machen wir uns an die Anfertigung der kleinen Tasche für Kleingeld, die, wie Abbildung 5 zeigt, auf Klappe III aufgeklebt werden soll und dazu dient, etwas Hartgeld, das man gerade nicht unterbringen kann, hineinzustecken, vielleicht auch ein kleines Kalenderchen oder dergleichen Dinge. Abbildung 6, die die Maße und die Art der Zeichnung genau angibt, ist die Tasche selbst, Abbildung 7 der Deckel dazu. Wenn wir die Zeichnung gefertigt und die schraffierten Stellen ausgeschnitten haben, wird zuerst der 1 Zentimeter-Saum nach der schlechten Seite zu herumgeklebt; dann werden die gestrichelten Linien nach hinten, die punktierten

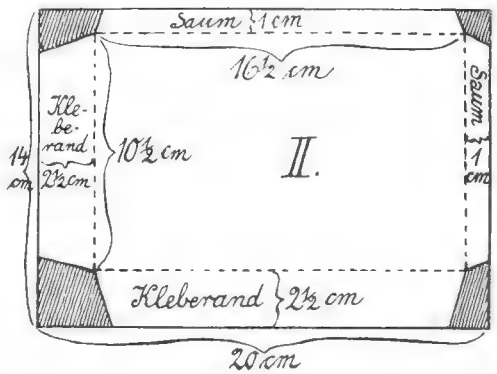


Abb. 4.

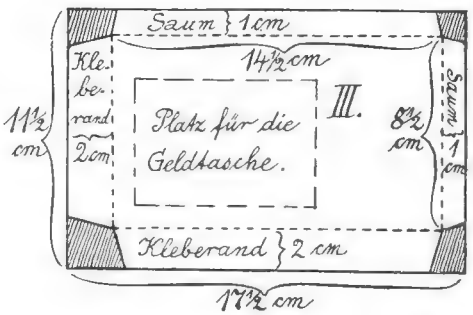


Abb. 5.

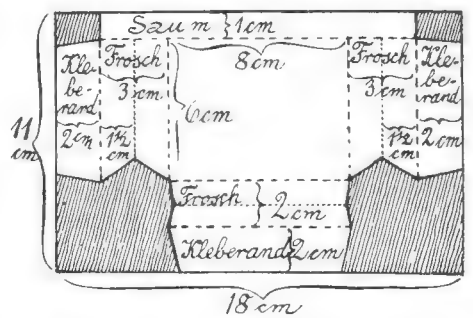


Abb. 6.

nach vorn gekniffen, so daß eine harmonikaartige Faltung entsteht, die vom Buchbinder „Frosch" genannt wird. Bei dem Deckel, Abbildung 7, werden ebenfalls erst die drei Säume geklebt; dann kniffen man den 2 Zentimeter-Kleberand nach hinten. (Nicht kleben!)

Die drei zusammenhängenden Klappen werden nun mit den Kleberändern, unter die man beim Bestreichen etwas Zeitungspapier schiebt, auf die Innenseite der Hülle (Abb. 1) geleimt, so daß oben, links und unten $7\frac{1}{2}$ Millimeter Raum bleibt; die Überfallklappe rechts ist unbedeckt (Abb. 8). So sind nun drei Fächer vorhanden, in die man nach Belieben seine Papiere und Geldscheine verteilt. Man vergesse nicht, gut festzureiben, auch innen, und zu pressen.

Die Tasche für Kleingeld (Abb. 6) wird dann auch

Abb. 7.

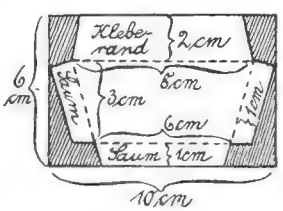
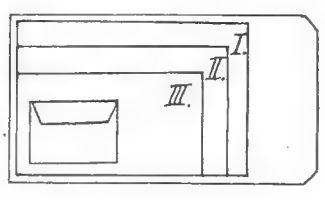


Abb. 8.



hineingeklebt. Hier muß man beim Bestreichen ebenfalls ein passendes Papierstück in das Innere stecken, damit dieses von dem Leim nichts abbekommt. Man bleibt links und unten etwa 1 Zentimeter vom Rande der Klappe III entfernt. Beim Zusammenlegen der drei Frösche ist darauf zu achten, daß die Faltung des unteren Frosches mitten in die Faltung der beiden Seitenfrösche hineinkommt. Zuletzt bringen wir auch den Deckel (Abb. 7) an seine Stelle, indem sein Kleberand in das Innere des Täschchens für Kleingeld geschoben wird, er also hart über dem oberen Rande desselben herüberklappt (Abb. 8).

Es sei noch bemerkt, daß bei der ganzen Arbeit nicht immer gleich alles nach Wunsch festsitzt. Man wird oft, wenn man etwas schon zehnmal festgerieben hat, auch noch ein elftesmal daran gehen müssen. Manchmal wird es sogar nötig sein, zwischen die zu klebenden Stellen mit einem flachen Messer frischen Leim zu bringen. Die Mühe darf man sich nicht verdrießen lassen; denn fest und gediegen muß alles sein. Das ist die Hauptsache. Erst nach vierundzwanzig Stunden nehmen wir die Arbeit endgültig aus der Presse heraus.

*

Auflösung der Denksportaufgabe und des Ergänzungsrätsels von Seite 767/68:

Man pause die linke Figur ab und schneide vom rechten Seitenkreis bis zum oberen Mittelkreis, dann herunter zum untersten Mittelkreis und nun hoch zum linken Seitenkreis. Jetzt sind zwei Teile da. Den oberen schiebt man hoch, dann etwas seitwärts links herunter, so daß der rechte Zacken auf den untersten Mittelkreis aufstößt. Man erhält so die rechte Form. — Des Ergänzungsrätsels: Main, Mainz.

Wer lacht mit?

Wink mit dem Zaunpfahl

Gustav ist auf Ferienbesuch bei Verwandten eingetroffen. „Wißt ihr, lieber Onkel und Tante", sagt er nach der ersten Begrüßung, „ich soll einen Schulaufsatz über meine Ferien schreiben, und da werde ich hoffentlich berichten können, daß es bei euch sehr schön gewesen ist."

Wildwestgerichtsbarkeit

Richter: „Wie lautet das Urteil der Geschworenen?"

Obmann: „Wir haben uns auf unschuldig geeinigt, empfehlen aber dem Angeklagten, es nicht wieder zu tun."

Im Zoologischen Garten

Tierpfleger: „Dieser Berberlöwe ist ein besonders wertvolles Exemplar. Bei dem heißt's aufpassen."

Karlchen: „Sie fürchten wohl, daß er gestohlen werden könnte?"

Auskunft

Fremder: „Die Burg da oben soll, wie ich hörte, noch bewohnt sein. Was ist das für ein Geschlecht?"

Einheimischer: „Weiblich. Zwei alte Damen."

Überfragt

Schüler auf einer Reise durch Italien (zum Führer): „Das also ist der Vesuv? Sagen Sie einmal, wann findet denn der nächste Ausbruch statt?"

Ein Ausnahmezustand

Erich fällt der Abschied von der Sommerfrische recht schwer, und nur ungern denkt er an die demnächst wieder beginnende Schule. „Ach", sagt er und seufzt, „wie gerne würde ich in der Sommerfrische recht lange nachsitzen!"

Eine erfrischende Dusche / Phot. Keystone, Berlin.

In der Sommerfrische

Die männliche Gans, der Gänserich, ist bekanntlich recht angriffslustig. Quintaner Herbert ist in der Sommerfrische von solch einem Bratenvogel angegriffen worden. Nach dem Abenteuer sagt Herbert: „Ich hätte nicht gedacht, daß hier noch so viele wilde Tiere umherliefen."

Quartanerbeispiel

Schwester: „Kurt, kannst du mir ein Beispiel zu dem Dichterworte nennen: ‚Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst'?"

Quartaner Kurt: „Gewiß. Das ist beispielsweise der Fall bei Eintritt der Großen Sommerferien."

Die unverständliche Mundart

Willi, gebürtiger Norddeutscher, hört in der Sommerfrische zum ersten Male einen Oberbayern sprechen. „Hör nur, Mutter", sagt Willi erstaunt, „der Mann kann noch nicht einmal richtig sprechen und hat schon einen solch großen Bart!"

Am letzten Ferientag

Karl: „Heute möchte ich mich einmal so recht langweilen."

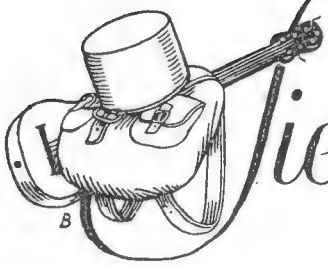
Vater: „Wieso, Junge?"

Karl: „Weil morgen die Schule wieder beginnt und es heißt, die Zeit geht langsamer vorüber, wenn man sich langweilt."

Beim Krebsfang

Fritz: „Du, Max, warum kriecht denn der Krebs rückwärts in sein Loch?"

Max: „Damit er seine Vorderfüße mit den Scheren zum Klemmen bei der Hand hat."



PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

So kam es, daß Leutnant Scheibners tollkühner Entschluß, mit fünfzig Mann, Handgranaten bereit, gegen den Feind vorzugehen, vollen Erfolg hatte. Jedes Loch, jeden Erdhaufen als Deckung benutzend, arbeiteten sich die fünfzig heran, und kaum hatte Scheibner die erste Handgranate geworfen, als drüben ein weißes Tuch zum Zeichen der Übergabe gezeigt wurde. Dreihundert Franzosen, darunter ein Oberst, das war alles, was von einer ganzen Division am Leben blieb und nun gefangengenommen wurde. Waffenlos, in kleinen Trupps, wurden sie nach hinten geschafft, und ihr Oberst tobte nicht schlecht, als er da sah, daß sie es kaum noch mit hundert Deutschen zu tun gehabt hatten.

Die französische Artillerie stellte ihr Feuer nun ein, der Sturm war abgeschlagen, und bald war es dort wieder so ruhig, wie es an der Front nur eben sein kann. Dann kamen die Sanitäter, die Verwundeten wurden zurückgeschafft, darauf die Gefangenen, und als der Abend dieses Tages hereinbrach, da wurden die tapferen Sieger abgelöst und gingen in Ruhestellung.

Sobald es die Lage erlaubte, kümmerte sich Helmut wieder um Kunze. Er fand ihn wach und ruhig auf dem Rücken liegen, ja, er erkannte Helmut sogar, schien überhaupt ganz klar und fragte, was denn eigentlich los sei. Helmut begleitete ihn in das Lazarett und sprach dort mit dem Stabsarzt über den Fall. Kunze benahm sich im Lazarett ganz vernünftig, jede Erinnerung an jene schreckliche Stunde hatte er verloren. Er wurde dann in die Heimat entlassen und hat es später in seinem Beruf zu einer geachteten Stellung gebracht.

Helmut erhielt im August 1918 für seinen Anteil an der Abwehr des großen französischen Angriffes das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er sollte sich dessen nicht lange mehr erfreuen. Anfang September dieses letzten Kriegsjahres wurde der Unteroffizier Dietze vom Füsilierregiment 89 bei einem nächtlichen Patrouillengang zwischen den beiden Grabenreihen schwer verwundet. Seine Leute mußten ihn zurücklassen, und am Tage war an eine Bergung nicht zu denken.

Es war ein heißer Tag, jener 3. September, und unbarmherzig brannte die Sonne auf Helmut herunter.

Ferienfreuden des Pfadfinders / Phot. Dr. Sulser.

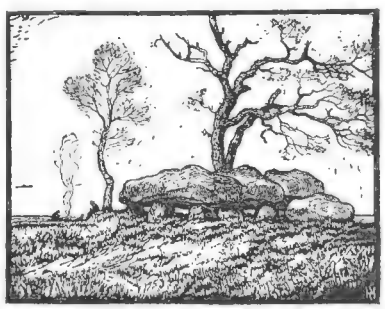
Er lag in einem Sprengtrichter, wohin er gekrochen war, und wußte, daß er nur noch wenige Stunden vor sich hatte. Wasser, Wasser, oh, nur einmal noch trinken dürfen! Sein Blut brannte, sein Leib zitterte, die Wunde stach. Der Notverband, den er selbst anzulegen versucht hatte, konnte die Blutung nicht aufhalten. Es war vorbei. Helmut wußte das. Er sah die Sonne steigen. Nun stand sie im Zenit; ihren Untergang würden seine Augen nicht mehr sehen. Er riß die Feldbluse auf und holte sein Fronttagebuch hervor. Es war voller Blut. Er hatte lange nichts eingetragen; da stand noch das Letzte: „20. August 1918, heute das Eiserne Erster erhalten." Er nahm das schlichte Kreuz von der Brust und führte es zum Kusse an die trockenen Lippen. Wenige Worte des Abschiedes an die Eltern und an die Freunde konnte die Hand noch niederschreiben, dann war es vorbei. Eine Ohnmacht überwältigte ihn, aus der er nicht wieder erwachte. So fanden ihn in der Nacht die Kameraden. Er hatte die erstarrten Finger um das Buch gekrampft, und auf der letzten beschriebenen Seite lag das Kreuz zwischen den Blättern. Die amtliche Verlustliste meldete drei Tage später den Unteroffizier Helmut Dietze als gefallen.

„Wer in diesen Krieg zieht, Jungen, darf nicht an Rückkehr denken." Das waren Hans Runges Worte vor mehr als vier Jahren an jenem See in Ostpreußen gewesen, und nun, wo der Herbst 1918 kam, da war noch immer Krieg, noch immer starben täglich mehr als tausend deutsche Jünglinge und Männer in Verteidigung der deutschen Heimat den Heldentod, und es war kein Haus in Deutschland, in dem nicht die Trauer wohnte, Trauer und Herzweh um einen geliebten Menschen.

Wie stand es nun um jene sieben deutsche Jungen und um ihren treuen Hund Pauper, die damals in Masuren, zu einer Zeit, die fernen, glücklicheren Menschenaltern anzugehören schien, um das nächtliche Feuer versammelt waren? Hans und Detlev, seit Jahresfrist als vermißt gemeldet, mußten für tot gelten. Helmut war nun auch gefallen, er ruhte im Westen. Pauper, wenn auch in der Heimat, war durch eines Franzosen Kugel gefallen. Albrecht war zu der Zeit, als die Kunde von Helmuts Tod nach Warendorf gelangte, gerade zum ersten Male auf Urlaub zu Hause. Eben siebzehn Jahre war er und doch schon ein ganzer Mann. Nicht die Zahl der Jahre, das Erleben ist es, was den Menschen reift. Er sah gut aus in seiner feldgrünen Jägeruniform mit dem Edelweiß an der Feldmütze und der langen bunten Reihe seiner Ordensbänder. Die Jungen der Gruppe waren stolz auf ihn, und seine Eltern waren es auch. Er selbst war in seinem Wesen sehr ernst geworden. Es war nicht mehr die tolle, helle Begeisterung, die ihn damals zur Fahne getrieben hatte, es war ganz einfach klares und hartes Pflichtbewußtsein, was in ihm lebte, dachte er an den Krieg. Er kannte alle Schrecknisse des Krieges; sein Auge hatte den Tod vor sich gesehen, hundertmal und mehr, und sein Herz sehnte sich nach dem Frieden. Oh, könnte er doch wieder einmal eine echte, rechte Fahrt machen mit Jungen wie früher, eine Fahrt durch frühlingsfrischen Buchenwald, und wissen, daß in der Welt Friede sei! Ja, Albrecht sehnte sich nach dem Frieden, aber er glaubte nicht, daß er selbst ihn noch erleben würde; denn das eine stand für ihn unerschütterlich fest, daß der Krieg ausgekämpft werden müsse bis zum Siege der deutschen Sache, daß kein lauer und feiger Verzichtfriede geschlossen werden dürfe. Entbehrung, Not und Trauer herrschten in der Heimat, aber auch wenn es noch einmal vier Jahre dauern sollte, es mußte durchgekämpft werden, damit nicht alle Opfer umsonst gebracht waren. Wenn Albrecht auch glaubte, daß dieses sein letzter und erster Urlaub von der Front sei, daß er bestimmt fallen werde, ebenso gewiß glaubte er an den endlichen deutschen Sieg. Und mit diesem Glauben an den Sieg ging Albrecht dann wieder an die Front, als der Urlaub zu Ende war. Seine Eltern, sämtliche Jungen der Warendorfer Wandervogelgruppe und viele von deren Angehörigen brachten den jungen Helden an die Bahn, und herzlichere Wünsche haben nie einen Abreisenden begleitet.

Die Warendorfer Gruppe war nicht, wie Hans Runge damals befürchtet hatte, durch den Krieg zerfallen, sondern das gemeinsame schwere Erleben hatte den Zusammenhalt nur umso fester geschmiedet. Ullo zwar war auf der Universität, aber er stand in engster Verbindung mit Karlheinz und Günter und den Jüngeren der Gruppe. Karlheinz zeigte sich den Aufgaben des Führeramtes völlig gewachsen und wurde darin auf das beste von Günter unterstützt, der jetzt überhaupt nur noch ein Ziel kannte: Hans Runges Werk auszubauen und fortzuführen.

Das Leid um den Bruder und den Freund hatte dem nun Sechzehnjährigen eine solche Reife gegeben, daß die Jungen der Gruppe ihm all ihr Fühlen und Denken anvertrauten und in all ihren Nöten zu ihm kamen, obwohl manche von ihnen kaum jünger waren als er. Er aber war ihnen allen Freund und Helfer, wie Hans es ihm gewesen war. Bald nun sollte er ihnen auch Führer sein, denn Karlheinz stand ja nun kurz vor der Reifeprüfung und wollte dann Warendorf verlassen, entweder, um Soldat zu werden, oder, wenn der Friede käme, auf die Universität zu ziehen.



Beim Hünengrab.
Nach einem Holzschnitt von Heinrich Everz.

Das Gruppenleben selbst war in diesem Herbst 1918 so rege wie immer. Montags kamen die Jungen regelmäßig im Stadtnest zusammen, um ihren Feldgrauen — das waren neben den eigenen Angehörigen Albrecht und die vier Jungen, die bei Kriegsausbruch die Führer der

Wenige Worte des Abschiedes an die Eltern und an die Freunde konnte die Hand noch niederschreiben, dann war es vorbei.

Jungscharen gewesen und bis dahin glücklich dem Tode entgangen waren — Feldpostbriefe und kleine Liebesgabenpakete zu senden; denn wenn auch äußerster Mangel an fast allen Dingen herrschte, irgend etwas fand sich immer noch, was man selbst entbehren konnte, um einem der Tapferen da draußen eine Freude zu machen, und wenn es auch von Natur nichts Schreibfauleres auf der Welt gibt als einen Tertianer — von dieser Pflicht, den Feldgrauen durch Briefe eine Freude zu bereiten, schloß sich keiner aus. Der Dienstagnachmittag fand die Jungen dann bei Turnen und Leichtathletik unter der Leitung von Karlheinz. Am Mittwoch war Nestabend; die Fahrten und andern Gruppendinge wurden besprochen, es wurde gesungen und erzählt, und am meisten freuten sich die jüngeren Scholaren, wenn Günter oder Karlheinz sich bereit fanden, von Hans Runge und den ersten Fahrten der Warendorfer Gruppe zu berichten. Des Donnerstags ging die Gruppe gemeinsam zum Schwimmen. Es war kein einziger unter den Jungen, der nicht schwimmen konnte, und manche von ihnen leisteten Vorzügliches in dieser Leibesübung, die eine der schönsten von allen ist. Der Freitag war frei, und am Sonnabend ging es regelmäßig los, entweder ins Landheim oder zu den Erdhöhlen im Werder, wo Paupers Grab lag, oder aber auf Zeltfahrt. Dann versuchte Karlheinz immer, die Jungen ganz die Not der Zeit vergessen und sie aufgehen zu lassen in der Fahrtenfreude. Er selbst freilich tat nur so, als würfe auch er die Bürde ab, in Wahrheit waren seine Gedanken immer bei Albrecht dem Freunde, der in den italienischen Bergen stündlich durch Steinschlag oder feindliche Kugel sein Leben verlieren konnte, und bei dem Vater, der nun als Feldwebel an der Westfront stand und immer gerade dort mit eingesetzt wurde, wo es am tollsten zuging. Bei diesen beiden war Karlheinz' Hoffen, und seine Trauer war bei Hans, Detlev und Helmut, denn daß Hans und Detlev noch am Leben seien, wagte er nicht mehr zu glauben; es geschah zu selten, daß Vermißte lebend wieder zum Vorschein kamen.

Doch Karlheinz mußte sich zusammennehmen, daß man ihm seinen Kummer nicht anmerkte, denn die junge Frau Doktor Runge wollte nicht an Hansens Tod glauben, und immer wieder mußte er ihr erklären, daß auch er es nicht glaube. Genau so ging es Günter zu Hause, dessen Mutter auch immer dies eine von ihm hören wollte, und er sagte es auch. Aus Liebe sprachen die beiden Jungen die Unwahrheit, denn sie selbst hofften längst nicht mehr.

In der Schule ging es ihnen nach Wunsch. Günter kam mit seiner Klasse gut mit. Wenn er auch nicht zu den Ersten zählte, so war doch kein Zweifel, daß er Ostern nach Oberprima versetzt würde. Karlheinz war nach wie vor Primus seiner Klasse. Die Schule freilich war in diesem letzten Kriegsjahr eine seltene Sache geworden. Tag für Tag, wenn das Wetter trocken war, fuhren alle Schulen von Warendorf mit ihren Lehrern in Güterzügen zum Laubsammeln „in die Buchen" hinaus. Getreide war knapp in Deutschland; so mußten die Pferde gepreßtes Laub fressen, sogenannten Laubkuchen. Die Jungen bekamen für jedes Pfund Laub, das sie pflückten, einen Pfennig, und manche brachten es auf siebzig bis achtzig Pfund am Tage. Das Geld, das die Scholaren der Gruppe dafür erhielten, wurde aber nicht etwa für Näschereien und dergleichen verwandt, sondern wöchentlich von Karlheinz dem deutschen Roten Kreuz zugeführt.

Überhaupt war, wie von allem Anfang an, die Gruppe ein Kerntrupp des Gymnasiums für alle vaterländische Hilfsarbeit, und keiner der Scholaren hätte je sich Brot auf eine Karte geholt, die ihm nicht

zustand, wenn der Magen auch noch so sehr bellte. Auch damals, im Spätherbst 1918, hielten die Warendorfer Wandervögel noch immer an dem Glauben fest, Deutschland müsse und werde diesen gewaltigen Krieg siegreich beendigen. Aber in diese Zuversicht hinein drangen Meldungen, deren Möglichkeit, Sinn und Folgen die Jungen zuerst gar nicht zu erfassen vermochten: An Bord eines in Wilhelmshaven stationierten Kriegschiffes war eine Meuterei ausgebrochen, die Munitionsarbeiter in Berlin streikten, in Kiel wurde ein Matrosenausschuß gebildet, in Hamburg gab es Demonstrationszüge, Prinz Max von Baden verhandelte mit den oppositionellen Parteiführern, die Österreicher stellten die Kampfhandlung ein. Ja, um alles in der Welt, was hieß denn das? Das hieß, daß der Krieg, daß die Ehre verloren war, daß die Revolution ihr Haupt erhob und daß Deutschland dem Bolschewismus anheimfallen mußte, wenn nicht noch in letzter Stunde alle deutsch Gesinnten sich aufrafften, sich entschlossen in eine Front stellten, um unter Einsatz der eigenen Person dieses Letzte, dieses Furchtbarste wenigstens abzuwenden. Der Bolschewismus durfte nicht in Deutschland einziehen!

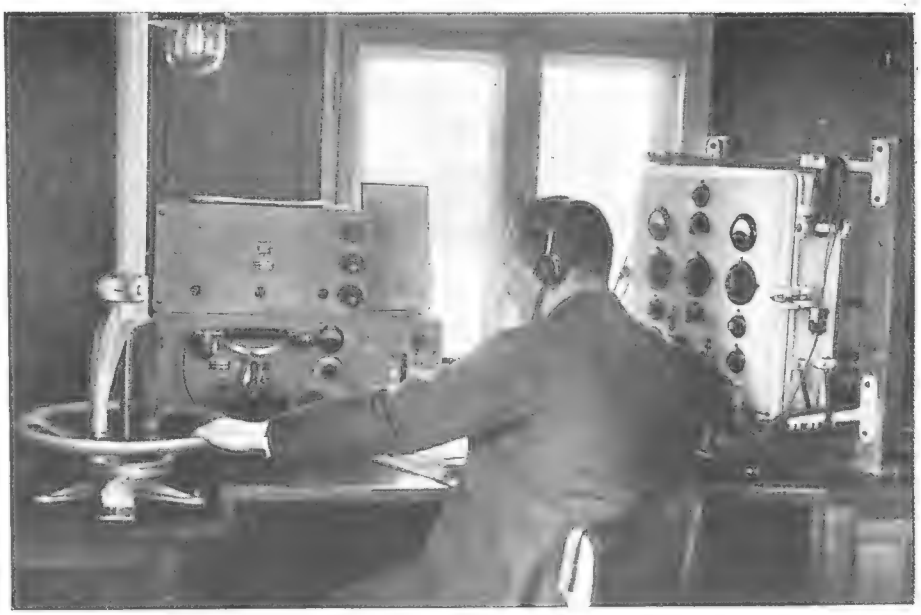
* * *

Der junge Deutsche stand an dem niedrigen Fenster der transsibirischen Eisenbahn. Soeben hatte der Zug den elenden Bahnhof von Krasnojarsk verlassen und polterte nun über die Jenisseibrücke. Ein gewaltiges Werk, diese Bahn, die vom alten Mütterchen Rußland bis an das Japanische Meer führt und in zehn Tagen die achttausend Kilometer von Moskau bis Wladiwostock bewältigt. Ein gewaltiges Werk, und auf diesem Teil der Strecke eine schöne Fahrt. Vom Ob bis zum Baikalsee mußten über achthundert Brücken und viele Tunnel gebaut werden, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die die Natur dem Bau der Bahn in den Weg gelegt hatte. Die Ausläufer des Sajanischen Gebirges muß der Zug überwinden, und hinter diesem Gebirge hat das weite russische Reich seine Grenze, da liegt die große menschenarme Mongolei, da ist die Freiheit.

Aber nein, es wäre unklug, wäre wahnsinnig gewesen, an dieser Stelle schon den Versuch zu machen, aus Rußland zu entfliehen, um auf irgendwelchen wilden Wegen wieder in das ferne deutsche Vaterland zu gelangen und sich aufs neue in die Front des deutschen Heeres einzureihen. Eine aussichtslose Tollkühnheit wäre das gewesen, denn hinter diesen düsteren Bergen kamen die wilden, riesigen, kaum erforschten Gebirgszüge des Tannu-Ola und des Dschasaktu-Chanat und dahinter die Wüste Gobi. Der Deutsche

Blick von der neuen Flugzeughalle im Münchener Flughafen Oberwiesenfeld, die 6500 Quadratmeter Fläche hat und nach drei Seiten völlig geöffnet werden kann / Photothek, Berlin.

schüttelte den Kopf; nein, er mußte Geduld haben, mußte warten, bis der Baikalsee hinter ihm lag. Dort führt der Jahrtausende alte Karawanenweg von Kjachta über Urga nach Peking, und waren das auch immerhin noch fast zweitausend Kilometer und war die Jahreszeit ungünstig, so traute er sich doch zu, daß er es schaffen würde. Seine Zähigkeit und das gute russische Gold in seiner Tasche würden das schon erreichen. Er mußte ein Lachen unterdrücken, als er an die schönen Goldrubel dachte. Ja, es konnte in diesem bunten Leben allerlei aus einem werden, unter Umständen sogar ein Räuber.



Der Luftlotse. Er sitzt im behaglichen Zimmer am Funkpeiler — dem Rad links — und peilt das anfliegende Flugzeug auf seine Forderung: „Bitte, meinen Standort!" So wird dieses sicher über den Hafen geleitet / Phot. Deutsche Lufthansa.

Er war nach seiner Gefangennahme trotz seiner Verwundung sogleich mit einem kleinen Gefangenentransport nach Sibirien geschickt worden. Da hatte er auf der Reise erst den richtigen Begriff bekommen von der ungeheuren Ausdehnung des Zarenreiches. Oft gab es einen tagelangen Aufenthalt in kleinen Orten, und seine Wunde hatte sich bald geschlossen; er selbst war wieder zu Kräften gekommen, obwohl die Verpflegung auf der Reise manches zu wünschen übrigließ. Da hatte er einen Fluchtversuch unternommen, denn sein einziges Trachten und Streben war es, wieder nach Deutschland zu gelangen.

Was jeder andere von den Kameraden ihm gesagt hatte, war geschehen: schon nach wenigen Tagen hatte man ihn, der nur wenige Worte Russisch kannte, wieder eingefangen, und dann war er in ein Gefangenenlager gebracht worden. Dort waren das Leben erträglich, Unterbringung und Kost annehmbar gewesen. Sofort wollte er versuchen, einige der Kameraden zu gemeinsamer Flucht zu überreden, aber der Winter hatte begonnen und die Gefangenen waren alle innerlich schon mürbe geworden. Der Krieg könne ja nicht mehr lange dauern, hatten sie gemeint und ihn gewarnt, im Winter ein solches Unternehmen wie die Flucht zu wagen. Aber nichts gab es, was ihn von seinem Entschlusse hätte abbringen können; so wollte er es eben allein versuchen.

Zwei Monate war er im Lager geblieben, um die Verhältnisse etwas kennenzulernen, und hatte diese Frist benutzt, um möglichst viel von der russischen Sprache zu erlernen; er hatte auch genügend Fortschritte darin gemacht, um Gesprochenes verstehen und sich selbst verständlich machen zu können. Selbstverständlich aber konnte die kurze Zeit nicht genügen, um ihn mit Erfolg versuchen zu lassen, die Rolle eines Russen zu spielen. Die Bewachung im Lager war recht oberflächlich gewesen, denn seit über einem Jahre hatte kein Deutscher mehr einen Fluchtversuch unternommen, und der Kommandant des Lagers gönnte seinen Leuten wie sich selbst die möglichste Bequemlichkeit; war es doch überhaupt noch nicht vorgekommen, daß ein Vorgesetzter zur Inspektion erschienen wäre.

Er war ein gutmütiger und gemütlicher, schon etwas wohlbeleibter Mann, der gute Arkadi Nikolajewitsch Chominnuk, und seinem Range nach Major. Er hatte sich vor dem Kriege längere Zeit in Deutschland aufgehalten, sprach fließend Deutsch und war, wie er selbst sagte, ein Freund und Bewunderer der Deutschen. Die Gefangenen im Lager wünschten ihm alles Gute und ein recht langes Leben, denn sie konnten sich keinen besseren Mann auf diesem Posten denken. In der letzten Zeit ging er manchmal mit sorgenvollem Gesicht umher, und allerlei wurde gemunkelt von einer kommenden russischen Revolution und schlimmen Tagen, die dem alten Mütterchen Rußland bevorstünden, aber was bis zu den Gefangenen drang, waren nur verworrene Gerüchte, auf die nichts gegeben werden konnte. (Forts. folgt)

Der Lufthafen / *Von Joachim Matthias*

Uns heutigen Menschen ist der Begriff des Flughafens ganz geläufig, und es würde uns wahrscheinlich recht eigentümlich anmuten, gäbe es keine Flughäfen. Dennoch ist der Flughafen eine ganz neue Erscheinung im Verkehrsleben. Erst im Kriege wurde aus dem Flugplatz der Flughafen in einfachster Form, der sich dann bis zum heutigen Stande entwickelte und dessen Vollendung noch lange nicht abgeschlossen ist. Es handelt sich ja nicht nur darum, einen möglichst großen,

freien Platz mit entsprechenden Baulichkeiten zu umgeben, sondern viele Dinge, von denen sich der Außenstehende kaum ein Bild machen kann, müssen beachtet werden, wenn ein Flughafen brauchbar bleiben soll.

Zunächst ist die Lage in meteorologischer Hinsicht wichtig. Nicht jede Gegend ist auf Grund der jahrzehntelangen Beobachtung als durchschnittlich nebelfrei zu betrachten. Auch sollen in der Nähe keine großen Hindernisse sein, und dann muß der Hafen günstig zu den nächsten Städten gelegen sein. Daneben soll das Rollfeld die Benutzung möglichst nach jeder Richtung gleich gut erlauben, das heißt, die Bodenbeschaffenheit muß günstig sein, und die Betonierung darf gleichfalls keine zu großen Schwierigkeiten machen. Manche Häfen würden sonst durch starke Regenfälle leicht ganz überschwemmt werden. Die Anlage der Baulichkeiten stellt immer wieder neue Aufgaben. Architekten und Baumeister wenden sich heute diesem Sondergebiete des Flughafenbaus zu, dennoch ist bis jetzt keine als allein richtig erkannte Bauform gefunden worden. Alles ist noch im Werden, und immer wieder erscheinen neue, bisher nicht erwartete und nicht vorausgesehene Aufgaben. Wer hätte noch vor wenigen Jahren damit gerechnet, daß auf großen Flughäfen die unbedingte Trennung zwischen abgehenden und ankommenden Flugzeugen erforderlich würde? Die Amerikaner sind sogar schon so weit, daß sie ernstlich daran denken, die Flugzeuge im Hafen unter der Erde unterzubringen, da der Platz über der Erde knapp wird und die Gebäude stören.

Oft hören wir die Bezeichnung „Luftbahnhof" für den Flughafen. Das ist aber sicherlich ganz falsch und völlig unzutreffend. Betrachten wir das Flugzeug oder Luftschiff, so merken wir doch sofort, daß wir hier ein dem Seeschiff unmittelbar verwandtes Beförderungsmittel vor uns haben, das sich wie die Wasserfahrzeuge seinen Weg selbst bahnt und weder an eine Schienen- noch an eine sonstige feste Straße gebunden ist. Infolgedessen kann auch niemals von einem „Bahnhof" die Rede sein, wohl aber von einem Hafen, also einem Flug- oder, wenn alle Luftfahrzeuge ihn aufsuchen können, von einem Lufthafen. Tatsächlich befinden sich im Flughafen eigentlich alle diejenigen Einrichtungen, die auch ein Seehafen besitzt. Wir haben die Wetterbeobachtungs- und -beratungstellen, Windrichtungsanzeiger und Warnzeichen, wie sie in der Seeschiffahrt üblich sind. An Stelle des Hafenmeisters steht der Flughafenverwalter, und statt der Hafenarbeiter sehen wir Flughafenarbeiter und Mechaniker. Hier fällt uns noch etwas auf, was auch bei beiden, den Hafen- und den Flughafenleuten, gleich ist, nämlich das Sprachgemisch von Wörtern aus aller Herren Ländern. Hier wie dort kommen Besatzungen aus allen Windrichtungen und den verschiedensten Staaten zusammen, und so bildet sich aus häufig gebrauchten und aus Fachausdrücken eine Sprache heraus, die dem nicht eingeweihten Besucher zunächst gänzlich unverständlich ist. Diese Erscheinung ist ja nur natürlich. Der Seefahrer kommt oft in wenigen Tagen in mehrere Länder, er muß mit jedem Arbeitskameraden „klar" kommen, ob er sich nun in Hamburg, London, Singapore, Marseille, Neuyork, San Franzisko, Jokohama, Hongkong oder Sydney befindet. Noch viel wichtiger ist dieses „Klarkommen" aber für die Luftfahrzeugbesatzung, die in einem Tage, ja in wenigen Stunden mehrere Länder anfliegt und in jedem Hafen meist nur Minuten Aufenthalt hat. Da müssen dann Anweisungen über „Flugklarmachen" gegeben werden, die ohne Schwierigkeiten auch verstanden werden sollen. Dann bedenke man die Lage in den Flugzeugen selber! Sieben Gäste sitzen darin. Fragt man sie nach ihrer Nationalität, so muß man vielleicht feststellen, daß es ein Deutscher, ein Engländer, ein Franzose, ein Schwede, ein Schweizer, ein Australier und ein Brasilianer sind. Sie alle wollen sich im Flughafen verständlich machen, sie haben Fragen und Wünsche. So lernt denn jeder im Flughafen Sprachen und Sprachbrocken, die hier hin und her schwirren wie in den Häfen der Ozeandampfer. Wie die Pinassen und Hafenboote über die kleinen aufgeregten Wellen des Seehafens schlingern, so sehen wir über den größeren Flughäfen die kleinen Zubringerkabinenflugzeuge heraneilen und entdecken offene Sportflugzeuge, die oft nicht nur dem Vergnügen und Sport dienstbar sind, sondern vielfach wichtige Aufgaben im Dienste der Wetterbeobachtung und der Beförderung von kleinen Frachtmengen haben oder aber zu Lichtbildflügen und zur Reklame aufgestiegen sind.

„Doch einen Lotsen", wird der eine oder andere Leser ausrufen, „den gibt es in der Luft noch nicht!" Stimmt nicht, auch ihn gibt es schon, wenn auch in ganz anderer Art als auf dem Wasser. Der Lotse sitzt heute, wie unsere Abbildung zeigt, trocken und warm im Verwaltungsgebäude des Flughafens und funkt dem Flugzeugführer genau seine Position, wenn er darum bittet. Falls der eintreffenden Besatzung der Flughafen unbekannt ist, teilt er dem Flugzeugführer mit, wie er am besten in den Hafen hereinkommt und wo sich größere Hindernisse befinden, falls die Sicht durch Nebel oder starken Regen und Wolken behindert ist.

So haben wir also im Lufthafen so ziemlich alles das, was wir auch vom jahrhundertealten Seehafen kennen, und sehen, daß ein neuzeitlicher großer Flughafen mit einem Bahnhof nur wenig gemein hat. Noch etwas anderes ist zu beachten. Die von der Wasserkante waren immer so sehr stolz auf ihre regen Beziehungen zu fernen Ländern. Sie kannten die Flaggen der Nationen und lernten so manches spielend, was der armen Landratte weniger geläufig war. Das ist jetzt anders geworden. Mitten im Binnenlande haben wir heute die großen Häfen mit unmittelbaren Verbindungen in ferne Länder, und derjenige, der sich noch vor einem Jahrzehnt nicht träumen ließ, einmal einen ähnlichen Betrieb wie im Seehafen zu erleben, der kann, wohnt er in der Nähe eines Lufthafens, all das Leben und Treiben der Küstenbewohner ebenfalls miterleben.

Arkebusier im Anschlag

Wohl gedeckt durch Bäume und Mauerwerk, liegt der Arkebusier im Anschlag. Die Hakenbüchse — die Arkebuse — hat er auf eine Gabel, den „Haken", gestützt, weil ihr Gewicht zu groß ist, als daß er freihändig zielen könnte. Daher kommt auch der Name Hakenbüchse, der dann von den Franzosen übernommen wurde und, in „Arkebuse" umgewandelt, wieder nach Deutschland zurückkam. Leicht zu schießen war mit den Hakenbüchsen nicht, denn, abgesehen von ihrer Schwere und Unhandlichkeit, standen überhaupt die Feuerwaffen damals noch in ihrer ersten Entwicklung. Man hatte noch Luntenflinten, das heißt, die Entzündung der Pulverladung wurde dadurch verursacht, daß man eine brennende Lunte in Berührung mit dem Pulver brachte. Der Schütze mußte dabei mit seiner Flinte so lange dem Ziel folgen, bis die Lunte endlich gezündet hatte und der Schuß losging. Natürlich mußte der Soldat immer genau darauf achten, daß die Lunte und das Pulver trocken blieben. Ein Regen oder der Morgentau unterbanden die Schießfähigkeit der Infanterie einer ganzen Armee. Daher kam es auch, daß sich neben den Büchsen noch so lange die alten Waffen, Spieße und Schwerter, erhielten. Der Arkebusier mußte auch ständig, wenn Berührung mit dem Feind zu erwarten war, eine brennende Lunte mit sich führen.

Arkebusier im Anschlag.

Der Soldat auf unserm obenstehenden Bilde ist in dieser Hinsicht glücklicherweise recht gut versehen; seine Lunte brennt vorzüglich und sendet feine Rauchwölkchen in die Luft. Das eine Ende hält er in der Hand, das andere liegt auf dem Flintenlauf in der Nähe des Zündlochs. Der erste Schuß wird ihm zweifellos gelingen, aber dann kommt das Laden, und das braucht Zeit. Dazu muß er aus dem Pulverhorn eines der fläschchenartigen Holzmaße füllen, die ihm am Gürtel baumeln und die genau die Menge Pulver fassen, die für einen Schuß nötig ist. Allerdings, um ein paar Körnchen Pulver mehr oder weniger ändert sich die Ladung jedesmal — so genau kann man die Menge nicht abmessen — und dann geht eben der Schuß ein paar Meter weiter oder näher, höher oder tiefer. Allzu sicher ist also das Treffen nicht, und es ist dem Gegner so eine ehrliche Gelegenheit gegeben, dem Schützen auf den Pelz zu rücken und ihn auf gute alte Art mit Spieß oder Schwert zu erledigen. Das ist eben Kriegsglück.

Schlechte Gewohnheiten

Es gibt Witze, die unsterblich zu sein scheinen. Schon zu Großvaters Zeiten wurden sie erzählt, und noch heute bekommt man sie aufgetischt. Sie mögen einmal wirklich witzig gewesen sein, als sie aufkamen, aber niemand mag sie gerne immer wieder mit anhören. Schlimmer aber sind jene ganz geistlosen Gepflogenheiten, die manche Leute witzig finden und deshalb immer wieder anwenden. Ein paar davon sollen hier angeführt werden, denn gerade Jungen wollen sich mit ihnen oft hervortun, und ich hoffe, einige werden sich das abgewöhnen, nachdem sie diese Zeilen gelesen haben.

Wenn eine Gruppe Jungen beisammen steht, um irgend etwas zu unternehmen, und man erwartet noch einen Nachzügler, so wird sich meistens einer finden, der plötzlich irgendwohin zeigt und sagt: „Da kommt er — nicht!" Natürlich sehen zunächst viele nach der gezeigten Richtung aus, und dann schüttelt sich der „Spaßvogel" vor Lachen. Ich glaube, dieser vermeintliche Scherz paßt zu Menschen, die zu geistlos sind, als daß sie mit besserer Begründung die Aufmerksamkeit auf sich lenken könnten. Man sollte einen so abgenutzten Einfall doch endlich einmal den ganz kleinen Kindern überlassen.

Wie oft erlebt man es beim Baden, daß ein Junge „im Scherz" so tut, als ob er am Ertrinken wäre! Mit der Lebensgefahr sollte man aber keinesfalls spaßen. Es kann durchaus vorkommen, daß ein Junge, der dies öfter tat, elend umkommen muß, weil keiner seiner Bekannten ihm glaubt, wenn er einmal wirklich

um Hilfe ruft. Ist aber wieder einmal einer darauf „hereingefallen" und springt nach, um den vermeintlich Ertrinkenden zu retten, und dieser lacht sich dann ins Fäustchen, so empfehle ich seinen Kameraden, ihm an Land einen kleinen Denkzettel zu geben, damit er sich das abgewöhnt.

Ein drittes Beispiel ist dies, daß beim Turnen oder Spielen einer fällt oder vom Ball getroffen wird und sich dann auf die Erde wirft, den Kopf in die Arme nimmt und tut, als ob er sich vor Schmerzen krümme, um schließlich ein lachendes Gesicht zu zeigen. Er verlacht also das freundschaftliche Mitgefühl der Kameraden, die sich um ihn bemühen. Als mir dies einmal auf Fahrt vorkam, sagte ich zu dem Jungen: „Du hast zuerst ja doch geheult wie ein kleines Mädchen, darüber kannst du uns mit deinem Grinsen jetzt nicht täuschen." Da lachten die andern ihn seiner Weichlichkeit wegen aus, und er hat dieses Theater nicht noch einmal gespielt.

Sehr spaßhaft finden einige es auch, jemand plötzlich zu erschrecken. So schleichen sie sich etwa an einen heran, der sich aus dem Fenster lehnt, geben ihm einen Stoß, daß er meint, er falle hinaus, und halten ihn gleichzeitig fest. So etwas ist vielleicht am unverantwortlichsten. Wie leicht kann doch der Überraschte durch eine unwillkürliche Bewegung des Schrecks dem Zupacken des andern sich entziehen und wirklich hinausstürzen! Außerdem kann auch der plötzliche Schreck allein schon von Schaden sein. Ich beobachtete einmal im Hamburger Hafen, wie ein Hafenarbeiter, der hart am Rande der sechs Meter hohen Kaimauer stand, in dieser Art von einem Arbeitskollegen angestoßen wurde. In der Meinung, es handle sich um einen ernsten Angriff, drehte sich der Erschreckte herum und schlug den „Spaßvogel" mit der Faust unter das Kinn, daß dieser ins Wasser stürzte. Er konnte schwimmen, aber das arg geschwollene Gesicht hat er ehrlich verdient.

Es gibt noch mehr solche „Scherze"; ihr werdet selbst welche wissen, wenn ihr darüber nachdenkt. Sie sind dumm und zum Teil auch gefährlich. Wer die Gewohnheit hat, sie anzuwenden, sollte sehen, daß er sie sich rasch abgewöhnt, denn es sind schlechte Gewohnheiten, auch könnte er dabei doch einmal tüchtig Prügel beziehen.

Lapplandfahrt / *Von Erich Mönch (Schluß)*

Müde erreichten wir nach drei Tagen den großen Rautasjaure (See). Das Lapplager Rautaslufpe war auf der andern Seite des Sees. Wir fanden kein Boot zur Überfahrt. Ein kleiner zäher Junge und ich ziehen die Kleider aus, behalten aber die schweren Bergschuhe an den Füßen. Dann binden wir uns mit Riemen aneinander fest und waten hinein in das eisige Wasser eines wilden Jokken (Flusses), den Abfluß des Sees. Das Wasser ist tiefer, als wir dachten, und sehr reißend. Mein Gefährte stürzt kopfüber hinein und reißt mich mit. Rasch treiben wir in der Strömung dahin. Da erblicke ich in der Mitte des Strombettes einen Felsen, der halb aus dem Wasser ragt. Ich halte mich daran fest und zerre den Kameraden auf den Stein. Schwimmend und zerschunden erreichen wir das Ufer.

Ein junger Lappe sieht uns kommen. Und nun, ihr guten und bösen Geister Lapplands, macht meine Zunge gefügig, die schweren finnischen und lappischen Worte auszusprechen! Der Lappe sieht mich an und spricht kein Wort. Pochende Angst befällt mich; wenn wir nicht willkommen wären im Lager, was sollte dann aus uns werden? Ich renne zum See hinunter, zeige ans andere Ufer und mache Ruderbewegungen. Da huscht ein freundliches Grinsen über das braune Gesicht des Lappen und wir verstehen uns. Er zieht einen morschen Kahn aus dem Ufergestrüpp und holt die Kameraden herüber.

Ich trete inzwischen in seine Kotha (Nomadenzelt) ein. Auf dem Birkenreisig hockte ein steinalter Lappe auf einem dunkeln Bärenfell am Feuer. Der Lichtschein glänzte in seinen hellen Augen. Er trug einen abgewetzten Rock aus Renfell mit breitem Ledergürtel und zwei großen Knochenmessern, dazu enge schwarze Hosen, Lappschuhe mit aufgebogener Spitze und eine hohe Mütze mit riesiger zerfetzter roter Wolltroddel. Einen unvergeßlichen Eindruck machte dieser alte Mann auf mich, wie er in seiner Fellkleidung mit seinen zottigen langen Haaren am Feuer saß.

„Puris, puris", sagte ich und blieb am Eingang stehen. „Puris", sagte er, rückte mühsam zur Seite und wies mit der Hand auf das Bärenfell. Er erinnerte mich an einen Menschen der Steinzeit.

Die Kameraden gingen zu einer kinderreichen Familie ins Zelt, ich blieb bei dem neunzigjährigen Großvater und seinem Sohn Persson.

Es vergingen viele Tage, ein Teil des Sommers. Der Alte hielt mich wie einen Sohn, und wenn ich auf dem Bärenfell neben ihm saß und schläfrig ins Feuer sah, vergaß ich Zeit und Raum. Bjonson Kenit, der Alte, war ein großer Wolf- und Bärenjäger gewesen,

Lappe in seiner eigenartigen Pelztracht. Phot. Oscar Olson.

weitberühmt im Lande. Er hatte Wölfe bei Neuschnee auf Skiern gehetzt und, wenn sie ermattet waren, mit dem spitzen Skistock durchbohrt. Seine Schultern und seine Arme trugen die Narben von starken Hieben brauner Bären; viele traf das Geschoß seiner alten schweren Kugelbüchse, die an einem Holzpflock neben meinem Lager hing.

Eines Abends fuhr Persson mit mir auf den See hinaus. „Dort ist die Insel der Toten", flüsterte der Lappe und zog die Ruder ein. Blaß und kalt stand die Mondsichel am Himmel, ein dunkler Wolkenwolf verschlang sie bald. Das Eiland war bedeckt mit großen Steinen. Oben auf dem Hügel fand ich einige flache Gruben und zwischen Steinbrocken kleine verwitterte Holzkreuze. Gespenstig stachen drüben über dem See die Felsklippen in den bleigrauen Himmel, und die Schneehalden schimmerten im fahlen Lichte wie Gräten seltsamer Fische.

Fröstelnd stieg ich mit Persson wieder in den Kahn und dachte an die Toten, die hier einen kurzen Sommer ruhen, eingenäht in Renfelle und bedeckt mit Sand und Steinen. Vielfraße und Wölfe können hier auf der Insel nicht über die Gräber kommen. Wenn das weiße Schweigen sich über die lappische Erde breitet, treten die Lebenden mit den Toten die große Reise im Pulka (Renschlitten) nach Jukkasjärvi an. Hier finden die Toten endlich Ruhe von großer Wanderung. —

„Morgen muß ich fort, zurück in meine Heimat", sagte ich zu Bjonson Kenit, dem Alten, als ich mit ihm wieder am Feuer saß.

„Det är en long, long resa (das ist eine lange, weite Reise)", sagte er in gebrochenem Schwedisch.

„Ich komme in einigen Jahren wieder nach Lappland, nach Rautasluspe", sagte ich.

„Dann wirst du selbstverständlich wieder mein Gast sein, wenn ich noch lebe", sprach hierauf Bjonson Kenit, der Alte vom Stamm der Jukkasjärvilappen.

Der Treibanker

Schluß

VON HUGO VON WALDEYER-HARTZ

Im Gegensatz zur Sonne war das Wasser kalt. Der Schwimmende rührte sich mit kräftigen Stößen. So kam er unversehens dem Boot seines Vetters Hermann nahe.

„Was machst du denn?" wurde er begrüßt. „Nennst du das Regattesegeln?"

Fritz Gröning warf sich auf den Rücken, behämmerte eine Zeitlang das Wasser mit den Beinen und erklärte dann: „Ich habe nur eine Erholungspause eingeschoben. Im übrigen mache ich den Versuch, Leben in die Bude zu bringen."

Er rundete das Boot des Vetters und erklärte hierbei: „Merkwürdig, daß ihr mir so weggelaufen seid! Die Jollen sind doch alle drei nach einem Riß gebaut?"

Hermann Zimmern lachte. „Es wird wohl daran liegen, daß wir als Zwillinge so treu zusammenhalten."

„Kann sein", entgegnete Fritz Gröning und schickte sich an, zurückzuschwimmen.

Da stach den Vetter der Hafer. „Du hast wohl dein Boot vor einen Treibanker gelegt?" rief er hinterdrein. Eine Antwort bekam er jedoch nicht mehr.

Trotzdem hatte der Schwimmer das Wort verstanden, und es blieb in ihm haften. Zu lustig war es, diese Landratten tüchtig aufzuziehen. Sie glaubten ja nahezu alles, die unsinnigsten Geschichten konnte man ihnen auftischen. Wenn der Seekadettenoffizier auf der „Wismar" gehört hätte, das Schiff habe vor einem Treibanker einen Sturm abgeritten, er hätte einem in Seemannschaft ein glattes Ungenügend angekreidet. Hier aber, auf dem Riehnowsee, da machten sich solche Schnurren ganz nett, und je saftiger man sie mit seemännischen Ausdrücken spickte, desto größeren Eindruck riefen sie hervor.

Als Fritz Gröning seiner Jolle nahe kam, umschwamm er auch sie, um festzustellen, ob es tatsächlich ein Schwesterboot zu den andern sei. Spiegelglatt, nur von leisem Zittern überronnen, lag das Wasser. Man konnte bis auf den Grund sehen. Geruhsam strebte er an dem Boot entlang. Da entdeckte er plötzlich — nanu, das war ja eine merkwürdige Fügung, hingen da unterm Heck zwei graue Schlagpützen! Wie kamen denn die dahin?

Er hob sich aus dem Wasser, tauchte tief und glitt dicht am Heck vorbei. Als er wieder erschien, kämpften Überraschung und Lachen auf seinem Gesicht um die Vorhand. Er dachte schon daran, noch einmal zum Vetter hinunterzuschwimmen, als er zu seinem Schrecken wahrnahm, daß Otto, der vorderste, wieder Wind bekommen hatte. Da schwang er sich rüstig an Bord und nahm die Pinne zur Hand, bereit, jeden Lufthauch auszunutzen. Ganz

Im Strandkorb.
Eingesandt von Kameraden Holm und Eilo Günther, Schnepfenthal.

langsam rippte sich auch bei ihm das Wasser. Wenige Minuten später waren die drei Boote in Schuß.

Fritz Gröning spähte hastig über Bord. Natürlich, dort schwammen die Pützen, grau, plump und aufgedunsen, Hemmschuhe übelster Art.

Hemmschuhe? Mit einem Male ging ihm ein Licht auf. Das war die Rache für das Treibankermärchen, das er mit so viel Liebe ausgeschmückt hatte. Na wartet, schoß es ihm durch den Kopf, mein Mütchen werde ich doch noch an euch kühlen!

Der Kurs ging jetzt hart beim Winde, man mußte zum Start zurückkreuzen. Otto und Hermann fegten mit ihren Booten nur so davon. Der Herrgott hatte der Landschaft eine neue Kulisse gegeben. Ein strammer Wind pfiff über den See. Mit derben Fäusten packte er zu, schlug das Wasser striemig und fiel mit Kraft über alles her, was ihm Widerstand bot. Die Jollen kniffen sich auf die Seite. Spritzer huschten herauf. Hei, war das eine Lust, zu segeln! Jetzt kam es darauf an, seine Kraft zu zeigen, die Kraft, die das Ruder meisterte und die Schoten bediente. Jetzt mußten sich alle Sinne schärfen, um keinen Schuhbreit an Weg zu verlieren, und die Augen mußten spähen, ob auch am Segelwerk nichts überanstrengt wurde.

Wie zwei Läufer auf der Aschenbahn hielten die Zwillinge sich die Waage. Es war in der Tat so, als verbände sie ein inniger innerer Zusammenhalt.

Umso kläglicher stand es um Fritz Grönings Jolle. Jetzt, wo man dicht am Winde lag und nicht geschoben wurde, sondern sich gegenanstemmen mußte, verbissen sich die Pützen schier im Wasser. Es war, als hinge Blei am Boot. Selbst der Wind schien zornwütig zu werden. Er rüttelte und ratterte an den Segeln, als wolle er sie zerreißen; denn das war das übelste von allem: der Treibanker an Heck warf das Boot immer wieder aus dem Kurs, sobald man Ruder legte, so daß sich überhaupt nicht mehr steuern ließ.

Dem lebenslustigen kecken Fritz Gröning wollten schon die Tränen kommen, Tränen des Zornes. So hatte er sich ja noch nie in seinem Leben lächerlich gemacht. Alle Welt sah es vom Ufer aus, wie scheußlich er segelte. Und dann hieß es hinterher: das nennt sich nun Seemann, das will die Weltmeere befahren haben und versteht sich noch nicht einmal darauf, eine kümmerliche Binnenschiffahrtjolle in einem Entenpfuhl zu handhaben! Zum Verzweifeln war es. Was sollte man aber anstellen? Den Pützen am Heck, diesem schrecklichen Treibanker, war mit dem besten Willen nicht beizukommen; er zerrte, zog, hemmte, schleifte, klebte, lähmte, foppte — zum Kuckuck noch mal, was tat er nicht alles!

Plötzlich gab es einen Ruck, der Bootskörper erzitterte, der Ruck wiederholte sich, es war, als fiele eine Last vom Heck. Die Ruderpinne schmiegte sich Gröning von selbst in die Hand. Er atmete auf. Gott sei Dank, der Treibanker hatte sich empfohlen, die Leinen waren gebrochen!

Flüchtig wandte Gröning sich um. Die grauen Pützen waren aufgeschwommen, nachdem sie sich beim Losreißen ihres Ballastes entledigt hatten. Da durchzuckte den jungen Menschen der Gedanke: Schabernack wider Schabernack! Die Wettfahrt kannst du doch nicht mehr gewinnen.

Herum mit dem Ruder, die Schoten abgefiert! Er ging auf Gegenkurs, schor dicht an den schwimmenden Pützen vorbei und griff sie sich beide mit geschickter Hand. Dann luvte er wieder an und segelte haarscharf zum Start zurück.

Herr Zimmern empfing ihn mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, obwohl ihm zwischendurch der Schalk nur so aus den Augen blitzte. „Sag mal, mein lieber, verehrter Sindbad, du hast wohl Süßwasserstudien angestellt? Was war es denn, was dich beschäftigt hat, die Fauna oder die Flora des Riehnowsees?"

„Tja, Onkel, wenn ich das wüßte! Man soll es in der Tat aber nicht für möglich halten: selbst hier, in diesem entlegenen Teich, wird ein oller ehrlicher Seemann wie ich von den seltsamsten Abenteuern verfolgt."

„Nanu? Erzähle!" Die Vettern traten hinzu. Sie verließen sich ganz auf ihren Vater. Der mußte die Geschichte irgendwie ins reine bringen, wie, war ihnen selber noch nicht klar.

Vorerst begann jedoch Fritz Gröning gehörig aufzuschneiden. „Ja, denkt euch nur, meine Jolle wurde unversehens von zwei richtigen Haifischen begleitet, wenn nicht gar verfolgt! Selbstverständlich sind es nur Katzenhaie gewesen. Immerhin war mein Erstaunen doch so groß, daß mich und das Boot eine Art Lähmung überfiel, wie ich ähnliches vorher nie beobachtet hatte."

„Was du sagst!" entgegnete der Onkel. „Wir werden den Direktor des Zoologischen Gartens verständigen müssen."

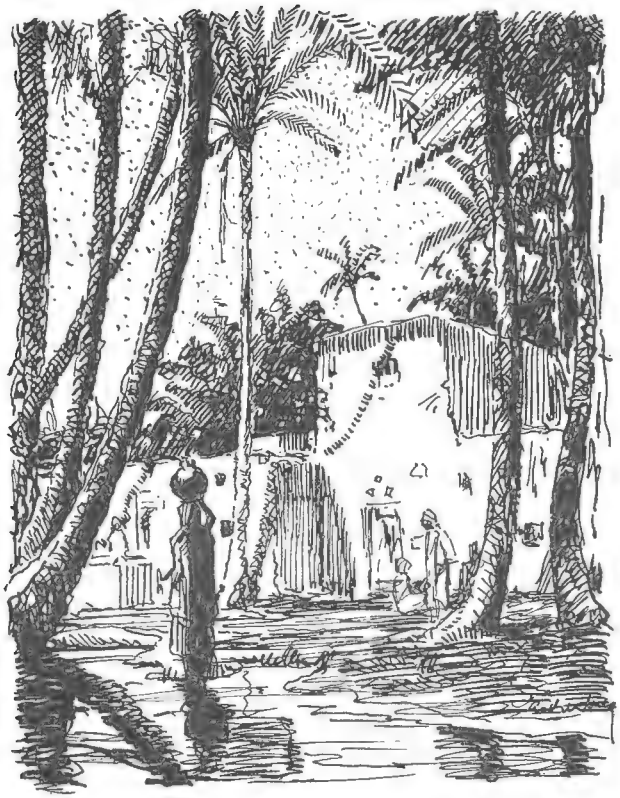
„Besser die Sicherheitspolizei", fiel ihm der Neffe gewandt ins Wort. „Unsereins findet sich schließlich mit solchen Schreckschüssen noch ab. Wenn ich mir aber vorstelle, ein ähnliches Erlebnis widerführe Otto oder Hermann — die armen Jungen wüßten sicherlich nicht, was sie vor Angst tun sollten."

„Oho!" entrüsteten sich die beiden. „Du scheinst von unserm Mut nur eine schwache Vorstellung zu haben."

Mein Fenster geht nach Morgen,
Nach Morgen geht mein Sinn;
Da ziehen meine Sorgen
Und meine Sehnsucht hin.

Die Luft um Brust und Locken
Mir spielet frisch und mild.
Wohin denn willst du locken,
O Luft, so gotterfüllt?

M. v. Schenkendorf



„Öffentlich habe ich ihn jedenfalls noch nicht feststellen können; mag sein, daß er im verborgenen blüht."

Damit fand die Treibankerregatte ihr Ende. Herr Zimmern sorgte aber dafür, daß die drei jungen Leute am Sonntag darauf abermals eine Wettfahrt veranstalteten, diesmal jedoch ohne Heimlichkeiten. Der Erfolg war, daß Fritz Gröning stolz als Sieger durchs Ziel ging. —

Am Nachmittag brütete die Sonne heiß. Die Vettern hatten es sich im Sportanzug auf Liegestühlen im Garten bequem gemacht und genossen die Ruhe. Die Zwillinge schliefen fest, Hermann schnarchte sogar. Da hielt Fritz Gröning seine Zeit für gekommen, um einen Gegenschabernack zu spielen.

Ganz behutsam füllte er die beiden verrufenen Schlagpützen mit Wasser, um sie dann auf einen leichten Gartentisch zu stellen, den er vorher zwischen die Stühle der Schlafenden getragen hatte. Die Tauenden der Pützen schlang er den Zwillingen um einen Arm. Damit waren seine Vorbereitungen erledigt. Nun konnte der Spaß beginnen. Schade nur, daß niemand Zeuge war!

Halt, da kam ja Onkel Zimmern! Hoffentlich brachte er das nötige Verständnis für diesen Scherz auf. Aber gewiß doch; die Mutter daheim war ihm ja wie aus dem Gesicht geschnitten, Fritzens Mutter.

„Pst, Onkel!" machte Gröning und schlich sich zu ihm hin.

„Was hast du vor?"

„Einen kleinen Dankesscherz für den Treibanker."

„Aha, ich verstehe, und wie soll er gelingen?"

„Nichts einfacher als das." Der Racheengel fing an, mit gewaltiger Stimme zu rufen: „Die Haifische sind da, die Haifische! Kinder nehmt die Beine hoch!"

Da fuhren die Zwillinge im Handumdrehen von ihren Stühlen und rissen dabei die Pützen vom Tisch. Eine Wasserdusche brauste über sie hin, eine regelrechte volle Ladung. Verdutzt standen sie sich gegenüber und wußten nicht, was geschehen war, bis sie die Pützen erspähten.

Da jubelte aber auch schon Herr Zimmern los: „Der Treibanker ist abgegolten. Es leben die ehrliche Seefahrt und das Seemannslatein!"

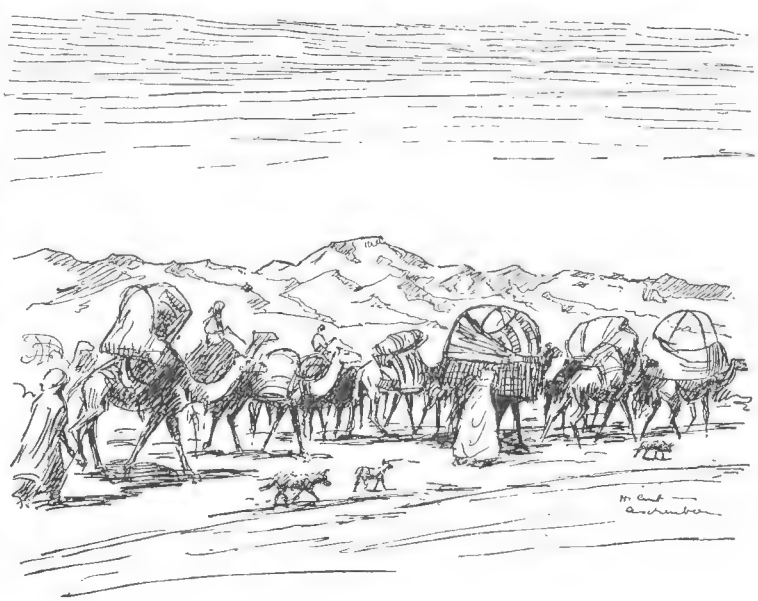
Die jungen Leute aber schüttelten sich die Hand, und allen dreien war zumute, als habe man sich nichts mehr vorzuwerfen; man war nunmehr miteinander quitt.

Meine Karawanenkamele

Von Fritz Ohle

Ins unerforschte Afrika, in jene Teile des Sudans, die vordem noch keines Weißen Fuß betrat, unternahm der deutsche Forschungsreisende Fritz Ohle eine Expedition. Den westlichen Teil der Sahara vom Hohen Atlas bis zum Sabir, ein Gebiet von der Größe Europas, durchstreifte er, um das Gelände für den Bau der geplanten Saharabahn zu erforschen. Seine bunten und spannenden Erlebnisse faßte er in einem Buche zusammen, das unter dem Titel „Durch den Wilden Tuat" in der Reihe „Fahrten und Abenteuer in aller Welt" bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart erschien. Mit allen Schrecken der Wildnis wurde er vertraut, lernte die Söhne der Wüste und die Natur dieses geheimnisvollen Landes gründlich kennen. Im folgenden lassen wir ihn selber plaudern über die Erfahrungen, die er mit den Kamelen seiner Expedition sammelte.

Wenn man, wie ich es getan habe, jahrelang in den Wüsten Nordafrikas umherzieht, keinen europäischen Begleiter hat, keinen Gedankenaustausch pflegen kann



und ganz auf sich selbst angewiesen ist, dann verwächst man förmlich mit seinen Tieren, den Hunden, Kamelen und Mauleseln. Man beobachtet sie fortgesetzt, lebt sich ganz in ihre Eigenarten ein und lernt sie lieben.

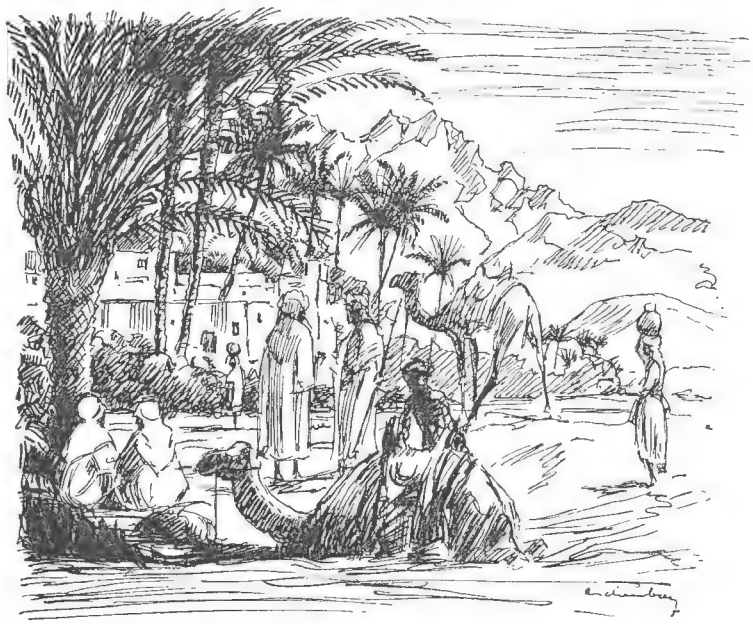
Namentlich für meine Kamele, die treuesten und

geduldigsten Gefährten auf allen meinen Zügen, hatte ich eine besondere Vorliebe und Schwäche. Ich konnte mich auf den Lagerplätzen stundenlang mit ihnen beschäftigen, und in manchen Äußerungen dieser Tiere habe ich auch ihre Anhänglichkeit an mich und ihre Dankbarkeit erkannt. Einen eigenartigen Anblick zum Beispiel bietet das Kamel dar, wenn es sich niederlegen will. Ganz vorsichtig, als ob es diese Übung zum ersten Male machen wolle, beginnt es die Vorderfüße zu biegen, langsam knicken hinten die Gelenke ein, dann vorn die Knie, darauf werden wieder die Hinterfüße um eine Kleinigkeit weiter gebeugt. Die Unterschenkel verschwinden vorn unter der Brust, bis schließlich — man zählt acht bis neun Übungen — die Hinterbeine sich lösen und mit einem kurzen Ruck unter den Bauch geschoben werden. Ist das Tier endlich auf dem Boden angelangt, dann streckt es seinen langen Hals aus, und man sieht es deutlich seinem Gesicht an, daß es sagen will: „So — jetzt liege ich, und hier bleibe ich!“

Die alten, erfahrenen Tiere wissen ganz genau, daß sie, je stiller sie sich verhalten, desto eher zur verdienten Ruhe und zum ersehnten Futter kommen. Das Kamel hat ein langbewimpertes, ich möchte fast sagen seelenvolles Auge, mit dessen sanftem Blick es wie ein Kind bitten kann. Sonst aber könnte man behaupten, es habe einen unnachahmlich hochmütigen Zug im Gesicht, der sich namentlich beim Beladen und auch beim Fressen zeigt durch die Art der Abwehr zudringlicher, neidischer Genossen. Ist es satt — ein Kamel wird eigentlich nie satt — dann liegt es bewegungslos da, mahlt und kaut und läßt ein befriedigtes Grunzen hören, worauf eine kurze Stille folgt. Auf dem Lagerplatz frißt es stets liegend, während das Tränken an den Wasserplätzen stehend, vielfach auch kniend geschieht. In einem Pferdestall kann man trotz des Stampfens und Kettenklirrens ungestörter schlafen als in der unmittelbaren Nähe einer Herde Kamele. Sie schlafen wenig, die ganze Nacht hindurch schnaufen, brummen und würgen sie. Alle Wüstentiere sind während der Nacht unruhiger als am Tage.

Auch die Maultiere, die tagsüber mit ihrer Demut und Geduld allen ein leuchtendes Beispiel geben, können nachts mit ihrem herzerweichenden Schluchzen, das so jammervoll und traurig aus der armen Eselseele aufsteigt, Überwältigendes leisten. Am Tage schweigen die Tiere, tragen ihren Jammer geduldig und geben kaum einen Laut von sich, aber des Nachts, unter dem strahlenden Sternenhimmel, klagen sie in erschütternder Weise ihre ausgestandenen Leiden, und ich fühlte mich von diesen bitteren Klagetönen oft so ergriffen, daß ich mich von meinem Lager erhob und zu den Tieren ging, um ihnen freundlich zuzusprechen.

Tritt dann einmal im nächtlichen Wüstenlager in



diesem Tierkonzert einige Minuten Stille ein, dann rauscht der Flügelschlag der Nachteulen, die ihr unheimliches „Qui-it, qui-it“ ausstoßen, über das Zeltlager dahin. Bald ganz in der Nähe, bald weiter entfernt hört man das widerliche Kichern und Lachen der Hyänen und das heisere Bellen der Schakale, die, hungernd und sich beißend, nach Beute suchend, das

Lager umschleichen. Kündet aber zum Überfluß noch ein Panther seine Nähe an, was in manchen Gegenden recht häufig geschieht, dann ist es mit der Nachtruhe ganz vorbei.

Wenn man nach einer drückend schwülen Nacht am frühen Morgen glaubt, in der Kühle noch etwas schlafen zu können, dann sind es wieder die Kamele, die die letzten Minuten der Ruhe stören. Zwei Stunden vor Aufbruch der Karawane, sobald der erste blasse Tagesschein über das Lager streift, erheben sich die Treiber, um den geplagten Tieren wiederum die schweren Lasten aufzubürden. Dagegen wehren sich die Kamele lange in ohnmächtiger Wut mit dumpfem Brüllen, das schließlich in ein haßerfülltes Stöhnen und Ächzen übergeht.

Nachdem die Araber auf den ausgebreiteten Gebetsmatten ihre Gebete gemurmelt, mit den schwarzen Treibern ihren Kuskus mit Hammelfleisch gegessen und ihren unvermeidlichen Tee getrunken haben, ist die Karawane zum Aufbruch fertig, um wieder, wie jeden Tag, viele Stunden lang durch den sonnendurchglühten Wüstensand, über dem eine flimmernde, trockene Luft lagert, unter unendlichen Mühsalen weiterzuziehen. So geht es einen Tag nach dem andern, wochen-, monatelang.

Der schwarze Kamelführer behandelt seine ihm anvertrauten Tiere immer, sobald er nicht unter schärfster Aufsicht steht, rauh und herzlos. Da ich nun aber, offen gestanden, meine Kamele mehr liebte als diese rohen Burschen, mußte ich häufiger, als mir angenehm war, zur Lederpeitsche greifen, um meine Tiere vor solchen Grausamkeiten zu schützen.

Ich gebe gern zu, daß besonders Kamele schwer zu behandelnde Tiere sind, die manche böse Mucken zeigen. Trotzdem aber habe ich persönlich niemals die Peitsche bei ihnen in Anwendung gebracht. Niemals habe ich ein Tier geschlagen. Ich beherrschte die Tiere nur durch meinen Blick, und nur durch ernstes oder gütliches Zureden habe ich das störrischste meiner Kamele gefügig und das bockbeinigste Maultier lammfromm gemacht.

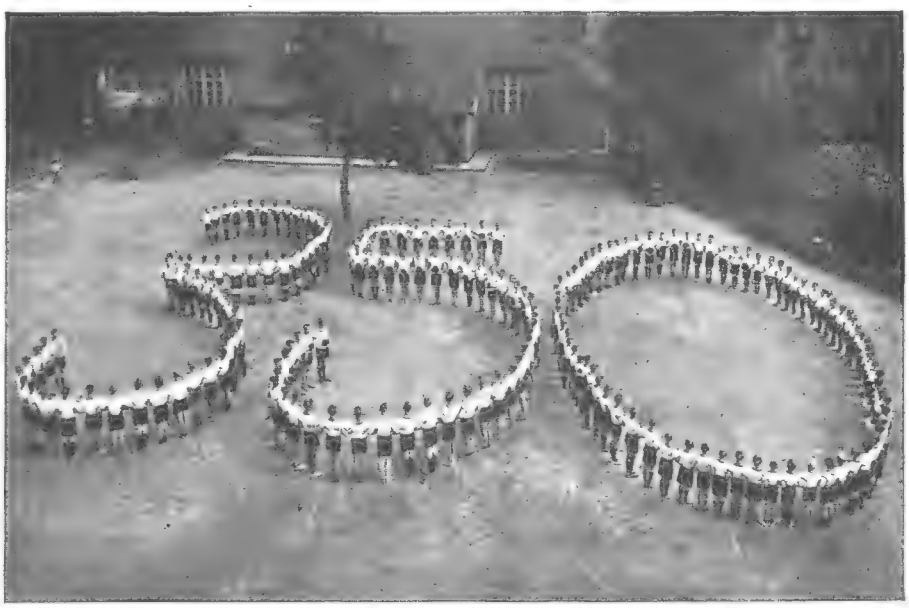
Jedes Tier meiner Karawane hatte seinen Namen, einen arabischen natürlich. Ein Kamel hieß Mujiza (das Wunder). Mujiza war eine wilde, unbändige Kameldame, die einzige, die einen Maulkorb trug, weil sie jeden Araber oder Neger biß, der in den Bereich ihrer Zähne kam. Zudem hatte sie bereits zwei Neger zu Tode getrampelt. Trotz ihrer Wildheit vermochte ich es nicht, mich von dem schönen und starken Tier zu trennen. Ich selbst konnte Mujiza meine Hand ins Maul legen. Sie hat nie den Versuch gemacht, mich zu beißen oder zu treten. Sie wurde von der oft mit Recht über sie erbosten Mannschaft gehaßt und gefürchtet, und ich wußte, daß sie hinter meinem Rücken manchmal Prügel bekam. Wenn Mujiza rapplig wurde, was so durchschnittlich alle zehn bis fünfzehn Tage der Fall war, dann warf sie sich kurz entschlossen in den Sand und brachte durch ihr Wutgebrüll die andern Tiere in Aufregung und zuweilen die ganze Karawane in Unordnung. Kein Araber und kein Neger war dann imstande, sie zu bändigen und wieder auf die Beine zu bringen. Jedesmal mußte man mich herbeirufen. Eine Weile blieb ich schweigend vor ihr stehen und schaute ihrem Toben ruhig und ernst zu. Sie kannte mich, und ihre Augen suchten meine Blicke zu meiden.

„Mujiza!" rief ich.

„A-u-ah! — A-u-ah!" brüllte sie dann noch einige Male leise auf, schwieg darauf und wandte den Kopf wie beschämt zur Seite.

„Ja, ich weiß es, Mujiza, du hast es schwer", redete ich ihr freundlich zu und klopfte ihr den schlanken Hals. „Aber du kannst doch nicht verlangen, daß wir deinetwegen hier im Sonnenbrand so lange liegen bleiben und so viel Zeit verlieren. Also, Mujiza — hoch, los!"

Natürlich verstand Mujiza meine deutschen Worte nicht, aber der Tonfall der bekannten Stimme wirkte beruhigend auf sie. Mit einem langen, unendlich traurigen Blick der großen Augen, aus denen dicke Tränen flossen, sah das geplagte Tier mich an, stöhnte noch einige Male aus tiefster Brust, erhob sich dann mit der schweren Last und trottete geduldig wieder weiter.



Aufstellung von Schülern eines deutschen Gymnasiums zum 350. Jubiläum ihrer Schule.
Presse-Photo, Berlin.

Zalim (= Betrüger), ein großer, stolzer Kamelhengst, war ein ähnlich unbändiges Geschöpf. Er brach zuweilen aus, rannte alles über den Haufen, stürmte stundenweit davon und wälzte sich schließlich mit seiner ganzen Ladung im Sande. Hier half keine Peitsche, und auch mein Zureden hatte schon versagt. Dann jagte mein Affe Poto hinterher, sprang den grimmigen Herrn Zalim an, biß ihn in ein Ohr und verabreichte ihm darauf einige knallende Ohrfeigen, die ihre Wirkung bei dem wilden Tier nie verfehlten. Potos Polizeidienst, den er bei den Kamelen und Maultieren versah, war unschätzbar. Alle fürchteten seine Ohrfeigen. Er ohrfeigte aber nicht nur ungehorsame Kamele und Maultiere, sondern gelegentlich sogar die Neger, die ihn als ihresgleichen betrachteten.

Die Neger und auch die Araber der niederen Volksschichten, aus denen die Kameltreiber und Lastträger hervorgehen und die manche Wesensähnlichkeit mit den russischen Wolgaschiffern haben, stehen geistig und moralisch derart tief, daß sie die Peitsche des Europäers keineswegs als etwas Entehrendes empfinden. Der Führer einer Wüstenexpedition — und wäre es der christlichste Missionar — kann mit ihnen nicht auf der Stufe einer auch nur annähernden Gleichberechtigung verkehren und, wie ich schon sagte, keinen Gedankenaustausch mit ihnen pflegen. Er muß ihr Halbgott, ihr Herr über Leben und Tod bleiben, wenn er nicht sein eigenes Leben aufs Spiel setzen und sein Unternehmen scheitern sehen will. Wohl darf er belustigt und selbst roh über sie lachen, seine derben Späße mit ihnen treiben, nie aber darf er ein weiches Lächeln zeigen. Doch muß man die Gewalt, die man über diese Naturmenschen hat, zwar rücksichtslos, aber mit strengster Gerechtigkeit ausüben. Dafür haben sie ein feines Gefühl. Läßt man jedoch nur einen Augenblick die straffen Zügel schleifen, dann werden sie anmaßend, frech und ungehorsam. Sie zeigen sich widersetzlich und schrecken dann, wie uns die Geschichte der zahlreichen Morde, die an unsern verdienstvollsten Afrikaforschern verübt wurden, erzählt und wie ich wiederholt auch an mir selbst erfahren habe, vor offenen oder hinterlistigen Angriffen nicht zurück. Meist ihrer Unentschlossenheit und zu großen Milde gegen Überfälle der Eingeborenen oder der eigenen Begleitmannschaft sind diese Forscher zum Opfer gefallen. Von Natur träge und widerspenstig, muß man die Neger, wenn es schließlich nicht anders geht, mit der Peitsche zwingen. Dann gehen sie lachend wie Kinder an ihre Arbeiten. Einer entschlossenen Hand unterwerfen sie sich willig, Milde dagegen verlachen sie als eine ängstliche Schwäche.

So leben diese Schwarzen in einer ganz andern Gefühlswelt, namentlich auch, wie ich schon sagte, den Tieren gegenüber. Die Liebe eines Europäers zu irgend einem Tier, wie zum Beispiel die meinige zu meinen Kamelen, ist ihnen etwas ganz Unfaßbares und erregt ihre Rachsucht den armen Tieren gegenüber. Mehrfach habe ich die Erfahrung machen müssen, daß ein Kamel, das eben von mir gefüttert und gestreichelt worden war, von ihnen im nächsten Augenblick, sobald ich den Rücken gewendet hatte, getreten und mißhandelt wurde, obwohl sich gewiß keiner meiner Kamelführer über eine harte oder ungerechte Behandlung meinerseits beklagen konnte und obgleich ich die Peitsche, zu meinem eigenen Schaden, oft da nicht in Anwendung brachte, wo sie sogar sehr notwendig gewesen wäre.

In der Jugendherberge Jonsdorf (Zittauer Gebirge) / Phot. K. Thomas.

Briefmarken-Kamerad

Algier. Anläßlich der philatelistischen Ausstellung in Algier erschien eine 10-Fr.-Marke kastanienbraun (Hafenbild von Algier), die nur in der Ausstellung selbst zum Verkauf kam. Damit ist die schon früher gemeldete Jubiläumsreihe zum Abschluß gebracht.

Deutsches Reich. Die vor einiger Zeit gemeldeten Zeppelin-Marken mit Aufdruck „Erste Südamerika-Fahrt" (2 Mark ultramarin und 4 Mark sepia) kommen sowohl mit liegendem wie mit stehendem Wasserzeichen vor. — Die Dienstmarken zu 10 und 20 Pfennig werden nunmehr ebenfalls in den neuen Farben der wertgleichen Freimarken ausgegeben. — Mit Ablauf des Monats Juni haben die Freimarken und Postkarten in der Adlertype ihre Gültigkeit verloren, desgleichen die Stephan-Marken zu 60 und 80 Pfennig.

Island. Die 5-Kronen-Marke von 1907 braun und schiefergrau mit den Bildnissen Christians IX. und Friedrichs VIII. von Dänemark ist mit dem Aufdruck „Kr. 10" erschienen.

Lettland. Zu Ehren des kürzlich verstorbenen Dichters und Staatsmannes Rainis ist eine Gedenk-

reihe ausgegeben worden: 1 Sant. violett Bildnis Rainis', seitlich Fabriken, 2 Sant. hellorange Rainis' Bild in Medaillon, von Arbeitern gestützt, 4 Sant. blaugrün Rainis in der Mitte, seitwärts allegorische Darstellungen, 6 Sant. rotbraun und mattgrün Rainis in Medaillon, links davon Allegorie, 10 Sant. saftrot Rainis, rechts Fahnendraperie, 15 Sant. grün und braun Darstellung wie bei 6 Sant. Die Marken werden mit hundert Prozent Aufschlag verkauft. — Ferner erschienen aus diesem Anlaß Flugpostmarken, die einen Eindecker über Rainis' Haus „Dürbes Pils" zeigen. Werte: 10 Sant. rot und grün, 15 Sant. grün und rot. Auch die Flugpostmarken werden mit hundert Prozent Aufschlag verkauft.

Litauen. Neue Flugpostreihe: 5, 10, 15 Cent. Ministerpräsident, 20, 40, 60 Cent. Fürst Vitautus (fünfzehntes Jahrhundert) und gegenwärtiger Präsident, 1 Litas Präsident.

Rumänien. Die 1 Leu der gegenwärtigen Freimarkenreihe ist in etwas verkleinertem Format erschienen, die übrigen Werte werden gleichfalls das neue Format erhalten.

Saargebiet. Im Muster der bisherigen 80-Cent.-Marke erschien 60 Cent. orangerot. Der gleiche Wert erscheint auch mit dem Aufdruck „Dienstmarke".

Schweden. Am 15. Mai wurde die Nachtfluglinie Stockholm — Hannover — Rotterdam eröffnet. Aus diesem Anlaß erschienen besondere Flugpostmarken, die ein Flugzeug über dem nächtlich erleuchteten Stockholm zeigen. Werte: 10 Öre blau, 50 Öre violett.

Ungarn. In der St.-Emmerich-Jubiläumsreihe, die wir schon gemeldet haben, sind noch die Farben nachzutragen: 8 + 2 Filler grün, 16 + 4 F. violett, 20 + 4 F. rot, 32 + 8 F. blau. Mit dieser Reihe wird der 900. Todestag des Heiligen Emmerich, der ein Sohn des Heiligen Stephan war, gefeiert. Wasserzeichen: Kreuz auf einer Anhöhe.

Vereinigte Staaten von Amerika. Am 4. Juni erschien eine Gedenkmarke mit dem Bildnis des verstorbenen Expräsidenten Taft. Wert: 4 Cent. braun. Die Marke wurde am 4. Juni in Cincinnati, dem Geburtsort Tafts, ausgegeben, seit 5. Juni ist sie an jeder Postanstalt zu haben. — Zum dreihundertsten Jahrestag der Gründung der Massachusetts-Bay-Kolonie erschien eine Marke zu 2 Cents rot. Darstellung: Kolonialwappen, das einen Indianer mit Bogen und Pfeil zwischen zwei Fichten zeigt. Jubiläumsdaten: „1630 bis 1930". — Vor zweihundertfünfzig Jahren wurde Charleston, die Hauptstadt der Provinz Carolina, gegründet. Aus diesem Anlaß erschien eine Gedenkmarke zu 2 Cents rot. Darstellung: Gouverneur und Indianer am Strande, Schiffe vor Anker. Die Worte „Rice" und „Indigo" deuten darauf hin, daß Reis und Indigo die ersten Erzeugnisse waren, die das Land hervorbrachte. Jubiläumszahlen: „1680 bis 1930". — Ebenso wie Brasilien hat auch die Union besondere Zeppelinmarken ausgegeben: 65 Cents grün Zeppelin ostwärts fliegend über den Ozean, 1,30 Dollar braun Zeppelin westwärts fliegend, am Rande rechts beziehungsweise links die Umrisse von Europa beziehungsweise Amerika, 2,60 Dollar blau Zeppelin aus den Wolken tauchend, darunter die Erdkugel. Die Marken blieben so lange in Kurs, bis der Zeppelin die Heimreise von seiner diesjährigen Amerikafahrt antrat, dann wurde der Rest der Auflage zerstört.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

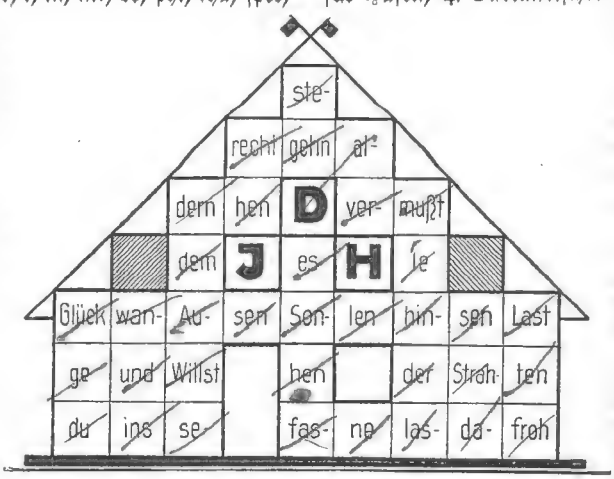
Aus den Silben bar, ber, ber, bert, bir, chern, dreh, el, en, feld, fich, ge, ge, ge, gel, gel, gins, i, in, nie, or, phi, rha, spek, spi, tel, ter, tor sollen Wörter von nachstehender Bedeutung gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, von links nach rechts gelesen, den Namen eines altdeutschen Helden ergeben.

1. Schlachtort 1870—71, 2. Oper von Gluck, 3. Männlicher Name, 4. Strauch, 5. Gebirge, 6. Pflanze, 7. Aufsichtsbeamter, 8. Stadt im Rheinland, 9. Musikinstrument.

*

Ergänzungsrätsel

Das erste ist ein Ding, das in der Küche steht.
Hängst du ein e daran, es stets in Haufen geht.
An dies noch rasch ein r daran,
So ist's ein Mann, den Deutschland rühmen kann.



Jugendherbergs-Rösselsprung.

Wenn man in obiger Figur, bei einer bestimmten Silbe beginnend, von Feld zu Feld springt wie das Rössel im Schachspiel, so erhält man eine fünfzeilige Strophe.

Zusammenstellrätsel

a) 1. Teil einer Festungsmauer, 2. Laubbaum, 3. Bezeichnung für Hafen, 4. Südländischer Baum, 5. Nordseefluß, 6. Teil des Auges, 7. Geisteseinfall, 8. Afrikanischer Fluß.

b) 1. Nebenfluß der Oder, 2. Stadt an der Weichsel, 3. Japanischer Staatsmann, 4. Fragewort, 5. Wagenteile, 6. Süddeutsche Stadt, 7. Meeresbewohner, 8. Stadt in Böhmen.

c) 1. Farbe, 2. Deutscher Heerführer, 3. Postalischer Ausdruck, 4. Sonntagsname, 5. Kriechtiere, 6. Deutscher Heerführer, 7. Vorbild, 8. Afrikanischer Fluß.

Es sind Wörter von obenstehender Bedeutung zu bilden. Die Wörter unter a (ohne Endbuchstaben) und die Wörter unter b (ohne Anfangsbuchstaben) ergeben zusammen die Wörter unter c. Deren Anfangsbuchstaben nennen einen sehr bekannten Erfinder.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Fortsetzung

So war denn der Tag herangekommen, den der junge Deutsche sich für seine Flucht ausgesucht hatte. Es war ein Sonntagabend, längst schon war es draußen dunkel, und Arkadi Nikolajewitsch saß mit den beiden andern Offizieren des Lagers in seiner Baracke, trank Wodka und spielte Karten. Es war ja eigentlich eine haarsträubende Frechheit, aber der junge Deutsche meinte, Frechheit verbürge immer eher den Erfolg als Schüchternheit, und so ging er denn kaltblütig daran, inzwischen auf der andern Seite der Baracke die Tür, die in das Dienstzimmer des Kommandanten führte, aufzubrechen, was ihm auch ohne viel Geräusch und ohne große Anstrengung gelang. Er hatte die Absicht, nachzusehen, ob er da nicht irgendwelche russischen Personalausweise finden könne, die ihm auf der Flucht helfen sollten. Nur eine dünne Holzwand trennte ihn nun von dem Raume, in dem die drei Offiziere zechten; sogar eine Tür verband die beiden Zimmer, und ein dünner Lichtstrahl fiel von nebenan in den dunkeln Dienstraum.

Deutlich verstand der Eindringling jedes Wort, das nebenan gesprochen wurde, nur dann nicht, wenn die drei Russen, was auch vorkam, alle gleichzeitig redeten. Mit der größten Ruhe zog er die Schubladen auf und benutzte seine kleine Taschenlampe, um die gefundenen Papiere auf ihre Verwendbarkeit für sich zu prüfen. Ah, da war ja auch ein Revolver! Daneben lag Munition. Die Waffe selbst war schon geladen, sechs Schuß in der Kammer und einer im Lauf. Das war ein äußerst wertvoller Fund.

Plötzlich stutzte er, denn von nebenan tönte laut die Stimme des einen Leutnants herüber. „Ein verwünschtes Leben hier in diesem Loch!“ sagte der Offizier. „Nichts, aber auch gar nichts ereignet sich. Ich wünschte, es rückte wenigstens mal einer von den Deutschen aus, damit man auf den Fang gehen könnte.“

„Male den Teufel nicht an die Wand, Dimitrij Pawlowitsch!“ entgegnete der Major. „Ich denke noch an den groben Wischer, den ich das vorigemal bekam, und eingefangen haben wir den letzten Ausreißer auch nicht.“

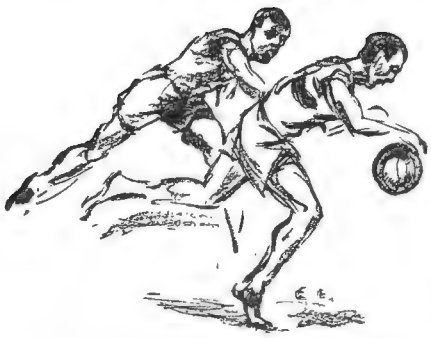
Der Deutsche nebenan hätte beinahe losgelacht, als er das hörte und daran denken mußte, wie schnell dem Leutnant sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Dann suchte er weiter, denn noch immer hatte er keine geeigneten Papiere gefunden. Jetzt war nur noch das mittlere Schubfach des Schreibtisches undurchforscht, und das war mit einem starken Schloß versehen. Nun, das bildete kein Hindernis, denn die grünbespannte Schreibplatte des Tisches war nur dünn, und wenn man von vorne nicht herankommte, nun, so versuchte man es eben von oben. Er wartete einen Augenblick ab, wo nebenan wieder stärkerer Lärm herrschte, und stemmte dann die dünne Platte mit dem starken Dolchmesser, das er sich schon verschafft hatte, hoch. Nun gab es aber doch Lärm, als jetzt die Platte abging.

Um Feder und Skalp / Phot. Kamerad Alexander Geerling, Horchheim bei Koblenz.

Hatten die nebenan etwas gehört? Tatsächlich, er vernahm die Stimme des Kommandanten: „Mir ist so, als wäre jemand im Zimmer nebenan. Habt ihr nicht auch ein verdächtiges Geräusch gehört?“

Der Deutsche hielt den Atem an, seine Hand packte den Revolver, der Daumen entsicherte die Waffe.

Eine Weile war Ruhe in beiden Räumen, beklemmende Ruhe. Dann konnte man des einen Leutnants Stimme wieder hören: „Unsinn! Vor den Baracken der Deutschen stehen Posten mit geladenem Gewehr. Und die Leute von uns? Na, den möchte ich sehen, der von



meinen Soldaten es wagen würde, bei seinem Kommandanten einzubrechen, wo wir nebenan sitzen!"

„Du hast recht", antwortete der Major beruhigt. „Ihr habt ja auch nichts gehört. Ich muß mich vorhin doch wohl getäuscht haben."

Der Deutsche atmete auf, seine alte Ruhe jedoch war fort, hastiger als vorher durchsuchte er das nun offenliegende Fach. Seine tastende Hand fühlte zunächst kleine schwere Rollen. Als er den Fund vorsichtig beleuchtete und das Papier der einen Rolle entfernte, sah er, daß es Goldstücke waren. Jede Rolle enthielt dreißig Zwanzig-Rubel-Stücke, und zehn solche Rollen waren da. Goldgeld war in Rußland eine große Seltenheit geworden, und diese sechstausend Rubel, die der Deutsche da in der Hand hielt, bedeuteten geradezu ein Vermögen. Es war allem Anscheine nach die Kasse des Gefangenenlagers. Der vorsichtige Kommandant hatte wohl von jeher alles Gold zurückgehalten und nur die Scheine weitergegeben. Der Deutsche überlegte. Sollte, durfte er das Geld nehmen? Stempelte er sich dadurch nicht zum gemeinen Einbrecher? Ach was, er war deutscher Soldat! Im Kriege werden nicht nur Fahnen und Geschütze, sondern auch Kriegskassen dem Feinde abgenommen, und er für seine Person kannte nur die eine Pflicht, sobald wie möglich wieder im Flugzeug zu sitzen und mit seinen bescheidenen Kräften mitzuhelfen zum endlichen Siege der deutschen Sache. Dieses Geld konnte ihm den Weg freimachen zum deutschen Heere. Entschlossen steckte er es in seine Tasche. „Rubel 6000.— requiriert zu haben, bescheinigt", schrieb er auf einen Zettel und unterzeichnete mit Namen und Dienstgrad; dann legte er den Zettel an eine auffallende Stelle. Als er so weit war, hörte er an dem Schurren der Stühle nebenan, daß die Offiziere nun aufbrachen. Würden sie den Weg durch das Dienstzimmer nehmen?

Abermals verstrich eine bange Minute, jedoch wieder hatte der Deutsche Glück; die Russen gingen durch die andere Tür ins Freie. Der Major schien die beiden andern noch ein Stück zu begleiten. Nun hieß es aber rasch handeln, bevor der Alte zurückkam. Die Holzläden vor den Fenstern des Dienstraumes waren fest geschlossen. So wagte der Eindringling, die alte Lampe anzuzünden. Aber auch nun fand er keine Personalausweise, die er hätte gebrauchen können.

Eben wollte er darauf verzichten und fortgehen, um die Flucht anzutreten, als ein unterdrückter russischer Fluch ihn herumfahren ließ. An der Tür stand der Kommandant, hatte den Säbel aus der Scheide gerissen und starrte den Deutschen an. Dann trat er entschlossen einen Schritt vor. „Ergeben Sie sich!" sagte er auf deutsch.

„Ich denke gar nicht daran", entgegnete der Deutsche, „im Gegenteil, nehmen Sie die Hände hoch! Werfen Sie Ihren Säbel weg und rühren Sie sich nicht von der Stelle! Auch wenn Sie zu rufen versuchen, sind Sie ein toter Mann, Kommandant." Damit riß er den Revolver hoch.

Der Major sah, daß er im Nachteil war, und fügte sich.

„Machen Sie keine Dummheiten, Arkadi Nikolajewitsch!" fuhr der Deutsche fort. „Sie sind immer ein anständiger Kerl gewesen, und ich habe Sie gern. Es sollte mir leid tun, Sie über den Haufen schießen zu müssen. Ich lege jetzt den Revolver fort, um Sie zu fesseln. Sie wissen selbst, daß ich nicht nur jünger und größer, sondern auch bedeutend kräftiger bin als Sie. Bei der geringsten Gegenwehr werfe ich Sie auf den Boden und eine Kugel ist Ihnen sicher."

Der alte Offizier stand wie gebrochen da, er sah das Aussichtslose seiner Lage ein. So begann er zu sprechen: „Ich bitte Sie, ersparen Sie mir die Schmach, gefesselt von einem meiner Untergebenen aufgefunden zu werden! Ich wäre gezwungen, diese Uniform auszuziehen, die ich fast dreißig Jahre in Ehren getragen habe, wenn man mich morgen in so schmachvoller Lage fände. Wahrhaftig, hätte ich nicht Frau und Kinder, ich würde mich lieber von Ihnen über den Haufen schießen lassen!"

Der Deutsche bekam Mitleid mit dem alten Herrn. Von dieser Seite hatte er die Sache noch nicht betrachtet. „Ja, aber wie denken Sie sich denn das, Herr Major? Sie werden doch nicht erwarten, daß ich mich von Ihnen abführen lasse?"

„Ich schlage Ihnen vor", erwiderte der Russe, „mich frei gehen zu lassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich still nach Hause gehe und mich schlafen lege und Sie erst am Morgen, wenn Ihre Flucht sowieso entdeckt wird, verfolgen lassen werde."

„Sie verlangen großes Vertrauen von mir, Herr Major, umso mehr, als Sie ja dem Schreibtisch ansehen, daß ich auch das Geld habe. Kann ich Ihnen da glauben?"

„Was ist das Geld mir, der ich für meine Offiziersehre bange! Die Hälfte des Geldes gehört mir persönlich, aber das spricht alles nicht mit. Ich bitte Sie inständig, lassen Sie mich gehen!"

Da trat der junge Deutsche auf den Kommandanten zu, steckte fünf von den zehn Geldrollen in dessen Tasche, reichte ihm die Hand und sagte: „Gehen Sie! Sie sind ein Ehrenmann; ich werde mich immer gerne Ihrer erinnern."

Da trat ein Lächeln auf das Gesicht des Russen. „Ich mich Ihrer auch", erwiderte er, schüttelte dem Jüngeren die Hand, grüßte militärisch und verschwand aus der Baracke. „Merkwürdiges Volk, die Deutschen!" brummte er vor sich hin, als er nun durch das nächtliche Lager schritt. „Gut, daß ich ihre Schwächen kenne! Hat der dumme Kerl sich doch tatsächlich von mir auf

den Leim führen lassen. Kaum sage ich etwas von Geld, das mir gehört, da rückt der Schafskopf gleich die Hälfte wieder heraus. Na, da wird der Klamauk doch wenigstens nicht so groß, wenn nur die Hälfte der Lagerkasse weg ist! Ich habe ganz richtig gerechnet; die Anständigkeit scheint eine deutsche Erfindung zu sein. Eigentlich sollte ich ja nun die dreitausend Rubel für mich behalten."

Doch auch Arkadi Nikolajewitsch Chominnuk schien etwas von der „deutschen Erfindung" in sich zu tragen, denn er schlug, seinem Wort getreu, keinen Lärm in der Nacht und führte später auch die dreitausend Goldrubel der Lagerkasse wieder zu.

Am andern Morgen war niemand im Lager entrüsteter und erstaunter über die Flucht des einen Deutschen als Arkadi Nikolajewitsch. Er ließ eine Patrouille von zwölf Mann losreiten und gelobte, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um den Ausreißer zurückzuholen. Doch die Führung der Patrouille übergab er seinem dämlichsten Unteroffizier.

Das Schicksal erfüllte den Wunsch des Kommandanten: der entwichene Kriegsgefangene wurde nicht gefaßt.

Während der Major nach Hause ging und sich zu Bett legte, war der Deutsche über die hohe Mauer des Lagers geklettert, in der Tasche dreitausend Rubel in Gold und einen geladenen Revolver mit Ersatzkammer und reichlicher Munition. Nun stand er am niedrigen Fenster des Eisenbahnzuges und seine Augen schauten nach Südosten, wo weit hinter den Bergen Chinas Hauptstadt lag, das vorläufige Ziel seiner Wünsche. Der Wagen war überfüllt mit Reisenden, und während draußen eisige Winterkälte herrschte, war drinnen eine furchtbar stickige Luft. Darum hatte der Deutsche versucht, eines der Fenster zu öffnen. Kaum aber hatten die Mitfahrenden begriffen, was er wollte, als ein furchtbarer Lärm losging und er seinen Plan sogleich wieder aufgeben mußte; kam für ihn doch alles darauf an, nicht aufzufallen. Er mußte sich bemühen, als das zu erscheinen, was er der Kleidung nach war: ein Burjäte vom Dorf. Gerade hier auf der Bahn war die Gefahr, als Deutscher erkannt und festgenommen zu werden, am größten, denn hier bestand eine regelmäßige militärische Paßkontrolle auf allen Stationen. Wenn er auch inzwischen durch Kauf in den Besitz fremder Ausweispapiere gekommen war, so brauchte nur irgend eine Kontrolle mehr als ein paar kurze Fragen an ihn zu richten, und schon mußte seine schlechte Aussprache des Russischen ihn verraten.

Die Leute im Eisenbahnwagen waren im kleinen ein Abbild jenes Völkergemisches im weiten Rund um den großen Baikalsee. Es mußte nicht leicht sein, zwischen diesen Völkern hindurch den Weg in die Freiheit zu finden; sicher jedoch war das ein leichterer Weg als der über das europäische Rußland, wo alle behördlichen Anordnungen naturgemäß viel mehr Geltung hatten als in dieser Wildnis. Immerhin war der Flüchtling froh, als er in Udinsk den Zug verlassen hatte und auf dem Wege nach Kjachta war, ohne daß man ihn auch nur angehalten hätte.

Nun sollte der Weg auf der alten Karawanenstraße nach Peking fortgesetzt werden. Der Flüchtling hatte sich schon ungefähr ausgerechnet, daß er wohl etwa achtzig Tage für den Weg brauchen, also Anfang März in der Hauptstadt des Reiches der Mitte ankommen würde. Von dort wollte er, möglichst mit schweizerischen Papieren, über Japan und Amerika nach Holland oder Schweden fahren. Er meinte, gegen Geld würde er schon solche Papiere bekommen und seine Mittel würden gerade reichen, um ans Ziel zu kommen. Wenn es gar nicht anders möglich war, konnte er ja auch versuchen, eine Heuer als Matrose oder Heizer zu bekommen, wie das schon mancher Deutsche gemacht

„Werfen Sie Ihren Säbel weg und rühren Sie sich nicht von der Stelle, sonst sind Sie ein toter Mann!" Damit riß der junge Deutsche den Revolver hoch.

hatte, um zu seinem Regiment zu gelangen. Er glaubte bestimmt, daß er Pfingsten wieder in der Heimat sein würde, und freute sich aus ganzer Seele darauf, daß er dann die Menschen, die ihm nahestanden, wiedersehen sollte. Anfang Juni wollte er sich schon wieder bei einem Staffelführer an der Front zum Dienst melden.

Doch der junge Deutsche kam nicht nach Peking, nicht nach Japan, nicht nach Amerika, noch war er zu Pfingsten 1918 in der mecklenburgischen Heimat, denn das Schicksal kümmerte sich weder um seine Rechnungen noch um seine Wünsche. Ja, es erlaubte ihm nicht einmal, seinen Lieben daheim brieflich Nachricht zu geben, und das bedrückte ihn besonders, denn er konnte sich denken, daß sie ihn für tot hielten. Aus seinem ganzen Plane wurde nichts, weil er in Kjachta keine Möglichkeit fand, nach Peking aufzubrechen; der Krieg und der harte Winter hielten jeden Handelsverkehr zurück. In jenem Jahre herrschte dort ein besonders kalter Winter. Das will in diesem Lande mehr heißen als in Europa, wo man nur selten einen Winter kennenlernt, der einen richtigen Begriff von dem Winter kalter Länder zu geben vermag. So mußte der Plan, den Weg über China zu nehmen, mindestens bis zu einer günstigeren Jahreszeit verschoben werden. Ganz aufgeben wollte der Deutsche ihn eigentlich nicht, da er den Weg über Rußland nicht für möglich hielt. So hieß es denn den Sommer an Ort und Stelle irgendwo in der Nähe des Baikalsees abwarten.

Dort ist eine bunte Gegend. Nicht nur die Völker, nein, überhaupt alles grenzt hart aneinander, verträgt sich oder bekämpft sich. Heidnische Schamanen, griechisch-orthodoxe Christen, Buddhisten, Konfuzianer und auch vereinzelte Anhänger Mohammeds leben dort, treiben zur Hauptsache Jagd und Fischerei, daneben etwas Acker- und Viehwirtschaft. Zobel, Hermelin und Biber werden ihres Felles wegen gejagt, aber auch Tiger und Bär kommen vor und jagen zur Abwechslung manchmal den Menschen; auch Wölfe machen sich bemerkbar. Die Zonen von Renntier und Kamel als Hauptnutztiere der Gegend schneiden einander dort. Vom Kriege merkte man nur in unmittelbarer Nähe der Bahnhöfe etwas, innerhalb der Städte sehr wenig und gar nichts auf dem Lande. Unser Held brauchte also nicht zu befürchten, daß man ihn fand, sofern er sich irgendwo in die Wildnis zurückzog, von der Jagd lebte und nur dann in die Stadt ging, wenn er Munition oder sonst etwas brauchte, was er sich nicht selbst anfertigen konnte. Tausendmal besser schien ihm dies zwar, als in Kriegsgefangenschaft zu sitzen, aber verlockend war die Vorstellung, allein da irgendwo im

Lustiges Pferderennen auf dem Wasser:
Start der Jockeis zum Rennen in Waschfässern, die mit Pferdeköpfen versehen sind / Phot. A-B-C, Berlin.

Ein gekenterter Teilnehmer kurz vor dem Ziel.
Phot. A-B-C, Berlin.

wilden winterlichen, menschenleeren Gebirge zu hausen, wahrlich auch nicht.

Da aber kam das Schicksal dem Deutschen zu Hilfe; es ließ ihn einen Gefährten finden, der von da an sein Diener, sein Begleiter, sein Kamerad wurde. Es war Westnik der Tunguse. Westnik ist russisch und heißt „der Bote". Seinen alten tungusischen Namen, der sicher anders lautete, nannte er nicht. Westnik hatte mit seiner Vergangenheit gebrochen; die Erinnerung an diese war gewiß böse, denn manchmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, kam in sein sonst so ausdrucksloses Mongolengesicht ein furchtbarer Zug, daß sein junger deutscher Herr sich hätte vor ihm fürchten können, hätte der Tunguse nicht immer und immer wieder seine aufopfernde Treue für ihn bewiesen. Eine Schönheit war Westnik bestimmt nicht — jedenfalls nicht nach westeuropäischen Begriffen — mit seinem platten Gesicht, den schiefgeschlitzten Augen, dem großen Mund und den groben schwarzen Haaren; aber er war tapfer, zähe und unwandelbar treu seinem Herrn ergeben. Ohne ihn hätte sein junger Gebieter wohl kaum seine deutsche Heimat wiedergesehen. Er selbst hatte seine Dienste angeboten, und da er Russisch sprach und die Landesverhältnisse genau kannte, hatte der Deutsche ihn genommen. Er hatte für sie beide alle Dinge, die zu einem Jägerleben dort gehören, eingekauft, und dann waren sie hinausgezogen in das Gebirge.

Es war ein wildes Leben, das sie da führten, ein Leben voller Gefahren und Abenteuer, bei denen es sich mehr als einmal zeigte, daß der Mongole nicht nur über grenzenlosen Mut, sondern auch über Körperkräfte verfügte, wie sie nur selten ein Mensch besitzt. Mehr als einmal rettete der eine dem andern das Leben, und es war aufrichtige Kameradschaft, die der Deutsche dem Gefährten gegenüber empfand. Westnik aber war auf keine Weise dahin zu bringen, daß er die Haltung des Dieners und die Arbeiten eines solchen aufgab. Er sah zu seinem Herrn wie zu einem Gott auf und las ihm seine Wünsche von den Augen ab.

Eine natürliche Felshöhle hatten sie sich wohnlich eingerichtet. Alles, was sie zum Leben brauchten, trug ihnen die Jagd ein. Die zahlreichen Tierfelle schützten sie vor der Kälte, und wenn nicht die Sehnsucht nach den Lieben zu Hause und das Bangen um das Schicksal des Vaterlandes gewesen wären, so hätte sich der junge Deutsche eine Zeitlang wohl gern dieses wilde, schöne Jägerleben gefallen lassen.

Als dann der Winter vorbei war und sie schon zum großen Aufbruch rüsteten, kam der Tunguse eines Tages mit einer alten Zeitung aus dem Dorfe zurück, einer Zeitung aus Moskau. Wie gesagt, sie war sehr alt, diese Zeitung, und eigentlich war es nur ein abgerissenes Stück einer solchen, aber für diese Ödnis brachte sie doch die neuesten Nachrichten. Und was für Nachrichten! Der Deutsche hatte inzwischen zwar fließend Russisch sprechen gelernt, aber mit dem Lesen der zyrillischen Buchstaben kam er aus Mangel an Übung nur schlecht zurecht. Westnik war wohl klug, aber das Lesen und Schreiben hatte er überhaupt nicht gelernt. In dem Stück Zeitung stand, daß eine andere, eine Regierung des Proletariats in Rußland am Ruder sei und Deutschland auch vor der Revolution stehe, daß seine Armee meutern wolle und die deutsche Arbeiterschaft die Absicht habe, ebenfalls eine Klassenherrschaft aufzurichten und sich mit den russischen Proletariern zu verbrüdern.

An dem kleinen Feuer vor der Höhle saß der Deutsche. Westnik wandte keinen Blick von dem Gesicht seines Herrn und er sah, daß es erbleichte. Schon war es Juni, aber noch trugen die hohen Berge Schneekuppen, und die abendliche Sonne vergoldete und überglühte sie, ein Anblick von hoher Schönheit. Aber die Augen des entflohenen Kriegsgefangenen sahen nichts davon. Nur denken konnte er, immer nur an Deutschland und an seine gefallenen Helden denken. Sollte das alles nun vergeblich geopfert sein? Er konnte, konnte es nicht glauben. Gleichviel, er mußte nach Deutschland. Straff richtete er sich auf. „Westnik", sagte er und seine Stimme war voll Trauer, „wir müssen scheiden. Ich muß weit fort, halb um die Erde, in mein fernes Heimatland Deutschland."

„Herr, ich gehe mit dir", entgegnete der Tunguse, „und gingest du in das Land der Dämonen."

So kam es denn, daß Westnik der Mongole sich mit auf den Weg nach Deutschland machte. Sein Herr hatte es nicht gewollt, aber da hatte Westnik erzählt, wie es um ihn stand. Erst vierundzwanzig Jahre war er alt, aber er war reich gewesen und der Angesehenste in seinem Stamme. Er hatte die meisten und schönsten Rentiere, sein Zelt war das stattlichste, und schweres

ungemünztes Gold hatte er sein eigen genannt, auch eine stattliche Frau und einen schönen Knaben von zwei Jahren. Aber er hatte sich verfeindet mit dem Zauberer des Stammes, denn er war ein kühner und kluger Mann und fürchtete sich nicht vor dessen Künsten. Doch der Zaubermann hatte nach langem Kampfe die Oberhand behalten. Er hatte den ganzen Stamm in Furcht, Schrecken und Zorn gejagt, und nur die Furcht vor der Kraft und dem Mute Westniks hatte die eigenen Stammesgenossen gehindert, ihn zu töten. So fand er eines Tages, von der Jagd kommend, sein Zelt zerstört. Sein Weib hatte den Jungen in die Arme gepreßt; beide waren tot, sein Vieh geraubt, sein Gold gestohlen.

Da hatte er die Heimat verlassen, ein wurzelloser Mensch, den der Wind treiben mochte, wohin er wollte, nur den einen Plan im Sinne, den Plan furchtbarer Rache, wenn seine Zeit gekommen sein würde. Irgendwann einmal wollte dieser Mann, der sich nun Westnik der Bote, der Fremde, nannte, zurückkehren in seine Heimat, aber erst dann, wenn er die Macht hatte, aus Rache seinen eigenen Stamm, Männer, Frauen und Kinder, zu vernichten. Nicht einer sollte am Leben bleiben. Nun hatte er einen guten Herrn gefunden. Er wollte ihm folgen, wohin es auch immer sei, bis der Tag da war, wo er die Macht zur Rache haben würde.

Der junge Deutsche erschrak vor diesem Plan und versuchte, dem Gefährten seine finsteren Gedanken auszureden, doch ohne Erfolg. Zunächst war er froh, daß Westnik ihn begleiten würde, denn er wollte, um keine Zeit zu verlieren, den Weg quer durch Rußland nehmen. Die Zeitung war vom März 1918. Jetzt war es schon Ende Juni. Ein paar Monate würde die Reise nach Deutschland unter den schwierigen Verhältnissen von Krieg und Revolution wohl dauern. Hoffentlich stand es nicht so um das Vaterland, wie das Moskauer Blatt schrieb, aber sicher konnte dort kein deutscher Mann und Soldat entbehrt werden.

Es sollte kein leichter Weg sein, den der junge Deutsche und sein Begleiter nun antraten. (Schluß folgt)

Briefmarkenausstellungen

Von Werner Voß

Vom 11. bis 21. September 1930 findet in den gesamten Räumen des Berliner Zoo die Internationale Postwertzeichen-Ausstellung Berlin 1930 — kurz „Ipostа 1930" genannt — statt.

So alt wie die Briefmarke ist der Gedanke einer Briefmarkenausstellung natürlich nicht, aber er ist auch nicht viel jünger. Schon im Jahre 1852 stellte der belgische Sammler Vandermaelen seine Marken neben andern Altertümern in Brüssel öffentlich aus. Viele können es nicht gewesen sein, denn erst rund vierzig Staaten gaben damals Marken heraus, aber der Anfang war gemacht.

Achtzehn Jahre später können wir die erste deutsche Briefmarkenausstellung verzeichnen. Der Oybiner Arzt Doktor Moschkau zeigte 1870 seine Markenschätze der Öffentlichkeit, um aus dem Erlös des Eintrittsgeldes den Feldpostbeamten des deutschen Heeres Liebesgaben zukommen zu lassen.

Es wuchs die Zahl der Marken herausgebenden Staaten, es wuchs die Zahl der Marken sowie die der Sammler und damit auch das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit an die Öffentlichkeit zu treten. Drei Arten von Ausstellungen bildeten sich heraus, wenn wir die ständigen Ausstellungen einzelner Postverwaltungen in ihren Postmuseen — zum Beispiel in Berlin — nicht mit in Betracht ziehen: einmal örtliche, zweitens Landes- und endlich internationale oder Weltausstellungen.

Alle drei Arten verfolgen die gleichen Zwecke. Sie sollen der Öffentlichkeit zeigen, was im Markensammeln für Werte schlummern, sollen neue Anhänger für die Sammlergilde werben, dem Sammler neue Anregungen geben; schließlich sollen die Landes- und Weltausstellungen dem Sammler den Lohn für seine Arbeit in Gestalt von Auszeichnungen, Medaillen und Diplomen bringen.

Das Jahr 1930 ist an Briefmarkenausstellungen besonders reich. Hier seien als Beispiele für die drei Arten einige herausgegriffen. Örtliche Ausstellungen fanden schon im März in Erfurt und im April in Leipzig statt. In Erfurt zeigten die Mitglieder des Thüringer Briefmarken-Sammlerbundes ihre Schätze, in Leipzig fast ausschließlich Ortsansässige. Neben den Marken erschienen in Leipzig auf den Ausstellungstischen Bücher und Zeitschriften über Marken. Wenn wir Leipzigs Stellung auf dem Buchmarkte berücksichtigen, kann uns dies nicht wundernehmen. Den örtlichen Ausstellungen kommt Bedeutung im philatelistischen Leben der Stadt und des Umkreises zu. Hier beleben sie die Sammlertätigkeit und wirken manchmal Wunder.

Die Landesausstellungen sind schon größer als die örtlichen, aber es fehlt auf ihnen der große Wettbewerb der Sammler aller Staaten, die auf den internationalen Weltausstellungen ihren Lohn suchen.

Weltausstellungen haben in den letzten Jahren unter andern in London 1923, Wien 1923, Haag, Brüssel, Oslo 1924, Paris 1925, Neuyork 1926, Straßburg 1927, Monako 1928, Le Havre und Danzig 1929 stattgefunden. Die erste deutsche Briefmarken-Weltausstellung nach dem Kriege wird im September dieses Jahres in Berlin sein. Aus diesem Anlaß stellt die Deutsche Reichspost auf besonderem Wasserzeichenpapier ein Blatt mit vier Wohlfahrtsmarken her, die folgende Städteansichten zeigen: 8 Pf. Aachen, 15 Pf. Berlin, 25 Pf. Marienwerder, 50 Pf. Würzburg. Jeder Besucher der Ausstellung kann ein Viererblatt gegen Abgabe eines Abschnittes der Eintrittskarte für den auch den Wohlfahrtszuschlag enthaltenden Preis von 1,70 RM. beim Ausstellungs-Postamt kaufen. Bei andern Postanstalten oder durch die Versandstellen für Sammlermarken werden die Viererblätter nicht vertrieben. Das Viererblatt wird in begrenzter Auflage hergestellt. Etwaige

Restbestände werden nach Schluß der Ausstellung vernichtet. Die Marken des Viererblatts können zum Freimachen von Postsendungen nach dem In- und Auslande verwendet werden. Ihre Gültigkeit läuft erst am 30. Juni 1931 ab.

Die gesamten Festräume des Berliner Zoo sind vom 11. bis 21. September von den Briefmarkensammlern belegt. Damit die lichtempfindlichen Marken keinen Schaden leiden, wird während dieser Zeit kein Strahl Tageslicht in die Räume dringen, nur künstliche Beleuchtung erhellt die Ausstellung. Deutsche und ausländische Sammler werden um die goldenen, silbervergoldeten, silbernen und bronzenen Medaillen streiten, die das Wahrzeichen Berlins, das Brandenburger Tor, als Schmuckbild tragen. Achtundzwanzig der angesehensten Briefmarkensammler aus der ganzen Welt bilden das Preisgericht. In Klasse VI, Unterklasse B, werden auch Jugendsammlungen im Wettbewerb auftreten und silberne Medaillen erringen können. Alle andern Klassen führen kreuz und quer durch das ganze Gebiet des Briefmarkensammelns.

Private Werbemarke der Iposta Berlin 1930.

Nur wenige Briefmarkenausstellungen in der Welt erfreuten sich der Gunst, daß das Landesoberhaupt sie betreute, im Jahre 1930 allerdings die größten alle. So stand Algier vom 3. bis 11. Mai 1930 unter dem Schutz des Präsidenten der französischen Republik und Antwerpen vom 9. bis 15. August unter dem des belgischen Königs. In Algier waren deutsche und österreichische Sammler sehr wenig vertreten, vielleicht weil keine solche unter den Preisrichtern waren. Dagegen stellten Skandinavier und Holländer recht zahlreich aus.

In Antwerpen war das Bild noch internationaler, trotzdem die Veranstaltung darunter litt, daß sie zu nahe an der Berliner Iposta lag, die natürlich das Hauptinteresse des Jahres 1930 beanspruchte; denn vor einer Ausstellung hat der Sammler, der sich an ihr beteiligen will, alle Hände voll zu tun. Es kommt ja nicht nur darauf an, möglichst viele oder möglichst seltene Marken zu haben — dann könnte der Sammler mit großem Geldbeutel ja stets alle ersten Auszeichnungen wegholen — nein, von Wichtigkeit ist auch, wie die Marken erhalten und wie sie auf den Albumblättern untergebracht sind und ob aus der Sammlung zu erkennen ist, daß der Sammler aus seiner Beschäftigung heraus Kenntnisse geschöpft hat. So haben zum Beispiel auf den Ausstellungen der letzten Jahre gerade Sammlungen, die geldlich gar nicht die größten Werte darstellten, gut abgeschnitten. Um übrigens allen Sammlern zu ermöglichen, daß sie mit der Zeit auch an die goldenen Medaillen herankommen, werden jetzt alle Sammlungen, die schon durch goldene Medaillen ausgezeichnet sind, in einer Meisterklasse vereinigt und streiten da um den Großen Preis der Philatelie. — Wer von den Lesern Gelegenheit hat, zwischen dem 11. und dem 21. September Berlin zu besuchen, oder wer gar dort wohnt, sollte es nicht versäumen, den Zoo aufzusuchen, denn Briefmarkensammlungen in dieser Zahl und Aufmachung wird er so bald nicht wieder sehen.

Ausstellungsbriefmarke Algier 1930.

Ausstellungsbriefmarke Antwerpen 1930.

Ausstellungsbriefmarke Danzig 1929. (Der Neptunsbrunnen.)

Großes Interesse werden wieder die für den gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Seltenheiten finden. In Straßburg zeigte man 1927 die seltenste Marke der Welt, die Britisch Guiana aus der Sammlung des elsässischen Industriellen Burrus, gar nicht im Ausstellungsraum, sondern nur im Tresorraum einer Bank. In Berlin werden auch Seltenheiten gezeigt werden. Der glückliche Besitzer des schwedischen Fehldrucks 3 Banco gelb statt grün, der auf 40 000 RM. Wert geschätzt wird, zeigt dieses Unikum. Verschiedene Postbehörden haben zugesagt, aus ihren Sammlungen interessante Stücke vorzuführen. Die Vorbedingungen für eine Ausstellung allererster Bedeutung sind damit gegeben. Äußerlich wird dies schon durch die Tatsache zum Ausdruck gebracht, daß Reichspräsident von Hindenburg das Ehrenprotektorat übernommen hat.

Private Marken anläßlich des 27. Philatelistentages 1921 in Nürnberg, ein Beispiel, daß unsere Staatsmarken von privaten Marken an Schönheit noch übertroffen werden können.

Mit dem Auto im Hochgebirge: Sommerbetrieb vor dem Hospiz auf dem Gr

Der historische Alpenübergang, über den schon die Heere Altroms, der Langobarden, Karls des Großen, Barbarossas und Napoleons I. zogen, lockt in immer st
Das ältere Gebäude (auf unserer Zeichnung links) aus dem 16. Jahrhundert, mit den Wohnungen der Augustiner-Chorherren, ist durch einen Übergang mit
Dabei werden sie von eigens dazu abg

ı St. Bernhard (2427 Meter) / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

n Maße den Automobilisten. Hat er auf dem Wege nach Süden die Paßhöhe erreicht, so findet er im Hospiz Ruhe und Rast. Dieses wurde 962 gegründet. ueren Unterkunftsbau (rechts) verbunden. In der fast neun Monate dauernden Schneezeit sind die Geistlichen zum Beistand für Hilfsbedürftige verpflichtet. n „Bernhardiner"-Hunden unterstützt.

Sportliche Alpenfahrten im Auto

Von Dr. Richard Völter

Alpenübergänge haben in der Geschichte des Verkehrs immer eine besondere Rolle gespielt. Bis zur Erschließung der Alpen durch die Eisenbahn galt es für jeden Reisenden beinahe als lebensgefährlich, den Wall, der uns von den südlichen Ländern trennt, zu übersteigen. Für den Feldherrn gar, der ein Heer über die wilden Pässe des Hochgebirges führte, bedeutete der Erfolg ein besonderes Ruhmesblatt.

Heute führen nicht nur zahlreiche Eisenbahnlinien über und durch das Gebirge nach Süden, auch dem moderneren Verkehrsmittel, dem Kraftfahrzeug, sind die Alpen durch den Bau kühner Straßen mehr und mehr erschlossen worden. Aber gerade für den Automobilisten bedeutet eine Fahrt über die Gebirgspässe auch heute noch eine besondere Leistung, weniger allerdings für den Fahrer als für die Maschine, an die im Gebirge die höchsten Anforderungen gestellt werden.

Neben der Fortbewegung des Fahrzeuges, also der Überwindung des Roll- und Luftwiderstandes, ist beim Fahren im Gebirge auch noch Hebearbeit zu verrichten, die umso größer ist, je mehr das vollbesetzte Fahrzeug wiegt. Wir wissen aber alle aus der Physik, daß eine viel größere Kraft dazu gehört, einen Gegenstand zu heben, als ihn auf Rädern in der Ebene vorwärts zu bewegen. Diese physikalischen Ursachen führen denn auch dazu, daß der Motor eines Kraftfahrzeuges im bergigen Gelände ganz anders beansprucht wird als in der Ebene, und insbesondere das Hochgebirge mit seinen bedeutenden Höhenunterschieden stellt an die Maschine die höchsten Anforderungen.

Seit es einen Automobilsport gibt, haben deshalb auch Fahrten durch die Alpen als Prüfungen für Leistung und Zuverlässigkeit der Wagen eine bedeutende Rolle gespielt. Schon im Jahre 1898 veranstaltete der Österreichische Automobilklub eine Wettfahrt durch die Alpen, die in Bozen begann und über die schwierigsten Dolomitenpässe führte. Sie wurde gewonnen von einem Daimler-Wagen mit einem 7,5-PS-Motor, der noch die Form der alten Pferdekutsche besaß, mit hinten liegendem Motor und Riemenübertragung. Dieser Wagen steht heute noch in dem Museum der Daimler-Benz-Werke in Untertürkheim bei Stuttgart. Wer den Kraftwagen nur in seiner heutigen Form kennt, hält es kaum für möglich, daß solch ein schwerfälliger Wagen mit seinem schwachen Motor so schwere Gebirgstrecken bewältigen konnte. Freilich waren damals auch die Geschwindigkeiten wesentlich geringer als heute. Während bei dieser ältesten Alpenfahrt eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 Kilometer in der Stunde schon als besondere Leistung galt, rechnet man heute selbst auf den Straßen des Hochgebirges mit Durchschnittsgeschwindigkeiten von 45 bis 50 Kilometer. Bei Alpenfahrten mit sehr hohen Anforderungen an Durchschnittsleistung, wie sie in den letzten Jahren veranstaltet wurden, zeigt sich die Leistungsfähigkeit eines Wagens wirklich einwandfrei. Die Kraft des Motors bei der Fahrt bergauf, die Sicherheit der Bremsen bei der Fahrt bergab, die Wendigkeit und Stabilität des Wagens in den vielen Kehren und Kurven, die Wirkung des Kühlers auf langen Steigungen, alle einzelnen Teile des Wagens werden hier einer Prüfung unterzogen, wie sie selbst auf einem besonderen Versuchsgelände schärfer kaum denkbar ist.

Die letzte große Alpenfahrt und überhaupt die größte, die bisher veranstaltet wurde, war die „Internationale Alpenfahrt" des Jahres 1929, die von den Automobilklubs von Deutschland, Österreich, Italien und der Schweiz ausgeschrieben worden war. In fünf Tagen mußten hier insgesamt 2700 Kilometer kreuz und quer durch die österreichischen, italienischen und schweizerischen Alpen bewältigt werden, darunter die höchsten europäischen Pässe und schwierige schmale Gebirgstraßen. Die Länge der einzelnen Tagesstrecken betrug zwischen 450 und 630 Kilometer, die geforderte Durchschnittsgeschwindigkeit 48 Kilometer. Es handelte sich also um Anforderungen, wie sie an den Wagen und Fahrer schärfer nicht gestellt werden können.

Die erste Etappe dieser Alpenfahrt umfaßte die Strecke von München bis Villach in Kärnten, wobei der Tauernpaß und der wegen seiner besonders steilen Straßen gefürchtete Katschberg überwunden werden mußten. Am zweiten Tage ging es von Villach über Radstatt—Innsbruck nach Meran, über den Paß Thurn, den Brenner- und den Jaufenpaß. Der dritte Tag stellte besonders große Anforderungen. Nicht nur die größte Strecke war zu überwinden, sondern auch das besonders schwierige Dolomitengebiet mit seinen vielen steilen Pässen, von denen unter andern der Costalunga, Pordoi, Falzarego, Misurina, Rolle, Madonna di Campiglio und der Mendelpaß harte Prüfsteine für die Teilnehmer waren. Am vierten Tage dieser Rekordfahrt ging es von Meran über das 2759 Meter hohe Stilfser Joch, den Col d'Aprica, am Comer See vorbei nach Lugano; der fünfte und letzte Tag führte durch die schönsten Teile der Schweiz über den Gotthard, Furka, Simplon wieder zurück nach Italien und über die berühmte oberitalienische „Autostrada" in das Ziel nach Como.

Man sieht daraus, daß diese sportlichen Alpenfahrten durchaus keine Spazierfahrten sind, sondern wirklich ein Höchstmaß dessen bieten, was von Fahrer und Maschine verlangt werden kann. Es war interessant, gerade bei dieser letzten Alpenfahrt festzustellen, daß von den insgesamt achtzig teilnehmenden Wagen nur ein ganz geringer Bruchteil, etwa fünf oder sechs, durch Maschinenschaden ausgefallen sind, daß also die modernen Kraftfahrzeuge, auch die kleinen Wagen, selbst diesen höchstgespannten Ansprüchen gewachsen sind. Alle sonstigen Ausfälle — von den achtzig gestarteten Wagen kamen dreiundfünfzig ans Ziel — sind auf das Versagen der Fahrer zurückzuführen

beziehungsweise auf Unfälle, die durch den Verkehr verursacht wurden. Manche Wagen haben bei dem scharfen Tempo, das gefahren werden mußte, Bekanntschaft mit Felswänden gemacht, es gab Zusammenstöße mit entgegenkommenden Fahrzeugen, zwei Wagen stürzten sogar Abhänge hinab. Erfreulicherweise wurden aber bei diesen Unfällen keine Wageninsassen ernstlich verletzt.

Im Jahre 1930 findet keine große internationale Alpenfahrt statt, da gegenwärtig die Automobilindustrie in allen Ländern wegen der überall herrschenden schlechten Wirtschaftslage die immerhin erheblichen Kosten für eine stärkere Beteiligung an solchen „Gebrauchsprüfungen" scheut. Das Automobil ist eben allmählich zu einem Gegenstande des täglichen Bedarfs geworden, und das Interesse am Automobilsport wird daher in Zukunft nicht mehr so groß sein wie in früheren Jahren. Wenn aber ein Wettbewerb überhaupt geeignet ist, Wagen und Fahrer vor besonders schwierige Aufgaben zu stellen, so ist es eine Alpenfahrt.

Man wird daher erwarten dürfen, daß auch in späteren Jahren solche Fahrten immer wieder als Prüfstein für die Güte der Wagen und die Geschicklichkeit und Ausdauer der Fahrer gewertet und benutzt werden.

Die letzte Fahrt / Von Walter Grieg

Was waren das für Tage und Wochen, als wir weit draußen nördlich von Rügen und nicht gar so weit von der schwedischen Küste auf Schollenfang waren! Immer, wenn ich jetzt eine Flunder verzehre, fallen mir jene stürmischen Nächte und grauen Herbsttage ein und die beiden Burschen, mit denen ich ein abenteuerliches Leben führte. Wie diese Fahrten ein Ende nahmen, davon will ich heute erzählen.

Petterson war einer der phlegmatischsten Menschen, die mir je begegnet sind. Das ist eine sehr lobenswerte Eigenschaft, aber es muß alles seine Grenzen haben.

Eines Abends kam er über das feuchte Deck in seinen Holzpantinen herangeschlürft, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, und sagte durch die Zähne, wie das seine Gewohnheit war: „Wir haben Wasser im Boot."

„Sauf's aus!" brummte gemütsruhig „Der lange Karl", der im Steuerhaus neben mir am Ruder stand.

„Ich will nachsehen", meinte ich, nahm die Ankerlaterne und stieg in das Logis. Unter dem Tisch, zwischen den Kojen schülperte das Wasser auf den Fußbodenbrettern. Da der Fischkutter in dem Seegang unruhig auf und nieder stampfte, war ein gewaltiger Wellenschlag in der Kajüte. Nun ist es ja nichts Außergewöhnliches, daß ein altes Schiff leck springt. Wir hatten eigentlich immer Wasser im Boot. Es war ein strandreifer Fischkutter, mit dem man um diese Jahreszeit nicht mehr hätte fischen sollen, wenigstens nicht so weit ab von der Küste und so weit weg vom nächsten Hafen. Aber wir hatten uns an das Boot gewöhnt, waren lebensfrohe Burschen, und vor allem: wir hatten nichts zu verlieren. Gewinnen konnten wir auch nicht viel, denn bei der Fischerei geht alles gegen den gesunden Menschenverstand. Sind die Preise hoch, kommt man mit halbleerem Boot ans Bollwerk; hat man einmal einen gesegneten Fang, werfen sie einem im Hafen die Fische nach. Ja, so geht es zu bei der Fischerei.

Außerdem gehörte der Kutter nicht uns. Wir mußten Pacht zahlen, und diese zusammen mit dem Betriebsstoff verschlang die Hälfte der Einnahmen. Die andere Hälfte blieb in den Häfen, die wir ab und zu anliefen und die Stralsund, Kopenhagen, Warnemünde oder Saßnitz hießen. Auf die Häfen freuten wir uns immer schon tagelang. Da konnte man doch wieder einmal richtig Menschen sehen und in ein Kino gehen und in den Nächten gut ausschlafen, denn das Boot lag hinter dem Wellenbrecher, still wie auf dem Strand. Aber lange gefiel es uns nicht in den Häfen. Das war alles nichts Rechtes: die Musik in den Wirtschaften, die Bilder in den Theatern, die Auslagen in den Schaufenstern und das Stilliegen hinter dem Hafenbollwerk. Nein, wir waren verwegene Burschen und gehörten aufs Meer, wenn dieses auch in den Herbstmonaten nicht gerade sehr freundlich sich zeigte.

Max und Moritz im Sommerlager.

Was bedeutete das Wasser im Vorschiff? Wir hatten ganz andere Gefahren erlebt. Dieses war wirklich nicht der Rede wert. Petterson hatte recht, sich um eine Kleinigkeit wie so ein Leck überhaupt nicht zu kümmern.

„Wir werden schöpfen müssen, oder was meinst du?" sagte „Der lange Karl", der zu mir ins Vorschiff geklettert war und an seinen Schechtstiefeln die Höhe des Wasserspiegels gemessen hatte.

Das war eine Aufforderung, für die ich kein Interesse hatte. Die Pumpe war durchgerostet, und das

Ausschöpfen mußte daher mit einem alten Eimer bewerkstelligt werden, was eine unangenehme Arbeit war. Wenn man sich hierbei ungeschickt anstellte, gab es Schrammen, und die Hände waren sowieso reichlich mit Narben bedeckt. An den alten Drahttauen verletzt man sich so leicht.

Eine Zeitlang saßen wir beide auf dem Kojenrand und schauten ins Wasser, das im matten Schein der verrußten Lampe ölig unter dem Tisch blinkte. Ein Leck ist nicht das Beste, was ein Schiff aufweisen kann, und wir waren uns einig, daß eine gewisse Gefahr darin bestand, das Wasser im Raum steigen zu lassen. Der Tag hatte aber Arbeit genug gebracht, viermal hatten wir die Netze eingeworfen und viermal wieder eingehievt, was bei dem rauhen Seegang nicht wenig Anstrengung kostete. Nun wollten wir uns den friedlichen Abend nicht durch unnötiges Getue verderben.

Ein seltsam geformter Flaschenkürbis / Presse-Photo, Berlin.

„Der lange Karl" zog sich die Stiefel aus und wälzte sich in seine Koje. Hierzu war er durchaus berechtigt. Vor neun Uhr gab es kein Essen, und die zwei Stunden ließen sich gut durch einen ruhigen Schlaf ausfüllen. Ich schob Kohlen auf die Glut im Ofen, nahm die Ankerlaterne, öffnete die Niedergangsklappe und stieg an Deck. Damit war die Angelegenheit mit dem Leck zunächst erledigt.

Eine sternenlose Nacht, dunkel und feucht, umgab uns. Der Kutter stampfte durch die See. Wellen schlugen auf, Gischt schimmerte rot im kargen Schein der Seitenlaterne, kein Feuer war zu sehen. Durch eine schwarze Wüste fuhren wir. Nur ab und zu sprühten Funken aus dem Blechrohr, das uns als Schornstein diente. Schwarz ragten Segel und Wanten über mir. Den Tag über hatte es hart geweht. An Deck lag das Netz, naß und glatt, und ich mußte beim Übersteigen achtgeben, um nicht auszugleiten.

Heute hatten wir nicht viel gefangen. Nun schien der Wind abzuflauen und die Luft wurde weicher. Petterson im Steuerhaus meinte: „Wir wollen es noch einmal versuchen."

„Ja, das wollen wir", erwiderte ich und hob die Scheerbretter und das Netz über den Rand. Petterson ließ den Motor mit langsamer Fahrt laufen. Das Netz glitt nun langsam über den Grund. Der Meeresboden besteht hier aus feinem Sand, und die Schollen halten sich am Boden auf. Wenn das Netz über Bord ist, gibt es nicht viel zu tun an Deck. Ich steckte meine Pfeife an und lehnte mich gegen das Deckshaus.

Petterson sagte: „Am Lande regnet es, oder der Teufel mag wissen, was das ist. Ich sah das Feuer von Dornbusch, und nun ist es duster wie im Sack."

„Sind Nebelschwaden", wandte ich ein.

„Mag sein."

Dann sprachen wir eine lange Weile gar nichts. So war es immer an Bord. Jeder hing seinen Gedanken nach, und doch war es oft dasselbe, woran wir dachten.

„Dumm, daß wir kein Barometer haben!"

„Ja, das Wetter gefällt mir nicht, aber ein Kompaß wäre wichtiger."

„Da hast du recht", meinte Petterson.

Unser Kompaß war zu „vergnügt", wie „Der lange Karl" immer sagte. Er war zu lebendig und drehte sich wie ein Jahrmarktskarussell. Es war ein schlechtes und schweres Steuern nach diesem Kompaß. Ach, überhaupt unsere Navigation! Wir mußten uns mit den einfachsten Mitteln behelfen, und doch segelten wir tagelang von den Küsten entfernt bei schlechtestem Wetter mitten in der Ostsee. Unsere Seekarte war braun wie ein Tabakblatt, wies Ölflecke auf und war mit Fingerabdrücken übersät. Es gehörten viel Geschick und Einbildungskraft dazu, diese alte, beschmutzte Karte zu entziffern. Wir taten es selten genug. Das Gewässer zwischen Schweden und Rügen, Dänemark und der Insel Bornholm war uns vertraut, und unsere Vorfahren waren alle Seefahrer gewesen. So lag uns Navigation im Blute, und wir fanden uns zurecht, wie es die Zugvögel tun.

Schwarze Nächte kann man die Herbst- und Winternächte auf dem Meere nennen. Der Himmel ist niedrig, und das Gewölk scheint die Mastspitze zu berühren. Selten zuckt ein Licht auf. Man sieht den Wind nicht, man fühlt ihn am Druck, hört ihn am Steuerhaus heulen. Der Kutter liegt geneigt und hebt sich mühsam über die langen Wogen. Das Netz hemmt die Fahrt.

Wir lösen uns am Ruder ab. Ein hell erleuchtetes Haus taucht aus der Dunkelheit auf und zieht ge-

spenstisch vorüber. Das ist die Nachtfähre von Trelleborg. Wir schauen beide hin. Sie verschwindet ebenso schnell, wie sie gekommen, wie ein Spuk, und wir sind wieder allein auf dem weiten Meere. (Schluß folgt)

Was ist beim Boxen „foul"?

Von L. Rosenfeld

Diese Frage zu beantworten, ist gerade jetzt von allgemeinem Interesse. Die ganze Welt vernahm am 12. Juni 1930 die Kunde, daß der mit größter Spannung erwartete Boxkampf um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht zwischen dem Deutschen Schmeling und dem Amerikaner Sharkey in Neuyork mit einem „foul" von Sharkey ein unerwartetes Ende genommen hatte. In der vierten Runde beging Sharkey ein „foul" und wurde dafür vom Ringrichter disqualifiziert. Damit errang Schmeling den Sieg, er wurde Weltmeister, obwohl Sharkey sich ihm bis dahin überlegen gezeigt hatte. Das „foul" war hier ein Tiefschlag; Sharkey hatte Schmeling unter der Gürtellinie getroffen, so daß dieser mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden gehen mußte und den Kampf nicht fortsetzen konnte. In der Geschichte des Boxsportes wird damit ein Weltmeistertitel im Schwergewicht zum ersten Male durch Disqualifikation des Gegners errungen, während bei andern Gewichtsklassen ein Titelsieg durch Disqualifikation schon häufiger davongetragen wurde.

Unter „foul" versteht der Boxer Schläge, die gegen die von der Boxsportbehörde festgelegten Kampfregeln verstoßen, oder sonstige regelwidrige Kampfhandlungen. Nach den internationalen Regeln sind verboten in erster Linie: Schläge unterhalb des Gürtels, Beinstellen, Treten und Stoßen mit Fuß und Knie, ferner Schlagen mit offenem Handschuh, mit der Handkante, mit dem Unterarm und dem Ellbogen oder Stoßen mit Kopf und Schulter. Desgleichen sind Schläge ins Genick, auf den Hinterkopf und in die Nierengegend nicht erlaubt, ebenso ist ein Angreifen des zu Boden gegangenen Gegners verboten. „Zu Boden" ist ein Kämpfer, wenn er mit irgend einem andern Körperteil als den Füßen den Boden berührt, zum Beispiel Hand oder Knie.

Bei einem Kampf um die Weltmeisterschaft, wo ungeheure Summen auf dem Spiele stehen und wo ein angehender Weltmeister im Interesse des Boxsportes zeigen muß, daß er einwandfrei und unbedingt sportgerecht zu siegen weiß, wird begreiflicherweise besonders streng auf Verstöße gegen die Kampfregeln geachtet.

Trotz den strengen Regeln kommen besonders Tiefschläge bei Boxkämpfen des öfteren vor, und zwar hängt dies damit zusammen, daß sehr empfindliche Organe, die eben über der Gürtellinie liegen, wie Magen, Zwerchfell, Leberspitze, im Kampfe neben den hochliegenden Zielen, wie Herz, Kinn und Kiefer, die beliebtesten Angriffspunkte sind. Im Kampfeseifer, bei schnellsten Schlag- und Körperbewegungen, beim Ducken, Vor-, Seit-, Rückneigen, also bei steter Veränderung der gesuchten Treffpunkte, kann ein Schlag besonders nahe der Gürtellinie sein Ziel verfehlen und der zum Beispiel auf den Magen oberhalb des Gürtels gezielte Schlag unterhalb der Gürtellinie landen. Wird dieser regelwidrige Stoß vom Kampfgericht (Ringrichter, Punktrichter) einwandfrei festgestellt, so hat er eine Disqualifikation des

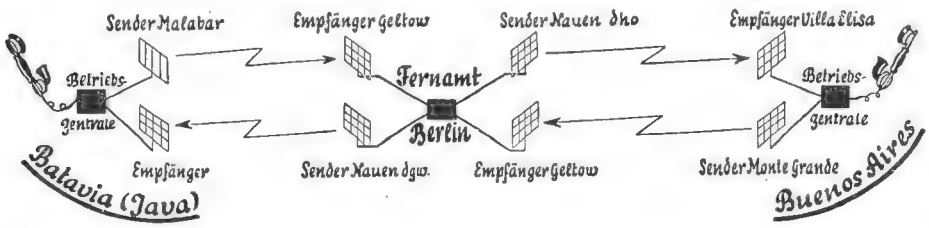
Max Schmeling, der neue Weltmeister im Schwergewicht, im Ring / Deutsche Presse-Photos. Oben rechts: Sharkey / Herbert-Photos.

Schlägers zufolge, und dem Getroffenen wird der Sieg zugesprochen.

Oft macht sich die Wirkung eines verbotenen Schlages nicht im Augenblick des Auftreffens, sondern erst im späteren Kampfverlauf schmerzhaft bemerkbar und zwingt den Getroffenen womöglich zur Aufgabe; deshalb wird jeder erfahrene Boxer einen solchen regelwidrigen Schlag, wenn er vom Kampfgericht nicht beachtet wurde, reklamieren. Der anwesende Sportarzt untersucht dann sofort den Getroffenen. Stellt er den verbotenen Schlag fest und erklärt er: „Kampfunfähig durch verbotene Kampfhandlung", so wird der Schläger disqualifiziert und dem Kampfunfähigen der Sieg zugesprochen; andernfalls verliert der Getroffene wegen Vortäuschung eines verbotenen Schlages.

Drahtlose Telephongespräche über 23 000 Kilometer

Der Ausbau des drahtlosen Übersee-Telephonverkehrs geht mit Riesenschritten vorwärts. Nachdem die Strecke Berlin—Buenos Aires bereits den gewöhnlichen Fernsprechverkehr über die Entfernung von 12 000 Kilometer aufgenommen hat, wurde kürzlich die erste drahtlose telephonische Verständigung auf beinahe die doppelte Entfernung versuchsweise ermöglicht, nämlich von Batavia über Berlin mit Buenos Aires und Rio de Janeiro. Berlin wurde bei diesen Gesprächen lediglich als automatisches Relais benutzt, das heißt, das in der Empfangstation Geltow bei Berlin empfangene Gespräch aus Bandoeng modulierte unmittelbar wieder den Sender in Nauen, der dann in Buenos Aires aufgenommen wurde. Die Wirkung ist für den Teilnehmer genau die gleiche, als ob er auf dem direkten Wege spräche. Technisch bedeutet dieser Vorgang allerdings eine ganz hervorragende Leistung, da an Sender und Empfänger außerordentliche Anforderungen gestellt werden.



Schema des drahtlosen Telephongesprächs von Batavia über Berlin mit Buenos Aires.

Graf Arco wohnte diesem Gespräch bei, und nach seinen Angaben spielt sich die technische Durchführung wie folgt ab. Der Teilnehmer in Batavia bespricht den niederländisch-indischen Sender ple 18 821 kHz (= 19,93 Meter). Der Sender wird in der Telefunken-Empfangstation Geltow aufgenommen und nach dem Überwachungschrank im Fernsprechamt Berlin geleitet. Von diesem Überwachungschrank wird über eine Verstärkereinrichtung das Gespräch zu dem in Nauen aufgestellten Telefunken-Kurzwellensender dho 20 020 kHz (= 14,985 Meter) geführt und durch Strahlwerfer nach Buenos Aires gesandt. In der Empfangstation Villa Elisa der Transradio Internacional Compania Radiotelegrafica Argentina S. A. bei Buenos Aires wird das Gespräch aufgenommen und nach der Betriebszentrale der Transradio Internacional geleitet.

Im Gegensprechbetrieb, wie bei einer gewöhnlichen Fernsprechleitung, bespricht der Teilnehmer in der Betriebszentrale in Buenos Aires den Kurzwellensender lsg, der in der Großfunkstelle Monte Grande bei Buenos Aires mit der Welle 19 900 kHz (= 15,075 Meter) arbeitet. Dieses Gespräch wird in Geltow aufgenommen, nach dem Überwachungschrank im Fernsprechamt Berlin geleitet, von diesem aus über die Verstärkereinrichtung zu dem in Nauen befindlichen Kurzwellensender dgw 20 140 kHz (= 14,896 Meter) übertragen und nach Batavia gesandt. Es wird also eine Entfernung von rund 23 000 Kilometer überbrückt.

Das Gespräch mit Rio wird unter Zuhilfenahme folgender Einrichtungen vermittelt. Der Teilnehmer in Batavia bespricht wieder den Sender ple. Das Gespräch wird in Geltow aufgenommen und nach dem Überwachungschrank im Fernsprechamt Berlin geleitet. Von hier aus wird der neue Kurzwellensender dho 20 020 kHz (= 14,985 Meter) betätigt und das Gespräch der Empfangsanlage Taraqua bei Rio de Janeiro zugeführt. Von dieser Empfangsanlage wird es zur Betriebszentrale Rio de Janeiro geleitet. Von dort bespricht der Teilnehmer den auf der Sendestation Sa. Cruz bei Rio aufgestellten Kurzwellensender ppu 19 260 kHz (= 15,576 Meter). Das Gespräch wird in Geltow aufgenommen, nach dem Überwachungschrank im Fernsprechamt geleitet und von hier aus zum Sender dgw in Nauen 20 140 kHz (= 14,896 Meter). Dieser wird in Batavia empfangen und das Gespräch zum Teilnehmer geleitet.

Man sieht also, welch genaues Arbeiten der technischen Hilfsmittel wie auch der Organisation zur Durchführung einer solchen Höchstleistung erforderlich ist. Die Teilnehmer der ersten Gespräche äußerten sich ganz begeistert über die technische Vollkommenheit.

Moderne Piraten

Kokain-Razzia in Frankreich

Weil der Apotheker von Périgeux starb

Paris, 21. Juni

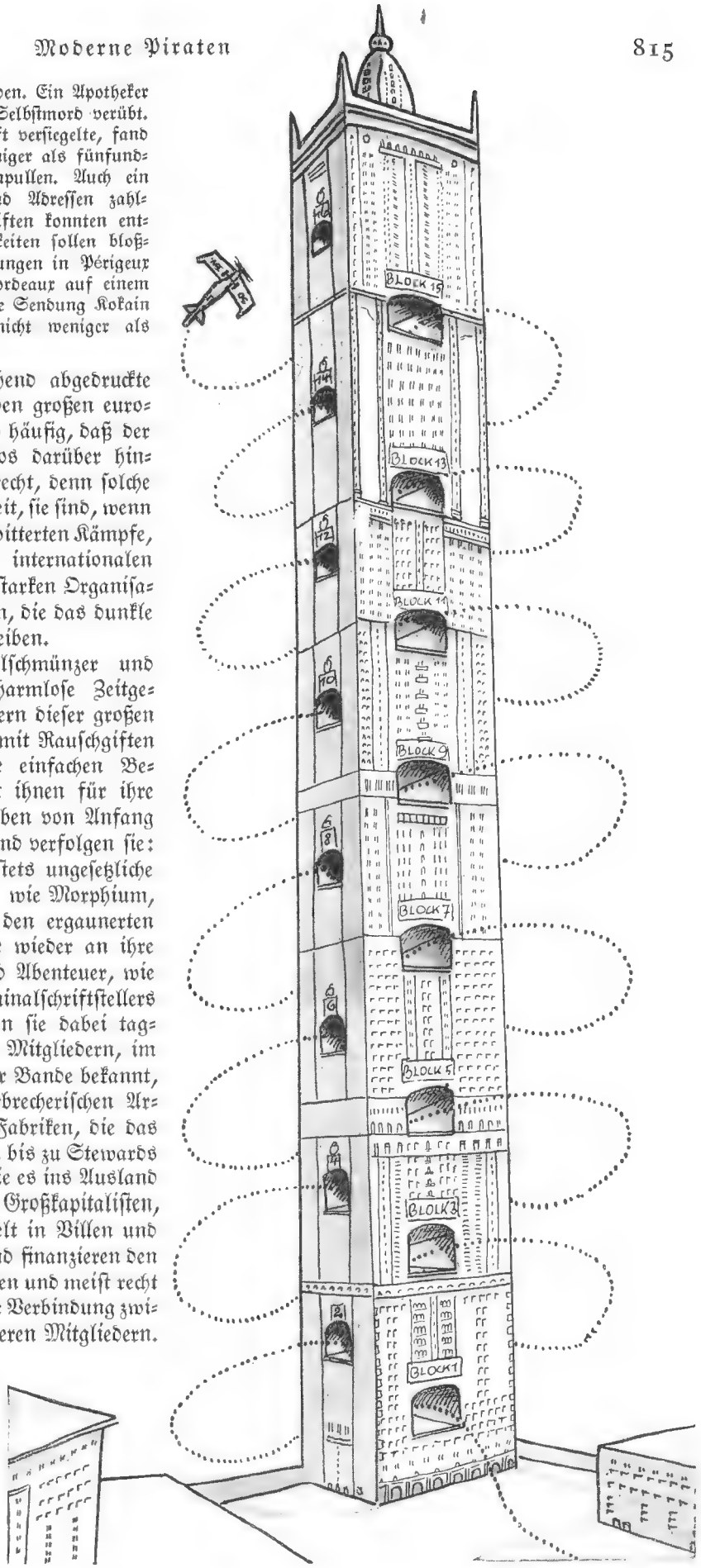
Eine Kokainschiebung, deren Verzweigungen von Périgeux über Bordeaux bis nach Biarritz reichen,

ist von der Polizei entdeckt worden. Ein Apotheker in Périgeux hatte dieser Tage Selbstmord verübt. Als man seine Hinterlassenschaft versiegelte, fand man in der Apotheke nicht weniger als fünfunddreißigtausend leere Heroin-Ampullen. Auch ein umfangreicher Briefwechsel und Adressen zahlreicher Abnehmer von Rauschgiften konnten entdeckt werden. Viele Persönlichkeiten sollen bloßgestellt sein. Dank den Entdeckungen in Périgeux konnte man im Hafen von Bordeaux auf einem einlaufenden Dampfer eine neue Sendung Kokain aufspüren im Gewicht von nicht weniger als 150 Kilogramm.

Zeitungsnachrichten wie die vorstehend abgedruckte finden sich wöchentlich mehrfach in den großen europäischen Blättern, und zwar leider so häufig, daß der Durchschnittsleser meistens interesselos darüber hinweg liest. Damit tut er aber sehr unrecht, denn solche Meldungen sind ein Zeichen unserer Zeit, sie sind, wenn man so will, Heeresberichte über die erbitterten Kämpfe, wie sie tagaus, tagein zwischen der internationalen Polizei einerseits und großen, kapitalstarken Organisationen anderseits ausgefochten werden, die das dunkle Gewerbe des Rauschgifthandels betreiben.

Einbrecher, Fassadenkletterer, Falschmünzer und Hochstapler sind verhältnismäßig harmlose Zeitgenossen im Vergleich zu den Mitgliedern dieser großen Geheimorganisationen, die die Welt mit Rauschgiften verseuchen. Jedes Mittel, von der einfachen Bestechung bis zum glatten Mord, ist ihnen für ihre Zwecke recht. Ungesetzlich ist ihr Treiben von Anfang bis zu Ende. Nur zwei Ziele kennen und verfolgen sie: sich auf irgend eine wohlfeile und stets ungesetzliche Art in den Besitz von Rauschgiften, wie Morphium, Kokain oder Heroin, zu setzen und den ergaunerten Giftstoff möglichst schnell und teuer wieder an ihre Opfer zu verschachern. Gefahren und Abenteuer, wie sie die üppigste Phantasie eines Kriminalschriftstellers nicht toller erdenken könnte, nehmen sie dabei tagtäglich mit in Kauf. Hunderte von Mitgliedern, im einzelnen nur den obersten Leitern der Bande bekannt, arbeiten in diesem Sinne. Von verbrecherischen Arbeitern und Angestellten chemischer Fabriken, die das Gift aus dem Betriebe stehlen müssen, bis zu Stewards und Heizern von Überseedampfern, die es ins Ausland schmuggeln, reicht die Organisation. Großkapitalisten, die an den schönsten Plätzen der Welt in Villen und Schlössern wohnen, sind die Leiter und finanzieren den Betrieb. Personen in den verschiedensten und meist recht angesehenen Lebensstellungen bilden die Verbindung zwischen jener Oberleitung und den unteren Mitgliedern.

Man wird vielleicht einwenden, daß diese Behauptungen über-



Der Briefträger der Zukunft: „Verzeihung, wohnt hier nicht ein Herr Meier?“

Nach einer Zeichnung von Bert Vogler. (Bavariaverlag, München-Gauting.)

trieben seien. Zum Gegenbeweis ein paar Worte über die oben wiedergegebene Zeitungsmeldung. Ein Apotheker in Périgeux, ein angesehener Bürger der Stadt also, verübt Selbstmord. Der Grund ist der Polizei unbekannt; der Kundige ahnt ihn. Gewiß handelt es sich um Streitigkeiten mit der Organisation wegen der Gewinnbeteiligung, um Sperrung der Giftzufuhr. Infolgedessen kommt es zu Klagen, Drohungen und schließlich Erpressungen seitens der Abnehmer, die an das Gift gewöhnt sind und es nicht mehr entbehren können.

In der Hinterlassenschaft des Selbstmörders findet man fünfunddreißigtausend leere Heroin-Ampullen. Sicherlich ist das nur ein verschwindender Bruchteil der wirklichen Giftmengen, die jener Mann widerrechtlich in den Verkehr gebracht hat, denn die meisten Kunden haben sich das Gift in den Ampullen mitgenommen. Nur diejenigen, die so rauschgiftsüchtig waren, daß sie es nicht erwarten konnten und sich die Einspritzung sofort in der Apotheke verabfolgten, haben die leeren Ampullen dort zurückgelassen. Man wird die Zahl wenigstens mit zehn vervielfachen, wird etwa eine halbe Million sagen müssen, wenn man der Wahrheit nahekommen will, und das wäre dann immer erst der Umsatz eines einzigen Mitgliedes der Organisation.

Ingenieur Hans Dominik, der Verfasser der im 45. Jahrgang erscheinenden neuen Haupterzählung „Moderne Piraten".

Diese Zahl erscheint vielleicht manchem übertrieben. Dann beachte man den Schluß der Nachricht! Auf einem Dampfer in Bordeaux wurden 150 Kilogramm Kokain beschlagnahmt. Die höchstzulässige Dosis dieses Narkotikums, die auf einmal verschrieben werden darf, ist ein Gramm. 150 Kilogramm sind 150 000 Gramm, und in Bordeaux laufen täglich viele Dampfer an. Durch irgend einen Zufall wurde einmal auf einem das geschmuggelte Gift gefunden. Vielleicht geschah es auch durch Verrat. Dann aber tut der Verräter gut, sein Testament zu machen, denn die Organisation kennt kein Erbarmen und ihr Arm reicht weit.

Abenteuer, Verschwörungen, Verbrechen und Kämpfe — die Geschichte der „Organisation" bringt sie in bunter Fülle. Das Leben dieser modernen Piraten ist viel wilder und aufregender, als es das eines Lederstrumpf, eines Roten Freibeuters, eines Buffalo Bill, und wie sie alle heißen mögen, jemals gewesen ist. Vor allen Dingen aber ist es wahr, es spielt sich noch heute in unserer mit Unrecht als nüchtern verschrienen Zeit ab. Darum mußte es auch dem Schriftsteller, der mit sehenden Augen in seine Zeit zu blicken gewohnt ist, einen dankbaren Vorwurf bieten, und so entstand die Erzählung „Moderne Piraten", mit deren Abdruck „Der Gute Kamerad" in Heft 1 des 45. Jahrgangs beginnen wird.

Was sich hier ereignet, was hier oft in atemraubender Spannung am Leser vorüberzieht, das ist nicht am Schreibtisch erfunden oder ausgeklügelt, sondern fast ausnahmslos nach wirklichen Vorkommnissen erzählt. Nur die Namen der Personen und Orte wurden mit Rücksicht auf die Beteiligten geändert. So mag denn diese Erzählung an die Öffentlichkeit gehen! Sie wird die Leser des „Guten Kameraden" sicherlich in ihren Bann schlagen. Darüber hinaus aber möge sie sie auch lehren, die Augen offenzuhalten und auf Dinge zu achten, die oft ganz harmlos erscheinen und doch alles andere als harmlos sind.

Der Verfasser dieser neuen Erzählung ist der bekannte technische Schriftsteller und Zivilingenieur Hans Dominik. Der heute im 58. Lebensjahr Stehende ist sicherlich vielen unserer Leser durch seine technischen Romane bereits bekannt. Weite Reisen nach Skandinavien, England und den Vereinigten Staaten brachten ihn mit gar vielen Menschen und Dingen in Berührung. Ihnen mag er auch die Anregung zu dieser neuen Erzählung verdanken, die im Unterschied zu seinem bisherigen Schaffen das Technische mehr in den Hintergrund treten und das Kriminalistische vorherrschen läßt.

*

Auflösungen der Rätsel von Seite 800:

Des Jugendherbergs-Rösselsprungs:

Willst du wandern gehn,
Mußt es recht verstehen,
Alle Last dahinten lassen,
Froh der Sonne Strahlen fassen
Und dem Glück ins Auge sehen.

Des Silbenrätsels: 1. Spichern, 2. Iphigenie, 3. Engelbert, 4. Ginster, 5. Fichtelgebirge, 6. Rhabarber, 7. Inspektor, 8. Elberfeld, 9. Drehorgel. — Siegfried; — des Ergänzungsrätsels: Herd, Herde, Herder; — des Zusammenstellrätsels: Zinn(e) + (B)ober = Zinnober; Eich(e) + (T)horn = Eichhorn; Por(t) + (J)to = Porto; Palm(e) + (w)arum = Palmarum; Eide(x) + (A)chsen = Eidechsen; Linse) + (S)ingen = Linsingen; Ide(e) + (W)al = Ideal; Ni(l) + (E)ger = Niger. — Zeppelin.

PAUL JORDAN
Sieben deutsche Jungen

Schluß

November 1918. Über Deutschland weht das Banner der Revolution. Auch in Warendorf hatte sich ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, aber im wesentlichen blieb dort alles beim alten. Wer dort deutsch war, der glaubte, daß dieses Fieber nur kurze Zeit dauern könne. So ging einstweilen jeder seinem Tagewerk nach, und man ließ sich nicht aus dem Gleise werfen.

Karlheinz hatte die Führung der Gruppe im Oktober Günter übergeben, weil er Ostern seine Reifeprüfung mit Auszeichnung machen wollte und viel Zeit dem Lernen widmete. Im übrigen jedoch war er natürlich bei allen Unternehmungen dabei.

Günter war durch die neuen und großen Aufgaben, vor die sein Führeramt ihn stellte, wieder froher geworden, freier von der tiefen Trauer. Es glückte ihm sogar, neue, jüngere Schüler in die Gruppe zu bekommen trotz der Schwere der Zeit, und die Scholaren hingen fest an ihrem jungen Führer. Das Landheim sah oft frohes Treiben um sich, und auch weitere Fahrten wurden wieder durchgeführt.

Fähnrich der Gruppe war nun Karlheinz' Bruder Erich, ein mutiger Junge, voll Frohsinn und Tiefe. Ullo studierte in Berlin, konnte also nur während der Semesterferien in der Gruppe mitmachen, denn er bereitete sich schon auf den Doktor vor und konnte deshalb nicht wie damals von Rostock aus jeden Sonntag mit der Bahn angerutscht kommen.

Ende November kam auch Albrecht aus dem Felde zurück. Für ihn hieß es nun an einen Beruf denken. Es war nicht leicht, einen Entschluß zu fassen, denn von der Obersekunda aus war er zum Militär gegangen, hatte viel Schulwissen in den drei Jahren verlernt, und es war gar nicht vorauszusehen, wie sich die Verhältnisse in Deutschland entwickeln würden. Da meinte sein Vater, er solle bis Weihnachten nur zu Hause bleiben und sich ausruhen, dann wollten sie gemeinsam weiter in Ruhe überlegen.

So waren nun drei von den alten Sieben wieder in Warendorf vereint, und Ullo als vierter vom alten Fähnlein war auch in der Nähe. Die andern drei aber und Pauper, der Getreue, die waren nicht mehr da. Hans und Detlev waren sicher ebenso gewiß tot wie Helmut, und manchmal, wenn die Jungen an Stätten gemeinsamer Erinnerungen vorbeikamen, dann hatten sie Mühe, die Tränen hinunterzuwürgen, selbst Albrecht, der doch dem Tod tausendfach ins Auge hatte sehen müssen. Vor allem packte es sie, wenn sie an Hans dachten, ihren Hans.

Zurück zur Kultur / Phot. Eduard Schlochauer, Berlin.

Dann kamen auch Albert und Werner von der Front zurück, zwei von den vier Jungführern, die damals die vier Warendorfer Jungscharen aufgebaut hatten und dann kriegsfreiwillig hinausgezogen waren. Otto und Erich, die beiden andern, waren auch unter den Toten des Krieges.

Albert und Werner also kamen nun zurück, und auch das brachte der Gruppe wieder neues Leben. Als es Zeit war, an die Wintersonnenwende zu denken, da meinte mancher, man solle es lassen in diesem Jahr der deutschen Not. Günter aber als Führer war anderer Meinung. Er wolle und würde die Sonnenwende feiern, sagte er; es solle eine Gefallenenehrung werden, und der Name Hans Runge solle dem Fest das Gepräge geben. So ging er denn daran, an alle die zu schreiben, die Hans Runge gekannt und ihn liebgehabt hatten, und er lud sie ein

zum 21. im Julmond in das Landheim der Warendorfer Gruppe.

Weit über den See sollte das Feuer leuchten. So ließ Günter den Holzstoß oben auf der freien Koppel richten, die ein Kilometer vom Landheim entfernt lag, nachdem er die Erlaubnis des Besitzers eingeholt hatte. Es war ein gewaltiger Scheiterhaufen, so groß, wie ihn noch keiner der Jungen hatte brennen sehen. Das Totenfeuer für die Helden der Gruppe sollte ihrer würdig sein. Als die Flamme von der Pechfackel hochzüngelte und sich hineinfraß in das dürre Holz, da waren es fünfzig Mann, die in das alte Lied der Sonnenwende einstimmten. Manche von ihnen hatten einen weiten Weg gemacht, um sich mit den Warendorfern zum Gedenken des gefallenen Hans Runge zusammenzufinden, Hans Runges, der ihr Freund war. Hellauf lohte das Feuer; der Kreis mußte, der Glut weichend, sich vergrößern. Auch Uniformen tauchten nun aus dem Dunkel, als die Flamme Kraft gewann. Der schlanke Seeoffizier dort mit dem U-Boot-Abzeichen, das war Mors aus Hamburg, neben ihm stand ein Unteroffizier von der schweren Artillerie, Karsten Mewes, dann Albrecht in der feldgrünen Jägeruniform; auch Albert und Werner trugen die Uniform, und da war keiner unter den fünf, der nicht das Eiserne Erster getragen hätte.

Als erster trat Günter vor den Kreis, als die Worte des Liedes verklungen waren. „Brüder! In der Zeit der größten Erdenferne der Sonne, in der Zeit tiefster völkischer Not stehen wir hier zusammen. Wir wissen, es müssen wieder Tage des Lichtes kommen auch für unser Deutschland. Ein trauriger Wicht, wer dafür nicht den letzten Tropfen Blut dransetzt, daß diese Tage kommen! Wir verdienten nicht, Deutsche zu heißen, fehlte es uns an der Bereitschaft. ‚Die Freiheit, die die Väter erwarben, mögen die Söhne würdig zu bewahren bemüht sein', steht am Rathause zu Hamburg. Uns ging sie verloren, an uns ist es, sie wiederzugewinnen. Der Gedanke an Hans wird uns die Kraft dazu geben."

Dann sprach Albrecht: „Mit Hans zusammen wurde Detlev Meußel als vermißt gemeldet. Wir müssen die Hoffnung verloren geben. Solange einer von uns Alten noch lebt, wird auch Detlevs Name nicht vergessen sein."

„Mit Radio und Wanderstab, ziehn wir die Straßen auf und ab."
Nach einer Zeichnung von Franz Gaudeck / Lindenverlag, München.

Dann kam Karlheinz. „Auf nächtlichem Patrouillengang in Frankreich fiel in Erfüllung seiner Pflicht Helmut Dietze. Die Besten unseres Volkes sind draußen geblieben, er war einer von ihnen."

„Otto und Erich, Jungführer der Gruppe, starben den Tod für Deutschland. Nehmt sie zum Vorbild, Jungen! Dann werdet ihr wert sein, den Namen Wandervogel zu tragen", waren Ullos Worte.

Als sie dann alle stumm waren und eine einzelne Fiedel die alte Weise spielte: „Kein schönrer Tod ist in der Welt", da kamen den vieren, die damals mit auf Ostpreußenfahrt gewesen waren, doch noch die Tränen.

Dann lagerte sich alles um Karsten Mewes, und dieser erzählte ihnen von der Zeit, da Hans Runge als junger Scholar in seiner Gruppe gewesen war. Aus jedem seiner Worte klang die innige Freundschaft, die ihn mit dem Toten verbunden hatte. Wirklich, es gab niemand, dessen Weg Hans Runge gekreuzt, der sich nicht hingezogen gefühlt hätte zu diesem Menschen, der deutsches Wesen verkörpert hatte wie kein anderer.

Unter Singen und Erzählen war nun Mitternacht herangekommen und das Feuer so weit heruntergebrannt, daß die Jungen schon an den Feuersprung dachten, als alle aufhorchten. War es möglich, konnte es das Surren eines Flugzeuges sein, was sie da hörten? Ja, das mußte es sein. Die Jungen waren erregt und erstaunt, denn nur selten kam ein Flugzeug nach Warendorf, und nun gar mitten in der Nacht. Sie sahen hoch. Es mußte nun ganz nahe sein, denn das Geräusch war sehr stark geworden. Dann kam es heran, genau über das Feuer flog es hinweg und so niedrig, daß der Flammenschein es in den Sichtkreis tauchen ließ. Dann war wieder nichts zu sehen, bis es abermals zurückkam.

„Er will notlanden", rief Mors. „Wenn das nur gut geht! Der Führer kann ja kaum fünfzehn Meter im Umkreis um das Feuer erkennen."

Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich der Scholaren, alle schrien durcheinander, was das wohl für ein Flugzeug sein könne, ob es wohl wirklich landen wolle und ob die Landung wohl glatt gehen werde. Aber lange sollten sie nicht Rätsel zu raten brauchen.

Der Führer des Flugzeuges verstand sein Fach und überlegte nicht lange. Er sah, daß unten alle Jungen auf die eine Seite des Feuers traten, um ihm so Platz zu machen, flog noch eine Kehre und ließ dann das Flugzeug aufsetzen. Er hatte im Dunkeln eine gute Stelle getroffen; es gab keinen Bruch, die Maschine rollte glatt weiter, und sie wäre auch nach der Berechnung ihres Führers links dicht neben dem Feuerplatz zum Stehen gekommen, hätte sich der Boden dort nicht stark zum Steilhang des Sees hin geneigt. So aber rollte das Flugzeug, wenn auch nicht schnell, so doch ungehemmt weiter, und es schien, als müsse es den Abhang hinunterstürzen. Es wäre auch gestürzt, wären die Jungen nicht zur Stelle gewesen.

„Packt mit an!" rief Karlheinz und stemmte sich als erster dem Flugzeug entgegen.

Der eine der beiden Männer im Flugzeug rief seinem Kameraden ein paar Worte zu.

„Detlev!" rief Günter, der trotz der fremden Sprache des Bruders Stimme erkannt hatte, und „Günter!" antwortete es vom Führersitz her.

Hart am Rande kam die Maschine zum Stehen. Im

Schein des nahen Feuers erkannte Günter in dem einen der beiden Flieger, die nun herunterſprangen, ſeinen Bruder. Da warf er ſich der zweiten Geſtalt an die Bruſt. „Hans!“ rief er. Aber was war das? Narrten ihn die Sinne? Das war nicht Hans Runge; das Geſicht eines Mongolen ſah er vor ſich. Eine Ohnmacht wollte ihn befallen, ſeine Knie zitterten.

Da trat der heimgekehrte Bruder vor ihn, legte ihm den Arm um den Nacken und zog ihn zu ſich heran: „Faſſe dich, Günter! Hans Runge kommt nicht wieder, er iſt tot.“ Nun verließ den Jüngeren doch das Bewußtſein; es war zu viel geweſen für ſein Gemüt, dieſe Erſchütterung durch jähe Freude, hohes Hoffen und ſchließlich die bittere Enttäuſchung. Die Freunde trugen ihn zum Feuer.

Dann lagerten ſich alle um das Feuer und lauſchten auf Detlev. „Das kann ich nicht ſchildern, Jungen, wie ſehr Hans und ich uns freuten auf den gemeinſamen Urlaub, auf das Zuſammenſein mit euch, mit welch frohem Herzen wir aufſtiegen zu unſerm letzten Flug. Aus welchen Gründen der Motor verſagte, weiß ich nicht. Zu weit waren wir über die deutſche Linie hinaus, als daß wir etwa verſuchen konnten, im Gleitflug heimzukommen. So hieß es, möglichſt unbemerkt zu landen und in der Nacht zu verſuchen, den Weg durch die ruſſiſche Front zu Fuß zu machen. Vergebliche Hoffnung! Man hatte unſern Flug beim Gegner beobachtet. Ging die Landung auch wider Erwarten glatt, ſo ſahen wir doch ſchon Ruſſen auf den Platz zuſtürmen. ‚Wir ergeben uns nicht‘, rief Hans mir zu, ‚und die Maſchine ſollen ſie auch nicht haben.‘ Ich nickte. Meine Parabellum war ſchußbereit, auch die Erſatzkammer gefüllt. So blieb uns Zeit zu einem letzten Blick, einem letzten Händedruck. Nie werde ich das vergeſſen. Dann waren die Ruſſen auf fünfzig Meter heran. ‚Ergeben Sie ſich!‘ rief uns ein Offizier auf deutſch zu. ‚Niemals!‘ antwortete Hans, und ſein erſter Schuß warf den Offizier über den Haufen. Ruhig, als wäre es nach der Scheibe, ſchoß Hans neben mir. Noch waren zwanzig Ruſſen unverletzt, waren ſchon auf dreißig Meter heran, als meine Kammer leer war. Im Begriff, ſie auszuwechſeln, ſpürte ich einen Schlag am Halſe, fühlte warmes Blut über meine Haut rieſeln und ſtürzte auf die Erde. Ich verſuchte vergeblich, raſch wieder auf die Beine zu kommen. Da ſah ich, daß die Ruſſen ſchon heran waren. Im gleichen Augenblick ſchien neben mir die Erde zu berſten. Eine Stichflamme ſchoß hoch, ein furchtbarer Knall drohte meinen Schädel zu ſprengen, platt auf den Boden warf mich der Luftdruck. Hans hatte das Flugzeug in die Luft geſprengt, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu laſſen. Dieſe Lage erfaßte mein Hirn noch, dann wurde ich bewußtlos. So ſtarb unſer Hans, Jungen; er ſtarb, wie er gelebt hat, kühn und treu. Wahrhaftig, ich wünſchte, er wäre zu euch zurückgekehrt und ich hätte ſtatt ſeiner mein Grab im Oſten!“

Hart am Rand ſtand die Maſchine. Im Schein des nahen Feuers erkannte Günter in dem einen der beiden Flieger, die nun herunterſprangen, ſeinen Bruder.

Ein tiefes Schweigen folgte, in das nur Flamme und Wind hineinflüſterten, traurige Laute, als teilten ſie die Trauer der Jungen.

Dann fuhr Detlev fort: „Was dann folgt, was ich ſelbſt erlebte, bis ich nun zu euch heimfand, das iſt ſo bunt, ſo voll von tollen Abenteuern, daß es ein ganzes Buch füllen würde. Jetzt fehlen mir Zeit und Stimmung, es euch zu berichten, Jungen, denn dort hinten, wo die paar nächtlichen Laternen von Warendorf herüberblitzen, dort iſt meine Mutter, die bis zur Stunde noch nicht einmal weiß, daß ich am Leben bin. Geduldet euch! Ihr ſollt ſpäter alles hören. Weihnachten im Landheim, da will ich es euch erzählen. Es iſt ſo verwunder-

lich, daß ihr glauben werdet, der Detlev habe in der Fremde das Aufschneiden gelernt. Nur so viel will ich heute schon sagen: Dies hier ist Westnik, mein treuer Gefährte, ohne den ich nie die deutsche Heimat wiedergesehen hätte. Er hat mich vor den Pranken der angeschossenen Bärin gerettet und hat mich, was mehr heißen will, aus dem Gefängnis der kommunistischen Tscheka befreit. Wer mein Freund sein will, der sei freundlich zu ihm! Und dann ist hier eine Brieftasche mit einer hübschen Summe Geldes, ein Andenken sozusagen an Sowjetrußland. Nun, was ich bin, verdanke ich Hans Runge, und ihm das Liebste war die Gruppe, an ihrer Entwicklung lag ihm am meisten. So soll es ihr denn, soweit Geld das vermag, künftig an nichts fehlen. Ob ihr nach den Kanarischen Inseln

Dieselmotorschiff „Schussen", Fährschiff für Güter- und Autoverkehr.
Phot. Kielinger, Romanshorn.

auf Großfahrt gehen, ob ihr euch Segelflugzeuge bauen wollt — Jungen, das alles ist nun möglich, denn dieses Geld soll der Gruppe gehören und von ihrem Führer verwaltet werden. Und zum Schluß, wenn ihr wissen wollt, welcher Zufall mich hier in eure Sonnenwende hineingeraten ließ, so mögt ihr wissen, daß wir von Finnland aus losflogen und ich mir in den Kopf gesetzt hatte, heute noch hier anzukommen, auch auf die Gefahr hin, bei nächtlicher Landung Bruch zu machen. Da sah ich das Feuer, hielt darauf zu, umflog es und erkannte euch. Das war ein froher Augenblick, Jungens! Nun aber will ich auf Wiedersehen sagen, will zu meiner Mutter. Gute Nacht!"

Diese ganze Nacht saßen die Jungen noch um das Feuer und sprachen über das Ereignis.

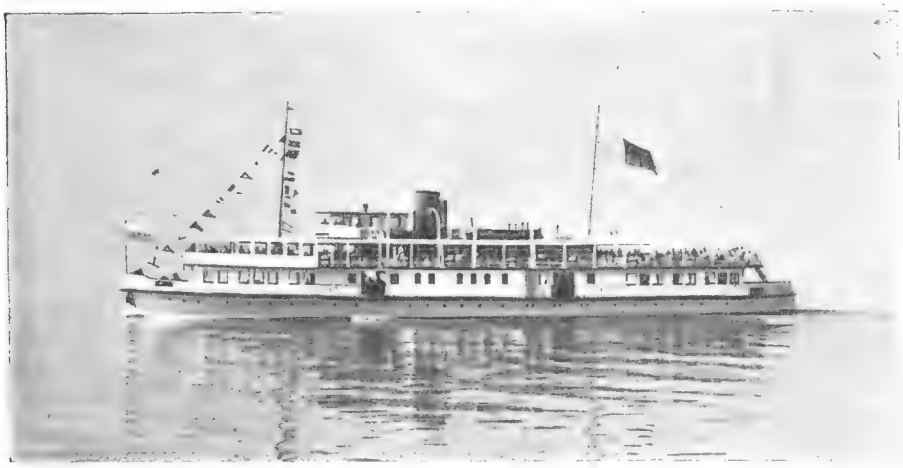
Dann, zwischen Weihnachten und Neujahr, waren die Abende im Landheim voll Spannung und Abenteuer, denn Detlev erzählte von seinen Erlebnissen in Sowjetrußland. Er hatte recht, alles das hätte ein Buch ausgefüllt, und so kann es hier nicht erzählt werden. Manchmal zweifelten die Zuhörer wirklich an der Wahrheit dessen, was sie hörten; aber dann sahen sie neben Detlev den schweigsamen Westnik sitzen und dachten an das viele Geld und mußten glauben.

* * *

Die Warendorfer Wandervogelgruppe hat schnell die Kriegszeit überwunden. Ihr Führer ist heute Erich, Karlheinz' jüngerer Bruder, ihre Fahne trägt Hans Runge, des toten Hans Runge Brudersohn. Es ist noch immer die alte Fahne, und die Jungen halten sie heilig, ebenso heilig wie das Gedenken an Hans Runge, von dessen Wesen in all den frischen Jungen ein Hauch weiterlebt, dessen Leben und Sterben ihnen allen hohes Vorbild ist.

Ullo ist in einer norddeutschen Kleinstadt junger Oberlehrer. Auch er führt eine starke und gute Jungengruppe in Hans Runges Sinn. Detlev ist wieder Konstrukteur bei seinem alten Flugzeugwerk; sein Name hat guten Klang in der Welt des Flugzeugwesens. Günter ist Oberleutnant bei der Reichswehr, von seinen Leuten geachtet und geliebt, während Karlheinz in Berlin den Ruf eines vorzüglichen Rechtsanwaltes genießt. Sein Beistand ist jedem sicher, der in gerechter Sache zu ihm kommt, und jedem, der aus Not gefehlt hat. Albrecht schließlich ist Schriftleiter bei einer nationalen Tageszeitung geworden. Wenn er schon nicht mehr mit dem Degen seinem Vaterland helfen kann, so will er doch wenigstens mit der Gewalt des Wortes den Weg zur nationalen Wiedergeburt bereiten helfen.

Ja, das ist es, was aus den Leuten des alten Fähnleins der Sieben geworden ist, aber so glatt ist das alles nicht gegangen. Manches außergewöhnliche Erlebnis haben sie in den ersten Jahren nach dem Kriege noch gemeinsam gehabt, und wenn sie zum Beispiel an das Jahr 1923 denken, wo sie Westnik nach seiner Heimat begleiteten, dann wundern sie sich immer wieder, daß sie noch alle fünf am Leben sind. Am liebsten aber, wenn sie alljährlich einmal zusammenkommen, sprechen sie von jener ersten Zeit der Warendorfer Gruppe. Dann ist „Weißt du noch?" das häufigste Wort. „Weißt du noch, wie ich von euch an den Marter-



Dieselmotorschiff „Allgäu", das größte Bodenseeschiff / Phot. A. Mähr, Hard.

pfahl geschleppt wurde?" — „... wie die Kreuzotter Hans biß?" — „... wie Mors das Landheim überfiel?" — „... das Erlebnis auf den Feuersteinklippen?" — „... wie Hans Baatschi am Schwanz zur Tür schleppte?" — „... wie Helmut die Fahne rettete?"

Ja, sie wissen alles noch genau und werden es nie vergessen, so wenig wie sie jemals in ihrem Leben den einen vergessen können, den einzigen, Hans Runge.

Schiffahrt auf dem Bodensee

Von Regierungsbaumeister Th. Stumpp

Wer sich einmal am Schwäbischen Meer aufgehalten hat, den reizt es immer wieder von neuem, dieses aufzusuchen. Wem es nicht vergönnt ist, im Segelboot den herrlichen See zu durchqueren, der hat auch reichen Genuß von einer Fahrt auf einem der fahrplanmäßig verkehrenden Personenschiffe.

Im Jahre 1929 hat die deutsche Bodenseeflotte, die bekanntlich der Reichsbahn unterstellt ist, einen schätzenswerten Zuwachs von drei modernen Schiffen bekommen. Wie fast überall, ist auch in der Schiffahrt der Verbrennungsmotor in scharfen Wettbewerb mit der Dampfmaschine getreten, und deshalb wurde bei den zwei neuen Schiffen „Allgäu" und „Schussen" der Dieselmotor als Antriebsmaschine gewählt.

Das für den Stationsort Lindau in Dienst gestellte Personenschiff „Allgäu" ist das größte der zurzeit auf dem Bodensee vorhandenen Schiffe. Seine Länge beträgt 60,5 Meter und seine größte Breite 10,2 Meter. Außer den vollen Vorräten und der Besatzung vermag es bequem zwölfhundert Personen mit Gepäck aufzunehmen. Dabei hat es einen Tiefgang von 1,70 Meter und eine Wasserverdrängung von 465 Tonnen. Es weist eine Regelgeschwindigkeit von 25 und eine Höchstgeschwindigkeit von 27 Kilometer in der Stunde auf. Im Gegensatz zu den bisherigen großen Bodenseeschiffen ist die „Allgäu" nicht als Seitenradschiff mit Dampfmaschinenantrieb, sondern als Doppelschraubenschiff mit Dieselmotorantrieb gebaut. Diese Bauweise wurde gewählt, weil die gedrängte Zusammenfassung des Antriebes und die Formgebung des Schiffskörpers beim Schraubenmotorschiff eine wesentlich günstigere Raumeinteilung und -ausnutzung gestatten als beim Seitenradschiff. Die geringere Gesamtbreite gegenüber einem Seitenradschiff ist für die beengten Hafenverhältnisse ein großer Vorteil. Wegfall der Rauchbelästigung und jederzeitige Betriebsbereitschaft sind für ein Vergnügungschiff nicht zu unterschätzende Vorteile. Die beiden Schrauben von 1,6 Meter Durchmesser werden von zwei 8-Zylinder-Dieselmotoren mit je 380 PS Regelleistung und 450 PS Höchstleistung angetrieben. Außer den Hauptantriebsmaschinen enthält der Maschinenraum die erforderlichen Pumpen für Lenz- und Feuerlöschzwecke, zwei Lichtmaschinen, die elektrischen Schalteinrichtungen, die Brennstoffbehälter und einen Heizkessel.

Ein weiteres Dieselmotorschiff „Schussen" wurde im Sommer 1929 in Friedrichshafen in den Dienst gestellt. Wenn die „Schussen" auch ein reines Fährschiff für Güter- und Autoverkehr ist, so kann sie trotzdem bei

Raddampfer „Stadt Überlingen" / Phot. H. Schuhmacher, Konstanz.

jeder Überfahrt auch einer Reihe von Fahrgästen einen schönen, frei und hochgelegenen Aufenthalt auf dem geräumigen Oberdeck oder in einem besonderen, einfach aber gediegen ausgestatteten Schiffsraum gewähren. Um bei Beförderung von Gütern den großen Landweg von Deutschland in die Schweiz und umgekehrt abzukürzen, wurden schon seit Jahrzehnten Güterwagen auf Trajektkähnen, die von den Personen-Kursdampfern geschleppt wurden, auf der 12 Kilometer langen Seestrecke von Friedrichshafen nach Romanshorn befördert. Durch die Indienststellung des neuen Motorfährschiffes ist der rege Gütertrajektverkehr vom eigentlichen Personenverkehr unabhängig geworden, außerdem ist dadurch eine günstige Gelegenheit geschaffen, mehrmals am Tage Kraftwagen vom deutschen zum schweizerischen Ufer zu befördern.

Das Schiff ist 54 Meter lang, 10 Meter breit und hat auf dem Hauptdeck zwei Gleise von je 45 Meter nutzbarer Länge. Bei voller Belastung von 320 Tonnen, entsprechend zehn beladenen 20-Tonnen-Wagen, beträgt der Tiefgang 1,6 Meter und die Wasserverdrängung 620 Tonnen. Zwei umsteuerbare, kompressorlose Sechszylinder-Dieselmotoren der Mannheimer Motorenwerke vorm. Benz mit zusammen 480 PS treiben die beiden Schrauben an. Ein kleiner Zweizylinder-Hilfs-Dieselmotor von 16 PS erzeugt den elektrischen Strom für Licht und Kraft zum Antrieb der Hilfsmaschinen, von denen außer der Anker- und Verholwinde und einer leistungsfähigen Feuerlöschpumpe noch die große Trimmpumpe von 200 Kubikmeter Stundenleistung zum Füllen und Entleeren des im Achterschiff eingebauten Trimmtanks zu erwähnen ist, die zugleich als Lenzpumpe dient. Da bei den im Fährbetrieb stark wechselnden Belastungen und besonders beim Mitführen von Kraftwagen, die auf dem Achterschiff aufgestellt werden, mit wechselndem Tiefgang gerechnet werden muß, so wurden, um das unerwünschte Austauchen der Schrauben bei geringem Tiefgang zu vermeiden, über den Schrauben am Heck sogenannte Schraubentunnel angebracht, die sich bei der Leerfahrt gut bewähren.

Das dritte neue Schiff des Bodensees ist der in Konstanz stationierte Dampfer „Stadt Überlingen", der durch Schaufelräder angetrieben wird. Zunächst scheint es verwunderlich, daß die „Stadt Überlingen" nicht auch als Diesel-Schraubenschiff gebaut wurde. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß man abwarten wollte, wie sich die zwei neuen Dieselschiffe bewähren, ehe man die bisher übliche Form des Raddampfers endgültig verließ. Ein weiterer Grund für diese Wahl ist, daß der „Stadt Überlingen" überwiegend die Bedienung des Untersees zufällt und dort an den Landestellen ein niedriger Wasserstand besteht. Bei einem solchen ist aber die Manövrierfähigkeit eines Raddampfers günstiger als die eines Schraubenschiffes. Der neue Dampfer weist fast die gleichen Abmessungen auf wie das Motorschiff „Allgäu" und faßt etwa tausend Personen. Die Verbunddampfmaschine mit Lenzventilsteuerung, die die beiden Schaufelräder antreibt, leistet bei 28 Kilometer Geschwindigkeit ungefähr 1000 PS. Die Maschine erhält ihren Dampf aus zwei Schiffskesseln, die bei 11,5 Atmosphären Überdruck überhitzten Dampf von etwa 280 Grad Celsius erzeugen.

Der Betrieb der nächsten Zeit wird zeigen, welche Schiffsart am günstigsten abschneidet. Sicher ist jetzt schon, daß alle drei Schiffe bei schlechtem und stürmischem Wetter, wie es auf dem Bodensee nicht selten in kürzester Zeit aufkommt, sich bestens bewährt haben.

Die letzte Fahrt / Von Walter Grieg

(Schluß)

Petterson beginnt zu schwatzen. Das tut er oft, wenn uns die Abende zu lang werden. Wir halten uns wach und munter durch unsere Erzählungen. Petterson erzählt von einem geizigen Fischer. Der wohnte in seinem Nachbardorf. Eines Tages fischte er draußen, und das Boot trieb in den Sturm hinaus, trieb vier Nächte und drei Tage mit zerrissenen Segeln und zerbrochenem Mast. Endlich landete der Fischer auf Bornholm. Nun hätte er den Seinigen eine Nachricht schicken können, aber hierzu war er zu geizig. Er kaufte wohl eine Postkarte, aber als er sie beschreiben wollte, überkam ihn der Geizteufel. So schob er die Karte in die Rocktasche und ließ die Seinigen weitere drei Tage ohne Nachricht.

„Ja, ja, solche Geizhälse gibt es", sagte ich. „Bei uns auf der Insel wohnte einer, dessen Tochter erkrankte in einem Winter. Sie hatte ein inneres Geschwür. Der Arzt sagte, sie müsse ins Krankenhaus. Wir dachten, nun wird er anspannen und die Tochter im Schlitten zur Stadt fahren. Aber was tat der Bauer? Er ging in die Scheune und schliff die Schlittschuhe der Tochter. Er meinte: ‚Das Eis ist gut, und wir kommen auch so zum Krankenhaus.'"

„Und war zu geizig, die Pferde anzuschirren?" fragte Petterson.

In unsere Unterhaltung hinein stürmt „Der lange Karl". Er reißt die Tür auf und zeigt auf seine Beine. Bis an die Knie sind die Beinkleider durchnäßt. Er steht in Socken, weil er in der Angst vergessen hat, die Stiefel anzuziehen. „Ein mächtiges Leck müssen wir haben!" schreit er erregt.

Gleichmütig erwidert Petterson: „Stör nicht! Was geht uns dein Leck an, wo wir uns so schöne Sachen erzählen?" Und zu mir gewandt, sagt er: „Erzähl weiter!"

„Der lange Karl" hat sich auf den Bootsrand gesetzt und hört nun auch zu. Er denkt nicht mehr an das Leck.

Der Kuli der Tierwelt

Oben links: Müde und mißmutig trottet der Esel mit seinem Reiter durch die engen Gassen von Tunis.

Oben rechts: Bauernjunge in Nordspanien bei der Rückkehr vom Markt mit seinem Esel, der eine besonders eigenartige Tragvorrichtung hat.

Unten links: Wie in der alten spanischen Universitätsstadt Salamanca der Straßenkehrer seiner Beschäftigung nachgeht; der ganze Unrat wird dem zottigen Esel aufgepackt.

Im Oval: Typisches Eselgespann auf der Insel Mallorca. Die dort gezüchteten Esel sind auffallend klein und zierlich, dabei aber von besonderer Ausdauer.

Phot. Kester & Co., München.

Ja, solche Burschen waren wir damals. Wir erzählen uns Geschichten, die wir gehört oder erlebt haben. Wir sind alle ein wenig herumgekommen in der Welt, bis hinunter nach dem Mittelmeer, und da gibt es schon manches zu berichten. Gelogen wird auch viel, aber das muß so sein. So vergehen die Stunden.

Um Mitternacht wollen wir essen. Wir stapfen über das nasse Deck und steigen ins Logis. Petterson lehnt sich in eine Ecke, nimmt die Tonschale zwischen die Knie und beginnt Kartoffeln zu schälen. Die Butter in einer Konservendose ist in eine Nische eingeklemmt. Wurst hängt an einem Schrankschlüssel. Auf dem Herd steht die Pfanne mit Büchsenfleisch. Der Tisch ist leer. Bei diesem Seegang muß man den Schoß als Tisch benutzen. Petterson sticht eine Kartoffel auf die Gabel und hält sie mir hin. Die Kartoffel ist geschält, aber voller Flecke. Das sind Fingerabdrücke; so sind die Kartoffeln immer an Bord. Unter der Decke schaukelt die Ankerlaterne. Ölig blinkt das Wasser, das den Fußboden hoch bedeckt.

Pettersons graue Augen schielen hin, aber wir sprechen nicht vom Leck. Siebenunddreißig Jahre ist unser Kutter alt. Da kann er schon leck springen. Die Motoren, das ist der Verderb für die Boote. Aber kann man heute ohne Maschine fischen?

Während der Mahlzeit neigt sich das Boot weit über. Die Pfanne fällt aus den Ringen, und das Brot gleitet von der Bank ins Wasser.

„Der Wind wird böig."

„Wir werden das Netz einholen müssen."

„Das wollen wir tun."

Petterson kaut und sagt: „Es will mir nicht gefallen, das Wetter, das Boot und das Leck."

„Ich war einmal auf einer Seehundjagd im Winter. Das Eis trieb uns aufs Meer und wir trieben die ganze Nacht über. Als es hell wurde, war das Land verschwunden und wir ohne Feuer in einer Eiseinöde. Wir trieben viele Tage, bis hinüber an den Eisrand bei den Alandsinseln, und auch das war keine Rettung, denn bis zum nächsten Dorf war es sehr weit und wir konnten mit den erfrorenen Füßen nicht gehen. Zu essen hatten wir auch nichts mehr. Einen Seehund haben wir zu essen versucht, roh und ohne Salz. Wir waren so hungrig. Ja, was versucht man nicht alles in solch einer Lage! Nun, es war schlimmer als heute, und wir wurden trotzdem gerettet. Zwei Fischer hatten uns auf dem Eise entdeckt. Sie fuhren heran, brachten Nahrung und holten Hilfe, und so kamen wir mit dem Leben davon. Es war schlimmer als heute, und seit der Zeit sage ich: Man soll die Hoffnung nie aufgeben."

Eine Bö fällt ins Segel. Wassermassen stürzen über das Fahrzeug. Wir reißen die Luke auf und zwängen uns an Deck. Es regnet. Oder ist es Gischt, die der bissige Wind uns ins Gesicht peitscht?

„Wir wollen das Segel bergen."

„Laß uns das tun!"

Voll Petroleumdunst ist die Luft. „Der lange Karl" wärmt den Motor an. Wir fieren das Segel nieder. Das Tuch ist naß und hart. Der Motor springt an und beginnt die Stahltaue einzuziehen.

Wir beide stehen am Bug und greifen nach den Scheerbrettern. Die Bretter sind schwer und glitschig. Es ist eine mühsame Arbeit, sie an Deck zu heben. Das Boot steilt auf, und die Bretter drohen wieder zurückzusinken. Wogen brechen über den Bug. Weit beugen wir uns vor, zerren mit äußerster Kraft, heben die Scheerbretter über den Rand. Die Magenmuskeln tun weh.

„Halt fest!" schreit Petterson. Eine Brechsee schlägt über den Fischkutter.

Wir haben das Netz eingehievt. Der Fang scheint gut zu sein. Es ist zu dunkel, um sehen zu können. Am Gewicht des Netzes spürt man, daß der Fang gut ist. Die Fische klatschen an Deck. Neue Wogenberge rollen heran, Welle nach Welle, und wir müssen uns in das Steuerhaus flüchten. Der Motor stößt das Boot gegen die See.

„Es ist gut, daß wir das Netz an Deck haben."

„In einer Stunde kann kein Teufel einhieven."

„Verdammt, dieses Wetter, die reine Hölle!"

Die Wogen rasen gegen das Schiff und schlagen über das Steuerhaus. Wir mußten schreien, um uns verständlich zu machen; aber wir haben uns nichts zu sagen, weil jeder durch die Scheiben hinauslugt in die finstere Sturmnacht.

„Wir müssen in Landschutz", meint nach einiger Zeit Karl.

„Mit den paar Fischen!" höhnt Petterson.

„Meinst du, daß es zwei Zentner sind?"

„Mag sein."

„Was sollen wir mit den paar Fischen im Hafen? Wir verbrauchen mehr Öl für die Fahrt, als die Fische wert sind."

„Oder versaufen mit dem lecken Kahn", schreit „Der lange Karl".

Eine Sturzsee zerreißt das Gespräch. Das Boot stürzt von einem Wellenkamm in die Tiefe, Wasser hetzt gegen das Steuerhaus, drückt die Scheiben ein, der Motor zischt auf, und Glassplitter fliegen uns entgegen.

„Lustig, lustig!" meint Petterson, zieht seine Jacke aus und stopft sie in die Fensteröffnung.

„Karl, du hast recht", setze ich die Unterhaltung fort. „Aber ich denke, eine Nacht wird der Kutter noch halten."

„Oder auch nicht."

„Versuchen wir es! Was sollen wir in Saßnitz? Vielleicht können wir morgen wieder fischen."

„Und unser Leben?"

„Schluß!" sagt Petterson und lacht auf. Es ist das erstemal, daß auch er an Gefahr denkt. Aber wir wollen nicht nachgeben. Ich mache den Vorschlag, das Segel zu setzen und den Tag abzuwarten.

„Arbeit, nichts als Arbeit!" knurrt Karl, geht aber als Erster an das Segelreffen und -hissen. Wir drosseln den Motor ab und segeln nun vor dem Sturm. Hinter uns fühlen wir Wellenberge sich auftürmen. Es ist

schwer, das Boot zu steuern. Die Fäuste werden heiß von den Steuerradgriffen. Die Fahrt wird zu einer Flucht vor dem Untergang. Wir sprechen lange, lange kein Wort.

Von Stunde zu Stunde nimmt der Sturm an Stärke zu. Wir sind manches gewohnt, aber so bitter ist er noch nie gewesen. Dazu noch das Wasser im Vorschiff, das zusehends steigt. Um vier Uhr morgens wissen wir, daß wir den Hafen nicht mehr erreichen werden. Es bleibt nur eine Möglichkeit, das Land zu erreichen und den Kutter auf den Strand zu setzen.

Aber das Land ist weit, liegt irgendwo in der Dunkelheit. Wir jagen durch die Nacht, und um uns heult der Sturm und schäumen die Wogen, und das Fahrzeug zittert und stöhnt und droht zu zerbersten.

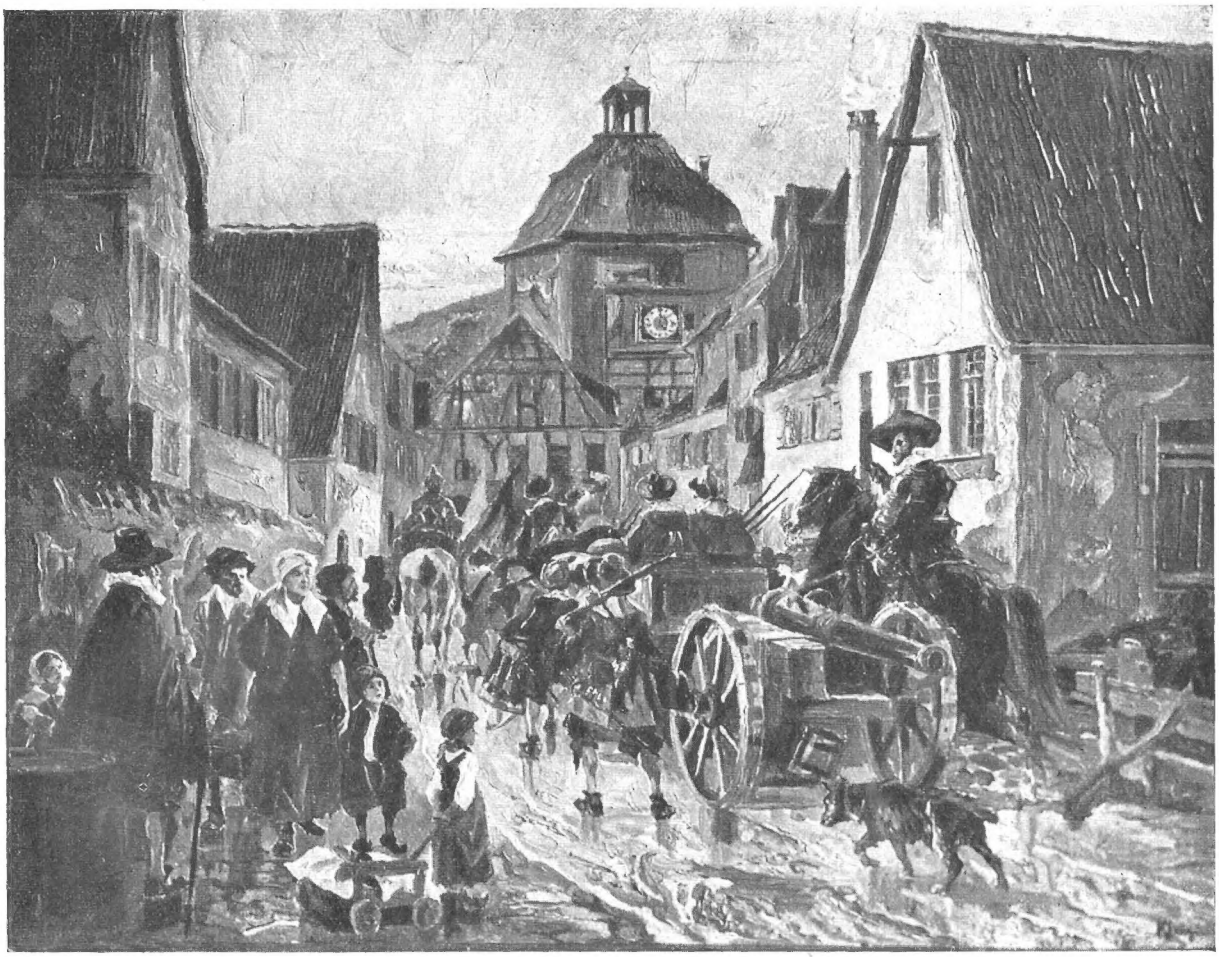
Endlich taucht Hiddensee auf, wird zu einer hohen schwarzen Wand, die jäh aus dem Meere aufragt. Wir versuchen die schmale Einfahrt zu erreichen, aber es ist unmöglich; die Wogen pressen den Kutter gegen den Strand. In der Höhe flammt im Morgenzwielicht das Drehfeuer von Dornbusch. Wir sehen vor uns die Brandung und wissen, daß sie uns den Tod bringt. Der erste Stoß auf den Grund ist so heftig, daß das Fahrzeug wie vom Blitz getroffen wird und der Mast über Bord geht. Die nächste Woge wirft den Kutter auf die Backbordseite und spült uns von Deck.

Nahe der Stelle, die die Leute „toter Kerl" nennen, erreichten wir alle drei den Strand. Im Osten brach der Morgen aus wilden Wolken, und wir schritten landeinwärts zu den Fischerhäusern von Grieben. Petterson hatte eine Schramme im Gesicht, aber er sang ein altes, wunderliches Seemannslied. Unten am Strand in der Sturmbrandung lag unser getreuer Kutter auf der Seite wie ein verendeter Wal. Wir gingen quer über die Stoppelfelder und fanden Unterkunft in einer Fischerhütte.

So endete die letzte Fahrt mit unserm Fischkutter.

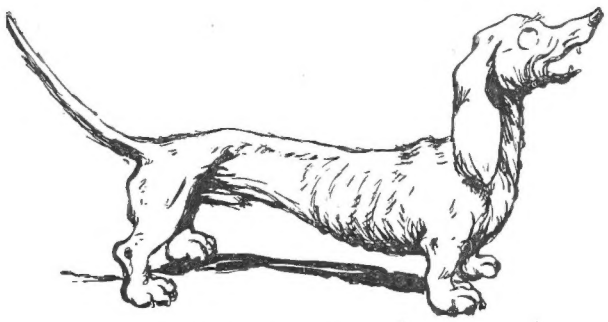
Truppendurchmarsch im Dreißigjährigen Krieg

Die Mauern des kleinen fränkischen Städtchens, dessen behäbige Fachwerkbauten so friedlich dreinblicken, hallen von Kriegsgetümmel wider. Trommeln rasseln und locken die Bürger auf die Straße; mißtrauisch stehen diese in eine Ecke gedrückt und sehen sich das fremde Kriegsvolk an. Gott sei gedankt, es sind Freunde! Wären es Feinde, die Bürger würden nicht so ruhig daneben stehen. Aber auch den Freunden kann man



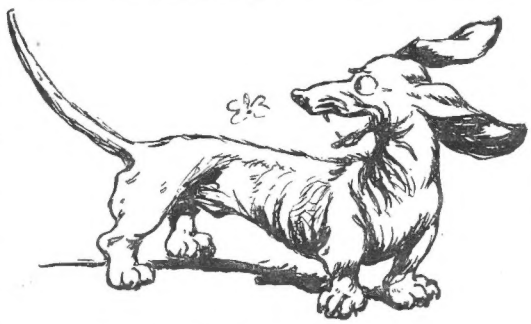
Truppendurchmarsch im Dreißigjährigen Krieg / Nach einem Gemälde von Emil Klein.

Mißlungene Jagd



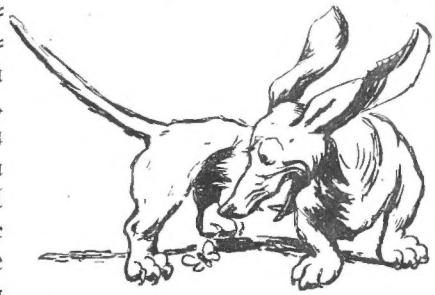
1. Der Waldl denkt: Die Wespe sticht; Verschling' ich sie, so kann sie nicht.

nicht trauen in diesem schrecklichen Krieg; darum ist auch keine Freude in den Mienen der Zuschauer, niemand ruft oder winkt den Soldaten zu. Die Bürger haben schon genug schlimme Erfahrungen mit ihnen gemacht, nur die Kinder sind ganz dem prächtigen Schauspiel hingegeben und staunen den buntbewegten Zug an.



2. Jedoch die Wespe ist nicht faul, Entzieht sich schnellstens seinem Maul.

Wallend fliegen die Fahnen dem Haufen voran, dahinter traben stolz die Berittenen mit breitkrempigem Hut und eng anliegendem Lederkoller. Dann kommt in Reihen das Fußvolk. Die Sonne blitzt auf ihren Helmen und Schwertern, auf der Schulter tragen sie die Arkebusen, die langen Hakenbüchsen, die so schwer sind, daß man sie beim Zielen auf eine mannshohe Gabel stützen muß. Hunderte von Meilen stapfen sie so dahin von Nord nach Süd, von Ost nach West, wohin der Sturm des Krieges sie verschlägt. Einmal gibt es reiche Bürgerquartiere, dann wieder wird im strömenden Regen auf freiem Felde kampiert, dann kommt die Schlacht, dann Sieg und Plünderung oder Flucht und Hunger, Pest und Cholera. So war es gestern und vor einem Jahr, und so wird es auch morgen sein bis wieder übers Jahr in ewigem Wechsel: Hunger, Überfluß, Krankheit, Schlacht und Tod und für die, die übrigbleiben, Marschieren, immer wieder Marschieren. Man sollte eben ein Reiter sein; die Reiter haben es gut.



3. Jetzt bleibt ihr nur der Weg, der eine: Schnell durch das Tor der Hinterbeine.

Hintennach rumpelt das schwere Geschütz, tief drücken sich die Räder in die aufgeweichte Straße. Schweigend zieht die Kanone dahin, ein Dämon der Vernichtung, der noch schläft; erst wenn der Donner der Schlacht ihn umgibt, wird er furchtbar erwachen.

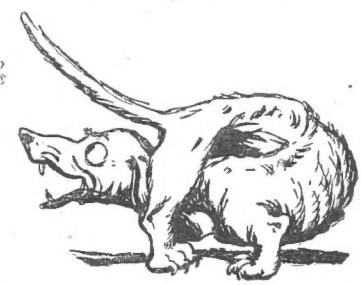
Als Letzter im Zug, dicht beim Geschütz, das er treulich bewacht, trottet schicksalsergeben der Lagerhund. Er kennt den Lauf der Welt; man hat sein Teil gesehen, auch wenn man nicht davon spricht. Kaiserlich oder schwedisch, das gilt ihm gleich; er ist da, wo sein Herr ist, und auf jeden Fall wird er die andern beißen.

Drei Ratschläge für Schadenfrohe

Man sagt, daß Schadenfreude die reinste Freude sei, und es ist wirklich so, daß wir selbst unter Freunden die Fröhlichkeit nicht unterdrücken können, wenn einer „hereinfällt", entweder buchstäblich, ins Wasser etwa, oder in übertragenem Sinne. Natürlich darf der Schaden, den der Betroffene hat, nicht groß sein, denn sonst würde sich unsere Freude sofort in Mitempfinden und Hilfsbereitschaft verwandeln, und nur ein Mensch wahrhaft niederträchtiger Wesensart könnte sich noch freuen. So bleiben auch diese drei Ratschläge in den Grenzen der Kameradschaft, und wer es übelnehmen wollte, durch sie „hineingelegt" worden zu sein, der hat keinen Humor, denn sonst wird er sich selbst den Lachenden anschließen.

Man sagt harmlosen Tones zu einem Kameraden: „Paß mal auf, wir wollen einander Fragen stellen, um zu sehen, wer das bessere Gedächtnis hat!" — „Ja, fang du mal an!" — „Gut. Du kennst doch das Reiterstandbild vor dem Bahnhof in X., nicht wahr?" — „Ja." — „Na, dann sag mir mal, ob der Reiter mit dem Helm oder mit der Mütze auf dem Pferd sitzt!" — Der andere überlegt eine Weile. „Mit dem Helm", sagt er dann. — „Falsch." — „Womit denn?" — „Mit dem Hinterteil."

Wenn man auf einer Reise in eine Gegend kommt, wo ein anderer Dialekt gesprochen wird, bringt man zunächst einmal das Gespräch auf die verschiedenen deutschen Mundarten. Darüber weiß jeder etwas zu sagen. Nach alledem fragt man dann etwa unvermittelt einen einheimischen Jungen: „Wie sagt man bei euch eigentlich zum Laternenpfahl?" Wenn der Betreffende beispielsweise ein Mecklenburger ist, so wird er antworten: „Latüchtenpahl."



4. Der Wespe ist die Flucht gelungen; Der Waldl aber ist verschlungen.

— „Ist das aber komisch!" erwidert man kopfschüttelnd. „Da habt ihr sicher viel zu reden auf der Straße. Bei uns zu Hause geht man bloß vorüber und sagt gar nichts zum Laternenpfahl."

Man gibt Unterschiedsrätsel auf und beginnt zuerst mit der allbekannten Frage: „Welches ist der Unterschied zwischen einem Briefträger und einer Fensterscheibe?" Die Antwort lautet: „Der Briefträger läuft zuerst und dann schwitzt er, die Fensterscheibe aber schwitzt zuerst und dann läuft sie." Fast jeder kennt diese Antwort und bringt sie nun stolz an. „Gut!" fährt man fort. „Richtig! Aber welches ist der Unterschied zwischen einem Kakteenfeld und einem Korbsessel?" Nach einigem Überlegen erklärt der andere fast immer, das wisse er nicht. „So, das weißt du nicht einmal? Mußt dich mal in beide hineinsetzen, dann merkst du den Unterschied."

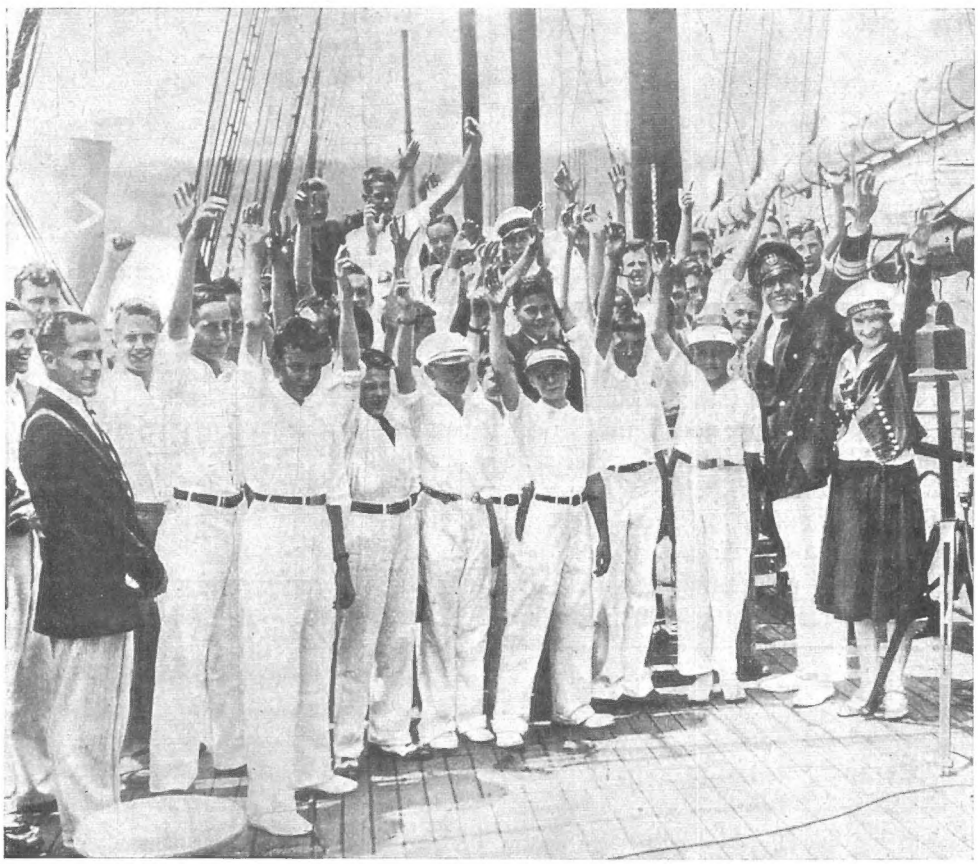
Der Sternhimmel im September 1930

Als erster Stern wird in der Abenddämmerung der Planet Venus, der „Abendstern", im Westen sichtbar. Seine Helligkeit wächst im Laufe des Monats zu mächtigem Glanze an. Er geht etwa eine Stunde nach der Sonne unter.

Nach Einbruch der Dunkelheit findet man im Norden den Großen Bären oder Wagen, der mit seinen Deichselsternen auf den horizontnahen Arktur im Bootes zeigt. Die Hintersterne des Wagens führen in der Verlängerung auf den Polarstern im Kleinen Bären zu und jenseits des Poles auf das Sternbild Kassiopeia, das einem lateinischen W gleicht. Zwischen Kleinem Bär und Kassiopeia steht das Viereck des Cepheus, zwischen den beiden Bärenbildern windet sich der Drache bis nahe zu dem Stern Wega in der Leier hin, die wir westlich vom Zenit finden. Im Südwesten des Zenits steht das große Kreuz des Schwans, darunter der Adler. Am Südwesthorizont glänzt der Planet Saturn, nahe dem Untergang. Die Sterne des Schützen, in dem er steht, sind schon zum größten Teil untergegangen. Den Westhimmel nehmen die weniger einprägsamen Sternbilder Herkules und Ophiuchus sowie die Kleine Krone ein.

Im Nordosten steht Kapella im Bilde des Fuhrmanns, darunter geht der Stier auf, in ihm der rötliche Aldebaran und das Siebengestirn (Plejaden). Darüber, unterhalb der Kassiopeia, findet man dann den Perseus. Rechts von ihm stehen drei Sterne in einem flachen Bogen: die Andromeda, in ihr der berühmte Spiralnebel. An sie schließt sich der Pegasus an. Im Süden stehen Steinbock und Wassermann, darunter, nahe dem Horizont, sehen wir einen hellen Stern: Fomalhaut im Südlichen Fisch. Den Südosten nehmen die Bilder Fische und darunter der Walfisch ein. Über dem Ostpunkt findet man den Widder. Die Tierkreislinie oder Ekliptik geht durch die Bilder Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder und Stier. Man beobachte auch besonders die Milchstraße, die vom Südwesten her in zwei Armen emporsteigt, sich im Schwan zusammenschließt und dann durch die Bilder Cepheus, Kassiopeia, Perseus und Fuhrmann hinzieht.

Der Stern Omikron im Walfisch, auch Mira (das heißt die Wunderbare) genannt, und der Stern Beta



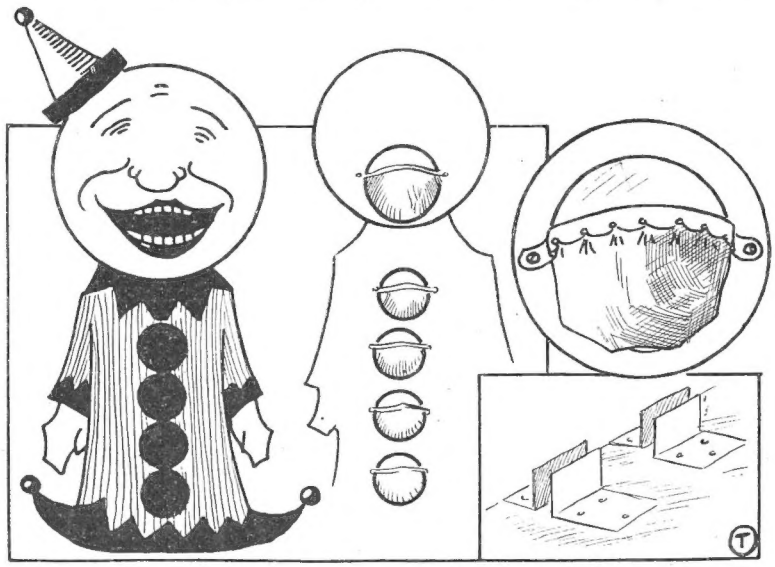
Graf und Gräfin Luckner auf dem Segelschoner »Mopelia« mit 50 amerikanischen Millionärssöhnen, denen der Graf in zweimonatiger Kreuzfahrt auf den zentralamerikanischen Gewässern das Hochseesegeln beibringen will / Phot. Scherl, Berlin.

im Perseus, der auch Algol heißt, sind die beiden am längsten bekannten veränderlichen Sterne. Mira, die in einer Periode von etwa dreihundertdreißig Tagen ihre Helligkeit ganz bedeutend ändert, ist in diesem Monat zu schwach, um ohne ein größeres Rohr gesehen werden zu können. Algol, ein Doppelstern, wird uns regelmäßig durch seinen dunkleren Begleiter, der eine Umlaufzeit von neunundsechzig Stunden hat, teilweise verdeckt. Die Dauer einer ganzen Verfinsterung beträgt etwa zehn Stunden. Kleinstes Licht tritt zu folgenden Zeiten ein: am 15. kurz vor Mitternacht, am 18. um $20^1/_2$ Uhr und am 21. um $17^1/_2$ Uhr. Leicht zu beobachten sind auch die Veränderlichen Beta in der Leier und Delta im Cepheus. Die Beobachtung geschieht so, daß man den Veränderlichen mit andern Sternen vergleicht.

Gegen Morgen kommen im Osten die Planeten Mars und Jupiter hoch. Mars zeigt eine recht rasche Bewegung und kommt am 27. September in große Nähe des Jupiter.

Vollmond ist am 8. September, Neumond am 22. September.

Benutze beim Studium des Himmels stets die Himmelskarte in deinem Schulatlas!



Wurfspiel „Der Clown".

Wurfspiel „Der Clown"

Ein Clown wird nach unserer Abbildung ohne besondere Mühe auf starke Pappe oder Sperrholz gezeichnet. Die Figur, der Mund und die Knöpfe werden ausgeschnitten. Hinter jedes Loch wird ein Stoffbeutelchen befestigt. Die Figur wird auf ein Holzbrett gestellt und auf diesem mit Winkeleisen festgehalten.

Die Spieler werfen mit kleinen Bällen nach der Figur. Wer durch den Mund wirft, hat gewonnen.

Die geheimnisvolle Schreibtafel

Das nachstehende Kunststück wird im Kreise von Jugendlichen stets gut gefallen und seine Wirkung nicht verfehlen. Es sind dafür allerdings einige Vorbereitungen zu treffen. Man besorgt sich eine Schreibtafel und fertigt aus schwarzer Pappe ein in den Rahmen passendes Stück an. Mit dieser Pappe bedeckt man die Schreibtafel. Beim Zeigen der Tafel hält man die Finger so auf Pappe und Rahmen, daß niemand die Täuschung bemerkt.

Nachdem man diese Tafel den Anwesenden gezeigt hat, legt man sie derart auf den Tisch, daß der Pappdeckel nach unten kommt und später auch liegen bleibt. Man muß daher entweder mit seinem Tisch etwas erhöht stehen oder die Anwesenden auf Stühle setzen, die von dem Tisch ziemlich entfernt sind.

Nun beginnt das Experiment. Der Vorführende wird sagen, daß auf diese Tafel von Geisterhand die Zahl geschrieben werden wird, die nachher beim Zusammenzählen der kommenden Zahlen sich ergibt. Der Zauberkünstler hat also vorher irgend eine vierstellige Zahl auf die Tafel geschrieben, die er sich genau merkt. Diese aufgeschriebene Zahl ist von der Pappe bedeckt worden. Nehmen wir also an, der Vorführende hätte auf die Tafel die Zahl 1800 geschrieben. Er läßt sich nun von drei Zuschauern je eine Zahl auf einen Zettel schreiben, die aber nicht höher als 500 sein darf. Inzwischen packt der Zauberkünstler die Tafel ohne die schwarze Pappe in einen Bogen Papier ein, verschnürt sie und läßt die Tafel von einem Unbeteiligten festhalten. Dann sammelt er die drei Zettel ein, auf denen die drei verschiedenen Zahlen stehen.

Ein vierter, aber Eingeweihter, meldet sich, der auch eine Zahl aufschreiben will. Inzwischen ist die Summe der drei andern Zahlen bekanntgegeben worden. Der vierte muß nun rasch errechnen, was bis zu 1800 fehlt, und die fehlende Summe auf einen Zettel schreiben. Wenn nun alles zusammengezählt wird, ergibt sich die Zahl 1800. Die Tafel wird ausgepackt, und zum Erstaunen aller erblickt man auf ihr die gleiche Zahl.

Das Rezept

Der englische Arzt Dr. Abenethy war sowohl als Arzt wie als großer Witzbold berühmt. Einmal wurde er nachts aus dem Schlaf geklingelt und hörte, als er auf den Balkon trat, von einer ängstlichen Frauenstimme die Worte heraufschallen: „Herr Doktor, kommen Sie sofort! Mein Sohn hat eine Maus verschluckt."

Empört über die nächtliche Störung und diese Worte, rief Dr. Abenethy zurück: „Macht nichts; lassen Sie ihn gleich noch eine Katze verschlucken!"